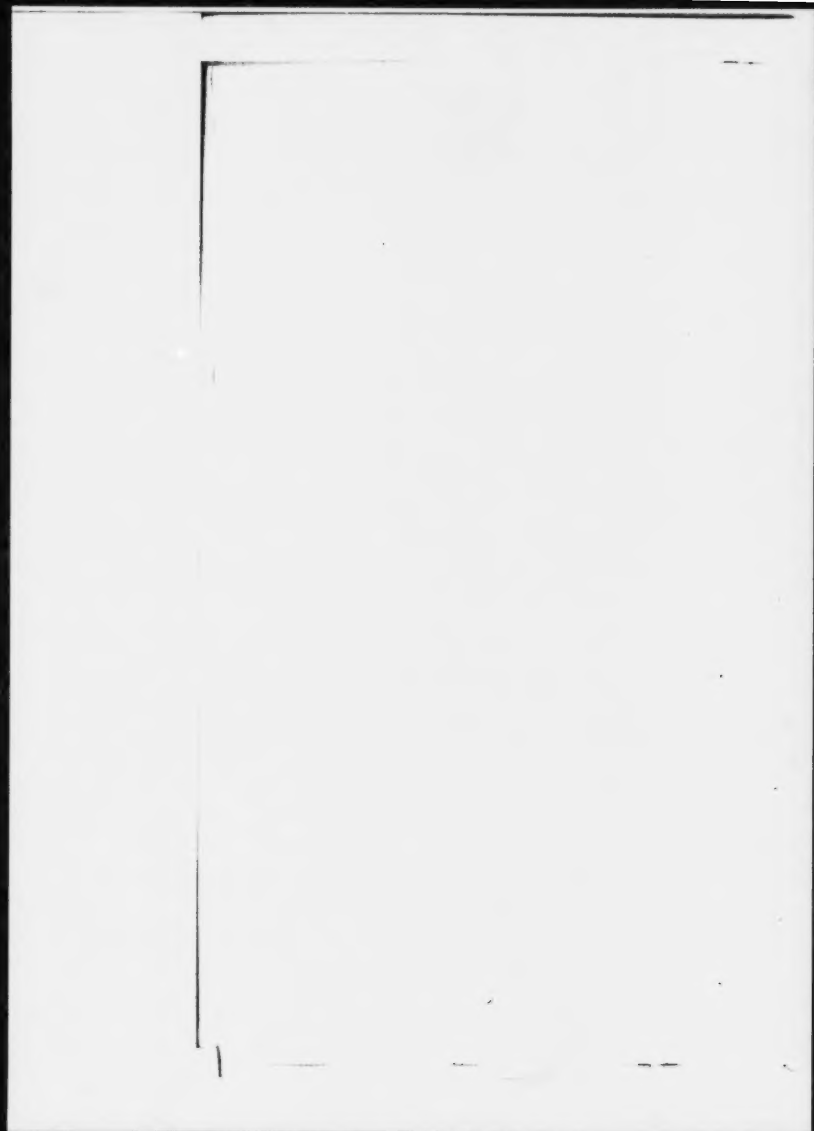


Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Erster Band.



Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Krehschmar.

Erster Band.

Goethe. — Schiller. — Graf Cagliostro. — Das Diamantenhalbband.

1279^v

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.



Inhalt.

Einleitung	Seite VII
Goethe	1
Goethe's Portrait	—
Goethe's Tod	4
Goethe's Werke	14
Schiller	39
Graf Cagliostro	98
Das Diamantenhalsband	166
1. Kap. Das Zeitalter der Romantik	—
2. „ Das Halsband wird gemacht	172
3. „ Das Halsband kann nicht verkauft werden	177
4. „ Wahlverwandtschaften — die zwei fixen Ideen	179
5. „ Die Künstlerin	191
6. „ Werden die beiden fixen Ideen sich vereinigen	197
7. „ Marie Antoinette	202
8. „ Die beiden fixen Ideen vereinigen sich	203
9. „ Der Park von Versailles	209

10.	Kay.	Hinter den Geulissen	Seite 212
11.	"	Das Halsband wird verkauft	" 213
12.	"	Das Halsband verschwindet	" 219
13.	"	Dritte Scene	" 221
14.	"	Das Halsband kann nicht bezahlt werden	" 223
15.	"	Vierte Scene	" 228
16.	"	Missa est	" 230

Einleitung.

Die deutsche Literatur ist wie keine andere eine Weltliteratur, nicht - bloß weil sie sich in ihren Originalwerken über das gesammte Reich des Wissens und Denkens aller Nationen verbreitet, sondern auch namentlich weil sie sich mehr als irgend eine mit der Uebertragung fremdländischer Geistesprodukte in die eigene Sprache befaßt.

Eine solche Vielseitigkeit hat ihr Gutes, aber auch ihre Schattenseiten. Ohne auf diese letzteren, über welche von Anderen schon so manches beherzigenswerthe Wort gesprochen worden, hier näher einzugehen, wollen wir nur die hervorheben, daß bei einer allzugroßen Beschachtung der fremden Literaturen sehr leicht der Sinn für das Einheimische erlaltet und manchem Talent es dadurch ungemein schwer gemacht wird, sich im eigenen Vaterlande Bahn zu brechen und Anerkennung zu erringen.

Eine andere hiermit nahe verwandte, wenn gleich nicht sofort in die Augen fallende Schattenseite ist aber auch die, daß durch Uebertragung einer Menge ganz werthloser und verwerflicher Erscheinungen der fremden Literaturen bei den Freunden einer gesunden, des denkenden Menschen würdigen Lectüre sehr leicht ein Vorurtheil und Mißtrauen gegen solche Vereicherungen der deutschen Literatur überhaupt erzeugt wird.

Die Rückwirkung eines solchen Mißtrauens kann natürlich nicht ausbleiben. Man wird vorsichtiger in der Wahl der Schriftsteller, welche man der deutschen Nation zugänglich zu machen wünscht und verfällt dabei in ein anderes eben so beklagenswerthes Extrem, in dessen Folge manche geistige Größe des Auslandes in Deutschland gar nicht oder wenigstens nicht so bekannt wird, wie sie es verdient.

Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, daß ein Autor wie Thomas Carlyle, der durch seine Geistesrichtung, die Tiefe und Vielseitigkeit seines Wissens, geniale Anschauung, fernige und originelle Ausdrucksweise und vor allem durch seine gründliche Kenntniß des deutschen Geistes, mehr als irgend einer dazu angethan ist, ein Liebling des gebildeten Theiles der deutschen Nation zu werden, bis jetzt nur erst in einem verhältnißmäßig kleinen Kreise die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat.

Freilich mag bei dieser anscheinenden Vernachlässigung Carlyle's von Seiten der deutschen Uebersetzer noch ein anderer Umstand mitgewirkt haben, der in Bezug auf andere moderne Schriftsteller nicht so leicht und wenigstens nicht in so umfanglichem Maße Platz ergreift.

Wir meinen die Schwierigkeit, Carlyle's Styl und Ausdruckswelse so zu verdeutschen, daß dadurch dem Leser nicht blos die Kenntniß des Inhalts mitgetheilt, sondern auch die äußere Form desselben in möglichst treuer Nachbildung vor Augen geführt wird.

Kennern der englischen Sprache, welche Carlyle gelesen haben, sind diese Schwierigkeiten genugsam bekannt; sie Nichtkennern auseinanderzusetzen, würde uns hier zu weit führen und um diesen wenigstens einen ungefähren Begriff davon zu geben, begnügen wir uns mit der Andeutung, daß Carlyle's Schriften mit wenigen Ausnahmen einer Uebersetzung fast dieselben Hindernisse in den Weg legen, wie die Werke unseres Jean Paul.

Hat aber die Uebersetzungskunst der Deutschen, die mit Hülfe ihrer reichen biegsamen Sprache zu solchen Leistungen vorzugsweise in den

Stand gesetzt sind, in Bezug auf römische, griechische und moderne Klassiker Bunter gethan und Homer und Virgil dem deutschen Leser eben so zugänglich gemacht, wie Shakspeare, Cervantes, Molière, Dante, Ariost u. s. w., so darf sie auch schon ehrenhalber nicht vor der verhältnißmäßig leichteren Aufgabe zurücktreten, die wir uns in Uebersetzung der ausgewählten Schriften von Thomas Carlyle gestellt haben.

Die gründlichen Studien, die unsererseits dieser Arbeit vorangegangen sind, die Lust und Liebe, womit wir sie unternommen haben, und der gewissenhafte Fleiß, den wir unausgesetzt darauf verwenden werden, lassen uns die befriedigende Durchführung und Vollendung eines Werkes hoffen, welches eine nicht bloß eingeübete, sondern wirklich vorhandene Lücke in unserer Literatur ausfüllen soll.

Wir wenden uns nun zu einem kurzen Abriss der literarischen Wirksamkeit Carlyle's und verbinden damit zugleich einige biographische Notizen.

Thomas Carlyle ward im Jahre 1796 zu Middlebie in der Grafschaft Dumfries in Schottland geboren, studirte in Edinburgh Theologie und Rechtswissenschaft, wendete sich aber später ganz der Literatur zu und widmete sich namentlich mehrere Jahre lang dem Studium der deutschen Sprache und Literatur, deren Kenner und Verehrer er in einem höheren Grade geworden ist, als irgend einer seiner Landsleute und die auf seinen ganzen Bildungsgang den entschiedensten Einfluß geäußert hat. Namentlich scheint Jean Paul's Schreibweise den nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausgeübt zu haben und wenn wir ihn vorhin in Bezug auf die Schwierigkeit der Uebersetzung mit diesem deutschen Autor verglichen, so lag eben wegen der unverkennbaren Art und Weise, auf welche Carlyle ihn nachzuahmen sucht, dieser Vergleich sehr nahe.

Die ersten beiden Werke, mit welchen Carlyle vor die Oeffentlichkeit trat, waren eine Huldigung, die er den beiden größten Heroen der deutschen Literatur darbrachte, nämlich eine Lebensgeschichte Schiller's und eine Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meis-

her's Lehriahre," wozu sich später auch noch die Uebersetzung von „Wilhelm Meister's Wanderjahre" gesellte.

Zwischen einer großen Anzahl namentlich für Fraser's Magazine, das New Monthly Magazine, Foreign Quarterly Review, London and Westminster Review u. s. w. gelieferter kürzeren und längeren Arbeiten, auf die wir nachher zu sprechen kommen, erschien von seinen größeren Originalwerken zunächst „Sartor Resartus, or, the Life and Opinions of Herr Teufelsdröckh," die ausgesprochenste und genialste Nachahmung Jean Paul'scher Denk- und Ausdrucksweise.

Auf dieses im Jahre 1836 erschienene Werk folgte im nächsten Jahre: „The French Revolution, a History," worin die Vorgänge und Persönlichkeiten jener welterschütternden Periode in herrlicher schwungvoller Sprache geschildert werden.

Der Cultus menschlicher Größe, dem er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit das Wort redet, fand endlich umfassenden und begeisterten Ausdruck in sechs Vorlesungen, welche unter dem Gesamttitel: „On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History" 1841 erschienen.

Bald darauf folgte „Chartism," ein für das Studium der politischen Zustände Englands höchst bedeutungsvolles Werk; „The Past and the Present," vielleicht das Großartigste und Erhabenste, was je über die Philosophie der Geschichte geschrieben worden, und „Latter Day Pamphlets," die in ihrer schönen Eigenthümlichkeit mit dem größten Interesse aufgenommen wurden.

Von großem historischen Werthe und deshalb für den Geschichtsforscher von hoher Bedeutung sind die „Letters and Speeches of Oliver Cromwell," die mit dem dazu gehörigen „Supplement" in den Jahren 1845 und 1846 erschienen.

Außer diesen größeren Werken, die fast sämmtlich mehrere Auflagen erlebt haben, liegen, wie schon oben erwähnt worden, von Thomas Carlyle eine große Anzahl kritischer oder referirender Aufsätze vor, die

als Muster von Scharfsinn, Belesenheit, redlicher, nur das Gute wollender Absicht und gewandter geistreicher Dictien betrachtet werden müssen. Sehr viele dieser Abhandlungen beschäftigen sich mit deutscher Literatur, namentlich mit Goethe, Schiller, Jean Paul, Heyne, Moravia, Luther, dem Nibelungenlied, Varnhagen von Ense, Tieck, G. T. W. Hoffmann und der älteren und neueren deutschen Literatur im Allgemeinen, während andere Burns, Johnson, Sir Walter Scott, Paillie, Voltaire, Diderot, Mirabeau, Graf Cagliostro, die Halsbandgeschichte und andere geschichtliche oder literarische Themata zum Gegenstand haben.

Von all dieser reichen Ausbeute eines genialen und uns nicht bloß verwandten, sondern auch mit warmer Liebe zugethanen Geistes ist dem deutschen Leser zeither weiter nichts zugänglich gewesen, als die „Geschichte der französischen Revolution“ und die „Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung,“ von welchen letzteren bereits im Jahre 1842 in einer deutschen Monatschrift ein Bruchstück mitgetheilt und darauf hingewiesen ward, daß Carlyle's Schriften durch ihren freien Sinn und stolzen Glauben an die Menschheit nicht minder als durch ihre geistreiche Behandlungsweise und Fülle an schönen großen Gedanken in Deutschland ungetheilte Anerkennung finden würden.

Wir beginnen unsere Uebersetzung der ausgewählten Schriften Carlyle's zunächst mit mehreren seiner vermischten Schriften und namentlich denen, welche unsere eigenen literarischen Größen zum Gegenstande haben, um dem Leser gleich von vorn herein einen Begriff von der Zielsetzung dieses Autors, vorzüglich aber auch von dem tiefen Verständniß, mit welchem er in die deutsche Literatur eingetrunken ist und von der redlichen Unparteilichkeit zu geben, womit er ihr selbst da, wo man seinem Urtheil nicht überall beirathen kann, die Anerkennung zollt, die ihr noch von so vielen Seiten verweigert oder doch nicht in dem Grade erwiesen wird, wie sie es verdient.

In der That möchte es schwer sein, unter den competenten Literaturkennern des Auslandes einen zweiten zu finden, welcher mit edler Selbsterleugnung seines Nationalstolzes wie Carlyle einräumt, daß die höhere Literatur Deutschlands zugleich die höhere Literatur Europas ist, und deutsch für gleichbedeutend mit die-
der, wahr und gediegen erklärt.

A. H.

Goethe's Portrait.*)

(1832.)

Hier, Leser, steht Du das Citron von Johann Wolfgang von Goethe. So lebt und lebt er, jetzt in seinem dreiundachtzigsten Jahre, fern in dem hellen, kleinen, freundlichen Cirkel zu Weimar, „der klarste, vielseitigste Mann seiner Zeit.“ Wunderbar ist die Kunst, die in den zehn Fingern wohnt, besonders in dem, was sie durch Pinsel und Feder zu Stande bringen! Den Mann, welchen England niemals sah, steht es jetzt — aus Frazer's „Galerie“ schaut er hier heraus, verwundert ohne Zweifel, wie er in eine solche Lichtstraße gekommen, aber dennoch mit freundlicher Anerkennung aller Nachbarn, gerade so wie der Mond gütig auf kleinere Lichter herabschauet und ihnen, selbst wenn sie weiter nichts wären, als Athrallämpchen oder irdische Glittersterne von geschnittenem Fleck, doch das Schreinen nicht verbietet. — Ja, sogar die Seele dieses Mannes kannst Du eben so schauen. Dann aber mußt Du Dich wohl in jenen vierzig Bänden „musikalischer Weisheit“ umsehen, welche unter dem Titel „Goethe's Werke“ Gotta in Tübingen oder Plack und Young in Coventgarden — dafern Du ihnen ein kleines Trinkgeld bierst — Dir freundlich behändigen werden: einem erhabeneren Anblick, oder einem mehr Augen bringenden wirst Du in dieser Generation nicht begegnen. Die deutsche Sprache kennst Du wohl; ist es nicht der Fall, so solltest Du das Studium derselben, wenn auch bloß zu diesem Zwecke, unternehmen — es verlehnte schon der Mühe.

Groquiß, ein Mann, der sonst ziemlich vorherrschend zur Satyre geneigt ist, überrascht uns bei dieser Gelegenheit mit einem Ausdruck von Enthu-

*) Von Stieler in München.

* Goethe. I.

fladmus. Er erklärt wiederholt, daß dies der schönste aller lebenden Köpfe sei, spricht viel von einer Verschmelzung von Leidenschaft und Ruhe, von heiter-erhabener Tiefe der Augen, von der königlich gewölbten Stirn, einem förmlichen Palaste der Gedanken — u. s. w.

Der Verfasser dieser Notizen ist nicht ohne Entschiedenheit des Charakters und kann glauben, was er weiß. Er antwortet Bruder Croquis, daß es kein Wunder ist, wenn dieser Kopf königlich und wie ein Palast erscheint, denn ein hohes königliches Werk sollte darin zu Stande gebracht werden. Ja, Leier, in diesem Kopfe spiegelt sich die ganze Welt in so klarer ätherischer Harmonie, wie sie in keinem sich gespiegelt, seitdem Shakespeare von und geschieden; selbst dieser Lumpenmarkt von einer Welt, wo Du Dich sorgst und müdest und — wie zu vermuthen — krauchelst und stolperst, — alles spiegelt sich verklärt hier ab und enthüllt sich als etwas dennoch Heiliges, dennoch Götliches. Welch eine Alchemie, ein tolles, von Zwweifelsucht, Uneinigkeit und Verzweiflung erfülltes Universum zu finden und es in ein weises Universum des Glaubens, des Wohlklangs und der Ehrfurcht zu verwandeln! War dies nicht ein opus magnum, wenn es je eina gegeben? Und dies ist der Mann, welcher heroisch schaffend und kultend es vollendet hat.

In dieser unserer zerfahrenen Zeit, in welcher die Menschen ihre alten Leisterne verloren haben und Irzughitern und thörichten Irzweisen nachlaufen; wo bei dem Erdbben der Nationen Alles zu einem Chaos zusammengeflürzt ist, wo die Hohen niedrig und die Niedrigen hoch werden; wo fortwährend irgend ein Herzog oder König von Soundso in die Höhe gesprudelt wird, um einige Augenblicke lang auf der Oberfläche zu schwimmen, so daß er sich einbildet, der oberste Lenker von Allem zu sein, während er doch nur die oberste Schaumblase ist, welche bald wieder platzt und in der wildgährenden Masse verschwindet — in dieser so verächtlichen Zeit, sagen wir, wurden nichtesweniger — der allgütige Himmel sei ewig dafür gepriesen! — zwei große Männer — unter uns gesendet. Der eine schläft jetzt auf der Insel St. Helena im Finkern und allein bei dem ewig brausenden Schlummerlied des Ocean; der andere erfreut sich noch des himmlischen Sonnenlichts an den Ufern der Im.

Groß war die Rolle, die einem Jeden zugewiesen, groß das Talent, welches ihm dazu verliehen worden; und dennoch welch ein Contrast! Bonaparte schritt durch die von Kriegen durchzuckte Welt, wie ein Alles verschlin-

gendes Erbheben, wogend, donnernd, ein Königreich über das andere schleudert; Goethe war wie das mild glänzende, unhörbare Licht, welches dessen ungeachtet dieses Chaos in eine Schöpfung umwandeln kann. So sehen wir, daß Napoleon mit seinen Austerlizen, Waterloos und Borodinos vollständig verschwunden ist; Alles ist dahin und verflummt, wie eine Wirthshauschlägerei. Der Andere dagegen glänzt immer noch im eigenen strahlenden Lichte; seine begeisterten Worte wohnen in lebenden Herzen als das Leben und die Begeisterung jegiger und künftiger Denker. In etwa fünfzig Jahren werden seine Gedanken in andere Worte übertragen und selbst für die Fassungskraft der Tagespresse zugänglich gemacht sein; kraft seiner Aussprüche werden Parlamentsacten erlassen werden — dieser Mann ist, wenn wir es recht überlegen, bestimmt, Herrscher der Welt zu sein.

Auch Dir selbst, Leser, hat er schon jetzt einen Rath zu geben, das Geheimniß seiner ganzen poetischen Alchymie: gedenke zu leben. Ja, gedenke zu leben! Dein Leben, und wärest Du der armeligste aller Erdensohne, ist kein eiserer Traum, sondern eine erhabene Thatiache. Es ist Dein Eigenthum; es ist Alles, was Du hast, um damit der Ewigkeit gegenüber zu treten. Wirke daher, wie er gewirkt hat und noch wirkt, — gleich einem Stern, „ohne Haß, aber ohne Raß.“ — Sic valeas.

Goethe's Tod.

(1832.)

Die Todtenliste der letztvergangenen Tage enthält einen Artikel von ganz besonderer Bedeutsamkeit; die Zeit, der Ort und die nähern Umstände desselben werden noch oft wiederholt und wieder niedergeschrieben werden und noch viele Jahrhunderte in der Erinnerung fortleben. Am 22. März 1832 starb Johann Wolfgang von Goethe in Weimar. Es war ungefähr elf Uhr Vormittags; er starb, sagt der Bericht, ohne äußeren Anschein von Leiden, nachdem er wenige Minuten vorher Papier verlangt, um zu schreiben und seine Freude über das Nahen des Frühlings zu erkennen gegeben. Ein schöner Tod, gleich dem eines Soldaten, der treu auf seinem Posten ausharrt und dessen kalte Hand noch fest die Waffe umschließt! Die letzten Worte des Dichters sind ein Gruß an die neu erwachende Erde; seine letzte Bewegung ist, in seinem Berufe fortzuarbeiten. Ein schöner Tod! Wir möchten ihn einen heilig-klassischen Tod nennen, wenn es nicht vielmehr eine Himmelfahrt gleich der des Elias wäre, aber nicht in einem furchtbaren Feuerwagen, sondern auf den Flügeln der Hoffnung und den Strahlen der milden Frühlingssonne! In Frankfurt am Main, am 28. August 1749, erblickte dieser Mann das Licht der Welt und nun, nachdem er freundlich den Geburtstag seines zweiundachtzigsten Frühlings willkommen geheißen, schließt er die Augen und nimmt Abschied.

So ist denn unser größter Mann geschieden. Jene Melodie des Lebens, welche Ohr und Herz gefangen nahm, ist verstummt; die himmlische Kraft, welche siegreich über so Vielem hier wohnte, ist nicht mehr; bis hierher und nicht weiter soll der Weise durch Wort und That sich ausdrücken. Das Ende! Welch eine erhabene Bedeutung liegt in diesem Wort, wenn es bei

dem Scheiden eines Freundes traurig durch die Seele hallt! Alles ist nun unwiderruflich aus; das wechselvolle Lebensbild, welches täglich mehr Zusammenhang und neue Farben und Schattirungen gewann, ist plötzlich fertig und unveränderlich geworden: so wie es da lag, ist es von diesem Augenblicke an in den Aether des Himmels getaucht und strahlt verklärt, um ewig so zu bleiben. Unerbittlich und Alles verschlingend ist die Zeit und ihre Herrschaft, aber dennoch groß und erhaben! Der Werktagemann, der einer von uns war, hat das Gewand der Ewigkeit angezogen und ist strahlend und triumphirend geworden: die Gegenwart ist mit einem Male die Vergangenheit; die Hoffnung ist plötzlich abgeschnitten und nur die Rückblicke der Erinnerung bleiben übrig, von einem Lichte erhellt, welches nicht von tiefer irdischen Sonne ausgeht.

Goethe's Tod ist selbst für die vielen Herzen, die ihn persönlich liebten, nicht Etwas, worüber man klagen und weinen mußte; er ist vielmehr in Goethe's eigenem Geiste als etwas Großes und Heiliges zu betrachten. Denn es ist allen Menschen geheißen, einmal zu sterben. Diefem Manne war das volle Maß eines Menschenlebens gewährt worden und seine Laufbahn und Aufgabe von der Art, wie sie nur Wenigen in allen Generationen der Welt bechieden ist. Was konnten wir sonst hoffen und verlangen, als daß er nun von hinnen gesehen und ihm verschattet würde, vom Schauplatz abzutreten, nachdem er das Werk beendet, welches ihm aufgegeben worden? Wenn seine Bahn — wie wir von ihm mit mehr Recht sagen können, als von irgend einem Andern — der Bahn der Sonne gleich, so läßt sich dieser Vergleich auch auf seinen Untergang anwenden. Eben so wie die materielle Sonne das Auge und die Offenbarerin aller Dinge ist, so ist es die Poesie, so ist es der Weltstichter in geistigem Sinne. Auch Goethe's Leben wird, wenn wir es recht betrachten, durch dieses Emblem eines Sonnentages sehr wohl veranschaulicht. Schön ging unsere Sommersonne auf, prachtvoll in dem rothglühenden Osten, die Nachtgeipenster und giftigen Nebel — von welchen beides genug vorhanden waren — vercheuchend; stark und freundlich in ihrer Mittagsbelle, die Höhe des Himmelsbogens fleigreich durchschießend und nun sehr, wie sie untergeht! „So stirbt ein Held, anberungsvoll!“

Und dennoch, wenn die leblose materielle Sonne hinabgesunken und verschwunden ist, geschicht es, daß wir dastehen und in den noch glühenden Westen hineinschauen; und es erheben sich große, bleiche, regungslose Wolken, wie Couliissen oder Vorhänge, die das Flammentheater einrahmen; und

dann, in dieser Todespause des Tages, bemächtigt sich unser ein unaussprechliches Gefühl. Es ist, als ob die armseeligen Klänge der Zeit, das Hämmern der müden Arbeit auf ihren Ambosen, die Stimmen einfacher Menschen etwas Ehrfurchtgebietendes und Uebernatürliches angenommen hätten, als ob wir sie mit dem immer dröhnenden Tone der alten Ewigkeit sich mischen hörten. In solchen Momenten liegen die Geheimnisse des Lebens und offener; geheimnißvolle Dinge durchzuden die Seele; das Leben selbst scheint heiliger, wundervoller und furchibar.

Um wie viel mehr aber ist dies alles der Fall, wenn unser Sonnenuntergang der Untergang einer lebenden Sonne war und ihr strahlendes Antlitz nicht morgen, sondern niemals, niemals wieder zu und zurückkehrt! Bei einem solchen Austritt ist Schweigen, wie über dem geheimnißvollen Großen, für Den, der einiges Gefühl dafür hat, das Angemessenste. Nichtsdestoweniger aber wird durch Schweigen Das, was entfernt ist, nicht in Verührung gebracht; das Gefühl eines Jeden bleibt ohne Antwort aus der Brust seines Bruders. Es giebt jetzt — was vor einigen Jahren nicht der Fall war — kritische Herzen, die einigermaßen wissen, was die Worte „Goethe's Tod“ zu bedeuten haben; diesen Herzen werden unter ihren vielen Gedanken über dieses Ereigniß, welche nicht in Worte überetzt werden können, die nachfolgenden wenigen durch dieses unvollkommene Metium nicht unerwünscht sein.

„Der Tod,“ sagt der Philosoph, „ist eine Verschmelzung der Ewigkeit mit der Zeit; in dem Tode eines guten Menschen blüht die Ewigkeit durch die Zeit hindurch.“ Bei einem so erhabenen Falle, wie er sich hier dem Auge und dem Herzen darbietet, ist es ganz natürlich, wenn wir mit erhöhter Spannung vor und hinter uns schauen und fragen: Wie groß ist wohl der Raum in diesen Jahren und Aeonen der berechneten Zeit, auf welchen dieser Mann mit seiner Thätigkeit Einfluß äußern wird; in welchem Verhältniß zu der Welt der Veränderung und Sterblichkeit, welche die Menschen das Leben nennen, hat Der, welcher sorben zu den Unsterblichen abgerufen worden, gestanden und wird er ferner stehen?

Goethe, sagt man gewöhnlich, schuf eine neue Aera in der Literatur; mit ihm begann eine poetische Aera, deren Ende oder fernere Tendenzen jetzt noch in keiner Weise allgemein sichtbar sind. Dieser Ausdruck ist ein sehr richtiger und in weit tieferer Bedeutung richtig, als für die Mehrzahl darin zu liegen scheint. Wäre der Dichter weiter nichts, als ein angenehmer

Ton und Sänger, der das Ohr des Müßigen mit hübschen Liedern ergötzt und der neue Dichter einer, der sein Lied nach einer neuen Melodie singen kann, so würden wir ihn als etwas Geringes betrachten und seine Leistung eben nicht hoch anschlagen. Dieser Mann aber war ein Dichter in einem Sinne, wie die letzten Generationen keinen zweiten gesehen haben. Der wahre Dichter ist stets, wie im Alterthume, der Seher, dessen Augen die Nacht verliehen ist, das göttliche Geheimniß des Weltalls zu erkennen und einige neue Zeilen der himmlischen Schrift zu entziffern. Wir können ihn immer noch einen Vates und Seher nennen; denn er sieht in dieser größte der Geheimnisse, das „offene Geheimniß“; verborgene Dinge werden klar, wie die Zukunft nur eine andere Phase der Gegenwart ist. Dadurch sind seine Worte in der That und Wahrheit prophetisch und was er gesprochen hat, wird geschehen.

Man beginnt jetzt überall zu ahnen, daß die wirkliche Kraft, welcher in dieser Welt alle Dinge gehorchen müssen, Einsicht, geistige Anschauung und Entschlossenheit sind. Der Gedanke ist die Mutter der That, ja er ist die lebende Seele derselben, denn er ist nicht bloß ihr Urheber, sondern auch ihr Erhalter. Der Gedanke ist daher die Grundlage, der Anfang und das innerste Wesen der ganzen menschlichen Existenz hienieden. In diesem Sinne, hat man gesagt, ist das Wort des Menschen — der ausgesprochene Gedanke — eine Zauberformel, wodurch er die Welt beherrscht. Gehorchen ihm nicht Winde und Wogen und alle tobenden Mächte, leblose sowohl als belebte? Ein armer, ganz mechanischer Zauberer spricht, und feuerbesflügelte Schiffe durchkreuzen auf sein Geheiß den Ocean. Die Nationen sind in Zwietracht, Verzweiflung und finstere chaotische Wuth versunken und flehe, die schwächsterne Stimme eines hebräischen Märtyrers und Erlösers befähigt, beschwichtigt und beruhigt Alles. Die barbarische Erde wird freundlich und schön, und der Wohnsitz entseßlicher Grausamkeit ein Tempel des Friedens. Der wahre Herrscher der Welt, welcher die Welt nach seinem Willen formt, wie weiches Wachs, ist Er, welcher liebend in die Welt bereinsteht, der begelteste Denker, den wir in unserer Zeit den Dichter nennen.

Aber so wie der Mond, der das atlantische Meer emporheben kann, die geboramen Wogen nicht auf einmal, sondern allmählig steigen läßt und die Fluth, welche heute unsere Küsten bespült, schon vor achtundvierzig Stunden aus dem Schooße des großen Oceans emporstieg; so wie überhaupt alle Weltbewegungen tief und ruhig sind und majestätisch langsam ihren Gang

verfolgen, so ist es auch mit dem Impuls eines großen Mannes und mit der Wirkung, die er auf andere Menschen zu äußern hat. Einem solchen Manne müssen wir eine oder zwei Generationen geben, ehe der himmlische Impuls, den er der Welt mitgetheilt, sich allgemein verkündet und — gleich der Wirkung des Mondes — allen Menschen, wenn auch noch nicht verständlich, doch fühlbar wird. Dann bedarf dieser Impuls wiederum einer oder zweier Generationen, in welchen er wachsen, sich ausbreiten und alle Dinge durchdringen muß, ehe er seinen Gipfelpunkt erreichen kann, worauf er sich dann mit anderen Bewegungen und neuen Impulsen verschmilzt und endlich aufhört, eine besondere Beobachtung oder Bezeichnung zu bedürfen.

Eine solche Periode kann länger oder kürzer sein, je nach der Beschaffenheit des Impulses selbst und der Elemente, auf die er einwirkt; vor allen Dingen aber, je nachdem der Impuls seinem innersten Wesen nach groß und tiefreichend, oder bloß weit ausgebreitet, oberflächlich oder vorübergehend ist. Wenn daher David Hume jetzt Pontifex der Welt ist und die meisten Herzen und Zungen beherrscht — die Herzen und Zungen sogar Derer, welche sich vergebens gegen ihn empören — so sind doch nichtsdestoweniger Anzeichen vorhanden, daß seine Aufgabe sich ihrer Vollendung naht, denn schon wird in der Ferne sein Nachfolger sichtbar. Andererseits haben wir einen Napoleon ge sehen, der gleich dem Schießpulver — mit welchem er in der That auch hauptsächlich arbeitete — seine ganze Kraft auf einmal explo dirte und in dem kurzen Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren verbrachte und verstummt. Für einen wahrhaft großen Mann, der mit geistigen Werkzeugen arbeitet, sind zwei Jahrhunderte keine ungewöhnliche Periode, ja es hat auf dieser unserer Erde Menschen gegeben, deren Impuls seine Entwicklung erst nach fünfzehnhundert Jahren beendet hatte und in seiner individuellen Substanz vielleicht noch nach zweitausend sichtbar war.

Obgleich aber unsere Uhr schlägt, wenn von Stunde zu Stunde eine Veränderung eintritt, so schallt doch in der Uhr der Zeiten kein Glockenschlag durch das Weltall, welcher das Beginnen einer neuen Ära verkündete. Der eigentliche Anfang bleibt in den meisten Fällen unbemerkt, ja, ist gar nicht zu bemerken. Und so kommt es, daß die Menschen sich verrechnen und hier und dorthin tasten, nicht wissend, wo sie sind und welchen Lauf ihre Geschichte nimmt. Wie viele auf salbige Berechnungen gegründete Hoffnungen haben z. B. innerhalb dieses letzten Jahrhunderts mit seinen wilden abenteuerlichen Schöpfungen und Vernichtungen in bitterer Enttäuschung geendet! Wie

viele weltberühmte Siege wurden gewonnen und verloren, wie viele Dynastien gegründet und gestürzt, wie viele Revolutionen zu Stande gebracht, wie viele Constitutionen beschworen und allemal glaubte man, die „neue Aera“ sei da, oder doch nahe, und dennoch kam sie nicht, sondern die Zeit blieb krank!

Alles, alles dies waren nur krampfhaftige Zuckungen der todtkranken Zeit; die Krise der Heilung und Wiedergeburt ward dadurch nicht angedeutet. Die wirkliche neue Aera war, als ein weiser Mann in die Welt kam, mit klarem Blick und Seelengröße, um unter diesen neuen Schwierigkeiten jene alte hohe Aufgabe: ein Leben der Weisheit, zu vollenden.

Ein solcher Mann ward durch die Vorherbestimmung des Himmels in der That und Wahrheit der Erlöser der Zeit. Trug er nicht den Fluch der Zeit? Ihr Skepticismus, ihre Bitterkeit, Hohlheit und ihre tausendfältigen Widersprüche drangen auf ihn ein, bis sein Herz nahe daran war zu brechen; aber er bezwang alles dies, erhob sich siegreich darüber und zeigte mannigfach durch Wort und That Anderen, die nach ihm kamen, wie sie desselben gleichen thun sollten. Ehre ihm, der zuerst durch die ungangbare Wüste einen Weg bahnt! Dies ist in der That die Aufgabe eines jeden großen Mannes, ja eines jeden guten Mannes in der einen oder andern Sphäre, denn Güte ist Größe und der gute Mann, sei er vornehm oder gering, ist stets ein Märtyrer und geistiger Held, der sich um unserer Befreiung willen in die Höhle wagt. Die Höhle, in welche dieser Mann sich wagte, die er lichtete und bewohnbar machte, war die größte und gefährlichste von allen und sie schließt zugleich die anderen alle mit in sich: Die ganze zerfallene Existenz des Menschen ist ein Zeitalter des Unglaubens. Wer da lebt, wer mit ernstem Sinne sich bemüht, in diesem raubenden Elemente weise zu leben, der wird vielleicht nur zu wohl erfahren, um welch ein Unternehmen es sich hier handelte, und für den Auserkorenen unserer Zeit, der es vollführte, um so größere Ehrfurcht und eine Dankbarkeit empfinden, wie Niemand sie sonst beanspruchen kann.

Wie weit er es hierin brachte, durch welche Mittel, mit welcher Geduld und Thätigkeit, wird im Laufe der Zeit ermessen werden. Die Tüchte, welche man Goethe's Werke nennt, werden nun keine weitere Vermehrung oder Abänderung erfahren und der Bericht über sein ganzes geistiges Streben liegt hier geschrieben vor uns, — wären nur auch die Leute da, die ihn recht zu lesen verstünden! Ein herrlicher, erhabener Bericht, worin Der, welcher sich selbst und seine Umgebung zu verstehen wünscht, welcher sich aus der Finstern-

nist nach dem Lichte, als dem Einen, was da noth ist, durchzukämpfen sucht, lange und dankbar studiren wird. Denn die ganze chaotische Zeit, was sie gelitten, erreicht und erstrebt hat, steht hier wiedergespiegelt, ausgedeutet und zu poetischer Klarheit veredelt. Von den leidenschaftlichen Sehnsuchtsklagen eines „Werther“, die gleichsam aus dem Herzen ganz Europa's gedrungen wurden, weiter durch die wilde, gespenstische Melodie eines „Faust“, die dem Geisterfange fallender Welten gleicht, bis zu jener heiter lächelnden Weisheit von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ und des „deutschen Hais“, — welcher ein Zwischenraum, umschlossen von ätherischer, harmonisch alles vereinigender Musik, wie aus unbekannten Sphären! Ein langer Zwischenraum und eben so breit als lang, denn Goethe war unverfälscht. Geschichte, Wissenschaft, Kunst, menschliche Thätigkeit unter jeder Gestalt, die Weisheit des Lichts in seiner Farbenlehre, die Weisheit des wilden italienischen Lebens in seinem *Benvenuto Cellini* — nichts entging ihm, in Alles blickte, in Alles schaute er. Und dann erwäge man die Aechtheit alles dessen, was er that, seine kernige originelle Sprache, einfach, erhaben, edel und voll lustiger Anmuth! Seine Kunstwerke schuf er von antik-griechischer Vollendung, wie Torquato Tasso, wie *Phigeneie*; Sprichwörter, Aenien, patriarchalische Aussprüche, welche, außer in der heiligen Schrift, nirgends ihres Gleiches haben und in deren klaren Tiefen oft Material zu ganzen Vänden liegt.

Um alles dies zu messen und zu erwägen, ist, wie wir gesagt haben, die Zeit noch nicht da; in hundert Jahren wird diese Aufgabe besser gelöst werden können. Wer sich darein am gründlichsten vertieft, wird ihre Bedeutung am größten finden, und am bereitwilligsten anerkennen, daß sie seine Kräfte übersteigt. Der Leser muß erst sehen, ehe er versucht zu übersehen. Aber ein armüthiger Leser wäre doch der, der hier nicht die ächten Ursprünge derselben neuen Aera erkennen wollte, die uns so oft fälschlich verkündet worden. Wunderbar! die Trümmer und in Staub zerfallenen Ueberbleibsel alter Dinge, Institutionen, Religionen, vergessene Größen, durch den Hauch des Genius wieder zum Leben erweckt, liegen hier in neuem Zusammenhange und beginnender Einigung, denn der Geist der Kunst wirkt schaffend in der Masse. Dieses Chaos, in welches das achtzehnte Jahrhundert mit seinem wilden Kriege von Heuchlern und Skeptikern die Vergangenheit verwandelt hatte, beginnt hier wieder eine Welt zu werden.

Dies, das Höchste, was von geschriebenen Büchern gesagt werden kann, ist von diesen zu sagen: es liegt in ihnen eine neue Zeit, die Prophe-

zeiung und der Anfang einer neuen Zeit. Hier ist der Grundstein eines neuen socialen Gebäudes für das Menschengeschlecht gelegt, fest wie zuvor auf dem natürlichen Felsen; weithin sich streckende Linien eines Grundrisses sehen wir ebenfalls und künftige Jahrhunderte werden sie erweitern, verbessern und verwirklichen.

Diese Worte werden Manchem seltsam erscheinen, aber nicht desto weniger sind sie keine leeren Uebertreibungen, sondern der Ausdruck eines Glaubens, der nicht von gestern ist; vielleicht werden sie, wenn man noch ein Menschenalter lang Goethe gelesen und über ihn nachgedacht hat, nicht so seltsam erscheinen.

Kosibar ist das neue Licht der Erkenntniß, welches unser Lehrer und erringt und dennoch klein gegen das neue Licht von Liebe, welches wir ebenfalls durch ihn erhalten, denn das wichtigste Element der Leistung irgend eines Menschen ist das Leben, welches er vollbracht. Unter dem geistigen Bande, welches die Menschen umschlingt und durch Vorchrift wirkt, liegt ein noch heiligeres Band der Liebe, welches durch das Beispiel wirkt und dessen geheimnißvoller, tiefachender, allumfassender Einfluß sich noch weniger berechnen läßt. Denn die Liebe ist stets der Anfang der Erkenntniß, eben so wie das Feuer der Anfang des Lichts ist, und wirkt auch mehr in der Art des Feuers.

Daß Goethe ein großer Lehrer der Menschen war, bedeutet schon, daß er auch ein guter Mensch war, daß er selbst gelernt, in der Schule der Erfahrung gekämpft und zuletzt gesiegt hatte. Für wie viele Herzen, die dem Tode nahe in dem dumpfen Kerker des Unglaubens — dem wahren Nichts und leeren Raume — schmachteten, ist die Versicherung, daß es einen solchen Mann gab, daß solch ein Mann noch möglich war, eine beglückende Treuepost gewesen! Wer da lernen will, Ehrfurcht mit Klarheit in Einklang zu bringen, Das, was falsch ist, zu leugnen und zu bekämpfen und dennoch das Wahre zu glauben und zu verehren; unter tobenden Parteien, die nur nach Dem trachten, was entweder ganz hohl ist oder dessen Kern nur einen Tag lang dauert, welche das zerfahrene, erstorbene sociale System in stürmische Zudungen versetzen und hin und her reißen, auf dem rechten Wege zu bleiben und, während er für die Welt und in der Welt arbeitet, sich von der Welt unberührt zu erhalten, — der schaue hierher. Dieser Mann ward moralisch groß, weil er in seiner Zeit Das war, was in einigen andern Zeitaltern Viele hätten sein können — ein ächter Mann. Sein größter Vorzug

war der, daß er ächt war. So wie seine Hauptfähigkeit, die Grundlage aller anderen, Intelligenz, Tiefe und Kraft der Anschauung war, so war seine Haupttugend Gerechtigkeit, der Muth, gerecht zu sein. Wir bewunderten die Stärke eines Riesen an ihm, aber eine Stärke, die zur sanftesten Milde veredelt war, gleich der stummen, felsenumgürteten Stärke einer Welt, deren auf dem Diamant ruhenden Schooße Blumen emblühen. Das größte aller Herzen war auch das wackerste — furchtlos, unermüdet, friedlich, unüberwindbar. Er war ein vollendeter Mann: die zitternde Empfindsamkeit, der wilde Enthusiasmus einer Mignon verträgt sich mit der höhnischen Ironie eines Mephistopheles und jede Seite seines vielseitigen Lebens erhält von ihm, was ihr gebührt.

Goethe pries Schiller glücklich, daß er jung starb, in der vollen Kraft seiner Tage, so daß man ihn sich immer als jung denken konnte. Ihm war ein anderes, höheres Loos beschieden. Alle Veränderungen des menschlichen Lebens sollte er durchmachen, bis an die äußerste Grenze, und alle etel und groß. In der Jugend kann die Schmeichelei des Glücks und ununterbrochener äußerer Wohlstand ihn nicht verderben, so daß ein weiser Beobachter sich veranlaßt sieht, zu bemerken: „Nur ein Goethe kann an der Sonne irdischen Glückes seine Phönixschwingen unverletzt erhalten.“ — Während seines gereiften Mannesalters und in den verwickeltesten Beziehungen als Dichter, Hofmann, Politiker, Geschäftsmann und Philosoph, unter Revolutionen und Gegenrevolutionen, äußeren und geistigen, während die Welt sich laut für ihn, während die Welt sich laut oder schweigend gegen ihn erklärt, zu allen Zeiten und in allen Situationen, verfolgt er gleichmäßig seinen Weg. Selbst das Greisenalter, welches man unerfreulich und schwach nennt, sollte er liebenswürdig machen. Wer, der ihn so sah, ehrwürdig an und für sich und immer klarer und reiner in der Verehrung der Welt, hätte nicht beten sollen, einst auch ein solcher Greis zu werden? Und blieb der gütige Himmel nicht fortwährend gütig? Verließ er nicht einer so glorreichen Laufbahn das würdigste Ende?

So war Goethe's Leben, so war sein Hinterrück. Er schläft jetzt neben seinem Schiller und seinem Karl August von Weimar; es war der Wille des Fürsten, zwischen diesen Beiden seine letzte Ruhestätte zu finden. Im Leben waren sie vereint, im Tode sind sie nicht getrennt. Der unermüdete Arbeiter ruht nun aus von seinen Werken; die Frucht dieser aber wächst und gedeiht fort. Seine irdischen Jahre sind gezählt und geendet, seine Thätigkeit aber,

die in dem Ewigen wurzelt, hat kein Ende. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutschlands, welche die höhere Literatur Europa's ist, verstehen, sammelt sich schon um diesen Mann als ihren Schöpfer. Wer kann die Bedeutung und den weit reichenden Einfluß dieser großartigen Erscheinung bemessen, welche geheimnißvoll über einer Welt emporräuchert, die nicht darauf hoffte? Die Literatur Europa's wird vergehen; Europa selbst, die Erde selbst wird vergehen; dieses kleine Rettungsbboot von einer Erde mit ihrer lärmenden Besatzung, die man das Menschengeschlecht nennt, und all ihrer unruhvollen Geschichte wird eines Tages verschwunden sein, verschwunden wie ein Wölkchen vom Azur des All! Was aber ist der Mensch! Er dauert bloß eine Stunde und wird zermalmt noch vor der Nothe. Und dennoch liegt in dem Dasein und in dem Wirken eines gläubigen Menschen — wie aller Glauben von Beginn an und Bürgschaft giebt — schon ein Etwas, was nicht zu diesem wilden Todeselement der Zeit gehört, was über die Zeit triumphirt und ist und sein wird, wenn selbst die Zeit nicht mehr ist.

Und nun kehren wir zurück in die Welt und verlassen dieses frisch aufgeworfene Grab. Der Mann, den wir lieben, ruht hier, aber wunderbar und glorreich und sein Geist lebt noch in uns mit ädtem Leben. Könnte doch ein Jeder hier geloben, seine kleine Aufgabe so zu lösen, wie der theure Dahingesehene seine große Erfüllung — nach der Art eines ädten Mannes, nicht für einen Tag, sondern für die Ewigkeit! und, wie er rief und empfahl, nicht bequem im Plausiblen und Halben, sondern:

„Im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben!“

Goethe's Werke.

(1832.)

Es sind jetzt vier Jahre her, seitdem wir dieses Buch der öffentlichen Aufmerksamkeit ganz besonders empfehlen, seit welcher Zeit zwei wichtige damit in Zusammenhang stehende Umstände sich ereignet haben. Vor zwei Jahren ist nämlich der vierzigste und letzte Band erschienen und als ein emphatischer, erhabener Schluß sowohl dieser „vollständigen Ausgabe letzter Hand“ und aller anderen Ausgaben, Bestrebungen und Leistungen eines Mannes, in dessen Händen so viel lag, kommt die Nachricht, daß der gefeierte Dichter von unserer Erde abgerufen worden ist, und wir haben nun, was er als fleißiger Arbeiter und treuer Haushalter und hinterlassen hat.

Die größte Epoche in dem Leben eines Menschen ist nicht immer sein Tod, aber dennoch ist sie für seine Umgebung und Zeitgenossen stets die bemerkendwerthe. Alle anderen Epochen sind Uebergangspunkte von einem sichtbaren Zustande zu einem andern sichtbaren; die Tage, wo sie eintreten, sind wie alle anderen Tage, von welchen nur die Schäferblickenden sie unterscheiden; Brücken sind sie, über welche die glatte Heerstraße ununterbrochen dahinklärt, als ob kein Abgrund vorhanden wäre. Der Tag aber in dem Geschehen eines Sterblichen, welcher ist, wie kein anderer, ist sein Todestag. Auch hier findet ein Uebergang statt, oder, wie wir es genannt haben, eine Brücke, wie zu andern Epochen; jetzt aber ruht von dem Schlußsteine an die Hälfte des Bogens auf dem Unsichtbaren — es ist ein Uebergang aus der sichtbaren Zeit in die unsichtbare Ewigkeit.

Da nun der Tod als die handgreifliche, selbst von dem Stumpfsinnigsten nicht übersehene Offenbarung des Neugier und Furcht erzeugenden Geheimnisses, welches überall von Anfang bis Ende durch den ganzen Lauf

und die Bewegung des Lebens sich hinzieht, in jedem Falle so erhoben ist, so finden wir es nicht unnatürlich, daß Alles, was ihm vorangegangen ist und dazu geführt hat, einen neuen Anstrich von Größe und ein neues Interesse erhält; daß selbst nach einem Manne, dessen Geschichte nicht dann erst Bedeutung erlangt, die Welt sich bei seinem Hinscheiden mit ganz besonderer Theilnahme hinwendet und sich nun ernsthaft eine Frage vorlegt, die sie vielleicht niemals mit Ernst gethan, nämlich von welcher Art die Bestimmung und Beschaffenheit seines Seins hier war. Diese Frage wirft man nun auf, nachdem er von hinnen geschieden, nicht mehr da ist und auch nie wieder zurückkommen wird. Das Ende ist es, was das Werk krönt, aber noch mehr der unwiderrufliche Schluß, durch welchen Alles beschlossen wird; es giebt daher kein Leben, welches so gering wäre, daß es nicht durch seinen Tod denkwürdig gemacht würde.

Bei allen Sterbefällen sind die Thaten und Leiden des Verstorbenen das Thema der Unterhaltung. Rohe Seelen und rohe Zungen entfalten eine geschäftige Beredtsamkeit und eine ganze Septuaginta von alten Weibern bemüht sich, die kleine Bibel oder die apokryphischen Bücher seines Daseins in ihren Dialekt zu übersetzen und dadurch der allgemeinen Lektüre zugänglich zu machen. Das unberühmteste Menschenkind wird wenigstens hieselbst eine Mal vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht; seine Name wird gedruckt und nicht ohne Interesse gelesen oder dem Denksteine eingegraben, der seine letzte Ruhestätte bezeichnet. Thörichte, liebesflechte Mädchen wissen, daß es wenigstens ein Mittel giebt, dem verflochten Ungetreuen Schmerz und Reue zu bereiten — das Mittel des Ertränkens; thörichte, ruinirte Stutzer, welchen der Schneider nicht länger borgen will und welche die Welt, die ihnen den Rücken zudreht, im Vergriff steht, zu verzaubern, können die Aufmerksamkeit derselben durch einen Pistolenschuß wieder auf sich lenken und so in einem unwürdigen Tode, wenn auch nicht mehr in einem unwürdigen Leben, wieder die Mastixspitze des öffentlichen Aufsehens erklimmern — verliert sich blos auf einen Tag. Der Tod ist immer etwas Erhabenes und ein übernatürliches Wunder, selbst wenn es kein anderes gäbe — der letzte Act eines höchst seltsamen Dramas, welches nicht dramatisch, aber nun thatsächlich geworden ist; wobei wunderbarer Weise leidhafte Furien aus dem Abgrunde aufgestiegen sind, ihre düster glimmenden Fackeln schwenken und ihr Schlangenhaar schütteln. Aus diesem herzerzitternden, so ächt tragischen fünften Act ergiebt sich, wie wir schon sagten, eine neue Bedeutung

für die sämmtlichen vorangegangenen vier; dieselben werden dadurch ebenfalls tragisch und authentisch, selbst wenn sie vorher die elendeste Poesie gewesen wären.

Vor allem aber ist, wenn ein großer Mann stirbt, die Zeit gekommen, welche uns daran erinnert, daß er lebte. Biographien und biographische Skizzen, Kritiken, Charakteristiken, Anekdoten, Reminiscenzen strömen wie aus einem plötzlich erschlossenen Springbrunnen hervor; die Welt will mit einer Sucht, die durch die Unmöglichkeit nur noch mehr gereizt wird, Das, was sie unwiederbringlich verloren, noch eine Weile zurückhalten, sie will noch eine Weile mit ihm sprechen, obgleich das Echo auf ewig verstummt ist. Auf diese Weise ist das letzte Ereigniß des Lebens oft das lauteste, und wirkliche Geisteserscheinungen — welche Menschen genannt worden — verschwinden, wie der Aberglaube von unwahren, eingeübten behauptet, mit donnerndem Getöse.

Was uns betrifft, so suchen wir in Bezug auf den großen Goethe gerade nicht die Vordersten bei dieser natürlichen Bewegung zu sein, scheuen uns aber auch nicht, uns darein zu mischen. Das Leben und Treiben solcher Menschen wie dieser, ist zu jeder Zeit ein Gegenstand, dessen Betrachtung und Besprechung Nutzen bringt und wenn in dieser Todeszeit, welcher lange mit wehmüthiger Ehrerbietung entgegengeesehen ward, sich wenig Zuwachs an Licht und eine nur geringe Veränderung des Gefühls für den Verfasser ergeben hat, so ist eine bereitwilligere Aufmerksamkeit, ja eine gewisse Erwartung von Seiten einiger Leser ein hinreichender Anruf. Unzählige Betrachtungen und Untersuchungen über diesen Gegenstand müssen noch durch die Gemüther der Menschen ziehen; von allen Seiten muß er aufgenommen werden, von verschiedenen Beobachtern, von mehreren aufeinander folgenden Generationen, und stets wird sich ein neues Licht entwickeln: warum sollte nicht dieser Beobachter auf dieser Seite nieder schreiben, was er theilweise durchschaut, und der nothwendige Prozeß dadurch befördert oder auf jeden Fall fortgesetzt werden?

Ein Humorist des Continents, ein tiefblickender, entschlossener, obgleich launenhaft wunderlicher Geist, dessen Werke in der englischen Literatur bis jetzt nur sparsam, ja fast gar nicht citirt werden, hat nach der sehr schwer zu beschreibenden Weise einer metaphysisch-rhetorisch-homiletisch-ergetischen Abapostie ein Kapitel über die Größe großer Menschen geschrieben — ein Thema, welches, wie wir ihm beifließen, zu den erhabensten gehört,

die es giebt. Die Zeit ist in der That gekommen, wo Vieles, was einst sichtbar in der Außenwelt existirend gefunden ward, von Neuem in der Innenwelt gesucht werden muß. So manches unzerstörbare und für das Wohlbefinden der Menschheit unumgänglich notwendige menschliche Gefühl, welches sich einst in ausdrücklichen Formen dem Sinne offenbarte, liegt jetzt verborgen in den formlosen Tiefen des Geistes oder mühet sich im besten Falle noch im Dunkeln unter Gestalten, welche veraltet und ganz unkenntlich geworden sind, so daß der Denker alle Mühe aufbieten muß, um es aus diesem gelähmten gefangenen Zustande zu befreien. Denn wenn die Gegenwart die lebende Totalsumme der ganzen Vergangenheit sein soll, so darf man nichts, was jemals in der Vergangenheit lebte, gänzlich sterben lassen; Alles, was in früheren Zeiten gethan, gesagt oder geschrieben ward, ist zu unserer Erbauung gethan, gesagt und geschrieben worden. In einem solchen Zustande von Gefangenschaft, Lähmung und Entstellung, im Vergleich mit seinem Zustande im Alterthum, befindet sich dies unser Gefühl gegen große Menschen, worin so wie in dem vielen Andern, was dazu gehört, einige der wichtigsten menschlichen Interessen beruhen.

Welche unaussprechliche Bedeutung hat die Welt von je auf ihre großen Menschen gelegt und dieselbe auf alle nur mögliche Weise ausgesprochen! Tief und verehrungswürdig ist diese Liebe der Menschen zu großen Menschen, diese ihre ausschließliche Bewunderung großer Menschen — eine Eigenschaft von unermesslicher Bedeutung, wenn wir sie recht betrachten, denn so wie sie in ihrem Ursprunge in die höchsten und heiligsten Regionen der Menschennatur hinaufreicht, so wird man auch in der praktischen Geschichte des Menschen finden, daß sie eine höchst überraschende Rolle darin spielt. Bezeichnet nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, die Thatfache, daß ein solcher Gang unzerstörbar in allen Menschen vorhanden ist, den Menschen als ein wesentlich lenkbares und bildbares Geschöpf, und widerlegt sie nicht auf immer jene Verleumdung, daß er von Natur unfügig und zur Rebellion geneigt sei? Die Menschen empören sich selten oder vielmehr niemals auf die Dauer oder mit Ueberlegung gegen etwas, was nicht verdient, daß man sich dagegen empöre. Vereinzelt und eifrig ist der Gehorsam und die Hingebung, welche sie den Großen, den wirklich Hohen beweisen, indem sie sich mit Allem, was sie haben und sind, mit Körper, Herzen, Seele und Geist unter die Füße Dessen werfen, was wirklich und wahrhaft über ihnen ist. Ja, meistens ist es mehr eine slavische Hingebung an Die, welche bloß

über ihnen zu sein scheinen und vorgeben, was den Fehler der Menschen ausmacht.

Doch warum sollen wir nach speziellen Beispielen suchen? Ist die Liebe nicht schon von Alters her als der Beginn aller Dinge bekannt? Und was ist die Bewunderung des Großen anderes, als Liebe zu dem wahrhaft Liebenswürdigen? Das erste Erzeugniß der Liebe ist Nachahmung, diese überaus wichtige eigenthümliche Gabe des Menschen, wodurch die Menschheit nicht bloß in der Gegenwart social zusammengehalten, sondern auch mit der Vergangenheit und Zukunft in gleiche Verbindung gebracht wird, so daß Das, was die unzähligen Dahingekieczenen erstrebt haben, auf die Lebenden und, mit abermaliger Vermehrung, auf die noch ungeborne Generation übergeben kann. Nun aber sind große Männer, ganz besonders geistig große Männer — denn alle Menschen haben einen Geist zu leiten, wenn auch nicht alle Staaten zu regieren und Schlachten zu schlagen haben — die Menschen, welche allgemein nachgeahmt werden und von welchen alle anderen lernen; der Spiegel, in welchem ganze Generationen sich betrachten und formen.

Deshalb ist der große Mann eines Zeitalters über allen Vergleich die wichtigste Erscheinung in demselben; alle anderen Phänomene, wären es auch Waterloo - Siege, Constitutionen vom Jahr Eins, glorreiche Revolutionen, neue Geburten des goldenen Zeitalters, in welcher Art man will, sind dagegen klein und trivial. Ach, alle diese Dinge vergehen und verlöschen, wie die Pechpfannen, die zu ihrer Verherrlichung angezündet wurden, und das neugeborene goldene Zeitalter erweist sich stets als todtgeboren. Auch ist, war und wird nie ein anderes goldenes Zeitalter möglich sein, als einzig und allein im neuen Wachstum der menschlichen Würde und Weisheit — das heißt solchlich, in dem neuen Austauschen weiser und würdiger Menschen unter uns. Ein solches Austauschen ist das größte Ereigniß, wenn es auch nicht bemerkt wird; alles Andere, was in irgend einer Art geschehen kann, ist bloß die bergauf oder bergab führende, rauhere oder ebenere Bahn, aber keineswegs die Kraft, die uns in den Stand setzt, auf derselben weiter zu wandern. So verhältnißmäßig wenig kann Voraussicht oder die schlaueste und geschickteste mechanische Erfindung oder Vorsehrung für eine Nation, für eine Welt thun! Stets müssen wir auf die Güte der Zeit warten und sehen, welcher Führer uns geboren werden und wohin er uns führen wird.

Auf diese Weise geschieht es auch, daß in Ermangelung großer Männer, berühmte Männer Bedeutung erlangen; der berühmte Mann

eines Zeitalters ist das Emblem und der lebende Hauptinhalt des Ideals, welches dieses Zeitalter sich gebildet — man nenne mir den berühmten Mann eines Zeitalters und man nennt mir das Zeitalter, welches ihn hervorgebracht hat. Solche Gestalten gehen voran, zum großen Nutzen oder zum großen Schaden, und gehen sie nicht, so werden sie getrieben.

Dieses Prinzip der Verehrung des Großen in helles Licht zu stellen, und Ehrerbietung zu lehren und wen wir verehren und bewundern sollen, sollte stets ein Hauptzweck der Erziehung sein, denn hiermit beginnt und endet eigentlich dieser Unterricht und in unserer Zeit ist vielleicht mehr als je der Bedarf an selbstbewußter Verehrung außerordentlich groß und unser Vorrath davon unaussprechlich gering. „Selbstbewußte Verehrung!“ ward einst Einem geantwortet, der nach Licht suchte; „Alle bedürfen derselben.“ Welche jämmerliche aus Tuschlappen zusammengeflachte und mit Kleien einer oder der anderen Art ausgestopfte Götzenbilder beten die Menschen entweder an oder schlagen sie, wenn sie des kostspieligen fruchtlosen Anbetens überdrüssig sind, in Stücken und werfen sie zur Thüre hinaus, unter lautem Jubel und Hurrahgeschrei, als ob sie eine wunderbare Heldenthat ausführten! Im Privatleben sowohl als im öffentlichen haben Täuschungen dieser Art ihre Folgen; der Blinde führt den Blinden und plötzlich fallen beide in die Grube.

Wir müssen hierbei bemerken, daß unser eigenes so viel verseumdetes Zeitalter, so fruchtbar an berühmten Männern, auch nicht ohne seine großen ist. An berühmten Männern übertreffen wir unzweifelhaft alle Zeitalter seit der Erschaffung der Welt, und zwar aus zwei einfachen Ursachen: Erstens, weil eine französische Revolution stattgefunden hat und wir jetzt mit solchen Schritten einer europäischen Revolution entgegengehen, wodurch, wie an dem Ausziehe einer großen Stadt, wo alle Sterblichen eine andere Wohnung beziehen, Alles so zu sagen auf die Straße herausgetragen worden ist und manches unsaubere Gefäß, welches zeither in seinem finstern Winkel eckentertmaßen unbraucht gestanden, allgemein bekannt wird, sobald es auf die Höhe eines Möbelswagens gebunden worden und hier — als Comité-Präsident oder anderer Obertirector — mit dem, was darunter steht, langsam nach dem neuen Wohnsitz und Arrangement hinschwankt, wobei es schwerlich ohne einige Brüche abgeht. Der zweite Grund liegt darin, daß die Presse mit ihren gehefteten und ungehefteten Blättern jetzt in voller Thätigkeit ist und gleichsam ein allgemeines Tageslicht verbreitet, bei welchem alle Veränderungen und Revolutionen weit bequemer, aber auch weit ersicht-

licker vor sich gehen können. Man hat demzufolge oft die Klage gehört, daß berühmte Männer in Ueberfluß vorhanden seien, daß wir von berühmten Männern förmlich überschwemmt werden; das Heilmittel liegt jedoch in der Krankheit selbst und rasche Auseinanderfolge bedeutet schon schnelles Vergehen. Denn ein Wagen nach dem andern rollt fort und erreicht entweder sein Ziel oder wirft um, und in beiden Fällen beseitigt das unsaubere Gefäß, welches wir im schlimmsten Falle nur einige Straßen passieren sahen, unsere Augen nicht mehr.

Von großen Männern, unter so vielen Millionen berühmter, haben wir in unserer Zeit zwei gehabt — einen auf dem Gebiete der Praxis und einen auf dem Gebiete der Theorie: Napoleon Bonaparte und Johann Wolfgang von Goethe. So unbedeutend diese Zahl ist, so kann doch unsere Zeit vielleicht ganz besonders stolz sein und sich als die Blumenzeit des lehrvergangenen anderthalb Jahrhunderts betrachten. Es hat ohne Zweifel jedes Zeitalter seinen vorragenden Mann oder deren mehrere; den aber, welcher so hervorragend ist, daß er zu den hervorragendsten aller Zeitalter gehört, nennen wir einen großen Mann. Ein solcher erscheint nur selten, denn die Güte der Natur und der Zufall müssen sich vereinigen, um ihn hervorzubringen und zu entwickeln.

Von Napoleon und seinen Werken haben alle Enden der Welt gehört und es möchte auf unserem Planeten wenig Köpfe geben, die sich nicht ein mehr oder minder ausführliches Bild von ihm machen. Seine Geschichte ist nach großem und nach kleinem Maßstabe einige Millionen Mal geschrieben worden und bleibt immer noch zu schreiben, denn sie ist eines unserer höchsten literarischen Probleme. Die Glorie, welche diesen Mann umgab, war so gewaltig, daß der Beschauer geblendet ward und seine Verhältnisse falsch beurtheilte, oder sich mit schmerzenden vorübergehend erblindeten Augen ganz von ihm abwendete. So findet selbst unter den Scharfblickenden keine Einmüthigkeit in Bezug auf Napoleon statt und bloß hier und da fängt man an, seine eigene Größe zu deuten und sie von der bloßen Größe seines Ruhmes und Glückes zu trennen.

Goethe dagegen konnte, obgleich er länger in der Welt weilte und an und für sich viel mehr unzweifelhafte Größe und sogar Wichtigkeit hier besaß, von der Welt nicht so wahrgenommen werden, denn während die Explosion von Pulverminen und Munitionswagen ganz natürlich jedes Auge und Ohr anzieht, wird das Nahen eines neugeborenen Sternes, der in neu-

geschaffnem Strahlenglanze aus der ewigen Tiefe über und emporstämmert, obgleich dieser und nicht die Munitionswagen unser Geschick gestalten und die Erde beherrschen soll, anfangs bloß von gewissen Stierengütern und Wetterpropheten bemerkt. Unter uns Engländern besonders fand Goethe wenig Anerkennung, und erst in der letzten Zeit ward seine Existenz als Mensch, und nicht als bloßer Klang, wirklich und wahrhaft unter uns bekannt und eine Ahnung von seinen hohen Begabungen und Bestrebungen und von der hohen Bedeutung, die darin liegen könnte, stieg in der allgemeinen Meinung Englands, selbst des intelligenten England, auf. Vor fünf Jahren würde man es für ein wunderbares Beginnen gehalten haben, Goethe neben Napoleon zu stellen und zu behaupten, er stehe ebenso wie dieser unerreichbar hoch über seines Gleichen und sei ebenso wie dieser und noch mehr von ganz besonderer Bedeutung für ganz Europa. Man betrachtete es damals schon für bieder, liberal und aufgeklärt, wenn man Goethe einen Platz neben diesem oder jenem englischen Vielreiber einräumte, der mit dem hohen Gute „englischer Bildung“ beglückt, sich dadurch in den Stand gesetzt sah, spannende, rührende oder herzzerreißende Romane zu schreiben.

Seit dieser Zeit jedoch ist der Fortschritt einer klaren Auffassung rasch und genügend gewesen. Unzählige mißlautende Stimmen, die sich in dieser Sache erhoben, sind bereits verstummt, denn in Vögeln jedes Geschlechts, selbst in der unverschämtesten Krähe und naseweisesten Gans, lebt ein ganz eigenthümlicher Respekt vor dem Adler und kein Stumpfsinn ist so muthig, daß er, wenn man ihm einen wirklichen Schimmer von himmlischem Glanze zeigt, nicht mindestens die Augen zumachte und nichts sagte.

So geht es dem englischen Kritiker aus der alten Schule auch hier, und er steht sich in unserer Zeit nachgerade in eine immer seltsamere Lage versetzt. Es steigen so viele neue Dinge, schwarze unerklärliche Gestalten, magisch oder nicht, an seinem Horizonte auf; der alte Lehmbothen, aus dem er so viele leicht verkäufliche Backsteine zusammenknietete, hebt und bewegt sich unter seinen Füßen; unheimliche, wahnstinnig machende Töne brausen über die Erde hin und durch die Luft; — was soll wohl bei allem diesem ein englischer Kritiker und Ziegelstreicher aus der alten Schule weiter thun, als im flüchtigsten Falle die Hände in die Taschen stecken und mit dem Gesicht und Herzen eines englischen Bulldog, obgleich unter ziemlich hangen Ahnungen, abwarten, was daraus werden wird?

In den jüngeren, hoffnungsvolleren Gemüthern dagegen, bei den

weisen jungen Geistern, von welchen man annehmen kann, daß sie sich im Zustande des Wachstums befinden, nimmt die deutsche Literatur allmählig den Platz ein, der ihr gebührt. Für die Förderung der Würdigung Dessen, was dieser Mann für die Welt geschaffen, ist schon Einiges geschehen, aber noch nicht viel und viel bleibt noch zu thun. Das Feld ist auch in der That ein großes. Es sind vierzig Bände von dem bedeutendsten Schriftsteller, der seit zweihundert Jahren aufgetreten; es ist das ganze lange Leben und der heroische Charakter des Mannes, welcher diese vierzig Bände schrieb; — alles dies ist zu studiren und zu erforschen und damit dem tiefsten und schärflichsten Denker ein weites Feld geöffnet.

Nichtsdestoweniger wäre es in der gegenwärtigen Zeit der Zehnpfund-Wahlberechtigung, wo alle Welt — gleich dem irdischen Schenkeweithe „Tod und Vernichtung im Anzuge erblickend“ — im Parlament vertreten sein will und der Verstand so vieler sich nach dieser Richtung aufgemacht hat, um sein Schäfchen zu scheeren, aber sehr oft mehr oder weniger geblödet zurückzukommen — unter solchen Umständen wäre es thöricht, die Jugend oder das Alter zu tiefem Nachdenken über einen so entlegenen Gegenstand aufzufordern, dessen Tendenz weder für die Reformbill noch gegen sie, sondern ganz ruhig durch dieselbe hindurch und darüber hinaus gerichtet ist, denn es machtet keineswegs darnach, diese oder jene Methode für Erwählung der Volksvertreter vorzuschreiben, sondern bloß, einige Volksvertreter hervorzubringen, welche werth sind, gewählt zu werden. Erst in vielen — wer weiß wie vielen Jahren — können unter solchen bedrängten sich mühsam hinrührenden Umständen die blinden Augen der Welt sich weit genug öffnen, um die wahre Bedeutung eines solchen Themas zu studiren. So wie die Dinge jetzt stehen, sind einige flüchtige Blicke und auf der Oberfläche verweilende Betrachtungen, um die Wenigen, die sich dafür interessieren, auf diesen Stoff aufmerksam zu machen. Alles, was hier versucht werden kann. Könnten wir dadurch nur einigermaßen diesen das wunderbare, wunderwirkende Element, in welchem dieser Gegenstand sich bewegt, und das Licht enthüllen, in welchem er flutet und erforscht werden muß, so wäre damit erreicht, was gegenwärtig am nöthigsten ist.

Eine Art von Betrachtungen, welche sich ebenfalls ziemlich nahe an der Oberfläche bewegen, umgehen wir, nämlich Alles, was einen elegischen Charakter hat. Allerdings kann nichts gethan oder gelitten werden, ohne daß etwas gesagt wird, sei es nun weise oder thöricht. Der Hintritt

unseres größten Zeitgenossen konnte nicht anders als ein großes Ereigniß sein, geeignet, in Allen, die es denkend betrachteten, wehmüthige, aber hohe und heilige Gefühle und Gedanken an Sterblichkeit und Unsterblichkeit, an Trauer und Triumph, an Vergangenheit und Zukunft, an die furchtbaren und wunderbaren Veränderungen der flüchtigen Zeit und an die Ewigkeit zu erwecken, die keine Veränderung kennt.

Gegenwärtig aber haben wir mit allem diesem nichts zu thun; es ist schon anderwärts ausgeprochen worden oder wird noch anderwärts ausgeprochen werden. Betrachten wir die Exequien als abgethan; der hohe Rogus mit seinem wehklutenden Holze ist unter dem Wehklagen der Trauermuß, welche sprachlosen Herzen ihren Ausdruck leiht, emporgeflammt und hat im Angesicht aller Griechen den Himmel geküßt. Die Asche des Helden ist in die Urne gesammelt und die Schaar ist weiter gezogen zu neuen Siegen und neuen Kämpfen, um stets des Todten eingedenk zu sein, aber nicht um weiter um ihn zu trauern. Die Schaar der Griechen war in diesem Falle das ganze denkende Europa. Ob das Leichenbegängniß angemessen und würdig war, wollen wir nicht untersuchen; unsere Zeit ist in Bezug auf solche Dinge leer oder schlecht berathen und konnte füglich nicht mehr thun. Kanonisation und feierliche Verbrennung finden nicht mehr statt und bis jetzt ist statt dieser Ceremonien noch nichts Passendes aufgetaucht, nichts, was nicht an eine Parodie derselben streifte. Ein Bentham vermacht seine Leiche der Anatomie und findet vielleicht selbst auf diese Weise als Haupt der Utilitarier ein wirklich edleres Leichenbegängniß, als irgend eins, welches das profane Zeitalter, welches nur an schwarzem Krepp und hohen Schildern — von Holz; sowohl als von Worten — reich ist, ihm hätte gewähren können.

Da wir es hier mit Goethe's Werken zu thun haben und das größte Werk eines jeden Menschen, oder vielmehr der Hauptinhalt und Nettowertb aller seiner Werke, das Leben ist, welches er geführt hat, so werfen wir vor allen Dingen die Frage auf: wie stand es mit Goethe in dieser Beziehung; von welcher Art war die praktische Basis des Mangels und der Fülle, der Freude und des Leids, aus welcher seine geistigen Productionen hervorgingen und die sich mehr oder weniger lebbar darin abspiegeln muß?

In diesem Sinne werden die Bände, welchen er den Titel „Wahrheit und Dichtung“ gegeben und worin seine persönlichen Geschichte, nämlich so viel, als er für passend erachtet, davon wissen zu lassen, verzeichnet steht,

noch lange von hohem Werthe sein. Ein edler, nach vielen Seiten hin lehrreicher Commentar liegt hier aufgeschlagen und gewinnt jährlich an Werth und Interesse. Alle Leser werden jetzt, wo die wahre Eigenschaft dieses Commentars in Gewißheit gesetzt ist, sich freuen, daß die Umstände den Verfasser veranlaßten und ihm gestatteten, dieses Werk zu schreiben, denn wenn der Rath des alten Cellini irgendwie angemessen war, so ist er es in diesem Falle doppelt. Die autobiographische Praxis, welche er empfiehlt — und besonders das lehrvergangene Jahrhundert hat in dieser Beziehung so viele würdige und unwürdige Beispiele gesehen — war niemals mehr am rechten Orte als hier. „Alle Menschen, welcher Klasse sie auch angehören mögen,“ so lautet der Rath des wackern Benvenuto, „welche etwas Tugendhaftes oder der Tugend Verwandtes zu Stande gebracht haben, sollten, dafern sie sich wirklich guter Absichten bewußt sind, ihre Lebensgeschichte schreiben, aber nicht eher Hand an dieses Unternehmen legen, als bis sie das vierzigste Jahr erreicht haben.“ Goethe ist den Bestimmungen dieses Urfases in vollem Maße nachgekommen — der letzte so reichlich, wie nur irgend einer, denn er hatte jetzt bereits sein zwei und sechzigstes Jahr erreicht.

Diese Bände werden mit den übrigen noch hinzugekommenen Supplementen — denn Goethe's Leben war reich an den vielseitigsten Beziehungen zu wichtigen oder hochstehenden Personen, so daß es nicht ohne Discretion der Welt vorgelegt werden durfte; auch hatte er das seltene Glück, Alles, was sogar seine posthumen Beziehungen zu der noch lebenden Generation betraf, nach seinem eigenen besonnenen Urtheil zu ordnen — diese Bände, sagen wir, werden wahrscheinlich lange unsere einzige authentische Quelle sein. Nach dem letzten Willen des Verstorbenen sollen alle seine Papiere und Effecten, so wie sie sind, noch zwanzig Jahre liegen bleiben.

Der Beobachter der menschlichen Natur, welcher in diese wieder an's Licht gezauberten Scenen der Kindheit und des Mannesalters einen prüfenden Blick wirft, wird unter all diesen bunten Gestalten von Anfang bis zu Ende vornehmlich Eins bemerken: die neben der tiefen nie versiegenden innern Kraft sich fortwährend darbietende eigenthümlich complicirte äußere Möglichkeit, durch welche alles dies errungen und zu Stande gebracht ward. Es war, als ob Zufall und Naturbegabung sich verbündet hätten, einen Charakter nach großem Maßstabe hervorzubringen. Ein Wille wird hinausgeschleudert in das wildeste weite Element und dabei in

außerordentlichem Grade mit der Fähigkeit begabt, es zu beherrschen und nach seiner eigenen Form zu modeln, in welchem Unterordnen und Selbstformen der Umstände ein Charakter eigentlich besteht.

In äußerlichen Situationen allerdings, in Vorfällen, so wie sie in den Zeitungen erzählt werden können, ist Goethe's Existenz nicht complicirter, als die anderer Menschen; äußerlich ist seine Existenz eine ziemlich friedliche und glatte, aber in seinen inneren Eigenschaften, in der Tiefe seiner Fähigkeiten und seines Temperaments, in seiner geistigen und weltlichen Stellung zu der Welt, wie sie war, und der Welt, wie er sie wünschte, kann das forschende Auge genug Complexes und Verplexes entdecken — eine vielleicht größere Menge von Daten, als seit einigen Jahrhunderten in irgend einem Lebensproblem enthalten gewesen waren. Und die Kraft, dasselbe zu lösen, war, wie erwähnt, ihm gleichfalls in außerordentlichem Maße verliehen und ward treulich und mit wunderbarem Erfolg in Anwendung gebracht. Einen guten Kampf kämpfte dieser Mann, nicht bloß siegreich, sondern auch ohne Schaden zu erleiden und mit immer wachsender Stärke zu neuem Siege, wie dies nur bei großen und glücklichen Menschen der Fall ist. Nicht Wunden und Verlust, außer schnell heilenden leichten Hautwunden, hat der Unüberwindliche zu dulden; nur nie endende Mühe und Ermattung, von welcher er sich, nachdem er ausgeruht, kräftvoller erhebt als zuvor.

Das Glück, was die Welt Glück nennt, begleitet ihn von Anfang bis zu Ende; aber auch eine weit tiefere Glückseligkeit als diese. Solche irdische Glücksgaben sind das, was wir Möglichkeiten nennen möchten — glücklich ist Der, welcher sie zu beherrschen weiß, aber doppelt unglücklich Der, welcher es nicht kann. Bloß kraft guter Führung geht aus solchem Glück auch etwas wirklich Gutes hervor. Reichthum, Gesundheit, helle Erkenntniß, Vieltheiligkeit des Geistes, Frieden, Ehre, langes Leben — mit allem diesem macht man noch keinen Goethe, sondern höchstens einen Voltaire; mit dem Wissen, was bei allem diesem zufällig war, macht man bloß einen in der Blüthe der Jahre dahinsinkenden, unglücklichen, unerquicklichen Byron.

Ein begabter Mann kann zu keiner Periode der Weltgeschichte geboren werden, wo er nicht genug zu thun fände; er kann unter keinen Umständen in das Leben eintreten, ohne daß es Widersprüche zu versöhnen gäbe und ohne daß Schwierigkeiten vorhanden wären, zu deren Befiegung seine ganze Kraft erforderlich ist, wenn sie überhaupt hinreicht. Ueberall steht die menschliche Seele zwischen einer Hemisphäre des Lichts und einer Hemisphäre

der Finsterniß, an den Grenzen zweier ewig feindlichen Reiche, der Nothwendigkeit und des freien Willens. Ein frommes Sprichwort sagt: „Der Rücken ist für die Last geschaffen;“ man könnte mit nicht geringerer Wahrheit dieses Sprichwort umdrehen und sagen: „Die Last ist für den Rücken geschaffen.“ Ja, so verkehrt ist die Menschennatur, daß man von jeher gefunden, wie ein das Gewöhnliche überschreitendes Maß von Glücksgütern gefährlicher ist, als ein geringeres, und auf Hundert, welche das Unglück ertragen können, kommt kaum Einer, welcher das Glück zu ertragen versteht.

Was besonders den Reichthum, als die größte Gattung des Glückes, betrifft, so werden die Gefahren desselben von allen Sittenlehrern aufgezählt und immer und immer wieder ergiebt sich Anlaß zu der traurigen Bemerkung: „Es ist leichter, das ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe!“ Reichthum ist in einer kultivirten Staatsgemeinde das Seltsamste aller Dinge, eine alles bewegende Macht, die dennoch von dem Ohnmächtigsten und Ungeachtetsten in Bewegung gesetzt werden kann; er ist die bereitetste aller Möglichkeiten, die bereitetste, ein großer Segen oder ein großer Fluch zu werden. Wer weiß, sagt Jean Paul, wie viele Aieienreifer unter goldenen Thronen und Bergen begraben liegen! Die erste Frucht des Reichthums, besonders für den Reichgeborenen, ist, ihm Glauben daran zu lehren und ihm beinahe zu verbergen, daß es überhaupt noch einen anderen Glauben giebt. So wird er in dem erbärmlichen Augendienste Dessen erzogen, was man Ehre und Anstand nennt; anstatt eines Mannes bekommen wir bloß einen Sigmann — einen, der sich stets ein Sig gehalten, ein zweirädriges oder ein vierrädriges. Man bedenke doch, wo dieses Sigmannsweien herkommt; man erinnere sich jenes ersten und wagehalsigsten aller Sigmannen, Phaeton's, des Sohns Apollo's, der das brillianteste aller denkbaren Sigs fuhr und dennoch mit dem traurigsten Erfolge. Ach, Phaeton war seines Vaters Erbe, geboren, den höchsten Reichthum zu erlangen, ohne ihn zu verdienen; er hatte keinen Sonnenwagen gebauet, konnte nicht den einfassigten Schubarren machen, aber konnte und wollte darauf bestehen, einen zu fahren und so brach er seinen eigenen karren Hals, ließ Sig und Rosse sich überschlagend durch den unendlichen Raum stürzen und steckte das Weltall in Brand! — Oder, wenn wir in bescheidneren Bildern sprechen wollen, so können wir sagen: Die Armuth umgiebt den Reichen mit fertigen Schranken, welche, wenn sie ihn auch auf beklagenswerthe Weise zügeln und hemmen,

ihm doch wenigstens eine gewisse Bahn und ein Ziel vorschreiben und aufdringen; der Weg — obgleich ein Umweg — ist sicher und gebahnt; ein großer Theil seiner Führung ist gegen verderblichen Irrthum gesichert und der Herrschaft des Menschen entzogen. Der Reiche dagegen hat sein ganzes Leben zu führen, ohne Ziel oder Schranke, wenn er sich nicht selbst deren zieht. Der Verlockung preisgegeben, ist es nur zu wahrscheinlich, daß er auf Abwege geräth; oft wird er anstatt gerade aus zu gehen, wie er recht wohl könnte, muthwillig und schlägt über die Stränge, wobei, wie ganz klar ist, nicht der diamantene Ring der Nothwendigkeit, auf welchem die Welt gebaut ist, in Stücken geht, sondern bloß seine eigenen Knochen!

In der That und in schlichten Worten, wenn wir bedenken, welch einen Weg so mancher Byron und Mirabeau, besonders in den letzteren Generationen gewandelt ist, so ist es ein Beweis eines ungewöhnlichen inneren Reichthums von Goethe, daß der äußere Reichthum, sowohl an Geld als an anderen Gütern, welche das Glück ihm schenkte, in keinem Falle die Fähigkeit der Natur, sie auf gesunde Weise sich anzueignen und zu assimiliren, überstieg; daß aller äußere Segen sich in innere Kraft verwandelte und bloß geeignete Wirkungen für ihn hervorbrachte. Jene goldenen Berge Jean Paul's sind für den Riesen, der sich über sie erheben kann, ganz vortheilhafte, befestigte und einen freien Ueblick gewährende Höhen und werden in der That ein Thron, wo sie glücklicherweise nicht ein Grab gewesen sind.

Goethe's Kindheit hat durch und durch einen lachenden, freudigen Charakter. Freundschaftlicher Ueberfluß in jeder Beziehung, Sicherheit, Liebe, mannigfache Anregung und Belehrung umgibt ihn, ein ganzes Element von Sonnenschein und Himmelsbläue, worin der erwachende und aufstrebende junge Geist sich nach allen Seiten hin ungehindert entfalten kann. Ein schöner Knabe von warmem, klarem, heiterem Gemüth hat in der passenden Umgebung begonnen zu sein. Schön sind Gestalt und Bewegungen; rasch und anmuthig schreitet er einher wie der Sohn Raza's; er ist weiß und edel, wie Katona's Sohn — ja er ist, wie nun ein Jeder sehen kann, in der That und Wahrheit ein kleiner beginnender Weltkrieger — von allen himmlischen Gestalten, die wir kennen, die schönste, welche diese Erde beschauen kann.

Liebtlich erglänzen und diese jungen Jahre in dem alten teutonischen Frankfurt; in der fernsten Erinnerung des Autobiographen wiederspiegelt, der Wirklichkeit angehörend und dennoch Ideal, gehören sie zu unseren

ächtesten poetischen Idyllen. Nicht die kleinste Kleinigkeit ist für uns zu klein, wenn wir bedenken, wer es war, der es that oder es litt. Der kleine Pube wirft eine ganze Ladung neuen Geschirres Stück für Stück auf die Gasse hinunter, sobald ihm dieser Streich einmal an die Hand gegeben wird und zerschmettert wohlfeile Köpferwaaren mit derselben rechten Hand, welche die dämonische Ironie eines Mephistopheles niederschrieb und in die Welt schleuderte oder als Faust's „rechte Hand“ das Weltall in Trümmer schlug. Auch lächle, wenn Du weise bist, nicht mehr als genug, daß der ergraute so vielseitig erfahrene Mann sich noch daran erinnert, wie der Knabe über die Mainbrücke ging und gern den schönen Wetterhahn auf dem Geländer betrachtete. Dieses alberne Stück vergoldeten Holzes, welches hier im Sonnenscheine funkelnd, sich in den Bluthen des Mains spiegelt, erweckt einen ganz anderen Schimmer in der jungen begabten Seele: ist nicht dieses thörichte, von der Sonne bestrahlte Nachwerk, jetzt wo ein Auge da ist, welches es betrachtet, ebenfalls ein Werk der Natur? Das Auge des jungen Erbers blickt hier durch die geringfügigste Ritze in den unendlichen Glanz der Natur, in welchen er eines Tags selbst eingehen soll, um darin zu wohnen.

Goethe's Mutter scheint von den Eltern am begabtesten gewesen zu sein — eine Frau von sanftem Charakter und großen geistigen Fähigkeiten, an welche der Sohn in späteren Zeiten alte Familienfreunde oft erinnerte. Wir freuen uns, daß sie seine Reise an Werken und Ehren erlebte; sie sah, wie der Säugling, den sie gepflegt, zu einem gewaltigen Manne, dem ersten Manne seiner Nation und Zeit heranwuchs. In dem Vater, einem wohlhabenden Bürger von Frankfurt, der sich durch Reisen und Studien ausbildet, einen diplomatischen Titel erlangt hatte, aber unter seinen Büchern, Gemälden, Sammlungen und häuslichen Gütern ein ganz undiplomatisches unabhängiges Leben führte, lernen wir einen deutschen nicht Land-, sondern Stadt-Gentleman des letzten Jahrhunderts kennen — einen Charakter, der auf unseren Inseln kaum jemals bekannt worden und jetzt vielleicht auch unter den Deutschen fast veraltet ist. Er war ein positiver methodischer Mann, von klarem Kopf, ehrlichem Herzen und lebhaftem Temperament, unter anderm mit einem ungewöhnlichen Grade von Willenskraft ausgestattet, so daß es kaum ein Hinderniß gab, welches ihn zurückgeschreckt hätte. Was er nicht übersteigen konnte, wußte er zu umgehen, so daß er auf jeden Fall sein Ziel erreichte. Diese guten Eigenschaften vererbte er fast sämmtlich auf

den Sohn, der sie in schönerer Zusammenstellung an edleren Gegenständen zum Nutzen der ganzen Welt zum zweiten Male in Anwendung brachte.

Es fehlt nicht an Familiener eignissen, Neubauten oder Reparaturen, Besuchen, Trennungen, Neujahrstagen und Geburtstagen, eben so wenig wie an Stadter eignissen, bunten Frankfurter Messen, erwarteten und mit angezeigten Kaiserkrönungen oder dem pomphaften Ceremoniell des alljährlichen „Pfeiffergerichts“, bei welchem der Großvater selbst eine so wichtige Rolle spielt.

Auch Welt ereignisse wälzen ihre Wogen bis in die fernste Buche und geben dem Strom eine andere Richtung. Das Erdbeben von Lissabon schleudert den kleinen Frankfurter Knaben in wunderbare Tiefen anderer Art und stellt geheimnißvolle theologische Probleme auf, welche seine Theologie nicht zu lösen vermag. Anderweite Pelebrung erwartet ihn im siebenjährigen Kriege des großen Friedrich, besonders während jener langen Einquartierung des Königsleutenants Grafen von Thörane mit seinen Sergeanten und Adjutanten, seinen Malern und Staffeleien, seiner Präcision und Entschiedenheit, seiner trockenen Galanterie und statischen spanischen Haltung; — trotz der Collision mit dem Hausvater, der — obgleich er sich schweigend in das Unvermeidliche fügt — seine deutsche Haustreppe nicht hat neu bauen lassen, damit eine französische Heerstraße daraus werde und der überdieß die Franzosen nicht liebt, sondern den großen unüberwindlichen Fritz, den sie niederzuwerfen suchen.

Wir erlauben uns hierbei noch einmal die einfache Betrachtung auszusprechen: Was für eine geplagte und klagende Welt ist doch die unsere mit ihren Schlachten und Bombardements, welche für keinen Menschen eine Mehre Korn säen oder ernten! Der Knabe, der hier den Musketensalven und dem Kanonendonner des großen Fritz lauscht, soll als Mann die Belagerung von Mainz mit ansehen, mit dem Herzoge von Braunschweig vor Dumouriez und seinen Sankulotten durch ein zu einer einzigen rothen Welt voll Schlamm zusammengestampfted Land gleich Pharao — denn der Wagen bricht auch zusammen — durch das rothe Meer fliehen, endlich in den allgemeinen Feuerbrand Napoleon's verwickelt werden und durch Geschicklichkeit der Beschädigung in demselben entgehen!

Der Vater war mit dann und wann zugezogenen Hülfsporivatrehrern der Schulmeister seines Sohns, ein etwas pedantischer Pädagog mit ziemlich viel Ehrgeiz und gutem Willen, aber mehr Strenge als Einsicht, der jedoch

einen Gegenstand bearbeitet, welchen er nicht verderben kann. Sprachen, sechs oder sieben an der Zahl, mit Allem, was dazu gehört, Geschichte und allgemeine Wissenschaften, abgesehen von Tanz, Zeichnen, Musik und mit der Zeit Netten und Bechten — alles wird mit grenzenlosem Appetit verschlungen. Alles dies ist nur Brennstoff, ungeachtet über einander gehäuft und von nasser Beschaffenheit, worunter aber ein unauslöschliches griechisches Feuer thätig ist, welches sich davon nährt und eines Tages Alles erhellen und durchglühen wird.

Die Großmutter von väterlicher Seite, eine hagere, bleiche, fleisch weiß und sauber gekleidete Gestalt, bereitet den Kindern manche Freude und endlich an einem festlichen Abend die, alle anderen übertreffende, eines Puppenpiels. Hierauf folgt eine lange Reihe theatralischer Uebungen, ungefähr so wie sie in dem ersten Buche von „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ geschildert sind, in welchem Werke, besonders in dem ersten Theile, ein gewisser Schatten von der persönlichen Erfahrung und Kultur des Autors mehr als einmal erkennbar ist. So war Meister's verzweifelter Brandopfer seiner jungen Gedichte bei verschiedenen Gelegenheiten das Bild einer Thatsache, welche in Leipzig stattfand und zwar auf dem Küchenherde, so daß der davon aufsteigende das ganze Haus durchziehende Rauch der Wirthin keinen geringen Schrecken einjagte.

Die alte Reichsfreistadt Frankfurt besitzet mancherlei tragische oder komische, auf alle Fälle aber interessante und lehrreiche Begebenheiten. Das junge Herz wird von banger Scheu ergriffen, wenn es in die Judengasse hineinblickt, in welche arme schmutzige Hebräer verbannt sind und in Haß und Habgier und althebräischer Hartnäckigkeit und Unverwundbarkeit ein wunderbares prophetisches Dasein erdulden, als ein Volk, welches von Anfang an schrecklich geweien. Es gelingt ihm aber, Zutritt in ihre Synagoge zu erhalten und eine Hochzeit und eine Bekehrung mit anzusehen. Von seinem Epische hoch auf einem der Thürme grinst seit den letzten zweihundert Jahren der gebleichte Schädel eines Mißethäters und Hochverräthers herab, eigentlich freilich nicht sowohl eines Hochverräthers, als vielmehr eines Makiblen, dessen Reformbill nicht durchging. Einmal sieht der künftige Buchschreiber auch die Hinrichtung eines Buches mit an. Die gedruckten Ballen rascheln in den Flammen, werden mit Ofengabeln aufgeschürt und fliegen von dem Winde getrieben in die Höhe, aus welchen

halbverbrannten fleißig zusammengelesenen Blättern er sich ein Exemplar zusammenlegt, wie viele Andere thaten, und mit doppeltem Eifer liest.

Eben so wenig fehlt es der alten Reichsreisknabe an angesehenen Leuten, zu welchen der Enkel des Schultheißen, der überdies ein Jüngling war, wie kein anderer, sämmtlich Zutritt hatte. Wir verweisen in dieser Beziehung beispielsweise auf das, was er über Herrn von Meinel und Hofrath Hübsch sagt.

Von freundlicherer Art ist die Erinnerung an den Großvater von mütterlicher Seite, den alten Schultheißen Textor mit seiner prophetischen Traumbgabe, die auf keinen seiner Nachkommen überging, mit seinem freundlichen sanften Wesen, wenn er des Abends mit der schwarzjammetnen Mütze auf dem Kopfe im Garten umherleuchtet, die feineren Obstbäume mit Hilfe jener antiken gestickten Handschuhe säubert, die ihm jährlich beim „Pfeifergesicht“ überreicht werden — eine lebenswüthig geisthafte Gestalt, der fernste Vorposten der Vergangenheit, welche hinter ihm in Nebel und Dunst zerfließt.

In Frau von Klettenberg, einer Religionsgenossin der Mutter, lernen wir die „schöne Seele“ Meister's kennen; sie bemühte sich väter, ihren Philo zu bekehren, was ihr aber nur sehr ungenügend gelang. Als ein gutes Zeichen bemerken wir hier auch, wie der junge Universalgeist Vergnügen darin findet, die Werkstätten der Handwerker zu besuchen und sich von ihrer Art, zu arbeiten und zu leben, zu unterrichten.

Und so ist unter mannigfachen belehrenden Einflüssen der Knabe dem Knabenalter entwachsen, als eine neue Gestalt auf die Bühne tritt, welche zu weit höheren Offenbarungen führt. An der Stelle der Magd, nach welcher man ruft, damit sie noch mehr Wein bringe, erscheint ein Mädchen von ungewöhnlicher und in dieser Umgebung fast unglaublicher Schönheit. Sie meldet, nachdem sie freundlich begrüßt, daß das Mädchen krank geworden und zu Bett gegangen sei, wobei sie sich zugleich erbietet, den von ihr gewünschten Dienst zu leisten. So lernt er an der Schwelle des Jünglingsalters Gretchen kennen; der junge Kritiker schlanker Körperformen und treuer stiller Augen wird nun etwas von natürlicher Maas und der Wichtigkeit eines Sterblichen für den andern erfahren; das wildwogende bosenloie Meer menschlicher Leidenschaft, strahlend im Morgenroth — welches leider sich auch in höllische Blitze verwandeln kann — entschleiert sich ihm ein wenig. Es ist dies eine anmuthige kleine Episode und Gretchen

besser als die meisten ersten Lieben, ein ganz unschuldig, verständiges, zierliches Mädchen, rein und arm, welches uns hier entzweit, aber wie wir zuversichtlich hoffen, in irgend einem stillen Winkel des Rheinlandes Weib und Mutter ward und die Freude und der Kummer des Herzens irgend eines braven Mannes war. Für den Jüngling selbst entete die Sache schmerzlich, ja fast verderblich, wenn nicht Krankheit ihm zu Hülfe gekommen wäre und auch hier erfuhr er, wie ein Schatten und bei jeder Art von Sonnenschein sagt und daß in unserer geheimnißvollen Existenz das tragische Element niemals fehlt. Der Name Greichens, nicht ihre Geschichte, welche mit jenen Verbrechen und Schrecknissen nichts zu schaffen hatte, ist durch die Tragödie „Faust“ weltberühmt geworden.

Die Universität Leipzig hat die Ehre, ihn zu immatriculiren. Des Namens seiner alma mater oder „nährenden Mutter“ kann sie sich rühmen, aber nicht der Wirklichkeit. Ach, in unserer Zeit ist die Universität des Universums die einzige nährende Mutter solcher Geister. Alle anderen nährenden Mütter sind weiter nichts als unnährhafte, veraltete, bettlägerig gewordene Wärterinnen, welchen der ausgehungerte Pflügel sogar Brod und Wasser abstreifen muß, wenn er nicht sterben will. Meistentheils nimmt er auch sehr bald Abschied von ihnen, giebt ihnen vielleicht — wie Gibbon that — zum Danke einen derben Nasenflüßer und stürzt sich als Waixe verzweifelt hinaus in die weite Welt. Die Zeit rückt langsamer oder schneller immer näher heran, wo die bettlägerige, vertrocknete Wärterin sterben und durch eine kräftig einherstreichende, rührige Amme ersetzt werden wird.

Goethe's Beschäftigungen und Kultur in Leipzig bewegten sich in ganz anderen Bahnen, als in dem akademischen. Er hörte den ciceronianischen Ernst mit Aufmerksamkeit, aber das lebenspendende Wort floß nicht aus seinem Munde; eben so den priesterlichen eklektisch-sentimentalen Gellert — die Gottheit aller Theetisch-Moralphilosophen beiderlei Geschlechts —; sah „die reine Seele“, den „ächten Willen“ des „echten Mannes“, hörte „seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, die in einem etwas hohlen und melancholischen Tone ausgesprochen wurden — und dann sagte der Franzose zu Allem: „Laissez le faire, il nous forme des dupes.“

Indessen studirt er doch mit einigem Nutzen mit dem Maler Deser und hört eines Tages an der Thür mit Entsetzen, daß keine Vorlesung sein wird, weil so eben die Nachricht von Winkelmann's Ermordung eingetroffen ist.

Mit dem alten Gottische hat er auch eine Unterredung. Ach, es ist ein junger Zeus, welcher gekommen ist, den alten Saturn zu entthronen, dessen Zeit am literarischen Himmel so ziemlich abgelaufen ist, denn selbst auf dem Olymp tritt ein Demiurg auf und ein anderer verschwindet. Gottische hatte die Herrschaft des Wassers in allen flüssigen und festen Formen eingeführt und lange und glorreich den Vorrang dabei behauptet. Aber nun ist es genug damit und die strahlenlose Majestät sah, wenn sie prophetisch gewesen wäre, hier die strahlende, vor welcher sie zerthaueln und vergehen sollte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Unterredung für den jungen Horstner nicht viel Erbauliches haben konnte. Schon hat er sich durch vielfache Geirprache und Lectüre zu seiner Verzweiflung von dem wässerigen Zustande der Gottischen Welt überzeugt und daß Bodmer's Noachide ein wahres Symbol der Sündfluth ist, welche den deutschen Varnah umgiebt, denn in der Literatur sowohl als in der Philosophie ist weder Land noch Leitstern zu erblicken.

Hier beginnt er auch wieder seine religiösen Forschungen, verfällt über die meisten Dinge in schwarze Zweifel und findet in den kahlen matten Lösungen, die ihm vorgetragen werden, einen sehr leidigen Trost. Ueberdies geht es in äußeren Dingen nicht, wie es sollte; die philosophischen Harlekinaden eines Späßvogels mit einer langen Nase stiften allerlei Unheil an, wie dies von anderen klugen und thörichten Sterblichen beiderlei Geschlechts auf mannigfache Weise geschieht. Es wird immer schlimmer und schlimmer; er wird krank und fühlt sich ziemlich unglücklich, entsetzt aber dabei einen verzweigten Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt und nicht bloß keine Gefahr fürchtet, sondern dieselbe sogar vorzüglich herausfordert. Und so verläßt er in etwas zerrüttetem Zustande seine alma mater und kehrt nach Hause zurück.

Nichtdestoweniger hat er keine Zeit zu langen Betrachtungen. Er muß nun in allem Ernste sich auf sein Jus legen und sogleich fort nach Straßburg, um sich darin zu vervollkommen; so hat das väterliche Urtheil entschieden. Ein Jurist, ein Gelehrter, welches man heutzutage einen Juristen nennt, soll aus einem Kanne werden, in welchem die allgütige Natur uns einen Dichter für die Welt gesendet hat! O wir blinden Sterblichen, blind für das, was uns am nächsten liegt und was wir am eifrigsten zu sehen wünsch'en! Aus diesem jungen Hüllen, welches in jugentlichem Uebermuth

hier herumspringt und mit verwegnem, ziemlich gefährlich aussehendem Humor den Wind schnüffelt, soll kein schledwigher Karrenzaul werden, der die Größe eines Trometers erreicht und seine drei Tonnen Straßenstoß oder sonst etwas nicht, sondern ein besüßelter, wunderbarer Begaius, der uns zum Himmel emporträgt. Und mancher heldenmüthige Bellerophon wird in künftigen Zeiten ihn bestiegen und Chimären vernichten und beträngte Nationen der Erde befreien.

Doch dem sei mittlerweile wie ihm wolle, der Jüngling ist nach Strassburg gegangen, um sich auf das examen rigorosum vorzubereiten, obichon, wie sich am Ende ergab, für ein ganz anderes, als das juristische. Verwirrung genug ist in seinem Kopfe und Herzen, poetische Gegenstände haben darin Wurzel gefaßt und ruhen nicht, bis sie eine feste Form gewonnen haben. Es waren dies, wie er selbst sagt, Wöth von Verklindungen und Kauff. Die geschriebene Lebensgeschichte des Ersten hatte seine innerste Seele erfaßt. Die Gestalt eines naturwüchßigen wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarthischer Zeit erweckte seine tiefste Sympathie. Die eindrucksvolle Puppenspielabel des Andern klang und summite ihm fortwährend vor den Ohren. — Oft beuckt er die hohe breite Plattform des Münsters, um mit einer Anzahl junger Freunde die untergehende Sonne zu begrüßen. Sie hatten gute Fernröhre mit und ein Freund nach dem andern suchte den fernn Punkt auf, der ihm der theuerste geworden; auch Goethe war nicht ohne ein solches kleines Augenmerk, welches, obichon es nicht sichtlich in der Landschaft hervortrat, ihn doch mehr als alles Andere mit freuntlicher Zauberkrast anzog.

Diese Bemerkung Goethe's bezieht sich auf jenen elässlichen Vicar von Wakefield und seine Tochter, die schöne Friederike, in Betreff welcher Anglegenheit ein Wort hier nicht am unrechten Orte sein wird. Gewisse zarte Seelen, welche meinen, daß der Liebe Alles geopfert werden müsse, haben Goethe's Benehmen in dieser Sache sehr getadelt. Er liebete mit seiner blühenden blauäugigen Gläfflerin, sie mit ihm, ziemlich unschuldig und leichtsinnig, bis sie beide einander lieben lernten und dann, als der Heirathspunkt in der Ferne sichtbar zu werden begann, machte er plöglich Halt und wollte nicht weiter. „Adieu!“ rief er, und winkte mit seiner weißen Hand. Die gute Friederike weinte und auch ihm war es bänglich um's Herz.

Hieraus ergibt sich die Frage: Ist Goethe ein schlechter Mensch oder ist er kein schlechter Mensch? Ach würdige Seelen! Wenn diese Welt

weiter nichts wäre, als ein Hochzeitstanz und das Sollen niemals mit dem Wollen in Collision käme, welche eine neue, bessere Zeit hätten wir! Es ist aber einmal das erbärmliche Loos des Menschen, nicht bloß zu heirathen, sondern auch zu essen und zu arbeiten. Ach, wie oft bringt er wie Corporal Trim die ganze Nacht damit zu, daß er einen Augenblick die ganze Welt mit seiner schönen Pequine in zwei Hälften theilt und sich den nächsten Augenblick daran erinnert, daß er nur einen Tornister und fünfzehn Gulden mit irgend einem Menschen zu theilen hat! Ueberdies darf man nicht vergessen, daß die gute Friederike, die wir auch beweinen könnten, wenn es etwas hülfte, ein geimtes deutsches Herz in ihrer Schnürbrust trug, dabei obendrein sehr viel zu thun und daher gar nicht einmal Zeit hatte, vor Liebe zu sterben und vor allen Dingen, daß es damals in den ländlichen Theilen des Elsaß noch keine Leihbibliothekromane gab.

In Perua auf die grausame Gemüthsart des Ungetreuen, der, wenn wir uns recht entsinnen, an jenem Tage, wo er sie verließ, einen Geist am hellen Mittag sah, muß man nachlesen, was Jung Stilling, der in solchen Sachen um dieselbe Zeit Erfahrung hatte, in seiner „Wanderschaft“ über ihn sagt. Der arme Jung Stilling, eine Art deutscher Dominie Sampson, unbeholden, ecklich, reizbar, in alimotischen Kleidern und einer Beutelperrücke, der schon Mehreres gewesen. Koblenbrenner und in wiederholter Abwechslung Schneider und Schulmeister, war jetzt nach Strassburg gekommen, um Medizin zu studiren, mit schlafnem Beutel, aber mit einem Kopf, der Gehirn hatte, und einem Herzen voll Gottvertrauen. Er war eine fromme Seele und wenn er auch später Bücher über das Wesen der abgechiedenen Seelen schrieb, so gab er dagegen durch seine Geschicklichkeit in Augenoperationen über zweitausend armen Blinden das Augenlicht wieder, ohne dafür ein Honorar zu bekommen, ja er unterstützte noch viele von ihnen in dem Hospital aus seiner eigenen Tasche.

Goethe's bei weitem wichtigste Bekanntschaft in Strassburg war die zufällige und vorübergehende mit Herder, welche später zu einer dauernden, obgleich niemals zu einer ganz intimen führte. Herder, der viel geben konnte, wollte auch immer etwas haben und das Zusammenleben mit ihm scheint nicht ganz eine Sinecure gewesen zu sein. Goethe und er waren überdies ihrem Grundweien nach ganz verschieden, ja fast entgegengesetzt und die Raune des Letztern konnte durch Das, was ihn nach Strassburg geführt, auch nicht sonderlich erhöht werden. Er war nämlich in der Absicht

gekommen, sich einer chirurgischen Operation an der Thränenendrüse zu unterziehen, die obendrein noch unglücklich abließ.

Mit diesem begabten Mann, der fünf Jahr älter war, als er, dessen Schriften ihm schon einen Namen gemacht und das Viele errathen ließen, was noch in ihm lag, konnte der offenherzige Jünger vielfältig sich ausprechen und Manches von ihm lernen. Es dauerte nicht lange, so trat hinter Herder's sanftem Wesen ein Gang zum Spott und zu unfeindlichem, fast lärmendem Widerspruch hervor. Die wohl oder übel begründete Selbstgenügsamkeit, die in dem Jüngling lag, mußte, wie wir uns leicht denken können, hier eine harte Probe bestehen. Uebrigens konnte er auch in Herder wie in einem lebenden Mikroskop die ganze abenteuerliche Welt der deutschen Literatur und des europäischen Gedankens abgeirrigelt sehen. Er erkannte nun, was diese Literatur früher gewirkt und verfehlte, ihre besten neueren Tendenzen und Bestrebungen, ihre vergangene und gegenwärtige Lückenhaftigkeit und Verwirrung. Bei allem diesen hatte der verwirrte, aber deswegen unerschütterlich bleibende, wißbegierige, wachere junge Mann ein ganz anderes als ein theoretisches Interesse, weil er selbst gewonnen war, auf diesem Gebiete zu verweilen. Es ist leicht zu bemerken, daß Herder's Umgang, der auf diese Weise so viele neue und alte Gegenstände anregte, die frühere Gährung bedeutend steigern und dadurch, mit Absicht oder nicht, den weiteren Fortgang derselben zur Abklärung beschleunigen mußte.

In der That werden wir, wenn wir einen nur flüchtigen Blick auf den damaligen Zustand des geistigen Lebens werfen, finden, daß, da es an Unordnung niemals fehlt — und für den jungen Geisteshelden, welcher bloß da ist, um die Unordnung zu vernichten und in Ordnung umzuwandeln, am allerwenigsten fehlen kann — sie auch zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, in besonders reichem Maße vorhanden war. Warum sollten wir bei dieser oft geschilderten Epoche lange verweilen? In ganz Europa war die Herrschaft des Ernsts und der Gediegenheit vollständig zu der des Dilettantismus zusammengekrumpft. Die Stimme einer gewissen modernen Studirflusenlogik, welche sich Philosophie nannte, war hervorgetreten und hatte gesagt: es werde Nacht und es ward Nacht. Es wohnte keine Gottheit mehr in der Welt und da die Menschen nicht ohne Gottheit sein können, so hatte man ein irdisches Nachwerk zusammengebaut und Geschmack genannt, wobei Kunstkenner und aufgeklärte Schöngeister die Stelle der Priester vertraten. Diesem Gottesdienst mit seinen kümmerlichen Formeln

und hungrigen Resultaten mußte der gediegene Geist, eben so wie der hohle und leere sich anbequemen, so gut es gehen wollte. Für einen neuen Menschen ist die Erde ohne Zweifel stets neu und niemals ganz ohne Interesse. Kenntniß, wäre es auch nur die todter Sprachen oder todter Ereignisse, die fremdländische Tradition Dessen, was Andere errungen und gethan, war noch zu suchen; man konnte sich eines Rufes erfreuen, wenn man sich einen verschaffen konnte; vor allen Dingen waren die Künste der Küche und Brauerei noch in patriarchalischer Vollständigkeit vorhanden und ihre Resultate konnten mit patriarchalischer Massenhaftigkeit genossen werden. Das Leben schleppte sich wohl oder übel in erbärmlicher Unzufriedenheit, aber noch nicht in entschiedener Verzweiflung, wie an einem schwülen, düstern, sonnenlosen Tage, dahin. Schon sah man aber Wolken am Horizonte aufsteigen, man hörte ferne Grollen, welches, wie sich allmählig ergab, von elektrischer Reichthum war, und durch wunderliche Regenfluthen diese Schwüle reinigen und kühlen sollte.

Für einen Mann, der in der Mitte der deutschen Literatur stand und in dieser sein höchstes Gut suchte, war die Aussicht eine ziemlich trübe. Seit zwei Jahrhunderten hatte die deutsche Literatur brach gelegen. Der Luther, dessen Worte halbe Schlachten waren, deren Kanonendonner halb Europa erschütterte und über den Haufen warf, war längst schlafen gegangen und alle anderen Worte waren weiter nichts, als das elende Gezänk theologischer Mareyeurs beim Plündern der Gefallenen. Ulrich Hutten schlief einsam auf der kleinen Insel des Zürcher See's; der Mühselige und Schwerbeladene hatte den Schweiß von seiner Stirn gewischt und sich dort zur Ruhe niedergelegt; das tapfere gestählte Herz mit all seinem Weh und seiner Liebe modernte erkaltet und vergessen und sein neues Herz erwachte von gleichem Schläge belebt. Die zahmeren Drige und Flemmings einer späteren Zeit waren ebenfalls schon längst veraltet. Eine unglückliche Generation nach der anderen von Petanten, oder von griechischen und hebräischen Wurzeln lebenden Abzophagen, von Komödienknechten, Liebesgedichtredaktern, Journalisten und andern Gaultiern unbestimmter Art wanderten nach Nomadenweise umher, wo es eben Futter gab und wenn unter diesen ein leidenschaftlicher Günther mit einiger Emphase in's Verderben rennt oder ein erleuchteter Thomastud früher als der große Haufe sich vom Herenglauben loslöst, so müssen wir dies für ein Glück schätzen.

Aber auch dies ist vorüber und mannigfache räthselhafte Zeichen ver-

künden eine neue Zeit. Hochwohlgeborene Hagetorns, freigeübte Gleims haben den Namen des Schriftstellers wieder zu Ehren gebracht; die Politur fleißiger, correcter Rabener und Ramler haben die alten Holzpriaketen hinweggeglättet; ein frommer Klopstock erhebt sich unter allgemeinem Entschlusse von Neuem zu einer gewissen Gattung seraphischer Wust. obichon auf einem Wege, auf welchem ihn Niemand nachfolgen kann; der wackere Weist eines Reissng bricht in lebenspendenden Strahlen durch die träge Finsterniß; Deutschland hat sich zu gleicher Höhe mit dem übrigen Europa erhoben, es nimmt hinfort Theil an allen europäischen Einflüssen, ja es steht nun zu vermuthen, obichon es noch nicht in Gewißheit geiegt ist, daß Deutschland der Anführer des geistigen Europa sein wird. Eine tiefe Bewegung geht durch das ganze denkende Deutschland, obichon noch Niemand steht, nach welchem Ziele sie hinbrängt, sondern nur, daß Wogen und Strudel, verworrene streitende Tendenzen überall stürmisch durcheinander arbeiten. Die Bewegung hat begonnen und läßt sich nicht wieder hemmen; doch ist man noch weit entfernt, ihren Verlauf bestimmen zu können. Auch dem jungen Manne, der jetzt mit so gespannter Theilnahme zusah, war diese selbe Aufgabe angewiesen, für diesen Strom ein Bett ausfindig zu machen und ihn hineinzuleiten.

Wer sich von diesem verworrenen revolutionairen Zustand aller Dinge eine Vorstellung machen will, braucht sich bloß zu denken, wie derselbe auf den empänglichsten und umfassendsten aller menschlichen Geister einwirken mußte; welches Chaos er in sich aufgenommen und, durch die Finsterniß sich hindurchkämpfend, in eine Schöpfung umzugestalten suchte. Hierzu zähle man noch seine so verworrene widersprechende persönliche Stellung. Von einem gebieterischen Vater zum Rechtspraktikanten bestimmt, bestimmte ihn eine noch gebieterischere Mutter — die alte Natur selbst — zum Weisheitspraktikanten und Feldherrn des geistigen Europa. Und somit gab es Verwirrung genug für ihn, ökonomische Zweifel und theologische Zweifel, moralische Zweifel und ästhetische Zweifel — eine ganze Welt von Verwirrung und Zweifeln.

Nichtsdestoweniger hatten die Götter dem jungen Studenten von Strassburg ihre kostbarste Gabe geschenkt, die so viel werth ist, als alle anderen, und ohne welche die andern alle nichts werth sind — ein sehendes Auge und ein gläubiges liebendes Herz.

„Er hatt' ein Auge treu und klug,
Und war auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und weiter alles zu machen sein;
Hatt' auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Des thaten die Mäuen sich erfreun,
Wellten ihn zum Meisterlänger weihn.“

Seine ersten literarischen Erzeugnisse fallen in sein drei und zwanzigstes Jahr; „Werther“, das berühmteste derselben, in sein fünf und zwanzigstes. Es wäre nutzlos, hier zu wiederholen, was bereits anderwärts über dieses wunderbare Buch und dessen jetzt anerkannte Eigenschaft als poetische und prophetische Aussprache des Weltschmerzes geschrieben worden. Dieses Buch und „Götz von Berlichingen“, welches Werk ebenfalls, als ein poetischer Rückblick in die Vergangenheit, ein Wort für die Welt war, haben unberechenbare Wirkungen hervorgebracht, die allerdings nun endlich, wenn auch noch hier und da ein verhallendes Echo sich vorfinden sollte, glücklicherweise alle hinter uns liegen. Einige geringfügige Vorfälle in Weplar und der Selbstmord eines unglücklichen Bekannten waren die Mittel, welche jenen wunderbaren gefährlichen Stoff, den das junge Herz aufgelöst in sich trug, in jenem weltberühmten Werther krystallisirten.

Er war immer noch in der Absicht, sich der Jurisprudenz zu widmen, nach Weplar gegangen, verzichtete aber nun darauf, um nie wieder darauf zurückzukommen. Er machte es daher wie Saul, der Sohn Kis, welcher ausgegangen war, um seines Vaters Sief zu suchen und statt deren ein Königreich fand.

Mit der Vollendung dieser beiden Werke — einer Vollendung in jedem Sinne, denn sie wurden nicht bloß emittirt, sondern auch sehr bald de mittirt und von ihm vergessen, — beginnt das, was wir speciell sein Leben, seine Thätigkeit als Mann nennen können. Im Jahre 1776 kam der Erbherzog von Weimar durch Frankfurt, bei welcher Gelegenheit er, von einigen Freunden aufgefordert, Goethe besuchte. Der Besuch mußte von beiden Seiten ein angenehmer gewesen sein, denn nicht lange darauf ward der junge Autor eingeladen, an den Hof zu kommen, um bei verschiedenen literarischen Institutionen, die damals im Gange waren oder beabsichtigt wurden, Beistand zu leisten. In Folge dieses ehrenvollen Rufes ließ er sich mit dem Titel eines Legationsrathes in Weimar nieder. Das unter so

günstigen Auspicien begonnene und später unter ähnlichen oder besseren fortgesetzte Verhältniß hat nicht bloß für Weimar, sondern für ganz Deutschland die wichtigsten Folgen gehabt. Die edlen Bestrebungen der Herzogin Amalie wurden von dem jungen Herzoge nach seinem Regierungsantritte auf's Eifrigste gefördert und allmählig sammelte sich an diesem kleinen Hofe das Glänzendste, was der Genius Deutschlands aufzuweisen hatte. Ein klassisches Theater stand hier unter der Aufsicht Goethe's und Schiller's, hier dachte und sang Wieland und auf der Kanzel stand Herder. Goethe blieb formwährend in der Gunst seines Fürsten und nach einiger Zeit ward er außer seinem literarischen Amte auch mit einem politischen bekleidet. Im Jahre 1779 ward er Geheimer Rath, 1782 Präsident und endlich nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er zwei Jahre unter verschiedensten Studien und Beobachtungen verlebte, zum Minister ernannt, welchen Posten er erst wenige Jahre vor seinem Tode bei seinem gänzlichen Rücktritt von den öffentlichen Geschäften niederlegte.

Es ist bemerkenswerth und rühmlich, daß das kleine Weimar in dieser Beziehung gleichsam einen alten italienischen Staat in das neunzehnte Jahrhundert hineinversetzte! Denn man nahm von den Petrarca's und Boccaccio's, obgleich man sie als Dichter verehrte, nicht an, daß sie als Menschen den Verstand verloren hätten, sondern stellte sie auch bei den höchsten Staatsämtern an, nicht bloß als tauglich, sondern als am allertauglichsten dazu. Ganz anders ist es bei uns, wo Diplomaten und Gouverneure von der Heerstraße aufgelesen oder nach Art des Blindenkubjacks gewählt werden, so daß die erste beste Gestalt, die man hascht oder von der man gehascht wird, einen Gouverneur abgibt. Selbst in außerordentlichen Zeiten schlägt man es schon hoch an, wenn ein Milton unter einem Whittled lateinischer Secretair werden kann und „ein gewisser Mr. Milton“ genannt wird. Als ob der Dichter mit seiner Poesie nichts weiter wäre, als ein liebenswürdiger Jongleur, der allerhand interessante Kunststückchen zu machen versteht, wofür man ihm einige Münzen und einige Schmeichelei zuwerfen muß, weil er sonst die Luft verlieren und uns nicht weiter amüsiren würde; als ob es irgend ein Talent und vor allen Dingen, als ob es ein poetisches Talent — nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Zeitalter das höchste Talent und zuweilen unermesslich hoch — geben könnte, dessen erste Grundlage nicht eben jene beiden Dinge — eigentlich nur eins — wären: geistige Klarheit mit Kraft und Redlichkeit des Willens. Diese zwei aber machen in ihrer einfachsten

nothtesten Form gerade das Rüstzeug aus, dessen ein Geschäftsmann bedarf; sie sind die Werkzeuge, mit welchen jedes Geschäft, von dem des Ergräbers an bis zu dem des Geseßgebers und Imperators, zu Stande gebracht wird, eben so wie sie in ihrer edelsten Concentration auch die bewegende Kraft des Künstlers und Propheten sind.

Für Goethe selbst ward durch diese Verbindung mit Weimar die glücklichste Lebensbahn eröffnet, welche das Zeitalter, in dem er lebte, ihm hätte gewähren können. Mäßigung und doch Hülle; Eleganz ohne Luxus oder übertriebene Pracht — Kunst genug, um seiner Existenz ein himmlisches Firmament, und Arbeit genug, um ihr einen soliden Boden zu geben. Bei seinen vielseitigen Pflichten kommt er in Verührung mit allen Arten von Leuten; er gewinnt Erfahrung und Toleranz in Allem, was die Menschen thun und treiben. Eine Fähigkeit, wie die seine, welche die höchsten geistigen Probleme bemeistern und Dämonen in ihrem eigenen Gebiete bezwingen konnte, war nicht der Gefahr ausgesetzt, durch dieselben überwunden zu werden, wenn sie die einfachere Gestalt des irdischen Staubes anzogen. Der größte aller Dichter ist auch der geschickteste Dirigent. Das kleine ihm anvertraute irdische Weimar gedeiht und man steht mit einem gewissen Lächeln, in welchem ein tiefer Ernst liegen kann, wie die Museen zu Jena, Universitätsangelegenheiten, Kunstausstellungen und Palastbauten in Weimar ruhig und geräuschlos von einer Hand geleitet werden, welche würdig geweisen wäre, ein königliches Scepter zu schwingen. Die Welt wäre glücklich, wenn sie solchen Händen ein Scepter verleihen könnte — ja diesem Manne war, ohne daß die Welt ihre Einwilligung gegeben hätte oder darum gefragt worden wäre, eine noch weit höhere Aufgabe wirklich anvertraut. Im Ganzen betrachtet aber nennen wir sein äußeres Leben um deswillen glücklich, weil eine edle fürstliche Courtoisie darin wohnen konnte, die sich auf die durch Worte und Thaten ausgesprochene Verehrung der Wahrheit gründete — denn sein Sieg war, wie wir schon oben gesagt haben, so vollständig, daß der vorhergegangene Kampf fast ganz in den Hintergrund trat — und die materiell Gesinnten konnten ihn als den liebendwürdigsten aller Menschen preisen und die geistig Gesinnten als den höchsten und klarsten. Glücklich vor allen Dingen aber war sein äußeres Leben darin, daß es ihn, wie kein anderes hätte thun können, in seinem inneren Leben vorwärts brachte, dessen Wendung zum Guten oder zum Bösen allein von dauernder Beträufeltheit war.

Das innere Leben Goethe's liegt von dieser Epoche an in der langen Reihe seiner Schriften vor uns. Die große Masse unserer englischen Welt aber ist bis jetzt noch keinesweges zu einem solchen Verständniß und einer solchen Vereinerung derselben gelangt, daß wir uns mit einiger Hoffnung auf Nutzen in eine kritische Untersuchung ihrer Vorzüge und charakteristischen Eigenschaften einlassen könnten. Eine solche Aufgabe kann ruhen, bis die Zeit dazu da ist; sei es nun in dieser Generation oder in der nächsten oder nach der nächsten. Das, was bereits anderwärts darüber gesagt worden, genügt für das gegenwärtige Bedürfniß oder braucht bloß nachdrücklich wiederholt zu werden. Der Erklärer der deutschen Literatur muß mit dem klugen Zanga in dem Schauspiele sagen: „Erst verdaue das, dann sollst Du mehr erfahren.“ Ein Blick auf die großartigen Umrisse des Ganzen von dem unserer Zeit angemessenen Gesichtspunkte aus kann allein hier am rechten Orte sein.

In Goethe's Werken sehen wir, wenn wir sie in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge betrachten, vor allen Dingen dies: Ein Geist arbeitet sich zu immer klarerer und klarerer Freiheit heraus und erringt eine immer vollkommnere Herrschaft seiner Welt. Das Pestfieber des Scepticismus zieht sich durch alle Stadien hindurch, aber es endet glücklich und verschwindet im letzten Stadium, nicht in Tod, nicht in chronischer Krankheit, — wie dies am häufigsten geschieht — sondern in klarerer, hinfort unverwundbarer Gesundheit. „Werther“ nannten wir die Stimme des Welt Schmerzes — leidenschaftlich und ununterdrückbar ist diese Stimme; noch nicht melodisch und erhaben — wie wir sie nichtsdestoweniger endlich in dem wilden apokalyptischen „Kauf“ hören, gleich einem Todtengeiang untergehender Welten; es ist nicht die Stimme freudiger über einer Schöpfung jubelnder Morgensterne, sondern blutrother, fast erloschener Witternachtssterne, die im Schwanengeänge der Sphären verkünden: Es ist aus!

Was in der nächsten Periode folgt, möchten wir aus Mangel an einem passenderen Ausdrucke, seinem Charakter nach heidnisch oder ethnisch nennen. Wir verstehen darunter einen dem alten Griechenland und Rom verwandten anthropomorphischen Charakter. Wilhelm Meister ist von diesem Gepräge — warmes, redliches, sonniges, menschliches Streben; eine freie Erkennung des Lebens in seiner Tiefe, Mannigfaltigkeit und Majestät; aber bis jetzt ist noch keine Gottheit hier anerkannt. Die berühmten „venetianischen Epigramme“ sind in demselben alt-ethnischen Tone geschrieben —

muskulisch, freudig stark, wahr, aber nicht die ganze Wahrheit und zuweilen in ihrem rückwärtslofen Realismus das Gefühl verlegend.

Der zuletzt in Leugnung übergegangene Zweifel liegt jetzt niedergeworfen zu seinen Füßen. Das Feuer hat das Seine gethan, eine alte Welt liegt in Asche; aber der Rauch und die Flamme sind hinweggeweht und eine Sonne scheint wieder hell auf die Ruine herab, um ein schöneres Grün und duftigere Blumen hervorwachsen zu lassen. Endlich aber in der dritten oder letzten Periode erringt melodische Verehrung den Sieg; ein inniger, Alles durchdringender Glaube spricht mit sanfter Stimme, eben so ernst als heiter aus „Meister's Wanderjahren“, dem „Westfälischen Tivoli“, so mancher kleinen „Zahmen Kenie“ und manchem treffenden kleinen Vers, der in Bezug auf Inhaltsschwere und Prägung, ausgenommen in dem hebräischen Theile der heiligen Schrift, nirgends seines Gleichen findet, z. B.

„Wie das Gehirn,
Ohne Haß,
Aber ohne Raß,
Drehe sich Jeder
Um die eigene Achse.“*)

oder:

„Eine Greiche in jeder Tag,
Die viele Menschen erkümmern;
Wer da auch fallen mag,
Die Toten sich niemals thümen.“

In diesem Geiste und mit einem Blick, der sich über alle Gebiete des menschlichen Denkens, Fühlens und Thuns erstreckt, tritt der Dichter auf

*) Hieran knüpft sich eine Geschichte.

„So eben,“ sagt einer unserer Mitabtreter in diesem deutschen Weinberge, „kommt eine Thatsache zu unserer Kenntniß, die wir mit Freude und Stolz wieder erzählen. Fünfzehn Engländer, welche für den guten Werthe jene Hochachtung empfinden, welche die Arbeiten und hohen Verdienste eines langen, nützlich angewendeten Lebens in so reichem Maße von der ganzen Menschheit verdienen, haben ihm zum Zeichen ihrer Verehrung ein kunstvoll gearbeitetes Geschenk überreicht.“ Wir übergehen hier die Beschreibung des Geschenkes; es genügt, wenn wir sagen, daß unter geschmackvollen Verzierungen auf einem goldenen Hütel, auf die vier Seiten vertheilt, die Worte gravirt standen: Dem deutschen Meister — Von Freunden in England — 28. August — 1831, und daß das Siegel ein von einer Schlange eingeschlossener Stern war, mit dem Motto: Ohne Haß, aber ohne Raß.

als der wahre Prophet seiner Zeit; siegreich über ihren Widerspruch, Träger ihres Reichthums, verkörpert er die Größe der Vergangenheit zu einem neuen Ganzen, zu neuer lebendiger Größe für die Vergangenheit und Zukunft. Es ist die antike Größe in allen Beziehungen, aber mit neuer Klarheit angethan; ihr Geist ist erhalten und offenbart sich wieder in sichtbarer Gestalt, nachdem die frühere Gestalt und Bekleidung — wie mit Kleidern zu erheben pflegt — alt und weggeworfen war und wir trauerten, als ob der Geist auch dahin wäre. Wir wissen wohl, daß dies ein süßes Wort und auf keinen andern lebenden Menschen oder irgend einen, der seit zwei Jahrhunderten gelebt, anwendbar ist. Goethe wird dadurch nicht bloß für den größten Mann seiner Zeit erklärt, sondern für einen Mann aller Zeiten, wichtig für alle Generationen — eine der Landmarken in der Geschichte der Menschheit.

So stellt sich von unserem Gesichtspunkte aus Goethe als der Vereiniger und siegreiche Verlöbter der zerfahrensten, widerstreitendsten Elemente

Der Brief, welcher dieses Geschenk begleitete, war folgender:

„An den Dichter Goethe am 28. August 1831.

„Geehrter Herr,

„Unter den Freunden, welche dieser so interessante Jahrestag um Sie versammelt, wollen auch wir „englischen Freunde“ in Gedanken und symbolisch, da es verendlich unmöglich ist, uns nahen, um Ihnen unsere aufrichtigen Glückwünsche darzubringen. Wir hoffen, daß Sie uns die Ehre erzeigen werden, dieses kleine Geburtstagsgeschenk anzunehmen, welches als ein ächter Beweis unserer Sympathien vielleicht nicht ohne Werth ist.

„Wir sagten zu uns: Da es stets die höchste Pflicht und Freude ist, dem Verehrung zu beweisen, dem sie gebührt und unser größter, ja vielleicht unser einziger Wohlthäter der ist, der uns durch Wort und That in der Weisheit unterrichtet, so wünschen wir, die Unterzeichneten, da wir den Dichter Goethe als unseren geistigen Lehrer und uns als seine geistigen Schüler betrachten, dieses Gefühl öffentlich und gemeinsam auszusprechen. Zu diesem Ende haben wir beschließen, ihn zu bitten, ein kleines englisches Geschenk, welches von uns allen gleichmäßig ausgeht, zu seinem bevorstehenden Geburtstage anzunehmen, damit, während der ehrwürdige Mann noch unter uns weilt, es nicht an einem Zeichen der Dankbarkeit fehle, die wir ihm schuldig sind und die nach unserer Meinung die ganze Welt ihm schuldet.

„Und so steht unser kleiner Tribut, vielleicht mit zu dem reinsten gehörend, den die Menschen dem Menschen darbringen können, in sichtbarer Gestalt da und bittet, angenommen zu werden. Möge er willkommen sein und dauernd eine innige Beziehung bezeugen, eobchon das breite Meer zwischen den Betreffenden fließt!

des zerfahrensten und zerrissenen Zeitalters dar, welches die Welt seit der Einführung der christlichen Religion gesehen, mit welcher alten chaotischen Aera der Welt confusion und Weltconfusion, der schwärzesten Finsterniß, auf welche das Dämmern eines hohen und himmlischen Lichtes folgte, dieß unsere jetzige wunderbare Aera in der That auch oft verglichen wird. Für das gläubige Herz aber darf keine Aera eine verzweiflungsvolle sein! Es liegt stets im Wesen der Finsterniß, daß ein neues edleres Licht darauf folgt, ja daß sie ein solches erzeugt. Die Leiden und Widersprüche einer atheistischen Zeit, einer in Kasterhaftigkeit, Verworfenheit und Unglauben versunkenen Welt, worin auch physisches Elend und die Desorganisation und Verzweiflung ganzer mit Unwissenheit und Noth kämpfender Klassen nicht fehlen — alles dieß, der Anblick von allem diesem, tritt wie die Frage einer

„Wir beten, daß noch viele Jahre einem so glorreichen Leben zugelegt werden, daß Ihnen alles Glück und Kraft beschieden sein möge, Ihre hohe Aufgabe zu vollenden, so weit sie bis jetzt vorgeschritten ist, gleich einem Sterne, ohne Haß, aber ohne Mauth.“

„Wir verbleiben, geehrter Herr,

„Ihre

„Freunde und Diener

„Fünfzehn Engländer.“

Der wunderbare Kreis, welchem ferne und unbekannte Freunde eine solche Gultigung erwiesen hatten, mußte von in solchen Worten ausgedrückten Gefinnungen nothwendig gerührt werden. Er nahm das Geschenk sehr hoch auf und betankte sich dafür in folgenden Versen:

„Den Fünfzehn Englischen Freunden.

„Werte, die der Dichter spricht,
Treu, in heidnischen Beirthen,
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob sie in die Äerne wirken.

Brünnen! habt sie aufgesagt:
„Ihr! dem Sinn, das Ich! dem gequelt
Sinn! Strecken ohne Haß!“
Und so wolle Ihr's denn bezeugt!

„Weimar, 28. August 1831.

Goethe.“

Und so ward der letzte Geburtstag des Dichters durch eine äußere Ceremonie feierlicher Art gefeiert, worin aber beßentlich ebenfalls eine hohe innere Bedeutung lag. —

Erkint vor jedes neugeborene, fühlende und begabte Herz; es ist ein Wirral, bei welchem es sich um Leben und Tod handelt und aus welchem jedes fühlende und begabte Herz sich und die Welt herauszuarbeiten sucht. Weisheit gebietet Stärke und nur wenn es keine „Vision“ giebt, geht das Volk unter. In Folge des natürlichen Wechsels aber schon geht das Zeitalter der Verfallstage zu Ende und das des ernsten und unüberwindlichen Strebens muß folgen, denn die Hitze des alten Feuers wärmt die Menschen nicht von Neuem; die neue Generation ist zu trostlos, als daß sie sich dem Exort hingeben sollte — ausgenommen vielleicht bitterem, selbstmörderischem Exort über sich selbst! Nachdem daher Voltaire's genug über Das gelacht und geipöthelt haben, was falsch ist, treten einige Turqots auf, um zu fragen, was wahr ist. Wehe dem Lande, wo in solchen Zeiten kein Prophet aufsteht, sondern nur Lächler, Sarcaster und ironische Feigväter, die das Uebel nur schlimmer machen und im besten Falle ein Ende beschleunigen, welches sie eben durch diese Beschleunigung nur um so unheilvoller gemacht haben! Das alte Europa hatte seinen Tacitus und Juvenal gehabt, aber diese wirketen nichts aus. Auch das neue Europa hat seine Mirabeaus und Ferrons und Napoleons und unählige rothflammente Meteorite gehabt, welche Pöbeln aus ihrem Haas schüttelten, und Erdbeben und Sündfluthen und das Chaos hinf wiedergekommen; der klare Stern aber, der Vorhore des Tages, ist noch nicht erkannt worden.

Daß in Weeße die Kraft lag, aus den Widersprüchen, zu welchen der Mensch geboren wird, eine Veröhnung anzubahnen, charakterisirt ihn als den starken Geist seiner Zeit. Eine solche Veröhnung der Widersprüche ist in der That die Aufgabe eines jeden Menschen — der Schwächste veröhnert etwas, bringt alte chaotische Elemente in neue höhere Ordnung und so nach seiner Fähigkeit und seinem Streben Gutes aus Bösem. Man erwäge nun, welche Fähigkeit und welches Streben zu der höchsten solcher Aufgaben geforen muß, welche faktisch alle anderen in sich schließt. Daß, was tiefer Mann zu veröhnern ausersehen war — um damit den Anfang zu machen und es uns zu lehren — war das innere geistige Chaos; der Mittelpunkt aller anderen äußeren und inneren Wirrsale — er sollte die Kluse schließen, aus welcher so mannigfache moralische, intellectuelle und sociale Zerrörung hervorsang.

Die Größe seiner Begabung, so wie sie sich bei einem solchen Werke kundgab, ist schon längst allen Menschen klar geworden. Daß sie dem

höchsten Range menschlicher Begabung angehört und ihren Besitzer, der einen so edlen Gebrauch davon machte, ein Recht auf den Namen eines großen Mannes in der strengsten Bedeutung des Wortes giebt, — dies wird ebenfalls allmählig klar. Hier finden wir eine riesige Charakterstärke, sanft, freundlich und ruhig, wie die Kraft sters ist. Wie nimmt sich unter so vielem krampfhaften Byronism, welcher darauf losbellt, bis ihn die Luftröhre plagt, eine solche Kraft doch ganz anders aus! In der unerschütterlichen Festigkeit seines eigenen Charakters hatte Goethe die Gewohnheit angenommen, niemals Jemandem zu widersprechen. Im Gegentheil hörte er die Meinung eines Jeden freundlich an und beleuchtete und kränzte dieselbe durch eigene Gründe und Beispiele. Alle, die ihn nicht kannten, glaubten, er dächte eben so wie sie, denn er besaß einen überwiegenden Verstand und konnte sich in den geistigen Zustand eines jeden Menschen hineinversetzen und seine Art und Weise der Auffassung nachahmen.

Geliebte Brüder, die Ihr Stark zu sein wünscht! laß nicht der Mann, der eine so glatte süßgarte Methode befolgen konnte, mehr Kraft in sich, als irgend einer der zähneknirschenden ungeheuerlichen Augenvertreiber, die Ihr bis jetzt kennen gelernt? Prüft Euch wohl und überlegt zunächst, ob Ihr Euch nicht damit begnügen könnt, schwach zu sein! Hält die Antwort dennoch verneinend aus, so prüft zweitens, welche Kraft Ihr wirklich besitzt und ob es gerathen ist, damit hervorzutreten.

Ein gewisser starker Mann aus der frühern Zeit saß wacker bei Leramo, arbeitete wacker als algerischer Sklave, befreite sich wacker aus dieser Sklaverei, erduldet mit wackerer Heiterkeit Hunger und Blöße und die Undantbarkeit der Welt und schrieb, einarmig und im Gefängniß sitzend, unser launigstes und beinahe unser durchdachtestes modernes Buch und nannte es Don Quixote. Dies war ein ächter starker Mann. — Ein starker Mann der neueren Zeit kämpft wenig für irgend eine gute Sache irgendwo; arbeitet schwächlich als englischer Lord; macht sich schwächlich von dieser Arbeit los; hört schwach und klagt das Gekacker gerupfter Gänse in St. James und schreibt, wenn er zehntausend Meilen weit davon in seinem vierpännigen Wagen im sonnigen Italien herumfährt, auf so und so viele Bogen Papier Variationen über das Thema: „Hat wohl die Welt je einen größeren oder unglücklicheren Menschen gesehen?“ Dies war ein unächter starker Mann. Wählt nun.

Ueber Goethe's geistige Begabung von der intellectuellen Seite betrachtet,

haben wir — wie dies der Natur der Dinge nach nicht anders sein kann, denn Moral und Intelligenz sind im Grunde ein und dasselbe — eine ähnliche Meinung auszusprechen, nämlich, daß sie groß ist unter den allergrößten. Als die erste Eigenschaft von allen erkennen wir hier die äußerste Klarheit, eine Alles durchdringende Anschauung, zu welcher sich, wie wir dies stets finden, alle andern Gaben gesellen, die ja beim Lichte betrachtet, eigentlich nur andere Formen derselben Gabe sind. Eine erhabnere Kraft der Einsicht als die Goethe's sucht man vergebens, seitdem Shakespeare von der Welt geschieden. In der That giebt es in jeder Beziehung, ganz besonders aber hier, Vieles, was diese beiden Geister gemeinschaftlich haben. Auch Shakespeare steht eine Sache nicht an, sondern in sie hinein und durch sie hindurch, so daß er sie constructiv begreift und aneinander nehmen und weiter zusammensetzen kann; sie zertheilt er gleichsam vor seinen Augen in Fäden und schafft sich vor ihm wieder von Neuem. Dies heißt, er ist ein Denker im höchsten Sinne von allen — er ist ein Dichter. Für Goethe wie für Shakespeare liegt die ganze Welt durchsichtig, ja wir möchten sagen, schmelzbar da, umringt von Wundern; das Natürliche ist in Wirklichkeit das Uebernatürliche, denn in den Augen des Sehers wird beides Eins. Was sind Gedichte wie „Hamlet“ und „Der Sturm“, „Rauch“ und „Misanen“ anderes, als Blicke, die uns in diese durchsichtige, von Wundern umringte Welt versetzen sind; Offenbarungen des Geheimnisses aller Geheimnisse, des menschlichen Lebens, wie es wirklich ist?

In anderen untergeordneten Beziehungen wird man finden, daß die poetische Fähigkeit weiter ebenfalls verwandt ist. Goethe ist reich an Bildern; sein großer lichtpendender Verstand ist ein phantasiereicher, aber in ganz anderem Sinne, als die meisten unserer unglücklichen Phantasiebelben sich denken. Gall, der Cranioscop, erklärte ihn für einen gebernen Volksredner, sowohl wegen der Form seiner Stirn, als auch, was noch entscheidender war, weil er nicht sprechen konnte, ohne daß ihm ein Bild oder ein Vergleich einfiel. Gall sah aber bloß so weit, als seine Nase reichte; was darüber hinausging, war ihm unbekannt.

Goethe's Bilderreichtum war ein ganz anderer, als die Volksrednerei nöthig hat. In Bildern volkrederischer Art ist Goethe, wenigstens in seinen ganzen Schritten, keinesweges, so viel wir wissen, der freigebigste, obgleich wir bei genauer Untersuchung finden werden, daß er der reichste ist. Von den fertig vorräthigen, aus buntem Papier geschnittenen Metaphern,

die sofort aufgenäht oder aufgeklebt werden können, um das bereits fertige Lumpengewebe damit aufzupugen, reden wir hier nicht, denn davon ist in seinen ganzen Werken nichts zu entdecken. Aber selbst in dem Gebrauch ächter Metaphern, die nicht gleich fertig gekaufter Platterand, sondern das ächte neue Gewand neuer Gedanken sind, steht er untergeordneten Geislern — z. B. Jean Paul — nach, das heißt, er ist in höherem Grade Meister der gewöhnlichen Sprache und kann öfter diese zu seinen Zwecken verwenden. Goethe's Bilderreichthum liegt in dem innersten Mittelpunkte seines Wesens und bezeugt sich als Ausbau der inneren Elemente eines Gedankens, als die Lebende Verkörperung desselben. Solche Bilder wie Goethe's kann man in der ganzen modernen Literatur suchen und wird — ausgenommen hier und da in Shakespeare — nirgends eine Spur davon finden.

Dieselbe Fähigkeit in ihrer höheren Ausübung ist ferner auch das, was den Dichter in den Stand setzt, einen Charakter zu construiren. Auch hier sind Shakespeare und Goethe, im Gegensatz zu unzähligen Andern, lebendig; ihre Construction beginnt bei dem Herzen und fließt davon weiter, wie das Lebensblut, so daß die Oberfläche sich gleichsam von selbst bildet. Die Macbeths und Falstaffs, die Hamlets und Philinen besitzen daher eine Wahrscheinlichkeit und ein Leben, welches sie von allen andern Dichtungen der letzten Jahrhunderte unterscheidet. Alle anderen haben im Vergleich hiermit mehr oder weniger das Wesen hohler, von außen nach innen construirter Masken, die mehr oder weniger täuschend nach dem Leben angemalt sind und künstlich in Bewegung gesetzt werden. Als wir vor vielen Jahren unsere erste Lectüre von „Wilhelm Meister“ unter in anderer Beziehung sehr gemischten Empfindungen beendeten, konnten wir doch nicht umhin zu fühlen, daß hierin eine größere Einsicht in die Elemente der menschlichen Natur und eine poetisch vollkommene Combination derselben enthalten war, als in all der übrigen belletristischen Literatur unserer Generation.

Eine fernererwachte Aehnlichkeit (denn das Große ist immer sich selbst gleich), die wir nicht übersehen dürfen, ist die majestätische Ruhe Beider, ihre vollkommene Toleranz für alle Menschen und alle Dinge. Auch diese geht aus derselben Quelle, vollkommener Klarheit der Anschauung, hervor, denn Der, welcher einen Gegenstand begreift, kann ihn nicht hassen, sondern hat schon begonnen, ihn zu lieben. In Bezug auf den Eitel nicht weniger

als auf den Charakter ist diese Ruhe und dieser anmuthige glatte Flug abermals ein charakteristisches Kennzeichen Beider, obgleich in Goethe diese Eigenschaft vollendeter ist, weil sie durch ein weit fleißigeres und längeres Studium zur Reife gebracht worden. Goethe's Styl ist vielleicht als der vortheilhafteste zu betrachten, den unsere moderne Welt in irgend einer Sprache aufzuzeigen hat. „Selbst für den Ausländer,“ sagt ein Schriftsteller, „ist Goethe's Sprache ausdrucksvoll und beziehungsreich; geglättet und dennoch ursprünglich und kräftig klingt sie wie die Sprache weiser, antiquesinniger, biederer Menschen: in der Poesie kurz, scharf, einfach und ausdrucksvoll, in der Prosa vielleicht noch angenehmer, denn sie ist gleichzeitig bündig und voll, reich, klar, anspruchslos und melodisch. Der Sinn, der nicht in zuckenden Flügen zum Vorschein kommt, sondern Stück für Stück enthüllt und an's Licht gestellt wird, steigt vor uns auf wie eine ununterbrochene Morgendämmerung und steht endlich gleichzeitig vollendet und von dem wärmsten, reichsten Sonnenlichte übergoßen da. Sie erinnert uns an das, was die Prosa eines Hooper, Bacon, Milton, Browne u. s. w. gewesen sein würde, wenn diese Schriftsteller unter den guten und nicht zugleich unter den schlimmen Einflüssen jener französischen Präcision geschrieben hätten, welche alle moderne Sprachen geglättet und abgewächst, gestutzt und ihres Reichthums beraubt, den Sinn wohl klar, aber nur zu oft nicht klar, sondern auch leicht gemacht hat.“

So wie Shakspeare endlich als die größere Natur von den beiden zu betrachten ist, so müssen wir andererseits zugestehen, daß er der weniger Gebildete und bei weitem Nachlässigere war. Was Shakspeare hätte thun können, entdecken wir nirgends. Er war ein sorgloser Sterblicher, empfänglich für die Welt und ihre Einflüsse, der, gleich dem Prometheus, dafern es nöthig ist, den Himmel erschürmen will und zufrieden ist, wenn er damit so viel erwirbt, als er braucht, um den Pachtzins seines Londoner Schauspielhauses zu bezahlen; der, wenn der Friesendrichter von Warwickshire ihn ungehindert Bildieberei hätte betreiben lassen, noch viele Jahre ruhig auf der grünen Erde gelebt hätte, ohne an solche Lustreien zu denken — ein Sterblicher ohne Gleichen.

In dem großen Goethe dagegen sehen wir einen Mann, der sein ganzes Leben hindurch alle seine Kräfte auf's Aeüßerste anstrenzte, sich aller Dinge unter allen Gestalten, wissenschaftlicher oder poetischer, bemächtigete und sich in dem complicirtesten Zeitalter, welches die Geschichte des Menschen kennt,

leidenschaftlich mit den wichtigsten Interessen des menschlichen Daseins befaßt. Was Shakespeares Gedanken über „Gott, Natur und Kunst“ gewesen wären, besonders wenn er achtzig Jahre lang gelebt hätte, wäre interessant zu wissen. Goethes Gedanken dagegen, in vielstöniger Melodie ausgesprochen, liegen als die Apokalypse unserer Aera vor uns und wir wissen sie.

Von dieser Art war das erhabene Talent, welches diesem Manne anvertraut war; von dieser Art der edle Gebrauch, den er davon machte. Wir können ihn noch einmal einen „klaren und unversehrten Mann“ nennen; wir können sagen, daß er in seiner Universalität als Denker, als Sänger, als Arbeiter ein Leben amiser Erhabenheit unter diesen neuen Verhältnissen lebte und, indem er so lebte, allein in ganz Europa stand — der Vorderste, von welchem Andere lernen, dem sie nachfolgen müssen. Wer kann berechnen, welcher Schatz von neuer Kraft, von neuem, Hoffnung und Andäufung gewordenen Glauben in dieser großen Thatiade, oder vielmehr in dieser großen Totalsumme vieler Thatiaden für Alle gesichert liegt! Die Frage: kann der Mensch noch in Frömmigkeit und doch ohne Blindheit oder Engherzigkeit, in unüberwindlicher Standhaftigkeit für das Recht und dennoch ohne stürmische Erbitterung gegen das Unrecht, wie ein antiker Held und dennoch mit der Vielseitigkeit und vermehrten Begabung eines modernen Leben! ist jetzt nicht mehr eine Frage, sondern eine Gewißheit und mit leiblichen Augen sichtbare Thatiade geworden.

Wir haben Goethe, wie wir uns voranennnen, von dieser Zeit und mit den Augen der gegenwärtigen Generation betrachtet, das heißt, hauptsächlich als einen Umgestalter der Welt und independenten Revolutionair im Bereiche des Geistes, denn bei unserem gegenwärtigen so erstaunlichen Zustande des sogenannten Fortschritts ist dies die Kategorie, unter welcher wir Alles, selbst die Weisheit, auf die Probe stellen müssen. Und in der That, auch von diesem Gesichtspunkte aus sind Goethes Lebensgeschichte und Werke ohne Zweifel von unberechenbarem Werthe und unserer eifrigsten Studiums würdig: denn seine geistige Geschichte ist gleichsam das ideale Emblem der Geschichte aller kühneren Menschen in unserer Zeit; nach dem Ziel, welches er erreichte, haben auch wir in unserem Grade zu trachten: beachten wir wohl die Bahn, die er sich brach und freuen wir uns, in dem nebligen, wild durch einander geworfenen Chaos eine solche Bahn zu finden.

Vielleicht verbietet es der Mühe, hier auch noch ein anderes Wort der Erklärung beifügen zu können — wir meinen in Bezug auf den Streit, der

— wie über so Vieles, was Goethe angehört — über sein politisches Glaubensbekenntniß und Leben geführt worden ist, ob er nämlich ministeriell gestimmt oder ob er ein Anhänger der Opposition gewesen sei? Der politische Bewunderer Goethe's möge sich beruhigen — Goethe war beides und auch keines von beiden! Der „gebrechliche, übertünchte Zustand der Gesellschaft“ war wenig Augen klarer als den seinen, für wenig Herzen bekümmrender als das seine. Man lese seine venetianischen Epigramme, um sich hiervon zu überzeugen.

Was bleibt auch dem Dichter weiter übrig, als Conservative und Destructive einander bei den Haaren und Ohren herumzausen zu lassen, wie sie wollen und können — denn der endliche Ausgang ist schon längst ziemlich unzweifelhaft — und für seinen Theil sich Tag und Nacht zu bemühen, das kleine duldende Häuflein der Productiven zu vermehren, das heißt, Töler, welche mit wahrhaft männlichem Streben wäre es unter dem Deismus oder unter dem Sanctulotismus, etwas zu schaffen und auf welchen am Ende die Hoffnung der Welt allein beruht? Gehe hin und thue desselben gleichen! Bist du zur Politik berufen, so arbeite darin, wie dieser Mann gearbeitet haben würde; wie ein wirklicher und nicht ein eingebildeter Arbeiter. Verstehe indessen wohl, daß für keinen Menschen seine politische Constitution ein Leben ist, sondern bloß ein Haus, in welchem er sein Leben führt und hast du eine edlere Aufgabe, als solches Tünchen und Räuchern und Niederreißen alter verfallener, von Ratten bewohnter Mauern, so überlasse dies den Handwerksleuten, die dazu da sind. Goethe's politische Praxis oder vielmehr Nichtpraxis, ausgenommen so weit die Selbstvertheidigung in Frage kam, ist ein mit allem Uebrigen unzertrennlich zusammenhängender Theil seiner Handlungsweise, etwas, was wir zum allgemeinen Studium empfehlen möchten, damit der Geist dieses Handelns von allen Menschen verstanden und von allen nachgeahmt werde.

Nichtdeftoweniger ist es keineswegs bloß diese revolutionaire oder „Fortschritt“-Seite, auf welcher Goethe Bedeutung hat; sein Leben und Wirken ist kein gemaltes Schaubild, sondern eine feststehende Tharsache und kann von allen Seiten und aus allen nur erkenntlichen Gesichtspunkten mit Nutzen betrachtet werden. Dauernd und als ein ewiges Besitzthum bleiben Goethe's Geschichte und Schriften vorhanden, eine tausentstimmige Melodie der Weisheit, welche Jeder hören kann, der da Ohren hat zu hören. Was die Erfahrung des in den complicirtesten Lebensverhältnissen sich bewegenden,

überall gründlich forschenden Mannes ihm an Einsicht gewährt hat, liegt hier für alle Menschen niedergeschrieben. Es ist die Summe der Erkenntniß und des Gefühls eines Mannes, der mehr erkannte und mehr fühlte, als irgend ein anderer Mensch. Das tiefste Herz, der gebildetste Kopf überstieg nicht die Kraft seines Urtheils und so urtheilte und deutete er. Mögen noch viele Generationen je nach ihrem Bedürfnisse ihn hören; möge die Generation, welche nicht zu hören braucht und nichts Neues zu lernen hat, sich glücklich schätzen.

Wir wissen wohl, daß wir bei unserer Darstellung fast ausschließlich die Rolle eines Bewunderers gespielt haben und eben so ist und recht wohl bekannt, daß der Kritiker kraft seines Amtes ein Richter und nicht ein Verteidiger ist; daß er seinen Platz nicht einnimmt, um Günst, sondern um Gerechtigkeit zu üben, die in den meisten Fällen eben so wohl Tadel als Lob in sich schließt. Wir halten aber fest an der Maxime, daß, um ein richtiges Urtheil über irgend einen Menschen oder eine Sache zu fällen, es nützlich, ja wesentlich ist, seine guten Eigenschaften zu sehen, ehe man sich über seine schlimmen äußert. Diese Maxime ist uns selbst so klar, daß wir wenigstens in Bezug auf Poesie, fast glauben, sie auch Andern klar machen zu können.

Erstens ist es auf alle Fälle ein weit leichteres und unedleres Geschäft, Fehler aufzuspüren, als Schönheiten zu entdecken. Die kritische Blicke, die sich auf den Säulenknopf oder Sims eines stattlichen Gebäudes setzt, wird mit ihrem einen halben Zoll weit reichenden Blick im Stande sein, zu erklären, daß hier ein Flecken und dort eine Ungleichheit ist, daß mit einem Worte dieser und der andere einzelne Stein keineswegs so sind, wie sie sein sollten. So weit ist die kritische Blicke in ihrem Rechte. Um aber die schönen Verhältnisse des Ganzen aufzufassen, das Gebäude als einen einzigen Gegenstand zu sehen, seinen Zweck, die Einrichtung der einzelnen Theile und ihr harmonisches Zusammenwirken zu diesem Zwecke zu würdigen, dazu gehört das Auge und der Verstand eines Vitruv oder eines Palladio.

Hierzu kommt noch, daß die Fehler eines Gedichts oder andern Kunstwerks, so wie wir sie auf den ersten Blick sehen, keineswegs unverändert bleiben, wenn wir sie nach gebührender gründlicher Untersuchung nochmals in's Auge fassen. Erwägen wir einmal, was wir unter einem Fehler verstehen. Mit dem Worte Fehler bezeichnen wir etwas, was uns mißfällt, was uns wideripricht. Nun aber entsteht die Frage: Wer sind wir?

Dieser Fehler mißfällt, widerspricht uns; so viel ist klar, und wären wir, wäre ich und mein Vergnügen und meine Zufriedenheit das Hauptaugenmerk des Dichters gewesen, dann hätte er ohne Zweifel dieses Hauptaugenmerk verfehlt und sein Fehler bleibt ein unverbesserlicher und ist nicht zu entschuldigen. Aber wer weiß, ob dies wirklich seine Absicht war, ob so etwas seine Absicht sein durfte? Und wenn sie es nicht war und nicht sein durfte, was wird dann aus dem Fehler? Dies muß vollständig unentschieden bleiben; wir wissen es nicht; vielleicht ist es nicht ein Fehler des Dichters, sondern unser eigener Fehler, vielleicht ist es auch gar kein Fehler.

Um richtig in dieser Sache zu sehen, um mit Unfehlbarkeit zu entscheiden, ob das, was wir einen Fehler nennen, in der That ein Fehler ist, müssen wir vorher über zwei Punkte in's Klare sein, was aber in Bezug auf keinen von beiden so leicht ist. Erstens müssen wir uns klar gemacht haben, was des Dichters Ziel wirklich und eigentlich war, wie die Aufgabe, die er zu lösen unternahm, sich seinem eigenen Auge darstellte und wie weit er mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, dieser Lösung genügt hat. Zweitens müssen wir entschieden haben, ob und wie weit dieses sein Ziel, diese seine Aufgabe — nicht mit uns und unseren persönlichen Grillen und den Grillen des kleinen Kreises, wo wir Geseze geben oder nehmen — sondern mit der menschlichen Natur und der Natur der Dinge im Großen, mit den allgemeinen Principien der poetischen Schönheit übereinstimmt, nicht wie sie in unsern Lehrbüchern, sondern wie sie in den Herzen und in der Phantasie aller Menschen geschrieben stehen. Fällt die Antwort in beiden Fällen ungünstig aus, war eine Unvereinbarkeit zwischen den Mitteln und dem Zweck, ein Widerspruch zwischen dem Zweck und der Wahrheit vorhanden, so ist ein Fehler da; war dies nicht der Fall, so ist kein Fehler da.

Hieraus ergiebt sich, daß die Entdeckung von Fehlern, vorausgesetzt, daß es Fehler von einiger Tiefe und Bedeutung sind, und von selbst in jene Region führt, wo auch die höhern Schönheiten des Kunstwerkes, wenn es wahre Schönheiten besitzt, ihren wesentlichen Wohnsitz haben. In der That kann nach unserer Ansicht Niemand sich dogmatisch und auch nur mit der Möglichkeit, Recht zu haben, über die Fehler eines Gedichts eher aussprechen, als bis er dessen letzte und höchste Schönheit gesehen hat, nämlich die zuletzt sichtbare, nach welcher nur Wenige sich umsehen und die man auch bei den meisten Gedichten vergebens suchen würde — die Schönheit des Gedichts als Ganzes im strengen Sinne des Wortes, die klare Ansicht desselben als

einer unzertrennlichen Einheit, und ob es natürlich aus dem allgemeinen Boden des Gedankens emporgewachsen ist und dasieht wie eine tausendjährige Eiche, an der kein Blatt und kein Zweig überflüssig ist, oder ob es nichts weiter ist, als ein aus Mehl, Wasser, Makulatur und bunten Farben zusammengepappter Baum, der mit dem Boden des Gedankens in gar keinem Zusammenhange steht, höchstens vielleicht durch einen halbverfaulten Stumpf oder dürren Ast, den der schlaue Decorationsfertiger — wie z. B. bei dem sogenannten historischen Romane — zur Basis und Stütze seiner Klitterereien hervorgefucht hat.

Allerdings beurtheilen die meisten Leser ein Gedicht stückweise, sie loben und tadeln stückweise. Es ist dies ein sehr gewöhnliches Verfahren und mag für die meisten Gedichte und die meisten Leser vollkommen genügend sein. Aber doch möchten wir Niemandem, der in sich auch nur die leiseste Fähigkeit verspürt, einer bessern Methode zu folgen, anrathen, jener zu huldigen. Daneben möchten wir ihm auch noch empfehlen, sich womöglich nur mit würdigen Gegenständen zu befassen und keine Gedichte zu lesen, die wohl eine einfache Lectüre, aber kein Studium vertragen.

Dass Goethe keine Fehler hat, läßt sich nicht bezweifeln, denn wenn wir nicht irren, ist es schon längst eine ausgemachte Sache, daß kein Mensch frei von Fehlern ist. Auch sind wir selbst nicht ganz blind für gewisse wirkliche Beschränkungen und Inconsequenzen, von welchen auch er in seinem Leben, Schreiben und Sein eben so bebelligt ward, wie geringere Menschen, woraus wir schließen, daß auch er ein Sohn Eva's war. Diese Inconsequenzen aber unseren Lesern vorzuführen, würden wir bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, wenn es auf angemessene und gerechte Weise geschehen sollte, für keine leichte und, möchte es geschehen, wie es wollte, für keine nugenbringende Arbeit halten. Wir wissen wohl, daß bei und in England gegen Goethe mancherlei Ausstellungen gemacht werden und hier und da auch zur Sprache gekommen sind. Diese Einwürfe werden wir, so wie das Studium des Dichters vorbreitet, uns bereit halten, zu besprechen; vor der Hand aber müssen wir den Leser bitten, uns auf's Wort zu glauben, daß wir sie nicht für unwiderleglich halten, ja daß wir sie im Allgemeinen als die widerleglichsten Dinge von der Welt betrachten, als Dinge, die schon ein geringes Wachsthum an Kenntnissen nicht verschlen wird, ohne alle andere Beihülfe zu widerlegen.

Um dieses Wachsthum an Kenntnissen auf diesem Gebiete zu fördern,

bitten wir den Leser, zwei kleine Rathschläge von uns anzunehmen, die uns selbst bei dem Studium Goethe's von großem Nutzen gewesen sind. Wir halten dieselben übrigens auch im Allgemeinen für anwendbar auf das Studium der ausländischen Literatur, so wie auf das Studium jeder Literatur, welche diesen Namen verdient.

Der erste Rath ist, keineswegs vorauszusetzen, daß die Poesie eine oberflächliche flüchtige Sache sei, die sich sofort bis auf den Boden durchschauen lasse, sobald man Lust hat, das Auge darauf zu werfen. Wir halten es für die unrichtigste aller Maximen, daß ein wirkliches Gedicht auf angemessene Weise durch den Geschmack beurtheilt werden, daß man dabei so zu sagen eine innere Zunge in Anwendung bringen könne, welche die Sache sofort und unwittrerrüßlich entscheiden soll. Von der Poesie, welche gewöhnliche Liebhabertheater versorgt und in Leihbibliotheken circulirt, sprechen wir natürlich hier nicht. Dies ist eine ganz andere Art, welche zu allen Zeiten circulirt hat, circuliren wird und circuliren muß, für deren Studium aber von keinem Menschen Regeln verlangt werden, weil die Regeln schon aus der Sache selbst hervorgehen. Wir sprechen vielmehr von jener Poesie, welche nur von Meistern geschrieben wird, welche nicht darnach trachtet, dem trägen Gemüth phantastische Gebilde und bequeme Erregungen zu liefern, sondern die ewige Vernunft des Menschen in seinem Sinne sichtbaren und demselben zusagenden Formen zu verkörpern und von dieser Poesie behaupten wir, daß es keine leichte Aufgabe ist, sondern daß sie, weil sie die Essenz aller Wissenschaft ist, das reinste aller Studien erfordert.

„Was!“ sagt der Leser, „wir sollen Poesie studiren? wir sollen darüber brüten, wie über gelehrten Dingen?“ Lieber Leser, es kommt darauf an, was Dein Zweck ist. Wenn Du bloß Unterhaltung verlangst, so wähle Dein Buch darnach und Du wirst ohne Studium ganz vortreflich damit fertig werden. „Aber ist nicht Shakespeare ganz klar und auch ohne Studium durchsichtig bis auf den Boden hinab?“ ruft der Leser. Ach nein, lieber Leser, wir glauben das nicht; wir finden nicht, daß er selbst für Die, welche vorgeben, ihn studirt zu haben, durchsichtig ist bis auf den Boden hinab. Wir sind in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, einige Kritiken über Shakespeare zu lesen und sehr viele mit anzuhören, aber größtentheils ließen sie auf keine solche „Durchsichtigkeit“ schließen. Wir haben ganze Bände gesehen, die weiter nichts waren, als eine einzige auf

dreihundert Seiten gedruckte ungeheure Interjection. Neun Zehnthelle unserer Kritiker haben uns von Shakspeare wenig mehr gesagt, als was, wie der ehrliche Franz Horn uns mittheilt, unsere Nachbarn von ihm zu sagen pflegten, nämlich daß er „ein großer Geist war und majestätisch einkerchirt“. Johnson's Vorrede, eine tüchtige, solide, ihrem Zweck entsprechende Arbeit ist eine vollständige Ausnahme von dieser Regel und, so viel wir uns entsinnen, die einzig vollständige. Freunde der Poesie bewundern Shakspeare in ihrem zehnten Jahre, bewundern ihn aber immer mehr und mehr und verstehen ihn mehr und mehr bis zu ihrem hiezigsten und schon Grotius sagte, daß er den Terenz anders läse, als Knaben zu thun pflegen.

Unsern zweiten Rath wollen wir in wenigen Worten ertheilen. Man muß bedenken, daß ein Ausländer kein Engländer ist und daß es bei Beurtheilung eines ausländischen Werkes nicht genug ist zu fragen, ob es unseren Moden angemessen ist, sondern ob es ausländischen Bedürfnissen angemessen ist, vor allen Dingen, ob es sich selbst angemessen ist. Die Billigkeit, die Nothwendigkeit einer solchen Rücksicht bedarf keines Beweises und dennoch, wie oft finden wir sie in der Praxis gänzlich vernachlässigt! Es ist uns, als sähen wir einen modernen Schneider das Costüm eines alten Griechen kritisiren; er wird den höchst unpassenden Schnitt tadeln und sich sehr höhnisch und mißfällig darüber ausdrücken, daß von Kragen und Aufschlag keine Spur zu sehen ist. Er erklärt das Costüm kurzweg für ein barbarisches; um aber zu wissen, ob es wirklich ein barbarisches und inwiefern es barbarisch ist, würde das Urtheil eines Winkelmann nöthig sein und selbst dieser würde es schwer finden, ein Urtheil zu fällen. Die Fragen, die heute sich vorlegen würden, wären nämlich radikal verschieden. Der Londoner Schneider würde sich fragen: „Wie wird dies in Almack und vor Lord Mahagoni aussehn?“ Winkelmann dagegen würde sich fragen: „Wie wird dies im Weltall und vor dem Schöpfer der Menschen aussehn?“

Ob diese unsere Bemerkungen etwas dazu beitragen werden, eine richtige Würdigung Goethe's in unserem Vaterlande zu befördern, wissen wir nicht; wohl aber glauben wir, daß wir, indem wir Goethe empfehlen, das Unsere thun, um ein gründlicheres Studium der Poesie an und für sich zu fördern und glücklich wären wir, wenn wir die Ueberzeugung gewännen, daß unsere Bestrebungen diesen Zweck nicht verfehlten. Erreicht wird dieses

Ziel werden — auf dem einen oder auf dem anderen Wege; dies glauben wir. Schon regt sich ein tieferer Sinn für die Kunst in ganz Europa; ein reineres eifrigeres Streben in ihrem Studium und in ihrer Praxis. An diesem Einflusse müssen auch wir uns betheiligen; die Zeit wird kommen, wo auch unsere alte edle Literatur nicht bloß beiprochen, sondern auch studirt und gefühlt wird; wo der Dilettantismus der Kritik Flag macht und unbestimmte Bewunderung in klarer Erkenntniß, in aufrichtiger Verehrung und — was das Beste von allem wäre — in redlicher Nachahmung endet.

Für uns Alle, die wir mittlerweile noch in Hinfirnisß wandeln und Licht suchen, als das Eine, was Noth ist, ist der Besitz von Goethe's Werken eins der höchsten Güter, womit wir beglückt worden sind. Colite talem virum: lernt von ihm, ahmt und wettersert ihm nach! So erhaschte auch er die Musen des Weltalls und entfaltete sie zur Klarheit und brachte sie in ächten himmlischen Tönen herab in die Herzen der Menschen, mitten heraus aus jenem seelenverwirrenden babylonischen Wirrwarr tiefer unterer neuen Thurm-von-Babel-Ära. Denn auch jetzt haben wir in jener alten Zeit die Menschen zu einander gesagt: „Kommt, laßt uns einen Thurm bauen, der bis an den Himmel reicht, und mit unsern Dampfmaschinen und sonstigen Maschinen und künstlichen Mechanismen und Manipulationen nicht bloß die physische Natur, sondern auch den göttlichen Geist der Natur überwinden und das Firmament erklettern.“ Und deshalb müssen sie nothwendig wieder mit Verwirrung der Sprachen — oder Buchdruckerpressen — geschlagen und zertrümmert werden, — zu anderer Arbeit, wobei ihnen, wie wir hoffen wollen, ihre Hämmer und Kellen von größerem Nutzen sein werden.

Und somit nehmen wir mit einem Gefühl, so wie wir es gegen keinen andern Menschen empfinden können, von Goethe nunmehr Abschied. Vivit, vivit.

Schiller.

(1831.)

Für den Freund und Kenner der deutschen Literatur oder auch der Literatur überhaupt sind die uns jetzt vorliegenden Bände — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805 — ohne Zweifel eine willkommene Gabe, denn wir erhalten dadurch einen Einblick in den Privatverkehr zweier Männer, die eben in der Literatur alle ihre Zeitgenossen überragten. Weder Schiller noch Goethe hat — das haben wir bis jetzt gesehen — jemals etwas Worthloses über irgend einen Gegenstand geschrieben und die Schriften, die uns hier dargeboten werden, sind vertrauliche Briefe, die sich überdies auf eine höchst wichtige Periode in der geistigen Geschichte nicht bloß der Personen selbst, sondern auch ihres Landes beziehen und eine Menge hoher und niedriger Themen besprechen, über welche selbst weit geringere Talente als die hier etwas Interessantes zu Tage gefördert haben würden.

Wir haben von diesen beiden hochverehrten Männern, von ihrer Freundschaft und ihrem gemeinsamen Wirken bei so vielen edlen Bestrebungen, deren Früchte schon längst Allen klar geworden, schon viel gehört und erfahren und nun ist es uns veranlaßt, einen Blick in die geheime Constitution und in die Zustände alles dieses zu werfen; das öffentliche Ergebniß, welches ein ideales ist, bis hinab auf seine Wurzeln in dem Alltäglichen zu verfolgen; wie Dichter unter der Prosa dieser Welt leben und poetisch wirken und „Hauste“ und „Felle“ mit Hänsfelieln auf Conceptpapier geschrieben werden, wie gewöhnliche Taschenbuchnovellen und Gedichten vornehmer Dilettanten!

Es giebt Liebhaber der Bienenzucht, welche Bienenstöcke mit Glasfenstern haben, in welche sie neugierig hineinlugen; hier aber giebt es eine weit seltzamere Art von Honigbereitung zu beobachten. Abgesehen aber von Liebhabelei oder irgend einem technischen Zwecke üben solche Dinge einen mächtigen Reiz auf unsere allgemeine Neugier als Menschen aus. Wenn die Sympathie, die wir für einander empfinden, grenzenlos oder doch beinahe so ist — und zum Beweis dessen werfe man nur einen Blick auf das unermessliche Meer von Gleichwäg (unvollkommene, ungeläuterte Biographie), welches täglich losgelassen und von dem Menschengeschlechte verschlungen wird — wenn jede geheime Geschichte, jede Unterredung bei verschlossenen Thüren, wie trivial sie auch sein möge, ein Interesse für uns hat, dann könnte die Conversation eines Schiller mit einem Goethe, da Schiller's und Goethe's so selten zusammenkommen, selbst die strengste Censur verlocken, zum Hordner an der Wand zu werden.

Unglücklicherweise steht das Gespräch mit der Stunde, in welcher es stattgefunden, auf immer dahin und der Brief und die Antwort, so freimüthig, lebhaft und ursprünglich sie auch sein mögen, sind nur ein dürftiger sinnbildlicher Ausdruck. Die lebendige dramatische Bewegung ist entchwunden und uns nichts weiter übrig geblieben, als das kalte historische Netto-product. Allerdings wird der Verfasser in jedem vertraulichen Briefe sich gewissermaßen mehr oder weniger selbst malen; nirgends aber ist die Malerei mit Feder oder Pinsel so unzulänglich, als wenn sie die geistige Natur darzustellen versucht. Die Pyramide kann geometrisch ausgemessen werden und der Zeichner stellt sie mit ihrer ganzen Umgebung auf dem Papiere ganz genau dem Auge dar, ja der Montblanc wird in farbiger Stuckaturarbeit nachgeahmt und wir haben sein Miniatur-Bastille in unsern Museen.

Wer aber große Männer kennen lernen will, der möge beden, daß er sie täglich von Angesicht zu Angesicht schaue, denn in der nebelhaften Ferne und mit dem Auge der Phantasie bleibe unsere Schkraft, wir mögen thun, was wir wollen, immer zu unvollkommen. Wie bleich, dünn und unwirklich steigen die großen Gestalten, die wir gern aus der Geschichte aufrufen möchten, vor uns auf! Und selbst unsere äußerste Anstrengung vermag sie kaum als verkörperte Menschen hinzustellen; in den meisten Fällen nur, wie Dissan's Geister, in dämmerigem Zwielicht, während die Sterne durch ihre Gestalten hindurchschimmern. Unser Sokrates, unser Luther sind trotz Allem, was wir darüber geschrieben und gesprochen haben, doch den meisten von

und vollständig unsichtbar — der Weise von Athen, der Mönch von Eifel-
leben — nicht Personen, sondern Namen.

Und dennoch sind solche Männer, weit mehr als Alpen oder Coliseen,
die wahren Weltwunder, und es muß uns alles daran gelegen sein, sie deut-
lich zu sehen und unserer Erinnerung auf immer einzuprägen. Große Män-
ner sind die Feuerfäulen auf der dunkeln Pilgerfahrt der Menschheit; sie
stehen als himmlische Zeichen da, als ewig lebende Beweise dessen, was ge-
wesen; als prophetische Verkünder dessen, was sein wird; die offenbaren,
verkörpern Möglichkeiten der menschlichen Natur. Wer diese Größe nie-
mals gesehen, niemals mit seinem Verstande aufgefaßt, niemals mit seinem
ganzen Herzen leidenschaftlich geliebt und verehrt hat, der ist auf immer ver-
urtheilt, klein zu bleiben. Wie viele gewichtige Gründe, wie viele unschul-
dige Verlockungen lenken unsere Neugier auf solche Menschen! Wir möchten
sie kennen und sehen, so wie wir unsern Gleichen kennen und sehen — keine
Hindeutung, keine Notiz, die sie angeht, ist für uns überflüssig oder zu klein.
Wäre Gulliver's Zauberer doch hier, um die wackere Vergangenheit zurück-
zurufen und für die Sinne zurückzubringen, damit wir hineinschauen und sie
nach Belieben erschaffen könnten! Aber ach, in der Natur findet kein solches
Zurückzaubern statt — die großen Geister, die vor uns dahingegangen sind,
können nur noch als entrückte Stimmen leben, ihre Gestalt, ihre äußere
und in vielen Beziehungen auch ihre innere Erscheinung, Alles, wodurch sie
als lebende athmende Menschen bekannt waren, ist in eine andere Sphäre
übergegangen, aus welcher nur die Geschichte in dürftigen Nachrichten ein
mattes Abbild zusammenstellen kann. Um desto kostbarer, trotz aller Unvoll-
kommenheiten, ist solche Geschichte, sind solche Nachrichten, die noch einiger-
maßen bewahren und erhalten, was außerdem unwiederbringlich verloren
wäre.

Was übrigens die uns oft genug eingeprägte Maxime betrifft, daß ge-
naue Augenbeobachtung in der That unsere Verwunderung vermindern
werde, daß nur das Dunkle und halb Unbekannte erhaben sein könne, so
dürfen wir dies nicht unbedingt glauben. Es ist hier, wie in anderen Din-
gen, nicht Kenntniß, sondern bloß ein wenig Kenntniß, was aufblähet und
an die Stelle der Verwunderung des erkannten Gegenstandes bloße Verwun-
derung des Erkenners derselben setzt. Für einen Halbwisser ist der gestirnte,
sich mit totem Mechanismus umdrehende Himmel vielleicht weniger als ein
Traum, nicht Jakob's; für einen Newton aber ist er mehr, denn es thront

hier noch derselbe Gott und heilige Einflüsse steigen wie Engel noch auf und nieder, und diese klarere Anschauung macht das noch übrige Geheimniß nur um so tiefer und göttlicher. Eben so ist es mit wahrer geistiger Größe. Im Ganzen genommen bringt uns jene Theorie, daß „Niemand ein Held vor seinem Kammerdiener“ sei, in Bezug auf die wirkliche Natur des Helden nicht weit. Abgesehen von ihrer ziemlich klaren oberflächlichen Bedeutung leidet sie ihrem Wesen nach nur Anwendung auf solche Helden, die falsch oder auch auf solche Kammerdiener, die zu ächt sind. Wilson war für den guten Elwood stets ein Held.

Wir verweilen jedoch nicht weiter bei dieser niedrigen Doctrin, welche, sie mag nun wahr oder falsch sein, sich um so sicherer selbst überlassen bleiben kann, als sie in der Praxis von geringerer oder gar keiner unmißbaren Bedeutung ist; denn wäre sie auch noch so wahr, so wirkt doch, wenn wir nicht etwa ungeheuren Vorzügen den Vorzug vor kleinen Thatsachen geben, unser praktisches Verfahren immer dasselbe bleiben, nämlich auf alle mögliche Weise zu forschen und zu untersuchen, bis wir deutlich sehen.

Welchen Werth von diesem biographischen Gesichtspunkte aus betrachten der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“ haben mag, werden wir hier nicht versuchen zu bestimmen. Vielleicht zeigt sich der volle Werth dieses Buches erst in einer künftigen Zeit, wo die Personen und Dinge, von denen es handelt, ihre richtige relative Größe angenommen haben und auf immer frei von zeitgenössischen Trivialitäten dastehen, welche mit ihren hohen vorübergehenden Masse gegenwärtig unser Urtheil so beschränken und beeinträchtigen. Vor zweihundert Jahren waren Leicester und Essex die Wunder Englands; ihre Feste in Kenilworth und ihre Expeditionen nach Cadix schienen die großen Ereignisse jener Zeit zu sein und dennoch — was würden wir darum geben, wenn alle diese Dinge vergessen wären und lediglich ein „Briefwechsel zwischen Shakespeare und Ben Jonson“ an's Licht gebracht würde?

Eine ganz besonders werthvolle Eigenschaft ist diesen Briefen Schiller's und Goethe's durchgängig aufgetragen, nämlich die der Wahrheit — Alles, was wir daraus erfahren, sei es nun in Form von Thatsachen oder Meinungen, kann als unbedingt zuverlässig und ächt betrachtet werden. Es liegt ein Ton der unerschütterlichen Aufrichtigkeit in diesem Style — eine ununterbrochene natürliche Courtoisie hemmt nirgends die rechte Freiheit des

Wortes oder Gedankens; jeder der beiden Briefschreiber hat es nur mit ehrenwerthen und meistens für den einen wie für den andern interessanten Zwecken zu thun. Deshalb braucht keiner sich vor dem andern zu vertheidigen und noch weniger zu maskiren und die beiden Selbstportraits können, insoweit sie ausgeführt sind, als wirkliche Ebenbilder betrachtet werden. Vielleicht würde den meisten Lesern eine größere Vermischung von dem, was man häusliche Interessen nennt, von gewöhnlichen menschlichen Angelegenheiten und den Hoffnungen, Befürchtungen und andern Gefühlen, welche diese erregen, das Werk angenehmer gemacht haben, welches, so wie es ist, allerdings nicht ohne unterhaltende Ausnahmen, sich meistens um Auffassung und Herausgabe von Werken, philosophische Themata und andere dergleichen hohe Dinge dreht. Es ist dies, glauben wir, ein seltener Fehler in modernen Briefwechseln, wo man sich gewöhnlich über den entgegengeetzten Fehler beklagt und woraus wir in der Regel weiter nicht viel erfahren, als bloße irtliche Angelegenheiten, das gute oder nitrige Geschick der correspondirenden Personen, den Zustand ihres Beutels, Herzens und Nervensystems und die dadurch veranlaßten Launen und Gemüthsstimmungen. Hierzu kommt, daß einheimische Leser einen solchen Mangel weniger fühlen, als fremdländische, deren Neugier in diesem Falle ganz besonders groß ist und denen so viele im Lande selbst ganz bekannte Einzelheiten nothwendig unbekannt sein müssen. Auf alle Fälle darf man nicht vergessen, daß Schiller und Goethe, im strengsten Sinne des Wortes, Männer der Literatur sind, für welche ihr sociales Leben gleichsam nur der Wohnort und das äußere Tabernakel ihres geistigen Lebens ist. Dieses letztere ist für sie das Eine, was noth ist; das andere verdient, ausgenommen in seinem untergeordneten Verhältnis zu diesem, keine oder möglichst wenig Aufmerksamkeit. Ueberdies sind sie als Männer von cultivirtem Geiste, vielleicht auch ihrem angeborenen Temperament zufolge, durchaus nicht gewohnt, heftigen Gemüthsbewegungen irgend welcher Art Raum zu geben, noch viel weniger aber dergleichen in Briefen, selbst an den vertrauesten Freund, zu offenbaren und zu schildern — eine Gemüthsbeschaffenheit, welche, wenn sie auch die Wärme des brieflichen Verkehrs dieser beiden Männer verminderte, doch ihr personliches Wohlbehagen erhöht haben muß und deshalb von ihren Freunden schwerlich beklagt werden kann. Wer sein Herz auf der Zunge trägt, wird sich oft laut zu beschweren haben, daß die Krähen darnach hatten; wer es nicht thut, wird sich diese Klagen ersparen. Von Rousseau's Bekenntnissen, welchen

Werth wir auch dieser Art von Waare beilegen mögen, findet sich in dieser Correspondenz keine Spur.

Indessen laufen doch hier und da so manche heitere kurze Abstecker in Bezug auf häusliches Leben mit unter, die wir freudig hinnehmen und dabei nur bedauern können, daß deren nicht mehr sind. Dieser Briefwechsel hat aber auch noch eine andere und wichtigere Seite, hinsichtlich deren er, wenn man ihn recht betrachtet, ein weit höheres Interesse besitzt, als die meisten häuslichen Schilderungen hätten mittheilen können. Er zeigt uns zwei hohe, schaffente, wahrhaft poetische Geister, die unermüdet sich immer weiter ausbilden und von einer Stufe der Kraft und Klarheit zu der andern vordringen, wodurch denen, welche, wir sagen nicht dieselbe Straße, denn dies können nur Wenige thun, wohl aber in derselben Richtung wandern, wie Alle thun sollten, die reichste psychologische und praktische Lehre gegeben wird, aus welcher Menschen auf jeder intellectuellen Stufe etwas lernen können und der, welcher auf der höchsten Stufe steht, wahrscheinlich das meiste lernen wird. Besonders in Bezug auf Schiller, den jüngeren und empfänglicheren von beiden, kann man sagen, daß diese elf Jahre die wichtigste Aera seiner Ausbildung umfassen, ja sogar die ganze Geschichte seines Fortschritts in derselben von der Zeit an, wo er zuerst den rechten Weg fand und seinen eigentlichen Fortschritt begann.

Und jedoch weiter auf die Verdienste und speciellen Eigenschaften dieser Briefe einzulassen, welche von allen Seiten als eine Erscheinung von wirklichem Werthe, sowohl innerem als äußerem, betrachtet werden müssen, ist jetzt nicht unsere Aufgabe. Von dem offenen, freundlichen, auf gegenseitiger Achtung beruhenden Verhältniß, welches sich zwischen den beiden Correspondenten befand, von ihrem Briefstyle und dem Werthe eines jeden und was sonst dieses Werk als eine Reihe biographischer Documente oder philosophischer Discussionen charakterisirt, werden wir künftig Gelegenheit haben, zu sprechen — einzelne Hindeutungen und Bezugnahmen darauf werden jedoch auch schon im Laufe des gegenwärtigen Artikels vorkommen. Für britische Leser sind indessen nicht diese Briefe die Hauptsache, sondern die Verfasser derselben. Von Goethe weiß das Publikum schon etwas; Schiller ist weniger bekannt und unser Wunsch ist, ihn unsern Lesern näher zu bringen.

Hätten wir bloß Schiller's Bedeutung in der deutschen, oder wie wir jetzt sagen können, in der europäischen Literatur ins Auge gefaßt, so hätte

er auf eine frühere Erwähnung in unserm Journal Anspruch gehabt. Als Mann von ächtem poetischen und philosophischen Genie, welcher die so hohe Begabung sowohl in seinem allgemeinen Verhalten, als durch eine lange Reihe von Schriften bewies, ja selbst als ein Mann, der bei Lebzeiten von seiner Nation so innig bewundert ward und dessen Ruhm in und außer der Heimath seit seinem Tode in stetem Wachsthum begriffen gewesen ist, tritt er mit Ansprüchen auf, die nur einer sehr kleinen Anzahl von Menschen zuzustehen pflegen. Wenn es daher scheint, als hätten wir Schiller vernachlässigt, so ist doch Mangel an Zuneigung keineswegs die Ursache davon. Unsere Bewunderung für ihn schreibt sich schon von lange her und hat sich nicht vermindert, während sie zu ruhiger Liebe und Achtung gereift ist. Englische Erklärer der ausländischen Literatur aber haben zeither viele dringendere Pflichten zu erfüllen gehabt, als die, Schiller zu erklären. Uebrigens kann man von Schiller sagen, daß er sich in bedeutendem Grade selbst erklärt. Seine Größe ist von einfacher Art und seine Weise, sie zu entfalten, größtentheils einem Jeden verständlich. Dabei besitzt er von allen deutschen, dieser Klasse angehörenden Schriftstellern, kaum Klopstock ausgenommen, die wenigste Nationalität. Sein Charakter ist allerdings deutsch, wenn deutsch so viel als wahr, innig, gebiegen und edel-menschlich heißt, sein Gedankengang aber und seine Art und Weise, sich auszuspochen, ist, bis auf die bloßen Vocabeln, europäisch. Es ist demgemäß zu bemerken, daß kein deutscher Schriftsteller im Auslande so raschen Eingang gefunden und in Gunst gekommen — wenigstens in dauernde Gunst — wie Schiller. Unter den Franzosen z. B. ist Schiller fast naturalisirt; er ist von Männern, zu welchen Constant gehört, übersetzt und commentirt, sogar auf die Bühne gebracht und von einer einflußreichen Klasse von Kritikern hoch gepriesen worden. Für die Romantiker namentlich aller Länder ist Schiller Großmeister und Vorbild, gleichsam eine Art Gesandter und Vermittler, — wenn eine Vermittlung möglich wäre — zwischen der alten Schule und der neuen, der auf seine eigenen Werke wie auf eine funkelnde Brücke zeigt, welche angenehm aus den Versailles Gärten und Wasserkünsten der einen in das wahre Dickinnisland und Wunderland der andern führt.

Auch bei uns in England, die wir nicht durch Streitigkeiten über romantische und klassische Schulen belästigt werden — Bowles' Controverse über Pope ist schon längst erfolglos vertunken und alle kritischen Kunstbrüder arbeiten jetzt fleißig und einmüthig in der ruhigeren Sphäre des Papi-

vidismus oder sogar Nihilismus — steht Schiller bei Perionen, welche Gefühl für Poesie besitzen, in nicht weniger allgemeiner Achtung. Für die, welche deutsch lesen — und die Zahl derselben vermehrt sich überall und fortwährend — ist er eins der ersten Studien und selbst der beschränkteste Kopf kann ihn nicht studiren, ohne seine Schönheiten wenigstens in gewissem Grade wahrzunehmen. Für den Nichtkenner des Deutschen haben wir Uebersetzungen in Hülle und Fülle, durch welche, wie verzerrt auch und seiner Strahlen beraubt, ein Abbild dieser poetischen Sonne sich Bahn brechen und in empfänglichen Herzen Liebe und den Wunsch nach unmittelbarer Anschauung erwecken muß. Wir glauben, daß jetzt in ganz England Jemand, welcher leugnen wollte, daß Schiller ein Dichter sei, sofort von allen Seiten selbst für einen Prosakler erklärt und dadurch auf summarische Weise zur Ruhe verwiesen werden würde.

Da dem allen aber so ist, so sind wir des gewichtigsten Theiles unierer Pflicht, für Schiller im Voraus das Wort zu ergreifen und ihm als Fremdling vor einem argwöhnischen Publikum den ihm gebührenden Rang zu ersetzen, glücklich überhoben. Die Kenntniß seiner Werke verbreitet sich still und rasch immer weiter und zwar auf die einzige Weise, auf welche wahre Kenntniß erlangt werden kann, durch eifriges und mit Lust betriebenes Studium derselben, von Seiten vieler forschenden redlichen Geister. Ueberdies bedürfen, wie schon oben bemerkt worden, Schiller's Werke, im Allgemeinen gesprochen, keine große Erklärung. Bei einem Manne von solcher Vortrefflichkeit, bei einem wahren Dichter kann man sagen, daß sein Werth ganz eigenthümlich offen liegt, ja in einem großen Theile seiner Schriften ist außer diesem offenen, allgemein erkennbaren Werthe gar kein anderer zu suchen.

Und dennoch, wenn er ein Dichter, ein echter Dolmetsch des Unstichtbaren ist, so hat die Kritik ohne Zweifel noch eine größere Pflicht gegen ihn zu erfüllen. Jeder Dichter, möge sein äußeres Loos sein, welches es wolle, wird in der Prosa geboren; er muß sich aus der Kleinlichkeit und durch die Hemmnisse einer thatsächlichen Welt zur Freiheit und Unendlichkeit einer idealen emporlämpfen, und die Geschichte eines solchen Kampfes, welche die Geschichte seines Lebens ist, kann nicht anders als lehrreich sein. Sein Streben ist ein hohes, mühsames, unvergoltene oder bloß selbstvergoltene, welches er aber dennoch dem Siege seines Wesens nach unternehmen und siegreich durchführen muß, wenn er nicht auf immer unglücklich werden soll, ja

je unglücklicher er sich fühlt, desto edler und höher sind seine Gaben. Es ist dies das tief innige angeborene Verlangen seiner ganzen geistigen Natur und will und darf nicht unbeantwortet bleiben. Seine jugendliche Unruhe, die Unruhe des Genies, die oft so launenhaft und störend auftritt, ist das unklare Vorspiel davon, der geheimnißvolle, allmächtige, gleichsam vom Himmel tönende Befehl, sich zu läutern und auf die Sendung vorzubereiten, zu welcher er berufen ist. Und dennoch, wie Wenige können diesen Befehl erfüllen, wie Wenige achten ernstlich darauf! Von den tausend klimmernden Tiletanten, deren Geklimper mit der Stunde stirbt, welche es harmlos oder schwächlich ausfüllte, sprechen wir hier nicht; für die eben so wie für die große Masse der Menschen ist ein solcher Ruf zu geistiger Vollkommenheit ein bloßes Geflüster, welches in dem Geräusch und in der Zerstreuung der Welt ohne Mühe übertäubt wird. Aber selbst für einen Byron, für einen Burns, dessen Ohr die leiseste himmlische Vorstufe vernimmt, in welchem der prophetische Geist mit ehrfürchtigkeitsender Stimme spricht, ist es hart, sich nicht mit Fleisch und Blut zu berathen und, anstatt für den vorübergehenden Tag zu leben und zu schreiben, für die Ewigkeit zu leben und zu schreiben, die über ihnen schwebt; anstatt bequem im Halben und Plausiblen „im Ganzen, Guten, Wahren, resolut zu leben.“ Eine solche Halbheit, ein solches Schwanken zwischen zwei Meinungen, ein solches weinliches, ganz fruchtloses Unterbantein zwischen Wahrheit und Lüge ist zu allen Zeiten die Lieblingslunte, aber auch zugleich das größte Unglück des Menschengeschlechts gewesen. Ja, in unserer Zeit hat diese Halbheit sich „Räsigung“ oder „fluges Wandeln auf der Mittelstraße“ getauft und wird unter uns allgemein als eine Tugend betrachtet. Wie tugendhaft sie ist, verkündet der verkümmerte Zustand so mancher einst genialen Natur, die nach dieser Maxime gelebt hat, eben so wie das gebrochene oder brechende Herz mancher edlen Natur, die nicht danach leben konnte, mit lauter Stimme, aber wir hören nicht darauf.

Und wenn nun unter so vielen Schiffbrüchen und verunglückten Reisen endlich einmal ein wichtiges Schiff das Land erreicht, dann betrachten wir freudig seine reiche Ladung und beilegen uns, die Mannschafft nach den Erlebnissen ihrer Reise auszufragen. Unter der Menge ungebildeter und verbildeter Schriftsteller steht der hohe reine Schiller mit solcher Auszeichnung vor uns. Wir fragen: Wie gelang es diesem Manne, sich so hoch emporzuarbeiten? Von welchem besonderen Gesichtspunkte aus versuchte er das Ge-

heimniß der geistigen Natur zu durchdringen? Aus welcher Region der Prosa erhob er sich zur Poesie? Unter welchen äußeren Umständen; mit welchen inneren Fähigkeiten; durch welche Mittel; mit welchem Erfolg?

Einer gründlichen oder schließlichen Antwort auf solche Fragen sind, wie auf den ersten Blick einleuchtet, weder unsere eigenen Mittel, noch die gegenwärtige Situation unserer Leser in Bezug auf diese Angelegenheit irgendwie gewachsen. Nichtsdestoweniger muß ein unvollkommener Anfang gemacht werden, ebe ein vollkommenes Resultat zum Vorschein kommen kann. Ein flüchtiger Ueberblick über den Charakter des Mannes, wie er lebte und lebte, im Handeln und in der Poesie wird vielleicht nicht unwillkommen sein. Für Die, welche Schiller noch wenig kennen, wird es den Weg zu besserer Kenntniß bahnen, und Die, welche schon mit ihm vertraut sind, finden vielleicht hier in Worten ausgedrückt, was sie selbst schon oft gedacht haben.

Ueber Schiller's persönliche Geschichte sind verschiedene, leicht zugängliche Schriften vorhanden, so daß eine förmliche Erzählung seiner Lebensgeschichte, die so ziemlich allgemein bekannt ist, hier kaum nöthig sein dürfte, um so mehr, da bei der Betrachtung, die wir über seinen Charakter in praktischer Beziehung sowohl, als in theoretischer anzustellen beabsichtigen, die Hauptdata seiner äußern Geschichte schon von selbst mit zu Tage treten werden.

Schiller's Leben ist ein ganz vorzugsweise literarisches, das eines Menschen, der nur für die innere Anschauung lebte, von dem Streben nach idealen Dingen geleitet ward und hierin sein wahres Wohlergehen suchte und fand. Eine eigenthümliche Einfachheit charakterisirt dieses Leben, ein Fernhalten von Allem, was Geschäft heißt; der Widerwille gegen den Tumult des Geschäftslebens und die Gleichgültigkeit gegen den Gewinn desselben wird bei ihm mit jedem Jahre größer. Er bekleidet kein Amt, kaum eine kurze Zeit lang eine Professur an einer Universität; er trachtet nicht nach Beförderung, er besitzt keinen Vorrath an Geld und verräth keine Unzufriedenheit mit diesen Umständen. Ja, nachdem fortwährende Krankheit und ununterbrochene Körperschmerzen sich dazu gesellt haben, scheint er immer noch glücklich zu sein — diese letzten fünfzehn Jahre seines Lebens sind, geistig betrachtet, die klarsten und productivsten von allen. Wir möchten

sagen, daß in diesem Leben etwas Priesterliches liegt. Unter einer ganz andern Härzung und Umgebung, aber doch mit Bestrebungen, die mehr der Form nach als dem Wesen verschieden sind, beßte es eine priesterliche Stille, eine priesterliche Reinheit, ja, wenn wir an die Stelle des katholischen Glaubens das Ideal der Kunst und an die Stelle der Klosterregeln die Gesetze der Moral oder Aesthetik setzen, so hat es sogar etwas von einem mönchischen Charakter. Durch die drei Klostergelübde war er nicht gebunden und doch hatte er Gelübde von eben so hoher und schwieriger Art, sowohl im Handeln als im Dulden, auf sich genommen und sein ganzes Glück und seine ganze Aufgabe beruhte darin, sie zu beobachten. So mit Klostermauern, nicht von Stein und Mörtel, sondern mit den Klostermauern des Geistes umgeben, die ihn eben so unübersteiglich von dem Gemeinen trennen, arbeitet und überdenkt er bloß, was wir göttliche Dinge nennen können; sein vertrautes Gespräch, sogar seine Erholungen, das ganze Thun und Denken seiner täglichen Existenz zweckt darauf ab.

Wie in dem Leben eines frommen Mönches giebt es auch in dem Schiler's nur eine große Epoche — die, wo er tiefes literarische Gelübde auf sich nimmt, wo er sich von den Zerstreuungen der Welt definitiv löst und seine ganzen künftigen Tage der Weisheit widmet. Was dieser Epoche vorangeht und was auf sie folgt, ist von vollständig verschiedenem Charakter. Das erstere ist weltlich und mit weltlichen Wechselfällen beschäftigt: das letztere ist geistig, von ruhiger Haltung und zeigt sich an ihm selbst nur durch sein Wachsthum an innerer Klarheit und für die Welt nur durch die friedlichen Früchte davon. Von diesen beiden Perioden ist es die erste, welcher wir uns hier hauptsächlich zuwenden werden.

Was seine Abstammung und die Umstände seiner ersten Lebensjahre betrifft, so können wir ihn glücklich schätzen. Seine Eltern sind allerdings nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, aber doch auch nicht geradezu arm und warme Liebe, Rechtschaffenheit und eine nicht unbeträchtliche Geistesbildung beider Eltern entschädigt für jeden Mangel. Der Charakter des Anekens ist dabei von der Art, daß darin für den scharfsichtigen Beobachter die reichste Verbeugung liegt. Eine bescheidene, stille Natur, offen für jede Belehrung des Herzens oder des Kopfes, wird von Zeit zu Zeit von feurigen ungestümen Plänen durchzuckt. In seiner Schule ließ er die alten Schriftsteller mit Fleiß, aber ohne Genuß; zu Hause mit weit tieferem Gefühl die Bibel, und schon wird sein junges Herz von jener geheimnißvollen

Erhabenheit der hebräischen Propheten gefangen genommen. Sein sanftes, frommes Wesen, auf welches die Frömmigkeit seiner Eltern nicht ohne Einfluß bleibt, macht ihn geneigt, sich dem Priesterstande zu widmen und ein Priester ward zuletzt auch wirklich aus ihm; nur war die Kirche, der er diente, die katholische, eine weit katholischer als die römische. Aber schon in seinem neunten Jahre hatte er nicht ohne wonniges Erwägen und zur nimmer verlöschenden Erinnerung die Pracht des Theaters von Ludwigsburg gesehen und auf diese Weise, ohne es zu wissen, einen Blick in jene Welt geworfen, in welcher sein eigener Genius vereint seine schönsten Triumphe feiern sollte.

Noch vor dem Ende seines Knabenalters aber beginnt für Schiller eine weit härtere Zeit, in welcher, unter ganz anderer Pflanz, andere Fähigkeiten in ihm entwickelt werden sollten. Er muß einen Schauplatz der Petrückung und Verelnianung betreten, wo für die nächste Zeit die schönsten Jahre seines Daseins auf einliche Weise verbittert werden. Aber auch dies äußert seinen heilsamen Einfluß auf ihn, denn in dem ächten Genie wohnt jene Alchemie, welche alle Metalle in Gold verwandelt, welche aus Leiden Kraft, aus Irrthum klarere Weisheit, aus allen Dingen Gutes zu gewinnen weiß.

Der Herzog von Württemberg hatte eine Freischule gegründet, die später nach Stuttgart verlegt worden war und den Namen der Karlschule führte. Der Herzog hatte sich vorgenommen, den Söhnen seiner Offiziere einen vorzugsweisen Anspruch auf die Aufnahme in diese Schule zuzugestehen und da er sowohl von Schiller als auch von seinem Vater eine gute Meinung gefaßt hatte, so forderte er den erstern auf, diese Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Das Anerbieten rief nicht wenig Verlegenheit hervor, denn der junge Mann und seine Eltern hatten sich zu Gunsten des geistlichen Standes entschieden — ein Project, mit welchem dieses neue unvereinbar war. Ihre Verlegenheit stieg nur noch höher, als der Herzog, nachdem er ihre Bedenken erfahren, sie aufforderte, sich die Sache wohl zu überlegen, ehe sie sich entschieden. So geschah es, daß Schiller aus Furcht und mit Widerstreben in die Karlschule eintrat und mit schwerem Herzen der Freiheit entsagte, um sich der Abgeschlossenheit und der Jurisprudenz, die er später mit der Medizin vertauschte, zuzuwenden, denn theologische Lehrentellen gab es an der Karlschule nicht.

Seine Befürchtungen erwiesen sich als nur zu gegründet und die sechs

Jahre, die er in diesem Institut zubrachte, waren die unerfreulichsten seines Lebens. Das Stuttgarter Erziehungssystem scheint sich auf das Prinzip gegründet zu haben, daß die Natur nicht gepflegt und geleitet, sondern vielmehr ausgerottet und etwas Besseres an ihre Stelle gesetzt werden müsse. Wie drückend ein solches System für die davon Betroffenen sein mußte, kann man sich leicht denken. Für Schiller war es drückender als für jeden andern. Bei seinem feurigen, ungestümen und doch zarten Gemüth war er, während die Unzufriedenheit ihn innerlich verzehrte, doch zu bescheiden, als daß er ihr durch Thaten oder Worte hätte Lust machen sollen. Einige seiner während dieser Zeit geschriebenen Briefe sind noch vorhanden; sie verrathen die fruchtlosen Kämpfe eines glühenden und thätigen Geistes, der seine vielen Kummernisse hinter einer gewissen stumpfen Geduld verbirgt, die sie nur um so peinlicher hervortreten läßt. Er brütete mit erzwungener Zassung über seinen langweiligen, geisttödtenden Aufgaben, aber sein Geist sehnte sich in ihm wie der eines Gefangenen, wenn er in die heitere Welt hinausblickte, oder an die Liebe der Eltern und die Hoffnungen und Freuden entschwendeter Jahre zurückdachte.

Die Jugend ist für Alle die froheste Zeit des Lebens, oft aber nur durch das, was sie hofft, nicht durch das, was sie erreicht. In diesen Leiden Schiller's, wird Mander sagen, liegt durchaus nichts, was nicht schon dagewesen wäre; könnte nicht die Geschichte eines jeden Schülers von Eion, eines jeden armen Mitdhyman mit seinen von rauher Hand zerrissenen häuslichen Banden, seinen Entbehrungen und der freudlosen Einsamkeit seines Herzens, etwas Gleiches oder noch viel Schlimmeres erzählen? In Bezug auf diese für Alle fühlbaren Drangsale mag dies wahr sein, das Drangsal aber, welches Schiller am schwersten betrübt, liegt tiefer, als alle diese, aus welchen das natürliche Feuer fast eines jeden jungen Herzens früher oder später stregreich hervorgeht. Der schlimmste Druck, den er zu erdulden hat, ist ein Druck des moralischen Gefühls; eine Fesselung nicht bloß der Wünsche, sondern auch des reinen vernünftigen Willens, denn abgesehen von allen äußeren Bedrängnissen wird sein Geist auch von seinem wahren Ziele hinweggedrängt, von welchem er, wenn auch unklar, doch unüberwindlich fühlt, daß es das richtige ist; er wird mit roher Gewalt genöthigt, sich einem zuzuwenden, von welchem er fühlt, daß es nicht das richtige ist. Nicht in der Jurisprudenz mit ihrem Gewinn und ihren Würden; nicht in der Medicin, die er bereitwillig, aber immer noch hoffnungslos mit dem Fuß vertauscht; nicht in

dem gezogenen Gleise irgend einer verwerthbaren Beschäftigung, wie einträglich oder gerührt sie auch sein möge, kann seine Seele Zufriedenheit und eine Heimath finden, sondern nur in einer weit reineren und höheren Region geistiger Thätigkeit, für welche er noch keinen Namen hat, von welcher er einst glaubte, es sei die Kirche, die aber, wie er endlich entdeckt, die Poesie ist. Auch ist dies kein vorübergehender knabenhafter Eigensinn, sondern ein tieflegendes, inniges, unverzgbares Sehnen, das unklare Streben seines ganzen innern Menschen. Nichtsdestoweniger müssen seine Lehrer es als einen vorübergehenden knabenhaften Eigensinn betrachten und behandeln und erst nach dem wildesten Kampfe und einem offenkundigen Siege wird die wahre Natur dieses Strebend erkannt werden. Hierin lag eben der schärfste Stachel, den Schiller's Mißgeschick hat; sein ganzes Gemüth wird aus einander gerissen; er hat in seinem Glend keinen Sammelpunkt; er duldet und müht sich für eine Sache, die als etwas Unrechtes und Unerlaubtes angediehen wird. Jeder Hang zur Poesie widerspricht den Gelehen des Instituts, in welchem er erzogen ward und dem Plane des Gründers desselben. Acht Jahre lang kämpfte seine Begeisterung mit militärischer Disziplin, aber die Leidenschaft für die Poesie ist heftig und feurig, wie eine erste Liebe. Was die Disziplin auslöschen sollte, blies sie zur hellen Flamme an und sein Herz flüchtete sich in die Welt der Ideen, weil ihm der Zutritt in die Welt der Thatfachen durch eiserne Gitter veriperrt war.

Ohne Zweifel hatte Schiller's eigene Klugheit ihn schon gelehrt, daß man, um poetisch zu leben, vor allen Dingen erst leben muß, und daß es daher für ihn nothwendig war — wie er selbst sagt — das baltimische Klima des Vinkus mit dem Grönland einer kalten und unfruchtbaren Wortwissenschaft zu vertauschen. Sobald aber die einförmige Arbeit dieses Grönland einmal beendet war, konnte er vernünftigerweise hoffen, daß seine Aufgabe gelöst wäre; daß die durch eisernen Fleiß gewonnene Muße sein Eigenthum sein würde, um sie der Poesie oder dem, wozu er sonst Lust hätte, zu widmen. Es war in der That unerträglich und entwürdigend, durch die Launen eigensinniger Vedanten noch länger gehemmt zu werden. Kein Wunder, daß Schiller oft düster über seiner Lage brütete. Aber was war zu thun? Er entwarf mancherlei Pläne; manchmal wollte er heimlich entfliehen, um einen Blick in die ihm verbotene, freie und geschäftige Welt zu thun — zuweilen ging er auch mit dem Gedanken um, gänzlich einen Ort zu verlassen, den er verabscheute und dem guten Glück das Uebrige anbrinzustellen.

Aber er ist jung, unerfahren und mittellos, ohne Rath oder Beistand, und es bleibt ihm nichts übrig, als auszuharren.

Unter solchen fortwährenden Bedrängnissen würde ein gewöhnlicher Geist endlich seine höheren Bestrebungen aufgegeben und nur noch zuweilen einen sehnüchtigen Blick auf die Träume seiner Jugend zurückgeworfen haben. Schiller aber war kein gewöhnlicher Charakter und handelte auch nicht wie ein solcher. Unter einem kalten, schlichten Aeußeren, dessen ursprüngliche Liebendwürdigkeit durch die peinlich drückenden Umstände, in denen er jetzt lebte, beeinträchtigt worden, lag eine glühende Energie der Seele verborgen, die durch nichts verlitet werden konnte. Sein widriges Geschick hatte die natürliche Entwicklung seines Geistes verhindert, seine Fähigkeiten waren eingeengt und falsch geleitet worden, aber eben durch diesen Druck und Widerstand hatten sie desto mehr Spannkraft gewonnen.

Bis jetzt hatte Schiller für einen nichtsnutzigen, unzufriedenen und ungehorhamen Knaben gehalten; jetzt aber war die Zeit da, wo die Bande der Schuldisciplin die riesige Kraft seiner Natur nicht mehr zu fesseln vermochten; er trat auf als Mann und sprengte seine Ketten mit einer Gewalt, die bis an die äußersten Grenzen von Europa empfunden ward. Das Erscheinen der „Räuber“ bildet eine Aera nicht bloß in Schiller's Geschichte, sondern auch in der Literatur der Welt und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß ohne eine so triviale Ursache, wie die verkehrte Disciplin der Karlschule wir dieses Trauerspiel niemals erblickt haben würden. Schiller begann es in seinem neunzehnten Jahre und die Umstände, unter welchen es geschrieben ward, haben ihre Spuren in allen seinen Theilen hinterlassen.

Es dauerte nicht lange, so erschienen Uebersetzungen des Werkes in fast allen europäischen Sprachen *) und wurden in fast allen mit dem größten Interesse und je nach den Ansichten der verchiedenen Leser mit Bewunderung oder Abtheil geleien. In Deutschland war der Enthusiasmus, den die „Räuber“ hervortiefen, außerordentlich. Der junge Dichter war wie ein

*) Unsere englische Uebersetzung, eine der mattenen und schlaffen, ward, wie man erzählt hat, in Göttingen von einem in der Literatur nicht unbekannten hohen Gerichtsbeamten beferat, der diese Arbeit aber ganz im Geheimen fertigte, um nicht in Unannehmlichkeiten zu gerathen. Der vertraute Dämon, jetzt ein Engel, der ihm verhehlen die Correcturbogen brachte, hat uns dies selbst mitgetheilt.

Meteor über der Welt aufgestiegen und die Ueberraschung drängte eine Zeitlang die Macht der kalten und vernünftigen Kritik in den Hintergrund. Bei der Gährung, welche durch die allgemeine Beipredung dieses einzigen Thema erzeugt ward, vergrößerte man den Dichter über seine natürlichen Dimensionen hinaus, so umfassend dieselben auch waren, und obgleich das allgemeine Urtheil laut zu seinen Gunsten sprach, so fand er doch eben so Verleumder als Lobretter, die beide die Grenzen der Mäßigung überschritten.

Das Trauerspiel „die Räuber“ aber hatte für seinen Verfasser einige Folgen von noch weit fühlbarer Art, als die eben erwähnten. Wir haben diese Tragödie das Signal zu Schiller's Erlösung von Schuldrangei und militärischem Zwange genannt, aber die Wirkung war in dieser Beziehung keine augenblickliche. Anfangs schien er vielmehr dadurch in nur um so größere Verlegenheiten verwickelt zu werden. Er hatte den ursprünglichen Entwurf dazu bereits im Jahre 1778 beendet, ihn aber aus Furcht, Anstoß damit zu erregen, geheim gehalten, bis er seine medicinischen Studien beendet hatte. Diese hatte er mittlerweile mit genügendem Fleiße betrieben und das Doctorexamen rühmlich bestanden. Im Jahre 1780 erhielt er eine Anstellung als Regimentsarzt, wodurch er in den Stand gesetzt ward, seinen Plan auszuführen und die „Räuber“ auf eigene Kosten zu drucken, weil er keinen Buchbändler fand, der es unternehmen wollte. Dieses Werk und das allgemeine Interesse, welches es erweckte, lenkte die Aufmerksamkeit auch auf die persönlichen Umstände des Autors, der, wie die „Räuber“ sowohl als andere von ihm in periodischen Publicationen abgedruckte Aufsätze genugsam bewiesen, kein gewöhnlicher Mensch war. Viele anständige und solide Leute fühlten sich durch die in den „Räubern“ vorkommenden excentrischen Ausdrücke nicht wenig verletzt und das unbestreitbare Talent, mit welchem diese Extravaganzen ausgesprochen waren, machte die Sache nur noch schlimmer. Schiller's Vorgesetzten namentlich war so etwas unbegreiflich; er konnte wohl ein großes Genie sein, ganz gewiß aber war er ein gefährlicher Diener. Wohlthätigerische Leuten mißfiel in die Sache, ja sogar die Alpenbewohner wurden mit in's Spiel gezogen. Der Magistrat von Graubünden hatte nämlich das Buch gesehen und sich nicht wenig beleidigt gefühlt, daß darin, einem schwäbischen Sprichworte gemäß, von den Graubündnern wie von gewöhnlichen Straßenräubern gesprochen ward *). Man beklagte sich darüber

*) Diese anständige Stelle ist aus den früheren Ausgaben sorgfältig entfernt wor-

in dem „Hamburger Correspondenten“ und ein gewisser Walter, der seinen Namen auf diese, freilich unrühmliche, Weise verewigt hat, erbot sich freiwillig, die Sache vor den Herzog zu bringen.

Der Herzog gab, nachdem er von allen diesen Vorgängen unterrichtet worden, seine Mißbilligung der poetischen Arbeiten Schiller's in den unweidenigsten Ausdrücken zu erkennen. Schiller ward endlich zu ihm gerufen und nun erzählte sich, daß der Herzog nicht bloß mit den moralischen oder politischen Irrthümern des Werkes unzufrieden war, sondern ihm auch jeden literarischen Werth absprach. In dieser letztern Beziehung war er jedoch so gütig, für die Zukunft seinen guten Rath anzubieten. Schiller scheint aber dieses Anerbieten nicht mit genügender Dankbarkeit aufgenommen zu haben und die Unterredung endete, ohne auf einer von beiden Seiten zu einem zufriedenstellenden Resultate geführt zu haben. Der Herzog befahl Schiller noch, sich um weiter nichts, als um seine Metzen zu bekümmern oder wenigstens keine Gedichte wieder zu schreiben, ohne sie ihm zur Durchsicht vorzulegen.

Allerhand neue Kränkungen erwarteten Schiller. Vergebens erfüllte er die beiseidehenden Wänschen seines Vossens mit der größten Pünktlichkeit; er war einmal verdächtig und seine unschuldigen Handlungen wurden falsch gedeutet und seine geringsten Versehen mit der vollen Strenge der Weisge heimgesucht. Von dem sehr natürlichen Verlangen eines jungen Autors getrieben, hatte er gewagt, heimlich und ohne Urlaub nach Mannheim zu reisen, um der ersten Aufführung seines Trauerspiels beizuwohnen. Sein Incognito verbar ihm aber nicht: er bekam wegen dieses Vergehens eine Woche Arrest, und als diese Strafe ihn nicht abhielt, sich bald darauf wieder ein ähnliches Vergehen zu Schulden kommen zu lassen, erfuhr er, daß man damit umginge, strengere Maßregeln gegen ihn in Anwendung zu bringen.

den. Sie kam in der dritten Scene des zweiten Actes vor, wo Spiegelberg zu Razmann sagt: „Keinen honesten Mann kann man aus jedem Weidenhagen formen, aber zu einem Spigkuben will's Grap — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spigkubenklima.“ In der ersten Ausgabe standen hier noch die Worte: „Da geh' zum Beispiel nach Graubündten, das nenne ich mir ein Spigkubenathen.“ — Der Patriot, welcher bei dieser Gelegenheit für die Ehre der Graubündtner auftrat, um diese schwere Beschuldigung in Abrede zu stellen und über die dadurch geübte Verleumdung Beschwerde zu führen, war ein Mitglied der ersten Familie von Salis.

Man deutete ihm an, daß ihm eine exemplarische Strafe bevorstehe und Dalberg's Hülfe, die einzige Hoffnung, das drohende Unheil auf ruhigem Wege abzuwenden, war fern und zweifelhaft. Schiller sah sich in die äußerste Verdrängniß versetzt und er beschloß, sich auf jede Gefahr hin freizumachen, Vortheilen zu entsagen, die er nicht um diesen Preis erkaufen mochte, seine stiefmütterliche Heimath zu verlassen und, obgleich freundlich und allein, hinauszuweichen und sein Glück auf dem großen Markte des Lebens zu suchen. Es kam gerade damals ein fremder Fürst in Stuttgart an und die ganze Einwohnerchaft war in Bewegung, um das Schauspiel seines Einzugs mit anzusehen; Schiller benutzte diese Gelegenheit, um sich aus der Stadt zu entfernen und sich dem Bereiche von Schießern, Herzögen und commandirenden Offizieren zu entziehen. Dies geschah im Monat October 1782, in seinem drei und zwanzigsten Jahre. —

Von dieser Art waren die Umstände, unter welchen Schiller zum Mann heranwuchs. Wir sehen dieselben fortwährenden Einfluß auf seinen Charakter äußern; aber es wohnt auch eine Kraft in ihm, die dennoch über die Umstände triumphirt. Günstige wie ungünstige Verhältnisse müssen dazu dienen, ihn seinem Ziele entgegenzuführen. In der Kindheit, der undankbarsten, aber bei weitem wichtigsten Aera des Daseins — denn es sind dies so zu sagen die fortgesetzten Schöpfungstage des ganzen künftigen Menschen — hatte er die einzige heilsame Atmosphäre, eine weiche Atmosphäre der Liebe und Freude geathmet; der unsichtbare Saamen, der einst zu allen menschlichen Tugenden heranreifen sollte, ist glücklich in ihn gestreuet. Erst, nachdem er Kraft zum Widerstand gesammelt hat, kommt die Zeit des Widerspruchs, wo er durch Tugden geläutert werden soll. Und wir müssen und bei den Stuttgarter Bedanten und ihrem kurzfristigen Herzoge bedanken, daß dieser Widerspruch stattfand. Wäre das System, welches sie befolgten, ein milderes und vernünftigeres gewesen, so würden wir allerdings unsern Dichter nicht ganz eingebüßt haben, denn die Poesie lag in seiner innersten Seele und konnte nicht unausgesprochen bleiben; wohl aber würden wir einen viel leicht weit untergeordneteren Charakter in ihm gefunden haben — nicht von sich selbst und der Wahrheit, sondern von der Welt und ihren Gaben abhängig; nicht auf einer angeborenen ewigen Basis, sondern auf einer zufälligen und vorübergehenden Stütze.

In Schiller selbst erkennen wir, wie er sich in diesen Tragfällen befindet, schon die hauptsächlichsten Züge, welche ihn während seines ganzen

Lebens auszeichnen. Aus dem ihm angeborenen Jartgefühl wird in Folge dieser scharfen Begegnung eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung, welche, da sich noch dazu eine Gewöhnung an innere, aber nicht äußere Thätigkeit gesellte, mit der Zeit, wenn sein natürliches Temperament weniger warm und liebevoll gewesen wäre, in schüchterne Selbstabschließung, Ungeselligkeit und sogar positive Misanthropie übergegangen sein würde. Ja, vom allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet, liegt während dieser Epoche in Schiller's Leben Vieles, was ein flüchtiger Beobachter für Schwäche halten könnte, wie denn in der That von solchen Beobachtern Feinheit des Gefühls und Schwäche sehr leicht mit einander verwechselt werden. Ein Element der Kraft jedoch und die Wurzel aller Kraft beweist er durchgängig: er will etwas und weiß, was er will. Sein Geist strebt einem Ziele und, was noch mehr ist, einem richtigen Ziele zu. Er liebt schon die wahre geistige Schönheit von ganzem Herzen und ganzer Seele und ist, um sie zu gewinnen, bereit, alle Opfer zu bringen. Anfangs zeigt sich dieses Streben bloß als ein unklarer Instinkt unter unbestimmten Formen, gewinnt Kraft mit seiner Kraft, Klarheit in dem Widerstande, den er besiegen muß und erklärt sich endlich mit einem Nachdruck, der keinen Widerspruch gestattet.

Als ein bloßes Stück Literaturgeschichte sind diese Epijoden aus Schiller's Leben nicht ohne Interesse. Wir sehen hier eine „Verfolgung um des Gewissens willen“, von welcher die Ketzerei in der Religion öfter heimge sucht worden ist, als die Ketzerei in der Literatur; einen blinden Kampf, um durch physische Gewalt das innere himmlische Licht einer menschlichen Seele auszulöschen, der hier in Bezug auf die Literatur, wie er es in Bezug auf die Religion stets ist, ein erfolgloser Kampf bleibt. Ohne Zweifel hatten, wie es bei Religions-Inquisitoren oft der Fall gewesen, auch diese weltlichen Inquisitoren bei ihrer Verfolgung die besten Absichten und da die Sache ihren Bemühungen zum Trotz dennoch gut ablief, so kann man ihnen ihre Einnischung vergeben und vergessen.

Wir haben um so länger bei diesen Vorgängen verweilt, weil sie uns zu der erhabenen Krisis in Schiller's Geschichte führen und uns zum ersten Male zeigen, wie sein Wille sich behauptet und entscheidet das Geich verkündet, von welchem sein ganzes künftiges Leben regiert werden soll. Er sagt selbst, daß er leer davon ging — leer an Geld und leer an Hoffnung. Aber der Geist, der in ihm wohnte, war noch da mit seinen Gaben und die Aufgabe seines Daseins lag jetzt ungetheilt vor ihm. Er ist binfort ein

Kann der Literatur und braucht in keiner andern Rolle aufzutreten. Alle seine zeitherigen Verbindungen waren nun gelöst. Das Publikum war ihm nun alles — sein Studium, sein Monarch, sein Vertrauter. Nur dem Publikum gehörte er hinfort an; nur vor diesem und keinem andern Tribunale wollte er erscheinen, dieses allein achtete und fürchtete er. Es war etwas Majestätisches, was ihm vorrückte, als er sich jetzt entschloß, keine andern Fesseln zu tragen, als das Urtheil der Welt und an keinen andern Thron zu appelliren, als an die Seele des Menschen.

In seinem späteren Leben finden wir bei allen Abwechslungen und Veränderungen der äußeren Glücksumstände eine edle innere Einheit. Jene Liebe zur Literatur und der Entschluß, ihr auf alle Fälle treu zu bleiben, verläßt ihn nie wieder. Er wandert in der Welt umher, betrachtet sie in ihren mannichfachen Gestalten, mischt sich in die Freuden des socialen Lebens, wird Gatte und Vater und sammelt Erfahrungen in allen gewöhnlichen Schicksalen des Menschen; aber derselbe strahlende Leitstern, der, wenn auch oft verdunkelt, ihn wohlbehalten durch die Irrwege seiner Jugend hindurchgeführt hatte, glänzt auch jetzt noch hell und unverbrüchlich auf ihn herab. In allen seinen Verhältnissen und Beziehungen steht Schiller tadelloß und liebenswürdig da, ja er kommt sogar wenig in Versuchung, zu irren. Jenes erhabene Streben nach geistiger Vollkommenheit, welches bei ihm Liebe zur Vorste und unermüdlische, thätige Liebe war, ist schon an und für sich, wenn es rein und edel ist, die notwendige Quelle edler Gefühle und Handlungen. Dieses Streben soll bei allen Menschen rein und edel sein, denn es ist in der einen oder in der andern Form der wahre Zweck und die eigentliche Bestimmung des menschlichen Lebens. Auch verweist sich dieses Streben in keinem Menschen ganz; bei den meisten aber bleibt es ein passives Gefühl, ein eistler Wunsch. Und wie selten ist es selbst bei dem kleinen Reste der Menschen, in welchen es einen gewissen Grad von Thätigkeit erlangt, welche in der That oder in Worten Dichter sein möchten, der aufrichtige und höchste Zweck; wie selten ist es ungemischt mit gemeinem Ehrgeiz und niedrigen, bloß irdischen Absichten, welche seine Kundgebungen verzerren oder gänzlich verkehren! Bei Schiller aber war es das Eine und Alleinige, was noth ist; die erste Pflicht, für welche alle anderen Pflichten zusammenwirkten, unter welcher alle andere Pflichten ruhig gebieten, wie unter ihrem rechtmäßigen Herrscher. Nach weltlicher Bevorzugung, ja selbst nach Ruhm trachtete er nicht, aber dennoch erntete er Ruhmes die Fülle und von irdischen Gütern ward ihm das Wenige, was er brauchte, endlich gesichert.

Sein sanfter ehrlicher Charakter erwirbt ihm überall Freunde; sein biederes, friedliches, einfaches Leben ist ehrenwerth in den Augen Aller und die, welche ihn am besten kennen, lieben ihn am meisten.

Vielleicht ist unter allen Umständen in Schiller's literarischem Leben für ihn keiner so wichtig, als sein Umgang mit Goethe. Wir möchten, um ein schon früher gebrauchtes Bild weiter auszuführen, sagen, daß, wenn Schiller ein Priester, dann Goethe der Bischof war, von welchem er zuerst klares geistiges Licht erhielt, von dessen Händen er zum Priesterstande geweiht ward. Ihre Freundschaft ist hoch gepriesen worden und vertiente es. Sie ist ein reines Verhältniß, unglücklicherweise nur zu selten in der Literatur, wo, wenn ein Swift und ein Pope auf wenig mehr als gegenseitig geduldeten Stolz ein geheimerisches Duumvirat gründen und eine Zeitlang, ohne sich zu sanken, die Beute mit einander theilen können, dies schon als etwas Großes betrachtet wird. Selten vereinigen sich Menschen so standhaft und warm zu solchen Zwecken, welche, wenn sie in der materiellen Wage gewogen werden, bloß leichte Sommerfäden sind. Uebrigens standen auch von vorn herein Schwierigkeiten im Wege und auf beiden Seiten mußten Vorurtheile überwunden werden, die nicht ganz unbedeutend waren. Mehrere Jahre vergingen, ehe die Beiden — mochte nun Zufall oder eigene Wahl die Ursache davon sein — sich persönlich kennen lernten und ihre erste Unterredung ließ kaum eine dauernde Annäherung hoffen. Schiller selbst meinte, diese persönliche Unterredung habe die Idee, die er sich früher von Goethe gemacht, so groß dieselbe auch gewesen, durchaus nicht vermindert, aber dennoch bezweifelte er, daß sie jemals in enge Verbindung mit einander kommen würden. Vieles, was Schiller noch interessirte, hatte bei Goethe bereits seine Zeit gehabt. Das ganze Wesen des Erstern war von Haus aus anders konstruirt als das des Letztern; Goethe's Welt war nicht Schiller's Welt und ihre Art und Weise, die Dinge aufzufassen, schien wesentlich verschieden zu sein. Aus einer solchen Combination konnte nach Schiller's Meinung kein solches intimes Verhältniß hervorgehen.

Nichtskweniger kam trotz noch weit bedenklicherer Vorurtheile von Seiten Goethe's — der kleinlichen Eifersucht zu geschweigen, welche bei einem andern Manne in tiefen Umständen öffentlich oder heimlich thätig gewesen wäre — ein wirkliches intimes Verhältniß zu Stande, welches sich durch fortwährende gute Dienste beurfundete und nur durch den Tod unterbrochen ward. Wenn wir die Stellung beider Männer und ihr Verhalten

in dieser Sache ins Auge fassen, so müssen wir beiden einen bedeutenden Grad von socialer Tugend und auf alle Fälle eine innige unegennützige Liebe zu Dem, was wirklichen wahren Werth hat, zugesprechen. In Bezug auf Goethe namentlich, der als der ältere und in jeder Beziehung größere von den beiden, im Vergleich mit dem, was er giebt, wenig zu erwarten hat, würde dieses freundschaftliche Verhältniß, wenn wir hier Raum hätten, näher auf das Wesen und den Fortschritt desselben einzugehen, einen neuen Beweis liefern, daß, wie der arme Jung Stilling ebenfalls behauptete, das Herz des Mannes, welches Wenige kannten, eben so rein und edel war, als sein Genie, welches Alle kannten.

Durch Goethe waren — und war noch vor dem Beginne ihrer Freundschaft — Schiller's äußere Interessen wesentlich gefördert worden; er erhielt auf seine Vermittelung ein akademisches Amt und später eine Pension. In geistigen Dingen war diese Hülfe, oder wir wollen vielmehr sagen, Mitwirkung — denn sie trat nicht der Gestalt von Hülfe, sondern von wechselseitigen Dienstleistungen auf — von noch dauernderen Folgen. An der Seite seines Freundes erhebt sich Schiller in die höchsten Kunstregionen, die er jemals erreicht und ist in allen wärtigen Dingen der Sympathie, eines weisen Urtheiles unter einer Menge unweiser, einer hülfreichen Hand unter vielen feindseligen, sicher. Auf diese Weise äußerlich und innerlich unterstützt und befähigt, wandelt er hinfort seinen Weg mit neuer Beharrlichkeit, weder rechts noch links schauend, und widmet sein Leben, so viel ihm noch davon beizumessen ist, ausschließlich seiner höchsten Pflicht.

Es geschieht selten, daß ein Mann so viel für den andern thut, daß er ihm so dauernd von Nutzen sein kann. Auf so traurige Weise schwächen wir alle beim Geben und beim Empfangen, so wie überhaupt in den menschenfreundlichsten Neigungen und edleren Regungen unserer Natur, in den Banden jener kleinlichen Eitelkeit, welche unter ganz achnungswerthen Benennungen auf beiden Seiten eine Herrschaft in Anspruch nimmt, auf welche sie kein Recht hat. Ja, sehr oft, wenn unser Freund die ehrliche Absicht hat, uns zu unterstützen und sich auch bemüht, es zu thun, vermag er dennoch nicht, zu erfassen, was wir wirklich brauchen und was nöthig ist, um uns auf dem selbstgewählten Wege weiter zu bringen, sondern besteht vielmehr darauf, daß wir seinen Weg einschlagen sollen und schilt uns unverbessert, weil wir es nicht wollen und nicht können. So kommt es, daß die Menschen einsam neben einander stehen: keiner will seinen Nächsten unterstützen

und jeder hat sogar eine defensiver Haltung anzunehmen, damit sein Nachbar ihm nicht hinderlich sei!

Von Schiller's eifriger und gänzlicher Hingebung an die Literatur haben wir schon gesprochen und dieselbe als seine schönste Tugend und die Hauptquelle seines Wohlergehens bezeichnet. Mit welcher Inbrunst er dieses Ziel verfolgte, davon hatte sein ganzes Leben von der frühesten Periode an Zeugniß gegeben; aber der klarste Beweis, noch klarer als jene jugendliche Selbstverbannung, war seinen späteren Jahren vorbehalten, als eine sich langsam ausbildende, unheilbare Krankheit ihm eine neue, immer drückender werdende Last auflegte. In keiner Periode von Schiller's Geschichte tritt der angeborene Adel seines Charakters so entschieden hervor, wie jetzt in dieser Zeit stummen einsamen Martyrthums, als der finstere Feind in ihm selbst wohnte, der, unüberwindlich, dennoch fortwährend bekämpft werden mußte. Es liegen ärztliche Beweise vor, daß die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens nicht einen einzigen schmerzfreien Augenblick gehabt haben konnten und dennoch läßt er keine Klage hören. In diesem Briefwechsel mit Goethe sehen wir ihn stets heiter und fleißig; seine Krankheiten erwähnt er kaum und dann bloß historisch, gleichsam wie eine dritte Person und berechnet, welche Kraft und welche Lebenszeit ihm wahrscheinlich noch zur Verfügung steht. Ja, seine höchsten poetischen Leistungen, wir können sagen, alle, die wahrhaft poetisch sind, fallen in diese Zeit. Wenn wir bedenken, wie viele arme Greberrliche — Rousseau's, Cowper's u. dergl. — Männer von übrigens schöner Begabung, unter dem Einflusse von Nervenkrankheiten zu zimmernder Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, ja wie einige derselben sogar dem Wahnsinn anheimfallen, und dann, daß Schiller unter denselben Einflüssen einige seiner scharfsinnigsten Abhandlungen und alle seine ächten Dramen, von „Wallenstein“ bis „Wilhelm Tell“ schrieb, so werden wir sein Verdienst um desto höher zu würdigen wissen.

Man hat gesagt, daß nur in der Religion, oder etwas, was der Religion gleichkommt, die menschliche Natur sich unter solchen Anfechtungen aufrecht erhalten könne. Aber auch Schiller hatte seine Religion; er war ein Auketer, ja wie wir schon oft gesagt haben, ein Priester und deshalb ermangelte er in seinen irdischen Leiden nicht einer himmlischen Stütze. Ohne eine solche Stütze wäre sein Leben wohl ein unerträgliches gewesen; der idealen Welt beraubt, hatte Das, was ihm in der wirklichen übrig blieb, nur geringen Werth für ihn. Sprechen wir von seinem „Glück“? Ach,

was ist der erhabenste Schwung des Genies, die herrlichste Verückung, die jemals auf Augenblicke den Himmel mit der Erde vereinigte, gegen die dauernden niemals verfliegenden Freuden eines durch und durch euphorischen Verdauungsapparates? Verlißt nicht der Schildkröten speisende Mensch einen ewigen Sonnenschein des Herzens? Fühlt sich seine Seele — die, wie in gewissen slavischen Sprachen, zugleich den Magen bedeutet — nicht fortwährend behaglich von warmen wüthigen Düften umhüllt? Sie erfreut sich der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft und erwacht aus ihrer wonnigen Erstarrung zu der nüchternen Gewißheit mit jeder Mahlzeit immer höher steigender Glückseligkeit, so daß sie in dem Zeitraum eines einzigen Sonnentages den Himmel drei, ja auch vier Mal offen steht! Was bleibt dagegen dem kranken Mann von Genie, dessen Welt eine geistige, ideale und innere ist, wenn der Fluß andauernder Krankheit diese Welt gestroffen und ihre Schönheit zu schwärzen und zu verzehren begonnen hat, weiter übrig, als Verzweiflung, Bitterkeit und Kummer bis an's Ende?

Nehe ihm, wenn dann sein Wille ebenfalls wankt, wenn seine Entschlossenheit ihn verläßt und sein Muth sich unter das Joch dieses neuen Feindes beugt! Anthatigkeit und eine gestörte Phantasie werden dann die Herrschaft über ihn gewinnen und ihre tausend Dämonen loslassen, um ihn zu reinigen und zum Wahnsinn zu treiben. Ach, die Sklaverei barbarischer Länder ist Freiheit in Vergleich mit dieser Sklaverei des kranken Mannes von Genie, dessen Herz den Muth verloren hat und seiner Last erlegen ist. Sein Körper verwandelt sich in ein düstres Gefängniß; jeder Nerv ist ein Zugang für Ekstase oder Schmerz geworden und die Seele sitzt in ihrer traurigen Einsamkeit, eine Beute für die Dämonen der Verzweiflung, oder betäubt von dem Uebermaße des Leidens, gleichsam zu einem lebendigen Tode und zu dem Bewußtsein einer qualvollen Existenz verdammt, ohne das Bewußtsein der Kraft, wovon es begleitet sein sollte. Zum Glück macht der Tod oder gänzliche Geisteschwäche diesen Scenen unedlen Jammers zuletzt ein Ende, den wir jedoch, so unedel er auch sein mag, eher mit Mitleiden als mit Verachtung zu betrachten haben.

Und doch ist es im Ganzen genommen eine Schande für den Mann von Genie, sich zu beklagen. Trägt er nicht ein himmlisches Licht in sich, gegen welches der Glanz aller irdischen Throne Nacht und Dunkel ist? Und das Haupt, welches eine solche Krone trägt, murren, weil es unbequem liegt? Wenn jenes selbe himmlische Licht, durch die verkehrtesten Media hindurch-

strahlend, den Syrier Simon bei allen Witterungswechseln auf seiner sechzig Fuß hohen Säule oder den noch wunderbareren Eremiten, der sich auf Lebendzeit bis an das Kinn in Stein und Mörtel einmauerte, aufrecht erhielt, wie viel mehr muß dann dies der Fall sein, wenn es unmittelbar und frei von aller Beimischung ertönt? Der moderne Priester der Weisheit muß seine kleinen Widerwärtigkeiten und Anfechtungen, wenn auch Krankheit zu ihrer Zahl gehören sollte, entweder geduldig ertragen oder zugeben, daß die Kanariker und Kollhäuser des Alterthums ächtere Anbeter waren als er.

Ein thörichter Streit über das wahre Weien des Glückes beschäftigt dann und wann eine intelligente Tischgesellschaft und wir haben mehr als einmal gesehen, wie scharfsinnige Leute über der Beweisführung, daß Glückseligkeit das Hauptziel des Menschen sei, fast ihren Wein vergaßen. Meistentheils rufen sie mit Pope: „Glückseligkeit, das Endziel unseres Seins!“ und fragen, ob es auch nur denkbar sei, daß wir einem andern Ziele nachstrebten. „Wie kommt es,“ ruft die Opposition, „daß die Ungebildeten glücklicher sind als die Gebildeten und daß wir, obgleich wir wissen, daß sie glücklicher sind, doch nicht mit ihnen tauschen möchten? Sieht nicht geschrieben: Wachsthum an Kenntniß ist Wachsthum an Leiden? Und steht nicht auch in noch unauslöschlicheren Zügen geschrieben: Strebe nach Erkenntniß und Einsicht, als dem Anfang alles Guten? Wäre Cure Theorie richtig, warum sollten wir dann mit unserer ganzen Macht kämpfen, warum sollten wir dann den Himmel um etwas Anderes bitten, als daß die Krankheit des Denkens gänzlich in uns erstickt und uns statt deren eine Kraft der Verdauung und Absonderung verliehen werde, gegen welche die des Tigers geringfügig erschiene?“ Hierauf leugnen die Andern, daß der Getauke eine Krankheit, daß das Wachsthum an Erkenntniß ein Wachsthum an Leiden ist; daß schmausende Rathgeber ein sonnigeres Leben haben, als Aristoteles, obgleich der Stagyrit selbst sterbend ausrief: Foede mundum intravi, anxius vixi, perturbatus morior, etc., und so geht das Argument im Kreise herum und die Aischen stehen still. So weit als diese Glückseligkeitsfrage die Ermpoista theoretisirender Herren betrifft — um so mehr als sie wirklich ein guter dauerhafter Hackfleg ist, auf welchem Alle, welche Lust haben, Logik ipalten können — lassen wir dieselbe sehr gern an ihren Ort gestellt sein. Aber es giebt ernste Naturen für welche die Wahrheit kein Spielzeug, sondern die Grundstufe des Lebens ist; Menschen, welche die „materielle Wirklichkeit der Dinge“ nicht weiter bringt; die, wenn die innere Stimme in ihnen

schweigt, ohnmächtig sind, während der laute Hurraruf von Millionen diesen Mangel nicht zu ergänzen vermag. Für diese Menschen, welche eifrig einen Vorstern suchen; welche fühlen, daß sie, wenn sie ein, al das Rechte klar erkannt hätten, demselben freudig zum Wohl oder zum Wehe folgen würden — für diese Menschen hat die Frage: was die eigentliche Bestimmung des Menschen ist, eine tiefe inhaltschwere Bedeutung.

Um dieser willen mag hier bemerkt werden, daß der Ursprung dieses Streites, wie der jedes anderen Streites unter der Sonne, in der Verwirrung der Sprache zu suchen ist. Wenn Glückseligkeit so viel bedeutet als Wohl-ergehen, so läßt sich nicht bezweifeln, daß sie nach ihrem Wohlergehen streben sollen und müssen, das heißt, sie sollen erstreben, was ihres Strebens werth ist. Wenn dagegen Glückseligkeit — wie die meisten Menschen das Wort auffassen — angenehme Empfindungen, verfeinerten oder nicht verfeinerten Genuß bedeutet, so müssen wir bemerken, daß allerdings ein Zweifel obwaltet, oder vielmehr, daß die Gewißheit in der andern Richtung zu suchen ist. Streng genommen ist diese Wahrheit, daß der Mensch etwas Höheres in sich trägt, als die Liebe zum Vergnügen (man nehme das Vergnügen in welchem Sinne man wolle), das Thema aller wahren Lehrer und Prediger von Anbeginn der Welt an gewesen und wird hoffentlich in einer oder der andern Sprache gepredigt und gelehrt werden bis an der Welt Ende.

Schiller's „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, in welchen dieser und viele andere gleich inhaltschwere Gegenstände erörtert werden, verdienen an und für sich eine lange Abhandlung. Mittlerweile können wir nicht umhin, es als ein merkwürdiges Symptom unserer Zeit zu bezeichnen, daß das Streben nach bloß sinnlichen Gütern, nach persönlichem Vergnügen in der einen oder andern Gestalt, die allgemein angenommene Formel der ganzen Pflicht des Menschen zu sein scheint. Epikur hatte allerdings seinen Zens und wenn die große Masse der Menschen auch zu allen Zeiten der Sklave ihrer Begierden gewesen ist und sich entweder um ihren Suppentopf gemühet oder sich den Bauch mit Trübsen gefüllt hat, so hat es doch auch nicht an ernstern Gemüthern gefehlt, welche, wenigstens in der Theorie, ihren Mitmenschen einen höhern Beruf zuwieisen, als diesen, und so gut sie konnten, behaupteten, daß die menschliche Seele keine todte Waage sei, um durch Motive bald hierher bald dorthin gezogen zu werden, sondern eine lebende, göttliche, unverlethlich freie Seele, deren angeborenes Recht sei, die Dienerin der Tugend, der Herzenzäute und Gottes zu sein und sich in diesem Dienste

ohne Vergeltung oder Belohnung glücklich zu fühlen. Heutzutage jedoch wird die Sache in jeder Beziehung weit klüger gehandhabt. Der Schreideweg, an welchem Herkules stand, würde in unserer Zeit einen jungen Mann von Talent in keine große Verlegenheit bringen. In der einen Richtung gelangt man auf einem Wege, der allerdings steil, aber durch das viele Reiten glatt getreten ist und durch manch einen moralischen Macadam in fortwährend gutem Zustande erhalten wird, zu einem auf Patentwärnern rauchenden Schmause von unzähligen Gerichten; in der anderen droht am Ende eines durch Umgehungen von sehr gemischter Art abwärts führenden Pfades in der Ferne ein grimmiger Galgen, wahrscheinlich mit verbessertem Fallbrett. So ist die Nützlichkeit der einzige Gott unserer Zeit und unsere ehrlichen Benthamiten sind nur eine kleine Provinzialsynode jener zahllosen Verbrüderung. Ohne Prophetengabe können wir vorhersehen, daß das vereinzelte Tirailleurfeuer, welches hier und da gegen dieses Korps von Menschen mit guten Absichten unterhalten wird, dereinst eine allgemeine Schlacht und der große Proceß „Geist contra Materie“ wieder unter neuen Formen verhandelt und entschieden werden muß.

Jedoch wir entfernen uns zu weit von unserer Aufgabe, zu welcher wir daher, an einem glücklichen Ausgange jenes utilitarischen Kampfes nicht zweifelnd, uns beilen, zurückzukehren.

Wenn wir uns ein Bild von Schiller als Mensch, von dem, was sein moralischer Charakter genannt werden kann, bilden, so trägt vielleicht eben die Vollkommenheit seiner Art, zu existiren, dazu bei, unsere Schätzung seiner Verdienste herabzusinken. Das, wornach er trachtete, hat er in eigenthümlichem Grade erreicht. Sein Leben ist wenigstens von seinem Mannesalter an still und ungetrübt und strömt klar und glatt dahin. Die Vollständigkeit des Sieges verbürgt uns die Größe des Kampfes. Im Ganzen genommen jedoch können wir zugeben, daß sein Charakter nicht sowohl ein großer, als vielmehr ein frommer war. Wir haben ihn oft einen Priester genannt und dieser Name, mit der ruhigen Erhabenheit, dem reinen, abgeschlossenen, bloß inneren und dennoch himmlischen Werthe, der ihm angehören soll, bezeichnet ihn vielleicht am besten. Eine einzige hohe Begeisterung nimmt Besitz von seinem ganzen Wesen. Hierin liegt seine Kraft sowohl, als auch die Aufgabe, die er zu vollführen hat; für diese lebte er und wir können sagen, daß er auch dafür starb. Daß die socialen Neigungen bei ihm eine wesentliche Rolle spielten, geht aus seinem Leben nicht hervor.

Als Sohn, Gatte, Vater und Freund ist er stets freundlich, rechtschaffen und liebendwürdig, aber nur selten, ja vielleicht nie reizen ihn äußere Dinge zu dem auf, was man Leidenschaft nennen kann. Von jener wilden Liebe und Klage und der verzehrenden Inbrunst, welche z. B. seinen schottischen Zeitgenossen Burns auszeichnet, findet sich bei ihm kaum eine Spur. In der That war es auch nur die Welt des Idealen, nicht des Wirklichen, worauf Schiller's Glaube und Hoffnung gerichtet waren. Sein höchstes Glück bestand nicht in äußerer Ehre, Vergnügen, geistlicher Erholung, vielleicht nicht einmal in freundschaftlicher Zuneigung, so wie die Welt sie zu zeigen gewohnt ist, sondern es wohnte im Reiche der Poesie, in einer Stadt des Geistes, wo er Alles fand, was wahr und edel hieß. Seine Lebensweise war daher, obgleich weit entfernt, eine ungesellige zu sein, doch der Einsamkeit zugeneigt; seine Hauptbeschäftigung und sein Hauptvergnügen war stilles Nachdenken.

Sein Widerwille gegen Störungen und Unterbrechungen brachte ihn schon frühzeitig auf den Gedanken, des Nachts zu studiren und zu arbeiten — eine verlockende, aber sehr schädliche Gewohnheit, die er in Dresden anfang und später niemals wieder aufgab. Seine Erholungen athmeten einen ähnlichen Geist — er war gern allein und stark aufgeregt. Die Ufer der Elbe waren sein Lieblingsaufenthalt des Morgens. Hier überließ er sich in Einsamkeit unter Hainen und Wiesen, in schöner grüner Umgebung einherwandelnd, wonnigen Betrachtungen oder dachte über die Arbeiten und Studien nach, die ihn in der lezten Zeit beschäftigt und bald wieder beschäftigen sollten. Zuweilen sah man ihn in einer Gondel auf dem Fluß umherschwimmen und sich an den Reizen der Erde und des Himmels ergötzen. Am liebsten war er hier, wenn Stürme brausen; sein unruhiger Geist fand einen Trost in dem Ausdruck seiner eigenen Unruhe auf dem Antlitze der Natur und die Gefahr ließ seiner Situation einen neuen Reiz.

In Jena bewohnte er ein einsames Haus, denn er suchte sich stets so viel als möglich von dem Tumult der Menschen zu entfernen. Wenn er sich des Nachts an sein Pult setzte, trank er starken Kaffee oder Weinschokolade, noch häufiger aber eine Flasche alten Rheinwein oder Champagner neben sich zu stellen, um von Zeit zu Zeit die erschöpfte Natur wieder zu stärken. Oft hörten ihn die Nachbarn in der stillen Nacht laut declamiren und wer Gelegenheit hatte, ihn in solchen Augenblicken zu beobachten — was von der seinem kleinen Gartenhause gegenüberliegenden Anhöhe leicht

geschehen konnte — sah, wie er bald heftig gestikulirend und declamirend im Zimmer hin und her schritt, bald sich plötzlich auf den Stuhl warf und eifrig schrieb und dazwischen aus dem neben ihm stehenden Glase trank. Im Winter blieb er so bis vier, ja sogar bis fünf Uhr des Morgens bei der Arbeit, im Sommer bis gegen drei Uhr. Dann ging er zu Bett und stand gegen neun oder zehn Uhr wieder auf.

In Weimar war seine Lebensweise fast ganz dieselbe wie in Jena. Er studirte und dichtete und seine Erholung suchte er hauptsächlich im Kreise seiner Familie und im heiteren Umgange mit einigen Freunden. Aus der Zahl der letzteren hatte er einen geselligen Club gebildet, dessen Zusammenkünfte ihm ein regelmäßiges unschultiges Vergnügen gewährten. Er liebte einsame Spaziergänge und in dem Parke zu Weimar sah man ihn oft in den abgelegneren Alleen und Gängen mit einem Notizbuch in der Hand umherwandern. Bald schlenderte er langsam, bald blieb er stehen, bald ging er rasch weiter; sah er Jemanden von weitem kommen, so bog er rasch in eine andere Allee ein, um seinen Traum nicht unterbrechen zu lassen.

Eine solche Zurückgezogenheit von dem lauten Treiben und den Freuden der Welt ist, obgleich sie Schiller's Verdienst zu mindern scheint, doch, wie wir schon oben angedeutet haben, gerade der beste Beweis seiner Tugend. Kein Mensch ist ohne ehrgeizige, würdige Wünsche geboren und für keinen Menschen, besonders für keinen Menschen wie Schiller, kann der Sieg über sie zu vollständig sein. Seine Pflicht lag in dieser Lebensweise und er hatte nicht bloß seine Pflicht erkannt, sondern bestrebte sich auch mit allen seinen Kräften, sie zu erfüllen. Auch hatte seine Abgeschlossenheit ihren Entstehungsgrund nicht in einer Entfremdung von menschlichen Interessen, sondern vielmehr in einer innigeren Theilnahme daran. Aus vielen Anzeichen können wir abnehmen, daß in Schiller's Augen die Aufgabe des Dichters zu jener Zeit eine weit höhere Bedeutung für die Menschheit hatte, als in den Augen irgend eines seiner Zeitgenossen. Er war der Ansicht, daß er sein Brod auf das Wasser würfe und es nach vielen Tagen wiederfinden würde; daß, wenn das Geräusch aller Groberer und Demagogen und politischen Reformatoren verhallt wäre, ein Ton himmlischer Weisheit, der auch in ihm gewohnt, noch unter den Menschen weilen und als himmlisch und unbezahlbar, gleichviel ob als sein Eigenthum oder nicht, anerkannt werden würde, wodurch er, obgleich todt, immer noch sprechen und seinen Geist durch alle Generationen fortleben lassen könnte, wenn auch die Selben, die einst seinen

Namen gebildet, schon längst auf immer in das Meer der Vergessenheit hinabgesunken wären. Dabei war er im höchsten Grade menschenfreundlich und sagte oft, er habe keinen größeren Wunsch, als alle Menschen glücklich zu wissen. Er ließ es auch nicht bei Worten bewenden, sondern bemühte sich von seinem Standpunkte aus, auch Alles zu thun, was einen solchen Zustand fördern konnte. Rechtschaffen, mitleidig und uneigennützig wird er zu allen Zeiten erfunden und Niemand arbeitete eifriger und unermüdet an Erfüllung der großen Pflicht, die ihm auferlegt worden. Sie war sein Abendlied und sein Morgengebet. Er lebte dafür und er starb dafür.

Bei Collisionen mit seinen Mitmenschen — denn auch er konnte dergleichen bei der Verührung, in die er mit der Gesellschaft kam, nicht entgehen, — finden wir ihn nicht weniger edel, als im freundschaftlichen Umgange. Er mischt sich in keine der Streitigkeiten der damaligen Zeit oder bloß wie ein Gott in die Schlachten der Menschen. Sein Verhalten gegen unter ihm Stiehende, selbst wenn sie böswillig und gemein waren, verräth stets einen reinen, würdevollen, patrizischen Geist. Die Niedrigkeit der gemeinen Literatur seiner Zeit innerlich beklagend, macht er doch keine lärmenden Angriffe darauf, deutet nur von fern darauf hin und eben so wie in Milton's Schriften werden auch in den seinen nur wenige seiner Zeitgenossen genannt oder angedeutet, denn der Krieg, den er führte, war nicht gegen Menschen, sondern gegen Dinge gerichtet. Die Kritik über Bürger's Gedichte, welche so oft gerügt worden, war ohne Zweifel für diesen nieder gebeugten unglücklichen Dichter sehr betrübend, aber dennoch liegt darin keine Feindseligkeit gegen Bürger, sondern nur Liebe und Verehrung für die Kunst, als deren Jünger er sich bekannte. Mit Bürger oder irgend einem andern Sterblichen hatte er keinen Zwist und die Gunst des Publikums, deren er sich selbst in höchstem Maße erfreute, schlug er durchaus nicht hoch an.

Im Ganzen genommen finden wir bei Schiller keine Spur von Eitelkeit, kaum von Stolz, selbst nicht im besten Sinne, denn das bescheidene Selbstbewußtsein, welches das Genie charakterisirt, wird bei ihm mehr angedeutet, als offen ausgesprochen. Er kennt keinen Haß und keinen Groll, ausgenommen gegen Lüge und Gemeinheit, wo man es einen heiligen Groll nennen kann. Anmaßende Trivialität fand enlarvet vor seinem durchdringenden Blicke, aber sein Blick ist das erhabene verächtliche Zürnen eines Apollo, wenn von Sonnenspeilen durchbohrt die Schlange zu seinen Füßen

ihr Leben aushaucht. Mit einem Worte, wir können von Schiller sagen, was nur von sehr Wenigen in irgend einem Lande und irgend einer Zeit gesagt werden kann: Er war ein Hoherpriester am Altare der Wahrheit und zeigte sich stets würdig des Amtes, welches er bekleidete. Dieses Umstandes, und daß derselbe in unserer Zeit stattfand, möge stets zu seinem Lobe gedacht werden.

Schiller's intellectuellder Charakter stimmte, wie dies stets der Fall ist, ganz genau mit seinem moralischen überein. Auch hier ist er einfach in seiner Vortreflichkeit; mehr erhaben als umfassend oder mannigfaltig; mehr rein und himmlisch glühend als groß. Eine edle Empfindsamkeit, die innigste Sympathie mit der Natur in allen ihren Formen besetzt ihn, während seine schöpferische Fähigkeit nicht immer damit Schritt zu halten vermag. Wenn für sein geistiges Auge alle Formen der Natur eine Bedeutung und Schönheit besitzen, so sind es doch nur wenige Formen und zwar hauptsächlich von der ernstlichen und pathetischen Art, unter welchen er diese Bedeutungen verkörpern und als Dichter das darstellen kann, was er als Denker erkennt und liebt. Wir möchten sagen, seine Kunst ist wahre Erhabenheit, aber sie umfaßt nur wenige Töne in einfachen Modulationen; eine vollkommene Harmonie ist nicht darin zu hören. Daß Schiller, wenigstens in seinen letzten Jahren, einen wahrhaft poetischen Styl erreichte und mehr oder weniger in den unvergänglichen Regionen seiner Kunst verweilte, wird Niemand leugnen; aber dennoch hat seine Poesie mehr den Anschein einer partiellen als einer universellen Begabung; sie ist mehr das ausgearbeitete Produkt gewisser Fähigkeiten, als das freiwillige Erzeugniß seiner ganzen Natur. Die höchste Spitze des Opferfeuers ist allerdings eine weiße Flamme, aber die Brennstoffe lodern nicht alle hell, haben vielleicht nicht alle Feuer gefangen. Oft scheint und sogar, als ob die Poesie im Grunde genommen nicht seine wesentliche Begabung, als ob sein Genius in noch höherem Grade reflectiv als schöpferisch, mehr philosophisch und oratorisch, als poetisch wäre. In allen seinen Werken bis zu den letzten liegt etwas Steifes, etwas, so zu sagen, Unschmelzbares. Sein Genius ist nicht eine Aeolsharfe, mit welcher der gewöhnliche Wind spielen und ihr eine wilde freie Melodie entlocken kann, sondern eine wissenschaftliche Harmonika, welche, wenn sie künstlich gezipfelt wird, wonnige Melodien, obgleich in beschränktem Maße, hören läßt. Es ist möglich, oder vielmehr es ist höchst wahrscheinlich, daß von den Gaben, die in ihm lagen, nur ein kleiner Theil entfaltete

ward, denn wir dürfen nicht vergessen, daß er Alles mühsam erstreben mußte und daß er in der Hälfte seiner Jahre abgerufen ward.

Auf alle Fälle müssen wir, so wie wir ihn finden, sagen, daß von allen seinen Begabungen der Verstand die vollkommenste ist. Genaue gründliche Einsicht ist eine Eigenschaft, die wir in keinem seiner Werke vermissen, was auch sonst daran fehlen mag. Er besitzt eine intelligente, klare, weite, durchdringende, methodische Anschauung; ein wahrhaft philosophisches Auge. Und doch ist in Bezug hierauf zu bemerken, daß sich dieselbe Einfachheit, derselbe Mangel an Universalität auch hier wiederum entfaltet. Er schaut mehr aufwärts als um sich. Er findet sein Vergnügen in hohen weit ausschauenden, philosophischen Ansichten und in Rationnements über Kunst, über die Würde und Bestimmung des Menschen mehr als über die gewöhnlichen Angelegenheiten und Interessen der Menschen. Nichtsdestoweniger sind diese letzteren, so niedrig sie auch zu sein scheinen, in ihrer Bedeutung grenzenlos, denn jede, auch die kleinste und geringfügigste Erscheinung der Natur, besonders der lebenden Natur, ist ein Urbild und eine Kundgebung des unsichtbaren Geistes, der in der Natur thätig ist. Es giebt eigentlich gar keinen Gegenstand, den man trivial oder bedeutungslos nennen könnte, sondern jedes endliche Ding ist, wenn wir es recht betrachten, gleichsam ein Fenster, durch welches sich erhabene Fernsichten bis in die Unendlichkeit selbst eröffnen.

Aber weder als Dichter noch als Denker, weder bei der Schilderung, noch bei der Erklärung und Besprechung, wirft Schiller mehr als einen flüchtigen Blick auf solche Gegenstände. Das Gewöhnliche ist ihm größtentheils nicht das Gewöhnliche oder es wird mehr gleichsam durch mechanische Kunst als durch Inspiration idealisirt — nicht durch eine tiefere poetische oder philosophische Anschauung, welche in den alltäglichen Zügen neue Schönheiten entdeckt, sondern vielmehr dadurch, daß er diese in Abzug bringt, sie beiseite wirft und bei den schöneren Zügen verweilt, die dann noch übrig bleiben.

Hierin unterscheidet sich Schiller, wie er selbst beiderseits zugab, wesentlich von den meisten andern großen Dichtern und von keinem mehr, als von seinem großen Zeitgenossen Goethe. Ein solcher intellectueller Vorzug wie dieser ist, obgleich er seinen Werth hat, doch der am leichtesten zu erlangende und der wenigst werthvolle; ein Vorzug, der allerdings den Blick der großen Masse fesselt, aber am Ende doch wenig innere Größe beßeln kann.

Die Schwierigkeit liegt weniger in hochtrabenden Abstractionen, als vielmehr in der richtigen und bereitwilligen Betrachtung der vielfach verschlungenen Verhältnisse dessen, was und zunächst umgiebt. Weise ist Der, welcher und in der Aufgabe des alltäglichen tugendhaften Lebens unterrichten und unterfügen kann. Der, welcher und die alte Wahrheit unter akademischen Formeln betrachten lehrt, kann weise sein oder nicht, je nachdem es kommt; aber wir sehen gern die Weisheit in anspruchslosen Formen; wir lieben es, ihre königlichen Züge unter dem alltäglichen Gewande zu erspähen. — In einem Sprichwort kann zuweilen mehr wirkliche geistige Kraft liegen, als in einem philosophischen System. Ein König, umringt von seinen Leibwachen, mit all seinen Trompetern und vergoldeten Hahnenträgern, wird groß aussehen, obgleich er klein ist; aber nur ein römischer Garud kann, auf der Erde sitzend, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe und geflochte Erbsen verzehrend, wie ein gemeiner Soldat, fremden Gefandten Audienz erteilen.

In allen früheren Schriften Schiller's, ja mehr oder weniger in seinem ganzen Werke, tritt dieser aristokratische Widerwillen gegen alles Gewöhnliche, dieser verhältnismäßig unfruchtbare Schwung als ein Hauptkennzeichen zu Tage. In seinen *Raisonnements* ist er entweder ganz abstract und systematisch oder er verweilt bei alten durch das Fortkommen geadelten Gegenständen. Niemals schaut er weiter hinaus über den vielfarbigen Strom des Lebens, um es zu erläutern oder zu vereiteln, oder er blickt, so zu sagen, bloß aus einem Universitätsfenster darauf hin. Sogar die Philosophie seiner Geschichtsschreibung zum Beispiel gründet sich hauptsächlich auf die Vervollkommenungsfähigkeit des Menschen, die Wirkung von Constitutionen, Religionen und andere dergleichen hohe, rein wissenschaftliche Gegenstände.

In seiner Poesie haben wir eine ähnliche Umgebung. Das Interesse dreht sich um altherkömmliche Dinge — gewöhnliche Liebesmanie, leidenschaftlichen Ehrgeiz, Enthusiasmus für Freiheit und dergleichen. Sogar in „Don Carlos“ ist dies der Fall, einem Werke, welches wir seine Lebensgangsperiode, den Wendepunkt zwischen seiner früheren und seiner späteren Periode, nennen können und wo wir Poiss, den Liebhaberhelden, hoch emporragend, weit glänzend, klar, aber auch kalt und leer wie einen Leuchtturm an der Meeresküste sehen. In späteren Jahren sah Schiller selbst ein, daß das Größte nicht hierin liege. Mit unermüdlicher Anstrengung bemühte er sich, seine Epäre tiefer zu legen und zu erweitern und nicht ohne Erfolg, wie viele seiner Gedichte beweisen, z. B. das „Lied von der Glocke“, ein in

jeder Beziehung herrliches Gedicht, und in noch höherem Grade das Schauspiel „Wilhelm Tell“, das letzte, und, so weit Weiß und Eisl in Frage kommen, das beste aller seiner Dramen.

In engem Zusammenhange mit dieser Unvollkommenheit, als Ursache sowohl, als auch als Folge, steht Schiller's eigenthümlicher Mangel an Humor. Humor ist im eigentlichen Sinne der Exponent niedriger Dinge, oder mit andern Worten das, was sie dem innern Sinn erst poetisch erscheinen läßt. Der Mann von Humor betrachtet das gewöhnliche Leben, selbst das gemeine und niedrige Leben, in dem neuen Lichte des Scherzes und der Liebe; Alles, was existirt, hat Reiz für ihn. Man hat den Humor mit Recht als die schönste Vollkommenheit des poetischen Genius betrachtet. Der, welcher keinen Humor besitzt, hat, mögen seine anderen Begabungen sein, von welcher Art sie wollen, bloß einen halben innern Sinn — ein Auge für das, was über ihm, aber nicht für das, was um ihn herum oder unter ihm ist. Nun aber kennen wir unter allen Schriftstellern von wirklich poetischem Genie keinen, der in dieser Beziehung einen so gänzlichen Mangel zur Schau stellte, wie Schiller. In seinen ganzen Schriften findet sich kaum eine Spur davon, kaum ein Versuch in dieser Beziehung. Der Humor war seiner Natur verlagert und er war zu ehrlich, an dessen Stelle ein Surrogat aufzusetzen zu wollen. Deshalb entdecken wir in Schiller keinen Scherz und keine Karikatur, noch viel weniger aber kalten Spott, der in hundert Fällen das ist, was man für Humor ausgeben möchte. Seine Werke tragen durchweg das Gepräge des Ernsten; er ist der ernsteste aller Schriftsteller. Einige seiner kritischen Abhandlungen, besonders in den „Aesthetischen Briefen“, wo er den Gipfelpunkt der menschlichen Kultur mit dem Namen „Spieltrieb“ bezeichnet, beweisen, daß er wußte, was Humor ist und wie gut er es wußte, wie denn überhaupt in seinem Verstande alle Formen der Vortrefflichkeit, selbst die, welche ihm gänzlich fremd waren, sich mit wunderbarer Treue malten.

Nichtsdessenoweniger erreicht er selbst nicht die Höhe, die er so deutlich sah und bis zuletzt konnte der „Spieltrieb“ für ihn wenig mehr sein, als eine Theorie. Mit der einzigen Ausnahme von „Wallensteins Lager“, wo der Humor, wenn er diesen Namen verdient, auch nicht tief ist, gehören seine übrigen, zum Glück sehr wenigen Versuche auf dem Gebiete des Komischen zu den schwerfälligsten. Ernstes, enthußastisches Feuer, Majestät mehr als Anmuth und noch mehr als Leichtfertigkeit oder Scherzhaftigkeit, Charakter-

riffen ihn. Witz besaß er, nämlich solchen Witz, wie Scharfzinn und Intelligenz geben können; aber selbst diesen nicht in reichem Maße. Bieleicht war er für die Uebung des Witzes zu ehrlich, zu rechtschaffen, zu aufmerksam auf die tieferliegenden Beziehungen der Dinge, als daß er auf ihre mehr vorübergehenden Collisionen hätte achten sollen. Ueberdies war sein Gebiet das der Affirmation, nicht der Negation, in welcher letztern, wie man behauptet, das Material des Witzes hauptsächlich liegt.

Diese Bemerkungen haben den Zweck und das beiondere Gebiet und die Grenzen von Schiller's Vortreflichkeit anzudeuten, aber keinesweges, die Wirklichkeit derselben in Zweifel zu ziehen. An seinen edlen Sinn für Wahrheit, sowohl in der Theorie als in der Praxis, an seinen tiefen, genialen Einblick in die Natur und an die lebendige Harmonie, mit welcher er das Höchste und Großartigste in der Natur wiedergiebt, braucht kein Leser seiner Werke erinnert zu werden. In Allem, was zu dem Pathetischen, dem Heroischen, dem tragisch Erhebenden gehört, ist Schiller zu Hause; hier ist er Meister, ja vielleicht der größte aller neueren Dichter. Wer seine Werke fleißig studirt, wird überdies noch vieles Andere entdecken, was in Schiller lag, aber niemals eine bestimmte Form gewann — tiefe unerlöschliche Brunnen des Gedankens und Gefühls, eine ganze Welt von Regabungen, deren schönste Früchte erst noch im Genuß begriffen waren. Was wäre wohl seinen hochsinnigen unermüdeten Bestrebungen unmöglich gewesen, wenn er sich eines langen Lebens zu erfreuen gehabt hätte! In einigen seiner letzten Werke liegt ein Ton, der hier und da aus der allerhöchsten Region der Kunst herabzuflüstern scheint.

Auch sind die natürlichen oder zufälligen Mängel, die wir in seinem Genie bemerkt haben, durchaus nicht von der Art, daß er dadurch von dem Range großer Dichter ausgeschlossen würde. Dichter, welche die ganze Welt als groß anerkannt, haben mehr als einmal ähnliche Mängel gezeigt. Milton z. B. theilt mit ihm die meisten derselben. Eben so wie Schiller wehnt er mit voller Macht nur in dem Hohen und Ernsten; auf allen anderen Gebieten verräth er eine gewisse Ungeschicklichkeit, eine elefantenartige Schwerfälligkeit. Auch er besitzt wenig Humor; seine groben Schmähungen beüßen allerdings verächtlichen Nachdruck, aber wenig Anmuth oder Komik. Auch vom positiven Standpunkte aus betrachtet sind diese beiden literarischen Größen nicht ohne Ähnlichkeit. Unter ganz anderen Umständen, mit weniger Wuth und gewalttämiger Seelenstärke liegt in Schiller dieselbe innere Kraft,

dieselbe Concentration und zwar in Bezug auf ähnliche Gegenstände, nämlich Alles, was Natur und Kunst Erhabenes beßigen, welches Erhabene sie beide, jeder nach seiner Weise, mit ungetheiltem Herzen anbieten. In Schiller's Natur liegt nicht dieselbe reiche Mannigfaltigkeit von Akzentmen, wie in Milton's mit ihren unergründlichen Tiefen; aber auch in Schiller liegt etwas von derselben reinen schwellenden Kraft, ein Ton, der wie Milton's tief, majestätisch und feierlich ist.

Seine Eigenschaft als dramatischer Schriftsteller war es vorzüglich, durch welche er sich vor der Welt auszeichnete und doch neigen wir uns oft der Ansicht zu, daß ihn mehr der Zufall als ein natürlicher Trieb auf dieses Gebiet geführt; als ob sein Talent in einem gewissen Style wesentlich lyrisch, vielleicht sogar episch und nur in geringerem Grade dramatisch gewesen wäre. Er wohnte in sich selbst und konnte nicht ohne Mühe und dann auch nur innerhalb eines gewissen Kreises andere Gestalten verkörpern. Ja Vieles von dem, was man seine Vorsehe nennt, scheint uns, wie wir schon oben andeuteten, mehr oratorisch als poetisch zu sein; sein erdler Trieb würde ihn vielleicht bewogen haben, sich eher zum Sprecher als zum Sänger auszubilden. Nichtsdestoweniger wohnte ein reines Feuer tief in seiner Seele, und nur in der Beeile von der einen oder der andern Art konnte es Ausdruck finden. Gleichzeitig hat seine übrige Natur eine gewisse prosaische Starrheit, so daß ihre poetischen Eigenschaften sich nicht ohne vielseitiges und lang fortgesetztes Streben entwickeln konnten. Ganz rein und als das alles beherrschende Element entwickelte sich diese poetische Eigenschaft vielleicht niemals und unter so vielseitigen Bestrebungen konnte ein kleiner Zufall auf umfassende Perioden ihres Verlaufs Einfluß äußern.

Von Schiller's ehrlichem, ungetheiltem Eifer in diesem großen Problem der Selbstausbildung haben wir oft gesprochen. Welche Fortschritte er machte, und trotz welcher Schwierigkeiten, zeigt sich, wenn wir seine früheren Werke mit denen seiner späteren Jahre vergleichen. Die Kraftworte und Donnerworte, welche in den Räubern so häufig vorkommen, fehlen in seinen spätern Dramen, wie z. B. „Jungfrau von Orléans“, „Wallenstein“ und „Wilhelm Tell“ gänzlich. Der Vulkan hat ausgebrochen und anstatt Rauch und glühender Lava haben wir Sonnenschein und eine grüne Welt.

In seinen kleineren Gedichten ist ein gleicher Fortschritt sichtbar. Schiller's Werke sollten alle datirt werden, ehe wir sie studiren, wiewohl die meisten durch die ihnen inwohnenden Eigenschaften sich selbst datiren. —

Außer dem schon erwähnten „Lied von der Glocke“ besitzen wir von ihm noch viele lyrische Gedichte von hohem Werthe, besonders eine ganze Reihe von „Balladen“, von welchen fast eine jede wahrhaft poetisch ist. Der „Ritter Toggenburg“, der „Kampf mit dem Drachen“, der „Tauscher“, sind alle wohlbekannt; die „Kraniche des Iphigeneus“ haben in ihrer einfachen Form etwas Altgriechisches, eine Emphase und etwas prophetisches Dämonisches, was einem Aeschylus entlehnt zu sein scheint.

Von Schiller's philosophischem Talent und noch mehr von den Reizulaten, zu welchen er in der Philosophie gelangt war, ließe sich viel sagen, doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Das Grundelement seiner Begabung scheint uns, wie wir schon oben andeuteten, eben so sehr ein philosophisches als poetisches gewesen zu sein. Sein Verstand besitzte auf alle Fälle diese Eigenschaft in ganz besonderem Grade; er ist stark und durchdringend, aber doch mehr intellektuell und scholastisch als intuitiv, und beurkundet tiefe Richtung sowohl in den Gegenständen, die er behandelt, als in der Art und Weise, wie er sie behandelt. Die transcendente Philosophie, welche in Schiller's thätigster Periode entstand, konnte nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben. Er hatte Kant's System sorgfältig studirt und scheint die Fundamentalsätze desselben nicht bloß zugegeben, sondern sich auch eifrigst zu eignen gemacht zu haben, wobei er sie jedoch in die ihm eigenthümlichen Formen umschmelt, so daß sie nicht mehr entlehnt, sondern auf die Dauer erworben und nicht weniger Schiller's als Kant's Eigenthum zu sein scheinen. Manche, die vielleicht seine natürlichen Tendenzen und Bedürfnisse nicht genau kennen, sind der Meinung, daß diese philosophischen Speculationen ihm keinen Nutzen brachten; Schiller dagegen scheint mit seiner Philosophie sehr wohl zufrieden gewesen zu sein, weil in ihr und in ihrer Uebereinstimmung mit seiner Vorliebe der sichere Ankergrund seiner moralischen Natur lag.

Obne jedoch weiter auf diesen complicirten Gegenstand einzugehen, müssen wir für jetzt von Schiller Abschied nehmen. Wir haben seine Verdienste fast durchgängig mehr von der negativen Seite besprochen und freuen uns, daß wir uns ermächtigt fühlten, dies zu thun. Daß ein deutscher Schriftsteller, besonders ein und so theurer, bei britischen Lesern schon so hoch steht, daß der Kritiker, indem er ihn bewundert, auch ohne Nachtheil für die richtige Ansicht in der Sache ihn kaltsblütig beurtheilen darf, ist ein Umstand, der nicht anders als erfreulich sein kann. Es giebt vielleicht keinen

zweiten wahren Dichter dieser Nation, hinsichtlich dessen ein gleiches Verfahren angemessen wäre.

Im Zusammenhange hiermit steht eine anderweite Bemerkung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Unter den jüngeren Verehrern der deutschen Literatur wird oft die Frage aufgeworfen und eifrigst besprochen: ob Schiller oder Goethe der größere Dichter war? Wir müssen uns erlauben, von dieser Frage zu sagen, daß sie uns eine ziemlich geringfügige zu sein scheint und zwar aus zwei Gründen. Erstens sind Schiller's und Goethe's Begabungen und Bestrebungen in Bezug auf alle intellectuellen Gegenstände gänzlich verschieden, so daß sie als Dichter nicht wohl mit einander verglichen werden können. Zweitens muß die Frage, wenn sie — wie wahrscheinlich der Fall ist — so viel bedeuten soll, als: welcher Dichter im Ganzen genöthigt der seltenere und vortheilhaftere sei, als schon längst ausreichend beantwortet betrachtet werden. Dem klarblickenden und bescheidenen Schiller vor allem würde eine solche Frage sehr sonderbar vorgekommen sein. Niemand wußte besser als er selbst, daß, so wie Goethe ein geborener Dichter, er dagegen größtentheils ein gemachter Dichter war; daß so wie der eine Geist intuitiv, allumfassend, von Melodien erfüllt, so der andere scholastisch, zertheilt, nur theilweise und gleichsam künstlich melodisch war. Uebrigens lebte Goethe lange genug, um seine natürliche Begabung zu vervollkommen, was dem weniger glücklichen Schiller nicht vergönnt war. Der erstere ist demgemäß der Nationaldichter; der letztere ist es nicht und hätte es nie sein können. Wir hörten einmal einen Deutschen die Bemerkung aussprechen, daß Leier bis zu ihrem fünf und zwanzigsten Jahre gewöhnlich Schiller, aber nach ihrem fünf und zwanzigsten Jahre Goethe den Vorzug gäben. Diese Bemerkung ist eine vielleicht ziemlich unparteiische Beleuchtung der ganzen Frage. Schiller kann höher erscheinen als Goethe, aber bloß weil er schmaler ist. So kann ungeübten Augen ein Fiß von Lencrissa, ja sogar ein Straßburger Münster, wenn wir darauf stehen, höher erscheinen, als ein Chimborasso, denn der erstere steigt isolirt und steil ohne weitere Umgebung empor; der letztere dagegen erhebt sich nur allmählig und während er eine halbe Welt mit sich emporträgt, und nur das dunklere Blau des Himmels, der erweiterte Horizont und der ewige Sonnenschein verkünden dem Geographen, daß die Region des Wechsels tief unter ihm liegt.

Jedoch, wir wollen nicht diese beiden Brunkte trennen, die im Leben so wohlwollend vereint waren. Ohne für Schiller ein Verdienst in Anspruch

zu nehmen, welches selbst Feinde streitig machen können, bleibt immer noch genug für ihn übrig. Wir können sagen, daß er als Dichter und Denker in das Reich der ewigen Wahrheit emportrat und unter den erhabensten Erscheinungen seines Jahrhunderts und seiner Nation einen hohen Platz einnimmt. Goethe wird stets der deutsche Dichter par excellence bleiben, aber auch Schiller wird in der langen Reihe der Generationen nicht der Vergessenheit anheimfallen. Seine Werke, das Monument dessen, was er gethan und gewesen, werden wie eine hervorragende Landmarke in der Einside der Vergangenheit weithin sichtbar sein, wenn viele geringere Leute, die ihn einst umringten und dem nahen Reichthum verbargen, zur Unsichtbarkeit zusammengedrumpft sein werden.

Graf Cagliostro.

In drei Fluchten.

Erste Flucht.

Die Geschichte eines originellen Menschen ist stets werth, daß man sie kenne. Der in einem mit uns gleich geschaffenen Wesen verkörperte Wille ist etwas so Prächtiges, daß wir herbeilaufen, um Zeugen aller Kundgebungen desselben zu sein. Von jedem Menschen, der sich einen besondern Lebenspfad bahnte, mochte dieser nun dahin oder dorthin führen, und diesen Weg mit Erfolg wanderte, wünschen wir ganz besonders zu wissen, wie er diesen Weg wanderte und was ihm auf der Reise begegnete. Wäre nun auch der betreffende Mensch ein Schurke vom reinsten Wasser, so hindert dies doch nicht die Frage: wie führte er seine Schurkereien durch? Ja, eine solche Frage wird desto interessanter und nothwendiger, denn eigentlich ist nichts so ganz verächtlich und gleichzeitig des Abscheues und Vergefens würdig, als ein halber Schurke, der weder wahr noch falsch ist, der niemals in seinem Leben etwas Wahres sagte oder that — denn sein Geist lebt in einem Dämmerlicht mit Augenaugen, die nicht im Stande sind, die Wahrheit zu erkennen — und der doch auch nicht den Muth hatte, eine entschiedene Lüge zu sagen oder zu thun, sondern sein ganzes Leben damit zubrachte, das Wahre und das Falsche zusammenzukleistern und daraus das Blaue zum Fabri- ziren.

Einen solchen Menschen haben unsere Transcendentalphilosophen als eine moralische Chimäre und deshalb vom moralischen Gesichtspunkte aus als eine Unmöglichkeit und ein trügerisches Nichts definirt und wie viele Millionen solcher Geschöpfe sehen wir dennoch auf dieser Welt, durch alle

Abtufungen hindurch, vom Träger eines Königscepters an bis zu dem Verkäufer von Schwefelhölzchen, an Iheerischen, Senatstafeln, hinter Ladentischen, auf Kanzeln, unaufhörlich und überall! Von diesen, wenigstens von diesem unerträglichen Uebermaße an solchen Menschen, möge uns der barmherzige Himmel eines Tages erlösen. Osterreich, heroisch, fruchtbar für seine eigene Zeit und für alle Zeit und alle Ewigkeit aber ist der Mann, welcher unverbrüchlich die Wahrheit sagt und thut.

Wenn uns nun in der gegenwärtigen Generation kein solcher Mann wieder beiseite ist, so wollen wir uns wenigstens das traurige Vergnügen machen, einen entschiedenen Lügner zu betrachten. Unglücklicher Sterblicher, der du mit einem Auge nach dem Ruße eines „achtbaren“ Mannes schießend immer und ewig dasßest und zwei unvereinbare Dinge zusammenfügst, die keine Stunde zusammenhalten, sondern fortwährend neuen Reim und neue Arbeit nöthig machen, wird es dir denn selbst nicht durch die längste Erfahrung, durch keine gütige Schickung der Zeit oder des Zufalles offenbar werden, daß die Wahrheit dem Himmel und die Lüge der Hölle entflammt; daß, wenn du nicht die eine oder die andere von dir wirfst, deine Griffling weiter nichts als eine Illusion und ein optisches, fühlbares Phantasma ist, daß du eigentlich gar nicht existirst? Achbar! was ins Teufels Namen nützt die Achbarkeit mit noch so viel Coupsagen und albernen Löffeln, wenn du innerlich ein erbärmlicher Kerl bist? Ich wollte, du wärest entweder kalt oder warm.

Eins dieser wünschenswerthen Surrogate, vielleicht das brillanteste von allen dergleichen, finden wir hier in dem Grafen Alessandro di Cagliostro, Schüler des weisen Althotas, Vizekönig des Scheriff von Mekka, wahrscheinlichem Sohn des letzten Königs von Trapezunt, auch Acharat und unglückliches Naturkind genannt; von Profession Heiler von Krankheiten, Entferner von Runzeln, Freund der Armen und Impotenten, Großmeister der ägyptischen Loge zur hohen Wissenschaft, Geisterbanner, Goldkoch, Großperhta, Prophet, Priester, Laichenvieler und Schwindler, Lügner erster Größe und in allen Gebieten des Lügens heimisch, so was man einen König der Lügner nennen kann.

Hendek Pinto, Baron Münchhausen und Andere haben sich auch, und zwar nicht ohne geprünten Anbruch, Ruhm in dieser Kunst erworben, aber dennoch muß es zweifelhaft erscheinen, ob einer von diesen verhältnißmäßig mehr war, als ein Lügner von den Zähnen an aufwärts. Ein voll-

kommer Charakter der fraglichen Spezies, der nicht bloß in Worten lag, auch nicht bloß in Thaten und Worten, sondern fortwährend, in Gedanken, Worten und Thaten und so zu sagen vollständig in einem Element des Lügens lebte und von seiner Geburt an bis zum Tode nichts weiter that als lügen — ward immer noch vermißt.

Ein solches Ideal verwirklichte Graf Alessandro, wenn auch nicht vollständig, doch vielleicht insoweit als die beschränkten menschlichen Fähigkeiten es gestatten. In der ganzen neuern Zeit und wahrscheinlich auch in der alten — obgleich diese ihren Autolycus, ihren Apollonius und genug Anderes hatten — ist keine vollständigere Gestalt dieser Art aus dem Chaos und der alten Nacht hervorgegangen, eine erhabene Gestalt, die mit der Wiene ruhiger Kraft herantritt, mit dem sichern Bewußtsein der Vollkommenheit in ihrer Kunst, der das Herz sich mit Bewunderung und einem gewissen Willkommen öffnet.

„Das einzige Laster, welches ich kenne,“ sagte Jemand, „ist die Inconsequenz.“ Wenigstens, antworten wir, muß der, welcher sein Werk that, nach seinem Werke beurtheilt werden. In der That, wenn der Saian selbst in unserer Zeit ein poetischer Held geworden ist, warum sollte nicht Gagliostro auf eine kurze Stunde ein prosaischer werden? „Eine erste Frage,“ sagt ein großer Philosoph, „thue ich in Bezug auf jeden Menschen: hat er ein Ziel, welches er mit ganzer Seele verfolgt und dem er näher rückt? Ob sein Ziel ein richtiges oder ein falsches ist, das ist bloß Gegenstand meiner zweiten Frage.“ Es handelt sich demnach hier um ein kleines „menschliches Baquill“, nicht ohne poetisches Interesse.

Sei dem jedoch wie ihm wolle, so glauben wir, daß das Auge der Wissenschaft wenigstens diesen Mann nicht gleichgültig betrachten kann. So zweifelhaft und falsch auch vieles in Gagliostro's Lebensgeschichte ist, so steht doch außer allem Zweifel, daß er von dem tiefsten Punkte von Fortuna's Abstieg ausgehend, zu einer staunenswürdigen Höhe emporstieg; daß er ohne äußere Hülfsmittel, ohne Geld, ohne Schönheit, ohne Tapferkeit, ja fast ohne gesunden Menschenverstand oder irgend welchen erkennbaren Werth, eine lange Reihe von Jahren die Bedürfnisse und die Verdauungskraft eines der gefräßigsten Leiber und eines der gefräßigsten Gemüther verschwenderisch befriedigte, ohne äußerlich an seinen fünf Sinnen und innerlich an seinem sechsten Sinn, dem der Gitzelheit, irgendwelche Störung zu erleiden.

Klar genug ist, wie viel auch Erfundenes mit unterlaufen mag, daß

dieser glänzend lackirte Wagen, der unter Staubwolken und mit lautem Geräusch, mit der Schnelligkeit von vier Rennern und hoch mit Gepäck beladen, durch die Welt rollte, eine Existenz hat. Die sechs galonnirten Lakaien, welche ihm vorausreiten und seine Ankunft verkünden, ihn ehrenvoll eskortiren und gehorsam bedienen — sind sie nicht wirklich vorhandene Personen? Fortwährend muß die Pforte sich öffnen, Schauffiergeht, Gasthofrechnungen, Trinkgelder und die tausendfältigen Bedürfnisse eines solchen Geisnasses bezahlen. Und dennoch strömt sie unablässig wie ein Hüllhorn und nach kurzer Ruhe hört der Wagen nicht auf, zu rollen.

Hieraus ergiebt sich die sehr naheliegende wissenschaftliche Frage: Wie geht das zu? In dieser wunderbaren Maschinerie von Pferden, Rädern, Gepäck und galonnirten Lakaien sitzt bloß ein dickes untergeordnetes Individuum von ziemlich stumpfem Aussehen und neben ihm eine Seraphina von zweifelhaftem Rufe. Wie kommt es, daß die Mittel fortwährend ausreichen und daß nicht die ganze Maschine wie ein Dampftragen, dem die Kohlen ausgegangen sind, stehen bleibt, verstimmt und rückwärts in den Straßengraben fällt?

Diese Frage stellte die Wisbegier des Verfassers dieser Skizze sehr oft, aber lange vergebend.

Auch stand er, wie Jeder weiß, der in der Literatur bewandert ist, in dieser Sache nicht vereinzelt da. Der große Schiller z. B., auf den sowohl die poetischen, als auch die wissenschaftlichen Phasen dieses Gegenstandes tiefen Eindruck machten, gestattete den Einflüssen der ersten, sich in ihm neu zu formen und bemühte sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm, die Geheimnisse der letztern, da ein Aufschließen unmöglich war, zu pressen. Auf diese Weise erblickte sein unbewandter Roman, „der Geisterseher“, das Licht.

Noch berühmter ist Goethe's Drama, „der Großkophta“, welches, wie er uns selbst mittheilt, ihn von einem Gemüthszustande erlöste, welcher für gewisse Freunde beunruhigend geworden war, so sehr hatte sich dieser Gegenstand zu einer gewissen Epoche seiner bemächtigt. Es ist dies eine dramatische Fiktion, auf die genauesten historischen Studien und Forschungen gegründet, worin vielleicht das treueste Bild des historischen Faktums, welches noch in irgend einer Form vorhanden ist, als künstlerisches Miniaturgemälde vor uns liegt.

Ja, große Zeitungsleser von gewissen Jahren erinnern sich noch der egyptischen Kegen zur hohen Wissenschaft in London, der blendenben Turenlen und nädertich wbillinlich gebetunischweollen Offenbarungen der Gräfin Serarvhas, der Wig Dry, der Herren Brittle und ihrer Collegen, Lord Wand-sfield's Richterprüch, des Grafen von Abhemar, des Diamantenhalsbants und Lords George Gordon. Denn Gagliostro, der kometenartig endlose, unbekannte Bahnen durchsteite, ließ sich zwei Mal, vielleicht drei Mal, auf unier London herab und machte hier in dem großen Chaos gute Geschäfte.

Unvergleichlicher Gagliostro! Wenn man dein so verlockend decorirtes Privattheater betrachtet, in welchem du agirtest und lebstest, wem juckte da nicht die Hand, deinen Vorhang auf die Seite zu ziehen, deine Pappentafel, Gardentische, Papiermängel und bunten Lampen über den Haufen zu werfen und das Oberste zu unterst zu kehren, um dich in der Mitte von Allem zu finden! Denn du warst ganz gewiß da; obson alles Uebrige nur eitel Zug und Zug war, so sahest du doch in Lebensgröße und eigener Person mitten darin. Du kämpfdest mit der Welt und besiegtest die Welt, denn sie blieb dir tributpflichtig und zahlte dir tägliche Nationen. Unzählige Sonsthabler, Scherisse, Skirren. Almagazils aus allen europäischen Himmelsdrücken, verfolgten deine Spur in ziemlich feindeltiger Absicht; du selbst standst allein allen gegenüber; auf der ganzen Erde hattest du keinen Freund. Was sagen wir, auf der ganzen Erde? In dem ganzen Weltall hattest du keinen Freund! Der Himmel wußte nichts von dir, er durfte nichts von dir wissen, und was Beckebub betrifft, so wissen wir, daß dessen Freundschaft nicht hoch anzuschlagen ist.

Doch zur Sache.

Der Verfasser der vorliegenden Skizze hat bei hartnäckiger Erforschung eines so bemerkenswerthen Phänomens den ganzen, nicht unbeträchtlichen Kreis durchsucht, welchen die Halfter der Umstände, der geographischen Lage, des Berufs, der Gesundheit und der Geldmittel ihm zu beschreiben gestattete, aber, wie er zu seinem Leidwesen gesehen muß, mit sehr unvollkommenem Erfolge.

Er hat Bücher in verschiednen Sprachen und Dialecten gelesen; er hat sich nicht scheuen, sich die Finger zu beschmutzen, in alten staubigen Magazinen herumzublätern und sich bis zum Höl in jedes Labyrinth von Immortalität und Nöthinn zu versenken; ja er würde sich sogar überwunden haben, in den berühmten Memoiren Casanova's nach einigen Andeutungen

und Aufschlüssen zu suchen, wenn er dieses Werk hätte aufstreiben können, dessen Nichtseß bekanntlich die meisten englischen Bibliotheken sich zur Ehre anrechnen.

Eine mühsame widerliche Nachforschung war es, wie in einem morallischen Bestraße, und noch dazu mit einem solchen Erfolg! Die Masse der aufzutreibenden Druckschriften über Cagliostro — denn viele sind verbrannt worden — ist jetzt nicht mehr groß, aber nichtsdessenweniger steht sie immer noch in schreiendem Mißverhältniß zu der Masse der darin enthaltenen Aufschlüsse. Mit Ausnahme unverbürgter Zeitungsgeschichte und Vermuthungen besteht das, was man über diesen Charlatan geschrieben findet, aus wenig mehr als zeitweiligen Manifesten von ihm selbst oder von seinen betrogenen oder betrügenden Jüngern geschrieben und deshalb nicht wahr. Im besten Falle sind es bloß gewisse Bruchstücke dessen, woron er wünschte oder erwartete, daß das blinde Publikum es für wahr halten möchte — nebelhaft, verworren, zum größten Theile höchst dumm, ja zuweilen sogar zum Aerger reizend, denn manchmal kann man bloß unter den und den Bedingungen glauben, daß es Lügen sind.

Zu dieser Sorte gehört ganz vorzüglich das englische Buch „Life of the Count Cagliostro“, Preis 3 Schillinge 6 Pence, ein Buch, welches man — so leer und nichtsagend ist es — für ein bloßes Traumbild halten könnte, wenn nicht handgreiflich darauf gedruckt stünde: „Sold by T. Hookham, Bond Street, 1787“, und da man es überdies angreifen, mit Füßen treten und in Zittbusse zerreißen kann, so muß es doch wohl eine Existenz haben. Irgend ein menschliches Wesen hat es ohne Zweifel geschrieben; was aber das Vaterland, der Beruf, der Charakter oder das Geschlecht dieses Geschöpfes gewesen ist, davon wird man sich vergebens eine Vorstellung zu machen suchen.

Von gleich fabelhaftem Gepräge sind die „Mémoires pour le Comte de Cagliostro“, die mit „Requête à joindre“ im Jahre 1786 während jener beklagenswerthen Halbbandangelegenheit von der Bastille aus erlassen worden; eben so auch der „Lettre du Comte de Cagliostro au Peuple Anglais“, welcher kurz darauf in London erschien, aus welchen beiden Nachwerken jenes nichtsagende unerklärliche englische Life vielleicht der Hauptsache nach fabrizirt worden ist.

Sodann kommen die „Mémoires authentiques pour servir à l'Histoire du Comte de Cagliostro“, zwei Mal in demselben Jahre 1786 in Stras-

burg und in Paris gedruckt — ein charakterloser, lachbarer Roman, ohne Talent, ohne Wahrheit oder Werth, zum Glück von geringem Umfange.

So geht es uns. Ach, alles dies sind nur die äußeren Decorationen des Liebhabertheaters oder das Fischen und der Beifall des blödsinnigen Publikums, keineswegs aber die inneren kahlen Wände und das Ankleidezimmer, welches wir zu sehen wünschten!

Dast unsere einzigen, übrigens auch nur halbwächigen Documente sind eine kleine trockene Flugtschrift: „Cagliostro démasqué à Varsovie, en 1780“ und ein kleiner trockner Band, der seine Lebensgeschichte enthalten soll und in Rom geschrieben ist; von letzterem giebt es eine französische Uebersetzung, die im Jahre 1791 erschienen ist.

Diese Uebersetzung, welche den Titel „Vie de Joseph Balsamo, connu sous le Nom de Comte Cagliostro“ führt, ist das Werk, auf welches wir uns hauptsächlich verlassen müssen. Ob nun aber dieses Werk ganz oder bloß halb ächt ist, kann der Leser schon nach dem Umfange beurtheilen, daß es uns durch das Medium der römischen Inquisition zugegangen ist und die dasselbe unterstützenden Beweise in dem h. Officium dort niedergelegt sind. Ach, leider war dieser berichterstattende spiritus familiaris der Inquisition nur allzuwahrscheinlich ebenfalls ein Stück von einem Lügner und berichtet lügenhafte Gesandnisse eines Menschen, der nicht sowohl ein Lügner als vielmehr eine Lüge war!

In so räthselhaftem Dufte und vielfach durchsichtlunger Verwickelung schwebt trotz aller Forschungen die Sache noch jetzt.

Nichtdestoweniger enthüllen sich hier und da nach anhaltender Betrachtung und Vergleichung gewisse Lichtpunkte, welche feststehen und die nähere Untersuchung vertragen. Sie verbreiten wenigstens ein mattes Licht über das, was außerdem finster wäre, so daß es nicht mehr unsichtbar, sondern nur noch düster ist. Und liegt im Grunde genommen nicht gerade in dieser Unklarheit und Ungewißheit ein gewisser Grad von Angemessenheit und poetischer Uebereinstimmung? Vieles, was das Auge beleidigen würde, ist auf diese Weise discret in Schatten gehüllt. Auch hier hat das Schidial für seinen Liebling georgt. Daß ein Glaserfeuernimbus des Erstaunens, der Mystification und Ungewißheit den Charlatan der Charlatane auch jetzt noch umgiebt, ist nicht mehr als recht und billig, denn es war dies von Natur und Kunst seine auserwählte Uniform und Umgebung. So wirkt und schwebt er, wie früher im Leben, so auch jetzt in der Geschichte in ungeheuren

hin und her schwankenden Rauchwirbeln, die hier und da von einer blendenden Flamme durchzuckt werden, aber, mit der Region der ewigen Finsterniß verschmolzen, ein wunderbares *clair-obscur* bilden.

Strenge Genauigkeit im Forschen, kühne Phantasie im Darlegen und Ausfüllen — dies, sagt einer unserer Freunde, sind die beiden Schwingen, auf welchen die Geschichte schwebt, — oder mühsam dahinflattert. Diesen beiden Schwingen wollen wir uns und unsere Leser jetzt muthig überantworten, oder hauptsächlich der letzteren Schwinge, der Phantasie, die, wenn sie die größere ist, den Flug freilich etwas ungleich machen wird! Mittlerweile soll wenigstens der Styl womöglich des Gegenstandes würdig sein.

Wisse also, lieber Leser, daß im Jahre 1743 in der Stadt Palermo in Sicilien die Familie des Signor Pietro Balsamo, eines Krämers, durch die Geburt eines Knaben erfreut ward. Vergleichene Ereignisse sind jetzt so häufig geworden, daß sie, wie wunderbar sie auch sind, doch wenig Erstaunen mehr erregen. Der alte Balsamo ließ zwar seine knappen Ellen und falschen Waagen eine kurze Zeit ruhen, nahm aber übrigens das Ereigniß mit völligem Gleichmuth auf. Von den Schmauserien, Klatschereien und anderen Lustbarkeiten, welche der Sitte des Landes gemäß stattfinden, um einen Neugeborenen zu bewillkommen, ist auch nicht die mindeste Tradition übrig geblieben; genug, daß der kleine neue Ankömmling nach wenigen Tagen aus einem Heiden in einen Christen verwandelt oder, wie wir gewöhnlich zu sagen pflegen, getauft ward und den Namen Giuseppe erhielt. Die kühne Phantasie kann sich ihn als einen dicken, runden, rothbäckigen Burischen von nicht unter neun Pfund Zollgewicht denken, und wenn auch keine directen Beweise darüber vorhanden sind, so fehlt es doch nicht an genügenden Andeutungen darüber.

Ueber seine Abenteuer in der Windel- und Zahnperiode vermag selbst die eifrigste Geschichtsforschung nichts zu entdecken, ja nicht einmal der Tag, wo er die ersten Hosen anzog, steht in den Jahrbüchern Siciliens verzeichnet. Derselbe „größere Schwing“ der Phantasie aber führt ihn nichtedestoweniger aus seinem heimischen Sackgäßchen in die anstoßende Straße Casaro. Hier übt er sich mit gewissen, jetzt unbekannten Zeitgenossen in allerhand kleinen Spielen und steht zu, welche Ereignisse in Bezug auf das Vorüber-

fahren von Wagen, Hundekämpfe, Straßenmusik oder dergleichen sich in der Nachbarschaft darbieten, wobei er sein Augenmerk, natürlich wie alle Kinder, vorzüglich auf Das richtete, was seine immer rege Neugierde zu befriedigen vermag. Bald paddelt er mit sich entwickelndem wissenschaftlichen Geiste in dem Kinnsteine herum, bald köcht er als kleiner Dichter oder Schöpfer niedliche Lehmplastiken.

So rudert er veruchweise an der Küste des Daicins hin, bis er einsil stark genug sein wird, zu landen und festen Fuß zu fassen. Auch scheint es nicht zweifelhaft, daß schon mit der frühesten Uebung der Sprache die Gabe der Verstellung sich in ihm zu entwickeln begann. Giuseppe, oder Pappo, wie er jetzt genannt ward, konnte allerdings die Wahrheit sprechen, — aber bloß, wenn er keinen Vortheil dabei sah. Hungrig war er, wie schon oben angedeutet worden, wahrscheinlich ebenfalls sehr oft. Eine tüchtige Verdauungskraft und eine magere Speisekammer im elterlichen Hause — diese beiden Umstände, die man in dieser Welt so häufig neben einander antrifft, wiesen ihn auf seine Ernährungsgabe an.

Was die sogenannte Moral und Erkenntniß des Rechts und Unrechts betrifft, so scheint es ziemlich gewiß zu sein, daß eine solche Kenntniß, die traurige Frucht des menschlichen Sündenfalles, ihm größtentheils erspart worden war, und wenn er auch jemals das Gebot „du sollst nicht stehlen“ gehört hatte, so hatte er es höchst wahrscheinlich doch nicht glauben und ihm daher auch nicht gehorchen können.

Uebrigens aber, und obgleich er leicht reizbar und schnell zum Zusehlagen bereit war, wenn sich geprügelte Hoffnung auf Sieg zeigte, halten wir ihn doch eher für lärmfüchtig als für kriegerisch und nicht geneigt zu Gewalthätigkeiten, wenn er mit List durchkommen konnte; ja er wäre vielleicht friedliebend gewesen, wenn ihm nicht seine vielen Bedürfnisse die Nothwendigkeit aufgelegt hätten, Vieles zu erobern.

Vor allen Dingen aber entwickelte sich in ihm eine eberne Unverwundbarkeit, die wichtigste Eigenschaft eines Menschen, der zur Schurkerei geboren ist.

Mit einem Worte, der kleine, dicke, unterlegte Pappo, der überall herumschleicht, allerlei Streiche ausführt und bei jedem Unheil die Hand mit im Spiele hat, gewinnt schon einen gewissen Ruf; entrüstete Hausfrauen der Nachbarschaft, deren Bratwürste er gestohlen, deren schwächere Söhne er mißhandelt hat, nennen ihn Pappo maldetto und prophezeien, daß er am Galgen

sterben werde — eine Prophezeiung, die, wie man später sehen wird, der Erfolg vollständig Lügen gestraft hat.

Wir haben schon darauf hingedeutet, daß die Speisekammer des väterlichen Hauses sich in etwas magerem Zustande befand. Die Aussichten der Familie Balsamo trübten sich auch in der That immer mehr, denn der alte Balsamo hatte mittlerweile die lange Reise angetreten, von welcher Keiner wieder zurückkehrte.

Der arme Mann! Die künftige Größe seines Peppo sah er nicht voraus; er wußte nicht, welch ein Weltwunder er, ohne daran zu denken, gezeugt hatte. Wer kann überhaupt von uns allen, und wenn er noch so viel calculirt, die Nettosumme (des Nutzens oder des Schadens) irgend einer seiner unbedeutendsten Handlungen zusammenrechnen? Ein Samenkorn wird auf den Acker der Zeit geworfen und es wächst hier, um auf ewig gute oder giftige Früchte hervorzubringen!

Mittlerweile schaute Peppo selbst mürrisch darein, hing seinen dicken Mund, während er seine Mutter weinen sah und aß übrigens, was er Gute bekommen konnte und ließ die Dinge ihren Gang gehen.

Die arme Wittve, welche den sehr unpassenden Namen Policita führte und ihren dürftigen Lebensunterhalt durch Mittel erwarb, die nur den Armen und Verlassenen bekannt sind, konnte nicht umhin, sehr oft ein ungeduldiges Auge auf ihren dreißigjährigen gefräßigen Peppo zu werfen und ihn zu fragen, ob er sich denn gar nicht entschließen wolle, sich einem Gewerbe zuzuwenden? Ein mütterlicher Onkel, der Geld hatte — denn er hat Onkel, die nicht ohne Einfluß sind — hat ihn schon auf das Seminar von St. Roch gebracht, damit er hier einen gewissen Anstrich von Gelehrsamkeit erhalte; aber Peppo fühlt sich in dieser Sphäre nicht heimisch. Mehr als einmal läuft er davon, wird geprügelt und tyrannisch von allen Seiten eingeengt, bis er endlich mit einem so mageren Vorrath von Kenntnissen, als er sich anzueignen vermocht, auf die Straße zurückkehrt.

Die Wittve dringt in ihn, wie wir schon gesagt haben, die Onkel dringen in ihn: „Peppo, wirst Du Dich denn niemals zu etwas entschließen?“

Peppo steht sich in der That genöthigt, von dem niedrigen Wachtthurme, der ihm jetzt zu Gebote steht, von Zeit zu Zeit in die Welt hinauszuschauen, um die Zustände der Menschheit zu betrachten und seine eigenen Wünsche und Fähigkeiten damit zu vergleichen. Ach, leider sind seine Wünsche

sehr mannigfaltig. Er empfindet, wie schon oben angedeutet worden, einen furchtbaren Heißhunger jeder Art; andererseits aber scheint seine Hauptfähigkeit bloß die Fähigkeit des Offens zu sein. Welcher Stand oder Beruf ist unter solchen Umständen wohl der beste? Wähle, denn es ist Zeit.

Von allen irdischen Verufen hätte, wie es Berro schien, der eines vornehmen Mannes seinen Wünschen am meisten entsprochen. Aber wo sollte die Ausrüstung dazu herkommen? Das Lehrgeld? Da ihm beides abgeht, so entscheidet er sich mit vielleicht so viel Scharfsinn, als man von ihm erwarten kann, für den geistlichen Stand.

Man schaue ihn demgemäß, wie er abermals durch Fürsorge des Dn. fels als hausbäckiger, dreißigjähriger Knabe von dreizehn Jahren neben dem ehrwürdigen Vater General der Benfratelli nach ihrem benachbarten Kloster Cartegirone reist, in der Absicht, als Novize in dasselbe einzutreten.

Er hat das Novizenkleid angelegt und wird der Ekhut des Klostersapothekers übergeben, dessen Retorten und Schmelztriegel er mit Verwunderung betrachtet. War es Zufall, daß er sich auf einmal in einen Apothekeramulus verwandelt sah; war es eigene Wahl — ja, war es nicht vielleicht in beiden Fällen die Absicht des Schicksals, welches sein Werk vollenden wollte?

Genug, in diesem Laboratorium zu Cartegirone erwartete ihn, obgleich er es selbst noch nicht wußte, Lebensrichtung und Entschliegung — der Impuls, dessen jedes Genie bedarf, selbst das Holunkengenie.

Er bekennet selbst, daß er hier einige (oder wie er es nennt, die) Prinzipien der Chemie und Medizin lernte. Ganz natürlich; es lagen hier neue Bücher der Chemiker und alte Bücher der Alchymisten; Destillation und Sublimation gingen hier sichtbar vor sich; es gab mündliche und schriftliche Diskussionen über Goldmacherei, Schatzgräberei, Wundekruthen, den Alkafest u. dergl., und hatte er überdies nicht Säuren und kochender Bläsen unter den Händen?

Einige erste Elemente medizinisch-chemischer Hererei, so weit dergleichen mit phosphorescirenden Mituren, Aqua Tofana, Ipecacuanha, Cantharidinctur u. s. w. zu betreiben ist, waren jetzt erreichbar; hinreichend, wenn die Stunde kam, einem mittelmäßigen Charlatan, wie viel mehr aber dem Charlatan der Charlatane, die nöthigen Mittel an die Hand zu geben. Hier in dieser eben nicht viel verheißenden Umgebung ward der therapeutische und thaumaturgische Saame zu den erstaunlichen Thaten und dem weithin hallenden Ruf des Großphosphad gestreut.

Mittlerweile sah, wie eben bemerkt worden, die Umgebung nicht gerade verheißungsvoll aus. Beppo hatte mit seinen beiden Eigenschaften, Hunger und Gsfähigkeit, die beste Wahl getroffen, die er treffen konnte und doch, wie sich bald ergab, eine übereilte, welche seine Erwartung nicht rechtfertigte. Zu seinem Ersauern findet er, daß er selbst hier sich in einer „Welt der Bekünigungen“ befindet, und wenn er seine Fähigkeit des Gfens oder des Genießens beschäftigen will, erst in gewissem Grade arbeiten und dulden muß.

Er geht hierüber vielfach mit sich zu Rathe und es stellt sich die schon früher zuweilen aufgetauchte Frage immer klarer vor ihn hin, ob es nicht einen kürzeren Weg gäbe, nämlich den des Stiehls?

Das Stehlen — unter welchem man, generisch gesprochen, die ganze Kunst des Salunkentums begreifen kann; denn was ist selbst das Lügen anderes, als ein Diebstahl meines Glaubens? — das Stehlen, sagen wir, ist eigentlich die nordwestliche Durchfahrt zum Genuß, denn während gewöhnliche Schiffahrer mühsam heiße Küstenstriche entlang und um dieses oder jenes Cap der guten Hoffnung herumsegeln, ist der gewandte Dieb-Varro, auf glatten Hundeschlitten gezogen, schon hin und wieder zurück. Das Unglück hierbei ist nur, daß zum Stehlen Talent gehört, und ein Schiffbruch auf dieser nordwestlichen Reise unheilvoller ist, als auf einer andern. Wir hören, daß Beppo „oft gezüchtigt“ ward — traurige Erfahrungen des Genies, denn jedes Genie hört seiner Natur nach irgend Jemanden in seiner Bequemlichkeit oder Ruhe und das Diebesgenie mehr als die meisten andern. Der Leser kann sich nun denken, wie Beppo's empfindsame Haut durch härene Hemden gepeinigt und von knotigen Riemen heimgejocht wird, während man seine Seele durch Vigilien und gezwungene Fasten niederbeugt. Kein Auge blickte freundlich auf ihn und überall ward der Impuls seines Genies auf die raueste Weise gehemmt.

Indessen, es ist die erste Eigenschaft des Genies, daß es trotz des Widerspruchs, ja sogar durch diesen gedeiht, gerade so wie der Lebenskeim sich durch den harten Boden Bahn bricht und durch Das lebt, was ihn zu begraben suchte.

Beppo, der an Stärke des Körpers und Charakters zunimmt, setzt der Verfolgung eine tropige Miene entgegen und läßt sich dadurch nicht im mindesten entmuthigen. Auf solche Züchtigungen und Züchtiger kann er mit einer gewissen genialen Verachtung herabbliden. Jenseits der Klostermauern

mit ihren sauertröpflichen dummen Kahlköpfen liebt Valermo, liebt die Welt; auch hier ist er, auch hier lebt er, — obgleich schlimmer daran, als er wünschte; und er fühlt, daß die Welt seine Auster ist, die er (durch chemische oder andere Mittel) eines Tags öffnen wird.

Ja wir finden sogar, daß sich ein Anflug von grimmigem Humor in dem Jüngling entwickelt — das sicherste Zeichen, sagt man, eines von Natur großen Charakters. Man sehe z. B., wie er bei der folgenden, für sein feuriges Temperament so folternten Gelegenheit handelt. Während die Mönche beim Essen sitzen, darf der ungehüme gekräufte Berppo (jener blödsinnige Inquisitionskriograph erzählt es, wie etwas, was sich von selbst versteht) nicht mischen, ja er darf nicht einmal die Prosamen auflesen, die von dem Tische der Schmauenden fallen, sondern muß ihnen stehend zu ihrem Zeitvertreib aus der Martyrologie vorlesen! Der Wadere fügt sich in das Unvermeidliche. Berppo liest die langweilige Martyrologie, aber er liest in ihr nicht, was darin gedruckt steht, sondern was sein eigenes lebhaftes Gehirn auf den Antriebe des Augenblicks ausflinnt und anstatt der Namen der Heiligen, die ihm alle herzlich gleichgültig sind, liest er die Namen der berühmtesten unmoralischen Frauenzimmer von Valermo, welche jetzt anfangen, ihn ein wenig zu interessieren.

Welch eine tiefe Weltironie, wie die Deutschen zu sagen pflegen, liegt hierin! Die Mönche schlagen ihn natürlich sogleich zu Boden und geißeln ihm die Haut vom Rücken; aber was half es? Es stellte sich für ihn und für sie bloß das heraus, daß er nun der Mönchsdisciplin entwachsen war. Der reif gewordene Schmetterling sprengt seine Hülle und entpuppt sich und Giuseppe Balsamo kehrte dem guten Cartagirone auf immer den Rücken.

Somit ist unter Bewilligung oder auch gegen den Willen der frommen Benfratelli — barmherzige Brüder nannte man sie! — unser Berppo wieder zu dem mütterlichen Onkel in Valermo zurückgekehrt. Der Onkel fragt ihn natürlich, was er nun zu thun gedente? Berppo antwortet, nachdem er mehrere Wochen lang gestammelt und gezögert, er wolle es mit der Malerei versuchen. Sehr schön! Berppo verschafft sich Farben, Pinsel und anderes Handwerkzeug und widmet sich eine Zeitlang dem Studium dessen, was man unschuldigenweise die Kunst nennt. Ach, wie unzulänglich sind, wenn wir Berppo's großen Hunger bedenken, jetzt, wo neue Sinne sich in ihm entfalten, die dürftigen Hülfsquellen der Kunst; wie nöthig ist es für

ihn, sich auf eine ganz andere Kunst oder vielmehr Künste zu legen! Allerdings wohnt er bei seinem Onkel und wird aus dessen Küche mit Speise versorgt; aber wo soll das Taschengeld für andere und köstlichere Speisen herkommen? Wie Kaiser Joseph zu sagen pflegte: „Nos aus meim Kopf“ (*De ma tête seule*)!“

Der römische Biograph hat, obgleich er ein höchst hölzerner Mensch ist, doch zufällig einiges Licht über Berppo's Stellung während dieser Periode, das heißt sowohl über seine Bedürfnisse als seine Hülfquellen verbreitet. Was die ersten betrifft, so scheint es, daß er sich — um uns der Phrasologie des hölzernen Menschen zu bedienen — zur „allerstärksten Gesellschaft“ hielt, das „lockerste Leben“ führte, vertrauten Umgang mit allen Schwindlern, Spielern, faulen Lehrlingen und unmoralischen Frauenzimmern von Palermo pflog und in dem Studium und der Praxis des Galunkenthums fleißiger war, als irgend einer. Der Genius, welcher Klostermauern und andere kleinliche Hindernisse gesprengt hat, flammte jetzt seinem reiferen Glanze entgegen. Wo nur immer ein muthwilliger Streich auszuführen ist oder es einen Bissen sogenannten lasterhaften Genusses zu verschlingen giebt, da ist auch Berppo Balsamo dabei. Er wird eines Tages ein Meister in seinem Handwerke werden. Nicht als ob er das Malen schon aufgegeben hätte oder dies auch nur beabsichtigte. Vor der Hand ist ihm dieses Kopf nützlich und unumgänglich nöthig, um es den mütterlichen Onkeln und Nachbarn, ja sich selbst vorzuteilen zu können, denn bei all den rastlos in ihm wallenden und unwiderstehlich sich zum Durchbruch drängenden Impulsen eines Galunkengenies besitzt er auch die edle Unbewußtheit des Genies; er ahnt nicht, er wagt nicht zu ahnen, daß er ein geborener Galunke, noch weit weniger, daß er ein geborener Melthalunke ist.

Was jedoch die andere Frage, seine Hülfquellen, betrifft, so sind diese, wie wir bemerken, mehrfach, und breiten sich immer weiter aus. Abgesehen von seinem Erwerbe als Maler, der allerdings hauptsächlich erst in Aussicht stand, hatte sich ihm erstens fast ganz zufällig die Hülfquelle des Kuppens erschlossen. Er hat eine schöne Cousine, welche in demselben Hause mit ihm wohnt, und diese hat wiederum einen Liebhaber. Berppo wirft sich zum Vermittler auf, besorgt Briefchen, versteht nicht, Andeutungen fallen zu lassen, daß eine Dame, die man zu gewinnen oder zu behalten wünsche, freigebig behandelt werden müsse, daß so und so ein Paar Ohrringe, eine Uhr, ein Halsband, oder auch eine gewisse Summe Geldes, Wunder wirken würden,

„welche Gegenstände“, setzt der hölzerne römische Biograph hinzu, „er sich dann heimlich aneignete.“ Ja, das glaube ich!

Sodann fängt er, um sich eine dauerndere Hilfsquelle zu eröffnen, an, zu fälschen; erst in kleinem Maßstabe und um die ungeübte Hand zu versuchen — Theaterbilletts und dergleichen Kleinigkeiten. Es dauert jedoch nicht lange, so setzen wir ihn sich in eine höhere Region vertheilen. Durch anhaltende Übung hat er Vollkommenheit in der großen Kunst, Handschriften nachzumachen, erlangt und ist bereit, sie für eine angemessene Erkenntlichkeit im kleinen oder im großen Maßstabe anzuwenden.

Unter seinen Verwandten befreundet sich ein Notar, bei dem er sich insinuirten kann. In den Schränken dieses Notars liegt ein Testament und es gelingt Peryo, es endlich in seine Hände zu bekommen und „zum Vortheil einer gewissen frommen Gesellschaft“ zu verfälschen. Wohl bekomme es der frommen Gesellschaft! Viele Jahre darauf ward der Petrug entdeckt, aber Peryo's Antheil daran war schon längst erhoben und verthan.

So giebt auch der klumpfüßige Biograph Verwunderung zu erkennen, daß Peryo Urlaubsscheine für einen Mönch gefälscht und die Unterschrift des Superiors nachgemacht habe. Warum nicht? Ein Fälscher muß fälschen, was von ihm verlangt wird. Der Löwe macht allerdings nicht Jagd auf Mäuse, aber soll er sich wohl weigern, sie zu fressen, wenn sie ihm in den Nacken springen?

Genug, der unermüdete Peryo hat sich hier einen unerlöschlichen Schacht geöffnet, in welchem er sein ganzes Leben lang, so wie es die Belegenheit mit sich bringt, nach seiner Bequemlichkeit graben wird.

Entlich kann er auch wahrzagen und Geister citiren, nämlich mit Hülfe von Theophrast und anderen Taschenspielerkunststücken. Dies jedoch treibt er nur noch als Discipulant, denn bis jetzt hat er noch nicht ernstlich daran gedacht, als Magister von Fach aufzutreten.

So sich in allen Zweigen seiner Kunst vervollkommnend, lebt und wächst unter Balsamo. Trotz seines dummen Kartoffelgeschicks lebt doch die Schlaubeit eines Fuchses in ihm und daneben besitzt er Eifer, Ungehum und aalglatte Geschmeidigkeit. Man schenke ihm nur ein langes Leben und er wird den höchsten Gipfel seiner Profession erklimmen.

In vollkommener Uebereinstimmung mit diesem Ungehum Peryo's steht eine anderweite Thatfache, die wir von ihm aufgezeichnet finden, näm-

lich daß er damals bei den weißen Prügeleien theilhaftig war, sie mochten nun auf der Straße oder in der Kneipe stattfinden. Die Art und Weise seiner Geschäfte setzte ihn allerdings dergleichen Gefahren aus und dann war er auch noch nicht alt genug, um Klugheit gelernt zu haben. Bei all seiner Aufgetunkenheit besaß er doch ein cholertisches Temperament und war ein stämmig gewachsener lärmstüchtiger Butsche, stets bereit zuzuschlagen, wenn der Sieg gewiß zu sein schien, ja, im Grunde genommen, nicht ohne eine gewisse verteidigungsfähige Wildheit, wie sie den Schweinen eigen zu sein pflegt. Wenn wir daher lesen, daß er etwas darin suchte, wo möglich alle Diener der Gerechtigkeit zu überfallen und die unglücklichen Arrestanten aus ihren Klauen zu befreien, so ist dies jedenfalls ein Beweis von einer gewissen hündischen Treue und von Gemeingeist. Vielleicht lag auch hierin ein Anflug jenes alten Humors und jener Weltironie. Hiernächst wird ihm — aber auf Grund nicht ganz vollständiger Beweise — nachgesagt, er habe damals einen Kanonikus ermordet.

Verweise und Vorstellungen von grollenden mütterlichen Onkeln konnten nicht fehlen. Hierzu kamen noch Drohungen und Verwünschungen erbitterter Nachbarn und Thränen seiner armen verwitweten Mutter. Aber alles dies schüttelt er von sich, wie der Löwe Thautropfen von seiner Mähne schüttelt. Noch weniger konnte die Polizei ihn vernachlässigen, ihn den sichtbar immer höher steigenden Professor der Schwinderei, der noch obendrein, wie wir eben bemerkt, sich erkühnte, ihren Organen bei Ausübung ihres Amtes hinderlich zu sein. Schon oft ist er festgenommen und vor die Schranken gestellt, bis jetzt aber immer aus Mangel an Beweisen, in Folge glücklicher Nebenumstände oder auf Vermittelung von Freunden mit einem Verweise wieder entlassen worden.

Zweierlei ist nichtdestoweniger nun allmählig klar geworden. Erstens, daß für ~~Verpo~~ der Würfel gefallen und er auf Lebenszeit ein Halunke war; zweitens, daß ein solches gemischtes, zusammengesetztes, heimliches Halunkenleben nicht lange andauern, sondern sich zu einem reinen und erklärten entfalten mußte. Der Baum, welcher gepflanzt wird, steht nicht still. Er muß alle Stadien und Phasen durchmachen, von dem Zustande der Eichel an bis zu dem der grünbelaubten Eiche, der verdorren laublosen Eiche, bis zu dem Zustande des gefällten Holzes und endlich bis zu dem des Feuerholzes und der Asche. Ebenso — obgleich für blöde Augen weniger sichtbar — ist es mit der Handlung, welche gethan wird, mit dem Zustande, der sich verwick-

nicht hat, vor allen Dingen aber mit dem Menschen, welcher geboren worden und mit seinem Schicksale.

Peppo, der in jeder Beziehung in kräftiger Lebensfülle steht, kann nicht halb als Maler, halb als Schwindler in Palermo forteristiren; er muß sich zu einem ganzen Schwindler entwickeln und wenn er nicht hier gebangen wird, sein Brod anderwärts suchen. Was die nächste Ursache einer solchen Krise und Entwicklung sein würde, konnte Niemand sagen, aber die meisten Menschen würden zuversichtlich gerathen haben: die Pestzeit. Und dennoch kam es anders; nicht durch das flammende Schwert der Gerechtigkeit, sondern durch den rothigen Delch eines überdicken Privatintenduenis wird Peppo hinausgetrieben in die Fremde.

Als er eines Tages — wie die kühne historische Phantasie sich vorstellt — mit einem gewissen Dummkopf von einem Goldschmied Namens Narrano im Freien spazieren ging, kamen sie an einer jener Heckenflüsse vorbei, die auf der schönen Insel Sicilien so häufig sind, und Peppo begann nach seiner geschmeidigen gewandten Weise darauf hinzudeuten, daß hier und da Schätze verborgen lägen. Auch hier läge ein solcher verborgen, wie er an einem gewissen Brickseln seiner Daumen, an der Wünschelrute oder einem andern Talisman bemerkt habe. Dieser Schatz könne mit Hülfe von Wissenschaft, Muth, Verschwiegenheit und einem kleinen angemessenen Vorichuß an Geld glücklich gehoben werden.

Der Fisch beißt an, rückt allmähig bis auf „sechzig Goldtunzen“ heraus, sieht magische Kreise beim abnehmen oder beim Vollmond ziehen, blaue (Phosphor-) Flammen steigen auf, geistreiche Ruten zittern gluckertündelnd, und Narrano verlangt endlich gebieterisch, daß der Schatz gegraben werde.

Eine Nacht wird dazu festgesetzt. Der dumme, vor Wonne und Durchzitternde Goldschmied thut den ersten Spatenstich und gräbt feuchend und schweißtriessend grimmig immer tiefer und tiefer. Peppo löst ihn ab — das Werk rückt vor, als plötzlich in einem gewissen Stadium desselben (vor dem Genuß) ein gräßliches Geheul mit furchtbarem Kettenzestirr vermischt, sich hören läßt. Sechs Teufel stürzen über den armen schönen Goldschmied her und schlagen ihn fast zu Schöpsenfleisch, während sie Balsamo gnädigst verschonen, der sie übrigens selbst hierher citirt und gleichsam — mit Ziegelfellen und gebranntem Kork — geschaffen hat.

Narrano wußte, obgleich er ein Dummkopf war, nun recht wohl, wie

die Sache stand und führte überdies einen Tösch. Eine der großen Schattenseiten des Schwintlergenies! Man löst das Problem und dann fliegen die Elementarquantitäten, die algebräischen Symbole, mit denen man gearbeitet hat, einem in das Gesicht.

Als unser Algebrtiker von Töschern hört, beginnt er sich umzuschauen und sein Reich Palermo in concreto zu betrachten. Er sieht, es ist ein sehr erschöpftes Reich, von Plagen aller Art angefüllt, die sich mit jedem Tage mehren, mit einem Worte, dem Verfall nahe — nicht werth, daß man sich dafür ersuchen läßt. Es giebt auch noch anderwärts eine Welt. Auf jeden Fall hat der junge Rabe nun seine ersten Federn verloren und ist flügge geworden. Soll er nicht alles verächtlich von sich stoßen und auf und davon fliegen? Gesagt, gethan! Unser Peppo verläßt Palermo, um, wie sich in der Folge zeigte, eine lange Reise anzutreten; oder, wie der Inquisitionsbiograph sagt, „er stoh aus Palermo und durchwanderte die ganze Erde.“

Hier also endet der erste Act in dem Lebensdrama des Grafen Alessandro Cagliostro. Man lasse den Vorhang fallen und vor dem von gemischten Empfindungen beseelten Publikum hängen, bis zum 1. August.

Gras Cagliostro.

In drei Huchten.

Lezte Hucht.

Ehe wir den zweiten Abschnitt von Gras Veypo's Geschichte beginnen, wollen wir eine philosophische Betrachtung anstellen.

Veypo's Hegira, oder Hucht von Palermo, bei welcher wir jetzt angelangt sind, bringt uns in der europäischen Geschichte ungefähr bis zu der Zeit des Friedens von Paris. Das alte feudale Europa hat, während Veypo hinausflieht auf die ganze Erde, so eben die letzte seiner „Aneipen-schlägereien“ oder Kriege gerndet und sich niedergelegt, um zu schlummern und zu gähnen und unmutig die Kopfschmerzen, Weulen, Abspannung und Ueblichkeit vorübergehen zu lassen, die eine Folge davon sind, denn die Schlägerei war eine lange gewesen und hatte volle sieben Jahre gedauert. Ach, es war nicht sowohl ein unbehaglicher Schlummer nach Trunkenheit und Schlägerei, den das arme alte feudale Europa jetzt durchzumachen hatte, um dann beim Erwachen sich wieder zu betrinken und neue Schlägereien anzufangen — das alte feudale Europa war eingeschlummert, um zu sterben! Sein nächstes Erwachen erfolgt nicht bei einer Aneipenschlägerei, sondern bei dem ernststen Avatar der Demokratie, welche ihren welterschütternden Geburts- und Schlachtgesang im fernen Westen anstimmt, um dann siegend weiter zu schreiten, bis sie die Reise um die ganze Erde gemacht hat und das alte todte feudale Europa (nach unendlichen Schmerzen!) zu einem neuen industriellen Europa wiedergeboren ist.

Bei Veypo's Hegira lag, wie wir gesagt haben, Europa in dem letzten matten Fieberschlafe der Auflösung. Ach, bei uns und unsern Söhnen der

nächsten ein oder zwei Generationen ist es fast noch schlimmer, wenn man nicht den Umstand bedenken müßte, daß bei Geburtswunden Reiz Hoffnung vorhanden ist, während dagegen bei Todewunden die letzte Hoffnung erlischt.

Die philosophische Betrachtung, die wir anstellen wollten, war nun keine andere, als die mit unserem Gegenstande innigst verwandte über den ungeheuern Umfang des Charlatanismus und die endlose Verschiedenheit von Charlatanen, die mit unserem Vorro zugleich und unter ihm jeder nach seinem Grade während jener selben Zeit, der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ganz Europa überschwemmten. Es war dies das eigentliche Zeitalter der Betrüger, Deutschnneider, Schwindler, Forderhänger, Schwärmer, zweideutiger Personen, einfacher und zusammengefügter Charlatane und Charlatanerien von allen Formen und Farben. Welch eine Menge Magnetisirende, Magister, Kabbalisten, Swetenborjaneer, Illuminaten, gekrenzte Nonnen und Beiseene von Loudon. Zu diesen zählte der Inquisition's-Pictrayh noch Vampyre, Erbsen, Rosenkreuzer, Freimaurer und ein Eie-tera. Man denke jene Schröpfer, Cagliostro, Cojanovas, Saint Germain's, Dr. Grabam's, den Oberalter d'Con, Bialmanazar, den Abbe Paris und das Geipen's von Cock Lane! Es war, als ob sich alle Tollhäuser geöffnet hätten oder vielmehr, als ob in dieser Geisterstunde der Nacht aus dem noch schwarzeren Schooße der Hölle Wahnjinn und alle Arten formloser Mißgeburt'en aufgeschnitten wären, um sich im tollen Nummenschanz durch einander zu treiben.

Und dennoch, wenn wir es recht überlegen, wie konnte es anders sein? Mussten in jenem letzten Rieberichthase unserer europäischen Welt nicht aenuq Phantasmen, dem Schooße der Hölle entstieg, wie alle Phantasmen sind, in unheimlichem Wirrwarr verüberstrecken? Ein leises kaum hörbares Stöhnen in der Gestalt von Petitionen an das Parlament, Theatrumas-tymulten, parissischen Unruhen, Abhandlungen über den Atheismus u. s. w. entringt sich dem tranken Schlafcr, befreit ihn aber nicht von seinen höllischen Wästen und Saturnalien, diesen Phantasmen eines sterbenden Ocktrins. So auch als die alte römische Welt, nachdem das Maß ihrer Ungerechtigkeit voll war, sterben und unter noch bitterem Schmerzen wiedergeboren werden sollte, hatte man da nicht aenuq Veneticeae, Mathematici, Apolloniusse mit dem goldenen Schenkel, Apollonius' Giel, und falsche Christen — ebe ein Grlöser aufstand!

Denn in der That und ganz abgesehen von solcher halb-bildlicher Sprache

ist die Fäulniß nicht natürlicher der Schauplatz unreiner Geicherie in der physischen Welt, als socialer Verfall der Schauplatz von Charlatanen in der moralischen Welt ist. Ja, man betrachte die Sache auch nur mit dem Auge des Logikers, des Staatsökonomen. In solchen Perioden des socialen Verfalls vermehrt das, was man eine überflüssige Bevölkerung nennt, das heißt eine Bevölkerung, welche unter den alten Heerführern der Industrie — vornehmere Klassen, *Ricos Hombres*, Aristokratie u. dergl. genannt — nicht mehr Arbeit und Lohn finden kann, die Zahl derer, die keinem Beruf angehören, der Habensdröge und jener unbeschreiblichen Individuen, die mit einem gequälten Appetite gesegnet sind, zu dessen Befriedigung kein bekanntes Mittel vorhanden ist. Ja, noch mehr und zwar sehr verkehrterweise, schrumpfen, so wie die Bevölkerung sich mehrt, die Heerführer der Industrie immer mehr und mehr zu Heerführern des Wusßagaanzs zusammen, wodurch die immer mehr und mehr überflüssige Bevölkerung immer schlechter und schlechter reagiert oder angewiesen wird, was sie thun soll, denn dies ist die einzige Negierung. Auf diese Weise wird das Licht an beiden Enden angezündet und die Zahl der verhin genannten räthselhaften Crisissenzen vermehrt sich immer rächer. Jeder, der da lebt, sagt man, „muß leben“ oder will auf alle Fälle leben — eine Aufgabe, welche täglich schwieriger wird und zu immer seltsameren Auskunftsmiteln nöthigt.

Zu dem allgemeinen staatsökonomischen Nothstand in solch einer Zeit gesellt sich aber auch gewöhnlich der äußerste Verfall des moralischen Princips; ja diese Verbindung ist eine so allgemeine, daß viele Menschen darin eine notwendige Verkettung und Wechselwirkung gesehen haben. Dies scheint ganz richtig zu sein und dennoch hat man seit der Zeit, wo ein gewisses religiöses reutiges Gefühl aus der Mode gekommen ist, dabei einen großen bellagenswerthen Irrthum begangen und, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, die Pferde hinter den Wagen geirramt. Staatsökonomischer Wohltäter des Menschengeschlechts! täusche dich nicht selbst durch falsche Erbiedmen! Nationalitäten sind, wenn du die Worte verstehen willst, in der That und Wahrheit ein Gottesgericht, welchem stets ein Nationalverbrechen veranagegangen ist.

So viel stellt sich auf jeden Fall mit Gewißheit heraus, daß nationale Armut und nationale Unrechlichkeit Hand in Hand gehen, daß fortwährend sich mehrende problematische Crisissenzen immer hungriger und immer lügenhafter werden. Nun sage, haben wir nicht hier die Grundbedingungen des

Charlatanismus — Rohmaterial und bildende Kraft — beide in voller Thätigkeit? Die Unreellichkeit ist das Rohmaterial, der Hunger die bildende Kraft, und was läßt sich aus diesen beiden nicht alles machen!

Derner bemerkte man, daß die Unreellichkeit das Rohmaterial nicht bloß zu Betrügern, sondern auch zu einem großen Theile der Petrogenen ist. In der Herzensgüte, sei sie auch noch so einfach, liegt der sicherste Instinkt für das Gute, der unbeflegbarste Widerwillen gegen das Falsche und Schlechte. So gar der Teufel kann die arme unschuldige Margarethe nicht täuschen, denn es steht ihm auf der Stirn geschrieben, daß er niemals eine lebende Seele liebt. So etwas hat mancher menschliche untergeordnete Betrüger sehr schwerlich erfahren und so etwas ist auch unserem Helden Verro beschieden. Jetzt aber, wo wir eine solche Masse Rohmaterial haben, nicht bloß um Charlatane daraus zu machen, sondern sie auch zu füttern und zu beschärfen, sobald nur die bildende Kraft des Hungers nicht ausgeht, welche eine Welt wird sich da gestalten! Das Wunderbare bei der Sache ist nicht, daß das achtzehnte Jahrhundert solche Charlatane hatte, sondern vielmehr, daß sie nicht geradezu unzählig waren.

Während jener französischen Revolution allein, deren Brand so viele verzehrte, welche unermessliche Massen Charlatanismus wurden in ihr von den Flammen verzehrt, wobei sie zuweilen noch in einem wild erhabenen weithin strahlenden Glanze glühten! Der Graf von Saint Germain hatte einige zwanzig Jahr später ein vollständig neues Element ausfindig gemacht, nämlich das der Verbrüderung, das heilige Recht der Insurrection, die Volksrechnung woraus er in ganz verschiedener Gestalt hervortrat. Schröpfer hatte sich jetzt nicht auf so geheimnißvolle Weise im Roienthale zu erschießen gebraucht, sondern sich auf weit erhabener Weise als halbherotischer Jakobiner auf der Place de la Revolution opfern können.

Das Charlatanenie wird nämlich allerdings geboren, aber es wird auch gemacht; die Umstände formen es oder lassen es verkümmern. Wäre Verro Balsamo in unserer jetzigen Zeit und als Engländer geboren worden, so würde er weniger Geister citirt und doch als Regierungsdipion, irischer Associationist, Stiefelwischfabrikant, Buchverleger oder gewandter Medacteur Lebensunterhalt und Ruhm erworben haben.

Hierbei darf der Leser nicht übersehen, daß die Charlatane zu jeder Zeit in zwei Klassen zerfallen: in den erklärten Charlatan und den unerklärten oder heimlichen, der, wenn man ihn zur Rede stellt, sich sowohl gegen Andere

als gegen sich selbst hürmisch verleugnet. Die Verhältnisse dieser beiden Gattungen sind je nach der wechselnden Fähigkeit des Zeitalters verschieden. Wenn Peyro's Zeitalter das des erklärten Charlatans war, so lag darin, wie wir nach allen französischen Revolutionen zusehen müssen, eins der Hauptmerkmale, worin es sich von dem unsern unterschied, welches das Zeitalter der heimlichen Charlatanerie ist und wahrscheinlich auch noch ein paar Generationen hindurch dies bleiben wird. Ach, leider ist ein solches Zeitalter fast noch verabscheuungswürdiger, obgleich man, wenn man sonst will, deutlich sehen kann, daß mit Gottes Hülfe das Ende dieser Zeit nahe bevorsteht.

Und somit beendigen wir unsere philosophische Betrachtung über Natur, Ursachen, Plüke, Verfall und erwartete zeitweilige Vernichtung der Charlatanerie, um und wieder unserer Erzählung zuzuwenden.

Peyro schwabte also wie ein Nabe aus der Arche Noah's über der Wasserwüste des auschwitzenden, zerrissenen und zerfahrenen europäischen Lebens, um zu sehen, ob es irgendwo ein Nabe giebt. Wird er als ein einziger unerfahrener kleiner Nabe in dieser sich weithin wälzenden „Mutter todter Hunde“ nicht zu Schaden kommen; werden ihn nicht die Ungeheuer der Tiefe wagnapen, wird er nicht erlaufen, verhungern oder dem Teufel in den Klauen geschwemmt werden? O, fürchtet nicht für ihn. Sein Auge (oder wissenschaftliches Urtheil) überhaut jetzt allerdings nur erst einen kleinen Theil des großen Ganzen, aber dafür ist seine Witterung (der Instinkt des Genies) ungeheuer fein; verchiedene Pözbungen, Räthung und andere, hat er zu Talenten entfaltet und die beiden Quellen aller Talente, die ein Charlatan haben muß, Fiß und Unveridämtheit, sind im reichsten Maße sein.

Was seine unmittelbar auf seine Flucht von Palermo folgende Thätigkeit und Abenteuer betrifft, so muß man gestehen, daß der alberne Inquisitions-Biograph sich als ein wirklicher Narr zeigt und uns so viel als gar keinen Aufschluß geben kann. Allerdings, Peyro „noch nach Messina“, wahrscheinlich aber bloß, weil dies die nächste Stadt war und um auf das Festland hinüber zu kommen; was aber jenen „gewissen Arkotas“ betrifft, den er dort traf und mit welchem er nach Alexandria in Egypten reiste und

wie sie Hanf in Seide verwandelten und viel Geld verdienten und dann nach Malta gingen und dort in dem Laboratorium studirten und wie dann der gewisse Alibotas starb — was soll man zu allem diesem sagen? Der alberne Inquisitionsbiograph ist ungewiß, ob der gewisse Alibotas ein Grieche oder ein Spanier war; unglücklicherweise ist aber noch gar nicht die erste Frage entschieden, ob er überhaupt existirte.

Peyro's eigene Aussagen über sein Verbleiben während dieser Periode zu wiederholen, wäre ganz überflüssig. Er sagte bald dies bald jenes, so wie es die Tringlichkeit des Falles erheischte und diese Geschichte von dem „gewissen Alibotas“ und dem zu unächter Seide verarbeiteten Hanf ist eben so wahrscheinlich, als jene andere von dem „weisen Alibotas“, der Erbschaft von Trapezunt und dem „Leb' wohl, unglücklicher Sohn der Natur“, des Scheriffs von Meska. Ja, die Vermuthungen der unwissenden Welt, daß Graf Cagliostro Reichthümer eines Prinzen (dessen Namen man nicht kennt) erworben sei, den er ermordet und dem er sein Geld abgenommen habe, und andere ähnliche Geschichten, waren vielleicht noch abgeschmackter.

Peyro, so viel wissen wir, war auf und davon — der Teufel wußte wo. Weit, mannigfaltig und mühselig mochten seine Streifzüge sein. Ein ziemlich plausible aussehender Schatte von ihm zeigt sich über Neapel und Calabrien schwebend und dorthin, als auf eine weitberühmte Hochschule des Kunstganges und der Schwintelei, hatte er sich wahrscheinlich begeben, um daselbst zu promoviren. Hinsichtlich des Laboratoriums zu Malta und der Haussitze von Alexandria wird es gut sein, wenn wir so wenig als möglich davon sprechen. Nur so viel ist klar, daß Peyro tief in die schaurig dunklen Regionen des Salunkenthums hinabtauchte, wie ein Ritter in die Valaharente seiner Fee. Hier verbarnte er eine Zeitlang ungeschrien und ging geharnischt und gewappnet daraus hervor.

Wenn wir indeß glauben, daß Peyro schon mit dem Gedanken umging, Großkorymba zu werden und in Strassburg in der Equipage des Cardinals zu fahren, so irren wir uns sehr. Die Gabe der Propheceiung ist dem Menschen weislich verlagert. Sabe der Mensch sein Leben voraus und mußte er es nicht bloß hoffen und taufen und es auf diese Weise durch Nothwendigkeit und freien Willen zu einer Wirklichkeit fabriciren, so wäre er kein Mensch, sondern trug ein anderes übermenschliches oder untermenschliches Geisbüß. Kein Mensch steht weit, die meisten sehen nicht weiter, als ihre Nasen reichen. Aus der düstern unsichern Kasse der Zukunft, welche, wie

ein schottischer Humorist sagt, ungekämmt und ungekrempt dastiegt, wie eine Wasse mit Ibert beschmierter Wolle, die sich sprichwörtlich nur sehr schwer spinnen läßt, spinnen sie so gut es gehen will, den holprigen ledernen Haken ihres Talcins und winden ihn auf, bis die Spule voll ist, wobei sie nur eine kleine halbe Elle auf einmal sehen und, indem sie in die betheerte verworrene Wasse der Zukunft hineinschauen, ausrufen: Wir werden sehen!

Die erste authentische Thatsache in Bezug auf Perro ist, daß seine flammige unterlegte Gestalt in dem Corio und Campo Vaccino zu Rom sichtbar wird, daß er in der Herberge „Zur Sonne“ in der Rotonda logirt und dort Federzeichnungen verkauft. Eigentlich sind es keine Federzeichnungen, sondern getruckte Kupferstiche oder Raturungen, welchen Perro mit einer Feder und etwas Lische das Ansehen von Federzeichnungen zu geben versucht hat. Damit erwirbt er hauptsächlich seinen karglichen Lebensunterhalt und wir schließen daraus, daß seine Geschäfte in Neapel und Calabrien mit Aliboras und Hanfseide oder sonst etwas, nicht eben viel abgeworfen hatten.

Gefälschte Federzeichnungen sind keine Quelle des Reichthums und eben so wenig war Perro Balsamo ein Aeonid, sondern im Gegentheil ein Wenich von finstern Blick mit dem Hals eines Stiers und dem Gesicht eines Kettenhundes. Nichtsdestoweniger macht der „unglückliche Sohn der Natur“, indem er sich um das Herz und um die Hand der schönen Lorenza Feliciani, einer jungen Römerin, die nicht weit von der Dreieinigkeitskavalle der Pilgrime wohnt, bewirbt, mehr Glück, als man erwarten sollte. Hinsichtlich des Ranges und Standes dieser schönen Lorenza weichen die Autoritäten von einander ab; der eine dieser Berichte sagt, sie sei die Tochter eines Gürtlers gewesen, verlegt aber irrkümlicherweise den Schauplatz nach Calabrien. Die Sache muß dahingestellt bleiben. So viel ist gewiß, daß sie ein schönes frisch gesundes Wesen war, nicht bloß schön, sondern auch von vornehmer Miene; da sich aber in einem Lande, in welchem die Neigung zum Solibat nur allwordherrichend ist, nicht fortwährend Gelegenheiten darbieten, so erhörte sie den stierhalsigen Fälscher von Federzeichnungen, der seinen Antrag ohne Zweifel durch die fließendste Rhetorik unterstützte. Sie heirathete ihn und die Eltern räumten ihm eine Wohnung in ihrem Hause ein, bis sich zeigen würde, was weiter zu thun sei.

Zwei Küchenfeuer, sagt das Sprichwort, brennen nicht auf einem und

demselben Herde, hier jedoch aber waren vielleicht noch ganz besondere Ursachen zur Uneinigkeit vorhanden. Das Heterzeichnen, bei welchem, selbst wenn es gut geht, sich nicht viel verdienen läßt, hat sich nun erschöpft und muß aufgegeben werden; andererseits aber gewinnen Peppo's häusliche Aussichten eine heiterere Gestalt, denn in den Reizen seiner Lorenza sieht er, wie die Franzosen sich ausdrücken, eine „verworrene und unermessliche Zukunft“ vor sich. Der Wink ward gegeben und mit Widerstreben oder ohne Widerstreben — denn die vorhandenen Indicien lassen auf beides schließen — verstanden und in Ausübung gebracht. Signor und Signora Balsamo verlassen das Haus des alten Gürtlers und ziehen hinaus in die weite Welt, um Abenteuer zu suchen und zu finden.

Der alberne Inquisitions-Biograph liefert mit peinlicher wissenschaftlicher Genauigkeit ein beschreibendes Verzeichniß all der auf einander folgenden Perogonen — italienische Grafen, französische Geantre, spanische Marquis, Herzöge und wer weiß was sonst noch — in verschiedenen Theilen der bekannten Welt, welche dieses würdige Paar anführte, mit Angabe der Summen, die es Jedem abgelockt und der Methoden, die es angewendet, um ihn zu beheren.

Weshalb aber sollten wir in diesen beschreibenden Katalog auch nur einen Blick werfen? Dummköpfe und Leichtgläubige, die bequemen Rissen, auf welchen Schurken und Schurkinnen ausruben und sich mästen, hat es zu allen Zeiten in bedeutender Menge gegeben; auch kann die Thatsache, daß ein belletrisches Ibiar, heiße es nun Marquis oder sonst wie, in seiner Eigenschaft als Dummkerfz unglaublich viel geleistet, ihm noch nicht das Recht geben, in der Geschichte erwähnt zu werden. Wir wollen deshalb darüber hingehen.

Peppo oder, wie wir uns nun gewöhnen müssen, ihn zu nennen, der Graf, erscheint in Venedig, in Marseille, in Madrid, Cadix, Lissabon, Brüssel; macht wissenschaftliche Wallfahrten zu dem Charlatan Saint Germain in Westbaleu, eine religiös-geistliche zu dem heiligen Jago von Compostella und zur Madonna in Voreto — im Süden, Norden, Osten und Westen zeigt er sich, findet überall Dunkel und Dummheit — mehr oder weniger reichlich mit haarem Gelde versehen — die beiden Elemente, mit welchen er thaumaturgisch arbeiten und leben kann.

Uebung macht den Meister und Peppo war ein gelehriger Schüler. Durch alle mögliche Mittel kann er die schlummernde Phantastie wecken und

tollmachenden Sand in die Augen streuen. Schon in Rom hat er sich einen Port stehen lassen und die Uniform eines preussischen Obern angezogen. Dame Lorenza ist schön anzuschauen, aber wie viel schöner noch, wenn man ihr durch Entfernung und Würde einen neuen Zauber verleibt! An andern Orten erscheint der Graf als wirklicher Graf, als Marquis Bellegrino (seit kurzem aus fernen Welttheilen zurückgekehrt); als Graf Dies und als Graf Das, als Graf Proteus Incognito, zuletzt als Graf Alessandro Gagliostro.*)

Man denke sich ihn, wie er mit der äussersten Schnelligkeit durch die Welt schießt, hier untertaucht, wenn die Schwertfische der Gerechtigkeit auf ihn zuschwenken wollen; dort in einer Entfernung von tausend Meilen unter einer neuen Gestalt wieder aufsteht, wohlversehen mit gefälschten Fürsachtschaften seiner Respektabilität, vor allen Dingen mit jener besten Fürsachtschaft, einer vierhännigen Equipage, Lakaien und einem offenen Beutel, denn Graf Gagliostro hat bares Geld und bezahlt seine Bedürfnisse. In irgend einem Hotel zur Sonne, Hotel zum Engel, zum Goldenen Löwen oder zur Grünen Gans oder was für ein Hotel es nun sein mag, in irgend einer weltberühmten Hauptstadt haben seine Wagenräder geruht; Schlaf und Speise haben seinen lebenden Reichthum erfüllt, besonders aber die Verle und Seele desselben, seine unentbehrliche Lorenza, jetzt nicht mehr Signora Lorenza, sondern Gräfin Scraphina, welche allerdings scraphisch aussieht.

Reiche Müßiggänger, deren es auf unserer geplagten Erde so viele gibt, treiben sich an solchen Orten herum, betrachten das ausländische Wapen, beängeln die schöne fremde Dame, welche schüchtern diesen Blicken ausweicht und schüchtern auf die ehrerbietigen Begrüßungen dankt, wenn ihre Verwunderer sich ihr auf Treppen und Gängen gesessentlich in den Weg stellen. Es dauert nicht lange, so hört man einen dieser reichen Müßiggänger aus seinen Quaßen, Regenschirmen und frischem Haar hervor, unter welchem das Gehirn fehlt, zu einem andern sagen: „Sahen die Gräfin gesehen? — Herrliches Weib das!“ — und so nimmt das Spiel seinen Anfang.

Der allzufanquinische Peter möge mittlerweile nicht glauben, daß unser Volk immerwährend in Sand und Braus lebe. Die Bahn des Galanten-

*) Dieser letzte Name war sehr ganz erlegener, denn Verre's Greifenkel — angeblich Gledengieser in Meßina — hieß wirklich Quirico Gagliostro.

thums ist eben so wenig wie die der treuen Liebe frei von Gefahren und Hindernissen. Es treten Zeiten ein, wo man dem Grafen Proteus Incoognito die Spauletten von der Schulter reißt, ihm die Schöße seiner Uniform dicht an den Hüften abschneidet und ihm alles Größte befehlt, in Verischo zu bleiben, bis sein Bart gewachsen ist. Harpyen des Geieges beschmutzen seine feierlichen Gelage, sein Licht brennt matt und scheint eine Zeitlang ganz ausgegipst und tot zu sein in überriechendem Dunst. Es ist aber bloß tot, um desto heller wieder aufzuflammen! In Peppo Gagliostro steckt ein Halunkenleben; wirft ihn in den Roth, metzt ihn so tief hinein, daß man ihn nicht mehr sieht, die Maschen erschlacken und stimuliren ihn nur, er erhebt sich, nißt und ist wieder stark und jung.

Setzt ihn z. B. wieder in Palermo, nachdem er viele Menichen und viele Länder gesehen und wie er wieder von dort entwischt. Warum kehrt er nach Palermo zurück? Vielleicht um alte Freunde durch neue Größe in Erstaunen zu setzen oder um vorübergehenden Schutz zu suchen, wenn der Continent zu heiß für ihn ward oder vielleicht auch bloß um des allgemeinen Gedächtnis willen. Er wird hier ergriffen und wegen jener alten albernem Geschichten mit dem schagarabenden Goldschmied und dem gefälschten Testament in's Gefängniß geworfen.

„Die Metje, auf welche er lockte,“ sagt ein Mann, dessen wenige Worte über diesen dunkeln Gegenstand eben so viel Lichtpunkte für uns sind, „ist weith, daß ich sie umständlich erzähle.“

„Der Sohn eines der ersten sicilianiſchen Prinzen und großen Güterbesizers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.“

„Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn baute der verstellte Marquis Vellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angestemmene Paar beschütze; aber in welche Noth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals in's Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel, ihn zu befreien und da sie ihm nicht gelingen wollten, so drohte er im Vorzimmer des Präsidenten den Advokaten der Gegenpartei auf's Grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wiederaufhob. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte,

ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Arm heraustrat und Frieden gebot.

„Dieser, ein schwacher abhängiger Mann, wagte nicht den beleidigten zu bestrafen; die Gegenpartei und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Alten sich eine Negistratur über seine Freilassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschähen.“

Auf diese Weise ist zuweilen ein Freund am Hofe mehr werth als ein Pfennig imbeutel! Marchese Pellegriani „entfernte sich bald darauf von Palermo und that verschiedne Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.“ Ob oder wie weit der rauflustige Prinz mit ihm ging, ist nicht angedeutet.

So geschah es, daß unser Cagliostro zuweilen ganz anders als in vier-spännigen Equipagen reiste. Dann und wann finden wir ihn als sein eignen Vorreiter zu Pferde reisend; ja zuweilen scheint er ganz herunter zu sein und muß reisen, kein Mensch weiß wie. So ist z. B. eine ganz kurze, aber ziemlich verbürgt aussehende Nachricht vorhanden, daß er im Jahre 1772 in England war. Hier ist er kein Graf, sondern wieder schlechweg Signor Balsamo, mit Zimmermalerei beschäftigt, wozu er ein ganz besonderes Talent besaß. Ist es wahr, daß er das Landhaus eines gewissen Dr. Benemore malte und nachdem er es nicht gemalt, sondern bloß überdünelt, keine Bezahlung, sondern statt deren einen Prozeß mit Kosten bekam? Wenn Dr. Benemore auf dieser Erde irgend welche Repräsentanten zurückgelassen haben sollte, so werden sie ersucht, mit der Sprache herauszugehen. Wir fügen bloß hinzu: wenn der junge Peppo eine der schönsten Frauen, der alte Benemore dagegen eine der häßlichsten Töchter hatte und wenn man daher eins in's andere rechnet, so war die Sache vielleicht nicht gar so schlimm.

Denn man darf nicht übersehen, daß der Graf seinerseits selbst in den Tagen seines höchsten Glanzes nicht müßig ist. Verblüthete Damen von Stand haben viele Bedürfnisse und der Graf hat in dem Klosterlaboratorium nicht umsonst studirt und ist zu dem Grafen von Saint Germain in Westphalen nicht umsonst gewallfahrtet. Mit der stolzesten Herablassung läßt er sich erbitten, etwas von seinen übernatürlichen Geheimnissen mitzutheilen, — versteht sich gegen eine Erkenntlichkeit. Rowland's Kalydor ist werthvoll, aber was ist er gegen das Schönheitswasser des Grafen Alessandro? Werden

verblühete Damen von vornehmerm Stande sich es nicht zum größten Vergnügen machen, einen Mann zu ehren, welcher sich ansehnlich macht, Hälften und Muzeln zu glätten und verwittertes gelbes Pergament in zarte fleischfarbene Haut zu verwandeln? Und haben — das Schönheitswasser möge, nun helfen oder nicht — solche Damen, wenn man der Verleumdung einigermaßen glauben darf, nicht noch ein anderes Bedürfnis? Auch diesem Bedürfnis ist der unermüdlche Gagliostro bereit, abzuwehren, — natürlich gegen eine Erkenntlichkeit. Für verblühete Herren von vornehmerm Stande hat der Graf gleichfalls Hülfe. Nicht bloß eine reizende Gemahlin, sondern auch „egyptischen Wein“ (Canthariden waren ihm wahrscheinlich nicht unbekannt), der, köstlicher als Nektar, tropfenweise verkauft wird. Man bedenke, was sich mit Schönheitsmitteln und Liebestränken unter einer Klasse von Sterblichen ausdrücken läßt, die von Mutterleibe an weiter nichts zu denken haben, als wie sich das Leben möglichst genießen und verlängern lasse.

So, bald zunehmend, bald abnehmend, bald hellglänzend, bald dem Verlöschen nahe, ein unablässiger, aber unermüdlcher Mond wandelt das Schicksal Gagliostro'seiner Bahn. So find Graf und Gräfin thätig in ihrem Betruge; so verbringen sie die goldene Zeit ihrer Jugend — sollen wir sagen, „zum größten Glücke der größten Zahl?“ Glücklich genug, wenn es keine Weisheit gegen Ehebruch und Betrügerei gegeben hätte, keinen Himmel oben, keine Hölle unten, keinen Flug der Zeit und kein düstres Land der Trostlosigkeit und Verzweiflung, welchem sie nach dem Geiße des Schicksals mit jedem Augenblicke und mit entgegengesetzter Regelmäßigkeit sich immer näher gerückt sehen.

Der Kluge trifft Vorkehrungen gegen das Unvermeidliche. Graf Gagliostro hat mit seinen Liebestränken, seinem ägyptischen Cantharidenwein, ja noch viel eher durch seine Phosphorflammen und Wunschkruthen, wie z. B. mit dem armen schäßigen Weltaidmied von Palermo, und seitdem fortwährend durch manchen bedeutamen zur geeigneten Zeit und am geeigneten Orte hingeworfenen Wink schon im Uebernatürlichen herumgestümpert. So wie seine scythische Gemahlin allmählig zu welken und ein fruchtbarer Industriezweig somit zu verkorren und abzufallen beginnt, müssen andere zum Knochentreiben getrieben werden. Ob es in England während seines sogenannten „ersten Besuchs“ im Jahre 1776 (denn der vorerste Schmierbesuch sollte, mit oder ohne Grund, nicht gerechnet werden) geschah, daß er zuerst daran dachte, als Prophet von Profession aufzutreten, ist ungewiß; gewiß aber ist,

daß er niemals begonnen hatte, dieses Handwerk auszuüben und zwar nicht ohne einen gewissen Einblick in den englischen Nationalcharakter. Manigfaltig sind allerdings die Bestrebungen der Menschheit, künftighin deren sie gern die Zukunft erschließen und das Schicksal überrumpeln möchten; bei uns jedoch, als einer Nation von Krämern, concentriren sich, so zu sagen, alle Bestrebungen in der einzigen: Fülle dir denbeutel! O wer doch ein Fortunaustätschen mit seinem stets neugewinnigem Gold hätte, wenn das eigentliche Geheiß nicht viel mehr wäre: O wer doch einen Graßus-Trank von flüssigem Golde hätte, damit die verwünschte Gurgel des Geizes und der Habguth wenigstens einmal vollaus befriedigt würde! Aber wer sollte sich, ohne dem Galgen zu nahe zu kommen, verbündlich machen, die Menschen das Geheimniß des Geldmachens zu lehren, wenn er nicht ein seines Publikums vollkommen sicherer Professor ist? Stark war der allgemeine Skepticismus, aber noch härter die allgemeine Noth und Habguth. Graf Gagliostro hat von seiner Wohnung in Whitcombstreet die Geheimnisse der Lotterie durchschaut und durch die schwarze Kunst die Glücksummern ermittelt. Der Graf hat seinen Sprachmeister, seinen portugiesischen Zuten, seine geheimnißvollen Erzieher, die er als Aukthoritäten in Caffeehäuser hineinsetzt, um die Gemüther der Menschen aufzustacheln. „Vert“ (ein betrogenen Betrüger) und Miss Joy und viele Andere waren hier und erzählten, welche Gewinne durch die von Gagliostro bezeichneter Nummern gemacht worden waren.

Der aufmerksame Leser wünscht ohne Zweifel genau zu wissen, von welcher Art Gagliostro's Thun und Treiben während seines Aufenthalts in England war. Wir waren eben so neugierig und sind es noch, unglücklicherweise aber ganz vergebens. Kaum die Wohnung Gagliostro's läßt sich ermitteln, ausgenommen zufällig, daß sie einmal in Whitcombstreet war, einige wenige Tage in Warwick Court, Goldborne, und zuletzt eine Zeitlang im Gefängniß von King's Bench. Aber vergebens wäre es für jeden Verehrer des Genies, dorthin zu wallfahrten und nach Spuren dieses großen Mannes zu suchen. Gagliostro ist rund und rein verschwunden und selbst durch das sorgfältigste Nachforschen läßt sich nicht das mindeste Ueberbleibsel von ihm entdecken. Er ging und ließ nichts hinter sich — angenommen vielleicht einige abgesetzte Kleider und andere unvermeidliche Gruben, die schon längst, allerdings nicht vernichtet, denn dies ist mit keinem Dinge möglich, aber doch in Noth verwandelt und als neuer Boden über die allgemeine Oberfläche von Müllleier

und Surrey gebreitet oder von der Themis in den alten Ocean geschwemmt worden; oder die auch, wenigstens die gaßigen Theile davon, in der allgemeinen Atmosphäre schwimmen und dadurch nach den entferntesten Winkeln der Erde, ja vielleicht über die Grenzen des Sonneninhalts hinausgetragen werden! So flüchtig ist die Spur und Wohnung des Menschen, so wunderbar der Stoff, aus dem er baut; sein Haus, sogar sein Haus der Häuser — was wir seinen Körper nennen — und wenn er das erste aller Genies wäre, verunstet auf die seltsamste Weise und schwindet, wohin wir eben gesagt haben.

Nur uns als Engländer ist es indessen sehr angenehm, die Entdeckung zu machen, daß Cagliostro wenigstens bei uns Gegner fand, die seiner würdig waren. Der Geier, welcher so viele Gänse gerupft, fand, daß nicht unsere ganze Insel mit Gänsen bevölkert war, sondern hier und da auch mit Adlern, deren Schnäbel und Klauen noch schärfer waren als die seinen. Bridle, Colett, Saunter, O'Neill — diese mögen als Rechtfertiger und Verfechter des englischen Nationalcharakters auftreten. Von diesen ward Graf Alessandro Cagliostro, wie sich in düsteren schwankenden Umrissen, wie wohl ganz unabweisbar, herausstellt, verklagt, verhaftet, gequält, gequältheit und so maltrattirt, daß er endlich das Gefängniß von King's Bench als eine willkommene Freistadt begrüßte. Der eigentliche Proceß liegt allerdings in Dunkel begraben, doch beweist er in den Augen aller Vorurtheilsfreien den raubvogelähnlichen Charakter unserer Insel und der fremde Charlatan aller Charlatane mit all seiner schaumurgelichen Hanfseide, seinen Letternummern, Schöndruckassern, Verführungen, Phosphorbüchsen und ägyptischen Weizen findet in der natürlichen, durch nichts unterfügten Schlaubeit englischer Advokaten einen Grund, der ihn beinahe erwürgt. Der Geier benutzte daher, da er gar so schauerhaft gekocht und gerupft wird, die erste Gelegenheit, wo er sich wieder frei fühlte, aufzuspringen und fernem Landen zuzuwellen.

Etwas Gutes hat er jedoch mitgenommen — die Einweisung in einige der Geheimnisse des Freimaurerweihens. Der Charlatan der Charlatane mußte bei seinem angeborenen Hange zum Uebernatürlichen und Geheimnißvollen schon lange sein Augenmerk auf die Freimaurerei gerichtet haben, welche mit ihrer Mummerei, ihren Schärpen, blanken Tegen, schrecklichen und ehrwürdigen Brüdern — was bei Kerzenlicht sich alles so imposant ausnimmt — ihm das auserwählte Element darbot. Alle Menschen gewinnen durch die Verbindung mit Menschen; der Charlatan eben so

sehr wie ein anderer, ja hat er nicht in den beiden Worten: *beishworten* und *Geheimhaltung* einen wirklichen und wahrhaften Talisman gefunden! Tagliostro beschließt also, sich der Freimaurerei zu widmen. Es ward später hervorgehoben, daß die Loge, in welche er und seine Seraphina Zutritt erhielten — denn auch sie ward Maurer oder Maurerin und erhielt feierlich ein Band umgebunden, mit dem Befehle, eine Nacht darin zu schlafen — in socialer Beziehung eine Loge von ziemlich niederem Range gewesen sei, deren Mitglieder größtentheils aus Pastetenbäckern und Friseurern bestanden. Hierauf ist zu erinnern, daß nur diese Loge es war, wo französisch gesprochen ward, und daß ein Mensch und ein Freimaurer immer noch Mensch und Freimaurer bleibt, auch wenn er Pasteten bäckt.

Doch dem sei wie ihm wolle, der gelehrige Recipient wird gegen Erliegung von fünf Guineen sehr rasch nach einander Lehrling, Geiße und Meister. Daß er erst mittelst eines an der Decke befestigten Seiles und Flaschenzuges in die Höhe gezogen wird, wobei ihm „die schwere Masse seines Körpers ganz gewiß eine sehr schmerzhaftige Empfindung verursacht haben muß“, worauf er dann genöthigt wird, sich zum Zeichen seines Muthes und Gehorsams mit verbundenen Augen zu erstrecken (obgleich mit einem blindgeladenen Pistol) — alles dies können wir für ein Märchen halten, welches der ohnehin zur Täuschung geneigten römischen Inquisition aufgebunden ward. Werden wir gefragt, in welcher Londoner Loge dies geschah, so müssen wir leider darauf antworten, daß wir es nicht wissen und niemals erfahren werden. So viel nur ist gewiß, daß Graf Alessandro in den Freimaurerorden aufgenommen und Meister geworden ist und daß, nachdem er einmal die Schwelle überschritten, sein plastisches Genie hier nicht stehen bleiben wird. Demgemäß hat er von einem Buchhändler gewisse Manuscripte gekauft, die einem gewissen Georg Coston, einem ihm und uns vollständig unbekannten Manne gehört und die von der „egyptischen Maurerei“ handeln, mit andern Worten, Graf Alessandro will mit seinem neuen für fünf Guineen erkauften Blasebalg auch blasen, denn es liegt in seinem Interesse, fortwährend Wind zu machen.

In Bezug auf jene ungeheure Seifenblasen einer ägyptischen Maurerei, welche er blies und womit er viele Fliegen fing, ist es unsere peinliche Pflicht, ein wenig darüber zu sagen. Der Inquisitions-Biograph mit seiner tödtlichen Furcht vor ihm immerwährend vor Augen schwebenden legerischen demokratischen und schwarzkünstlerischen Freimaurern geht bis in grenzenlose

Tiefen auf den Gegenstand ein, indem er commentirt, erläutert und sogar widerlegt, denn ein freimaurerisches Ordensbuch Cagliostro's, welches ihm in die Hände gefallen ist, erschließt ihm das ganze Geheimniß. Die Ideen erklärt er für Cagliostro's Eigenthum, die Abfassung, aber für das eines seiner Schüler, denn der Graf besaß hierzu nicht die nöthige Befähigung. Und was sagt denn der Schüler, oder vielmehr, was theilt uns der Inquisition-Biograph von dem, was der Schüler sagt, mit? Viel, viel, was nicht zur Sache gehört.

Voraus bemerkt muß jedoch werden, daß Graf Alessandro, nachdem er durch den absolut unbekannten George Coston mit dem Begriff der ägyptischen Mauterei, worin noch viel „Magie und Aberglauben“ enthalten war, bekannt geworden, beschließt, sie von diesen tadelnswerthen Ingredienzien zu reinigen und eine Art legitimes Evangelium oder Erneuerer des Weltalls — welches der Erneuerung und Verbesserung so sehr bedurfte — daraus zu machen. „Da er in Religionsfachen nichts glaubte,“ sagt unser hölzerner Vertrauter, „so konnte ihn auch nichts aufhalten.“ Allerdings, aber wie ging er denn nun weiter und wie weit ging er?

„In seinem System,“ sagt der Inquisition-Biograph, „verspricht er seinen Anhängern, sie mittelst einer physischen und moralischen Wiedergeburt zur Vollkommenheit zu führen; sie durch die erstere oder physische in den Stand zu setzen, die prima materia oder den Stein der Weisen und die Acacia zu finden, welche in dem Menschen die Kräfte der blühesten Jugend consolidirt und ihn unsterblich macht. Durch die letztere oder moralische Wiedergeburt verspricht er ihnen ein Pentagon zu verschaffen, welches den Menschen wieder in den durch die Erbsünde verloren gegangenen Zustand der Unschuld versetzen soll. Der Gründer glaubt, daß diese ägyptische Mauterei von Enoch und Elias eingelegt ward, welche sie in verschiedenen Theilen der Welt verbreiteten; mit der Zeit verlor sie jedoch viel von ihrer Reinheit und ihrem Glanze. So war allmählig die Mauterei der Männer zu einem bloßen Vossenspiel herabgesunken und die der Frauen fast gänzlich vernichtet worden, weil dieselbe in der gewöhnlichen Mauterei jetzt keinen Platz mehr hat, bis endlich der Eifer des Großpöbels (so werden die ägyptischen Hohenpriester genannt) sich dadurch ausgezeichnet hat, daß er die Mauterei beider Geschlechter in ihrem früheren Glanze wiederherstellte.

In Bezug auf die große Frage der Erbauung dieses unsichtbaren Pentagon, welches die Grbiünthe aufheben soll, wie man zu diesem Zwecke einen einsamen Berg wählen und ihn Sinai nennen und dann einen Tempel darauf bauen soll, welcher Sion heißt und zwölf Seiten, auf jeder Seite ein Fenster und drei Stodwerke hat, von welchen eins Ararat heißt; wie man ferner mit zwölf Meistern, einem an jedem Fenster, während man selbst in der Mitte steht, eine unsäglich Menae Formalitäten, Vizielen, Tadeln und Kasteiungen durchzumachen hat, bei welchen es immer noch zweifelhaft bleibt, ob man den Pentagon zuletzt auch wirklich bekommt, — in Bezug auf diese große Frage wollen wir nichts sagen. Oben so wenig sagen wir in Bezug auf den noch großartigeren und schmerzhafteren Proceß der physischen Wiedergeburt oder des Wiedergeburtwerdens — ein Ding, welches nicht anders zu erreichen ist, als durch vierzehntägiges Meditiren, Purgiren, Schweißbäder, Ohnmachten, Wurzelfrost, Aterlässe, Hungern und Verzweiflung — vielleicht mehr, als die ganze Wiederverjüngung werth ist. Indem wir diese inneren Ceremonien und viele hochtrabende Moralphretiaten über Einigkeit, Tugend, Weisheit, Unsterblichkeitslehren und Gott weiß was sonst noch, übergehen, bitten wir den Leser, mit uns einen Blick auf gewisse geheimnißvolle äußere Ceremonien dieser ägyptischen Maurerei zu werfen, so wie sie der Inquisition's-Biograph und in seinem Werke mittheilt.

„Unter diesem ganzen Ceremoniell.“ sagt der böserne Biograph, „findet man eben so viel Gotteskästerung, Profanation, Aberglaube und Abgötterei, wie bei der gewöhnlichen Maurerei — Anrufungen des heiligen Namens, Kniebeugungen, Andeutungen des ehrwürdigen Pruters oder Hauptes der Loge; Anhauchen, Weihrauchverbrennen, Räucherungen, Exorcismen der aufzunehmenden Candidaten und der Gewänder, die sie anlegen sollen; Embleme der allerheiligsten Dreieinigkeits, des Mondes, der Sonne, des Cirkels, des Quadrats und tausend und abertausend andere Auslosigkeiten und Abergelheiten, die jetzt in der Welt wohlbekannt sind.“

„Wir erwähnten oben den Großtophia. Unter diesem Titel versteht man den Gründer oder Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei. Saglosköräume (mir dem Inquisitor) ohne Schwierigkeit ein, daß unter diesem Namen er selbst gemeint sei. In diesem System wird der Großtophia mit dem Höchsten verglichen. Es wird ihm die feierlichste Anbetung dargebracht; er besitzt Herrschaft über die Engel; er wird bei allen Gelegenheiten angerufen; alles geschieht kraft seiner Macht, welche er, dem Vorgeben nach, unmittelbar

von Gott erhält. Ja noch mehr, unter den verschiedenen Ceremonien, die bei dieser Ausübung der Maurerei zu beobachten sind, wird ihren Anhängern befohlen, das *Veni Creator spiritus*, das *Te Deum* und einige Psalmen David's herzusagen, und die Unverschämtheit und Frechheit geht so weit, daß in dem Psalm *Memento, Domine, David et omnis mansuetudinis ejus*, jedesmal wo der Name David vorkommt, der des Großkopfs zu substituiren ist.

„Von der egyptischen Gesellschaft ist keine Religionsgemeinschaft ausgeschlossen; der Jude, der Calvinist, der Lutheraner können eben so gut aufgenommen werden, als der Katholik, dafern sie nur das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele einräumen.“ Die zu dem Range eines Meisters erhobenen Mitglieder nehmen die Namen der alten Propheten an; die Frauen die der Sibyllen.

— „Dann bläst die Großmeisterin auf das Gesicht der Aufzunehmenden von der Stirn bis zum Kinn und sagt: Ich gebe Dir diesen Hauch, damit die Wahrheit, die wir besitzen, keime und lebendig werde“ u. s. w.

— „Sie nehmen einen Knaben oder ein Mädchen, welches sich noch im Stande der Unschuld befindet. Diese führen den Namen des Schülers oder der Taube, und der Großmeister theilt ihnen die Macht mit, die er vor dem Sündenfalle der Menschen gehabt haben würde, welche Macht hauptsächlich darin besteht, daß dadurch den reinen Weibern Befehle erteilt werden können. Diese Geister sind sieben an der Zahl; sie stehen um den Thron des Allerhöchsten und regieren die sieben Planeten. Ihre Namen sind Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobiadhel und Annadriel.“

Oder wünscht der Meister vielleicht diese Taube oder columba in Thätigkeit zu sehen? Sie kann auf zweierlei Weise agiren; entweder hinter einem Vorhang, hinter einem mit Hieroglyphen bemalten Schirm mit einem Tische und drei Leuchtern, oder wie hier der Fall ist, vor der Wasserflasche. Wenn das Wunder sehr schlägt, so kann der Grund davon bloß darin liegen, daß sie sich nicht im Stande der Unschuld befindet, weshalb in dieser Beziehung die größte Vorsicht anzuwenden ist. Der Schauplatz ist in Wien; freilich war dabei ein Schüler und keine columba thätig, was aber übrigens vollkommen gleichgültig ist.

„Gagliostro,“ erzählt der Inquisitions-Bischof, „brachte demgemäß einen kleinen Knaben in die Loge; es war der Sohn eines vorzigen Geismanns. Er ließ ihn vor einem Tische niederknien, auf welchem eine Flasche

mit reinem Wasser und hinter dieser einige angezündete Lichter standen. Er machte einen Exorcismus um den Knaben herum, legte die Hand auf seinen Kopf und beide beteten in dieser Stellung um den göttlichen Beistand zur glücklichen Vollendung des Werkes. Hierauf befahl er dem Knaben, in die Glaube zu sehen, und der Knabe rief sogleich, er sähe einen Garten. Da Cagliostro hieran erkannte, daß der Himmel ihm beistand, so sagte er Ruth und forderte den Knaben auf, Gott um die Gnade zu bitten, ihm den Engel Michael sehen zu lassen. Erst sagte der Knabe: „Ich sehe etwas Weißes; ich weiß nicht, was es ist.“ Dann begann er wie ein Beseffener herumzufpringen und zu stampfen und rief: „Jetzt sehe ich ein Kind, wie ich, welches etwas Engelgleiches zu haben scheint.“ Die ganze Versammlung und Cagliostro selbst war vor Gemüthsbewegung sprachlos. — Nachdem das Kind von neuem exorcisirt worden, legte ihm der Großmeister wieder die Hände auf das Haupt und betete wie vorher zum Himmel. Der Knabe sah wieder in die Glaube und sagte, er sähe seine Schwester in diesem Augenblicke die Treppe herunterkommen und einen ihrer Brüder umarmen. Dies erschien Allen unmöglich, denn der fragliche Bruder war damals mehrere hundert Meilen entfernt; Cagliostro aber kam deswegen nicht aus der Fassung und sagte, man möge nur nach dem Landhause schicken, wo die Schwester sich aufhielt und nachfragen lassen.“

Wunderbar genug. Hier jedoch kommt ziemlich plötzlich eine That-
sache zum Vorschein, welche, wie der Inquisition-Biograph sehr richtig bemerkt, dazu dienen muß, alle Anhänger Cagliostro's zu enttäuschen oder wenigstens schamroth zu machen. Es heißt nämlich:

„Der Großkophta, der Wiederhersteller und Verbreiter der ägyptischen Maurerei, Graf Cagliostro selbst, bezeugt im größten Theile seines Systems die tiefste Ehrerbietung vor dem Patriarchen Moses, und dennoch versicherte dieser selbst Cagliostro vor seinen Richtern, daß er stets den unüberwindlichsten Widerwillen gegen Moses empfunden und schreibt diesen Haß seiner fortwährenden Meinung zu, daß Moses ein Dieb gewesen, weil er die ägyptischen Gefäße mitgenommen, bei welcher Meinung er trotz all der scheinbaren Argumente, die ihm entgegengesetzt wurden, um ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit stehen geblieben ist!“ Wie soll man diese beiden Inconsequenzen mit einander in Einklang bringen? Ja-
wohl, wie?

Jedoch um mit dieser ägyptischen Maurerei zu Rande zu kommen, wollen wir jetzt zum ersten und zum letzten Male einen Augenblick lang durch das Glas des Herrn von Luchet in seinem „Essai sur les Illuminés“ gucken. Da die ganze Sache fast weiter nichts als eine Chimäre ist, wie sollte sie anders als chimärisch geschildert werden? Und doch ist von dem Nachfolgenden wenigstens so viel wahr, daß ein Geschöpf vom Samen Adams es für wahr hielt. So höret denn, o höret:

„Der Recipient wird auf einem dunkeln Wege in einen ungeheuren Saal geführt, dessen Decke, Wände und Fußboden mit schwarzem Tuch bedeckt sind, welches mit rothen Flammen und drohenden Schlangen besät ist. Drei Todtenlampen verbreiten von Zeit zu Zeit einen verlöschenden Schimmer und das Auge erkennt in dem düsternen Raume gewisse, in Trauerflöten herabhängende Ueberbleibsel der sterblichen Menschennatur. Ein Haufen von Skeletten bildet in der Mitte eine Art Altar; zu beiden Seiten desselben sind Bücher aufgehäuft. Einige derselben enthalten Drohungen gegen die Meineidigen; andere die Erzählung der Rache, welche der unsichtbare Geist genommen.

„Acht Stunden verfließen. Dann schweben Gespenster in langen schleppenden Sterbegewändern durch den Saal und sinken ohne ein hörbares Geräusch von Kalthüren oder dergl. in Höhlen hinab. Nur an einem üblen Geruche, den sie aushauchen, bemerkt man, daß sie fort sind.

„Der Novize bleibt, umringt von eifriger Todtenstille, vier und zwanzig Stunden an diesem düstern Aufenthalt. Strenges Fasten hat bereits seine Körper- und Geisteskräfte geschwächt. Eigend zu diesem Zwecke bereitete Getränke ermüden anfangs seine Sinne und erschöpfen sie endlich gänzlich. Zu seinen Füßen stehen drei Becher, die mit einem Trank von grünlicher Farbe gefüllt sind. Die Nothwendigkeit hebt sie an seine Lippen, unwillkürliche Hurcht stößt sie wieder zurück.

„Endlich erscheinen zwei Männer, die er als die Voten des Todes betrachtet. Diese umgürten die bleiche Stirn des Novizen mit einem in Blut getauchten Band, auf dem sich eine Menge silberne Buchstaben und das Bild der heiligen Jungfrau von Loreto befinden. Er erhält ein kupfernes Kreuzifix von zwei Zoll Länge, und um den Hals hängt man ihm eine Art in violettes Tuch geschullter Amulette. Man zieht ihm seine Kleider aus, welche zwei dienende Brüder auf einem am andern Ende des Saales errichteten Schelterhaufen niederlegen. Mit Blut werden ihm dann Kreuze auf seinen

nackten Körper gezeichnet. In diesem Zustande des Leidens und der Demüthigung sieht er fünf mit Schwertern bewaffnete Gestalten in bluttriefenden Kleidern mit großen Schritten herannahen. Ihre Gesichter sind verschleiert, sie breiten einen Teppich auf den Fußboden, knien nieder, beten und verbarren so mit ausgestreckten, über der Brust gekreuzten Händen, während sie die Augen in tiefem Schweigen auf den Boden heften. Eine Stunde vergeht in dieser peinlichen Stellung. Nach dieser ermüdenden Prüfung hört man ein wehklagendes Geschrei, der Scheiterhaufen geräth in Brand, aber verbreitet nur einen bleichen Schein; die Kleider werden darauf geworfen und verbrannt. Eine kolossale und fast durchsichtige Gestalt steigt aus der Mitte des Scheiterhaufens empor. Bei ihrem Anblick fallen die fünf knieenden Männer in Zuckungen, deren Anblick fast unerträglich ist — ein nur allzureues Abbild jenes Schäumens und Kämpfens, welchem ein Sterblicher von plötzlichem Schmerz ergriffen, zuletzt erliegen muß.

„Dann durchdröhnt eine zitternde Stimme das Gewölbe und sagt die Formel jener fluchwürdigen Eide vor, welche geschworen werden sollen. Meine Feder sträubt sich, und ich halte es fast für ein Verbrechen, diese Worte hier niederzuschreiben.“

O Lucher, wie bist du doch verblendet! Du glaubst, es sei keine Hoffnung mehr übrig? Dein Gehirn hat sich in faules Girewß verwandelt; Hülfe scheint nicht mehr vorhanden zu sein, ausgenommen in jenem letzten Mutterschooße aller Verlorenen — im Brannnwein! — Die gefühllose Welt mag lachen, aber sie möge auch bedenken, daß vor vierzig Jahren diese Dinge in den Köpfen vieler Menschen beklagenswerthe Thatfachen waren.

Was die fluchwürdigen Eide betrifft, so scheint folgender der hauptsächlichste zu sein: „Ehre und Achtung der Aqua Tofana als einem sichern, schnellen und nothwendigen Mittel, um das Erbreich durch den Tod oder die Veräufung Perer zu reinigen, welche sich bemühen, die Wahrheit zu entwürzen oder sie unsern Händen zu entreißen.“

Und die Katastrophe endet damit, daß der arme halbtotte Novize erst in Blut und dann nach einigen Kniebeugungen in Wasser gebadet wird, worauf man ihm eine aus Wurzelgewächsen, wahrscheinlich Kartoffeln, bestehende Mahlzeit aufträgt.

Man denke sich nun dieses ganze grenzenlose, schlauersonnene Conglomerat von Totenköpfen, hieroglyphisch bemalten Schirmen, Columbinen im Stante der Unschuld, mit geräumigen finsternen oder vom günstigsten theatra-

lichten Hellsdunkel erfüllten Sälen, Kircher's Laterna magica, Belsazar'sche Phosphorschrift an der Wand, wehklagendes Geschrei, Glockengeläute, den langen weißen Bart eines aus dem Dunkel auftauchenden übernatürlichen Groggphobia; — und wie dies nicht bloß indirect durch die thörichtesten Sinne der Menschen, sondern direct auf ihre Einbildungskraft wirkt und sich mit Enoch und Elias, mit Philanthropie, Unsterblichkeit, Eleutheromanie und Adam Weisshaupt's Illuminaten und so abwärts bis mit der unendlichen Tiefe in Verbindung bringt — man denke sich alles dies und in der Mitte davon eifrig und wachsam den gewandtesten Vanourgos sitzend, welcher das gewaltige Chaos in eine Schöpfung — baaren Geldes umwandelt. In einen solchen weiten plastischen Ocean von Blendwerk und Schaum hatte jetzt der Erzcharlatan sich glücklich zu verwickeln begonnen.

DemgemäÙ zieht er wohlgemuth hinaus, um überall sein Glück zu machen. In irgend einer Stadt angekommen, braucht er sich bloß durch maurerischen Händetruck bei dem Meister des Ortes zu accreditiren und wird nicht allmählig, wie früher, sondern in einer einzigen Nacht in großer Ege mit dem Besten und Dünneften bekannt gemacht, was es fern und nah giebt und zwar in der passendsten Arena, einem mit vergoldeten Pappdeckeln geschmückten Freimaurerisale. Hier zwischen den beiden Säulen Jachin's und Boas' kann der große Schastieb seine ganze Heerde in einer Herde versammelt sehen. Sie blökt ihm liebreich entgegen und leckt die Hand, die ihr das Blut abzapfen soll.

Siegreicher Acharat-Beppo! der Genius des Erstaunens hat überdies jetzt seine Glorie über ihn ausgegossen; sein Haupt umgiebt ein Strahlen-glanz und selbst seinen Gang findet man übernatürlich. Man sehe ihn, wie er überall mit Blicke oder ehrfurchtvollem Schweigen bewillkommnet wird; mit vergoldeten Pappdeckeln geschmückte Freimaurer empfangen ihn unter dem Stahlbogen gekreuzter Fegen; er setzt sich auf den Stuhl des Meisters, hält hochtrabende stundenlange Reden über Maurerei, Moralität, Universal-wissenschaft, Gottheit und Dinge im Allgemeinen mit einer „Erhabenheit, Emphe und Salbung, die, wie es scheint, aus der besondern Eingebung des heiligen Geistes hervorzugehen scheint.“ Und nun giebt es egyptische Fegen zu gründen und mit ihnen zu correspondiren, eine Sache, die Geld kostet; Grundbesitztheile eines manchen und schätzbaren Arcanums, ja, wenn der Ort das Geld daran wenden will, selbst des Pentagons können den im Leben Geläuterten gegeben werden. Wie gern würde er sie ihnen

schicken, aber sie müssen von den äußersten Enden der Welt herbeigebracht werden und kosten Geld, und mit welchem zehnfachen Ungestüm erweitern sich nun auch alle die andern Geschäfte mit ägyptischen Weinen, Schönheitswassern und dergl. und steigen im Preise! Lebendmüder reicher Rüstiggänger, diese seraphische Gräfin ist Großprieesterin der ägyptischen Frauenlogen, sie hat einen Anflug von der überflinnlichen Undine an sich — haßt du unter allen deinen Intriguen wohl jemals nach Endymion-Art eine Intrigue mit der keuschen Diana — auch Selate genannt — gehabt? Und du, o antiquirte, vielliebende, verblühete reiche Wittwe, dieser Damenritter kann, wenigstens ist es wahrscheinlich, die sieben Engel, Uriel, Annachiel u. Comp. commandiren; wenigstens ist er ein Mann, auf welchen die Augen von ganz Europa gerichtet sind! — Der schlaue Fuchs füllt sich die Taschen mit Geld und kann dabei thun, als verachte er das Geld.

Und, die wir viel über die Sache nachgedacht, ist das Sonderbarste hierbei von Allem, wie Graf Cagliostro, nachdem er unter dem Stahlbogen empfangen worden, ein- bis dreißündige Reden über Universalwissenschaft von solcher Salbung halten konnte, daß er, wir wollen nicht sagen, wie vom heiligen Geiste inspirirt erschien, sondern daß er nicht schon nach den ersten zehn Worten zur Thür hinausgeworfen und in einem ganzen Ocean von Salz und Wasser ersäuft ward. Der Mann konnte nicht sprechen, sondern bloß langathmiges verworrenes Zeug ohne allen Sinn und Verstand schwagen. Er besaß keinen Gedanken, den er hätte aussprechen können, ja er besaß nicht einmal eine Sprache. Sein fließendes Italienisch und mit Freyen aus allen europäischen Dialecten gespicktes Lohbedienten-Französisch war keinem Sterblichen ganz verständlich, es war ein Landerwelsch, wie beim Thurmbau zu Babel, welches Viele bewog, ihn für eine Art Juden zu halten. Aber war es wohl mit der Sprache der Griechen oder der der Engel etwas Anderes? Der Mann hat ein für allemal nicht die Fähigkeit, seine Gedanken klar zu äußern, seine Zunge giebt wohl Geräusch genug von sich, aber keine Rede. Wenn er die einfachste Geschichte beginnt, so stockt sein Strom schon bei dem ersten Stadium, schäumt „ahem! ahem!“ und verliert sich in die Erde oder strömt ohne Bett oder Ufer ur- bildet einzelne getrennte Flüsse. Es ist nicht ein Strom, sondern ein See, ein weit ausgebreiteter, unentlicher Morast. Sein ganzer Gedanke ist verworren und unentwirrbar; die Gedanken oder vielmehr die Ansätze von Gedanken, die er hat, können sich bloß durch Reußen oder hervorgewollte krampfhaftige Ausbrüche kund-

geben. Man höre ihn nur ein einziges Mal und zwar bei einer verhängnisvollen Gelegenheit, so wie der Inquisitions-Gurney seine Worte wiedergiebt.

„Ich meine und ich wünsche zu meinen, daß eben so wie Die, welche Vater und Mutter ehren und dem Papst unterthänig sind, von Gott gesegnet werden, eben so auch ich alles, was ich that, auf den Befehl Gottes gethan habe, mit der Macht, die er mir verlieh und zum Nutzen Gottes und der heiligen Kirche; und ich will die Beweise von Allem beibringen, was ich gethan und gesagt, nicht bloß physisch, sondern auch moralisch, indem ich zeige, daß, da ich Gott für Gott und durch die Macht Gottes gekient habe, er mir endlich das Gegengift gegeben hat, die Hölle zu verwirren und zu bekämpfen, denn ich kenne keine anderen Feinde, als die, welche in der Hölle sind, und wenn ich unrecht habe, so wird der heilige Vater mich strafen, wenn ich recht habe, wird er mich belohnen; und wenn der heilige Vater diese meine Antworten heute Abend in seine Hände bekommen könnte, so sage ich allen Brüdern, gläubigen sowohl als ungläubigen, voraus, daß ich morgen früh frei sein würde.“ — Als man ihn nun aufforderte, diese Beweise zu geben, antwortete er: „Um zu beweisen, daß ich von Gott zu einem Apostel erwählt worden bin, um die Religion zu verteidigen und auszubreiten, sage ich, daß so wie die heilige Kirche Pastoren eingesetzt hat, um im Angesicht der Welt zu beweisen, daß sie der ächte katholische Glaube ist, eben so auch ich, da ich mit Billigung und auf den Rath von Pastoren der heiligen Kirche gehandelt, wie ich schon sagte, in Bezug auf alle meine Operationen vollkommen gerechtfertigt bin; und diese Pastoren haben mir versichert, daß mein ägyptischer Orden göttlich war und in einen von dem heiligen Vater functionirten Orden umgewandelt zu werden verdiente, wie ich schon in einem frühern Verböhr gesagt habe.“

Wie um's Himmels willen, fragen wir nun nochmals, konnte ein so einfältig plappernder Truthahn „mit Salbung“ sprechen?

Interessen, es ist hier Zweierlei in Betracht zu ziehen. Erstens der Unterschied zwischen Sprechen und Oeffentlichsprechen — ein durchaus generischer Unterschied — und zweitens die wunderbare Macht einer gewissen Redheit, die oft auch Unverschämtheit genannt wird. War es niemals dein hartes Schicksal, lieber Leser, irgend einer zu einem öffentlichen Zwecke berufenen Versammlung beizuwohnen? Gewiß hast du dann ein gemäßigtes Langohr auf eigenen freien Antrieb oder äußer Nothigung folgend aufstehen sehen

und seiner Stimme freien Lauf lassen hören. Wohl wußtest du, daß in seinem ganzen Gelsdagehirn nicht ein Bruchtheil von einer Idee vorhanden sei, niemals vorhanden gewesen und auch niemals vorhanden sein könne; aber nichtsdestoweniger gieb nur Acht. Wenn anfangs ein ominöser Rebel umherischwehelt und nichts, nicht einmal Unsinn, in seiner Erinnerung weilt, so laß das nur gut sein; er möge sich nur immer verzweifelt weiterkämpfen, denn der Zauber ist gebrochen. Gemeinplätze sind genug zur Hand: „Liebe zur Arbeit“, „die Rechte der nothleidenden Millionen“, „Thron und Altar“, „die göttliche Gabe des Gesanges“ oder was es sonst sein mag. Die Versammlung hat sich ja schon durch ihren Namen in ein gegebenes Element von Gemeinplätzen versetzt. Aber nun siehe, wie seine Sprechorgane allmählig warm werden und die Friction verschwindet; Bravoruf und Händeklatschen heben ihn im Verein mit den vorhergenossenen guten Speisen und starken Getränken auf den Gipfelpunkt der erhabensten Stimmung und nun laß deinen Dummkopf mit seiner starktönenden Stimme nur fortwährend die glatte sichere, parallele Bahn einhalten; parallel mit der Wahrheit oder ziemlich so; um's Himmels willen nicht in Verührung damit. Kein Hinderniß wird sich ihm in den Weg stellen und er wird von dem ihn begünstigenden Element der Gemeinplätze siegreich dahingetragen. Er ist wie der Fiel, den man kopfüber ins Wasser stürzt. Anfangs droht das Wasser ihn zu verschlingen, aber bald findet er zu seinem Erstaunen, daß er darin schwimmen kann, daß es Tragkraft hat und ihn nicht sinken läßt. Eine einzige Bedingung ist unerlässlich: Redheit, oder was man gewöhnlich Unverschämtheit nennt. Unser Fiel muß sich seinem wässrigen Elemente überlassen, fest und mutig seine vier Beine von sich strecken; dann wird er nicht erlaufen oder untersinken, sondern triumphirend vorwärts schießen und schwimmen, zur Bewunderung Aller, die ihn sehen. Der Fiel schüttelt, nachdem er wohlbehalten das andere Ufer erreicht hat, sein rauchtes Fell, erschaut über das in ihm liegende Talent, von welchem er bis jetzt selbst noch nichts gewußt und wackelt freudig mit seinen langen Ohren.

So ist es auch mit dem öffentlichen Redner. Gaalstro ist, wie wir ihn von Alters her kennen, nicht ohne eine gewisse polternde Gleichmüthigkeit des Geistes und des Körpers mit dahinter lauernder Heftigkeit; er besitzt eine gewandte geräuschvolle Zunge und in der Redheit, die man gewöhnlich Unverschämtheit nennt, findet er nirgends seines Gleichen. Die Gemeinplätze solcher Stahlbogen-Versammlungen hat er bald abgelautet und sich zu

eigen gemacht. Oben diese polternde Geschmeidigkeit und die dahinterstehende Befähigkeit sind, sobald sie einmal ein Element und einen Anreiz finden, die eigentliche Begabung eines fließenden öffentlichen Redners — vor Tummköpfen.

Hier wollen wir auch eines anderweiten Umstandes gedenken, der, wenn er wahr ist, was er sehr leicht sein kann, eine gewisse Bedeutung hat. In jüngeren Jahren gab sich Peryo Balsamo einmal viel Mühe, sich von einem Dorfscharrer unter allerhand falschen Vorwänden ein Flöckchen in geweihtes Del getauchte Baumwolle zu verschaffen. Was konnte ein solches in geweihtes Del getauchtes Flöckchen Baumwolle ihm nützen? Ein Ungläubiger aus Ueberzeugung konnte der ungläubige Peryo niemals sein, sondern bloß aus Dummheit und moralischer Verworfenheit. Konnte nicht auf dem Boden seiner chaotischen polternden Natur dennoch ein gewisses Moschuskorn wirklichen Aberglaubens liegen? Wie wunderbar ein solches Moschuskorn des Glaubens oder Aberglaubens eine ganze innere Welt des Charlatanismus mit seinem verführerischen Tufte durchdringt und schwängert, so daß jede Fieber derselben nach Moschus riecht, ist wohlbekannt. Kein Charlatan kann so überzeugen, wie der, welcher selbst einige Ueberzeugung besitzt. Ja, so wunderbar ist der Act des Glaubens, daß Täuschung und Selbsttäuschung, streng gesprochen, in allen Charlatanen neben einander existiren müssen und der vielleicht als der beste Charlatan definiert werden kann, bei welchem das kleinste Moschuskorn der letztern die größte Masse der erstern hinreichend durchdringt und würzt.

Aber lag nicht eigentlich in Gagliostro eine gewisse tombacne Nachahmung von Allem, was im Menschen Goldens und Gutes liegt, ja sogar von Einigem, was das Beste an ihm ist? Pravorufen, illuminierte Hieregypsen und das Entzücken dicht gedrängter Zuhörermassen können ihn trunken machen; gerade die Nichtswürdigkeit seiner Praxis begeistert ihn zum laute ren Lobe der Theorie und „Philanthropie, göttliche Wissenschaft“, „Tiefe unbekannter Welten“, „erhabnere Gefühle des Herzens“ und dergl. Redensarten verschlen selten, empfindsame Giel bis zu Thränen zu rühren. Auch kommt gar nichts darauf an, wie gering an Zahl die seinen Vorträgen zu Grunde liegenden Gemeinplätze sind oder wie leer sein Korb ist, dafern er nur gut agitiert. So machen ein paar in die leerste Blase geworfene und hin und her geschüttelte Meistropfen Lärm genug und bewirken, wenn sie geschickt geschüttelt werden, sogar eine Art kriegerischer Musik.

Von dieser Art ist das Geschwäg Gagliostro's, welches alle Klassen

von gläubigen Seelen bezaubert. Wenn jener alte Kirchenvater Cyprianus oder Goldmund genannt ward, so muß man den modernen Charlatan Tombacostomus oder Tombadmund nennen; in einem ehernen Zeitalter findet ein solches Metall schon Wahlverwandschaften. Im Ganzen genommen verdient auch wohlbeachtet zu werden, in welchem Elemente der Charlatan ganz besonders arbeitet. Es ist dies das Element des Wunderbaren! Der Mann der Wahrheit, sei er nun Künstler oder Handwerker, arbeitet in der Endlichkeit des Bekannten; der Charlatan in der Unendlichkeit des Unbekannten. Und wie wächst und gedeiht er in der schnellsten Progression, sobald er sich einmal bemerkbar gemacht! „Dein Name ist berühmt,“ sagt das Sprichwort, „und du kannst nun ruhig im Bett liegen bleiben.“ Ein Nimbus von Ruhm und übernatürlichem Erstaunen umgibt Cagliostro und bezaubert das Auge des Publikums. Die wenigen hier und da zerstreuten denkenden Sterblichen, welche ihn durchschauen, schließen, durch das allgemeine Getöse übertäuscht, verächtlich und bekümmert den Mund und vertrauen auf jenes größte aller Abhülsmittel, auf die Zeit.

Mittlerweile schreitet der Zauberer auf seiner Bahn immer weiter; die grenzenlosen Materialien zum Betrüge, die Habgier und Unwissenheit und ganz besonders der thierische Sinn, welcher in diesem, dem am leichtesten zu täuschenden aller modernen Zeitalter in Europa vorhanden ist — alles dies wird aufgerührt und zu seinen Gunsten in Währung versetzt. Er rollt dahin wie ein Komet; sein Kern, welchem zufolge er Dummköpfe bezahlt und lobt, umfaßt in langem Radius jede Stadt und Provinz, über welcher er schwebt; sein dünnerer Schweif aus neugierigen und verwunderten Dummköpfen bestehend, erstreckt sich bis in die fernsten Länder. Der gute Lavater in seinen schweizerischen Bergen konnte von ihm sagen: „Cagliostro ist ein Mann, wie es wenige giebt, an den ich aber doch nicht glaube. O daß er einfältig von Herzen wäre und demüthig wie ein Kind; daß er Gefühl hätte für die Einsalt des Evangeliums und die Hoheit des Herrn! Wer wäre so groß als er? Cagliostro sagt oft, was nicht wahr ist und verspricht, was er nicht hält. Und dennoch halte ich seine Operationen keineswegs für einen Betrug, obgleich sie nicht sind, wofür er sie ausgiebt*).“ Wenn das der gute Lavater von Cagliostro sagen konnte, was mußten dann nicht erst Andere sagen!

*) Lettre du Comte Mirabeau sur Cagliostro et Lavater.

Nach Kometenart, unter lautem Paukenwirbel, überall unter dem Stahlbogen, Geister citirend, Metalle verwandelnd (für Die, welche das nöthige Geld dazu vorstrecken konnten) hat der Erzcharlatan das Sachienland durchzogen. In Leipzig rennt er mit einem Kollegen, dem armen Schröpfer, zusammen und bohrt ihn in den Grund. Durch das östliche Deutschland zieht er weiter nach Preussisch-Polen und so kommt er endlich im Frühling 1780 nach Peteröburg. Hier wird sein Zelt aufgeschlagen und seine Fahne mit gutem Erfolg aufgezflanzt. Freimaurerlogen haben lange Ohren; er vertheilt, wie jetzt seine feste Gewohnheit geworden, spagirische Speise, Medizin für die Armen. Einem Bischofthron-Fürsten, Poremkin oder einem seines Gleichen, denn die Nachrichten sind zweifelhaft, wässert der Mund nach einer jeraphischen Seraphina; alles geht lustig und berechtigt zu den besten Hoffnungen. Aber in diesen despotischen Ländern ist die Polizei auch gar so willkürlich! Cagliostro's Thaumaturgie wird von dem Leibärzte der Kaiserin — einem armenöhnischen Schotten Namens Mouncey — untersucht und nichtig erfinden, während die spagirische Speise nicht werth ist, daß man sie einem Hunde vorwirft, und nach einem prüfenden Einblick in das ganze Thun und Treiben des Herrn Grafen ist das Resultat, daß er binnen einer festgesetzten kurzen Frist von wenigen Stunden Peteröburg verlassen muß. Ein Glück für ihn, daß diese Frist so kurz war, denn kaum ist er fort, so erscheint der preussische Gesandte mit einer Klage, daß er in Rom unbefugterweise die preussische Uniform getragen, und der spanische Gesandte mit der noch schwereren Anklage, daß er in Cadix falsche Wechsel gemacht. Indessen, er ist wohlbehalten über die Sümpfe hinüber und es moge nun klagen, wer da Lust hat.

In Kurland und in Polen erwarten ihn große Dinge, freilich aber auch zwei kleine Niederlagen. Die berühmte Frau von der Medse, eine geborene „schöne Seele“, wie die Deutschen sagen, damals noch ganz jung an Herzen und Erfahrung, aber niedergebeugt von Kummer um geschiedene Freunde, sucht den weltberühmten Geisterbanner über die Geheimnisse jenes unsichtbaren Landes zu befragen, nach welchem sie mit jehniüchtigen Blicken unaufhörlich schauet. Der Galimatbias unseres Tombacoplosmus kann jedoch dem reinen Gemüth dieses Weibes nicht imponiren. Sie erkennt in ihm den Charlatan und macht es in einem gedruckten Buche bekannt. Werpißo's oben erwähnte kränkende Erfahrung mit Margarethen erneut sich auch für Cagliostro.

Auch in Warschau begt, obgleich er allerhand Vorträge über ägyptische Freimaurerei, Metaphysikphilosophie und die Unwissenheit der Aerzte hält, ein gewisser Graf M. allerhand Zweifel, die mittelst eines gedruckten „entlarvten Gaaliostro“ in Gewissheit enden. Der triumphirende, in der Stadt verschwenderisch gefeierte Graklatan hat sich mit einer ausserwählten Anzahl von Gläubigen, unter welchen sich jedoch auch dieser ungläubige M. befand, auf das Land zurückgezogen, um Metalle zu verwandeln, ja vielleicht das Pentagon selbst zu Stande zu bringen. Diese ganze Nacht vor der Abreise von Warschau hat „unser theurer Meister“ in Unterredung mit Geistern zugebracht. „Mit Geistern?“ ruft M. aus; „ganz gewiß nicht, Duaten hat er geschmolzen; er hat einen geschmolzenen Klumpen davon in diesem Schmelztiegel, den er jetzt durch einen Taschenspielergriff gern mit jenem andern vertauschen möchte, der, wie ihr alle wissen, mit Venen gefüllt war und jetzt, nachdem er ihn uns unter den Händen weggeschmuggelt, zerbrochen unter jenem Gebüsch wiedergefunden worden ist.“ Gehet hin und sehet es selbst, ihr Geiz! — Mit dem Pentagon oder Lebenselixir oder was es sonst war, ging es auch nicht besser. „Unser guter Meister läßt sich auf lange Auseinandersetzungen ein, schwört bei seinem großen Gott und seiner Ehre, daß er das Werk vollenden und uns glücklich machen will. Er treibt seine Bescheidenheit so weit, daß er sich erbietet, mit Ketten an den Füßen zu arbeiten und fordert seine Schüler auf, ihn mit eigener Hand um's Leben zu bringen, wenn vor dem Ende des vierten Ganges sein Wort nicht in Erfüllung geht. Er legt seine Hand auf den Boden und küßt diesen, redt sie wieder gen Himmel und ruft Gott zum Zeugen an, daß er die Wahrheit spreche und fordert ihn auf, ihn zu vernichten, wenn er lügt.“ Eine Erscheinung des Großkophta selbst mit seinem langen ehrwürdigen Barte macht die Nacht feierlich. Vergebens! Die Scherben jenes zerbrochenen Schmelztiegels, welcher hier unzerbrochen halb mit Gold gefüllt zu stehen vorgiebt, liegen dort vor Aller Augen; das „Bild eines schlafenden Kindes“, welches in dem magischen Gebräu unseres Elixirs sichtbar wird, erweist sich als ein umgekehrtes Rosmarinblatt — der Großkophta kann sich nicht schnell genug seiner Wege packen.

Graf M., welcher sich dem entgegengesetzten Extrem zuneigt, glaubt nicht einmal, daß Gaaliostro das gehörige Zeug zu einem ordentlichen Charlatan beifessen habe.

„Weit entfernt, bescheiden zu sein,“ sagt dieser Entlarver, „brablt er in

Jedermanns Gegenwart, ganz besonders in der der Frauen, mit den großartigen Fähigkeiten, die er zu besitzen vorgiebt. Jedes Wort ist eine Uebertreibung oder eine Behauptung, deren Unwahrscheinlichkeit man sogleich fühlt. Der geringste Widerspruch versetzt ihn in Wuth; seine Eitelkeit bricht überall durch und er verlangt, daß man ihm ein Fest gebe, von welchem die ganze Stadt spricht. Die meisten Betrüger sind geschmeidig und bemühen sich, Freunde zu erwerben. Dieser dagegen sucht so zu sagen etwas darin, alle Menschen durch seine rohen beleidigenden Reden und durch die Klatschereien und Zwistigkeiten, die er unter Freunden anstiftet, sich zu Feinden zu machen. Er zankt sich mit seinen Gehülfen oft um einer Kleinigkeit wegen und glaubt, wenn er sie einfach der Lüge beschuldige, so werde er das Publikum überreden, daß sie auch wirklich Lügner seien.“ „Schöpfer in Leipzig war weit gewandter.“ „Er sollte einen Pauchredner zum Gehülfen annehmen, einige Bücher über Chemie leihen und die Kunstgriffe eines Philadelphia und eines Comus studiren.“

Dein Rath ist sehr gut, lieber W., aber giebst du nicht selbst zu, daß Gagliostro eine „natürliche Anlage zum Betrügen“ hat und vor allen Dingen „eine eiserne Stirn (front d'airain)“, die sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt? Einem solchen Genie und einer solchen Stirn können Comus und Philadelphia und alle Pauchredner der ganzen Natur nur wenig mehr verleihen. Geht dem Erzcharlatan, was ihm gebührt. Seine Arroganz beweist bloß, daß er auf dem großen Pferde sitzt und die Welt jetzt unter sich hat.

Solche Niederlagen, die ja in dem Leben eines jeden Menschen vorkommen, sind für unsern Gagliostro bloß, was einzelne dunkle Flecken in dem Glanze der Mittagssonne sind. Mit unvermindertem Ruhme wird er, wie vorher, von dem Fürsten B. an den Fürsten D. empfohlen und was hat wohl unter so vornehmen gläubigen Potentaten ein ungläubiger obscurer Graf W. zu sagen? Seine Taischen vermögen die Masse der Ducaten und Diamanten kaum zu fassen; er reist mit Extrapoß weiter nach Wien, nach Frankfurt, nach Strassburg, um dort auch Wunder zu thun.

„Das Gefolge, welches er gewöhnlich bei sich hatte,“ sagt der Inquisitionsbio-graph, „entsprach seiner übrigen Erscheinung. Er reiste stets mit der Poß und einer bedeutenden Suite; Courtiere, Lakaien, Leibjäger und Diener aller Arten gaben in ihrer prächtigen Kleidung der hohen Geburt, deren er sich rühmte, einen Anstrich von Wirklichkeit. Sogar die Livreen,

die er in Paris machen ließ, kosteten jede zwanzig Louisd'ord. Prachtvolle, nach der neuesten Mode meublirte Zimmer, eine reich besetzte, zahlreichen Gästen geöffnete Tafel, reiche Kleidung für ihn und seine Gemahlin stimmten mit dieser üppigen Lebensweise überein. Seine erlauchteste Freigebigkeit machte ebenfalls großes Aufsehen. Oft ertheilte er den Armen seinen ärztlichen Rath umsonst und schenkte ihnen sogar Almosen.“

In der Mitte all dieses prachtvollen Reizesaates und Häusbaltes sind, wie wir wissen, zwei verdächtig aussehende geschnürte oder ungechnürte Gesichter eines Grafen und einer Gräfin zu sehen, die mit hohlem, abgebeiztem Ausdruck hier auf ihren Kissen lungern. Sie betrachten einander mürrisch und schweigend mit kaum unterdrückter Entrüstung, denn jedes glaubt, das andere leiste nicht genug und esse zu viel. Ob Dame Lorenz die ihr besonders überwiesene Geschäftsbranche mit Widerwillen oder mit Lust und Liebe betrieb, darüber sind die Biographen noch nicht mit einander einig, wohl aber darüber, daß sie mit ihrem cholertischen, feingemätheten Erzcharlatan ein ziemlich saures Leben hatte und daß es an häufigen Zwistigkeiten nicht fehlte. Wenn wir noch weiter hineinklicken und das innerste Selbstbewußtsein — was man bei einem andern Menschen das Gewissen nennen würde — des Erzcharlatans selbst zu durchschauen suchen, so wird die Aussicht sehr ungewiß und man sieht wenig oder gar nichts weiter als einen dichten trügerischen Nebel. Dieser war allerdings auch das Haupttäglichste, was hier vorhanden war. Vieles bleibt an Graf Front d'airain zweifelhaft, kaum aber dies: sein Mangel an klarer Einsicht in irgend etwas, am allermeisten aber in seinen eigenen inneren Menschen. Verschnitztheit besitzt er im höchsten Grade, Verstand fast gar keinen. Ja, ist nicht die Verschnitztheit — nämlich in Verbindung mit einem habgierigen Charakter — die natürliche Folge eines mangelhaften Verstandes? Sie ist im Grunde genommen die gewaltsame Ausübung beschränkter Kurzsichtigkeit, eines in Schlamm versunkenen Verstandes, der sich zu keinem freien Ueblick mehr erheben kann, weil sonst der Habgierige dadurch auf die Bahn der Nützlichkeits gelenkt werden würde.

Indessen, von vereinzelt, wenn auch nur trüben Lichtblicken werden dann und wann alle Sterbliche heimge sucht. Jedes lebende Geschöpf (und nach Milton sogar der Teufel) besitzt einen mehr oder minder deutlichen Schatten von Gewissen; er muß innerlich gewisse Ehrenbeichten, Absolutionen und Glaubensbekenntnisse vornehmen, geschehe es auch bloß, daß er sich

selbst noch nicht ganz verachtet und am Ende aufhängt. Was so ein porcus wie Cagliostro speziell fühlte und dachte und war, möchte auf jeden Fall sehr schwer zu sagen sein; noch weit mehr aber, wenn Widerpruch und Mystification, absichtlich und unabsichtlich, die Sache so verwickeln, wie hier geschehen. Eins der authentischsten Documente, die wir über ihn noch besitzen, ist das Bild seines Gesichts — ein Bild, welches zu seiner Zeit allgemeyn verbreitet war — in Oel, in Aquatinta, in Marmor, in Gyps, vielleicht auch in Pfefferkuchen — und Millionen von Zimmern schmückte. Von diesem merkwürdigen Bilde liegt ein in Linienmanier gravirtes zum Glück noch vor uns. Ein ausgezeichnet passendes Gesicht, würdig von dem Charlatan aller Charlatane getragen zu werden. Es ist ein ächtes aufgeblähtes Halunkengesicht; ein dickes, freches, abentheuerliches Gesicht mit dicken Lippen und platter Nase und dem Ausdruck der Habgier, Sinnlichkeit und Hierarischer Hartnäckigkeit, einer dreisten, unverkämpften Stirn, zwei seraphisch schmachtfenden, wie in himmlischer Betrachtung aufwärts gewendeten Augen, in welchen ein Anflug von Humor lauert — im Ganzen genommen vielleicht das vollkommenste Charlatanengesicht, welches das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Da sitzt er und schmachtet seraphisch mit nachsehkentem Epigraph:

De l'Ami des Humains reconnaissez les traits:
Tous ses jours sont marqués par de nouveaux bienfaits.
Il prolonge la vie, il secourt l'indigence;
Le plaisir d'être utile est seul sa récompense.

Nicht ganz ungegründet scheint die Vermuthung zu sein, daß diese selbe Theosophie, die Theophilanthropie und die Unterstützung der Armen, mit welcher unser Erzcharlatan sich immer mehr und mehr befaßte, nicht bloß als Vogelkneim für äußerliches Wild, sondern auch halb unbewußt als schmerzstillende Salbe für seine eigenen Geisteswunden dienen sollte. Bin ich nicht ein mitleidiger, wohlthätiger Mensch? konnte der Erzcharlatan sagen. Wenn ich auch selbst geizt, habe ich nicht zugleich durch theosophische salbungsvolle Vorträge viel Urräden zu Irrthümern entfernt? Was ist Lügen und Aufschneiden weiter, als das Mittel, sich dem Sinne der Menschen anzupassen, zu ihrem Ohr, ihrem stumpfen langen Ohr zu gelangen, welches zu erbarmen die Ehrlichkeit keine Gelegenheit hat? Ja, ist unsere Welt nicht eigentlich eine Welt der Ungerechtigkeit, in der es nichts giebt als Raub-

hiere, vierfüßige oder zweifüßige? Die Natur hat befohlen und gesagt: Mensch, hilf dir selbst. Hat ein Mann von meinem Genie, da er nicht zum Fürsten geboren und in unsern erbärmlichen Zeiten auch nicht zum Fürsten gewählt worden, nicht die Pflicht, sich selbst dazu zu machen? Geht es nicht durch offene Gewalt, zu welcher er militärische Streitmacht bedürfen würde, nun dann geht es durch höhere, im Privatleben ausgeübte Wissenschaft. Heile die Krankheiten der Armen, die noch weit gefährlicheren Krankheiten der Unwissenden, mit einem Worte, gründe ägyptische Logen und verschaffe dir die Mittel zu ihrer Gründung.

Mit solchen Monologen kann Graf Lombardostomus mit der eisernen Stirn in den seltenen schwarzgalligen Stunden der Einsicht in sich selbst sein Herz beruhigen. Uebrigens sind solche Stunden, wie wir eben angedeutet, selten. Der Graf ist ein Mann der Thätigkeit und Vertauung, nicht der Einsicht in sich selbst; gewöhnlich bringt der Tag seine reichliche Aufgabe und es bleibt keine Zeit zu Betrachtungen — metaphysischer Art.

Doch dem sei wie ihm wolle, der Graf ist in Strassburg angekommen und verrichtet größere Wunder als je. In Strassburg erfolgt im Jahre 1783 seine Apotheose, so zu sagen der Culminationspunkt und vierte Act seines Lebensdramas. Hier verweilt er mehrere Monate in voller Blüthe und in Strahlenglanz, der Neid und die Bewunderung der Welt. In großen gemieteten Spitalern heilt er mit offenem Wunderarzneikasten die leidenden Armen und unterstützt sie aus seinem Beutel, idenkt sanft und engelgleich sein Vertrauen einigen wenigen Gläubigen aus den reichen Klassen und zeigt den Ungläubigen, auch wenn sie den Reichsten angehörten, ein stummes drohendes Löwengesicht. Wunderkuren sind zu allen Zeiten vorgekommen, aber welche ein neues Wunder ist es, wenn eine orientalische oder occidentalsche Excellenz, „ohne auf die Kosten zu sehen“, sich nicht mit Spiel und Jagd, sondern mit Heilung von Krankheiten und Belehrung der Unwissenheit beschäftigt? Sehet, wie er am hellen Mittage in die verpesteten Höhlen der Armen und Niedrigen hinabsiegt und den Equipagen, dem Stolz und selbst den Einladungen der Großen bloß seine vernichtende eiserne Stirn zeigt. Der Prinz Cardinal von Rohan, Erzbischof von Strassburg, einer der ersten Vairs von Frankreich, aus königlichem Geblüt stammend, giebt den Wunsch zu erkennen, ihn zu sehen und er antwortet: „Wenn Monseigneur der Cardinal krank ist, so möge er kommen und ich werde

ihn heilen; ist er aber gesund, so bedarf er nicht meiner und ich nicht seiner.“

Der Himmel hat ihm mittlerweile einige Schüler gesendet. Mit seinem Taft erkennt er seine Leute. Dem einen erzählt er bloß von spagirischer Medizin, vom Sturz der Tyrannei und von der ägyptischen Pöge; mit einem andern spricht er von ganz erhabenen Angelegenheiten, die weit über diese alltägliche Sphäre hinausreichen; von Besuchen, die ihm der Engel des Lichts und anderen, die ihm der Engel der Finsterniß gemacht hat. Wenn er an einem Christusbilde vorübergeht, so bleibt er mit einem wunderbar betonten, wehmüthigen „Ha!“ davor stehen, als ob eine tausendjährige Erinnerung in ihm erwachte, und wenn er darüber gefragt wird, so versinkt er in geheimnißvolles Schweigen. Ist er denn wirklich der ewige Jude? Das weiß der Himmel! Mit einem Worte, in Strassburg lächelt nicht, sondern lacht das Glück ihm zu. Um seinen Erfolgen die Krone aufzusetzen, findet er hier den reichsten, entzündlichsten und freigebigsten Thron, der ihm bis jetzt in den Weg gekommen. Es ist dies kein anderer, als derselbe titelreiche Ludwig de Rohan, und stark in dessen Günst kann er dem Glücke wieder zulachen.

Der wißbegierige Kaiser betrachte ihn einen Augenblick lang mit dem Blicke zweier Augenzeugen — des Abbé Georgel, Prinz Ludwig's diplomatischen Faktotum, und des Professors Meiners von Göttingen.

„Als Prinz Ludwig,“ sagt unser fast allzurechtlicher jesuitischer Abbé, „endlich in das Heiligthum dieses Aeskulap eingelassen ward, sah er, seiner eigenen Erzählung zufolge, in der Physiognomie des verchlossenen Mannes etwas so Würdevolles und Imposantes, daß er sich von einer frommen Scheu durchdrungen fühlte und die Ehrerbietung ihm seine Anrede diktierte. Ihre Unterredung, welche kurz war, erregte mehr als je seinen Wunsch nach fernerer Bekanntschaft, und der schlaue Empiriker steigerte seine Worte und sein Benehmen so listig, daß er, ohne daß er darnach zu trachten schien, des Cardinals gänzliches Vertrauen und die größte Herrschaft über seinen Willen gewann. „Ihre Seele,“ sagte er eines Tages zu dem Prinzen, „ist der meisten werth; Sie verdienen, daß ich Ihnen alle meine Geheimnisse mittheile.“ Eine solche Erklärung bestrich die ganzen intellectuellen und moralischen Fähigkeiten eines Mannes, der von jeder den Geheimnissen der Alchemie und Botanik nachgestrebt hatte. Von diesem Augenblicke an ward ihr Verhältniß ein vertrautes und öffentliches. Casparyre nahm seinen Wohnsitz in

Saverne, während seine Eminenz dort residirte. Ihre geheimen Unterredungen darselbst waren lang und häufig. — Ich entsinne mich, daß ich, als ich einmal auf anderem Wege erfahrene, daß Baron de Planta (der Intendant seiner Eminenz) in dem erzbischöflichen Palaste häufige, sehr kostspielige Orgien, bei welchen der Tokajer wie Wasser floss, veranstaltete, um Gagliostro und seine angebliche Gemahlin zu regaliren, es für meine Pflicht hielt, den Cardinal davon in Kenntniß zu setzen. Seine Antwort war: „Ich weiß es; ich habe ihn sogar ermächtigt, Excesse zu begehen, wenn er es für angemessen hält.“ — Er hatte endlich gar keinen andern Willen als Gagliostro's und die Sache ging zuletzt so weit, daß, als dieser vorangebliche Coppter es gerathen fand, Straßburg auf einige Zeit zu verlassen und sich in die Schweiz zurückzuziehen, der Cardinal, nachdem er dies erfahren, seinen Secretair nachschickte, sowohl um ihn zu begleiten, als auch um Prophezeiungen von ihm zu erlangen. Dieselben wurden dem Cardinal über jeden Punkt, über welchen er Auskunft zu haben wünschte, in Geheimschrift übermittelt.“

„Schon ehe ich nach Straßburg kam,“ sagt Professor Meiners, „wußte ich fast mit Bestimmtheit, daß ich Graf Gagliostro nicht sehen, wenigstens nicht mit ihm zu sprechen kommen würde. Von vielen Leuten hatte ich gehört, daß er unter keiner Bedingung Besuche von neugierigen Reisenden in gesundem Zustande annahm und daß Die, welche, ohne krank zu sein, bei seinen Audienzen erschienen, darauf rechnen konnten, von ihm auf die brutalste Weise als Spione behandelt zu werden. — Nichtsdestoweniger und obgleich ich diesen neuen Gott der Arzneikunde nicht in der Nähe und mit Ruße, sondern nur einen Augenblick lang sah, als er in einem Wagen rasch vorüberrollte, glaube ich ihn doch besser zu kennen, als Viele, die Monate lang in seiner Gesellschaft gelebt haben. Meine unabänderliche Ueberzeugung ist, daß Graf Gagliostro von Anbeginn an mehr ein Betrüger als ein Schwärmer gewesen und daß er noch bis auf den heutigen Tag ein Betrüger ist.“

„Was sein Vaterland betrifft, so habe ich nichts Genaueres ermittelt. Einige machen einen Spanier aus ihm, Andere einen Juden oder einen Italiener, oder einen Magianer, oder sogar einen Araber, welcher einen asiatischen Fürsten bedient, seinen Sohn auf Reisen nach Europa zu schicken und dann den Jüngling ermordet und sich seiner Schätze bemächtigt habe. Da der sich so nennende Graf alle Sprachen, die man von ihm hört, sehr schlecht spricht und wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens unter angenom-

menen Namen fern von seiner Heimath zugebracht hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß niemals eine sichere Spur seiner Herkunft entdeckt werden wird.

„Bei seinem ersten Erscheinen in Strassburg setzte er sich mit den Breimaurern in Verbindung, aber bloß so lange, bis er sich stark genug fühlte, auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Er erwarb sich bald die Gunst des Prätor und des Cardinals und durch diese die Gunst des Hofes in so hohem Grade, daß seine Gegner nicht daran denken können, ihn zu stürzen. Mit dem Prätor und dem Cardinal soll er umgehen, wie mit Leuten, die ihm grenzenlose Verbindlichkeiten schuldig sind, er ihnen aber keine. Der Equipage des Cardinals scheint er sich so ungenirt zu bedienen, als ob sie sein Eigenthum wäre. Er behauptet, daß er Atheisten oder Gotteslästerer am Geruche erkenne und daß die Ausdünstung derselben ihm epileptische Zufälle verursache, in die er als ächter Gaukler verfallen kann, wenn er Lust hat. Dessenrath rühmt er sich jetzt nicht mehr der Herrschaft über Geister oder anderer magischer Künste, aber ich weiß eben so gewiß, daß er noch vorgiebt, Geister citiren und durch ihre Hülfe und Erscheinung Krankheiten heilen zu können, als ich die andere Thatsache kenne, daß er von dem menschlichen Körperisystem oder der Natur seiner Krankheiten oder dem Gebrauche der gewöhnlichsten therapeutischen Methoden nicht mehr weiß, als jeder andere Quacksalber.

„Nach den glaubwürdigsten Berichten von Personen, die ihn lange beobachtet haben, ist er ein unglaublich heftiger, rücksichtsloser, unbefängiger Mann, und es war daher ohne Zweifel die glücklichste Idee, die er jemals in seinem ganzen Leben gehabt, sich unzugänglich zu machen und sich mit der hartnäckigsten Zurückhaltung wie mit einem Walle zu umgeben, ohne welche Vorkehrung er schon längst sich eine Plöße gegeben haben würde.

„Für seine eigene Mühe nimmt er weder Bezahlung noch Geschenke. Wenn ihm Geschenke von der Art gemacht werden, daß er sie nicht, ohne zu beleidigen, verweigern kann, so macht er sofort ein Gegengeschenk von gleichem oder noch höherm Werthe. Da er nimmt nicht bloß nichts von seinen Patienten, sondern gestattet ihnen auch oft monatelang Zutritt in sein Haus und an seinen Tisch, ohne dafür die geringste Entschädigung anzunehmen. Bei all dieser Unnützigkeit lebt er sehr verschwenderisch, isst hoch und verliert fast fortwährend an Damen, so daß er nach der niedrigsten Schätzung jährlich wenigstens zwanzigtausend Livres braucht. Das Dunkel, in welches

Cagliostro mit Fleiß die Quellen seines Einkommens und seiner Ausgaben gebulkt hat, trägt noch mehr als seine Freigebigkeit und seine Wunderkuren zu der Vermuthung bei, daß er ein göttlicher, außerordentlicher Mann sei, welcher die Natur in ihren geheimsten Verrichtungen belauscht und ihr unter andern Geheimnissen auch das des Goldmachens gestohlen habe. — Mit einem Gemisch von Kummer und Entrüstung über unser Zeitalter muß ich noch erwähnen, daß dieser Mann nicht bloß unter den Großen, die von jeher von solchen Leuten am leichtesten getäuscht worden, sondern auch bei vielen Gelehrten und sogar Aerzten und Naturforschern Aufnahme gefunden hat.“

Herrliche Tage, zu herrlich, als daß sie so hätten fortdauern können! Aller Glanz wandelt seine vorgeschriebene Bahn, hat seinen Culminationspunkt und dann seinen oft sehr raschen Niedergang. Eminenz Rohan mit feurigem Temperament und geringen Kenntnissen, vielleicht von ausschweifenden, sicherlich aber von unethischen Sitten, in welchem die Sucht nach dem Wunderbaren sich so ungeheuer entwickelt, war in der That der gestrandete Wallfisch, an welchem die Schakals schmauen konnten; unglücklicherweise aber konnte nicht ein Schakal allein lange im ungestörten einiamen Besitz bleiben. Eine Schakalin mit schärferen Zähnen drängt sich jetzt mit heran, heißt unendlich tiefer und der gestrandete Wallfisch und der Schakal sind beide nahe daran, ihre Beute zu werden. Eine junge französische Pugmaderrin, „Gräfin de Lamotte Valois, in natürlicher Linie von Heinrich II. abstammend“, besitzt, ohne Wundertränke, ägyptische Maurerei oder mündliche Conferenz mit geheimnißvollen Engeln, Genie genug, bei der köstlichen hermetischen Projection des Erzcharlatans mit Hand anzulegen, sich das goldene Ergebniß anzueignen und zuletzt sogar den Schmelzriegel zu zerbrechen. Prinz Cardinal Ludwig de Rohan ist fort nach Paris, um unter ihrer Leitung die lang unsichtbare Königin oder Erscheinung der Königin zu sehen, um in dem Garten von Trianon die von ihrer schönen pseudoköniglichen Hand fallengelassene Rose aufzuheben und dann rasch zum Teufel zu fahren und Cagliostro mit sich hinabzureißen.

Der intelligente Leser bemerkt, daß wir jetzt bei jener merkwürdigen Halsbandgeschichte angelangt sind, in deren dunkle Verwicklungen wir hier bloß einen flüchtigen Blick zu werfen brauchen. Wer weiß, ob nicht nächstens ein ausdrücklicher über diesen Gegenstand von uns geschriebener Artikel das Licht erblickt. Es genüge vor der Hand, wenn wir uns den armen Wallfischcardinal recht lebhaft vorstellen, der sich in das Abenteuer so tief

eingelassen hat, daß die ihm in Geheimschrift übermittelten Prophezeiungen des Großkophta ihn nicht mehr erleuchten, weshalb letzterer alle in Neapel, Portraux und Lyon so glücklich begonnenen maurerischen und anderen Geschäfte verlassen und persönlich nach Paris kommen muß.

„Der neue Kalchas,“ sagt der arme Abbé Georgel, „mußte die Eingeweide seines Opfers nicht richtig gelesen haben, denn als er von diesen Unterredungen mit dem Engel des Lichts und der Finsterniß heraustrat, prophezeite er dem Cardinal, daß diese glückliche Correspondenz, — mit dem Ebenbilde der Königin — ihn zur höchsten Gunst erheben, daß sein Einfluß auf die Regierungsgeschäfte jeden anderen verdrängen und daß er ihn zur Verbreitung guter Grundsätze, zum Ruhm des höchsten Wesens und zum Glück der Franzosen benutzen werde.“

Der neue Kalchas irrte sich allerdings, aber wie konnte er anders? Wägen alle diese hohen königlichen Günstbezeugungen und alle irdischen Veränderungen des Windes ausfallen wie sie wollen, so steht er doch wohl, daß je in Regiment nur ein vorübergehendes sein kann. Mittlerweile fließt der Tokayer wie Wasser und gute, nicht üble, Prophezeiungen sind das Mittel, ihn im Fluße zu erhalten. Wenn daher für Circe de Lamotte Valois die capzitive Mauterei weiter nichts als ein abgemachter Zaubertrank ist, um ihren fetten Cardinal in ein vierfüßiges Thier zu verwandeln, so ist sie dagegen für den Großkophta eine Version, welche das genannte vierfüßige Thier mit Hoffnungen auf die Günst der Königin mißten muß, damit es endlich von beiden geschlachtet werde. Sie sind einander wechselseitig nützlich, leben in Frieden und trinken Tokayer, obgleich sie sich wechselseitig beneiden und verachten. So stehen die Dinge während der Frühlings- und Sommermonate des Jahres 1785.

Nun aber denke man sich — während im Palaste der Tokayer fließt und außerhalb desselben egyptische Kogen gezündet werden und Welt und Ruhm aus Paris wie aus anderen Städten auf übernatürliche Weise herbeiströmen — daß die letzten Tage des August gekommen sind und mit ihnen der Commissair Gbednon, welcher die ganze unheimliche Sippschaft vom Cardinal an bis zur Vicere Königin in getrennte Zellen der Bastille einiperrt! Hier mögen sie neun lange Monate in Paß oder in Discant heulen und wehklagen und die erlogenen aller erlogenen Memoiren herausgeben, unter welchen jenem „Mémoire pour le Comte de Cagliostro, en presence des autres Co-Accusés“ mit seinen Aharas von Trapeçunt, Scheriffs von

Weska und „unglücklichem Sohne der Natur“, alles im Jahre 1786 ganz ernsthaft mit französischen Typen gedruckt, wohl die Palme gebühret. Man denke sich, daß das Halsband oder die Diamanten nirgends zum Vorschein kommen: daß der Palast der Tuilerien von unaussprechlichem Erstaunen und Schrecken ergriffen ist; daß Paris, daß ganz Europa von der geheimnißvollen Geschichte wiederhallt; daß Graf Tombacostomus mit der eisernen Stirn, an den Schranken des Gerichts mit einer dreißt und laut loslegenden Tirce von Lamotte confrontirt, all seiner Beredtsamkeit bedarf; daß nichtsdestoweniger der Mann mit der eisernen Stirn den Sieg davon trägt und die erbitterte Tirce „einen Leuchter nach ihm wirft“; man denke sich endlich, daß am 31. Mai 1786 das versammelte Parlament von Paris „um neun Uhr Abends nach einer Sitzung von achtzehn Stunden“ feierlich sein Urtheil gesprochen hat. Und nun geht der Cardinal Ludwig de Rohan „auf seine Güter“; die Gräfin de Lamotte wird schl geschoren, auf beiden Schultern mit glühendem Eisen „V“ (Voleuse) gebrandmarkt und auf Lebenszeit in die Salpêtrière gesperrt; ihr Gemahl tritt als Diamantenhändler im britischen Reiche umher; der Sieur de Villeue wird, weil er mit der Feder einer Königin gespielt, auf immer des Landes verwiesen; die der Königin allzu ähnliche Demoiselle Gas d'Olive (mit ihrem vaterlosen Kinde) „vom Hofe verstoßen“; und der Großpaphia Gagliostro allerdings in Freiheit gesetzt, aber seiner Habe beraubt und angewiesen, sich schleunigst seiner Wege zu packen. Seine Schüler illuminiren ihre Fenster, aber was hilft das? Der Commissair Chekonon und der Gouverneur der Bastille de Launay können sich nicht im mindesten auf die von ihm zurückgelassenen unerschöpfbaren Effecten, jene Goldrollen und Repetiruhren besinnen. Er muß noch diese Nacht bis Vassy und geht drei Tage später über Boulogne nach England.

So endet die erbärmliche Fickelheringstragödie mit dem Diamantenhalsband und Gagliostro steht sich abermals an der für ihn so unglücklichen Küste Brianniens.

Hier angekommen und mit Hülfe eines gewissen Mr. Swinton, ehemaligen Weinbändlers und jetzigen Apothekers, an welchen er Empfehlungsbriefe hat, in Sloane Street, Knigh's Bridge, leidetlich einlogirt, treibt er einen kleinen Handel mit ägyptischen Willen, so wie man sie „in Paris für dreißig Schillinge die Dosis verkauft“; hält salbungsvolle Vorträge über ägyptische Logen, giebt öffentliche Audienzen, wie in Strassburg — wenn nämlich Jemand anbeißt. Auf alle Fälle kann er mit Hülfe seiner ihm an

die Hand gehenden Schüler seinen „Lettre au Peuple Anglais“ abfassen und veröffentlichen, worin er seine unerhörten Tugenden, aber auch die ihm in einer seiner nicht würdigen Welt von englischen Advocaten, Gouverneuren der Bastille, französischen Grafen und Andern zugefügten Ungerechtigkeiten an's Licht stellt; eben so auch seinen „Lettre aux Français“, in welchem er dasselbe Lied singt und prophezeit, was viele begeisterte Zeitungsschreiber damals schon verkündet hatten, daß „die Bastille zerstört werden“, und „ein König kommen würde, der mit Generalstaaten regierte.“

Aber leider haben die Pfeile der Kritik ihn zu ihrer Zielscheibe auszuersuchen, eine Menge feindseliger Augen blicken auf ihn, die Welt wird mit einem Worte zu warm für ihn. Man bemerkt aber nichtsdestoweniger, wie die eberne Stirn nicht zittert; ja selbst in dieser traurigen Krisis entfaltet sich unerwartet ein Anflug seines alten poetischen Humors. Ein gewisser De Morande, Redacteur eines damals erscheinenden „Courrier de l'Europe“, hat es sich seit einiger Zeit zur Aufgabe gemacht, unter Cagliostro's Feinden der vorderste zu sein. Cagliostro, der viel im Stillen duldet, erwähnt zufällig einmal bei einer „öffentlichen Audienz“ einen Gebrauch, den er im Steinigen Arabien kennen gelernt. Die dortigen Einwohner sind, wie er erzählte, gewohnt, alljährlich einige Säue mit einem mit Arienik vermischten Futter zu mästen, wodurch allmählig das ganze Schwein, so zu sagen, durch und durch arienisch wird. Die arienischen Schweine läßt man dann frei in die Wälder laufen, wo sie von Löwen, Leoparden und andern wilden Thieren gefressen werden, welche letzteren natürlich demzufolge alle sterben, so daß die Wälder von ihnen gereinigt werden. Dieses schlaue Verfahren hielt der Sieur Morande für einen geeigneten Gegenstand seines Spottes und machte sich demzufolge in der sechzehnten und zwei folgenden Nummern seines Journals nicht wenig darüber lustig. Hierauf schreibt Graf von der eisernen Stirn, dessen Geduld auch ihre Grenzen hat, als Avertissement — welches in alten Jahrgängen des Public Advertiser unterm 3. September 1786 noch zu lesen ist — einen französischen Brief nicht ohne eine gewisse Schärfe und aristokratischen Stolz, worin er den wüthigen Redacteur auffordert, mit ihm den nächstkünftigen 9. November vor dem Angeficht der Welt von dem Fleische eines von Cagliostro gemästeten, aber von dem Sieur Morande ausgewählten, geschlachteten und zubereiteten Schweines zu frühstücken und dabei eine Wette von fünftausend Guineen einzugehen, daß den nächstfolgenden Morgen er, der Sieur Morande, todt und Graf Cagliostro

lebendig sein werde! Der arme Redacteur wagte nicht, diese Worte anzunehmen und zog sich mit schiefem Gesicht aus dem Handel. So umgiebt eine Art rothkupfernen Glanzes auch noch den Verfall unseres Erzdarlatans; so geht er mit eherner Stirn und grimmigem Rächeln seinem Schicksal entgegen.

Wie wäre es aber, wenn wir uns von diesen Austritten im Auslande auf einen Augenblick heimwärts wendeten in das Gäßchen Valermos, wo Cagliostro geboren ward! Valermo, die alte verräucherte Stadt mit ihrem Schmutz oder Staube, das alte schwarze Haus Balsamo's, sogar die Betten und Stühle, alles ist noch hier vorhanden und Peryo hat sich so seltsam verändert, ist so weit hinweggewandert. Wir wollen einmal hinschauen, denn glücklichsterweise haben wir dazu die schönste Gelegenheit.

Im April 1787 sah Valermo einen merkwürdigen Reisenden in seinen Mauern; es war kein anderer als der große Goethe von Weimar. An seiner table d'hôte hörte er viel von Cagliostro und endlich auch von einem gewissen palermitanischen Rechtsgelehrten, welcher von dem französischen Ministerium veranlaßt worden war, einen authentischen Stammbaum des Joseph Balsamo aufzustellen und ein erläuterndes Memoir beizufügen. Diesen Rechtsgelehrten und sogar das Concept seines Memoirs bekommt er ohne große Mühe zu sehen und fragt sodann, ob es nicht möglich sei, die noch hier lebende Familie Balsamo zu sehen, von welcher noch die Mutter und eine verwitwete Schwester da waren. Hierin jedoch kann der Rechtsgelehrte nichts thun, sondern ihn bloß an seinen Schreiber verweisen, welcher wiederum Schwierigkeiten erhebt. Um zu jenen genealogischen Documenten zu gelangen, hat er sich genöthigt gesehen, ein Mährchen von einem Familienstipendium zu erfinden, welches diesen armen Balsamo's vielleicht verliehen werden könne, und nun, nachdem die ganze Sache beendet und die verlangte Schrift nach Frankreich abgesendet ist, liegt ihm nichts mehr am Herzen, als den Leuten so wenig als möglich in den Weg zu kommen.

„So sagte der Schreiber,“ heißt es bei Goethe weiter. „Da ich aber von meinem Vortage nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen sollte, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.“

„Zur geseyten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag sein, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäß-“

Hend, nicht weit von der Hauptstraße il Casaro genannt. Wir stiegen eine elende Treppe hinauf und kamen sogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, stark und breit, ohne fett zu sein, war beschäftigt, das Küchengebüß aufzuwaschen. Sie war reinlich gekleidet und schlug, als wir hinein traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die schmutzige Seite zu verdecken. Sie sah meinen Führer zeitig an und sagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

„Er versetzte: in unserer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet.“

„Der Gruß, den ich bringen sollte, war nicht ganz in unserer Abrede; indeß war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte sie. — Er kennt ihn ganz Europa, versetzte ich; und ich glaube, es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß er sich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind. — Treten Sie hinein, sagte sie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.“

„Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch beinahe die ganze Wohnung der Familie zu sein. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen schwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herum hingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Gestalt eines Schreibtisches hatte, an der andern. Alte, mitlecht durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet gewesen, standen daneben und die Pflaster des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgefahren. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Heerde versammelt war.“

„Unser mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, wohlgenährt, deren Gesichtszüge durch die Platten unkenntlich geworden waren, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme, durch die Platten erspülte Pflaster mir auch auffiel. In einem Lehnstuhle

sah oder lag vielmehr, gegen dem Fenster über, eine kranke, sehr ungestaltete Person, die mit einer Art Schlafsucht behaftet schien.

„Als mein Führer sich deutlich gemacht hatte, nöthigte man und zum Eigen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetschen lassen, ehe ich sie beantworten konnte, da mir der sicilianiſche Dialekt nicht geläufig war.

„Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

„Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetscht werden.

„Die Langſamkeit unſerer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumessen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich ſolgerprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſei. Ihre Freude, die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichſten Krömmigkeit begleitet, und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnte ich ſie eber verſtehen.

„Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr das, was ich erzählte hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schurze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Kleid gebracht. Je mehr ich ſie anſah und mit ihrer Mutter verglich, deſto auffallender war mir der Unterſchied beider Geſtaltten. Eine lebhaftere, geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; ſie mochte eine Frau von vierzig Jahren ſein. Mit munteren blauen Augen ſah ſie ſtutz umher, ohne daß ich in ihrem Blicke irgend einen Argwohn ſpüren konnte. Indem ſie ſah, verſprach ihre Figur mehr Länge als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determinirt, ſie ſah mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Kniee gelegt. Uebri-gens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich Verſchiedenes über meine Reife, über meine Abſicht, Sicilien zu ſehen, und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Feſt der heiligen Roſalie mit ihnen feiern würde.

„Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte, zu fragen: wozu die Miete sei? Er sagte darauf: Frau Cavatunmino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sei; sie habe bei seiner schnellen Abreise von Palermo verlegte Sachen für ihn eingelöst; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, ja, ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? wohin sie mir den Brief zu schicken habe? Ich lehnte ab, meine Wohnung zu sagen und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

„Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage; sie sei eine Witwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andere sei hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Außer diesen drei Kindern habe sie ihre Mutter bei sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und überdies habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vergrößere; alle ihre Arbeitsamkeit reiche kaum hin, sich und den Ibrigen das Nothdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unbekohnt lasse, seufze aber doch sehr unter der Last, die sie schon lange getragen habe.

„Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hörte ich, daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan sei? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, der Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für sie gesinnt zu sein scheine, und daß es sich wohl nicht schide, Jemanden so leicht über diesen Punkt zu befragen.

„Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und erluchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

„Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte, sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Geberden ein Ende und ich versprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sei und wir schieden zufrieden von einander.

„Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgefinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

„Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überreicht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß sie ihre Freunde zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Art sich hatte ich erreicht und es blieb mir nur noch übrig, dieses Abenteuer auf eine schicksaliche Weise zu entzigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich, da ich einzutrat. Der Brief sei noch nicht fertig, sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfänden würden.

„Ich versetzte: daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Pöstlen zu machen, auch einzurufen habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

„Inzwischen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bei einem der öffentlich stehenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichthum und Ausgaben und setzte traurig hinzu: warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte? Es wäre unser größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hierher käme und sich unserer annehmen wollte; aber fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt, daß er uns überall verleugnet und sich für einen Mann

von großer Geburt ausbe. Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Ursache habe, seine Abkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Die Schwester, welche während dieser Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des gestrigen Freundes mehr Muth bekam, fing gleichfalls an, sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie bat sehr, sie ihrem Onkel, wenn ich ihn schreibe, zu empfehlen; eben so sehr aber, wenn ich diese Reise durchs Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Novalienfest mit ihnen zu begehen.

„Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, sagte sie, ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat, sich sowohl vor der Gefahr, als der Nachrede zu hüten, so sollen Sie uns doch immer willkommen sein, wenn Sie in diese Stadt zurückkehren.

„O ja, versetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beim Feste herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feierlichkeit am besten sehen können. Wie wird er sich über den großen Wagen und besonders über die prächtige Illumination freuen!

„Indessen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gelesen. Da sie hörte, daß ich Abschied nehmen wollte, stand sie auf und übergab mir das zusammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohne, fing sie mit einer etlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeisterung an: sagen Sie meinem Sohne, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben! sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe — hier streckte sie die Arme auseinander und drückte sie wieder auf ihre Brust zusammen — daß ich täglich Gott und unsere heilige Jungfrau für ihn im Gebet ansehe, daß ich ihm und seiner Frau meinem Segen gebe, und daß ich nur wünsche, ihn vor meinen Enden noch einmal mit diesen Augen zu sehen, die so viele Thränen über ihn vergossen haben.

„Die eigne Zierlichkeit der italienischen Sprache begünstigte die Wahl und die etle Stellung dieser Worte, welche noch überdies von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt ist.

„Ich nahm nicht ohne Nührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und interß ich die Treppe hinunterging, sprangen sie auf den Balcon des Fensters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergessen möchte, wieder zu kommen. Ich sah sie noch auf dem Balcon stehen, als ich um die Ecke herumging.“

Arme alte Felicità! sollen denn deine frommen Gebete, deine mütterlichen Segnungen und so viele von diesen alten Augen verlassene Thränen ganz vergebens sein? Für dich selbst waren sie auf jeden Fall geiznet. — Und dürfen wir in Bezug auf Signora Capittummino mit ihren drei vaterlosen Kindern nicht wenigstens hoffen, daß die vierzehn Unzen Gold durch eine sichere Hand bezahlt und dadurch ihre schweren Lasten wenigstens auf einige Zeit ein wenig erleichtert werden? Ach leider nein; in Folge von ungünstigen Umständen geschah nicht einmal dies!

Graf Cagliostro schreitet mittlerweile mit seinem fünften Acte rasch vorwärts; der rothflurferne Glanz geht immer mehr und mehr in Nacht und Dunkel über. Allerdings giebt es in England noch einige Strudelköpfe, die sich allenfalls anführen lassen. Der bei den parisischen Unruhen theilhaftig gewesene Lord George z. B. geht mit ihm zu Graf Parthelemy oder Adhemar und schimpft in schlechtem Französisch und noch schlechterer Rhetorik auf die Königin von Frankreich, aber was nützt dies? Lord George muß, nachdem er Lärm genug gemacht, eines schönen Tages deswegen wieder nach Newgate frazieren und heftige Worte bezahlen mittlerweile keine Rechnung. Der Apotheker Swinton beginnt läßig zu werken, französische Spione zeigen ihre unglückverfündenden Physiognomien; der Abisag der ägyptischen Willen wird sehr flau; der alte Raubvögelschwarm von Advocaten wittert abermals Was und beginnt sich wieder zu rühren — Graf Cagliostro muß im Mai 1787 wiederum aus England abreißen.

Aber wohin? Ach ja, wohin! In Basel, in Vienne, in der ganzen Schweiz ist das Spiel vorbei. Zu Aix in Savoyen giebt es Väter, aber nichts darin zu fischen; in Turin läßt ihn seine Majestät von Sardinien bedeuten, sich sofort seiner Wege zu scheeren. Ein gleiches Schicksal bereitet ihm Kaiser Joseph in Vercorbo; — ehe noch das „Liber memorialis de Cagliostro dum esset Roboretti“ bis zu vielen Seiten gediehen war! Der Graf von der ehernen Stirn beginnt Briefsteller aufzusuchen und zu beichten, aber doch malt er in Trient einen neuen neuen hieroglyphischen Schrein, — während des

letztes Aufblähen eines Lichtes, welches sonst so hoch brannte! Er verpfändet Diamantenschnallen, wandert in dürftigen Umständen hin und her, be-reut, sündigt wieder, weiß nicht, was er anfangen soll. Denn das Schicksal hat ihn mit seinem Nege umgarnt, schnürt es immer fester und fester zu und nur zu bald soll er sich auf immer gefangen sehen!

Aus Trient vertrieben, was soll er nun mit dem neuen hieroglyphischen Schrein, was soll er mit sich selbst machen? Die des herumziehenden Lebens müde Großkopftin hat angefangen, Familiengeheimnisse auszulaulern; sie sehnt sich in Rom zu sein, am Heerde ihrer Mutter, am Grabe ihrer Mutter, an irgend einem stillen Plätzchen, wo sie nur einigermaßen Zuflucht zu finden hoffen kann. Dem verzweifeltsten Grafen von der ehernen Stirn sind alle Orte so ziemlich gleich und durch das Geschwäg seines Weibes getränkt, entschließt er sich daher, nach Rom zu gehen; warum nicht? An einem schönen Waiitage des Jahres 1789 (eben als ein so glorreiches Werk in dem ihm verbotenen Frankreich begonnen hatte!) betritt er die ewige Stadt; es war sein böser Engel, der ihn hierher führte. Am nächstfolgenden 29. December entdeckt ihn die schon längst auf ihn fahrende heilige Inquisition bei Gründung eines matten, geldlosen Schattens von einer egyptischen Loge; „sagt ihn ab“, wie die Soldaten zu sagen pflegen, und setzt ihn hart und fest in die Engelskette:

Lasciate ogni speranza, voi che "ntrate!

Graf Caspiestro gab aber nicht alle Hoffnung auf, nichtsdessenoweniger jedoch werden wir nur noch wenige Worte für ihn gebrauchen. Verzwehnt häuft er mit seinem lombardischen Munde und seiner ehernen Stirn Schmäre auf Schmäre; verlangt religiöse Bücher — die ihm bereitwillig gegeben werden —; verlangt reine Wäsche und eine Unterredung mit seiner Frau (die man ihm verweigert); versichert bald, die egyptische Maurerei sei ein göttliches, für irrende und schwache Menschen eingerichtetes System, welches der heilige Vater, sobald er es kennt, beschützen wird; bald daß es über vier Millionen über gan; Europa zerstreute Freimaurer giebt, welche alle geschworen haben, Priester und Könige auszuwutzen, wo sie ihnen begegnen — verzwehnt! man will ihn nicht als mißverständenen Theophilanthropisten freisprechen; man will ihn nicht als Mensgaten und maurerischen Spion im Sekt des Papstes ausfinden — mit einem Worte, er kommt nicht los. Donna Verenza schmachtet, ihm unsichtbar, in einer benachbarten Zelle und beginnt endlich zu weichen! Nun giebt auch er Gesändnisse in Strömen

von sich, um ihr zuzukommen. Die Inquisition rafft diese Gesändnisse zusammen und sichtet sie (daraus ist jene Lebensgeschichte Balsamo's zusammengestellt), aber läßt ihn nicht los. Kurz, nachdem das Untersuchungsgericht ihn achtzehn Monate lang geprügelt und durchgeschüttelt und der Inquirent bald Haken geschlagen, bald die Hörner gezeigt hat, spricht Seine Heiligkeit das Urtheil! Das Manuscript über die ägyptische Maurerei soll durch Fenerschand verbrannt werden und Alle, die sich mit solcher Maurerei befassen, sind verflucht; Giuseppe Balsamo, der, weil er ein Freimaurer geworden, von Rechtswegen das Leben verwirkt hat, soll nichtsdessenoweniger Gnade finden, in den Pflichten der Buße unterrichtet und bis zu seinem Tode im Gewahrsam der heiligen Kirche gehalten werden. Unglücklicher Achat, muß es so mit dir enden! Dies geschah im April 1791.

Er richtete (wie vergeblich!) eine Ansprache an die französische constituirende Versammlung. Aber, wie schon gesagt, es gab weder im Himmel, noch auf Erden, noch in der Hölle eine Versammlung, die seine Partie nehmen konnte. Wieder sinkt der Vorhang trägt auf eine Zeit von vier Jahren herab, die er verlebte, man weiß nicht wie — wahrscheinlich in der Wuth der Freßgier mit ungenügender Küche und in der Veräufung der Unverdaulichkeit. Hier verrottete und löste sich das Schnürwerk eines zähen Herzens. An einem Sommermorgen des Jahres 1795 wird der Körper Cagliostro's noch in dem Gefängniß von St. Leo gefunden; Cagliostro's Ich aber ist entflohen, — wohin, weiß noch Niemand. Die eberne Stirn, siehe! wie hat sie doch all ihren Firniß verloren; diese combacnen Lippen können nicht mehr lügen — Cagliostro's Werk ist zu Ende und zum Abkluß getiechen. Wie der Scheriff von Mekka sagte: „Unglückliches Kind der Natur, leb wohl!“

Dies waren, nach dem Ueberblice, den wir von der Sache haben können, Entstehung, Wachsthum, Blüthe und Verfall des Charlatans aller Charlatane. Fragt der Leser, was Gutes darin sei und weshalb wir unsere Zeit der Lebensgeschichte eines so unmoralischen Menschen widmen? so antworten wir, daß, wie wir schon zu Anfange dieses Artikels erklärt haben, die Lebensgeschichte aller hervorragenden Persönlichkeiten, mögen sie nun moralisch oder unmoralisch gewesen sein, niedergeschrieben zu werden verdient.

Besteht nicht auf diese Weise sogar der Teufel seine Biographie, die verdien-
termaßen nicht bloß von Daniel Defoe, sondern auch noch von ganz andern
Händen als Daniel's geschrieben worden? Uebrigens ist das, was wir auf
den vorstehenden Seiten erzählt haben, kein Trugbild, sondern eine Wirklich-
keit. Es gesiel der Natur, einen Menschen hervorzubringen, der so war und
nicht anders, und der Verfasser dieser Skizze hat sich bemüht, auf ange-
messene Weise zu erzählen, was sie in ihrer tausendfältigen geheimnißvollen
Größe und in ihrem Reichthum hervorbringt.

Aber nun die Moral? Wo ist die Moral? Höflicher Leser, in jeder
Thatfache, ja in jedem ächten Schatten einer Thatfache (was wir Gedicht
nennen), liegen hundert, ja eine Million Morallehren, je nachdem du die-
selben zu lesen ver siehst! Von den hundert oder Million Morallehren,
die auch hier in dieser Thatfache liegen, würde ich dir besonders rathe, die
eine, welche so viel werth ist, als alle übrigen, dir zu Herzen zu nehmen:
Siehe, auch ich habe jenes unermessliche geheimnißvolle Gut erlangt, zu
leben; auch mir ist eine Fähigkeit anvertraut worden; soll ich mich be-
mühen, sie wie ein Mann zu redlicher Thätigkeit, oder wie ein Charlatan zu
genusfrüchtiger Spiegelscherelei zu entwickeln? Oder soll ich nicht vielmehr
dem Beispiele zahlloser sogenannter achtbarer Leute folgend, mich bei dem
widmen? Die Entscheidung ist von unendlicher Bedeutung; siehe, daß
du sie recht triffst.

Betrachte aber — dies sei unsere letzte Mahnung — diese Angelegen-
heit Cagliostro's, wie alle anderen Angelegenheiten, mit deinem Herzen, mit
deinem ganzen Sinne; siehe nicht bloß darnach mit dem ärmlichen Seiten-
blick deines Calculationsinnes. Sieh die Sache nicht bloß logisch an,
sondern auch mystisch. Du wirst dann in nüchterner Wahrheit sehen, daß
es in der großen Bibel der Universalgeschichte ein hochpoetisches Pasquill ist,
welches mit den heroischen Stellen dieses Buches in wunderbarem und sogar
unumgänglich nöthigem Zusammenhange steht; gerade so wie das Alles er-
hellende Licht auch mit der Finsterniß im Zusammenhange steht, in der man
nichts sehen kann, oder wie die häßlichen Wurzeln mit den schönen
Zweigen und ihren Blättern, Blumen und Früchten, die beide, aber nicht
eins allein, den Baum ausmachen. Bedenke auch, ob du nicht öffentliche
Charlatane nach weit höherem Maßstabe als diesen gekannt hast, welche von
einer Engelsburg nicht weggeschnappt werden konnten und wie sie als Kaiser,
Könige oder Minister (nachdem sie eine weit zweckmäßigere Maschinenrie ge-

sunden) ihre Bahn als Charlatane wandelten und ganze Königreiche, ganze Continente in eine einzige ungeheure egypische Loge verwandelten, der sie nach ihrem Belieben Geld oder Blut auspressten? Bedenke auch, ob du nicht selbst jetzt noch Charlatane des Privatlebens kennst, die unzählig wie der Sand am Meere sich als bloße Halb-Cagliostro's abmühen, unvollkommene Bastard-Charlatane, welchen Cagliostro als unerreichbares Ideal vor-schwebt?

So ist die Welt. Verstehe sie, verachte sie, liebe sie und wandle freudig deine Bahn durch sie hindurch, den Blick nach höheren Leisisternen em-porgewendet.

Das Diamantenhalsband.

Erstes Kapitel.

Das Zeitalter der Romantik.

Das Zeitalter der Romantik ist noch nicht vorüber; es endet niemals; ja, wenn wir es recht betrachten, so ist nicht einmal ein sehr fühlbarer Verfall desselben zu bemerken. „Die Leidenschaften,“ sagt man, „werden durch die socialen Formen unterdrückt; große Leidenschaften kommen gar nicht mehr zum Vorschein.“ Ach, es giebt noch Leidenschaften, die groß genug sind, um die Irrenhäuser zu füllen, denn es fehlt diesen niemals an Bewohnern; es giebt noch Leidenschaften genug, welche die Menschen bewegen, sich aufzuhängen oder sich aufhängen zu lassen. Eine Leidenschaft, welche explodirt und das Leben sprengt, in welchem sie entstanden, muß als bedeutend betrachtet werden, denn mehr hat keine Leidenschaft, selbst nicht in der höchsten Blüthe der Romantik, gethan. Die Leidenschaften können uns, Dank den himmlischen und auch den höllischen Mächten (denn beide haben dabei die Hand im Spiele), niemals fehlen.

Was die „socialen Formen“ betrifft, so wollen wir zugeben, daß sie von sehr fleiselinwandner Art sind und die Menschen in ein erbärmliches prosaisches Alltagsleben einschnüren und Du fragst deshalb: „Wo ist die Romantik?“ Nach Art und Weise der Schotten antworten wir: „Wo ist sie nicht?“ Der Anblick einer unsterblichen Natur, deren Fähigkeiten und Bestimmung in die Ewigkeit hineintreichen und die durch Ammen, Schulmeister, Tanzmeister und die Jungen unzähliger alter Weiber (was man die „Macht der öffentlichen Meinung“ nennt), durch Vorurtheil, Gewohnheit, Mangel an Kenntniß, Mangel an Geld, Mangel an Kraft, zu dem dürftigen Nothell zusammengeknüpft wird, welches uns jetzt auf allen Gassen begegnet

— ein „von Gott geschaffener Mensch“, der sich seines Menschseins fast entäußert und nach Automaten- oder Numinantenart (so daß man ihn nur in seltenen Augenblicken aus seinen Umhüllungen heraus sieht oder hört) gezwungen ist, als Gentleman oder Gigman *) zu existiren und so sein Erstgeburtsrecht der Ewigkeit für die, selbst im besten Falle sehr dürftigen drei täglichen Mahlzeiten, welche die Zeit gewährt, zu verkaufen — ist dieser Anblick nicht schon an und für sich höchst romantisch und tragisch, wenn wir Augen hätten, ihn aufmerksam zu betrachten? Der Hochgeborene (Höchstgeborene, denn er stammt vom Himmel) liegt ersaufend in der erbärmlichsten Pfütze; das unschätzbare Geschenk des Lebens, welches er nur einmal haben kann, denn er wartete eine ganze Ewigkeit darauf, geboren zu werden und hat jetzt eine ganze Ewigkeit, welche darauf wartet, zu sehen, was er thun wird, wenn er geboren ist, — dieses unschätzbare Geschenk sehen wir durch unzählige Packschnüre wieder langsam aus ihm herauswürgen und es bleibt von der glorreichen Möglichkeit, welche wir mit liebendem Sinne Mensch nannten, nichts übrig, als eine leblose Masse von schmerzlichen Verlusten und betrogenen Erwartungen, welche wir in Leichentücher hüllen und in die Erde vergraben — ganz gewiß mit wohlverdienten Thränen. Für den Denker liegt hierin Tragödie genug, der Kern und das Mark aller Tragödien überhaupt.

Aber sind denn so wenige Menschen Denker? Ja wohl, lieber Leser, so wenige denken; darin liegt es eben! Nicht einer von Tausenden hat auch nur die geringste Neigung zum Denken, sondern nur zu passivem Träumen und Nachsagen und zu activer Phrasenmacherei. Von den Augen, mit welchen die Menschen um sich schauen, können doch nur wenige sehen. Auf diese Weise ist die Welt eine so verworrene, suchtbare Iretmühle geworden und die Aufgabe eines jeden Menschen hat sich in die seines Nachbarn verwickelt und zieht sie aus dem Geleise, und der Geist der Blindheit, Falschheit und Zerrissenheit, den man mit Recht den Teufel nennt, behauptet sich fortwährend unter uns und hofft sogar (wenn nicht die Opposition wäre, welche durch Gottes Gnade sich auch behaupten wird) die Oberhand zu gewinnen. So ist unter andern Dingen auch die Romantik des Lebens gänzlich aus dem Gesicht entschwinden und alle Geschichte ist, indem sie in leere Register

*) „Ich hielt ihn stets für einen respectablen Mann.“ — „Was verstehen Sie unter respectabel?“ — „Er hielt ein Gig.“ — Thurtell's Prozeß.

über Schlachten und Ministerwechsel oder, noch schlimmer, in „constitutionelle Geschichte“, oder „Philosophie der Geschichte“ ausartet, tobt wie ein abgelauener Kalender, womit sie in der That von mehr als einem Gesichtspunkte aus betrachtet, bedeutende Ähnlichkeit hat.

Wenigstens darauf kannst Du Dich verlassen, guter Leser, daß es kein Zeitalter gegeben hat, welches sich selbst als das Zeitalter der Romantik erschieuen wäre. Karl der Große hatte, die Dichter mögen schwagen, was sie wollen, ebenfalls seinen Aerger in der Welt. Wenn wir bedenken, daß er seine Hühner und Küchengewächse verkaufte, daß es lüsterne Dächter gab, welche Geheimschreiber durch den Schnee trugen und daß er einmal, wie man sagt, viertausend Sachsen auf einmal über der Weserbrücke aufknüpfen ließ, so läßt sich wohl mit gutem Grunde annehmen, daß der große Karl zuweilen auf schlechter Laune war. Auch Roland von Roncesvalles erfuhr, wie wir wohl sehen, wenn wir darüber nachdenken, regneriges Wetter so gut als sonniges; wußte, was es heißt, wenn die Strümpfe des Stopfens bedürfen; bekam zähes Rindfleisch zu kauen oder auch zuweilen gar nichts zu essen; ritt sich wund, litt an Verstopfung (wie sein Bahnsinn nur allzudeutlich beweist) und fühlte ohne Zweifel sehr oft, daß diese Welt eine wahre Teufelswelt und er, Roland selbst, eins der erbärmlichsten Geschöpfe in derselben sei. Erst in weit späterer Zeit, als das zähe Rindfleisch, das wundgerittene Gesicht und die Verstopfung rund und rein verschwunden waren, begann alles romantisch zu erscheinen und die Aristos fanden Ruß in darin. So, sage ich, ist es stets! Und zwar um so mehr, als der wahre Held, der ächte Roland niemals etwas davon weiß, daß er ein Held ist, denn dies ist die Bedingung aller Größe.

In unserem armiselligen neunzehnten Jahrhundert ist der Verfasser dieser Zeilen so glücklich gewesen, nicht wenige Gebilde der Romantik zu erblicken; er glaubt, dieses neunzehnte Jahrhundert sei schwerlich nur im mindesten weniger romantisch als das neunte oder irgend ein anderes, seitdem Jahrhunderte begonnen haben. Abgesehen von Napoleon und den Dantons und Mirabeaus (deren donnernde Reden und krachende Kanonen, die eine Zeitlang die Luft verdunkelten, vielleicht im Grunde genommen nur oberflächliche Phänomene sind) hat er an den entlegensten Orten Vieles gesehen, was romantisch, ja sogar wunderbar genannt werden könnte. Er hat über seinem Haupte die unendliche Tiefe gesehen, mit größeren und kleineren Lichtern, hell rollend, schweigend, strahlend, von der Hand Gottes in den ewigen

Raum hinausgekleudert; um sich und unter seinen Füßen die wunderbarste Erde mit ihren Schneestürmen und ihrem würzigen Sommerdust und, was das Unbegreiflichste von allem ist, sich selbst hat er hier stehen sehen. Er stand im Fluge der Zeit; er sah die Ewigkeit hinter sich und vor sich. Die alles umzingelnde geheimnißvolle Fluth der Kraft, tausendfach (denn von der Kraft des Gedankens bis zur Kraft der Schwere, welch ein ungeheurer Zwischenraum!) und userlos dahin schäumend trug auch ihn mit sich fort, — auch er war ein Theil von ihr. Aus ihrem Schooße erhob sich und verschwand in fortwährender Veränderung die erhabenste thatiäcliche Phantasmagorie, welche die Menschen das Dasein nennen; und immer von Neuem erhob sie sich und verschwand und immer war dieses erhabenste buntsfarbige Schauspiel von Leben erfüllt, ein anderes und dennoch dasselbe. Eichbäume stürzten und junge Eicheln sproßten. Auch Menschen begegnete er, neugebendet von dem Unbekannten, die, ob schon anfangs klein und winzig an Gestalt, wuchsen, Kraft der Sehnen und leidenschaftliches Feuer und Licht erlangten. In andern Menschen ward das Licht wiederum düster und ihre Sehnen erschlafften. Sie sanken regungslos in Nische, in Unfähigkeit; kehrten zurück zu dem Unbekannten und winkten ihm ihr stummes Lebewohl. Er aber wandelt immer noch an der Stelle, wo sie schieden; er kann sie nicht hören, denn sie sind fern, so wie fern! — es war ein Anblick für Engel und Erzengel, denn in der That, Gott selbst hatte ihn gänzlich gemacht. Als ein einziger schimmernder Adressfaden in dem Gewebe der Weltgeschichte erzitterte er wie von dem Heulen gewaltiger Winde in dem „saisenden Wekstuß der Zeit.“ Generationen nach Generationen, Hunderte und Tausende von dem unbekannten, so lauten, so stürmisch geschäftigen Anfang an stürzten stromweis donnernd hinab, hinab und versanken alle in Schweigen. Nur ein schwacher, immer matter werdender Wiederhall kämpfte sich empor und die Vergessenheit verschlang dann alles. Noch Tausende, bis zu dem unbekannten Ende, werden folgen. Und Du hier, der Gegenwart angehörnd, hängst wie ein Tropfen, noch von der Sonne vergoldet, an dem schwindelnden Rande — einen Augenblick lang, so lange der schwarze Abgrund Dich noch nicht verschlungen hat.

O Bruder! ist es das, was Du prosaisch und uninteressant nennst? Uninteressant und für Dich? Erwache, armer unruhiger Schläfer; schüttle Deinen trägen, Dich wie ein Alp bedrückenden Traum von Dir; schau und siehe das flammende Bild! Strahlenglanz hoch wie der Himmel, Schred-

nisse tief wie die Hölle — das ist Gottes Schöpfung, das ist des Menschen Leben!

Solche Dinge hat der Verfasser dieser Skizze in diesem armeligen neunzehnten Jahrhundert mit angesehen; und was ist alles dies gegen die Dinge, welche er noch zu sehen hofft? mit der zuversichtlichsten Erwartung zu sehen hofft. „Ich habe so Vieles gemalt,“ sagte der gute Jean Paul in seinen alten Tagen, „und ich habe niemals den Ocean gesehen; den Ocean der Ewigkeit werde ich aber ganz gewiß nicht verfehlen zu sehen!“

Da dies aber das innerste Wesen dieser Zeit und jeder Zeit ist, wird dann nicht auch der Dichter, der in ihr wandelt, Gegenstände genug zu malen finden? Welchen Gegenstand er auch wählen mag, wäre es der niedrigste von den niedrigen, so möge er ihn nur in seiner wirklichen Wahrheit malen, wie er hier schwimmt, in solcher Umgebung, so alt wie die Welt und doch neu und niemals endend, ein unzerstörbarer Theil des wunderbaren All, — und sein Gemälde wird ein Gedicht sein; wie viel mehr aber, wenn der gewählte Gegenstand nicht ein niedriger, sondern ein schon wunderbarer ist, wenn die geheimnißvolle „thatsächliche Wahrheit“ desselben, obgleich nicht auf der Oberfläche liegend, dennoch durch diese hindurch scheint und selbst Prosaischer auffordert, darnach zu suchen!

Der Verfasser, welcher unglücklicherweise dieser Klasse angehört, ist nichtsklosterweniger von zwei Dingen immer fester überzeugt — erstens, daß, wie wir eben gesehen haben, die Romantik noch existirt und zweitens, daß sie jetzt und in der Vergangenheit eben so wie in der Zukunft eigentlich nur im Thatsächlichen existirt. Was kann wohl wunderbarer sein, als Das, was ist? Was kann wohl mehr Bedeutung, besonders für uns haben, die wir sind? Studire das Thatsächliche; das Wirkliche, sagt er fortwährend zu sich selbst; erforsche sein endloses Geheimniß immer tiefer und tiefer; siehe es und wisse es, und dann mögst Du nun davon lernen und es wieder lehren oder darüber weinen, oder darüber lachen, oder es lieben oder verachten, oder mögest Du sonst auf irgend eine Weise Dich dazu in Beziehung setzen wollen, so haß Du die festeste dauernde Basis. Dieses hieroglyphische Blatt ist ein, in welchem Du stets lesen, in welchem Du stets neue Bedeutung finden kannst.

Und lehren uns die Kritiker nicht endlich mit kurzen Worten: „Hoffe nie Andern für etwas Anderes Interesse einzulösen, als wofür Du selbst Interesse empfunden haßt?“ — Allen diesen und vielen anderen Prinzipien

theilweise gehorhamend soll nun der nachstehende kleine Roman vom Diamantenhalband anfangen sich zusammenzufügen. Ein kleiner Roman, davon möge der Leser sich aufs Bestimmteste überzeugen, der kein Hirngespinnst von mir oder irgend einem andern thörichten Menschen ist, sondern ein Bruchstück jenes mythischen Gewebes von dem oben erwähnten „Webstuhl der Zeit.“ Es ist ein wirklicher Vorfall, der sich auf dieser unserer Erde zutrug und wir haben, wie ebenfalls schon bemerkt worden, damit weiter nichts zu thun, als ihn der Wahrheit gemäß zu malen.

Uebrigens hat es von unserer Seite an eifrigem und redlichem Bemühen nicht gefehlt, ja, so sonderbar es auch scheinen mag, auch nicht an der gewissenhaftesten Berücksichtigung der Chronologie, Geographie (oder vielmehr in diesem Falle Topographie), alienkundiger Beweise und was sonst durch gewissenhafte historische Forschung zu erlangen war. Möchte nur auf Seiten des Lesers eine ähnliche Offenheit, ein ähnlicher Geist redlichen Strebens vorhanden sein! Durch solche vereinte zwiefache Philosophie stark und von beiden Seiten beleuchtet, könnte dann diese armelige dunkle Intrigue des Diamantenhalbandes zwischen uns vollkommen durchscheinend, gewissermaßen verklärt und in den hellen heiteren Raum der Weltgeschichte hinausgehoben werden. Hier möchte sie schweben wie ein kleinste Diamantgestirn, sichtbar ohne Teleskop, — so lange sie könnte.

Zweites Kapitel.

Das Haldband wird gemacht.

Herrn, oder, wie er jetzt genannt wird, Monsieur, Böhmer sollte es allem Anscheine nach nicht an jenem letzten Gebrechen edler und unedler Gemüther — der Liebe zum Ruhme; auch war er bestimmt, berühmter zu werden, als ihm am Ende selbst lieb war. Seine Ansichten in der Welt waren von ziemlich freundlicher Art. Schon längst hat er seine gutturale Sprache so viel als möglich mit einer nasalen, sein schlichtes sächsisches Vaterland mit der hochgebildeten Stadt Paris vertauscht, wo er gute Geschäfte macht. Als Geschäftspartner des würdigen Monsieur Bassange, eines tüchtigen praktischen Mannes, bewandert in der Schätzung aller Edelsteine, im Anstellen und Beaufsichtigen der Arbeiter, in der Beurtheilung ihrer Leistungen liebt er sich schon unter den vornehmsten seiner Gilde, ja er glaubt schon

unter allen seinen Geschäftsgenossen den ersten Rang einzunehmen, — denn er hat für schweres Geld sich den Titel eines Hofjuweliers erkaufte und geniest demzufolge zu jeder Zeit Zutritt beim König, während alle anderen Juweliere und selbst unzählige vornehme Herren und Strolche im Vorzimmer warten müssen. Mit den kostbarsten Schmucksachen in der Tasche oder während ihm dieselben von aufmerksamen Lehrlingen nachgetragen werden, flieht der glückliche Böhmer prächtige Salons und geheiligte Gemächer sich wie durch den Zauber eines Talismans öffnen und die schönsten Augen der Welt noch schöner erglänzen; ihm allein offenbart sich das Unnahbare, in geheimnißvollem Negligé, Rath gebend und annehmend. Preisen ihn nicht seine Werke an allen Galatagen und Galanächten? Auf den prächtvollen Staatsgewändern, auf Hoffleidern und Sternen, an dem Riemen der Königswürde, ja noch besser an dem Schwanenhals der Schönheit und ihrem königlichen Schmucke von der federhaltenden Agraße an bis zu der Schnalle des kleinen feenhaften Schuhs, — ist dieses blendende Farbenspiel eine Schöpfung Böhmer's, denn er ist Jouaillier - bijoutier de la Reine.

Hätte der Mann sich nur damit begnügen können! Aber er konnte es nicht. Gleich dem Ikarus wollte er zu hoch steigen; seine Wadenschüzel schmolzen und er stürzte unter einer Wolke eiterer Gänsefedern wieder zur Erde herab. Eines Tages, an einem verhängnißvollen Tage (irgend eines Jahres, wahrscheinlich unter den Siebzigen des vorigen Jahrhunderts *) kam Böhmer auf den Gedanken: „Warum sollte nicht ich, der ich als Juwelier des allerchristlichsten Königs eigentlich erster Juwelier der Welt bin, einen Schmuck verfertigen, der in der ganzen Welt nicht seines Gleichen hat?“ Nichts kann Dich davon abhalten, Böhmer, wenn Du die nöthige Geschicklichkeit besitzest, es zu thun. „Geschicklichkeit oder nicht Geschicklichkeit,“ antwortet er, „ich habe den Ehrgeiz; mein Schmuck soll, wenn auch nicht der schönste, doch wenigstens der theuerste werden.“ — Und so ward das Diamantenhalsband beschossen.

Gab der würdige Passange eine willige oder widerstrebende Zustimmung dazu? Auf jeden Fall stimmt er bei und wirkt mit. Pläne werden ent-

*) Ausgenommen das Madame Campan im zweiten Bande ihrer Memoiren sagt, das Halsband sei für die Dubarry bestimmt gewesen, läßt sich die Zeit seiner Verfertigung selbst nicht auf mehrere Jahre annähernd ermitteln. Die Dubarry ward am 10. Mai 1774 — dem Tage, wo ihr König starb — „auf Galbiete“ gefeuert.

worfen, Verathungen gehalten, Modelle gemacht; durch Geld oder Credit werden die kostbarsten Diamanten herbeigeschafft; geschickte Arbeiter schneiden und fassen sie und der stolze Böhmer steht das Werk seinen geheilichen Gang gehen. Stolzter Mann! Sehet ihn eines Morgens nach dem Frühstück. Er ist hinabgefliegen in die innerste Werkstätte, ehe er seine Geisätsgeänge antritt. Hier steht er mit seinem betreten dreieckigen Hute, dem Stock unter dem Arm, und zieht seine Handschuhe an. Kopfnickend und durch nasal-gutturale Worte ertheilt er scharfsinnige Winke und Tadel oder Weisfall. Eine stille Freude dämmert in seinem glatten freundlichen Antlitze; er kann, während er in manch einem geheiligten Poudoir das „Unnabbare“ besucht, bedenken, daß ein opus magnum, von dem die Welt nichts weiß, seinen stillen Fortgang hat. Endlich kommt ein Morgen, wo die Sorge ein Ende hat und die Freude nicht bloß dämmern, sondern hell scheinen kann; das Halsband, welches berühmt und weltberühmt werden soll, ist gemacht.

Wemacht nennen wir es in Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, eigentlich aber war es nicht gemacht, sondern nur mit mehr oder weniger Methode arrangirt und zusammengestellt. Können wir die verschiedenen Geschichten von diesen verschiedenen Diamanten von ihrer ersten Ausgrabung in den fernen indischen Gruben erzählen! Wie sie unzählige Jahrhunderte lang schweigend in dem Felsen ruheten, als ihre Stunde kam, daraus hervorzugehen, die strahlende Sonne auf sich herniederlächeln sahen und mit vielfarbigem Schimmer dieses Lächeln zurückgaben. Wie sie sodann vielleicht an heidnischen Götzenbildern die Stelle der Augen vertraten und angebetet wurden. Wie sie dann durch Kriegsthumult oder Diebstahl ausge schlagen, unter Nachzügeln für eine kleine Quantität geistlicher Getränke vertauscht, von Juden gekauft und als Ringe an den Fingern schwarzer oder weißer Majestäten getragen wurden. Wie sie dann wieder mit sammt den Fingern und vielleicht dem Leben (wie z. B. durch Karl den Kühnen unter den Meräßen von Nancy) in längst vergessenen glorreichen Siegen verloren gingen und so nach unzähligen Glückswechseln endlich auf Böhmer's Schleifrad gekommen waren, um hier mit anderen, ebenfalls von allen Enden der Erde zusammengejudeten Kameraden, von denen jeder wiederum seine eigene Geschichte hatte, zusammengefügt zu werden! Hätten diese alten Steine, von welchen der jüngste seine sechstausend Jahr und darüber zählte, sprechen können, was wäre dies für eine Erfahrung zum Nutzen und zur Lehre der Philosophie gewesen! — Nun aber sind sie alle, wie schon gesagt worden,

vermittelt kleiner goldner Kapseln und zarter Ringe von demselben Metall, so zu sagen, unter Böhmer's Fahne angeworben und nach einer neuen Ordnung in Reich und Glied gestellt, ohne daß ein Juwel seinen Nachbar fragt, woher er gekommen. So paradien sie eine zeitlang, um sich dann später wieder zu zerstreuen und von neuem anwerben zu lassen ad infinitum. Auf so unerklärliche Weise werden Juwelen und Menschen, so wie überhaupt alle irdischen Dinge, zusammen geworfen und aus einander gerissen und in diesem unerklärlichen Chaos von einer Welt hin und her gehandelt und getauselt. Dies war es, was Böhmer sein Halsband machen nannte.

So sprechen in der That auch andere Leute, zuweilen mit noch weniger Grund. Wie viele Menschen haßt Du z. B. vom Weltmachen reden hören; Du haßt den oder jenen vernommen, welcher sich rühmte, eine Million gemacht zu haben? Aber wenn man der Sache auf den Grund gehen will, wie viel haben diese Leute dann wohl von dieser Million wirklich gemacht? Genau so viel, als ihr Fleiß werth ist, nicht sechs Fennige mehr. Ihr Machen war daher eben so wie Böhmer's ein Zusammenraffen und Nebeneinanderhäufen, worauf mit der Zeit ebenfalls eine Zerstreuung folgte. Gemacht? Du all zu eitles Individuum! Wurden diese hochaufgethürmten massigen Gebäude, wurden diese schönen Gefilde mit ihren schattigen Gebüsch und goldenen Getreidefeldern und der Sonnenschein, der sie von oben beleuchtet, und die Granitfelsen und Feuerbehälter, die sie von unten tragen und erwärmen, von Dir gemacht? Ich glaube, von einem Andern. Sogar der Schilling, den Du haßt, ward durch menschliche Kraft in Kärnten und Paragway gegraben, hinreichend geschmolzen und, wie es scheint, nicht ohne den Rath des letzten Vertheidigers unsers Glaubens, seiner Majestät Georg's IV., geprägt. Du haßt ihn und hältst ihn; ob aber und in welchem Sinne Du einen Heller davon gemacht haßt, kannst Du selbst nicht sagen. Wenn der geneigte Leser fragt: Welche Dinge werden denn von dem Menschen gemacht? so antworte ich darauf: Allerdings sehr wenige. Ein Heldenthum, eine Weisheit (ein gottbezogener Wille, der sich verwirklicht hat) wird dann und wann gemacht. So sind z. B. seit Erschaffung der Welt fünf oder sechs Bücher gemacht worden. Sonstbar, daß deren nicht mehr sind, da doch ganz gewiß jede Erbauung dazu geboren ist. Könnte ich oder Du, glücklicher Leser, nur eins machen — die Welt würde es uns vierzehn ganze Jahre ungestoßen bewahren und dafür in Empfang nehmen lassen, was wir bekommen könnten.

Jedoch mit einem Worte, Monsieur Böhmer hat sein Halebant gemacht, was er gemacht nennt — er ist ein glücklicher Mann. Nach einer in ganzer Größe freundlichst von dem Bilderhändler Taunay in der Rue d'Enfer *) und später wiederum von dem Abbé Georgel in dem zweiten Bande

*) Frontispice der „Affaire du Collier, Paris 1783“, wernach Georgel's Herausgeber das Bild copirt hat. Diese „Affaire du Collier, Paris 1783“ ist nicht eigentlich ein Buch, sondern eine gebundene Sammlung von den gerichtlichen Schriften (*Mémoires pour etc.*), die von den verschiedenen Parteien in diesem berühmten „Halebantprozeß“ gedruckt und herausgegeben wurden. Diese in zwei Quartbände gebundene Schriften mit Portraits, so wie sie die Bilderläden damals lieferten, so wie mit handschriftlichen Beilagen, die allerhand Ketten, Schmähgedichte und dergleichen — zuweilen von ganz unaussprechlicher Art — enthalten, bilden diese „Affaire du Collier“, welche bei den Pariser Bücherantiquaren noch jetzt zu haben ist. Es ist eine der größten Sammlungen von Lügen, die gedruckt vorliegen und bildet unglücklicherweise dennoch unter all den verschiedenen Geschichten und Erzählungen, die über diesen Oceanbant vorliegen, das Hauptmittel, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Der erste Band enthält einundzwanzig *Mémoires pour* — natürlich nicht etwa historische Darlegungen der Wahrheit, sondern Angaben von Delinquenten und Advocaten über Das, wovon sie wünschten, daß die Welt es glauben möchte und wobei jede Partei so viel log, als sie zu lügen im Stande war. Um zur Wahrheit oder auch nur zu einem verbürgten Schein von Wahrheit zu gelangen, muß dieser ganze unermessliche Unrath verglichen und durchgesehen werden, damit die wenigen Körner historischen Beweises zurückbleiben. So wie daher dieser ganze Vorgang mit dem Diamantenhalebant die „größte Lüge des achtzehnten Jahrhunderts“ genannt worden, so wird er uns gar nicht unraffend in einem ganzen unermesslichen düsteren Chaos von Lügen überliefert!

Ja, der zweite Band, welcher den Titel „Suite de l'Affaire du Collier“ führt, ist noch seltsamer. Er bezieht sich auf die Intrigue und den Prozeß eines gewissen Bette d'Orneville, der sich für einen armen Jüngling ausgibt, welcher geraubt und mit verbundenen Augen bei schönen Damen eingeführt und aufgefördert werden sei, ihnen Ghemänner zu verschaffen. Dieser Aufgabe habe er zu genügen gesucht, sei aber allmählig ganz verworren und confus geworden und habe auch andere Leute verworren und confus gemacht und dies alles in Folge dieses „Halebantprozeßes“ und des Lärms, welchen derselbe gemacht habe! Sehr sonderbar. Die Advocaten besaßen sich wirklich mit dieser Angelegenheit Bette's; es sind vogelscheuchenhähnliche Portraits beigesügt, die damals in den Bilderläden aushingen und kein Mensch kann wissen, ob die Originale jemals auch nur existirt haben. Es ist wie der Traum eines Traums. Der menschliche Geist wird davon ganz betäubt und fühlt sich endlich zu dem Wunsche gedrängt, daß ein solcher Abgrund von Lüge und Faltschheit sich schließen möge, ehe ein allzu meines Delirium hinzutritt und die Sprache des Menschen ein inhaltsloses leeres Glatens würdiges Geschwätz, wie das der Dohlen oder Gistern, wird. Inzwischen gewinnt man selbst von Bette durch fleißiges Sieben hier und da ein Theilchen Wahrheit.

seiner Mémoires gelieferten Zeichnung können neugierige Leser sich noch einen Begriff davon machen, was für ein fürstlicher Schmuck es war. Eine Reihe von siebenzehn prachtvollen Diamanten, fast so groß wie Haselnüsse, umgeben nicht allzudicht den Hals zum ersten Male. Weiter auseinander und grazios drei Mal an diesen befestigt, umgiebt ihn ein dreifaches Besten mit einer Menge einfach birnförmiger, vielfach sternförmiger oder gruppenweis gestaltlos gefäßer Gehänge zum zweiten Male. Am lockertesten von allen, sanft von hinten herum gezogen, fallen zwei breite dreifache Reihen herab, scheinen sich um eine wahre Diamantenkönigin auf dem Busen zu verschlingen und schlängeln sich dann getrennt aufwärts; sogar die Quasten daran wären für manche Menschen ein kolossaler Reichtum gewesen. Und nun zuletzt vereinigen sich zwei andere unaussprechliche dreifache Reihen ebenfalls mit ihren Quasten, wenn das Halsband angelegt und befestigt ist, hinten zu einer doppelst unaussprechlichen sechsfachen Reihe und strömen zusammen oder getrennt über den Nacken herab, — gleich einem züngelnden Zoriacal- oder Nordlicht.

Und alles dies denke man sich an einem schneeigen, roßg angehauchten Halbe, in welchem königliches Leben wohnt, im Glanze unzähliger Kerzen, bei isphendastischen Bewegungen, muthwilligen Koketterien und den labyrinthischen Verwicklungen der Menuett — bei jeder Bewegung ein Flitz von Sternen, regenbogenfarben, fast so schön, wie die Bewegungen der schönen jungen Seele, die es verständlich! Ein herrlicher Schmuck, wie er nur der Sultinin der Welt gebührt. Auch ist er in der That nur für eine solche erreichbar, denn er wird auf 1,800,000 Riores oder 80,000 bis 90,000 Pfund Sterling, also über eine halbe Million Thaler geschätzt.

Drittes Kapitel.

Das Halsband kann nicht verkauft werden.

Pöbmer, Du hast Dich verrechnet! Die Sultinin der Erde wird niemals dieses Fein-Halsband tragen; kein Hals, weder der einer Königin noch der einer Vasallin, wird jemals dadurch reicher gemacht werden. Glaubst Du, daß wir bei dem gegenwärtigen jammervollen Zustande unserer Finanzen, wo der amerikanische Krieg uns umtebt, achtzigtausend Pfund für einen solchen Tand aufstreiben können? In dieser hungrigen Welt, Du Narr, sind

und diese fünfhundert und so und so viel Diamanten, die bloß zum Ansehen taugen, an und für sich weniger werth, als eine Schnur von eben so vielen trocknen irländischen Kartoffeln, mit welchen ein hungriger Sancculotte sich den Bauch füllen könnte. Du ahnest nicht, lachender Hofsjuwelier, groß in Deinem Stolge als angesehener Mann, in Deinem Stolge des *savoir faire*, was die Welt Dir noch aufgehoben hat. Du lachst jetzt, aber glaube mir, Du wirst Dein Gesicht noch bedeutend anders verziehen.

Während das Halsband erst im Modell entworfen war und die dazu erforderlichen Steine noch „im Handel“ circuulirten, war es für den Hals der Dubarry bestimmt. Unglücklicherweise hat alles seine Zeit; auch königliche Maitresses haben ihre Zeit und nun (so geschäftig ist der Tod gewesen) sitzt sie zurückgezogen, auf bloßem Halsbald, ohne Ausfichten, in Saint-Ger. Das großmüthige Frankreich wird für sie keinen Halschmuck mehr kaufen — o Himmel! das Weil der Guillotine wird schon geschmiedet (im Norden, im schwedischen Dalecarlien, durch Hammer und Feuer, und im Süden durch Taxen und tailles), welches ihr den Hals zerschneiden soll.

Aber wie käme auch die Dubarry dazu? Ein elender Wurm, durch königliche Hige auf einem faulen Düngerhaufen zu einem grellbunten Schmetterling ausgebrütet, der nun die Flügel verloren hat und wieder ein Wurm geworden ist! Sieht es denn nicht Königsstöchter und Königinnen; ist nicht Puz und Schmuck der erste Wunsch eines weiblichen Herzens, — oft auch, wenn ein solches Herz leer ist, der letzte? Der portugiesische Gesandte ist hier und sein strenger Bombal ist nicht mehr Minister; es giebt eine Infantin in Portugal, welche sich mit Gottes Hülfe zu verheirathen gedenkt. — Sonderbar! Der portugiesische Gesandte, obidem ohne Furcht vor Bombal, lebt, will aber nicht kaufen.

Oder warum nicht unsere liebreizendste Marie Antoinette, einst blos Dauphine, jetzt aber jeder Zell eine Königin — welcher Hals auf der ganzen Erde wäre dieses Schmuckes würdiger? Nur ihr gebührt er. — Ach Böhmer! König Ludwig hat ein Auge für Diamanten, aber auch er hat an Geldnoth keinen Mangel und seine stolze Königin selbst antwortet, wie es einer Königin geziemt: Wir brauchen Kriegsschiffe nöthiger als Halsbänder. — Laudatur et alget! — Nicht ohne Bangigkeit und Beklemmung wenden wir uns nun an die Königin und den König der beiden Sicilien *). Abermals vergebens,

*) Siehe Mémoires de Campan, II, 1—26.

o Böhmer! In gekrönten Häuptern ist keine Hoffnung für Dich. Nicht ein einziges gekröntes Haupt von allen kann die halbe Million entzathen. Das Zeitalter des Ritterthums ist zu Ende und das des Bankerottes angebrochen. Eine dumpfe, tiefe, unglückserkündende Bewegung erschüttert alle Throne; der Bankrott schlägt das Thor ein und kein Finanzminister ist im Stande, sich länger gegen ihn zu verbarrikadiren. Er dringt ein und die ihr Bett überflutende Feuerlava der Demokratie wälzt sich dicht hinterdrein! Wohl mögen Könige zum zweiten Male „mit ideuem Blicke um sich schauen“ und an ganz andere Dinge denken, als an Halbbänder.

So sind dem armen Böhmer die traurigsten Tage und Nächte bechieden und dieses vielverheißende Jahr (1780, wie wir mit vieler Mühe errathen und abnehmen) nicht schwächer als alle anderen in seinem Kalender. Vergebens überlegt er auf seinem schlaflosen Buhle das Problem immer zweifelster hin und her; es ist ein Problem der unlöslichen Art, ein ächter irreducibler Gardanischer Fall — das Diamantenhalbband findet keinen Käufer.

Viertes Kapitel.

Wahlverwandtschaften — die zwei firen Ideen.

Nichtsdeftoweniger liegt das kleine Werk eines Menschen niemals isolirt oder getrennt. Eine ganze geschäftige Welt, ein ganzes angeborenes Element geheimnißvoller nimmerrunder Kraft umzieht es, ergreift es, trägt es vorwärts oder auch rückwärts, so daß stets und in allen Fällen, entweder als lebende Pflanze oder im schlammigen Falle als wolkurdegefaulter Dünger Das, was geschehen worden, auch nutzbar gemacht wird. Ist wäre daher für einen Menschen, der irgend ein kleines Werk beendet hat, die interessanteste Frage die: Welcher Haken wird bei diesem unermesslichen Wirbel einer Welt dieses mein kleines Werk erfassen und es ebenfalls herumwirbeln? — eine Frage, die, wie wir nicht erst zu sagen brauchen, selbst in dem einfachsten aller Fälle eine ganze königliche Akademie der Wissenschaften verblüffen würde. — Gute christliche Lantia! Während Du Deinen kleinen Napoleon wartest und er Dein mütterliches Lächeln mit dem tiefen Blick seiner Augen beantwortet, entspinnt sich allmählig eine weltberühmte französische Revolution mit Ver-

brüderungen auf dem Marksfelde und Septembermehlsieien und Schlägereien an den Bäckerläden — mancher Danton und Desmoulins, mancher scheinheilige geschmeickelte Robespierre, die jetzt alle noch Schulknaben sind, mancher Marat, der bittere Thränen vergießt, während er sein Drusenpulver im Mörter stößt, bereiten ihm die geeignetste Arena.

So ist es auch hier. Während der arme Böhmer sich mit seinen Diamanten abmüht und sie „aus dem Handel“ zieht und während seine Arbeiter sie schleifen und fassen, bindet sich ein gewisser geistlicher Coadjutor und Großalmoesener so wie Comthur und Cardinal in spe, in Oesterreich, wo er der Jagd obliegt und Soupers liebt. Dieser Mann ist es hauptsächlich, für welchen Böhmer und seine Gehülfen arbeiten. Wir sagen es noch einmal — es ist seltsam! Der alberne Juwelier in Paris, der alberne Schmuckfaden macht, und der alberne Gesandte in Wien, der dumme Streiche macht und ein auschweifendes Leben führt — diese beiden, die mit einander nicht im mindesten Verkehr stehen und so weit von einander entfernt sind, wie der Nord vom Südpol, schmieden künftlich für einander den wundervollsten Hefel, der sie eines Tages zum Erlöschen der Menschheit zu künstlichen flammenden Zwillingen zusammenhefteln wird.

Prinz Ludwig de Rohan ist einer jener auserwählten Sterblichen, die zu Ehren geboren sind, aber leider auch — wie alle Menschen — zu Leiden und Kümernissen. Ueber seine Herkunft und Abstammung ließe sich Denen, die sich für solche Sachen interessieren, viel erzählen und doch, wenn wir es recht erwägen, dem innern Gehalt nach wenig. Seine Herkunft läßt sich bei Fleiß und Treue ein paar Hände breit oder ein paar Jahrhunderte zurückverfolgen, dann aber verschwimmt sie mit dem „königlichen Geblüt“ und von da an bis in den Schooß der Ewigkeit hinaus zeigt sich nichts als ein großer leerer Raum, aus welchem nur ein einziger Punkt hervortragt — der Sündenfall des Menschen! Jedoch, und dies ist das, was uns hier allein interessiert — seine Verwandten haben sich in den jüngst vergangenen Zeiten immer dicht in der Nähe seiner allerchristlichsten Majestät gehalten, so daß sie mit leichter Mühe erhaschen konnten, was es zu erhaschen gab. Ganz besonders haben sie Anlage zur fortwährenden Bekleidung von Cardinals- und Comthurwürden verrathen. Es sind das ruhige stille Geschäftchen, wo es nichts zu thun giebt; mit anderen, wo es etwas zu thun giebt, als Feldherren oder dergl., (zum Beweise diene der arme Cousin Soubise bei

Rosbach *) möchten sie nicht so gut fahren. Auf jeden Fall vertritt der gegenwärtige Prinz Ludwig, Coadjutor in Straßburg, so lange sein Onkel, der Cardinal Gräbischof, noch nicht das Zeitliche gesegnet und seine Würden auf ihn vererbt hat, sondern bloß erkrankt geworden ist, schon bei einer ganz besonders großartigen Gelegenheit seine Stelle — er, der dreimal glückliche Coadjutor, empfängt die schöne, junge, zitternde Dauphine Marie Antoinette bei ihrem Einzuge in Frankreich und kann, da er ein langer stämmiger Mann von sechs und dreißig Jahren ist, als ceremonieller Flügelmann das Nöthige sehr schön besorgen. Von seinen andern Leistungen bis zu dieser Zeit darf die Geschichte, wenn sie artig sein will, nichts erzählen.

Und in der That, wenn das tolerante Gemüth mit einem gewissen Grade von Sympathie darüber nachdenkt, was konnte wohl der arme Rosbach auch leisten? Zu jeder Leistung gehört Einsicht, gehört Kraft und ein fester klarer Standpunkt, was ihm alles verliert ist. Von seiner Geburt an mit der ausgelesenen rhapsodischen Sprache aufgezogen, aber auch mit keiner besseren geistigen Lehre und keinem bessern Lebensbegriff, als ein französischer Hof Ludwig's des Vielgeliebten gewähren konnte; überdies — und dies konnte nur zu seiner größern Verwirrung dienen — mit Verwirrtheit genug begabt, um Vieles zu durchschauen, mit Kraft genug, um Vieles zu verrathen, aber unglücklicherweise nicht mit Energie genug, um es von sich zu stoßen und sich auf immer davon zu befreien, — erwacht er als kräftiger Mann mit den wilden Begierden eines solchen in einer Welt der puresten unzusammenhängenden Lügen und des Deliriums, er selbst eine namenlose Waffe zusammenhanglosen Wahnsinns — höchstens ein wenig gezügelt durch conven-

*) Folgendes ist das Epigramm, welches während jenes „durch Epigramme gemäßigten Despotismus“, der, wie man sagt, damals in Frankreich herrschte, bei Gelegenheit der Schlacht bei Rosbach auf ihn gemacht ward:

„Soubise dit, la lanterne à la main,
J'ai beau chercher, où diable est mon Armée?
Elle était la pourtant hier matin:
Me l'a-t-on prise, ou l'aurais-je egarée? —
Que vois-je, à ciel! que mon ame est ravie!
Prodige heureux! la voilà, la voilà! —
Ah, ventrebileu! qu'est-ce donc que cela?
Je me trompais, c'est l'Armée Ennemie!“

Lacretelle, II. 206.

tionelle Politur und gedeckt durch den in Ausführe gestellten Cardinalsmantel. Sind nicht Intriquen, könnte Mohan sagen, die Industrie dieses unferes Weltalls; ja ist nicht das Weltall selbst im Grunde genommen weiter nichts als eine Intrigue? Die allerchristlichste Majestät in ihrem Hirschpark ist, wie Du siehst, der Gott dieser irdischen Welt; in dem Kampfe des Lebens ist unser Kriegsherr und himmlisches *En touto nika* der Unterrock einer Waitresse. Dies sind deine Götter, o Frankreich! — Was konnte unter so eigenthümlichen Umständen das Glaubensbekenntniß und die Welttheorie des armen Mohan sein, um sich mit seinen „Leistungen“ darnach zu richten? Atheismus? Ach, leider nein; nicht einmal Atheismus, bloß Macchiavellismus und der unzerstörbare Glaube, daß „Pfefferkuchen gut schmeckt.“ Verschaffe Dir daher immer neuen und besseren Pfefferkuchen; laue ihn immer fleißiger — dies ist alles, was Du zu thun hast und auch nur auf einen Tag.

Pfefferkuchen genug, armer Ludwig de Mohan — zu viel Pfefferkuchen! So viel, als Geld oder Geldwerth oder Hintertreppen-Diplomatie für die fünf Sinne laufen kann; ja auch für den sechsten Sinn der weit gewürzigtere Pfefferkuchen: Vorrang vor Deinen Nimmenschen, den Du wenigstens dadurch verdienst, daß Du unendlich glänzender angereichert bist als sie. Großjunker von Straßburg, Erzbischof von Straßburg, Großalmosenier von Frankreich, Commandeur des Ordens vom h. Geist, Cardinal, Comthur von St. Basil d'Arras (einer der fettesten Früchte auf diesem Ordensbaum) — all dieses Prachtgeschmuck ist für Monseigneur bestimmt, zu allem diesem hilfst seine jesuitische Pflegmutter, unser fuchsichlauer Abbé Georgel, bei schlechtem und gutem Hofweirer ihm triumphirend hindurchdringen und wickelt ihn, den fetten schlaffüchtigen Pflanzling, der er ist, wohlbehalten hinein. — Dieser Georgel ist, beiläufig gesagt, in der That ein höchst thätiger und stets wachsammer Abbé. Die Fäden seines Gewebes ziehen sich wie ein Netz über die ganze Welt und er selbst sitzt in der Mitte, bereit, nach jedem Punkte hinzurenennen. Vergebens complottiren König und Königin gegen Monseigneur; „ich war schon vor sechs Uhr bei Herrn von Maurepas, als derselbe noch im Bett lag“, — wackelte überredend mit meinem glatten geschmiegelten Fuchskopfe und brachte die Sache in Ordnung. Da wir hier einmal von Reinecke Georgel sprechen, so können wir nicht die Bemerkung unterdrücken, daß dieser Jesuit ein ganz eigenthümliches Gesichtswesen sein muß. Außerlich schien er ein Mensch zu sein, wenigstens das glatte, freundliche Ebenbild eines

Menschen, innerlich aber war er von Stein! Und doch liegen in allen athmenden Dingen, ja selbst in kleinern Jesuiten, unergründliche Sympathien. Wie könnte sich sonst ein kleiner Abbe so loyal mit Geist und Körper einem schläfrigen Monseigneur widmen? wie könnte sonst die arme Graubüde mit Vernachlässigung ihrer eigenen Eier und Interessen einen schwerfälligen tolpelhaften Aufsat aufziehen und sich für ihre Mühe reichlich entschädigt halten, wenn der rufbraune Dummkopf nur immer dicker und dicker wird! —

Genug, durch jesuitische und andere Mittel wird Prinz Ludwig von Rohan ohne sein Zutun zum Comthur von St. Basil und vielem Anderen getrieben und gebadet und in der That zu einem solchen Comthur, wie kaum einer, seitdem König Lheritz, der erste der Fainéans, dieses Institut gründete, seine Rolle hier gespielt hat.

Zu einem solchen aber haben Natur und Kunst sich verbündet, den Prinzen Ludwig zu machen. Eine dreifach mit Ehren, rothem Sammet und bürgerlichen und kirchlichen Garnituren aller Art bekleidete Gestalt, ist er doch an und für sich wenig mehr als ein formloses Conglomerat von Widerstreichen, Schlafsucht und Gewaltthätigkeit, niedrigen Leidenschaften und niedrigen Gewohnheiten. Hauptächlich durch seine rothsammetnen Mäntel und sein blaues Gewand hält, wie wir schon oben angedeutet haben, ein solcher Mensch zusammen; ohne diese äußere Hülle würde er unaufhaltsam nach allen Seiten auseinander fliegen. Man denke ihm sich ferner mit einem gewissen Grade von stillesgender Energie und Wärme — denn er kann zuweilen ganz klar sehen und mit wilder Aufregung sprechen — während er doch auf diese Weise verdammt ist, zu stagniren und zu gähren und ganze Bluthen Pettemasse auf sich häufen zu lassen; — haben wir da nicht ein treues Ebenbild von einem schwachrollen Schlammvulkan, der, fortwährend umdunstet, gurgelt und träg brodeln, — ausgenommen, wenn, wie eben angedeutet ward, dann und wann ein Windstoß kommt und eine entsetzenvoll abgefeimte Schlammexplosion zuwege bringt.

Dies ist, möge man ihn noch so schön verzieren und verbrämen, der eigentliche Charakter des Prinzen Ludwig. Ein schwachvolles Schauspiel, wie es die Welt jedoch schon oft gesehen und von welchem zu wünschen, leider aber noch nicht zu hoffen steht, daß es die Welt nicht wiedersehen werde. Ja, liegt nicht die Summe alles möglichen äußeren und inneren zusammenhangslosen Wahnsinns für den armen Rohan in diesem einzigen ganz un-

glaublichen Widerspruch, daß er, Prinz Ludwig de Rohan, zum Vriester, zum Cardinal der Kirche ernannt wird? Ein sittenloser, ausschweifender Eerblücker, der vollkommen hüßlos daliegt, wird Kirchencardinal, die symbolische Angel oder der Eckstein des unsichtbaren Heiligtums in dieser Welt! Ein Bewohner des Saturn, der dies sähe, könnte sich darüber todtlachen, wenn er nicht vielmehr vor Mitleid und Entsetzen ohnmächtig würde!

Prinz Ludwig hätte als ceremonieller Flügelmann in Straßburg hoffen können, auf die schöne junge Dauphine einigen Eindruck zu machen, scheint aber keinen gemacht zu haben. Vielleicht war in jenen großen, für eine fünfzehnjährige Braut und Dauphine so inhaltschweren Tagen die schöne Antoinette durch ihre Gedanken zu sehr in Anspruch genommen; vielleicht laß ihre reine junge Seele, ohne es selbst zu ahnen, schon in dem Gefühl und in den Blicken des zukünftigen Cardinals Prinz Ludwig ein chaotisches Wüßlingsthum, einen bodenlosen Schlammvulkanismus, vor welchem sie instinktiartig zurückbehi.

Indessen, er ist nun, wie wir schon oben bemerkt, als Gesandter nach Wien gegangen — mit „vierundzwanzig Vagen“ (wenn wir uns dessen, was der Abbé Georgel darüber sagt, recht entsinnen), „von edler Geburt“, alle in scharlachrothen Hosen und einem so prächtigen Gefolge, daß selbst seine fetten Einkünfte in fortwährenden Schulden ersaufen. Vor allen Dingen ist natürlich sein jesuitischer Vertrauter bei ihm, denn überall muß die Sache so gemacht werden: Eminenz Rohan ist der Mantel, Jesuit Georgel der darin stekende Mensch oder Automat. Rohan steht allerdings die Theilung Polens mit an, oder vielmehr Georgel mit seinem „madkirten österreichischen“ Verräther „auf den Wällen“ steht sie an seiner Statt, aber was kann er thun? Er läßt seine vierundzwanzig scharlachnen Vagen aufmarschiren, — die, wie wir finden, sehr ungehörliche Schnuggelgeschäfte betreiben, reitet, obgleich er Cardinal in spe ist, quer durch eine katholische Prozeßion hindurch, weil sie zu lang ist und ihm den Weg veriperrt; geht auf die Jagd, macht schönen Frauen den Hof, giebt Coupers wie ein Sardanapal, die köstlichsten, die jemals in Wien gesehen worden. Abbé Georgel schreibt, wie wir uns leicht denken können, „alle vierzehn Tage“ in seinem Namen eine Depesche, erwähnt in einer von diesen, daß „Maria Theresia allerdings mit dem Schnupstuch in der einen Hand dasicht, um Polens Unglück zu beweinen, aber auch mit dem Schwert in der andern, bereit, Polen in Stücken zu schneiden und

sich ihren Antheil anzuweisen*)." Ein unzeitiger Scherz, der für Prinz Ludwig die Wurzel unsäglichler Aergernisse ward. Denn der Minister d'Anguillon theilt (ganz gegen seine Pflicht) den Brief dem König Ludwig mit, König Ludwig zeigt ihn der Dubarry, um ihr Souper zu würzen und lacht darüber. Die Sache wird ein Hofwitz und die kindlich fromme Dauphine hört ihn und merkt sich ihn. Uebrigens geht das Gerücht, Rohan habe sich tadelnd über die Dauphine gegen ihre Mutter ausgesprochen. Dies ist aber wahrscheinlich bloß ein eitles Gerücht, denn die fromme Maria Theresia haßte, ja verachtete ihn und arbeitete nach besten Kräften auf seine Abberufung hin.

So in roßigem Schlafe und Somnambulismus oder bloß erwachend, um den vollen Becher des scharlachrothen Weibes, seiner Mutter, zu leeren und dann wieder zu schlafen und zu somnambuliren, verbringt der zukünftige Cardinal und Comthur seine Tage. „Anständlicher! Unsere Welt ist nicht eine Welt, die im Schlafe geschaffen ward oder in welcher es gerathen wäre, zu schlafen und zu somnambuliren. An dem „läuenden Webstuhl der Zeit“ (wo über neunhundert Millionen hungriger Menschen rastlos weben und wirken) fliegen gar so viele Häden summend von ihren „ewigen Spindeln“; und schnelle, unsichtbare Schiffelein schiffen weit, weit, bis an die Enden der Welt. Zu dieser selben Stunde spielt ein gewisser elender Böhmier in Paris, von dem Du nichts ahnest, aus Diamanten und Gold einen kleinen runden Kasten, der Dir später beinahe die Kehle zuschneuren wird.

Mittlerweile hat Ludwig der Vielgeliebte seinen Hirschpark auf immer verlassen und unter dem kaum unterdrückten Hohnschrei der Welt seine letzte Wohnung in St. Denis aufgeschlagen. Als er fühlte, daß es mit ihm

*) Mémoires de l'Abbé Georgel, II. 1—220. Der Abbé Georgel, der an der hier bezeichneten Stelle eine lange hochtrabende Erzählung der Halsbandgeschichte mittheilt, gilt in dieser Beziehung für die hauptsächlichste Autorität, aber auch seine Angaben sind bei näherer Prüfung nicht haltbar. Er drückt sich so unbestimmt als möglich aus und schreibt in jenem Style, den man mit dem „eingefleissten Schweine“ verglichen hat; aber dennoch kann man ihn zuweilen rufen und festhalten. In seiner ganzen Erzählung kommen kaum mehr als drei Data vor. Mehrmals irrt er sich und ein oder zwei Mal verdreht er auch vielleicht die Sache mit Willen ein wenig. In Bezug auf das Hauptereigniß dieser Angelegenheit irrt er sich in der Zeit um beinahe ein Jahr. Man darf aber nicht vergessen, daß der arme Abbe in der Verbannung schrieb und Ursache genug zu feindseliger Gefinnung hatte.

zu Ende ging (denn die Platten behaupten den Sieg und selbst die Dubarin ist fort), machte er, wie der Abbé Georgel schreibt, „seinem Gott amende honorable“ (dies sind Sr. Hochwürden eigene Worte); „betraute drei Tage lang ernst und aufrichtig und,“ fährt der Abbé fort, „entschlief so in dem Herrn.“ Er entschlief in dem Herrn, Monsieur l'abbé! Wenn eine solche Rasse Faulheit und Dullheit in dem Herrn entschlief, wer, glaubst Du wohl, entschlief dann in — Jemandem anders? Jedoch, wir sind schon zufrieden, daß er wirklich entschlief; daß er nicht eingehüllt in das Leidenschloß der Nacht — unter weißen Obhut, fragen wir weiter nicht — niemals in aller Zeit und Ewigkeit das Antlitz der Sonne wieder beleidigen kann; — und so gehen wir nun weiter, wenn nicht zu geringeren Graden von Bestialität, doch wenigstens zu ergößlicheren Varietäten derselben.

Ludwig XVI. regiert also nun (und arbeitet unter dem Sieur Gamain als Schlosser); seine schöne Dauphine ist Königin geworden. Eminenz Mohan ist von Wien wieder nach Hause, um zu consoliren und zu gratuliren. Er bringt einen Brief von Maria Theresia mit und hofft, daß die Königin alle ceremonielle Flügelkente und Freunde der Dauphine nicht vergessen werde. Himmel und Erde! Die Dauphine Königin will ihn nicht sehen, sondern befehlt, daß der Brief ihr überreicht werde. Der König selbst läßt ihn kurz bedeuten, daß er ihn ruhen lassen werde, wenn er ihn brauche.

Ach, bei Hofe ist unsere Bewegung die empfindlichste und unsicherste. Wir treiben uns gleichsam auf Herlen an dem Rande bodenloser Abgründe hin. Entstand ist Aufstand, eben so aber auch eine einzige salbige Umdeutung. Noch vor einem Augenblicke schien Eminenz Mohan so gut zu walzen wie nur einer, aber siehe, er hat das Gleichgewicht verloren, es findet eine Umkehrung des Schwerpunktes statt und sechshundert und mit nach mathematischer Proportion wachsender Geschwindigkeit beginnt er zu stürzen.

Ein mitleidendes Gemüth kann sich denken, welche Wirkung dieser Sturz auf einen Mann von der Schlassucht und Heftigkeit des armen Mohan hervorbringen mußte. Verhürzung, Betäubung, totale Erschütterung des Blutes, Gehirns und der Nerven — in Ohr und Herzen wilder Aufruhr und immer lauterer Säusen und Brausen der wildbewegten Luft. Ein Fall gleich dem des Sarans! Allerdings sind schon mehrere Menichen vom Hofe vertrieben worden und haben es je nach ihrer Fähigkeit ertragen. Ghoiseau entfernte sich in diesen selben Jahren lächelnd oder trübsinnig und zog die Hälfte der Höslingsschaar mit sich fort. Unser Wolfen, obgleich einst ein

Ego et Rex meus, konnte, wie man sagt, ohne Zwangsjacke nach seinem Kloster reisen, hier seinen Rosenkranz beten und einer noch längeren Reise entgegensehen. Der melodienreiche, nur zu zart besaitete Racine ließ, als sein König ihm den Rücken kehrte, einen einzigen schüchternen Klagenston hören und hauchte in aller Unterwürfigkeit seinen Geist aus. Der Hall des Coadjutors de Mohan aber unterrichtet sich von allen diesen. Er war nicht loyal genug, um zu sterben; nicht selbstständig genug, um zu leben; nicht religiös genug, um zu beten. Sein Charakter ist, wie wir schon gesagt haben, ein Schlammvulkan — zusammenhangslos und wahnsinnig von Grund aus. Und dann bedenke man auch, daß sein Höflichkeitsthum — denn wie konnte demselben wohl etwas Edles zu Grunde liegen? — eigentlich weiter nichts war als eine Speculation. Der Verlust seiner Krumpfscharte, der Coeur Königin, kann ihm nichts bringen als pure unheilbare Verzweiflung. Ein anderes Spiel hat er nicht, weder in dieser Welt noch in der nächsten. Und dann das erbitternde Warum? Das *Wie kam es?* Denn jener Mohantische oder Georgelische scherzhafter Einfall mit dem „Schnupstuch in der einen Hand und dem Schwert in der andern“, wenn derselbe in der That an allem diesem schuld ist, lebt schon längst nicht mehr in seiner Erinnerung. Aber im Namen von Bruder Bacon's Kopf, was war es denn? Die Phantasie kann, gehebt von der Verzweiflung, nach allen Punkten des Raumes fliegen; — stets wird sie mit müden Schwingen und ohne Nachricht zu bringen zurückkehren. Hier bin ich — dies, was die erste große Gewißheit für den Menschen im Allgemeinen ist, ist auch die erste und letzte und einzige für den armen Mohan. Und dann sein Hier! Ach, wenn er aufwärts blickt, sieht er von seinem brennenden Fuhle aus die azurnen Regionen, die einst auch sein gehörten, und Cousine Gräfin de Marfan und so viele Richelieu's, Voltignac's und andere glückliche Engel und Engeltinnen treifen dort in glückseliger Wonne, während er —!

Nichtdennweniger ist die Hoffnung in der menschlichen Brust, obgleich nicht in der teuflischen, eine ewig sprudelnde Quelle. Der verstoßene Mohan richtet alle seine Gedanken, Fähigkeiten, Gebete und Absichten auf ein einziges Ziel; ein einziges Ziel will er erreichen oder dem Tollhause verfallen. Wie viele Wege versucht er; wie viele Tage und Nächte verbringt er mit Conjecturen und Consultationen; wie viele geschriebene, ungedruckte Stöße von Correspondenzen, Protesten und Hintertreppen-Diplomatie jeder Art häufen sich in dieser Sache an! Wie vielen Soupers hat er beigewohnt; wie viele hat er gegeben, — fruchtlos und umsonst. Es ist sein Morgen-

geiang und sein Abendgebet. Von unzähligen Hällen steht er wieder auf, bloß um wieder zu fallen. Seht ihn sogar mit seinen rothen Strümpfen bei der Abenddämmerung in dem Garten von Trianon. Er hat den Pförtner befohlen; er will die Königin, der Etiquette und dem Schicksal zum Trost sehen; vielleicht wird sie aus Mitleid mit seinem langen und schmerzhaften Uebel ihn berühren und heilen. Vergebens, — sagt die Geschichtschreiberin Campan^{*)}; — der Wagen der Majestät schiebt mit hochbesiederten Häuptern darin rasch vorüber; man erkennt die Guineen an ihren rothen Strümpfen, aber man sieht sie nicht an, sondern lacht sie bloß aus und läßt sie stehen wie eine Salzsäule.

So sind zehn lange Jahre vergangen, unter neuen Entschlüssen und neuer Verzweiflung, unter Hin- und Herfliegen von Saverne nach Paris und von Paris nach Saverne. „Die Hoffnung, die sich verzehrt, ängstet das Herz.“ Keinede Georgel und Cousine de Marfan haben durch Veredlsamkeit, durch Einfluß und dadurch, daß sie schon vor sechs Uhr früh an Herrn von Maurepas' Bett stehen, das Erbthum, die Großalmosenierwürde, den Cardinalsstuh (durch Vermittelung von Polen) und endlich um die Renten zu verbessern und die Juden zu beschwichen, die fetteste, von Könia Ihtery, dem Nichtstuer — vielleicht im Hinblick auf solche Fälle — gegründete Comthurerei gestiftet. Alles recht gut, trägt Nohon schwachtend, aber noch immer nicht das Eine, was Noth ist, denn die Augen der Königin strahlen mit immer noch nicht.

Abbé Georgel gesteht nach der ihm eigenthümlichen seinen diplomatischen Weise zu, daß der Schlammvulkan durch diese Anfechtungen sehr aufgereggt und mit der Zeit ganz verändert ward. Monseigneur gerieth auf kabbalistische Abwege, jagte nach Glitzern, Liebestränken und dem Stein der

*) Madame Campan scheint in ihrer Erzählung, so wie überhaupt in ihren ganzen Memoiren wenigstens keine Entstellung der Wahrheit zu beabsichtigen, was in der Fabelbandgeschichte schon viel sagen will. Sie beabsichtigt vielleicht bloß das Hervorbringen eines Eindrucks, nämlich dessen, der ihr selbst als der richtige erschienen sein mag. Auf alle Fälle aber hat sie weder hier noch andernwärts einen Begriff von historischer Genauigkeit; sie giebt kaum ein Datum oder vergleichen an, erzählt dieselbe Sache an verschiedenen Stellen auf verschiedene Weise u. s. w. Man sagt, Ludwig XVIII. habe ihre Memoiren vor Herausgabe derselben revidirt. Sie muß daher überall mit Vorsicht und Zweifel gelesen werden, gewährt aber doch nicht unwichtige Aufschlüsse.

Weisen — das heißt, der vulkanische Dampf ward immer dicker und schwerer und versank endlich durch Cagliostro's Zauberei (denn Cagliostro und der Cardinal mußten in Folge der zwischen ihnen bestehenden Wahlverwandtschaft sich begegnen) in die Undurchdringlichkeit eines vollkommenen Londoner Nebels! Und wenn Monseigneur hipig ward und sich entweder menschenfeindlich von der Welt zurückzog oder rauh und heftig mit seinen Domestiken und Untergebenen sprach, — wurden dann die abgeschwacht entsehlischen Schlammerexplosionen nicht immer häufiger? Ach, war es wohl ein Wunder? Einige neun und vierzig Winter sind nun über seine Eminenz dahingegangen (denn es ist 1783), und sein Bart fällt weiß unter dem Messer, aber das Alter bringt ihm nicht die „Wohlthat der Erfahrung.“ Er wird einmal von einer fixen Idee beherrscht.

Idiörische Eminenz! ist denn die ganze Erde unfruchtbar und schnupftabakfarben geworden, weil ein einzelnes Augenpaar auf derselben Dich scheel ansieht? Du hast ja noch Deinen Körper und die Quantität Seele, die von Beginn an darin gewohnt haben kann. Ja, es ist ein warmer, gemüthlicher Leib, mit nicht bloß fünf Sinnen — trotz vieler Abnutzung immer noch gesund — sondern auch ganz eminenter Kleidung. Er ist besetzt mit Autorität über Vieles, mit rothem Cardinalsmantel, rothem Cardinals-kut, mit Comturburci, Großalmosenierswürde und mit so viel Titeln und andern Würden, daß es zu langweilig wäre, wenn wir sie aufzählen wollten. Die Sterne gehen allnächtlich auf und bringen Vorischaft (auch für Dich, wenn Du darauf hören willst) aus dem unentlichen Himmelsraume; Sonne und Mond fuhren den Wechsel der Jahreszeiten herauf und bleiben grün, mit Blumentändern und Goldstoss, diese unsere alte, ewig junge Erde und füllen ihre Brüste mit alles ernährender Muttermilch. Willst Du arbeiten? Die ganze Encyclopädie (nicht bloß Diderot's, sondern auch des Allmächtigen) liegt hier vor Dir aufgeschlagen und Du kannst Deine Fähigkeiten daran erproben. Oder, wenn Du keine Fähigkeit besitzest, keinen Sinn, hast Du dann nicht, wie schon angedeutet worden, Sinne, fünf an der Zahl? Befiehl die Speisen, die Du wünschst; fülle Dich mit dem Wein, der Dir schmeckt. Schon bist Du ein salider geistlicher Priester mit Einkünften von ungefähr einer Viertelmillion Pfund Sterling und keiner Lust, Dich zu bessern. Ist, idiörische Eminenz; ist mit Gefährlichkeit und laß die Jede bis nachher; in allem diesen können die Augen Mariens Antoinettes Dir weder behüßlich noch hinderlich sein.

Und dennoch, ist wohl der Cardinal, ein so dissoluter Schlammeskulaner auch sein mag, hierin thöricht als alle Kramstöhrne? Gebt dem Weisesten von uns nur einmal eine fixe Idee — und wer wäre nicht einmal wenigstens vorübergehend in einem solchen Wahnsinn befangen gewesen? — und seht dann, wo seine Weisheit bleibt! Der Gemenjäger arbeitet nach dem über ihn gefällten Urtheil seine sieben Jahre in den Luedsklüberbergwerken, seht vergiftet bis in das Rückenmark in seine Heimath zurück und geht den nächsten Morgen wieder auf die Jagd. Sehet König Cartalion mit dem schmerzgefüllten Gedicht auf die Augenbrauen seiner Geliebten! Er macht nach Werther's Manier seinem thörichten Dasein ein gewaltiges Ende, weil sie es nicht in ihre Obhut nehmen will und berücksichtigt nicht, daß es noch einige fünfhundert Billionen anderer, höchst wahrscheinlich ihr sehr ähnlicher Frauen auf unserem schönen Planeten giebt. O thörichte Menschen! Sie verkaufen ihr Erbtheil (wie ihre Urmutter das ihrige), und wenn es ein Paradies wäre, für eine Grille; werken sie daher nicht auch stets, nicht bloß Kartätschen und Galgen, sondern auch dem höllischen Feuer tragen, wenn sie sich darauf capriciren, eine bessere Sauce zu ihrem Fleisch haben zu wollen? Meine Freunde, hütet Euch vor fixen Ideen.

Und da steht nun auch der arme Pöbner, der ebenfalls eine fixe Idee im Schädel hat! Er ist mit seinem „irreduciblen Cardanischen Ball“, dem Halsbande, drei lange Jahre in allen Palästen und Geisandrichatsbureaus, in den alten „neun Königreichen“, oder deren mehr als jetzt sind, herumgegangen; er hat Erde, Meer und Luft nach einem Kaufer durchstöbert. Sein Halsband wieder aus einander zu nehmen und so, indem er bloß der darauf verwendeten Arbeit und des erwarteten Ruhms verlustig ginge, seine fixe Idee und seine fixen Diamanten in currente aufzulösen — dies hieße einfach den Teufel austreiben — von sich selbst; ein Wunder und vielleicht mehr! Denn auch er hat einen Teufel oder mehrere Teufel — ein tolles Ziel, nach dem er strebt; auch er will dieses erreichen oder ins Tollhaus gehen. Anmerrende Glaubiger hegen ihn von außen; getäuschte Hoffnungen, verlorene Mühen, fördern ihn von innen; an diese Dualen hält seine fixe Idee ihn gefesselt. War es wohl zu verwundern, daß in sechs und dreißig langsamem Mondumläufen das Gehirn des Mannes ein wenig trocken geworden war?

Sehet, eines Tages drängt er sich, da er Hofsjuwelier ist, fast wie Mohan gethan, in die Nähe der Königin, wirft sich (wie die Campan erzählt)

ihrer Majestät zu Füßen und bittet sie mit gefalteten emporgehobenen Händen in leidenschaftlichen Nasalgutturaltönen, mit strömenden Thränen und lautem Schluchzen, eins von beiden zu thun: Entweder sein Halsband zu kaufen oder aber ihm gnädigst ihre königliche Erlaubniß zu gewähren, daß er in die Seine springen dürfe. Die Königin, welche mit dem aufgeregten verzweifelten Zustande des Mannes Mitleiden hat, deutet ihm ganz ruhig den sehr klaren und einfachen dritten Ausweg an: „Dépêchez votre collier, nehmen Sie Ihr Halsband auseinander“; — wobei sie jedoch im Tone königlichen Vorwurfs hinzufügt, daß er, wenn er ins Wasser springen wolle, dies zu jeder Zeit thun könne, ohne ihrer Mitwirkung zu bedürfen.

Ah, wäre er doch ins Wasser gesprungen, mit dem Halsband in der Faiste, und der Cardinal-Comthur hinter ihm drein! Könige, vor allen Dingen aber schöne Königinnen, sind als weisheitstrahlende Symbole auf den Zinnen der Welt den Beherrschungen von Tollkühnleuten gar so sehr ausgesetzt. Sollten diese beiden fixen Ideen, welche diese schönste Königin besaßen und sah die Mauern ihres Palastes durchbrechen, sich eines Tags vereinigen und zwar nicht, um in die Seine zu springen, wofür ein wahnsinniges Resultat ließe sich dann erwarten!

Fünftes Kapitel.

Die Künstlerin.

Wenn der Leier bis jetzt in unserer nur zu bildlichen Sprache nur den bildlichen Hebel und die bildliche Schlinge gezeihen hat, welche Bohrer und Mehan in weiter Ferne für einander fertigten, so soll er nun die schlaue Fugmaderin — eine wirkliche, nichtmetaphorische Fugmaderin — sehen, durch welche diese beiden Individuen mit ihren beiden Werkzeugen in Berührung gebracht und zu wunderbaren künstlichen flammenden Zwillingen zusammengeheftet werden, worauf der ganze Knoten und die Lösung sich von selbst schürzen und entwickeln wird.

Jeanne de Saint-Nemi, par courtoisie oder sonst wie, auch Gräfin von Valois und sogar von Frankreich genannt, hat jetzt, in diesem Jahre des Heils 1783, die Welt seit etwa sieben und zwanzig Sommern gekannt und allerhand unangenehme Erfahrungen zu machen gehabt. Sie rühmt sich, auf sogenanntem natürlichen Wege aus dem königlichen Geklot

von Frankreich zu stammen. Heinrich II. scheint, ehe ihm jene verhängnisvolle Turniertanze in das rechte Auge trug und den Garaus machte, noch einander oder gleichzeitig vier — unerwähnbare Frauen gehabt zu haben. In vice der dritten derselben kam ein gewisser Henri de Saint-Remi auf die Welt und als als vornehmer und gestrenger Herr seine Speisen und verlebte seine Tage auf einer ihm vererbten Domaine Namens Fontette, nicht weit von Bar sur Aube in der Champagne. Auf diesen vornehmen und gestrengen Herrn auf und zu Fontette folgten noch sechs Generationen, aus welchen zuletzt nach Verlauf von etwa zwei Jahrhunderten die hier fragliche kleine muntere Jeanne de Saint-Remi hervorging. Aber ach, welch ein Abfall! Die königliche Familie von Frankreich hat ihre Seitenverwandten von der linken Hand so ziemlich vergessen. Der letzte gestrenge Herr, dessen Eigenthum durch seine Vorgänger schon sehr geschwächt worden, hat sich dem Trunke ergeben und die skandalöse Welt läßt ihn wirklich seinen Krug bis auf die Hefen leeren. Er muß nach und nach seine ganze irdische Habe, ist bis auf die unumgänglich nöthige oder inextinguible Herab, veräußern und führt endlich zu Paris in dem Hotel Dieu, froh, daß es nicht auf der Straße geschieht. So hat er der kleinen Jeanne und ihrem kleinen Bruder allertins eine Art königlichen Pflasterlebens gegeben, aber nicht die geringsten irdischen Mittel, um es zu fristen. Die Mutter schließt, vom der äußersten Noth gedrängt, die wunderbaren Generationen und die kleine Jeanne und ihr kleiner Bruder gehen hinaus an die Landstraße, um zu betteln *).

Eine mitleidige Gräfin Poulainvilliers, welche an dem kleinen helläugigen zerlumpten Wätfchen Gefallen findet, nimmt sie mit in ihren Wagen, läßt sie säubern und kleiden und erzieht sie nach einem etwas schwankenden gemischten System, so daß sie, nachdem sie das zwanzigste Jahr erreicht, ein mixtum compositum von Pugmacherin, Jofe, Hofbettlerin, feiner Dame und königlichem Sprößling ist. Traurige Combination von Erwerbszweigen! Der Hof fertigt nach unendlichem Ansuchen den einen mit einer hungerrigen Pension von achthundert Livres jährlich ab. Ja der verwegene Graf Poulainvilliers wagt — in welcher Absicht, weiß er selbst am besten — einige verdächtige Geschenke anzubieten **).

*) Vie de Jeanne Comtesse de Lamotte (von ihr selbst) vol. I.

**) Er war von jüdischer Herkunft und Enkel des berühmten Juden Bernard, mit welchem Ludwig XV. und sogar Ludwig XIV. in dem königlichen Garten spazieren

nun, besonders da es mit der Pugmacherei sehr flau geht, daß Jeanne sehr wohl thun werde, nach Par für Aube zu reisen, um zu sehen, ob nicht vielleicht noch ein Theil jenes entfremdeten Besitztums Kontette durch List oder sonst wie wieder zu erlangen sei. Mademoiselle Jeanne wirft demgemäß ihre Kleiderstücke ins Feuer, steckt ihre Pension in Erwartung einer reichlicheren ein und macht sich auf die Reise. Sie ist jetzt dreiundzwanzig Jahre alt.

Auf diese eigenthümliche Weise erzogen, zwischen Salon und Küchenstisch hin und her schwankend, mit den hochfliegendsten Prätensionen und den ärmlichsten Mitteln, besißt unsere arme gestrenge Pugmacherin eigentlich weiter nichts als ein „nicht schönes, aber doch pikantes Gesicht“, dunkles Haar, blaue Augen und einen Charakter, den der Verfasser dieser Skizze, ein eifriger Erforscher der Menschennatur, für unentzifferbar erklärt. Die Psychologen mögen es versuchen! Jeanne de Saint-Remi de Valois de France lebte wirklich und wirkte und war; sie hat sogar zu verschiedenen Zeiten drei betrübliche Bände Selbstbiographie nebst einzelnen Blättern (in Gerichtshöfen) von unbekannter Zahl herausgegeben*), in welchen Jeder lesen kann, aber ohne zu verstehen. Werkwürdige Bücher! Sie gleichen mehr dem Gekreisch von Nachzügeln, die durch die Fäden gewisser Polizeijäger aufgedeckt worden, als der deutschen Sprache eines vernünftigen ungeschriebenen Zweisüßlers. Wenn wir auch sehr gern zugeben, daß alle diese Angaben nichts als Lügen sind, so fragen wir immer noch, wie ein Sterblicher so lügen konnte.

zu geben schätzten, wenn sie Geld von ihm gehergt haben wollten. — Siehe *Souvenirs du Duc de Levis; Memoires de Duchos*, etc.

*) Vier *Memoires pour son ihr in dieser Affaire du Collier*, wie „umgewendete Advocatengungen!“ Später einen Band *Memoires Justificatifs de la Comtesse de etc.* (Londen 1788), mit einem Anhang von sogenannten Documenten. Dieses Buch ist auch in eine Art Englisch übersezt worden. Dann zwei Bände, wie oben citirt: *Vue de Jeanne de etc.*, in Londen gedruckt, um von Paris Geld zu erpressen. Diese letztere lugenhafte Selbstbiographie der Lamotte ward von französischen Behörden aufgekauft. Gegen die Verbrennung dieser *Editio princeps* in der Porzellanfabrik zu Sevres, am 30. Mai 1792, verurtheilte einen solchen Rauch, daß die Legislatur dazüber unglücklich ward und eine Untersuchung deswegen anstellen ließ, bis die Wahrheit endlich an den Tag kam. Nach dem 10. August ward das Buch schnell wieder gedruckt. Es ist auch in englischer Sprache verhanden und, ausgenommen was die Galobantsgeschichte betrifft, nicht so ganz verwerren wie das erstere.

Die Psychologen begehen jedoch besonders einen sehr großen Irrthum, nämlich den, daß sie in jedem Charakter, der den Namen eines menschlichen Wesens führt, eine Art Gewissen suchen. Da sie größtentheils beschaufliche Einsiedler sind und fühlen, daß die Moralität das Herz des Lebens ist, so meinen sie, es sei mit der ganzen Welt so. Nichtsdestoweniger aber kann, wie praktische Leute recht wohl wissen, das Leben auch ohne eine Grille dieser Art seinen trefflichen und kräftigen Fortgang haben. Was ist wohl das innerste Wesen des Lebens? Die Willenskraft? Geh tiefer hinab und du findest eine viel universellere und charakteristischere Wurzel: die Verdauung. So lange die Verdauung thätig ist, kann man in philosophischem Sinne von dem Leben nicht sagen, daß es erloschen sei und die Verdauung läßt genug Willensäußerungen entstehen, jedenfalls Wünsche und Bestrebungen, die dafür gelten können. Der, welcher weder vor noch hinter sich weiter sieht als bis in die Speisekammer oder in das Staatszimmer — welches letztere eigentlich die schönste Abtheilung der Speisekammer ist — bedarf keine Welttheorie. Religion, wie man es nennt, oder Nüchternlehre. Indem er es leichten Sinnes der Welt überläßt, mit einer Theorie oder mit keiner ihren Gang zu gehen, ist sein Hauptzweck eine Theorie und Praxis der Wege und Mittel. Nicht Güte oder Bosheit ist sein Vorbild, sondern bloß Zweckmäßigkeit oder Vertheiltheit.

Und nun, nachdem wir die Psychologen über dieses Hinderniß hinweggehoben haben, mögen sie die Sache von einem kühneren Standpunkte aus auffassen. Man betrachte die muntere Jeanne de Saint-Nemi de Saint-Beheif als einen Funken heftig thätigen Lebens, nicht zu einem Willen irgend einer Art, wohl aber vollständig zu Wünschen aller Art entwickelt und in ein solches Lebenselement geworfen, wie wir gesehen haben. Eitelkeit und Hunger, eine Prinzessin von Geblüt, deren Vater aber seine Inexpressiblen verkauft hat; ungewiß, ob Pflügetochter einer liebeichen Gräfin mit himmelhohen Hoffnungen oder überzählige Soubrette, mit nicht genug Bugmacherei — mit einem Worte Vornehmheit, ohne die Mittel dazu — eine der traurigsten, bejammerndwerthesten und doch unbejammersten Lagen, in die der Mensch kommen kann! Jeanne gehört zu jener leichtsinnigen, gedankenlosen Klasse, zu jenem leichtsinnigen, gedankenlosen Geschlecht — *varium semper et mutabile*. Dabei ist sie eigensinnig und kokett und mit allen feineren Gefühlen des Herzens ausgestattet; bald auf fröhlicher Laune, bald mürrisch, lebhaft in widersprechenden Entschlüssen, lacht und weint sie ohne vernünfti-

gen Grund, obgleich diese Gefühlsäußerungen als Anzeigen von Vernunft betrachtet werden. Dann bedenke man, wie sie sich von jeher durch Schmeicheln, Liebedienen, Hörsen und Zweisüchlei hat durchschlagen müssen; daß sie ihren Lebensunterhalt verdienen muß und kein anderes einträgliches Gewerbe kennt. Von Gedanken kann man kaum sagen, daß dergleichen in ihr existiren, sondern bloß Wahrnehmung und Abficht. Sie besitzt den Scharfblick eines Luchses für die Oberfläche der Dinge, der aber eben bloß an der Oberfläche haften bleibt; jedes einzelne Ding (denn das Herz desselben erfagt sie niemals) zeigt ihr jeden neuen Tag ein neues Gesicht und scheint ihr etwas Anderes, etwas ganz Verschiedenes zu sein. So flüht oder hüpfet vielmehr ihr heftiger Geist in der Mitte eines grenzenlosen wildanziehenden Strudels von Goldstütern, Papierstümpeln und günstigen Zufällen. Leider! auch Du mußt, um Deiner Sünden willen solche wahnwitzige schöne Weisen kennen gelernt haben. Mit ihren munteren Augen und wunderlichen Grillen besprühend, in den höhern Circeln des feinern Lebens, sogar in der Literatur ausgezeichnet, schwärmen und summen sie auf anmuthigen nebelhaften Schwingen und suchen nichtdeßwegen mit der wunderbarsten Geschicklichkeit nach Honig; „unzählbar wie Fliegen!“

Mit der wunderbaren Geschicklichkeit suchen sie nach Honig, sagen wir, und dies gilt ganz besonders von dieser Gräfin von Saint-Belief. Ihr Instinkt ist ein ungeheurer, ihr Appetit ein überaus gieriger. Bei Speculationen dieser Art leistet sie, so gedankenlos man sie auch nennen mag, mehr als hundert Denker. Und von diesen unzählbaren Fliegen die unzählbarste summt Mademoiselle Jeanne jetzt in der Diligence nach Bar sur Aube, um die Honigkrüge von Bouette zu inspiciren und zu sehen und zu riechen, ob sich eine Blöße daran findet.

Nach in Bouette können wir mit empfindsamem Blick Strohdächer sehen, unter welchen wir geäugt wurden; die Bauern bieten uns freundlich gekochte Milch und andere ländliche Gerichte an, aber keiner will sich von seinem Grundbesitzthum trennen, welches er, wenn auch nicht theuer, doch mit barem Gelde bezahlt zu haben erklärt. Die Honigkrüge sind demnach alle vergeschlossen! — Indessen, ein gewisser Monsieur de Lamotte, ein langer Gendarme, befindet sich jetzt auf Urlaub von Luneville daheim in Bar; er weiß uns Aufmerksamkeit, wird in seinen Aufmerksamkeiten immer eifriger, — denn wir haben ein „vifanté“ Gesicht, die lebhafteste, gewandteste Zunge, das munterste läppchenhafte Weisen (noch nicht zur Kasse natur

verhärtet), achthundert Livres jährlich und gute Ausichten. Monsieur de Lamotte ist allerdings jetzt nur noch Gemeiner, aber Gemeiner in dem Corps der Gensdarmen, und starb nicht sein Vater sehnend „an der Spitze seiner Compagnie“ in Minden? Warum soll sie ihn nicht kraft ihres eigenen Grafentitels ebenfalls zum Grafen schlagen und durch Seitenverwandtschaft zur linken Hand avanciren lassen? — Die Sache ist abgemacht, ehe der Urlaub um ist. Die unjähmbarsste aller Fliegen ist wieder fortgeschwummt, verhehelt mit Monsieur de Lamotte, wenn nicht um Honig zu bekommen, doch um Spinnen zu entgehen und liegt nun in Garnison in Lunerville, kofettirt und hat Krämpfe und führt ein ziemlich trostloses Leben.

Nach Verlauf von vier langen (zu langen) Jahren findet Monsieur de Lamotte oder, wie wir ihn nun nennen wollen, Graf de Lamotte für gut, seine Kriegserlösung (unglücklicherweise immer noch bloß die Ruskete) niederzulegen und ein Civilist oder mit andern Worten ein Menich zu werden, der nicht davon lebt, daß er sich todtzuschlagen läßt. Ach, leider ist während dieser ganzen Zeit der Haushalt Lamotte kalt und verfinstert gewesen. Die Gräfin Boulainvilliers schreibt allerdings auf die gefühlpollste Weise, aber die königlichen Finanzen sind auch gar so verangstigt! Ohne persönliche dringende Bitten an Ort und Stelle kann kein Pensionair des Hofes, und wäre seine Pension auch die allertüftigste, hoffen, sie zu verbessern. In Lunerville scheint die Sonne allerdings auch und es giebt eine Art Leben, aber bloß ein unparissches, halbes oder Viertelleben. Sogar die Handwerkleute werden laut und keine noch so schlaue erdennene Fabel, sondern nur baares Geld vermag sie zu beschwichtigen. Der Commandant, Marquis von Autichamp*), stimmt mit Frau von Boulainvilliers dahin überein, daß eine Reise nach Paris das Beste sei, nach Paris, wohin er ebenfalls im Bequiff steht, sich zu begeben. Verrätherischer Commandant und Marquis! Sein Plan wird durchschaut. Er wagt sich zu erdreisten, einer aus königlichem Blut stammenden Dame den Hof zu machen oder darauf hinzudeuten, daß er wagen könne, sich zu erdreisten, es zu thun.

Hierauf nimmt der entrüstete Graf de Lamotte sofort seinen Abschied und wirft die Ruskete weg. Der König verliert eine lange Schildwache,

*) Dies ist derselbe Marquis von Autichamp, welcher im Herbst 1793 Lyon entsetzen sollte, aber nicht konnte.

die Welt hat einen neuen Gauner und Monsieur und Madame de Lamotte setzen sich auf die Diligence und fahren nach Strassburg.

Die gute Pflegemutter Boulainvilliers befindet sich aber nicht mehr in Strassburg; sie ist weiter gereist nach dem erzbischöflichen Palaste zu Saverne, um dort seiner Eminenz, dem Cardinal-Comthur-Großalmosenier-Erzbischof Prinz Ludwig de Rohan einen Besuch abzustatten! So hat es also das Schicksal endlich zu Stande gebracht. So ist nach langen Wanderungen auf so weit getrennten Pfaden in diesem späten Jahre 1783 die Zeit gekommen, wo von all den neunhundert Millionen Bewohnern der Erde diese vorherbestimmten Zwei einander von Angesicht zu Angesicht schauen!

Der thörichte Cardinal hat, da kein irdisches Mittel, nicht einmal die Verleumdung des Vorfürmers zu Trianon, etwas helfen will, zu überirdischen gegriffen. Er befindet sich mit seiner fixen Idee und seinem immer dunkler werdenden vulkanischen Dunste unter Gagliostro's Leitung, unter der Leitung der schwarzen Kunst. Für den Blick eines hungrigen Genies mußten der Cardinal und Gagliostro nothwendig Bedeutung haben. Die Bewegung des Erstaunens, den Seufzer über grenzenlosen Reichtum (denn das Schuldgebirge ist unsichtbar) in den Händen grenzenloser Dummheit, das entsetzte Aufdämmern unbestimmter Hoffnung — alles dies kann man sich recht wohl denken. Aber ach, was ist für einen vornehmen, in rothem Sammet einherstolzirenden Cardinal eine jetzt insolvente Tochter aus königlichem Geblüt, obgleich sie ein pikantes Gesicht hat? Der Besuch der guten Pflegemutter kann auf keinen Fall länger als drei Tage dauern und dann müssen unter allerhand abgetrockneten Redensarten nebst Ergüssen der edleren Empfindungen und Thränen des Mitleids, wenigstens mit sich selbst, die Gräfin de Lamotte und ihr Gemahl mit fort nach Paris. Nur wenn der Horizont sich wieder verfinstert, kann jenes undeutliche Bild von Saverne als ein ermutigendes Wetterzeichen wieder zum Vorschein kommen.

Sechstes Kapitel.

Werden die beiden fixen Ideen sich vereinigen?

Indessen, der Horizont verfinstert sich nach seiner Gewohnheit bald wieder. Die Finanzen des Königs, wir wiederholen dies, sind in außerordentlich verworrenem Zustande! Kein d'Ormesson, kein Joly de Fleury will —

des leeren Strohreichens müde — die skandalösen achthundert Livres Pension für einen Sproßling aus königlichem Geblüt um einen einzigen Deut vermehren. Salonne selbst, der für alle Sterblichen, mögen sie sein, wer sie wollen, ein geneigtes Ohr und ermunterndes Wort hat, erhöht sie nur mit Mühe und mit Hülfe von Madame von Frankreich auf immer noch erbärmliche sechzehnhundert. Zum größten Unglück stirbt die gute Pflegemutter Poulainvilliers nach wenigen Monaten ganz plötzlich. Der betrübte Wittwer, der bei verschlossenen Läden in einem schwarzangestrichenen Zimmer und bei brennenden Laternen — die er jedoch, sobald die Gondolirenden wieder fort sind, auslöscht, um Del zu ersparen — mit seinem weißen Taikentuche dasitzt, um Condolenzen anzunehmen, bat unter Arofotilstränen abermals die Freiheit, Winkeln fallen zu lassen *)! Ja, noch mehr, der in jeder Beziehung erbärmliche Mann beschneidet den Fißch der Lamotte und belagert die Tugend sowohl auf positivem als auf negativem Wege. Die Lamotte's können bei diesem winterlichen Aussehen der Welt sich nicht reich genug ihrer Wege verfügen.

Was Lamotte betrifft, so stürzt er sich, um gegen den Mangel Schutz zu suchen, in die unterirdischen Höhlen der Gaunerei, spielt und schwindelt und kann hoffen, wenn auch nicht durch die Gnade Gottes, doch durch die Nachsicht des Teufels, zu leben — wenigstens eine Zeitlang. Frau von Lamotte schnürt ebenfalls ihr Bündel und begiebt sich, nachdem sie dem knechtewegs verführerischen knauerigen Grafen Poulainvilliers ein verächtliches Lebewohl zugewinkt, zu dem Belle Image in Versailles. Hier beschließt sie, in der Nähe des Hofes, in einer Dachstube wohnend und sich mit armthümlicher Gräßkost begnügend, den Gang der Ereignisse abzuwarten. Es ist ja in wenigen Monaten dieses verhängnißvollen Jahres 1783 schon so Vieles gekommen und gegangen.

Die arme Jeanne de Saint-Nemi de Lamotte-Balois, Ex-Fugmadlerin, Sproßling aus königlichem Geblüt! Welches Auge müßte nicht, wenn es das kahle Dachzimmer und die Wassertrübschüsseln des Belle Image fliebt, wider Willen heinab durch eine Thräne um Dich verdüstert werden! Da bist Du mit Deinen reichen lebhaften Blicken, Deinem pikanten Gesicht, Deinem sommerfadenähnlichen unzählbaren Charakter, Deinen schnippsischen Einfällen, Deiner glatten, alles bewältigenden Zunge, Deinem ganzen fleisch-

*) Vie de Jeanne de Lamotte, etc., écrite par elle-même, vol. I.

gewordenen, bekleideten und mit einem so scharfen Appetit ausgerüsteten „Lebensfunken“, lebendig in diese Welt geschleudert, ohne erst um Deine Zustimmung gefragt worden zu sein (denn die Wahlberechtigungen sind noch nicht bis dahin gediehen) und Du möchtest doch so gern hier leben. Es giebt kleine Rechnungen zu bezahlen, seidene Hoskleider anzuschaffen oder frisch aufzuputzen, mit einem Worte, fortwährend „ein Gig zu halten.“ Du mußt aus einem Vorzimmer ins andere haustren und betteln gehen, eine Art Popanz für alle Peasie und die Frauen werden, welche Einfluß auf sie haben; Du mußt Dich in Thränen und Dankszugungen erschöpfen; höfliche, fast forensische Veredsamkeit entwickeln, vielleicht Deine kümmerlichen Mittel durch einige Kofetterien vermehren und so, mit der bittersten Armuth kämpfend, Deinen ungleichen schwachen Faden spinnen, den die Atroposchere nur zu bald zer schneiden wird!

Gewiß, wenn jemals, so wäre jetzt jener schwankende Dämmerstein von Saverne als ein Wetterzeichen willkommen. Wie doppelt willkommen ist daher die persönliche Ankunft seiner rothsammetnen Eminenz, denn mit den ersten Frühlingstagen ist er in eigener Person gekommen, wie er von seiner fixen Idee getrieben periodisch zu thun pflegt.

Nur das Zusammentreffen zweier Kräfte, die für einander passen, bringt eine dritte hervor. Von Tubalkain's Zeit an lag das Eisen fertig gehämmert, das Wasser krodelte und kochte und dennoch kam aus Mangel an einem Genie, welches diese beiden Gegenstände zusammengebracht hätte, keine Dampfmaschine zu Stande. In seiner Eminenz, dem Prinzen Ludwig, in seinem rastlosen, unzusammenhängenden Wesen, liegen, darauf verlaß Dich, madere Kräfte — tiefe und mannigfache Kräfte, ja eine fixe Idee concentrirt die ganze ungeheure unzusammenhängende Masse gleichsam zu einer einzigen Kraft. Kann das Auge des Genies nicht die dazu passende entdecken?

Bei ihrem häufigen Verkehr mit dem Hofscheidmeiß hat unsere madere Gräfin mehr als einmal von Böhmer, von seinem Halsband und gedrohten Wasserriß sprechen hören. Im Laufe des Geslärches und Geschwäges taucht dieses Thema von Zeit zu Zeit wieder auf und wird gedankenlos belacht, als ob keine tiefere Bedeutung darin läge. Für das gewöhnliche Auge liegt auch in der That keine darin, aber für das Auge des Genies? In einem Augenblick der Begeisterung drängt sich unserer braven Kamotte die Frage auf: Ist nicht von allen vorhandenen Kräften vielleicht diese die verwandte, die sich mit Seiner Eminenz Mohan vereinigen würde? Grahener, licht-

strahlender, feuerblühender Moment, gleich der Geburt Minerva's, gleich allen Momenten der Schöpfung! Man denke sich, wie Puls und Athem von der Größe dieses Gedankens erzittern, ja fast stocken; die große, nicht göttliche Idee, die große teuflische Idee ist zu gewaltig für sie. — Der Gedanke (wie oft müssen wir es wiederholen?) beherrscht die Welt. Feuer und, in geringerem Grade, Kälte; Erde und Meer (denn was ist unser schnellstes Schiff oder Dampfschiff weiter, als ein in Holz und Eisen verkörperter Gedanke?), reformirte Parlamente, Blüthe und Verfall der Nationen, Verkauf von Diamanten — alle Dinge gehorchen dem Gedanken. Die Gräfin de Saint-Nemi de Lamotte ist durch die Macht des Gedankens nun eine gemachte Frau. Mit der Kraft des Genies ergreift sie ihre unagöttliche Idee und richtet alle ihre Fähigkeiten darauf, sie zu verwirklichen. Mache Dich gefaßt, Leser, auf eine Reihe der erstaunlichsten dramatischen Vorstellungen, die jemals auf einer Bühne aufgeführt worden.

Wir hören zuweilen von Dramatikern und theatralischen Illusionen erzählen; wie „natürlich“, wie täuschend alles gewesen sei. Wenn der Zuschauer nur einen halben Augenblick lang sich halb zu dem Glauben belügen kann, daß es etwas Wirkliches sei, so geht er dann doppelt zufrieden hinweg. Gegen alles dies und noch viel mehr dergleichen habe ich durchaus nichts. Aber was muß man von der Bühnenkünstlerin denken, welche achtzehn lange Monate hindurch einem rothbammeln, vorsichtigen Cardinal, der seine fünfzig Jahre auf dem Rücken hat, die schönsten Kata Morgana vorführen und ihn in solche Illusion versenken kann, daß er zuversichtlich glaubt, es sei alles fester Grund und Boden und auf den rappenen Goulißenbäumen wüchsen Äpfel der Hesperiden? Hätte daher wohl Frau von Lamotte einen Hamlet schreiben können? Ich glaube nicht. Zum Schreiben eines Hamlet gehört mehr als die vollständigste Nachahmung aller Charaktere und Dinge auf dieser Erde; es gehört dazu vor allen anderen Dingen das seltenste Verstandniß derselben, die Einsicht in ihre verborgenen Eigenschaften und Harmonien. Gracmus' Affe saß, wie aus der Literaturgeschichte bekannt ist, daneben, während sein Herr sich rasierte und ahmte jeden Handgriff aus Genäuelich nach, aber sein eigener dummer Bart wuchs deswegen nicht glatter. Eben so wie es beim Anschauen eines vollendeten Dramas keineswegs angemessen wäre, wenn der Zuschauer vor allen Dingen hinter die Goulißen käme und die gebrannten Korke, das Blippulver, die Donnermaschinen und die verblühten, abgehungerten Männer und Frauen sähe, woraus das ganze

heroische Werk zusammengelegt wird, so ist es auch hier mit dem Leser. Ein Blick in die Coulissen soll ihm allerdings von Zeit zu Zeit gestattet werden, im Ganzen aber, o Leser, zügele Deine allzuwunderfällige wissenschaftliche Neugier; laß erst Deinem ästhetischen Gefühle Raum und fleh, in welche Prospekt-Grotte der arme Cardinal Rohan geführt wird, um darin erstreut zu werden, er weiß nicht warum.

Betrachte erst, was wir die Beleuchtung, das Orchester und den allgemeinen Bau des Theaters nennen möchten, so wie die Stimmung und den Zustand der Zuhörer. Das Theater ist die Welt mit ihrem rastlosen wahnsinnigen Treiben; ganz in der Nähe erheben sich die königlichen Dome von Versailles, Geheimniß umschwebt sie und der Hintergrund ist eine tausendjährige Erinnerung. Am Strande der Seine wandelt bleich und abgezehrt ein Juwelier-Bijoutier de la Reine mit dem Halsband in der Tasche. Das Publikum ist ein betrunkenen Christoph Sly in der passendsten Laune. Eine ihre Idee, die ihn kopfüber steile Stellen hinabtreibt wie die Säue der Gadarener, hat in ihm eine gleichsam verzweifelte Leichtgläubigkeit erzeugt, die nach einem Strohhalm haucht. Noch ein Wort wollen wir sagen: Gagliostro prophezeit ihm! Der Charlatan der Charlatane hat ihn nun schon seit Jahren am Gängelbunde geführt. Er überliefert ihm Prophezeiungen in Geheimchrift; befragt vor hieroglyphischen Schreibern Columbinen im Stande der Unschuld nach Lebenselixiren und dem Stein der Weisen; enthüllt in rüßigem Hell Dunkel eine eingebildete Majestät der Natur und isolirt ihn dadurch immer mehr und mehr von allen Menschen, die nicht beiessen sind. War es nicht genug, daß der arme Rohan ein dissoluter, schläfrig-heftiger, fortwährend dampfender Schlammvulkan geworden war; muß sich auch noch die schwarze ägyptische Magie seiner bemächtigen?

Und wenn vielleicht noch dazu unsere Gräfin de Lamotte mit ihren verführerischen Künsten — ? Denn obgleich sie nicht schön ist, so hat sie doch ein „pitantes Oesclat“ et caetera! — Genug, seine arme Eminenz sitzt auf dem passendsten Platze in der passendsten Laune — ein eben erst erwachter Christoph Sly und noch dazu mit seinem „Dünnbier“ neben sich. Verührt nur die Lichter mit dem zündenden Stabe und laßt das Orchester sanft trillierend sein Virumlarum aufspielen.

Siebentes Kapitel.

Marie Antoinette.

Ein solches sanft trillerndes Zirmlarum war es für seine Eminenz, als in den ersten Tagen des Januars 1784 unsere Gräfin zuerst geheimnißvoll und unter dem Siegel beschworener Verschwiegenheit ihm andeutete, daß sie mit ihrer gewandten Zunge und großem Talent als Anekdotenerzählerin sich Zugang zu dem Obren ihrer Majestät der Königin selbst verschafft habe. — Ihr Götter! bringst Du mir eine Melodie vom Himmel herab? Strahlt Dein Gesicht noch von einem Widerscheine jenes Glanzes, der über alles glänzt? — Menschen mit fixen Ideen sind nicht wie andere Menschen. Die schlau übertünchte Erzählung, so wie sie von der geschickten Bühnenkünstlerin erdacht worden, anhörend, die Worte derselben erwägend, sie begierig einsaugend, wie Gybraim den Ostwind einsog, und aufgebläht und trunken davon werden — was anders konnte die arme Eminenz thun? Seine arme, schläfrige, so schnell geisthaufelte Seele fühlt ein neues Element in sich ergossen, ein grell blendender Schein zuckt über die Gänge seiner Phantasie. Interessirt er sich für die geheimnißvolle Mittheilung? Jawohl! jawohl! die Hoffnung, hat sich seiner bemächtigt und es giebt in der ganzen Welt nichts, was ihn sonst interessiren könnte.

Die geheime Freundschaft der Königin ist nicht eine Sache, die man einschlafen lassen kann. Fortwährend finden neue Unterredungen im Palaste statt, aber stets auf die verhöhlenste Weise, denn würde wohl die Königin so viele Zungen laut werden lassen wollen, die sie hämisch überwachen und belauern? Vor allen aber „am 2. Februar“, an jenem Tage der „Prozeßion der blauen Bänder“*) ward von Vielem gesprochen, unter andern auch etwas von Monseigneur de Rohan! — Armer Monseigneur, hättest Du drei lange Ohren, Du würdest sie hören.

Aber wird sie nicht vielleicht in einer künftigen unschätzbaren Unterredung ein gutes Wort für Dich sprechen? Du selbst sollst es sprechen, glückliche Eminenz, oder es wenigstens schreiben; unser Schutengel, die Gräfin, wird die Ueberbringerin sein! Am 21. März geht jener lange stehende Entschuldigungsbrief ab. Es ist der erste Brief, der von dem Cardinal an die

*) Lamotte, Memoires Justificatifs (London 1788).

Königin abging. Auf ihn folgen im Laufe der Zeit „über zweihundert andere“, die gnädig durch mündliche Botschaften, ja endlich durch königliche Autographen auf vergoldetem Papier beantwortet werden. Alles dies wird von unserm Schutengel, der Gräfin überbracht*). Diese kommt und geht und holt und bringt; mit der Ernsthaftigkeit eines römischen Auguren inspiziert sie diese außerordentlichen Hühnereingeweide und stellt ihr Prognostikon darnach. Die Dinge sind im besten Gang. Die Dauphine nahm allerdings einmal von Monsieur etwas übel, aber die Königin hat es nun so ziemlich wieder vergessen. Sie ist keine unerbittliche Königin, o nein! So gut, so frei, so leichtfertig; nur auf widerwärtige Weise von bodhaften Polignacs und andern Keuten umlagert; — zuweilen auch an Geldmangel leidend.

Marie Antoinette ist, wie dem Leser sehr wohl bekannt ist, wegen ihres Mangels an Grifette sehr gehaßt worden. Selbst jetzt, wo die andern Anklagen gegen sie in Vergessenheit und zu dem Vater der Lügen hinabgesunken sind, überlebt sie noch dieser Mangel an Grifette und Herr von Polignac und Genossen ringen vielleicht zu dieser Stunde (1831) im Schlosse Ham die Hände und geben ihr die Schuld, daß sie jetzt dort sitzt. Sie verdamfte allerdings die Grifette. Einmal, als ihr Wagen zerbrach, stieg sie sogar in eine Mietzkutsche. In Trianon ging sie in Strohhut und Muffelkleid spazieren! Da auf diese Weise der Knoten der Grifette gelockert ward, so brach das ganze Gerüst der Gesellschaft zusammen und es folgten daraus jene entsetzlichen „Gräuel der französischen Revolution.“ An was für Damoclesbaaren muß das Schwert des Gerichtes über dieser unglücklichen Erde hängen! Auf dieselbe Weise war der Kirchthurm von Zenterben die Ursache, daß das atlantische Meer über uns hereinbrach und Godwin Sands entsanken. Eben so war vielleicht der Umstand, daß Vater Noach sich die Freiheit nahm, sein Weinsäß auszuwässeln, die Ursache, daß seine Arche fortshawamm und eine ganze Welt erioff.

Schöne Hochgeborene, die Du so schwachvoll in die Tiefe gescheukert wurdest! Denn wenn Dein Sein Dir aus der alten Dynastie Habsburg kam, kam es Dir nicht (eben so wie mein eigenes) auch vom Himmel? Sunt lacrymae rerum, et mentem mortalia tangunt. O giebt es wohl ein

*) Siehe Georgel; siehe Lamotte, Mémoires. Unter den angehängten „Documenten“ sind einige dieser Briefe mitgetheilt.

menichliches Herz, welches ohne Mitleid an jene langen Monate und Jahre langjam vergebender Schmach denkt; an Deine Geburt, sanft gewiegt im kaiserlichen Schönbrunn, damit die Winde des Himmels Dein Antlitz nicht zu raub berühren; wo Deinem Fuße nur warme weiche Fülle und Deinem Auge nur Glanz und Pracht begegnet; und dann an Deinen Tod oder hundertfältigen Tod, für welchen die Guillotine und Fouquier L'inville's Gerichtsstranke nur das barmherzige Ende war? Hierher schaue, o Mensch, vom Weibe geboren! Die Blüthe dieses schönen Antlitzes ist verweltet, das Haar ist vor Kummer ergraut, der Glanz dieser Augen ist erloschen und ihre Lider hängen schlaff herab; das Gesicht ist bleich und bleich wie einer Lebendigtoten. Glende, dürrtuge Gewänder, die ihre eigene Hand ausgebeßert, bekleiden die Königin der Welt. Der Todeskarton, auf welchem Du bleich und regungslos sitzt und den nur Blüthe umtoben, muß Halt machen; ein Volk, trunken von Rache, will sie noch einmal in vollen Zügen schlürfen und Dich hier anschauen. So weit als das Auge reicht, sieht es ein wogendes Meer von wahnsinnigen Köpfen; die Luft hallt wieder von ihrem betäubenden Triumphgeheul! Die Lebendigtothe wird noch von einer letzten Marter gerack; ihr erschrockes Blut überzieht noch einmal mit der Farbe der Entrüstung und Scham dieses bleiche Antlitz, welches sie mit ihren Händen verbirgt. Sieht es denn kein Herz, welches sagte: Gott erbarme sich Dein? O denke nicht an diese; denke an Ihn, den Du anbetest, den Gekreuzigten, der noch größeren Schmerz zu tragen hatte und darüber triumphirte und ihn heiligte und daraus ein „Heiligthum des Schmerzes“ erbaute, für Dich und alle Unglücklichen! Dein Dornenpiet ist bald zu Ende. Noch einen langen letzten Blick auf die Tuilleries, wo Dein Tritt einst so leicht einberückte, — wo Deine Kinder nicht wohnen werden. Das Haupt liegt auf dem Block, das Beil zieht herab — die Welt verstummt; die wild feulende Welt mit all ihrem Wahnsinn liegt hinter Dir.

Schöne Hochgeborene, die Du so schmadvoll in die Tiefe geschleudert wurdest! Ruhe noch in Deiner unschuldigen, liebendwürdig ohnloren Abgeschlossenheit, in die auch ich mich nicht einbringen will, so lange rothe Hände sie nicht entweiht haben. Sei der Vorhang, der (wenn auch zum letzten Male auf dieser Erde) ein königliches Leben verbüllt, mir noch heilig. Dein Fehler in der französischen Revolution war, daß Du das Symbol eines tausendjährigen Verbrechens und Glends warst; daß von St. Bartholomäusnächten und Jacquerien, von Fellen und Dragonaden und Giraf-

parfen das Herz der Menschheit erfüllt war, — und überschäumte, in Alles mit sich fortreisendem Wahnfinn. Mit keinem Napoleon, mit keinem Cromwell warst Du vermählt. Dieie sitzen nicht von selbst im höchsten Range, sondern werden durch die Erschütterung und Verwirrung jedes andern Ranges emporgehoben. Als arme Bauern, wie glücklich, wie würdig wäret Ihr Zwei gewesen! Aber ein feindliches Geschick machte Euch zu einem König und einer Königin und Ihr wurdet beide zu einem Gegenstande des schauerlichen Entschens für alle Zeiten.

Achtes Kapitel.

Die beiden fixen Ideen vereinigen sich.

„Die Gräfin von Lamotte hatte sich also in das Vertrauen der Königin eingeheimelt? Jene Autographen auf Goldpapier waren wirklich von der Königin geschrieben?“ Lieber Leser, vergiß nicht, Deine allzuunersättliche Wißbegier zu zügeln! Ich weiß weiter nichts, als daß ein gewisser Villotte de Meraur, mit militärischem Varte, Bürger des Halunkenthums, Freund und Kamerad des Herrn Grafen, auf sehr geistreiche Weise Handschriften nachzuahmen versteht. Gewiß ist auch, daß die Frau Gräfin bis in die Wohnung des — Hüthters von Trianon eingedrungen ist. Ja die Campan selbst muß zugeben, daß sie „bei einem Accoucheur in Versailles“ mit dem würdigen Kammerdiener der Königin, Lesclaux oder Desclous — denn die Angaben sind verschieden — zusammengetroffen ist. Mit diesen Leuten oder ihres Gleichen kann sie vielleicht in dem Hinterzimmer des Palastes selbst (wenn es spät genug ist) einen Wig erschnappen und den Schaum von einem Glas Champagner schlürfen. Weiter wollen wir vor der Hand ihre hohen Connerzionen nicht zu enthüllen suchen und eben so wenig, wie wir schon gesagt, jene außerordentlichen Hühnerdärme anatomisch sectionen, aus welchen sie, und zwar sie allein, den Willen des Schicksals lesen und denselben auch vorherwissen kann.

Zweifelst, stehst Du, wie seine Eminenz dort im Mondlicht wartet, wie er auf der Hinterterrasse hin und her wandelt, bis sie herauskommt? Er ist nicht verummmt, schaut sich fortwährend unruhig und sehr rüde um und sucht den Schatten. Sie kommt — dichter hinaus mit ihrem Mantel, o Eminenz, herunter mit Deinem kreisförmigen Hute, denn sie hat eine

Escorte bei sich! Es ist bloß der gute Herr Lesclaur, Kammerdiener der Königin, und nun wird er als nicht länger mehr nöthig zurückgeschickt. Beachte ihn aber wohl, Monseigneur, denn Du wirst ihn später wiedersehen. Monseigneur aber achtet auf nichts — sein Herz ist bloß mit dem, was ihm mitgetheilt worden und mit den goldpapiernen Autographen beschäftigt. — Dies wäre Lesclaur, der Kammerdiener der Königin? Mich dünkt, er habe ganz die Statur Villette's, des Handschriftenfälschers! Unmöglich!

Aber wie agirte unsere Gräfin mit Cagliostro? Cagliostro, von Strassburg abgereist, ist noch fern und wird erst in mehreren Monaten hier sein; bloß seine „Prophezeiungen in Geheimschrift“ sind da. Aber hier oder dort kann Cagliostro für unsere Gräfin nützlich sein. Auf einen Blick hat das Auge des Genies in ihm einen bodenlosen Sumpf von Faltschheit, Guelteit, Geiräsigkeit und Dummdreistigkeit erkannt: einen aus den faulsten, aber auch fettesten Elementen zusammengelegten Morast — ganz passenden Dünger für die Pflanze, welche sie zu ziehen bemüht ist. Sie kann es schon unternehmen, den zu täuschen, welcher ganz Europa getäuscht hat. Was sind alle seine Columbinen, dämonischen Maurereien und ägyptischen Elirire für die lustig plaudernde und lachende ausschließlich praktische Kamotte? Es fließt von ihr herab wie Wasser von Wackstuch. Mit dem Munde erbt sie es: dessen mittlerweile, denn das Del der Schmeichelei, das beste bekannte Mittel gegen die Friction, beseitigt alle Unregelmäßigkeiten.

Cagliostro's seinerseits bemächtigt sich dann und wann ein gewisses unbehagliches Gefühl; der Hase liebt nicht Raben. Aber was kann er thun? Sie spielt ja ohnedies zum Theil sein Spiel; kann er ihr nicht noch zur rechten Zeit den vollen Becher aus der Hand schlagen und sie zur Äbür hinauswerfen? Bei ihren freudenvollen Orgien erscheint ihm diese heitere, bezaubernde Gräfin — die vielleicht eine Absicht auf sein Herz hat — bloß als ein anderer jener leichten Schmetterlinge, von welchen er unter allen Himmelsstrichen umflattert worden und die er mit seiner grimmigen, dicken Schnauze zu Tausenden weggeschnappt hat.

In der Lbbut der heiteren, bezaubernden Gräfin und des Charlatans aller Charlatane ist daher der arme Cardinal de Roban glücklich geborgen; sein Schlammvulkan brodelst sanft in diesem, ägyptischem Nebel, den Blicken der Welt entzogen. Er sieht sich bewegende Gestalten, welche Menschen zu sein scheinen, aber er nimmt sich nicht die Mühe, sie genau anzusehen. Seine Freunde und Bekannten am Hofe necken ihn; er antwortet ihnen

durch Schreien oder, wenn die Sache zu weit geht, durch abgeschmackt entseßliche Schlammerplosionen. Freunde und Bekannte und alle Menschen sind jetzt für ihn nur noch leere Schatten, die Gunst der Königin die einzige Substanz.

Nichtdestoweniger hat die Welt ihrerseits auch eine Existenz und liegt in tiefen Tagen nicht müßig. Sie hat schon vor langen Monaten ihren Frieden von Versailles zum Abschluß gebracht und die Bevollmächtigten sind alle wieder nach Hause, um sich ihren Dank zu holen. Paris, London und andere große und kleine Städte arbeiten, intriguiren, sterben und werden geboren. Dort in der Rue Taranne z. B. ist der einst so geräuschvolle Denis Diderot recht still geworden. Auch hier in Post Court muß der alte Samuel Johnson wie ein abgematteter Riese sich niederlegen und ohne Traum schlummern, während Equipagen und Wagen und all das Getöse und Treiben der Welt vorüberrauscht, wie von jeher. — Sieur Böhmer jedoch hat sich noch nicht in der Seine erläßt, sondern wandelt bloß mit dem Vortage, es zu thun, bleich und abgezehrt auf und ab.

Sieur Böhmer erfährt (natürlich ganz zufällig), daß Madame bei ihrer Majestät in so hoher Gunst steht! Der Mensch thut viel, ehe er sich erläßt. Sieur Böhmer's Halsband liegt auf ihrem Tische, seine nasalgutturale Rhetorik dröhnt in ihr Ohr. Er will von dem ersten, ohnedies schon billigen Preise, noch viel nachlassen; er will der edelmüthigen Tochter aus königlichem Geblüt sehr gern tausend Louisd'or zum Geschenk machen, wenn sie die Königin zum Ankauf des Halsbandes berebet. Die Zukunftslosigkeit des Mannes wird unierer Gräfin ordentlich ärgerlich und sie erzählt in ihrer redseligen Weise unter allerhand satyrischen Bemerkungen, wie sie gelangweilt worden, — unter andern erzählt sie dies auch Monseigneur.

Auf seinen Stickerunenklissen schlummernd, im Schooße üppiger Ruhe, während Heiden und unzählige Kasaien die prosaische Welt und ihre Störungen entfernt halten, liegt Monseigneur in bezaubertem Traume. Kann er selbst im Schlafe seinen Schutengel, die freundliche Gräfin, und ihre Dienste vergessen? Durch die zarifinnigsten Geschenke unterstützt er sie in ihrem Mangel, mit dem sie so unverdient zu kämpfen hat. Ja ein oder zwei Mal haben vergoldete Autographen von einer Königin — bei welcher er offenbar in immer höhere Gunst steigt — Monseigneur die Ehre angethan, ihn in dringenden Fällen zum Oculisten seiner Majestät zu machen. Monseigneur, sagen wir, hat die Ehre genossen, diesem oder jenem Hülfes-

kürztigen, der es verdiente, im Namen ihrer Majestät Unterstügungen zu Theil werden zu lassen. Er hat sie einstweilen aus seinen eigenen Mitteln vorgeschossen, denn ihre Majestät ist gerade nicht bei Kasse und Wohlthätigkeit ist eine Sache, die nicht warten kann. Die Frau Gräfin, ein auts dienstfertiges Weib, übernimmt fleiß die weitere Beförderung dieser Unterstügungen. Sie kann nun zuweilen aus ihrer Tadselube herabsteigen und sich ein wenig des Lächelns der Natur und des Glückes erfreuen, so wohlthätig ist die königliche Majestät gewesen. Für Monseigneur ist die Macht des Geldes über die vornehmsten weiblichen Herzen niemals ungläublich gewesen. Geschenke haben in vielen Zeiten Wunder gewirkt. Aber, o Himmel, was für ein Geschenk? Kaum wäre der Wolkenbändiger selbst, zu lauter neuen Couleurd'ors geprägt, würdig, in einen solchen Schooß zu fallen. Darlehen und wohlthätige Vorschüsse sind jedoch, wie wir gesehen haben, erlaubt und verwandeln sich bei ausbleibender Weiterbezahlung in Geschenke. In den wachen Träumen, welche den Cardinal mit ihren tauentfachen Gestalten umspielen, taucht von Zeit zu Zeit auch das Bild des zutringlichen Bohmer und seines Halebundes auf. Trägt die Königin in ihrem Herzen Verlangen darnach und ist sie gleichzeitig doch zu arm, um es zu kaufen? Unter Schuzenack, die Gräfin, antwortet unbestimmt und geheimnißvoll: — bekennt endlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre eigene persönliche Vermuthung, daß die Königin sich mehr als alles Andere eben dieses Halebant wünscht, aber wegen ihres knauerigen Gemahls nicht wagt, es zu kaufen. Sie, die Gräfin de Lamotte, will sich weiter nach der Sache erkundigen und wenn sie etwas für seine Eminenz Dienliches vorzulegen kann, es auf gute Weise an geeigneter Stelle in Anregung bringen.

Wankle vorsichtig, Gräfin de Lamotte, denn mit verbalienem Athem näherst Du Dich dem Moment der Momente! Parlament, Grande Chamhre und Tournelle mit all ihren Peitschen und Galgenrädern — Tod und Verderten schweben über Dir, wenn Du einen falschen Tritt thust. Vorwärts mit eisernen Nerven auf Schuhen von Hitz; wie ein Schatzgräber, schweigend, weder rechts noch links schauend, — wo der Hölletrache gähnt und tausent Dämonen die Krallen ausstrecken, um Dich in Fesseln zu reißen!

Neuntes Kapitel.

Der Park von Versailles.

Oder ist der Leser, der die andere und sonnige Seite der Sache liebt, eher geneigt, in das von der Circe Lamotte für Monseigneur de Rohan aufgebaute Theater zu treten und zu sehen, wie hier die Vorstellung ihren Fortgang hat, während die bezauberte Diamantenfrucht allmählig reift, um bald auf leises Schütteln vom Baume zu fallen?

Der 28. Juli desselben verhängnißvollen Jahres 1784 ist gekommen und mit ihm der entzündendste Tumult in Monseigneurs Herz. Unausprechliche Spannung regt seine ganze Seele in ihren innersten Tiefen auf. Wilde Meereshogen tragen ihn nach Armida's Eiland, jedoch wie sich gebührt, durch bange nebelhafte Umgebung. Nach dem Schloß, nach dem Park! Diese Nacht will die Königin Dir beagnen, die Königin selbst; so weit hat es unser Schutengel, die Gräfin, gebracht. Was vermögen ministerielle Hindernisse und Intriguen eines Polignac gegen die Günst, ja — Himmel und Erde! — vielleicht gegen die Zärtlichkeit einer Königin? Sie verschwindet aus dem Rege der Etiquette und Kabale und steigt von ihrem himmlischen Zenith hernieder zu Dir, einem Schäfer von Latmos — ach, einem graubärtigen Schäfer, dem seine Corpulenz das Athmen erschwert! Wie unerklärlich ist doch der Gesdmack der Frauen? Aber Du, raffe Deine ganze Galanterie zusammen, Deine fünfzigjährige Erfahrung im Umgang mit dem schönen Geschlecht; diese Nacht oder nie! — Mit solchen unaussprechlichen Betrachtungen verbringt Monseigneur rastlos den Tag und sehnst sich nach dem Dunkel der Nacht, während er es zugleich fürchtet.

Das Dunkel der Nacht ist endlich da. Die pergendifulären Reichen der Seitenducken in dem Palais oder Hôtel de Strashourg liegen jetzt alle horizontal im Schlafe, sogar der Pförner trinkt mit offenem Munde und hörbar Re-pen-the, als Monseigneur „im blauen Ueberrock mit tief herabgezogenem Hut“ sich mit seinem Knappen Planta aus Graubündten auf den Weg nach dem Park von Versailles macht. Planta muß unsichtbar in der Ferne weilen, der herabgezogene Hut dagegen wartet unter dem dickbelaubten Dickicht, bis unser Schutengel „im schwarzen Domino“ den Moment verkündet, der nun ganz gewiß nicht mehr fern sein kann.

Die Nacht ist für die Jahreszeit ungemein finster; es ist kein Mond-

schein; der warme schlummernde Juni träufelt in regungslosen Wollen Fruchtbarkeit und Fülle auf die Erde herab. Sogar die Sterne am Himmel sehen nicht Monseigneur; sie sehen bloß seine und der Welt Wellendecke im fernen Norden mit Zwielicht befrankt. Verkündet sich die Winternacht von diesen schwartigen Palastkometen? Alle Thürme von Versailles, die Dörfer rings umher, mit metallener Zunge und das ungeheure dumsprödhende Paris selbst antworten schläfrig: Ja! Der Schlaf herrscht auf dieser Hemisphäre der Welt. Vom Südpol bis zum Nordpol liegt das ganze Leben unserer Erde in langen Schwaden oder Reiben (gleich jenen Reiben Heidenuckeln sammt dem schnarchenden Psörmner), eine nach der andern vom Schlafe niedergemähet! Ein merkwürdiger Anblick.

Die Blumen schlafen alle in dem kleinen Trianon. Die Rosen schliefen ihre Kelche für die Nacht, aber die Rose der Rosen wacht noch. O wunderbare Erde! O doppelt wunderbarer Park von Versailles mit dem großen und kleinen Trianon und einem kaum athmenden Monseigneur! Ihr Wasserfontäne Vendôme's, die ihr, nachdem die Hähne zugedreht worden, in euren tiefen bleiernen Kammern ebenfalls schlummert, schwagt nicht von ihm, wenn ihr erwacht! Ihr duftigen balsamischen Gesträuche, ihr riechig geippenstüchen Cedern, du geheiligtes Poëket von Hazetorn, ihr kühlenden Pavillons flüstert nicht! Mont, liege stumm und verborzen in deiner leeren Höhle; kein Stern blide herab; weder Himmel, noch Hölle luge durch den Schleier der Nacht, um zu rufen: Halt, halt! — Der schwarze Domino? Ha! Ja! — Mit festerem Schritt, als man hätte erwarten sollen, ist Monseigneur unterwegs; der schwarze Domino brauche bloß leise und eifrig zu flüstern: „In der Hazetornlaube!“ Und nun, Cardinal, o nun! — Ja, ja, da schwebt die weiße Himmlische; „in einem weißen Gewand von linon mouclé“, feiner als Montschein; eine Juno an Gestalt und Haltung; dort, in jenem Besker! Monseigneur, nieder auf Deine Kniee; niemals können rothe Heien besser verstorben werden. O, er möchte das königliche Schuhband oder dessen Schatten küssen, wenn einer da wäre. Nicht Worte, nur gebrochene Zucker und bedende gemurmelte Laute verrathen, was er sagen will. Aber ach, siehe! Unser schügender schwarzer Domino kommt eiligst herbei und flüstert heftig: „On vient.“ Die weiße Juno läßt die schönste Rose fallen mit den ewig denkwürdigen Worten: „Vous savez ce que cela veut dire, Sie wissen, was das heißt“; und verschwindet in dem Dickicht, während der schwarze Domino sie mit dem ängstlichen Geflüster: „Vite, vite, fort, fort!“ zur

Eile antreibt, denn der Schall von Tritten (ohne Zweifel von Madame und Madame d'Ariost, diesen unwillkommenen Schwestern!) kommt immer näher. Monseigneur hebt seine Nase auf, eilt davon und rennt beinahe den armen Planta über den Haufen, dessen Gelächter ihn überzeugt, daß er nichts zu fürchten hat *).

O Trion de Rohan, glücklichster Sterblicher dieser Welt, seit jenem ersten Trion unsterblichen Andenkens, — der nichtsdestoweniger in jener Volksumarmung seltsame Centauren zeugte! Du bist Premierminister von Frankreich, das ist keine Frage. Ist dies nicht die Rose aus königlicher Hand, würdig sich in Rosenöl zu verwandeln und Wohlgeruch zu spenden auf immerdar? Wie wißt Du mehr als jeder andere verstehen, Frankreich in diesen sehr eigenthümlichen Zeiten zu regieren — doch darauf kommt jetzt wenig an. Hier ist ohne Zweifel Deine Rose (für welche Du nach meiner Meinung ein Kuttel oder Kästchen machen lassen solltest); ja, laß nicht in den süßen Worten Deiner Juno: „Vous savez“ ein gewisses Zittern und Beben, — wie von noch tieferer Bedeutung?

Nein, bis jetzt giebt es keinen einzelnen Umkaß in diesem Wunder, der nicht historisch bewiesen und wahr wäre. In verworrenen, schwarz magischer Phantasmagorie schweben Schatten von noch höheren und höchsten Liebesgöttern **) im Hintergrunde, wovon diese Gorgos und Campani und andere offizielle Charaktere keine Notiz nehmen können! Hier in verworrenen, schwarz magischer Phantasmagorie mögen sie schweben bleiben. Die für uns darin liegende Wahrheit ist, daß sie wirklich auf diese Weise schweben; die Wahrheit an und für sich aber ist nur drei Trionen bekannt: der sich selbst so nennenden Grafen de Lamotte, dem Teufel und Philipp Egalité. — der zu den Mächten der Lamotte Geld und Thatsachen lieferte

*) Vergleiche Gherard, die Mémoires Justificatives und die Mémoires pour et contre verschiedenen Parteien, besonders von Jean d'Orléans. Gherard de laq. diesen Auftritt in das Jahr 1785, was aber ganz falsch ist. Der „schonigen Ausgrabung“ der Lamotte (wie sie in dem Anhang zu den Mémoires Justificatifs mitgeteilt sind) scheinen in Bezug auf den Monatstag falsch datirt zu sein. Uebrigens besteht in allen diesen Dingen entsetzliche Verwirrung.

**) Lamotte, Mémoires Justificatifs; kaiserliche Pöbel in der Affaire du Collier, &c. Die Gemeinheit dieser Geschichte übertrifft alle Begriffe, aber dennoch fanden sie Gläubigen und thaten der Königin, wie alle ihre Hölzer sagen, unbeschätzen Schaden.

und, ehe er guillotiniert ward, den gegenwärtigen König der Franzosen zeugte.

Genug, unser Trion de Rohan, dem die Ueberzeugung von seinem Glücke fast den Verstand raubt, ist der glücklichste aller Menschen und sein Schutengel, die Gräfin, die theuerste aller Frauen, versteht sich, eine ausgenommen. Am 25. August (so mächtig sind noch diese schändlichen Hofkabaln) geht er weinend, aber unterwürfig auf Befehl eines vergoldeten Autographen heim nach Saverny, bis fernere Märtin für ihn reisen können. Er trägt seine Rose, die nun schon bedeutend verwelkt ist, in einem angemessen kostbaren Stui bei sich, ja er kann sie, wenn es ihm beliebt, als pot pourri verewigen. Er nennt einen Lieblingspazierweg in seinem erzbischöflichen Lustgarten Promenade de la Rose; hier möge er verdauen und loyal schlafwandeln, bis man ihn ruft.

Ich erwähne es als ein chronologisches Zusammentreffen, daß wenige Tage nach diesem Datum die Demoiselle (oder, seit dem letzten Monat Baronesse) Gay d'Oliva, die Gräfin de Lamotte in ihrem schönen Hotel zu Paris oder in ihrem schönen Landhause zu Charonne „nicht zu Hause“ zu finden begann und nicht mehr mit Billette und dergleichen angenehmen Tischgästen und ihr ins Theater ging, um Beaumarchais' *Mariage de Figaro* *) zu sehen, die ihre hundert Aufführungen durchmachte.

Zehntes Kapitel.

Hinter den Coulissen.

„Die Königin?“ Guter Leser Du bist doch gewiß nicht ein Schulmeister Partridge oder ein Mousigneur de Rohan, der die Bühne für eine Wirklichkeit hält! — „Aber wer war denn diese Demoiselle d'Oliva?“ Leser, wir wollen lieber bemerken, wie die Arbeiten unserer dramaturgischen Gräfin sich mehrten.

Ich sehe neue Personen auf der Bühne, von welchen keine errathen soll, was die andere thut, ja sie soll nicht recht wissen, was sie selbst thut. Können nicht z. B. die Herren de Lamotte und Billette wie Nilus und Eurypalud einen philosophischen Spaziergang um Mitternacht mit „dem Tritt

*) Gay d'Oliva's erstes *Mémoire pour*, p. 37.

von Madame und Madame d'Artois" (da alle Dritte so ziemlich einerlei sind) machen, ohne daß Jemand daran Anstoß zu nehmen braucht? Das Ebenbild einer Königin kann glauben, daß die Königin selbst, zum Scherz durch das Gebüsch ihr zuschaue *); ein irdischer Cardinal kann mit Inbrunst den Pantoffel einer himmlischen Königin oder des Ebenbildes dieser Königin küssen, ohne daß irgend Jemand außer einem gewissen schwarzen Domino weiß, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Alle diese folgen ein jedes seiner im voraus berechneten Bahn, denn ihr innerer Mechanismus ist bekannt und angepaßte Drähte haben sich daran. Nur Zweien ist ein klarer Glaube vergönnt: erstens Monseigneur ein klarer Glaube, der sich auf Vernunft gründet, und zweitens der großen schaffenden, im Herzen des ganzen Geheimnisses sitzenden Dramaturgin ein klarer Glaube, der sich auf die vollständigste Einsicht gründet. Große schaffende Dramaturgin! Wie sie durch Vereinnung des Möglichen mit dem nothwendig Bestehenden, wie Schiller sagt — die achtzehnhunderttausend Livres herauslockt. Don Aranda rühmte sich mit seinen dreifach versiegelten Rissen und verkappten Secretairen, mit Recht, daß er die Jesuiten in einem einzigen Tage niedergebaut, aber hier arbeitet ohne ministerielles Salair oder königliche Gunst oder irgend welche Hülfe außer ihrem schwarzen Domino eine größere Macht als er. Wie sie vorwärts schreitet, versloßlen, nimmer wankend, mit Argusbliden und stets bereitem Gehirn, mit eisernen Nerven, auf Hilssocken! O sie wäre würdig, für die Jesuiten, für die päpstliche Tiara zu intriguiren, die Päpstin Johanna selbst zu sein und als Arachne aller Arachnen in dem Mittelpunkt jenes ungeheuren Spinnwebes zu sitzen, welches von Goa bis Acapulco, vom Himmel bis zur Hölle reichend, die Gedanken der Menschen und Seelen umstrickt! — eines Webes, von welchem einzelne zerstreute Begegnungen an günstigen thauigen Morgen selbst jetzt noch sichtbar werden.

Wer Demoiselle d'Oliva ist? Sie ist eine junge Pariserin von drei- undzwanzig Jahren, hoch gewachsen, blond von Haar und schön von Angesicht **); von ungerechten Vormündern und einer bösen Welt hat sie einiges zu leiden gehabt.

*) Siehe Kamette; siehe Gay d'Oliva.

**) Ich ward dann „zwei Damen vorge stellt, von welchen sich die eine durch ihre außerordentliche Schönheit auszeichnete. Sie hatte blaue Augen und kastanienbraunes Haar.“ (Dette d'Orville's zweites Mémoire pour; in der Suite de l'Affaire du

„In diesem Monat Juni 1784,“ sagt die Demoiselle selbst in ihrer (gerichtlichen) Autobiographie, „bewohnte ich ein kleines Zimmer in der Rue du Jour, Quartier St. Eustache. Es war dies nicht weit von dem Garten des Palais Royal und ich hatte diesen zu meinem gewöhnlichen Spaziergange gemacht.“ Denn (fügen wir erläuternd hinzu), wenn ich die reine Wahrheit sagen soll, ich war ein Pariser unglückliches Frauenzimmer mit mäßiger Kundschaft, und man muß dahin gehen, wo man Aussicht hat, seine Waare an den Mann zu bringen. „Ich verbrachte hier oft drei bis vier Stunden des Nachmittags mit einigen Frauenzimmern von meiner Bekanntschaft und einem kleinen Knaben von vier Jahren, den ich sehr gern hatte und den seine Eltern mir bereitwillig anvertrauten. Oft ging ich auch, wenn ich keine andere Gesellschaft hatte, mit diesem Knaben allein hin.

„Eines Nachmittags im nächstfolgenden Monat Juli war ich auch in dem Palais Royal, und meine ganze Gesellschaft bestand in diesem Augenblicke aus dem eben erwähnten Knaben. Ein langer junger Mann, der ebenfalls allein war, geht mehrmals an mir vorüber. Er war ein Mann, den ich noch niemals gesehen. Er sieht mich an; er sieht mich unverwandt an. Ich bemerke sogar, daß er allemal, wenn er in meine Nähe kommt, langsamer geht, wie um mich mehr mit Nähe zu betrachten. Ein Stuhl stand zwei oder drei Fuß von dem meinen. Er setzt sich.

„Als diesen Augenblick hatte der Anblick des jungen Mannes, sein Hin- und Hergehen, seine Annäherung und sein wiederholtes Anschauen keinen Eindruck auf mich gemacht. Jetzt aber, wo er so dicht neben mir saß, konnte ich nicht umhin, von ihm Notiz zu nehmen. Seine Augen hörten nicht auf, über meine ganze Person zu schweifen. Seine Miene wird ernst und gespannt. Eine unruhige Neugier scheint ihn in Aufregung zu versetzen. Er scheint meine Gestalt zu messen und nach der Weise alle meine Gesichtszüge zu prüfen.“ — Er findet mich (aber flüstert nicht eine Sylbe

Collier.) Dies ist die, welche Bette und Bette's Advocat der Welt als Gay d'Oliva verführen beabsichtigten. „Die andere ist von Mittelgröße, mit schwarzen Augen, kastanienbraunem Haar und weißem Teint. Der Klang ihrer Stimme ist angenehm; sie spricht vollkommen gut und mit nicht weniger Gelehrsamkeit als Lebhaftigkeit.“ Diese „andere“ soll die Lamotte sein. Oliva's wirklicher Name war Gissign; der Name Oliva (Oliva, Anagramm von Valois) ward ihr von der Lamotte gegeben, von welcher sie aus dem Titel als Baronesse erhielt. Siehe hierüber die handschriftliche Anmerkung in dem citirten Werke: „Affaire du Collier.“

davon) ziemlich ähnlich, sowohl der Gestalt als dem Profil nach, denn selbst der Abbé Georgel sagt, ich sei eine belle courtisane.

„Es ist Zeit, diesen jungen Mann zu nennen. Es war der Sieur de Lamotte, der sich Graf de Lamotte nannte.“ Wer bezweifelt es? Er lobt „meine schwachen Reize“; giebt den Wunsch zu erkennen, „mir den Hof zu machen.“ Ich als ein alleinstehendes Frauenzimmer weiß nicht, was ich sagen soll und halte es mittlerweile für das Beste, mich zu entfernen. Gütliche Vorfrist! „Wöglich sehe ich ihn in meinem Zimmer erscheinen!“

Bei seinem „neunten Besuche“ (denn er war stets die Artigkeit selbst) spricht er davon, eine große Hofdame einzuführen, durch deren Vermittlung ich sogar ihrer Majestät einen kleinen geheimen Dienst leisten kann, — für welchen die Belohnung unaussprechlich sein wird. In der Abenddämmerung tauschen geheimnißvoll seidene Gewänder; es tritt die schöpferische Dramaturgin, genannt Gräfin de Lamotte, ein, und so — na, nun ist der allzu-neugierige Leier zu seiner Strafe wirklich auf die Kehrseite dieses herrlichen Transparents gelangt und findet hier nichts als Falgnäpfschen und den sinkenden Qualm verlöschender Dochte.

Demoiselle Gay d'Oliva mag nun wieder in dem Palais Royal sitzen oder stehen und die Kundschaft abwarten, die sich einfindet. Sobald die Zeit da ist, wird sie wieder, aber mit dem Hauch des Schreckens, angeblasen und aus Frankreich hinaus bis nach Brüssel geweht werden.

Elftes Kapitel.

Das Halsband wird verkauft.

Der Herbst mit seinen grauen höhrenden Winden und in seinem Kleide von rothen umhergestreuten Blättern ladet die Höslinge ein, die Reize der Natur zu genießen und alle wichtige Geschäfte stehen still. Die Gräfin de Lamotte fährt, während alles so ins Stocken gerathen ist und selbst Böhrmer sein Halsband und seine Hoffnungen für diese Saison eingeschlossen hat, mit ihrem Gemahl und Curyalus Billette in die Heimath nach Bar sur Aube und zeigt hier (kraft der Gunst einer Königin) den Reichlichen einen wieder-gepfropften Sprössling aus königlichem Geblüt, so daß sie vor Nerzer noch gelber werden. Ein wohllackirter Wagen mit dem Wappen der Valois, ein elegant ausgestattetes Haus und gutgekleidete Dienerschaft sichern ihnen bei

allen Ständen den günstigsten Empfang. Sogar der Herzog von Pen-
schière (Galic's Schwiegervater) bewillkommt unsern Lamoignon mit jener
Urbanität, welche seine hohe Stellung und die alte Schule charakterisirt.

Die große schöpferische Dramaturgin hat demnach einstweilen den Vor-
hang herabgelassen und unterhält bloß durch einige Briefe nach Savone oder
auch einen Besuch daselbst (denn man kann von Paris aus in einem Tage da-
hingelangen) eine angemessene Zwischenmusik. Auch bedarf sie fürwahr eini-
ger Ruhe, um sich ein wenig zu sammeln, denn der letzte Act, die große
Katastrophe, steht bevor. Zwei fixe Ideen, die eines Cardinals und die
eines Juweliers, eine negative und eine positive, haben einander gefühlt;
jetzt durch neue Hoffnung angefaßt, drehen sie sich rasch um einander und
streifen wie zwei Flammen einander lange Feuerzungen entgegen, um sich zu
verschmelzen und Eins zu werden.

Böhmer seinerseits ist so bereitwillig, als man es nur sein kann, wie
er dies überhaupt schon seit den letzten vier langen Jahren gewesen ist. Die
Gräfin will allerdings von seinem thörichten Geschenk nichts wissen und mit
der ganzen albernen Halsbandgeschichte nichts zu thun haben. Dies hat sie
ihm mit schlichten Worten und nicht ohne eine gewisse Härte, wie man sie
gegen einen so langweiligen zudringlichen Menschen zuweilen in Anwendung
bringen muß, zu verstehen gegeben. Aber nichtsdestoweniger hat durch
scharfsinnige Schlüsse und den puresten Zufall von der Welt der schlaue
Jouaillier-Bijoutier ihr so viel abgemerkt, daß Monsieur de Rohan der
rechte Mann ist. — Genug! genug! Madame soll nicht mehr belästigt wer-
den. Ruhe hier in Hoffnung, du Halsband des Teufels, aber, o Mon-
seigneur, sei Deine Rückkehr eine recht baldige!

Ach, wo lebte wohl ein Mensch, der schneller zurückkehren würde als
Monsieur, wenn er nur dürfte? Aber bis jetzt laßt ihn noch kein ver-
goldetes Autograph ein, oder erlaubt es ihm; die wenigen vergoldeten Auto-
graphen sind alle verneinend, verschierend. Hoffabalen, nichts als Kaba-
len! Ja, wenn es sich nicht um ein Halsband oder um irgend eine andere
solche Grille oder Nothwendigkeit handelt, wer weiß, ob er nicht (denn un-
beständig genug dazu sind die Frauen) vielleicht gar nie wieder zurückgeru-
fen, sondern vergessen wird und hier verfaulen kann wie eine Rose, zu
einem *pot pourri*? Unser Schutzengel, die Gräfin, ist obendrein in dieser
Sache schwerer, als wir sie jemals sahen. Nichtsdestoweniger hat er durch
fortgesetzte und geschickte Kreuz- und Querfragen etwas herausgepreßt; er

steht theilweise, wie es steht. Die Königin will ihr Halsband haben; denn wenn hätte in einem solchen Falle eine Frau nicht ihren Willen durchgesetzt? Die Königin kann es auch bezahlen, in Terminen; aber wenn nur der knauserige Gemahl nicht wäre! Ein für alle Mal, sie will bei dem Geschäft nicht selbst theilhaftig erscheinen. Nun also: Wäre es einem Sterblichen erlaubt oder nicht, dieses Geschäft heimlich an ihrer Statt abzuschließen? Das ist eben die Frage. Wenn es irgend einem Sterblichen erlaubt ist, so ist Monseigneur dieser Sterbliche. Unsere Gräfin hat sogar gewagt (die gute Gräfin!) an der geeigneten Stelle von weitem auf Monseigneur hinzudeuten, aber man zieht seine Discretion in Bezug auf Geldangelegenheiten in Zweifel. Discretion? Und ich auf der Promenade de la Rose? Exploir nicht, o Eminenz! Das Vertrauen ist die Frucht der Prüfung; Deine Stunde naht.

Die Lamottes haben mittlerweile ihre Abschiedskarten bei allen respectablen Klassen in Par sur Aube abgegeben; unsere Dramaturgin steht wieder in Paris hinter den Coulißen. Wie kommt es, o Monseigneur, daß sie in dieser Halsbandangelegenheit noch so schwächern mit Dir ist; daß sie den lieblichsten latnischen Schäfer hier im einsamen Caverne wie eine Trauerweide im nackten Winter auf seiner Rosenpromenade schwachen läßt und ihm fortwährend die unbestimmte abgedroschene Antwort giebt, daß seine Stunde nahe?

Heim Himmel! endlich in den letzten Tagen des Januar ist sie wirklich da. Siehe dieses neue vergoldete Autograph: „Nach Paris, wegen eines kleinen delikaten Geschäftes, welches unsere Gräfin erklären wird,“ — welches ich schon kenne! Nach Paris! rasch! Pferde! Postillone! Lakaien! — Und so rollt die wieder zum Leben erweckte Eminenz, in Pelze eingewickelt in der angenehmsten Kälte (Abbé Georzel sagt un beau froid de Janvier) über die pfeifenden festgefrorenen Heerstraßen dahin, — getragen in dem Schooße der Träume.

O Dame de Lamotte, ist die bezauberte diamantene Frucht nun endlich gereift? Hast Du ihr die kleine unaussprechlich verhängnißvolle Grischütterung mitgetheilt? — „Ich?“ kann die Dame mit Recht antworten. „Wer hat mich dabei theilhaftig gesehen?“ — Der Leser hat daher noch drei von unserer großen Dramaturgin herrührende scenische Vorstellungen anzusehen und dann die vierte und letzte — von einem andern Autor.

Uns, die wir bedenken, wie in den meisten Fällen die wahre bewegende Kraft in menschlichen Dingen unterirdisch verborgen arbeitet, kommt es nicht sehr wunderbar vor, daß dieser Monat Januar 1785, in welchem unsere Gräfin vor dem Auge des gewöhnlichen Geschichtsschreibers so selten erscheint, dennoch für sie der geschäftigste von allen war, besonders in seiner letzten Hälfte.

Weillich Geschäftssachen (von welchen sie in ihrem Leben niemals etwas verstand) meidend, will unsere Gräfin sich nicht persönlich in den Abschluß dieses Handels mischen, sondern überläßt alles ihrer Majestät und den vergoldeten Autographen. Der emsige Böhmer hat nichtsdeshalb weniger häufige geheime Konferenzen mit Monseigneur. Das Palais de Strasbourg in Paris, welches allen übrigen Menschen verschlossen ist, sieht den Jouaillier-Bijoutier mit bedeutender Ausdiene kommen und gehen. Die große Schwierigkeit ist — müssen wir es sagen? — ihrer Majestät grillenhafter Eigensinn, ihre Unbekanntschaft mit Geschäften. Sie will durchaus nicht ein vergoldetes Autograph schreiben, durch welches seine Eminenz autorisirt wird, den Handel abzuschließen, sondern schreibt vielmehr in verdrießlichem Tone, daß die Sache weiter nichts auf sich habe und eben so gut unterbleiben könne! So muß nun die arme Gräfin zwischen Paris und Versailles hin und her schießen, wie ein Weberschifflein, ihre Pferde und ihre Nerven fast zu Schanden hegen, ja zuweilen in der größten Eile viele Stunden in der Nähe des Palastes warten, um zu überlegen, was sich wohl thun lasse (während Niemand als Billette ihr Gesellschaft leistet). — bis die Kanne der Königin vorüber ist.

Endlich nach wüthendem Hin- und Herfahren und einer Menge Konferenzen wird am 29. Januar ein Mittelweg ausfindig gemacht. Der vorstichtige Böhmer soll auf dem feinsten Papier seine Bedingungen aufsetzen, die wirklich gar nicht unbillig sind. Sechzehnhunderttausend Livres, die in fünf gleichen Raten bezahlt werden sollen, die erste in sechs Monaten, die andern vier in je drei Monaten. Dies ist die Uebereinkunft, an welcher die Hofjuweliere Böhmer und Passange einerseits und der Prinz Cardinal Camille de Rohan andererseits sich durch ihre Namensunterchrift festzuhalten verpflichten. Diesen beschriebenen Bogen vom feinsten Papier muß unsere arme Gräfin wieder in ihre Obhut nehmen und damit abermals nach Versailles eilen, von wo sie, nachdem sie unsägliche Mühe gehabt (die nur der treue Billette getheilt), wieder zurückkehrt und die kostbare Randemer-

fung. „Bon — Marie Antoinette de France“, von der Autographen-Hand mitbringt! Glücklicher Cardinal! Dieses Document wirst Du in dem Innersten aller Deiner Repositorien verwahren. Böhmer soll mittlerweile, verdrückten wie das Grab, keinem Menschen erzählen, daß er sein Halsband verkauft hat, oder wenn man ihn allzubringend auffordert, es vorzuzeigen, bekennen, daß es an die dermalige Favorit-Sultanin des Großtürken verkauft worden.

So können die armen dampfenden Pferde des Hauses Lamotte endlich nach Mitternacht abgerieben und gestriegelt werden und ihren Hafer in Ruhe fressen; die Gräfin Lamotte kann allmählig auch in den Schlummer sinken, dessen sie so sehr bedarf, wiewohl derselbe vielleicht ein wenig durch unruhige Träume gestört wird. Den nächsten Morgen soll der Handel abgeschlossen und den Tag darauf das Halsband gegen einen Empfangsschein von Monseigneur ausgehändigt werden.

Will daher der Kaiser wohl die Güte haben, die nachfolgenden zwei Lebensbilder, thatsächliche Phantasmagorien oder wie wir sie sonst nennen wollen, anzusehen? Sie sind die zwei ersten jener drei thatsächlich poetischen, von unserer Dramaturgin zu Stande gebrachten Vorstellungen — kurze Vorstellungen, aber wesentliche.

Zwölftes Kapitel.

Das Halsband verschwindet.

Es ist der 1. Februar, der große Tag der Uebergabe. Sieur Böhmer befindet sich in dem Palais de Strashourg; seine Miene ist geheimnißvoll offiziell und obgleich sein Gesicht etwas abgemagert ist, so strahlt es doch von Begierde. Die Seine hat ihn nicht verdrängen; obgleich hager, wird er doch schon wieder fett werden und neue Unternehmungen durchführen.

Es würde uns sonderbar erscheinen, wenn wir nicht daran gewöhnt wären. Bei dem Namen „Böhmer“ senken sich, so wie er angemeldet wird, die Hellebarden aller Heiden: das Auge des Historikers steht ihm mit süßem Lächeln tief verneigend in dem mit rothem Sammet ausgeschlagenen Audienzsaal. Wird es Monseigneur nun gefallen, dem non plus ultra aller Halsbänder die Ehre anzuthun, es in Augenschein zu nehmen? Ein Kunstwerk, welches in der ganzen Welt nicht seines Gleichen hat, soll (die

Noth zwingt die Hofsjuweliere) für diesen viel zu niedrigen Betrag und mit offenbarem Schaden verkauft werden. Die Herren Hofsjuweliere werden zu schwimmen und zu waten haben, ehe sie ihrem Schaden wieder beikommen, aber ihr Werk findet wenigstens eine würdige Trägerin und wird auf die gerechtere Nachwelt vererbt. Monseigneur wird bloß die Herablassung haben, diese Empfangsbescheinigung zu unterzeichnen; alles Uebrige ist mit ihrer Hoheit der Sultaniin der hohen Pforte bereits abgemacht. — Hier wagt der Hofsjuwelier mit seinem freudenvollen, obgleich sehr abgemagerten Gesicht ein leichtes verächtliches Lächeln, welchem das erhabene dissolut-heitere Monseigneur nicht umhin konnte, eine halbe Erlaubniß zuzublinkeln. — Dies ist die erste jener drei thatsächlich poetischen Vorstellungen, die von unserer Dramaturgin mit vollkommenem Erfolg zu Stande gebracht werden.

Lange nachher sagte man, Monseigneur und sogar Böhmer hätten gleich wissen sollen, daß die Randbemerkung ihrer Hoheit der Sultaniin, das „Bon — Marie Antoinette de France“ erlogen und gefälscht war, denn Marie Antoinette pflegte dieses „de France“ ihrer Unterschrift niemals beizufügen. Man hat gut reden und kritisiren! Wie sollten das zwei in einem Zauber befangene Menschen wissen, zwei Menschen, jeder mit einer fixen Idee, einer negativen und einer positiven, die jetzt zusammenrannten, um erfüllt von Wonne einander zu neutralisiren? Genug, Monseigneur hat das non plus ultra aller Halsbänder, erobert durch männliche Tapferkeit und Weiberwitz und rollt damit in geheimnißvoller Geschwindigkeit fort nach Versailles — triumphirend wie ein Jason mit seinem goldenen Vlies.

Die zweite große scenische Vorstellung von unserer dramaturgischen Gräfin findet schon den nächstfolgenden Abend in ihrem eigenen Zimmer zu Versailles statt. Es ist ein geräumiges Zimmer mit einem Alkoven und der Alkoven hat eine Glashür. Monseigneur tritt ein; ein Diener folgt ihm, der ein geheimnißvolles Kästchen trägt, es behutsam auf den Tisch setzt und sich dann ehrerbietig wieder entfernt. Es ist das Halsband selbst in all seinem Glanze! Unser Schutengel, die Gräfin, und Monseigneur und wir können mit Ruße den königlichen Kalidman bewundern und uns Glück wünschen, daß die mühsame Eroberung vollendet ist.

Aber still! es wird an die Thür geklocht — leise, aber entschieden, wie in höherem Auftrag. Monseigneur und wir ziehen uns in unsern Alkoven zurück und hier können wir durch das Glasfenster Alles beobachten, was vorgeht. Wer kommt? Die Thür wird aufgerissen — de par la Reine!

Betrachte ihn wohl, Monseigneur; er tritt mit ernster, ehrerbietiger, aber amtlicher Miene ein. Es ist der würdige Monsieur Leclaux, der Kammerdiener der Königin, derselbe, welcher unsere Gräfin in jener Nacht aus dem Zimmers von Versailles escortirte. Sagten wir nicht, daß Du ihn wiedersehen würdest? — Aber dennoch will mich, trotzdem, daß er die Piere der Königin trägt, bedünken, als ob seine Züge die größte Aehnlichkeit mit denen des Galunten Villette hätten! — Aber Galunke oder Kammerdiener (denn für die Blinden sind alle Farben einerlei), er hat mit seiner ernsten, ehrerbietigen und doch amtlichen Miene das Kästchen mit seinem unschätzbaren Inhalt erhalten und entfernt sich mit einer tiefen Verbeugung.

Und so, still, sanft und schweigend wie ein Traum ist unser maistre's Halsband verschwunden!

Dreizehntes Kapitel.

Dritte Scene.

Zu derselben Zeit (wie später durch eidliche Aussagen von Gastwirthen bewiesen wird) kommt auch Graf Cagliostro selbst von Lyon an! Nicht mehr durch Prophezeiungen in Geheimchrift, sondern durch seine lebendige Stimme, durch sein feistes prophetisches Bulldoggengesicht, das „vollkommenste Charlatanengesicht des achtzehnten Jahrhunderts“, können wir uns überzeugen, daß alles gut steht; daß alles zu „Monseigneurs Ruhme, zum Wohle Frankreichs und der Menschheit“, wahrscheinlich auch der ägyptischen Maurerei, ausfallen wird. „Der Tokayer fließt wie Wasser“; unsere reizende Gräfin mit ihrem pikanten Gesicht ist munterer als je und erheitert durch die brilliantesten Einfälle und die geschicktesten Schmeicheleien diese Heitergelage. O Nächte, o Gelage — zu herrlich, um lange zu dauern!

Nun erfolgt auch eine abermalige und dritte fernische Darstellung, die durch ihren Glanz geeignet ist, die letzte Spur von Sorge aus Monseigneurs Seele zu vertreiben.

Warum empfängt mich die Königin selbst jetzt noch nicht offen bei Hofe? Geduld, Monseigneur! Du kennst nicht jene allzuverwickelten Kabbalen und wie sie schweigend mit königlicher unterdrückter Wuth dagegen arbeitet, gleich einer Löwin, die sich aus dem Garne des Jägers zu befreien sucht. Ist mittlerweile nicht Dein Werk gethan? Das Halsband — sie hat es und

freut sich darüber; oft steht sie im Geheimen ihren Junohals dadurch um so lieblicher zurückgewiegt, wie unter Schutzwinkel, die Gräfin, bezeugen kann. Kommt morgen nach dem Oeil de Boeuf und steh hier mit Augen am hellen Mittage, wie Du schon in tiefer Mitternacht gesehen, ob ihr königliches Herz zaudert.

Wir stellen uns demzufolge mit Monseigneur in jenes Oeil de Boeuf, in die Galerie des Palastes von Versailles, denn alle wohlgekleidete Reute haben hier Zutritt. Hier geht die Liebreizendste ihres Geschlechts in königlichem Pomp zur Messe. Alle Welt ist in Winterkleidern und Pelzen; das Wetter ist heiter und klar und die Farbe der Nasen spielt ins Blaue. Muntere vielstimmige Gespräche summen durcheinander. Man spricht von Schlittenpartien und Gespartien, von der großen Kälte, ob Herr von Calonne sich halten wird, wie seine Majestät gestern ausreichen — Gespräche, wie sie in diesen geheizten Hörräumen, während Ludwig der Große sie schuf und weihte, mit mehr oder weniger Ungeflüm unsere gemeinsame Atmosphäre bewegt haben.

Ach, welche Gestalten sind durch diese lange, hohe Galerie dahingeschritten und verschwunden! Louvois — mit dem großen König, der dem Flüchtling mit den Augen feurige Flitze nachsendet; in seiner roten rechten Hand eine Zange, welche die fromme Maimenen nur mit Mühe zurückhält — Louvois, wo bist Du? Ihr Marichälle von Frankreich? Ihr unnenbaren Frauen entwürdener Generationen? Hier auch raste und rauchte das „donnerähnliche Getöse“ der Höslingsschaaren*) in jener finstern Stunte, als das Signallicht an Ludwig's XV. Zimmertenster ausgeblasen ward und sein scheußlich ansehnlicher Leichnam allein und verlassen auf seinem umgeworfenen Sterbelager „in den Händen einiger armen Weiber“ lag und die Höslingsschaaren von dem Tiefgefallenen hinwegzeiten um den Neuesten zu begrüßen! Auch diese rauchten vorüber und verschwanden und ihr „donnerähnliches Getöse“ verstummte. Gestalten? Menschen? Es sind schnell vorüberreißende Schatten, die einander jagen; es ist nicht ein Palast, sondern eine Karavanserai. — Monseigneur (mit Deinem allzureichlichen Tokayer über Nacht!), höre auf zu grübeln. Hier stehst Du an diesem geschnittenen Februartage. Wird die Unvergleichliche auch wirklich im Vorbeigehen ihr hohes Haupt ein wenig herumwenden und einen Seitenblick in das Oeil de

*) Madame Campan.

Boeuf werfen? Wenn der Himmel gnädig ist, so wird sie es. Unserem Schutengel, der Gräfin, hat sie es wenigstensversprochen; aber ach, wie unbefähigt sind die Frauen.

Horch! die Thüren öffnen sich! Sie tritt hervor wie der Mond in silbernem Glanze. La Reine vient! Welch eine Gestalt! Ich erkenne sie — mit Hülfe meiner Brille. O Schönste, Unvergleichliche! Laßt das Summen aller trivialen Gespräche verstummen und nur den unaufhörlich rollenden Ruf: „Vive la Reine!“ gleich einem unermüdblichen Feuerwerk ihren Pfad umstrahlen. — Ihr Unsterblichen! Sie winkt in der That, sie wendet ihren Kopf hierher! — „Sehen Sie es nicht?“ sagt die Gräfin de Lamotte. — Versailles, das Oeil de Boeuf und alle Menschen und Dinge gehen unter in einem Ozean von Licht! Monseigneur und jenes hohe winkende Haupt sind mit einander allein in dem Weltall.

O Eminenz, welch eine glückselige Ercheinung! Genieße sie, glücklich wie die Götter; küsse sie wieder und genieße sie nochmals, mit voller Seele; es ist die letzte, die Dir beschieden ist. Nun zu bald wird im Laufe der nächsten sechs Monate Deine glückselige Vision, wie Mirza's Vision, allmählig zerfließen und nur Dänen und Schafe werden an ihrer Stelle grasen — und Du als fluchbeladener Nebucadnezar wirst mit ihnen grasen.

„Schaut sie nicht hierher?“ sagte die Gräfin de Lamotte. Daß dies aber eine Gewohnheit von ihr ist, daß kaum ein Tag veracht, ohne daß sie dies thäte, — davon sagte die Gräfin de Lamotte natürlich nichts.

Vierzehntes Kapitel.

Das Halsband kann nicht bezahlt werden.

Hiermit kann man von den speziell dramaturgischen Arbeiten der Gräfin de Lamotte sagen, daß sie zu Ende seien. Der übrige Theil ihres Lebens ist blos historisch, oder historisch und kritisch. War wohl überhaupt der ganze spätere Theil desselben etwas Anderes gewesen, als eine Hypocrosis, ein mehr oder weniger richtiges Spielchen von Rollen? O, „Madame Doyenne!“ (wie der alte Puntan sagte), welche Talente beiziehst Du! Kein Vorwand nahm jemals so viel Gestalten an; kein Chameleon wechselte so oft die Farbe. Monseigneur erdientst Du in der einen Gestalt, Gagliostro

und Vilette in einer zweiten, der Welt in gedruckten Memoiren in einer dritten; Philipp Egalité in einer vierten — Du warst Allen Alles!

Nun jedoch, sagen wir, möge sie sich Mühe geben, ihre eigenen Mollen mit angemessener historionischer Luston zu spielen und ihre zeitheilige Dramaturgie durch kritische Glossen in den Augen Monseigneurs und Anderer in das gehörige Licht zu setzen. Dies, aber keine neue Dramaturgie, ist hinfort ihre ganze Aufgabe. Es werden nun vollauf dramatische Scenen ganz von selbst folgen, besonders jene vierte und letzte Scene, von der wir schon oben gesagt, daß sie von einem andern Autor herrühre, — nämlich von dem Schicksale selbst.

Denn auf dem Theater Lamotte, welches sich von unserm gewöhnlichen pappenen weentlich unterscheidet, hat das Spiel seinen Fortgang, auch wenn der Maschinist sich entfernt hat. Sonderbar, jene Luftbilder welche sie aus ihrer magischen Laterne auf den leeren Schoos der Nacht fallen ließ, haben sich an diese maistre scheinende Welt (welche von Einigen die materielle Welt genannt wird, als ob sie dadurch mehr zu einer wirklichen gemacht würde) festgetrafft und schleudern hier die festesten Massen hin und her. Ja, Leser, so geht es hienieden. Was Du ein Hirngespinnst nennst, oder ein bloßes eingebildetes Nichts — ist dies nicht wirklich ein Geirinnst des Gehirns, des Geistes, welcher das Gehirn bewohnt und der in dieser Welt (die, wie ich meine, eher die spiritualistische genannt werden sollte) sehr natürlich alle Dinge, denen er im Himmel oder auf der Erde begegnet, in Bewegung setzt und hin und her wirft? — So ist es auch mit dem Halsband. Ob schon wir es durch das Thor der Träume verschwinden sahen und nach meiner Meinung kein Mensch es je wieder sehen wird, so hat die Thätigkeit desselben doch noch nicht aufgehört. Denn keine That eines Menschen, kein Ding (wie viel weniger der Mensch selbst!) ist verloschen, wenn es verschwindet. Eine beträchtliche Zeit lang wirkt es noch sichtbar, wenn es auch verschwunden ist. Ich kenne eine abgethane Sache, welche dreitausend Jahre und noch länger sichtbar gewirkt hat. Unsichtbar und unerkannt aber wirken alle abgethane Dinge noch durch endlose Zeiten und Jahre. So hypermagisch ist dieie unsere arme, alte wirkliche Welt, welche von Manchen anmaßenderweise alterschwach und prosaisch genannt wird! Freund, Du selbst bist es, der zu alterschwacher Prosa zusammengetrodnet bist. Ueberzeuge Dich davon, rathe ich Dir, und suche leidenschaftlich, mit einer Leidenschaft, die fast an Verzweiflung grenzt, diesem Uebelstande abzuhelfen.

Was aber wird mittlerweile das sühlende Herz denken, wenn es erzählt, daß Monseigneur de Rohan, wie wir prophezeiten, wieder die Unbedingtheit der Hofgunst empfindet; daß trotz glückseliger Visionen am hellen Mittag und in dunkler Mitternacht die Königin mit der leichtsinnigen Un dankbarkeit ihres Geschlechts dennoch ihn fortwährend zu sichin scheint und, weit entfernt, seinen verabscheuten und ihn verabscheuenden Nebenbuhler, Minister Breteuil, zu entfernen und Monseigneur öffentlich zu honoriren, ihm kaum einige wenige vergoldete Autographen zukommen läßt, deren Inhalt noch obendrein ein sehr launenhafter, verdächtiger und gemüthverwundender ist. Welche abgischmact entseßlichen Explosionen, die kaum ein Gasliostro mit Wasserflasche und vier Lichtern zu beschwichtigen vermag; wie viele wohlwogene demüthige Petitionen, Explanationen und Expostulationen, alle mit glühender Verecksamkeit und mit der schlauesten Diplomatie niedergeschrieben und von unserem Schutengel, der Gräfin, überreicht, aber vergebens! — O Cardinal, mit welcher ungeheuren eisernen Keule schlägst Du gleich Guy von Warwick Phantasmen entzwei, welche sich wieder ergänzen und gestalten, so daß Du nur die leere Luft schlägst!

Ein Trost jedoch liegt darin, daß die Königin sich compromittirt hat. Die Rose von Trianon mit dem, was vielleicht noch dazu gehört — liegt sie nicht hier? Jenes „Bon — Marie Antoinette de France“ ist ja auch noch da und der 30. Juli, der Tag der ersten Terminzahlung, steht nahe bevor. Sie wird schon nachgeben müssen, gute Eminenz! Bestelle Pferde und Lakaien nach Saverne, brich allen schriftlichen oder mündlichen Verkehr ab und hungere sie aus, bis sie capitulirt. Es ist jetzt der schöne Monat Mai und seine Eminenz schlafwandelt wieder in der Promenade de la Rose, aber jetzt mit grimminigen trockenen Augen und von Zeit zu Zeit furchtbar auf den Boden stampfend.

Aber wer ist das, den ich auf einem herrlichen, prachtvoll geschirrten Pferde einherreiten sehe? Er besucht die Wettrennen zu Newmarket und wetter, ob schon er kein englisches Wort sprechen kann und bloß ein gewisser Chevalier D'El, ein gewisser Kapuziner Wackermot von Bar für Mabe, sein Französisch in den Dialekt der Schwesterinsel übersetzt. Vor wenigen Tagen sah ich ihn gedankenvoll in Fleetstreet und durch Temple Bar wandeln — in eiskriger Unterhandlung mit dem Juwelier Jeffreys und dem Juwelier Grev*),

*) Grev wohnte in Nr. 13, New Bondstreet, Jeffreys in Piccadilly (Rohan's Carrels. I.

denen er Diamanten zum Kauf angeboten hat. Es ist ein großer, schöner Mann, mit einem ermlilitairischen Vort, dessen Miene erzwungene Feitheit und ein böses Gewissen verräth. Ihr glaubt, es sei der sich selbst so nennende Graf de Lamotte und Ihr habt Recht, denn er bekennt sich selbst zu diesem Namen. Die Diamanten waren ein Geschenk, welches seine Gemahlin von der gütigen freigebigen Königin bekommen hat.

Und hat Willette seine Verkäufe in Amsterdam ebenfalls bewirkt? Später werde ich ihn wiedersehen, nicht weitend in Newmarket, sondern in den Schenkbäusern von Genf Wein und andere Spirituosen trinkend. Unrecht Gut gedeiht nicht und Spitzbuben haben keine Sparfasse. Grafen de Lamotte, für weld eine Bande gefräßiger Halunken haßt Du Dich gemühet! Mühest Du Dich noch?

Mühest Du Dich noch, sagen wir, denn was ist, wenn der verhängnißvolle 30. Juli anbricht, anderes zu erwarten, als ein allgemeines Erdbeben — eine Schlammerplosion, welche das ganze Antlitz der Natur überklebt? Etäke ich in Deinen Schuhen, Dame de Lamotte, so ergriße ich die Flucht. — „Die Flucht!“ ruft sie, indem sie entrüstet und erschaut den Kopf emporwirft; „die verleumdete Unschuld soll die Flucht ergreifen?“ Denn es ist sonderbar, wie in gewissen Gemüthern, die weiter nichts als hodenloie „chaotische Strudel von vergoldeten Bege“ sind, ein überlegtes Lügen durchaus nicht stattfindet und nichts geglaubt oder gezeugnet, sondern bloß (mit einer gewissen vorübergehenden, angemessenen histrionischen Bewegung) geiprochen und gehört wird.

Besaß Dame de Lamotte also eine gewisse CharaktergröÙe oder wenigstens eine überschwengliche, an das Bastardheroische anstreichende Reckheit? Groß, unzweifelhaft groß ist ihr dramaturgisches und histrionisches Talent; was aber das Uebrige betrifft, so muß man widerstrebend mit Nein antworten. Madame Doppelgesticht ist ein „Kunten bestigen rührigen Lebens“, aber nichts weniger als ein tapferes Weib. In keinem einzigen Falle zeigte sie An Muth eines Weibes, sondern in vielen Fällen bloß das freischwimmende Zittern eines solchen. Ihre Haupteigenenschaft ist mehr eine negative, die „Unzähmbarkeit“ einer Kliege, das „Wackstuchgewand, von welchem so Vieles herabrann wie Wasser.“ Kleine Sperlinge sind, wie ich mir habe er-

Mémoire pour: Siehe auch Graf de Lamotte's Erzählung in den Mémoires Justificatifs). Rohan sagt: „Jeffrens kaufte für mehr als zehntausent Pfund.“

zählen lassen, dreißigt worden, Kanonen abzufeuern, würden aber doch in einer Schlacht bei Waterloo keine guten Artillerieoffiziere abgeben. Du nennst diesen Kork nicht einen starken Schwimmer und dennoch schießt er unbeschädigt den Niagara herab und selbst Donner und Blitz vermögen nicht, ihn auf länger als einen Augenblick zum Untersinken zu bringen. Wie tapfer wäre Mancher ohne Einsicht, Phantasie, Fassungsgabe oder irgend eine geistige Fähigkeit, wenn er einen drängenden Beweggrund dazu hätte, wie z. B. Hunger! Wie viel könnte man auf die allereinfachste Weise wagen, wenn man nicht daran denkt, es nicht weiß! — Ueberdies, ist nicht Cagliostro, der alberne, unverschämte Charlatan, noch hier? Kein Sündenbock hatte je einen breiteren Rücken. Und hat der Cardinal nicht Geld? Die Majestät der Königin darf selbst im Bilde nicht beleidigt werden; die Souveräne, die Marjan und andere hohe und mächtige Cousins müssen die Sache vertuschen — die verleumdete Unschuld wird bei dem allgemeinen Erdbeben schon eine Rige finden, durch die sie entweichen kann, wie sie ja schon oft gethan.

Aber wie geht es mittlerweile mit seiner Eminenz, welche in der Promenade de la Rose schlafwandelt und zuweilen ärgerlich mit dem Fuße stampft? Ach, leider, schlecht und immer schlechter. Die Ausbungerungsmethode führt, so sonderbar es auch scheinen mag, zu keiner Capitulation. Nachdem wir einen Monat gewartet, erscheint bloß unser Schutengel, die Gräfin, allerdings mit einem vergoldeten Autograph, „mit seidenen Bänden unwickelt, die da, wo sie sich kreuzen, verflochten sind“, — aber wir lesen es nur mit Flüchen und Verwünschungen.

Wir müssen nun wieder nach Paris und hier neue Expostulationen aufsetzen, welche unsere unermüdete Gräfin zur Befestigung übernimmt, auf welche sie aber leider keine Antwort bekommen kann. Jedoch, steht nicht der 30. Juli nahe bevor! Siehe, am 19. dieses Monats kommt das kürzeste, nachlässigste Autograph, mit zehntausend Livres baaren Geldes darin, zur Deckung der Zinsen für die erste Terminzahlung, weil die Kapitalzahlung von mehr als dreihunderttausend Livres nicht augenblicklich geleistet werden kann! Der hungrige Pöbner macht große Augen bei diesem Vorschlag und will das Geld wohl annehmen, aber bloß als Abschlagszahlung. Dabei bleibt er unbedingt stehen und ein Gerichtshof, wenn es kein anderes Mittel giebt, soll ihm zu dem übrigen Gelde verhelfen.

Ein Generalpächter, Cagliostro's Schüler und nach Zofaner, will

sehr gern die erforderliche Summe vorschleßen — um der Königin willen; glaubt aber (bei all seinem Tölpel), es wäre gut, erst mit der Königin darüber zu sprechen. — Ich bemerke mittlerweile, wie der aufgeregte böhmerische Pöbel hin und her gekehrt wird — nicht von seiner alten Idee, ach leider nein, sondern von dem noch viel entleglicheren Weisens derselben, weil die Zahlung ausbleibt. So steht er eines Tages im Gespräch mit einer Kammerfrau der Königin (Madame Campan selbst) in einem „Gewitterregen, den sie beide nicht brachten“, — so vom Donner gerührt sind sie. Welche Wetter Symptome für seine Eminenz!

Der 30. Juli ist da, aber kein Geld; der 30. Juli vergeht und es kommt immer noch kein Geld. O Eminenz, was ist das für ein schlimmer Abchied, den der Juli in diesem Jahre 1783 nimmt! Im vorigen Jahre schwand der Juli unter Himmelslängen und Rosen von Trianon. Und nun die bevorstehenden Augusttage — sind sie nicht schlimmer als Gundaytage, welche aus allen Kalendern ausgestrichen zu werden verdienen? Böhmer und Bassange kannst Du noch sehen, aber nur „fluchend von ihnen zurückkehren.“ Ja; welches neue Unglück ist dies? Unter Schutzel, die distionische Gräfin, tritt mit verstörtem Blicke herein. Sie ist so eben in Versailles gewesen. Die Königin erklärt mit einer frivolen Launenhaftigkeit, die wir nicht zu charakterisiren wagen, sie wolle leugnen, jemals das Halsband bekommen oder jemals mit seiner Eminenz in irgend einer Unterhandlung gestanden zu haben! — Schlammexplosion ohne Gleichen in den vulkanischen Annalen! — Das Palais de Strashbourg scheint von Espionen umlagert zu sein; die Lamottes, denn der Graf ist auch wieder da, packen ein, um nach Bar sur Aube abzureisen. Ist der Sieur Böhmer wahnsinnig geworden? Oder hat er geheime Besprechungen mit dem Minister Breteuil?

Und so unter allgemeiner Verstörung und unter dem Geidie aller Mißklänge der Natur beginnt die vierte und letzte scentische Darstellung, verfaßt vom Schickial.

Fünfzehntes Kapitel.

Vierte Scene.

Es ist der Tag Himmelfahrt Mariä, der 15. August. Lege Deine Pontificalia an, Großalmosenier; verbanne diese erbärmlichen irdischen

Dinge aus Deinen Augen. Auf jeden Fall glätte Dein Antlitz, damit es gewissermaßen erhaben dissolut-heiter erscheine; Du hast etwas zu verrichten, was man Gottesdienst nennt und wobei Du die erste Rolle spielst.

Der Großalmosenier hat es gethan. Er ist in Versailles, in der Galerie des Oeil de Boeuf, wo die vornehme Welt beiderlei Geschlechts und das ganze etle Frankreich in Gala, bunt und strahlend wie der Regenbogen, nur das Signal erwartet, um die Anbetung zu beginnen. In den heiteren Mienen seines erhaben-dissoluten Antlitzes ist nichts zu lesen *). Beim Himmel! er wird in das königliche Gemach gerufen!

Er kehrt mit dem alten Stolz dissoluten, unergründlich heiteren Blick zurück. Ist er wirklich wieder zu Gnaden angenommen worden? Soll dieses lange fünfzehnjährige Kreisen der Seele wirklich durch eine Geburt belohnt werden? — Der Herr Baron von Breteuil tritt heraus, groß in dem Stolz seiner Würde, in diesem dem triumphirendsten Augenblick seines Lebens. Mit einem einzigen strahlenden Blick winkt Breteuil den diensthabenden Offizier heran; mit einem zweiten fixirt er Monseigneur: „De par le Roi, Monseigneur — Sie sind Arrestant! Herr Lieutenant, Sie basten mit Ihrem Kopfe für den Gefangenen!“ — Verdunkelte Wolken umhüllen Monseigneur mit der Schnelligkeit eines Wirbelwindes und reißen ihn mit sich fort in gänzliche Nacht. Die Galerie von Versailles explodirt entseßendvoll, als ob Guy Fawkes' Pulvertonnen unter derselben wirklich losgegangen wären. „Die Königin weint,“ flüßern Einige. Es wird kein Himmelsjahrgottesdienst stattfinden oder wenigstens einer, wie er nie gefeiert worden, seitdem die Himmelsfahrt Mariä in die Mode gekommen.

Europa soll also von einem Ende bis zum andern davon wiederhallen! — Aber warum rettet dieser Heilthum, als ob alle Teufel ihn beugen? Es ist Monseigneurs Heilthum; Monseigneur sprach an der Thür seines Hotels im Versailles drei Worte in deutscher Sprache zu ihm und steckte ihm dabei einen Zettel zu, den er unterwegs mit einem geberaten Bleistift geschrieben. Nach Paris! Nach dem Palais Cardinal! Das Pferd stürzt, noch ehe es

*) Dettle t'Histenville giebt folgende Beschreibung von ihm: „Ein schöner Mann von fünfzig Jahren, lebhafter Gesichtsausdruck, weißgrauem Haar und kahler Stirn, von heftigem Wuchs und etler, ungezwungener Haltung, erschien mit einem gewissen Grade von Verpöhltheit beschwert; dies war, wie ich mir gleich dachte, Monsieur de Mohan.“ (Giles Mémoire pour.)

den Stall erreicht, todt nieder, der Heibuck wird auf der Schwelle des Kabinetts ohnmächtig, aber der Zettel entfällt seiner Hand, „und ich“ — sagt der Abbé Georgel — „war da.“ Das rothe Portefeuille, welches die sämmtlichen vergoldeten Autographen enthält, wird nebst vielem Andern verbrannt, ehe Breteuil herbeikommt, um alles unter Siegel zu legen! — Daher kommt es, daß Europa, indem es von einem Ende zum andern wiederhallet, sich mit Hin- und Herrathen den Kopf zerbrechen muß und zu dieser Stunde, auf diesen Seiten, die Sache in einem so interessanten Hell Dunkel erblickt.

Bald folgen Graf Cagliostro und seine seraphische Gemahlin dem armen Monseigneur ins Staatsgefängniß nach. Nach wenigen Tagen folgt unser Schutengel, die Gräfin Lamotte von Bar sur Aubre; später auch Demoiselle d'Oliva von Brüssel und Villette de Metax aus seiner schwererischen Zurückgezogenheit in den Anceps von Genf. Die Bastille öffnet ihren eisernen Schooß ihnen allen.

Lepters Kapitel.

Missa est.

Somit geht denn, nachdem das Diamantenhalsband einerseits durch das Ichor der Träume verschwunden ist und unter der Vincette unserer Freunde Niens Lamotte und Gyrpalus Villette seine sublunare Individualität und Existenz verloren und andererseits Alle, die damit gewuchert, nun wohlbehalten unter Schloß und Riegel stehn, damit die Justiz ihre Bekanntheit mache, unsere Verbindlichkeit in Bezug auf die Sache ihrem Ende entgegen. Jener außerordentliche „Procès du Collier“, der sich zum Erschaunen der hundert und siebenundachtzig versammelten Parlamentiers und aller Neugierigen, Journalisten, Anekdotensäger und Satyrer in beiden Hemisphären neun ewig denkwürdige Monate hindurchspannt, ist in jeder Beziehung ein „berühmter Proceß“ und gehört Denen, die dergleichen veröfentlichen. Wie durch unzählige Confrontationen und Kreuz- und Querfragen, durch Verwirrungen, Winkelzüge und Verschlingungen, welche Auge und Seele ermüden, hindurch, diese verwickelteste aller Lügen endlich bis auf ihr skandalös lächerliches Schlackenherz abgewickelt wird, das mögen Andere erzählen.

Wie viele hässliche, erfommene, lügenhafte Nachrichten mittlerweile während dieser neun ewig denkwürdigen Monate, die endlich gerade mit dem Mai 1786*) spät des Nachts zu Ende gehen, in Zeitungen oder als Flugschriften zusammengeheftet, umherflogen und welche Haufen anderer im Manuscript dahinkrochen, das können wir nicht sagen, denn erstens besitzen wir keine vollständige Sammlung davon und zweitens haben wir — was die Hauptsache ist — mit einer solchen Sammlung wenig zu thun. Nichtsdestoweniger haben wir noch einem passenden Kapital von der zusammengekehrten Ordnung gesucht, um die nun beendete merkwürdige Säule unserer Erzählung auf angemessene Weise zu krönen und glauben, daß unserm Zwecke keins besser entspricht, als die nachfolgende, so viel wir wissen, noch niemals veröffentlichte

Gelegenheitsrede des Grafen Alessandro Cagliostro, Thaumaturgen, Propheten und Erzcharlatans, gehalten in der Basilide im Jahre Lucifers 5789, der muhamedanischen Hegira von Mekka 1201, der Cagliostro'schen Hegira von Palermo 24, der gemeinen Ära 1785.

„Freunde und Nichtsalunken!“

„Eine unaussprechliche Intrigue, durch unsere freiwillige oder unfreiwillige Rathhülfe aus der Seele jener Circé Magara gesponnen, hat uns alle, wenn nicht unter einem Dache, doch innerhalb einer einzigen dräuenden, von eisernen Klammern umschlossenen Ringmauer versammelt. Während einer bestimmten Anzahl von Monaten in dem nimmerruhenden Strome der Zeit arbeiteten wir, nachdem wir uns aus allen vier Winden zusammengefunden, dem Willen des Schicksals gemäß, als eine besondere Korporation und erlangten als gemeinsame Arbeiter an einem schon auf der ganzen Erde berühmten Werke, gleich den Kosmonauten des Alterthums, Einheit des Namens, als Eroberer des Diamantenhalsbandes. Es wird nicht lange dauern, so ist es vorüber (denn Ringmauern halten den freien Salunken nicht

*) Am 31. Mai 1786 ward das Urtheil gesprochen und der Cardinal gegen zehn Uhr Abends aus der Basilide entlassen. Zahlreiche Volkshaufen begrüßten ihn — aus Haß gegen den Hof — mit lautem Gerausche. (Siehe Georgel.)

Immer gefangen) und wir zerstreuen uns wieder über den weiten irdischen Raum, ja einige von uns vielleicht sogar über die Grenzen des Raums hinaus. Unsere That hängt unauflöslich zusammen und schwebt wunderbar in der immer älteren Erinnerung der Menschen, während wir, die kleine Schar von Halunken, die wir einander sahen, jetzt so weit von einander getrennt weilen, daß wir einander nicht wiedersehen, ausgenommen vielleicht am allgemeinen Tage des Gerichts, am letzten aller Tage!

„In solchen interessanten Augenblicken, während wir am Rande des Scheidens stehen und noch nicht geschieden sind, scheinen mir hier, in diesen abgeschlossenen stillen Räumen, einige allgemeine Betrachtungen nicht am unrechten Orte zu sein. Mich als öffentlichen Redner drängt der Geist der Mauererei, der Philosophie und der Philanthropie, ja sogar der Prophezeiung, indem er mich geheimnißvoll aus dem Lande der Träume anwehet, es zu thun. Lebet Euer Ohr, o Mithalunken, dem, was der Geist spricht, bewahrt es in Euren Herzen und übt es in Eurem Leben.“

„Hier eingepfercht an diesem Orte, den ich bildlich die Centralcloake der Natur nenne, wo ein tyrannischer de Raunay dem körperlichen Auge den freien Blick verwehren kann, könnt Ihr mit dem geistigen Auge nur um so besser sehen. In diese Centralcloake nicht vielmehr ein Herz, in welches geheimnißvolle Kanäle aus allen Regionen das Auserwählteste, was das Halunkenthum der Erde besitzt, mit Gewalt einführen, damit es absorbiert oder — durch die andere Oeffnung wieder in neue Circulation gesetzt werde? Das Auge des Geistes betrachte dieses unermessliche Arterien- und Venensystem und erschauere über den erhabenen Umfang des Halunkenthums, über seine tiefe, ich möchte sagen unergründliche, Bedeutsamkeit.“

„Ja, Brüder, so weit als die Sonne scheint, erstreckt sich unser Reich, weiter als das des alten Rom in seiner blühesten Aera. Ich bin weit gewesen in meinem Leben, im eisigen Rußland, im heißen Galabrien, im Osten, im Westen, überall, wo der Himmel sich über civilisirten Menschen wölbt und nirgends sah ich, daß ich ein Fremdling gewesen wäre; ich befand mich stets in dem Bereiche des Halunkenthums. Sagt nicht von Alters her die Gegenpartei: Alle Menschen sind Lügner? Spricht sie nicht (und zwar freiweg, „übereilt“) grollend von „einem einzigen Gerechten“ (wie man ihn nennt) und beklagt sich, daß die übrigen Tausend weniger Ginen es mit unserer Partei halten? So entschieden ist unsere Majorität.“ — (Beifall.)

„Von dem scharlachnen Weibe, — ja Monseigneur, ohne Sie damit beleidigen zu wollen, — von dem scharlachnen Weibe, welches auf sieben Hügelu sitzt, und ihrer schwarzen Jesuitenmiliz, die von Vol zu Vol fouragirt, spreche ich nicht, denn die Geschichte ist zu abgetroffen; ja, die Miliz selbst beginnt, wie ich sehe, wegen eines zweiten Verrathes, eines Verrathes an ihr selbst, aufgelöst und invalid erklärt zu werden! Auch von Regierungen spreche ich nicht und zwar aus einem ähnlichen Grunde. Gesandte, sagte ein englischer Bishof, liegen (lügen) im Auslande für ihre Herren. Ihre Herren, antworten wir darauf, lügen daheim für sich selbst. Von allem diesem spreche ich nicht, eben so wenig wie von der Liebe mit ihren Schwüren oder von dem Höflichkeitum, oder vom Advocatenwesen, oder von öffentlichen Rednern oder Auctionen, sondern ich frage meinen Gegner bloß ganz einfach: Welches ist das heilsamere Gewerbe, der Beruf, das Geheimniß, das Handwerk oder die Profession der Söhne Adams, welche mit Erfolg auf eine andere Weise betrieben würde? Er kann nicht antworten! — Nein; die Philosophie selbst, sowohl die praktische als auch die spekulative, ist endlich nach dem schmachvollen Umbertaufen über die einfache Ueberzeugung gekloppt, daß der Schein für die Wirklichkeit eben so unumgänglich nöthig ist, wie das Lügen für das Leben, daß ohne Lügen das ganze Thun und Treiben der Welt, vom Regieren der Staaten an bis herab zum Verkaufe von Bindfaden, in Anarchie und Zerrissenheit explodiren, und ein schleuniges Ende zur Folge haben muß.

„Das große Problem aber ist, wie Ihr wohl wißt, die Vermählung der Wahrheit und des Scheins, so daß sie ein Fleisch, Mann und Weib, werden und folgende drei zeugen: Gewinn, Pudding und Reipetabilität, die stets ihr Glü hält. Wunderbar in der That spielen Wahrheit und Täuschung in einander; die Wirklichkeit beruht auf Traum. Die Wahrheit ist nur die Haut des unergründlich Unwahren und von Zeit zu Zeit streift das Unwahre sie ab und die veraltete Wahrheit selbst wird eine Fabel. So fallen alle feintüchtigen Dinge zerbröckelt zurück in unser Reich und das Wachsthum derselben hat kein Ende.

„O Prüder, wenn man die Worte ohne Bedeutung (die meistentheils) und die Worte mit entgegengezierter Bedeutung (die gänzlich unser sind) bedenkt, welche in einem einzigen Sonnentage von den Organen der Menschheit fabrizirt werden! Und einen Jubeltag muß man es nennen, wenn öffentliche Gastmähler gegeben und Reden dabei gehalten werden, oder wenn auf

einer benachbarten Insel die allgemeinen Wahlen auffinden! O Ihr unsterblichen Götter! Der Geist verirrt sich und kann den Reichtum der Natur nur mit einer gewissen heiligen Bewunderung anstaunen.

Denn sagt mir: Was ist die vornehmste Bestimmung des Menschen? „Gott zu verherrlichen,“ sagt die alte christliche Sekte, die jetzt glücklicherweise ausgestorben ist. „Zu essen und auf die schnellste Weise Gemaaren ausfindig zu machen,“ antwortet die gesunde Philosophie, welche alle Grillen verschmäht. Wenn man eine Methode kennt, durch welche dieser Zweck noch schneller erreicht wird, als durch Ueberrettung und Verlockung, so nenne man sie uns! — Brüder, ich sagte, die alte christliche Sekte sei zum Glück ausgestorben, wie denn in Rom selbst die wunderbare prophetische Sage geht *), Christus von Nazareth werde wiederkommen, um zum zweiten Male dort gekreuzigt zu werden, und ich sehe auch in der That nicht ein, wie er diesem Schicksale entgehen könnte. Nichts desto weniger wird jene alte christliche Grille von einem wirklich lebenden und herrschenden Gott und einem heiligen Pund, der alle Menschen an Ihn fesselt, mit vielem andern dergleichen mythischen Zeuge unter einer neuen oder alten Gestalt nur noch von Wenigen arbeits. Von diesen Wenigen haltet Euch ja entfernt! Man muß sie ihrer Grille überlassen, von welcher sich nicht voraussetzen läßt, daß sie anstehend sei.

„Aber dabei, meine Freunde und Mitbalken, sind wir nicht ohne unsere Religion, ohne unsern Cultus, der, wie der älteste und jeder ächte Cultus, ein Cultus der Furcht ist. Die Christen haben ihr Kreuz, die Moslim ihren Halbmond; aber haben nicht auch wir unsern — Galgen? Ja, unendlich schrecklich ist der Galgen, welcher mit seiner Gabel über dem Abgrunde bodenlosen Grauens emporragt! Wir sind keine Manichäer; unser Gott ist ein einziger. Groß, überichwenglich groß, sage ich, ist der Galgen, von Alters her, ja von Beginn dieser Welt an. Er kennt weder Veränderlichkeit noch Verfall und für immerbar, über die Trümmer der Zeitalter und alle hürgerliche und kirchliche Convulsionen, Vöbelausläufe und Revolutionen reckt der Galgen seine heiter entriegelte Seiten. Mitbalken, fürchtet den Galgen und habt keine andere Furcht! Dies ist das Gesetz und die Propheten. Fürchtet jeden Ausfluß des Galgens. Und was ist jeder Schlag mit der Faust oder auch mit der Zunge von Jemandem, der die gesetzliche Befugniß dazu hat, Anderes als eine solche

*) Goethe erwähnt sie in seiner „italienischen Reise.“

Emanation? Und was ist die Macht der öffentlichen Meinung Anderes, als die Unendlichkeit solcher Ausflüsse, die vereint wie ein gewaltiger Sturmwind auf einen losstürzen? Fürchtet den Galgen, sage ich! O wenn er mit seinem langen schwarzen Arme den Menschen gepackt hat, was helfen ihm dann alle irdischen Dinge? Diese schwinden mit dem entscheidenden unbeschreiblichen Draußen in seinen Ohren hinweg und der unglückliche Halunke baumelt zwischen Himmel und Erde, als ein Gegenstand, von welchem beide nichts wissen mögen. (Tiefe Bewegung).

Von dieser Art, von so weitem Umfange, hoch, galgenhoch in seiner Würde, ist das Halunkenreich und was seine Tiefe betrifft, so ist sie tiefer, als das Fundament der Welt. Denn was war, nach dem Ausspruche der besten Philosophen, die ganze Schöpfung anderes, als eine Abreißung durch den Zeitgeist (oder sogenannten Teufel), eine gewaltjame Unterbrechung der alten Ruhe der Ewigkeit? Es war Lucifer, welcher sie und diese herrliche Welt erstehen ließ. Tief? Sie ist bodenlos tief, sogar der in sie hinabsinkende Gedanke schnell machtlos wieder daraus empor. Ist nicht dieses sogenannte Kaster des Lügens, das Adam Kadmon oder Urelement, so alt wie das Chaos, der Schooß des Todes und der Hölle, über welchem der dünne Dunst der Tugend, Wahrheit und dergleichen armselig einen Tag lang schwebt und zittert? Was ist alle Tugend, sogar wie ihre Anhänger selbst darrhun, Anderes, als das umgestaltete, das heißt künstlich fabrizirte Kaster? „Die Kaster des Menschen sind die Wurzeln, aus welchen seine Tugenden hervorstachen und das Licht erblicken,“ sagt Finer. „Ja,“ er ich hinzu, „und untankbar ihre Nahrung stehlen!“ Wären nicht die neunhundert neunundneunzig nicht anerkannten, vielleicht gemarterten und verleumdeten Halunken da, wie wäre dann ihr einziger Gerechter (Blut über ihn!) auch nur möglich? — O es ist hoch, hoch; diese Dinge sind zu groß für mich; Verstand und Phantasie lassen die müden Flügel hängen; die Seele verirrt sich und —

— Hier sicherte Dame de Lamotte hörbar und murmelte Coq-d'Inde, was Trutbahn bedeuert. Der Erzcharlatan, dessen Augen in verführter Betrachtung nach innen gekehrt waren, Augte, als er das Richern und Murmeln vernahm; seine Augen bligten mit erweiterter Pupille wieder nach außen; seine Rüster öffneten sich weit, sogar sein Haar schien sich in seinen langen getriebenen Zöpfen (so trug er es) zu regen und so wie die Enttäuschung zuweilen poetisch macht, so machte sie hier prophetisch, wenigstens klang es so.

Mit entseßlich arbeitenden Zügen und einer Gestikulation, die in keiner Anstandslehre empfohlen wird, begann der Erzcharlatan mit furchtbar missönender Stimme, gleich einem Löwen, der einen Stier niederwirft:

„Spotte nicht, Dame de Lamotte; zittere Du verworfene Circe Megära; der Tag Deiner Büchtigung ist nahe herbeigekommen. Seht Ihr den Sanhebdin von Nichtern mit ihren Häckern von geschriebenem Pergament, womit sie laut raschelnd die Spreu Deiner Lügen sichten, bis Du nackt und entlarvt dastehst? — Willette, Olivia, habt Ihr Geheimnisse ausgeplaudert? Ihr habt kein Mitleiden mit ihrer Bedrängniß: sie keins mit der Eurigen. Ist Dein leichtsinniges, unzählbares Herz endlich schwer? Hört! das ist das Gefreiß einer Geächteten, die man auf beiden Schultern mit eisernem Stempel brandmarkt; ist das glühende „V“, Du Voleuse, in Deine Seele gedrungen? Weine, Circe de Lamotte; winsle auf Deinem Lager und knirsche krampfhaft mit den Zähnen, ja, wickle Dich nur in Deine grobbärene Decke; Du hast Deines Gleichen gefunden; Du bist in der Salpêtrière! — Weine, Tochter des vornehmen und gestrengen Sans inexpressibles. Was soll der Hof eines Königs mit Dir thun, Du unsauberes Geißköpf, so lange Du noch lebst? Enstiche! Hlicke in die fernsten Länder und verbitz dort, wenn Du kannst, Dein Kainszeichen! — In dem Babylon von Nebelland! Ha! ist das mein London? Erbe ich Judas Ischarioth Egalité? Druckt, ja druckt in reicher Hülle die Schändlichkeiten Eurer beiden Herzen. Der Hauch der Klapperschlange kann die Stahlfläche des Spiegels trüben, aber nur auf einige Zeit. — Und da! ei da endlich! Stürzest Du herab von dem hohen Dache, Du mit Armuth geschlagene unglückliche Tochter des hohen und gestrengen Herrn, um den Scherzen des Gerichts zu entgehen? Steigst Du in der stillen Nacht aus einem Fenster des dritten Stockwerks, ausgestoßen von Bachanalien, denen Deine kreischende Junge unerträglich geworden war *)? Ja, durch den Rauch dieses neuen Babylon stürzest Du kopfüber; ein einziges

*) Der englische Uebersetzer ihrer Lebensgeschichte sagt, sie sei von dem Dache ihres Hauses in der Nähe des Floratempls herabgestürzt, während sie sich bemüht habe, ihrer Verhaftung Schulden halber durch die Flucht zu entgehen, und so schwer verletzt aufgehoben worden, daß sie bald darauf gestorben sei. Eine andere Nachricht behauptet, sie sei, wie oben Hagliostro in seiner Note ansetzt, zum Fenster hinausgeworfen worden. Doch dem sei wie ihm wolle, sie starb wirklich am 23. August 1791. Wo der „Floratempl“ ist, weiß man nicht.

langes Gefreisch gellt schrill und gräßlich durch die Nacht; da liegt Du zer-
schmettert wie ein faules Ei „in der Nähe des Floratempels!“ O Lamotte,
ist Deine Hypocrisia also zu Ende? Deine vielen Charaktere waren alle ge-
spielt. Hier endlich spielst Du nicht, sondern bist, was Du scheinst — eine
verstümmelte Masse von Fleisch, Knochen und getrunnenem Blut, welche die
Menschen eiligt vericharren, ohne ihr einen Reichenstein zu setzen. Du
Mabenaas.* —

— Hier warf der Prophet seine Mase (die breiteste des achtzehnten
Jahrhunderts) empor und bläbete seine Rüßern mit einem solchen Ausdruck
des Efels, daß alle seine Zuhörer, sogar die Lamotte selbst, ihm sympathetisch
nachahmten.

„O, Dame de Lamotte!“ fuhr er fort, „Dame de Lamotte! Nun wo
der Ring Deines Daseins vollständig vor mir liegt und mein Auge die drei-
undvierzig Jahre überblickt, die Dir verleben waren, um so viel Böses zu
thun, als Du konntest und ich Dich sehe, als ein belläugiges, kleines, zerlump-
tes, bettelndes und in dem Bois de Boulogne Reiser sammelndes Märdhen,
und endlich auch als eine blutige verweisende Masse hier auf dem Pflaster
von London mit dem Hlitterstaat und den Entbehrungen, dem Herumvaga-
buntiren und Kofettiren, welches in der Zwischenzeit stattand, was soll ich
mir von Deiner eigentlichen Bedeutung für ein Bild machen? —

„Billette de Rétaur! Haben die Häfcher Dich mit Gewalt und List in
Deiner Kneipe von dem geheiligten Boden der Republik hinweggerissen?
Warst Du der gekungene Häfcher der Handschriften? Du willst es beken-
nen! Nun so ziehe, ungeprüficht, aber doch fluchbeladen. — Ha! Das ehr-
furchtgebietende Symbol unseres Glaubens! Auf der Höhe der Engelsburg
sehe ich eine baumelnde Masse, in welcher ich den Körper Billette's zu erken-
nen glaube! Da laßt ihn enden — ein letzter Bissen für unseren Dicksag-
gernaut.

„Du aber weine nicht, untrefliche Oliva; verweine nicht Deine schönen
blauen Augen, Tochter des schattigen Gartens! Dir wird der Sanhedrin
nichts zu Leide thun. Diese Cloake der Natur giebt Dich wieder von sich;
als die berühmteste unter Denen, die an der Uehere äßen, wirst Du die
Auswahl unter nicht unvermögenden Freiern haben und einen annehmen*).
Wisse dies, denn diese Vision ist wahr.

*) In der Affaire du Collier bündet sich folgende handschriftliche Anmerkung:

„Aber wie steht es mit der gefalbten Majestät, welche Ihr entweihet? Scheuche, Geist der ägyptischen Maurerei, scheuche den dichten Vorhang des Raums zurück! Sehet, ihre Augen sind roth von den ersten Thränen wirklichen Kummerd, nicht von den letzten. Die Kammerfrau Campan kauft in den Bilderverläden der Quais unter den hundert Portraits der Circe de Ramotte die, welche für die besten gelten; eine Königin will ermitteln, ob die verworfenste der Frauen jemals durch irgend einen Zufall der höchsten das Tageslicht oder das Kerzenlicht verdunkelt habe. Das Portrait antwortet: „Niemals!“ — (Bewegung unter den Zuhörern.)

„— Ha, ha! was ist das? Engel, Uriel, Anachiel und ihr andern fünf; Pentagon der Verjüngung; Nacht, welche die Erbsünde vernichtet; Erde, Himmel und du Vorhalle, welche die Menschen die Hölle nennen! Wankt das Reich des Truges? Schießen grelle Lichtstrahlen aus seinem dunkeln Fundament empor, während es sich hebt und senkt, nicht in Geburtswehen, sondern im Todeskampfe? Ja, helle aufsteigende Lichtstrahlen begrüssen den Himmel, — stehe, sie zünden ihn an, ihr Sternenglanz wird wie rothe Höllengluth! Der Trug steht in Flammen; ein einziges wild wogendes Nothdes Meer von Feuer umzieht die ganze Welt und leckt mit seiner feurigen Zunge bis hinauf nach den Sternen. Throne werden hineingeschleudert und Bischofsmützen und fette Pfründen und — ha! was sehe

„Gan d'Oliva, eine gemeine Dirne des Palais Royal, welche auferstehen ward, eine Rolle in dieser Sache zu spielen, verheirathete sich einige Jahre später mit einem gewissen Beaupère, einem ehemaligen Edelmann, der früher in dem Haushalte des Grafen von Artois angestellt war. Im Jahre 1790 war er Hauptmann der Nationalgartencompagnie des Temple. Hierauf zog er sich nach Oheisy zurück und wußte es dahin zu bringen, daß er zum Procurator dieser Commune ernannt ward. Zuletzt beschäftigte er sich mit dem Aufstellen von Prescriptionslisten in dem Gefängnisse des Luxembourg, wo er die Rolle eines Spions (mouton) spielte. Siehe Tableau des Prisons de Paris sous Robespierre.“ Diese Details sind vollkommen richtig. In den *Mémoires sur les Prisons* (neuer Titel des eben genannten Buches), II. 174, finden wir Folgendes: „Der zweite Angeber war Beaupère, ein ehemaliger Edelmann, der unter der alten Regierung wegen seiner Antriquen bekannt war. Um dem Leser einen Begriff von ihm zu geben, wird es genügen, wenn wir sagen, daß er die d'Oliva heirathete.“ u. s. w., wie in der bereits mitgetheilten handschriftlichen Anmerkung. Zuletzt wird noch hinzugefügt: „Er war der Hauptspion Bonenval's, welcher jedoch sagte, er betiene sich wohl seiner, Fouquier Tinville aber könne ihn nicht leiden und werde ihn bei guter Zeit guillotiniiren lassen.“

ich? — alle Gigs der Schöpfung, alle, alle! Wehe mir! Niemals seit Pharaos Wagen von dem rothen Wassermeer verschlungen wurden, fand eine solche Vernichtung von Räderfuhrwerken Statt, wie diese in dem Feuermeere. Zerstreut und nichtig wie Asche, wie Gase, werden sie von dem Winde umhergeweht.

„Höher, immer höher flammt das rothe Meer; es knistert von neu aus einander gerissnem Holze und zischt von Schurzfell und Priestergewand. Die metallenen Bilder sind geschmolzen, die marmornen Bilder verkalken zu Mörtel, die Felsengebirge, explodiren mit dumpfem Getöse. Die Respektabilität verläßt, während alle ihre gesammelten Gigs als ein einziger großer Scheiterhaufen emporflammen, wehklagend die Erde, um erst unter neuem Avatar zurückzukehren. Wie der Trug brennt, ganze Generationen lang; wie er niedergebrannt ist — eine Zeit lang! Die Welt ist schwarze Asche; wann wird sie wieder grünen? Die ehernen Bilder schmelzen alle zu gestaltlosem forinthischen Erz zusammen; alle Wohnungen der Menschen sind vernichtet, sogar die Berge entblößt und kahl, die Thäler schwarz und todt — es ist eine leere Welt! Wehe Denen, die dann geboren werden! — Ein König, eine Königin (wehe! wehe!) wurden hineingeschleudert, raschelten ein einziges Mal und flogen dann knisternd empor wie dünne Papiersegel. Oliva's Gemahl ward hineingeschleudert; Ischarioth Gaskité; auch Du düstere de Kaunay mit Deiner düstern Bastille; ganze Familien und Völker; fünf Millionen sich wechselseitig vernichtender Menschen. Denn es ist das Ende der Herrschaft des Truges, welcher nichts ist als Hinfälligkeit und Dualm und die Verbrennung aller Gigs, die auf Erden sind, in einem unauslöschlichen Feuer!“

Hier machte der Prophet eine Pause und seufzte tief auf, und der Cardinal ließ ein matted, zitterndes „Om!“ hören.

„Traure nicht, o Monseigneur! trotz Deiner Nierenkämpfe und vieler anderen Gebrechen. Für Dich war die Sache glücklicherweise nicht zum Tode *). O Monseigneur (denn Du hattest einen Anflug von Herzensgüte),

*) Neben ward zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt und dann und wann ihm in derselben von Leuten, die ein schwaches Urtheil befaßen, ein Compliment gemacht, weil man ihn für ein Opfer des Hofes anah. Er war einer der Großen, die, weil sie mit der Civilconstitution der Heiligkeit nicht einverstanden waren, sich über den Rhein rückten.

wer wollte nicht über Dich weinen, auch wenn er vorher über Dich gelacht hätte? Siehe! der nicht allzucharissinnige Historiker, der nach langen Jahren in fernem Wildniß Deinen Lebensgeschichte schreibt und Dich Schlammvulkan nennt, selbst dieser wird bedenken, daß dies wirklich Dein Leben war, die einzige in der ganzen Ewigkeit Dir zugetheilte Frist, welche Du (armer Spieler) auf diese Weise vergeudet hast und selbst über sein hartes Herz wird ein Hauch irdischen Mitleids mit Dir wehen. — O Monsieur, Du warst nicht ganz unedel; Dein Schlammvulkan war bloß Kraft am unrechten Orte, ein falsch angewendetes Feuer. Du durchkrafest die Welt, kein Lebenselixir und keinen Stein der Weisen konnten wir zwei (aus Mangel an Fonds) entdecken. Eine schändliche Circe unternahm es, Dich zu mästen, und Du mußt Deinen Bauch mit dem Ostwinde füllen. Und vlagest Du? Nein, gewiß nicht; denn siehe, hat nicht Dein vertrauter Jesuit seine Späher überall? Gereinigt bist Du von Verbrechen bis auf das der fixen Idee und weinst, verbannt und bereuend, in den Bergen der Auvergne. Auch das Rothe Feuermeer selbst wird Dich nicht verzehren, sondern nur Dein Eig und anstatt des Eig (so wohl ein herrlicher Tausch!) Dein Ich wiederherstellen. Wohlbehalten jenseits des Rheinstromes, lebst Du friedliche Tage, errettest Viele aus dem Feuer und salbest ihre schmerzenden Brandwunden. Schlafe endlich im Schooße Deiner Mutter, nachdem Du ein hohes Alter erreicht!*

Der Cardinal ließ ein gutturales Murmeln oder Gurgeln hören, welches mit einem langen Seufzer endete.

„O Gräuel, wie man Euch nennen wird,“ hob der Charlatan wieder an, „warum habt Ihr denn Sieur de Lamotte vergessen; warum habt Ihr nicht auch aus ihm Nabenaas gemacht? Wird ein Lanzens- oder Fegenschild, der in Picardilly des Rebelpavillons, wo er sich trostlos und verzweifelt herumtreibt, durch das Fenster einer Mietstutche nach ihm geführt wird — wenigstens erzählt man dies — das gefangene animalische Thier nicht entfliehen lassen? Wird er nicht auch vergiftet? Gift tödtet den Sieur de Lamotte nicht, eben so wenig als Stahl oder allgemeines Gemehel“). Laßt

*) Lamotte war nach dem Tode seines Weibes nach Paris zurückgekehrt und hier verhaftet worden, — nicht um seiner Tugenden willen. Das von dem alten Parlament gegen ihn gefällte Urtheil in Betreff der Halsbandgeschichte wird auf seine Appel- lation durch die neuen Gerichtebeile annullirt, obgleich man ihn nichtsechsenziger in

ihn sein gänzlich überflüssiges Leben bis in eine zweite und dritte Generation hineinschleppen und gestattet sogar dem nicht allzucharffinnigen Historiker, sein Antlitz zu sehen, ehe er stirbt.

„Doch da!“ rief er und stand mit weit aufgerissenen Augen und vom Entsetzen geschüttelt da: „o Schrecken der Schrecken! Bin ich es nicht selbst, den ich jetzt sehe? Römische Inquisition! Lange Monate grausamen Kerkers! Lebensgeschichte des Giuseppe Balsamo! Cagliostro's Körper liegt noch im Schlosse St. Leo, sein Ich aber ist entflohen — wohin! Die Umstehenden schütteln die Köpfe und sagen: Die eiserne Saiten, sehet, wie hat sie doch all ihren Firniß verloren; diese tombacnen Lippen können nicht mehr lügen!“ — O, o!“

Und er brach in unaufhaltsame Thränen aus und sank heulend und schluchzend ohnmächtig nieder, worauf er von de Launay und Anderen zu Bett gebracht ward.

Gewahrsam behält (Moniteur vom 7. August 1792). Er befiel sich zu der Zeit, wo die Septemberexecution anbrach, noch im Gefängniß. Aus Maten de la Varenne führen wir die folgende schauerliche Stelle an; Maten befindet sich in dem Gefängnisse La Force.

„Um ein Uhr des Morgens“ (Montags, den 3. September), schreibt Maten, „ward das in unser Quartier führende Gitter wieder geöffnet. Vier Männer in Uniform, jeder einen bloßen Säbel und eine brennende Fackel in der Hand haltend, traten in unsern Territor. Ein Schließer zeigte ihnen den Weg und sie traten in ein dicht neben dem unsern befindliches Zimmer, um eine Ritze zu untersuchen, welche sie aufdrachen. Nachdem dies geschehen, machten sie in der Galerie Halt und begannen einen gewissen Guisä auszufragen, um zu erfahren, wo Lamette sei, der, wie sie sagten, unter dem Verwand, einen Schatz zu heben, von welchem sie ebenfalls einen Antheil bekommen sollten, einen von ihnen um dreihundert Livres beschwindelt hatte, nachdem sie ihn zu diesem Zwecke zu Tische eingeladen. Der unglückliche Guisä, dem sie in ihrer Nacht hatten und der noch in dieser Nacht das Leben verlor, antwortete, an allen-Ortern zitternd, er entsinne sich dieses Umständes ganz wohl, könne aber nicht sagen, was aus dem Verschwundenen geworden sei. Entschlossen, diesen Lamette zu finden und mit Guisä zu confrontiren, gingen sie in andere Zimmer hinauf, wo sie ebenfalls suchten und herumwühlten, aber wie es schien, ohne Erfolg, denn ich hörte einen von ihnen zu einem andern sagen: Komm, wir wollen einmal unter den Leichen suchen, denn Nom de Dieu, wir müssen erfahren, was aus ihm geworden ist.“ (La Résurrection, par Maten de la Varenne, wieder abgedruckt in der Histoire Parlementaire, VIII. 112.) — Lamette lag in dem Gefängniß Bicêtre, war aber gerade noch zur rechten Zeit entkommen und spurlos verschwunden.

So sprach und prophezeite der Erzcharlatan Cagliostro oder so hätte er sprechen und prophezeien können und wahrhaftig viel besser als er jemals gethan, denn jedes Wort davon — mit alleiniger Ausnahme unserer versprochenen Begegnung mit Nestor de Lamotte, welche immer unwahrscheinlicher wird, denn wir haben seit 1826 weder von seinem Leben noch von seinem Tode etwas gehört — hat sich als buchstäblich wahr erwiesen, wie denn überhaupt in dieser ganzen Geschichte nicht ein einziges Wort Unwahrheit, welches wir in Wahrheit verwandeln gekonnt, zu entdecken ist, wie viel auch der misstrauische Leser nicht geglaubt haben möge.

Und somit ist unsere kleine Arbeit zu Ende. Das Halsband war und ist nicht mehr; die Steine, aus welchen es zusammengesetzt war, „circuliren wieder im Handel“ und geben zu, Gott weiß, was für anderen Geschichten Anlaß. Haben die Groberer desselben, die damit ihren Buchar trieben, nicht alle ihren Lohn bekommen, nämlich den Sündenlohn — den Tod?

Diese kleine Begebenheit verkörperte sich für das Auge des flüchtigen Beobachters gleich einer kleinen Wolke an einem hellen Himmel, während sie für das geübte Auge so sehr die Farben schwarzer Schurkerei, Zerrissenheit und allgemeinen Desiriums trug, daß sie die Anhäufung elektrischen Stoffes verrieth und weise Männer, wie z. B. ein Goethe, Erdbeben prophezeiten. Und kam das Erdbeben nicht auch wirklich?

Bei **Erto Wigand**, Verlagbuchhändler in Leipzig, sind nachstehende Werke
erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

F. Arago's sämtliche Werke.

Mit einer Einleitung

von
Alexander von Humboldt.

Deutsche Original-Ausgabe.

Herausgegeben

von
Prof. Dr. W. E. Hankel.

Zwölf Bände. 8. 1834 und 1835.

Erschienen sind:

I. Bd. Gedächtnisreden.	1. Bd.	1 Thlr. 20 Ngr.
II. — — — — —	2. —	1 " 25 "
IV. — Wissenschaftl. Abhandlungen.	1. Bd.	1 " 25 "
XI. — Populäre Astronomie.	1. Bd.	1 " 25 "

Arago's geheimer Name zog stets die Aufmerksamkeit der gelehrten Sachgenossen auf sich; aber nicht nur diesen, sondern **allen Freunden der Geschichte und der Wissenschaft** überreicht die Verlagsabteilung hiermit des großen Mannes sämtliche Werke in würdiger Bearbeitung von competenten Männern. Die ersten drei Bände enthalten jene ergreifenden Gedenkblätter, welche das Leben berühmter Mitglieder der Academie von Frankreich schildern und an ihre Thaten auf dem Felde der exacten Wissenschaften die Geschichte und Fortschritte dieser letzteren selbst anschließen in einer ebenso etw. als allgemein verständlichen Darstellung, die durchweg würdig ist des Denkmals, welches Alexander von Humboldt dem ebenbürtigen Freunde in der Einleitung setzt. Die fünf folgenden Bände sind bestimmt zur Aufnahme seiner lichtvollen Aufsätze und Abhandlungen über die interessantesten Zweige der physischen Wissenschaften, die, soweit sie schon veröffentlicht waren, die Bewunderung Aller erregt haben. Zwei weitere Bände enthalten officiële Berichte über mannigfaltige durch praktische Anwendung besonders wichtige Punkte der Wissenschaft.

Die letzten beiden Bände, den Schluss, bildet die **populäre Astronomie**, wie er sie in seinen Vorlesungen vor dem großen Publikum vorgetragen hat, erläutert durch zahlreiche Holzschnitte, Lithographien und Stahlstiche.

Lehrbuch

der

ORGANISCHEN CHEMIE

von

Ch. Gerhardt.

Deutsche Originalausgabe vom Verlasser besorgt

unter Mitwirkung von

Dr. Rudolf Wagner.

4 Bde. gr. 8. 1854. 1. Bd. 60 Bog. Preis 4 Thlr.

Der zweite Band erscheint im Laufe des Jahres.

Geschichte der Schöpfung.

Eine Darstellung

des
Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner.

Für die Gebildeten aller Stände.

Von
Hermann Burmeister,

Professor der Zoologie in Halle.

Fünfte, verbesserte Auflage.

Mit 228 größtentheils nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Allan son in
Holz geschnittenen Illustrationen.

gr. 8. 1854. Proschirt 3 Thlr. 10 Ngr.

Exemplare auf starkem Relinpapier, prachtvoll gebunden
4 Thlr. 10 Ngr.

Byron's sämmtliche Werke

von
Adolf Böttger.

Vierte, revidirte und verbesserte Auflage.

Prachtausgabe in acht Bänden.

8. Preis 10 Thlr. 20 Ngr.

Frauenbilder und Guldigungen.

Von
G. Fr. Daumer.

3 Bde. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. mit Goldschnitt 4 Thlr.

Geschichte meines Lebens

von
George Sand.

Deutsch von Claire von Glümer.

1-4. Band. 8. 1855. à 13 Ngr.

Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Zweiter Band.



Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Kerschmar.

Dritter Band.

Voltaire. — Diderot. — Novalis. — Charakteristiken.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.



Vorbemerkung

zum zweiten Bande.

Indem wir den deutschen Freunden Carlyle's hiermit den zweiten Band seiner ausgewählten Schriften übergeben, bemerken wir, daß wir eben so wie in dem ersten Bande bei Goethe und Schiller, so auch hier bei Novalis von den im Original eingekלטeten Bruchstücken aus diesen Autoren nur die kürzeren mitgetheilt haben, welche Gegenstand spezieller Besprechung sind, nicht aber die mitunter ziemlich umfänglichen, welche Carlyle bloß übertragen hat, um seinen englischen Lesern eine Idee von der Ausdrucks- und Darstellungsweise des betreffenden Autors zu geben. Wir werden nach diesem Grundsatz auch bei den in den folgenden Bänden enthaltenen Kritiken über deutsche Schriftsteller verfahren, um einerseits bei kürzeren Stellen dem Leser das eigene zeitraubende Suchen und Nachschlagen zu ersparen, andererseits aber das Volumen des Buchs nicht durch Einklaltung langer Fragmente, die dem Leser ohnedies zur Hand sind oder von ihm leicht aufgefunden werden können, unnötig anzuschwellen und nebenbei auf diese Weise Gulen nach Athen zu tragen.

Von unserer ursprünglichen Absicht, hier und da, wo es uns nöthig und angemessen erscheinen würde, den Text mit erläuternden Anmerkungen zu versehen, sind wir wieder zurückgekommen, weil wir die Ueberzeugung gewannen, daß ein solches Verfahren für den Totaleindruck nachtheilig oder

doch wenigstens Hörend sein würde. Carlyle verlangt nicht bloß Gebildete, sondern auch denkende Leser, und diese werden da, wo ihr Urtheil vom deutschen oder auch individuellen Standpunkte aus nicht mit dem seinen zusammengeht und nicht zusammengehen kann, keiner weitem Fingerzeige bedürfen.

Der vorliegende Band enthält „Voltaire“, „Diderot“, „Novalis“ und „Charakteristiken“, und wenn der Leser in den drei ersten Abhandlungen, namentlich der pragmatischen Behandlungsweise des Stoffs seine Anerkennung nicht versagen wird, so wird er auch nicht umhin können, in den „Charakteristiken“ den tiefen Denker und seine erhabene Weltanschauung zu bewundern.

M. K.

Inhalt.

Vorbemerkung zum zweiten Bande	Seite	V
Voltaire	"	1
Diderot	"	79
Goethe	"	154
Charakteristiken	"	211



Voltaire.

(1829.)

Könnte der Ehrgeiz stets seinen eigenen Weg wählen und wäre der Wille bei menschlichen Unternehmungen gleichbedeutend mit Fähigkeit, so würden alle wahrhaft ehrgeizigen Menschen Schriftsteller sein. In der That, wenn wir jene Liebe zu Macht und Ansehen, welche an den meisten praktischen Berechnungen einen so großen Antheil hat, ja welche unsere utilitarischen Freunde als das einzige Ziel und den Ursprung, als Beweggrund und Belohnung aller irdischen Unternehmungen anerkennen; haben und von welcher der Philanthrop in gleicher Weise befeuert ist, wie der Grebeter, der Weltverwöhler und der Wissenschaftler, genau ins Auge fassen, so werden wir finden, daß alle anderen Kampfbahnen des Ehrgeizes im Vergleich mit der herrlichen und unermesslichen Arena der Literatur, worunter wir hier Alles verstehen, was die Auktachtung und Verbreitung des Gedankens anbelangt, armelich, beschränkt und unwirksam sind.

So stumpf, gedankenlos und bloß von seinem Instinkt geleitet der gewöhnliche Mensch nämlich auch scheinen mag, so besitzt er nicht desto weniger als ein ganz unerschütterliches Fundament einen Kopf, der in einem gewissen Grade überlegt und berechnet. Es ist ihm eine Lampe oder ein Nachlicht des Verhältnisses gegeben, welches, durch wie kühlere, räucherige und selbst am verzerrten Netze auch sein Schein fallen möge, doch der Hauptleuchter seines ganzen Lebensfates ist, und hier sowohl als dort, jetzt wie zu allen Zeiten der Menschengeschichte, beherrscht die Meinung, die Welt.

Sonderbar ist es überdies in dieser Beziehung zu erwägen, wie verschieden der Schein von der Wirklichkeit ist und unter welchen eigenthümlichen Formen und Umständen der wahrhaft bedeutendste Mensch irgend einer

gegebenen Periode gefunden werden möchte. Könnte irgend ein Amodeus durch die einfache Bewegung seines Arms die Bedeutung der Gegenwart auch nur so weit öffnen, als die Zukunft sie enthüllen wird — wärd einen weit wunderbareren Anblick würden wir haben, als jenen bloß körperlichen durch die Dächer von Madrid! Denn wir wissen nicht, was wir sind, eben so wenig als was wir sein werden.

Es ist ein hoher, feierlicher, fast schauerlicher Gedanke für jeden einzelnen Menschen, daß sein irdischer Einfluß, der einen Anfang gehabt hat, niemals, und wäre er der Allgeringste unter uns, durch alle Jahrthunderte hindurch ein Ende haben wird! Was geschehen ist, ist geschehen, hat sich schon mit dem grenzenlosen, ewig lebenden, ewig thätigen Universum verschmolzen und wirkt hier zum Guten oder zum Schlimmen öffentlich oder heimlich durch alle Zeiten hindurch.

Das Leben eines jeden Menschen ist aber der Quelle eines Stromes zu vergleichen, dessen kleine Anfänge in der That Allen klar sind, dessen ferneren Lauf und Bestimmung aber, wenn er sich durch die weiten Flächen unendlicher Jahre schlängelt, nur der Allwissende unterscheiden kann. Wird er sich mit benachbarten Flüssen, die er vergrößert, mischen oder sie in sich aufnehmen? Wird er ein namenloser Bach bleiben und mit seinen seichten Wellen unter Millionen anderer Bäche und Flüsse die Fluthen irgend eines Weltflusses verwehren? Oder soll er ein Rhein oder eine Donau werden, deren Fluth eine ewige Grenzlinie auf dem Erdball selbst ist, das Bollwerk und die Heerstraße ganzer Königreiche und Continente? Wir wissen es nicht; in allen diesen Fällen wissen wir bloß, daß sein Weg nach dem großen Ocean führt; seine Wasser, und wären sie nur eine Hand voll, sind da und können weder vernichtet noch auf die Dauer zurückgehalten werden.

Eben so wenig können wir mit irgend welcher Gewißheit die der gegenwärtigen Erscheinung eines Individuums seine künftigen Einflüsse voraussagen. Wie viele Demagogen, Aristokraten und Greiberer erfüllen ihr Zeitalter mit Freude oder Schrecken, mit einem Tumult, welcher ewig zu dauern verpricht und versinken schon im nächsten Zeitalter in Bedeutungslosigkeit und Vergessenheit!

Dies sind die Wälder von Kärthissen, welche die jungen Cedern und Weichbäume überwuchern, aber eben so wie der Kärth des Propheten am dritten Tage verwelken. Was machten sich die Pharaos in Egypten daraus, als Jethro, der midianitische Priester und Viehhändler, den verbannten Ho-

bräut als Hirten in seine Dienste nahm? Und dennoch liegen die Pharaos mit all ihren Kriegswagen tief unter den Trümmern der Zeiten begraben und jener Moïse lebt noch, nicht bloß unter seinem eigenen Volke, sondern in den Herzen und dem täglichen Thun und Treiben aller civilisirten Nationen.

Oder man denke sich Muhamed, wie er in seinen jugentlichen Jahren „zu den Hofmärkten in Syrien reiste!“

Ja, um ein unendlich höheres Beispiel anzuführen, wer hat wohl jemals jene Zeilen des Tacitus vergessen, die als ein kleiner, vorübergehender, ganz geringfügiger Umstand in der Geschichte eines solchen Potentaten wie Nero figuriren? Nur uns sind sie die bedeutungsvollste und ergreifendste Stelle, die jemals von Menschenhand niedergeschrieben worden:

„Ergo abolendo rumori Nero subdidit reos, et quaesitissimis poenis affecit, quos per flagitia invidiosos, vulgus *Christianos* appellabat. Auctor nominis ejus *Christus*, qui, Tiberio imperitante, per Procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. Repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursus erumpebat, non modo per Judaeam, originem ejus mali, sed per urbem etiam, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque.

„Um daher dieses Gerücht *) zum Schweigen zu bringen, legte Nero das Verbrechen jener Secte zur Last, welche wegen ihrer Verworfenheit im Allgemeinen verhaßt unter dem Namen der *Christen* bekannt ist und bestraft sie mit der andächtigsten Grausamkeit. Der Urheber dieses Namens war ein gewisser *Christus*, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius in Folge eines Urtheilspruchs des Landpflegers Pontius Pilatus hingerichtet ward. Der dadurch einstweilen unterdrückte schädliche Aberglaube brach aber wieder aus, nicht bloß in Judäa, der Heimath dieses Unheils, sondern auch in Rom, wo alle schmachvollen und verabscheuungswürdigen Dinge von allen Seiten her zusammenströmen und sich breiten machen **).“

Tacitus war der weiseste, scharfsinnigste Mann seiner Generation und so tief und nicht tiefer hat er jenes Ereigniß durchschaut, das wichtigste, welches in den Annalen der Menschheit vorkommt oder vorkommen kann.

*) Daß er Rom in Brand gesetzt habe.

**) Tacit. Annal. XV. 44.

Auch sind es nicht bloß jene uranfänglichen Zeitalter, wo Religionen entstanden und ein Mann von reinem und hohem Geiste nicht bloß als Lehrer und Philosoph, sondern als Priester und Prophet austrat, worauf unsere Bemerkung Anwendung erleiht.

Dieselbe Ungewißheit bei Würdigung gegenwärtiger Dinge und Menschen findet mehr oder weniger zu allen Zeiten statt; denn zu allen Zeiten, selbst in denen, welche die trivialsten zu sein und der Fortschung am offensten zu stehen scheinen, ruht die menschliche Gesellschaft auf unergründlich tiefen Grundlagen, und Der, welcher glaubt, er habe sie am gründlichsten erforscht, irrt sich gewöhnlich mehr als alle Anderen.

Auch ist Das, was wir „eine Kette von Ursachen“ zu nennen pflegen, eigentlich nicht mit einer „Kette“ oder Linie zu vergleichen, sondern vielmehr mit einem Gewebe oder einer Fläche von unzähligen Linien, die sowohl der Breite als auch der Länge nach sich so vielfach durchkreuzen, daß dadurch die flüchtigste und angestrengteste Berechnung gänzlich verkußt und verflüßt wird.

In der That müssen die Weisesten von uns der überwiegenden Mehrzahl nach eben so urtheilen, wie die Einfältigsten. Sie sahen die Bedeutung bloß nach der Umfänglichkeit und erwarten, daß Das, was auf unsere eigene Generation bedeutenden Einfluß äußert, diesen auch auf die nachfolgenden äußern werde.

Auf diese Weise kommt es, daß Groberer und politische Revolutionsmacher in ihren Einflüssen und so gewaltig erscheinen, während es doch in der That keine Menschenklasse giebt, die einen solchen Aufruhr in der Welt hervorruft und dennoch auf die Länge einen so geringfügigen Eindruck auf ihre Angelegenheiten äußert.

Als Amerlan seine Pyramide von siebenzigtausend Menschenköpfen fertig gebaut hatte und in Stahl funkelnd mit seiner Streitart auf der Schulter an dem Thore von Damascus stand, während seine wilden Scharen an ihm vorüber zu neuen Siegen und neuem Gemegel auszogen, hatte der heiche Zuschauer glauben können, die Natur liege im Todeskampfe, denn Verwüstung und Verzeißung hatten sich der Erde bemächtigt und die Sonne der Menschheit schien in einem Meere von Blut unterzugehen.

Und dennoch war es möglich, daß an diesem selben Galasage Amerlan's auf den Wassen von Mainz ein kleiner Knabe herumspielte, dessen Geschichte für die Menschen wichtiger war, als die von zwanzig Amerlanen.

Der Tartarſchan ging mit ſeinen zottigen Dämonen der Wüſte vorüber wie ein Wirbelwind, um auf immer vergeſſen zu werden, und jener deutſche Handwerker hat eine Wohlthat gewirkt, die ſich noch jetzt ins Unermeßliche ausbreitet und noch ferner über alle Länder und durch alle Zeiten ausbreiten wird.

Was ſind die Eroberungen und Heeretzüge der ganzen Feſtherrnzuſt im Vergleich zu den beweglichen Buchſtaben eines Johannes Hauß? Es iſt in der That ſehr demüthigend für einen ſolchen Eroberer, wenn er bedenkt, wie vergänglich das Metall iſt, auf welches er mit ſolcher Gewalt lothhämmernd; wie bald die gütige Erde ſeine blutigen Fußſtapfen verſchwinden laſſen wird und wie Alles, was er errungen und mit geſchickter Hand über einander gebauet, nicht viel anders iſt, als wie ſeine eigene „Leinwandſtadt“ von einem Lager, — heute Abend von lautem, lärmendem Leben erfüllt und morgen abgetrocknet und verſchwunden, biß auf „einige wenige Erdlöcher und Strohhaufen!“ Denn hier wie überall bleibt es ewig wahr, daß die tiefeſte und gewaltigſte Kraft auch die ſtillſte iſt, und daß, wie in jener Taſel, der ſanfte Schein der Sonne ſchweigend zu Stande bringt, was das grimme Zorn des Sturmes umſonſt verſucht hat.

Vor allen Dingen darf man nicht vergeſſen, daß die Menſchen und ihre Handlungen nicht durch materielle, ſondern durch moralische Kraft regiert werden. Wie geräuſchlos iſt der Gedanke! Nicht Trommelwirbel, nicht der Huſſchlag rasselnder Schwadronen, nicht der unermeßliche Tumult von Munition- und Bagagewagen begleiten ſeine Bewegungen. An weſſen unbekanntem und abgelegenen Orte denkt vielleicht der Kopf nach, welcher eines Tages mit mehr als königlicher Autorität geſtrömt werden ſoll, denn Könige und Kaiſer werben ſich unter der Zahl ſeiner Diener befinden. Er wird nicht über alle Köpfe, ſondern in ihnen allen herrſchen und mit dieſen ſeinen einſamen Gedankencombinationen wie mit Zauberiſtrühen die Welt ſeinem Willen beugen! Die Zeit kann kommen, wo man ſogar Napoleon mehr um ſeiner Geſirge als um ſeiner Schlachten willen kennt, und wo der Sieg bei Waterloo weniger bedeutungsvoll erſcheint, als die Eröffnung unſerer erſten Gewerſchule.

Zu dieſen ſeinen oft dagewieſenen Betrachtungen ſind wir durch die uns vorliegenden Memoiren über Voltaire *) veranlaßt worden —

*) Memoires sur Voltaire et sur ses Ouvrages, par Longchamp et Wagnière, 1800

eines Mannes, in dessen Geschichte die relative Bedeutung der intellectuellen und der physischen Kraft abermals auf merkwürdige Weise an's Licht gestellt wird. Er war ebenfalls ein Mann des Privatlebens, ohne daß ihm seine Geburt einen besonders hohen Rang angewiesen hätte, und dennoch kann man, so weit die gegenwärtige Kenntniß ein Urtheil gestattet, sagen, daß, wenn man Voltaire und seine Thätigkeit aus dem achtzehnten Jahrhundert hinwegnehmen wollte, dies einen größeren Unterschied in der vorhandenen Gestalt der Dinge hervorbringen würde, als die Abwesenheit irgend eines anderen Individuums bis auf den heutigen Tag hätte hervorbringen können. Ja mit der einzigen Ausnahme Luther's hat vielleicht in diesen letzten Jahrhunderten kein Mensch von bloß intellectueller Thätigkeit gelebt, dessen Einfluß und Ruf so durch und durch europäisch geworden wären, wie dies mit Voltaire der Fall gewesen ist.

Eben so wie die Lehren des großen deutschen Reformators haben auch die seinen fast von Anfang an nicht bloß Einfluß auf den Glauben der denkenden Welt geübt und sich still und schweigend von Gemüth zu Gemüth weiter verbreitet, sondern auch im hohen Grade auf die Handlungsweise der thätigen und politischen Welt eingewirkt und einige der furchtbaren bürgerlichen Ummälzungen herbeiführen helfen, von welchen die europäische Geschichte erzählt.

Ohne Zweifel erschien Voltaire schon seinen eigenen Zeitgenossen, wenigstens denen, die einen gewissen Grad von Einblick in den damaligen Zustand der menschlichen Gemüther besaßen, als eine bemerkenswerthe und unterschiedenen historischen Person, aber vielleicht wagten selbst nicht die kühnsten seiner Bewunderer eine solche Größe zu prophezeien, wie die, in welcher er jetzt selbst in den Augen seiner Gegner und Schmäher da steht. Er hat, so wie wir weiter von ihm zurückstraten, so wie das Wesen seines Strebens in seinen Ergebnissen immer sichtbar ward, an scheinbarer Bedeutung immerfort zugenommen.

Denn, im Gegensatz zu vielen großen Männern, aber eben so wie alle großen Agitatoren, ist sich Voltaire überall ganz wesentlich als der Mann seines Jahrhunderts. Er vereint in seiner Person alle geistigen Vorzüge, die von jenem Zeitalter am höchsten geschätzt wurden. Dabei besaß

er nicht Scharfsinn genug, um die endlichen Folgen abzusehen, noch weit weniger aber so viel Edelsinn, daß er einen Versuch hätte machen sollen, diesen Folgen entgegenzuarbeiten, so daß seine Größe ihn eben so wie seine Kleinheit tauglich machten, eine sofortige und unmittelbare Wirkung hervorzubringen. Er führt, wohin die Menge von ihrem eigenen unklaren Gange getrieben ward und hält sich an der Spitze der Bewegung nicht bloß durch Gewandtheit im Befehlen, sondern auch durch Schlaueit im Gehorchen.

Jetzt, wo wir die Sache aus einiger Entfernung betrachten, erscheinen überdies die Bestrebungen von tausend Gehilfen und Schülern, ja eine Reihe von gewaltigen politischen Wechselfällen, an deren Hervorbringung diese Bestrebungen nur einen untergeordneten Antheil hatten, alle, als ob sie ausschließlich sein Werk wären, so daß er vor uns wie die Fortsetzung und Quintessenz einer ganzen geistigen Periode dasteht, die jetzt beinahe verschwunden, aber dennoch merkwürdig an und für sich und namentlich interessant für uns ist, die wir gleichsam an den Grenzen einer neuen und besseren zu stehen scheinen.

Ja, hätten wir vergessen, daß unser Zeitalter das „Zeitalter der Presse“ ist, wo ein Jeder nicht bloß lesen, sondern uns auch mit Lectüre versehen kann, und hätten wir einfach die Bücher und zerstreuten Blätter, nicht wie die herblichen im Ballombrosa gezählt, die über diesen Mann geschrieben und gedruckt worden, so könnten wir ihn fast für die wichtigste Person, nicht bloß des achtzehnten Jahrhunderts, sondern aller Jahrhunderte von der Sündfluth an halten.

Wir haben Lebensbeschreibungen Voltair's von Freund und Feind. Condorcet, Duvernet, Kéran haben uns jeder eine ganze gegeben. Theile, Documente und alle Arten authentischer oder zweifelhafter Beiträge sind von unzähligen Händen geliefert worden. Von diesen erwähnen wir bloß die Arbeiten seiner verschiedenen Secrétaire — Collini's, die zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erschienen und jetzt diese beiden massiven Octavbände von Longchamps und Wagnière.

Außerdem giebt es noch die in mehr als einer Hinsicht ganz vorzüglichen Sammlungen des Barons Grimm; die sechsunddreißig Bände Herzerri und Gefläsch, die unter dem Titel *Mémoires de Bachaumont* erschienen; die säglichen und künftlichen Angriffe und Vertheidigungen, die bei seinem Lebzeiten einzeln herauskamen; eine Menge Kritiken sowohl im Styl

der Apotheose, als in dem der Verdammung, die nach seinem Tode geschrieben und gedruckt wurden und eine Masse Flugschriften, von welchen schon die Diamantausgabe ganze Bibliotheken füllen würde.

Das eigenthümliche Talent der Franzosen in allen erzählenden, wenigstens in allen anekdotischen Bädern, in dessen Folge die meisten dieser Werke sich außerordentlich gut lesen lassen, begünstigte ihre Verbreitung sowohl im In- als auch im Auslande noch mehr, so daß man jetzt in den meisten Ländern von Voltaire gelesen und gesprochen hat, bis sein Name und sein Leben allgemein bekannt geworden sind.

In England wenigstens, wo beinahe ein Jahrhundert lang das Studium der ausländischen Literatur sich fast ausschließlich auf die der Franzosen und höchstens einige der älteren italienischen Klassiker beschränkte, konnte es Voltaire's Schriften und solchen, die über ihn handelten, kaum an Feiern fehlen. Wir glauben, es giebt keine literarische Ära, nicht einmal eine inländische, in Bezug auf welche die Engländer im Allgemeinen so unterrichtet wären, oder wenigstens so viele Anekdoten und Ansichten gesammelt hätten, als wie in Bezug auf die Voltaire's.

Auch hat es nicht an einheimischen Vermehrungen des Vorraths gefehlt und zwar von angemessener Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form. Verwünschungen, Auseinandersetzungen und furchtbare, von schwachen wohlmeinenden Personen der feindseligen Klasse, wie spanische Sanbenitos ausgemalte Sterbeszenen, Lobreden, meistens theils heitiger gehalten, von offenen oder heimlichen Feinden — alles dies ist lange und in ausgedehntem Umfange unter uns betrieben worden.

Es giebt sogar eine englische Lebensgeschichte Voltaire's *). Ja wir entsinnen uns, gewisse Stellen seiner Schriften in *terrorem* und mit kritischen Bemerkungen versehen, in einer von einem „Kandelmann“ geschrie-

*) Von Frank Hall Stantish, Esq. (London 1821), ein Werk, welches wir nur denen empfehlen können, die sich außerordentlich gern einige Belehrung über diesen Gegenstand verschaffen möchten und bloß Bäder in ihrer Muttersprache lesen können. Diese Lebensgeschichte ist sehr schlecht, obgleich mit gutem Willen und nicht ohne bedeutende Spuren von Talent, allem Anscheine nach von einem noch sehr jungen Manne geschrieben, der sich, — denn er scheint ein wißbegieriger, rettlicher und ziemlich entschiedener Charakter zu sein — in der Folgezeit über viele seiner Behauptungen und Ansichten selbst gewundert haben wird.

benen Flugschrift gegeben zu haben, die entweder Volkserziehung oder die Erziehung des Wilden zum Gegenstande hatte.

Mit dem „Zeitalter der Presse“ und solchen Kundgebungen derselben über diesen Gegenstand sind wir weit entfernt, und in einen Zwist einzulassen zu wollen. Wir haben einen großen Theil dieser tausend und ersten „Memoiren über Voltaire“ von Longchamps und Wagnière nicht ohne Befriedigung gelesen und können noch mehreren nachfolgenden Memoiren vergnügt entgegensehen.

Nichts ist naturgemäßer, als der Wunsch, sich alle mögliche Kenntniß über irgend eine hervorragende Persönlichkeit, besonders unserer eigenen Aera zu verschaffen. Das wahre Studium des Charakters eines solchen Mannes, seiner geistigen Individualität und der Eigenthümlichkeiten seines Lebens ist ungemein lehrreich für alle Menschen. Sogar das seiner äußerlichen Erscheinung, seiner Gewohnheiten und gleichgültigen Handlungen ist — wenn nicht das, was man davon erzählt, größtentheils erlogen wäre — ziemlich zu empfehlen; ja sind nicht sogar solche Lügen, wenn sie sich nur in angemessenen Schranken halten und der Gegenstand derselben seit einiger Zeit todt ist, in der großen Kunst, mit dem Leben fertig zu werden, oder wie man sie technisch nennt, des Todtschlagens der Zeit, eben so viel werth als Schnepfenjagd oder Romanlektüre? Was uns betrifft, so sagen wir: Wolle Gott, daß jeder Johnson in der Welt seinen wahrheitsliebenden Bodwell oder eine ganze Meute Bodwells hätte! Dann könnten wir auch seine Hawkins ertragen, auch wenn sie nicht die Wahrheit sprechen.

In Bezug auf Voltaire ganz besonders scheint es uns nicht bloß ungeschult, sondern auch nützlich, daß hinsichtlich seiner die ganze Wahrheit überall bekannt werde. Die Lebensgeschichte eines Mannes, welcher, um nicht mehr von ihm zu sagen, seine besten Kräfte — und wie Viele glauben, mit Erfolg — zu Angriffen auf die christliche Religion verwendete, ist nothwendig eine Sache von hoher Bedeutung. Was er that und was er nicht thun konnte; wie er es that oder versuchte, das heißt, mit welchem Grade von Kraft und Klarheit und ganz besonders in welcher moralischen Absicht, mit welchen Theorien und Gesinnungen in Bezug auf die Menschheit und das menschliche Leben — dies sind Fragen, die wohl eine nähere Besprechung verdienen. Für Voltaire persönlich ist seit den letzten einundfünfzig Jahren diese Besprechung ziemlich leicht gewesen. Für uns aber ist es eine Besprechung nicht bloß über eine einzige merkwürdige Person und hauptsächlich

nur für die Wissbegierigen bestimmte, sondern eine Beisprechung, welche für alle Menschen höchst bedeutungsvolle Erwägungen und Erörterungen in sich schließt, deren Gebiet weit über die äußersten Grenzen unserer Philosophie hinausgeht.

Wir stehen daher gegenwärtig im Begriff, einige weitere Bemerkungen über diese quaestio vexata vorzulegen, nicht ohne Hoffnung, daß der Leser sie günstig aufnehmen werde.

Wenn wir die ganze Lage der Sache überschauen, so scheint allerdings wenig Aussicht auf irgend einen Grad von Einmüthigkeit hinsichtlich derselben vorhanden zu sein, weder jetzt, noch innerhalb einer berechenbaren Periode. Es ist wahrscheinlich, daß Viele noch lange fortfahren werden, von diesem „Universalgenie“, diesem „Apoßtel der Vernunft“ und „Vater einer gefunden Philosophie“, und Viele dagegen wieder von diesem „Ungeheuer von Gottlosigkeit“, diesem „Sophisten“ und „Atheisten“ und „Affendämon“ zu sprechen, oder daß sie ihn, wie der verstorbene Dr. Clarke von Cambridge, noch kürzer mit der Bemerkung abfertigen, er sei ein „Faselband.“ Auch ist es gar nicht wesentlich, daß diese beiden Parteien sich auf den Antrieß des Augenblicks hieüber vereinigen.

Nichtsdestoweniger ist die Wahrheit doch immer besser, als Irrthum, wäre es auch bloß „über Hannibal's Weinessig.“ Es läßt sich auch erwarten, daß die Ansichten der Menschen über Voltaire, was von einiger Bedeutung ist, und in Bezug auf Voltairism, was von beinahe unermesslicher Bedeutung ist, wenn sie sich auch nicht ganz vereinigen, doch allmählig bei jeder neuen Vergleichung der Vereinigung näher kommen und zwar, was noch wünschenswerther ist, einer Vereinigung auf einem Punkte, welcher der Wahrheit näher liegt, als der, auf dem sie gegenwärtig stehen.

Bei dem redlichen Wunsche, eine solche Annäherung zu befördern, giebt es besonders eine Bedingung, welche wir bei dieser Untersuchung vor allen andern den Leser bitten müssen, sich aufzulegen: die Pflicht der Unparteilichkeit gegen Voltaire, der Toleranz gegen ihn, wie gegen alle Menschen.

Es ist dies in der That eine Pflicht, welche wir das Glück haben, täglich predigen zu hören, die aber, wie man mit Recht gesagt hat, kein Sterblicher in seinem Herzen geneigt ist, zu üben. Nichtsdestoweniger, wenn wir wirklich die Wahrheit über irgend einen Gegenstand einzusehen und nicht bloß — was weit häufiger ist — unsere bereits bestehenden Meinungen zu

befähigen und diese und die übrigen armseligen Ansprüche der Eitelkeit oder Bosheit in Bezug darauf zu befriedigen wünschen, kann die Toleranz als das unerlässlichsste aller Vorerfordernisse, ja als die Bedingung betrachtet werden, unter welcher allein ein wirklicher Fortschritt in der Frage möglich wird.

In Bezug auf unsere Mitmenschen und jeden wirklichen Einblick in ihre Charaktere ist dies ganz besonders wahr. Kein Charakter — das können wir fest behaupten — ward jemals eher richtig verstanden, als bis man ihn mit einem gewissen Gefühl nicht bloß der Toleranz, sondern auch der Sympathie betrachtete. Denn hier steht mehr als in irgend einem andern Falle die Wahrheit fest, daß das Herz weiter steht, als der Kopf. Wir müssen uns überzeugen, daß unser Feind nicht jenes hassendwirthige Wesen ist, als welches wir nur zu geneigt sind, ihn zu malen. Seine Laster und Schlechtigkeiten liegen vor seinen Gedanken in einer ganz andern Verfassung, als vor den unseren und in einer Färbung, welche sie mildert, ja vielleicht sogar als Tugenden erscheinen läßt.

Wäre er der Glende, den wir uns denken, so müßte sein Leben ihm selbst zur Last sein, denn selbst der niedrigste Sterbliche lebt nicht vom Brod allein. Ein gewisser Beifall des Gewissens ist selbst für die physische Existenz eben so wesentlich und der seine, alles durchdringende Kitt, durch welchen jener wunderbare Bund, ein Ich, zusammengehalten wird. Wenn der Mensch daher nicht im Irrenhause sitzt und sich auch noch nicht erschossen oder gehängt hat, so müssen wir uns trösten und zu dem Schlusse kommen, daß er eins von beiden ist: entweder ein böser Hund in Menschengestalt, dem man einen Reißkorb anlegen, ihn beklagen und über den man sich höchlich verwundern muß; oder ein wirklicher Mensch und folglich nicht ohne moralischen Werth, welcher aufgeklärt und so weit zurechtgerissen werden muß. Um seinen Charakter aber richtig zu beurtheilen, müssen wir denselben nicht weniger mit seinen Augen als mit den unseren betrachten lernen; wir müssen ihn bemitleiden, einen Mitmenschen in ihm sehen, mit einem Worte, ihn lieben lernen, sonst wird seine wirkliche geistige Natur niemals von uns richtig erkannt werden.

Bei der Auslegung Voltaire's ist es daher notwendig, gewisser Dinge sorgfältig eingedenk zu sein und viele andere Dinge eben so sorgfältig entfernt zu halten. Wir müssen vergessen, daß unsere Meinungen jemals von ihm angegriffen oder vertheidigt wurden, daß wir ihm Schmerz oder

Freude vorzuwerfen oder zu verdanken haben: wir müssen vergessen, daß wir Priestern oder Bischöfen oder Natikalse reformer, sondern bloß bedanken, daß wir Menschen sind. Es ist dies ein europäisches Thema, wenn es jemals eins gegeben, und muß, wenn wir es im mindesten begreifen wollen, weder vom Kirchturme herab, noch von der Kanzel aus, sondern unmöglich von einem natürlicheren und unendlich höheren Gesichtspunkte betrachtet werden.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß während der ganzen letzten fünfzig Jahre seines Lebens Voltaire selten oder niemals, selbst nicht von seinen Schmeälern genannt ward, ohne daß man ihm zugleich den Beinamen des „Großen“ gab, so daß, wenn die Selben sich zu einer solchen Verschmelzung geeignet hätten, wie sie in dem glücklicheren Falle von Charles-Magne thaten, wir fast hätten erwarten können, daß sein Name nicht als Voltaire, sondern Voltaire-ce-grand-homme auf die Nachwelt übergegangen wäre. Die Nachwelt aber ist in ihren desfallsigen Zugeskändnissen weit färglicher und es bleiben eine Menge Dinge zu ordnen und Fragen von sehr zweifelhaftem Ausgange zu erörtern, ehe solche Krönungstitel auf die Dauer verliehen werden können. Das Publikum, selbst der klügere Theil desselben, verliert sehr leicht die Discretion, wenn es „tumultuarisch“ versammelt ist, denn ein kleiner, in unmittelbarer Nähe befindlicher Gegenstand ist oft die Seelne eines großen Winkels.

Zu ermitteln, was die wahre Bedeutung von Voltaire's Geisichte sowohl in Bezug auf ihn selbst als auf die Welt war, was sein geistlicher Charakter und Werth als Mensch war, was der Charakter und Werth seines Einflusses auf die Gesellschaft, seiner Erscheinung als thätiges Werkzeug in der Kultur Europa's gewesen ist — alles dies führt uns zu viel tieferen Forschungen, um deren Erledigung sich aber doch die ganz Sache drehet.

Nach unserer Ansicht ist, wir gestehen es, bei Betrachtung von Voltaire's Leben die Haupteigenschaft, welche sich darin zeigt, eine, für welche *Größe* der passendere Namen zu sein scheint. Größe schließt mehrere Bedingungen in sich, deren Existenz in seinem Falle schwer darzulegen sein möchte, wogegen sein Anspruch auf dieses andere Lob nicht freit: gemacht werden kann. Von welcher Art auch sein Ziel sein mag, hoch oder tief, recht oder unrecht, so weiß er stets und im äußersten Grade die besten Mittel zur Erreichung desselben ausfindig zu machen und anzuwenden.

Hierbei ist zu bemerken, daß sein Ziel im Allgemeinen nicht von gewöhnlicher Art und die Erreichung desselben durchaus nicht leicht war, denn wenig Männer der Literatur haben ein so wechselvolles Leben geführt und eine so mannigfaltige Thätigkeit entwickelt wie Voltaire. Er verbringt sein Leben nicht in einem Winkel, wie ein gelehrter Einsiedler, sondern auf dem offenen Theater der Welt, in einem bewegten Zeitalter, wo die Gesellschaft sich zu zerklüften beginnt und der Aberglaube sich zum tödtlichen Kampfe gegen den Unglauben rüstet, in welchem Kampfe er selbst eine hervorragende Rolle spielt.

Von seinen frühesten Jahren an finden wir ihn in beständigem Umgange mit den höher, oft mit den höchstgestellten Persönlichkeiten seiner Zeit. Es sind Cirkel der Autorität und des hohen Rufes, wenigstens der Vornehmheit und des feinen Toncs, in welchen er lebt und arbeitet. Miron de l'Enclos hinterläßt dem Knaben ein Vermächtniß, um sich Bücher zu kaufen und er ist noch jung, als er von seinen Tischgenossen sagen kann: „Wir sind lauter Prinzen oder Poeten.“

Im trütern Leben sehen wir ihn in Gesellschaft oder im Briefwechsel mit allen Arten fürstlichen und anderen Mächten, von der Königin Karoline von England bis zur Kaiserin Katharine von Rußland von Papst Benedict bis zu Friedrich dem Großen.

Während er so mittlerweile von einer Seite Europa's zur andern wechselt, sich auf dem Lande verbirgt oder veriswonderisch in Hauptstädten lebt, legt er doch nie die Feder nieder, mit welcher er wie mit einem Zauberstabe, mächtiger als ein Königszepter, die gewaltige Maschine der europäischen Meinung leitet und lenkt. Er wird, wie ihm schon sein Lehrer prophezeit, der *Coryphée du Dérisme* und bemüht sich, mit diesem Standpunkte nicht zufrieden, auf erfolgreiche Weise auch einen poetischen, historischen, philosophischen und sogar wissenschaftlichen Vorrang damit zu verbünden. Ja, wir können sogar hinzufügen, auch einen pekuniären. Denn er spekulirt in den Bonté, bewirbt sich fleißig um Pensionen und Resorcerungen, treibt Handel nach Amerika, ist lange Zeit ein regelmäßiger Lebensmittellieferant für Armeen und erhebt durch diese und andere Mittel, abgesehen von der Literatur, die niemals viel abwirft, sein Einkommen von achtunddrei Tausend jährlich auf mehr als das Hundertfache dieser Summe.

Und nun, nachdem er neben all diesen commerciellen und ökonomischen Geschäften einige dreißig Quartbände geschrieben — die populärsten, die

jemals geschrieben worden — kehrt er nach langer Verbannung in seine Vaterstadt zurück, wo er fast wie ein Abgott bewillkommet wird und beschließt ein Leben, welches in der Erbauung von Landsitzen eben so glücklich gewesen, wie im Verfassen von Henriaden und philosophischen Wörterbüchern, durch den angemessensten Hintritt, nämlich dadurch, daß er gleichsam in einem Ocean von Beifall ertrinkt, so daß, wie er für den Ruhm lebte, man auch von ihm sagen kann, er sei daran gestorben.

Ein so mannigfaltiger vollständiger Erfolg, der in irgendwelchem Zeitalter der Welt nur einer kleinen Anzahl Menschen beschieden ist, läßt wenigstens, wenn man auch noch so viel auf Rechnung des Glückes bringt, eine fast beispiellose Gewandtheit in Handhabung der Mittel voraussetzen. Es muß nothwendig hier ein großes Talent thätig gewesen sein, eine der Wirkung angemessene Ursache.

Es ist in der That wunderbar zu beobachten, mit welcher vollendeten Geschicklichkeit Voltaire seinen Cours durch so viele widerstrebende Umstände hindurchsteuert; wie er dieses Cap Horn trotz seiner Stürme umschifft, durch jenen Rißstrom leicht hindurchschlüpft; hier bei den reichen Willen frisches Wasser einnimmt, die erlittenen Verhärtigungen ausbessert und Schwacher treibt, dort in der sichern Bucht liegen bleibt, bis der Sturm vorüber ist; wie er seinen Feind allemal entweder in den Grund bohrt oder ihm aus dem Wege geht und so trotz aller Sturmeswogen und Secunzgeheuer und feindlicher Flotten mit stolzwehender Flagge und auf dem Deck aufgehäuften Gold- und Silberbarren seine lange Manilla-Reise beendet.

Wir sehen hier ab von seinem literarischen Charakter, dessen Hauptzug, wie man finden wird, diese selbe unnachahmliche Gewandtheit war und werfen bloß einen flüchtigen Blick auf die allgemeine Erscheinung seiner Handlungsweise, so wie sie sich sowohl in seinen Schriften als in seinen Handlungen kund gab.

Abwechselnd und stets zur rechten Zeit ist er gebieterisch oder süßsam. Bald schiebt er gleich Hyperion von den Bergeshirfeln seine irdigen unzähligen Pfeile, bald zieht er, wenn Gefahr naht, in unbekannte Schlupfwinkel oder schwört, wenn er auf früherer That ertappt wird, er habe es bloß aus Scherz gethan und sei der friedfertigste Mensch. Er richtet sich nach den Umständen, kann bis zu einem gewissen Grade kalt blasen oder heiß blasen und versucht nie Gewalt, wo er hoffen kann, seinen Zweck durch List zu erreichen. Die Spürhunde der Hierarchie und der Monarchie, die sprichwört-

lich eine so feine Witterung und so scharfe Zähne haben, werden gegen ihn ausgehend, aber er ist ein Löwenfuch, der sich nicht fangen läßt. Durch hunderterlei listige Manöver weiß er seine Verfolger zu äßen und zu ermüden; er kann sich in die Erde graben und mit einem Male ist jede Spur von ihm verschwunden *). Dabei hat er sich mit einem seltsamen System von Anonymität und Deffentlichkeit, von Leugnen und Gestehen, mit einem Worte von Reificationen aller Arten umgeben. Er kann keine stehenden Armeen zu seiner Vertheidigung aufbieten und dennoch ist auch er eine europäische Macht und nicht unvertheidigt; ein unsichtbares, uneinnehmbares, obgleich bis jetzt noch nicht anerkanntes Volkwerk, das der öffentlichen Meinung, vertheidigt ihn. Mit großer Kunst behauptet er diese Stellung, obgleich er dann und wann einen Ausfall daraus macht und zwar weit über die erlaubten Grenzen hinaus. Er besetzt aber den Mantel, der ihn unsichtbar macht, und seine Siebenmeilenstiefel wie jener andere Riesentöchter.

Wir sehen in Voltaire einen gewandten Hösling oder einen beißenden Satyrer. Er kann Gotteslästerungen aussprechen und Kirchen bauen, je nachdem die Zeit es angemessen erscheinen läßt. Friedrich der Große ist nicht zu hoch für seine Diplomatie, noch der arme Drucker seines „Zadig“ zu niedrig **); er weiß den Cardinal Fleuri und den Pfarrer von St. Sulpice zu äßen und lacht sich ins Häußchen. Wir möchten ihn für einen der besten Politiker erklären, von welchen die Geschichte erzählt; wenigstens war er, wie wir schon gesagt haben, der gewandteste aller Schriftsteller.

Gleichzeitig werden, wie uns scheint, selbst Voltaire's kühnste Feinde nicht leugnen, daß er einen angeborenen feinfühlenden Sinn für Rechtlichkeit, so wie überhaupt für jede Tugend besaß. Die äußerste Lebhaftigkeit des Temperaments charakterisirt ihn und seine rasche Empfänglichkeit für jede Form der Schönheit ist nicht bloß intellectuell, sondern auch moralisch.

*) Von einem derartigen Vorstehen lesen wir einen sonderbaren und ziemlich trelligen Bericht in dem vorliegenden Werke. Damals war es die Herzogin von Maine, bei welcher er Schutz suchte. Die Veranlassung war eine sehr geringfügige, aber nicht-ohnehiniger mußte er zwei Monate lang in dem Schlosse Seauur verbleiben liegen und bei vertheilten Fenstern und am hellen Tage Licht brennend, „Zatig“, „Dabem“, „Memmen“ u. s. w. dichten, um sich die Zeit zu vertreiben.

**) Man lese in Lenghamy S. 151—163, wie durch einen einfachen Taichenspielerreich ein Schullehrer werden kann und der change rendu à des imprimeurs infidèles.

Sein praktisches Leben lehrt uns dies durch viele unzweifelhafte und ihm zur hohen Ehre gereichende Beweise. Den Hülfsbetürftigen war er stets ein bereitwilliger Wohlthäter und zahlreich waren die bunartigen Abenteurer, welche seine Freigebigkeit benutzten und dann die Hand zerfleischen, die sie gefüttert hatte. Wenn wir seine edelmüthigen Thaten, von der Angelegenheit des Abbé Desfontaines bis zu der der Wittve Galas und der Bröhrner von Saint Claude aufzählen, so werden wir finden, daß wenige dem Privatleben angehörende Menschen einen so umfassenden Cirkel der Wohlthätigkeit gehabt und denselben so gut überwacht haben.

Sollte man einwenden, daß Ehrgeiz einen großen Antheil an dieser Handlungsweise gehabt habe, so müssen wir bemerken, daß Voltaire nach Ruhm eben nicht erst zuzeiten brauchte, und sollten die Lieblosen sogar berechnen wollen, der Ehrgeiz sei der einzige Beweggrund gewesen, so können wir sie klos daran erinnern, daß die Liebe zu solchem Ruhme schon an und für sich die Wirkung einer geistlichen, menschenfreundlichen Gesinnung ist und wünschen, als einen unermesslichen Fortschritt, daß alle Menschen davon beiseit wären.

Voltaire machte in Bezug auf menschliche Schlechtigkeit manche betrübende Erfahrung, aber deswegen behielt er immer noch Mitleid für menschliche Leiden und fand sein Vergnügen darin, sie zu lindern, selbst wenn er sich dadurch nur einen ehrenvollen Lurusgenuss bereicherte.

Seine freundschaftlichen Verhältnisse scheinen auffallend beständig und dauernd gewesen zu sein; selbst solche Dummköpfe wie Abrior, die er nur durch die Gewohnheit lieb gewonnen haben konnte, fährt er, sogar nach widerstehlichsten Beleidigungen, fort, als Freunde zu betrachten und zu behandeln. Gegen seines Gleichen scheint er, so viel wir bemerken können, nicht neidisch gewesen zu sein, wenigstens nicht auf handgreifliche und verachtliche Weise, obgleich dies, wie wir hierbei bemerken müssen, bei einem Manne, der gleich von Anfang an eine so überwiegende Popularität besaß, nicht zu verwundern gewesen wäre.

Gegen Montesquieu, und vielleicht gegen diesen allein, kann er nicht umhin, einen kleinen geheimen Groll zu hegen. Dabei aber läßt er ihm doch öffentlich stets die vollste Gerechtigkeit widerfahren und l'Arlequin Grotius des häuslichen Herdes wird bei allen ernstlichen Gelegenheiten der Verfasser des *Esprit des Loix*.

Auch gegen seine Feinde, sogar gegen solche, die sein Vertrauen verrathen haben, ist Voltaire ebenfalls weder unverdönlich noch gemein rachsüchtig. Der Augenblick ihrer Unterwerfung ist auch der Augenblick seiner Verzeihung; sogar ihre Feindseligkeit reizt ihn bloß dann und wann zu Ausfällen gegen sie. Sein Herz ist zu gut, ja sogar zu leichtsinnig, als daß es Groll und Fortdauer der Rache hegen sollte.

Wenn er nicht die Tugend besitzt, zu vergeben, so fehlt es ihm doch selten an der Klugheit, zu vergessen. Wenn er bei seinen langwierigen Zwistigkeiten seine Gegner nicht mit Großmuth behandeln kann, so begegnet er ihnen doch auch selten, ja vielleicht niemals, ganz wegwerfend und selten oder nie mit jener unbedingten Parteilichkeit, welche das Wiedervergeltungsrecht anscheinend so oft gerechtfertigt hätte.

Wir möchten sagen, daß er, wenn auch kein heldenmüthiger, doch zu allen Zeiten ein vollkommen civilisirter Mensch ist, was, wenn man bedenkt, daß er seinen Krieg mit erbitterten Theologen führte, und daß es von Seiten dieser ein Krieg auf Leben und Tod war, als ein ziemlich überraschender Umstand betrachtet werden kann. Er zeigt viele untergeordnete Tugenden, eine angemessene Würdigung der höchsten, und weniger Fehler, als in seiner Lage zu erwarten und vielleicht zu verzeihen gewesen wären.

Alles dies ist sehr gut und kann einen sehr erfahrenen und hochgeachteten Geschäftsmann in dem umfassendsten Sinne dieses Wortes bilden, aber immer noch ist es weit entfernt, einen „großen Charakter“ auszumachen.

In der That findet sich in Voltaire's ursprünglicher Construction ein großer Mangel, der, wie uns scheint, solchen Ansprüchen stets hinderlich sein muß. Wir meinen seine angeborene Leichtfertigkeit, seinen gänzlichen Mangel an Ernst.

Voltaire war ein geborener Spötter und leichtfertiger Pocourante, welcher natürliche Hang durch seine Lebensweise in eine vorherrschende, alles durchdringende Gewohnheit überging. Kern sei es von uns, sagen zu wollen, daß ein unerschütterlicher Ernst eine wesentliche Bedingung der Größe sei; daß ein großer Mann keine andere als eine harte eßigsaure Miene zeigen dürfe, die niemals durch die Wogen der Heiterkeit aufgethaut oder erwärmt werden dürfe! Es giebt Dinge in dieser Welt, die belacht, und Dinge, die bewundert werden müssen, und Niemand kann sich eines umfassen-

den Geistes rühmen, der nicht jeder Sache die Anerkennung zollen kann, die ihr gebührt.

Nichtsdestoweniger ist die Verachtung ein gefährliches Element, um darin zu spielen, ein tödtliches, wenn wir uns gewöhnen, darin zu leben. Wie soll in der That — wenn wir die Sache von der gelindesten Seite betrachten — ein Mensch große Unternehmungen durchführen, Mühe und Arbeit auf sich nehmen und der Versuchung widerstehen, wenn er das, was er verfolgt, nicht eifrig liebt? Die Fähigkeit der Liebe, der Bewunderung, ist als das Kennzeichen und Maß hoher Seelen zu betrachten. Unflug geleitet, führt sie zu vielen Uebeln, aber ohne sie kann es nichts Gutes geben.

Der Spott dagegen ist allerdings eine Fähigkeit, auf welche ihre Besitzer großen Werth legen; an und für sich aber ist diese Fähigkeit nur klein, ja wir können sagen, sie sei die kleinste von allen Fähigkeiten, welche andere Menschen sich die Mühe geben, mit einem gewissen Grade von Achtung zu vergelten. Dem Denken, dem Wissen, was man eigentlich darunter versteht, ist sie direct entgegengesetzt; ihre Nahrung und ihr Wesen ist die Verneinung, welche bloß auf der Oberfläche schwebt, während das Wissen tief unten wohnt. Uebrigens ist der Spott seiner Natur nach geistlich und in moralischer Beziehung trivial. Er schmeichelt bloß unserer Eitelkeit und nährt dieselbe, während man doch am besten thut, sie ganz sich selbst zu überlassen. Ein Spötter ist, während er spottet, in keiner erhabenen Stimmung und verräth mehr vom Teufel als vom Engel. Dies ist noch dazu der Fall, wenn sein Spott Das ist, was wir gerecht nennen und einigermaßen auf Wahrheit sich gründet, während dagegen das Gelächter der Narren, jener leere Schall, welchen die heilige Schrift mit dem Knistern von Dornen unter dem Kopfe — den sie nicht erwärmen können, sondern bloß beschwemen und berücken — vergleicht, in unserer Zeit als ein sehr ernstes Bewachungs für die Summe menschlicher Leiden betrachtet werden muß, und wenn die Vermehrung der Verbrechen in der Hauptstadt zur Discussion kommt, so hoffen wir, dieser Umstand werde der Wachsamkeit des Parlaments nicht entgehen.

Wir haben uns mehr als einmal bemüht, einen wirklichen Sinn in jenem Aporismus zu finden, welcher gewöhnlich Shafesbury zugeschrieben wird, den wir aber nirgends in seinen Werken finden können, nämlich: der Spott sei der Bräustein der Wahrheit. Von allen Chimären

aber, die jemals in der Gestalt philosophischer Lehrlinge aufgetreten sind, ist dies für uns die formloseste und rein unbegreiflich. Hat der menschliche Verstand sie wohl jemals begriffen oder geglaubt? Ganz gewiß, und so weit der gewöhnliche Menschenverstand zu erkennen vermag, scheint das Gelächter nicht weniger von dem Lacher als von dem Ausgelachten abzuhängen und nun fragen wir: wer hat wohl den Lachern ein Patent darauf gegeben, daß sie stets Recht haben und immer allwissend sind? Wenn es den Philosophen von Antika Sund beliebte, über die Wanderes der Matrosen Goot's zu lachen, machte dies wohl diese Wanderes nutzlos, und sollten die Seelcute müßig dastehen oder sich lederner Kanocs bedienen, bis das Gelächter nachließ? Möge darüber das unsichtige Publikum entscheiden.

Doch wir lassen diese Fragen einstweilen beiseite und bemerken nur so viel, daß alle großen Männer darauf bedacht gewesen sind, dieses Talent oder diesen Gang zum Spott unterzuordnen; ja in den Zeitaltern, welche wir als die größten betrachten, hielt man die meisten der Künste, welche dazu beitragen, freier Leute für unwürdig und beschränkte sie auf die Ausübung durch Sklaven.

Bei Voltaire aber ist keine solche Unterordnung sichtbar. Von Natur oder durch Gewohnheit ist der Spott der unwiderstehliche Gang seiner Geistesrichtung geworden, so daß für ihn in allen Dingen die erste Frage nicht lautet: Was ist wahr? sondern: Was ist falsch? Er sucht nicht zu ermitteln, was zu lieben und festzuhalten und ernstlich zu Herzen zu nehmen, sondern was zu verachten, lächerlich zu machen und mit Spott und Hohn zur Ehre hinauszuerwerfen ist.

Hier erntet er allerdings reichlichen Triumph als Bilderstürmer, erbeutet aber wenig wirklichen Reichtum. Die Eitelkeit mit dem, was dazu gehört, sinket, wie wir schon gesagt haben, reichliche Befriedigung, was aber etwas Besseres betrifft, so ist davon nicht viel vorhanden.

Erfurcht, das höchste Gefühl, dessen die menschliche Natur fähig ist, die Krone seines ganzen moralischen Menschenthums und kostbar wie mannes Gold, wäre es auch in den rohesten Formen, scheint er nicht zu verstehen oder auch nur durch glaubwürdige Traditionen kennen gelernt zu haben. Der Ruhm des Wissens und Glaubens ist ihm fast ganz unbekannt; nur mit dem des Zweifels und Tadelns ist er vertraut.

Demgemäß sieht er auch nicht weit in die Natur hinein. Das gewaltige All in seiner Schönheit und unentlichen, geheimnißvollen Größe, vor

welchem das kleine Ich in den Staub sinkt, hat sich ihm niemals auch nur auf Augenblicke offenbart; bloß dies oder jenes Atom davon und die Unterschiede und Widersprüche dieser beiden hat er untersucht und notirt. Seine Welttheorie, sein Gemälde vom Menschen und menschlichen Leben ist klein, für einen Poeten und Philosophen sogar armselig. Man betrachte es in seinen höchsten Entwicklungen und man wird finden, daß es ein ganz dürftiges Gemälde ist, weiter nichts als ein mit mehr oder weniger Spiegeln verzierter Reflex des eigenen Ich und der armseligen Interessen dieses Ich. „Die göttliche Idee“, das, was auf dem untersten Grunde des Scheins liegt, war niemals einem Menschen unsichtbarer. Er ließt die Geschichte nicht mit dem Auge eines frommen Seher's oder auch nur eines Kritiker's, sondern durch eine bloß antikatholische Brille. Es ist für ihn nicht ein gewaltiges Drama, aufgeführt auf dem Theater der Unendlichkeit mit Sonnen statt der Lampen und der Ewigkeit als Hintergrund, dessen Verfasser Gott ist und dessen Inhalt und tausendfache Moral uns durch Finsterniß und Licht zum Throne Gottes emporleitet, sondern ein armseliger, ermüdender, zehn Jahrhunderte lang fortgesponnener Redeübungsstreit zwischen der Encyclopédie und der Sorbonne. Weisheit oder Thorheit, Erhabenheit oder Niedrigkeit sind bloß abergläubisch oder ungläubig. Gottes Weltall ist bloß ein größeres Erbtheil des heiligen Petrus, aus welchem es gut und annehmbar wäre, den Papst hinauszujagen.

Auf diese Weise ward Voltaire's geistige Natur, die ursprünglich mehr heftig als tief war, in ihrer Reife, trotz aller seiner wunderbaren Gaben, geradezu seicht. Wir finden von Anfang bis zu Ende keinen Heroismus des Charakters in ihm, ja, so viel wir wissen, enthalten all seine sechsunddreißig Quartbände nicht einen einzigen großen Gedanken. Der hohe Werth, den die Natur ihm eingepflanzt und der sich noch oft in seinem Handeln kund giebt, scheint hier nicht wie ein Licht, sondern wie ein Irwisch. Der einem solchen Geiste eigenthümliche Enthusiasmus sucht ihn zuweilen heim, aber er hat keine bleibende Kraft in seinen Gedanken, keinen festen Wohnsitz und keinen Namen. Es liegt in ihm Raschheit, aber gleichzeitig Kleinlichkeit, eine gewisse Hektigkeit und launenhafte Schroffheit, die ihm alle Würde raubt.

Von seinen emportements und tragikomischen Explosionen erzählt man sich tausend Anekdoten; aber auch bei diesen Gelegenheiten ist er nicht ein entschlossener Vulkan, sondern ein Bündel Raketen und weiter nichts.

Er erschießt beinahe den armen Dorn, den Frankfurter Polizeidiener, indem er ein Pistol auf ihn abfeuert und zwar drei Tage nachdem jene mißliche Angelegenheit mit dem „Oeuvre de Poésie du Roi mon Maître“ definitiv beigelegt worden. Ein Buchhändler, der ihn mit dem natürlichen Instinkt der sündhaften Menschheit überhauert, bekommt von diesem Philosophen eine Ohrfeige als Abschlagszahlung.

Der arme Longchamp erzählt mit ziemlichem Takt und einem preiswürdigen Streben, den Anstand so wenig als möglich zu verlegen, verschiedene Ausstritte dieser Art: wie Voltaire gleich am ersten Morgen seine Kämme von sich schleuderte, seine Perücke mißhandelte und sich mit einem Worte ganz wüthend geberdete; wie er einmal, nachdem er durch einen langen Spaziergang ungewöhnlich hungrig geworden, gern zu Abend speisen wollte und Clairaut und Madame du Châtelet, in algebraische Berechnungen versunken, zweimal versprochen, hinunterzukommen, aber dennoch die bereits aufgetragenen Schüsseln kalt werden lassen und der Philosoph endlich ihre verschlossene Thür mit dem Fuße aufsprengte, indem er rief: „Vous êtes donc de concert pour me faire mourir!“

Und dennoch besaß Voltaire wahre Herzensgüte; alle seine Diener und Untergebenen liebten ihn und blieben lange bei ihm. Er besaß viele Elemente der Güte, aber sie schwimmen durch einander und nichts ist zu einer festen und dauernden Verbindung verschmolzen. Allerdings zeigt er im Allgemeinen eine glatte, regelmäßig cultivirte Fläche, aber unter derselben finden wir nicht die stumme eisenumgürtete Stärke einer Welt, sondern sehen, wie der wilde Tumult eines Chaos fortwährend hindurchbricht. Er ist ein Mann von Kraft, aber er wendet sie nicht immer auf wohlthätige Weise an; wir fürchten ihn, aber wir können ihn nicht verehren: wir fühlen, daß er stärker ist, aber nicht höher.

Ein großer Theil dieser geistigen Unzulänglichkeit und Vertheiltheit möchte seinen Grund in natürlichen Mängeln haben; aber ein anderer großer Theil davon kommt auf Rechnung des Zeitalters, in welchem ihm sein Dasein angewiesen war.

Es war ein Zeitalter der Uneinigkeit und Spaltung; die Annäherung einer großen Krisis in menschlichen Angelegenheiten. Schon sehen wir darin alle Elemente der französischen Revolution und wundern uns — so leicht vergessen wir, wie verworren und verborgen die Bedeutung der Gegenwart

größtentheils für uns ist — daß nicht alle Menschen das Gerannabeh jener furchtbaren Ummwälzung voraussahen.

Auf der einen Seite sehen wir eine hohe, Alles verjüngende Thätigkeit der Intelligenz. Ein unabweißbarer Geist der Forschung nähert sich kühn jedem Gegenstande. Menschliche und göttliche Dinge werden, die einen wie die andern, ohne Scheu vor den übermüthigen Richterfluß der sogenannten Vernunft gefordert, die hier weiter nichts bedeutet, als argumentirende Logik. Die Starken am Geist sind von dem regelmäßigen Einflusse auf die Angelegenheiten des Staates ausgeschlossen und sich dieses Unrechts tief bewußt.

Anderseits sehen wir einige bevorrechtete Wenige, stark durch die Unterordnung der Vielen, aber doch an und für sich schwach — eine buntschwedige und größtentheils ganz und gar unfähige und alterschwache Streitmacht von Klerikern und kurzjüchtigen Edelleuten oder vielmehr Höslingen, denn bis jetzt steht der Adel noch größtentheils auf der andern Seite. Diese können den Kampf mit der Logik nicht aufnehmen und die Zeit der Verfolgung und Verkegung ist so ziemlich vorbei. Die ganze Kraft des Gesetzes liegt allerdings noch in ihren Händen, aber die weit tiefer liegende Kraft, welche allein dem Gesetze Wirksamkeit giebt, entschlüpft ihnen mit jeder Stunde immer mehr.

Hoffnung befeelt die eine Partei, Furcht die andere und der Kampf wird grümmig und verzweifelt werden. Denn auf Seiten der sich selbst so nennenden Philosophen ist Muth ohne Weisheit; auf Seiten ihrer Gegner Schwäche mit Erbitterung. Hier wie dort giebt es Stolz genug, aber wenig Hochherzigkeit; vielleicht nirgends reine Liebe zur Wahrheit, sondern bloß überall die reinste, stürzende Liebe zum eigenen Ich.

In einem solchen Zustande der Dinge lagen unzählige Keime der Zerknirschung. Die beiden eben geschilderten Einflüsse hingen wie sich schnell über einander thürmende elektrische Wolken noch auf entgegengesetzten Seiten des Horizonts, aber so unheilverkündend, daß sie, wenn sie jemals zusammenstießen, den Himmel in Flammen zu setzen, die Erde mit ihren Wägen zu zerstückeln und Sonne und Sterne, wenn auch nur eine Zeit lang, von dem Antlitz des Himmels hinwegjäten drohten.

Denn es ist kein leitendes Medium vorhanden, welches diese feindlichen Elemente friedlich in einander verschmelze; es giebt auf der einen Seite wie auf der andern keine wahre Tugend, keine ächte Weisheit. Niemals

vielleicht hat es in der Geschichte der Welt eine Epoche gegeben, wo allgemeine Corruption so laut nach Reform verlangte, und Die, welche diese Aufgabe übernahmen, waren Menschen ohne allen inneren Werth. Nicht durch Oracsen, sondern durch Catilinas, nicht durch Luthers, sondern durch Aretine sollte Europa verjüngt werden. Die Aufgabe ist eine lange und blutige gewesen und noch lange nicht durchgeführt.

Zu welcher Partei bei einem solchen Stande der Dinge ein Mann wie Voltaire sich schlagen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Ob er sich zu beiden Parteien halten oder ob er sich vielmehr in die Mitte hätte stellen sollen, als Anhänger keiner von beiden, vielleicht gehäuft von beiden, die Wahrheit, die in jeder war, anerkennend und befördernd und eine weit höhere Wahrheit predigend, welche, wenn auch sein eigenes Jahrhundert sie vernachlässigte und verkümmerte, doch von künftigen Jahrhunderten als unschätzbar anerkannt worden wäre — alles dies war eine andere Frage.

Von keinem Menschen, wie begabt er auch sein möge, können wir verlangen, was er nicht zu geben hat, aber Voltaire nannte sich doch einen Philosophen, ja glaubte, der größte Philosoph seiner Zeit zu sein. Und dies ist oft, ja fast allgemein, das Schicksal großer Menschen und eifriger Freunde der Weisheit gewesen. Ihr eigenes Jahrhundert und Land haben sie als etwas Bedeutungsloses behandelt; auf der großen Getreidebörse der Welt hat man ihre Perlen für verdorbene Gerste angesehen und verächtlich zurückgewiesen. Schwach an Anhängern, nur stark in ihrem Glauben, in dem unzerstörbaren Bewußtsein ihres Werthes und Rechthuns, haben sie schweigend oder in Worten an künftige Jahrhunderte appellirt, wo ihr eigenes Ohr allerdings der Stimme der Liebe und des Hasses verschlossen war, wo aber die Wahrheit, die in ihnen gewohnt, mit einer Allen hörbaren Stimme sprechen mußte. Bacon hinterließ seine Werke künftigen, nach einigen Jahrhunderten kommenden Generationen.

„Darf es mir wohl schwer ankommen,“ sagte Kepler in seiner Vereinigung und drückenden Hilfsbedürftigkeit, „wenn die Menschen von meiner Entdeckung nichts wissen wollen? Wenn der allmächtige Gott sechs tausend Jahre auf einen Menschen gewartet hat, welcher steht, was er geschaffen, so kann ich wohl auch zweihundert Jahre auf einen warten, welcher versteht, was ich gesehen!“

Alles dies und noch mehr liegt in der Liebe zur Weisheit, in dem ächten Fortschreiten nach Wahrheit — der erhabensten Aufgabe, die dem Men-

ischen gestellt werden kann, deren Erfüllung aber auch den erhabensten Menschen verlangt.

Bei Voltaire jedoch findet sich keine Spur von solcher Erhabenheit, vielleicht hatte er nicht einmal einen Begriff davon. Den hohen Ruf, welcher in dem vorhandenen Stande der Dinge für ihn liegt, hat sein Verstand vielleicht eben so wenig die Kraft zu erkennen, als sein Herz die Kraft hatte, ihm zu gehorchen. Er folgt einem einfachen Wege. Ohne weiter nach dem endlichen Ausgange zu fragen, widmet er sich der Sache seiner eigenen Partei, jener Klasse, mit welcher er lebte und mit der er gut zu stehen wünschte. Er tritt in ihre Reihen, nicht ohne Hoffnung, mit der Zeit ihr Anführer zu werden.

Dieser Entschluß stimmt mit seinen früheren Gewohnheiten und seiner Gemüthsrichtung vollkommen überein und sein ganzes späteres Verfahren, eben so wie seine moralische Erscheinung als Mensch entwickelt sich daraus ganz von selbst. Nicht als ob wir sagen sollten, Voltaire wäre weiter nichts als ein Preißechter gewesen, ein „Schweizer des Himmels“, der für eine Sache kämpfte, die er bloß halb, vielleicht gar nicht billigte. Nicht weniger als dieses. Ohne Zweifel liebte er die Wahrheit, ohne Zweifel war er theilweise überzeugt, daß er die Wahrheit vertheidige; ja wir wissen nicht, daß er jemals in einem einzigen Falle einer vorsätzlichen Verleugnung seines Glaubens überwiesen worden wäre, oder daß er bei all seinen Controversen eine einzige vorsätzliche Unwahrheit ausgesprochen hätte. Dieses negative Lob darf übrigens auch durchaus nicht als ein unbedeutendes betrachtet werden, denn es wäre sehr zu wünschen, daß selbst die besseren unter seinen wohlmeinenden Gegnern ein ähnliches verdient hätten.

Nichtdestoweniger ist seine Liebe zur Wahrheit nicht jene tiefe unendliche Liebe, welche einem Philosophen ziemt, von welcher viele Zeitalter das Glück gehabt haben, Zeuge zu sein, ja von welcher sein eigenes Zeitalter noch einige Beispiele aufzuweisen hatte. Es ist, möchten wir sagen, eine weit geringere Liebe als die des armen Jean Jacques, dieses halb Weissen, halb Wahnsinnigen; es ist mehr eine kluge Berechnung als eine Leidenschaft. Voltaire liebt die Wahrheit, aber hauptsächlich die von der triumphirenden Art. Wir haben kein Beispiel, daß er für eine vollständig entthronte und verbannte Wahrheit gekämpft hätte, sondern hauptsächlich dann, wenn sie, obgleich in Noth und Bedrängniß, aber doch noch mit den königlichen Zeichen ihrer Würde einhergeschreitet und Ritterwürden und Ruhm in ihren

Schlachten zu gewinnen sind, verteidigt er sie und macht tapfere Angriffe auf die Gabel und Tisler.

Sogar der Glaube scheint zu allen Zeiten bei ihm weniger das Produkt der Betrachtung als vielmehr des Raisonnements gewesen zu sein. Seine erste Frage in Bezug auf irgend eine Lehre, vielleicht seine Hauptfrage in Bezug auf ihren Werth und ihre Aechtheit ist: Können Andere davon überzeugt werden? Kann ich sie auf dem Markte für Macht und Ansehen vertauschen? Solchen Fragern aber giebt die Wahrheit, welche weder kauft noch verkauft, keine Antwort, sondern geht an ihnen vorüber.

In der That, wenn wir Voltaire's herrschenden Beweggrund erforschen, so werden wir finden, daß derselbe im Grunde genommen nur ein gemeiner war — Ehrgeiz und der Wunsch, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln über andere Menschen zu herrschen. Er erkennt keine höhere Gottheit an, als die öffentliche Meinung, denn für Alles, was er versucht oder ausführt, ist die Zahl der Stimmen das Maß der Stärke und des Werthes.

Und dennoch wollen wir gerecht gegen ihn sein und zugeben, daß er in gewissem Grade seine Stimmen nicht bloß zählt, sondern auch wägt. Wenn die Liebe zum Ruhm, welche wir besonders bei einem solchen Manne nur eine andere Modification der Eitelkeit nennen können, auch stets seine herrschende Leidenschaft ist, so zeigt er doch bei Befriedigung derselben einen gewissen Geschmack. Seine Eitelkeit ist zwar unauslöschlich, aber dabei immer geschickt maskirt. Selbst seine gerechten Ansprüche sucht er niemals auf lärmende, geräuschvolle Weise durchzusetzen und während seines ganzen Lebens verräth er nicht eine einzige Spur von Charlatanerie.

Trotzdem ist er, selbst auf der Höhe seines Ruhms, für das Urtheil der Welt sehr empfindlich. Hätte er in der Rue Traversière ein Pionspudochr anbringen können, so würde er Tag und Nacht daran gehorcht haben. Es darf nur irgend ein kleiner maliziöser Abbé, ein Bréron oder Piron,

Pauvre Piron, qui ne fut jamais rien,
Pas même Académicien,

ein Pasquill oder Epigramm gegen ihn schreiben, so geräth er sogleich in die größte Aufregung. Wir geben zu, daß er bei diesen Gelegenheiten Manches ungerochen hingehen ließ, seinen Spleen männlich nieder kämpfte und sich zuweilen lange ruhig verhielt; in seiner Stellung aber hätte er dies stets thun sollen. Warum soll ein solcher Mann sich über die Grim-

tücke außerordentlich kleiner Leute ärgern? Warum soll er nicht diese armen Teufel schreiben und auf seine Kosten einige unredliche Pfennige verdienen lassen, wenn sich ihnen kein besseres Mittel darbietet?

Aber Voltaire kann sich einmal nicht von seinen „Stimmen“, seinen „süßen Stimmen“ trennen, denn sie sind seine Götter. Man nehme ihm diese und was bleibt ihm dann? Demgemäß finden wir ihn in der Literatur und in der Moral, bei all seinem Thun und Treiben fortwährend ängstlich bemüht, genau mit dem Winde zu segeln. In der Kunst ist das Pariser Parterre seine höchste Instanz und er befragt das Café de Procope über seine Weisheit oder über seine Thorheit, als ob es ein delphisches Orakel wäre.

Das nachstehend erzählte Abenteuer fällt in sein vierundfünfzigstes Jahr, wo sein Ruhm doch schon längst hinreichend fest begründet war. Wir übersetzen Sieur Bongchamp's magere, halb verschämigte, nach Lakaienart vorlesung vertuschende Erzählung:

„Alle Kenner sind über die Vorzüge der Tragödie ‚Semiramis‘ einig, welche sich auf der Bühne gehalten hat und immer mit Vergnügen gesehen worden ist. Jedermann weiß, wie die beiden Hauptrollen dieses Stücks zu der Berühmtheit zweier großen Tragöden, der Mademoiselle Dumesnil und des Herrn le Kain, beitrugen. Die Feinde des Herrn von Voltaire erneuerten bei den nachfolgenden Vorstellungen ihre Versuche, sein Triumph ward aber dadurch nur um so mehr bestätigt. Viron nahm, um sich über die Niederlage seiner Partei zu trösten, Zuflucht zu seinem gewöhnlichen Mittel, indem er das Stück mit dem Schmutze einiger elenden Epigramme bewarf, die aber durchaus keinen Schaden zufügten.“

„Trotzdem wünschte Herr von Voltaire, der seine Werke stets gern verbesserte und vervollkommnete, ausführlicher und aus der ersten Hand zu erfahren, was das Publikum von seiner Tragödie Gutes oder Schlechtes spräche und er war der Meinung, daß er dies nirgends besser erfahren könne, als in dem Café de Procope, welches auch Antre (Höhle) de Procope genannt ward, weil es selbst am hellen lichten Tage sehr finster und des Abends schlecht erleuchtet war und weil man hier oft eine Anzahl bagerer, blasser Poeten sah, die einige Aehnlichkeit mit Geipenslern hatten. In diesem Café, welches der Comédie française gegenüber liegt, war seit mehr als sechzig Jahren das Tribunal jener dunkelhaften Aristarche gehalten worden, welche meinten, sie könnten über Schauspiele, Autoren und Darsteller end-

gütliches Urtheil fällen. Herr von Voltaire wünschte daher einmal dort zu sein, aber verkleidet und ganz incognito.

„Gewöhnlich begaben sich nach dem Schluß des Theaters diese Kritiker hieher, um ihre großen Seifionen, wie sie es nannten, zu eröffnen.

„Am Abend der zweiten Darstellung der ‚Semiramis‘ borgte er sich die Kleider eines Geistlichen und legte ein Priestergewand an, über welches er einen langen Mantel warf. Schwarze Strümpfe, Gürtel, Bäschen, sogar das Previer, nichts war vergessen. Dann setzte er eine große ungepuderte und schlechtgetämmte Perücke auf, welche mehr als die Hälfte seiner Wangen bedeckte und nichts sehen ließ, als die Spitze einer langen Nase. Auf der Perücke saß ein großer dreieckiger Hut.

„In diesem Aufzuge begab sich der Dichter der ‚Semiramis‘ zu Fuß nach dem Café de Procope, wo er sich in einen Winkel setzte und das Ende des Theaters erwartend, eine havoroise, eine Semmel und die Zeitung verlangte.

„Es dauerte nicht lange, so traten jene Besucher des Parterre und Stammgäste des Café herein. Sie begannen sofort über das neue Trauerspiel zu disputiren. Die Freunde und Gegner desselben suchten ihre Meinung sehr lebhaft geltend zu machen und jeder führte seine Gründe an. Unparteiische Personen sprachen ebenfalls ihre Ansicht aus und wiederholten einige schöne Verse des Stückes.

„Während dieser ganzen Zeit hörte Herr von Voltaire, die Brille auf der Nase und über die Zeitung gebeugt, als ob er in derselben läse, der Debatte zu, freute sich über vernünftige Bemerkungen, ärgerte sich aber auch über viele sehr abgeschmackte, die er gleichwohl nicht widerlegen durfte. So hatte er anderthalb Stunden lang den Muth und die Geduld, über ‚Semiramis‘ sprechen und schwätzen zu hören, ohne ein Wort dazu zu sagen.

„Endlich, nachdem alle diese eingebildeten Richter des Dichterruhms ihrer Wege gegangen waren, ohne einander zu belehren, ging Herr von Voltaire auch fort, nahm in der Rue Mazarine einen Wagen und kam gegen elf Uhr wieder nach Hause.

„Obgleich ich von seiner Verkleidung wußte, so gestehe ich doch, daß ich fast erschrak, als ich ihn so vor mir sah. Ich hielt ihn erst für ein Gespenst oder den Schatten des Ninus oder wenigstens für einen jener alten trübsen Disputanten, die, nachdem sie sich in Schulphillogisimen abgearbeitet,

das Ende ihrer Laufbahn erreicht haben. Ich half ihn sich des ganzen Apparats wieder entledigen, den ich am nächsten Morgen seinem wirklichen Eigenthümer, einem Doctor der Sorbonne, wieder zustellte."

Dieser heimliche Schritt, der keineswegs für erhaben gelten kann, konnte in einem Falle seinen Nutzen und vernünftigen Zweck haben, aber nur in einem einzigen, nämlich wenn „Semiramis“ ein volksthümliches Spektakelstück sein sollte, dessen Leben oder Sterben von seinem ersten Eindruck auf die gedankenlose Masse abhängt, und wir müssen demgemäß schließen, daß dies seine wirkliche oder wenigstens seine Hauptbestimmung gewesen sei. In jedem andern Falle aber können wir nicht umhin, diesen Versuch à la Harun-Al-Raschid in dem Café de Procope als tadelnswerth und ganz und gar unangemessen zu betrachten. Wenn „Semiramis“ ein Gedicht, eine lebende, durch die stumme Kraft und lang fortgesetzte Prometheus-Arbeit ihres Autors, dem Himmel abgerungene Schöpfung war, was konnte dann „am zweiten Abend“ das Café de Procope, was konnte ganz Paris davon wissen? Wäre es Milton's „Verlorenes Paradies“ gewesen, so hätten sie es vielleicht noch nach dem fünfzigsten Jahre verachtet!

Allerdings der Zweck des Dichters ist und muß sein, dadurch, daß er gefällt, zu belehren, aber nicht dadurch, daß er diesem oder jenem Menschen gefällt, sondern nur dadurch, daß er der Menschheit gefällt; nur indem er zu der reinen Menschennatur spricht, kann eine wirkliche „Belehrung“ in diesem Sinne mitgetheilt werden. Vergebens scheint es, ein Urtheil dieser Art „am zweiten Abend“ in dem größten Café, in dem größten Königreich zu suchen. Das tiefe klare Bewußtsein eines einzigen Gemüthes kommt ihm unendlich näher als das laute Geschrei einer Million, die kein solches Bewußtsein hat, deren Geschwätz und Gepolter den Zuhörer nur stört oder verwirrt und für die meisten wahren Dichter von jeher sehr gleichgültig gewesen ist.

Denn die Menge der Stimmen ist keine Autorität und tausend Stimmen machen vielleicht, richtig erwogen, noch nicht eine aus, welche wirklich zählt. Die Menschen zerfallen in verschiedene Heerden und folgen ihrem verschiedenen Leitthammeln. Nun ist es eine wohlbekannte Sache, daß, wenn der Leitthammel durch irgend eine Oeffnung rennt, die übrige Herde ihm nachstürzt und wäre es in einen bodenlosen Sumpf. Ja, so gewissenhaft sind die Schafe in dieser Beziehung, daß, wie und ein das Bizarre liebender Beobachter mittheilt, wenn man dem Leitthammel einen Stoß vorhält, so

daß er gezwungen ist, einen Sprung zu thun, die ganze Heerde dasselbe thut, selbst nachdem der Stoch hinweggezogen worden, und das tausendste Schaf noch eben so ungestüm über die Lust springt, wie das erste über eine außer- dem unübersteigliche Schranke — eine Eigenthümlichkeit, die, wenn man Parlamentsakten und andere authentische Nachrichten nicht bloß in Bezug auf die Wahlunfähigkeit der Katholiken, sondern auch viele andere Gegenstände zu Rathe zieht, man bei den Menschen sonderbarerweise ebenfalls wiederfindet.

Im Ganzen genommen müssen wir diesen Ausflug nach Procope's literarischer Höhle als einen Umstand betrachten, der Voltaire in einem ziemlich heiteren, aber durchaus nicht sehr zu seiner Ehre reichenden Lichte erscheinen läßt. Der Ruhm scheint ein viel zu hoher, wo nicht der höchste Gegenstand für ihn gewesen zu sein. Zuweilen hascht er sogar nach Popularität und läßt sich auf seiner Reise nicht durch den himmlischen Polarstern leiten, sondern nur von dem sprichwörtlich unsichern Wind.

Voltaire sagt dem heiligen Ludwig zum Vorwurfe nach, er hätte über sein Zeitalter erhaben sein sollen, und dennoch finden wir bei ihm selbst nur wenig Spuren von einer so heldenmüthigen Superiorität. Dieselbe fortwährende Verusung an seine Zeitgenossen, dieselbe unausgesetzte Rücksicht auf seinen Ruhm, wie er ihn betrachtete, zeichnet ihm sowohl seine Unternehmungen vor, als auch die Art und Weise, sie durchzuführen. Sein Zweck ist, dem aufzuklären oder wenigstens dem gebildeteren Theile der Welt zu gefallen, und er bietet ihm einfach, was er am meisten wünscht, sei es nun in theatralischen Schauspielen zur Unterhaltung oder in skeptischen Lehren zur Erbauung.

Zu diesem letztern Zweck ist der Spott die Waffe, die er wählt, und sie paßt für ihn. Es war damals nicht das Zeitalter tiefer Gedanken. Kein Herzog von Richelieu, kein Prinz Conti, kein Friedrich der Große würde solchen Gehör geschenkt haben. Bloß muthwillige wigelnde Verachtung und eine dünne conversationelle Logik konnte damals durchdringen. Es kann wollene Steppdecken geben, welche ein hölzernes Harlekinischwert durchbohrt, nachdem die Keule des Herkules vergebens davon abgeprallt ist.

Eben so wenig war es ein Zeitalter für hohe Tugenden. Kein Heroismus in irgend einer Form wird verlangt oder auch nur anerkannt, sondern bloß in allen Formen eine gewisse bienséance.

In diese Regel fügt sich Voltaire gern und bereitwillig, ja er findet sogar keinen kleinen Vortheil dabei. Die Schlawheit der öffentlichen Moralität gestattet ihm nicht bloß, so mancher kleinen Lieblingssünde nachzuhängen, sondern eröffnet ihm auch die bereiteste Zuflucht bei vielen gefährlichen Unternehmungen. Voltaire hat weniger als irgend ein anderer Mensch Lust, die Zahl der Märrer zu vermehren. Er will kein Zeugniß mit seinem Blute besiegeln, ja kaum mit Tinte. Seine anstößigen Lehren veröffentlicht er, wie wir schon bemerkt haben, unter tausend Masken und versteckt sich dabei hinter eine so zusammengesetzte Maschinerie, daß sein ganzes Ich in Finsterniß gehüllt ist, bis sein Werk das Licht erblickt. Kein Proteus ist so flink oder nimmt so viele Gestalten an. Wenn er durch einen seltenen Zufall im Schlafe ertappt wird, so schlüpft er durch das kleinste Loch und ist aus den Augen verschwunden, während man die Schlinge für ihn bereit macht. Seine Richter mögen ihn zur Rede stellen; er wird sich drehen und winden. Richtet man direkte Fragen an ihn, so scheint er sich auch nicht zu lügen.

In Bezug auf diesen letzten Punkt hat der Marquis von Condorcet eine Verteidigung für ihn entworfen, die wenigstens das Verdienst hat, ziemlich offenherzig zu sein.

„Die Nothwendigkeit des Lügens, um irgend ein Werk zu deßavouiren,“ sagt er, „ist ein äußerstes Mittel, welches dem Gewissen eben so widerstrebt, als dem Adel des Charakters; das Verbrechen hierbei aber fällt jenen ungerechten Menschen zur Last, welche eine solche Verleugnung für die Sicherheit Dessen, den sie dazu zwingen, nothwendig machen. Wenn wir etwas zu einem Verbrechen machen, was keins ist, wenn wir durch abgeschwachte oder willkürliche Gesetze das allen Menschen zustehende Recht verlegen, nicht bloß eine Meinung zu fassen, sondern sie auch frei auszusprechen, dann verdienen wir auch, das Recht zu verlieren, welches jeder Mensch darauf hat, aus dem Munde des andern die Wahrheit zu hören, ein Recht, welches die einzige und alleinige Passs jener strengen Verpflichtung ist, nicht zu lügen. Wenn es nicht erlaubt ist, zu täuschen, so ist der Grund davon der, daß man Jedem, den man täuscht, ein Unrecht zufügt oder sich wenigstens der Gefahr aussetzt, ihm eins zuzufügen. Ein Unrecht aber setzt ein Recht voraus und Niemand hat das Recht, sich die Mittel zum Begehen eines Unrechts sichern zu wollen*).“

*) *Vie de Voltaire*, p. 32.

Es ist jenseitig, auf welche Weise wissenschaftliche Entdeckungen sich zu behaupten wissen. Hier haben wir in ganz andern Händen und in einem ganz verschiedenen Dialekt die alte katholische Lehre, wenn sie jemals mehr als eine jesuitische war, daß man gegen Keger nicht Wort zu halten brauche. Die Wahrheit ist jenach, wie es scheint, ein zu kostbarer Artikel für unsere Feinde; sie taugt bloß für Freunde, für Die, welche uns bezahlen, wenn wir sie ihnen sagen.

Es muß jedoch hierbei bemerkt werden, daß, wenn man Condorcet's Vorderfälle zugiebt, man seinen Lehriag ebenfalls zugeben muß, wie dies bei diesem scharfsinnigen Autor gewöhnlich der Fall ist. Wenn das Rechtthun davon abhängt, daß man auch immer an uns recht handelt, wenn unsere Mitmenschen in dieser Welt nicht Beionen, sondern bloße Dinge sind, die für erwiesene Dienste gewisse Gegentienste leisten. — Dampfmaschinen, welche Kattun fabriziren, wenn wir Kohlen und Wasser hineinthun. — Dann können wir ohne Zweifel, wenn der Kattun ausbleibt, auch mit unieren Kohlen und unserem Wasser inne halten und wenn der Trager uns um der Wahrheit willen Schaden zuzufügen droht, so ist es bloß in der Ordnung, wenn wir ihm Kügen aufbesten.

Wenn aber dagegen unser Mitmensch keine Dampfmaschine, sondern ein Mensch ist, mit uns und mit allen Menschen und mit dem Schöpfer aller Menschen in heiligen geheimnißvollen unauflösliden Panden vereint, in einer allumfassenden Liebe, welche den Seraph eben so umschlingt, wie den Glühwurm, dann ruhen unsere Pflichten gegen ihn auf einer ganz andern Paß, als auf dieser sehr niedrigen eines quid pro quo und der Schluß des Marquis von Condorcet ist falsch und könnte in seiner praktischen Ausdehnung unendlich unheilvoll werden.

Solche Grundzüge und Ansichten, welche Voltaire nur zu leicht zu den seinen machte, äußerten, wie uns scheint, eine feindselige Wirkung auf seine moralische Natur, die allerdings von Haus aus nicht von der edelsten Art war, aber unter andern Einflüssen einen weit größeren Adel erlangt haben würde. So aber sehen wir in ihm einen Weltmann, wie ihn Paris und das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte und guthieß — einen geglätteten, anziehenden, höchst gebildeten, aber wesentlich eigennützigen Menschen, nicht ohne höchst liebenswürdige Eigenschaften, ja überhaupt von einer Gesinnung befeelt, die uns bei einem bloßen Weltmann ganz in der Ordnung er-

scheinen würde, die wir aber bei einem Poeten und Philosophen sehr mangelhaft und zuweilen ganz am unrechten Orte finden müssen.

Ueber diesen Charakter eines Pariser „ehrenwerthen Mannes“ erhebt er sich selten oder niemals; ja zuweilen sinken wir ihn an der tiefsten Grenze desselben oder vielleicht sogar darunter schweben. Wir wollen ihn damit keineswegs übertriebener Liebe zum Geld oder des Wunishes beschuldigen, durch den Einfluß des bloßen Reichthums zu glänzen. Wir wollen jene Handelspeculationen, sogar mit Einschluß der Lebensmittellieferungen, für lobenswerthe Klugheit, für Liebe zur Unabhängigkeit und zur Macht, Gutes zu thun, passiren lassen, aber was sollen wir aus jenem Jagen nach Pensionen und selbst nach bloßen Titeln machen? Hier entfaltet er einen Eifer, der zuweilen fast an Kriecherei grenzt. Mit Recht sprach Alfieri sich verächtlich darüber aus, denn es zeigt sich darin weiter nichts als der Geist eines französischen Plebejers.

Wir wissen, daß sehr Vieles auf Rechnung des Unterrichtes im Nationalcharakter gebracht werden muß, so wie der nationalen Sitten und Gebräuche, die in der Regel die Bedeutung solcher Dinge hauptsächlich bestimmen. Nichtsdestoweniger wird für uns Insulaner jenes bekannte „Trajan est-il content?“ besonders wenn wir bedenken, wer der Trajan war, stets ein unglücklicher Ausspruch bleiben, um so mehr, als Trajan selbst keine Antwort darauf gab und sein Lebenlang sich weigerte, der Stimme dieses Zauberers Gehör zu schenken oder selbst mit den besten Philosophen in der ganzen Natur seine eigene „âme paisible“ auch nur einen Augenblick zu stören. Ja, selbst an die Pompadour wendete er sich und würde auf diesem unsterblichen Wege bedeutende Fortschritte gemacht haben, wenn nicht eine neidische Hand zu bald und auf verderbliche Weise sich eingemischt hätte. D'Alembert sagt: „Es giebt zwei Dinge, welche den Gipfel der Pyramide erreichen können, den Adler und den Wurm.“ Voltaire wünschte, wie es scheint, beide Methoden mit einander zu verbinden, aber er errang mit einer derselben nur unbedeutende Erfolge.

Die Wahrheit ist, daß wir an Voltaire einen zu hohen Maßstab ansetzen und ihn mit einem Ideal vergleichen, welchem er selbst niemals nachstrebte, nach welchem er vielleicht niemals ernsthaft trachtete. Er ist kein großer Mann, sondern bloß ein großer Persifleur, ein Mensch, für welchen das Leben und Alles, was dazu gehört, im besten Falle bloß eine verächtliche Bedeutung hat; welcher den Schwierigkeiten desselben nicht mit ernster Kraft

sondern mit heiterer Behendigkeit entgegengeht und immer oben auf bleibt, weniger durch seine Geschicklichkeit im Schwimmen, als durch die Leichtigkeit, mit welcher er sich tragen läßt.

Betrachten wir ihn in seinem Charakter; vergessen wir, daß ihm jemals ein anderer zugeschrieben ward, und wir werden finden, daß er in seiner Rolle fast vollendet zu nennen war. Kein Mensch verstand jemals besser das ganze Geheimniß der Persiflage, worunter wir nicht bloß die äußere Fähigkeit bösslicher Verachtung verstehen, sondern auch jene Kunst allgemeiner innerer Verachtung, wodurch ein Mensch dieser Art sich bemüht, die Umstände seines Geschicks seiner Willenskraft zu unterwerfen und — was das angeborene Streben aller Menschen ist — obschon mitten in der materiellen Nothwendigkeit, moralisch frei zu sein.

Voltaire's verborgener Spott ist eben so leicht, vielseitig und alles durchdringend, wie der Spott, den er ausdrückt. Diese Fähigkeit ist übrigens nicht so einfach, als wir vielleicht glauben. Ein gewisser Grad von Stoicismus oder Annäherung an Stoicismus ist für den vollendeten Persifleur eben so nothwendig, als für moralische oder auch nur praktische Vollendung in irgend einer andern Beziehung.

Der gleichgültigste Mensch ist von Natur doch gegen seinen eigenen Schmerz und sein eigenes Vergnügen nicht gleichgültig. Es ist dies eine Gleichgültigkeit, die er auf irgend eine Weise zu erwerben oder heucheln zu lernen suchen muß und welche, wie man nicht anders sagen kann, Voltaire in einem ganz bedeutenden Grade bekundet. Ohne Murren hat er sich in die meisten Dinge gefügt. Das menschliche Dasein auf dieser Welt scheint eine sonderbare Sache zu sein, die aber doch im Ganzen genommen mit einer Posse mehr Ähnlichkeit hat, als mit einer Tragödie. Für ihn ist es keineswegs herzerreißend, daß dieser unser Planet wie ein kleines zweckloses Narrenschiff durch den Raum der Unendlichkeit segelt und er selbst nur ein Narr unter den übrigen, wenn auch ein klein wenig klüger ist. Es fällt ihm nicht ein, wie Voltaire sich zum Gönner der Vorsehung aufwerfen zu wollen, obgleich Redensarten, wie z. B. „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer“, dann und wann einen Gang dieser Art zu verrathen scheinen. Auf alle Fälle aber erklärt er dem Himmel niemals offen den Krieg, denn er weiß wohl, daß die auf wahnsinnige, dorthin gerichtete Verwünschungen verwendete Zeit auf andere Weise mit mehr Nutzen verwendet werden könne.

Von Schwärmerei ist er sowohl in ihrer schlimmen, als in ihrer guten Bedeutung gänzlich frei. Wenn er an Himmel und Erde keine unaussprechliche Majestät sieht, so sieht er doch auch keine unerträglichen Schrecknisse darin. Seine Ansicht von der Welt ist eine kühle, mild verachtliche, durch und durch prosaische. Seine erbakenste Offenbarung der Natur liegt in dem Mikroskop und dem Teleskop. Die Erde ist ein Ort, auf welchem Getreide wächst und der gestirnte Himmel verdient als ein nautisches Uhrwerk alle Bewunderung.

Und dennoch hat er als ein kluger Mann sich in seine Lage, so wie sie nun einmal ist, finden gelernt. Er singt kein Miserere über das menschliche Leben, denn er weiß wohl, daß kein mitleidiger Gegenstand, sondern bloß Gelächter der Lohn eines solchen Unternehmens sein würde. Er hängt sich nicht auf und eräugt sich nicht, denn er weiß recht wohl, daß der Tod ihn von selbst sehr bald tiefer Mühe erheben wird. Das Leiden trägt allerdings für ihn keinen kostbaren Juwel im Haupte, sondern ist im Gegentheil ein ununterbrochenes Nergerniß, aber doch glücklicherweise nicht eins, worüber man heulen müßte, dafern es nur bald aus dem Wege geschafft werden kann. Wenn er daraus nicht Demuth und die erhabene Lehre der Resignation lernt, so lehrt es ihn doch auch nicht Härtherzigkeit und krankhafte Unzufriedenheit, sondern er springt leichtfüßig darüber hinweg und läßt sowohl den Juwel als die Kröte in sicherer Entfernung hinter sich.

Dabei war Voltaire's Lebensgeschichte reich genug an Verlegenheiten und Verwickelungen, um dieses Prinzip in steter Uebung zu erhalten und zu versuchen, ob im Leben eben so wie in der Literatur das *ridiculum* wirklich besser sei, als das *aere*. Wir müssen gestehen, daß es ihm bei keiner Verlegenheit ganz untreu wird. Niemals scheint er vollständig verblüfft oder in die Enge getrieben zu sein und kein Abenteuer ist so entsetzlich, daß er nicht zuletzt darüber lachen und es vergessen könnte.

Man nehme z. B. seinen letzten Besuch bei Friedrich dem Großen. Dies war höchst wahrscheinlich das demüthigendste Ereigniß in Voltaire's ganzem Leben, ein offenes Experiment vor den Augen von ganz Europa, um zu ermitteln, ob die französische Philosophie in sich Kraft genug hätte, einen Freundschaftsbund unter solchen Umständen zwischen ihrem großen Meister und seinem berühmtesten Schüler zu stiften — ein Experiment, durch welches die Frage verneint ward.

Dies war auch ganz natürlich, denn die Eitelkeit ist ihrer Natur nach trennend, aber nicht verbindend und zwischen dem Könige der Wissenschaften und dem Könige der Armeen bestand kein anderes Band. Sie hätten aus der Ferne einen Austausch von Schmeichelei unterhalten und sich wie Himmelskörper — wenn sie sich als solche betrachteten — durch ihre Schwerkraft um einander bewegen sollen, aber immer mit angemessener Centrifugalkraft, denn so wie einer über seine Sphäre hinausheiß, konnte nur Zusammenstoß und wechselseitiger Rückprall die Folge davon sein.

Im Ganzen genommen müssen wir Friedrich in der Umgebung dieser Philosophen bemitleiden. Ohne Zweifel meinte er es gut und doch waren die Franzosen bei Rossbach mit Musketen in den Händen nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit diesen Franzosen in Sanssouci. Mauvertuis sitzt eisig und mürrisch da, wie der Für des Nordpols, und Voltaire ist der tolle Pfeifer, der ihn zur Belustigung des Volkes tanzen lassen will. Wie mag es in diesem königlichen Cirkel mit seinen verchiedenen Completen, Intriquen und Kabalen zugegangen sein, bis endlich der Ring der Etiquette zerprang und das ganze Institut so zu sagen explodirte!

Und dennoch hat Voltaire über all diese mißlichen Dinge den mildern den Schleier der Heiterkeit geworfen. Er erwähnt weder Dr. Akakia noch Dr. Akakia's Gönner mit irgend einem Grade von Antipathie, sondern bloß als seine Mitpersonen in der großartigen Wesse des Lebens, von welcher jetzt ein neuer Akt begonnen hat. Die Verhaftung in Frankfurt ist allerdings ein saurer Bissen, aber auch diesen verschlingt er mit gewaltiger Anstrengung. Friedrich waren dergleichen Grillen gewissermaßen angeboren und er war in der That ein wunderbarer Sprößling von einem solchen Stamm, denn wo hätten wohl die Habicht, die Vögelheit und das idroffe auffahrende Wesen des alten Friedrich Wilhelm ihres Gleichen gefunden?

„Er hatte einen Gesandten im Haag, Namens Luicius,“ erzählt der Wigbold. „Dieser Luicius ward von allen königlichen Ministern am schlechtesten bezahlt. Der arme Mann hatte, um sich eine warme Stube machen zu können, in dem Garten von Honslardik, der damals dem Hauie Preußen gehörte, ein paar Päume umschlagen lassen und erhielt unmittelbar darauf Teytschen von dem König seinem Herrn, worin ihm mitgetheilt ward, daß man ihm zur Strafe ein Jahr lang seine Verloftung inne behalten werde. Luicius brach sich aus Verzweiflung mit dem einzigen Rasirmesser, welches er hatte (avec le seul rasoir qu'il eût), einen Schnitt in den Hals bei; ein

alter Kasai kam ihm zu Hülfe und rettete ihm unglücklicherweise das Leben. In seiner spätern Zeit sah ich selbst seine Excellenz im Haag und schenkte ihm ein Almosen an der Thür jenes Palastes, der alte Hof genannt, welcher dem König von Preußen gehört und wo dieser unglückliche Gesandte zwölf Jahre gelebt hatte."

Mit dem Roi-Philosophe selbst beginnt Voltaire nach kurzer Zeit den Briefwechsel wieder und setzt allem Anscheine nach sein Amt als „Waschweib“, das heißt als Corrector der Gedichte Seiner Majestät ruhig weiter fort, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

Und welche menschliche Feder kann die Noth schildern, welche dieser unglückliche Philosoph mit seinen Weibern hatte? Eine zankfüchtige, eigenstänige, kokette, reizbare Bande von muthwilligen Geschöpfen von der ersten bis zur letzten! Die Wittve Denis z. B., diese ungehorfame Nichte, die er aus einem möblirten Zimmer und von magerer Kost erlöste, um sie in Pracht und Ueberfluß zu versetzen, wie verbitterte sie ihm die letzte Periode seines Lebens, vierundzwanzig lange Jahre! Blind für den Frieden und die Rosen von Bernay, stets nach Pariser Glitterland trachtend, war sie nicht ohne Koketterie, obschon vorgerückt an Jahren; verlor Geld im Spiel und borgte, um es wiederzugewinnen; schalt seine Diener und zankte sich mit seinen Secretairen, so daß der allzunachsichtige Onkel seinen geliebten Collini verabschieden, ja sich um ihretwillen fast den Degen durch den Leib rennen lassen mußte. Der gute Wagnière, welcher nach diesem feurigen Italiener das Amt eines Secretairs bekleidete und Voltaire mit ihm zur großen Ehre gereichenden Liebe zugethan war, kann, obschon er ein einfacher, bescheidener und menschenfreundlicher Mann ist, doch von Madame Denis nicht sprechen, ohne daß ihm die Galle überläuft. Er beschuldigt sie öffentlich, daß sie den Tod ihres Onkels beschleunigt, indem sie ihn auf listige und ungestüme Weise in Paris zurückzuhalten wußte, wo einmal ihr Himmel war. In der That ist es vollkommen klar, daß, nachdem sie sich einmal der Erbschaft seiner Habe versichert, ihre Hauptforge die war, daß der Patient nun auch bald sterben möchte, oder, im besten Falle, ihrem eigenen Geslände gemäß, wie sie ihn begraben lassen sollte. Wir haben alte invalide Diener, ja sogar untüchtig gewordene Reitpferde gekauft, denen in dem Hause ihrer Herrschaft mit mehr wirklicher Theilnahme begegnet ward, als dem besten aller Onkel von der schlechtesten aller Nichten. Hätte dieser wunderbare alte Mann nicht das schärfste Urtheil und die heiterste unbefangenste Laune behalten, so wären

seine letzten Tage und Jahre ununterbrochener Aerger und Kummer gewesen.

Wenig besser, ja in mehrern Hinsichten noch schlimmer, obgleich zu einer Zeit, wo er es besser ertragen konnte, war die weltbekannte Marquise du Châtelet. Manchen stürmischen Tag und manche schlaflose Nacht verlebte er mit dieser wissenschaftlichen und allzubestridenden widerspenstigen Kokette. Sie spekulierte in Mathematik und Metaphysik, war aber auch in andere, ganz verschiedene Dinge eingeweiht. Abgesehen von der Strafbarkeit, die vielleicht dort nicht in hohen Anschlag kam, zeigt diese literarische Leidenschaft einen sehr gemischten Anblick — kurze Sonnenblicke mit langen tropischen Gesehürmen, vereinzelte Guitarrenklänge mit dicht darauffolgenden Lissaboner Erdbeben. Marmontel spricht, wie wir uns genau entsinnen, davon, daß sogar Messer gebraucht, wenigstens geschwungen worden seien und zwar zu einem ganz andern Zweck als zum Tranchiren. Die Frau Marquise war in keiner Bedeutung des Wortes eine Heilige, sondern mehr eine Kantippe, welche die Geduld und die ganze Philosophie der guten Laune in beständiger Uebung erhielt. Wie die Königin Elisabeth besaß sie die Talente eines Mannes, aber auch alle Grillen eines Weibes.

Wir wollen hier bloß eine Schicht, und zwar eine sehr kleine, dieses Gebirgs von Noth und Unruhe erwähnen, nämlich die Sucht nach Veränderung des Aufenthalts, womit die Frau Marquise behaftet war. Sie ist fortwährend auf der Reise und schleppt den stillen friedlichen Philosophen mit sich in der Welt herum, nach Giren, nach Luneville, nach jenem pied à terre in Paris. Widerstand hilft nichts und hier, wie in so vielen andern Fällen, il faut se ranger. Zuweilen, und zwar gerade am Vorabend einer solchen Abreise kündigen ihre sämmtlichen Diener, erbittert durch Hunger und Mißhandlung, sammt und sonders den Dienst auf und es muß dann binnen einer Stunde eine neue Dienerschaft zusammengebracht werden. Zu andern Zeiten läßt sie die Postillone vom Grauen des Tages an bis zum thauigen Abend vor dem Thore knallen und fluchen, bloß weil sie Karte spielt und das Glück ihr ungünstig ist. Nun denke man sich einen hageren, lebhaften Philosophen, der endlich von Paris abreißt, im Dunkel der Nacht, bei harter Kälte, in einer unförmlichen, schwerfälligen Kutiche oder vielmehr in einem Frachtwagen, in Vergleich mit welchem die Mehrzahl moderner Frachtwagen ein üppiges Fuhrwerk sind. Mit vier halb verhungerten und vielleicht mit dem Spath behafteten Mähren fährt er langsam „unter einem

Gebirg von Schachteln* ab; neben ihm sitzt die wandernde Virago; ihm gegenüber eine Jose mit noch mehr Schachteln „et divers effets de sa matresse.“ Auf der nächsten Station müssen die Postillone herausgeholt werden und kommen endlich fluchend herzu. Mäntel und Pelze helfen nicht viel gegen die Januarfalte; „Zeit und Stunden“ sind abermals die einzige Hoffnung, aber siehe, auf der zehnten Meile bricht dieser Henkerkarren zusammen! Ein einziger vielstimmiger, mißtonender Angstschrei kreischt durch die Einsamkeit und macht die Nacht noch entsetzlicher, — aber vergebens. Die Achse ist gebrochen, der Wagen umgeworfen und Marquisen, Kammermädchen, Schachteln und Philosophen wälzen sich in einem unentwirrbaren Chaos.

„Der Wagen war auf der Station nächst Nangis, ungefähr auf der Hälfte des Wegs nach dieser Stadt, als die Hinterachse brach und er auf der Straße umstürzte, nach der Seite hin, auf welcher Herr von Voltaire saß. Madame du Châtelet und ihre Jose fielen auf ihn mit all ihren Bündeln und Schachteln, denn diese waren nicht an dem Vordertheil des Wagens angebunden, sondern bloß zu beiden Seiten der Jose über einandergehäuft und indem sie daher den Gefegen des Gleichgewichts und der Schwerekraft gehorchten, stürzten sie nach der Ecke, wo Herr von Voltaire zusammengequersicht lag. Unter so vielen Bürden, die ihn fast ersticken, erhob er ein jämmerliches Geschrei (*poussait des cris aigus*); aber es war unmöglich, ihm eine Erleichterung zu verschaffen. Alle mußten liegen bleiben, wie sie lagen, bis die beiden Lakaien, von welchen einer durch den Sturz verletzt worden, mit den Postillonen herzukommen konnten, um den Wagen auszuladen. Zuerst schafften sie das ganze Gepäck heraus, dann die Frauen und dann Herrn von Voltaire. Alles dies konnte nicht anders herausgebracht werden, als oben heraus, das heißt durch die Wagenthür, welche sich jetzt nach oben öffnete. Einer von den Lakaien und ein Postillon kletterten hinauf, stellten sich auf den Kasten des Wagens und zogen die darin liegenden Personen heraus, wie aus einem Brunnen, indem sie das erste Glied, mochte es nun ein Arm oder ein Bein sein, welches ihnen in die Hand kam, packten und dann die betreffende Person den beiden untenstehenden Dienern überlieferten, welche sie endlich wieder auf festen Grund und Boden stellten.“

Die Erde ist mit Schnee bedeckt und vier Bauern müssen in einem eine halbe Stunde entfernten Dorfe herausgeholt und herbeigeht

den, ehe das verwünschte Fuhrwerk nur erst aufgerichtet werden kann. Vergebens ist Longchamp, der weit vorausgeellt ist und in einem gaskrelen, obichon halbverfallenen Schlosse sitzt, beschäftigt, Tauben zu rupfen und in aller Eile zu braten. Sie werden niemals, niemals zum Abendessen genossen werden, kaum zum Frühstück nächsten Morgen! — Auch wird diese unglückliche Arie ihnen nicht blos sezt, sondern mehrmals untren; ja einmal haben sie, durch die Spielwuth der Marquise verarmt, kein Geld, um die Reparatur zu bezahlen und der Schmied will ihnen, obichon sie über Hals und Kopf auf der Flucht sind, nicht creditiren.

Dies sind, sollten wir meinen, harte Geduldproben für jeden Philosophen. Von den tausend anderen persönlicheren und dauernden Uebelständen, von gewissen Entdeckungen und Erklärungen besonders, von welchen es jetzt noch wunderbar erscheint, daß die menschliche Philosophie sie dulden konnte, erwähnen wir hier nichts, ja in Bezug auf die letztern würden nur wenig irdische Rücksichten einen noch einigermaßen Gefühl besitzenden Kritiker in die Versuchung bringen können, ihrer hier an dieser Stelle Erwähnung zu thun.

Ueber die Marquise du Châtelet und ihren Gemahl hat man sich in England sehr gewundert. Die ruhige Hochherzigkeit, mit welcher der Herr Marquis sich in die Sitte des Landes, in die Wünsche seiner Ehehälfte fügt und es ihr, während er selbst für seinen König sitzt oder wenigstens Soldaten exercirt, freistellt, nach Liebe und Liebhabern die Räume des Erdballs zu durchschweifen; seine freundliche Discretion in dieser Beziehung und nicht weniger seine heitere wohlwollende Leichtgläubigkeit, sobald ein *contretems de famille* seine Mitwirkung nothwendig macht — alles dies hat bei uns gebührende Anerkennung gefunden. Seine Gemahlin ist ebenfalls ein Wunder und bietet Bischöfen kein gewöhnliches Studium. Sie liefert den Beweis, in wie weit jenes Zartgefühl, von welchem wir glauben, daß es den Frauen angeboren sei, blos zufällig und das Produkt der herrschenden Gewohnheit ist; wie weit eine Frau, die nicht blos frivol ist, sondern auch das letzte kleinste Feigenblatt der gewöhnlichen Schamhaftigkeit verloren hat und mit einem Worte ganz den Charakter eines männlichen Wüstlings besitzt, immer noch irgend einen moralischen Werth als Weib haben kann.

Wir selbst haben uns ein wenig über diese beiden Personen gewundert und über das Ziel, auf welches ein so seltsamer „Fortschritt der Gesellschaft“

abzwecken möchte. Aber noch wunderbarer und nicht ohne einen Anflug von Erhabenheit ist und die heitere Sklaverei dieses mißhandelten Philosophen erschienen und mit welcher unerschöpflichen Geduld er, ohne vermählt zu sein, alle diese forcirten Märkte, Launen, Verirrungen, Verräthereien und tausendfachen Unbilligkeiten ertrug und so lange Zeit — fünfzehn lange Jahre — auf dieser wilden Bai von Viscaya dem Kampf und Sturme trogte, ohne wahnsinnig zu werden oder sich das Leben zu nehmen!

Ob schon der würdige D'Israeli vergessen hat, es in seinen „Schriftstellerleiden“ aufzuzählen, so scheint doch ein derartiges Schicksal in der Literatur nicht ohne Seitenstück zu sein. Pope hatte auch seine Mrs. Martha Blount und mitten in diesem Kampfe mit der Dummheit seine räthliche Anzahl egyptischer Ziegel zu brennen. Vermitleiden wir das Loos, welches dem Genius hier unter dem Monde bechieden ist!

Jedermann kennt das irdische Ende der Frau Marquise und wie sie durch eine seltsame, fast satyrische Fügung der Nemesis in ihren eigenen Netzen gefangen und ihre schlimmste Sünde ihre endliche Strafe ward. Die beispiellose Leichtgläubigkeit des Herrn Marquis war eben so vergebens, wie die umfassendste Toleranz und sogar hilfreiche Freigiebigkeit des Herrn von Voltaire; les assiduités de M. de Saint-Lambert und die räthselhaften Consultationen, welche demzufolge in Cirey Raitsanden, wurden zuletzt entseßlich parodirt. Die letzte Scene war in Luneville, an dem friedlichen Hofe des Königs Stanislaus.

Als wir sahen, daß der aromatische Eßig nichts half, versuchten wir durch Reiben der Füße und Hände sie aus der plötzlichen Letbargie zu erwecken. Es war aber alles vergebens; sie hatte aufgehört zu sein. Die Jose ward nach Madame de Boufflers' Zimmer geschickt, um der Gesellschaft zu melden, daß es mit Madame du Châtelet schlimmer gehe. Sofort erhoben sich Alle vom Tische und Herr Châtelet, Herr von Voltaire und die andern Gäste eilten in das Zimmer. Als sie die Wahrheit erfuhren, waren sie nicht wenig befüßt und auf Thränen und Wehklagen folgte trauriges Schweigen. Der Gemahl ward hinweggeführt und die andern Personen gingen nach und nach ebenfalls hinaus, indem sie ihren Schmerz auf die unverkennbarste Weise an den Tag legten. Herr von Voltaire und Herr von Saint Lambert blieben bis zuletzt am Bett stehen und konnten sich nicht losreißen. Endlich verließ der Erstere in tiefen Gram versunken das Zimmer und er-

reichte mit Mühe die Hauptthür des Schlosses, ohne zu wissen, wohin er ging. Hier angekommen sank er am Fuße der äußeren Treppe neben einem Schilderhause nieder, mit dem Kopfe auf das Pflaster. Sein Lakai, welcher ihm folgte, ließ, als er ihn fallen sah, schnell herbei und versuchte ihn aufzurichten. In diesem Augenblick kam auch Herr von Saint Lambert, der sich auf demselben Wege entfernt, hinzu und als er Herrn von Voltaire in dieser Lage erblickte, beeilte er sich, den Lakai in seinen Bemühungen zu unterstützen. Nicht sobald stand Herr von Voltaire wieder auf den Füßen, so schlug er seine durch Thränen verdüsterten Augen auf und sagte, als er Herrn von Saint Lambert erkannte, schluchzend und in ergreifendem Tone zu ihm: „Ach mein Freund, Sie sind es, der Sie getödtet hat!“ Dann, als ob er aus einem tiefen Schlafe emporführe, rief er plötzlich im Tone des Vorwurfs und der Verzeihung: „Eh! mon Dieu! Monsieur, de quoi vous avisiez-vous de lui faire un enfant?“ Hierauf schieden sie, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen und zogen sich, durch das Uebermaß ihres Kummerd überwältigt und fast vernichtet, in ihre Zimmer zurück*).

Unter allen bekannten Trauerreden zwischen von dem Uebermaß ihres Kummerd überwältigten und fast vernichteten Menschen steht die eben erwähnte wahrscheinlich beifpielloß da. Einige Tage später, nachdem der erste Paroxismus des „Vorwurfs und der Verzeihung“ sich einigermaßen gelegt hatte, dichtete der trauernde Wittwer, nicht der vergnügte rechtmäßige, folgendes Quatrain:

L'univers a perdu la sublime Emilie,
Elle aimait les plaisirs, les arts, la vérité:
Les dieux, en lui donnant leur âme et leur génie,
N'avaient gardé pour eux que l'immortalité.

Nachdem er hierauf vielleicht bedacht, daß bei dieser sublimen Emilie, die sich als Freundin des Vergnügens ein so eigenthümliches Verdienst erworben, „sein Glück hauptsächlich auf dem Papier gestanden,“ begann er, eben so wie das beraubte Weib, sich zu trösten und ging seinen Weg weiter.

Das Weib ist, wie hinreichend dargethan, dem Manne zur Freude und wechselseitigen Unterstützung gegeben worden, als ein kostbarer Schmuck und

*) Vol. II. p. 280.

Stab, um sich in mancher Ansehung darauf zu stützen; für Voltaire aber — so unglücklich war er in dieser Sache — war das Weib nicht viel weiter, als ein zerbrochenes Rohr, womit er sich bloß in die Hand schlug. Wir gestehen, daß, wenn wir die mannigfachen Prüfungen dieses armen Philosophen mit dem weideren, oder wie er es betrachtet haben mag, dem härteren Geschlecht ins Auge fassen — von jener Holländerin an, welche seine jugendlichen Briefe veröffentlichte, bis zu der Nichte Denis, die ihn durch die Anstrengungen, welche sie ihm zumuthete, förmlich ums Leben brachte, — wir in dieser einzigen Sphäre sehr großen Spielraum für fast sämtliche Kardinaltugenden sehen. Zu diesen innern Convulsionen rechne man nun noch eine unaufhörliche Reihe von politischen, religiösen und literarischen Controversen und Verfolgungen von außen und wir haben ein zerstücktes, von Unebenheiten und Abgründen durchfurchtes Leben, vor welchem selbst ein muthiger starker Reisender zurückgeschreckt sein würde. Ueber alle diese Chamouni-Nadeln und Staubbach-Fälle streift aber der große Persifleur in diesem seinem kleinen poetischen Lustschiffe leichter und sanfter dahin, als wenn er auf der glatteften, bloß prosaischen Straße reiste.

Abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe einer solchen Gemüthsdringung sind wir in allem Ernste verbunden zu sagen, daß sie sowohl Voltaire's höchster Begriff von moralischer Vortrefflichkeit gewesen zu sein scheint, als auch, daß er sie mit nicht geringem Erfolge erstrebt und verwirklicht hat.

Ein großes Lob verdient er daher, — das der Einheit mit sich selbst; daß, ein Ziel zu haben und ihm beharrlich nachzustreben, ja wie wir gesehen haben, es zu erreichen, denn sein idealer Voltaire scheint in dem wirklichen bis zu einem ungewöhnlichen Grade sich kundzugeben und zur praktischen Erscheinung zu gelangen.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese seine ausgebildete Eigenschaft als Persifleur in dem weiten Sinne, den wir ihr hier geben, von allen andern Eigenschaften in Voltaire's Zeitalter und Vaterland die bewundernste und gesuchteste war, ja in unserm eigenen Zeitalter und Lande haben wir noch unzählige Bewunderer und eifrige Freunde derselben. Aber nichtsdestoweniger können wir nicht umhin, zu glauben, daß sie ihren Höhepunkt bereits hinter sich hat und daß von dem besten Sinne unierer Generation ihre Bedeutsamkeit bereits gewogen und zu leicht gefunden worden ist.

Voltaire selbst, scheint uns, würde, wenn er heutzutage lebte, andere Aufgaben finden, als die des Spottes, besonders des Spottes von dieser

Art. Nicht durch Lächerlichmachen und Verneinung, sondern durch weit tiefere, ernstere und göttlichere Mittel ist jemals etwas Großes für die Menschheit bewirkt und das Gebäude des Menschenlebens im Laufe langer Jahrhunderte bis zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgeführt worden.

Wenn wir daher auch zugeben, daß dieser König der Persileurs ein festes bewußtes Ziel im Leben hat, so kann ihm doch das noch höhere Lob, ein rechtes oder edles Ziel gehabt zu haben, nicht ohne vielfache Beschränkung zugesprochen, ja es kann ihm aus sehr plausiblem Gründen ganz und gar verweigert werden.

Gleichzeitig aber dürfen wir nicht vergessen, daß mitten unter all diesen schädlichen Einflüssen, Voltaire immer eine gewisse unzerstörbare Humanität bewahrt, eine Seele, die für den Schrei des Jammers niemals taub und für das Licht der Wahrheit, Schönheit, Güte niemals gänzlich blind ist. Es ist sogar gewissermaßen poetisch interessant, diesen schönen Widerspruch in ihm zu beobachten. Das Herz handelt ohne den Kopf um Rath zu fragen oder vielleicht gegen diesen Rath; er ist gleichsam sich selbst zum Trost tugendhaft. Denn auf alle Fälle wird man zugeben, daß seine Existenz als Privatmann wohlthätig und nicht nachtheilig war. Die Galas, die Strevens und so viele Waisen und Ausgestoßene, die er unterstützte und in seinen Schutz nahm, müssen eine Menge Sünden bedecken. Es war dies auch seine eigene Ansicht und allem Anscheine nach eine aufrichtige:

J'ai fait un peu de bien; c'est mon meilleur ouvrage.

Es giebt vielleicht wenig Menschen mit solchen Grundsätzen und solchen Versuchungen wie die seinen, die ein solches Leben hatten führen können; wenige, die sein Werk hätten thun und sich dessen mit reineren Händen entledigen können. Wenn wir ihn den größten aller Persileurs nennen, so müssen wir hinzufügen, daß er, in moralischer Beziehung auch der beste ist. Wenn er an Universalität, Aufrichtigkeit, Glätte und Klarheit des Spottes alle Menschen übertrifft, so verbindet er vielleicht damit einen so hohen Grad von Herzensgüte, wie nur irgend ein Spötter besitzen kann.

Es ist nun bald Zeit für uns, diesen Theil unseres Gegenstandes zu verlassen; nichtsdestoweniger werden unsere Leser, wenn wir ein Bild von Voltaire's praktischem Leben und dem äußeren sowohl als dem inneren Charakter seines Erscheinens in der Gesellschaft zu entwerfen suchen, einige Blicke auf die letzte und frappanteste Scene, die er hier spielte, gestatten.

Nach unserer Ansicht hat jener letzte Besuch in Paris ein seltsames, halb frivoles, halb verhängnißvolles Ansehen. Es liegt gleichsam eine Art dramatischer Gerechtigkeit in dieser Katastrophe, daß Der, welcher sein ganzes Leben lang nach öffentlichem Beifalle gehungert und gedürstet, endlich am Uebermaße desselben starb; daß er die Thür seines Himmels auf Erden weit geöffnet fand und hineintrat, aber bloß, um, wie er selbst sagte, „unter Moien ersickt zu werden.“

Hätte Paris eine angemessene Theogonie oder Theologie gehabt, wie Rom und Athen sie hatten, so hätte dieser Tod, fast wie jene Aien den Tod durch Blitzstrahl betrachteten, als ein heiliger Tod, als ein Tod von den Göttern, von dem vielköpfigen Gott, der Popularität, angesehen werden können. In der wohlthätigen Ruhe und Stille von Bernes hatte Voltaire lange gelebt und hätte, wie seine Freunde berechneten, noch lange leben können; eine Reihe von geringfügigen Ursachen aber lodt ihn nach Paris und in drei Monaten ist er nicht mehr. Zu allen Stunden seiner Geschichte hätte er mit Alexander sagen können: „O Athenerier, welche Mühe und Arbeit mache ich mir, um Euch zu gefallen;“ und der letzte Gefallen, den seine Athenerier von ihm verlangen, ist, daß er für sie sterbe.

Mit Hinsicht auf die Welt im Allgemeinen betrachtet, ist diese Reise auch noch fernerweit merkwürdig. Sie ist der glänzendste Triumph dieser Art, von welchem die letzten Jahrhunderte erzählen; die lauterste und glänzendste Huldigung, die jemals Dem erwiesen worden, was wir Modernen die Literatur nennen; einem Manne, der bloß gedacht und seine Gedanken veröffentlicht hatte. Es lief dabei ohne Zweifel viel erheuchelter und hohler Beifall mit unter, aber es lag darin auch eine tiefere Bedeutung.

Es ist interessant, zu sehen, wie allgemein und ewig in dem Menschen die Liebe zur Weisheit ist; wie der Vornehmste und der Geringste, wie stolze Fürsten und rohe Bauern und alle Menschen, einer wie der andere, die Weisheit oder den Schein der Weisheit ehren müssen, ja wie sie im Grunde genommen gar nichts Anderes ehren können. Denn es steht nicht in der Macht aller Heerscharen eines Keres, auch nur einen einzigen Gedanken unfers stolzen Herzens zu beugen. Die Hütte des Anarchus mögen sie zerstören, ihn selbst können sie nicht erreichen. Nur geistigem Werthe kann der Geist Ehrerbietung beweisen; nur in einer Seele, die tiefer und besser

ist als die unsere, können wir ein himmlisches Geheimniß sehen und uns dadurch, daß wir uns demüthigen, erhöht fühlen.

Daß der so leicht aufwallende Enthusiasmus der Franzosen in diesem Falle vollkommen gut geleitet gewesen wäre, wollen wir gerade nicht behaupten. Aber dennoch freuen wir uns, zu sehen und zu wissen, daß ein solches Prinzip dauernd in dem innersten Herzen des Menschen existirt, daß es kein so tief gesunkenes und abgestumpftes, kein so verrostetes und verdorrenes Herz giebt, welches nicht durch die gefühlte Gegenwart eines edleren Herzens begeistert und gefangen genommen würde.

Wenig königliche Reisen, wenig römische Triumphzüge sind diesem langen Triumphe Voltaire's gleichgekommen. „Auf seiner Reise in Bourgen-Bresse ward er erkannt,“ erzählt Wagnière, „während die Pferde gewechselt wurden und binnen wenigen Augenblicken versammelten sich die ganze Stadt um den Wagen, so daß er sich eine Zeit lang in ein Zimmer des Gasthauses einschließen mußte.“ Der Postmeister befahl seinem Postillon, bessere Pferde anzuspinnen und setzte mit einem tüchtigen Gluche hinzu: „Va bon train, crève mes chevaux, je m'en f—; tu mènes M. de Voltaire.“ In Dijon wünschten mehrere Personen von Stand sich als Kellner zu verkleiden, um ihn bei Tische zu bedienen und durch diese List zu sehen zu bekommen.

„An der Barriere von Paris,“ fährt Wagnière fort, „fragten die Offizianten, ob wir nichts Verbotenes bei uns hätten. „Ma foi, Messieurs“, entgegnete Herr von Voltaire, „ich glaube, mein Wagen enthält weiter keine Contrebande als mich selbst.“ Ich stieg aus dem Wagen, damit der Inspektor ihn bequemer untersuchen könnte. Einer der Thorwächter sagte zu seinem Kameraden: „C'est, pardieu! M. de Voltaire.“ Er klappte den, welcher unser Gepäck durchsuchte, am Nocke und wiederholte dieselben Worte, indem er mich starr ansah. Ich konnte mich nicht des Lachens enthalten und während alle mit dem größten Erstaunen und der unverfennbarsten Ehrfurcht Herrn von Voltaire anschauten, bat man ihn, nach Belieben weiter zu passieren *).“

Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich bald in ganz Paris und das Gekrächel des Kaisers von China oder des Dalai Lama von Tibet hätte kaum eine größere Gährung hervorrufen können. Der vor acht-

*) Vol. I. p. 121.

undzwanzig Jahren aus Voltaire's Dienste entlassene arme Longchamps, welcher jetzt als ehemaliger Landkartenhändler, nachdem er sein Geschäft an seinen Sohn abgegeben, ruhig dans un petit logement à part wohnte, ein gutmüthiger, redseliger alter Mann, vernahm die Neuigkeit am nächsten Morgen in seinem abgelegenen logement in der Estrade und warf sich, obgleich er zwei Tage lang nicht ausgewiesen in die Kleider, um zu gehen und zu sehen, was Wahres daran wäre.

„Mehrere Bekannte, denen ich begegnete, sagten mir, sie hätten dasselbe gehört. Ich ging mit Fleiß nach dem Café Procope, wo diese Nachricht den Gegenstand der Unterhaltung unter mehreren Politikern oder Schriftstellern bildete, die mit vieler Wärme darüber sprachen. Um mich noch weiter zu überzeugen, ging ich von hier nach dem Quai des Théâtres, wo er am Abend vorher abgestiegen war und, wie man sagte, in einem Hause nicht weit von der Kirche seine Wohnung genommen hatte. Als ich aus der Rue de la Seine herauskam, sah ich von weitem eine große Volksmenge auf dem Quai, nicht weit vom Pont Royal versammelt. So wie ich näher kam, bemerkte ich, daß diese Menge das Hotel des Marquis von Villette an der Ecke der Rue de Beaune umringte. Ich fragte, was es hier gäbe. Die Leute antworteten mir, Herr von Voltaire sei in diesem Hause und man wartete, ihn zu sehen, wenn er herauskäme. Man wußte jedoch nicht gewiß, ob er wirklich diesen Tag herauskommen würde, denn es stand natürlich zu vermuthen, daß ein alter Mann von vierundachtzig Jahren ein paar Tage Ruhe bedürfen würde. Von diesem Augenblicke an bezweifelte ich die Ankunft des Herrn von Voltaire in Paris nicht mehr *).“

Mit Mühe und Gewandtheit gelang es Longchamps im Laufe der Zeit seinen alten Herrn zu sehen. Er hatte eine zehn Minuten lange Unterredung mit ihm, wollte sich ihm zu Füßen werfen und weinte beim Scheiden von langer Ahnung ergriffen. Zehn solche Minuten waren keine Kleinigkeit, denn Voltaire hatte seine levers und couchers, bei welchen mehr Personen gegenwärtig waren, als bei denen eines Königs oder Kaisers. Prinzen und Pairs erfüllten sein Vorzimmer und wenn er ausfuhr, so war sein Wagen gleichsam der Kern eines Kometen, dessen Schweif sich über ganze Stadttheile erstreckte.

„Er selbst,“ sagt Wagnière, „gab über einen großen Theil dieser

*) Vol. II. p. 333.

Dinge sein Mißvergnügen zu erkennen.“ Nichtsdestoweniger kamen einige Beifallszeichen vor, die, wie er selbst gestand, ihm zu Herzen gingen. Condorcet erwähnt, daß einmal, als Jemand unter der Menge fragte, wer dieser große Mann sei, ein armes Weib antwortete: „C'est le sauveur des Calas.“

Von ganz anderer Art war der Tribut, den ihm ein Tairchenpieler auf der Place Louis Quinze zollte, der sein gemischtes Publikum mit Kartenkünsten unterhielt. „Hier, meine Herren,“ sagte er, „sehen Sie ein Kunststück, welches ich in Betrach von dem großen Manne lernte, der so viel Aufsehen unter Ihnen erregt, dem berühmten Herrn von Voltaire, dem Meister von uns allen.“

In der That steckte hinter diesem allen eben so viel gaffende Neugier und sogar Spottsucht, als wirklicher Enthusiasmus. Auch die Geistlichkeit zog sich in ominöse Gruppen zusammen und einige jesuitische Trommeln hatten bereits zu den Waffen gerufen.

Wenn man sich den hagern, taumelnden, vereinsamten, alten Mann mitten unter allem diesem denkt und wie er hell und munter, obgleich nicht mehr stark und ruhig, hineinschaut, so fühlt man sich durch ein Band der Liebe und freundlicher Theilnahme zu ihm hingezogen. Longchamps sagt, er sei ihm außerordentlich hüfällig erschienen, obgleich noch im Besitz aller seiner Sinne und einer sehr festen starken Stimme.

Die nachfolgende kleine Skizze von einem feindseligen Journalisten hat einen tiefen Eindruck auf uns gemacht.

„Am Dienstag erschien Herr von Voltaire zum ersten Male seit seiner Ankunft in Paris in voller Gala. Er trug einen rothen, mit Hermelin besetzten Rock, eine große Perücke aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., schwarz, ungeputzt, und in welcher sein verchrumpftes Gesicht so begraben war, daß man bloß seine beiden Augen glänzen sah wie Karfunkel. Auf seinem Kopfe trug er eine vieredrige rothe Mütze in Form einer Krone, die bloß darauf gesetzt zu sein schien. In der Hand hielt er ein kleines Stöckchen und das Publikum von Paris, welches nicht darauf gefaßt war, ihn in einem solchen Aufzuge zu sehen, lachte nicht wenig. Dieser in allen Dingen eigenthümliche Mann wünscht ohne Zweifel mit gewöhnlichen Menschen nichts gemeinsam zu haben *).“

*) Vol II. p. 466.

Dieser Kopf, — dieser wunderbare Mikroskopus in der grande per-
 ruque à la Louis XIV., — sollte so bald all seiner schlaun Gaben beraubt
 werden; diese Augen, die wie Karfunkel glänzten, sollten so bald zur langen
 Nacht sich schließen!

Wir müssen nun die Krönungszeremonie mittheilen, von welcher der
 Leser vielleicht so viel gehört hat. Wir entlehnen hier aus derselben zwei-
 felhaften Quelle, für welche sich jedoch Wagnière verbürgt. Auch ist La
 Harpe's heroischere Erzählung dieses Vorfalls wohlbekannt und unterscheidet
 sich von der folgenden fast nur dem Style nach.

„Am Montag stieg Herr von Voltaire, entschlossen, den Triumph zu
 genießen, der ihm so lange versprochen worden, in seinen Wagen, jenes mit
 goldenen Sternen besäete azurfarbene Fuhrwerk, das ein Spatzvogel den
 Himmelswagen nannte, und begab sich so nach der Académie française, welche
 diesen Tag eine außerordentliche Sitzung hielt. Zweiundzwanzig Mitglieder
 waren zugegen. Keiner der dazu gehörenden Prälaten, Abbés oder anderen
 Geistlichen wollte diesen eigenthümlichen Verathungen beiwohnen oder daran
 Theil nehmen. Die einzigen Ausnahmen waren die Abbés von Voismond
 und Millot, der erste ein Wüßling, der seinem Stande nur dem Namen
 nach angehört, und der andere ein erbärmlicher Mensch, der weder vom Hofe
 noch von der Kirche eine Gunst zu erwarten hat.

„Die Akademie ging Herrn von Voltaire entgegen und geleitete ihn
 nach dem Sitze des Präsidenten, welchen dieser Würdenträger und die Ver-
 sammlung ihn einzunehmen ersuchten. Sein Portrait hing oben darüber.
 Die Gesellschaft ging sogleich, ohne, wie sonst zu geschehen pflegt, abzustim-
 men, zu den Geschäften über und ernannte ihn durch Acclamation zum Prä-
 sidenten für das nächste Vierteljahr. Der alte Mann stand, nachdem er auf
 diese Weise einmal in Gang gesetzt worden, im Begriff, sehr viel zu sprechen,
 aber die Mitglieder sagten ihm, sie schätzten seine Gesundheit zu hoch, als
 daß sie ihn anhören könnten und es blieb ihm daher weiter nichts übrig,
 als zu schweigen. Herr d'Alembert füllte demgemäß die Sitzung durch Vor-
 lesung seiner Eloge de Despréaux aus, die schon bei einer öffentlichen Ge-
 legenheit mitgetheilt worden und worin er einige Schmicheleien für den
 anwesenden Gast eingeschaltet hatte.

„Herr von Voltaire gab nun den Wunsch zu erkennen, den Secretair
 der Akademie zu besuchen, dessen Zimmer sich über dem Sitzungssaale befün-
 den. Bei diesem Herrn blieb er einige Zeit und machte sich dann auf den

Weg nach der Comédie française. Der Hof des Louvre, so ungeheuer groß derselbe auch ist, war geträngt voll Menschen, die ihn erwarteten. Sobald als sein auffälliges Fuhrwerk sichtbar ward, erhob sich das Geschrei: „Le voilà!“ Die Sarcophagen, die Aepfelweiber, das ganze Gefindel dieses Stadtheils hatte sich hier versammelt und der Ruf: „Vive, Voltaire!“ schallte, als ob er kein Ende nehmen wollte. Der Marquis von Billette, der schon vor ihm angelangt war, kam herbei, um ihm beim Aussteigen aus dem Wagen behülflich zu sein, wo der Procurator Glod neben ihm saß. Diese nahmen ihn beide zwischen sich, konnten ihn aber kaum durch das Getränge bringen. Als er in das Theater trat, umringte ihn ein eleganteres und von wahren Enthusiasmus für den Genius befestetes Publikum. Ganz besonders die Damen drängten sich herbei und stellten sich ihm in den Weg, um ihn besser sehen zu können; einige suchten seine Kleider zu berühren, andere zupften Haare aus seinem Pelze. Der Herzog von Chartres*), welcher sich nicht allzuweit heran getraute, verrieth, obgleich aus der Ferne, nicht weniger Neugier, als die andern.

„Der Heilige oder vielmehr der Gott des Abends sollte die Loge der Kammerherren**), der des Grafen von Artois gegenüber, einnehmen.

„Madame Denis und Frau von Billette waren schon hier und das Parterre war außer sich vor Freude in Erwartung des Augenblicks, wo der Dichter erscheinen würde. Man hörte nicht eher auf zu rufen, als bis er sich auf den Vorderstuh neben die Damen gesetzt hatte. Nun erhob sich der Ruf: „la Couronne!“ und Prizard, der Schauspieler, kam und setzte ihm den Kranz auf. „O mein Gott! wollen Sie mich denn tödten? (Ah, Dieu! vous voulez donc me faire mourir?)“ rief Herr von Voltaire vor Freude weinend, indem er diese Ehre abzulehnen suchte. Er nahm den Kranz in die Hand und reichte ihn der Belle-et-bonne***). Sie wollte ihn nicht nehmen und der Prinz von Beauvau erfaßte den Lorbeer und setzte ihn wieder auf das Haupt unseres Sophokles, der sich nun nicht länger weigern konnte.

„Das Stück (Irene) ward gespielt und zwar mit mehr Beifall als gewöhnlich, obgleich nicht mit so viel, wie diesem Triumphe des Autors ent-

*) Später Egalité.

**) Ihr war bekanntlich sehr enger.

***.) Die Marquise von Billette, d. i. die Pflegerin.

sprechend gewesen wäre. Mittlerweile waren die Schauspieler in Verlegenheit, was sie thun sollten und während ihrer Beratungen ging das Trauerspiel zu Ende, der Vorhang fiel und der Tumult des Publikums war außerordentlich, bis der Vorhang wieder aufging und eine Gruppe enthüllte, wie in dem „Centenaire.“ Herrn von Voltaire's Büste, welche kurz vorher in dem Foyer der Comédie française aufgestellt worden, hatte man auf die Bühne gebracht und auf ein Piedestal erhöht und die sämtlichen Schauspieler standen, mit Palmen- und Blumenkränzen in den Händen, in einem Halbkreise um die bekränzte Büste herum. Ein lautstimmender Lärm von Trompeten und Pauken erscholl und dann trat Madame Vestris mit einem Blatt in der Hand vor, auf welchem einige kürzlich von dem Marquis von Saint Marc gedichtete Verse standen. Diese deklamirte sie mit einem Pathos, wie es die Extravaganz der ganzen Scene verlangte. Die Verse lauteten folgendermaßen:

Aux yeux de Paris enchanté
Reçois en ce jour un hommage,
Que confirmera d'âge en âge
La sévère postérité!

Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage
Pour jouir des honneurs de l'immortalité;

Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te présenter;
Il est beau de la mériter,
Quand c'est la France qui la donne *)!

Man rief da capo und die Schauspielerin deklamirte die Verse noch einmal. Hierauf traten alle heran und legten ihre Blumen vor der Büste nieder. Mademoiselle Janier küßte sie in fanatischer Ekstase und alle übrigen ahmten ihrem Beispiele nach.

„Nachdem diese lange, von unendlichen Vivats begleitete Ceremonie vorüber war, fiel der Vorhang wieder und als er sich für „Nanine“, ein von Herrn von Voltaire's Lustspielen, erhob, sah man seine Büste auf der rechten Seite der Bühne, wo sie die ganze Vorstellung hindurch stehen blieb.

*) Wie Dryden von Swift sagte, so können auch wir sagen: „Unser Vetter Saint-Marc hat keine Anlage zur Poesie.“

„Der Graf von Artois wollte sich nicht allquöffentlich zeigen, nachdem er aber seinem Befehle gemäß, sobald als Herr von Voltaire im Theater erschien, davon unterrichtet worden war, hatte er sich incognito dahin begeben und man glaubt, daß der alte Mann, als er einmal einen Augenblick hinausging, die Ehre einer kurzen Unterredung mit seiner königlichen Hoheit hatte.“

„Nachdem ‚Nanine‘ zu Ende war, hatte die Bescheidenheit unierers Philosophen eine neue Prüfung zu bestehen. Er war in seinen Wagen gestiegen, aber das Volk wollte ihn nicht so ungehindert fahren lassen. Man warf sich über die Pferde her und küßte sie. Einige junge Dichter riefen sogar, man solle die Thiere ausspannen und den modernen Apollo mit Menschenhänden nach Hause ziehen. Unglücklicherweise waren nicht Enthüßten genug da, die diesen Dienst übernommen hätten und endlich war es ihm vergönnt, sich zu entfernen, aber nur unter vielen Vivats, so laut, daß er sie auf dem Pont Royal und selbst noch in seinem Hause gehört haben muß.“

„Als Herr von Voltaire nach Hause kam, brach er wieder in Thränen aus und versicherte bescheiden, daß er zu Hause geblieben wäre, wenn er gewußt hätte, daß das Publikum so viele Albernheiten vornehmen würde.“

Ueber alle diese wunderbaren Vorgänge werden wir unsere Leser ihren eigenen Betrachtungen überlassen und bloß bemerken, daß dies am 30. März (1778) geschah, und daß am 30. Mai fast zur selben Stunde der Gegenstand dieser übertriebenen Schmeicheleien bereits in den Armen des Todes ruhte und der Sarg schon in Bereitschaft gesetzt wart, für welchen sogar ein Grab gestohlen werden mußte.

„Er starb,“ sagt Wagnière, „ungefähr ein Viertel nach Elf in der Nacht, in der vollkommensten Ruhe, nachdem er in Folge der schädlichen Arznei, die er aus eigener Unvorsichtigkeit und besonders aus Unachtsamkeit der Personen, welche darauf hätten Acht geben sollen, zu sich genommen, die grausamsten Schmerzen erduldet. Zehn Minuten vor seinem Tode ergriff er die Hand Morand's, seines Kammerdieners, der bei ihm wachte, drückte sie und sagte: „Adieu, mon cher Morand, je me meurs; leb wohl, mein lieber Morand, ich sterbe.“ Dies sind die letzten Worte, welche Herr von Voltaire (sprach *).

*) Ueber diese Krankheit Voltaire's und sein Verhalten auf dem Sterbebette sind

Wir haben nun noch diesen Mann in seiner speziell intellectuellen Eigenschaft zu betrachten, was, wie bei jedem Schriftsteller, als die klarste und in jeder praktischen Beziehung als die wichtigste Anschauung seiner Individualität zu betrachten ist.

Voltaire's geistige Begabung, sein schriftstellerisches Talent oder Genie

viele abgezeichnete Bücher geschrieben werden, über welche wir hier weiter nichts zu sagen brauchen. Das Benehmen der Pariser Geisteswelt bei dieser Gelegenheit scheint ihres Berufes gänzlich unwürdig gewesen zu sein. Auch war ihr Lohn, insoweit diese Individuen in Frage kommen, durchaus nicht unangemessen, denn sie sahen sich durch den wunderbaren alten Mann, der in seiner Kraft ihnen und Andern so manches Herzgeleitet bereuete, auch in seiner letzten Hinfälligkeit abermals geistigt und abermals verstimmt. Ganz gewiss ist der letzte Kampf eines Sterblichen, wo der Geist in die Wirbelwinde und dichten entseglenden Dünste des Todes gehüllt, blind nach Hülfe hascht und keine Hülfe da ist, nicht der Augenblick, wo ein weiser Glaube zu triumphiren suchen sollte, wenn er nicht mehr Linderung zu bringen hoffen kann. Uebrigens wäre es, wenn wir weiter auf diese erlöschenden Geschichten von Todesschrebnissen, Reue und dergleichen weiter eingehen, wenn wir darüber schreiben, sie glauben, oder widerlegen, oder auf irgend eine Weise besprechen wollten, bloß eine Fortsetzung dieses selben Blödsinns. Wer nach dem unerschütterlichen Eintritt so vieler Cartouche und Thurtells in jedem Zeitalter der Welt die Art und Weise des Todes eines Mannes als einen Prüfstein für seine religiöse Orthodoxie betrachten kann, mag sich rühmen, daß er von einer bloß irdischen Logik durchdrungen werden könne. Voltaire hatte genug Leiden und genug niedrige Leiden zu dulden, ohne daß es noch einer theologischen Verurteilung bedürfte. Seine letzte Unterredung mit der Geisteswelt, welche von seinen Freunden herbeigerufen worden, damit ihm nicht ein eitles Begräbniß verweigert werden möchte, wird von Wagnière, mit welchem alle übrigen glaubwürdigen Berichterstatter hierin übereinstimmen, folgendermaßen beschrieben:

„Zwei Tage vor jenem beklagenswerthen Todesfall ging der Abbe Pianet, der Neffe des Kranken, und helte den Pfarrer von Saint Sulpice und den Abbe Guatier und führte sie in das Krankenzimmer seines Onkels. Als dieser hörte, daß der Abbe Guatier da sei, rief er: „Ah, gut! ich grüße ihn und danke ihm!“ Der Abbe sprach einige Worte zu ihm und mahnte ihn zur Geduld. Hierauf trat der Pfarrer von Saint Sulpice heran, nachdem er sich vorher anmelden lassen und fragte Herrn von Voltaire mit erhabener Stimme, ob er die Gültigkeit unseres Herrn Jesu Christi anerkenne? Der Kranke ließ mit einer seiner Hände an das Köpchen des Pfarrers, schob ihn zurück und rief, indem er sich auf die andere Seite herumwarf: „Laßt mich doch ruhig sterben (Laissez-moi mourir en paix)!“ Der Pfarrer schenkte seine Fragen durch die Berührung eines Philosophen verunreinigt und sein Köpchen für entehrt zu halten, denn er ließ sich von der Krankenküsterin ein wenig abbürsten und ging dann mit dem Abbe Guatier weiter fort.“ Vol. I. p. 161.

liegt in einer Reihe von Schriften offen vor uns, die, wie wir glauben, in zweierlei Hinsicht nicht ihres Gleichen haben, wir meinen ihren Umfang und ihre Mannigfaltigkeit. Vielleicht giebt es keinen Schriftsteller — wir meinen natürlich keinen bloßen Compiler, sondern einen, der Das, was er schreibt, selbst gedacht oder ausgearbeitet hat — der so viele Bände zurückgelassen und wenn wir mit der bloß arithmetischen Schätzung auch noch eine kritische verbinden, so ist die Eigenthümlichkeit noch größer, denn diese Bände sind nicht ohne Anschein von gebührender Sorgfalt und Vorbereitung geschrieben. Vielleicht ist nicht eine einzige matte oder verworrene Abhandlung, ja nicht eine einzige matte oder verworrene Stelle darin zu finden. Was dann wieder die Mannigfaltigkeit betrifft, so verbreiten sie sich beinahe über alle Zweige des menschlichen Wissens, von der Theologie an bis herab zur Hauswirthschaft, von dem freundschaftlichen Briefe bis zur politischen Geschichte, von der Pasquinade bis zum epischen Gedicht. Hier muß nothwendig ein seltenes Talent oder vielmehr eine Verbindung von seltenen Talenten thätig gewesen sein, denn das Ergebniß ist wenigstens im höchsten Grade ungewöhnlich und zu verwundern, wo nicht zu bewundern.

Wenn wir durch all diese bunte Versatilität hindurch die wesentlichen unterscheidenden Züge von Voltaire's Intelligenz zu entziffern suchen, so scheint es uns, als sänten wir hierin ein Seitenstück zu unserer Theorie von seinem moralischen Charakter, wie dies auch wenn jene Theorie richtig war, nothwendig der Fall sein muß, denn die denkende und die moralische Natur, welche durch die Nothwendigkeiten der Sprache von einander unterschieden werden, haben an und für sich keinen solchen Unterschied, sondern zeigen, wenn man sie richtig auffaßt, in jenem Falle die strengste Sympathie und Uebereinstimmung und sind nur verschiedene Phasen einer und derselben unauflöselichen Einheit, — eines lebendigen Geistes.

Im Leben besaß Voltaire, wie wir gesehen haben, keinen vollständigen Anspruch auf den Namen eines Philosophen, und jetzt finden wir in der Literatur, und zwar aus ähnlichen Gründen, denselben Mangel an ihm. Auch hier ist es nicht Größe, sondern abermals jener außerordentliche Grad von Gewandtheit, den wir in ihm wiedererkennen; nicht sowohl Kraft als vielmehr Behendigkeit; nicht Tiefe, sondern oberflächliche Ausdehnung. Jene wahrhaft überraschende Fähigkeit scheint mehr die beispiellose Verschmelzung vieler gewöhnlichen Talente zu sein, als die Ausübung eines einzigen höheren oder schöneren, denn auch hier ist der Mangel an Ernst und beharrlicher

Ausdauer ihm verderblich. Er beßzt das Auge eines Luchses, sieht auf den ersten Blick tiefer, als irgend ein anderer Mensch, widmet der Sache aber keinen zweiten Blick.

Auf diese Weise bleibt die Wahrheit, welche für den Philosophen, wie das alte Sprichwort sagt, in einem Brunnen wohnt, für ihn größtentheils verborgen, ja wir können sagen, auf immer verborgen, wenn wir die höchste und bloß philosophische Gattung der Wahrheit annehmen, denn diese entkühlt sich keinem Sterblichen, ohne eine ganz andere Art von Nachdenken, als Voltaire ihr jemals gewidmet zu haben scheint. Seine Deductionen sind in der That fast durchgängig von so zu sagen juristischer, argumentirender und unmittelbar praktischer Art; oft — das wollen wir zugeben — wahr, so weit sie eben reichen; aber sie sind nicht die ganze Wahrheit und falsch, wenn man sie für das Ganze nimmt.

Was das Gefühl betrifft, so ist es eben so mit ihm. Er ist im Allgemeinen menschenfreundlich, sanft, liebevoll, nicht ohne einen Anflug von Ekelmuth, aber leichtfertig, launenhaft und unbeständig, ein gewandter Greifvogel und Alles in einer Stunde. Er ist kein Dichter und Philosoph, sondern ein volksthümlicher unterhaltender Sänger und Redner — in jeder Beziehung und in jeder Art ein Concionator, was meistens am Ende ein ganz verschiedener Charakter ist.

In dieser letztern Eigenschaft steht er allerdings unerreicht da; für ein solches Auditorium war er der passendste und vollkommen überredende aller Prediger. In vielen weit höheren Eigenschaften aber ist er weder vollkommen, noch unerreicht, ist oft übertroffen worden und ward selbst in seinem eigenen Zeitalter und unter seiner eigenen Nation übertroffen. Was entscheidene, durchschlagende, gewissermaßen gigantische Kraft des Denkens betrifft, so steht er weit unter Diderot. Bei aller Lebhaftigkeit beßzt er nicht die gefällige Eleganz und nur einen kleinen Theil der Weisheit Fontenelles, obgleich er witziger ist. In wahrer Tiefe der Empfindung, wie in der Schilderung derselben, in Pathos, Schwung und eindringlicher Berechttheit kann er mit Rousseau nicht verglichen werden.

Obne Zweifel muß er eine erstaunliche Fruchtbarkeit, Reichheit und Gewandtheit in Verbindung mit einer universellen Empfänglichkeit des Geistes beßzen haben. Eben so wenig können wir leugnen, daß er beharrliche Ausdauer, eine bei einem so flatterhaften Geiste auffällige Fähigkeit zu lang fortgesetzter Anstrengung und vollendete Geßchicklichkeit in weiser Ver-

wendung seiner Kräfte offenbart. Schon die Kenntnisse, die er sich erworben, selbst angenommen — was aber nur theilweise wahr ist — daß es nur oberflächliche, durch das Gedächtniß erworbene Kenntnisse gewesen seien, würden ihn zu einem Commentator befähigt haben. Von Newton's Principia bis zum Vedam ist ihm nichts entgangen; er hat einen Blick in alle Literaturen und Wissenschaften geworfen, ja er hat sogar darin studirt, denn er kann ein vernünftiges Wort über alle sprechen.

So ist es z. B. eine bekannte Sache, daß er Newton verstand, als noch kein anderer Mensch in Frankreich ihn verstand, ja seine Landsleute nennen Voltaire ihren Entdecker des intellectuellen England — eine Entdeckung, die allerdings mehr von der Art des Curtius als von der des Columbus, aber doch zu seiner Zeit noch nicht gemacht war. Auch von allen andern Seiten führt er seinem Lande neues Licht zu. Zum ersten Male wird es jetzt den verwunderten Augen der Franzosen im Allgemeinen klar, daß der Gedanke in andern Königreichen wirklich auch eine Art Existenz hat und daß schon vor dem Siècle de Louis Quatorze hier und da unter den Menschen ein kleiner Schimmer von Civilisation aufgedämmert war.

An Voltaire's Bekanntschaft mit der Geschichte, wenigstens mit dem, was er Geschichte nannte, sei es nun bürgerliche, religiöse oder literarische, von seiner unzähligen, unbeschreiblichen Sammlung von aus allen Quellen — aus europäischen Chroniken und Staatsarchiven, aus morgenländischen Zends und jüdischen Talmuden — gesammelten Thatfachen brauchen wir den Leser nicht zu erinnern.

Man hat dagegen eingewendet, daß seine Kenntniß oft aus der zweiten Hand entlehnt gewesen, daß er seine Vorläufer hatte, die er als lebende Wörterbücher im Nothfalle auf geschickte Weise zu Rathe zog. Dies scheint zum Theil auch wahr zu sein, vermag aber auf unser Urtheil über ihn keinen großen Einfluß zu äußern, denn die Geschichtlichkeit, so zu entlehnen, ist sogar noch seltener, als die Fähigkeit, zu leihen. Voltaire's Wissen ist nicht ein kleines Curiositätenkabinet, sondern ein wirkliches Museum zum Zweck des Unterrichtens. Jeder Gegenstand hat hier seinen Platz, wo er zum Gebrauche bereit liegt. Nirgends finden wir Verwirrung oder eitle Sucht, zu glänzen, sondern überall Abicht und klare, lehrreiche Ordnung.

Vielleicht ist es eben diese Fähigkeit zum Ordnen, zum raschen übersichtlichen Arrangiren, was die Wurzel von Voltaire's besten Begabungen bildet oder vielmehr, es ist dieser scharfe umfassende, intellectuelle Ueberblick,

aus welchem für einen einigermaßen starken Geist die Ordnung ganz natürlich hervorgeht. Dieser klare, rasche Blick und die methodische Anordnung, welche daraus entspringt, werden als besonders französische Eigenschaften betrachtet und Voltaire bekundet sie zu allen Zeiten in einem mehr als französischen Grade.

Er braucht nur sein Auge auf irgend einen Gegenstand zu werfen, so steht er sofort, obgleich nur auf geringe Tiefe, aber doch mit instinktiver Entschiedenheit, wo die Haupttendenz für diese geringe Tiefe liegt, was ihr logischer Zusammenhang ist oder zu sein scheint, wie Ursachen sich mit Wirkungen verbinden, wie das Ganze aufzufassen und in klarer Folge seinem oder andern Geistern vorzuführen ist.

In dieser Beziehung ist es überdies ein Glück für ihn, daß unterhalb der eben erwähnten geringen Tiefe sein Blick nicht unklar wird, sondern ganz und gar aufhört. Diesem Umstande zufolge giebt es dann auch nichts Weiteres, was ihm Zweifel verursacht, denn hat er nicht jenen Grund bodenloser Finsterniß, auf welchem alle Dinge zuletzt ruhen, schon gefunden? Was weiter darunter liegt, ist Täuschung, Einbildung, irgend eine Form von Aberglauben oder Thorheit, was er, ohne etwas Anderes dahinter zu vermuthen, ganz und gar verwirft.

Demgemäß ist er der verständlichste aller Schriftsteller und überall auf den ersten Blick durchsichtig. Allen seinen Schilderungen oder Untersuchungen steht ihr ganzer Zweck und Umfang an der Stirn geschrieben; alles ist genau, alles ist richtig erwogen; jener klare Geist der Ordnung verräth sich im Ganzen, wie in jeder Zeile des Ganzen.

Wenn wir sagen, daß diese Fähigkeit zum Ordnen in ihrer Anwendung sowohl auf die Erwerbung als auf die Mittheilung von Ideen bei allen Unternehmungen Voltaire's seine ihm die besten Dienste leistende Fähigkeit ist, so sagen wir damit nichts Außergewöhnliches. Man nehme das Wort in seiner weitesten Bedeutung und es umfaßt die ganze Aufgabe des Verstandes, was man in logischem Sinne darunter versteht. Es ist das Mittel, wodurch der Mensch Alles zu Stande bringt, was in Bezug auf äußere Kraft für ihn möglich gemacht worden ist. Damit überwindet er alle Hindernisse in der Ausföhrung und erhebt sich zum „König dieser irdischen Welt.“ Diese Fähigkeit ist das Organ aller jener Kenntniß, die mit Recht für gleichbedeutend mit Macht gelten kann, denn hierdurch dringt der Mensch mit weisem Streben in die unendlichen Kräfte der Natur ein und verwir-

fältigt seine eigene geringe Kraft ins Unbegrenzte. Man hat auch gesagt, daß der Mensch sich zu dem „Gott dieser irdischen Welt“ aufschwingen könne; dies ist aber ein weit höherer Standpunkt, der nicht durch solche Machtkennntniß zu erreichen ist, sondern durch eine ganz andere Gattung, zu welcher Voltaire ganz besonders schwerlich einige Anlage verräth.

In der That, so bereitwillig wir seinen methodischen Sinn und den vielfachen Nutzen desselben anerkannt haben, so sind wir doch weit entfernt, ihm einen wahrnehmbaren Antheil an jenem größten Lobe des Denkers oder Schriftstellers, dem Lobe der philosophischen, noch weit weniger aber der poetischen Methode zuerkennen, welche, besonders die letztere, die Frucht tiefen Gefühls sowohl als klaren Blicks, des Genies sowohl, als des Talents sein muß und in den Werken eines Hooker oder Shakespeare viel eher zu finden ist, als in denen eines Voltaire.

Die in Voltaire erkennbare Methode ist — und zwar in Bezug auf alle Gegenstände ohne Ausnahme — eine rein geschäftliche Methode. Die Ordnung, welche daraus hervorgeht, ist nicht Schönheit, sondern im besten Falle Regelmäßigkeit. Seine Gegenstände liegen nicht in malerischer, ja auch nicht allemal in wissenschaftlicher Gruppierung um ihn herum, sondern vielmehr in bequemen Reihen, so daß jeder leicht in Augenblicke zu nehmen und zugänglich ist, gleich den Waaren in einem wohlgeordneten Magazin. Wir möchten sagen, es herrscht hier nicht die tiefe natürliche Symmetrie einer Walreihe, sondern die einfache künstliche Symmetrie eines Kandelabers.

Man vergleiche z. B. den Plan der „Henriade“ mit dem unseres so barbarischen „Hamlet.“ Der Plan der erstern ist ein geometrisches Diagramm von Hermin; der des letztern ein Carton von Raphael. Die „Henriade“ ist, so wie wir sie vollendet sehen, ein geglätteter, regelrecht gebauter Auslieferungspalast, „Hamlet“ dagegen eine geheimnißvolle gestirnte Walhalla und Wohnung der Götter.

Trotzdem ist Voltaire's Methode, wie wir schon gesagt haben, eine geschäftliche und für seine Zwecke nupharere, als irgend eine andere. Sie führt ihn rasch durch seine Arbeit hindurch und seinen Leser auch. Es findet eine schnelle Verständigung zwischen beiden statt; die ganze Bedeutung wird klar mitgetheilt und ohne Mühe erfaßt. Hieraus folgt vielleicht auch, daß Voltaire der Jugend mehr gefällt, als dem Alter: daß die erste Lectüre

seiner Werke einen bessern Eindruck macht, als die zweite, wenn man wirklich eine solche für nothwendig hält. Das Verdienst — und es ist ein bedeutendes — aber, welches der gute Eindruck und Augen dieser ersten Lectüre voraussetzt, muß ihm ehrlicher Weise zugestanden werden.

Und hierin liegt, wie uns scheint, das Hauptverdienst aller seiner Leistungen. Seine Geschichtswerke z. B. gehören trotz ihrer brillanten Lebendigkeit und ihres schlaun Ansehns von philosophischem Einblick zu den leichtesten, die es giebt. Sie sind weiter nichts als Register von äußeren Vorfällen, Schlachten, Gebäuden, Vorgängen und andern ganz oberflächlichen Erscheinungen. Da sie aber deutliche, für das Gedächtniß gut eingerichtete Register sind und in lebentigem, munterem Tone abgelesen werden, so hören wir mit Befriedigung zu und lernen etwas, ja wir lernen viel, wenn wir vorher gar nichts wußten. Das Summarium in seiner Geschichte, ob schon gedrängten Anordnung und seinen glänzenden, klargezeichneten Umrissen hat sogar zuweilen ein poetisches sowohl, als ein didaktisches Verdienst. „Karl XII.“ kann in dieser oft versuchten Gattung von Biographie noch immer als Muster gelten. Die klarsten Einzelheiten werden in den wenigsten Worten mitgetheilt; wir finden Skizzen von fremden Menschen und fremden Ländern, von Kriegen, Abenteuern, Unterhandlungen u. s. w. in einem Style, welcher, was graphische Kürze betrifft, mit dem des Callus wetteifert. Es ist eine Miniaturzeichnung jenes Schweden und seines tollen Lebens, ohne Farben, aber doch nicht ohne die Beobachtung der Perspektive, ja auch nicht ganz ohne die tiefere Harmonie, welche einem ausgeführten Gemälde eigen ist. Was die Zusammenstellung betrifft, so müssen wir, was man auch über Genauigkeit oder sonstigen Werth sagen möge, dieses Geschichtswerk für unbedingt das beste von allen erklären, welche Voltaire geschrieben.

In seinen andern prosaischen Werken, in seinen Novellen und unzähligen Abhandlungen und Skizzen bildet dieselbe Klarheit der Anordnung und dieselbe Mäßigkeit und Schärfe des Blicks, abermals ein hervorragendes Verdienst. Seine „Jatigs“, „Paboucs“ und „Candides“, welche, als Geburten der Einbildungskraft betrachtet, in den Augen des Auslandes vielleicht höher stehen, als irgend eine seiner selbst sogenannten poetischen Leistungen, sind von diesem selben intelligenten Leben erfüllt und werfen die schärfsten Blicke, ob schon von einem schiefen Gesichtspunkte aus, auf wenigstens die Oberfläche des menschlichen Lebens, in die alte wohlbekannte Ge-

schäufswelt, welche allerdings von seinem schiefen Standpunkte aus ziemlich schief ausfällt und eine Masse lächerlicher Combinationen liefert.

Der Witz, der sich hauptsächlich in diesen und ähnlichen Werken beurkundet, aber auch sonst, wenn er nicht mit Fleiß zurückgehalten wird, in unerhöplicher Hülle Voltaire's Geist entströmt, ist oft und mit Recht gefeiert worden. Er lag tief gewurzelt in seiner Natur, das unvermeidliche Produkt eines solchen Verstandes mit einem solchen Charakter, und ver sprach gleich von Anfang an, wie es in der letzten Periode seines Lebens auch wirklich geschah, der Haupttialekt zu werden, in welchem er sprach und sogar dachte.

Wenn wir aber auch der unerhöplichen Vereitheit, der Kraft und der feinen Schärfe von Voltaire's Witz alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir doch gleichzeitig bemerken, daß er keineswegs die höchste Gattung der Beschäftigung für einen Geist wie der seine war, ja daß er sogar seinem Wesen nach zu der niedrigsten Gattung des Spottes gerechnet werden muß. Voltaire's Witz ist stets weiter nichts als ein logischer Scherz, eine Heiterkeit des Kopfes, nicht des Herzens, und in all seinen zahllosen Einfällen sehen wir kaum einen einzigen Schimmer von Humor. Witz dieser Art kann nicht eine schüchterne Geistesheit oder einen ernsten und doch unentlich zütigen Blick bewahren, der die innerste Seele mit wahrer liebender Heiterkeit erwärmt. Er hat nicht einmal die Kraft, geradeaus zu lachen, sondern kann bloß zischen und fischen. Er gründet sich nicht auf innige muthwillige Sympathie, sondern auf Verachtung oder im besten Falle auf Gleichgültigkeit. Er steht zum Humor in demselben Verhältniß, wie die Prosa zur Poesie, von welcher, wenigstens in diesem Fache, Voltaire keine Spur zeigt. Sein ausgesprochenst komisches Werk, die „Pucelle“, welche aus andern Gründen keinem Leser empfohlen werden kann, hat kein höheres Verdienst als das einer festen Karrikatur.

Allerdings ist er kein gemeiner Videlhäring; er verlegt selten oder nie die Regeln, wir wollen nicht sagen des Anstandes, aber doch des guten Tons, — auf dieses negative Lob hat er Anspruch. Was aber höhere Ansprüche auf positives Lob betrifft, so kann er dieses nicht nachweisen. Vergebens suchen wir in allen seinen Werken auch nur einen einzigen Zug eines „Don Quixote“ oder eines „Schantz“, oder auch nur eines „Gutibrad“ oder einer „Bücherflucht“. Ueberhaupt ist schon mehr als einmal bemerkt worden, daß der Humor bei den Franzosen seit dem letzten Jahr-

hundert seine Nationaleigenschaft mehr ist und daß er seit Montaigne's Zeit unter ihnen fast ganz verschwunden zu sein scheint.

In seiner technischen Eigenschaft als Dichter betrachtet braucht und Voltaire gegenwärtig nicht sehr lange aufzubalten. Auch hier ist sein Verdienst ein hauptsächlich intellectuelles und zeigt sich nach Art geschäftsmäßiger Methode. Alles ist für einen gegebenen Zweck wohlberechnet und wir sehen hier die äußerste logische Angemessenheit der Empfindungen, der Ereignisse und der allgemeinen Anlage. Auch fehlt es ihm nicht an einem gewissen Einflußadmus, der zuweilen der Inspiration ähnlich steht. Eine unverkennbare Sympathie für die Personen seines Gedichts hat er stets; mit der Empfänglichkeit eines Chamäleons nimmt er die Farbe eines jeden Gegenstandes an und wenn er dieser Gegenstand nicht sein kann, so spielt er ihn wenigstens auf plausible Weise.

Auf diese Weise haben wir ein Resultat, welches überall mit sich selbst übereinstimmt; eine Leistung, nicht ohne geschickte Dispositionen und glänzende Bilder, welche uns durch jenes alte Vergnügen über „besiegte Schwierigkeiten“ und die sichtbare Uebereinstimmung der Mittel mit dem Zweck ergötzt. Daß der tiefere Theil unserer Seele bei diesem allen stumm und ungerührt bleibt, keine allgemeine ewige Schönheit, sondern blos eine modische Eleganz und weniger das Werk einer poetischen Schöpfung als einen Prozeß der Toilette darin erkennt, das darf weiter nicht Wunder nehmen. Es bedeutet blos, daß Voltaire ein französischer Dichter war und so schrieb, wie das französische Volk der damaligen Zeit verlangte und gut hieß. Wir wissen schon längst, daß die französische Poesie nach einem andern Ziel strebte, als die unsre; daß ihr Glanz das war, was wir einen todtten, künstlichen nennen möchten; nicht die bunte weiche Sommerpracht der Natur, sondern ein kalter Glanz, wie von blankem Metall.

Ueberhaupt muß man, wenn man Voltaire's Gedichte liest, jenes Abenteuer im Café de Procope niemals vergessen. Es fehlte ihm nicht an einem Auge, welches in die tiefste Natur der Poesie hineingeblickt haben würde, wenn er Andere hätte hineinblicken sehen, aber welches Lob hätte ihm ein solches Unternehmen vom Café de Procope eintragen können? Was konnte es seinem so überaus kostbaren „Auge“ nützen, wenn er diese Richtung weiter verfolgt hätte? Zuletzt scheint er sich von ganzem Herzen mit Gebrauch und Gewohnheit ausgehöhlt und blos bemüht zu haben, Das, was er alle Anderen thun sah, besser zu machen.

Und dennoch war sein persönliches poetisches Glaubensbekenntniß, welches natürlich kein katholisches sein konnte, nichtsehrweniger kaum so bigott, als man es hätte erwarten sollen. Jener Tadel Shakespeares, der einen Gegenstand in England hervorrief, vertiente, wenn man die Sache richtig erwägt, vielleicht eher ein Belohnungsdiplom. Er nennt Shakespeare „einen Genius voll Kraft und Fruchtbarkeit, Natur und Erhabenheit“, obgleich schon unglücklicherweise „ohne den geringsten Funken von gutem Geschmack oder die geringste Bekanntschaft mit den Regeln“, was in Voltaire's Dialekt gar nicht so unrichtig ist, denn Shakespeare hat in der That fast gar keinen Vorzug von göttlicher und menschlicher, so oft er es für gut findet, mit der erstaunlichsten Gemüthsruhe mitten durch die „Regeln“ hindurch. Nach einem ziemlich vorurtheilsfreien Bericht über „Hamlet“, der besten dieser „farces monstrueuses qu'on appelle tragédies“, worin aber doch „so schöne Szenen und so große und so schreckliche Stellen“ vorkommen, fährt Voltaire auf folgende Weise fort, zwei große Räthsel zu lösen:

„Das erste Räthsel ist, wie so viele Wunder sich in einem einzigen Kopfe anhäufen konnten, denn die sämmtlichen Stücke des göttlichen Shakespeares sind in diesem Geschmack geschrieben. Das zweite Räthsel ist, wie die Gemüther der Menschen so hoch erhoben werden konnten, daß sie diese Stücke mit Entzücken ansahen und wie es kommt, daß dieselben in einem Jahrhundert, welches Addison's Cat o' hervorgebracht, immer noch Verehrer finden.“

„Unser Erstaunen über das erste Wunder wird sich legen, wenn wir erfahren, daß Shakespeare den Stoff zu allen seinen Tragödien aus Erzählungen oder Romanen schöpfte und daß er in diesem Falle den Roman „Claudius, Gertrude und Hamlet“ von Sallustius Grammaticus, dem das Volk gebührt, bloß in Verse brachte.“

„Der zweite Theil des Räthsels, nämlich das Wohlgefallen, welches die Menschen an diesen Tragödien finden, bietet etwas mehr Schwierigkeit, aber hier ist (en voici) die Lösung in Gemäßheit der reiflichen Erwägungen gewisser Philosophen.“

„Die englischen Sänftenträger, die Krieger, Nichtkrieger, Kasträger, Messger, ja sogar Handlungskünstler sind leidenschaftlich für allerhand Schauspiele eingenommen. Hahnenkämpfe, Boxerkämpfe, Begräbnisse, Tuelle, Hinrichtungen, Zaubereien, Weisserscheinungen, nach allem diesen drängen sie sich in Massen, ja es giebt mehr als einen Patriarchen, der eben so neugierig ist, als das gemeine Volk. In Shakespeares Tragödien fanden die

Bürger von London volle Befriedigung eines solchen Ganges. Die Hoflinge sahen sich genöthigt, dem Strome zu folgen, denn wie kann man umhin, etwas, was der verständigere Theil der Stadt bewundert, ebenfalls zu bewundern? Hundert und fünfzig Jahre lang gab es nichts Besseres, die Bewunderung stieg mit der Zeit und ging endlich in Abgötterei über. Einige geniale Stellen, einige glückliche Verse voll Kraft und Natur, die man wider Willen im Gedächtniß behält, entschädigten für das Uebrige und bald reusirte mit Hülfe einiger Schönheiten des Details das ganze Stück.“ *)

Das ist in der That eine niedliche kleine Theorie, welche über mehr als einen Gegenstand Licht verbreitet. Indessen ist sie verhältnißmäßig gesprochen immer noch in sanften Ausdrücken abgefaßt. Friedrich der Große z. B. thut seinen Ausdruck folgendermaßen:

„Um sich von dem erbärmlichen Zustande zu überzeugen, welcher bis auf den heutigen Tag in Deutschland herrscht, braucht man nur die öffentlichen Theater zu besuchen. Hier steht man die abscheulichen in unsere Sprache übersehten Stücke Shakespeares aufführen und das ganze Publikum vor Entzücken in Ohnmacht fallen (se pâmer d'aise), wenn es diese lächerlichen Vossen anhört, welche der Wilden von Canada würdig sind. Ich nenne sie Vossen, weil sie gegen alle Regeln des Dramas verstoßen. Shakespeare kann man diese wahnsinnigen Einfälle noch verzeihen, denn die Geburt der Künste ist niemals der Punkt ihrer Reife, jetzt aber haben wir sogar hier einen „Göz von Verlichingen“, der so eben auf der Bühne errichten ist — eine abscheuliche Nachahmung jener erbärmlichen englischen Stücke und das Parterre applaudirt und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung dieser widerlichen Abgeschmacktheiten (de ces dégoûtantes platitudes).“ **)

Wir haben diese kritischen Aussprüche nicht in der Absicht citirt, sie zu widerlegen, sondern bloß um zu zeigen, auf welchem Standpunkte sich die Kritiker selbst befanden. In dem Ausspruche Friedrich des Großen liegt sogar etwas Pathetisches und er kann als der Sterberuf des „Göz“ in diesem Lande betrachtet werden, der sich plötzlich von seltsamen entseßlichen übernatürlichen Einflüssen belagert sieht, die er für lappländische Zauberel oder Gaukelei eines Cagliostro hält, die aber nichtsdestoweniger immer

*) Oeuvres, T. XLVII. p. 300.

**) De la Littérature Allemande. Berlin 1780. Wir entlehnen aus der Compilation: „Götze in den Zeugnissen der Mitlebenden.“ S. 124.

höher und höher steigen, so daß er endlich seinen Opernhut kramphast festhaltend in einem Ocean von „dégodantes platitudes“ ertrinkt.

Im Ganzen genommen war, wie es scheint, Voltaire's Ansicht von der Poesie von der unrigen radikal verschieden und von dem, was wir eigentlich Poesie nennen, hatte er fast gar keinen Begriff.

Eine Tragödie, ein Gedicht soll bei ihm nicht „eine Rundgebung der menschlichen Vernunft in seinem Sinne angemessenen Formen“ sein, sondern vielmehr ein höchst complicirter Gieranz, der vor dem König nach einer gegebenen Melodie und ohne ein einziges Ei zu zerbrechen getanzet werden muß.

Nichtdeshoweniger müssen wir ihm und der französischen Poesie im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese letztere ist ein eigenthümliches Gewächs unseres modernen Zeitalters; sie ist mühsam cultivirt worden und ist nicht ohne ihren eigenen Werth. Auch haben wir hierbei als eines merkwürdigen Umstandes zu gedenken, daß sie zu einer oder der andern Zeit in alle Länder, nach England, Deutschland, Spanien u. s. w. verpflanzt worden ist, aber, obgleich unter den Sonnenstrahlen königlicher Günst, nirgends Wurzel schlagen konnte. Jetzt scheint sie auf ihrem eignen heimischen Boden allmählig welk zu werden, die Art ist ihr schon an die Wurzel gelegt und vielleicht ist binnen wenigen Jahren diese Art Poesie für die Franzosen, was sie für alle andern Nationen ist — eine angenehme Erinnerung.

Und doch liebten die älteren Franzosen sie mit Eifer und Wärme; für diese muß sie einen wirklichen Werth gehabt haben und wir begreifen, wie zu einer Zeit, wo das Leben selbst so wesentlich in äußerem Schein bestand, diese Darstellungen des Lebens die einzig passenden gewesen sein mögen. Jetzt aber, wo die Nation sich zu einer ernstern und edlern Aufgabe unter den Nationen berufen fühlt, beginnt sich auch der Mangel einer neuen Literatur fühlbar zu machen. Bis jetzt können wir, wenn wir den blinden wirren Streit zwischen „Romantikern“ und „Klassikern“ betrachten, noch nicht finden, daß unsere sinnreichen Nachbarn mehr als einen Anfang in diesem Unternehmen gemacht haben. Ein Anfang aber scheint wirklich gemacht; sie befinden sich in dem eklektischen Zustande, wie man es nennen kann, und versuchen Alles: Deutsch, Englisch, Italienisch, Spanisch, mit Eifer und einer wirklichen Liebe zum Fortschritt, welche zur besten Hoffnung auf einen noch höhern Erfolg berechtigt. Von den eigenthümlichen Talenten

der Franzosen und ihrer eigenthümlichen geistigen Stellung können wir, sobald sie wieder einen Originalstyl errungen haben, viele wirkliche und wichtige Bereicherungen der Weltliteratur erwarten.

Mittlerweise muß Voltaire, wenn man das, was dieses Volk in der Vergangenheit geleistet, gebührend erwägt, stets zu den verdienstvollsten Dichtern der Franzosen gerechnet werden. In dem, was man allgemeines poetisches Temperament nennen kann, Racine, und in einigen Punkten auch Corneille weit nachstehend, besitzt er doch eine intellectuelle Lebendigkeit, eine Raschheit sowohl des Blicks als der Erfindung, welche keinem von diesen beiden eigen ist. Wir glauben, daß unter fremden Nationen seine Tragödien, Werke wie „Zaire“ und „Mahomet“, als die geschäftigsten dieser Schule dastehen.

Indessen nimmt Voltaire keineswegs als Dichter, Historiker oder Novellist einen so hervorragenden Standpunkt in Europa ein, sondern hauptsächlich als Religions-Polemiker, als heftiger Gegner des christlichen Glaubens.

In dieser letzten Eigenschaft kann er Stoff zu vielen ernstlichen Betrachtungen geben, von welchen wir nur einen kleinen Theil hier flüchtig ins Auge fassen können.

Im Allgemeinen können wir sagen, daß der Stolz, in welchem seine Controversen geschrieben sind, seiner Natur vollkommen entspricht; es ist kein höherer und kaum ein niedrigerer Stolz, als man von ihm hätte erwarten können. So wie es in moralischer Beziehung Voltaire keineswegs an Liebe zur Wahrheit fehlte, wiewohl er eine noch tiefere Liebe zu seinem eigenen Interesse an der Wahrheit besaß und deshalb seinem innern Wesen nach kein Philosoph, sondern ein hochgebildeter Trivialist war, so zeigt er sich auch in intellectueller Beziehung mehr scharfsinnig und gewandt, als hochsinnig oder umfassend. Er sucht für die Wahrheit oder den Sieg nicht durch gedultiges Nachdenken, sondern mit leichtfertigen Sarkasmen, wodurch der Sieg allerdings auf einige Zeit gewonnen werden kann. An Wahrheit aber, was man, besonders in solchen Dingen, Wahrheit nennen kann, ist wenig zu erwarten.

Niemand, glauben wir, hat für Voltaire jemals das Lob der Originalität in dieser Discussion in Anspruch genommen und ganz gewiß giebt es in all seinen vielen Schriften nicht eine einzige einigermaßen bedeutende Idee in Bezug auf die christliche Religion, die nicht schon, ehe seine Unternehmungen begonnen, zu wiederholten Malen aufgestellt worden wäre. Die

Arbeiten einer sehr gemischten Menge, von Porphyrius an bis herab zu Schafteburg mit Einfluß der Hobbes, Lindals, Tolands u. s. w., von denen einige einer weit edleren Klasse von Skeptikern angehörten, hatten dem Verdienst in dieser Beziehung wenig Raum gelassen; ja Bayle, sein eigener Landsmann, hatte so eben ein Leben beendet, in welchem er ganz ähnliche Skepticismen und auf ganz gleiche Weise gepredigt, als Voltaire auf dem Kampfsplatz erschien.

Ueberhaupt war der Skepticismus, wie wir schon vorher bemerkt haben, unter den höheren Klassen in Frankreich, in welchen Voltaire sich hauptsächlich bewegte, zu jener Zeit allgemein und nur in Bezug auf das Verdienst oder die verwerfliche Thätigkeit, dieses Getreide zu Mehl für das Volk gemahlen und so Viele bewogen zu haben, davon zu essen, kann Voltaire Anspruch auf einige Originalität machen. Darüber jedoch wollen wir ihm durchaus keine Vorwürfe machen, denn es kann, wie wir eben andeuteten, Fälle geben, wo der Mangel an Originalität sogar ein moralisches Verdienst ist.

Ein weit schwererer Grund zum Tadel gegen ihn liegt darin, daß er sich in die Religion mischte, ohne selbst im geringsten Grade religiös zu sein; daß er in den Tempel trat und darin mit einer Trivialität verweilte, die in keinem Tempel, wo Menschen anbeten, einem Mitmenschen geziemen kann; daß er, mit einem Worte, heftig und mit lang fortgesetztem Streben das Christenthum bekämpfte, ohne einen andern als ganz leichten Begriff von dem zu haben, was das Christenthum eigentlich ist.

Sein polemisches Verfahren in dieser Sache kann, wie uns scheint, jetzt im Ganzen genommen nur als ein sehr leichtes betrachtet werden. Bei all seinen mannigfachen Formen, Wendungen und Wiederholungen dreht es sich nach unserer Ansicht ausschließlich um einen einzigen Punkt, nämlich um Das, was die Theologen die „vollständige Eingebung der heiligen Schrift“ genannt haben. Dies ist der einzige Wall, gegen welchen er lange Jahre hindurch und mit unzähligen Mauerbrechern und Demolierungsmaschinen aller Art unermüdet losrennt. Man entferne dieses Kampfsziel und sein Mauerbrecher schwingt sich in der leeren Luft hin und her, denn es ist weiter nichts da, woran er seine Wirkung versuchen könnte. Daß die heiligen Bücher etwas Anderes sein könnten als ein Glaubens-Bankschein auf so und so viel Quantitäten Genuß in der andern Welt, nach Sicht zahlbar, Werth empfangen, welcher Wechsel Makulatur wird, sobald der Stempel unächt

erscheint; daß die christliche Religion eine tiefere Grundlage als Bücher haben, daß sie möglicherweise in der reinsten Natur des Menschen, in geheimnißvollen unaussprechlichen Charakteren geschrieben stehen könne, wozegen Bücher und alle Offenbarungen und authentischen Traditionen nur ein untergeordneter Gegenstand und gleichsam nur das Licht sind, bei welchem diese göttliche Schrift zu lesen ist — das scheint ihm niemals auch nur im entferntesten eingefallen zu sein.

Und doch liegt hierin, wie nach unserer Meinung die ganze Welt nun begonnen hat zu entdecken, das wirkliche Wesen der Frage, in Folge deren verneinender oder bejahender Entscheidung die christliche Religion, nämlich Das, was diesen Namen verdient, fallen oder ewig dauern muß.

Wir glauben auch, daß die weiseren Geister uners Zetalters schon zu einer Verständigung über diese Frage gekommen sind oder vielmehr, daß sie in Bezug auf dieselbe niemals getheilte Ansicht waren. Das Christenthum, „die Anbetung des Leidens“, ist aus ganz andern Gründen als „Abhandlungen über Wunder“ und aus unendlich tieferen Rücksichten, als bei einer bloßen „Untersuchung durch ein Geschwornengericht“ gelten würden, als göttlich anerkannt worden. Wer auf diese Weise dagegen oder dafür kämpft, irrt sich ganz gewiß in dem Wesen des Christenthums, denn der Irthumel kann, obichon er für unsere Augen einen Körper hat und eine Rüstung trägt, mit irdischem Stahle nicht verwundet werden. Unsere Väter waren weiser als wir, wenn sie in der vollsten Ueberzeugung sagten, was wir oft leichtfertig verspotten hören, nämlich daß die Religion nicht eine Sache der Sinne, sondern des Glaubens, nicht des Verstandes, sondern der Vernunft sei. Wer sich ohne die letztere fühlt, wem es durch all sein Studium nicht gelungen ist, sie in sich zu entfalten, mag durch sein Studium viel oder wenig — wir wollen nicht sagen was — erreicht haben; von der christlichen Religion aber, wie von so vielen andern Dingen, hat er keine Kenntniß und kann er keine haben.

Wir hören die christliche Lehre oft mit der griechischen Philosophie vergleichen, während man zugleich findet, daß sie ziemlich hoch über derselben stehe, aber auch dies scheint ein Irrthum zu sein. Die christliche Lehre, diese Lehre der Demuth, in jedem Sinne göttlich und die Mutter aller göttlichen Tugenden, steht weder höher, noch tiefer, noch auf derselben Stufe, wie die Lehre eines Sokrates oder Thales, denn sie ist von ganz verschiedener Natur und unterscheidet sich von diesen ebenso, wie ein vollkommenes ideales Gedicht

von einer correcten mathematischen Berechnung. Wer sie mit solchen Maßstäben vergleicht, kann beklagen, daß außer dem bloßen Buchstaben der wahre Zweck dieser göttlichen Demuth ihm niemals sich erschlossen hat, daß das erhabenste Gefühl, welches seit Anbeginn der Menschheit vergönnt worden, seinem Auge noch verborgen ist.

Die Frage übrigens, auf welche Weise das Christenthum entstanden, ist ohne Zweifel eine hohe Frage, die allerdings leicht zu lösen scheint, wenn wir bloß ihre Oberfläche betrachten, die Alles war, was Voltaire davon sah. Aber in heilige, stumme, unergründliche Tiefen gehüllt ist sie, wenn wir ihre innere Bedeutung erforschen, welche Bedeutung sich allerdings freilich in jedem neuen Zeitalter auf eine neue Weise und mit einem neuen Glanze von Licht entwickeln wird, denn die ganze Wahrheit kann unendlich und für das menschliche Auge bloß theilweise erkennbar genannt werden, die Frage selbst aber ist keineswegs die letzte in dieser Sache.

Wir wissen, daß wir keine neue Behauptung wagen, sondern einfach wiederholen, was schon die Ueberzeugung der größten Geister unseres Zeitalters ist, wenn wir sagen, daß trotz Allem, was Voltaire oder irgend Jemand anders bewiesen hat oder noch beweisen wird, die christliche Religion, nachdem sie einmal da ist, niemals wieder verschwinden kann; daß sie in einer oder der andern Form durch alle Zeiten dauern wird und daß eben so wie in der Schrift, so auch in dem Herzen des Menschen geschrieben steht: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden.“ Wäre das Andenken an diesen Glauben noch so verdunkelt, wie denn auch in der That zu allen Zeiten die groben Leidenschaften und Anschauungen der Welt sie aus den Herzen der Reisten fast ganz vertilgen, so findet sie doch in jeder reinen Seele und jedem Dichter und Weisen einen neuen Missionair, einen neuen Märtyrer, bis das große Buch der Weltgeschichte auf immer geschlossen und die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde erfüllt ist. Es ist eine Höhe, welche das Menschengeschlecht befähigt und bestimmt ist zu erreichen und von welcher es, nachdem es dieselbe einmal erreicht, niemals wieder zurückweichen kann.

Alles dies, zu dessen ausführlicher Erörterung hier natürlich nicht der Ort sein kann, darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn wir Voltaire's polemischen Werth richtig würdigen wollen. Wir finden keine Spur, daß diese oder andere ähnliche wesentliche Erwägungen ihm bei Prüfung der christlichen Religion gegenwärtig gewesen seien, auch war dies überhaupt

mit seinem Wesen im Allgemeinen nicht vereinbar. Religiöser Ehrfurcht, ja sogar gewöhnlichen praktischen Ernstes gänzlich bar, von Natur oder durch Gewohnheit ohne Frömmigkeit des Herzens oder des Kopfes, nicht bloß ohne irgend einen Glauben in einer andern als materiellen Bedeutung, sondern auch ohne die Möglichkeit, sich einen anzuweihen, kann er bei dieser Forderung kein sicherer oder dauernd nützlicher Führer sein. Wir können von ihm annehmen, daß er künftigen Forschern von reiklicherem Geiste den Weg gebahnt habe; was aber seinen eigenen Antheil betrifft, so hatte er sich mit einem Unternehmen befaßt, dessen eigentliches Wesen ihm fast gänzlich unbekannt war und welches den Ausgang nahm, der in einem solchen Falle zu erwarten stand, denn es ward dadurch nur Verwirrung, Zerrüttung und Zerstörung nach allen Seiten hin hervorgebracht, so daß das Gute, was er vollbrachte, noch gegenwärtig mit einem bedenklichen Antheil von Uebel gemischt ist, wovon es, wie man vernünftigerweise vermuten kann, niemals wieder ganz zu trennen sein wird.

Ebenso würden wir einen großen Irrthum begehen, wenn wir, indem wir untersuchen, welche Quantität — ganz abgesehen von der Qualität — Intelligenz Voltaire bei dieser Gelegenheit beurfundet haben mag, das hervorgebrachte Resultat als Maßstab für die angewendete Kraft betrachten wollten. Seine Aufgabe war nicht die der Bejahung, sondern der Verneinung; er wollte nicht aufbauen und schaffen, was schwierig und mühsam ist, sondern umstürzen und vernichten, was in den meisten Fällen weit rascher und leichter von Statten geht. Die ihm nothwendige Kraft war keineswegs eine große und edle, sondern eine kleine, in vielen Fällen eine gemeine, die nur rasch und zur rechten Zeit in Anwendung gebracht werden mußte. Der Tempel der Diana zu Ephefus, an welchem so viele kluge Köpfe und starke Arme ihr Vebelang gearbeitet, ehe er fertig da stand, konnte von einem einzigen Tollhändler in einer einzigen kurzen Stunde vernichtet werden.

Solcher Irrthümer, Mängel und positiven Fehler muß, wie uns scheint, Voltaire von einer gerechten Kritik angeklagt werden; gleichzeitig aber können wir durchaus nicht in das verdammende Geschrei einstimmen, welches so viele würdige Leute, nicht ohne die besten Absichten, bis auf den heutigen Tag gegen ihn erheben. Sein ganzer Charakter scheint ziemlich klar und gewöhnlich zu sein und würde uns auch so erscheinen, wenn nicht äußere Einflüsse unsere Ansichten über ihn so verkehrt hätten. Auch ist er in moralischer Beziehung gar nicht ein schlechterer, sondern ein bedeutend besserer Charakter.

als die große Masse der Menschen zu sein pflegt. Voltaire's Absichten bei seinem Widerstande gegen die christliche Religion waren unglücklicherweise gemischter Art, im Grunde genommen aber fast durchgängig von der Art, wie wir sie schon oft, nicht bloß bei ihren Gegnern, sondern auch bei ihren Verehrern gefunden haben. Er besaß nämlich ein wenig Liebe zur Aufklärung der Wahrheit und eine große Liebe zum Proselytenmachen, welche letztere ein natürliches allgemeines Gefühl und, wenn ehrlich, selbst in den schlimmsten Fällen eher ein Gegenstand des Mitleidens als des Hasses ist. Als leichtfertiger, sorgloser, artiger Weltmann bietet er durchaus keinen hassenswerthen Anblick dar, sondern eher einen freundlichen, heiteren und oft liebenswürdigen. Es ist Zeit, daß auch er nach seinem Inneren, nicht nach seinen zufälligen Eigenschaften beurtheilt werde, daß auch ihm Gerechtigkeit widerfahre, denn Ungerechtigkeit kann keinem Menschen und keiner Sache etwas nützen.

In der That gehören Voltaire's hauptsächlichsten Verdienste der Natur und ihm selbst an; seine hauptsächlichsten Fehler dagegen kommen auf Rechnung seiner Zeit und seines Landes. In jener berühmten Zeit der *Pompadours* und *Encyclopädien* bildet er die Hauptfigur und war dies, wie wir gesehen haben, mehr dadurch, daß er der Menge gleich, als daß er sich von ihr unterschied.

Es war ein seltsames Zeitalter, dieses Zeitalter Ludwig's XV., in mehreren Punkten ein ganz neues in der Geschichte der Menschheit. In Bezug auf seinen Luxus und seine stüthche Verworfenheit, auf die hohe Kultur aller bloß praktischen und materiellen Fähigkeiten, und die gänzliche Ernüchterung aller rein beschaulichen und geistigen, hat diese Aera große Ähnlichkeit mit der der römischen Kaiser. Auch damals herrschte äußerer Glanz und innere Häßlichkeit, die höchste Vollendung in allen sinnlichen Künsten, nicht bloß mit Einfluß der Kochkunst und was dazu gehört, sondern auch der „Effectmalerei“ und „Effectschreiberei.“ Nur die Kunst eines tugendhaften Lebens war eine gänzlich verlorengegangene. Anstatt Liebe zur Bessere herrschte „Geschmack“ daran, Verfeinerung der äußeren Sitte neben äußerer Verunkeneit der Moral, und man sah mit einem Worte das seltsame Schauspiel eines socialen Systems, welches zahlreiche cultivirte Massen des Menschengeschlechts umfaßte und bloß auf Atheismus gegründet war.

Bei den Römern gingen die Dinge ihren natürlichen Gang, wie wir es nennen würden. Freiheit und Gemeinfinn sanken allmählig zum caput

mortuum herab; Egoismus, Materialismus, moralische Verworfenheit bis zum Unglauben an die Möglichkeit der Tugend stolzirten immer gebieterischer einher, bis der schon längst seines circulirenden Lebensblutes beraubte politische Körper ein faulender Leichnam ward und in Stücken fiel, um die Beute gieriger Wölfe zu werden. Dann kam unter jenen Attilas und Alarichs ein Weltschauspiel der Vernichtung und Verzweiflung, im Vergleich mit welchem die oft erwähnten „Gräuel der französischen Revolution“ und alle Kriege Napoleon's nur ein lustiges Turnier und Kampfspiel gegen die Blünderung und Verwüstung erschürmter Städte waren.

Unsere europäischen Staaten sind einem ähnlichen entseßlichen Verick entgegenen und zwar durch Ursachen, welche, wie wir hoffen, sie stets davor schützen werden. Ja wäre auch keine andere Ursache vorhanden, so läßt sich doch behaupten, daß in einem Staate, wo die christliche Religion existirt, wo sie einmal existirt hat, die öffentliche und persönliche Tugend, die Basis aller Kraft, niemals erlöschen kann; in jedem neuen Zeitalter aber und selbst bei dem tiefsten Verfall ist eine Aussicht und im Laufe der Jahrhunderte die Gewißheit der Erneuerung vorhanden.

Daß die christliche Religion, oder irgendwelche Religion, noch existirte, daß noch ein Märtyrerkenthum in dem Herzen Europa's lebte, um sich gegen die übermüthige gewappnete Tyrannei zu empören, war in der That kein Verdienst des Zeitalters Ludwig's XV., sondern ein glücklicher Zufall, dessen es sich nicht ganz ent schlagen konnte. Denn auch dieses Zeitalter ist als ein Experiment im großen Maßstabe zur Entscheidung der, wie es scheint, noch nicht zu allgemeiner Befriedigung gelösten Frage zu betrachten: mit welchem Grade von Lebenskraft ein auf reines Selbstinteresse gegründetes, im höchsten Grade aufgeklärtes, aber weder Gott noch das Göttliche im Menschen anerkennendes politisches System gedeihen oder überhaupt sich halten kann.

Viele behaupten, daß unsere bloße Liebe zum persönlichen Vergnügen oder Glück, wie man es nennt, die auf jedes Individuum einwirkt, dieses schon an und für sich veranlassen werde, die Rechte Anderer zu achten, die seinigen weise anzuwenden und schon aus bloß staatsökonomischen Prinzipien alle Pflichten eines guten Patrioten zu erfüllen, so daß in Bezug auf den Staat oder die bloße sociale Existenz der Menschheit der über das Zeugniß der Sinne hinausgehende Glaube und die jenseits der sehr gewöhnlichen Tugend, zu lieben, was angenehm, und zu hassen, was schmerzhaft ist, liegende

Tugend als überflüssige, höchstens zur Zierde dienende, aber nicht wesentliche Eigenschaften zu betrachten sind.

Andererseits giebt es aber auch Viele, welche sich mit dieser Theorie nicht einverstanden erklären können, weil sie in einem Universum von widerstreitenden Atomen kein Prinzip entdecken, welches das Ganze zusammenhält. Denn wenn der sich ins Unendliche ausdehnende Egoismus eines jeden Menschen nur durch den sich ins Unendliche ausdehnenden Egoismus eines jeden andern Menschen beschränkt werden soll, so scheint es, als würden wir eine Welt von sich wechselseitig abstoßenden Körpern, ohne eine sie zusammenhaltende Centripetalkraft, bekommen, in welchem Falle sie bekanntermaßen sich allmählig in dem Raume des Weltalls zerstreuen und wohl ein merkwürdiges Chaos, aber kein bewohnbares Sonnen- oder Sternensystem bilden würden.

Wenn das Zeitalter Ludwig's XV. in Bezug auf diese Frage nicht zu einem experimentum crucis gemacht ward, so liegt ein Grund vielleicht darin, daß solche Experimente zu kostspielig sind. Die Mittel der Natur erlauben ihr in tausend Jahren höchstens ein bis zwei Mal, zu wissenschaftlichen Zwecken eine ganze Welt zu vernichten; außerdem muß sie sich mit der Vernichtung eines oder zweier Königreiche begnügen. Das Zeitalter Ludwig's XV. scheint so weit, als eben die Sache ging, ein sehr belehrendes Experiment zu sein.

Hiebei aber müssen wir bemerken, daß der Gang dieses Experiments durch eine sehr bedeutende störende Kraft gehemmt ward, nämlich durch einen großen Ueberrest des alten Glaubens an Religion, an die unsichtbare himmlische Natur der Tugend, den die französischen Purifikanten trotz ihrer äußersten Bemühungen doch nicht im Stande gewesen waren, wegzuwaschen. Die Menschen thaten, was ihnen möglich war, mehr aber kann kein Mensch thun. Ihr schlimmster Feind, glauben wir, wird sie nicht einer unzeitigen Rücksicht auf unsichtbare und geistige Dinge beschuldigen und weit entfernt, diese unsichtbare Art der Tugend zu üben, können sie nicht einmal an ihre Möglichkeit glauben. Die Großthaten und Aufopferungen des Alterthums waren nicht mehr Tugenden, sondern „Leidenschaften“; jene antiken Personen fanden einmal Geschmack daran, Gelden zu sein; sie hatten einmal die Marotte, für die Wahrheit zu sterben, die Narren! Bei unsren „Philosophen“ dagegen ist die einzige Tugend irgend einer Civilisation Das, was sie „Ehre“ nennen und die heiligende Gottheit dieser jene wunderbare „Macht der öffentlichen Meinung.“

In Bezug auf diese Tugend der Ehre müssen wir uns erlauben zu sagen, daß sie sich zu deutlich als die Tochter und Erbin unserer alten Bekannten, der Eitelkeit, offenbart, welche allerdings schon seit Erschaffung der Welt, wenigstens seit der Zeit jenes „Lucifer, Sohns des Morgens“, hauptsächlich aber in ihrer eigentlichen Eigenschaft als herumziehende Schauspielerin oder sich mit abgelegten Kleidern pudende Jofe bekannt gewesen, aber niemals bis zu dieser neuen Aera zur Königin und allgenügenden Dictatrix der ganzen Seele des Menschen erhoben worden ist, um mit der größten Genauigkeit vorzuschreiben, was er in allen praktischen und moralischen Fällen zu thun und zu lassen habe.

Was ferner die Macht der „öffentlichen Meinung“ betrifft, so ist sie eine uns allen sehr wohlbekannte Kraft. Sie wird als unentbehrlich nützlich anerkannt und geschätzt, aber keineswegs als eine entscheidende oder göttliche Kraft anerkannt. Wir möchten fragen: welche göttliche, welche wahrhaft große Sache ist wohl jemals durch diese Kraft ausgerichtet worden? War es die Kraft der öffentlichen Meinung, welche Columbus nach Amerika trieb, oder die Johann Kepler bewog, nicht unter Rudolph's Astrologen und Gauklern ein üppiges Leben zu führen, sondern vor Noth und Mangel umzukommen, während er das wahre System der Sterne entdeckte? Noch unwirksamer finden wir sie als Basis der allgemeinen oder persönlichen Moral. Ja, an und für sich betrachtet, kann man sie eine grundlose Basis nennen, denn ohne eine höhere, allen Gemüthern gemeinsame Sancion, ohne Glauben an die nothwendige ewige, oder was dasselbe ist, an die überirdische göttliche Natur der Tugend, die in jedem Menschen lebt, was könnte uns da das moralische Urtheil von tausend, oder tauzend Mal tausend Individuen nützen? Ohne eine himmlische Führung, wo man dieselbe auch herleiten und wie man sie auch nennen möge, würde, wie uns scheint, die Macht der öffentlichen Meinung nach und nach eine außerordentlich zwecklose, ja nachtheilige werden.

„Kläret das Selbstinteresse auf!“ ruft der Philosoph, „klärt es nur in genügendem Grade auf!“ Wir selbst haben schon früher aufgeklärte Selbstinteressen gesehen und meistens war ihr Licht blos das einer Hornlaterne, hinreichend, den Träger selbst aus verschiedenen Wüsten herauszuführen, für uns aber und für die Welt von verhältnißmäßig geringem Vortheil. Und nun denke man sich das Menschengeschlecht gleich einer endlosen Schaar, welche durch die unerforschte Zeit hindurch ihren Weg weiter

sucht — in schwarzer Finsterniß, ausgenommen, daß Jeder seine Hornlaterne und der Vortrag einige wenige von Glas hatte.

Indessen, wir wollen hier und weiter nicht bei dergleichen Subtilitäten aufhalten. Unsere Absicht war bloß, zu bemerken, daß dieses Zeitalter, welches man das Zeitalter der Philosophie nennt, an und für sich ein nur ärmliches Zeitalter war, daß die geringe Moralität, die es beiaß, größtentheils entlehnt war und zwar von denselben Zeitaltern, die es für so barbarisch erklärte. Denn es wird von keiner Seite behauptet, daß diese „Ehre“, diese „Macht der öffentlichen Meinung“ eine erneuende, sondern bloß, daß sie eine erhaltende oder hemmende Kraft habe; sie kann keine neue Tugend schaffen, sondern höchstens erhalten, was schon da ist; ja von dem Zeitalter Ludwig's XV. kann man sagen, daß seine ganze Kraft, seine materielle Stärke, sein Wissen, Alles, was es hatte, entlehnt war.

Es rühmte sich ein Zeitalter der Erleuchtung zu sein, und eine Erleuchtung war allerdings vorhanden, nur war außer den erleuchteten Genies fast gar nichts dabei zu sehen. Keine jener großen Theorien oder Institutionen, welche den Menschen erst zum Menschen gemacht, nicht einmal eine jener Entdeckungen, welche die äußere Natur seinen Zwecken dienstbar gemacht, haben wir jenem Zeitalter zu verdanken. Welchen Pflug oder welche Buchdruckerpresse, welches Ritterthum oder Christenthum, ja auch nur welche Dampfmaschine, oder welches Quäkertum, oder welches Geschworenengericht erfanden diese Encyclopädisten für die Menschheit? Sie erfanden einfach nichts. Nicht eine einzige von den Tugenden, nicht eine einzige von den Kräften des Menschen haben wir ihnen zu verdanken und in allen diesen Beziehungen gehört das Zeitalter Ludwig's XV. zu den unfruchtbarsten, von welchen die Geschichte erzählt. In der That war auch die ganze Thätigkeit unserer „Philosophen“ gerade das Gegentheil von Erfindung. Nicht um zu produciren, standen sie da, sondern um Das, was schon producirt worden, zu kritisiren, zu tadeln und in Stücken zu reißen — ein ganz untergeordnetes, zuweilen wohl nützlich, im Ganzen genommen aber niedriges Handwerk, oft die Frucht und stets die Ursache einer niedrigen Denkreise in jedem Gemüth, welches sich dauernd damit beschäftigt.

Wenn man den damaligen Stand der Angelegenheiten betrachtet, so erscheint es nicht sehr auffällig, daß das Zeitalter Ludwig's XV. das war, was es war — ein Zeitalter ohne hohen Sinn, ohne hohe Tugend, ohne hohe Offenbarungen von Talent; ein Zeitalter leichter Klarheit, ein Zeit-

alter der Glätte, des Dünkels, der Zweifelsucht und aller Formen der Persi-
lage. Eben so wenig erscheint es überraschend oder sonderlich tadelnswerth,
daß Voltaire, der Anführer dieses Zeitalters, alle Eigenschaften desselben in
hohem Grade besaß. Allerdings brachte seine schwindelnd hastige Thätigkeit
ernste Wirkungen hervor; die leichten Feuerfunken, die er so leichtsinnig um
sich schleuderte, entzündeten furchtbare Brände, aber diese haben eben so viel
Gutes als Böses hervorgebracht; auch ist es nicht gerecht, wenn man ihm,
einem beschränkten Sterblichen, mehr als die Verantwortlichkeit eines Sterb-
lichen aufbürden will.

Indessen, jene unfruchtbare kühle Periode ist eben so wie die Periode
der Erdbeben und Stürme, welche darauf folgte, jetzt beinahe ganz vorüber;
sie gehören der Vergangenheit an und sind für uns und Die, welche nach
uns kommen, nicht ohne Nutzen und ruhige historische Bedeutung.

„Die denkenden Köpfe aller Nationen,“ sagt ein scharfsinniger Beob-
achter, „hatten im Stillen die Majorität erlangt und erhoben sich im falsch
verstandenen Gefühl ihres Berufes desto grimmiger gegen veralteten Zwang.
Aus Instinkt ist der Gelehrte Feind der Geistlichkeit nach alter Verfassung;
der gelehrte und der geistliche Stand müssen Vertilgungskriege führen, wenn
sie getrennt sind, denn sie streiten um eine Stelle. Diese Trennung that
sich nach der Reformation besonders in spätern Zeiten mehr hervor, und die
Gelehrten gewannen desto mehr Geld, je mehr sich die Geschichte der euro-
päischen Menschheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrsamkeit näherte
und Wissen und Glauben in eine entschiedene Opposition traten. Im Glau-
ben suchte man den Grund der allgemeinen Stodung und durch das durch-
dringende Wissen hoffte man sie zu heben. Ueberall litt der heilige Sinn
unter den mannigfachen Verfolgungen seiner bisherigen Art, seiner zeitigen
Personalität. Das Resultat der modernen Denkungsart nannte man Phi-
losophie und rechnete Alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich
also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen
den katholischen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den
christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr,
der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegen-
stände des Enthusiasmus aus, verkerrte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit
und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der
Naturwesen mit Noth obenan und machte die unendliche schöpferische Ruß
des Weltalls zum einformigen Klappern einer ungeheuern Röhre, die vom

Strome des Zufalls getrieben und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumstumpf und Müller und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahende Mühle sei.

„Ein Enthusiasmus ward großmüthig dem armen Menschengeschlechte übrig gelassen und als Prüfftein der höchsten Bildung jedem Actionair derselben unentbehrlich gemacht, der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie und insbesondere für ihre Priester und Mystagogen. Frankreich war so glücklich, der Schooß und Sitz dieses neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wissen zusammengefloßt war. So verhielt die Poesie in dieser neuen Kirche war, so gab es doch einige Poeten darunter, die des Effect's wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichts sich bedienten, aber dabei in Gefahr kamen, das neue Weltstystem mit all dem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die schon warm gewordenen Zuhörer sogleich wieder mit kaltem Wasser zu begießen. Die Mitglieder waren rastlos beschäftigt, die Natur, den Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu vermeiden und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden; sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft, Aufklärung. In Deutschland betrieb man dieses Geschäft gründlicher; man reformirte das Erziehungsweisen, man suchte der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgegeben, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemälde zu veredeln sich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiel's, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Junst, die Philanthropen und Aufklärer.

„Schade, daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen sie zu modernisiren, zum Trost. Dachte sich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und sonst

auf, so wurde sogleich von allen Seiten Lärm geblasen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philosophie und Wig in der Aishe erstickt. Dennoch war Toleranz das Lösungswort der Gebildeten, und besonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philosophie. Höchst merkwürdig ist diese Geschichte des modernen Unglaubens und der Schlüssel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erst in diesem Jahrhunderte und besonders in seiner letzten Hälfte beginnt sie, und wächst in kurzer Zeit zu einer unübersehbaren Größe und Mannigfaltigkeit. Eine zweite Reformation, eine umfassendere und eigenthümlichere, war unvermeidlich, und mußte das Land zuerst treffen, das am meisten modernisirt war, und am längsten aus Mangel an Freiheit im aristokratischen Zustande gelegen hatte.

„Daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Vorsehung gerichtet zu sein schienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günstigen Zeichen ihrer Regeneration geworden sind: dies kann einem historischen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrbasie Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. Wie von selbst steigt der Mensch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höhern Organe treten von selbst aus der allgemeinen gleichförmigen Richtung und vollständigen Auflösung aller menschlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdischen Gestaltung zuerst heraus. Der Geist Gottes schwebt über dem Wasser und ein himmlisches Eiland wird als Wohnstätte der neuen Menschen, als Stützgebiet des ewigen Lebens zuerst sichtbar über den zurückströmenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, staatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Sisyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und schon rollt die mächtige Last auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel sie auf der Höhe schwebend erhält. Alle eure Stützen sind zu schwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Schnüch an die Höhen des Himmels: gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt sehen. An die Geschichte verweise ich euch, forschet in ihrem belehrenden Zusammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernet den Zauberstab der Analogie gebrauchen.“

Wie weit unsere Leser dem trefflichen Moralis auf solchen hochfliegenden Betrachtungen folgen wollen, können wir natürlich nicht sagen. Daß mittlerweile der bessere Theil von ihnen nach ihrer eigenen Art und Weise sich mit ihm und uns in freimüthiger Toleranz und klarer Anerkennung gegen die französische Philosophie, gegen diesen Voltaire und die geistige Periode, welche seinen Namen trägt, vereinigt hat, daran zweifeln wir nicht. Unduldsamkeit und Animosität können keiner Sache förderlich sein und geziemen am allerwenigsten der Sache der moralischen und religiösen Wahrheit. Ein weiser Mann erinnert mit Recht daran, daß wir bei jedem Streite in dem Augenblicke, wo wir zornig werden, schon aufgehört haben, für die Wahrheit zu streiten und für uns selbst zu streiten beginnen. Möge Niemand daran zweifeln, daß Voltaire und seine Jünger, wie alle Menschen und alle Dinge, die in Gottes Welt leben und wirken, zuletzt zum Guten zusammengewirkt haben werden. Ja, daß er bei allem Bösen auch schon sehr Gutes vollbracht hat, muß selbst bei der nüchternsten Berechnung zugegeben werden. Wie viel begreifen wir in den wenigen Worten: Er gab dem modernen Aberglauben den Todesstoß! Jener entsetzliche Alp, der, das Licht scheuend, in Nacht und Finsterniß wohnte, ist mit all seinen Folterbänken und Giftkelchen auf immer hinabgesunken.

Und das war ein wichtiger Dienst, den Voltaire der Menschheit geleistet hat. Aeußert nicht der Ruf: „Nieder mit der Papisterei!“ und eine unbestimmte oder auch eine erheuchelte Angst vor den „Scheiterhaufen von Smithfield“ noch heutzutage unverkennbare Wirkung auf gewisse Gemüther? Wer nur einigermaßen einen Einblick in die Zeichen der Zeit hat, steht recht wohl, daß nicht bloß die Scheiterhaufen von Smithfield, sondern auch die Daumenschrauben von Edinburg — denn auch diese dürfen nicht vergessen werden — Dinge sind, die schon lange, sehr lange hinter uns liegen und durch eine zwar durchsichtige, aber diamanten undurchdringliche Mauer von Jahrhunderten von uns geschieden sind. Denn, wie wir sagten, der Aberglaube hat sich in seine Höhle zurückgezogen, um darin zu sterben; die letzten Zedestämpfe können Jahrzehnte oder Jahrhunderte dauern, aber er trägt den Stahl im Herzen und wird die Erde nie wieder belästigen.

Daß mit dem Aberglauben auch die Religion hinwegschwindet, scheint uns eine noch ungegründetere Furcht zu sein. Die Religion kann nicht vergehen. Ein kleines qualmiges Strohfeuer kann die Sterne des Himmels

unflüchtig machen, aber die Sterne sind nichtdeshalb weniger da und werden wieder zum Vorschein kommen.

Im Ganzen genommen müssen wir den bekannten Ausspruch wiederholen, daß es eines religiösen Menschen unwürdig ist, einen irreligiösen mit Schrecken oder Abscheu oder mit irgend einem andern Gefühl als Bedauern, Hoffnung und brüderlicher Theilnahme zu betrachten. Wenn er die Wahrheit sucht, ist er nicht unser Bruder und zu bemitleiden? Und wenn er die Wahrheit nicht sucht, ist er dann nicht immer noch unser Bruder und noch mehr zu bemitleiden?

Der alte Ludovicus Bireb erzählt eine Geschichte von einem Bauer, der seinen Hiel tödtete, weil er den Mond getrunken, denn er dachte, die Welt könne diesen Lichtkörper nicht wohl entbehren. Deshalb tödtete er den Hiel, ut lunam redderet. Der Bauer meinte es gut, aber er war unflug. Wir wollen ihm nicht nachahmen, wir wollen nicht einen treuen Diener morden, der uns so weit getragen hat. Er hat nicht den Mond getrunken, sondern bloß das Spiegelbild des Mondes in seinem armseligen Wassereimer, in welchem er vielleicht noch obendrein in der harmlosesten Absicht trank.

Diderot*).

(1833.)

Die Acten der christlichen Apostel, welche, wie man sagen kann, nun seit achtzehn Jahrhunderten die Grundlage der Welt abgegeben haben, sind von so geringem Umfange, daß sie in einer einzigen kleinen Stunde gelesen werden können. Die Acten der französischen Philosophen dagegen, deren Bedeutsamkeit ihrem Erlöschen schon ziemlich nahe ist, liegen in ganzen Acten Buchdruck vor uns und würden eine ganze Lebenszeit mit Lectüre versorgen. Auch ist dieser Vorrath, wie wir sehen, noch keineswegs vollständig, eben so wenig als sich die Zeit berechnen läßt, wo diese Vollständigkeit vorhanden sein wird. Hier haben wir vier ganz neue Octavbände, welche die Arbeiten, Reisen, Siege, Liebchasten und Verdauungsbeschwerden des Apostels Denis erzählen; es ist kaum ein paar Jahre her, seitdem uns ein neuer Beitrag zu Voltaire bekannt ward; seit dieser Zeit ist auch eine neue Lebensgeschichte Rousseau's erschienen, und welche unberechenbare Masse von jenen Feuilles de Grimm mögen noch in der Bibliothek zu Petersburg schlummern, wo sie bloß darauf warten, aufgeweckt und losgelassen zu werden!

Man meint, dieß sei Lectüre für eine ganze Lebenszeit? Ach, der alte

*) 1. Memoires, Correspondance et Ouvrages inédits de Diderot; publiés d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. 4 tom. 8vo. Paris (Pau-
lin, Libraire-Editeur) 1831.

2. Oeuvres de Denis Diderot; précédées de Mémoires historiques et philosophi-
ques sur sa Vie et ses Ouvrages, par J. A. Naigeon. 22 tom. 8vo. Paris (Brière)
1821.

Thomas Barr hätte als Säugling zu leien anfangen und in seinem buntern und fünfzigsten Jahre aufhören können, ohne fertig geworden zu sein! Wann aber diese Vermehrung aufhören und die Geschichten und Spielden der Pariser Kirche des Antichristis vollständig sein werden, das wissen wir nicht, ausgenommen insofern, als, da die Quantität des beschriebenen oder auch fabrizirten Papiers eine endliche und nicht unendliche ist, das Geschäft doch früher oder später aufhören und der antichristliche Canon zum Schluß kommen muß.

Trotzdem aber wollen wir durchaus nicht damit sagen, daß wir diesen erstaunlichen Reichthum beklagen; vom historischen Standpunkte aus betrachten wir ihn vielmehr mit Geduld und sogar mit Befriedigung. Memoiren können, so lange sie wahr sind, wie dumm sie auch sein mögen, kaum in zu großer Masse aufgehäuft werden. Je dünner sie sind, desto rascher möge man sie einfach in den Ofen werfen; sind sie wahr, so werden sie immer mehr oder weniger belehren, wäre es auch bloß auf dem Wege der Bestätigung und Wiederholung, und, was von unermeßlicher Bedeutung ist, sie geben keine falschen Aufschlüsse. Indem wir Tag für Tag die hohe Bestimmung betrachten, welche die Literatur noch erwartet und welche die Literatur in der nächsten Zeit mit größerer Entschiedenheit als je zu erfüllen beginnen wird, stellt es sich für uns immer klarer heraus, daß die eigentliche Aufgabe der Literatur in dem Gebiete des Glaubens liegt, innerhalb dessen die „poetische Fiction“, wie man sie mitleidig nennt, eine ganz neue Rolle zu übernehmen haben wird, wenn man ihr den Zutritt gestattet.

Hiernach ließe sich vielleicht mit gutem Grunde prophezeien, daß diese außerordentlich große Menge von Romanischreibern und dergleichen in einer neuen Generation allmählig von zwei Dingen eins thun muß: entweder sich in die Kindersluben zurückziehen und für Kinder, Minderjährige und halb blödsinnige Personen beiderlei Geschlechts arbeiten, oder aber, was weit besser wäre, ihre Romanfabrik in den Rebrichtshausen werfen und sich mit der Nützlichkeit, die sie besitzen, darauf legen, Das zu verstehen und aufzuzeichnen, was wahr ist, wovon ganz gewiß noch eine unendliche Menge und unbekannt ist und stets sein wird, trotzdem sie unermeßliche Bedeutung für uns bar.

Die Vorläufer — dies wird man immer mehr und mehr einsehen — ist nichts als höhere Erkenntniß und der einzige achte Roman (für Erwachsene) die Wirklichkeit. Der Denker ist der Poet, der Seher. Möge Der, welcher

steht, je nach der Gabe seines Geistes, schreiben. Sieht er tief und mit begriffenem Geiste, so möge er schaffend und poetisch schreiben; steht er bloß gewöhnlich und mit nichtabgegriffenen Alltagsaugen, so möge er hierin wenigstens wahr sein und Memoiren schreiben.

Und, die wir noch so nahe zur Hand sind, stellt jenes achtzehnte Jahrhundert in Paris, da es sich keineswegs als ein Theil des magischen Gewebes der Universalgeschichte, sondern bloß als die verworrene Masse von Fäden und Enden, Memoiren genannt, und eben erst im Weben begriffen, darstellt, eine ziemlich complicirte Aufgabe. Die Hauptregeln derselben können aber wir, wie die aller ähnlichen Aufgaben, glücklicherweise in die sehr einfache, von der Natur selbst vorgeschriebene zusammenfassen: in dieser Masse, so weit sie einer solchen Mühe würdig erscheint, Alles zu suchen, was uns auf unserem eigenen Pfade weiterbringen kann, sei es nun in der Form geistiger Belehrung, moralischer Erbauung, oder auch bloßer Erweiterung und Unterhaltung.

Die Bourbonen befolgten freilich eine kürzere Methode, die auch oft anderwärts empfohlen worden. Sie verschlossen und verbargen die Gräber der Philosophen, in der Hoffnung, daß ihre Lebensgeschichte und ihre Schriften dadurch gleichfalls aus den Augen und aus den Sinnen der Menschen entschwänden und auf diese Weise die ganze Sache so zu sagen unterdrückt werden würde.

Die thörichten Bourbonen! Diese Dinge geschahen nicht in einem Winkel, sondern auf hochgelegenen Stellen vor den begierigen Augen der ganzen Menschheit! Verborgen und verhüllt können sie in keiner Weise werden; um sie zu besiegen, um ihnen zu widerstehen, ist der erste unumgänglich nothwendige Schritt, sie zu sehen und zu begreifen.

Für uns, als ihre unmittelbaren Nachfolger, ist ihr richtiges Verständnis eine Sache der unbedingten Nothwendigkeit; denn mögen sie nun von Gott oder dem Teufel gesendet gewesen sein, so sind sie uns doch jedenfalls vorangegangen und haben uns so und so eine Welt hinterlassen. Es ist ihr Acker, auf welchem noch die Stoppel ihrer Ernte steht, den wir umzuräumen haben.

Vor allen Dingen müssen wir daher verstehen, was für ein Boden es ist, was für Menschen und Landwirthe unsere Vorgänger waren. Aus diesem Grunde heißen wir alle authentischen Memoiren über die Philosophen

willkommen und aus diesem Grunde wollen wir nun ohne das geringste Widerstreben in dieses wunderbare Grenzgebiet über Denis Diderot einströmen und sehen, ob es uns einige Ausbeute gewährt.

Bei jeder Erscheinung ist eins der wichtigsten Momente das Ende. Nun war diese Epoche des achtzehnten oder Philosophen-Jahrhunderts eigentlich ein Ende, nämlich das Ende eines socialen Systems, welches sich über tausend Jahre lang aufgebaut und nun seit einigen Jahrhunderten, wie alle menschlichen Dinge thun, begonnen hatte, wieder zusammenzubrechen. Das Zusammenbrechen eines socialen Systems ist keine angenehme Sache, weder für Den, der dazu gehört, noch für den bloßen Zuschauer: indessen kommt endlich im weiteren Verlaufe eine Zeit, wo das Zusammenbrechen in ein Zusammenstürzen übergeht. Müdige Hände treiben ihre Reile hinein, setzen ihre Brechlangen an und es beginnt ein beagliches Schauspiel von Bewegung und Arbeit. Anstatt daß zeitlir hier und da ein Stein oder eine Handvoll Staub herabfiel, stürzen ganze Massen herunter und steigen ganze Wolken und Wirbelwinde von Staub empor. Auch Fackeln werden hingan gehalten und das Verfaulte fängt leicht Feuer, so daß durch das Lodern der Flammen, die Staubwirbel und das Krachen der stürzenden Thürme die Sache außerordentlich interessant wird und unsere emsigen Arbeitsleute einander durch lautes Visatzeskrei anfeuern können.

Hierzu kommt, daß von allen Arbeitern keiner so raiche und umfangreiche Früchte seiner Arbeit sehen kann, wie der Vernichter. Es scheint nicht unvernünftig zu sein, wenn er, von der Wirkung auf die Ursache schließend, seine Arbeit für die beste und größte hält und ein Voltaire z. B. von seinen Zunftgenossen und Jüngern zuversichtlich nicht bloß für den größten Mann seiner Zeit, sondern aller vergangenen Zeiten und vielleicht für den größten erklärt wird, den die Natur hervorbringen konnte. Die gute, alte Natur! sie fährt fort, in jeder Zeit ihres Kreislaufes hervorzubringen, was nöthig ist und bringt mit vollkommener Gelassenheit auch die energiespätliche Meinung hervor, daß sie nichts mehr hervorbringen könne.

Eine solche Brautfackel- und Brechlangenperiode war das Zeitalter Ludwig's XV., wo, nachdem das sociale System verrotten, voll Regenlöcher und faul und modrig geworden war, die vor Frost zitternden Eingeborenen

den Entschluß faßten, ihre unerfreuliche Wohnung durch das zweifelhafte Verfahren zu erweitern, daß sie dieselbe in Brand steckten. Zweifelhaft nennen wir bloß das Verfahren; die Sache selbst war, wie jetzt Jeder einseht, unvermeidlich, und auf eine oder die andere Weise, ob nun nach vorherigem Niederbrennen oder auf milderem Wege, mußte das Haus nothwendig neu gebaut werden. Wir sehen, wie das Geschäft des Niederreißens oder wenigstens des Wegschaffens der Trümmer noch jetzt in ganz Europa seinen entschlossenen Fortgang hat und hier und da zeigen sich auch schon Spuren neuer Gründungen und neuer Gebäude dem Auge der Hoffnung.

Denis Diderot und sein Leben kennen lernen, hieße die inhaltschwere Dummheit aller dieser Vorgänge sehen, wie sie auf die denkende und handelnde Seele eines Menschen einwirkt, ihm ein eigenthümliches Element des Daseins formt und ihm in demselben eine eigenthümliche Farbe und Gestalt giebt. Unglücklicherweise ist nach Allem, was schon geschrieben worden, die Sache noch nicht klar. Uns Fremdlingen bleibt in dieser fremdländischen Staatsökonomie und in der Methode des Lebens und Wirkens Vieles dunkel, abgesehen hiervon aber auch Vieles in dem Menschen selbst und in seiner innern Natur und Bauart.

Es ist aber schon mehrere Jahre her, seitdem der Verfasser die Idee aufgegeben hat, irgend einen Menschen, ja sogar sich selbst zu verstehen, wie man es nennt. Jeder Mensch enthält innerhalb seiner unbeträchtlichen Figur ein ganzes Geistesreich und Spiegelbild des All und reicht, obgleich für das Auge kaum etwa sechs Fuß groß, aufwärts und abwärts, unabsehbar, und verschwindet in den Regionen der Unermeßlichkeit und der Ewigkeit. Das Leben, wie es auf jenem wunderbaren „Webstuhl der Zeit“ gewebt wird, besteht so zu sagen aus einer Kette von Licht und einem Einschlag von geheimnißvoller Nacht — nur Er, der es geschaffen, kann es verstehen.

Wären wir, was diesen Diderot betrifft, einmal so weit, daß wir nur im entferntesten Grade seine Person vorstellen, seinen Charakter und die Umstände, von welchen er umgeben war, auf uns nehmen und sein Leben auf unserem kleinen Liebhabertheater (unter unserem eigenen Hut) mit mäßiger Illusion und dramatischer Wirkung noch einmal durchspielen könnten, so hätten wir Das, was wir in Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ihn verstehen nennen würden und könnten damit wohl auf zufrieden sein.

In der Art und Weise, wie Diderot vor der Welt auftrat, ist er vielleicht in außerordentlichem Grade unglücklich gewesen. Seine literarischen Erzeugnisse wurden eins wie das andere in Sturmeseile geschaffen und mit straßenändlicher Gleichgültigkeit auf der Sandwüste des Zufalls liegen gelassen. Er lebte in Frankreich, in den sauern Tagen eines Journal de Trévoux, einer arzwöhnlichen, alterdschwachen Sorbonne. Er war zu arm, um auswärtige Pressen, in Rehl oder sonst wo, in Bewegung zu setzen; zu hastig und nicht umsichtig genug, um Hilfe bei Denen zu suchen, die ihn hätten unterstützen können, und so mußte er, wenn seine Reder nicht feiern sollte, Vieles schreiben, was nicht erscheinen konnte.

Daher kommt es, daß seine Schriften, wie die Blätter der Spille, in allen Ecken der Welt umherflogen. Viele Jahre lang ward keine nur leidliche Sammlung seiner Schriften versucht und bis auf den heutigen Tag giebt es keine, die in irgend einer Beziehung vollständig genannt werden könnte. Zwei fehlerhafte, zusammengestoblene Amsterdamer Ausgaben oder vielmehr formlose, vieles gar nicht Hineingehörende enthaltende Sammelurien, waren Alles, was die Welt während seines Lebens sah. Diderot hörte erst nach mehreren Jahren davon und dann nur, wie man sagt, „mit schallendem Gelächter“, ohne irgend einen praktischen Schritt dagegen zu thun. Von den vier, welche später gedruckt oder vielmehr wiedergedruckt wurden — denn Raigeon's von 1798 ist die große Originalausgabe — macht keine auch nur Anspruch darauf, vollständig oder nach einem bestimmten System ausgewählt zu sein.

Brière's, die letzte, die wir allein persönlich genau kennen, ist ein gutgedrucktes Buch und vielleicht eher werth, gekauft zu werden, als irgend eins der andern, dabei aber ohne Ordnung des Inhalts und ohne Zusammenhang und im Ganzen genommen, wenn man das Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit berücksichtigt, so gut wie nicht erschieden. Brière scheint allerdings irgend eine Version oder ein Ding gemietet zu haben, um die Rolle des Herausgebers zu spielen, oder vielmehr eine Mehrzahl von Dingen, denn sie unterzeichnen sich Herausgeber im Plural und von Zeit zu Zeit lenkt ein Sternchen unsere Aufmerksamkeit auf die untere Hälfte der Seite und einige mit kleinen Lettern gedruckte Zeilen mit der Unterschrift EDIT^r. Unglücklicherweise aber ist die Reise größtentheils vergeblich, denn nachdem wir ein paar Bände gelesen, erfahren wir nur zu gut, daß auf diesem Wege nichts zu gewinnen ist; daß die Anmerkung, wovon sie auch angeblich han-

dehlt, doch in streng logischem Sinne weiter nichts bedeutet, als: „Lezer! Du siehst, daß wir Editeurs, wenigstens zwei an der Zahl, wirklich existiren und, wenn wir von dem obenstehenden Texte etwas verstünden, es Dir mittheilen würden. — EDIT.“ Uebrigens sind diese „EDIT“ ganz höfliche Leute und bleiben im sichern Bewußtsein dieser Ungewißheit (ob sie nämlich Personen oder Dinge sind) allem Anscheine nach auf fortwährend guter Laune.

Einen Dienst haben sie, oder Brière an ihrer Statt (wenn nämlich Brière selbst hinter dieser Unterschrift steht, wie wir zuweilen vermuthen) uns aber doch geleistet, indem sie die lange gesuchte und lange verlorene Lebensgeschichte Diderot's von Naigeon aussuchten und druckten. Die Freunde biographischer Studien hatten seit Jahren den Verlust dieses Manuscript's betrauert und die Hoffnung auf das Wiederauffinden desselben so ziemlich aufgegeben. Ein gewisser Naigeon, der Lieblingschüler Diderot's, hatte — wenn man seinem eigenen Worte in seiner eigenen Vorrede als Herausgeber glauben durfte — seine Lebensgeschichte geschrieben und ach! wohin war sie nun verschwunden? Ganz gewiß war Alles, was in Denis dem Fatalisten noch dunkel war, hier beleuchtet; ja wurde dadurch nicht vielleicht eine hellstrahlende „Lichtstraße“ durch das ganze achtzehnte Jahrhundert geführt? Und zeigte sich nicht Diderot, so lange als der „encyclopädische Kopf, der vielleicht jemals existirt“, gepriesen, nun als solcher in — der neuen philosophischen, ökonomischen, spekulativen und praktischen Encyclopädie des Lebens in flebzig Jahren oder Bänden? Uebrigens war Diderot auch als der lebhafteste, gewantteste Sprecher seiner Zeit bekannt, und was hatten wir in dieser Beziehung nicht für ein Recht zu erwarten, wenn man bedenkt, was Boswell mit seinen dürftigen Gelegenheiten aus Johnson gemacht!

Brière's Mühe haben wir es, wie wir schon sagten, zu danken, daß Naigeon's versteckt gehaltenes Manuscript jetzt als gedrucktes Buch auf diesem Pulte liegt. Ach leider hat die Geschichte eines Lebens nur zu viel Aehnlichkeit mit diesem Leben selbst, wo Hoffnung und Erfüllung ganz verschiedene Dinge sind! Und in der That ist von allen Biographien, die jemals durch Menschenhand zusammengestellt worden, diese von Naigeon vielleicht die alleruninteressanteste. Der alberne Naigeon! Wir wollten sehen und wissen, wie es mit dem leiblichen Menschen, dem schlafenden, essenden, arbeitenden, kriegsführenden, sich kleidenden Denis Diderot in seinem Paris künzte; wie er aushierte und lebte, was er that und was er sagte, und der

alberne Biograph sagt uns nicht einmal, von welcher Farbe seine Strümpfe waren!

Von allem diesen erfahren wir, außer einigen wenigen Daten, kein Wort, keine Solbe und finden weiter nichts als eine langweilige, matte, unendliche Vorlesung über die atheïstische Philosophie, wie Diderot zum Atheismus kam, wie er ihn lehrte, wie wahr, wie unaussprechlich wichtig derselbe ist. Sonderbar genug hatte der Eifer für das Haus des Teufels diesen Naigeon förmlich aufgereizt. Er ist ein Mann von plumpem, mechanischem, vielleicht an und für sich ziemlich schwachem Verstande, donnert aber mit der Hestigkeit eines zelotischen Kanzelpaukers, nur daß seine Kirche der entgegengesetzten Farbe angehört. Und dennoch muß er sich nun in einer solchen Welt leben, wo noch so viel Teismus und anderes Vergerniß herrscht, so daß er oftmals sich gekränkt fühlt, an den Wasserflüssen Babels heiße Thränen zu weinen. Dabei bleibt er aber immer hölzern, durch und durch mechanisch, als ob Baucanion selbst ihn gefertigt hätte, und dies stimmt seine Wuth bedeutend herab. Möge der Leser die Fruchtbarkeit und Fülle dieser Erde bewundern und wie ein Element immer der Gegensatz des andern ist, denn haben wir hier nicht das ächteste ganz dämologische wirkende odium theologicum in einem Anbeter des ewigen Nichts?

So viel über Naigeon, was wir von ihm erwarteten und was wir von ihm bekommen haben.

Soll aber Diderot deshalb der Vergessenheit anheimfallen und als Menich gar nicht oder bloß als eine philosophisch-atheïstisch-logische Mühle in der Erinnerung leben? Lebte nicht Diderot eben so wohl als er dachte? Ein dislettirender Berichterstatter in einem der biographischen Verifa theilt uns mit, er habe ihn eines Tages in Schlafrock und Pantoffeln zwei Stunden lang über Meer und Lust mit einer fast übermenschtlichen, fulminanten Behemenz sprechen hören, die immer höher und höher gestiegen sei, bis er endlich seine Nachtmüge an die Wand geworfen habe. Die meisten Leser werden zugeben, daß dies ein Stück Lebensgeschichte sei, leiter aber müssen wir sagen, daß es auch beinahe Alles umfaßt, was uns bis jetzt von dem Menichen Diderot bekannt geworden.

Doch da kommt der Verlaagsbuchhändler Paulin mit einem ganz neuen Beitrage, einer langen Reihe von Briefen, die sich über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren erstrecken. Unglücklicherweise sind es bloß Liebesbriefe von einem verheiratheten sechzigjährigen Manne, aber doch immer Briefe

von seiner eigenen Hand. Unter diesen unschmackhaften Blüthen von tendresse, sensibilité u. s. w., schaal wie lange gestandenes Dünnbier, tritt auch mancher interessante biographische Zug an's Licht und wir ersieh'n hieraus mehr von dem individuellen Diderot und seiner Umgebung und seiner Art und Weise, sich darin zu bewegen, als aus allen übrigen Büchern, welche bis jetzt über ihn veröffentlicht wurden. Wenn man den Grad von Ekel, den eine solche Sache auf den ersten Anblick verursacht und in vielen Einzelheiten auch wirklich bestätigen muß, vergißt oder überwindet, so wird man finden, daß dieses Buch sich wohl des Lesens verlohnt. Ja, ist es nicht schon an und für sich etwas, dieses Schauspiel des verliebten Philosophen, der sich wenigstens aus allen Kräften bemüht, sich dafür zu halten, in Augenschein zu nehmen? Für wissenschaftliche Zwecke kann man Vieles ertragen und der wissenschaftliche Curiositätenfreund, der den eben erwähnten Widerwillen überwinden kann, steht hier, wie der „encyclopädische Kopf, der vielleicht jemals existirt“, jezt an der Grenze des großen Stufenjahres stehend und schon mit Weib und Kind versehen, sich unter den schwierigen Umständen einer außerehelichen (und in einem solchen Alter und bei so vielen „Intigessionen“ fast übernatürlichen) Hingebung an die Königinnen der Erde gebetend.

Herberts haben wir ein munteres Memoir über ihn von Mademoiselle Diderot, obzschon es zu kurz ist und mit nicht allzugroßer Wahrheitsliebe geschrieben zu sein scheint, und endlich, in einem großen Bante, seinen „Traum d'Alembert's“, zu welchem Naigeon einen Commentar geliefert hat, den wir recht wohl entbehren könnten.

Seinem Umfange angemessen ist jenes kleine Memoir von Mademoiselle das beste vom Ganzen. Unglücklicherweise schreibt Mademoiselle, wie schon angedeutet worden, entschlossen, vor allen Dingen pikant zu sein, in einer geistraubten antihetischen Weise, die in Bezug auf Klarheit oder Glaubwürdigkeit durchaus nicht die angemessenste ist. Ohne daß man gerade ein Recht hätte, vorläufige Unwahrheiten zu vermuthen, steht man doch auch, daß es kein camera lucida-Bild oder ein nach den vorgezeichneten Regeln der Kunst gezeichnetes Portrait ist. Diese Sucht, pikant zu sein, ist eine Lieblingsünde unzähliger Personen beiderlei Geschlechts und auf beklagenswerthe Weise nachtheilig für den Nutzen, den ihre Schriften oder ihre Worte außerdem haben könnten. Es ist oder war dies der Fehler, den man ganz beionders den Franzosen zur Last legt; von einer Dame und

einer Französin, die uns überdies viel zu erzählen hat, müssen wir ihn daher schon hinnehmen.

Und nun wollen wir versuchen, was für eine zusammenhängende Figur von Denis Diderot und seiner irdischen Wallfahrt und Leistung wir aus diesen verschiedenen zerstreuten Materialien herzustellen vermögen.

In der alterthümlichen Stadt Langres, im Monat Oktober 1713, beginnt unsere Geschichte. Man denke sich Langres hoch auf seinem Bergücken liegend, unter römischen Ruinen, nicht weit von den Quellen der Saone und der Marne, mit seinen plumpen, massigen Häusern und fünfzehntausend, größtentheils mit dem Schleifen von Messern beschäftigten Einwohnern und eine der raschesten, klarsten, flatterhaftesten und empfänglichsten kleinen Figuren dieses Jahrhunderts, die so eben hier das Licht der Welt erblickt hat.

In diesem französischen Sheffield war Diderot's Vater ein Messerschmied und Meister seines Handwerks, ein sehr geachteter und achtungswerther Mann, einer jener alten Handwerksleute (jetzt leider so ziemlich von der Erde verschwunden und nur noch mit geringem Erfolg von Imitationsschreibern unter dem „schottischen Landvolke“ und anderwärts aufgeführt), welche in der Schule der Praxis nicht blos Fertigkeit der Hand, sondern auch die weit schwerere Fertigkeit des Kopfes und des Herzens gelernt haben, deren ganze Kenntniß und Tugend, nothwendigerweise die Kenntniß und Tugend, etwas zu thun, wahr ist und die Probe bestanden hat — bescheidene, moderne Patriarchen, wacker, weise, einfach, von rohem, aber unverfälschtem Werthe, gleich einer gediegenen Silberaue!

Diderot liebte seinen Vater, wie er auch vollauf Ursache hatte, und bedauert bei mehreren Gelegenheiten, daß er in Sonntagsgleibern und nicht in der Werktagstracht seines Handwerks gemalt war, „mit Schurzfell und Schleifrad und die Prille auf der Nase“, — wie er lebte und arbeitete und seinen kleinen Platz im Weltall redlich ausfüllte. Ein Mann von der strengsten Wahrhaftigkeit und Redlichkeit war dieser alte Meister, ein nicht blos zumüthiger, sondern auch scharfsinniger Kopf, weshalb er erst zum Schiedsrichter und Rathgeber gewählt ward, und dabei auch ein menschenfreundlicher und wohlthätiger Mann, so daß ihm zahlreiche Schaa-

von Armen unter Thränen das Geleit nach seiner letzten Ruhestätte gaben. Ein freimüthiger Nachbar tröstete den nun vaterlosen Philosophen mit den Worten: „Ach, Monsieur Diderot, Sie sind ein geschickter und berühmter Mann, aber so ein Mann, wie Ihr Vater, werden Sie doch nimmermehr.“

In der That ist es die Frage, ob von all den wunderbar berühmten Personen, die uns in dem biographischen Theile dieser sechsundzwanzig Bände vorgeführt werden, dieser alte Messerschmied von Langres nicht die würdigste ist. Und wenigstens bietet sich keine dar, deren Werth zugestanden werden könnte, ohne daß zugleich beklagenswerthe Mängel und Missestände davon in Abrechnung gebracht werden müßten.

Auch die Mutter war eine liebevolle, rechtschaffene Frau. Diderot konnte daher mit Recht auf seine Geburt stolz sein und es gereicht ihm zur Ehre, daß er, selbst in den Circeln der Könige und Kaiserinnen, sich seiner Herkunft stets dankbar erinnerte.

Die Jesuiten waren seine Lehrer, und als der encyclopädische Kopf kaum zwölf Jahre alt war, ward er schon mit der Tonirur versehen. Er besaß eine rasche Fassungsgabe und ein gutes Gedächtniß; übrigens aber war er ziemlich flatterhaft, muthwillig und gerieth dann und wann in schlimme Geckheiten. Ein großes Ereigniß besonders, welches zu dem eben Gesagten den Beleg liefert, hat er selbst verewigt; seine Tochter erzählt es mit folgenden Worten.

„Er hatte mit einigen seiner Schulkameraden einen Zank gehabt und dieser war so ernsthaft gewesen, daß ihm zur Strafe untersagt ward, am Tage der öffentlichen Prüfung und Vertheilung der Preise die Schule zu betreten. Der Gedanke, diesen wichtigen Tag zu Hause zuzubringen und dadurch seine Eltern zu kränken, war ihm unerträglich. Er machte sich daher auf den Weg nach dem Colleg; der Thürhüter verweigert ihm den Einlaß, er drängt sich mit einer Anzahl anderer Personen zum Thore hinein und rennt dann so rasch er kann weiter. Der Thürhüter sticht mit seiner Pike nach ihm und verwundet ihn in die Seite. Der Knabe läßt sich aber deswegen nicht zurückhalten, drängt sich in das Schulzimmer hinein, setzt sich auf seinen Platz und erhält eine Menge Preise für schriftliche Ausharbeitungen, für Auswendiglernen, für Verse u. s. w. Ohne Zweifel hatte er sie verdient, da selbst der Entschluß, ihn zu strafen, dem Gerechtigkeitsempfinden seiner Vorgesetzten nicht widerstehen konnte. Mehrere Bücher und eine

Anzahl Blumenkränze waren ihm zugefallen, und da er nicht Kräfte genug hatte, um Alles zu tragen, so hing er sich die Kränze um den Hals und kehrte mit den Armen voll Bücher nach Hause zurück. Seine Mutter stand an der Thür und sah ihn in diesem Aufzuge und von seinen Schulfamiliaren umringt über den Marktplatz kommen. Man muß Mutter sein, um zu begreifen, was sie fühlte. Er ward mit Liebkosungen überhäuft; als man ihn aber nächsten Sonntag zur Kirche anleidete, fand man an seinem Körper eine bedeutende Wunde, über die es ihm nicht einmal eingefallen war, sich zu beklagen.“

„Einer der schönsten Augenblicke meines Lebens,“ schreibt Diderot selbst über diesen selben Vorfall mit einer kleinen Abweichung, „war vor mehr als dreißig Jahren und ich erinnere mich seiner noch, als wenn es gestern gewesen wäre, wie mein Vater mich aus der Schule nach Hause kommen sah, die Arme voll Prämien, die mir zuerkannt worden, und am Halse eine Menge Blumenkränze, die ich bekommen und die, weil sie für meinen Kopf zu groß waren, diesen hatten hindurchschlüpfen lassen. Als er mich von ferne kommen sah, warf er seine Arbeit hin, eilte mir bis an die Thür entgegen und brach in Thränen aus. Es ist ein schöner Anblick, einen ächten, strengen Mann weinen zu sehen!“

Mademoiselle erzählt uns in ihrer brillanten Weise nichtsdenkender, daß der gekrönte Schüler, der pädagogischen Ermahnungen und Strafen, die sich zuweilen sehr häuften, überdrüssig, eines Morgens zu seinem Vater sagte, er wüßte die Schule aufzugeben. — „Du willst also lieber ein Messerschmied werden?“ — „Ja, herzlich gern.“ — Man reichte ihm ein Schwertfell und er stellte sich neben seinen Vater. Er verdarb Alles, was er in die Hände bekam, Federmesser, Schnitz-, Klingen aller Art. So ging es vier oder fünf Tage, bis er endlich plötzlich aufstand, auf sein Zimmer ging, seine Bücher nahm und wieder in die Schule zurückkehrte, welcher er, nachdem er, wie es scheint, sich auf diese einfache Weise die Hörner abgelaufen, nie wieder untreu ward.

Den ehrwürdigen Vätern schien es, als ob Denis einen vortrefflichen Jesuiten abgeben würde, weshalb sie ihm zu schmeicheln begannen, um ihn für ihre Zwecke zu gewinnen. Hier wird sich manchen Gemüthern ein gewisser behaglicher Gedanke über die teuflische Schlaubeit und Emsigkeit dieser frommen Väter auferdrängen, die jetzt zum Glück alle aufgelöst und ausge-

erziehen sind. Nächst dieser ist vielleicht eine zweite wehmüthige Betrachtung nicht weniger am rechten Orte, nämlich daß diese dem Teufel dienenden Jesuiten bei ihrem Lehrerberufe eine Geschicklichkeit und einen Eifer entwickelten, wie keine dem Himmel dienende Körperschaft, welcher Farbe sie auch angehören möge, irgendwo auf unserer Erde jetzt zur Schau trägt. Das Talent einer jungen unbestimmten Capacität entziffern, aus der sich später einmal ein Mann und eine Wirklichkeit entwickeln muß, diesen jungen Menschen bei der Hand nehmen und ihn zu einem geistigen Handwerke heranzubilden und ihn mit Handwerkszeug, Werkstätte und Kundschaft versehen, würde in den meisten Fällen ihm einen unaussprechlichen Dienst leisten heißen, natürlich aber in der Voraussetzung, daß das Handwerk ein gutes und ehrliches sei, in welcher Voraussetzung sicherlich kein Hinderniß für einen solchen Dienst, sondern vielmehr eine Hülfe liegen sollte. Ja, hätte mancher arme Demotry, Haglitz, Heron, Terrick u. dergl. zu einem guten Jesuiten herangebildet werden können, wäre das wohl viel schlimmer gewesen, als auf mühsame, kümmerliche Weise als ein elender Garnichts zu leben? Doch, wie wir gesagt haben, die Jesuiten sind aufgelöst und Korporationen aller Art sind untergegangen (aus Korpulenz); und nun haben wir anstatt der sieben korporirten egoistischen Geister die vierundzwanzig Millionen diskorporirter und die Regel: Mensch, hilf Dir selbst! stoßt und schiebt und veranlaßt ein zermalnendes Gedränge (mit todgedrückten Gestalten und zerrissenen Gliedern genug), in dessen dunkle, chaotische Tiefen (denn das menschliche Leben ist stets unergründlich) man hinabzublicken schaudert. Die einsamste von allen, die schwächste und am schlimmsten betrachte in diesem Weltgedränge aber ist die außerordentliche Klaur, die man in der gegenwärtigen Zeit unter dem Namen eines Schriftstellers kennt! Es scheint jedoch unzweifelhaft, daß dieser Zustand der Dinge sich ändern und bessern wird, nämlich in ein paar Jahrhunderten.

Doch kehren wir zu unserer Aufgabe zurück.

„Die Jesuiten,“ erzählt Mademoiselle in ihrer pikanten Weise weiter, „wendeten die stets so verführerische Verlockung des Meißens und der Freiheit an. Sie bereiteten den Jüngling, seine Heimath zu verlassen und mit einem Jesuiten, den er sehr lieb gewonnen hatte, fortzugehen. Denis hatte einen Freund, einen Vetter von gleichem Alter; diesem vertraute er sein Geheimniß und wünschte ihn zu begleiten. Der Vetter aber, ein viel zahmer und vorsichtigerer Jüngling, entdeckte das ganze Project dem Vater.“

Der Tag der Abreise, die Stunde, alles ward verrathen. Mein Großvater sagte kein Wort, ehe er aber zu Bett ging, verschloß er die Hausthür, nahm den Schlüssel mit, und als er um Mitternacht seinen Sohn hinuntergehen hörte, trat er ihm plötzlich mit der Frage in den Weg: „Wohin so spät?“ — „Nach Paris,“ entgegnete der junge Mann, „wo ich zu den Jesuiten soll.“ — „Das wird heute Nacht nicht geschehen: Dein Wunsch soll erfüllt werden, vor allen Dingen aber wollen wir zu Bett gehen.“

„Nächsten Morgen bestellte sein Vater zwei Bläse im Postwagen und begleitete seinen Sohn nach Paris, wo er ihn in das Colleg Harcourt brachte. Er machte alles Mögliche ab und wünschte ihm dann Lebewohl. Der würdige Mann aber liebte sein Kind zu sehr, als daß er es hätte verlassen sollen, ohne sich erst von seinem Befinden in dieser neuen Lage zu überzeugen. Deshalb blieb er noch vierzehn Tage da und starb fast vor Langweile in einem Gasthose, ohne den einzigen Gegenstand zu sehen, wegen dessen er wartete. Endlich ging er in das Colleg und mein Vater hat mir oft erzählt, daß dieser Beweis von zärtlicher Liebe ihn bewogen haben würde, bis an's Ende der Welt zu gehen, wenn der alte Mann es verlangt hätte. „Freund,“ sagte er, „ich bin gekommen, um zu hören, ob Deine Gesundheit noch gut ist, ob Du mit Deinen Vorgesetzten, mit Deiner Kost, mit Andern und Dir selbst zufrieden bist. Wenn Du nicht wohl, wenn Du nicht glücklich bist, so wollen wir wieder zu Deiner Mutter zurückkehren. Wenn Du aber lieber hier bleiben willst, so habe ich bloß ein Wort mit Dir zu sprechen, Dich zu umarmen und Dir meinen Segen zu geben.“ Der Jüngling versicherte ihm, daß er vollkommen zufrieden sei und daß ihm sein neuer Aufenthalt sehr gefiele. Mein Großvater nahm hierauf Abschied von ihm und ging zu dem Director, um diesen zu fragen, ob er mit seinem Schüler zufrieden wäre.“

Da auch auf dieser Seite die Antwort günstig ausfiel, so kehrte der würdige Vater nach Hause zurück. Denis sah ihn nicht oft wieder, denn er wohnte niemals wieder unter seinem Dach, obgleich viele Jahre lang und bis auf den letzten Augenblick ein angemessener Verkehr unterhalten ward, nicht, wie es scheint, ohne einige Peinliche von Seiten des Sohnes und schließlich mit der unermüdlichsten Aufsicht und dem bereitwilligsten Beistande von Seiten des Vaters. Es war in der That eine würdige Familie, diese Familie der Diderots und ein ausgebildeter Grad von natürlicher Zuneigung muß zu den Tugenden unseres Philosophen gerechnet werden.

Die ländliche Umgebung des alterthümlichen Langres und die schlichte, einfache, dort übliche Lebensweise, so wie sie als erdichtet in dem „Entretien d'un Père avec ses Enfants“ und nun vollständiger als Thatsache in diesem so eben veröffentlichten Briefwechsel geschildert wird, ist von der unschuldigen, heitersten, friedlichst abgezeichneten Art und angenehmer, ja wir möchten fast sagen, poetischer, als sich irgendwo anders aus Tiberot's ganzen Schriften abnehmen läßt.

Denis war das älteste Kind der Familie und stand deshalb bei all seinen Mängeln in großem Ansehen. Außer ihm war noch ein Bruder da, der Geistlicher ward, und eine wohlmeinende witzige Schwester, welche unverheirathet blieb und von Zeit zu Zeit versuchte, mit dem jüngern Bruder zusammenzuleben, aber immer nicht mit dem besten Erfolg. Da der Geistliche ein gewissenhafter, sogar strenger Mann und Denis so war, wie wir ihn kennen, so ward es ihnen natürlich genug sehr schwierig, in brüderlichem Einvernehmen zu bleiben und sie gaben auch zuletzt diesen Versuch als hoffnungslos auf. Der Abbé blieb standhaft bei seinem Brevier stehen und richtete von Zeit zu Zeit feierliche Mahnungen an den verirren Philosophen, der auch seinen Weg weiter ging. Die zu Denis haltende Partei der Familie scheint deshalb nicht wohl auf ihn zu sprechen gewesen zu sein, aber sicherlich ohne Grund. Es war dies vielmehr eine Tugend von ihm, wenigstens war es seine Bestimmung. Der wahre Priester, der eine „Encyclopédie“ mit wohlwollendem Blick betrachtet oder betrachten könnte, soll noch geboren werden, und ist von allen falschen Dingen ein falscher Priester nicht das Falscheste?

Mittlerweile lernt Denis in dem Colleg. Harcourt noch mehr Griechisch und Mathematik und verliert den Geschmack an der jesuitischen Laufbahn gänzlich. Tolle Streiche verübte er genug, daran zweifeln wir nicht und er mußte demzufolge so manchen Verweis hinnehmen. Trotzdem erwarb er sich mehrere Freunde und ward vorzüglich intim mit dem Abbé Vernis, damals Dichter und später Cardinal. „Sie pflegten mit einander bei dem benachbarten Traiteur für sechs Sous die Person zu speisen und ich habe ihn oft die Heiterkeit dieser Mahlzeiten rühmen hören.“

„Nachdem seine Studien beendet waren,“ fährt Mademoiselle fort, „schrieb sein Vater an Herrn Clement de Nis, der Procurator in Paris und sein Landmann war, und ersuchte ihn, seinen Sohn als Pensionair zu sich zu nehmen, damit er Jurisprudenz und die advocatorische Praxis studire.“

Hier blieb er zwei Jahre, aber die Arbeit der Acten und Inventarien hatte wenig Reiz für ihn. Die ganze Zeit, die er dem Juristenpulte abstehlen konnte, verwendete er auf weiteres Studium des Griechischen und Lateinischen, worin er sich noch unvollkommen glaubte; auf Mathematik, die er bis an's Ende seines Lebens leidenschaftlich liebte; auf Italienisch, Englisch u. s. w. Zuletzt gab er sich seinem Hange zu den Wissenschaften so vollständig hin, daß Clement es für seine Pflicht hielt, seinem Vater zu melden, wie übel der junge Mann seine Zeit anwende. Mein Großvater trug nun Clement ausdrücklich auf, seinen Sohn zu nöthigen, sich für einen bestimmten Beruf zu entscheiden und ein für allemal Doctor der Medicin oder Procurator oder Advocat zu werden. Mein Vater erbat sich Bedenkzeit: sie ward ihm gewährt. Nach Verlauf mehrerer Monate wurden die Anträge ihm wieder vorgelegt. Er antwortete, der Beruf eines Arztes gefiele ihm nicht, denn es könne ihm nicht einfallen, die Leute umzubringen; das Geschäft eines Procurators sei, wenn es mit Umsicht ausgeübt werden solle, zu schwierig für ihn, und den Advocatenstand würde er gern wählen, wenn er nicht einen unüberwindlichen Widerwillen empfinde, sich sein ganzes Leben lang mit den Angelegenheiten anderer Leute zu beschäftigen. „Aber,“ sagte Clement, „was wollen Sie denn werden?“ — „Auf mein Wort, nichts, gar nichts (Ma foi, rien, mais rien du tout). Ich liebe das Studium, ich fühle mich dabei sehr glücklich und zufrieden und verlange nichts weiter.“

Da haben wir unverkennbar einen mutigen Jüngling, welcher entschlossen ist, die Welt von der breiten Seite zu nehmen und davon zu essen und satt zu werden. Sein entschiedener Hang neigt sich wie der so vieler Anderen dem Geschäft eines souverainen Fürsten in einer oder der andern Gestalt zu, unglücklicherweise aber fehlt das Kapital und was sonst dazu gehört. Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als Herrn Clement de Ris zu melden, daß man hinfort kein Kostgeld mehr bezahlen werde und daß es ihm freistehe, dem jungen Souverain, sobald es ihm beliebe, die Thür zu zeigen.

Was Denis hoch oben in seinem Dachstübchen sitzend zu dieser Maßregel gedacht haben mag, geht aus den uns vorliegenden Nachrichten nicht hervor. Der gute alte Vater hatte, indem er ihm fernere Unterstützung versagte, ihn ganz vernünftigerweise zwingen wollen, sich entweder für eine allgemein verständliche Art des Daseins zu entscheiden, wozu ihm dann alle

möglichen Mittel gewährt werden sollten, oder binnen einer Woche nach Hause zurückzuführen. Denis aber that keins von beidem. Die an ihn gestellte Forderung ward in gemessenen Zwischenräumen nicht weniger als zehn Jahre lang wiederholt, aber stets mit demselben Nichterfolge. König Denis lebte und regierte jetzt in seinem reubiliten Dachstuhlchen mit oder ohne Geld wie andere Könige „von Gottes Gnaden“ und konnte sich durchaus nicht entschließen, abzudanken. Ihm, dem sanguinischen, flatterhaften, jungen Sterblichen schien es auf dieser großen weiten Erde fast unmöglich zu sein, daß er keine Goldgruben fände. Er lebte, so lange Lebensmittel zu bekommen waren und sorgte nicht für den andern Morgen. Er hatte Bücher, er hatte lustige Gesellschaft und sah sich von einem fröhlich muscierenden und tanzenden Paris umgeben; er konnte Unterricht in Mathematik erteilen, er konnte so Vieles anfangen; ja konnte er nicht mit der Zeit ein berühmter Mathematiker und Gelehrter werden und mit seinem süßlichen Haupte an die Sterne anstoßen? Mittlerweile aber ist er nahe daran, von einem der empfindlichsten menschlichen Leiden befallen zu werden, dem Leiden, nichts zu besitzen zu haben.

„Eines Rastnachtstages früh steht er auf, greift in seine Tasche und findet, daß er kein Geld mehr hat, um sich ein Mittagessen zu kaufen; seinen Freunden, die ihn nicht eingeladen haben, will er nicht lästig fallen. Dieser Tag, den er in seiner Kindheit so oft mitten unter Verwandten, die ihn anbeteten, zugebracht, wird durch die Erinnerung noch trauriger. Er kann nicht arbeiten, er hofft seine Schmerzmuth durch einen Spaziergang zu zerstreuen und besucht die Invaliden, die Höfe, die königliche Bibliothek, den botanischen Garten. Die Langeweile kann man vertreiben, aber dem Hunger kann man nicht entkommen. Er kehrt in seine Wohnung zurück, beim Eintreten in dieselbe fühlt er sich unwohl, die Wirthin giebt ihm ein wenig Brod und Wein und er geht zu Bett. „Diesen Tag,“ sagte er oft zu mir, „schwur ich, wenn ich jemals zu etwas käme, einem Armen nie Unterstüßung zu verweigern und meinen Mitmenschen niemals zu einem so qualvollen Tage zu verdammen.“

Daß Diderot während dieser ganzen schlimmen Zeit dem Hungerstode dennoch entging, geht aus dem Erfolge klar hervor, wie er aber freistell dies und das übrige Geschäft des Lebens zu Stande brachte, bleibt größtentheils unsern eigenen Vermuthungen anheimgestellt. Mademoiselle, die jedenfalls auf sehr enge Grenzen angewiesen war, bleibt wie gewöhnlich allzu

sehr darauf bedacht, durch ihre Schreibweise zu glänzen und ist brillante und pétillante anstatt klar und erleuchtend. Und doch, wie weit steht das großartigste Feuerwerk dem bescheidensten Hellerlichte nach, wenn es darauf ankommt, etwas dabei zu sehen! Wer Diderot's Kamraden, Freunde, Feinde, und Gönner waren, wie er lebte, wie das Paris aus sah, in welchem er lebte und auf welches er aus seiner Dachstube herabblidte, das erfahren wir blos in einzelnen räthselhaften Andeutungen. Wir hören blos im Allgemeinen, daß der junge Denis als eine Art geistiger Kaufbold, welcher auzog, um zu seiner Unterhaltung mit einem leichten Papier das Schicksal zu besorgen, oder, wenn es ihm schlecht ging, es durch ironische Unterwürfigkeit beleidigte, lebte und handelte, wie kein anderer Mensch. Alles dies geben wir gern zu, aber fragen — leider ohne viel zu erfahren — darnach immer noch: wie handelte er denn?

Er ertheilte, wie wir finden, Unterricht in der Mathematik, aber mit der fürstlichsten Gleichgültigkeit in Bezug auf Bezahlung. „War sein Schüler lebhaft und mit guter Fassungsgabe ausgestattet, so blieb er den ganzen Tag bei ihm sitzen; erkannte er dagegen in ihm einen Dummkopf, so kam er nicht wieder.“ „Man bezahlte ihn in Büchern, in Neubeis, in Wäsche, in Geld oder auch gar nicht; ihm war es ganz einerlei.“ Auch machte er Bretzgen auf Bestellung, so wie man ja auch vom Teufel sagt, daß er die Bibel citire. Ein Missionair bestellte bei ihm (das heißt bei Denis) ein halbes Duzend für die portugiesischen Kolonien und bezahlte sie sehr anständig mit fünfzig Kronen das Stück.

Einmal bekam er eine Hauslehrerstelle mit ziemlich gutem Gehalt, aber auch mit ununterbrochenem Dienste. Nach Verlauf von drei Monaten erscheint er vor dem Hausvater und macht diesem die unerwartete Mittheilung: „Ich komme, mein Herr, um Sie zu bitten, sich einen andern Hauslehrer zu suchen, ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben.“ — „Aber, Herr Diderot, was ist Ihnen denn nicht recht? Haben Sie zu wenig Gehalt? Ich will ihn verdoppeln. Gefällt Ihnen Ihr Zimmer nicht? Wählen Sie sich ein ander's. Wird Ihr Tisch nicht gut versorgt? Bestellen Sie sich, was Sie gern haben wollen. Mir soll nichts zu kostspielig sein, wenn ich Sie dadurch bewegen kann, zu bleiben.“ — „Mein Herr, sehen Sie mich an. Eine Citrone ist nicht so gelb, wie mein Gesicht. Ich mache Männer aus Ihren Kindern, aber 1 den Tag werde ich mit ihnen zum Kinde. Ich fühle mich hundertmal zu reich und zu wohl in Ihrem Hause und dennoch

muß ich es verlassen. Der Gegenstand meiner Wünsche ist nicht, besser zu leben, sondern, nicht jetzt schon zu sterben.“

Mademoiselle giebt zu, daß er, wenn er auch zuweilen „vor Heiterkeit trunken“, doch auch sehr oft in Bitterkeit versenkt war. Dann aber konnte ein Newton'sches Problem, ein schöner Gedanke oder sonst eine Himmelsgabe dieser Art ihn sofort wieder aufheitern.

Die „Goldgruben“ waren noch nicht zu Tage gekommen. Mittlerweile sehen wir, wie das alte Langrös immer noch im Stillen seine Hand ausstreckt und ihn vor dem Hungertode bewahrt. Von jedem Landsmann, der ihm in den Weg kommt, borgt Denis ohne weitere Umstände und der gute alte Vater weigert sich nicht, zu bezahlen. Die Mutter ist noch gütiger, wenigstens weicherziger. Sie sendet ihm directe Unterstützung, wie sie kann; nicht mit der Post, sondern durch eine Magd, welche diese sechzig Stunden zu Fuß zurücklegte, ihm eine kleine Summe von seiner Mutter überbrachte und, ohne ein Wort davon zu sagen, alle ihre eigenen Ersparnisse mit hinzufügte. Diese Samariterreise machte sie dreimal. „Ich sah sie vor einigen Jahren,“ sagt Mademoiselle hinzu; „sie sprach von meinem Vater mit Thränen im Auge; ihr ganzer Wunsch war, ihn noch einmal zu sehen, und ihr sechzigjähriger Dienst hatte weder ihre Sinne, noch ihre Gefühle abgestumpft.“

Es wird auch zugegeben, daß seine Gesellschaft „zuweilen gut, zuweilen aber auch nicht eben besonders, um nicht zu sagen schlecht“, war. In der That kann man sich, wenn man Alles zusammennimmt, leicht denken, daß die letzte Sorte die überwiegende war. Es ist außerordentlich wahrscheinlich, daß Denis während dieser zehn Prüfungsjahre größtentheils in den unterirdischen Schatten des Halunkenthums wandelte, bald trunken von den vollen Beckern der Circe, bald mit schnüchteriger Gier den hungrigen Wind athmend und fortwährend in Gefahr, von den Flammen der dicht daneben liegenden Hölle ergriffen zu werden. In einigen seiner dichterischen Skizzen verräth er eine außerordentlich genaue Bekanntschaft mit der Unterwelt der Polissone, Gécrocs, Billes de Joie, Marouilles und Maquerelles und ihrem Thun und Treiben. Unter andern Dingen — wie aus „Jacques le Fataliste“ und anderwärts zu ersehen — besitzt er auch eine eigenthümliche theoretische Erfahrung in dem, was man mit dem technischen Ausdruck: „Windmachen“ nennt, welches Wunder Denis sogar selbst — so lesen wir wenigstens in diesem Memoire — einmal ausübt, und zwar auf eine Weise,

welche das Einschreiten der Behörde zur Folge gehabt haben würde, wenn der würdige Vater dem Geprellten nicht Erlaß geleistet hätte. Der Geprellte war hier ein proselytenmachender Abbé, den der Schlaufuchs mit allerhand Betheuerungen, daß er des Lebens müde sei und Mönch zu werden wünsche, kirtte, welche löblichen Vorsätze aber sofort wieder verdunsteten, sobald er das Geld in den Händen hatte. Bei andern Gelegenheiten kam es zuweilen anders und der Gimpelkeller sah plötzlich einen reizenden Adler in seinem Nege.

Die Literatur hatte, ausgenommen in der Gestalt von Predigten für die portugiesischen Kolonien, oder andern dergleichen kleinen Privatgeschäften, ihren gastreichen Schooß ihm noch nicht geöffnet. Wahrscheinlich fertigte er auch Büttschriften und Liebesbriefe für Leute, die mehr Geld besaßen als Orthographie; ferner Kataloge, Register und Zeitungsannoncen und hatte in diesen Fällen das Vergnügen, das Werk seiner Hände gedruckt zu sehen. Nun aber wagt er sich mit kühnerem Schritte nach den inneren Geheimnissen weiter und beginnt Uebersetzungen aus dem Englischen zu produciren.

Die Literatur war allerdings damals schon eben so wie jetzt das allgemeine Hospital und Asyl für die von andern Hülfsmitteln Entblößten, wo es allen Sterblichen, von welcher Farbe und Art sie auch sein mochten, freistand, zu leben oder wenigstens zu sterben; nichtsdestoweniger aber waren für einen unternehmenden Mann ihre Hülfquellen damals verhältnißmäßig sehr beschränkt. Zeitungen waren wenige vorhanden; Leitartikel existirten nicht und noch weniger die untergeordneten Zweige mit ihrem festbestimmten Honorar pro Zeile. Puckwood und Warren, noch viel mehr aber Vandouke und Colburn schlummerten noch — es war das letzte Jahrhundert ihres Schlummers — in dem Schooße des Chaos; die lobhudeknde Literatur war ebenfalls noch unbekannt und konnte daher auch nicht bezahlt werden. Dem Talent fehlte es noch an einem Stapelplatz und an einer Werkstätte, wo ihm der Lohn für seine Arbeit gewiß war, und es ging ihm noch zu oft wie der Tugend — man lobte es und ließ es hungern.

Damit der Leser die Freigebigkeit des literarischen Hüllhorns in Frankreich zu jener Zeit nicht überschätze, wollen wir ihm eine kleine historische Scene vorführen, damit er mit eigenen Augen sehe. Diderot ist der Historiker, das Datum obendrein viele Jahre älter, wo die Zeiten sich schon einigermaßen gebessert hatten.

„Ich hatte einem armen Teufel ein Manuscript zum Abschreiben gegeben. Da die Zeit, wo er es mir zu liefern versprochen, um ist, und mein Mann nicht wieder zum Vorschein kommt, so werde ich unruhig und mache mich auf, um ihn auszugattern. Ich finde ihn in einem Loch, nicht viel größer als meine Hand, fast ohne Tageslicht und mit vollkommen kahlen Wänden. Drei Strohstühle, ein elendes wurmstichiges Bett ohne Vorhänge, in einer Ecke des Kamins ein Koffer mit einem Haufen Lumpen aller Art, eine kleine blecherne Lampe mit einer Blase als Unterlag und auf einem Brete ein Duzend vortrefflicher Bücher — dies war Alles, was das Zimmer aufzuweisen hatte. Ich plauderte dreiviertel Stunden mit ihm. Der gute Mann war nackt wie ein Wurm (*nu comme en ver* — es war im August); hager und unsauber, aber dabei doch heiter. Ohne sich zu beklagen, aß er sein Stüd Brod mit Appetit und liebte von Zeit zu Zeit seine Geliebte, die auf dem elenden Bett lag, welches zwei Drittheile des Zimmers einnahm. Wenn ich nicht schon gewußt hätte, daß das Glück in der Seele wohnt, so hätte mein Epitket der Rue Hyacinthe mich es lehren können.“

Trotz alledem sieht sich Denis, der jetzt in seinem neunundzwanzigsten Jahre steht, veranlaßt, sich ganz verzweifelt und über Hals über Kopf zu verlieben. Es war ein tugendhaftes, reines Verhältniß; sein erstes dieser Art, wahrscheinlich auch sein letztes. Leser, welche die Sache poetisch geschildert zu sehen und zu wissen wünschen, welches Talent Diderot zu solchen Schilderungen besaß, können diese Scene in dem einmal sehr berühmten Drama *Le Père de Famille* lesen. Es ist bekannt, daß er nach dem Leben malte und zwar mit wenig Ausschmückungen, welche noch obendrein, aufgenommen auf dem französischen Theater, nicht verschöner.

„Erster Act.

„Siebenter Auftritt.

„Saint Albin. Vater, Du sollst alles wissen. Ach, wie könnte ich Dich sonst rühren? — Das erste Mal, wo ich sie sah, war in der Kirche. Sie lag am Fuße des Altars auf den Knien neben einer bejahrten Frau, die ich für ihre Mutter hielt. Ach, Vater! welche Bescheidenheit! welche Reize! — Ihr Bild verfolgte mich bei Tage, umschwebte mich des Nachts und ließ mir nirgends Ruhe. Ich verlor meine Heiterkeit, meine Gesundheit, meine Gemüthsruhe. Ich konnte nicht leben, ohne sie zu finden, zu

suchen. — Sie hat mich verändert. Ich bin nicht mehr, was ich war. Vom ersten Augenblicke an schwinden alle niedrigen Begierden aus meiner Seele und Achtung und Bewunderung treten an ihre Stelle. Ohne von ihr zurückgewiesen worden zu sein, vielleicht ehe sie noch ihre Augen auf mich geworfen, ward ich schüchtern und zwar mit jedem Tage mehr, so daß ich mich bald eben so wenig im Stande fühlte einen Angriff auf ihre Tugend zu machen, als auf ihr Leben.

„Der Vater. Und wer sind diese Frauen? Wie leben sie?

„Saint Albin. Ach wenn Du wüßtest, wie unglücklich sie sind! Denke Dir, daß ihre mühevollen Arbeit schon vor Tagesanbruch beginnt und daß sie dieselbe oft die ganze Nacht hindurch fortsetzen müssen. Die Mutter spinnst am Rade; harte grobe Weinwand befindet sich zwischen den kleinen weichen Fingern Sophiens und verwundet dieselben*). Ihre Augen, die hellsten Augen dieser Welt, müssen sich beim Lampenlichte abmühen. Sie wohnt in einer Dachstube zwischen vier nackten Wänden; ein hölzerner Tisch, ein paar Stühle, ein ärmliches Bett, dies ist ihr Hausgeräth. O Himmel, als Du ein solches Wesen schufst, war wohl dies das Loos, zu welchem Du es bestimmtest!

„Der Vater. Und wie erzielst Du Zutritt? Sag mir die Wahrheit.

„Saint Albin. Es ist unglaublich, welche Hindernisse ich zu überwinden hatte. Obgleich jetzt unter demselben Dache wohnend, suchte ich Anfangs nicht sie zu sehen. Wenn wir uns beim Heraus- oder Hinuntergehen auf der Treppe begegneten, so grüßte ich sie ehrerbietig. Des Abends, wenn ich nach Hause kam (denn man glaubte, ich sei den ganzen Tag bei meiner Arbeit), plogte ich leise an ihre Thür zu pochen und sie um die kleinen Dienste zu bitten, die unter Nachbarn gewöhnlich sind, wie zum Beispiel in Bezug auf Wasser, Feuer, Licht und dergleichen. Allmählig gewöhnten sie sich an mich und schienen Gefallen an mir zu finden. Ich erbot mich, ihnen in allerhand Kleinigkeiten gefällig zu sein. So gingen sie zum Beispiel des Abends nicht gern aus und ich holte und besorgte ihnen daher, was sie wünschten.“

*) Ihr wirkliches Handwerk scheint das einer „Nähterin in Spitzen und Wäsche“ gewesen zu sein; die Armuth ist etwas übertrieben, übrigens aber mag das Bild ziemlich getroffen sein.

Die wirkliche Wahrheit hier lautet: „Ich bestellte eine Anzahl Hemden bei ihnen, sagte, ich sei Licentiat der Theologie und im Begriff, auf das Seminar von St. Nikolaus überzugehen, und führte vor allen Dingen eine Sprache, wie der Versucher im Paradiese.“ Doch wir überspringen Vieles und beenden:

„Gestern ging ich hin wie gewöhnlich. Sophie war allein. Sie saß am Tische, den Kopf auf die Hand gestützt; ihre Arbeit war zu ihren Füßen herabgefallen. Ich trat ein, ohne daß sie mich hörte; sie seufzte. Thränen drangen zwischen ihren Fingern hindurch und rannen an ihren Armen herab. Schon seit einiger Zeit hatte ich sie traurig gesehen. Warum weinte sie? Was bekümmerte sie? Mangel konnte es nicht mehr sein; ihre Arbeit und meine Aufmerksamkeiten schützten sie davor. Von dem einzigen Unglück bedroht, welches mir schrecklich war, zögerte ich nicht und warf mich ihr zu Füßen. Wie groß war ihre Ueberraschung! Sophie, sagte ich, Sie weinen; was fehlt Ihnen? Verbergen Sie mir nicht Ihren Kummer; reden Sie mit mir, o reden Sie! Sie sagte nichts. Ihre Thränen fuhren fort zu fließen. Ihre Augen, in welchen jetzt nicht mehr Ruhe, sondern nur Thränen und Angst wohnten, hefteten sich auf mich, wendeten sich ab und blickten mich dann wieder an. Sie sagte bloß: Armer Sergi! unglückliche Sophie! — Ich hatte mein Gesicht auf ihre Knie gelegt; ich benetzte ihre Schürze mit meinen Thränen.“

Mit einem Worte, es ist kein anderer Ausweg übrig, als eine Heirath. Der alte Diderot, so sehr er sich auch freute, seinen Sohn widerzusehen, wendete sich doch mit Entrüstung und Spott von einem solchen Vorkaben ab und der junge Diderot mußte nach Paris zurückkehren, das theure Haus meiden, krank werden und dem Tode nahe kommen, ehe die Verantwortlichkeiten der Schönen sich überwinden ließen. Jedoch endlich ließ sie sich nach ihm erkundigen, „erfuhr, daß sein Zimmer ein förmlicher Hundestall sei, daß er ohne Nahrung, ohne Pflege, abgezehrt und traurig daläge. Hierauf entschloß sie sich, ging zu ihm hinauf, versprach, sein Weib zu werden, und Mutter und Tochter wurden nun seine Wärterinnen. Sobald als er wieder hergestellt war, gingen sie nach Saint Pierre und wurden um Mitternacht vermählt (1744).“

Es bleibt nun noch hinzuzufügen, daß, wenn die Sophie, mit der er sich vermählt, hinter der Sophie, welche er schildert, zurückblieb, der Ächler weniger an ihren Eigenschaften, als an seiner eigenen Unbeständigkeit lag. So

wie sie in ihrer Jugend „groß, schön, fromm und weise“ war, so scheint sie auch während ihres ganzen langen Lebens sich als eine Frau von Ruhe, Umsicht und treuer Zuneigung bewährt zu haben — ein viel zu gutes Weib für einen solchen Gatten.

„Mein Vater war zu eifersüchtig, um meine Mutter einen Erwerb fortsetzen zu lassen, welcher sie nöthigte, Fremde zu empfangen und mit ihnen zu unterhandeln. Er bat sie daher, dieses Geschäft aufzugeben. Sie verstand sich nur ungern dazu. Um ihrer eigenen Person willen fürchtete sie die Armuth nicht, aber ihre Mutter war alt, es stand nicht zu vermuthen, daß sie noch lange beisammen bleiben würden und die Furcht, daß sie nicht im Stande sein würde, für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen, war sehr betrübend. Nichtsdestoweniger brachte sie dieses Opfer, in der Ueberzeugung, daß es für die Gemüthsruhe ihres Gatten nothwendig sei. Eine Aufwärterin kam jeden Morgen, um die kleine Wohnung zu fegen und die für den Tag nöthigen Lebensmittel zu holen; alles Uebrige besorgte meine Mutter selbst. Oft wenn mein Vater außer dem Hause weilte, aß sie weiter nichts als Brot und fand großes Vergnügen in dem Gedanken, daß sie nächsten Tag ihm etwas desto Besseres vorlegen könne. Kaffee war ein zu kostspieliger Luxus für einen solchen Haushalt, aber sie gestattete durchaus nicht, daß ihr Gatte ihn entbehre und gab ihm jeden Tag sechs Sous, um in dem Café de la Régence seine Tasse zu trinken und dem Schachspiel zuzusehen.

„Nun überlegte er die Geschichte von Griechenland in drei Bänden“ (aus dem Englischen von Stanyan); „er verkaufte sie für hundert Kronen. Diese Summe brachte einen gewissen Grad von Reichthum ins Haus. — —

„Meine Mutter war von einer Tochter entbunden worden und befand sich jetzt zum zweiten Male guter Hoffnung. Trotz ihrer Vorsicht, ihres eingezogenen Lebens und der Mühe, die sie sich gegeben, ihren Gatten überall für ihren Bruder gelten zu lassen, erfuhr seine Familie in der Abgeschlossenheit ihrer Provinz doch, daß er mit zwei Frauen zusammenlebe. Sofort wurden die Geburt, die Sitten und der Charakter meiner Mutter Gegenstand der schwärzesten Verleumdung. Er sah voraus, daß brisclike Diskussionen endlos sein würden und fand es daher einfacher, seine Frau in den Postwagen zu setzen und sie zu seinen Eltern zu schicken. Sie war so eben von einem Sohne entbunden worden; er setzte seinen Vater von diesem Ereigniß und der Abreise meiner Mutter in Kenntniß. „Gestern,“ schrieb

er, „ist sie abgereist und wird in drei Tagen bei Euch sein. Ihr werdet ihr sagen, was Euch beliebt und sie wieder zurückschicken, wenn Ihr sie satt habt.“ So sonderbar auch diese Ankündigung war, so beschloßen die Eltern meines Vaters doch auf jeden Fall, seine Schwester zum Empfange seiner Gattin abzuwenden. Ihr erster Willkommen war mehr als kalt. Der Abend ward ihr weniger peinlich und den nächsten Morgen früh ging sie in das Zimmer ihres Schwiegervaters, begegnete ihm, als ob er ihr eigener Vater gewesen wäre und ihre Ehrerbietung und ihr freundliches Wesen stimmte den guten, verständigen alten Mann bald zu ihren Gunsten. Sie begann sofort zu arbeiten, und verweigerte nichts, was einer Familie gefallen konnte, vor welcher sie sich nicht fürchtete und von der sie geliebt zu werden wünschte. Ihre Handlungsweise war die einzige Entschuldigung, die sie für die Wahl ihres Gatten anführte. Ihr Erscheinen hatte zu ihren Gunsten eingenommen; ihre Einfachheit, ihre Frömmigkeit und ihre Talente für die Hauswirthschaft erwarben ihr innige Zuneigung und man versprach ihr, daß die Enterbung meines Vaters zurückgenommen werden solle. Die guten Leute behielten sie drei Monate bei sich und sandeten sie dann zurück, beladen mit Allem, wovon sie glaubten, daß es ihr nützlich und angenehm sein könne.“

Alles dies ist schön und mit anmuthiger Einfachheit erzählt, die schöne prosaische Idylle eines Literatenlebens; leider aber lauert in der Musik dieser prosaischen Idylle eine verwünliche Dissonanz (oder die Musiker machen eine); wo Menschen sind, da giebt es auch Unheil.

„Diese Reise,“ schreibt Mademoiselle, „kostete meiner Mutter viele Thränen.“ Was wird der Leser sagen, wenn er erfährt, daß Monsieur Diderot sich mittlerweile mit einer gewissen Madame de Puisieux eingelassen hat und sein braves Weib, das eines treuen Mannes würdig gewesen wäre, mit einem ihr künftig entfremdeten Herzen empfängt! Madame Diderot „machte zwei Reisen nach Langres und beide waren ihrem Frieden nachtheilig.“

Dieses Verhältniß mit der Puisieux, für welche er verächtlich genug nicht blos brannte, sondern auch arbeitete und Geld verdiente, beschäftigte ihn gegen zehn Jahre, bis er endlich, als er fand, daß sie ihn hinterging, sie aufgab, worauf dann kleinere gemischte Liebesleien gefolgt zu sein scheinen.

Als die vielbulbende Hausmutter aber von ihrer zweiten Reise zurückkehrt, findet sie ihn im Mittagsglanze mit einer gewissen Voland, der

u n jungfräulichen Tochter der Wittve eines Finanziers, welcher wir die vorliegende außereheliche Correspondenz verdanken und der er sich in der That für sein ganzes übriges Leben hauptsächlich widmete, indem er „seine Zeit zwischen seinen Studien und ihr theilte“ und seiner rechtmäßigen Gattin wenig mehr ließ, als die Mühe für ihn zu kochen und mit unterdrückter oder unbezwinglicher Unzufriedenheit den Anschein eines guten Einvernehmens aufrecht zu erhalten.

Ah, ach! und seine *Puisneur* scheint ein unwürdiges feiles Weib gewesen zu sein, für deren verworfenes Gemüth er die obsoletsten Bücher für passende Nahrung hält, und die Woland ein älteres Frauenzimmer mit *coeur sensible, coeur honnête, âme tendre et bonne!* Und dann jene alten Mahlzeiten von trockenem Brod; die sechs *Sous*, die man sich für seine Tasse Kaffee abdarbte! *Thörchter Diderot*, kaum zu entschuldigender *Diderot!* Es ist ein harter, aber ein wahrer Ausspruch: Schurkerei bedeutet Angerechtheit und sollte bloß Schurken überlassen werden. Denn Dein beleidigtes Weib, welchem Du ganz andere Dinge geschworen, wird selbst in ihren Leiden — die hier so feindlich geschildert und beschrieben werden — innige Theilnahme und aufrichtigen Kummer darüber erwecken, daß die gedultigen, oder auch ungedultigen, Anschauungen einer solchen Frau ein Gegenstand der Spekulation und Selbstzufriedenheit für eine andere so unwürdige sein konnten.

Noch indem wir uns nun von einem schlechtgeleiteten Haushalt abwenden, der auf schmachvolle Weise in Trümmer hätte fallen müssen, wenn nicht das Weib weiser und stärker gewesen wäre, als der Gatte, — finden wir, daß der Philosoph in der bibliopolischen Welt entschiedene Fortschritte macht und die Wahrscheinlichkeit für sich gewinnt, am Ende noch auf eine gewisse Weise dabei sein Brod zu finden. Die „Geschichte von Griechenland“ und ein zweites aus dem Englischen überlegtes Werk, ein „Metaphysisches Wörterbuch“ ohne Nennung des Verfassers werden von allen Herausgebern als wertlos betrachtet, und ein gleiches Schicksal hätte mit wenig Schaden den „*Essai sur le Mérite et la Vertu*“ ereilen können, den er nach Shaftesbury's „Charakteristiken“ wiedergegeben oder redigirt hatte. Wir für unsere Person haben in dieser Redaction mit ihren ängstlich orthodoxen Noten und der hindurchblickenden kodenlosen Falschheit weiter nichts gefunden, als eine Bestätigung der alten, schon zwei Mal wiederholten Erfahrung, daß, wenn in Shaftesbury's berühmtem Buche überhaupt eine Bedeutung

lag, dieß eine so langathmige, geüchte und schlüpfrige ist, daß sie und gleich einem Mal durch die Finger schlüpft und uns unter dem Sande allein läßt. Der Grund davon mag zum Theil darin liegen, daß Shaftesbury nicht bloß ein Skeptiker, sondern auch ein Dilettant des Scepticismus war, welche Sorte von einem finsternen und ernstern schon längst verschlungen und vernichtet worden ist. Wie kann auch ein zartes, parfümirtes, zierliches Individuum bei diesem Titanenkampfe dastehen und mit seiner Lockenzange sich hineinmischen wollen?

Jedoch, unser Denis hat sich nun aus dem Hades des Ueberseerthums in den Himmel des vervollkommenen Autorenthums aufgeschwungen. Er schreibt sein sehr gewöhnliches Buch „Pensées Philosophiques“ binnen vier Tagen, dann seine metaphysisch Bacon'schen Phantasmagorien über die „Interpretation de la Nature“ und wirft den Geldertrag beider Werke in den Schooß seines scharlachnen Weibes, der Puissur. Dann verfaßt er stracks zu demselben Zwecke in schwachrollen vierzehn Tagen den unsaubersten aller verangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen abgeschmackten Romane, eine schwierige Leistung, aber unglücklicherweise keine unmögliche. Sollte irgend ein Sterblicher, und wäre es ein Recensent, wieder gezwungen werden, einen Blick in dieses Buch zu werfen, so möge er sich dann in fließendem Wasser baden, frische Kleider anziehen und unrein sein bis auf den Abend.

Der metaphysisch atheistische „Lettre sur les Sourds et Muets“ und der „Lettre sur les Aveugles“, der ihm Ruhm und dreimonatliches Quartier in dem Schloß Vincennes einbringt, liegen noch im Hintergrund seiner Jahre, aber schon hat er durch seine glatte Junge, seinen wachsenden Ruf und sein sanguinisches, hochstrebendes Temperament die betreffenden Buchhändler überredet, den Abbé Gua mit seiner magern Uebersetzung von *Chambres' Dictionary of Arts* abzulehnen und sie in eine „Encyclopédie“ umzugestalten, deren Redaction er mit D'Alembert gemeinschaftlich übernimmt.

Von nun an — vom Jahre der Gnade 1751 — ist er ein vollständig eingebürgerter Schriftsteller, ein unbestreitbares und sich immer mehr und mehr hervorthuendes Mitglied dieser wunderbaren Junft.

Die Literatur hat seit ihrem Erscheinen in unserer europäischen Welt, besonders seitdem sie aus den Klöstern auf den offenen Markt heraustrat und sich bemühte, sich hier Platz zu machen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, die sonderbarsten Erscheinungen dargeboten und bewußt oder un-

bewußt die seltsamsten Wirkungen geäußert. Wunderbare Arche der Sündfluth, in welcher so Vieles, was für die Menschheit kostbar, ja unschätzbar ist, sorglos weiter schwimmt, durch das Chaos der wogenden Zeiten. — Wird sie wohl eines Tages einen Ararat finden, auf welchem sie ruhen und die Wasser fallen sehen kann!

Die Geschichte der Literatur, besonders in den letzten beiden Jahrhunderten, ist unsere eigentliche Kirchengeschichte, denn die andere Kirche war während dieser Zeit ihren alten Functionen und ihrem Einfluß immer mehr und mehr untreu geworden und hatte aufgehört, eine Geschichte zu haben. Man denke, um bei der Außenseite der Sache stehen zu bleiben, an die Laisos und älteren oder späteren Macines, wie sie sich bemüheten, ihr Amt aus seiner ursprünglichen Erniedrigung des Hofnarrendienstes emporzuheben und die Welt zu lehren und zu veredeln, in Verbindung mit jener anderen ganz heteroklitischen Aufgabe, einen Pullus Jovis in Sammetmantel und anderem vergoldeten oder goldenen Königsgehirn aufzuhebern und zu verherrlichen, um mittlerweile davon zu leben! Man betrachte die Shakespeares und Molières, die ein ähnliches Handwerk, aber mit doppeltem Material trieben, indem sie sich über jede königliche oder vornehme Günst freueten, aber auch, um eine sichere Stütze zu haben, nach einem Beirathe von der dichtsüchtigen, mit gar so vielen Taschen versehenen großen Menge trachteten. Man sehe ferner die Gesetze über Verlagsrecht, die Zänkereien der Autoren, die Bedrängnisse der Autoren, die Heynes, welche gekochte Erbsenbütschen, und die Jean Pauls, welche Wasserluppe speisen, die Johnsons, welche ihr Zeit und ihre Kost mit fünfthalb Pence täglich bezahlen. Zuletzt schaue man die unaussprechliche Verwirrung unserer gegenwärtigen periodischen Censur, wo unter anderen auffälligen Erscheinungen ein junger vierter Stand — den die sämmtlichen drei älteren nimmermehr zu unterdrücken vermögen — geräuschvoll und taumelnd durch die Welt schreitet, jetzt nur noch ein unförmliches, starknochiges, hageres Kalb, welches aber reich zu einer magern Kuh Pharao's heranwächst, vor der sich die fetten Kühe in Acht nehmen mögen!

Alles dies, was die bloße Außenseite oder den Wohnort der Literatur angeht und ohne in das Innere, nämlich auf die erstrebten oder aufgestellten Theorien einen Blick zu werfen, werden die künftigen Guicibus und Modheim zu erzählen haben und uns — wenn auch in unzulänglichem Grade — erklären, was es bedeutet. Unergründlich ist diese Bedeutung! Das

Leben, das Menschenleben strömt wunderbar aus seinen unergründlichen Quellen, immer ein anderes und immer dasselbe. Auch in der Literatur wird das sehende Auge Apostel der Heiden, Proto- und Deutero-Martyrer erkennen, und noch weniger wird es an dem Simon Magus oder Apollonius mit der goldenen Hüfte fehlen. Jetzt aber geschieht dies alles nach einem unendlich größeren Maßstabe; die Elemente schwimmen alle weit auseinandergestreut umher und streben einer Einigung entgegen, worin allerdings der Grund liegt, daß sie für die Reisten unter dieser neuen Gestalt unerkennbar sind.

Die französische Literatur zu Diderot's Zeit zeigt sich in einem gewissen Culminationszustande, wo lang vorbereitete Ursachen rasch in Wirkungen übergehen; ohne Zweifel war dies eine ihrer bemerkenswerthesten Epochen. Vom ökonomischen Standpunkte aus betrachtet, war damals, in Frankreich eben so wie in England, das Zeitalter der Buchhändler, wo eben so wie ein Toddsley und Miller ihre Kapitalien in einem englischen Dictionary riskirten, ein Lebreton und Briasson Lieferanten und Commissariatbeamte für eine französische Encyclopédie werden konnten. Die Welt liebt stets Kennniß und würde zur Bezahlung ihren letzten Pfennig dafür hingeben. Dies sahen die Toddsleys und Lebretons wohl ein und überdies konnten sie darauf hin handeln, denn die *Ausschneiderei* existirte noch nicht. Ach, leider müssen Sünden in die Welt kommen; die Ausschneiderei war von Beginn an unvermeidlich, aber dennoch wehe Dem, durch welchen sie kam! Mittlerweile schlief sie, wie wir schon gesagt, im Chaos und das Wort des Menschen und Geschäftsmannes fand unter der Menschheit wenigstens noch theilweise Glauben.

Die Buchhändler waren deshalb eine mögliche, ja sie waren sogar eine nothwendige Klasse von Sterblichen, obgleich eine seltsam anomale. Hätten sie sich des Kügels enthalten oder mit einem gewissen Grade von Mäßigung gelogen, so hätte die Anomalie noch viel länger dauern können. Vor der Hand trieben sie es in Paris wie anderwärts. Sie sahen ein, daß die Welt Gedanken mit Geld bezahlte; ferner schon, vermittelst ihres Krämersinnes, daß wahre Gedanken, weil sie am Ende ganz gewiß erkannt werden und von Natur unendlich dauerhafter sind, ein besserer Handelsartikel seien, als falsche; ferner, daß nach der glaubhaftesten Tradition allgemeiner Uebereinstimmung die und die Leute das Talent hätten, wahre Gedanken (wir sollten eigentlich sagen *wahrere*, weil dies das richtigere Wort ist) zu liefern

und auf diesen Wink hin ward gesprochen und gehandelt. Ja wir müssen sagen, daß größtentheils mit Fleiß, Ausdauer, mit Geduld und angemessener Klugheit, ja zuweilen mit einem Anflug von Ekelmuth und Noblesse gehandelt und gearbeitet ward, wodurch auch die ringsherumliegende Masse von Habgier und Stumpfheit in eine weniger ungünstige Beleuchtung gesetzt wird.

Uebrigens schlugen sich die beiden hohen contrahirenden Theile durch, so gut sie konnten, so daß, wenn die Buchhändler in ihrer Hinterstübchen-Walkhalla aus den Schädeln der Autoren (wie die Fabel behauptet) Wein tranken, die Autoren dagegen in den Vorderzimmern ihnen von Zeit zu Zeit den Daumen aufs Auge setzten. Ein Johnson verlegt seinem Osborne einen Hieb über den Kopf und ein Diderot befehlt seinem korpulenten Pandouffe: „Verlassen Sie das Zimmer und gehen Sie zum Teufel; Allez au diable, sortez de chez moi!“

Vom inneren oder theoretischen Standpunkte aus mußte die französische Literatur, wie wir deutlich sehen, weit besser, was sie wollte, als die englische. Jene Fabel, die zuerst von einem *Trevoux*-Journalisten der damaligen Zeit in Umlauf gesetzt ward und theilweise seit jener Zeit in jedes europäische Ohr gedrungen ist, daß nämlich eine Gesellschaft bestehe, die ausdrücklich zu dem Zwecke organisiert worden, Regierung, Religionen, Bürgerthum (der Zehnten, Abgaben, des Lebens und Eigenthums nicht zu gedenken) in der ganzen Welt auszurotten, welche höllische Gesellschaft sich bei dem Baron von Hollbach versammelte, dort ihre geheimen Sitzungen hütte und Allen leserliche Verhandlungen veröffentlichte — war und bleibt weiter nichts als eine Fabel. Die Protokolle, der Präsidentenhammer, die Palletirbüchse und Punschbowle eines solchen Pandämoniums sind den Augen der Welt nicht gezeigt worden. Die Sekte der Philosophen existirte allerdings in Paris, aber gerade so, wie andere Sekten existiren. Sie ward durch ganz lockere, formlose, nicht anerkannte Bande zusammengehalten, innerhalb deren ohne Zweifel ein Jeder seinem eigenen Ziele nachstrebte und Proselyten zu machen, Ruhm zu erwerben oder sein Brod zu verdienen suchte.

Trotzdem aber, und ob nun in constituirten Associationen oder nicht, wohnte die französische Philosophie doch in den Verionen der französischen Philosophen und war als eine gewaltig arbeitende Kraft hier thätig. Das unterirdische Feuer, von welchem schon lange alle Dinge unheilverkündend

erzitterten, bohrte sich hier ein Luflloch, welches allmählig als französische Revolution jener die Welt mit Entsetzen und Wahnsinn erfüllende Krater ward, der sich noch lange nicht schließen wird. Fontenelle sagte, er wünschte, er könnte sechzig Jahre länger leben, um zu sehen, wohin dieser allgemeine Unglauben, diese Sittenverderbnis und Auflösung aller Bande führen würde. In sechzig Jahren würde Fontenelle allerdings seltsame Dinge gesehen haben, aber das Ende dieses Phänomens vielleicht in sechshundert noch nicht.

Warum Frankreich der Krater eines solchen Vulkans ward, welche speziellen Umstände in dem französischen Nationalcharakter und in dem politischen, moralischen und intellectuellen Zustande vorhanden waren, kraft deren die französische Philosophie dort und nicht anderswo, damals und nicht früher oder später sich entwickelte, — dies ist eine Frage, die oft gestellt und rasch beantwortet worden, deren richtige Beantwortung aber uns sehr weit führen würde. Noch tiefer einschneidend als dieses Woher, wäre die Frage Wohin, — mit welcher wir uns aber hier ebenfalls nicht befassen. Es reiche für uns hin, zu wissen, daß hier wirklich ein Ausbruch der Weltgeschichte vor sich geht, ein kleines lebendes Zeitbild in dem Schooße der Ewigkeit, und mit dem in diesem Falle angemessenen Gefühl nicht sowohl zu fragen: Warum ist es? als vielmehr: Was ist es?

Indem wir daher Prioritäten und Posterioritäten beiseite und Ursache und Wirkung sich anderwärts abwägen lassen, denken wir uns jetzt so viele lebhafte Geister in das Europa, in das Paris jener Zeit zusammengeworfen und sehen, wie sie sich gehalten und was sie hier erstreben und erreichen.

So wie der mystische Genuß eines Gegenstandes unendlich weiter geht, als der intellectuelle und wir ein Gemälde noch lange mit Vergnügen und Nutzen betrachten können, nachdem Alles, was uns darüber gelehrt worden, schaal und langweilig geworden ist, so sind auch hier und aus weit gewichtigerem Grunde diese flüchtigen Briefe Diderot's an die Voland, indem sie das Pariser Leben enthüllen und zeigen, und viel mehr werth als mancher schwerfällige Band, der sich abmüht, es zu erklären. Allerdings haben wir das Bild, dieses selbe Pariser Lebensbild, schon zehnmal gesehen, aber wir können es auch noch zum ersten Male ansehen, ja, da es, wie wir schon gesagt, kein Leinwandgemälde, sondern ein Lebensbild ist, so ist seine Bedeutung für uns eine geradezu unendliche. Man mißgönne

daher der ältlichen Dame ihr Dasein nicht; man sage nicht, sie habe vergebens gelebt. Müssen wir uns für das Stück Geschichte, welches in dieser außerordentlichen Correspondenz liegt, nicht bemühen, alles Andere zu vergessen und zu vergeben, sogar die sensibilité? Der Vorhang, der fast seit einem Jahrhundert gefallen war, geht wieder auf und auf der Bühne herrscht ein reges, bewegtes Leben. Historisch gewordene Gestalten sehen wir hier von Angesicht zu Angesicht und sie leben wieder vor unsern Augen.

Ein seltsames Theater, das Theater des französischen Philosophismus, ein seltsames corps dramatique! Ein Corps, wie es in Bezug auf Glanz und Leichtfertigkeit, Talente und Kaster und alle Arten brillanter Inconsequenzen die Welt wahrscheinlich nicht wieder sehen wird.

Im Vordergrund steht der Patriarch Voltaire, von allen Franzosen der französichste; der, auf welchen die Franzosen gleichsam lange gewartet, um „mit einem Male und in einem einzigen Leben Alles zu produciren, was der französische Genius am höchsten schätzte und worin er am meisten excelsirte.“ Von ihm und seinem wunderbaren Thun und Treiben brauchen wir hier wenig zu sagen. Nützlich genug, um das Nichtswürdige zu zermalmen, „à crasser l'insame“, hat er seine Jesuitenbay in vielen Ländern und vielen Jahrhunderten und auf hunderterlei Weise mit einer Nüchternheit betrieben, die ihn gefährlich gemacht und selbst in Gefahr gebracht hat. Jetzt sitzt er in Bernay, zurückgezogen von der activen Theilnahme an der Jagd und heßt seine Hunde größtentheils von weitem an — Tiberot, einen Solofänger von der grimmigsten Art, muß er sogar von Zeit zu Zeit zurückrufen. Daß alle bestehende und mögliche Theologie abgeschafft werde, stellt den grausamen Denis nicht zufrieden, obgleich er sich wohl hätte damit begnügen können; der Patriarch muß daher eine freundliche Ermahnung über seinen Atheismus an ihn erlassen und ihn zum Widerruf bewegen.

Auch D'Alembert können wir als eine bekannte Persönlichkeit betrachten. Von der ganzen Brüderchaft der Philosophen ist er der, welcher in Worten und Handlungsweise mit unsern englischen Ansichten am besten übereinstimmt — ein unabhängig gesinnter, geduldiger, kluger Mann, von großen Fähigkeiten, besonders von großer Klarheit und Methode; ausgezeichnet in der Mathematik und nicht weniger in den intellectuellen Tackern der Literatur, worüber sich Manche verwundern. Eine thörichte Verwunderung, als ob der Denker nur über einen Gegenstand nachdenken könnte und nicht

über jeden, zu dem er sich hingezogen fühlt. D'Alembert's *Mélanges* bieten als der Eindruck eines ächten Geistes in eigenthümlicher Stellung und Ansehung immer noch Belehrung, für Kopf sowohl als Herz. Der Mann lebt zurückgezogen in zweifelhafter Abgeschiedenheit mit seiner Gaspinasse, setzt sich dem Verdacht der Abtrünnigkeit aus, weil er in der *Encyclopédie* kein Evangelium und keine himmlische Offenbarung sieht, sondern bloß ein ungeheures Verkon in Folio, für welches er nicht Leib und Leben wagen will, wenn ihm nicht eine „Vergütung“ dafür wird. Es war traurig für Diderot, seinen Mitpassagier nach dem Hafen eilen und nicht auf seine Signale achten zu sehen, während die Uingeheuer der Tiefe um ihn herum aufstiegen! Sie zankten sich nicht, waren stets freundlich gegen einander, wenn sie sich begegneten, saßen sich aber in der letzten Zeit nur alle zwei Jahre einmal. D'Alembert starb, als Diderot ebenfalls auf seinem Sterbebett lag. „Mein Freund,“ sagte der letztere zu dem Voten, der ihm die Nachricht brachte, „da ist ein großes Licht erloschen.“

In der Ferne schwebend, mit leidenschaftlicher drohender Miene und ernst winkend kommt Rousseau. Der arme Jean Jacques! Bald bis zu den Sternen erhoben, bald mit Füßen getreten, ein tief denkender, edler, warmfühlender, aber beklagenswerth verirrter Sterblicher, in welchem sich alle Mißgestaltungen der Natur durch das ungünstige Schicksal bis zur Grenze des Wahnsinns ausgebildet haben. Er steht einsam; sein Leben ist ein langer Monolog! Er war der wandernde Tiresias der Zeit, in welchem jedoch wirklich eine prophetische Bedeutung lag, so wie keiner der Andern sie darbietet. Hierin lag vielleicht zum Theil der Grund, daß die Welt in Bezug auf ihn in solche Extreme verfiel, daß wir lange nach seinem Tode eine ganze Nation ihn haben verehren sehen, während ein Burke im Namen einer andern ihn mit dem Ab Schaum der Erde in eine Klasse warf. Sein wahrer Charakter mit seinem hochstehenden Streben und seinen armeligen Leistungen und wie der Geist des Mannes so wild arbeitete, wie himmlisches Feuer in einem dichten, finstern Element des Chaos und ätherischen Glanz und durchbohrende Blitze von sich schoß, aber doch nicht erleuchten konnte und endlich unterliegend verlöschte — dies und was darin liegt, kann jetzt ziemlich genau gewürdigt werden. Möge seine Geschichte Alle, die es angeht, lehren, sich „gegen die Uebel, mit welchen Mutter Natur sie heimsuchen will, zu verstopfen“, in ihrer eigenen Seele zu suchen, was die Welt ihnen auf ewig verweigern muß und zu dem Fürsten der Nacht dieser

tief unter dem Himmel schwebenden Erde und Luft zu sagen: „Geh Du deinen Weg; ich gehe den meinen!“

Rouffeau und Tiberot waren Jugendfreunde. Wer hat vergessen, wie Jean Jacques nach dem Schlosse von Vincennes ging, wo Denis wegen kaiserlicher Metaphysik und Unehrenerbittigkeit gegen die Maitressenwirtschaft im Kerker schmachtet und auf dem Wege dahin sein erstes literarisches Paradoron auskann? Ihr Zwiß, der wie ein Modeheld der damaligen Zeit beklagt, ganz Paris beschäftigte, ist ebenfalls bekannt genug. Der Leser entsinnt sich jenes heroischen Briefes von Tiberot an Grimm bei dieser Gelegenheit und der Worte: „O mein Freund, lassen Sie uns tugendhaft bleiben, denn der Zustand Derer, welche aufgehört haben, es zu sein, macht mich schauern.“ Weiß aber der Leser auch, was Der, welcher „aufgehört hatte, es zu sein“, bezangen hatte? Es handelte sich um weiter nichts als eine Reihe verwickelter und neidischer Klärereien, welche, wie Mademoiselle sehr einfach sagt, „der Teufel selbst nicht verstehen konnte.“ Ach, der Teufel verstand sie wohl und der Tyrann Grimm auch und Tiberot schenkte ihm Gehör und ließ sich von ihm die Grzüsse seiner ungerechten, fast abscheulichen Mißlaune einflößen. Keines Papier braucht nicht mit einer schmutzigen Geschichte befudelt zu werden, wo die Hauptperson weiter Niemand ist, als „Tyran le Blanc.“ Es reiche hin, zu wissen, daß der fortwährend tugendhafte Tyrann den leichtgläubigen Tiberot „außerordentlich eindrucksfähig“ fand und der arme Jean Jacques mußte daher mit dem Schatten sowohl als auch mit dem Spott seiner Nege gehen und unter seinen vielen Leiden auch dieses mit hinnehmen. Tiberot verdient keinen Vorwurf, sondern eher Mitleiden, denn wer möchte die Klöte sein, auf welcher nicht bloß das Schicksal, sondern jeder beliebige Enkophant seine Melodien spielen kann?

Von diesem selben Tyrannen Grimm wollen wir, da wir friedlich zu sprechen wünschen, wenig sagen. Der Mann selbst ist weniger merkwürdig, als sein Schicksal. Die Zeiten haben sich allerdings geändert, seitdem der fatenscheinige deutsche Purich Regensburg verließ, das ausgegriffene Trauerspiel „Pantie“ in der Tasche und als schlecht besoldeter Reichsforstmeister nach Süden floh; — seitdem Rouffeau Sie kennen lernte, Herr Grimm, als „einen jungen Mann, der ein Unterkommen suchte und dessen äußere Erscheinung verriet, wie sehr ihm daran liegen mußte, sobald als möglich eins zu finden.“ In der That, Ihre Umstände haben sich seit jener Zeit

sehr gebessert, Herr Grimm. Er hat Sie mit Diderot, mit Holbach und der Frau von Epinay bekannt gemacht, wo Sie sich nicht bloß festgesetzt, sondern ihn auch verdrängt und schönen Nutzen gezogen haben. Der ehemalige fadenhörnige Purisch geht jetzt in feinen Kleidern mit Manschetten, Beutelsperücke und Tegen und bemalt sich sein dreißiges Antlitz mit rother Schminke, um sich (als Tyran le Blanc) bei dem schönen Geschlecht in Gunst zu setzen, und schreibt Pariser Philosophengeschwätz an die hyperboräischen Könige und schmeichelt hier und dominiert dort und lebt ganz behaglich in der Schöpfung in wirklicher tendresse mit der d'Epinau, ohne daß der Ehemann oder die Sitten des Landes etwas dagegen einzumenden hätten. Der arme Börne, der neue deutliche fliegende Sandculotte, fühlt, wie ihm in Paris über diesen Fleischtöpfen Grimm's der Mund wässert, denn er bedenkt, mit welcher Lust auch er dergleichen „Blätter“ schreiben und sich davon masten könnte. Börne, mein Freund, diese Zeiten sind vorüber! So lange die nordischen Höfe ein „Mont-Versailles“ waren, konnte es vollkommen geeignet erscheinen, hier in ihrer Sonne einen Urtel zu stationiren; jetzt aber ist Paris von allen Orten des Weltalls (saum Tophet ausgenommen) derjenige, von welchem wir bei Hofe Neuigkeiten am ehesten entrafen können. Niemals wieder wird in diesen Jahrhunderten ein Grimm dorthin geschickt, niemals ein „Blatt von Börne“ von irgend einem Winde hofwärts getrieben werden. Was den hier in Frage befangenen Grimm betrifft, so sehen wir in ihm einen Mann, der dazu geschaffen war, in der Welt emporzukommen. Er besaß unverkennbare, leicht zu verwerthende Talente, musikalische Bildung, encyclopädische Gewandtheit, Salonwitz, Scharfsinn, Dreistigkeit und vor allen Dingen ein Herz, welches stets den rechten Platz zu finden wußte, nämlich den Marktplatz, wo es für den Reißbittenden immer zu haben war. In der That ein systematischer, gewandter, geschickter Mann. Durch „Heldenverehrung“ und schlaue Anwendung von Schmeichelei und Drohung hat er Diderot dahin gebracht, daß dieser seine gekuldige Kuh geworden ist, welcher er nach Belieben eine Abhandlung oder einen Band abmellen kann. Siegreicher Grimm! Er entging sogar jenen „Gräueln der französischen Revolution“, bloß mit Verlust seiner Manschetten und lebte am Hofe von Gotha noch lange glatt und behaglich.

Von dem Chevalier de Saint Lambert, so bedeutend in der Literatur, in der Liebe und im Kriege, hat die Welt ebenfalls gehört. Auch hier sehen wir ihn wieder, wo er die frohlichen Hirtengedichte singt, zum Glück

jedoch bloß in der Entfernung, so daß das Geklimper seiner Saiten bald verhallt.

Von einem andern Chevalier, dem würdigen Jaucourt, sei bloß der Name erwähnt und wenig mehr. Er wühlt unermüdet wie ein Maulwurf in dem Felde der Encyclopädie, erhascht, was er kann und meldet das Licht.

Dann sehen wir noch Helvetius, den wohlgenährten Generalpächter, der sein sebaritisches Leben durch metaphysische Paradoxen würzt. Seine Offenbarungen „De l'Homme“ und „De l'Esprit“ athmen den freiesten Philosophengeist mit einer reichlichen Beimischung von Menschenliebe und Empfindsamkeit. Um so größer ist daher unser Erstaunen, in ihm hier einen so eifrigen Verteidiger des Jagdrechts kennen zu lernen.

„Diese Madame de Nocé,“ schreibt Diderot in einem Briefe über die warmen Quellen von Bourbonne, „ist eine Nachbarin von Helvetius. Sie erzählte uns, der Philosoph sei auf seinem Landgute der unglücklichste Mensch von der Welt. Er ist hier von Nachbarn und Bauern umringt, die ihn verabscheuen. Sie werfen ihm die Fenster ein, plündern des Nachts seine Gärten, hauen seine Bäume um und reißen ihm Mauern und Zäune ein. Er getraut sich nicht auf die Jagd zu gehen, ohne eine ganze Menge Leute zu seiner Bedeckung mitzunehmen. Sie werden mich fragen, was daran schuld sei? Weiter nichts als seine grenzenlose Eifersucht auf sein Jagdrecht. Tagon, sein Vorgänger, legte sein Revier mit zwei Wildhütern und zwei Flinten zu bewachen. Helvetius hat vierundzwanzig und es hilft ihm doch nichts. Diese Leute bekommen eine kleine Prämie für jeden Wilddieb, den sie fangen, und es giebt kein Unheil, welches sie nicht herbeiführen, um möglichst viel solcher Prämien zu verdienen. Uebrigens sind sie selbst bloß eben so viele gemietete Wilddiebe. Früher war die Grenze seiner Waldungen von einer Anzahl armer Leute bewohnt, welche dort kleine Häuser besaßen; diese Häuser hat er alle wegreißen lassen. Diese und ähnliche tyrannische Handlungen haben ihm Feinde aller Art erweckt, die, wie Madame de Nocé sagt, nur um so dreister geworden sind, seitdem sie entdeckt haben, daß der würdige Philosoph ein Feigling ist. Ich möchte sein schönes Gut Voré nicht geschenkt haben, wenn ich in dieser fortwährenden Angst dort leben sollte. Welchen Nutzen er von dieser Handlungsweise hat, weiß ich nicht. Ach, wie viel klüger war da unsere Madame Geoffrin. Als ich mit ihr über einen Brozès sprach, der ihr viel Unruhe machte, sagte sie zu

mir: „Schaffen Sie mir diesen Prozeß vom Halbe. Die Leute wollen Geld? Ich habe dessen. Geben Sie ihnen Geld. Welchen bessern Gebrauch kann ich von meinem Gelde machen, als daß ich mir Ruhe damit erkaufe?“ An Helvetius' Stelle würde ich gesagt haben: „Diese Leute schicken mir einige Hasen und Kaninchen — mögen sie es thun. Sie haben weiter keinen Schutz als meinen Wald und ich will sie nicht vertreiben.“ Ich würde gedacht haben, wie Bagon, und wäre dann eben so wie dieser angebetet worden.“

Ach, sind nicht Helvetius' Jagdreviere gegenwärtig längst durchbrochen und entweiht? Eben so können auch die andern, in welcher Breite oder Länge sie auch liegen mögen, nicht ewig unangestastet bleiben. Wenn aber Rom einmal durch Gänse gerettet ward, brauchen wir und dann wohl zu wundern, daß England durch Rebhühner verloren geht? Wir sind Söhne Gra's, welche das Paradies für einen Apfel aufs Spiel setze.

Doch wir kehren nach Paris und zu seiner philosophischen *ecclesia militans* zurück.

Hier sehen wir einen Marmontel, einen thätigen Subaltern, der mit Hülfe des „*Mercur*“ den kleinen Krieg führt und sich bemüht, in rosenfarbenen Romanbildern die „erhabene Moral“ zu verherrlichen.

Ein sich mit den Getreidegezeßen beschäftigender Abbé Morellet tritt ebenfalls von Zeit zu Zeit auf, gebückt und zusammengeschrumpft, wie um sich selbst näher zu kommen, „pour être plus près de lui-même.“

Der Schelm Galiani wechselt zwischen Neapel und Paris. Er hat die Frage der Getreidegezeße durch gutes Glück auf immer erledigt. Uebrigens ist er ein träger Mensch, ein geistiger Lazzarone, voll Schwänke und muthwilliger Streiche, antijesuitischer gesta und wildem italienischen Humor. Das Erscheinen seines braunen spitzen Gesichts ist das Signal zu lautem Gelächter, in welchem freilich der Mann selbst unglücklicherweise verfunctet ist, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen.

Von dem Baron Holbach kann so viel gesagt werden, daß er sowohl in Paris als in Grandvaal gute Diners giebt. Seine vierzig bis sechzig Bände atheistische Philosophie, die er (auf seine eigenen Kosten) herausgab, mögen nun vergessen und sogar vergeben sein. Eine offene tiefe Börse, ein freundliches, stilles, geistliches Herz erwerben ihm in Verbindung mit vortrefflichen Weinen einen literarischen Rang, auf den keine denkende Fähigkeit, die er besaß, hätte Anspruch machen können. Dabei war er ein bequemer Lafoni-

scher Herr, fleisch-höflich und beim Spiele leicht der gute Laune verlierend, gutmüthig, eupeptisch und eupraktisch. So mag er leben und leben lassen.

Auch fehlt es nicht an dem letzten Geschenk, welches der Himmel dem Menschen machte — der natürlichen Herrschaft der Frauen. Die Damen Gbetelet, Spinay, Geynasse, Geoffrin, Desfand spielten ebenfalls ihre Rolle; es soll in jeder Beziehung nicht bloß Philosophen, sondern auch Philosophinnen geben. Seltsam genug ist die Figur, welche diese Frauen machen. Die guten Seelen! es war eine seltsame Welt für sie. Mitten unter Metaphysik und Koketterie, Natursystem, Mode, Eitelkeit und Wißbegier, Eifersucht, Aberglauben, Rheumatismus, traités, bouts-rimés, edlen Gefinnungen und Schminkeöpfen steht sich der reizbare weibliche Verstand in einem Chaos dahinspielend, wo selbst ein weiserer sich verirrt, wo nicht gar Schiffbruch gelitten haben würde. Uebrigens werken sie (wie ein scharfsinniger Beobachter bemerkt hat) eine Art Präsidentinnen in dieser Gesellschaft, erlangen großen Einfluß und theilen, da sie eben so wohl geben als empfangen, Allem, was gethan oder gesprochen wird, etwas von ihrem eigenen, so eigen-thümlichen Tone mit.

In einer so weiten und vielgestaltigen Welt hatte diese kleine Schar von Philosophen nach der Art und Weise, wie sie handelten und sprachen, einen sehr verschiedenen Empfang zu erwarten. Die Stimmen waren im äußersten Grade getheilt. Die große Masse der Menschheit, welche mit ihrer eigenen Arbeit genug zu thun hatte, achtete natürlich bloß darauf, wenn sie dazu gezwungen wurde. Trotzdem aber bildet sie doch das große neutrale Element, in welchem die Schlacht ausgefochten werden muß und in welchem die beiden Armeen je nach ihrem verschiedenen Erfolg sich rekrutiren.

Von den höheren Klassen erklärt sich, wie es scheint, der kleine Theil, welcher nicht ausschließlich mit Essen und Trinken beschäftigt ist und deshalb noch Muße hat, sich mit einer solchen Frage zu beschäftigen, zu ihren Gunsten, so seltsam und dies auch erscheinen mag. Das Schaupiel des Einreisens einer Kirche ist in stagnanten Zeiten amüsant und unterhaltend und auf beiden Seiten steht die Mehrzahl ja noch nicht, was das Ende von der Sache sein wird.

Die lesende Welt, die damals mehr als jetzt die intelligente wißbegierige Welt war, ließt eifrig (wie sie stets thut) jedes geistreiche, anziehende Wort, welches für sie geschrieben wird. Sie genießt es und eignet es sich

an, vielleicht ohne bestimmtes Urtheil und ohne hinreichend darüber nachzudenken.

Ueberaus wachsam und vorsichtig dagegen ist die Bruderschaft der Jesuiten, in jenen Tagen krank bis zum Tode, aber deswegen nur um so erbitterter und zorniger.

Gefährlich sind die Todeszuckungen der verschwindenden Sorbonne, die dann und wann Paris in Aufregung versetzen. Es geziemt dem Philosophen, vorsichtig einherzuwandeln und unter so manchen kritischen Umständen mit dem einen Auge zu weinen und mit dem andern zu lächeln.

Auch die Literatur selbst ist nicht gänzlich philosophisch. Abgesehen von der regulären Streitmacht der Jesuiten in ihren *Trevoux-Journalen*, Predigten, episkopalen Angriffen und anderen Feldlagern oder Kasematten, hat sich auch eine bedeutende *Guerillas-* oder *Journalisten-Streitmacht* organisiert, welche, wie gewöhnlich, aus Schmugglern, arbeitslosen armen Teufeln, Deserteurern, welche kein *Avancement* gefunden, und andern dergleichen herabgekommenen Subjecten besteht und einen sehr belästigenden *Büchflegel* unterhält.

Der Anführer dieser *Guerillas* ist Tréron, der früher in ganz leidlichem Rufe stand, aber, weil er den Kopf zu hoch trug, gestolpert und gefallen ist. Durch die fortwährende Herabwürdigung endlich unteugbar gewordener Talente ist er ziemlich tief gesunken. Voltaire kann ihn in der „*Ecossaise*“ auf die Bühne bringen und unter dem hinreichend erkennbaren Namen *Wespe* (im Französischen *Frelon*) durch Gelächter umbringen lassen.

Ein zweiter, noch verhaßterer *Empecinador* ist Valisnot, welcher eine Komödie „*Les Philosophes*“ geschrieben und auf die Bühne gebracht, worüber, trotz ihrer Falschheit, die Pariser ebenfalls gelacht haben. Man hat über uns gelacht, die wir doch so große Verdienste besitzen! Hat die Menschheit wohl jemals so etwas gehört! Der arme Valisnot hätte, wenn er in die Hand der Philosophen gefallen wäre, sich auf eine ernste körperliche Bückung gefaßt machen können. Da dies aber zum Glück nicht geschieht, so thun sie, was die Feder mit ihrer Galle und ihrem Vitriol vermag und rufen Himmel und Erde zum Zeugen der Behandlung an, welche die göttliche Philosophie sich gefallen lassen muß. In dieser Absicht scheint besonders Freund Diderot seinen „*Rameau's Nessen*“ verfaßt zu haben, worin Valisnot und seine Anhänger bis zum Wegwerfen heruntergemacht werden.

So getheilt war die literarische, höfische und gemischte Welt in dieser Sache; es war eine verworrene anomale Zeit.

Zu ihren besonders hervortretenden Anomalien kann man die Verhältnisse des französischen Philosophenthums zu auswärtigen gekrönten Häuptern rechnen. In Preußen sehen wir einen philosophischen König, in Rußland eine philosophische Kaiserin, und der ganze Norden wimmelt von kleinen Königen und Königinnen ähnlicher Art. Ja, wie wir gesehen haben, unterhalten sie sogar ihren speziellen Gesandten beim Philosophenthum und bezahlen ihn gut. Der große Friedrich, die große Katharine, sind gleichsam die Stützpfeiler dieser neuen Kirche des Antichrist, in allen Bedrängnissen bereit mit Geld, ehrenvollem königlichen Aisk und Unterstützung jeder Art, welche jedoch, ausgenommen in der Gestalt von Geld, die Klügeren unserer Philosophen sich scheuen anzunehmen. Voltaire hatte sie in der Gestalt des Aisks versucht und nicht zureichend gefunden; d'Alembert und Diderot lehnen eine Wiederholung des Experiments ebenfalls ab.

Welche Wunder wirkt doch der große Magister, die Zeit! Hätten diese Friedrich's, Katharinen und Joseph's einige sechzig Jahre in die Zukunft blicken können, so würden sie die heilige Allianz bei ihrer Conferenz in Laibach gesehen haben! Aber so geht es in der Welt. Die Könige sind nicht ferarbitliche Aerzte, die in der Zukunft lesen können, sondern bloß Menschen mit gewöhnlichem Blick und die Einflüsse ihrer Generation theilend. Auch Könige besitzen, wie alle Sterbliche, eine gewisse Liebe zur Erkenntniß, noch unfehlbarer einen gewissen Wunsch nach Beifall, und finden ein gewisses Vergnügen darin, sich gegenseitig zu kränken. Auf diese Weise findet Das, was hier verfolgt wird, dort Zuflucht, und das Neue arbeitet sich unter dem Alten hervor; ja das Alte brütet oft, wie in dem vorliegenden Falle, einen Vassillen aus, der es später einmal zerreißen wird.

Nicht weniger anomal, verworren und widersprechend ist das Verhältniß der Philosophen zu ihrer eigenen Regierung. Wie konnte es auch anders sein, da ihr Verhältniß zur Gesellschaft noch so unentschieden war, und die Regierung, welche sich hätte bemühen sollen, die Sache zu leiten und ins Gleiche zu bringen, sich selbst in einem Zustand von Anomalie, tödtlicher Erstarrung und alterthümlicher Hinfälligkeit befand?

Die richtige Stellung eines französischen Souveräns zu der französischen Literatur jener Zeit wäre allerdings auch, obgleich vielleicht von allen Dingen das wichtigste, sehr schwierig zu bestimmen gewesen, und wie hätte

man daher erwarten können, daß ein dickblütiger Ludwig XV. von seinem Hirschpark aus auch nur die leiseste Ahnung davon haben sollte? Sein „friedliches Gemüth“ war ganz anders beschäftigt. Ein Minister nach dem andern mußte seine eigene Einsicht, seine eigene Laune und vor allen Dingen seine eigene Bequemlichkeit zu Rathe ziehen, und so gestaltet sich die ganze Sache, wenn wir sie jetzt betrachten, zu einer der abgeschmacktesten, beslagenwertheften und sogar lächerlichsten Perioden in der Geschichte der Staatskunst.

Ach, leider kennt die Noth kein Gebot. Was soll der Staatsmann ohne Licht, vielleicht sogar ohne Augen, den das Schicksal nichtsklofeniger zwingt, in einer Zeit, wo die Welt zusammenzustürzen droht, zu „regieren“, weiter thun, als die Steuern erheben, Mord und Diebstahl so viel als möglich verhindern, und sich übrigens hin und her winden, einige Schritte vor- und einige zurückthun, alte Abgaben abschaffen und neue einführen und, abgesehen hiervon, essen und trinken und den Teufel regieren lassen?

Von dem Punkte, bis zu welchem die Regierungskunst in Bezug auf den Philosophismus damals gediehen war, geben wir einen Begriff, indem wir von tausend Beispielen nur eins anführen.

Herr von Malesherbes schreibt an Diderot, um ihn zu warnen, und theilt ihm mit, daß er nächsten Tag Befehl geben wird, alle seine Papiere wegnehmen zu lassen. — „Unmöglich,“ antwortete Diderot; „juste ciel! wie soll ich sie sortiren, wo soll ich sie verbergen, innerhalb vierundzwanzig Stunden?“ — „Schicken Sie sie zu mir,“ antwortet Herr von Malesherbes! — Und dorthin wurden sie demgemäß gesendet, unter Schloß und Siegel, und die hungrigen Häsher finden weiter nichts, als leere Schubkästen.

Die Encyclopédie ward zuerst „mit Approbation und Privilege du Roi“ begonnen, dann auf höchsten Befehl sistirt. Da das Publikum darüber murrte, so ward das Weitererscheinen gestattet. Endlich ward das Werk vollst. und zum letzten Male sistirt, aber nichtsklofeniger geschrieben und gedruckt und in Umlauf gesetzt, während hundertundfünfzig Setzer und Drucker bei offenen Thüren daran arbeiteten und ganz Paris es wußte. Choiseul hatte in seiner entschlossenen Weise der Behörde die Augen verschlossen und hielt sie verschlossen. Zuletzt, und um der ganzen Sache die Krone aufzusetzen, steht ein Exemplar des verbotenen Buches in der Privat-

bibliothek des Königs, und verdankt einem fast lächerlichen Zufalle Günst und Zurücknahme des Verbotes.

„Einer von Ludwig's XV. Dienern erzählte mir,“ sagte Voltaire, „daß einmal, als der König, sein Herr, im Privatirkel (en petite compagnie) in Trianon soupirte, die Unterhaltung sich erst um die Jagd, und dann um das Schießpulver drehte. Jemand von der Gesellschaft sagte, das beste Pulver werde aus Schwefel, Salpeter und Holzkohle zu gleichen Theilen gemacht. Der Herzog de la Vallière, welcher es besser verstand, behauptete dagegen, daß zu gutem Pulver ein Theil Schwefel, ein Theil Kohle und fünf Theile gut krystallisirter Salpeter genommen werden müßten.

„Es ist nicht übel,“ sagte der Herzog von Nivernois, „daß wir, die wir uns tagtäglich mit der Rebhühnerjagd in dem Park von Versailles die Zeit vertreiben, ja zuweilen sogar Menschen todt-schießen oder uns selbst todt-schießen lassen, nicht wissen, woraus das Mittel dazu eigentlich zusammenge-sezt ist.“

„Ach so geht es uns ja mit allen Dingen in dieser Welt,“ antwortete Frau von Pompadour. „Ich weiß nicht, woraus die Schminke gefertigt ist, mit der ich meine Wangen bemale, und Sie würden mich in die größte Verlegenheit bringen, wenn Sie mich fragten, wie die seidenen Strümpfe, die ich trage, fabrizirt werden.“

„Es ist schade,“ sagte der Herzog de la Vallière, „daß Seine Majestät unsere Dictionnaires encyclopédiques confiscirt hat, die uns unsere hundert Pistolen kosten. Darin würden wir die Antwort auf alle unsere Fragen finden.“

„Der König rechtfertigte die angeordnete Confiscation. Man hätte ihm mitgetheilt, daß diese einundzwanzig Folio-bände, die jetzt auf den Toiletten aller Damen lägen, für das Königreich Frankreich die allerwünschlichsten Dinge in der Welt wären. Deshalb habe er beschlossen, sich selbst zu überzeugen, ob dies wahr sei, ehe er den freien Verkauf des Buchs gestattete.

„Nach Beendigung der Wahlzeit schickte er drei seiner Diener mit dem Auftrage ab, ihm ein Exemplar zu holen. Sie kommen wieder, jeder mit Mühe sieben Bände schleppend. Der Artikel Pulver wird aufgeschlagen; man findet, daß der Herzog de la Vallière Recht hat, und bald erfährt auch Frau von Pompadour den Unterschied zwischen dem alten rouge d'Espagne, mit welchem die Damen von Madrid ihre Wangen färben, und dem rouge des dames, wie es in Paris gefertigt wird. Sie findet, daß die griechischen

und römischen Damen sich mit einem von dem *murex* gewonnenen Purpur schminken, und daß folglich unser Scharlach der Purpur der Alten ist, so wie auch, daß das *rouge d'Espagne* mehr Purpur, und das französische mehr Cochenille enthält. Sie erfährt, wie die Strümpfe gewebt werden, und der hier beschriebene Strumpfwirkerstuhl erfüllt sie mit Erstaunen.

„Ah, was für ein herrliches Buch!“ rief sie. „Haben Sie, Sire, dieses Magazin aller nützlichen Dinge vielleicht deßhalb consécirt, um es für sich ganz allein zu haben und der einzige gelehrte Mann in Ihrem Königreich zu sein?“

„Alle Personen der Gesellschaft warfen sich nun über die Bände her, gleich den Töchtern des *Lycornes* über die Juwelen des *Ulysse*, und Jeder fand sofort, was er suchte. Einige, welche Prozesse hatten, waren überrascht, hier die Entscheidung zu finden, und der König ließ darin sämtliche Rechte seiner Krone. „Ja wirklich (*mais vraiment*)“, sagte er, „ich weiß wirklich nicht, warum man so viel Uebels von dem Buche sagt.“ — „Ah, Sire,“ sagte der Herzog von *Rivernois*, „sehen Eure Majestät nicht,“ u. s. w. u. s. w.

In einer so verworrenen Welt, unter so unerhörten Umständen muß *Freunt Dikro* seine Redaction beorgen. Diese ist keine *Sinecure*! In alle Gegenstände und Wissenschaften muß er eindringen, in allen Bibliotheken und Laboratorien herumwühlen, ja viele Jahre lang fürchtlos eine Menge Werkstätten aufsuchen, Strumpfwirkerstühle auseinander-schrauben und sogar darauf arbeiten, damit das Reich der Künste und Handwerke möglichst vollständig werde. Dann muß er Mitarbeiter ausgatten und ihnen schweigen, ihre Faulheit antreiben, ihnen Bezahlung auswirken, sich mit Buchhändler und Drucker herumzanken und alle Irrthümer, Fehler und Mißgeschickte so vieler irrenden Menschen auf seinen einzigen Rücken laden. Ganz gewiß wäre dies schon genug gewesen, aber er mußte sich auch noch obendrein mit den Spürhunden der Behörden herum-schlagen, ihnen Widerstand leisten, sie mit vielen Kosten bestrafen oder mit großer Mühe hintergehen.

Aber trotzdem harrt er aus und will weiter nichts als ausharren, — weniger vielleicht mit dem beionnenen Muth eines Mannes, welcher den Erfolg und den Aufwand miteinander verglichen hat, als vielleicht mit der leidenschaftlichen Hartnäckigkeit eines Weibes, welches, nachdem es einmal seinen Entschluß gefaßt, vor keiner Strickleiter zurückbebt, sondern mit dem Geliebten daran heruntergleitet, und wenn alle vier Elemente sich widersetzen. Bei jedem neuen Gewaltschritt, der gegen das Werk gethan wird,

brüllt er, oder vielmehr er kreischt, denn es liegt ein weiblicher gellender Ton in seiner Stimme, wenn er „Nord! Raub! Gewalt!“ ruft, und Menschen und Engel für sich zu gewinnen sucht.

Der Druck des Werkes geht mittlerweile unermüdet seinen Gang. Es ist ein feindseliger Bau, nicht des heiligen Tempels in Jerusalem, sondern des unheiligen in Paris. So muß auch Diderot eben so wie Gëra zu seltsamen Auskunftsmitteln greifen, und jeder Arbeiter arbeitet mit seiner Axt in der einen Hand und mit der Verteidigungswaffe in der andern, damit trotz aller Tizian's das Werk seinen Fortgang habe und der Schlußstein mit lautem Triumphgeschrei eingefügt werde.

Mit lautem Triumphgeschrei! Ha, welch mütter Seufzer folgt dicht hinterdrein, wie der eines Mannes, der bloß mit dem Wunde Triumph schreit und innerlich schwer darniedergebeugt ist! Es ist Diderot's von Schmerz und Wuth erfüllter Seufzer; er ist krank und seine Seele schwer bedrückt. Schändlich, dreimal schändlich! Der Gothe Lebreton, welchem, wie er sagt, sein Korf noch lieber ist, als selbst sein Gewinn, hat jahrelang heimlich in der Stille der Nacht die schon fertigen Revisionsbogen der Encyclopädie nochmals vorgenommen, und mit seiner nichtswürdigen Feder Alles gestrichen, was ihm gefährlich schien. Die dadurch entstandenen Lücken hat er nach seinem Gutdünken ausgefüllt, zuweilen aber auch unausgefüllt gelassen. Himmel und Erde! Nicht bloß sind die schöneren philosophischen Gedanken meistens gestrichen, sondern das ganze Werk ist dadurch auch eine unförmliche mangelhafte Masse, und wenig besser als eine Mißgeburt geworden. Gothe! Hunne! Tempelschänderischer Antil des Buchhandels! O, für diesen Verrath wäre der heißeste Grad von Dante's Begefeuer noch viel zu gering. Nichtswürdig bist Du, Lebreton, in den Augen aller Jahrhunderte, welche die Encyclopädie lesen! Und Philosophen, die noch in der Windel liegen, sollen über Dich die Zähne knirschen, noch ehe sie deren haben, und Dein Andenken verwünschen, noch ehe sie sprechen können! — Lebreton steckt sowohl die verdienten Schimpfreden, als auch das verdiente Geld ein, und schläft ruhig und fest in einer ganzen Haut. Der geniale Redacteur dagegen konnte den ihm gespielten Streich nicht vergessen, so lange er lebte.

Nun jedoch ist es Zeit, daß wir uns von allgemeinen Dingen abwenden und uns bei diesem schönen Herbstwetter zu dem Baron von Holbach in Grantval begeben, wo wir den fleißigen, aber unermüdeten Encyclopädisten mit einem reichlichen Vorrath von Tinte und Schreibpapier scharflich

antreffen. In dem Hause Holbach ist seine Ankunft stets ein Feiertag, und wenn ein Zwist entsteht, so liegt der Grund davon darin, weil er nicht kommen will oder weil er zu bald wieder fortgeht. Ein Mann von gefälligem Talent, mit solchem Mundwerke wie Tiberot, in einem Hause, wo der einzige Mangel, den man fürchtete, der Mangel an Witz war, konnte nicht anders als willkommen sein. Hier schreibt er Artikel und geht spazieren, und isst und spielt Karte und plaudert, erwartet schmachend Briefe von seiner Woland und schreibt oft und viel an sie. Eben in diesen zahlreichen Liebesepischen ist die ganze Sache auf so graphische Weise geschildert; wir haben hier einen Admodus-Anblick des häuslichen Lebens und machen es mit ihm nochmals durch.

Die Baronesse in ihrem rothseidenen Kleide, dessen Glanz durch schneeweisse Gaze gemildert wird, ist die Schönheit und Anmuth selbst. Ihre alte Mutter ist ein förmlicher Springinsfeld von fünfzehn Jahren oder noch jünger. Das Haus ist voll Gesellschaft. Der Baron spricht, wie wir schon bemerkt haben, wenig, aber dann immer treffend, und zuweilen sehen wir ihn mit seiner Tabakspfeife, in Schlafrock und rothen Pantoffeln; übrigens ist er der beste und gastfreundlichste Wirth.

Von Zeit zu Zeit finden sich auch andere bemerkenswerthe Personen ein — Generale, die bei Ducken verwundet worden; seine Herren, die in der Nachbarschaft auf ihren Landstücken wohnen; Abbés, wie zum Beispiel Galiani, Raynal, Morellet; vielleicht auch Grimm und seine Epinay, so wie noch andere Philosophen und Philosophinnen. Auch fehlt es nicht an Gästen von geringerer Würde, die mehr als Zielscheiben denn als Schützen fungiren, denn hier ist es die Aufgabe eines Jeden, entw. der Witz zu haben, oder dessen über sich machen zu lassen.

Unter diesen Leptern, von denen wir viele übergehen, befindet sich einer, den wir um seines Vaterlandes willen nennen müssen. Es ist ein alter Mann, Namens Hoop (Hove), den man Vater Hoop nannte, von Geburt ein Schotte. Hoop scheint in Grandval eine Art Inventaristenstück geweien zu sein, nicht Schütze und folglich Zielscheibe. Wahrscheinlich ließ er nach sich schießen und erhielt dafür Kost und Wohnung. Er ist ein verschrumpfter, verrotteter, mit Magenwürme behafteter, fortwährend von Frost geschüttelter Intirium und Professor des Lebensüberdrußes. Er sitzt fortwährend und schlummert, hält aber dabei ein Auge offen. Er läßt es sich ruhig gefallen, daß man ihn „Mummy“ nennt, und duckt sich in der

wärmsten Stie über das Feuer. Und dennoch liegt eine gewisse versteckte sardonische Bitterkeit in Vater Hoop, und wenn er langsam seine ledernen Kinnladen aufmacht, so hören wir ihn mit einem gewissen Vergnügen. Hoop ist in verschiedenen Ländern und Lagen gewesen, und kann mit seiner kräczend metallenen Stimme eine deutliche Geschichte erzählen. Diderot fürchtete, er werde sich einmal hängen. Wenn er dies wirklich gethan hat, so möchten wir wissen, in welchem Museum sich seine Ueberreste befinden. Die Eltern Hoop's wohnten, wie es scheint, noch in der Stadt Gteinburg, nachdem er, der zweite Sohn, als Kaufmann in Bordeaux ihnen aus irgend einem stolzen, aber nicht mehr widerständigen Herrnhause dahin geholfen. Plos eine der Erinnerungen des guten Vater Hoop wollen wir erzählen, als das höchste Beispiel von Nationaltugend, von welchem die Geschichte erzählt.

In der Schlacht bei Prestonpans steht ein Verwandter von Hoop, der mehrere goldene Ringe an seinen Fingern trägt, im Kampfe auf Tod und Leben mit einem wilden Hochländer. Der Hochländer haut durch einen gewandten Streich die beringte Hand rund und rein ab und — rafft sie dann schnell von der Erde auf, steckt sie, um sie künftigher mit mehr Ruhe zu untersuchen, in seinen Sporn und kämpft dann weiter! Mehr vermag die Kraft der vertue *) wohl kaum zu leisten.

Dem Leser kann es im Allgemeinen nicht uninteressant sein zu erfahren, daß in den letzten Tagen des October im Jahr der Snake 1770 Denis Diderot in Grandval sich beim Essen übernahm, wie ihm das sehr oft passirte, und eine hartnäckige Protindigestion bekam. An Grimm schreibt er, es sei dies die schlimmste aller Indigestionen; an seine schöne Voland, daß das unverdaute liebe Gut ihm mehr als fünfzehn Stunden mit einer Last im Magen gelegen, daß er geglaubt, das Leben darüber einbüßen zu müssen. Es wollte weder remonter noch descendre und selbst dem warmen Wasser nicht um ein Paar breit weichen, de quelque côté que je la (das warme Wasser) prisse.

Clysterium donare,
Ensnita purgare!

*) Virtus (eigentlich Männlichkeit, die Haupttugend des Mannes) bedeutete in dem alten Rom Tapferkeit; im neuern Rom bedeutet das Wort Kennerschaft, in Schottland Wirtschaftlichkeit.

Solche Dinge kommen — es thut uns leid, dies sagen zu müssen — sehr häufig vor. Die Holbach'sche Tafel ist zu reichlich besetzt, und dann sind auch Köche da, welche sich ihrer teuflischen Geschicklichkeit rühmen, durch fortwährende Steigerung ihrer Kunst den Patienten dahin zu bringen, daß er mit neuem Appetite ißt, bis er ohne Weiteres expulsiert. Diderot schreibt seiner Schönen, daß er seine Kleider kaum noch zuknöpfen könne, daß er auf diese oder jene Weise sich „vollgestopft“ habe, und so folgt eine Unverdaulichkeit auf die andere. Solche Mittheilungen erfüllen das Herz der Sensibilität mit Entsetzen und den Leiden, welche diesen unvollkommenen soko-gastrischen Zustand des Daseins unterbrechen, fehlt auch die Thräne nicht.

Die Gesellschaft in Grandval kann durchaus nicht als langweilig betrachtet werden; nichtdestoweniger möge Niemand sie neidisch mit irgend einer Nachbarschaft vergleichen, welche ihm das Schicksal in der Jetztzeit angewiesen hat, ja nicht einmal mit einer Nichtnachbarschaft, wenn er vielleicht zur Einsamkeit verdammt ist.

Die Feiterkeit in Grandval war von der Art, welche nicht dauern kann. Wenn nicht noch einiger Glaube in der Menschheit übrig ist, wie kann dann die Aeußerung des Unglaubens auf die Länge für witzig oder unterhaltend gelten? Aus diesem Grunde hebt schon Swift in seinem meisterhaften Argument „Gegen die Abschaffung der christlichen Religion“, nicht ohne Pathos hervor, daß dadurch unzähligen geistreichen Leuten, die sich durch Witz und Späße über den Katechismus ein ganz behagliches Einkommen verschaffen, ihr Broterwerb abgeschnitten werden würde. Die Holbach's waren für diese Rücksicht blind und scherzten drauf los, als ob es ewig dauern würde.

So ist es auch hinsichtlich der obicönen Unterhaltung. Wo wäre das Verdienst einer ausschweifenden Schwiegermutter, welche öffentlich jene unerhörte skandalösen Dinge sagte und that, wenn man nicht eine schlau erdachte Fabel der Bescheidenheit in Umlauf gesetzt, wenn es unter den unphilosophischen Klassen nicht noch wirklich einige Ueberreste von Schamhaftigkeit und Bescheidenheit gegeben hätte? Die Samojeden haben, wie Reisende uns erzählen, sehr wenig doppelstünige Ausdrücke, und die witzige Wirkung solcher geht daher an ihnen ganz und gar verloren. Laß Dir daher rauchen, thörichtes altes Weib! „verbrenne nicht Dein Bett;“ das Licht dieses Feuers wird kalt verloschen und dann?

Abgesehen von den gewöhnlichen häuslichen Gegenständen, welche die täglichen Epochen des Haushalts überall mit sich bringen, treten, wie wir

leider sagen müssen, in der Conversation zu Grandval zwei Hauptelemente aus Licht, und diese sind, mit einem Anflug von Wig und Humanität, unglücklicherweise Gotteslästerung und Zotenreißerei. Dadurch erhält in dieser Entfernung die ganze Sache ein ärmliches, dürftiges Ansehen, und wir können uns mit Recht freuen, daß dies alles gewesen ist und nicht wieder zu sein braucht.

Doch, Freund Diderot eilt wieder zurück nach Paris. Auf seinem Kulte findet er eine Masse Correcturbogen, Briefe, Einladungen und Pittschreiben von hülfbedürftigen Schriftstellern. Trotzdem aber geht er vor allen Dingen, sich nach dem Befinden der Voland zu erkundigen, dann will er sehen, was zu thun ist. Er schreibt viel, spricht viel und macht viel Versuche. Außer den Gelehrten, Künstlern und geistigen Notabilitäten, einheimischen sowohl als fremden, fehlt es ihm auch nicht an einer ziemlichen Anzahl keineswegs notabler Bekanntschaften, besonders nicht an einem ganzen Schwarm junger oder älterer, meistens ziemlich häßlicher Frauen, deren Wesen und Geplauder er auf unnachahmliche Weise wiederzugeben versteht. Wir hören das Rascheln ihrer seidenen Gewänder und das Geklapper ihres allzeitfertigen Mundmühlenwerks, dessen Klang, frisch wie von gestern, durch diese lange Fernsicht der Zeit bedeutsam, ja fast prophetisch geworden ist.

Die Zeit konnte Diderot unmöglich lang werden. Er ist ein lebhafter, freimüthiger, Alles umfassender Mensch, der überall Beschäftigung gefunden haben würde und dem auch überall Beschäftigung genug aufgedrungen wird. „Er hatte viel zu thun und that viel für sich,“ sagt Mademoiselle, „aber Dreiviertel seines Lebens verwendete er zur Unterstützung eines Jeden, der seiner Börse, seiner Talente und seines Rathes bedurfte. Sein Studirzimmer war während der fünfundsiebenzig Jahre, wo ich es kannte, wie ein starkbesuchter Kaufladen, wo fortwährend Kunden kamen und gingen.“

Er konnte es nicht übers Herz bringen, irgend Jemandem etwas abzuschlagen. Er hat Brüder mit einander ausgehöhlet, Prozesse geschlichtet, Pensionen ausgewirkt, hungrige Autoren gepeist und unterstützt, Unwissende belehrt und Zeitungsannoncen für beginnende hülflose Gewürzkrämer gefertigt. Einmal schrieb er die an einen frommen Herzog von Orleans gerichtete Dedication eines Pasquills auf sich selbst, und verschaffte dadurch dem hungernden Pasquillanten fünfundsiebenzig Goldstücke.

Für alles dies soll es dem leichtfertigen Diderot an dem Lohne der Anerkennung von unserer Seite nicht fehlen! Einen andern Lohn, ausge-

nommen den, welchen ihm sein eigenes Bewußtsein gewährte, besam er nicht, wohl aber oft das Gegentheil, wie er dies in seinem kleinen Drama „La Pièce et le Prologue“ sehr humoristisch und gutgelaunt selbst schildert. In der That gehörten seine Klienten der großen Mehrzahl nach zur Gattung der Schurken, und auf jeden Fall wußte Denis recht wohl, daß der, welcher Dank erwartet, Untank verdient. — „Rivière, der vollkommen zufriedengestellt war,“ erzählt Mademoiselle, „dankt nun meinem Vater sowohl für seine Dienste, als für seinen Rath, bleibt noch eine Viertelstunde plaudernd sitzen und nimmt dann Abschied. Mein Vater giebt ihm das Geleit. Während sie auf der Treppe sind, bleibt Rivière stehen, dreht sich herum und fragt: „Herr Diderot, kennen Sie die Naturgeschichte?“ — „Nun, ein wenig; ich weiß allenfalls eine Aloe von einem Sagobaum, und eine Taube von einem Colibri zu unterscheiden.“ — „Kennen Sie die Geschichte des Ametisenslöwen?“ — „Nein.“ — „Tiefer ist ein kleines, ungemein kluges Thier. Er gräbt sich ein trichterförmiges Loch in den Boden, bedeckt den Rand mit seinem leichten Sand, lockt thörichte Insekten hinein, packt sie, saugt sie aus und sagt dann zu ihnen: „Herr Diderot, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“ — Mein Vater wollte sich über dieses Abenteuer halb tot lachen.“

So unter Arbeit und Erholung, zweifelhafter Literatur und unzweifelhaften Liebesgeschichten, essend und verdauend, so gut es gehen will, in Heiterkeit und Aergern, in Gelächter, welches mit Seufzern endet, verlebt Diderot seine Tage. Er hat es sich müssen rauer werden lassen, aber man hat ihm auch gehörig geschmeichelt, und von Hypochondrie weiß er nichts. Der kleine Dienst, welchen der Ruhm ihm leisten kann, ist jetzt als geleistet zu betrachten. Er sitzt im Mittelpunkte der Literatur, der Wissenschaft und Kunst seiner Nation. Zu der Zahl der akademischen Vierzig gehört er freilich nicht, aber sein heterodoxes Herz berechtigt ihn, auf diesen Auschluss fast stolz zu sein. Er ist glücklich in der Kritik, glücklich in der Philosophie, ja — und dies ist der höchste irdische Ruhm — glücklich auf dem Theater! Die Eitelkeit kann daher, wenn sie sonst Lust hat, ihm zuflüstern, daß er mit alleiniger Ausnahme des unerreichten Voltaire, der erste aller Größen ist.

Hohe Häupter stehen in Briefwechsel mit ihm, dem Niedriggeborenen, von Katharine, der Kaiserin, an, bis zu Philidor, dem Schachspieler. Er steht in ehrenvollen Beziehungen zu allen Arten von Menschen, mit wissen-

schaftlichen Buffon's, Euler's, d'Alembert's; mit künstlerischen Falconner's, Panlloo's, Niccoboni's, Garrick's. Er war stolz darauf, ein Philosoph zu sein, und nun betrachtet ihn die ganze reich wachsende Sekte der Philosophen als ihr Haupt und ihren Anführer. Für Denis Diderot, als er an dem Colleg Harcourt aus dem Postwagen von Langres fiel, oder später, wenn er in den unterirdischen Gängen des Käfers wandelte, wäre ein weit geringfügigeres Schicksal wünschenswerth erschienen.

In der Häuslichkeit stehen die Dinge abermals nicht zum Besten, wie dies nicht anders vorauszu sehen war. Madame Diderot jedoch ist stets treu und fleißig. Wenn die eine Tochter schwärmerische Reden führt, und endlich (ob schon ihr Vater die „Religieuse“ geschrieben) wahnsinnig in einem Kloster stirbt, so wächst mittlerweile die andere, ein witziges, intelligentes und liebenswürdiges Mädchen, zum Weibe heran und artet der Philosophie des Vaters nach, indem sie die Frömmigkeit der Mutter weit beiseite läßt.

Zu diesen äußeren Elementen eines Gemisches von Gutem und Bösem rechne man noch das unschätzbar günstige innere, daß von allen Männern der Literatur Diderot am allerwenigsten der ist, welcher viel mit sich selbst spricht. Er ist kein jener ewig mit sich zu Rathe gehenden, bereuenden, von bangen Ahnungen erfüllten, schwarzgalligen Temperamente, sondern durch und durch sanguinisch, lymphatisch, leichten Sinnes aus der Hand in den Mund lebend, in einer Welt, die ihm größtentheils rosenfarben erscheint.

Nach ziemlich dreißig mühevollen Jahren, zu welchen nur die Belagerung von Troja ein matted Seitenstück darbietet, ist die Encyclopédie endlich fertig. Zerstreute Aufsätze aller Art, gedruckt oder in Manuscript und viele Bände ausmachend, liegen ebenfalls fertig da; der Philosoph hat aber keine goldene Ernte davon in die Scheuer gebracht. Er wird allmählig alt, braucht allerdings keine Schulden zu machen, aber ist immer noch arm. Um seiner Tochter bei ihrer Verheirathung eine angemessene Aussteuer geben zu können, muß er sich entschließen, seine Bibliothek zu verkaufen, denn er weiß auf keinem andern Wege Geld aufzutreiben. Hier aber schlägt sich die nordische El-egarra auf kaiserliche Weise ins Mittel, kauft seine Bibliothek für ihren vollen Werth, gibt ihm eine anständige Pension, indem sie ihn zu ihrem Bibliothekar ernennt, und bezahlt ihm überdies einen fünfzigjährigen Betrag baar voraus.

Dies nennen wir in der That kaiserlich in einer Welt, die so dürftig ist, wie die unsere, ob schon die ganze Sache kaum zwanzigtausend Thaler

kostete, eine Kleinigkeit für die Kaiserin aller Rußen. Es ist das ungefähr die Summe, welche ein König ersten Ranges jeden Tag für seinen Haushalt braucht.

Der lebhafteste Philosoph ist nun in der Bewunderung seiner Kaiserin lauter als je, ja er fängt sogar mit seiner etwas heiser gewordenen Stimme an, sie zu besingen. Wer will ihn deswegen tadeln? Die nordische Cleopatra, die er ganz natürlich mit andern Augen betrachten muß als wir, hat ihm ihre freigebige helfende Hand gereicht in einem Augenblicke, wo es für ihn nirgends Hülfe, sondern nur Hindernisse und Beleidigungen gab. Alle Menschen gehorchen ja mehr oder weniger dem Sprichworte (oder sollten ihm gehorchen), nach welchem man das Lob Dessen singt, dessen Brod man isst.

Eine der letzten großen Scenen in Diderot's Leben ist sein persönlicher Besuch bei seiner Wohlthäterin. Es liegt von ihm nur ein einziger aus Petersburg datirter Brief vor, der noch dazu ominös kurz ist. Der Philosoph war in seinem ganzen Wesen frei, ungezwungen und unvorsichtig; Hüß und Gassenbube waren ihm ganz egal, und er liebte die Gesellschaft eines jeden Adamskinds, mochten seine Kleider aus diesem oder aus jenem Stoffe gefertigt sein. Ein solcher Mann konnte kein kriechender Höfling sein, und war daher auch nicht geschaffen, am Hofe Glück zu machen. Wir können uns daher denken, daß die Newakolik und die Verschaffenheit des Newawassers nicht das Einzige war, was er dort nicht vertragen konnte. Für König Denis, welcher in der „Geschichte des Abbé Raynal“ so wunderbare antikönigliche Dinge distirt*) und selbst in einem Augenblick des

*) „Aber wer wird das zu verantworten wagen?“ rief Diderot. „Ich, ich!“ entgegnete der Abbé eifrig. „Hören Sie nur fort.“ (A la Memoire de Diderot von de Meister.) — War vielleicht die folgende eine tiefer Stellen? „Zum Glück werden diese verhassten Lehrer der Könige früher oder später durch die Untankbarkeit und Verachtung ihrer Schüler gequält. Zum Glück werden auch diese Schüler, die im Schooß ihrer Größe doch so elend sind, ihr ganzes Leben lang von einer unüberwindlichen Langweile gequält, die sie nicht aus ihren Palästen verbannen können. Zum Glück erwachen die religiösen Vorurtheile, die ihren Seelen eingeprangelt worden, in ihnen wieder, um sie zu schwächen. Zum Glück verflücht ihnen das traurige Schweigen ihres Volkes von Zeit zu Zeit den tiefen Haß, den man gegen sie hegt. Zum Glück sind sie zu feig, um diesen Haß zu verachten. Zum Glück (heureusement) finden sie nach einem Leben, welches kein Sterblicher, nicht einmal der niedrigste ihrer Unterthanen annehmen würde, wenn er das ganze Glement derselben kenne, schwarze Unruhe, Angst

Sisyllämus jene überraschende, Alles, was in ıyrtäischer Beziehung ausgesprochen worden oder jemals ausgesprochen werden kann, übertreffende Verköndung ergeben lassen, daß

Ses mains (des freien Mannes) ourderaient les entrailles du prêtre,
Au défaut d'un cordon, pour étrangler les rois;

für einen solchen Mann mußte das Klima der Nema etwas Drückendes und Schwüles haben. Die entrailles du prêtre waren allerdings hier in großer Anzahl vorhanden, wenn er ihrer hätte habhaft werden können, höchstens aber hätte er sie zu philosophischen Violinsaiten verarbeiten können, keineswegs zu einem cordon!

Indessen, Cleopatra ist ein ungewöhnliches Weib, oder vielmehr ein ungewöhnlicher Mann, und kann sich Vieles gefallen lassen und auf freundliche geistliche Weise das Krumme gerade machen. Da ihr Philosoph in gewöhnlicher Kleidung erscheint, so sendet sie ihm eine prachtvolle Hofuniform, und da er nun in civilisirter Weise bei Hofe erscheinen kann, so sieht sie ihn sehr oft und unterhält sich lange mit ihm. Glücklicherweise kommt endlich auch Grimm an und der Winter geht ohne Unfall vorüber.

Im Triumph nach Haucie zurückkehrend, ıyrıcht er sich zufrieden und bezaubert über seinen Empfang aus. Er hat Mineralstufen und alle Arten hervorbräutlicher Andenken für Freunde mitgebracht und weiß unerhörte Dinge zu erzählen — wie er über die bodenlose, halb aufgethaute Dwina setzte, während das Wasser um die Räder herumbrauste, das Eis sich bog wie Leder, und dennoch frachte wie bloßes Eis, und wie er schauerte und glücklich hinüberkam; wie er mit Kutische und allem auf dem Rücken von dreißig wilden Männern, die durch den Schlamm hindurchparischten und ihm beinahe das Schulterblatt brachen, bei Ritau in die Zähre getragen ward; wie er Holland erforishte und mit Kaiserinnen und anderen fürstlichen und großmächtigen Personen conversirte, und auf diese Weise zu seinem eigenen geistigen Nutzen mehrere der sieben Wunder geischn und erobert hatte.

Aber ach, seine Gesundheit ist zerrüttet und das Alter pocht an das

und Verweissung zu den Häupten ihres Sterbedettes sitzen (les noirs inquiétudes, la terreur et le desespoir assis au chevet de leur lit de mort).“ — Allerdings sind die Könige nicht zu beneiden, wenn sie von Dir und Deines Gleichen in den Grund gebedet werden können!

Ihor, wie ein ungeflümmter Gläubiger, der einen Verhaftsbefehl in der Tasche hat. Der strahlende, leicht hüpfende Geist wird jetzt trüb und steif und schläfrig; auch Diderot muß sein Haus bestellen, denn die Stunde naht. Diese letzten Jahre bringt er in Einsamkeit und Zurückgezogenheit zu, aber keineswegs in Trägheit oder Niederge schlagenheit. Die Philosophie oder der Philosophismus hat seinen Reiz keineswegs verloren und Alles, was sich Philosoph nennt, kann ihn interessieren.

Ungefähr um dieselbe Zeit wird Seneca bei Gelegenheit einer neuen Uebersetzung seiner Werke vor das Publikum gebracht und ihm übel mitgespielt. Diderot schreibt daher mit einer langen letzten concentrirten Anstrengung sein „*Vie de Sénèque*“ und bemüht sich, das Hohle maifin zu machen. Trotz all seinem Hämmern aber klingt es immer noch hohl und der stattliche Seneca, dem so viel daran liegt, mit der Wahrheit gut und doch auch mit Nero nicht übel zu stehen, ist und bleibt bloß unser viel leicht am feinsten abgewogenes Halbundhalb, das plausibelste Plausible, wovon die Geschichte erzählt; kein großer Mann, kein wahrer Mann, überhaupt gar kein Mann und dennoch wie viel liebendwürdiger, als ein solcher, — gerade wie der miltretende, tolerante, liebreizigende, makellose Bischof Dogbolt gegen einen groben, sich selbst helfenden, scharf mit der Sprache herausgehenden Apostel Paulus! Dieser Ansicht zufolge ist auch in der That Seneca (obgleich ganz gewiß irrthümlicherweise, denn der Ursprung der Sache war ein ganz anderer) in der gegenwärtigen Generation „der Vater Aller, welche Schaufelhüte tragen“, genannt worden.

Die Lebensgeschichte Seneca's war, wie wir schon gesagt haben, Diderot's letzte Arbeit. Es bleibt bloß noch von ihm zu sagen, daß auch er starb, einen langsamen, aber ruhigen Tod, der am 30. Juni 1784 stattfand. Er citirt einmal aus Montaigne die folgenden Worte, als das *Vaticum* des Skeptikers: „Ich stürze stumpfsinnig und korpüber in diese stumme Tiefe, welche mich augenblicklich verichlingt und ersticht. Der Tod, welcher ein nur viertelstündiges Leiden ohne Folge und ohne Nachtheil ist, verlangt keine besondern Vorkehrungen.“

Diderot war es bedienten, mit allem gebührenden „Stumpfsinn“ zu sterben; er saß auf die Ellbogen gestützt, hatte zwei Minuten vorher eine Aprikose gegessen und beantwortete die Abmahnungen seiner Gattin mit den Worten: „*Mais que diable de mal veux-tu que cela me fasse?*“ (Was zum Teufel soll mir denn das schaden?)“ Sie redete ihn wieder an und

er antwortete nicht. Sein Haus, welches die Neugierigen zu besuchen pflegen, wenn sie nach Paris kommen, stand in der Rue Taranne, da wo sich dieselbe mit der Rue Saint-Venoit schneidet. Der Staub, welcher einst sein Körper war, mischte sich in der Kirche Saint Roch mit der gewöhnlichen Erde; sein Leben, die wunderbare mannigfaltige Kraft, die in ihm war, die Er war, — kehrte zur Ewigkeit zurück und ist dort und bleibt dort!

Zwei Dinge waren, wie wir gesehen haben, an Diderot berühmt. Erstens, daß er den encyclopädischen Kopf hatte, der jemals in dieser Welt gesehen worden; zweitens, daß er reden konnte, wie noch niemals ein Mensch geredet oder eigentlich wie Niemand, den seine Bewunderer gehört oder wie kein damals in Paris lebender Mensch. Das heißt mit andern Worten, sein Geist war gleichzeitig der umfassendste, fruchtbarste und bereichste.

In Bezug auf den encyclopädischen Kopf hat man mit diesem Ausdruck wahrscheinlich sagen wollen, er habe beinahe alle Dinge, welche der Kreis des Daseins ihm darbieten konnte, mit Interesse ins Auge gefaßt und betrachtet und in diesem Sinne ist dieses übertriebene Lob des Encyclopädisten nicht ohne eine gewisse Bedeutung. Eine außerordentliche Fassungs- und Vielseitigkeit müssen wir Diderot's Geiste allerdings zugestehen und er besaß dabei zugleich eine Tiefe und in seiner praktischen verwirklichten Form eine Universalität, die ihn mit der höchsten Gattung menschlicher Geister in Verwandtschaft setzt. Alle Formen dieser wunderbaren Schöpfung kann er mit liebender Bewunderung betrachten; Alles, was hier steht, hat für ihn seine Schönheit und seine Bedeutung. Dabei fehlt es ihm auch durchaus nicht an der Fähigkeit, zu sehen und zu deuten; sein Verstand ist nicht ein Werkzeug, sondern eine Hand, welche jedes Werkzeug zu führen versteht. Ja, in Diderot erkennen wir eine weit tiefer gehende Universalität, als welche er in Lebreton's Encyclopädie an den Tag gelegt oder an den Tag legen konnte, nämlich eine poetische, denn in schwachen Schimmern offenbart sich auch diese. Eine Universalität, weniger des Kopfes als des Charakters, liegt in diesem Manne, oder wenigstens die Fähigkeit, mit deren Hülfe er sie sich hätte erwerben können. Der wahre encyclopädische Kopf ist der Homer, der Shakespeare; jeder ächte Dichter ist eine lebendige, verkörperte, wirkliche Encyclopädie in mehr oder weniger Bänden.

Wäre seine Erfahrung, seine Einsicht in Einzelheiten auch noch so beschränkt, so liegt doch die ganze Welt als ein Ganzes in ihm wiederge spiegelt und wer nicht das Ganze erfasst hat, kann auch nicht richtig (noch viel weniger musikalisch, was harmonisch oder zusammenstimmend bedeutet) von irgend einem Theile sprechen, sondern wird stets neue Führung und neue Zurechtweisung bedürfen. Die einzig passende Verwendung eines solchen Mannes ist als Handlanger. Da er den Plan des Gebäudes nicht versteht, so möge er Steine herzutragen. Wenn er sich herausnimmt, den kleinsten Stein zu bauen, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er ihn falsch setzt und daß derselbe nicht so bleiben kann.

Daß man Diderot dieses Prädikat eines encyclopädischen Kopfes beilegte, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß er im Auftrage eines Buchhändlers eine Encyclopädie herausgab. Betrachten wir nun den Menschen an und für sich und abgesehen von seinem Handwerk, so finden wir ihn von Natur in einem hohen Grade mit Fassungskraft und Vielseitigkeit begabt, aber keineswegs im höchsten Grade, sondern in einem ganz andern Grade als diesem. Ja, wenn man ferner damit meint, daß er in der Praxis als Schriftsteller und Denker die äußeren Erscheinungen des Lebens und der Welt aufgefaßt und mit einer Freiheit, Klarheit und Treue wiedergegeben, wie wir sie nicht oft anderwärts gesehen, wie sie nicht oft anderwärts unendlich übertroffen worden, — so muß ihm dieses selbst encyclopädische Lob ganz und gar versagt werden.

Diderot's gewöhnliche Welt, müssen wir im Gegentheile sagen, ist eine halbe Welt, welche so verzerrt worden, daß sie aussieht wie eine ganze; sie ist beim Lichte gesehen eine arme, unvollständige, unbedeutende Welt, verkehrt von einem Ende zum andern. Ach, es war das Schicksal dieses Mannes, als Polemiker zu leben; in den Morgenstunden und dem ersten Glanze der mechanischen Aera geboren zu werden, nicht zu wissen, daß in dem Weltall eine andere als mechanische Bedeutung liegen könne! Diese Nacht des Schicksals wirkte während seiner ganzen Laufbahn auf ihn ein und wir haben auf diese Weise erhalten, was jetzt vor uns steht — keinen Seher, sondern nur Möglichkeiten eines Sehers, der mit den Sehorganen eines Philosophen sieht.

Diese beiden Erwägungen, die in der That eigentlich nur eine sind (denn ein Denker, besonders von französischer Geburt in dem mechanischen Zeitalter konnte nichts weiter sein als ein Polemiker), dürfen, wenn man

die Werke Diderot's beurtheilt, niemals auch nur einen Augenblick außer Acht gelassen werden.

Es ist eine große Wahrheit, wenigstens die eine Seite einer großen Wahrheit, daß der Mensch die Umstände macht und geistig sowohl als materiell seines Glückes Schmieð ist. Diese selbe Wahrheit hat aber auch noch eine zweite Seite, nämlich daß die Umstände des Menschen das Element sind, in welchem er leben und wirken muß, daß er nothwendigerweise seine Färbung, sein Gewand, seine Verkörperung von diesen erhält und in allen praktischen Kundgebungen fast ins Unendliche durch sie modificirt wird, so daß man in einem andern nicht weniger wahren Sinne sagen kann, daß die Umstände den Menschen machen.

Wenn es und nun fortwährend geizt, auf der ersten Wahrheit gegen uns selbst zu bestehen, so geizt es uns eben so, der letztern eingedenk zu sein, wenn wir andere Menschen beurtheilen. Der begabteste Geist, welcher im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich aufsteht, kann sich eben so wenig in das intellectuelle Gewand eines athenienischen Plato kleiden, als in das grammatische; seine Gedanken können eben so wenig griechisch sein, als seine Sprache. Er denkt an die Dinge, welche dem französischen achtzehnten Jahrhundert angehören und in dem Dialekt, den er hier gelernt, in dem Licht und unter den Bedingungen, die hier vorgeschrieben sind. Demzufolge hat auch der originellste, entschlossenste und unabhängigste aller modernen Schriftsteller behauptet, daß je nachdem ein Mensch zehn Jahr früher oder zehn Jahr später geboren wäre, sein ganzes Wesen und Wirken ein anderes sein würde. Ohne Zweifel muß zugegeben werden, daß ein gewisser dauernder Geist, der für alle Zeiten und alle Länder wahr ist, durch das Denken gewisser Menschen, sei es in welchem Dialekt es wolle, hindurchblicken kann und muß, aber man darf dabei nicht vergessen, daß dies streng genommen nur von der höchsten Gattung der Menschen gilt und nicht von untergeordneten Klassen verlangt werden kann, hinsichtlich deren man schon zufrieden sein muß, wenn bei der wohlwollendsten Beurtheilung sich auch nur ein secundäres Symptom eines solchen Geistes ergibt.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der hochbegabte, hochstrebende Diderot in dem Punkte der Zeit und des Raums geboren war, wo von allen Zwecken, zu denen er sich verwenden, von allen Dialekten, in denen er sprechen konnte, der des polemischen Philosophismus und kein anderer der verheißendste und angemessenste zu sein schien. Ferner dürfen wir nicht ver-

geffen, daß kein gebiegener Mensch zu irgend einer Zeit jemals etwas gesprochen hat, was ganz bedeutungslos gewesen wäre, daß in allen menschlichen Uebersetzungen ein Bruchtheil Wahrheit liegt, welches Bruchtheil eben der Gegenstand ist, den wir zu extrahiren wünschen müssen, wenn wir überhaupt etwas damit anfangen wollen.

Vergleichen mildernde Rücksichten (welche übrigens nicht den nicht mehr auf Erden weilenden und dagegen gleichgültigen Diderot, sondern bloß uns selbst angehen, die wir ihn zu sehen, und zwar richtig zu sehen wünschen) sind bei unserer ganzen Betrachtung seiner von den unferen größtentheils so verschiedenen Meinungen und Handlungen wesentlich, am meisten aber in Bezug auf seine Hauptmeinung, eigentlich die Quelle aller übrigen und für uns widerlicher, ja empörender, als alle übrigen — wir meinen seinen Atheismus.

Als David Hume einmal in einer Gesellschaft speiste, in welcher sich auch Diderot mit befand, bemerkte er, er glaube nicht, daß es Atheisten gebe. „Zählen Sie uns,“ sagte ein gewisser Herr —. Es waren achtzehn Personen da. „Wohlan,“ sagte Herr —, „dann läßt sich annehmen, daß Sie wenigstens fünfzehn auf den ersten Wurf gefangen haben und die drei andern werden selbst nicht wissen, was sie denken sollen.“

In der That war die Sache eine sehr gewöhnliche. Der Philosoph vom reinsten Wasser war so weit gekommen, daß er den Atheismus für ein notwendiges Erforderniß hielt. Naigeon hatte es, wie wir bereits gesehen, hierin zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht.

Diderot war also Atheist und noch sonderbarer ein Proselyten machen-der Atheist, welcher seinen Glauben für würdig erachtete, unaufhörlich gepredigt und mit allem Nachdruck durchgesetzt zu werden. Der Unglückliche war durch das Universum der Welten geirrt und hatte seinen Schöpfer desselben gefunden; er war in die Abgründe hinabgestiegen, wo das Sein keinen Schatten mehr wirft und fühlte bloß noch die Regentropfen herabtröpfeln und sah bloß den schimmernden Regenbogen der Schöpfung, der von keiner Sonne ausging, und hörte bloß den ewigen Sturm, den Niemand regiert und blickte aufwärts nach dem Auge der Gottheit und sah nur die schwarze bodenlose träuende Augenhöhle des Todes! Dies war die philosophische Ausbeute, die er von all seinen weiten Reisen mit zurückbrachte.

Traurig genug, schrecklich genug; anstatt aber darüber zu freischen oder zu heulen und zu fluchen, wollen wir der angemesseneren Methode den Vorzug geben, nämlich unsere Fassung bewahren und ein wenig nachforschen, was dies möglicherweise bedeuten könne.

Das ganze Phänomen erklärt sich, wie uns scheint, aus der schon oben nachgewiesenen Thatsache, daß Diderot ein Polemiker von entschiedenem Charakter in dem mechanischen Zeitalter war. Mit einem großen Aufwand von Worten und Schaum, in Argumenten so unfruchtbar, abenteuerlich und ungeheuerlich, wie das Chaos, welches sie nachzuweisen suchten, über welche Argumente man jetzt nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll und beinahe beides thut, — haben Diderot und seine Secte vielleicht Allen, welche diese Erscheinung genau untersuchen, so viel klar gemacht: daß in dem französischen Denksysteme (welches überall noch bekannt genug ist und welchem wir aus Mangel an einem bessern Titel den Namen des mechanischen gegeben haben) kein Raum für eine Gottheit ist; daß für Den, für welchen die Vernunft oder die Fähigkeit zu wissen und zu glauben, noch gleichbedeutend ist mit Logik oder der bloßen Fähigkeit, zu ordnen und mitzutheilen, absolut kein Beweis einer Gottheit entzückbar ist. Einem solchen Menschen bleibt dann natürlich weiter nichts übrig, als, wenn er von halbem Geiste ist, wie sehr häufig der Fall, auf verächtliche Weise sein ganzes Leben lang zwischen zwei Meinungen hindurchzuschiffen, oder aber, wenn er von ganzem Geiste ist, auf dem Felsen oder in dem Sumpfe des Atheismus vor Anker zu gehen und, wenn er es für passend erachtet, auch Anders zu verkünden, daß der Ankerplatz ein guter sei.

So viel mag Diderot demonstirt haben — ein Schluß, vor welchem wir keineswegs erbleichen. War es wohl viel, zu wissen, daß die metaphysische Speculation ihrer Natur nach in unendlichen Wälströmen herumwirbelt und sich selbst nicht bloß schafft, sondern auch verschlingt? Konnte man wohl in Bezug auf ein so wunderbares sich selbst verschlingendes Product des Zeitgeistes zu einem besseren Resultat gelangen, als zu diesem ewigen Nein? Wir danken dem Himmel, daß man endlich zu diesem Resultat gekommen ist, damit wir nun nach etwas Anderem und Weiterem ausschauen können.

Also man verlangt einen Beweis für das Dasein Gottes? Einen beweisbaren Gott? Das kleinste der endlichen Geschöpfe giebt sich Mühe, sich das höchste Unendliche zu beweisen, das heißt, wenn wir es recht

betrachten, es wie eine Zeichnung zusammenzustellen und in sich einzuschließen — das höchste Unendliche, in welchem es lebt, weht und ist!

Dies, glauben wir, wird einst als ein weit wunderbarer Wunder betrachtet werden, als jenes negative Ergebniß, zu welchem der Mensch gelangt ist oder als irgend ein anderes Ergebniß, zu welchem ein noch abgezeichneterer Zufall ihn hätte führen können. Der, welcher zu irgend einer sonderbaren Zeit der Weltgeschichte genöthigt wäre, gebückt mit einem mühsam fabrizirten Schwefelhölzchen und Hellerlicht — wie z. B. Naigeon — oder mit einer qualmigen Pechfackel — wie z. B. Denis Diderot — umherzuwandeln und die Sonne zu suchen, ohne sie zu finden — wäre wohl dieser wunderbar und sein mißlungener Versuch, oder die sonderbare Zeit und daß sie ihn zu einem solchen Versuche genöthigt?

Es ergeben sich nach unserer Meinung demnach zwei kleine Consequenzen aus dem Atheismus des armen Diderot.

Die erste ist, daß alle Speculationen von der Art, welche wir natürliche Theologie nennen und welche sich bemüht, den Beginn alles Glaubens durch irgend einen Glauben zu beweisen, welcher älter ist, als der Beginn, unfruchtbar, unwirksam und unmöglich sind, weshalb man sie, sobald als es in anderer Beziehung räthlich ist, gänzlich aufgeben kann. Von entlichen Ursachen kann der Mensch der Natur der Sache nach nichts beweisen. Er kennt sie, wenn er etwas davon weiß, nicht durch die schimmernden Streifungen der Logik, sondern durch ein unendlich höheres Licht der inneren Anschauung, welches durch die Gnade des Himmels niemals lange in der menschlichen Seele gänzlich vertunkelt bleibt und uns (was diese Sache betrifft, unter dem Namen des Glaubens) historisch oder im selbstbewußten Besitz seit über viertausend Jahren innig vertraut ist. Für alle eindrucksfähige Menschen wird es stets eine Lieblingsbeschäftigung sein, die millionenfachen Formen des Seins zu beobachten, wie das Rechte sich dem Leblosen, das Vernünftige dem Unvernünftigen anpaßt und wie Das, was wir Natur nennen, nicht ein ödes Phantasma eines Chaos, sondern eine wunderbare Existenz und Wirklichkeit ist. Wenn übrigens der denkende Mensch in diesen selben „Kennzeichen von Abßicht“, wie er sie genannt hat, einen neuen Beweis für einen seine Abßichten verfolgenden Schöpfer findet, so ist dies gut für ihn, wiewohl man glauben sollte, daß ein noch klarerer Beweis viel näher läge, nämlich in des denkenden Menschen eigenem Kopfe, der nach einem solchen Beweise sucht!

Von diesem Gesichtspunkte aus mögen unsere Naturaltheologien eben so wie unsere unzähligen Beweise der christlichen Religion und dergleichen in Bezug auf die seltsame Zeit, in der sie erscheinen, einen gewissen Werth haben und des Druckens und Wiedruckerens werth sein. Nur dürfen wir nicht vergessen, für wen und wie sie Werth haben und uns durchaus nicht gegen den armen Atheisten erzürnen, den sie nicht überzeugt haben und weder überzeugen konnten noch sollten.

Die zweite Consequenz scheint zu sein, daß die ganze allgemein verbreitete Hypothese, das Universum sei „eine Maschine und der Architect, der sie gebaut, sitze gleichsam beiseite und leite sie und sehe sie gehen,“ sich als ein unhaltbares Nichts erweist, mit welchem Resultat wir uns auf die ruhigste Weise ebenfalls ansehn werden. „Glaubt Ihr,“ sagt Goethe, „daß Gott das Weltall geschaffen hätte und es sich dann am Finger laufen ließe?“

Im Ganzen genommen sollte jenes metaphysische Gewäsch von unserer armen sich selbst widersprechenden und trotzdem sich nur selbst Gehör schenkenden Zeit endlich sich beruhigen und schweigen. Jenes Suchen nach einem Gotte dort und nicht hier, überall in der äußeren physischen Natur und nicht innerlich in unserer eigenen Seele, wo er allein von uns zu finden ist, beginnt etwas langweilig zu werden.

Vor allen Dingen kann jener „matte mögliche Deismus“, welcher jetzt unsern gewöhnlichen englischen Glauben bildet, nicht schnell genug aus der Welt verbannt werden. Was ist wohl das eigentliche Wesen eines Menschen, welcher mit krampfhafter Festigkeit einen Gott, vielleicht ein offenes Symbol und den Cultus Gottes theoretisch versteht und übriges in Gedanken, Worten und Thaten, mag man ihn sehen, wo man will, lebt, als ob seine Theorie eine höfliche Redensart und sein theoretischer Gott ein fernes Götzenbild wäre, mit welchem er für seinen Theil nichts weiter zu thun hat?

Du Narr! Der Ewige ist kein auf einen Raum beschränktes Bild; Gott ist nicht bloß dort, sondern hier oder nirgends, in Deinem Lebenshauche, in Deinen Gedanken und Handlungen und Du wärest weise, wenn Du darauf achtetest. Wenn es keinen Gott giebt, wie der Narr in seinem Herzen gesagt hat, so lebe nur weiter mit dem äußeren Schicksalsgefühl und der Lippenhuldigung, der innern Eier und Falschheit und all der hohlen, schlau ersonnenen Halbheit, welche Dich dem Rammon dieser Welt

empfehle; wenn aber ein Gott ist, sagen wir, so nimm Dich in Acht! Und dennoch, in dem einen wie in dem andern Falle, was bist Du? Der Atheist wandelt auf Irwegen und dennoch ist, wie wir sehen, ein Bruchtheil Wahrheit in ihm. Er ist wahr im Vergleich mit Dir, denn Du unglücklicher Sterblicher lebst gänzlich in einer Lüge, bist gänzlich eine Lüge.

Auf diese Weise nützt Diderot's Atheismus, wenn auch nicht viel, doch etwas. Er, und was damit zusammenhängt, lehrt uns, daß das mechanische Denksystem in seinem Wesen atheistisch ist, daß Jeder, der kein Organ der Wahrheit anerkennt, als die Logik, und nichts als vorhanden betrachtet, was nicht bewiesen werden kann, sich mit diesem traurigen Resultat, als dem einzigen sicheren, zu welchem er gelangen kann, begnügen und, so gut es geben will, aus dem Aether ein Gas, aus Gott eine Kraft, aus dem Jenseits einen Sarg und aus dem Menschen ein zweckloses Geschöpf, wenig besser als eine Art Ungeziefer, machen muß.

Wenn Diderot dadurch, daß er die Sache bis an diesen Scheideweg brachte, uns in den Stand gesetzt oder gedrängt hat, die richtige oder bessere Straße einzuschlagen, so wollen wir uns bei ihm dafür bedanken. Was das Uebrige betrifft, so möge Mitleid unser einziges Gefühl sein. War nicht sein Glaube elend genug, ja trug er nicht das Glend desselben so zu sagen an unserer Statt, so daß es nun von Niemandem mehr getragen zu werden braucht?

In diesem selben für ihn unvermeidlichen Umstand, nämlich in dem Zeitalter, in welchem er lebte und in der damals allgemeinen Denkungsweise, findet man den Schlüssel zu Diderot's ganzem geistigen Charakter und Handeln, die Entschuldigung für Vieles in ihm, was uns falsch und verkehrt erscheint. Außer dem dürftigen Hellenlicht der Studirtubenlogik erkannte Diderot keinen Leitstern an. Daß von dem Höchsten nicht mit Worten gesprochen werden kann, war eine Wahrheit, von der er sich nichts hatte träumen lassen. Alles, was er nicht besprechen, ja wir möchten fast sagen, messen und wägen und mit formnehmen kann, um es zu essen und zu genießen, ist einfach für ihn nicht da. Er wohnte sein ganzes Leben lang in der „dünnen Rinde des Bewußten“; das tiefe unergründliche Gebiet des Unbewußten, worin das andere ruht und seine Bedeutung hat, ward von ihm unter keiner Form auch nur geahnt.

Auf diese Weise mußte das Heiligthum der menschlichen Seele diesem Manne fortwährend verschlossen bleiben; wo seine Hand nicht mehr tasten

konnte, da war für ihn die Welt zu Ende. Innerhalb dieser engen Grenzen mußte er leben und arbeiten und ganz natürlich Alles, was er bearbeitete, mehr oder weniger verzerren und verrenken, denn wer nicht auf die eine oder andere Weise die göttliche Weltidee erkennt, welche den äußern Erscheinungen zu Grunde liegt, kann auch keine äußere Erscheinung richtig deuten und alles Geistige, was er thut, thut er nothwendig unvollkommen oder unrichtig.

Traurig genug ist daher die Ansicht, welche Diderot sich selbst von dem menschlichen Dasein macht, über dessen Pflichten, Beziehungen und Güter er fleißig nachgedacht. Bei jedem Schlusse tritt uns diese Thatsache seiner mechanischen Geistesbildung entgegen und zwar in Verbindung mit einer andern Thatsache, die ihm zur Ehre gereicht, nämlich daß er nicht bei halben Maßregeln stehen blieb, sondern entschlossen bis zu dem Ergebniss vordrang und daran festhielt.

Aus diesem Grunde können wir ihn auch nicht einen Sceptiker nennen, sondern er hat den entschiedenern Namen eines Leugnere verdient. Man kann von ihm sagen, er habe geleugnet, daß in dem Menschen oder in dem Weltall auch nur ein Funke von Heiligthum wohne und, dieser sonderbaren Basis folgend, gedacht und gelebt. Wir sehen in ihm das bemerkenswerthe Extrem eines Menschen, der sich mit dem letzten geistigen Glauben leitet, den der denkende Mensch vielleicht jemals hatte. Die Religion in allen erkennbaren Gestalten und Bedeutungen hat er so gründlich aus sich herausgetilgt, wie irgend ein Mensch im Stande ist. Er glaubt, daß das Vergnügen angenehm ist und daß man eine Lüge nicht glauben kann. Damit aber endet sein Glaubensbekenntniß, ja damit — was seinen Fall vielleicht zu einem beinahe einzig dastehenden macht — scheint sogar seine Phantasie zu verstummen.

Für den consequenten Denker sind alle möglichen geistigen Verkehrtheiten in jener größten, der des profletenmachenden Atheismus, zugleich mitenthalten. Das Uebrige, von welcher Art und von welchem Grade es auch sein möge, kann uns nicht länger in Erstaunen setzen. Diderot besitzt diese Verkehrtheit in allen Gestalten und Graden, ja man könnte sagen, daß der französische Philosoph (nämlich nach seinen Worten beurtheilt, denn innerlich lebte ihm wider Willen noch Vieles an, was seiner Theorie nach ihm hätte fremd sein sollen) ein Weltstern aufgestellt hat, gegen welches Alles, was orientalische Nullahs, Bonzen oder Talapoins in dieser Art gethan

haben, matt und armselig ist. Abgesehen von seinen beispiellosen Kosmogonien und Physiologien wollen wir hier nur einen Blick auf seine viel milderen Tafeln des Moralsgesetzes werfen und hier einen Punkt hervorheben, der das Verhältniß der Menschen unter sich betrifft. Wir meinen das Verhältniß der Verträge und von diesen den wichtigsten, die Ehe.

Diderot hat sich überzeugt und, wie aus dem Obigen ziemlich klar hervorgeht, handelt er auch dieser Ueberzeugung gemäß, daß die Ehe, man schließe sie und mache sie so heilig als man wolle, einen Solöciismus enthält, welcher ihren Gehalt auf Null reducirt. Es ist ein selbstmörderischer Vertrag, der sich schon durch sein Entstehen annullirt. „Du thust einen Schwur,“ sagt er zwei oder drei Mal, als ob er auf dieses Argument ein ganz besonderes Gewicht legte. „Du thust einen Schwur ewiger Beständigkeit unter einem Felsen, der schon in diesem Augenblicke zerbröckelt.“ Sehr wahr, o Denis! der Felsen zerbröckelt, alle Dinge verändern sich und der Mensch verändert sich schneller, als die wirthen derselben. Daß aber unter allem diesen etwas Unveränderliches liegt und erhaben und göttig durch das ganze Schicksal und Wirken des Menschen hindurchschaut, ist eine zweite Wahrheit, von der man freilich nicht erwarten kann, daß ein mechanischer Philosoph sie in dem Staube seiner logischen Mühle herausmahle. Der Mensch verändert sich und muß sich verändern und es entsteht nur die Frage: Ist es weise von ihm, dieser Liebe zur Veränderung blindlings zu folgen; ist es ihm auch nur möglich? Unter den Dualismen der gänzlich dualistischen Natur des Menschen tritt nach unserer Meinung ganz besonders der hervor, daß er neben seinem unaufhörlichen Gange zur Veränderung einen nicht weniger unausrottbaren Gang zum Beharren besitzt. Wäre der Mensch bloß da, um der Veränderung nachzugehen, so möge er, weit entfernt sich zu verhebelichen, auch aufhören, Acker einzuhegen, um sie zu pflügen, denn ehe noch der Herbst kommt, hat er vielleicht die Lust zur Ernte verloren. Er möge dann zum Nomadenleben zurückkehren und sein Haus auf Räder setzen; ja auch hier muß ein gewisser Zwang seine Liebe zur Veränderung zügeln, sonst kommt sein Vieh durch das unaufhörliche Treiben um, ohne in den Zwischenzeiten zu grasen.

O Denis, was schwagest Du doch in Deinem Schlasse! Wie soll denn der Mensch in dieser Welt der fortwährenden Ebbe und Fluth sich das geringste Fundament sichern, wenn nicht einzig und allein dadurch, daß er sich seines Schicksals im Voraus versichert, daß bei dieser oder jener wichtigen

Handlung seines Lebens sein Wille feierlich seinem Rechte zur Veränderung entsagt, freiwillig unfreiwillig wird und ein für allemal erklärt: es sei kein fernerer Zweifel darüber. Ja, mußte nicht sogar der arme unheroische Handwerksmann, sogar der Strumpfwirker, auf dessen Stuhl Du jetzt als Dilettant arbeitest, dasselbe thun, als er seinen Lehrcontract unterschrieb? Der Narr, der zu allem Möglichen Lust hatte und gern König oder Kaiser geworden wäre, gelobte (und zwar bei Strafe des Hungertodes) der Strumpfwirkeri ewige Treue! Und dennoch wären außerdem keine gedeihenden Handwerksleute möglich, sondern nur Stümper und Vfsücher, die sich nicht ernähren könnten, sondern höchstens ihrererits dem Galgen zum Futter dienen würden. Und welches Gefühl war wohl in jener weisen frommen Seele des Alterthums thätig, welches die Ehe zu einem Sakrament machte? Darüber wird ein Denis Jahrhunderte lang nachdenken, ohne es zu ermitteln. Vielleicht geschah es bloß, um die Gebühren der Kirchendiener zu vermehren.

In der That muß man zugeben, daß nichts, was bis jetzt geschehen oder geträumt worden, die Liberalität unseres Freundes Denis als magister morum übertreffen kann; ja oft fühlt sich unser armer Philosoph aufgefordert, in einem Zeitalter so spartanischer Sittenstrenge in die öffentlichen Sträßen der Unzucht zu treten und hier sein begeisterndes Maie virtute! auszusprechen. Dahin mögen Die, welche sich für solche Dinge interessieren, ihm folgen; wir, die wir anderwärts zu thun haben, wünschen ihm glückliche Reise oder vielmehr glückliche Rückkehr.

Ueber Diderot's Mangel an Zartgefühl und Anstand haben wir nur wenig zu sagen. Diderot ist nicht, was wir undelikat und unanständig nennen, sondern ganz und gar unsauber, skandalös, schamlos, sanctulottisch-samojebisck. Mit syrischer Wuth zu erklären, daß dies unrecht sei oder mit historischer Ruhe zu behaupten, daß ein einigermaßen empfindsames Thier außer sich gerathen würde, wenn man ihm eine solche Aufführung beimeessen wollte, kann mit Recht als überflüssig betrachtet werden. Die einzige Frage ist eine naturhistorische und lautet: Woher kommt es? Was kann ein Mensch, dem es in anderer Beziehung durchaus nicht an hohem Sinn, Herzengüte, Menschenfreundlichkeit und außerordentlichem Scharfsinn fehlt, damit sagen wollen? Uns ist dies bloß eine anderweite Illustration des furchtlosen durch und durch logischen und consequenten mechanischen Denkers? Es stimmt ganz gut mit Diderot's Theorie überein, daß es weder in dem Menschen noch in der Umgebung des Menschen etwas Heiliges giebt und

daß Chimären eben weiter nichts sind, als Chimären. Wie soll ein Mensch, für welchen Das, worüber in Redeübungsclubs nicht geschwätzt werden kann, so gut wie gar nicht existirt, die leiseste Ahnung von der Tiefe, Bedeutsamkeit und Göttlichkeit des *Schweigens* haben, von der Heiligkeit der „Geheimnisse“, die Allen bekannt sind?

Jedoch, die Natur ist groß und Denis gehörte zu ihren edleren Geschöpfen. Einer Seele seiner Art konnte es an einem gewissen Grad dessen, was wir Gewissen nennen, keineswegs fehlen; das Gefühl der moralischen Beziehung und ihres unendlichen Charakters, als das innerste Wesen und die Seele alles Anderen, was gefühlt oder gewußt werden kann, mußte sich nothwendig, in ihm behaupten. Und doch, wie sollte es sich behaupten? Wie kann sich die Unendlichkeit Dem kundgeben, in dessen ganzer Synopsis des Weltalls das Unendliche nicht angedeutet ist? Wunderbar genug ist Diderot's Methode und doch nicht wunderbar, denn wir sehen sie und haben sie stets und täglich gesehen. Da es in dem Universum nichts Heiliges giebt, woher kommt dann diese Heiligkeit dessen, was Du Tugend nennst? Woher oder wie kommt es, daß Du, Denis Diderot, nichts Unrechtes thun darfst und zum Beispiel ohne einen gewissen Selbstvorwurf nicht eine einzige Lüge aussprechen kannst, selbst wenn Du Mahomet's Paradies mit allen seinen Houris damit gewönneßt? Es giebt keinen andern Ausweg, als jenes unendliche Labyrinth von Belohnung und Beifall, weil die Tugend ihr eigener Lohn sei und die immer lautere und lautere Behauptung, die in Widerspruch steht mit der ernststen Erfahrung aller Menschen, von dem Gottmenschen an, der blutend am Kreuze starb, bis herab zu uns, o Leier (wenn wir jemals auch nur eine Pflicht erfüllt haben). — die Behauptung, daß die Tugend gleichbedeutend sei mit Vergnügen. Ach, war wohl Paulus, ein Apostel der Heiden, tugendhaft, und war die Tugend ihr eigener Lohn, als sein beifallpendendes Gewissen ihm sagte, er sei der größte Sünder und, wenn er bloß an dieses Leben gebunden wäre, der elendeste unter allen Menschen? Oder hat diese selbe so erhabene Tugend im Grunde genommen wenig mit dem Vergnügen zu thun, sondern mit weit anderen Dingen? Sind Eudoria und Eusebia und Euthanasia und was mit diesen verwandt ist, von geringer Bedeutung gegen Eubosia und Eupersia, und die Schmerzen einer nicht allzu schnellen Laufbahn des Lasters, was Denis doch selbst beurtheilen kann, nur wie ein Tropfen in dem Eimer gegen die „Laufbahn der Unverdaulichkeiten“? Das wird Denis in dieser Welt nimmermehr zugeben.

Aber was wird er dann thun? Von zwei Dingen eins — entweder wird er mit Grimm zugeben, daß es „zwei Gerechtigkeiten“ giebt, die man mit allerhand schönen Namen belegen kann, welche aber eigentlich weiter nichts sind, als die angenehme Gerechtigkeit und die unangenehme, von welchen jedoch bloß die erstere bindend ist! Hierin aber ist die Natur gegen Denis unfreundlich gewesen; er ist nicht ein literarischer Hofschmarotzer, sondern ein freies geniales, sogar poetisches Geschöpf. Es bleibt daher weiter nichts übrig, als das zweite Auskunftsmitel, nämlich „immer lauter und lauter zu behaupten“, mit andern Worten, ein sentimentaler Philosoph zu werden. Höchst langweilig ist daher das formwährende Geklapper über *vertu, honnêteté, grandeur, sensibilité, ames-nobles*; wie unaussprechlich gut es ist, tugendhaft zu sein, wie angenehm, wie erhaben! — nun, im Namen des Teufels und seiner Großmutter, so seid doch tugendhaft und schweigt endlich einmal still!

Auf diese Weise (wie wir nichtsdestoweniger dankbar anerkennen) erklärt die große Natur trotz aller Widersprüche ihr Königthum und ihre Gütlichkeit und hat für den armen mechanischen Philosophen, da ihm die Substanz verborgen ist, einen Schatten geschaffen, durch welchen er ermuntert werden kann.

Sollen wir mit einem Worte unsern unglücklichen, mechanisch sentimentalen Philosophen mit seinen lauten Predigten und ziemlich dürftigen Leistungen nicht aus verschiedenen Gründen dankbar die Hand reichen? Auf alle Fälle war es nöthig, daß die logische Seite der Dinge gleichfalls nutzbar gemacht werde. Im Ganzen genommen sind jetzt viele und wunderbar höhere Entwicklungen, namentlich der Moralität im Laufe der Welt sichtbar. Eine sehr plausible Vorherverkündigung wäre die, daß das ästhetische System seine ausschließliche Herrschaft nicht wieder gewinnen wird. Allerdings muß die Selbstüberleugnung, die Vernichtung des Ich, stets der Anfang aller moralischen Handlung sein; wer aber gute Augen hat, wird auch Fäden eines edleren Systems erkennen, worin dieses wie eins seiner harmonischen Elemente eingeschlossen liegt. Wer weiß zum Beispiel, welche neue Entwicklungen und complicirte Abwägungen uns erwarten, ehe die wahre Beziehung der moralischen Größe zu der moralischen Correctheit und ihr verhältnißmäßiger Werth festgestellt werden kann? Wie soll ferner vollkommene Toleranz des Unrechts neben der stets gegenwärtigen Ueberzeugung existiren, daß das Recht damit in demselben Verhältniß steht, wie ein Gott

zu einem Teufel — ein Unendliches zu einem entgegengesetzten Unendlichen? Wie soll es mit einem Worte nach so und so viel stürmischen Wechselfällen und falschen, die Verwirrung nur noch vermehrenden unvollkommenen Bestrebungen endlich den Herzen der Menschen offenkundig werden und fortlährend offenkundig bleiben, daß das Gute eigentlich nicht das Höchste ist, sondern das Schöne, daß das wahrhaft Schöne (welches sich von dem Falschen eben so unterscheidet, wie der Himmel von Naurball) das Gute in sich begreift? — In einem künftigen Jahrhundert wird man finden, daß Denis Diderot, indem er ganz und mit voller Ueberzeugung Das that und bekannte, was die unermessliche Menge in Halbheit und ohne Ueberzeugung thut, das Ergebniß, ebisdon auf felsamem, verkehrtem Wege gefördert hat. Es steht schon längst geschrieben, daß der Allmächtige den Zorn der Gottlosen und die Mardheit der Thoren zu seinem Preise kehrt. Auf jeden Fall that Diderot es und nicht wir, Diderot trägt es und nicht wir, Friede sei daher mit Diderot!

Die zweite Eigenschaft, welche ihn berühmt machte, ist die Gewandtheit und Vortreflichkeit, mit welcher er zu sprechen wußte, oder, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, seine Verwunderer glauben, seine Philosophie sei nicht staunenswerther gewesen, als die Art und Weise, wie er sie von sich gab. Wie hoch seine Philosophie anzuschlagen ist, haben wir eben untersucht, daß er aber auf dem conversationellen Terrain wirklich Ausgezeichnetes leistete, ist leicht zu glauben. Ein offener, hoffnungsvoller, geselliger Charakter; ein kenntnißreicher, feuriger, umfassender, stets wachsender Geist — ein solcher Mann konnte nicht anders als einen „goldenen Mund“ haben. Eben so ist auch unseugbar, daß jedes Bild, welches vor ihn trat, sich in ihm mit der durchsichtigsten Klarheit spiegelte und mit leichter Arbeit und in entprechender Klarheit von ihm zurückgegeben ward.

Ob dabei aber Diderot's Conversation, die relativ einen so hohen Werth hatte, hinsichtlich ihres inneren Gehaltes das hohe Lob verdiente, welches man ihr zollte, mag immer zweifelhaft erscheinen. Der Werth der gesprochenen Worte hängt, wenn es um und um kommt, doch nur von der Weisheit ab, welche darin wohnt, und in Diderot's Worten war darin oft zu wenig zu bemerken. Lebhaftigkeit, weitreichender Glanz, theoretische Gewandtheit, scharfsinnige Paradoxen, Heiterkeit, sogar Anflüge von Humor — alles dies muß bei ihm anzutreffen gewesen sein; wer aber der Aufrichtigkeit, dem Ernste, der Tiefe einer mehr praktischen als theoretischen Ein-

sich mit nicht weniger Ungestüm, Klarheit und Sicherheit, mit Humor, Nachdruck oder irgend einer andern Melodie, wie sie der ausgeprochene Gedanke verlangte, den Vorzug gegeben hätte, der hätte müssen herüberkommen nach London, um aufmerksam und unterwürfig unserem Johnson zuzuhören. Hatten wir folglich auf unserer Seite den Stärkeren? Wahrscheinlich war es wie in jenem Duell Richard's Löwenherz mit dem hurtigen, gewandten und ebenfalls unüberwindlichen Saladin, daß jede Nation die Kraft hatte, welche ihr am meisten zusagte.

In engem Zusammenhange mit diesem Conversations-talent steht die Leichtgläubigkeit, mit welcher Diderot schrieb. Von diesem Talent werden zahlreiche, wirklich überraschende Proben erzählt, wie er förmliche Werke binnen einer Woche, zuweilen fast binnen vierundzwanzig Stunden schrieb. Unglücklicherweise ist noch genug vorhanden, was solche Leistungen glaubhaft macht. Die meisten von Diderot's Werken tragen die unverkennbarsten Spuren von Flüchtigkeit und Eile — *stans pede in uno!* Sie sind mehr wie gedrucktes Gerede, als die concentrirten, wohlüberlegten Worte, welche wir von einem Manne von diesem Gewicht in Typen gesetzt zu sehen erwarten. Man hat gesagt: „Er schrieb gute Seiten, konnte aber kein gutes Buch schreiben.“ Statt des letztern Satzes aber sage man vielmehr: „er schrieb kein gutes Buch“, und es liegt dann Wahrheit in dem Ausspruche. Klarheit und rascher Ueberblick ist, wie schon bemerkt worden, der Charakter alles dessen, was Diderot jemals schrieb — eine Klarheit, welche sich bei sichbaren Gegenständen bis in die Region des Artistischen erhebt und der eines Richardson oder Defoe gleicht.

Jedoch zugegeben, daß er seine Meinung klar macht, von welcher Beschaffenheit ist dann diese Meinung selbst? Ach, größtentheils ist es nur eine hastige, oberflächliche Meinung, durch welche bloße Schimmer einer tieferen Ansicht hindurchblicken. In allen Werken, welche Diderot geschrieben, herrscht mehr oder weniger Unordnung. Statt der Ordnung sehen wir überall nur einen plausiblem Anschein davon, daß wahre Herz der Sache findet man nicht. Er hüpfet gewandt längs der Rädien hin, über den Mittelpunkt hinweg und verfehlt ihn.

Auf diese Weise kann Diderot's bewunderte Vielseitigkeit und Leichtgläubigkeit des Schaffens für ihn mehr nachtheilig als vorthellhaft gewesen sein. Wir sprechen nicht von der Aufnahme, die er bei der Welt fand, sein Zeitalter war das Zeitalter der Spezialitäten und dennoch machte in Folge an-

derer Ursachen Diderot der Encyclopädist ziemliches Glück. Von weit größerer Bedeutung aber ist, daß sein inneres Wachsthum dadurch beeinträchtigt warb. Der starke Baum schoß nicht zu einem einzigen stattlichen Stamme auf, welcher Früchte getragen und rings um sich her Schatten verbreitet hätte, sondern er breitete sich, nachdem er eine nur sehr mäßige Höhe erreicht, horizontal in unzählige Zweige aus, die allerdings nicht nutzlos, aber doch nur von untergeordnetem Nutzen waren. Diderot hätte können ein Künstler sein und er war wenig mehr als ein encyclopädistischer Handwerker. Er war durchaus kein Stümper, sondern ein brauchbarer Arbeiter von wirklich unversellter Geschicklichkeit in seiner Art. Er verrichtete die Arbeit von vielen Menschen, aber nichts oder wenig, was nicht viele hätten thun können. Demgemäß haben seine literarischen Werke, die jetzt seit einigen fünfzig Jahren fertig vorliegen, bereits in ganz erschaulichem Grade an Bedenung verloren. Vielleicht ist kein Mensch, von dem so viel gesprochen worden, so wenig bekannt; für die große Mehrzahl ist er nicht mehr eine Wirklichkeit, sondern ein bloßes Hörensagen. Breilich ist dies zum Theil das natürliche Schicksal polemischer Werke, zu welcher Klasse Diderot's Schriften fast sämmtlich gehören. Der Polemiker vernichtet seinen Gegner, aber indem er dies thut, vernichtet er auch sich selbst und beide verschwinden, um Platz für etwas Anderes zu machen. Hierzu rechne man noch den sehr leicht gewonnenen vorübergehenden Charakter von Diderot's Styl, und die Sache ist hinreichend erklärt. Mittlerweile möge Der, auf welchen dies Anwendung erleidet, es wohl erwägen. Diderot der Große ist zu Diderot dem leicht zu Ermessenden zusammengeschrumpft und so muß es auch Anderen gehen, die ihm gleichen.

In wie viele Redefäge kann wohl das Nettoprodukt dieses ganzen lärmenden, in so vielen Bänden gedruckten Atheismus zusammengefaßt werden? Ja, was ist aus der ganzen Encyclopädie geworden, diesem Weltwunder des achtzehnten Jahrhunderts, dem Belusthume eines aufgeklärten Zeitalter! Ach, leider kein steinerner Thurm, der als unsere Stärke und Verteidigung durch alle Zeiten hier steht, sondern im besten Falle ein hölzerner Helopolis, in welchem stationirt der Philosoph Policafter so manche alte hinfällige Sorbonne niedergebrannt und niedergeschmettert hat und der nun, wenn diese Arbeit ziemlich vorüber ist, seinerseits auseinandergenommen und als Feuerholz verbraucht werden kann. Der berühmte encyclopädistische Baum hat sich als ein künstlicher erwiesen und keine Früchte getragen. Wir meinen,

daß er seinem Wesen nach bloß mechanisch ist, einer jener Versuche, die unsichtbare, geheimnißvolle Menschenseele mit ihrer Unendlichkeit von Phasen und Charakteren in ein Verzeichniß von sogenannten „Fähigkeiten“, „Beweggründen“ und dergleichen zu verwandeln, welche Versuche auch allerdings mit allen Graden von Scharfsinn von dem des Dr. Spurzheim an bis zu dem unseres Denis Diderot oder Jeremy Bentham gemacht und auf einen Tag sich nützlich erweisen können, aber nur auf einen Tag.

Trotzdem wäre es falsch, wenn man Diderot als einen mechanischen Korb und weiter nichts betrachten wollte, als einen Menschen, der blindlings in der Mühle der mechanischen Logik sein Rad dreht, mit seinem Loos zufrieden ist und von einem andern keine Ahnung hat. Man nenne ihn lieber einen Menschen, welcher dazu tritt: ja, und davon zu befreien, sowohl durch seinen männlichen ganzen Geist als Mechaniker, der alle Dinge zu ihrem Ultimatum und bis zu ihrer Krisis trieb, als auch wegen einer, wenn auch nur unklar strebenden Fähigkeit, welche faktisch darüber hinaustratete. Diderot war, wie wir schon gesagt haben, von der Natur zum Künstler begabt. Selbstsam durch seine mechanische Umbüllung zuckend, sehen wir Gedankenblitze, welche dem Voeten, dem Propheten angehören, und welche in einer andern Umgebung und das Tiefste hätten offenbaren können. Um nicht weit zu suchen, erwäge man bloß die folgenden wenigen Worte, welche er zu den letzten des sterbenden Sanderson macht: „Le temps, la matière et l'espace ne sont peut-être qu'un point (Zeit, Materie und Raum sind vielleicht nur ein Punkt)!“

So ist er auch in der Kunst sowohl in Bezug auf seine Worte als seine Thaten als einer von denen zu betrachten, welche aus der künstlichen, kahlen Sphäre jener Zeit unwiderstehlich in eine natürlichere und fruchtbarere vorwärts drängen. Seine Dramen, der „Fils Naturel“, der „Père de Famille“, haben allerdings aufgehört zu leben, aber dennoch ist das Streben nach großen Dingen darin sichtbar. Dieses Streben bleibt und sucht auf andere Weise Erfüllung, hat sie gefunden und findet sie noch. Nicht weniger finden wir in seinen Salons Urtheilen über Kunstausstellungen, die er in aller Eile für Grimm und in Folge eines unglücklichen Zufalls über Künstler von ganz untergeordneter Art geschrieben, die unumwundenste Anerkennung eines jeden Vorzugs, den er auffindet, ja ein ungeflümeltes, nicht bloß kritisches, sondern sogar schaffendes Streben nach etwas Bortrefflicherem. In der That, bei ihrer unnahabmlichen Klarheit, womit sie

das Gemälde und wieder vormalen, so daß auch wir es sehen und beurtheilen können, in Folge ihrer sonnigen Wärme, Originalität und des ächten künstlerischen Genius dem es nur an einer Hand fehlt, sind sie, mit einigen Ausnahmen in deutscher Sprache, die einzigen uns bekannten leistungswürdigen Kritiken über Malerei.

Auch hier wie durch seine eigene Praxis in dem dramatischen Zweige der Kunst steht Diderot als der hauptächlichste, in seinem Vaterlande fast der einzige Urheber jenes vielseitigen Strebens nach Dem da, was man Natur, die Natur copiren und Naturtreue nennt. Es ist dies eine tiefe, unumgänglich nothwendige Wahrheit, welche den alten Irrthum stürzte, aber unter dieser Gestalt nur eine halbe Wahrheit, denn die Kunst ist eben so gewiß Kunst, als die Natur Natur ist. Dieses Streben aber bildet dennoch entweder als halbe Wahrheit oder indem es sich zu einer ganzen Wahrheit durcharbeitet, in Ländern, welche irgendwelche Kunst besitzen, fortwährend die Tendenz alles künstlerischen Strebens. In diesem Sinne ist auch Diderot's Abhandlung über Malerei von dem größten modernen Kunstkenner und dem größten modernen Künstler in der höchsten Gattung der Kunst einer Uebersetzung würdig erachtet worden und kann mit Commentar und Exposition in Goethe's Werken von Neuem gelesen werden.

Wir wollen sogar mit Vergnügen zugeben, daß für Diderot selbst die Region der Kunst nicht ganz verschlossen war, daß auch er trotz seiner engen Kerkerhaft gleich dem Prometheus einen Funken des himmlischen Feuers faßte. Unter seinen zahlreichen so bunten Schriften, die größtentheils ein jetzt nicht mehr verkäufliches und ziemlich traurig aussehendes Gemenge von Philosophiemus enthalten, befinden sich doch zwei, die wir fast Gedichte nennen können, die etwas dauernd Poetisches in sich haben: „Jacques le Fataliste“ und in noch höherem Grade der „Neveu de Rameau.“ Hier sehen wir gleichsam einen verwirten Sonnenstrahl über das jetzt ein Jahrhundert hinter uns liegende menschliche Dasein in Frankreich fallen. Von der Höhe der üppigen Eleganz an sehen wir hier Alles, bis zu den Tiefen der Schamlosigkeit. Sorglos und locker scheint die Zusammenstellung des Bildes und dennoch in dem innern unbewußten Gefühl des Malers seltsam verbunden. Der langweilig sprühende Witz verstummt und in dem Hintergrund erhebt sich ein grimmiger, schweigender, verwegener, fast Hogarth'scher Humor. Auf dem ganzen Gebiete der französischen Literatur kennen wir nichts, was diesem Werke gleichzustellen wäre; Lafontaine ist leicht dagegen und der

Wig eines La Bruyère nicht zu erwähnen. Es gleicht mehr dem „Don Quixote“; die Gestalt ist ähnlich, aber die Färbung eine ganz andere. Durch das Eine schaut ein sonniges Glanz, durch das Andere ein schwefelqualmender Grebus; beide aber gehören zu dem Unentlichen.

Diderot „Jacques“ ward vielleicht nicht so ganz eilig zusammengeworfen und doch ist auch hier Gile nicht zu verkennen. Der Autor sucht fertig zu werken, nicht indem er die Figuren und Bewegungen ausarbeitet, sondern indem er mit dem Pinsel nach der Leinwand wirft — ein Manöver, welches in diesem Falle nicht von glücklichem Erfolge begleitet gewesen ist.

„Rameau's Neffe“, die kürzere Arbeit von diesen beiden, ist auch die bessere und kann entschieden als das Beste von allen Werken Diderot's betrachtet werden. Es ist gleichsam der sibyllinische Ausspruch eines überfließenden Herzens und niemals ward eine ephemere Erscheinung (denn es war eigentlich eine Satyre auf Voltaire) auf dauerndere Weise behandelt. Seltsam genug lag es einige fünfzig Jahre in deutschen und russischen Bibliotheken, kam zuerst in der meisterhaften Uebersetzung Goethe's im Jahre 1805 heraus und erreichte (nach einer betrügerischen Rückübersetzung durch einen gewissen Sauer, einen übrighen muthigen Mystificator) das Pariser Publikum erst im Jahre 1821, als vielleicht Alle, für und gegen welche es geschrieben worden, nicht mehr waren! — Es ist eine possenhafte Tragödie und ihr Schicksal hat ihrem Inhalte entsprochen. Früher oder später muß es auch ins Englische übersetzt werden, doch müßte dies mit dem Kopfe geschehen, denn die gewöhnliche Dampfmaschinenrie dürfte sich nicht als ausreichend erweisen.

Hier nehmen wir (con la bocca dolce) Abschied von Diderot in seiner intellectuellen Eigenschaft als Künstler und Denker. Eine reichbegabte, ungünstig stuurte Natur, deren vielfach gehemmtes Streben nur bei seltenen Gelegenheiten triumphiren kann, ist doch vielleicht nirgends ganz fruchtlos. In moralischer Beziehung, als Mensch, macht er eine etwas ähnliche Figur, wie denn bei allen Menschen und bei ihm ganz besonders die Meinung und die Praxis in engem Bunde stehen und, wie ein weiser Mann bemerkt hat, „die theoretischen Grundsätze oft nur eine Ergänzung (oder Entschuldigung) der praktischen Lebensweise sind.“

In seiner Handlungsweise kann und Diderot durchaus nicht bewundernswürdig erscheinen, aber auch nicht ohne Entschuldigung, im Ganzen genommen nicht total verwerflich. Lavater sah in seiner Physiognomie

„etwas Schüchternes“, welche Wahrnehmung seine Freunde als richtig be-
stätigten. In der That besaß er bei allen seinen hohen Gaben einen fast
weiblichen Charakter, denn er war empfänglich, reizbar, ließ sich von Im-
pulsien bestimmen, denen er zuweilen die Gestalt von Grundsätzen zu geben
wußte, besaß weibliche Hefigkeit und Störrigkeit und nur wenig männliche
Festigkeit, Unflucht und Unbesiegbarkeit. So finden wir ihn auch größten-
theils in der Gesellschaft von Frauen oder von Männern, welche eben so wie
die Frauen ihm schmeichelten und das Leben leicht machten. Mit Wider-
willen zog er sich demzufolge von einem ernstern Jean Jacques zurück, welcher
nicht die Wissenschaft verstand, in einem eiteln Schaugepränge herumzuwan-
deln, sondern — der arme Mann! — glaubte, die Wahrheit sei dazu da,
daß man sie rette und nach ihr handle.

Wir nennen Diderot daher nicht gerade einen Heigling, aber auch in
seiner Beziehung muthig und brav. Weder gegen sich selbst noch gegen
Andere war er brav. „Alle Tugenden,“ sagt Herr von Meißner, „welche
keine große Folge von Ideen verlangen, besaß er; alle aber, die eine solche
Folge verlangen, besaß er nicht.“ Mit andern Worten: die Pflichten, welche
ihm leicht waren, erfüllte er und glücklicherweise hatte die Natur mehrere
sehr leicht gemacht. Sein geistiges Streben schien auch übrigens nicht so-
wohl auf die Durchsetzung und Erklärung der Pflicht gerichtet zu sein, als
vielmehr auf die Entdeckung leichter Pflichten. Deshalb war es auch ganz
natürlich, daß er sich so viel in dem Verreiche von sentiment, coeur noble
u. s. w. bewegte. Ach ja, die Behauptung, daß die Schönheit der Tugend
schön ist, kostet verhältnißmäßig wenig; aber sie eringen und üben ist ein
ganz anderes Unternehmen, welches dem lauten Maulhelden, wie wir wissen,
gerade am seltensten gelingt. Doch Frieden sei mit seinem sentiment, denn
auch dieses liegt hinter uns!

Uebrigens ließ Diderot, wie wir schon andeuteten, die Pflichten, welche
schwierig waren, ungethan. Wie sollte auch er, das coeur sensible, einem
solchen Ungeheuer wie der Schmerz ist, entgegentreten? Und was bleibt
ihm, da es an Befürdungen auf diesem Wege nicht fehlen kann, weiter
übria, als alle Unebenheiten mit Blüthen von sensibilité auszufüllen und so
die Reise so gut es gehen will, weiter fortzuziehen? „Est-il bon? Est-il mé-
chant?“ ist sein eigener Ausspruch über sich selbst. Auf alle Fälle war
er kein freiwilliger Heuchler; dieses große Lob kann ihm nicht verweigert
werden.

Und so ist er mit mechanischem Philosophismus und *passion vive*, arbeitend, liebend, „mehr weich als von wahrer Jeneigung erfüllt, zuweilen boshaft und wüthend wie ein Kind, im Ganzen genommen aber ein uner-schöpflicher Schatz von gutmüthiger Einfachheit“, so wie er nun eben ist, auf uns herabgekommen; und was können wir weiter thun, als ihn auf-nehmen?

Wenn nun wir und unsere Leser bei dieser Betrachtung des Lebens Di-derot's dasselbe nach unserem gegenwärtigen Bedürfniß und klarer vor Au-gen geführt haben, so ist die Stunde, die wir darauf verwendet, selbst wenn sie eine ermüdende gewesen wäre, doch keine nutzlose! Haben wir uns nicht bemüht, unseren eigenen kurzen gegenwärtigen Moment immer fester und fester mit der Vergangenheit und der Zukunft zu verbinden; haben wir nicht gethan, was in unsern Kräften stand, um diesen Memoirismus des achtzehnten Jahrhunderts in Geschichte zu verwandeln und ein paar Fäden zu spinnen, die später zu einem Gewebe verwendet werden können?

Wenn wir uns aber endlich mit dieser Sache, wie wir mit allen Din-gen zu thun versuchen sollten, in die eigentliche Region der Weltgeschichte erheben und sie mit dem Auge, nicht dieser Zeit oder jener Zeit, son-dern der Zeit im Allgemeinen betrachten, so sind wir vielleicht zu dem Ausdruck berechtigt, daß an und für sich und wesentlich wenig darin liegt; daß dereinst, wenn das Gesamtergebniß unseres europäischen Lebens sum-mirt wird, diese ganze, jetzt noch so unermessliche Angelegenheit des franzö-sischen Philosophismus in ein unmerkliches Bruchtheil zusammenkrumpft oder ganz im Nichts verschwindet! Ach, während die einfache Geschichte und die Gedanken jener selben Juifs *misérables*, der barbarische Kriegsgefangen Deborah's und Barak's, die begeisterten prophetischen Worte eines Jesaias jetzt, wir wollen nur sagen, seit dreitausend Jahren in ihrer tiefsten Bedeu-tung fortleben, ist die dreimal glänzende Encyclopédie innerhalb sechzig Jahren fast zu einem bedeutungslosen Gegenstande geworden! Dies ist eine Thatsache, welche, man möge sie nun ausdrücken und erklären wie man wolle, der „Encyclopädist“ nicht aus den Augen verlieren sollte. Jene's waren Töne, die der heiligen Melodie des All angehören und ewige Bedeu-tung und Harmonie besitzen; diese's dagegen sind nur äußere Mißklänge und ihr Klirren verhallt wirkungslos. Das erhabenste und gewaltigste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle anderen untergeordnet sind — sagt einer der größten Denker unserer Zeit — bleibt der Kampf

des Unglaubens mit dem Glauben. Alle Epochen, in welchen der Glaube vorherrscht, sei es unter welcher Form es wolle, sind glänzend, hehrerhebend und fruchtbar für Zeitgenossen und Nachkommenschaft. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube unter irgend einer Form seinen traurigen Sieg behauptet, verschwinden, wenn sie auch in trügerischem Glanze strahlen sollten, aus den Augen der Nachwelt, weil Niemand Lust hat, sich mit dem Studium des Unfruchtbaren zu befassen!

Novalis.

(1829.)

Vor mehreren Jahren ward Jean Paul durch ein Exemplar von Novalis' Schriften veranlaßt, zu glauben, daß die deutsche Lesewelt eine ziemlich flatterhafte sein müsse, weil sie sich mit Büchern, die mehr als einmal gelesen zu werden verlangten, lieber gar nichts zu schaffen machte. Das Exemplar, welches Jean Paul sehr bereitwillig, ja mit unverkennbarer Freude in der Bibliothek geliebt bekam, war nämlich noch von der ersten Ausgabe, unaufgeschnitten und mit Staub bedeckt. Seitdem jedoch müssen sich die Zeiten bedeutend geändert haben, denn wenn wir das deutsche Lesepublikum nach den uns vorliegenden Schriften von Novalis, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel, beurtheilen, so kommen wir zu einem ganz andern Schlusse. Sie gehören nämlich der vierten Auflage an und sind daher vielleicht das zehntausendste Exemplar eines Buches, welches, mit Recht oder Unrecht, öfter gelesen zu werden verlangt, als fast irgend eins, welches uns jemals zur Durchsicht vorgelegen.

Ohne jetzt auf Novalis' Verdienste überhaupt eingehen zu wollen, bemerken wir, daß wir es als ein glückliches Zeichen der Literatur betrachten würden, wenn solche solide Studien in allen Ländern die Oberhand gewönnen, denn ganz im Gegensatz zu der Meinung der „intelligenten Theecirkel“ läßt sich behaupten, daß kein gutes Buch, so wie überhaupt nichts Gutes irgend einer Art, sein „bestes Gesicht“ gleich anfangs zeigt, ja daß die gewöhnlichste Eigenschaft eines wahren Kunstwerkes, wenn seine Vorzüge von wirklicher Tiefe und Bedeutung sind, darin besteht, daß es auf den ersten Anblick eine gewisse Täuschung, ja vielleicht sogar, trotz seiner unseugbaren Schönheit, ein gewisses Gefühl des Widerwillens erweckt.

Es fällt uns nicht ein, mit dieser Bemerkung einen Stein auf die alte Kunst der literarischen Improvisatoren oder irgend ein Mitglied jener fleißigen Sippschaft werfen zu wollen, deren Handwerk es ist, Seifenblasen für ihre Mitmenschen zu fertigen, welche Seifenblasen natürlich, wenn sie nicht sofort zerhen und bewundert werden, im nächsten Augenblicke den Augen der Menschen auf immer entwichen sind. In Erwägung des Nutzens, den diese Seifenblasenfabrikanten in civilisirten Staaten haben, wünschen wir ihnen vielmehr recht kräftige Lungen und alles mögliche Gedeihen; nur möchten wir einfach uns dafür erklären, daß diese Seifenblasenkunst in der Literatur nicht die einzige werde, daß sie, da sie unleugbar die stärkste ist, sich mit diesem Vorrang begnüge und ihre in weniger gedeihlichen Umständen lebenden Nachbarn nicht tyrannisch vernichte, denn man darf nicht vergessen, daß die Literatur unbedingt noch andere Zwecke hat, als den der vorübergehenden Unterhaltung, ja daß vielleicht dieser Zweck, so schön er auch sein mag, weder ihr höchster noch ihr wahrer ist.

Deshalb sagen wir, daß die Korporation der Improvisatoren sich in bestimmten Grenzen halten und daß die Leser, wenigstens eine gewisse kleine Klasse von Lesern einsehen sollen, daß einige Mängel menschlicher Forschung noch ihre Tiefen und Schwierigkeiten haben, daß das Abstruse nicht gleichbedeutend ist mit dem Absurden, ja daß bei einem gewissen Zustande der Sehkraft selbst das Licht Hinsterniß sein kann, daß mit einem Worte Fälle eintreten können, wo ein wenig Geduld und ein Versuch zum Nachdenken beim Lesen nicht ganz überflüssig ist.

Die große Masse der Schriftsteller möge auf ihrem eigenen Terrain bleiben und sich dort wohlbefinden und Beifall ernten. Wenn sie diese Grenze überschreiten, so gedeihen sie freilich dann bloß um so besser, aber der Leser leidet Schaden. Auf diese Weise vergiftet nämlich der Leser, welcher gewöhnt ist, Alles in einer einzigen Secunde zu durchschauen, sehr leicht, daß seine Weisheit und sein kritischer Scharfblick endlich und nicht unendlich sind und begehrt dann bei seinen Schlüssen mehr als einen Fehler. Auch der Recensent, der allerdings bloß ein vorbereitender Leser oder gleichsam ein Sieb und eine Filtrirmaschine zum Nutzen bequemerer Leser ist, folgt bald seinem Beispiel. Diese beiden reagieren nun noch mehr auf den großen Haufen der Schriftsteller und so wird durch diese Action und Reaction unter ihnen allen die Sache immer schlimmer und schlimmer.

Es scheint uns, als ob in Bezug auf dieses ehrliche und wißbegierige

-Lesen die Deutschen und Engländern ziemlich voraus wären, wenigstens haben wir keinen solchen Fall aufzuweisen, wie diese vierte Auflage von *Novæ liæ*. Coleridge's „*Freund*“ 1. B. und seine „*Biographia Literaria*“ sind eine Kleinigkeit im Vergleich mit diesen „*Schriften*“, die kaum mehr als ein Alphabet umfassen und über Philosophie und Kunst handeln, die dort in der Form von Grammatik und rhetorischen Compendien gelehrt werden. Und doch wurden Coleridge's Werke von der ganzen Recensentenwelt als geratezu unverständlich verworfen und unter Lesern haben sie noch eine unsichtbare Circulation, gleich lebenden Bächen, die jetzt unter Gebirgen von Schaum und theatralem Schneepapier verborgen sind und erst in der Zukunft, wenn diese Berge sich in Gas und irdischen Niederschlag zerlegt haben, in ihrer wahren, durchsichtig flüssigen Form herortrudeln werden, um das Auge der Menschheit durch die in ihnen wirklich wohnende Schönheit und ewige Frische zu entzücken.

Dabei wird von allen Seiten zugegeben, daß Mr. Coleridge ein Mann von „Genie“ ist, das heißt ein Mann, der mehr intellectuelle Einsicht besitzt, als andere Menschen, und seltsam genug wird gleichzeitig als ausgemacht angenommen, daß er weniger intellectuelle Einsicht besitze, als irgend ein anderer. Denn warum sollen sonst seine Theorien ohne weitere Prüfung als falsch und werthlos zur Thür hinausgeworfen werden, bloß weil sie dunkel sind? Oder wie läßt sich ihre so handgreifliche Unrichtigkeit anders als auf den außerordentlichen Grund hin erklären, daß ein Mann, welcher im Stande ist, tiefe Gedanken zu erzeugen (dies versteht man unter Genie), doch nicht im Stande ist, sie zu sehen, wenn er sie erzeugt hat; daß der schaffende Verstand eines Philosophen doch jener bloß logischen Fähigkeit ermangelt, welche „allen Advocaten und in Edinburg gebildeten Leuten“ eigen ist? Jener Fuhrmann in Cambridge gab, als er gefragt ward, ob sein Pferd auch „Schlüsse ziehen“ könne, sofort zur Antwort: „Ja, Alles, was vernünftig ist“; aber hier sehen wir, wie es scheint, einen Mann von Genie, dem diese Befähigung abgeht.

Wir selbst sind, wie wir gern bekennen, in dem Studium der menschlichen Natur noch zu jung, als daß wir auf eine solche Anomalie geschlossen wären. Noch nie hat uns das Schicksal mit einem Manne von Genie zusammengeführt, dessen Schlüsse seinen Prämissen nicht besser, aber keineswegs schlechter, als die anderer Menschen entsprochen hätten; dessen Genius, sobald man ihn einmal verstand, sich nicht in einer tieferen, umfassenderen

und richtigeren Ansicht aller menschlichen und göttlichen Dinge offenbarte, als der Klarste der so gerühmten „praktischen Leute“ beanspruchen konnte.

Dies, sagen wir, ist das gleichförmige Ergebniß unserer Erfahrung gewesen, so gleichförmig, daß wir nun kaum noch erwarten, es widerlegt zu sehen. Allerdings hat das alte pythagoräische Argument: „der Meister hat es gesagt“ schon längst seine Geltung verloren. In unsern Zeiten ist kein Mensch, mit Ausnahme des Papstes in Rom, ganz frei von Fehlern des Urtheils; ohne Zweifel kann auch ein Mann von Genie unrichtigen Meinungen huldigen, oder vielmehr, er so gut wie alle anderen Adamskinder, mit Ausnahme jenes beneidenswerthen Papstes, muß dann und wann falschen Meinungen huldigen.

Trotzdem halten wir es für eine sehr gute Maxime, welcher zufolge kein Irrthum als vollständig widerlegt betrachtet wird, bis wir nicht bloß gesehen haben, daß es ein Irrthum ist, sondern auch wie es einer ward; bis wir, indem wir finden, daß er den in unserem Gemüthe festgewurzelten Prinzipien der Wahrheit widerspricht, auch sehen, auf welche Weise es gekommen war, daß er mit den Prinzipien der Wahrheit zu harmoniren schien, die in jenem andern, vielleicht unaussprechlich über uns erbaueten Gemüthe wurzeln.

Wenn man auf diese Weise verfährt, so zeigt sich, daß in Gemäßheit des alten Sprichworts die Irrthümer eines Weisen buchstäblich lehrreicher sind, als die Wahrheiten eines Narren. Der Weise wandelt in hohen, weit ausschauenden Regionen; der Narr auf tiefliegenden, hoch eingefriedigten Hedenwegen. Verfolgen wir die Fußtapfen des Erstern, um zu entdecken, wo er von dem richtigen Pfade abwich, so zeigen sich uns ganze Reiche des Weltalls; auf dem Pfade des Letztern dagegen entdecken wir, selbst zugestanden, daß er gar nicht abgewichen ist, wenig mehr als zwei Wagenspuren und zwei Säune.

Aus diesen Gründen halten wir es in fast allen Fällen für nützlicher, wenn man mit Männern von Tiefe, als wenn man mit Männern von Seichtigkeit zu thun hat und wäre es möglich, so würden wir kein Buch lesen, welches nicht von einem Manne der erstern Klasse geschrieben wäre, deren Mitglieder wir alle lieben und verehren würden, wie verkehrt sie uns auch anfangs erscheinen möchten, ja wenn wir auch nach der gründlichsten Untersuchung noch immer Vieles an ihnen zu verzeihen fänden.

Diesenigen unserer Leser, welche in größerem oder geringerem Grade diese Vorliebe theilen, werden es uns Dank wissen, wenn wir sie mit Novallis bekannt machen, einem Mann von dem unbestreitbarsten poetischen und

philosophischem Talent, dessen Ansichten, so außerordentlich, ja abenteuerlich und aus der Luft gegriffen sie auch oft erscheinen, in seinem eigenen Sinne nicht ohne strengen Zusammenhang sind und jeden andern Geist, der sie redlich prüft, zu entlosten Betrachtungen führen, die seltsamsten Horchungen, neue Wahrheiten oder neue Möglichkeiten von Wahrheit, mit einem Worte eine ganze unerwartete Gedankenwelt erschließen, wo — wir mögen nun glauben oder leugnen — die tiefsten Fragen und erwarten.

Bei dem sogenannten Recensiren eines Buches wie dieses bieten sich, wie wir recht wohl wissen, dem klugen Manne vom Handwerk zwei verschiedene Methoden dar.

Die erste und für den Recensenten bequemste ist, wenn er sich entlosten seinem Autor gleichsam auf die Schulter setzt und dabei thut, als ob er ihn commandirte und in Folge einer natürlichen Ueberlegenheit an Körpergröße auf ihn herabblicke. Alles, was der große Mann sagt oder thut, behandelt der kleine Mann mit einer Miene von Schlaubrit und herablassen der Ironie, indem er unter allerhand versteckten Sarkasmen gesticht, daß diese oder jene Stelle über seinen Horizont gehe, wobei er seine Leser listig fragt, ob sie es vielleicht verstehen! Hierbei wird er sich gewaltig helfen, wenn er, abgesehen von der Beschreibung, einige wenige Stellen citiren kann, welche bei ihrem aus dem Zusammenhange gerissenen Zustande und höchst wahrscheinlich in einer ganz falschen Bedeutung der Worte aufgefaßt, seltsam und für gewisse Hörer sogar abgeschmackt klingen.

Alles dies wird sehr leicht sein, sobald er nur einige Anstelligkeit und Fertigkeit in der Sache besitzt und sich an das rechte Publikum wendet, denn Wahrheiten sind bei dem Laufe der Welt doch immer nur für Die wahr, welche schon etwas davon verstehen und dadurch in den Stand gesetzt sind, sie vollständig zu begreifen.

Sollte dagegen unser Recensent auf eine Stelle stoßen, deren tiefe, klare und selbst für den einfachsten Geist handgreifliche Weisheit den Leser auf die Vermuthung bringen könnte, daß er es hier mit einem Manne von noch unerkannter Begabung zu thun habe, der eher Bewunderung als Spott verdiene, so unterdrückt der Recensent solche Stellen entweder, oder citirt sie mit einem Anschein von lobenswerther Unparteilichkeit und fortet seinen Autor in gebieterischem und ermutzigendem Tone auf, sich seine überschwenglichen Ruckeln abzugewöhnen und immer so zu schreiben, dann werde er ihn bewundern.

Dadurch fühlt sich der Leser wieder geträstet, liest ohne weitere Beirung den Artikel zu Ende und giebt sich dem triumphirenden Gefühl hin, nicht bloß, daß er und der Recensient diesen Autor verstehen, sondern auch daß, abgesehen von einigen Strahlen von Phantasie u. dergl., derselbe nicht viel besser ist, als eine lebendige Masse von Finsterniß.

Auf diese Weise triumphirt der kleine Recensient über große Autoren, aber es ist der Triumph eines Narren. Auf diese Weise empfiehlt er sich auch bei gewissen Lesern, aber es ist die Empfehlung eines Schmarozers und keines redlichen Dieners. Der redliche Diener würde in diesem Falle die Wahrheit gesprochen haben, nützliche Wahrheit, wie unfreundlich sie auch geklungen haben möchte; der Schmarozer dagegen „ladirt“ seinen Herrn mit glatten Reden, um ihm Beifall und so und so viel Guineen pro Bogen abzuschleulen, wobei er an die Stelle der Unwissenheit, die harmlos war, den Irrthum setzt, der es nicht ist.

Und dennoch ist für den gewöhnlichen Leser auf ganz natürliche Weise diese schmeicheilhafte Salbung eine sehr erquickliche. In der That können für einen Leser dieser Art wenig Dinge beunruhigender sein, als wenn er findet, daß seine kleine Heimath, wo er so gemüthlich und absolut lebte, im Grunde genommen nicht das ganze Universum ist; daß jenseits des Berges, welcher sein Haus vor dem Westwind schützte und seine Rüchengenwächse so fröhlich gedeihen ließ, es auch noch andere Berge und Dörfer, ja sogar ganze Gebirgsseiten und große Städte giebt, mit welchen allen, wenn er noch ferner für einen Geographen gelten will, er sich sofort bekannt machen muß.

Nun aber ist dieser Recensient, est noch oben darein sein Landsmann, ein zuverlässiger Mensch, der ihn freundlich auf die Spitze des Berges führt und ihm zeigt, daß in der That noch andere Regionen und zwar von unermesslicher Ausdehnung vorhanden sind oder zu sein scheinen, aber nur mit Wolkengebirgen und Fatamorgana-Städten, denn die ganze Region ist nach seiner Meinung weiter nichts, als ein leerer Raum oder im besten Falle eine von Greifen und Chimären bewohnte steinige Wüste.

Allerdings, wenn das Schreiben nicht, eben so wie die Sprache der Hölzlinge, die Kunst ist, die Gedanken zu verbergen, so ist dies alles sehr tadelnswerth. Ist es denn die wirkliche Aufgabe des Recensenten, ein Kuppler der Trägheit, des Dünkels und aller Arten verächtlicher Dummheit von Seiten seines Lesers zu sein, diese Neigungen sorgfältig zu pflegen und

vorsichtig alles abzuwehren, was mit störenden Neuigkeiten in dieses Narrenparadies hereinbrechen könnte? Ist er der Priester der Literatur und Philosophie, um ihre Geheimnisse dem gemeinen Mann als treuer Prediger auszuweisen, ihn verstehen zu lehren, was seiner Fassungskraft angemessen ist, und ihm Ehrfurcht vor dem beizubringen, was einer höheren Intelligenz als der seinen vorbehalten bleibt? Oder ist er bloß der Lakai des Stumpfsinnes, der sich für einen gewissen monatlichen oder vierteljährlichen Lohn bemüht, das Reich der Anmaßung und Trivialität auf Erden zu verewigen? Und wenn er das letztere ist, wäre ihm dann nicht zu rathen, sich die Sache einen Augenblick zu überlegen und ernsthaft nachzudenken, ob verhungern schlimmer oder besser wäre, als ein solches Hundebasein?

Unser Leser bemerkt, daß wir gesonnen sind, in Bezug auf Novalis die zweite Methode zu befolgen; daß wir diesen hochbegabten Mann nicht zu beleidigen, sondern und einige nähere Kenntniß von ihm zu veranschaffen wünschen; daß wir seine Art zu sein und zu denken sehr sonderbar, aber deswegen keineswegs verächtlich finden, daß wir sie vielmehr als einen Gegenstand betrachten, welcher der Prüfung werth, dessen weise und nutzenbringende Prüfung aber ungemein schwierig ist.

Es möge daher Niemand erwarten, daß ihm im vorliegenden Falle ein geblendeter und gefesselter Sionim vorgeführt werde, um ihm Kurzweil zu bereiten. Ja, es möchte dies in geistiger Beziehung dem kleinen Manne selbst zum Tode, wenigstens zu einem unersehblichen Schaden gereichen. Denn ist nicht diese Gewohnheit, jede Größe hämisch zu betrachten und sie mit Gewalt auf seine eigene Höhe herunterzubringen, ein Hauptgrund, welcher diese Höhe auf ihrer unbedeutenden Stufe erhält?

Komme daraus was da wolle — wir haben hier an dieser Stelle keinen erfrischenden Thau für die Eitelkeit des kleinen Mannes; ja, als mitleidige Brüder und Mitfranke an demselben Uebel möchten wir gern die Sichel an jenen Winzengain des Tinkels legen, der um ihn herum emporgeruchert ist und denselben vollständig hinwegmähen, damit die wahre Gestalt der Welt und seine eigene wahre Gestalt ihm nicht länger vollständig verborgen bleibe. Weigert sich unser Bruder nun, und unter diesen Verhältnissen zu begleiten? Dann möge er mit unsern guten Wünschen zufrieden sein und an seinem Herde sitzen bleiben.

Den redlichen Wenigen, welche aber dennoch mit uns gehen, müssen wir auf Antrieb unseres Gerechtigkeitsgefühles sagen, daß wir, weit ent-

fernt, auf Novalis herabzublicken, weder sie noch uns selbst auf gleiche Stufe mit ihm stellen können. Eine so seltsame Individualität zu erklären, einen in jeder Beziehung so fremdartigen Geist von dieser Tiefe und Eigenthümlichkeit einer genauen Kritik unterwerfen zu wollen, würde von unserer Seite eine eitle Ueberhebung sein.

Bei dem besten Willen und nach wiederholten Versuchen haben wir selbst nur erst einen schwachen Begriff von Novalis gewonnen. Seine Schriften werden uns unter sehr ungünstigen Umständen bekannt, denn sie sind die nachgelassenen Werke eines in der Blüthe seiner Jahre vom Tode dahingerafften Mannes, während seine Ansichten, weit entfernt für das öffentliche Auge gereift zu sein, noch roh und unzusammenhängend vor dem feinen Auge der Kritik lagen. Meistentheils hatte er sie in der Form einzelner Aphorismen niedergeschrieben. Allerdings war keiner dieser Gedanken, wie er auch selbst sagt, für ihn selbst unwahr oder unwichtig, wohl aber bedurften sie, so wie der Stoff sich mehr und mehr zur logischen Einheit abklärte, der Umformung, Erweiterung und Zusammenziehung. Sie waren nichts als Fragmente eines großen Planes, dessen Verwirklichung die ihm gegebene Lebensfrist nicht gestattete.

Wenn seine Herausgeber, Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, sich nicht dazu verstanden haben, einen Commentar zu diesen Schriften zu liefern, so ist dies vollkommen zu entschuldigen. „Es kann hier nicht unsere Absicht sein,“ sagt Tieck, „nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich sein dürfte, daß jedes Urtheil, was schon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre; denn ein Geist von dieser Originalität muß erst begriffen, sein Wollen verstanden und seine liebevolle Absicht gefühlt und erwiedert sein, so daß wir wohl erst, wenn seine Ideen andere Geister befruchtet und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geschichtlichen Zusammenhange sehen können, wo er selber stand und wie er sich zu seinem Zeitalter verhielt.“

Novalis ist eine so bedeutende Person in der deutschen Literatur, daß Niemand, der dieselbe studirt, achtlos an ihm vorübergehen darf. Wenn wir nicht versuchen dürfen, seine Werke unsern Lesern zu erklären, so sind wir wenigstens verbunden, sie auf die Existenz derselben aufmerksam zu machen, und Denen, welche sich für die Sache interessieren, so gut wir es vermögen, zu zeigen, wie sie ihre Forschungen selbst weiter fortsetzen können.

Zu diesem Zwecke wird es gerathen sein, wenn wir unsern Autor

hauptsächlich für sich selbst sprechen lassen und nur die Bemerkungen hinzufügen, welche zum selbst wörtlichen Verständniß unentbehrlich sind, und für deren Richtigkeit wir mit vollkommener Zuversicht bürgen können.

Um unserer ganzen Darstellung eine Basis zu geben, schicken wir einige nähere Angaben über das kurze Leben unseres Autors voraus, — eine Aufgabe, die uns durch Tieck's Lichtrolle und anmuthige Erzählung, welche er als Vorrede zur dritten Auflage mittheilt, wesentlich erleichtert wird.

Friedrich von Hardenberg, in der Literatur besser unter dem Namen Novalis bekannt, war geboren am 2. Mai 1772 auf einem Landſitze seiner Familie in der Grafschaft Mansfeld in Sachsen. Sein Vater, der in seiner Jugend Soldat gewesen und auch noch im Alter eine Vorliebe für diesen Stand behielt, war damals Director der sächsischen Salinen — ein Amt von ziemlicher Bedeutung. Tieck sagt: „Er war ein rüstiger, unermüdet thätiger Mann, von offenem, starkem Charakter, ein echter Deutscher. Sein frommer Sinn machte ihn zum Mitglied der herrnhutischen Gemeinde, doch blieb sein Wesen heiter, herb und bieder.“ Die Mutter zeichnete sich ebenfalls durch ihre Würdigkeit aus; sie war ein Muster edler Frömmigkeit und christlicher Milde — Tugenden, zu deren Uebung ihr späteres Leben ihr Gelegenheit genug gab.

Auf den jungen Friedrich, den wir auch hier Novalis nennen wollen, mußten die Eigenschaften seiner Eltern einen mehr als gewöhnlichen Einfluß ausüben, denn er ward sehr einsam erzogen, ohne weiteren Umgang zu haben, als den einer Schwester, die ein Jahr älter war als er, und der beiden Brüder, welche dem Alter nach auf ihn folgten. Ein entschieden religiöser Sinn scheint unter vielen wohlthätigen Formen sich in dieser ganzen Familie-offenbart zu haben. In Novalis besonders blieb er während seines ganzen Lebens das herrschende Prinzip, welches sich in seinen wissenschaftlichen Spekulationen eben so kund gab, wie in seinen Empfindungen und seiner Handlungsweise.

In seiner Kindheit zeichnete er sich besonders durch die ungetheilte enthusiastische Zuneigung aus, mit welcher er seine Mutter liebte, so wie durch einen gewissen Hang zur Stille und Abgeschlossenheit, so daß er an kindischen Spielen kein Vergnügen fand, sondern der Gesellschaft anderer Kinder eher aus dem Wege ging. Tieck erwähnt, daß er bis zu seinem neunten Jahre keineswegs für mit besonderer Fassungskraft begabt galt; zu dieser Zeit aber schien, seltsam genug, eine gefährliche Ruhrkrankheit, die

ihm fast das Leben gekostet hätte, seine Fähigkeiten erst zum wirklichen Leben zu erwecken, und er ward mit einem Male der thätigste und eifrigste Schüler in allen Zweigen seines Unterrichts.

In seinem achtzehnten Jahre begab er sich nach einer kurzen Vorbereitung von wenigen Monaten auf einem Gymnasium — dem einzigen Unterricht, den er auf einer öffentlichen Schule erhalten zu haben scheint, — nach Jena, wo er drei Jahre verweilte. Hierauf verbrachte er einige Zeit auf der Universitäts Leipzigs, und vollendete dann seine Studien in Wittenberg.

In Jena scheint er mit Friedrich Schlegel bekannt geworden zu sein, wo er auch, wie wir vermuthen, unter Fichte studirte. Für diese beiden Männer faßte er hohe Bewunderung und Liebe, und beide äußerten unverkennbar „einen großen und bleibenden Einfluß auf sein ganzes Leben.“ Fichte ganz besonders, dessen schwungvolle Beredsamkeit und klarer, ruhiger Enthusiasmus ihn, wie man sagt, als Lehrer geradezu unwiderstehlich machten *), hatte Novalis ganz für seine Theorien gewonnen, und die „Wissenschaftslehre“, welche er, wie uns von dem Lehren erzählt wird, mit unermüdetem Eifer studirte, „scheint die Grundlage aller seiner künftigen philosophischen Betrachtungen gewesen zu sein.“

Außer diesen metaphysischen Forschungen und den gewöhnlichen Studien der klassischen Literatur, scheint sich Novalis auch mit Eifer den physischen Wissenschaften und der Mathematik, der Poesie derselben, gewidmet zu haben; schon frühzeitig hatte er viel Geschichte gelesen und Gedichte waren von jeher die Erholung seiner müßigen Stunden, vorzüglich jene Gattung, welche man Märchen nennt. Schon von seiner Kindheit an diente es ihm zur Lieblingsberholung, dergleichen zu lesen oder auch selbst erfundene seinen Geschwistern zu erzählen. Sein „Heinrich von Ofterdingen“, seine größte literarische Arbeit, enthält ein solches Märchen.

Doch, nun war die Zeit gekommen, wo das Studium der Thätigkeit weichen und ein bestimmter Beruf gewählt werden mußte. Beim Ausbruch des französischen Krieges war Novalis von einer gewaltigen und ganz unerwarteten Kriegslust beheimert worden, doch trugen die Vorstellungen und Bitten seiner Freunde über diese Grille den Sieg davon. Es scheint be-

*) Schelling sprach sich, wie wir gehört haben, über Fichte und dessen Wissenschaftslehre folgendermaßen aus: „Die Philosophie Fichte's war wie der Blitz; sie zeigte sich nur einen Augenblick, entzündete aber ein Feuer, welches ewig brennen wird.“

stimmt gewesen zu sein, daß er später einmal dem Beruf seines Vaters folgen sollte, und deshalb begab er sich gegen das Ende 1794 nach Arnstadt in Thüringen, um sich unter dem Kreisamtmann Just in praktischen Geschäften zu üben. In diesem Kreisamtmann fand er einen weisen und gütigen Freund, widmete sich redlich den Geschäften und scheint bei allen seinen ernstlichen Berechnungen einem eben so glatten und gewöhnlichen Leben entgegengeesehen zu haben, wie seine vergangenen Jahre gewesen waren.

Ein einziger Zufall, und noch dazu von eben nicht ungewöhnlicher Art, scheint, nach Tieck's Meinung, der ganzen Form seines Daseins eine andere Richtung gegeben zu haben.

„Es war nicht gar lange nach seiner Ankunft in Arnstadt, als er auf einem benachbarten Landgute Sophie v. K. kennen lernte. Der erste Anblick dieser schönen und wunderbar lieblichen Gestalt entschied für sein ganzes Leben, ja man kann sagen, daß die Empfindung, welche ihn durchdrang und befeelte, der Inhalt seines ganzen Lebens ward. Schon in Kindergestalten prägt sich zuweilen ein Ausdruck ab, den wir, weil er zu holdselig und geistig lieblich ist, überirdisch oder himmlisch nennen müssen, und gewöhnlich befällt uns bei diesen verklärten und fast durchsichtigen Angesichtern die Furcht, daß sie zu zart und feingewebt für dieses Leben sind, daß es der Tod oder die Unsterblichkeit ist, die uns so bedeutend aus den glänzenden Augen anschaut; und nur zu oft macht ein schnelles Hinwinken unsere ahnende Furcht zur Wahrheit. Noch ergreifender sind diese Gestalten, wenn sie die Kindheit glücklich zurückgelegt haben und der Jungfrau entgegen blühen. Alle Diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dieses überirdische Wesen bewegt, und welche Schönheit sie umglänzt, welche Nüchternheit und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter, so oft er nur von ihr sprach. Sie hatte dreizehn Jahre beschloffen, als er sie kennen lernte; der Frühling und der Sommer von 1795 war die Blüthezeit seines Lebens; jede Stunde, die er seinen Geschäften abgewinnen konnte, brachte er in Grünungen zu, und im Spätherbst desselben Jahres erhielt er von Sophien's Eltern das Jawort für die Zukunft.“

Unglücklicherweise jedoch waren diese schönen Tage von zu kurzer Dauer. Bald darauf ward Sophie tödtlich krank, an einem Fieber, welches mit Seitenstechen verbunden war, und ihr Geliebter hatte die schlimmsten Folgen zu

fürchten. Allmählig verließ sie das Fieber allerdings, aber nicht der Schmerz, „der ihr durch seine Unseligkeit manche schöne Stunde verdarb“ und Grund zu verschiedenen Befürchtungen gab, obgleich der Arzt versicherte, daß es damit nichts auf sich habe.

Durch dieses günstige Prognostikon einigermaßen beruhigt, war Novalis nach Weissenfels zu seinen Eltern gereist und warf sich aufs Arbeiten, denn er war nun Auditor in dem Departement, dessen Director sein Vater war. Den Winter hindurch lauteten die Nachrichten von Grünungen ganz günstig; im Frühjahr besuchte er die Familie selbst und fand seine Sophie dem Anscheine nach wohl.

Blötzlich aber im Sommer wurden seine Hoffnungen und Arbeiten durch die Nachricht unterbrochen, daß sie in Jena sei und sich dort habe operiren lassen. Ihre Krankheit war ein Lebergeschwür und sie hatte gewünscht, daß er nicht eher etwas von ihrer Gefahr hören sollte, als bis das Schlimmste vorüber wäre. Der Arzt in Jena ließ Genesung hoffen, aber nur eine sehr langsame; doch bald mußte die Operation wiederholt werden, und nun fürchtete er, daß die Kräfte seiner Patientin schon zu sehr erschöpft seien. Das junge Mädchen ertrug alles dies mit unbezwingen Muthe und der heitersten Ergebung. Ihre Mutter und Schwester, Novalis mit seinen Eltern und zweien seiner Brüder, die alle den innigsten Antheil an diesem Ereigniß nahmen, thaten ihr Aeußerstes, um sie zu trösten. Im December kehrte sie ihrem eigenen Wunsch zufolge nach Hause zurück, aber es war klar, daß sie immer schwächer und schwächer ward. Novalis war abwechselnd in Grünungen und Weissenfels, wo er auch ein Trauerhaus fand, denn Erasmus, einer dieser beiden Brüder, war schon lange kränklich, so daß man täglich seinen Tod erwartete.

„Der 17. März,“ sagt Tieck, „war der fünfzehnte Geburtstag seiner Sophie und den 1^{ten} gegen Mittag entschlummerte sie. Niemand wagte die Nachricht Novalis mitzutheilen; endlich übernahm es sein Bruder Karl. Der Trauernde verschloß sich, und nach drei durchweinten Tagen und Nächten reiste er nach Arnstadt, um dort bei seinen treuen Freunden dem geliebten Orte näher zu sein, der jetzt die Ueberreste des theuersten Wesens verbarg.“ Schon am 14. April verließ auch sein Bruder Erasmus diese Welt. Novalis schrieb seinem Bruder Karl, der nach Niedersachsen eine Reise hatte machen müssen, diesen Todesfall: „Sei getrost, Erasmus hat überwunden, die Blüthen des

lieben Kranzes lösen sich hier einzeln auf, um ihn dort schöner und ewig zusammenzusetzen.“

Unter den in diesen Bänden veröffentlichten Schriften befinden sich drei um jene Zeit geschriebene Briefe, in welchen sich die Stimmung des Schreibers auf wehmüthige Weise malt. „Es ist Abend um mich geworden,“ sagt er, „während ich noch in die Morgenröthe hinein sah. Meine Trauer ist grenzenlos wie meine Liebe. Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beschäftigungen gefesselt. Mit ihr bin ich von Allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr. Aber es ist Abend geworden und es ist mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Gesichter um mich sehen — ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmüthig sein, wie sie war.“ Einige Tage später schreibt er: „Ich lebe das alte vergangene Leben hier in stiller Betrachtung durch. — Gestern bin ich funfundsanzig Jahr alt geworden. Ich war in Grünningen und stand an ihrem Grabe. — Es ist ein freundlicher Platz, mit einem einfachen weißen Gatter vergeschlossen — abgelegen und hoch. — Es ist noch Raum da. — Das Dorf lehnt sich mit den blühenden Gärten um den Hügel her und an einigen Stellen verliert sich der Blick in blaue Fernen. Ich weiß, Sie hätten gern neben mir gestanden und die Blumen, die ich zum Geburtstag geschenkt erhalten hatte, langsam mit in den Hügel gesteckt. Vor zwei Jahren hatte mir Sophie am nämlichen Tage einen schönen großen Kuchen backen lassen, und eine Fahne und Nationalfahne daran geheftet. Heute schenken mir die guten Eltern die kleinen Gaben, die Sophie an ihrem letzten Geburtstage noch mit vieler Freude empfangen hatte. Lieber, — es bleibt Abend und wird bald Nacht werden. Wenn Sie noch weggehen, so behalten Sie mich lieb und besuchen sie einst, wenn Sie wiederkommen, die ruhige Stätte, wo Ihr Freund bei der Asche seiner Geliebten auf ewig ruht. Leben Sie wohl!“

Nichtsdestoweniger kam eine eigenthümliche Fassung über ihn, und aus den tiefsten Tiefen seines Grams erlank ein Frieden und eine reine Freude, wie er sie bis dahin noch niemals gekannt.

„In dieser Zeit,“ bemerkt Tieck, „lebte Novalis nur seinem Schmerze; es ward ihm natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnsucht nach diesem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein Verklärtes

und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höhern Daseins. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklärten sich sein Wesen und alle seine Vorstellungen; auch ist es wohl möglich, daß diese Zeit durch tiefe Trauer den Keim des Todes in ihn pflanzte, wenn es nicht überall schon sein bestimmtes Schicksal war, und so früh entrißen zu werden.

„Er blieb viele Wochen in Thüringen und kam getröstet und wahrhaft verklärt zu seinen Geschäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er sich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In diese Zeit, Einiges früher, Vieles später, vorzüglich in den Herbst dieses Jahres, fallen die meisten jener Aufsätze, die wir auszugsweise unter dem Titel ‚Fragmente‘ dem Publikum mitgetheilt haben, eben so die ‚Hymnen an die Nacht.‘“

Dies ist der Bericht unseres Biographen über diese Angelegenheit und der wichtige Schluß, zu welchem er gekommen. Wir haben uns um so ausführlicher und fast durchgängig mit den Worten des Textes darüber verbreitet, um unsere Leser desto besser in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, worauf Tied seine Ansicht stützt, daß hierin der Schlüssel zu Novalis' ganzer geistlicher Geschichte liegt, daß „die Empfindung, welche ihn durchdrang und befeuerte, der Inhalt seines ganzen Lebens ward.“

Es würde uns übel anstehen, einem Manne zu widersprechen, der so wohlbefähigt ist, über alle Gegenstände zu urtheilen und sich so ganz besonderer Gelegenheiten erfreute, sich ein richtiges Urtheil über diesen zu bilden; aber dennoch möchten wir sagen, daß unserer Ansicht nach und bei reiflicher Erwägung die Gewißheit dieser Hypothese keineswegs klar wird. Noch richtiger würden wir uns vielleicht ausdrücken, wenn wir erklärten, daß wir bloß gegen die allzubestimmte und exklusive Sprache Einwand erheben, in welcher die Hypothese ausgedrückt ist, denn die Wahrheit des Falles scheint uns so einfach zu sein, daß wir nicht umhin können, zu glauben, Tied selbst werde sich dazu verstehen, seine Behauptung zu modificiren.

Daß die ganze philosophische und moralische Existenz eines solchen Mannes, wie Novalis, durch den Tod eines jungen Mädchens, fast eines Kindes, welches sich, so weit aus der Erzählung hervorgeht, durch weiter nichts als ihre Schönheit, die jedenfalls von keiner langen Dauer gewesen sein kann, ausgezeichnete, geformt und bestimmt worden sein soll, — das muß ohne Zweifel einem Jeden als eine sehr eigenthümliche Schlussfolgerung erscheinen.

Wir können nicht umhin, zu glauben, daß ein in moralischer Wirkung ganz ähnliches Resultat durch viele verschiedene andere Mittel hätte erreicht werden können, ja, daß es auf dem einen oder auf dem andern Wege ganz gewiß erreicht worden wäre. Für Geister, wie Novalis, ist irdisches Glück in keinem Falle so süß und so vollkommen, daß es nicht mit der Zeit die große Nothwendigkeit des Entsagens lehre, wodurch allein, wie ein Herrn Lied wohlbekannter weiser Mann bemerkt hat, der wirkliche Eintritt ins Leben als begonnen betrachtet werden kann.

Die Erfahrung, dieser große Schulmeister, scheint Novalis durch die Vereitelung seines ersten leidenschaftlichen Wunsches diese Lehre ziemlich frühzeitig beigebracht zu haben, und hierin liegt der wirkliche Einfluß, den Sophie v. R. auf seinen Charakter äußerte — ein Einfluß, den, wie wir glauben, viele andere Dinge auf dieselbe Weise ausgeübt haben könnten und würden, denn es ist weniger die Strenge des Lehrers, als vielmehr die Gelehrigkeit des Schülers, was den Erfolg des Unterrichts sichert. Auch hängen die säuernden Wirkungen vereitelter Hoffnung und Liebe, welche in dieser Welt stets heimatlos sein wird, nicht von dem Werthe oder der Liebendwürdigkeit ihrer Gegenstände ab, sondern von der des Herzens, welches sie hegte und aus so schmerzlicher Täuschung sanfte Weisheit zu gewinnen mußte.

Wir sagen damit nicht, daß Novalis ganz derselbe geblieben sei, wenn dieses junge Mädchen auch nicht gewesen wäre. Ursachen und Wirkungen, welche jeden Menschen und jedes Ding mit jedem andern in Zusammenhang bringen, erstrecken sich durch alle Zeit und allen Raum, sicherlich aber scheint es ungerecht zu sein, ihn als so ganz süßsam in den Händen des Zufalls darzustellen; als eine Blöde, auf welcher das Schicksal beliebige Melodien spielt, und die einen geheimnißvollen, fast überirdischen Klang von sich gab, bloß weil ein junges Mädchen schön und sterblich war.

Wir fühlen und um so mehr berechtigt, diese hartherzigen und so unromantischen Einwendungen aufzustellen, wenn wir den unmittelbar folgenden Satz in Lied's Erzählung lesen. Unmittelbar nach jenem betrübenden Ereigniß geht Novalis nach Dreieberg und macht hier im Jahre 1798, also ungefähr ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Liebe, die Bekanntschaft einer gewissen Julie v. Gh., mit welcher er sich verlobt! In der That scheint von dieser Zeit an bis zuletzt sein Leben mehr als gewöhnlich heiter und glücklich gewesen zu sein.

Lied weiß nicht recht, was er über diese Verlobung sagen soll, die in den Augen der meisten Romanleser so empörend erscheinen muß. Er giebt zu, daß sie „vielleicht jedem andern außer seinen vertrauten Freunden sonderbar dünken werde;“ behauptet aber nichtdestoweniger, daß „Sophie, wie auch aus seinen Werken zu ersehen, der Mittelpunkt seiner Gedanken blieb, daß er sie als eine Abgeschiedene fast noch mehr verehrte, als da sie ihm noch sichtbar nahe war, aber daß er doch glaubte, Liebenswürdigkeit und Schönheit könnten ihm gewissermaßen jenen Verlust ersetzen;“ und damit überläßt er uns unseren eigenen Betrachtungen über die Sache. Nach unserer Meinung wird dadurch über die oben ausgesprochene Kritik noch mehr Licht verbreitet und unser Glaube an Lied's Theorie noch mehr erschüttert.

Und dennoch erscheint vielleicht nur in einem sentimentalen Romane oder vor dem Richterstuhle der zärtlichen Phantasie ein solches Verfahren sehr tadelnswerth. Die Befständigkeit in ihrer wahren Bedeutung kann allerdings die Wurzel aller Vortrefflichkeit genannt werden, und ganz besonders vortrefflich ist die Befständigkeit im Guteethum und in freundlicher Unterstüßung Derer, die uns lieben, und Derer, die uns hassen; Befständigkeit in passiven Leiden dagegen ist trotz des hohen Werthes, der in Leibbibliotheken darauf gesetzt wird, eine entschieden untergeordnete Tugend, mehr ein Zufall als eine Tugend, und auf alle Fälle in dieser Welt außerordentlich selten.

Für Novalis konnte seine Sophie immer noch ein heiliges wehmüthiges und unaussprechlich mildes, im innersten Herzen zu verehrendes Andenken bleiben, aber eine Verehrung dieser Art ist nicht das Einzige, was der Mensch zu thun hat, und deshalb dürfen wir auch Novalis nicht tadeln, daß er seine Thränen trocknet und sich wiederum mit Hoffnung auf der Erde umschaut, die noch wie zuvor die seltsamste Mischung von Geheimniß und Licht, von Freude sowohl als Kummer ist. „Das Leben gehört den Lebenden, und wer da lebt, muß auf Wechselfälle gefaßt sein.“ Der tadelnswerthe Umstand in Bezug auf Novalis ist vielleicht bloß seine allzugroße Eile, mit welcher er dieses Verhältniß schloß, ein um so mehr zu bedauerndes Mißgeschick, als auch diese Heirath ein bloßes Project blieb, dessen Verwirklichung er nur im Geiste sah.

Um unter dem berühmten Werner Mineralogie zu studiren, war Novalis nach Freiberg gegangen. Zu dieser Wissenschaft hatte er große Neigung, wie überhaupt zu allen Naturwissenschaften, welche er, wenn wir nach seinen Schriften urtheilen dürfen, nach einem großen und originellen Plane

betrieben zu haben scheint, der von dem unserer unfruchtbaren Theoretiker und Verallgemeinerer eben so verschieden war, wie von dem jener noch traurigeren Klasse, welche bloß „Ihatlawen“ sammelt und die Erstarrung oder das gänzliche Erlöschen des Gedankens durch den um so fleißigeren Gebrauch des Lössrohrs und des Winkelmessers zu erreichen sucht.

Zu dieser Zeit ward in Freiberg der Anfang eines Werkes unter dem Titel „die Lehrlinge zu Saïs“ geschrieben, welches, wie Tieck uns mittheilt, ein „physikalischer Roman“ werden sollte; aber es blieb unbeendet liegen und wir besitzen davon nur ein sehr geheimnißvolles Bruchstück, welches uns wissenschaftliche Tiefen enthüllt, zu deren Einblick wir des Lichtes ermangeln, noch weit mehr aber der Mittel, sie zu ergründen und genau zu messen. Die verschiedenen hypothetischen Ansichten über die „Natur“, das heißt die sichtbare Schöpfung, welche hier in den Worten der verschiedenen „Lehrlinge“ mitgetheilt werden, weichen fast sämmtlich mehr oder weniger von allen ab, die wir anderswo gefunden. Wir werden Gelegenheit haben, später specieller auf dieses Werk zurückzukommen.

Die Bekanntschaft, welche Novalis bald darauf mit dem ältern Schlegel (August Wilhelm) schloß, und noch mehr die mit Tieck, den er auch zuerst in Jena traf, scheint seinen Studien eine wesentlich andere Richtung gegeben zu haben. Tieck und die Schlegels mit einigen weniger thätigen Genossen, unter welchen jetzt Wackenroder und Novalis genannt werden, waren damals in ihrem weiterberühmten Feldzuge gegen die, wie sie sich selbst nannte, „alte Schule“ der Literatur begriffen, welche alte und ziemlich verächtliche „Schule“ sie schon sowohl durch regelmäßigen, als durch Guerillakrieg bedeutend in die Enge getrieben, bis es ihnen vollends gelang, sie gänzlich auszurotten oder wenigstens bis über die Grenzen ihres heimischen Gimmerlands zurückzutreiben.

In Folge der Bekanntschaft mit diesen Männern scheint Novalis zuerst der Welt als Schriftsteller bekannt geworden zu sein. Einige seiner Fragmente, unter dem Titel „Blüthenstaub“, seine „Hymnen an die Nacht“ und verschiedene andere Gedichte erschienen in F. Schlegel's Musenalmanach und anderen Zeitschriften unter derselben oder befreundeter Action. Novalis selbst scheint zu bekennen, daß es Tieck's Einfluß war, welcher hauptsächlich „die Poesie wieder in ihm erweckte.“

Was die Aufnahme betraf, die diese Arbeiten fanden, so erfahren wir darüber nichts; Novalis scheint indessen in seinen neuen Bestrebungen eben

so eifrig als fleißig, wie in seinen alten und nicht weniger glücklich als fleißig gewesen zu sein.

„Im Sommer 1799,“ erzählt Tieck, „sah ich ihn zuerst, als ich meinen Freund Wilhelm Schlegel in Jena besuchte und unsere Bekanntschaft wurde sogleich zur vertrauten Freundschaft. Es waren schöne Tage, die wir mit Schlegel, Schelling und einigen andern Freunden verlebten. Auf meiner Rückreise besuchte ich ihn in seinem Hause und lernte seine Familie kennen. Hier las er mir die Lehrlinge zu Saïs und manche seiner Fragmente. Er begleitete mich dann nach Halle und wir genossen in Siebichenstein im Reichardt'schen Hause noch einige sehr heitere Stunden. Um diese Zeit war in ihm der erste Gedanke zum Osterdingen entstanden. Damals hatte er auch schon einige von seinen geistlichen Liedern gedichtet; sie sollten einen Theil eines christlichen Gesangbuches ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Er war übrigens in seinen Berufsarbeiten sehr fleißig; Alles, was er that, that er mit Liebe, und auch das Geringste war ihm nicht unbedeutend.“

Die hier erwähnten Berufsarbeiten scheinen ihm viel Muße übrig gelassen zu haben und sogar Zeit zu häufigem Wechsel des Aufenthalts. Bald darauf finden wir ihn „lange an einem einsamen Orte in der gütlichen Aue in Thüringen am Fuße des Kyffhäuser Berges.“ Sein hauptsächlichster Umgang waren zwei Militärs, spätere Generale, „in welcher Einsamkeit ein großer Theil des Osterdingen ausgearbeitet ward.“

Der erste Band dieses „Heinrich von Ofterdingen“, einer Art Kunstroman, der, wie er selbst sagte, eine Apotheose der Poesie sein sollte, ward sehr bald veröffentlicht; unter welchen Umständen und mit welchem Erfolg, darüber liegt und, wie wir schon oben bemerkten, keine Mittheilung vor.

Tieck hatte seit einiger Zeit in Jena gewohnt und war oft mit Novalis zusammengetroffen. Als er diese Gegend verlassen wollte, statete er ihm einen Abschiedsbesuch in Weissenfels ab, fand ihn wohl etwas blässer, aber „begeistert von Plänen seines künftigen Glücks; seine Wohnung war schon eingerichtet, denn im August wollte er seine Verbindung mit seiner Braut feiern. Eben so gern sprach er von der baldigen Vollendung des Osterdingen und anderer Bücher; sein Leben schien sich in die reichste Thätigkeit und Liebe auszubreiten.“

Dies war im Jahre 1800. Vier Jahre früher hatte Novalis sich nach dem Tode gesehnt und ihm entgegengesehen und er war ihm nicht be-

schieden; jetzt ist das Leben wieder reich und breitet sich weit aus vor seinen Blicken und dennoch steht das Ende nahe bevor. Tied nahm Abschied von ihm und, wie das Schicksal wollte, für immer.

Im Monat August, als Novalis zu seiner Hochzeit nach Freiberg reisen wollte, fing er an Blut auszuwerfen. Der Arzt erklärte es allerdings für unerheblich, aber dennoch ward die Hochzeit aufgeschoben. Er ging mit seinen Eltern nach Dresden, um dort ärztlichen Rath zu suchen, blieb hier einige Zeit, ohne daß sein Zustand sich besserte, und als er den zufälligen Tod eines jungen Bruders zu Hause erfuhr, bekam er einen Blutsturz, worauf sein Arzt gleich erklärte, daß sein Uebel unheilbar sei. Dies aber war, wie dies bei solchen Krankheiten gewöhnlich der Fall ist, die eigene Ansicht des Patienten keineswegs; er wünschte ein wärmeres Klima zu versuchen, aber man glaubte, er sei zu schwach zur Reise. Im Januar 1801 kehrte er nach Hause zurück und Allen, nur ihm selbst nicht, war es klar, daß es rasch mit ihm zu Ende ging. Seine Braut hatte ihn schon in Dresden besucht. Wir theilen das noch Uebrige in Tied's Worten mit:

„Je mehr er sich seinem Ende näherte, um so gewisser hoffte er auf eine baldige Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Mit der Hoffnung und der Sehnsucht zum Leben schien auch neues Talent und frische Kraft in ihm aufzugehen; er dachte mit verzüngter Liebe an alle seine projectirten Arbeiten, er nahm sich vor, den Osterdingen ganz von neuem umzuschreiben, und kurz vor seinem Tode sagte er einmal: Jetzt habe ich erst erfahren, was Poesie ist, unzählige, und ganz andere Lieder und Gedichte, als die ich bisher geschrieben habe, sind in mir ausgegangen. — Vom 19. März ab, dem Todestag seiner Sophie, wurde er auffallend schwächer, viele seiner Freunde besuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21. März sein treuer und ältester Freund, Friedrich Schlegel, von Jena zu ihm kam. Mit diesem unterhielt er sich viel, vorzüglich über ihre beiderseitigen Arbeiten. In diesen Tagen war er sehr lebhaft und seine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich ruhigen Schlafes. Am 23. früh um sechs Uhr ließ er sich von seinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuschlagen, dann bestellte er sein Frühstück und sprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr hat er seinen Bruder, ihm auf dem Klavier etwas vorzuspielen, worüber er einschlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig schlafen; dieser Schlaf währte bis nach zwölf Uhr,

worauf er ohne die mindeste Bewegung verschied, und unverändert im Tode seine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.

„So starb, ehe er noch das neunundzwanzigste Jahr vollendet hatte, unser Freund, an dem man eben so sehr seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein philosophisches Genie, wie sein Dichtertalent lieben und bewundern muß. Da er seiner Zeit so vorgeeilt war, so durfte sich das Vaterland außerordentliche Dinge von ihm versprechen, wenn ihn dieser frühe Tod nicht übereilt hätte, doch haben seine unvollendeten nachgelassenen Schriften schon viel gewirkt, und viele seiner großen Gedanken werden noch in Zukunft begeistern und edle Gemüther und tiefe Denker werden von den Funken seines Geistes erleuchtet und entzündet werden.

„Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geschehen würde; sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Für Denjenigen, der nur die Menschen nach dem Maße unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen, oder durch gesuchten Anstand, durch Das, was die Mode verlangt, zu imponiren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriss und der Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehen, die Nürnberg und München aufbewahrt.

„Sein Gespräch war lebhaft und laut, seine Geberde großartig, ich habe ihn nie ermüdet gesehen; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortsetzten, brach er nur willkürlich ab, um zu ruhen, und lag auch dann noch, ehe er einschlief. Langeweile kannte er nicht, selbst in drückenden Gesellschaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Person, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, so geringfügig sie auch sein mochte. Seine Freundlichkeit, seine offene Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war, seine Virtuosität in der Kunst des Umganges war so groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie überfah. Wie er auch am liebsten die Tiefen des Gemüthes im Gespräch enthüllte, als begeistert von den Regionen unsichtbarer Welten sprach, so war er doch fröhlich wie

ein Kind, scherzte in unbefangener Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affectation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes.“

So viel über Novalis' äußere Erscheinung und Geschichte. In Bezug auf seinen innern Bau und seine innere Bedeutung, an deren Verständnis unsern Lesern hier hauptsächlich gelegen sein muß, haben wir schon eingestanden, daß wir uns in dieser Beziehung keiner vollständigen Einsicht rühmen können.

Schon die oberflächlichste Durchsicht seiner Schriften verräth uns einen Geist von wunderbarer Tiefe und Originalität, gleichzeitig aber auch von so abstruier Natur oder Gewöhnung, und so ganz verschieden von Allem, was wir selbst kennen gelernt oder erfahren haben, daß es eine außerordentlich schwierige Aufgabe sein würde, vollkommen in seinen wesentlichen Charakter einzudringen, geschweige denn ihn mit sichtbarer Deutlichkeit zu schildern und zu malen.

Ja, mit den Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, wäre diese Aufgabe vielleicht geradezu unmöglich, denn Novalis gehört zu der Klasse, welche die „sylogistische Methode“ nicht als das hauptsächlichste Organ zur Erforschung der Wahrheit anerkennen, und sich daher auch nicht allemal verbunden erachten, stehen zu bleiben, wo dieses Licht ihnen ausgeht. Viele seiner Ansichten würde er selbst in dem geduldigsten Gerichtshofe nicht zu beweisen versuchen und auch ganz zufrieden damit sein, wenn sie hier keinen Glauben fänden.

Jakob Böhme und andere mystische Schriftsteller liebte er sehr und hatte sie fleißig studirt; ja er war ziemlich offen gutentheils selbst ein Mystiker. Freilich nicht, was wir Engländer im gewöhnlichen Leben einen Mystiker nennen, was bloß einen Menschen bedeutet, den wir nicht verstehen und zu unserer Selbstverteidigung als einen Dummkopf betrachten oder doch gern betrachten möchten. Novalis war ein Mystiker, oder hatte Verwandtschaft mit dem Mysticismus, in der ursprünglichen oder wahren Bedeutung dieses Wortes, wie wir gewissemassen das Beispiel davon unter unseren puritanischen Geistlichen sehen und womit heutzutage in Deutschland, wie überhaupt — ausgenommen unter gewissen unbedeutenden Klassen — auch in jedem andern Lande durchaus kein schimpflicher Nebengriff verbunden ist. In diesem Sinne wird von dem Mysticismus sogar viel Ehrenvolles erzählt. Lasso war, wie aus mehreren seiner prosaischen Schriften zu ersehen,

eingestandenenermaßen ein Mystiker und Dante wird als eins der vorzüglichsten Mitglieder dieser Secte betrachtet.

Trotzdem tritt bei aller gebührenden Toleranz oder Verehrung für Novalis' Mysticismus immer wieder die Frage an uns heran: wie sollen wir ihn verstehen und eine nur einigermaßen angemessene Vorstellung davon geben? Wie kann dieser geistige Zustand, der seiner eigenen Erklärung zufolge gleich dem reinen Lichte farblos, formlos und unendlich ist, durch bloße Logikmalen oder, wir möchten sagen, bloße Kupferstecher dargestellt werden, welche mit Ausnahme von Kupfer und Grabstichel, wodurch ein nur endlich Schwarzes auf Weiß erzeugt wird, kein Mittel haben, irgend etwas darzustellen?

Novalis selbst hat einige Zeilen, aber nicht mehr, ausdrücklich über den Mysticismus niedergeschrieben. „Was ist Mysticismus?“ fragt er. „Was muß mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht sich auf Mysticismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fielen der Unterschied zwischen Mysticismus und Nichtmysticismus weg.“

In diesem kleinen Sage erhält unser Leser unglücklicherweise keine Klarheit und es ist ihm eher zu Ruche, als ob er in sichtbare Finsterniß hineinschaute. Wir müssen ihn aber trotzdem bitten, bei dieser Sache nicht den Muth zu verlieren und vor allen Dingen uns mit seinen freundlichsten, heitersten Bemühungen zur Seite zu stehen; vielleicht erhaschen wir doch einen, wenn auch matten und fernen Blick von diesem selbst geheimnißvollen Mysticismus.

Und selbst dient es einigermaßen zur Aufklärung über Novalis' Ansichten, wenn wir den damaligen und den gegenwärtigen Zustand der deutschen metaphysischen Wissenschaft im Allgemeinen und die schon oben angeführte Thatsache ins Auge fassen, daß er seine ersten Begriffe über diesen Gegenstand aus Fichte's Wissenschaftslehre schöpfte. Er suchte, wie Fichte bemerkt, sich allerdings einen neuen Pfad in der Philosophie zu bahnen, die Philosophie mit der Religion zu vereinigen und wich auf diese Weise in gewissem Grade von seinem ersten Lehrer ab, oder, wie es ihm wahrscheinlicher selbst vorkam, versuchte Fichte's wissenschaftliche Forderung bis zu ihren höchsten praktischen Resultaten zu verfolgen.

Auf alle Fälle scheint sein metaphysischer Glaube, so weit wir aus diesen Schriften abnehmen können, in seinen wesentlichen Lineamenten überall

synonym mit dem Wenigen zu sein, was wir von Dichte verstehen und könnte in der That für unsern gegenwärtigen Zweck ohne Gefahr unter die Rubrik des Kantismus oder der deutschen Metaphysik im Allgemeinen classificirt werden.

Ohne uns nun in die Irrgänge der deutschen Philosophie zu verlieren, brauchen wir bloß auf den Charakter des Idealismus hinzuweisen, auf den sie sich überall gründet und von dem sie in ihrer Allgemeinheit durchdrungen ist.

In allen deutschen Systemen seit Kant's Zeit ist es Fundamentalprinzip, die Existenz der Materie zu leugnen oder vielmehr, möchten wir sagen, sie in einem Sinne zu glauben, welcher radikal von dem verschieden ist, in welchem der schottische Philosoph sich bemüht, sie zu beweisen und der englische Nichtphilosoph sie ohne Beweis glaubt. Für keinen unserer Leser, der sich nur einigermaßen mit metaphysischer Lectüre befaßt hat, wird dieser Idealismus etwas Unbegreifliches sein.

In der That ist es eigenthümlich, wie weit verbreitet und unter wie verschiedenen Gestalten wir ihn unter den entgegengesetzten Klassen der Menschheit antreffen. Unser Bischof Berkeley scheint ihn aus religiösen Beweggründen angenommen zu haben und Vater Bodovich ward in seiner *Theoria Philosophiae Naturalis* aus bloß mathematischen Rücksichten zu einem sehr verwandten Resultate geführt. Von dem alten Pyrrho oder dem modernen Hume reden wir nicht; am entgegengesetzten Ende der Erde aber herrscht, wie Sir W. Jones uns mittheilt, eine ähnliche Theorie seit undenklichen Zeiten unter den Theologen Hindostans. Ja, Professor Stewart hat seine Meinung dahin erklärt, daß Jeder, der nicht zu irgend einer Zeit seines Lebens diese Theorie gelehrt hat, von sich annehmen kann, er habe noch kein Talent für metaphysische Forschungen gezeigt. Auch ist es kein Argument gegen den Idealisten, wenn man sagt, daß er, da er die absolute Existenz der Materie leugnet, gewissenhafterweise auch ihre relative Existenz leugnen und zum Scherz über Abgründe springen und sich mit Schwertern durchbohren müsse, weil ja diese, wie alle anderen materiellen Dinge, bloße Phantasmen und Schatten und deshalb von keiner Bedeutung seien. Wenn aber ein Mensch körperlich genommen selbst weiter nichts als ein Phantasma und ein Schatten ist, so läuft alles dies zuletzt ganz auf dasselbe hinaus wie zuvor.

Und dennoch liegt hierin Dr. Reid's großer Triumph über die Skeptiker, der so gut ist wie gar kein Triumph, denn was das Argument betrifft, auf welchem er und seine Anhänger unter allen möglichen Variationen beharren, so besteht es doch im Grunde genommen nur in der sehr einfachen Erwägung, daß „die Menschen von Natur und ohne Schlussfolgerungen an die Existenz der Materie glauben“ und scheint in philosophischem Sinne keinen Werth zu haben; ja die Einführung dieses Ausspruchs in die Philosophie kann als ein Akt des Selbstmords von Seiten dieser Wissenschaft betrachtet werden, deren Leben und Aufgabe, die „äußeren Erscheinungen zu interpretiren“, hiermit zu Ende ist.

Selbst ist es überdies zu bemerken, wie diese Philosophen des gesunden Menschenverstandes, Menschen, welche hauptsächlich mit ihrer unwillkürlichen Logik prahlen und, als ob dies ihr ausdrücklicher Beruf wäre, die Menschheit vor „*Mysticismus*“ und „*schwärmerischen Theorien*“ zu warnen und zu hüten suchen, selbst genöthigt sind, ihr ganzes System auf *Mysticismus* und eine Theorie zu gründen, mit einem Worte auf den Glauben und zwar einen Glauben von sehr umfassender Art, den Glauben nämlich, daß die Sinne des Menschen entweder selbst göttlich sind oder daß dieselben nicht bloß eine treue, sondern auch eine buchstäbliche Vorstellung von den Wirkungen irgend einer Gottheit gewähren.

So wahr ist es, daß auch für diese Menschen alle Kenntniß des Sichtbaren auf dem Glauben an das Unsichtbare beruht und von diesem seine erste Bedeutung und Gewißheit ableitet!

Der Idealist dagegen rühmt sich, daß seine Philosophie transcendental ist, das heißt über das Gebiet der Sinne hinausgreifend, was, wie er behauptet, alle mit Recht sogenannte Philosophie ihrem Wesen nach ist und sein muß — und auf diese Weise wird er zu verschiedenen unerwarteten Schlüssen geführt.

Für einen Transcendentalisten hat die Materie eine Existenz, aber bloß als ein Phänomen. Wären wir nicht da, so würde sie auch nicht da sein; sie ist ein bloßes Verhältniß, oder vielmehr das Resultat eines Verhältnisses zwischen unsern lebenden Seelen und der großen Grundursache und hängt wegen ihrer scheinbaren Eigenschaften von unsern körperlichen und geistigen Organen ab, denn sie selbst hat keine in ihr liegenden Eigenschaften, weil sie in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes Nichts ist. Der Baum ist grün und hart, aber nicht seiner eigenen natürlichen Beschaf-

fenheit nach, sondern einfach, weil mein Auge und meine Hand so geformt sind, daß sie die und die Erscheinungen unter den und den Umständen erkennen. Ja, wie ein Idealist selbst auf die populärsten Gründe hin sagen würde, muß es nicht so sein?

Man bringe ein fühlendes Wesen mit Augen, die ein wenig verschieden, und mit Fingern, die zehnmal härter sind als die meinen, zur Stelle und für diesen Menschen wird das Dina, welches ich Baum nenne, eben so wahr gelb und weich sein, als es für mich grün und hart ist. Man gebe ihm einen Nervenbau, der in jeder Beziehung das Gegentheil von dem meinen ist und dieser selbe Baum wird nicht verbrennbar oder Hitze erzeugend, sondern unlöslich und Kälte hervorbringend, nicht hoch und convex, sondern tief und concav sein; er wird einfach alle Eigenschaften haben, die gerade das Gegentheil von denen sind, die ich ihm beilege. „Es ist in der That,“ sagt Dichte, „gar kein Baum da, sondern blos die Manifestation einer Kraft von Etwas, was nicht ich ist.“

Dasselbe gilt von der materiellen Natur im Großen, von dem ganzen sichtbaren Weltall mit allen seinen Bewegungen, Gestalten, Zufällen und Eigenschaften; alles dies sind Eindrücke, die durch Etwas, was von mir verschieden ist, auf mich hervorgebracht werden.

Dies ist nach unserm Dafürhalten die Basis Dessen, was Dichte mit seinem weitberühmten Ich und Nicht Ich meint, Worten, welche, als sie sich — um von einer Sudibraslischen Redensart Gebrauch zu machen — in gewissen „unmeubliert zu vermietenden Köpfen“ einquartierten, ein hohles Echo wie des Gelächters in den leeren Gemächern hervorriefen, obgleich die Worte an und für sich ganz harmlos sind und die Basis einer metaphysischen Philosophie eben so passend darstellen können, als irgendwelche andere Worte.

Derner aber, und was noch seltsamer ist als ein solcher Idealismus, sind nach diesen Kantischen Systemen auch die Organe des Geistes, was man den Verstand nennt, von nicht weniger willkürlicher und gleichsam zufälliger Art als die des Körpers. Zeit und Raum selbst sind nicht äußere, sondern innere Wesenheiten; sie haben keine äußere Existenz; es giebt keine Zeit und keinen Raum außerhalb des Geistes; sie sind bloße Formen des geistigen Wesens des Menschen, Gesetze, unter welchen seine denkende Natur zu handeln confluirt ist.

Dies scheint der härteste Schluß von allen, aber er ist für Kant wichtig und in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ mit großer Präcision und in strengster argumentativer Form sorgfältig deducirt.

Der Leser würde sich sehr irren, wenn er glauben wollte, dieses transcendente System der Metaphysik sei weiter nichts als ein intellectuelles Kartenhaus oder ein logischer Focuspocus von einem müßigen Kopfe und für müßige Köpfe erfonnen, ohne irgend einen Zusammenhang mit den praktischen Interessen der Menschen. Im Gegentheil, wie falsch oder wie wahr dieses System auch sein möge, so ist es seinem Inhalte nach die ernsthafteste von allen Philosophien, die in den letzten Jahrhunderten aufgestellt worden; es ist fast durchgängig von Männern der erhabensten und redlichsten Gesinnung gelehrt worden und äußert einen directen und gewaltig umfassenden Einfluß auf die wichtigsten Lebensinteressen des Menschen.

Abgesehen von den Ausichten, die es in Bezug auf den Gang und die Behandlung der sogenannten Naturwissenschaft eröffnet, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die Wirkungen dieser Philosophie für Die, welche ihr huldigen, auf Moral und Religion in unsern Zeiten von fast grenzenloser Bedeutung sein müssen.

Nehmen wir z. B. jene letzte und anscheinend seltsamste Theorie in Bezug auf Zeit und Raum, so werden wir finden, daß sie dem Kantianer fast unmittelbar ein merkwürdiges Resultat dieser Art liefert. Wenn Zeit und Raum keine absolute Existenz haben, keine Existenz außerhalb unserer Sinne, so wird dadurch gleich von der Schwelle unserer Theologie ein Stein des Anstoßes entfernt. Denn wenn wir sagen, daß die Gottheit allgegenwärtig und ewig ist, daß es bei Gott bloß ein allgemeines Hier und Jetzt giebt, so sagen wir, wenn wir die Sache von dieser Seite nehmen, durchaus nichts Wunderbares, nämlich weiter nichts, als daß er auch die Zeit und den Raum schuf, daß Zeit und Raum nicht Gesetze seines, sondern bloß unsers Wesens sind. Ja, für den Transcendentalisten muß unverkennbar die ganze Frage über die Entstehung und Existenz der Natur dadurch in hohem Grade vereinfacht werden; die alte Feindseligkeit der Materie ist zu Ende, denn die Materie selbst ist vernichtet und das schwarze Geipens des Atheismus zerrinnt auf immer in nichts.

Wenn aber, wie Kant behauptet, der logische Mechanismus des Geistes, so zu sagen, willkürlich ist und auch anders hätte geschaffen werden können, so folgt daraus, daß alle inductiven Schlüsse, alle Schlüsse des Verstandes,

blos einen relativen Werth haben, nur für uns wahr sind und wenn etwas Anderes wahr ist.

So weit gehen in diesem Zweige der Forschung Hume und Kant zusammen, von hier an aber divergiren sie gänzlich. Wir deuten hier darauf hin, daß die Transcendentalisten in dem Menschen noch eine höhere Fähigkeit anerkennen, als den Verstand, nämlich die Vernunft, das reine endliche Licht unserer Natur, worin, wie sie behaupten, die Grundlage aller Poesie, Tugend und Religion beruht — Dinge, welche eigentlich außerhalb des Reichs des Verstandes liegen, von welchen der Verstand keine andere Kenntniß als höchstens eine falsche nehmen kann. Der ältere Jacobi, der freilich kein Kantianer ist, sagt einmal, wenn wir uns recht entsinnen: „Es ist der Instinkt des Verstandes, der Vernunft zu widersprechen.“ Sieht man diese letzte Unterscheidung und Unterordnung zu und nimmt man sie als wissenschaftlich bewiesen an — welche zahllose und wichtige Folgen würden sich aus ihr allein ergeben!

Wir müssen es dem denkenden Leser überlassen, diese für sich selbst zu deductiren und bemerken blos ferner, daß die *Teologia Mistica*, welche Tasso in seinen philosophischen Schriften so hoch verehrt; der „*Mysticismus*“, von welchem Novalis spricht und überhaupt jeder ächte christliche Glaube, so weit als wir sehen können, in diese Lehre der Transcendentalisten mehr oder weniger eingeschlossen zu sein scheint; denn trotz der verschiedenen Form ist das innerste Wesen aller derselben Das, was hier mit dem Namen Vernunft bezeichnet und als der wahre Gipfelpunkt des menschlichen Geistes hervorgehoben wird.

Wie tief diese und ähnliche Prinzipien sich Novalis eingeprägt hatten, sehen wir immer mehr und mehr, je weiter wir seine Schriften studiren. Von Natur ein inniger, religiöser, contemplativer Geist, dazu geläutert, wie wir gesehen, durch herben Kummer und heimlich in dem „Heiligthum des Schmerzes“, erscheint er vor uns als der idealste aller Idealisten. Für ihn ist die materielle Schöpfung blos eine äußere Erscheinung, ein Schatten, in welchem die Gottheit sich dem Menschen offenbart. Die unsichtbare Welt beßigt nicht blos eine Wirklichkeit, sondern auch die einzige Wirklichkeit, denn alles Uebrige ist nicht blicklich, sondern buchstäblich und wissenschaftlich streng genommen ein „Blendwerk“, oder, mit den Worten des Dichters, „Schall und Rauch umnebelnd Himmelsgluth.“ Die unsichtbare Welt ist uns nahe oder vielmehr sie ist hier in uns und um uns; wäre die Gleiches-

hülle von unserer Seele hinweggenommen, so würde selbst jetzt schon die Glorie des Unsichtbaren uns umgeben, gerade so wie die Alten von der Mufft der Sphären fabelten. So fühlt er nicht bloß in Worten, sondern auch in Wahrheit und nüchternem Glauben sich von der Gottheit umgeben und empfindet in jedem Gedanken, daß er „in ihr lebt, webt und ist.“

Auf seine philosophische und poetische Handlungsweise hat alles dies seinen natürlichen Einfluß. Das Ziel von Novalis' ganzer Philosophie ist, möchten wir sagen, die Majestät der Vernunft in jenem strengeren Sinne zu predigen und fest zu gründen, ihr alle Reiche des menschlichen Denkens zu erobern und ihren Vasallen, den Verstand, zu ihrem Diener zu machen, weil dies das richtige und einzig nützliche Verhältniß für ihn ist. Gewaltige Aufgaben lagen in dieser Beziehung vor ihm, worüber wir jedoch in diesen seinen Schriften bloß zerstreute Andeutungen vorfinden. Ueberhaupt hat Alles, was er hinterlassen, bloß die Gestalt von Fragmenten; es sind abgerissene Expositionen und Combinationen, tiefe kurze Blicke, aber dies scheint ihre allgemeine Tendenz zu sein.

Besonders merkwürdig unter vielen dieser oft nur zu dunklen Gedanken ist seine eigenthümliche Art und Weise, die Natur zu betrachten — seine Gewohnheit, in der Natur vielmehr etwas Concretes, nicht etwas Analytisches oder ein theilbares Aggregat, sondern ein selbstsubstituirtes, allgemein zusammenhängendes Ganze zu sehen. Dies ist vielleicht ebenfalls zum Theil die Frucht seines Idealismus. Er hatte, wie man uns mittheilt, den Plan zu einem eigenthümlichen encyclopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. An diesem Werke hatte er schon einiges gearbeitet. Viele der „Gedanken“ und kurzen aphoristischen Bemerkungen waren dazu bestimmt und es sollte, wie es schien, größtentheils aus solchen bestehen.

Als Dichter ist Novalis nicht weniger Idealist denn als Philosoph. Seine Gedichte sind Ergüsse einer innig frommen Seele, welche stets fühlt, daß sie hier keine Heimath hat, sondern einer Stadt entgegensieht, welche festgegründet ist. Er liebt die äußere Natur mit eigenthümlicher Tiefe, ja wir möchten sagen, er verehrt sie und pflegt unaussprechlichen Umgang mit ihr. Die Natur ist nicht mehr die todte, feindselige Materie, sondern der Schleier und das geheimnißvolle Gewand des Unsichtbaren, gleichsam die Stimme, mit welcher die Gottheit sich dem Menschen verkündet.

Diese beiden Eigenschaften, — sein reines religiöses Gemüth und seine innige Liebe zur Natur — bringen ihn in ein ächt poetisches Verhältniß sowohl zu der geistigen als auch zur materiellen Welt und machen vielleicht seinen hauptsächlichsten Werth als Dichter aus, zu welcher Kunst er von Haus aus eine Ähre, obschon nicht erclustve, oder auch nur sehr entschiedene Begabung besitzen zu haben scheint.

Seine moralischen Ueberzeugungen, wie sie sich in seinen Schriften und in seinem Leben kundgeben, leiten sich sehr natürlich aus derselben Quelle her. Es ist die Moralität eines Mannes, für welchen die Erde mit all ihrer Pracht in der That nur ein leerer Dunst und Traum und die Schönheit der Güte der einzige wirkliche Besitz ist. Poesie, Tugend und Religion, welche für andere Menschen gleichsam nur ein märchenhaftes und eingebildetes Dasein haben, sind für ihn die ewige Basis des Weltalls und alle irdischen Güter, Alles, womit Ehrgeiz, Hoffnung und Furcht zur Arbeit und Sünde verlocken kann, ist in der That nur ein Hirngespinnst, ein Reflex auf dem Spiegel der Unendlichkeit, aber an und für sich ein leeres Nichts. In diesem Lichte der Vernunft zu leben, selbst hier schon, während wir noch vom Traume des Daseins umgeben sind, unsern Wohnsitz in dieser ewigen Stadt zu haben, ist die höchste und einzige Pflicht des Menschen.

Diese Dinge stellt sich Novalis unter verschiedenen Bildern vor. Zuweilen scheint er das Grundwesen des Seins als Liebe darzustellen; andere Mal spricht er in Emblemen, über welche es noch schwieriger sein möchte, eine richtige Mittheilung zu machen und die wir daher vor der Hand übergehen wollen.

Denn nun, nach diesen weitausgeholtten Skizzen einer Exposition muß der Leser sich bereit halten, Novalis ein wenig mit eigenen Augen kennen zu lernen. Jeder, der uns redlich und mit aufmerksamem Umlblick längs dieser wunderbaren Grenzen des Idealismus begleitet hat, wird eben so gut im Stande sein, Novalis zu interpretiren, wie es die Mehrzahl der deutschen Leser sein würde, und mehr kann man, glauben wir, von uns nicht verlangen.

Wir werden keinen weiteren Commentar versuchen, weil wir fürchten, daß es eine zu schwierige und zu undankbare Aufgabe sein möchte.

Der erste Auszug, den wir mittheilen, ist aus den schon oben erwähnten „Kehrlingen zu Said.“ Dieser „physikalische Roman“, welcher

übrigens keine Geschichte oder Andeutung einer Geschichte, sondern nur poetisirte philosophische Aeden und die seltsamsten, dunkel allegorischen Anspielungen enthält, übrigens nur zwei Kapitel lang ist, beginnt ohne weitere Einleitung auf folgende eigenthümliche Weise.

1.

„Der Lehrling.

„Mannigfache Wege gehen die Menschen. Wer sie verfolgt und verfolgt, wird wunderliche Figuren entstehen sehen; Figuren, die zu jener großen Chifferschrift zu gehören scheinen, die man überall, auf Flügeln, Tierhäuten, in Wolken, im Schnee, in Krystallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Blei und Glas, in den Feilspänen um den Magnet her und sonderbaren Conjunctionen des Zufalls erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben, allein die Ahndung will sich selbst in keine festen Formen fügen und scheint kein höherer Schlüssel werden zu wollen. Ein Alcabest scheint über die Sinne der Menschen ausgegossen zu sein. Nur augenblicklich scheinen ihre Wünsche, ihre Gedanken sich zu verdichten. So entstehen ihre Ahnungen, aber nach kurzen Zeiten schwimmt alles wieder wie vorher vor ihren Blicken.

„Von weitem hört' ich sagen: die Unverständlichkeit sei Folge nur des Unverstandes; dieser suche, was er habe und also niemals weiter sinken könne. Man verstehe die Sprache nicht, weil sich die Sprache selber nicht verstehe, nicht verstehen wolle; die ächte Sanscrit Sprache, um zu sprechen, weil Sprechen ihre Lust und ihr Wesen sei.

„Nicht lange darauf sprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft spricht, ist des ewigen Lebens voll und wunderbar verwandt mit ächten Geheimnissen dünkt und seine Schrift, denn sie ist ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

„Von unserm Lehrer sprach gewiß die Stimme, denn er versteht die Züge zu versammeln, die überall zerstreut sind. Ein eigenes Licht entzündet sich in seinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt und er in unsern Augen späh't, ob auch in uns aufgegangen ist das Gestirn, das die Figur sichtbar und verständlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht

nicht weicht, so tröstet er uns und verheißt dem emßigen treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen sah er zu und abmte ihre Züge, ihre Stellungen im Saude nach. Ins Lustmeer sah er ohne Rast und ward nicht müde, seine Klarheit, seine Bewegungen, seine Wolken, seine Lichter zu betrachten. Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art und legte sie auf mannigfache Weise sich in Reihen. Auf Menschen und auf Thiere gab er Acht, am Strande des Meeres sah er, suchte Muscheln. Auf sein Gemüth und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andere Länder, andere Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menschen; stieg in Höhlen, sah, wie in Panken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war und drückte Ihon in sonderbare Hellenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderbar gemischt, gepaart und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. In große bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammenzubringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte, wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte und griff so selbst in den Seiten nach Tönen und Gängen umher.

„Was nun seitdem aus ihm geworden ist, thut er nicht kund. Er sagt uns, daß wir selbst, von ihm und eigener Lust geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen sei. Mehrere von uns sind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück und lernten ein Gewerbe treiben. Einige sind von ihm ausgesendet worden, wir wissen nicht wohin; er suchte sie aus. Von ihnen waren einige nur kurze Zeit erst da, die andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, so wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte seine Haut und seine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten ihm unsere Blumen, Steine, Federn, alles gern geschenkt. Es lächelte unendlich ernst, und uns ward seltsam wohl mit ihm zu Ruche. Einst

wird er wiederkommen, sagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrstunden auf. — Einen schickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig sah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Kristalle suchten oder Blumen. In die Ferne sah er schlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles so leicht. Doch hatte keiner einen solchen Trieb und solche Lust am Sehen und Hören. Seit einer Zeit — vorher, ehe jenes Kind in unsern Kreis trat — ward er auf einmal heiter und geschickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder, und die Nacht brach ein. Wir waren feinetwegen sehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmerung kam, hörten wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsere Mitte trat er bald und brachte, mit unaussprechlicher Seligkeit im Antlitz ein unscheinbares Steinchen von seltsamer Gestalt. Der Lehrer nahm es in die Hand und küßte ihn lange, dann sah er uns mit nassen Augen an und legte dieses Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Strinen lag, gerade wo, wie Strahlen, viele Reihen sich berührten.

„Ich werde diese Augenblicke nie fortan vergessen. Und zwar als hätten wir im Vorübergehen eine helle Ahnung dieser wunderbaren Welt in unsern Seelen gehabt.“

Der umsichtige Leser wird schon von selbst vermuthen, daß in diesen seltsamen orientalischen Zeichnungen mehr liegen soll, als darin ausgesprochen ist. Wer aber dieser Lehrer in Sais ist, ob die personifizierte Intelligenz der Menschheit, wer jenes ichöne, goldlockige Kind (Vernunft, religiöser Glaube?), welches „wiederkommen“ sollte, um diese Lehrstunden zu beenden, und wer der unbeholfene, unermüdliche Mann (der Verstand?) ist, der „so leicht alles zerbrach“, darüber erhalten wir nirgends Aufschluß und getrauen uns nicht, bestimmte Vermuthungen darüber auszusprechen.

Wir lassen hier noch ein Bruchstück aus dem zweiten Kapitel oder Abschnitt, „die Natur“ überschrieben, folgen, welches womöglich von noch wunderbarer Art ist als das erste.

Nachdem der „Lehrling“ ausführlich über die uranfänglichen Meinungen gesprochen, welche der Mensch in Bezug auf die Außenwelt oder die „mannigfachen Gegenstände seiner Sinne“ gebildet zu haben scheint und

wie in jenen Zeiten sein Geist eine eigenthümliche Einheit befaß und sich nur durch die Praxis in verschiedene Fähigkeiten theilte, wie dies durch die Praxis auch noch ferner geschehen kann, geht er auf die Beschreibung der Bedingungen über, die an einen Naturforscher zu stellen sind und bemerkt in Bezug hierauf zum Schlusse:

„Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer sich selbst einbildet, er kenne schon das seltsame Reich und wisse mit wenig Worten seine Verfassung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von selbst geht keinem, der los sich riß und sich zur Insel machte, das Verständniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menschen, die nicht wissen, was sie thun, kann dies begegnen. Langer, unablässiger Umgang, freie und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das sind die wesentlichen Erfordernisse eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird. Nicht weiß ich, ob, eine Menschenwelt ohne volle aufgeblühte Menschheit begreifen und verstehen zu wollen. Kein Sinn muß schlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach sind, so müssen sie doch alle angeregt und nicht unterdrückt und erschläft sein. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben sieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt und Farben zu Figuren bunt verknüpft, so sieht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Last nachspürt, nachfragt, auf alles achtet, jedes Verwürfliche zusammenträgt, und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meister und Besitzer geworden ist.

„Nun dünkt es Einigen, es sei der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugehen, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Größe vor- und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sei es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehen, wenn unser Fleiß ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnfinn, ein fester Schwindel an der entseßlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwingung, unauslöschlicher

Wirbelfette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollsten Uebermuths, eine unglücklichswangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grausendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühlslosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnsinnigste am glücklichsten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieses riesenmäßigen Triebwerks sei schon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reiz scheine ein wachsender Wirbel, der bald sich des Unglücklichen ganz bemächtigte, und ihn dann durch eine schreckende Nacht mit sich fortreißte. Hier sei die listige Fallgrube des menschlichen Verstandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten suche. Heil der kindlichen Unwissenheit und Schuldlosigkeit der Menschen, welche sie die gefeglichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnstge herlügen, und jeden Augenblick über sie hereinzubrechen bereit wären. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzt erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämmtlichen Menschen durch einen großen gemeinschaftlichen Entschluß aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reißen, und durch eine freiwillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entseßlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkforgane durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sei der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sei nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibsel eines schrecklichen Mahles?

„Wohl, sagen Muthigere, laßt unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchachten Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichen- den Giften müssen wir ihr beizukommen suchen. Der Naturforscher sei ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich bei-

gebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden und macht sie lüftern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um sie, wie jenen freispeienden Stier, nach eurer Willkür lenken zu können. Euch unterthänig muß sie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menschentindern. Entfernte Brüder sind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unser Lebens werden, und dann können wir durch unsere Sklaven ein neues Reichinnisland und bauen. Mit innerem Triumph laßt uns ihren Verwüstungen, ihren Tumulten zusehen, sie soll an und sich selbst verkaufen, und jede Gewaltthat soll ihr zur schweren Buße werden. In den begeisternden Gefühlen unserer Freiheit laßt uns leben und sterben; hier quillt der Strom, der sie einst überfluthen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten und erfrischen. Bis hierher reicht die Muth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit ist genug, sie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maß und Ziel zu setzen.

„Sie haben Recht, sprechen Mehrere, hier oder nirgends liegt der Taßidman. Am Quell der Freiheit sitzen wir und trahen; er ist der große Zauberspiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung sich enthüllt, in ihm haben die zarten Geister und Abbilder aller Naturen, und alle Kammer sehen wir hier aufgeschlossen. Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels; und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen. So ist uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüssel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wissen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil sie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängstigen, und helle Besonnenheit uns zuversichtlich und ruhig macht.

„Die Andern reden irre, sagt ein ernstler Mann zu diesen. Erkennen sie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer selbst? Sie selbst verzehren sich in wilder Gedankenlosigkeit. Sie wissen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenspiel, eine wüste Phantasie ihres Traumes ist. Ja wohl ist sie ihnen ein entseßliches Thier, eine seltsame abenteuerliche Larve ihrer Begierden.

Der wachende Mensch steht ohne Schaudern diese Brut seiner regellosen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Gespenster seiner Schwäche sind. Er fühlt sich Herr der Welt, sein Ich schwebt mächtig über diesem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über diesem endlosen Wechsel erhaben schweben. Einklang strebt sein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus stets einiger mit sich selbst und seiner Schöpfung um sich her sein, und mit jedem Schritte die ewige Allwirksamkeit einer hohen stitlichen Weltordnung, der Weste seines Ichs, immer heller hervortreten sehen. Der Sinn der Welt ist die Vernunft; um derentwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft ist, so wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch als Sinnbild seines Gemüths, das sich mit ihm in unbestimmbaren Stufen veredelt. Wer also zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe seinen stitlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne seines Innern gemäß, und wie von selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener große und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannigfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht, und in strengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, ist ewiger Meister der Natur."

"Der Lehrling," heißt es noch, "hört mit Bangigkeit die sich kreuzenden Stimmen." Wenn dies aber in dem halb überirdischen Saal der Hall war, so muß er es in dem bloß irdischen London noch weit mehr sein. Auch hier jedoch können wir in Bezug auf diese nebelhaften Lucubrationen nur Jean Paul's Quintus Fixlein nachahmen, welcher in seinem ausführlichen Verzeichniß deutscher Druckfehler erklärt, daß wichtige Schlüsse daraus zu ziehen sind und dem Leser räth, sie zu ziehen. Vielleicht würden wir in diesen wunderbaren Sätzen, die in dieser Entfernung wie mit tragem Nebel gefüllte Abgründe aussehn, Thäler mit hellen Strömen und grünen Wiesen erkennen, wenn wir nahe dabei wären. Denn entweder ist Novalis sammt Tieck und Schlegel nicht recht bei Sinnen, oder es giebt im Himmel und auf Erden wirklich mehr Dinge, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Wir wollen noch hinzufügen, daß nach unserer Ansicht dieser letzte Sprecher, der „ernste Mann" offenbar Sichte zu sein scheint; die beiden ersten Klassen sehen aus, wie eine skeptische oder atheistische Brut, die von Bacon's Novum Organum keine Kenntniß oder, wenigstens die erste Klasse, fast keinen Glauben daran hat. Die Theorie, daß das Menschengeschlecht durch einen allge-

meinen gleichzeitigen Act des Selbstmords ende, wird für die einfachere Klasse von Lesern etwas Neues sein.

Um Novalis' wissenschaftliche Ansichten fernerweit und auf noch directere Weise zu erläutern, fügen wir hier zwei kurze Skizzen hinzu, die wir einer andern Abtheilung dieses Bandes entlehnen. Für Alle, welche Philosophie treiben und ihre Geschichte und gegenwärtige Gestalt aufmerksam verfolgen, werden sie nicht ohne Interesse sein. Die obskuren Stellen sind vielleicht nicht unverständlich, sondern bloß obscur, was sich unglücklicherweise in solchen Fällen nicht allemal ändern läßt.

„Die gewöhnliche Logik ist die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; sie enthält bloß die Verhältnisse der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Physiologie der Begriffe. Die logischen Begriffe verhalten sich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beschäftigt sich bloß mit dem toten Körper der Denklehre. — Die Metaphysik ist die reine Dynamik des Denkens, sie handelt von den ursprünglichen Denkkraften, sie beschäftigt sich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphysischen Begriffe verhalten sich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man sich über die beharrliche Unvollendung beider Wissenschaften, jede trieb ihr Wesen für sich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner passen. Gleich von Anfang suchte man sie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtschaft deutete; aber jeder Versuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren wesentlichen Charakter einbüßte. Es blieb bei metaphysischer Logik und logischer Metaphysik, aber keine war, was sie sein sollte. Der Physiologie und Psychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht besser. In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts entstand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Massen thürmten sich stärker als jezt her gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Explosionen. Jezt behaupteten Einige, es habe sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es sei ein Keim der Vereinigung entstanden, der allmählig wachsen, und alles zu Einer untheilbaren Gestalt assimiliren werde; dieses Prinzip des ewigen Friedens bringe unwiderstehlich nach allen Seiten und bald werde nur Eine Wissenschaft und Ein Geist, wie Ein Prophet und Ein Gott sein. —

„Der rohe, discursive Denker ist der Scholastiker. Der ächte Scholastiker ist ein mystischer Subtilist; aus logischen Atomen baut er sein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunststück an ihre

Stelle zu setzen. Sein Ziel ist ein unendliches Automat. Ihm entgegen-
 gesetzt ist der rohe, intuitive Dichter: dieser ist ein mystischer Makrolog; er
 haßt Regel und feste Gestalt; ein wildes, gewalthätiges Leben herrscht
 statt ihrer in der Natur; alles ist belebt, kein Gesetz; Willkür und Wunder
 überall. Er ist bloß dynamisch. So regt sich der philosophische Geist zuerst
 in völlig getrennten Massen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen
 diese Massen an, sich zu berühren, mannigfaltig genug; so wie in der Ver-
 einigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beschränkte entsteht,
 so entstehen auch hier Effektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverständnisse
 beginnt. Der Beschränkteste ist auf dieser Stufe der bedeutendste, der reinste
 Philosoph der zweiten Stufe. Diese Klasse ist ganz auf die wirkliche, gegen-
 wärtige Welt, im strengsten Sinne, eingeschränkt. Die Philosophen der
 ersten Klasse sehen mit Verachtung auf die zweite herab; sie sagen, sie sei
 alles nur ein wenig, und mithin nichts; sie halten ihre Ansichten für Folgen
 der Schwäche, für Inconsequenzismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite
 Klasse wiederum die erste, und giebt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum
 Wahnsinn absurd sei. Wenn von einer Seite Scholastiker und Alchymisten
 gänzlich getrennt, die Effektiker hingegen Eins zu sein scheinen, so ist doch
 auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene sind im Wesentlichen indi-
 rekt eines Sinnes, nämlich über die absolute Unabhängigkeit und unendliche
 Tendenz der Meditation, sie gehen beide vom Absoluten aus; dagegen die
 Bornirten im Wesentlichen mit sich selbst uneins, und nur im Abgeleiteten
 übereinstimmend sind. Jene sind unendlich, aber einförmig, diese beschränkt,
 aber mannigfaltig; jene haben das Genie, diese das Talent; jene die Ideen,
 diese die Handgriffe; jene sind Köpfe ohne Hände, diese Hände ohne Köpfe.
 Die dritte Stufe erreicht der Künstler, der Werkzeug und Genie zugleich ist.
 Er findet, daß jene ursprüngliche Trennung der absoluten philosophischen
 Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung seines eigenen Wesens sei, deren
 Befreiung auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht;
 er findet, daß so heterogen auch diese Thätigkeiten sind, sich doch ein Vermö-
 gen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehen, nach Gefallen seine
 Polarität zu verändern. Er entdeckt also in ihnen notwendige Glieder
 seines Geistes; er merkt, daß beide in einem gemeinsamen Prinzip vereinigt
 sein müssen. Er schließt daraus, daß der Effekticismus nichts als das Re-
 sultat des unvollständigen, mangelhaften Gebrauchs dieses Vermögens sei.
 Es wird —"

— Doch wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen, um eine Bedeutung aus diesen geheimnißvollen Worten herauszupressen, denn bei der Schilderung des achten Transcendentalisten oder „Philosophen der dritten Stufe“ steigt Novalis in Regionen hinauf, wohin nur wenige Leser ihm folgen würden. Es mag hier bemerkt werden, daß die britische Philosophie, wenn wir sie von Thoms Scotus bis Dugald Stewart verfolgen, jetzt das erste und zweite dieser Stadien, das scholastische und das effektische, mit Ehren durchgemacht hat. Mit unserm liebenswürdigen Professor Stewart, der mehr als irgend Jemand, ja mehr als Cicero selbst, durch und durch Effektiker war, kann diese zweite oder effektische Klasse als erloschen betrachtet werden und die Philosophie steht jetzt still, oder vielmehr es ist auf unsern Inseln gar keine Philosophie sichtbar. Wir müssen nun noch abwarten, ob wir auch unser drittes Stadium bekommen werden und wie diese neue und höchste Klasse sich hier gehalten wird. Die französischen Philosophen scheinen jetzt beschäftigt, Kant zu studiren und über ihn zu schreiben, doch glauben wir, Novalis würde erklären, daß sie sich noch auf der effektischen Stufe befinden. Er sagt später, daß alle Effektiker wesentlich und im Grunde genommen Skeptiker seien; je umfassender, desto skeptischer.

Die beiden vorstehenden Citate sind einer langen Reihe „Fragmente“ entnommen, welche unter den drei Abtheilungen der philosophischen, kritischen und moralischen den größten Theil des zweiten Bandes ausmachen. Es sind, wie wir schon oben andeuteten, Bruchstücke jenes großartigen encyclopädischen Werkes, zu welchem Novalis den Plan entworfen. Friedrich Schlegel hat die Auswahl besorgt. Diese Gedanken liegen uns ohne weitere Bemerkung oder Commentar vor; größtentheils sind sie in sehr ungewöhnlichen Ausdrücken abgefaßt und gewähren ohne wiederholte und geduldige Untersuchung selten irgend eine Bedeutung, oder wir sollten vielmehr sagen, sie geben oft eine falsche.

Einige der klarsten haben wir hier ausgewählt; ob der Leser sie für „Blüthenstaub“ oder eine niedrigere Gattung Staub ansehen werde, wollen wir nicht voraussagen. Wir geben sie in gemischter Form, ohne uns an jene Klassifikationen zu halten, welchen selbst im Texte nicht streng nachgegangen ist und nicht nachgegangen werden konnte.

„Die Philosophie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verschaffen. Welche ist nun praktischer: Philosophie oder Oekonomie?

„Die Philosophie ist eigentlich Grimwech, ein Trieb, überall zu Hause zu sein.

„Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen.

„Der ächte philosophische Act ist Selbsttödtung; dies ist der reale Anfang aller Philosophie, dahin geht alles Bedürfniß des philosophischen Jüngers und nur dieser Act entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung.

„Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man sie auch polemisirt haben.

„Die Menschheit ist der höhere Sinn unsers Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt.

„Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Ich.

„Dem Geiste ist Ruhe eigenthümlich.

„Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden.

„Was ist die Natur? Ein encyclopädischer, systematischer Index oder Plan unsers Geistes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unserer Schätze begnügen? Laßt sie uns selbst betrachten und sie mannigfaltig bearbeiten und benutzen.

„Wenn unser körperliches Leben ein Verbrennen ist, so ist auch wohl unser geistiges eine Combustion (oder ist dies gerade umgekehrt?); der Tod also vielleicht eine Veränderung der Capacität.

„Der Schlaf ist nur den Planetenbewohnern eigen. Einß wird der Mensch beständig zugleich schlafen und wachen. Der größte Theil unsers Körpers, unserer Menschheit selbst schläft noch tiefen Schlummer.

„Es giebt nur einen Tempel in der Welt und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger, als diese hohe Gestalt. Das Büden vor Menschen ist eine Huldigung tiefer Offenbarung im Fleisch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet.

„Der Mensch ist eine Sonne, seine Sinne sind die Planeten.

„Der Mensch hat immer symbolische Philosophie seines Weins in seinen Werken und in seinem Ich und Lassen ausgedrückt. Er verkündigt sich und sein Evangelium der Natur, er ist der Mißth der Natur.

„Die Pflanzen sind Erdenkinder, wir Kinder des Aethers. Die Lunge ist eigentlich unser Wurzelkern; wir leben, wenn wir athmen und saugen unser Leben mit Athmen an.

„Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tausen höherer Saiten in uns sind.

„Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses.

„Der erste Mensch ist der erste Geisteserker, ihm erscheint alles als Geist. Was sind Kinder anders, als erste Menschen? Der frische Blick des Kindes ist überschwenklicher, als die Ahnung des entschiedensten Erker.

„Es liegt nur an der Schwäche unserer Organe und der Selbstberührung, daß wir uns nicht in einer Fernwelt erblicken. Alle Märchen sind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höheren Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen*) werden, sind jetzt Mäusen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erwidern.

„Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.

„Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück stehen in beständiger Wage. Jedes Unglück ist gleichsam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur desto mächtiger durchbricht. Dies ist nirgends auffallender als beim Riswachs in der Oekonomie.

„Der Mensch besteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit preis, so giebt er sich selbst preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Ueberzeugung.

„Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe (im Grunde sehr richtig, der Meinung nach aber sehr falsch) benannt hat. Es ist das Maximum der Barbaren, und

*) *Reveratio* Iten über die sogenannte Hervollkommnungsfähigkeit des Menschen gründen sich auf seine eigenthümlichen Ansichten über die Constitution der materiellen und geistigen Natur, und sind von der originellsten und außerordentlichsten Art. Selbst wenn wir uns die größte Mühe geben wollten, würden wir dennoch daran verzweifeln, einen anderen als vollständig falschen Begriff davon mitzutheilen. So fragt er z. B. mit wissenschaftlichem Ginst, ob wohl Jemand, der sich des ersten freuntlichen Blickes seiner Geliebten entfinne, an der Möglichkeit der *Mage* zweifeln könne.

hat selber in diesen Zeiten der verwilderten Kultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Thier-Geiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat.

„Der Geist der Poesie ist das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht.

„Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution.

„Der ächte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im Kleinen.

„Klopstock's Werke scheinen größtentheils freie Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philosophen zu sein.

„Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgwood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen, und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft mit chemischem Sinn. — — — Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. — — — Wilhelm Meister ist eigentlich ein Cantide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. — — — Die Einführung Shakspeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eintreten vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende.

„Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakspeare'schen Werke spricht, so muß man nicht vergessen, daß die Kunst zur Natur

gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut entwickelten Natur ist freilich von der Künsterei des Verstandes, des bloß raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Schaffpeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugnisse der Natur, das Gepräge des denkenden Geistes tragen, und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Uebereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig einfach und uner schöpfl ich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nicht Unpassendes von ihnen gesagt werden können, als daß sie Kunstwerke in jener eingeschränkten, mechanischen Bedeutung des Wortes seien.*

Der Leser begreift, daß wir viele Proben nicht als die besten, die in Novalis' „Fragmenten“ zu finden sind, sondern einfach als die verständlichsten darbieten. Noch weit seltsamere und tiefere Dinge befinden sich darunter, könnten wir nur hoffen, sie im entferntesten Grade verständlich zu machen. Indem wir aber viele dieser „Fragmente“ immer und immer wieder prüfen, finden wir uns in complicirtere und schwierigere Regionen des Denkens hineingeführt, als wir irgendwo kennen gelernt haben. Wir kommen hier selbst aus unserer Länge und Breite, und sind daher noch viel weniger im Stande, sie Andern zu lehren.

Das von uns bereits Mitgetheilte kann jedoch Novalis in seiner Eigenschaft als Philosoph und Kritiker wenigstens einigermaßen kennen lehren; er bietet aber auch noch eine andere Gestalt dar, deren Betrachtung noch interessanter, aber auch noch schwieriger ist — wir meinen seine Religion. Novalis theilt in diesen Schriften sein Glaubensbekenntniß nirgends speciell mit. Oft giebt er einen eifrigen und herzlichsten Glauben an das christliche System zu erkennen oder zu verstehen, dabei aber unter solchen Nebenumständen und anderweiten Ueberzeugungen, daß wir dadurch nothwendig übertrübt werden müssen. Wir wollen hier einige seiner auf diesen Gegenstand bezüglichen Aporismen mittheilen, was besser sein wird, als wenn wir eine Beschreibung versuchten. Die ganze Abhandlung am Ende des ersten Bandes, „die Christenheit oder Europa“ überschrieben, ist in diesen wie aus vielen andern Gesichtspunkten ebenfalls eines genauen Studiums würdig.

„Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben,

so muß er hilflosbedürftig sein. Inwiefern ist im Christenthum diese Aufgabe gelöst?

„Spinoza ist ein gott-trunkener Mensch.“

„Sollte der Teufel als Vater der Lüge selbst nur ein nothwendiges Wesen sein?“

„Die katholische Religion ist gewissermaßen schon angewandte christliche Religion. Auch die Fichte'sche Philosophie ist vielleicht angewandter Christenthum.“

„Können Wunder Ueberzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Ueberzeugung, diese höchste Funktion unseres Gemüths und unserer Persönlichkeit, das einzige wahre Gott verkündende Wunder?“

„Die christliche Religion ist auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen ohne alle Ausbildung in Anspruch nimmt und darauf Werth legt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß.“

„Vom gemeinen Manne geht sie aus. Sie befehlt die große Majorität der Beschränkten auf Erden.“

„Sie ist das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.“

„Sie ist der Keim alles Demokrathismus, die höchste Thatfache der Popularität.“

„Ihr unpoetisches Aeußere, ihre Aehnlichkeit mit einem hässlichen Gemälde scheint ihr nur geliebt zu sein.“

„Märtyrer sind geistliche Helden. Jeder Mensch hat wohl seine Märtyrersjahre. Christus war der große Märtyrer unseres Geschlechts; durch ihn ist das Märtyrthum unendlich tiefhin und heilig geworden.“

„Die Bibel sängt herrlich mit dem Paradiese, dem Symbol der Jugend an, und schließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbestandtheile sind ächt großhistorisch. (In jedem großhistorischen Gliede muß gleichsam die große Geschichte symbolisch verjüngt liegen.) Der Anfang des neuen Testaments ist der zweite, höhere Sündenfall (Sünde: was gesühnt werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geschichte eines jeden Menschen soll eine Bibel sein. Christus ist der neue Adam. Eine Bibel ist die höchste Aufgabe der Schriftstelleri.“

„Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule ächter Religion erst stiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und herorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menschen.“

Bis jetzt haben unsere Leser von Novalis in seiner Eigenschaft als Dichter, was man eigentlich darunter versteht, noch nichts gesehen, denn die „Lehrlinge von Saïs“ gehören mehr einer wissenschaftlichen als einer poetischen Richtung an. Wie wir schon oben angedeutet, rechnen wir seine Begabung in diesem letztern Zweige nicht zur ersten oder auch nur zu einer hohen Gattung; es müßte denn, wie er selbst behauptet, wahr sein, daß der Unterschied zwischen Dichter und Philosoph ein nur scheinbarer und zum Schaden beider ist. In seinen selbst so genannten poetischen Produkten liegt eine unleugbare Weitschweifigkeit, ein Grad von Mattigkeit, nicht Schwäche, sondern Trägheit. Der Sinn ist zu sehr ausgepionnen und zwar nicht in einer lebhaften, wechselvollen Rufft, wie wir es z. B. bei Kier finden, sondern vielmehr in einer leisen, obgleich nicht unmelodischen Eintönigkeit, deren dumpfes Summen nur in seltenen Zwischenräumen, obgleich zuweilen durch Töne von der reinsten und fast geistiger Weichheit, unterbrochen wird.

Wir reden hier hauptsächlich von seinen nicht metrischen Sachen, seinen Gedichten in Prosa. Die metrischen sind überhaupt wenig an der Zahl, betreffen größtentheils religiöse Gegenstände und scheinen trotz einer entschiedenen Wahrheit des Gefühls und des Ausdrucks, doch keine große Geschicklichkeit oder Praxis in dieser Form der Composition zu verrathen. In seinem prosaischen Style ist er glücklicher. Er strebt hauptsächlich nach Einfachheit und nach naturwüchsiger Bündigkeit. Hier und da hat er uns in seinen ausgearbeiteteren Stellen, besonders in seinen „Hymnen an die Nacht“ an Herder erinnert.

Diese „Hymnen an die Nacht“ wurden, wie wohl zu beachten, kurz nach dem Tode seiner Geliebten geschrieben, zu jener Zeit tiefen Kummerd oder vielmehr heiliger Erlösung vom Kummer. Novalis betrachtete sie als seine vollendetsten Leistungen. Sie sind von seltsamer, verschleieter, fast räthselhafter Art; nichtsdeshoweniger erscheinen sie, wenn man sie näher prüft, keineswegs ohne wahren poetischen Werth. Es liegt darin, so zu sagen, eine Unermeßlichkeit der Idee; eine erhabene Ruhe herrscht in ihnen, eine Einsamkeit wie von erlöschten Welten. Hier und da streift und ein Lichtstrahl in der leeren Tiefe, und wir werfen einen klaren flammenden Blick in die Mysterien dieser geheimnißvollen Seele. Ein vollständiger Commentar über die „Hymnen an die Nacht“ wäre eine Auseinandersetzung von Novalis' ganzem theologischen und moralischen Glaubensbekenntniß, denn es steht hierin aufgezeichnet, obgleich symbolisch, und in lyrischer, nicht in didaktischer

Sprache. Wir theilen hier die dritte als die kürzeste und einfachste mit. Unter dem Worte „Nacht“ versteht Novalis, wie man sehen wird, weit mehr als das gewöhnliche Gegentheil des Tages. „Licht“ scheint in diesen Gedichten unser irdisches Leben anzudeuten; „Nacht“ dagegen das uranfängliche himmlische Leben.

„Ginst, da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglichcr Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Glends noch: — wie ich da nach Hülfe umherichaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am stehenden, verlorenen Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsdämon, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; zu Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich: die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum, und erst seit dem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.“

Welchen Grad von kritischer Befriedigung, welchen Einblick in die große Krisis von Novalis geistiger Geschichte, welche hier angedeutet zu werden scheint, unsere Leser aus dieser dritten „Hymne an die Nacht“ schöpfen werden, darüber wollen wir keine Ruthmaßungen aufstellen. Rittlerweise würden wir ihnen aber eine falsche Vorstellung von dem Dichter geben, wenn wir ihn hier verlassen wollten, nachdem wir ihn bloß in seiner mystischeren Gestalt gezeigt, als ob seine Poesie ausschließlich eine Sache der Allegorie wäre und, fern von allen Pfaden gewöhnlicher Sterblicher und ihren Gedanken, bloß in Nacht und Dede wohnte. Novalis kann im gewöhnlichsten Style eben so gut schreiben als in dem ungewöhnlichsten, und auch dann nicht ohne Originalität. Den bei weitem größten Theil seines ersten Bandes nimmt ein Roman: „Heinrich von Ofterdingen“ ein, der, so weit er

geht, so ziemlich in alltäglicher Weise geschrieben ist. Wir haben noch um so weniger darauf hingedeutet, weil wir diesen Roman keineswegs unter seine bemerkenswerthesten Leistungen rechnen. Wie viele der übrigen ist er unvollendet geblieben, ja nach dem Vericht, welchen Fick von dem weiteren Plane zieht, und wornach aus der nüchternen prosaischen Welt des ersten Theils diese „Apotheose der Poesie“ im zweiten in eine mythische fernhafte und ganz phantastische Welt übergehen sollte, haben Kritiker bezweifelt, ob streng genommen diese Arbeit hätte vollendet werden können.

Aus diesem Werke heben wir zwei Stellen aus, um eine Probe von Novalis' Art und Weise im gewöhnlicheren Style zu geben, wobei wir — und in diesem einen Falle sind wir dazu berechtigt — voraus bemerken, daß die Vorzüge, welche darin liegen, allgemeine Würdigung finden werden.

Das erste Bruchstück ist die Einleitung zu der ganzen Erzählung, gleichsam der Text des Ganzen; die „blaue Blume“, von welcher hier gesprochen wird, ist die Poesie, der wirkliche Zweck, die Leidenschaft und der Beruf des jungen Heinrich, welche er unter mannigfachen Abenteuern, Anstrengungen und Leiden suchen und finden soll.

Seine Geschichte beginnt folgendermaßen:

„Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren eisenförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Gabsucht: aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muth gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert; und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehen; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Andern haben ja das Nämlche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein

tiefes, inniges Treiben: das kann und wird Keiner verstehen. Ich glaube, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte; mir ist seitdem Alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Wir ist gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Rußk. — Der Jüngling verlor sich allmählig in süßen Phantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehblichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in stillen Hütten. Er geriet in Gefangenschaft und in die schmachlichste Noth. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft, und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Neg. Bald kam er vor eine Felienschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter gerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu sein schien. Der Gang fuhrte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg, und oben in unzählige Funken zerhäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß, sondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von sich warf.

Er tauchte seine Hand in das Becken, und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn, sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmlische Empannung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihn sich zu vermischen; neue, nie gesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen, und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmeigte sich wie ein zarter Pusen ihm an. Die Bluth schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.

„Perausicht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfließ. Eine Art von süßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begehrtheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Färslichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfieng; die Blätter wurden glänzender und schmeigten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete.“

Unser nächster und letzter Auszug hat ebenfalls einen Traum zum Gegenstande. Der junge Heinrich macht mit seiner Mutter eine lange Reise, um seinen Großvater in Augsburg zu besuchen, unterhält sich unterwegs mit Kaufleuten, Bergleuten und Kreuzrittern (denn es ist zur Zeit der Kreuz-

züge), und verliebt sich bald nach seiner Ankunft sterblich in Mathilde, die Tochter des Dichters Klingsohr, deren Gesicht jenes schönste war, das er in seiner früheren Vision der blauen Blume gesehen. Mathilde soll ihm, wie es scheint, durch den Tod entrisen werden (ebenso wie Sophie ihrem Novallid); mittlerweile jedoch überläßt sich Heinrich, der kein solches Ereigniß fürchtet, mit vollem Herzen seinen neuen Erregungen.

„Er trat an's Fenster. Das Ghor der Gestirne stand am dunklen Himmel und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

„Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Gestirne, ihr stillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurd an. Für Mathilden will ich leben und ewige Treue soll mein Herz an das ibrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht ist vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich selbst zum verglühenden Opfer an.

„Heinrich war erhitzt und nur spät gegen Morgen schlief er ein. In wunderliche Träume flossen die Gedanken seiner Seele zusammen. Ein tiefer blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene heraus. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn. Mathilde saß und ruderte. Sie war mit Kränzen geschmückt, sang ein einfaches Lied und sah nach ihm mit süßer Wehmuth herüber. Seine Brust war bekloffen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Fluth rubig. Ihr himmlisches Gesicht spiegelte sich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen. Er rief ihr ängstlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der sich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er stürzte sich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Wasser trug ihn. Sie winkte, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, der Kahn schöpfte schon Wasser; doch lächelte sie mit einer unsäglichen Innigkeit und sah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es sie hinunter. Eine leise Lust strich über den Strom, der eben so ruhig und glänzend floß wie vorher. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewußtsein. Das Herz schlug nicht mehr. Er kam erst zu sich, als er sich auf trockenem Boden fühlte. Er mochte weit geschwommen sein. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht, wie ihm geheißen war. Sein Gemüth war verschwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entsetzlich matt fühlte er sich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel; sie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand schöpfte er einige Tropfen und neigte seine dürrn Lippen. Wie ein banger Traum lag

die schreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an, ihm wurde so wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn Jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und Mathilde schloß ihn in ihre Arme. Warum ließt Du vor mir, liebes Herz? sagte sie tief athmend. Kaum konnte ich Dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. — Wo ist der Strom? rief er mit Thränen. — Siehst Du nicht seine blauen Wellen über uns? — Er sah hinauf und der blaue Strom floss leise über ihrem Haupte. — Wo sind wir, liebe Mathilde? — Bei unsern Eltern. — Bleiben wir zusammen? — Ewig, versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte und ihn so umschloß, daß sie nicht wieder von ihm konnte. Sie sagte ihm ein wunderbares geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Großvater rief und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen. "

Dieses Bild vom Tode und von dem Flusse, welcher in jenem andern und ewigen Lande der Himmel ist, scheint uns ein schönes und rührendes. Es liegt darin eine Spur jener erhabenen Einfachheit, jenes sanftern stillen Pathos, welche Novalis eigenthümlich und ohne Zweifel die höchsten seiner speziell poetischen Gaben sind.

Hierauf jedoch, so wie auf seine übrigen Vorzüge und Mängel, können wir nicht weiter eingehen, weil wir nun, nach den mitgetheilten Auszügen und mehr oder weniger dürftigen Commentaren unsere kleine Abhandlung über Novalis als, wenn auch nicht vollendet, doch geschlossen betrachten müssen.

Unser Leser hat ihn ausführlich gehört, über eine große Menge von Gegenständen und in kürzeren oder längeren Citaten, die wir so ausgewählt, wie es für unsern Zweck am passendsten zu sein schien, und von unserer Seite mit dem aufrichtigen Wunsche, daß das beschränkte Urtheil, welches mittlerweile über einen solchen Mann gebildet werden kann, ein unparteiisches und ehrliches sein möge.

Einige der von uns ausgehobenen Stellen werden dunkel erscheinen; andere sind, wie wir hoffen, nicht ohne Symptome einer weisen und tiefen Bedeutung; die übrigen mögen Verwunderung erregen und es wird dann

von jedem einzelnen Leser abhängen, ob er etwas Wahres oder etwas Falsches herauszufinden vermag.

Für die große Masse der Leser kann — das wissen wir wohl — Novalis nicht viel nützen, denn er beschäftigt unsere Zeit mehr, als er sie tödten hilft und Leuten, die bloßen Zeitvertreib suchen, möchte ein Studium dieses Schriftstellers nicht anzurathen sein.

Anderen dagegen, welche die Wahrheit als den Zweck aller Lectüre schätzen, besonders der Klasse, welche die Wissenschaft der Moral als die Entwicklung der reinsten und höchsten Wahrheit cultivirt, können wir die wiederholte Lectüre der Schriften von Novalis mit fast vollkommenem Vertrauen empfehlen. Wenn sie eben so wie wir der Ansicht sind, daß die gewinnreichste Beschäftigung, die irgend ein Buch ihnen gewähren kann, darin besteht, daß sie redlich und eifrig einen ernsten, tiefdenkenden, wahrheitsliebenden Menschen studiren und sich in seine Denkwelt hineinarbeiten, bis sie die Welt mit seinen Augen sehen, so fühlen, wie er fühlte, und urtheilen, wie er urtheilte, ohne zu glauben oder zu leugnen, bis sie in gewissem Grade so fühlen und urtheilen können, — dann können wir versichern, daß von den uns bekannten Büchern wenige ihrer Aufmerksamkeit würdiger sind als dieses. Sie werden darin eine unergründliche Fundgrube philosophischer Ideen finden, wo auch der schärfste Verstand Beschäftigung genug findet.

Alles dies wird der Fall sein, wenn der Leser nach ehrlichen Grundsätzen verfährt; geschieht dies aber nicht, so wird Alles anders sein, denn auf keinen Schriftsteller ist so sehr wie auf Novalis jenes berühmte Motto anwendbar:

„Leser, wie gefall ich Dir?
Leser, wie gefallst Du mir?“

Uebrigens wäre es ein unrichtiges Verfahren von uns, wenn wir hier eine förmliche Charakteristik Novalis' versuchen, mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln diese außerordentliche Natur auf gewöhnliche Formulare zurückführen und den Nettobetrag seines Werthes und seines Unwerthes in wenigen Worten aufsummiren wollten.

Wir haben wiederholt unsere eigene unvollkommene Kenntniß der Sache ausgesprochen, eben so wie daß wir vollständig daran verzweifeln, Lesern, die ihm so ganz fremd sind, auch ein nur annäherndes Bild davon

zu entwerfen. Die freundlichen Worte „liebenswürdiger Enthufiasm“, „poetischer Träumer“, oder die unfreundlichen „deutscher Mystiker“, „verschrobener Aphasidist“, sind leicht gesprochen und geschrieben, würden aber in diesem Falle wenig nützen. Wenn wir uns nicht ganz irren, so kann Novalis nicht unter eine dieser berühmten Kategorien gerechnet werden, sondern gehört einer höheren und viel weniger bekannten an, deren Bedeutung vielleicht ebenfalls des Studiums werth ist und auf alle Fälle uns erst nach langen Studien klar werden wird.

Mittlerweile möge der Leser sich mit einigen unbestimmten Gedanken und Ansichten von unserer Seite begnügen, da wir ihm kein festes Urtheil darüber vorzulegen haben.

Wir möchten sagen, daß der Hauptvorzug, den wir an Novalis bemerkt haben, seine uns wahrhaft wunderbare Subtilität des Verstandes ist, seine Fähigkeit, fortwährend zu abstrahiren und die tiefsten und flüchtigsten Ideen durch ihre tausentfachen Irrgänge gleichsam mit Luchsaugen und bis an die äußersten Grenzen des menschlichen Denkens zu verfolgen. Er war in der Mathematik wohl bewandert und, wie sich leicht voraussetzen läßt, ein großer Freund dieser Wissenschaft; aber seine Begabung war eine noch weit höhere und schönere, als die zur Mathematik erforderliche, wo der Geist vom Anfange des Euclid an bis zum Ende des Laplace mit sichtbaren Symbolen, mit untrüglichen Werkzeugen des Denkens versehen wird, ja wo er, wenigstens bei dem, was man die höhere Mathematik nennt, oft wenig mehr als eine mechanische Aussicht über diese Werkzeuge zu üben hat.

Diese Fähigkeit zum abstracten Denken ist, wenn sie so sicher und klar ist, wie wir sie zuweilen bei Novalis finden, eine viel höhere und seltner. Ihr Element ist nicht Mathematik, sondern jene Mathesis, von welcher man gesagt hat, daß mancher große Rechner nicht einmal einen Begriff von ihr habe.

In dieser Fähigkeit aber liegt, so weit logische und nicht moralische Fähigkeit in Frage kommt, die Summe alles philosophischen Talents, welches Talent demgemäß Novalis nach unserer Ansicht in einem sehr hohen Grade besaß, in einem höheren, als fast irgend ein moderner Schriftsteller, den wir kennen gelernt.

Sein hauptsächlichster Fehler dagegen stellt sich uns als eine gewisse übertriebene Weichheit, als ein Mangel an rascher Energie dar, als etwas, was wir eine sich sowohl über seinen Geist, als seinen Charakter erstreckende

Passivität nennen möchten. Novalis besitzt eine fast weibliche Zartheit, Reinheit und Klarheit, aber nicht — wenigstens nicht in diesem Grade — den Nachdruck und die entschlossene Kraft des Mannes.

So ist er in seinen poetischen Schilderungen, wie wir schon oben beklagten, viel zu weitläufig; gerade nicht, was man wortreich nennt, denn er hat nicht sowohl eine Fülle an überflüssigen Worten, als vielmehr eine Fülle an überflüssigen Umständen, was in der That nur einen Grad besser ist.

Bei seinen philosophischen Betrachtungen kommt es uns vor, als ob unter einer andern Form derselbe Fehler sich dann und wann offenbarte. Auch hier erscheint er uns in gewisser Beziehung zu matt, zu passiv. Er sitzt, möchten wir sagen, unter den schönen tausendfachen Combinationen, welche sein Geist ihm fast von selbst darbietet; vielleicht aber zeigt er zu wenig Thätigkeit bei diesem Prozeß, ist zu laz beim Trennen des Wahren von dem Zweifelhafsten, ja er nimmt sich nicht einmal die Mühe, seine Wahrheit mit Sorgfalt und Genauigkeit auszutreiben.

Mit seiner Ruhe, seiner innigen Liebe zur Natur, seinem sanften, erhabenen, geistvollen, contemplativen Tone kommt er uns fast vor, wie ein asiatischer Charakter, fast wie unser Ideal von einem Gymnosophisten des Alterthums und mit der Schwäche eines Orientalen eben so ausgestattet wie mit seiner Kraft.

Hierbei darf man indessen nicht vergessen, daß sowohl seine poetischen als seine philosophischen Werke, so wie wir sie jetzt sehen, unter vielen ihnen nachtheiligen Umständen vor die Oeffentlichkeit gelangt sind. Sie sind noch ganz und gar unreif und noch nicht wirkliche Theorien und Schilderungen, sondern gleichsam nur der erste rohe Entwurf zu solchen. Wären sie vollendet worden, so würde Vieles darin eine andere Form bekommen haben, und dieser Fehler mit vielen anderen verschwunden sein. Es ist deshalb möglich, daß dies nur ein oberflächlicher Fehler, oder auch nur der Schein eines Fehlers ist, der seinen Ursprung in diesen Umständen und in unserer unvollkommenen Auffassung hat. In seinem persönlichen und körperlichen Verhalten wenigstens scheint Novalis gerade das Gegentheil von träg gewesen zu sein, denn wir hören ausdrücklich von der Mäßigkeit und Festigkeit seiner Bewegungen.

In Bezug auf den Charakter seines Genius oder vielleicht mehr seiner literarischen Bedeutsamkeit und die Form, unter welcher er seinen Genius entfaltete, glaubt Nieck, man könne ihn mit Dante vergleichen. „Ihm,“

sagt er, „war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten. So umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm eine liebe Heimath. So ersand er, von Beispielen unbestochen, einen neuen Weg der Darstellung, und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und dem Glauben an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darin, daß ein einziger großer Lebensmoment und ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie und Anschauung wurde, gleichet er unter den Neuren allein dem erhabenen Dante, und singt uns wie dieser einen unergründlichen mystischen Gesang, sehr verschieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Mystik wie ein Ornament glauben an » und ablegen zu können.“

Wenn man die Tendenz seiner poetischen Bestrebungen sowohl als den allgemeinen Geist seiner Philosophie erwägt, so erhält dieser schmeichelhafte Vergleich zuletzt vielleicht eine bessere Begründung, als dies auf den ersten Anblick der Fall zu sein scheint.

Trotzdem würden wir, wenn wir aufgefordert würden, einen solchen, stets mißlichen, Vergleich zu ziehen, Novalis lieber den deutschen Pascal, als den deutschen Dante nennen. Zwischen Pascal und Novalis würde ein Freund solcher Analogien eine ziemliche Anzahl solcher Vergleichungspunkte auffinden. Beide besaßen die reinste, reichste moralische Natur; beide einen hohen, schönen, scharfsinnigen Verstand; beide sind Mathematiker und Naturforscher, beschäftigten sich aber hauptsächlich mit Religion, ja die besten Schriften beider sind in der Form von „Gedanken“ hinterlassen worden, als die Materialien eines großartigen Planes, den jeder von ihnen mit den seiner Zeit eigenthümlichen Ansichten, wir können sagen, zur Förderung der Religion entworfen hatte, und zu dessen Ausführung keinem von beiden die nöthige Lebensfrist gestattet war. Bei alledem dürfte man aber immer nicht vergessen, daß Novalis nicht der französische, sondern der deutsche Pascal war, und aus den intellectuellen Gewohnheiten des einen wie des andern ließen sich viele nationale Contraste und Schlüsse ziehen, welche wir Denen überlassen, die eine besondere Vorliebe für solche Parallelen besitzen.

So sind wir bemüht gewesen, einige Ansichten und Vorstellungen nicht von Dem mitzutheilen, was man gewöhnlich einen deutschen Mystiker nennt,

sondern von Dem, was ein deutscher Mystiker ist; unseren Lesern einige Blicke in seinen Haushalt werfen zu lassen und ihnen mit ihren eigenen Augen zu zeigen, wie er lebt und arbeitet. Wir haben es überdies nicht im Stile des Spottes gethan, der so leicht gewesen wäre, sondern in dem ernstesten Forscher, welcher uns viel gewinnreicher zu sein schien. Dafür erwarten wir nicht den Tadel, sondern den Dank unserer Leser.

Der Mysticismus sollte, was er auch sein möge, eben so wie andere wirklich existirende Dinge von wohlunterrichteten Gemüthern verstanden werden. Wir haben schon bemerkt, daß das althergebrachte Gelächter über diesen Gegenstand in der letzten Zeit etwas hohl geworden ist und binnen Kurzem fast ganz verstummen zu wollen scheint. Nach unserer Ansicht ist jetzt in England in Bezug auf diesen und andere verwandte Gegenstände ein unverkennbarer Geist toleranter und nüchterner Forschung rege — eine immer weiter und weiter sich ausbreitende Ueberzeugung, daß das Senfklei der französischen oder schottischen Logik, so vortreflich, ja unumgänglich nothwendig es bei der Untersuchung der Küsten und Häfen sein mag, doch für die hohe See der menschlichen Forschung nicht ausreicht, und daß mancher Voltaire und Hume, reichbegabte und verdienstvolle Männer, sich sehr irrten, wenn sie glaubten, daß sie, als ihre sechshundert Faden zu Ende waren, den Grund erreicht hätten, der, wie in dem atlantischen Meere, noch unbekante Meilen tiefer liegen kann. Sechshundert Faden ist die längste und eine ganz ansehnliche nautische Leine; viele Menschen aber sondiren mit sechs und noch weniger Faden, und kommen damit genau zu demselben Schlusse.

„Die Zeit wird kommen,“ sagte Lichtenberg mit bitterer Ironie, „wo der Glaube an Gott sein wird, wie der Glaube an Ammenmärchen,“ oder wie Jean Paul sich ausdrückt, wo man „aus der Welt eine Weltmaschine, aus dem Aether ein Gas, aus Gott eine Kraft, und aus dem Jenseits einen Sarg“ machen wird. Wir aber glauben, daß ein solcher Tag nicht kommen werde. Auf alle Fälle gestatte man, während die Schlacht noch wogt und diese Sarg- und Gas-Philosophie sich noch nicht mit Zehnten und vreinlichen Statuten gewappnet hat, dem Mysticismus oder was sich sonst auf ehrliche und redliche Weise dieser Philosophie widersetzt, freien Spielraum. Unparteilichkeit und freie Bahn und das Recht wird den Sieg behaupten! „Unsere gegenwärtige Zeit,“ sagt Jean Paul ungefähr an einer andern Stelle, „ist in der That eine kritisirende und kritische Zeit, denn sie

schwankt zwischen dem Wunsche und der Unfähigkeit zu glauben; sie ist ein Chaos widerstreitender Zeiten, aber selbst eine chaotische Welt muß ihren Mittelpunkt und ihre Umdrehung um diesen Mittelpunkt haben. Es giebt keine reine gänzliche Verwirrung, sondern eine jede solche setzt ihr Gegentheil voraus, bevor sie beginnen kann. ^a

Charakteristiken*).

(1831.)

Die Gesunden wissen nichts von ihrer Gesundheit, sondern die Kranken — dies ist der Aphorismus des Arztes und in einem viel weiteren Sinne anwendbar, als er ihn giebt. Wir können sagen, daß er von moralischer, intellectuellem, politischer und poetischer Therapeutik nicht weniger gilt, als von bloß körperlicher; daß überall oder in was für einer Gestalt Kräfte von der Art, welche man Lebenskräfte nennen kann, thätig sind, hierin die Probe liegt, ob sie richtig wirken, oder ob sie falsch wirken.

Bei dem Körper z. B. ist nach der übereinstimmenden Behauptung aller Aerzte die erste Bedingung vollständiger Gesundheit die, daß jedes Organ seine Funktion unbewußt und unbeachtet verrichtet. Sobald ein Organ seine besondere Existenz, wäre es auch prahlerisch und zum Vergnügen, nicht zum Schmerz, ankündigt, so hat sich schon einer jener unglücklichen „falschen Mittelpunkte der Sensibilität“ begründet und es findet schon Störung statt. Die Vollkommenheit des körperlichen Wohlbefindens ist, daß die gesammten körperlichen Thätigkeiten nur eine zu sein scheinen und sich überdies nicht in sich selbst, sondern in der Wirkung zu erkennen geben, die sie hervorbringen.

In der That ist die Einigkeit, das gute Einvernehmen, stets schweig-

*) Abhandlung über den Urrerung und die Zukunft des Menschen. Von Thomas Heye. 3 Bde. London 1831.

Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes. Geschrieben und vorgetragen zu Dresden im December 1828 und in den ersten Tagen des Januar 1829. Von Friedrich von Schlegel. Wien 1830.

sam oder spricht wenigstens leise; nur Uneinigkeit und Jank verkünden sich mit lauter Stimme. So lange als die verschiedenen Elemente des Lebens alle richtig gegen einander abgewogen sind und ihre Bewegung gleich harmonisch gestimmten Saiten ausströmen können, so lange findet Melodie und Einklang statt. Das Leben fließt aus seinen geheimnißvollen Quellen wie in himmlischer Musik aus, von der man auch, wie von jener andern Musik der Sphären, eben weil sie dauernd und vollständig, ohne Unterbrechung und ohne Unvollkommenheit ist, sagen kann, sie entschlüpfe dem Ohr. So wird auch in einigen Sprachen der Zustand der Gesundheit sehr gut durch einen Ausdruck bezeichnet, welcher Einheit bedeutet, und wenn der Engländer sich so fühlt, wie er zu sein wünscht, so sagt er, er sei whole (ganz oder gesund).

Es steht zu fürchten, daß nur wenige Sterbliche auf die Dauer mit jenem glücklichen Zustand geeignet sind, in welchem man so zu sagen gar kein Körpersystem hat; nichtsdestoweniger werden sich die meisten von uns, wenn sie auf ihre Jugendjahre zurückblicken, einer Zeit leichter, lustiger Durchsichtigkeit, Elasticität und vollkommener Freiheit entsinnen. Der Körper war noch nicht das Gefängniß der Seele geworden, sondern war ihr Fortbewegungsorgan und Werkzeug, gleich einem Geschöpf des Gedankens und seinem Gebot vollständig gehorjam. Wir wußten nicht, daß wir Glieder hatten; wir hoben, schleuderten und sprangen bloß. Durch Auge und Ohr und alle Zugänge der Sinne kamen klare, ungehinderte Mittheilungen von außen und klare, fliegende Kraft drang von innen heraus. Wir standen gleichsam in dem Mittelpunkt der Natur, gebend und empfangend, in Harmonie mit Allem und, im Gegensatz zu Virgil's Landleuten, „zu glücklich, weil wir unsere Seligkeit nicht kannten.“

In jenen Tagen waren Gesundheit und Krankheit fremdartige Sagen, die uns nichts angingen; unser ganzes Wesen war noch Eins, der ganze Mensch gleichsam ein verkörperter Wille.

So könnte, wenn Ruhe oder stets erfolgreiche Arbeit das Loos des Menschen wären, unser Leben stets sein — eine reine, fortwährende, unbedachte Musik; ein Strahl vollkommenen weißen Lichtes, welches alle Dinge sichtbar macht, aber selbst nicht gesehen wird, eben weil es von jener vollkommenen Weiße ist und kein unregelmäßiges Hinderniß es noch in Farben gebrochen hat.

Der Anfang der Förschung ist Krankheit und eben so wie alle Wissenschaft, wenn wir es recht betrachten, in dem Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung sei, ihren Ursprung gehabt haben muß, so ist und bleibt sie auch weiter nichts als Trennung, Zerstückelung und theilweise Heilung des Uebels. So entspringt, wie schon von Alters her geschrieben steht, der Baum der Erkenntniß aus einer Wurzel des Uebels und trägt gute Früchte und böse Früchte. Wäre Adam im Paradies geblieben, so hätten wir keine Anatomie und keine Metaphysik.

Aber ach, der Philosoph behauptet: „Das Leben selbst ist eine Krankheit, ein durch Leiden angeregtes Wirken!“ Das Andenken an jenen ersten Zustand von Freiheit und paradiesischer Unschuld und Unbewußtheit ist in einen idealen poetischen Traum zusammengeschwunden. Wir sind uns jetzt vieler Dinge nur zu bewußt und mit unserer Erkenntniß, dem Symptom der Störung, müssen wir sogar alles Mögliche thun, um ein wenig Ordnung wiederherzustellen. Das Leben ist in wenigen Fällen und in seltenen Zwischenräumen der Wiederklang einer himmlischen Melodie und in den häufigsten Fällen das wilde Gekreisch von Ausbrüchen und Convulsionen, die wir, wir mögen thun, was wir wollen, nicht unbeachtet lassen können.

Trotzdem ist dies immer noch der Wunsch der Natur. Bei jeder Lebensäußerung ist ihr offenkundiger Zweck und ihr Streben darauf gerichtet, daß wir derselben unbewußt und wie ein mit unverwundlicher Verdauungskraft ausgerüstetes Naturkind nicht wissen sollen, daß wir ein Körpersystem haben.

Denn in der That ist die Lebenskraft überall ausdrücklich nur ein Mittel, nicht ein Zweck. Das Leben ist uns nicht um des bloßen Lebens willen gegeben, sondern stets mit einem fernerweiten äußeren Ziel und eben so ist es nicht das Verfahren oder das Mittel, sondern vielmehr das Ergebnis, in Bezug worauf und die Natur mit Einsicht und Willenskraft begabt.

So grenzenlos und unermeslich auch das Gebiet des Menschen ist, so beherrscht er doch nur einen kleinen Bruchtheil davon mit Bewußtsein und Vorbedacht. Was er zu Stande bringen, ja was er nur vollständig wissen und begreifen kann, ist wesentlich das Mechanische, das Kleine. Das Große ist immer in einem oder dem andern Sinne das Lebenskräftige; es ist wesentlich das Geheimnißvolle und nur die Oberfläche desselben kann verstanden werden.

Die Natur aber, könnte es scheinen, ist gleich einer gütigen Mutter bemüht, uns sogar das zu verbergen, daß sie ein Geheimniß ist. Sie will, daß wir in ihrem schönen ehrfurchtgebietenden Schooße ruhen sollen, als ob dies unsere sichere Heimath wäre; auf der bodenlosen, grenzenlosen Tiefe, auf welcher alle menschlichen Dinge furchtbar und wunderbar schwimmen, sollen wir einherwandeln und bauen, als ob der Nebel, der uns hier trägt — den doch ein Riß mit einer Stachadel zerreißen und das Feuer eines Vitolenschusses augenblicklich verbrennen kann — kein Nebel wäre, sondern ein fester Felsengrund.

Hortwährend in der Nähe eines unvermeidlichen Todes kann der Mensch vergessen, daß er geboren ist zu Sterben; er kann über sein Leben, welches, recht bedacht, eine Unermeßlichkeit und eine Ewigkeit in sich schließt, ganz leichtsinnig denken und es als ein einfaches Werkzeug betrachten, dessen Zweck ist, Tagarbeit zu verrichten und Geld zu verdienen.

So schlau weiß die Natur, die Mutter aller höchsten Kunst, welche lehtere sie nur von ferne nachhät, das Endliche aus dem Unendlichen zu gebären und den Menschen auf seinem wunderbaren Pfade dadurch zu leiten, daß sie ihn nicht bloß mit Sehkraft, sondern auch am rechten Orte mit Blindheit begabt! Unter allen ihren Werken, hauptsächlich ihrem edelsten Werke, dem Leben, liegt eine Vass von Finsterniß, welche sie gütig verhüllt. Auch im Leben sollen die Wurzeln und inneren Circulationen, welche sich furchtbar in die Regionen des Todes und der Nacht hinabstrecken, ihr Dasein nicht andeuten und nur der schöne Stamm mit seinen Blättern und Blüthen, den die freundliche Sonne bescheint, soll sich entwickeln und freudig wachsen.

Jedoch, ohne uns in das Abstruse zu wagen oder zu begierig Warum und Wie in Dingen zu fragen, wo unsere Antwort nothwendig großentheils ein Echo der Frage sein muß, wollen wir uns damit begnügen, weiter in bloß historischer Weise zu erörtern, wie jener Aphorismus des körperlichen Arztes sich auch auf ganz andere Dinge anwenden läßt.

Von der Seele mit ihren Thätigkeiten werden wir ihn nicht weniger wahr finden, als vom Körper; — ja, rufen die Spiritualisten, ist nicht eben diese Theilung der Einheit Mensch in einen Dualismus von Seele und Körper schon an und für sich das Symptom von Krankheit, eben so wie vielleicht cure entgegliche materialistische Theorie, daß er bloß ein Körper und deshalb wenigstens wieder eine Einheit sei, der kritische Paroxismus und der Anfang der Heilung sein kann!

Doch abgesehen hiervon bemerken wir mit ziemlicher Zuversicht, daß der wahrhaft starke Geist, man betrachte ihn nun als Intelligenz, als Moralität oder unter irgend einer andern Gestalt, keineswegs der Geist ist, der seine Kraft kennt und daß hier eben so wie im ersten Falle das Zeichen der Gesundheit in der Unbewußtheit beruht.

In unserer inneren wie in unserer äußeren Welt liegt bloß Das offen vor uns, was mechanisch ist, nicht aber was dynamisch ist und Lebenskraft hat. Von unserm Denken, möchten wir sagen, ist es bloß die äußerste Oberfläche, was wir in artikulirte Gedanken formen; — unterhalb der Region der logischen Beweise und der bewußten Gedankenäußerung liegt die Region der Betrachtung. Hier, in ihren stillen geheimnißvollen Tiefen, wohnt die Lebenskraft, die in uns ist, und hier muß, wenn etwas geschaffen und nicht bloß gefertigt und mitgetheilt werden soll, die Arbeit vor sich gehen. Das Fertigen ist verständlich, aber trivial; das Schaffen ist groß und kann nicht verstanden werden. Wenn daher der Diskutant und Demonstrator, dem wir unter den wahren Denkern den tiefsten Platz anweisen können, weiß, was er gethan hat und wie er es that, so weiß es dagegen der Künstler, den wir auf die höchste Stufe stellen, nicht; er muß von Inspiration sprechen und in einem oder dem andern Dialekt sein Werk das Geschenk einer Gottheit nennen.

Im Ganzen genommen aber ist „das Genie sich stets selbst ein Geheimniß“; von dieser alten Wahrheit sehen wir auf allen Seiten tägliche Beweise. Ein Shakespeare bildet sich nichts darauf ein, daß er „Hamlet“ und den „Sturm“ geschrieben; er versteht gar nicht, daß dies etwas Außerordentliches ist. Milton dagegen ist sich seiner Fähigkeit bewußter, welche demgemäße eine untergeordnetere ist. Und welch ein Orgaster und Stolzigen müssen wir nicht oft auf der andern Seite hören und sehen, wenn in Gestalt einer akademischen Dissertation, einer Jungfernrede oder eines Zeitungsartikels diese oder jene flügge gewordene Gans ihr Gänselei von ganz mäßigem Werthe zu Tage gefördert hat und sich wundert, warum sich nicht alle Sterblichen darüber wundern!

Thöricht genug war das Erstaunen des Hofmeisters über Walter Shandy, wie derselbe, obgleich er den Aristoteles noch nicht gelesen, nichtsdestoweniger argumentiren konnte und ohne den Namen irgend eines dialektischen Handwerkszeuges zu kennen, sie alle vollkommen handhabte. Ist Der wohl der geschickteste Anatom, der auf Sabler's Welle die beste Figur

spielt? Oder trifft der Boxer besser, wenn er weiß, daß er einen *flexor longus* und einen *flexor brevis* hat?

Wie in dem höhern Falle mit dem Dichter, so ist auch hier in dem des Sprechers und Forschers die wahre Kraft eine unbewusste. Der gesunde Verstand, möchten wir sagen, ist nicht der logische, argumentirende, sondern der intuitive, denn der Zweck des Verstandes ist nicht, zu beweisen und Gründe zu finden, sondern zu wissen und zu glauben.

Ueber die Logik und ihre Grenzen, ihren Gebrauch und ihren Mißbrauch ließe sich viel sagen und untersuchen; eine Thatsache jedoch, welche uns hier hauptsächlich angeht, ist schon längst bekannt, nämlich daß der Mann der Logik und der Mann der Einsicht, der Folgerer und der Entdecker oder auch Wiffer ganz trennbare, ja sogar größtentheils ganz getrennte Charaktere sind.

Ist es zum Beispiel in praktischen Dingen nicht fast sprichwörtlich geworden, daß der Mann der Logik nicht vorwärts kommen kann? Dies ist eben der, welchen praktische Geschäftsleute einen Systematiker und Theoretiker nennen. Seine intellectuelle Lebenskraft schläft oder ist erloschen, seine ganze Kraft ist mechanisch und bewußt. Es läßt sich von ihm voraussehen, daß, wenn er einmal den unendlichen Complicitäten der wirklichen Welt gegenüber tritt, seine kleine compacte Welttheorie sich als mangelhaft erweisen wird; daß, wenn er sie nicht über Bord werfen und ein neues Geschöpf werden kann, er nothwendig Schiffbruch leiden muß. Ja, schon bei der bloßen philosophischen Spekulation ist der gewandte Dialektiker, im Allgemeinen gesprochen, der schwächste von allen Charakteren. Wäre er auch vom Kopf bis zum Fuße in einen syllogistischen Panzer gehüllt und vollkommener Meister der logischen Fekhtkunst — wie wenig hilft ihm das!

Man betrachte die alten Scholastiker und ihre Pilgerschaft nach dem Tempel der Wahrheit. Das treueste Streben, unablässige, unermüdlige Bewegung, oft große natürliche Kraft und dennoch kein Fortschritt, sondern nichts als allerhand künstliche Stellungen mit Abwägung des einen Gliedes gegen das andere. So balancirten sie, überschlugen sich oder drehten sich selbstgefällig blühschnell und wie tanzende Dervische um die eigene Axe und endeten, wo sie angefangen hatten.

So ist es mit allen Systemschmieden und Erbauern von logischen Karrenhäusern und wird es immer sein, obgleich von dieser Klasse immer ein gewisser Ueberreiß, wie dies auch in unserem Zeitalter der Fall ist, übrig bleibt.

ben und bauen muß. Die Logik ist gut, aber nicht das Beste. Der unwiderlegliche Doctor mit seinen Inductionsketten, Corollarien, Dilemmata und anderen schlaun ausgearbeiteten logischen Diagrammen und Apparaten, wird auch ein schönes Horoskop stellen und ganz vernünftige Dinge sprechen; ever gefühlener Juwel aber, den er auch ausständig machen sollte, kommt doch nicht zum Vorschein. Oft werden wir durch ein geflügeltes Wort, geflügelt wie der Donnerkeil ist, das Wort eines Luther, eines Napoleon, eines Goethe, die Schwierigkeit zerpalten und ihr Geheimniß bloßgelegt sehen, während der Unwiderlegliche mit all seinen logischen Werkzeugen darnach schlägt und um sie herumspringt, aber auf allen Seiten sie zu hart findet.

In dem Unterschied zwischen Rhetorikalent und Rhetorik, sowie überhaupt überall in der Ueberlegenheit des sogenannten Natürlichen über das Künstliche, finden wir einen ähnlichen Beleg. Der Redner überzeugt und reißt alles mit sich fort, ohne zu wissen wie; der Rhetoriker kann beweisen, daß er hätte überzeugen und alles mit sich fortreißen sollen. Der Eine befindet sich in einem Zustande gesunder Unbewußtheit, als ob er „sein System“ hätte; der Andere fühlt kraft seiner guten Lebensordnung und klaren Pünktlichkeit, daß sein System in der besten Ordnung ist.

Kurz, so steht es mit allen Formen der Intelligenz, sie mag nun auf die Auffindung der Wahrheit, oder auf die angemessene Mittheilung derselben, auf Poesie, auf Vortreflichkeit, oder auf Tiefe der Einsicht gerichtet sein, welche die Basis von diesen beiden ist. Das charakteristische Kennzeichen der richtigen Leistung ist stets eine gewisse Unwillkürlichkeit und Unbewußtheit: „die Gelehrten wissen nichts von ihrer Gelehrtheit, sondern nur die Kranken.“

Die alte Vorschrift des Kritikers mochte daher, so widersinnig sie auch seinem ehrgeizigen Schüler erschien, doch eine sehr triftige Grundwahrheit enthalten, die auf und alle und noch in viel andern Dingen als in der Literatur anwendbar ist; wir meinen den Ausspruch: „So oft Du einen Satz geschrieben hast, der ganz besonders vortreflich ausseht, so vergiß ja nicht, ihn auszustreichen.“ Auf dieselbe Weise hat in milderen Ausdrücken, aber in abichtlich viel weiterem Sinne ein lebender Denker und gelehrt: „Des Unrechten sind wir uns stets bewußt, des Rechten aber niemals.“

Wenn dies aber in Bezug auf philosophische Speculation und die intellectuelle Fähigkeit des Menschen Geisig ist, so ist es dies noch weit mehr in Bezug auf unsere Handlungsweise und die darin hauptsächlich offenbarte

Fähigkeit, welche wir Moral nennen. „Laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut“; flüßere nicht Deinem eigenen Herzen zu: Wie würdig ist diese That, denn dann wird sie schon werthlos. Der gute Mann ist der, welcher fortwährend im Gutedthun wirkt, für welchen Gutedthun gleichsam seine natürliche Gristenz ist, kein Grstaunen erweckt, keinen Commentar bedarf, sondern gleichsam eine Sache ist, die sich von selbst versteht und nicht anders sein könnte.

Selbstbetrachtung dagegen ist untrüglich das Symptom von Krankheit, gleichviel, ob Verläufer der Heilung oder nicht. Eine ungefunzte Tugend ist eine, die sich in Neue und Angst zur Magerkeit abhärmt, oder, noch schlimmer, die sich eitel und ruhmretzig aufbläht. In beiden Fällen liegt Selbstsucht zu Grunde, oder ein nutzloses Hinterundschauern, um den Weg zu messen, den wir zurückgelegt haben, da doch unsere einzige Aufgabe ist, unaufgelezt vorwärts zu gehen und weiterzukommen.

Wenn in irgend einer Sphäre des menschlichen Lebens, so ist es in der innersten und am innigsten das Leben berührenden, nämlich der moralischen, gut, wenn Ganzheit und Unbewußtheit darin ist, welche eben der Beweis von jener ist. Der freie vernünftige Wille, welcher in uns wie in unserm Allerheiligsten wohnt, möge in der That frei sein und Gehorsam finden, wie eine Gottheit, wie dies sein Recht und sein Streben ist. Der vollkommene Gehorsam wird stets stumm sein.

Dies war vielleicht der Sinn jener Maxime, die aber wie gewöhnlich nur die Hälfte einer Wahrheit ausdrückt: Wenn wir sagen, daß wir ein reines Gewissen haben, so sagen wir damit einen Selbstschmerz. Hätten wir niemals geübt, so würden wir gar kein Gewissen haben. Wäre die Niederlage unbekannt, so würde auch der Sieg nicht durch Triumphgefänge gefeiert werden.

Dies ist allerdings ein idealer unmöglicher Zustand des Seins, aber doch das Ziel, nach welchem unser wirklicher Zustand des Seins strebt, der um so vollkommener ist, je näher er diesem Ziele kommt. Auch ist in unserer wirklichen Welt, wo die Mühe oft sich als vergebens erweisen, das Nicht in jeder Beziehung mit der Hinfekerniß abwechseln und das Wesen einer idealen Moralität dadurch sehr modificirt werden muß, der Fall insoweit nicht wesentlich verschieden. Es ist eine Thatfache, die schwerlich Jemandem entgeht, daß, im Allgemeinen gesprochen, Jeder, der seinen Werth kennt, nur einen geringen Vorrath besitzt, mit welchem er diese Bekannthschaft cultiviren

kann. Vor allen Dingen ist das öffentliche Anerkennung einer solchen Bekanntheit, woraus sich schließen läßt, daß sie schon eine sehr intime geworden, ein schlimmes Zeichen. Schon in dem Urtheile des gemeinen Mannes beginnt Der, welcher viel über die Tugend in abstracto spricht, verdächtig zu werden, denn man setzt schlauserweise voraus, daß da, wo viel gepredigt wird, wenig Almosen gegeben werden.

Betrachten wir die Sache nach einem höheren Maßstabe, so werden wir bemerken, daß Zeitalter des Heroismus nicht Zeitalter der Moralphilosophie sind. Wenn über die Tugend philosophirt werden kann, so ist sie sich ihrer selbst bewußt geworden, sie ist krank und beginnt immer häufiger zu werden. Ein unwillkürlicher Altes durchdringender Geist ritterlicher Tapferkeit schrumpft zu elenden Ehrenpunkten zusammen; menschliche Courtoisie und hoher Sinn verwandeln sich in Erfüllung von Höflichkeitsformeln; man bezahlt den Zehnten an Vill und Rummel und vernachlässigt die wichtigeren Gebote des Geistes. Die Herzengüte, welche sich selbst Gesetz war, muß nun an die Vorschrift appelliren und in Sanctionen ihre Kraft suchen; der freie Wille herrscht nicht mehr unangefochten und kraft göttlichen Rechts, sondern wie ein bloß irdischer Monarch durch Auskunfts mittel, durch Belohnungen und Strafen, oder vielmehr, der freie Wille hat, so weit es geschehen kann, abgedankt und sich ins Dunkel zurückgezogen und ein geistlicher Alp, die Nothwendigkeit, usurpirt seinen Thron, denn da man jetzt jenen geheimnißvollen Selbstimpuls des ganzen vom Himmel begeisterten und in jeder Beziehung an der Unentlichkeit theilnehmenden Menschen auf captivische Weise in einem entlichen Dialekt in Frage gestellt und, wie dies nicht anders sein kann, durch Stillchweigen beantwortet hat, so betrachtet man ihn als nicht vorhanden und nur der äußere Mechanismus davon bleibt anerkannt. Von der Willenskraft hören wir, ausgenommen als gleichbedeutend mit Begierde, nichts; von „Beweggründen“, ohne irgend etwas Bewegendes, aber mehr als genug.

Auf diese Weise ist, während die edelmüthigen Triebe fast ganz erstarren sind, auch die Herrschaft der Sentimentalität entstanden. Die Größe, der Nutzen, auf jeden Fall der außerordentliche Schmuck eines hohen Sinnes und der Lutzgenuß des Gutes thuns, Wohlthätigkeit, Liebe, Selbstverleugnung und jede Gattung göttlicher Großmuth werden überall hervorgehoben und in Wort und Schrift, in Prosa und in Versen, auf das Dringendste eingepreßt; socinianische Prediger verkünden „Wohlfühlen“ nach allen vler

Binden und tragen die Wahrheit auf ihren Brustkasten eingegraben — unglücklicherweise aber mit wenig oder gar keinem Erfolge.

Wenn aber die Peine im richtigen Zustande zum Gehen waren, wozu suchte man dann die Bewegung so ausführlich zu demonstrieren? Ach, der anfruchtbarste von allen Sterblichen ist der sentimentale. Selbst zugegeben, daß er aufrichtig wäre und uns nicht vorsätzlich täuschte, oder ohne sich erst selbst zu täuschen, — was ist wohl an ihm Gutes? Liegt er nicht hier als eine immerwährende Lektion der Verzweiflung und ein Musterbild fleher, kränklicher Impotenz? Seine Tugend ist ganz vorzugsweise eine solche, die mit jeder Faser ihrer selbst bewußt geworden ist. Sie ist ganz krank und es ist ihr zu Muth, als wäre sie von Glas, so daß sie weder zu berühren, noch sich berühren zu lassen wagt. Wirken kann sie gar nichts, sondern höchstens durch unablässige Pflege sich selbst am Leben erhalten.

Als das letzte Stadium von allen, wenn die Tugend — was man eigentlich darunter versteht — aufgehört hat, geübt zu werden und erlöschen und eine bloße Erinnerung geworden ist, haben wir die Aera der Sophisten, die dann über das Dasein der Tugend schwagen, sie beweisen oder leugnen oder auf mechanische Weise „erklären“, gerade so wie Anatomen und Demonstratoren nicht eher operiren können, als bis der Körper todt ist.

So ist der ächte moralische Genius, eben so wie der ächte intellectuelle, der überhaupt nur eine niedrigere Phase des erstern ist. „Nicht sich selbst ein Geheimniß.“ Die gesunde moralische Natur liebt die Güte und lebt ohne weiter darüber zu ersinnen, gänzlich in ihr; die ungesunde liebelt mit ihr und möchte gern in ihr leben; sobald sie aber diese Bewerbung fruchtlos findet, dreht sie sich herum und sagt sich nicht ohne Verachtung von ihr los.

Diese merkwürdigen Beziehungen des Freiwilligen und Bewußten zu dem Unfreiwilligen und Unbewußten und das geringe Verhältniß, in welchem in allen Fächern unsers Lebens das erstere zu dem letztern steht, könnte uns auf tief eingehende Fragen der Psychologie und Physiologie führen, die aber nicht zu unserm jetzigen Gegenstand gehören. Genug, wenn sich die Thatsache herausgestellt hat, daß die Natur es so mit uns gemeint hat, daß wir auf diese Weise geschaffen sind.

Wir können nun sagen, daß, wir mögen das individuelle Dasein des Menschen betrachten, unter welcher Gestalt wir wollen — unter der höchsten geistigen sowohl, als unter der bloß thierischen — überall die große Lebenskraft, so lange sie sich in gesundem Zustande befindet, eine ungetroffene, unbe-

wußte ist oder daß mit den Worten unseres alten Aphorismus, „nicht die Gesunden von ihrer Gesundheit wissen, sondern bloß die Kranken.“

Um jedoch den Menschen zu verstehen, müssen wir über den einzelnen Menschen und seine Thaten oder Interessen hinausblicken und ihn in Verbindung mit seines Gleichen betrachten.

In der Gesellschaft erst fühlt der Mensch, was er ist, wird er erst, was er sein kann. In der Gesellschaft wird eine ganz neue Reihe von geistigen Thätigkeiten in ihm entwickelt, während die alten unermüdet an Schnelligkeit und Kraft gewinnen. Die Gesellschaft ist das verwandte Element, worin seine Natur erst lebt und wächst; der einsame Mensch wäre nur ein kleiner Theil seines Selbst und müßte für immer in unentwickeltem, verkümmertem und nur halb lebendem Zustande verharren. „Meine Meinung, meine Ueberzeugung,“ sagt ein tiefer Denker mit größerer Bedeutsamkeit, als auf den ersten Blick in seinen Worten zu liegen scheint, „gewinnt schon in dem Augenblick, wo ein zweites Gemüth sie angenommen hat, unendlich an Kraft und Sicherheit.“ Dies ist selbst in ihrer einfachsten Form die Frucht der Association; so wunderbar ist der Umgang von Seele mit Seele in seiner Beziehung zu dem bloßen Akt des Wissens.

In anderen höheren Akten ist das Wunder noch offenkundiger, wie z. B. in dem Theil unseres Wesens, welchen wir die Moral nennen, denn eigentlich ist jeder Umgang von moralischer Art, wovon ein solcher intellectuellem Umgang (in dem Akt des Wissens) schon in sich ein Beispiel ist.

In Bezug auf die im engeren Sinne sogenannte Moral aber ist es die Gesellschaft, wo, wir möchten fast sagen, die Moralität beginnt; hier nimmt sie wenigstens eine ganz neue Form an und breitet sich nach allen Seiten hin aus, wie in lebendigem Wachsthum. Die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, gegen Das, was das Höchste in ihm ist, machen nur die erste Tafel des Gesetzes aus. Zu dieser ersten Tafel kommt nun eine zweite mit den Pflichten des Menschen gegen seinen Nachbar, wodurch auch die Bedeutung der ersten nur ihre wahre Wichtigkeit erhält.

Der Mensch hat sich zu dem Menschen gestellt, Seele wirkt auf Seele, ein geheimnißvoller, wunderbarer, unergründlicher Bund entsteht und das Leben ist in allen seinen Elementen intensiv und geheiligter. Der Blickfunken des Gedankens, der in dem einsamen Gemüth erzeugt oder vielmehr vom Himmel entzündet wird, erweckt sein Ebenbild in einem andern, in

tausend andern Gemüthern und alle lodern zu einer einzigen Flamme empor. Von Gemüth zu Gemüth zurückgeworfen und in jedem durch frischen Brennstoff genährt, erlangt sie unberechenbares neues Licht als Getanke, unberechenbare neue Wärme, wenn sie sich in Thätigkeit verwandelt.

Allmählig kann sich ein gemeinsamer Gedankenvorrath anhäufen und als ein ewiges Feststium überliefert werden. Die Literatur, sie möge nun durch das Gedächtniß der Väter, in Mäusen, oder auf Stein gegrabenen Hieroglyphen, oder in Büchern von beschriebnem oder bedrucktem Papier bewahrt werden, tritt ins Dasein und beginnt ihre wunderbare Rolle zu spielen.

So bilten sich Staaten. Der Schwache unterwirft sich dem Starken und giebt Gehorsam, damit er Schutz und Führung empfangen, oder wir wollen vielmehr zu Ehren unierter Natur sagen, der Unwissende unterwirft sich dem Weisen, denn selbst in den rohesten Menschengemeinden unterwirft sich der Mensch niemals gänzlich der rohen Gewalt, sondern stets moralischer Größe, und der fast allgemeine Ausdruck der Ehrfurcht, von dem orientalischen Scheik und dem Sachem der rothen Indianer an bis herab zum englischen Sir, deutet bloß an, daß Der, welchen wir damit zu ehren gedenken, ält' er ist als wir.

Zuletzt, als Arone und Schlußstein des Gebäudes, entsteht die Religion. Die fromme Betrachtung des vereinzelt Menschen, welche wie ein vorübergehender Ton der Liebe und Ehrfurcht aus unbekannten Ländern seine Seele durchdringt, erlangt Gewißheit und Dauer, wenn seine Mitmenschen sie theilen. Wo Zwei oder Drei versammelt sind im Namen des Höchsten, da erst erscheint der Höchste, wie geschrieben steht, unter ihnen, um sie zu segnen; dann erst bahnt ein Altar und gemeinsame Anbetung einen Weg von der Erde zum Himmel, auf welchem, wäre es auch nur eine einfache Jakobsleiter, die himmlischen Voten mit froher Wahr und unaussprechlichen Gaben für die Menschheit auf- und absteigen.

Dies ist die Gesellschaft, die lebenskräftige Zusammenfügung vieler Individuen zu einem neuen Gesamtindividuum — bei weitem das Wichtigste, was der Mensch auf dieser Erde erstrebt hat, Das, worin und kraft dessen alle seine andern Erstrebungen und Versuche ihren Kampfplatz finden und ihren Werth haben. Wohl erwogen, ist die Gesellschaft das stehende Wunder unsers Daseins; eine wahre Region des Uebernatürlichen; gleichsam ein zweites allumfassendes Leben, worin unser erstes doppelt und

dreifach lebendig, und Alles, was von der Unendlichkeit in uns liegt, sich verkörpert und thätig und sichtbar wird.

Wenn man die Gesellschaft als mit Leben begabt darstellt, so ist dies kaum ein sätzlicher Satz, sondern vielmehr die Behauptung einer Thatfache auf so unvollkommene Weise, wie die Sprache eben darbietet. Man sehe die Sache genau an. Jener mythische Bund, das höchste Werk der Natur mit dem Menschen, worin die Willenskraft des Menschen eine unerlässliche und doch so untergeordnete Rolle spielt und das kleine Mechanische so geheimnißvoll und unlöslich aus dem unendlichen Dynamischen, wie Körper aus dem Geiste, hervorgeht, — ist ganz gewiß lebenskräftig, was wir lebenskräftig nennen können und trägt das unterscheidende Merkmal des Lebens.

Auf dieselbe Weise können wir auch sagen, daß die Gesellschaft ihre Perioden der Krankheit und Kraft, der Jugend, Mannheit, Hinfälligkeit, Auflösung und Wiedergeburt hat. In einem oder dem anderen dieser Stadien sehen wir sie stets und an allen Orten, wo Menschen wohnen, eben so wie wir auch, ob nun als mitwirkend oder als widerstrebend, als gesunde oder als kranke Mitglieder zu unserer Freude oder unserem Schmerze Antheil daran nehmen.

Die Frage: Von welcher Art ist der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft? ist in diesen Tagen unglücklicherweise wichtig genug geworden. Keiner von uns ist bei dieser Frage unbetheiligt und für die Mehrzahl der denkenden Menschen scheint eine wahre Antwort darauf fast das Eine zu sein, was noch ist. Da jedoch die richtige Antwort, das heißt, die vollständige und gründliche Antwort und Entscheidung, so oft sie auch verlangt worden, nirgends zum Vorschein kommt und ihrer Natur nach auch unmöglich ist, so ist auch schon eine jede rechtliche Annäherung an eine solche Antwort nicht ohne Werth. Auch das matteste Licht, oder sogar eine bloße genauere Erkennniß der Finsterniß, worin der erste Schritt zum Licht beruht, muß willkommen sein.

Ist man hiermit einverstanden, so wird es nicht unfruchtbar erscheinen, wenn wir bemerken, daß auch hier unser alter Aphorismus Anwendung erleidet, daß in dem politischen Körper sowohl wie in dem animalischen das Kennzeichen des vollkommenen Wohlbehindens oder des Normalzustandes die Unbewußtheit ist. Dies ist auch faktisch die Bedeutung des Ausdrucks „künstlicher Zustand der Gesellschaft“ im Gegensatz zu dem natürlichen Zustande und insofern er etwas diesem Untergeordneten bezeichnet.

Bei allen lebendigen oder lebendkräftigen Dingen unterscheiden die Menschen das Künstliche und das Natürliche, wobei sie auf einem dunkeln Gefühl derselben Wahrheit fußen, die wir hier durchzuführen bemüht sind — das Künstliche ist das Bewußte, Mechanische; das Natürliche ist das Unbewußte, Dynamische. So wie wir daher eine künstliche Vorste haben und nur die natürliche schätzen, so haben wir auch eine künstliche Moralität, eine künstliche Weisheit, eine künstliche Gesellschaft.

Die künstliche Gesellschaft ist eben die, welche ihren eigenen Bau, ihre eigenen inneren Funktionen kennt, und das Wohlbefinden einer Gesellschaft besteht nicht darin, daß sie ihre Funktionen kennt und überwacht, sondern daß sie äußerlich auf die Erfüllung ihres Zwecks hinarbeitet.

Jede Gesellschaft, jeder Staat hat ein geistiges Prinzip und ist die versuchsweise und mehr oder weniger vollständige Verkörperung einer Idee. Alle ihre Tendenzen, ihre Gebräuche, ihre Gesetze, ihre Politik und ganze Prozedur sind — wie der Blick eines Montesquieu durch unzählige oberflächliche Verwickelungen hindurch zum Theil entziffern kann — von einer Idee vorgeschrieben und fließen aus derselben ganz natürlich wie Bewegungen aus der lebenden Quelle der Bewegung.

Diese Idee, sei es die Idee der Hingebung an einen Menschen oder an eine Klasse von Menschen, an einen Glauben, an eine Einrichtung oder auch, wie in älteren Zeiten, an ein Stück Land, ist stets wahre Loyalität. Sie hat etwas von einem religiösen, alles Andere überragenden, ganz unendlichen Charakter; sie ist so recht eigentlich die Seele des Staates, sein Leben, eben so geheimnißvoll wie andere Formen des Lebens und eben so wie diese im Geheimen und in einer Tiefe wirkend, welche bis unter die Bewußtheit hinabreicht.

Demgemäß sind es auch nicht die kräftigen Zeitalter einer römischen Republik, wo Abhandlungen über den Staat geschrieben werden. Wenn die Decur sich dem Untergange weibend den Feinden Roms entgegenstürzen, was braucht man dann erst Patriotismus zu predigen? Die Tugend des Patriotismus ist schon aus ihrem uranfänglichen, überdieswenglichen Zustande herabgesunken, ehe sie einen Namen erhalten hat. So lange als der Staat ein wirklich athletischer ist, liegt ihm nichts daran, in der Anatomie herumzustümpfern. Warum soll man Gehorsam gegen den Monarchen lehren, warum soll man diese Tugend bewundern, oder auch nur speziell anerkennen, so lange eine göttliche Idee des Gehorsams fortwährend alle Menschen

begriffen? Die Loyalität ward eben so wie der Patriotismus, von welchem sie nur eine Form, ist, nicht eher gepriesen, als bis sie angefangen hatte, in Verfall zu gerathen und die Preux Chevaliers wurden erst dann recht bewundernswürdig, als das „für seinen König sterben“ aufgehört hatte, eine Gewohnheit der Ritter zu sein. Denn wenn die mythische Bedeutung des Staates, möge dieser sein von welcher Art er wolle, lebendkräftig in jedem Herzen wohnt, jedes Leben wie mit einem zweiten höheren Leben umgiebt, wie kann sie sich dann selbst in Zweifel ziehen? Sie muß sich vordrängen und sich durch Thaten zu erkennen geben. Uebrigens ist sie, wenn sie vollkommen ist, gleichsam nothwendig da und erregt weder Verwunderung noch Neugier. Eben so ist sie auch von Natur unendlich und hat keine Grenzen; deshalb kann sie durch keine Bedingungen oder Definitionen begrenzt werden, man kann nicht über sie philosophiren, ja man kann, ausgenommen musikalisch oder in der Sprache der Poesie, nicht einmal von ihr sprechen.

Zu jenen Zeiten war die Gesellschaft was wir ferngesund nennen. Nicht als ob sie dabei keine Leiden gehabt hätte oder nicht auf allen Seiten von Bedrängnissen und Schwierigkeiten umringt gewesen wäre. Dies ist einmal die Bestimmung des Menschen; seine höchste und alleinige Glückseligkeit ist, daß er arbeite und wisse, woran er zu arbeiten hat; nicht in Ruhe und Bequemlichkeit, sondern in vereinter siegreicher Arbeit, welche zugleich das Uebel und der Sieg über das Uebel ist, liegt seine Freiheit. Ja, oft haben die Historiker, weil sie nicht tiefer sahen, als bis auf solche oberflächliche Wirre der frühern Zeit, und gelehrt, es sei weiter nichts als eine einzige große Wunde von Bitterspruch und Krankheit gewesen. In der Republik des Alterthums oder in der Monarchie des Mittelalters haben sie bloß den verworrenen chaotischen Streinbruch gesehen, nicht den rüstigen Arbeiter oder das staatliche Gebäude, welches er daraus aufrichtete.

Wenn aber die Gesellschaft in jenen Zeitaltern ihre Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte, so besaß sie auch ihre Kraft. Wenn beklagenswerthe Waffen Unrath sie belästigten, so fehlte es doch auch nicht an starken Armen, um sie mit unbezähmbarem Muthe beiseite zu werfen. Die Gesellschaft schritt, ohne sich zu beklagen, vorwärts; sie blieb nicht stehen, um sich selbst zu kritischen und zu sagen: Wie gut ich meine Sache mache, oder: Ach, wie schlecht! Die Menschen fühlten noch nicht, daß sie „von den benachbarten Nationen bedrückt würden“ und waren eben deshalb beneidenswerth.

Die Gesellschaft war damals, was wir ganz und gesund nennen. Der individuelle Mensch war an und für sich ein Ganzes oder eine vollständige Vereinigung und konnte sich mit seines Gleichen als das lebende Glied eines größeren Ganzen verbinden. Denn alle Menschen waren ihr ganzes Leben lang von einer einzigen großen Idee befeelt; deshalb zeigten alle Bestrebungen nach einer einzigen Richtung und überall war Ganzheit. Meinung und Thätigkeit hatten sich noch nicht entzweit, sondern die erstere konnte noch die letztere erzeugen oder ihre Erzeugung versuchen, eben so wie der Stempel seinen Abdruck bewirkt, so lange das Wachs noch nicht hart geworden ist. Der Gedanke und die Stimme des Gedankens waren ebenfalls ein Einklang und statt der Spekulation hatten wir auf diese Weise Vereite. Die Literatur in ihrer reinen, ungeschminkten Sprache war noch ein heroisches Lied, vielleicht auch eine fromme Hymne. Die Religion war überall; die Philosophie lag darunter verborgen, war friedlich in sie eingeschlossen.

Hierin, als in dem Lebensmittelpunkte des Ganzen lag die wahre Gesundheit und Einheit. Erst in einer spätern Zeit mußte die Religion sich in Philosophien spalten und dadurch, nachdem die Lebenseinheit des Gedankens verloren gegangen, Zwist und Zusammenstoß in allen Bereichen des Wortes und der That mehr und mehr die Oberhand gewinnen. Denn wenn der Poet oder Priester, oder mit welchem Namen man sonst den begeisterten Denker bezeichnen möge, das Merkmal der Kraft und des Wohlseins ist, so ist auf dieselbe Weise der Logiker, oder nicht begeisterte Denker, das Merkmal der Krankheit, wahrscheinlich der Hinfälligkeit und des Verfalls. So bald als daher — um nicht andere Beispiele zu nennen, von welchen eins viel näher liegt — das Prophetenthum unter den Hebräern aufgehört hatte, begann die Herrschaft der Argumentation, und die alte Theokratie mit ihren Sadducäern und Pharisäern und dem unfruchtbaren Gleichwäg der Secten und Schriftgelehrten verräth unverkennbar, daß die Seele entflohen war und daß der Körper selbst durch natürliche Auflösung, während die alten Kräfte noch thätig waren, aber in umgekehrter Ordnung wirkten, sich auf dem Wege zum gänzlichen Verschwinden befand.

Wir konnten diese Frage bis in unzählige andere Verzweigungen verfolgen und würden überall unter neuen Formen dieselbe Wahrheit finden, die wir hier so unvollkommen aussprechen, daß nämlich in der ganzen Welt des Menschen bei allen Kundgebungen und Leistungen seiner Natur, äußeren

und inneren, persönlichen und socialen, das Vollkommene, das Große sich selbst ein Geheimniß ist, sich selbst nicht kennt, denn Alles, was sich kennt, ist schon klein und mehr oder weniger unvollkommen. Oder mit andern Worten: Unbewußtheit gehört dem reinen ungemischten Leben an; Bewußtheit einer krankhaften Mischung und einem Kampf zwischen Leben und Tod. Unbewußtheit ist das Merkmal des Schaffens; Bewußtheit im besten Falle das des Fertigen.

So tief ist in dieser unserer Existenz die Bedeutung des Geheimnisses. Mit Recht machten daher die Alten das Schweigen zu einer Gottheit, denn es ist das Element aller Göttlichkeit, Unendlichkeit oder transcendentaler Größe, gleichzeitig die Quelle und der Ocean, worin alle solche beginnt und endet.

In demselben Sinne haben auch Dichter „Hymnen an die Nacht“ gesungen, als ob die Nacht edler wäre, als der Tag, als ob der Tag nichts wäre, als ein kleiner buntbedigter Schleier, der vorübergehend über den unendlichen Schooß der Nacht gedreht worden und ihre rein durchsichtigen ewigen Tiefen nur entstellte und untern Blicken entzöge. So haben sie auch gesprochen und gezeugen, als ob das Schweigen der erhabene Kern und die vollständige Summe aller Harmonie und der Tod, was die Sterblichen den Tod nennen, eigentlich der Anfang des Lebens wäre.

Unter solchen Bildern, da nur in Bildern von dem Unsichtbaren gesprochen werden kann, haben die Menschen sich bemüht, eine große Wahrheit auszudrücken — eine Wahrheit, die in unsern Zeiten so weit als vielleicht möglich von den Meisten vergessen ist, die aber nichtdestoweniger ewig wahr und ewig wichtig bleibt und dereinst unter neuen Bildern den Herzen Aller wieder eingeprägt werden wird.

Auch das roheste Gemüth hat, wenn auch schon in weit niedrigerer Bedeutung, eine Ahnung von der Größe, welche im Geheimniß liegt. Wenn das Schweigen von den Alten zu einem Gott gemacht ward, so ist es bei uns Modernen wenigstens immer noch Minister. Ueberdies ist auch allen Charlatanen, von welcher Art sie sein mögen, die Wirkung des Geheimnisses wohlbekannt. Hier und da versteht ein Cagliostro selbst in der neuern Zeit Nutzen und Gewinn davon zu ziehen und auch der Dummkopf, welcher Ehrgeiz, aber kein Talent besitzt, findet zuweilen in dem Talent des Schweigens eine Art Succedaneum.

Und wenn wir die Sache wiederum von der entgegengesetzten Seite betrachten, sehen wir dann nicht in dem gewöhnlichen Verstande der Mensch-

heit ein gewisses Mißtrauen, eine gewisse Verachtung Dessen, was ganz und gar selbstbewußt und mechanisch ist? So wie nichts, was man ganz durchschauen kann, einen andern als trivialen Charakter hat, so weiß man auch von Allem, was sich für groß ausgiebt und dennoch vollständig durchschaubar werden kann, schon im Voraus, daß es unächt und verfehlt ist. Der üble Ruf, in dem die sogenannten Theoretiker und Projectmacher stehen, die anerkannte Unwirksamkeit „papierner Constitutionen“ und aller dergleichen Gegenstände sind Beispiele davon.

Die oft wiederholte Erfahrung und vielleicht ein gewisser Instinkt von etwas weit Tieferem, welches unter diesen Erfahrungen liegt, hat die Menschen dies gelehrt. Sie wissen schon im Voraus, daß das Laute gewöhnlich das Unbedeutende, das Leere ist. Was sich von den Dächern verkünden kann, mag für den Hörer und für die Menge taugen, welche notwendig von ihm kaufen muß; was aber den tieferen Gebrauch betrifft, so könnte dies eben so gut unerklärt bleiben.

Man bemerke auch, wie dieser Satz, auch wenn er umgedreht wird, immer noch seine Anwendung behält; wie das Bedeutungslose, das Leere gewöhnlich auch das Laute ist und nach Art einer Trommel eben in Folge seiner Leere so laut ist. Der Nutzen irgend eines neuerfundnen Speisewärmers kann im Laufe des ersten Winters in der ganzen Welt ausposaunt werden; der Nutzen der Buchdruckerpresse dagegen wird kaum in den ersten drei Jahrhunderten recht begriffen, und die Annahme einiger untergeordneten Bestimmungen der Kirchenordnung durch das Parlament erregt unter der Menschheit mehr hoffnungsvolle Erwartung als die Ausbreitung der christlichen Religion.

Wir sagen daher wiederholt und nochmals: das Große, das Schaffende und Dauernde ist stets sich selbst ein Geheimniß und nur das Kleine, das Unfruchtbare und Vorübergehende ist anders.

Wenn wir nun mit praktisch ärztlichem Blick nach diesem selben Maßstabe der Unbewußtheit den Zustand unseres eigenen Zeitalters und des menschlichen Lebens in demselben untersuchen, so ist die Diagnose, zu der wir gelangen, von keineswegs schmeichelhafter Art.

Der Zustand der Gesellschaft in unseren Tagen ist von allen möglichen Zuständen am allerwenigsten ein unbewußter. Unsere Aera ist ganz speziell die, wo alle Arten von Nachforschungen in dem, was früher einmal die ungesühlte, unwillkürliche Sphäre des menschlichen Daseins war, ihren Platz

finden und gleichsam das ganze Gebiet des Gedankens occupiren. Was ist zum Beispiel alles das, was wir seit den letzten Generationen von der Ausrottung des Vorurtheils, dem Fortschritt des Menschengeschlechts, dem Fortschritt des Zeitgeistes und dem Fortschritt der Intelligenz hören, weiter als ein ungesunder Zustand des Selbstfühls, der Selbstbesichtigung, der Verläufer und das Prognostikon einer immer mehr abnehmenden Gesundheit?

Dass die Intelligenz fortschreite, womöglich im Geschwindigkeitsschritt, ist sehr wünschenswerth, aber was soll sie sich bei jedem Schritte umbrehen und rufen: Seht Ihr, was für einen Schritt ich gemacht habe! — Ein solcher Fortschritt der Intelligenz gleicht dem Gange eines Pferdes, welches den Spath hat und fortwährend die Peine hebt, ohne von der Stelle zu kommen. Oder im besten Falle, wenn wir die Sache genau untersuchen, ist es der Gang jenes nichtbrüchigen Patienten, den seine Aerzte auf einen künstlich erhigten Fußboden gesetzt hatten, so daß er gehen mußte und wie wahnsinnig hin und her rannte.

Die Intelligenz ist nicht erst gestern aus dem Schlafe erwacht, sondern schon seit der Sündfluth unterwegs. Ihre bei weitem besten Fortschritte machte sie überdies in jenen alten Zeiten, wo sie nichts davon sagte. In jenen selben „finstern Zeitaltern“ konnte die Intelligenz (bildlich sowohl als buchstäblich) Glas erfinden, welches sie jetzt kaum zu Brillen zu schleifen vermag. Die Intelligenz baute nicht bloß Kirchen, sondern eine Kirche, die Kirche, deren Grund auf dieser festen Erde ruht, die aber emporreicht und hinaus führt, so hoch wie der Himmel; jetzt aber ist sie kaum im Stande, die Thüren dieser Kirche verriegelt zu halten, damit Niemand die Priestergewänder zerreiße oder die Almosenbüche bestehle. Eben so baute sie ein in seiner Art prachtvolles Senathaus und jetzt kostet es ihr fast tödtliche Anstrengungen, es von Ungeziefer rein zu erhalten und das Dach regendicht zu machen.

Die Wahrheit aber ist, daß wir mit der Intelligenz wie mit den meisten andern Dingen aus jenem ersten oder prahlerischen Zustande des Selbstfühls in den zweiten oder schmerzlichen übergeben, denn nach jenen oft wiederholten Behauptungen, daß „unser System in der höchsten Ordnung“ sei, kommen wir nun in ganz natürlicher Folge zu der traurigen Ueberzeugung, daß ganz das Gegentheil der Fall ist.

So mußte z. B. was Regierungsdangelegenheiten betrifft, auf die Verlore der „unschätzbaren Constitution“ eine Reformbill und auf lobende

De Volmes mußten schwächliche Benthams folgen, denn unter welcher einer Klasse Abhandlungen über den gesellschaftlichen Vertrag, über das Wahlrecht, über die Menschenrechte, über das Eigenthumsrecht, über Codification, Institution und Constitution haben wir seit langen Jahren geleszt? Oder man werfe, indem man sich auf einen höhern Standpunkt stellt, einen Blick auf jene Gedanken, Abhandlungen und Untersuchungen über die menschliche Natur, abgesehen von den Beweisen für die Wahrheit der christlichen Religion, den Theorien, der Poesie und den Betrachtungen über den Ursprung des Bösen, welche sich während des letzten Jahrhunderts in so entseßlicher Ausdehnung um uns herum aufgehäuft haben.

Niemals seit dem Beginne der Zeiten gab es, so viel wir gehört und gelesen haben, eine so durch und durch selbstbewusste Gesellschaft. Unsere ganzen Verhältnisse zu dem Weltall und zu unsern Mitmenschen sind eine Forderung, ein Zweifel geworden. Nichts will von selbst gehen und seine Aufgabe ruhig erfüllen, sondern Alles muß erprobt und das ganze Wirken der Menschenwelt anatomisch studirt werden. Ach ja, anatomisch studirt, damit man es medizinisch heilen könne! bis wir endlich so weit gekommen sind, daß ausgenommen in dieser selben Medizin mit ihren Künsten und Mitteln nach der Meinung vieler, keine Kraft oder Hoffnung mehr für uns übrig ist. Das ganze Leben der Gesellschaft muß jetzt durch Arzneimittel erhalten werden und ein Doctor nach dem andern erscheint mit seinem Universalmittel in der Gestalt von Creditverein, allgemeinem Stimmrecht, Arbeiterwohnungen, Verminderung der Bevölkerung und dergleichen.

Zu einer solchen Höhe ist die Typhopse der Gesellschaft gestiegen, wie denn in der That der fortwährend nagende innerliche Schmerz, oder von Zeit zu Zeit die wahn sinnigen, krampfhaften Zuckungen der ganzen Gesellschaft auf nur zu traurige Weise verrathen.

Hern sei es von uns, wie manche unweise Leute thun, die Krankheit selbst diesem unglücklichen Gefühl zuzuschreiben, daß eine Krankheit vorhanden ist! Die Encyclopädisten riefen nicht die Unruhen Frankreichs hervor, sondern die Unruhen Frankreichs riefen die Encyclopädisten und vieles Andere hervor. Das Selbstbewußtsein ist bloß das Symptom, ja es ist auch der erste Schritt zur Heilung. Wir erwähnen diese Thatsache ausdrücklich, denn wir wundern uns nicht, daß die Gesellschaft sich fühlt und sich auf alle Weise über Stiche und Schmerzen beklagt, denn sie hat genug gelitten. Napoleon war nur ein leidiger Tröster, als er seinem verwundeten

Adjutanten, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden und der selbst schon eine Menge schwere Verwundungen bekommen, sagte: „Vous vous écoutez trop!“

Auf die äußerlichen, gleichsam physischen Krankheiten der Gesellschaft einzugehen, liegt gegenwärtig nicht in unserem Plane. Dies sind Krankheiten, welcher Jeder lesen und mit oder ohne Hoffnung bejammern kann. Der Reichtum hat sich zu Massen aufgehäuft und die ebenfalls massenhaft genug aufgehäuften Armuth ist durch eine unübersteigliche Kluft davon getrennt. Sie sind einander entgegengesetzt und ohne Zusammenhang wie Kräfte in positiven und negativen Polen. Die Götter dieser Unterwelt sitzen hoch auf funkelnden Thronen, weniger glücklich als die Götter des Epikurus, aber eben so träg, eben so impotent, während das unermessliche lebendige Chaos der Unwissenheit und des Hungers sich, entseßlich in seiner finstern Wuth, unter ihren Füßen wälzt.

Wie Vieles unter uns könnte mit einem übertünchten Grabe verglichen werden — äußerlich alles Pracht und Stärke, aber inwendig voll Entsetzen und Verzweiflung und Leidengebeine! Eiserne Heerstraßen verbinden mit ihren feuerbeschwungenen Wagen alle Enden des festen Landes mit einander, Quais und Molos mit ihren unzähligen statlichen Flotten zähmen den Ocean zu unserem fügsamen Lastträger; die Arbeit regt ihre Millionen Arme von Muskeln oder Metall von den Gipfeln des Gebirges an bis hinab in die Tiefen des Schachtes und die Grotten des Meeres, unermüdet und Alles besiegend für den Dienst des Menschen, und dennoch wird dem Menschen dadurch nicht geholfen. Er hat diesen Planeten, seinen Wohnsitz und sein Erbtkeil erobert und hat von diesem Siege doch keinen Gewinn.

Ein trauriger Anblick! Auf der höchsten Stufe der Civilisation müssen neun Zehntel der Menschheit den niedrigsten Kampf des wilden oder sogar animalischen Menschen kämpfen, den Kampf gegen den Hunger! Die Länder sind reich und ihr Wachsthum und Gedeihen erreicht eine noch nie dagewesene Höhe; die Menschen dieser Länder aber sind arm — ärmer als jemals an allen äußeren und inneren Erhaltungsmitteln, an Glauben, an Wissen, an Geld, an Brod. Die Regel: „Sie vos non vobis“, die bei der menschlichen Industrie niemals ganz zu umgehen ist, drückt jetzt gleich einem Alp mit so furchtbarer Last, daß die Industrie sie abschütteln oder darunter erstickn muß; aber leider kann sie bis jetzt noch weiter nichts thun, als

Leuten und rasen und sich blindlings sträuben, wie Jemand, der in den letzten Zügen liegt.

So ist die Veränderung oder die unvermeidliche Annäherung der Veränderung überall offenkundig. In einem Lande haben wir Lavaströme von Fieberwahnsinn alles überschwebenden und Regierung auf Regierung folgen sehen, gleich den Phantasmen eines sterbenden Hirns. In einem andern Lande sehen wir sogar jetzt im wahnsinnigsten Wechsel den Bauer so regiert, daß er einen Monat lang eifrig arbeitet, um Weizen zu bauen, und den andern eben so eifrig, um ihn zu verbrennen, so daß die Gesellschaft, wenn sie nicht von Natur unsterblich und ihr Tod stets eine Wiedergeburt wäre, bis zur Auflösung krank und jetzt im letzten Todeskampe liegend scheinen könnte, wie dies auch in den Augen Mancher wirklich der Fall ist.

Krank genug ist sie allerdings, das müssen wir zugeben, denn wir sehen in ihr eine ganze Nosologie von Krankheiten, wobei der vielleicht der Glückliche ist, der nicht aufgefordert wird, als Arzt ein Rezept zu verschreiben, und wo das Auskunftsmittel, die Weisesten des Staates auf dem einzigen bis jetzt bekannten oder erfundenen Wege aufzufordern, zusammenzukommen und nach ihrem besten Wissen und Gewissen guten Rath zu ertheilen, als ein ganz angemessenes betrachtet werden könnte, wenn man nicht in der letzten Zeit in dieser Beziehung sehr schlimme Erfahrungen gemacht hätte.

Doch lassen wir dies dahingestellt sein und blicken wir vielmehr in das Innere, in den geistigen Zustand der Gesellschaft, um zu sehen, welche Ansichten und Aussichten sich hier darbieten. Im Grunde genommen ist es nämlich hier, wo das Geheimniß und der Ursprung des Ganzen eigentlich zu suchen sind. Die physischen Störungen und Unordnungen der Gesellschaft sind nur das Bild und der Abdruck der geistigen, denn so lange das Herz gesund ist, ist jede andere Krankheit oberflächlich und zeitweilig. Eine falsche Praxis ist die Frucht einer falschen Theorie. Man lasse den Geist der Gesellschaft frei und stark sein, das heißt, man lasse wahre Prinzipien die Mitglieder der Gesellschaft beseelen, dann können auch keine Unordnungen und Störungen sich in ihrer Praxis anhäufen; jede Krankheit wird rasch und redlich erforscht und gleich im Entstehen kurirt werden.

Leider ist aber bei uns der geistige Zustand der Gesellschaft nicht weniger krankhaft als der physische. Man prüfe die innere Welt des Menschen in irgend einer ihrer socialen Beziehungen und Verrichtungen und man wird

finden, daß auch hier alles krankhafte Selbstbewußtheit, Collision und wechselseitig vernichtender Kampf zu sein scheint. Nichts wirkt von innen nach außen in ungetheilter gesunder Kraft; alles liegt ohnmächtig, gelähmt, und kehrt seine Kraft nach innen und schenkt schmerzgefüllt nur sich selbst Gehör.

Wenn wir mit unserer höchsten geistigen Funktion, mit der Religion anfangen, so möchten wir fragen: Wohin ist die Religion jetzt geflohen? Von Kirchen und ihren Einrichtungen sagen wir hier nichts, eben so wenig wie von den unglücklichen Regionen des Unglaubens und wie unzählige verblendete Menschen ohne Gott in der Welt leben. Wir betrachten die Sache vielmehr von der günstigsten Seite und fragen: Was ist das Wesen der Religion, die noch in den Herzen der Wenigen weilt, welche vorzugsweise die religiösen genannt werden und sich selbst so nennen? Ist es eine gesunde, lebenskräftige, sich selbst unbewußte Religion, welche im Thun des Werkes oder auch im Predigen des Wortes aus freiem Antriebe hervorstrahlt? Unglücklicherweise ist sie dies nicht.

Anstatt heroischer Märtyrer-Handlungsweise, anstatt begeisteter und Seelen begeisterter Verehrsamkeit, wodurch die Religion selbst in unser lebendes Herz hincingetragen würde, um darin zu wohnen und zu herrschen, haben wir „Vorträge über die Beweise“, worin man sich mit sehr geringem Erfolge bemüht, es wahrscheinlich zu machen, daß ein solcher Gegenstand wie die Religion wirklich vorhanden ist. Die enthusiastischeren Freunde des Evangeliums predigen kein Evangelium, sondern beschreiben nur fortwährend, wie es gepredigt werden sollte und könnte. Das heilige Feuer des Glaubens wie durch eine heilige Ansteckung zu erwecken, ist nicht ihr Streben, sondern im besten Falle, zu schildern, wie der Glaube sich zeigt und wirkt, und wissenschaftlich den wahren Glauben von dem falschen zu unterscheiden. Die Religion ist, wie alles Andere, sich selbst bewußt, horcht auf sich selbst, wird immer weniger und weniger fruchtbar und lebenskräftig und mehr und mehr mechanisch. Als Ganzes betrachtet, hat die christliche Religion in den letzten Jahrhunderten sich immer mehr zur Metaphysik verdünnt und droht nun, wie gewisse Flüsse, in Wüsten unfruchtbaren Sandes zu versickern.

Von der Literatur und ihren tiefgewurzeltten weitverbreiteten Krankheiten brauchen wir kaum zu sprechen. Die Literatur ist nur ein Zweig der Religion und theilt stets den Charakter derselben. In unserer Zeit aber ist sie der einzige Zweig, der noch einige grüne Blätter zeigt, und muß, wie

Manche glauben, eines Tags der Hauptstamm werden. Wir sehen jetzt ab von den unterirdischen Tartarus-Regionen der Literatur, von der euseylichen skandalösen Statistik der Charlatanerie, den Geheimnissen der Verleumdung, der Lüge, des Hasses und anderer frampfschastlicher Thätigkeitsäußerung des tollgewordenen Blödsinns, der die Literatur auf dieser Seite zu einem vollkommenen Babylon der Nichtswürdigkeit und die Welt mit dem Weine seiner Bosheit tranken gemacht hat.

Alles dies wollen wir hier vergessen und nur nach den oberen Regionen emporschauen, nach der Literatur, von welcher man sagen kann, daß ein gewisses Streben nach Wahrheit, ein musikalischer Ton in ihr wohne und daß sie, wenn sie nicht poetisch ist, doch an das Poetische anstreift. Ist aber unter anderen charakteristischen Kennzeichen nicht schon dieses eine offenkundig genug, daß sie sich selbst kennt? Unwillkürliche Hingebung an den Gegenstand, ein gänzlichliches Eingekommenheit von dem Gegenstand, was wir Inspiration nennen können, hat fast ganz aufgehört, sich in der Literatur zu zeigen. Welcher melodische Sänger vergißt, daß er melodisch singt? Wir besitzen nicht die Liebe zur Größe, sondern die Liebe zur Liebe der Größe. Hieraus ergeben sich unendliche Verührungen und Anfechtungen, auf jeden Fall unvermeidlicher Irrthum.

Man betrachte z. B. jene Eigenthümlichkeit der modernen Literatur, die Sünde, welche man die Landschaftschäferie genannt hat. In unseren älteren Schriftstellern finden wir keine Landschaftsmalereien um ihrer selbst willen, keine euphuistische Galanterie mit der Natur, sondern eine beharrliche herzliche Liebe zu ihr, einen ununterbrochenen Umgang mit ihr. Diese Landschaftschäferie kam, wie so vieles Andere, was damit verwandt ist, zuerst durch „Werther's Leiden“ entschieden in Thätigkeit, welches wundervolle Werk in der That als der Urabn alles Dessen betrachtet werden kann, was seitdem in der Literatur populär geworden ist, wovon es, so weit Geist und Tendenz in Frage kommen, immer noch das lehrreichste Vorbild ist, denn nirgends ist es, ausgenommen in seinem Vaterlande, und vor allem in dem Geiste seines berühmten Autors, bis jetzt gänzlich veraltet. Bis zu jener Zeit wußte ein Verehrer der Natur kaum, daß er verehrte, und es fiel ihm nicht ein zu sagen: Kommt, wir wollen eine Beschreibung machen. Jetzt dagegen zieht jeder milchbärtige Anfänger seinen Pleistist heraus und malt eine Landschaft, so daß man in dem Augenblicke, wo man in irgend einem Buche auf Worte, wie „wellenförmige Umrisse“, „glatte Spiegelflächen des

Sees“, „Reile Küste“ oder dergleichen kößt, sofort schüchtern darüber hinwegelt und sich kaum von dem Verfasser des Waverley abhalten läßt, einige Blätter zu überschlagen.

Ja, liegt nicht der krankhafte, selbstbewußte Zustand der Literatur in einer uns sehr nahe angehenden Thatfache enthüllt, in dem Uebergewicht der Kritik! Sterne's Wunsch, einen Leser zu haben, welcher „die Fägel seiner Phantasie in die Hände seines Autors legte und sich an dessen Werk ergötzte, ohne zu wissen, warum, und ohne zu fragen, weshalb,“ könnte ihn jetzt zu einer langen Reise veranlassen. Für die beste Klasse unserer Leser ist das Hauptvergnügen, ein sehr dürftiges, eben dieses Wissen des Warum, welches so mancher Kames und Posse obichon vergebens sich bemüht hat, uns zu lehren, bis endlich auch diese ihr Handwerk niedergelegt haben und nun der Kritiker ein bloßer *Kosler* geworden ist, welcher kostet und auf das Zeugniß seines Gaumens und seiner Zunge hin sagt: Es ist gut, oder es ist schlecht. Hat dies vielleicht einige Aehnlichkeit mit jener Maßregel der Franzosen, welche auf ihrer Expedition nach Algier gewisse untergeordnete Geschöpfe mitnahmen, um von diesen die Brunnen kosten zu lassen und zu sehen, ob sie vergiftet wären?

Gern sei es von uns, unser eigenes Handwerk herabzusetzen, mit welchem wir unser Brod verdienen! Wir müssen aber ausdrücklich hier erwähnen, daß die Kritik sich mit seltsamer Kückigkeit immer weiter ausbreitet, daß ein Mann wie Byron den Kritiker und den Dichter auf gleiche Stufen stellt, und daß kürzlich in Leipzig eine „*Kritik der Kritiken*“ angekündigt ward! Allmählig wird man finden, daß die ganze Literatur eine einzige grenzenlose, sich selbst verzehrende Kritik geworden ist, und daß wir, wie in der Londoner seinen Gesellschaft, nichts zu thun haben, als zuzusehen, wie Andere nichts thun. — So schenkt auch die Literatur gleich einem kranken Geschöpf nur allzureichlich sich selbst Gehör.

Dieses ungesunde Symptom ist nicht weniger offenkundig, wenn wir einen Blick auf unsere Philosophie, auf die Art und Weise unseres spekulativen Denkens werfen, ja wie bereits oben angedeutet, schon die Existenz und Nothwendigkeit einer Philosophie ist ein Uebel. Der Mensch ist hierher gesendet, nicht um zu zweifeln, sondern um zu arbeiten; der Zweck des Menschen — so steht schon längst geschrieben — ist eine Handlung, nicht ein Gedanke. Im vollkommenen Zustande war alles Denken nur das Bild und begeisterte Symbol der Thätigkeit und die Philosophie existirte nur in der

Gestalt der Poesie und Religion. Und dennoch, wie kann sie in diesem unvollkommenen Zustande vermieden, wie kann sie entbehrt werden? Der Mensch steht gleichsam im Mittelpunkte der Natur; sein Bruchtheil Zeit ist von der Ewigkeit, seine Handbreit Raum von der Unendlichkeit umgeben. Wie soll er sich nun enthalten, sich zu fragen: Was bin ich? Woher komme ich? Wohin werde ich einst gehen? Und wie kann er auf diese Fragen eine andere Antwort bekommen, als in oberflächlichen theilweisen Andeutungen und in freuntlichen Versicherungen und Beruhigungen, so wie wir sie von einer Mutter zu hören pflegen, wenn sie ihr neugieriges, unwissendes Kind zu beschwichtigen sucht?

Die Krankheit der Metaphysik ist demgemäß eine dauernde. In allen Zeitaltern müssen diese Fragen über Tod und Unsterblichkeit, Ursprung des Bösen, Freiheit und Nothwendigkeit, unter neuen Formen wieder zum Vorschein kommen, und fortwährend muß von Zeit zu Zeit der Versuch, und ein Theorem des Weltalls zu schaffen, wiederholt werden. Aber leider stets ohne Erfolg, denn welches Theorem des Unendlichen könnte wohl vom Endlichen in genügender und vollständiger Weise aufgestellt werden?

Wir, das ganze Menschengeschlecht und unsere ganze Existenz und Geschichte sind nur ein schwimmender Punkt in dem unermesslichen Ocean des All und dennoch, in diesem Ocean, ein unauflöslicher Theil desselben, von seinen tiefeschwellenden Fluthen und großen Meeresströmungen dahin und dorthin getragen, ohne daß je die entfernteste Aussicht vorhanden wäre, die Bedeutsamkeit dieser Strömungen zu erschöpfen und ihr Kommen und Gehen zu ermitteln.

Eine Region des Zweifels schwebt daher fortwährend im Hintergrunde und in der Thätigkeit allein können wir Gewißheit haben. Ja, eigentlich ist der Zweifel das unumgänglich nöthige, unerschöpfliche Material, durch welches die Thätigkeit wirkt, aber nur auf einer Leinwand von Nacht. So ist des Menschen Art und Weise zu sein, wenn das vielfarbige Bild unseres Lebens sich malen und sichtbar machen könnte.

Wenn daher unser ältestes System der Metaphysik so alt ist wie das Buch der Genesis, so ist unser letztes das von Mr. Thomas Hove, welches erst im laufenden Jahre veröffentlicht worden. Diese Metaphysik ist, wie wir schon gesagt haben, eine chronische Krankheit, von der wir fortwährend wieder befallen werden. Im äußersten Falle giebt es darin ein besseres und ein schlechteres — ein Stadium der Genesung und ein Stadium des Rück-

falls mit neuer Krankheit. Diese folgen fortwährend eins auf das andere, wie dies hienieden das Wesen aller Lebensbewegungen ist.

Das erste Stadium, nämlich das der Genesung, möchten wir das der dogmatischen oder constructiven Metaphysik nennen, wo der Geist sich constructiv bemüht, ein wirkliches Theorem des Universums auszufinnen und durchzuführen, womit er dann eine Zeitlang zufriedengestellt ist.

Das zweite Stadium, das der Krankheit, könnte man das der skeptischen oder forschenden Metaphysik nennen, wo, nachdem der Geist seinen Gesichtskreis erweitert hat, das bestehende Theorem des Universums den Erscheinungen nicht mehr entspricht, keine Befriedigung mehr gewährt und folglich in Stücke gerissen werden muß, und wo dann die Gewißheit abermals in dem endlosen Gebiet des Zweifels zu suchen ist.

Alle Theologien und geheiligten Kosmogonien gehören gewissermaßen zur ersten Klasse, und in allem Pyrrhonismus, von Pyrrho an bis auf Hume und den unzähligen jüngern Hume's, haben wir Beispiele genug von der zweiten. In der ersten kann, so weit als sie Beruhigung, ein zeitweiliges schmerzstillendes Mittel für den Zweifel, und eine Arena für gequälte Thätigkeit gewährt, viel Gutes liegen, ja sie gehört in diesem Falle mehr zur Poesie, als zur Metaphysik, und könnte eher Inspiration als Spekulation genannt werden. Die letztere ist die eigentliche Metaphysik, eine reine ungemischte, obgleich von Zeit zu Zeit ein notwendiges Uebel.

Denn in der That, wenn wir die Sache recht betrachten, so giebt es kein unfruchtbareres Bemühen als eben dieses, für welches der eigentliche Metaphysiker sich anstrengt: die Ueberzeugung aus der Verneinung zu deduciren. Wie sollen wir durch bloßes Untersuchen und Verwerfen Dessen, was nicht ist, jemals die Kenntniß Dessen erlangen, was ist? Die metaphysische Spekulation muß eben so, wie sie mit dem Sein oder Nichts beginnt, auch nothwendig mit dem Nichts enden; sie circulirt in endlosen Strudeln und schafft und verschlingt — sich selbst. Unser Sein ist aus Licht und Finsterniß zusammengesetzt; das Licht ruht auf der Finsterniß und hält dieselbe im Gleichgewicht; überall ist Dualismus und es wohnt in uns ein fortwährender Widerspruch: Wo soll ich mich hinstellen, um meinem eigenen Schatten zu entziehen? Man überlege es wohl, die Metaphysik ist der Versuch des Geistes sich über den Geist zu erheben, den Geist einzuschließen und zu umfassen. Hoffnungsloser Kampf für den Weisesten wie für den Thörichtesten! Welche Muskelstärke oder welche athletische Gewandtheit wird den stärksten

Athleten in den Stand setzen, seinen eigenen Körper in seine Arme zu schließen und sich selbst emporzuheben? Jener irische Heilige schwamm über den Kanal und hielt dabei seinen Kopf mit den Zähnen, aber es hat's ihm noch Niemand nachgemacht.

Daß unser Zeitalter das Zeitalter der Metaphysik im eigentlichen oder skeptisch-forschenden Sinne ist, daß es nothwendig ein solches Zeitalter sein mußte, dies betrachten wir als unser unzweifelhaftes Unglück. Aus vielen Ursachen ist die Arena der freien Thätigkeit schon lange immer schmaler, die der skeptischen Forschung immer allgemeiner und verwirrender geworden. Der Gedanke führt nicht zur That, sondern erzeugt im grenzenlosen Chaos sich selbst verichlingend Monstrositäten, Phantasmen, feuerathmende Chimären. Gewinnreich wäre die Beantwortung der Fragen: Was ist zu thun, und: Wie ist es zu thun? Wir aber können nicht einmal das Was habhaft werden. Seit einigen Generationen ist alle Philosophie eine peinliche, verhängliche, feindselige Frage an Alles oben im Himmel und unten auf Erden geworden, die Frage: Warum bist Du da? Diese Frage hat man so oft gethan, daß endlich der Werth und die Aechtheit aller Dinge zweifelhaft oder bestreitbar geworden ist, und unsere besten Bestrebungen werden unfruchtbarerweise nicht auf's Arbeiten verwendet, sondern auf die Erörterung unseres bloßen Vorhandenseins und ob wir überhaupt arbeiten sollen. Der Zweifel, welcher, wie wir schon oben sagten, stets in dem Hintergrund unserer Welt schwebt, ist jetzt unser Mittelgrund und Vordergrund geworden, worauf gegenwärtig kein schönes Lebensbild gemalt werden kann, weil die schwarze Lufteinwand uns umflattert, verblüßt und vernichtet.

Nichtsdessoweniger ist, wir mögen zweifeln wie wir wollen, der Mensch wirklich ein Held, nicht um Fragen zu thun, sondern um zu arbeiten. In der jetzigen Zeit muß es wie in allen Zeiten das schwerste Nebel für ihn sein, wenn seine Befähigung zur Thätigkeit im Schlummer liegt und nur die der skeptischen Forschung geübt wird. Wer sich demgemäß in der Welt umschaut und die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht, wird finden, daß der praktische Zustand des Menschen in der jetzigen Zeit einer der traurigsten und mit Leiden beladen ist, die ganz eigenthümlicher Art sind.

Zu keiner Zeit war das menschliche Leben das, was er ein glückliches nennt; zu keiner Zeit kann es dies sein. Fortwährend hat man sich einem Traume von Paradiesen und irgend einem üppigen Sclaffenland hingegeben, wo in den Bächen Wein fließt und die Bäume voll Würste und Pra-

ten hängen: aber es war bloß ein Traum, ein unmöglicher Traum. Leiden, Widerspruch und Irrthum haben ihren dauernden und sogar unumgänglich nothwendigen Wohnsitz auf dieser Erde. Ist nicht die Arbeit das Erbtheil des Menschen? Und welche Arbeit für die Gegenwart ist freudig und nicht schmerzlich? Arbeit und Mühe ist die Unterbrechung jener Ruhe und Bequemlichkeit, welche der Mensch thörichterweise als sein Glück betrachtet, und dennoch wäre ohne Arbeit keine Bequemlichkeit, keine Ruhe auch nur denkbar.

Auf diese Weise muß das Uebel, was wir Uebel nennen, stets existiren, so lange der Mensch existirt. Das Uebel ist in dem weitesten Sinne, den wir ihm beilegen können, eben das dunkle, verworrene Material, aus welchem der freie Wille des Menschen ein Gebäude der Ordnung und des Guten aufzurichten soll. Stets muß der Schmerz uns zur Arbeit antreiben und nur in dem freien Streben läßt sich Glückseligkeit für uns denken.

Wenn aber der Mensch von jeher genug zu tragen gehabt hat, so ist ihm auch in den meisten civilisirten Zeitaltern eine innere Kraft beschieden gewesen, mit welcher er dem Druck der Außenwelt widerstehen konnte. Hindernisse waren in Menge vorhanden, aber auch der Glaube fehlte nicht. Durch den Glauben kann der Mensch Berge versetzen. So lange er Glauben hatte, konnten seine Glieder von der Arbeit müde, sein Rücken von der Last wund geworden sein — sein Herz war dennoch friedlich und entschlossen. In der dicksten Finsterniß brannte ein Licht, welches ihn leitete. Wenn er kämpfte und litt, so fühlte er, daß auch dies so sein sollte und er wußte, wofür er litt und kämpfte. Der Glaube verlieh ihm eine innere freudige Willigkeit, eine Welt von Kraft, um damit einer Welt von Schwierigkeiten entgegenzutreten.

Darin liegt nun eben das wahre Glend, daß die Schwierigkeit gebrochen, die Kraft aber verloren gegangen ist; daß der Schmerz sich nicht durch freies Streben Vinderung verschaffen kann; daß wir die Arbeit haben und uns die Willigkeit fehlt. Der Glaube kräftigt und erleuchtet uns zu jeder Mühe und Duldung; mit Glauben können wir Alles thun und Alles wagen, und das Leben selbst ist tausendmal freudig dahingegeben werden. Der Mittelpunkt des menschlichen Glends ist aber eben der, daß er sich unter den Mäcen des Sittungsgerauchtens zermalmt fühlt und weiß, daß Sittungsgeraucht keine Gottheit, sondern ein todtcs, mechanisches Gözenbild ist.

Nun ist dies ganz speziell das Glend, welches sich des Menschen in unserer Aera bemächtigt hat. Der Glaube ist so ziemlich aus der Welt

verschwunden. Der Jüngling findet, wenn er in diesem wunderbaren Weltall erwacht, jetzt nicht mehr eine competente Theorie seiner Wunder.

Es gab eine Zeit, wo wenn er sich fragte: Was ist der Mensch? Was sind die Pflichten des Menschen? die Antwort für ihn fertig geschrieben da-stand. Jetzt aber straft sich der alte „Grundriß des All“ selbst Lügen, wenn er mit der Wirklichkeit in Berührung gebracht ward, und die Mutter Kirche ist für die Meisten eine veraltete Stiefmutter geworden, deren Lehren mißachtet oder verhöhnet und in wegwerfender Weise bestritten werden.

Jugendliche Tapferkeit und Ehatendurst werden jetzt nicht mehr durch ein ideales Ritterthum zum Heldenthum aufgefordert; es steht ihnen nicht mehr vorgeschrieben, was heldenmüthig ist. Das alte Ideal der Mannheit ist veraltet und das neue uns noch unsichtbar, und wir tasten in Finsterniß darnach herum, wobei der Eine dieses, der Andere jenes Phantom festhält; Wertherismus, Byronismus, sogar Brummelismus — alles hat seine Zeit. Der stillen Betrachtung und Liebe zur Weisheit öffnet jetzt kein Kloster seine stillen abgeschiedenen Räume; der Denker muß in jeder Beziehung heimatlos los und nur zu oft zwecklos umherwandern und zu einem Himmel emporblicken, der für ihn todt, oder auf eine Erde herab, die für ihn taub ist.

Die Thätigkeit war in jenen alten Zeiten leicht und freiwillig, denn der göttliche Werth menschlicher Dinge war anerkannt: die Theorie war gesund und heilsam, denn sie betrachtete sich als die Dienerin der Praxis; was in dieses Verhältniß nicht paßte, ward vernachlässigt und starb einen natürlichen Tod. Die Loyalität heiligte noch den Gehorsam und adelte die Herrschaft; es war noch etwas vorhanden, wogegen die Menschen loyal sein konnten; das Göttliche stand unter manchem Symbol verkörpert in den Interessen und Geschäften des Menschen; das Endliche ließ das Unendliche ahnen, durch die Zeit hindurch blickte die Ewigkeit. Das Leben des Menschen war von einer himmlischen Glorie umgeben und überwölkt, gerade so wie sein irdischer Wohnort von dem azurnen Himmelzeltelte.

Wie ganz anders ist es jetzt! In der That kann man sagen, die Gottheit habe sich von der Erde zurückgezogen oder sich in den brausenden Wirbelwind einer schwindenden Aera gehüllt, worin die Wenigsten ihr Walten zu erkennen vermögen. Nicht die Gottheit, sondern ein eiserner, unedler Ring der Nothwendigkeit umschließt alle Dinge, bindet den Jüngling unserer Zeit an eine träge Knechtschaft oder erbittert und reizt ihn zur Rebellion. Heldemüthiges Handeln ist gelähmt, denn welcher Werth bliebe wohl jetzt

für ihn noch unzweifelhaft? In der glühenden Periode, wo seine ganze Natur laut nach Thätigkeit ruft, giebt es nichts Heiligeres, unter dessen Banner er handeln könnte, die Bahn und Art und Bedingungen der freien Thätigkeit sind fast gar nicht zu ermitteln. Der Zweifel stürmt von allen Seiten auf ihn ein, er muß sich auf Forschungen der tiefsten und schmerzlichsten Art einlassen und die unbegrenzliche Energie seiner Jugend in skeptischen selbstmörderischen Grübeleien und in leidenschaftlichen „Tragen an das Schicksal“ vergeuden, auf welche ihm keine Antwort gegeben wird.

Für Menschen, bei welchen das alte dauernde Prinzip des Hungers — sei es nun der Hunger des armen Tagelöhners, der ihn mit achtzehn Pence täglich stillt, oder des ehrgeizigen Stellenjägers, der ihn keineswegs auf so billige Weise zu stillen vermag — schon hinreicht, um ihre Existenz auszufüllen, ist die Sache schon schlimm, aber nicht am schlimmsten.

Diese Menschen haben ein Ziel, wenn es auch darnach ist, und können darauf zuseuern, allerdings murrig und verdrossen, aber doch, da sie immerwährend beschäftigt sind, auch ohne Verzweiflung. Weit unglücklicher sind dagegen die, denen ein höherer Instinkt verliehen worden; welche sich bemühen, Personen und nicht Maschinen zu sein; für welche das Universum nicht ein Waarenmagazin oder ein Jahrmarkt, sondern ein geheimnißvoller Tempel und ein Gerichtshof ist.

Für solche Menschen stehen eigentlich zwei Wege offen. Die tieferstehende aber immer noch sehr achtbare Klasse greift nach abgenutzten Symbolen des Göttlichen und sucht sich mit diesen und ein wenig Freudelei, freilich elend genug, zu trösten. Eine zahlreiche Zwischenklasse endet mit Zeugnissen und bildet eine Theorie, daß es keine Theorie giebt; daß in der Welt nichts gewiß sei, ausgenommen die Thatsache, daß das Vergnügen angenehm sei. Deshalb versuchen sie das geringe Maß von Vergnügen, welches ihnen zugänglich ist, zu realisiren und sich damit begnügung zu leben.

Von diesen sprechen wir hier nicht, sondern bloß von der zweiten, edleren Klasse, von denen, welche auch gewagt haben, Rein zu sagen und noch nicht Ja sagen können, wohl aber fühlen, daß sie in dem Rein wie auf einem Golgatha wohnen, wo das Leben nicht eintrifft, wo ihnen kein Frieden beibringen ist. Hart ist größtentheils das Schicksal solcher Menschen, um so härter, je edler sie sind; in düsteren Ahnungen kämpft in ihnen die „göttliche Weltsee“, will sich aber nirgends sichtbar enthüllen. Sie

müssen einen Cultus und eine Religion für sich allein schaffen oder ohne Religion leben. Das Göttliche ist aus der Welt verschwunden und durch den lauten Schrei ihrer Seelenangst müssen sie gleich wahren Wunderthätern es wieder herbeirufen.

Dieses Wunder ist die ihnen gestellte Aufgabe, welche sie erfüllen müssen, wenn sie nicht elend umkommen wollen. Dieses Wunder ist allerdings auch gewirkt worden, aber nicht in unserem Lande, denn unser Land weiß noch nichts davon. Man sehe einen Byron, der in melodischen Worten „seinen Tag verflucht“. Er hält irdischgeborene leidenschaftliche Begeisterung fälschlich für vom Himmel begeisterten freien Willen, und ohne himmlischen Leitstern stürzt er sich wahnsinnig in den Tanz der Metere, welche auf diesem tollen Mästrom schweben, und geht in diesem Strudel unter. Man höre einen Shelley, welcher gleich einem verlassenen Kinde die Erde mit Weinen und Wehklagen erfüllt. Ein edler Friedrich Schlegel dagegen flüchtet geschreckt von dieser furchtbaren Einsamkeit, die dem eines verstummtten Schlachtfeldes gleicht, zurück zum Katholicismus, wie ein Kind sich an die Brust seiner erschlagenen Mutter klammert. Und wie mancher arme den unteren Regionen angehörende Haxlitt muß auf Gottes grüner Erde wandern, gleich dem Verdammten in glühenden Wüsten, emsig Brunnen graben und nur trockenen Sand herausziehen! Er glaubt, er suche die Wahrheit, kämpft aber nur mit endlosen Sophismen, schlägt sich verzweifelt mit Geistesfluchtaaren herum und stirbt, ohne etwas errungen zu haben.

Für die bessere Gattung solcher Geister hat jede wahnsinnige Freude des Zeugens schon längst aufgehört. Das Problem ist jetzt nicht, zu leugnen, sondern in Gewißheit zu setzen und zu handeln. Früher lag im Zerstören des Falschen eine gewisse Begeisterung, jetzt aber, wo der Genius der Zerstörung sein Werk verrichtet hat, giebt es nichts mehr zu zerstören. Der Untergang des Alten ist schon lange ausgesprochen worden und unwiderstehlich; das Alte ist entschwunden, aber leider erscheint an seiner Stelle kein Neues; die Zeit liegt mit dem Neuen noch in den Geburtswehen. Der Mensch ist bei dem Scheine von Feuersbrünsten und unter dem Krachen stürzender Städte einhergewandelt, und nun ist es Nacht und man wird lange warten müssen, bis es Morgen wird. Sogar die Stimme der Gläubigen kann nur ausrufen: „Noch streitet die zwölfte Stunde der Nacht: die Nachtraubrägel ziehen; die Geistesfluchtaare poltern; die Todten gaulen; die Lebendigen träumen. Unendliche Vorsicht, du wirst Tag werden lassen.“

Wenn aber dies der zeitliche und geistige Zustand der Welt in unserer Zeit ist, können wir uns dann wohl wundern, daß die Welt nur auf sich selbst hört und überall, äußerlich und innerlich, kämpft und sich krümmt, wie ein Geschöpf, welches von bestigen Schmerzen gepeinigt wird? Ja, ist nicht sogar diese ungesunde Thätigkeit der Weltorganisation, wenn auch das Symptom einer allgemeinen Krankheit, doch auch gleichzeitig das Symptom und einzige Mittel der Wiederherstellung und Heilung? Liegt hierin nicht eine Anstrengung der Natur, welche ihre heilende Kraft anbietet, um fremdartige Hindernisse auszustößen und wieder Eins, wieder ein Ganzes zu werden? In der Praxis, und noch mehr in der Meinung, welche der Vorläufer und das Vorbild der Praxis ist, muß nothwendig Collision und Convulsion stattfinden, denn es muß Vieles hinweggeschliffen werden. Der Gedanke muß nothwendig Zweifel und Forderung sein, ehe er wieder Behauptung und heilige Vorschrift werden kann. Unzählige „Philosophien des Menschen“, die in grenzenlosem Geseumm durcheinanderschwirren, müssen sich gegenseitig vernichten, ehe eine begeisterte Poesie und Religion für den Menschen sich wieder gestalten kann.

Aus diesem betäubenden Geseumm, einer ächt babylonischen Verwirrung der Zungen, haben wir zwei Stimmen ausgewählt — weniger als Gegenstände des Lobes oder der Verdammung, denn als Zeichen, wie weit die Verwirrung getrieben und welche Aussicht auf ihr entliches Verschwinden vorhanden ist.

Friedrich Schlegel's „Vorlesungen“ in Dresden gehalten und Mr. Hope's „Abhandlung“ in London erschienen, sind die neuesten Ausprüche der europäischen philosophischen Spekulation. In äußerer Beziehung weit getrennt, stehen sie sich in Bezug auf ihre innere Bedeutung noch viel ferner, oder vielmehr, sie sind einander so entgegengesetzt und dennoch so verwandt, daß sie in vielen Beziehungen die beiden Extreme unseres ganzen modernen Denksystems repräsentiren und man von ihnen sagen kann, daß sie alle hier so oft erwähnten metaphysischen Philosophien zwischen sich einschließen, welche in der letzten Zeit von Frankreich, Deutschland und England aus uns aufgeregt und fast betäubt haben.

Aber nicht bloß in Bezug auf die Materie, sondern auch auf die Form ist das Verhältniß dieser beiden Werke zu einander ziemlich bedeutungsvoll.

Indem wir zuerst von ihren verwandten Eigenschaften sprechen, machen wir nicht ohne Nührung auf einen ganz außerhalb der Werke selbst liegenden

den Punkt der Uebereinstimmung, nämlich auf die Thatsache aufmerksam, daß die Verfasser beider aus dieser Welt geschieden sind. Sie haben ihre Forschungen beendet und alle ihre Zweifel sind nun gelöst; während wir ihrer Stimme noch lauschen, ist der Mund, der sie ertönen ließ, auf immer verstummt.

Die hauptsächlichste, Alles durchdringende Grundähnlichkeit aber liegt in dem wohl beachtenswerthen Umstande, daß diese Philosophen beide der dogmatischen oder constructiven Gattung angehören. Jeder ist in seiner Weise gewissermaßen eine Genese, denn er bemüht sich, die Erscheinungen der Menschenwelt wieder unter ein gewisses theoretisches Schema zu bringen. In beiden lebt ein entschiedenes Prinzip der Einheit; sie streben nach einem Resultat, welches positiv sein soll; ihr Zweck ist nicht, in Frage zu stellen, sondern zu begründen, und dies bildet, besonders wenn wir erwägen, mit welcher umfassenden concentrirten Kraft diesem Ziele hier nachgestrebt wird, einen neuen Kennzug in solchen Werken.

In jeder andern Beziehung herrscht zwischen diesen beiden Büchern die unerträglichste Opposition und ein offenkundiger Widerspruch, der zu Contrasten herausfordern würde, wenn weit weniger Vergleichungspunkte vorhanden wären. Wenn Schlegel's Werk die Apotheose des Spiritualismus ist, so ist Hope's Werk dagegen die Apotheose des Materialismus. In dem einen wird alle Materie zu einem Phänomen vertunkelt und das irdische Leben selbst mit seinem ganzen Thun und Erscheinen als eine durch den Zeitgeist hervorbrachte Zerrüttung dargestellt. In dem andern wird die Materie zu einem Abbilde der Gottheit destillirt und sublimirt. Das eine betrachtet Raum und Zeit als bloße Formen des menschlichen Geistes und ohne äußere Existenz oder Wirklichkeit. Das andere meint, Zeit und Raum würden „unaufhörlich geschaffen“ und wie eine „Gravitation“ auf uns herabgestrahlt.

Dies ist der Unterschied dieser Werke in Bezug auf ihren Inhalt, aber nicht weniger auffällig ist er in Bezug auf Art und Weise, Talent, Erfolg und alle äußeren Kennzeichen.

Wenn wir daher bei Schlegel die Macht der Worte bewundern müssen, erschauern wir bei Hope, so zu sagen, über den Mangel einer artikulirten Sprache. Gegen Schlegel ist seine philosophische Sprache gehorsam, gewandt und präcis wie ein rauch dienender Genius; seine Namen sind so klar, so treffend und lebhaft, daß sie fast (zuweilen ganz und gar) Dinge für ihn

werden. Bei Hoyer finden wir gar keine philosophische Sprache, sondern ein mühsames verworrenes Stammeln und Streben nach einer solchen; zuweilen verirrt sich die Zunge wie aus kindlicher Unachtsamkeit in den langen unklaren Perioden und spricht nicht das zuerst beabsichtigte Wort, sondern ein anderes aus, so daß das kaum Verständliche durch diese endlosen Verwickelungen ganz unlesbar wird und wir oft, wie jener wahnsinnige Schüler seinen Lehrer der Philosophie, fragen könnten, ob die Tugend ein Fluidum oder ein Gas sei?

Wenn die Thatsache, daß Schlegel in der Stadt Dresden für in so hohen Regionen des Denkens sich bewegende Vorträge Zuhörer fand, unsern Reid erwecken kann, so muß jene andere Thatsache, daß ein Mann von bedeutender Fähigkeit, geübt im englischen Gedanken und Meister seines Dialekts, die „Abhandlung über Ursprung und Zukunft des Menschen“ schreiben konnte, uns auf schmerzliche Weise an den Vorwurf erinnern, daß England jetzt keine Sprache für das Philosophiren besitzt und daß England, obgleich das calculirendste, dennoch das am wenigsten philosophische von allen philosophischen Ländern ist.

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine Kritik über Schlegel's Buch zu geben. Bei den Grenzen, die uns hier gesteckt sind, würden wir verzweifeln, auch nur das matteste Bild von seiner Bedeutung mitzutheilen.

Für die große Masse der Leser, sowohl unter den Deutschen selbst als auch anderwärts, ist es überhaupt durchaus nicht bestimmt und bleibt diesen vielleicht stets verüßelt. Wir bezeichnen es bloß als ein merkwürdiges Document der Zeit und des Menschen und empfehlen es allen ernstlichen Denkern als ein Werk, welches ihre größte Beachtung verdient, als ein Werk voll der tiefsten Gedanken, worin das unendliche Geheimniß des Lebens, wenn auch nicht dargestellt, doch entschieden anerkannt wird.

Wir müssen von uns selbst bekennen, daß uns ein gründliches und erschöpfendes Verständniß Schlegel's, seines Charakters und seiner geistigen Geschichte abgeht; doch wissen wir von ihm genug, um ihn mit Verwunderung und Mitleid, keineswegs aber mit Schroffem, verächtlichem Tadel zu betrachten, und erklären mit vollster Ueberzeugung, daß das Geickrei, er sei ein „Kenzger“ und dergleichen gewesen, weiter nichts ist, als was ein solches Geickrei in der Regel zu sein pflegt, ein Urtheil ohne Geickworene, ohne Beweis und ohne Richter.

Der vorurtheilsfreie Leser wird in dem Buche selbst, abgesehen von

allem Uebrigen, Spuren eines hohen weitausschauenden ernsten Geistes finden, für welchen „österreichische Pensionen“ und die Kaiserkrone und ganz Oesterreich gegen die Auffindung und lebenskräftige Aneignung der Wahrheit nur eine Kleinigkeit waren. Achten wir das geheiligte Geheimniß einer Person, drängen wir uns nicht mehrerbietig in das Allerheiligste des Menschen! Und sänden wir das verirrte Kind, wie wir schon oben andeuten, auf dem Felde des Blutvergießens an der Brust seiner erschlagenen Mutter, könnte dann der Anblick wohl anders als rührend sein?

Ein erhabenes, wehmüthiges Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir dieses letzte Werk Friedrich Schlegel's, des unermüdlchen Forschers, plötzlich in der Mitte enden sehen und zwar, als ob er noch nicht gefunden, mit einem bedeutungsvollen emblematischen „Aber —!“ Dies war das letzte Wort von Friedrich Schlegel's Feder. Gegen 11 Uhr des Nachts schrieb er es nieder und hörte dann auf, weil er sich unwohl fühlte; um 1 Uhr des Morgens schon war die Zeit für ihn in die Ewigkeit übergegangen; er war, wie wir zu sagen pflegen, nicht mehr.

Noch weniger können wir eine Kritik von Mr. Hope's neuem Buch der Genese versuchen. Eine solche Kritik wäre überhaupt jetzt auf jeden Fall unmöglich. Ein solcher Ausdruck könnte nur mit schallendem Gelächter beantwortet werden und das Gelächter klingt hohl und gräßlich in den Grüften der Todten. Von dieser menschenförmigen Anomalie, wo alle Wissenschaften wild durch einander geworfen sind und die Prinzipien aller mit kindlicher Unschuld hier- und dorthin gedreht oder, wenn es noth thut, gänzlich ignoriert werden, wo die erste Grundursache als ein ungeheurer Cirkel dargestellt wird, der nichts zu thun hat, als „Gravitation nach seinem Mittelpunkte zu strahlen“ und auf diese Weise ein Universum zu formen, worin Alles, von der niedrigsten Gurke an mit ihrer Rübe bis zum höchsten Serrath mit seiner Liebe, weiter nichts ist als „directe oder zurückgeworfene Gravitation in mehr oder weniger centralen Kugeln“, — was können wir davon weiter sagen, als mit Kummer und Scham anerkennen, daß ein solches Werk nirgends als in England an's Licht treten konnte? Es ist ein allgemeines Agglomerat von allen Thatsachen, Begriffen, Grillen und Beobachtungen, wie sie in dem Gehirn eines englischen Gentleman liegen, wie ein englischer Gentleman von ungewöhnlicher Denkraft sich veranlaßt sieht, sie in seinen Schulen und in seiner Welt zu gestalten. Alles dies ist hier in den Schmelztiegel geworfen und wenn nicht geschmolzen, doch mit gren-

genloser Gedult unter einander gerührt und dann als eine heterogene, gestaltlose, unaussprechliche, unnennbare Masse umgestürzt.

Höchst traurig müssen wir die ganze Sache nennen. Wir sehen lang fortgezigtes Nachdenken, Eifer, Erhabenheit des Geistes, nicht ohne Blicke in das Tiefste, ein fortwährendes, furchtvolles Streben nach Wahrheit, und mit all diesem ist weiter nichts ausgerichtet worden, als daß ein denkender Mensch ein Buch geschrieben hat, welches vielleicht als das abgeschmackteste in unserm Jahrhundert betrachtet werden kann. Es ist eine schwachvolle, unreife Geburt, die jetzt jedoch nicht erst erwürgt oder verflümmelt zu werden braucht, denn sie ist schon todt und in unserer Liebe und wehmüthigen Achtung für den Verfasser des „Anastasius“ und den heroischen Fortschritt nach Licht, obschon er es nicht zu bringen vermochte, möge es begraben und vergessen sein.

Was uns betrifft, so kann der laute Mißklang, der aus diesen beiden Werken, aus unzähligen Werken gleicher Tendenz und überhaupt aus allem Denken und Thun der jetzigen Zeit hervortönt, uns nicht mehr gänzlich betäuben. Unglücklich, wer in einer solchen Zeit nicht in seinem Herzen die unverwundbare Kennniß fühlt, daß ein Gott und nicht ein Teufel dieses Weltall geschaffen hat. Und kann daher wohl das Böse immer gedeihen? Aus allem Bösen kommt Gutes und alles Gute, welches möglich ist, wird dereinst auch wirklich sein. So tief und traurig wir es auch jetzt empfinden, daß wir noch in der verhängnißvollen Nacht stehen, eben so tief und unzertrennbar ist unsere Ueberzeugung, daß auch der Morgen nicht ausbleiben wird. Ja, schon erblicken wir, wenn wir uns umschauen, einzelne Lichtstreifen am östlichen Horizont; es sind die Vorboten der Morgentämmerung und wenn die Zeit erfüllt sein wird, so wird es Tag werden. Der Fortschritt des Menschen zu höheren und edleren Entwicklungen alles Dessen, was als das Höchste und Edelste in ihm lebt, ist nicht bloß für den Glauben prophezeit, sondern steht auch für das Auge der Beobachtung geschrieben, so daß es Jeder lesen kann.

Ein großer Fortschritt liegt zum Beispiel nach unserer Meinung unter den gegenwärtigen Umständen in der klaren Ueberzeugung, daß wir im Fortschritt begriffen sind. Von dem erhabenen Walten der Vorsehung und ihren endlichen Absichten mit uns können wir nichts oder beinahe nichts wissen; der Mensch beginnt in Finsterniß und endet in Finsterniß; Geheimniß ist überall um uns und in uns, unter unsern Füßen, zwischen unsern

Händen. Trotzdem ist Jedem so viel klar geworden, daß diese wunderbare Menschheit nach irgend einer Richtung voranschreitet, daß wenigstens alle menschlichen Dinge in Bewegung und Veränderung sind, gewesen sind und stets sein werden, wie denn in der That Wesen, welche in der Zeit und kraft der Zeit existiren und aus Zeit geschaffen sind, dies schon längst hätten verstehen können.

In einigen Häusern allerdings, wie z. B. in der Experimentalwissenschaft, ist diese Entdeckung eine alte, in den meisten andern aber gehört sie gänzlich der Neuzeit an. Wie oft ist es in früheren Jahrhunderten durch ewige Glaubensbekenntnisse, ewige Regierungsformen u. dergl. mit roher Kraft und vernichtender Gewaltthätigkeit versucht worden, die Zukunft unter die Vergangenheit zu fesseln und zu der Vorsehung, deren Wege mit dem Menschen so geheimnißvoll sind, zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Ein wahnsinniger Versuch, und wenn er gelänge, für den Menschen selbst die entsetzlichste aller Verzauberungen, ein lebendiger Tod.

Die Aufgabe des Menschen hienieden, die Bestimmung eines jeden einzelnen Menschen, ist, abwechselnd Schüler und Arbeiter, oder vielmehr Schüler, Lehrer und Entdecker zu sein. Von der Natur besigt er die Kraft zum Lernen und zum Nachahmen, aber auch die Kraft zum Handeln und zum Selbstwissen. Leben wir nicht in einer Welt, von welcher wir sehen, daß sie unendlich ist und wo die am nächsten beisammenliegenden Beziehungen durch die zuletzt entdeckten und am weitesten auseinander liegenden fortwährend modificirt werden? Könnte man jemals den Menschen in einen bloßen Schüler verwandeln, so daß er nichts zu entdecken, zu berichtigen hätte; könnte man jemals eine Theorie des Weltalls aufstellen, welche vollständig und unverbesserlich wäre und bloß auswendig gelernt zu werden brauchte, dann wäre der Mensch geistig todt und das Geschlecht, welches wir jetzt Mensch nennen, hätte aufgehört zu existiren.

Aber die Götter, die freundlicher gegen uns sind, als wir gegen uns selbst, haben solche selbstmörderische Thaten verwehrt. So wie das Sauerstoff durch den Sauerstoff und die Epicyklen des Ptolemäus durch Kepler's Ellipsen verdrängt worden, so weicht auch das Heidenthum dem Katholicismus, die Tyrannei der Monarchie, der Feudalismus der Repräsentativregierung, — und auch hiermit ist der Proceß noch nicht geschlossen. Eine Vollkommenheit der Praxis kann, wie die Vollständigkeit der Theorie, nur an-

nähernd, niemals absolut sein, denn die Wahrheit ist, wie Schiller sagt, ein Ding, welches immer wird, aber nie ist.

Traurig wäre allerdings unser Zustand, wenn wir blos das wüßten, daß die Veränderung allgemein und unvermeidlich ist. Was würde uns, in ein finsternes uferloses Meer des Pyrrhonismus gleichleudert, weiter übrig bleiben, als zwecklos und hoffnungslos einherzusegeln oder uns einem wahn-sinnig lustigen Taumel hinzugeben, so lange der gefräßige Tod uns noch nicht verschlungen hat? Viele haben es so gemacht und noch sehen wir Viele, die eben so thun.

Aber so steht es dennoch nicht. Der Verehrer der Vergangenheit — und welchem reinen Herzen ist die Vergangenheit in jenem „Mondlicht der Erinnerung“ anders als traurig und heilig? — grämt sich nicht ob ihrem Scheiten, wie Einer, der sein höchstes Gut verloren. Die wahre Vergangenheit scheidet nicht; nichts, was in der Vergangenheit wahren Werth hatte, scheidet; keine von dem Menschen verwirklichte Wahrheit oder Güte stirbt jemals oder kann sterben, sondern ist immer noch hier und lebt, ob anerkannt oder nicht, und wirkt durch entloste Veränderungen hindurch. Wenn auch alle Dinge von uns erkannt werden und in einem Elemente der Zeit, und deshalb der Sterblichkeit und Veränderlichkeit, für uns existiren, so ruht doch die Zeit selbst auf der Ewigkeit; das wahrhaft Große und Transcendentale hat seine Faß und Substanz in der Ewigkeit und steht uns als Ewigkeit in einem Gewand der Zeit offenbart.

So geht in aller Poesie, in Religion, Kunst und Gesellschaft, so wie eine Form in die andere übergeht, nichts verloren. Es ist blos das Oberflächliche, gleichsam nur der Körper, was veraltet und stirbt; unter dem sterblichen Körper liegt eine Seele, welche unsterblich ist, welche sich immer von Neuem in schönerer Offenbarung verkörpert, und die Gegenwart ist die lebendige Summe der gesammten Vergangenheit.

In der Veränderung liegt daher nichts Schreckliches, nichts Uebernatürliches; im Gegentheile ist sie in dem innersten Wesen unseres Geistes und Lebens in dieser Welt begründet. Heute ist nicht gestern; wir selbst verändern uns; wie können unsere Gedanken und Werke, wenn sie stets die angemessensten sein sollen, fortwährend dieselben bleiben?

Die Veränderung ist allerdings oft peinlich und schmerzlich, aber stets nöthig und wenn die Erinnerung ihre Kraft und ihren Werth hat, so hat ihn auch die Hoffnung. Ja, wenn wir die Sache recht betrachten, was ist

dann alle Störung und Nothwendigkeit großer Veränderungen, die an und für sich wirkliche Uebel sind, weiter, als einfach das Produkt vermehrter Hilfsquellen, welche die alten Methoden nicht mehr verwalten können; neuen Reichthums, den die alten Kräfte nicht mehr zu fassen vermögen?

Was ist es z. B., was in unserer Zeit die Bande alter politischen Systeme sprengt und ganz Europa durch die Furcht vor gewaltigen Umwälzungen betäubt? Weiter nichts als die Vermehrung socialer Hilfsquellen, welche die alten socialen Methoden nicht mehr genügend beherrschen. Die neue Allmacht der Dampfmaschine spaltet noch ganz andere Berge als die physischen. Haben nicht unsere ökonomischen Beiräthnisse, jene mordbrennerische Vernichtung von Getreidevorräthen, der entsetzlichste Wahnsinn unserer wahnsinnigen Epoche, ihren Grund ebenfalls in dem, was eine wirkliche Vermehrung ist, nämlich in der Vermehrung der Menschen und der menschlichen Kraft, eigentlich auf einem Planeten wie der unsere die kostbarste aller Vermehrungen?

Ja, es ist wiederum wahr, die alten Regierungsmethoden genügen nicht mehr. Warum sollen die unzählbaren Millionen, voll von altägyptischer feuriger Thatkraft, in diesem westlichen Winkel zusammengedrückt liegen und einander ersticken, während noch eine ganze fruchtbare unbewohnte Erde, die nur aus Mangel an Kultur unfruchtbar ist, ihnen zuruft: Kommt und pflügt mich, kommt und erntet von mir? Wenn die alten Heerführer nicht mehr zur Führung taugen, so müssen neue gesucht werden, denn die Schwierigkeit liegt nicht in der Natur, sondern in der Kunst. So ist auch der Scepticismus selbst mit seinen unzähligen Uebelständen weiter nichts als die saure Frucht eines sehr geeigneten Wachsthum, des Wachsthum an Erkenntniß, und eine Frucht, die nicht immer sauer bleiben wird.

In der That, so viel wir auch über das unergiebige Vorkerrsichen der Metaphysik gesprochen und dieselbe betrauert haben, so geschah es doch nicht ohne Einsicht des Nuzens, der darin liegt. Die metaphysische Spekulation ist, wenn auch ein nothwendiges Uebel, doch der Vorläufer von vielem Guten. Das Fieber des Scepticismus muß nach und nach veralgähnen, nachdem es die Unreinigkeiten, durch die es entstanden, ausgebrannt hat; dann wird wieder Klarheit und Gesundheit sein. Das Lebensprinzip, welches sich jetzt schmerzlich in dem äußeren kalten und unfruchtbaren Gebiet des Bewußten oder Mechanischen mühet, kann sich dann in seine inneren Heiligtümer

und wunderbaren Abgründe und tiefer als je in jenes Gebiet des von Natur unendlichen und unerschöpflichen Unberufenen zurückziehen und hier schaffend wirken. Aus dieser mythischen Region und aus dieser allein sind alle Wunder, alle Poesien, Religionen und socialen Systeme hervorgegangen. Dieselben Wunder, und noch größere und höhere, liegen hier schlummernd; der Geist der Wasser brütet über ihnen und sie werden sich entwickeln und gleich Dünsten aus der Tiefe emporsteigen.

Kann man demgemäß von unserer modernen Metaphysik nicht schon so viel sagen, daß, wenn sie auch noch keine Affirmation hervorgebracht, doch viel Negation vernichtet hat? Es ist eine Krankheit, welche eine andere Krankheit vertreibt. Das Feuer des Zweifels verzehrt, wie schon oben angedeutet, das Zweifelhafte, damit das Gewisse an's Licht komme und wieder sichtbar auf der Oberfläche liege.

Englische oder französische Metaphysik ist in Bezug auf dieses letzte Stadium des spekulativen Prozesses nicht Das, was wir hier meinen, sondern bloß die Metaphysik der Deutschen. In Frankreich oder England haben wir seit den Tagen Diderot's und Hume's, obschon alles Denken eine skeptisch metaphysische Nahrung hatte — so weit nämlich überhaupt ein Gedanke darin war — keine Metaphysik geichen, sondern bloß ein mehr oder weniger zweckloses Fragen, ob es eine solche geben könne.

In dem Porrbonismus Hume's und dem Materialismus Diderot's hatte sich die Logik gleichsam überstürzt. Obschon nun der Athlet, um unser schon früher gebrauchtes Beispiel zu wiederholen, nicht, und wenn er noch so sehr bebt, seinen eigenen Körper in die Höhe heben kann, so kann er doch aus einer lähmenden Pösiur heraustreten und eine freie ungezwungene annehmen.

Sinen solchen Dienst hat die deutsche Metaphysik dem menschlichen Geiste geleistet. Die zweite Krankheit der Spekulation hat sowohl sich selbst als auch die erste gehoben. Friedrich Schlegel beklagt sich sehr über die Trübsaligkeit, den Tumult und die Vergänglichkeit der deutschen Metaphysik sowohl als jeder anderen, und mit Recht. Und doch ist in jenem weitreichenden, tiefwirbelnden Strudel der Kantischen Philosophie, die so bald in eine Fichte'sche, Schelling'sche, Hegel'sche und Cousin'sche überging, der Ausgang sichtbar genug, daß der Porrbonismus und Materialismus, an und für sich nothwendige Erscheinungen in der europäischen Kultur, verschwunden sind und ein Glaube an Religion für den wissenschaftlichen Geist wieder

möglich und unvermeidlich geworden ist und das Wort Freigeist nicht mehr den Leugner oder Gröbler, sondern den Glaubenden oder Den bedeutet, welcher zum Glauben bereit ist. Ja, in der höheren Literatur Deutschlands liegt schon für den, der sie lesen kann, der Anfang einer neuen Offenbarung des Göttlichen. Bis jetzt ist es noch nicht von der großen Masse anerkannt, aber es wartet auf Anerkennung und wird diese auch sicherlich finden, wenn die geeignete Stunde kommt. Dieses Zeitalter ist auch nicht ganz ohne seine Propheten.

Wenn auch ferner, von einer andern Seite betrachtet, der Utilitarianismus, oder der Radicalismus, oder die mechanische Philosophie, oder mit welchem Namen man die Sache sonst bezeichnen möge, noch eine langwierige Aufgabe zu erfüllen hat, so können wir doch nichtsfeweniger hindurch- und darüber hinaussehen. In den bessern Köpfen ist diese Philosophie, selbst unter uns Engländern, veraltet, wie sie dies in andern Ländern in dergleichen Köpfen schon seit einigen vierzig oder fünfzig Jahren ist. Welcher gesunde Verstand unter den Franzosen bildet sich wohl jetzt z. B. noch ein, daß die Menschen durch „Constitutionen“ regiert werden können, nämlich durch das noch so schlau ausgedachte Mechanisiren der Selbstinteressen und alle denkbaren Vorrichtungen zum Hemmen und Abwägen, mit einem Worte, durch die bestmögliche Lösung des vollkommen unlöslichen und unmöglichen Problems, in einer Welt voll Schurken durch deren vereinte Thätigkeit eine ehrliche That an's Licht zu fördern? Wurden nicht Experimente dieser Art genug vor ganz Europa verübt und unzulänglich erfunden, als an jenem jüngsten Tage Frankreichs die unendliche Klafi der menschlichen Leidenschaft die dünnen Minder der Gewohnheit zerriß und Alles verzehrend hervorbrach wie ein Meer unterirdischen Feuers? Welche noch so listig ausgedachte constitutionelle, republikanische, demokratische oder sansculottische „Constitution“ hätte diese tobende Klafi zu schließen vermocht? Verbrannten sie nicht alle wie Papier, was sie auch wirklich waren, in der fochenden Lava, während das Feuermeer immer grimmiger tobte, als vorher? Nicht durch Mechanismus, sondern durch Religion, nicht durch Selbstinteresse, sondern durch Loyalität werden die Menschen regiert und sind sie regierbar.

Bemerkenswerth ist allerdings, wie überall die ewige Thatsache wieder anerkannt zu werden beginnt, daß in den menschlichen Angelegenheiten etwas Göttliches waltet, daß Gott uns nicht bloß schuf und uns zusieht, sondern

in uns und um uns ist; daß das Zeitalter der Wunder, wie es von jeher war, auch jetzt ist. Eine solche Anerkennung bemerken wir auf allen Seiten und in allen Ländern, in jedem Lande nach seiner eigenen Weise. In Frankreich seltsamerweise genug unter den jüngeren edleren Geistern, wo bei dem lauten Kampfe mit dem Wirklichen und Bewußten das Ideale oder Unbewußte für den Augenblick ohne Exponent ist, wo die Religion nicht die Mutter des Staats, wie Alles Dessen, was das Höchste ist, sondern den Staat selbst bedeutet, und wo es nicht an dem oder jenem aufrichtigen Gemüth gefehlt hat, welches hörbar sich selbst zuflüsterte: „Ich will eine Religion machen.“ In England zeigt sich, da das würdige England in allen Dingen seinen eigenen Weg geht, die Sache noch seltsamer durch das Geistes- hysterischer Frauen, durch das Austreiben von Teufeln und andere „Gaben des heiligen Geistes.“ Wohl konnte Jean Paul in dieser seiner zwölften Stunde der Nacht sagen: „Die Lebenden träumen;“ wohl konnte er sagen: „Die Toten poltern.“

Mittlerweile wollen wir uns freuen, daß man wenigstens so viel erkannt hat (wäre es auch durch noch so verzerrende Media), daß in allen Sprachen, wenn auch nur halb artikuliert, das hohe Evangelium gepredigt zu werden beginnt: Der Mensch ist noch Mensch. Der Genius des Mechanismus wird, wie wir schon einmal prophezeit haben, nicht immer wie ein drückender Alp auf unserer Seele sitzen, sondern endlich, wenn durch ein neues magisches Wort der alte Zauber gebrochen ist, unser Sklave werden und als vertrauter Geist Alles thun, was wir ihm heißen. „Wir sind dem Erwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen.“ Wer Auge und Herz besitzt, kann selbst jetzt sagen: Warum sollte ich schwanken? Das Licht ist in die Welt gekommen, für Die, welche das Licht lieben, so wie das Licht geliebt werden muß, mit einer grenzenlosen, aufopfernden, Alles zulebenden Liebe.

Uebrigens möge dieser eitle Kampf, das Geheimniß des Unendlichen zu lesen, aufhören uns zu quälen. Es ist ein Geheimniß, von welchem wir durch alle Jahrhunderte hindurch bloß hier eine Zeile und dort eine Zeile lesen werden. Wissen wir nicht schon, daß der Name des Unendlichen Gut oder Gott ist? Hier auf Erden sind wir wie Krieger, die in einem fremden Lande sehten, den Plan des Feldzugs nicht verstehen und ihn auch nicht zu verstehen brauchen. Wir haben bloß darauf zu sehen, was unsere Pflicht ist. Diese wollen wir thun wie Krieger, mit Ochoriam, mit Muth, mit

heldenmüthiger Freude. „Alles, was Deine Hand zu thun findet, das thue mit all Deiner Kraft.“ Hinter uns, hinter einem Jeden von uns, liegen sechs- und sieben- tausend Jahre menschlicher Bestrebungen, menschlicher Eroberungen; vor uns liegt die grenzenlose Zeit mit ihren noch ungeschaffenen und uneroberten Continenten und Eldorados, welche wir, ja auch wir, zu erobern, zu schaffen haben, und aus dem Schooße der Ewigkeit schwimmern himmlische Leitsterne auf uns hernieder!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Dritter Band.



Thomas Carlyle's ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Krepischmar.

Dritter Band.

Jean Paul Friedrich Richter. — Bodwell's Lebensgeschichte Johnson's. — Sir Walter
Scott. — Ueber Geschichte.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.



Jean Paul Friedrich Richter *).

Erster Artikel.

(1827.)

Als Dr. Johnson zuerst von Boswell's Absicht hörte, seine Lebensgeschichte zu schreiben, erklärte er mit ziemlicher Entschiedenheit, er werde, wenn er glaubte, daß Boswell wirklich gesonnen sei, sein Leben zu schildern, dies dadurch verhindern, daß er Boswell das seine nähme!

Daß große Autoren sich wirklich einer solchen Vorbeugungsmaßregel gegen schlechte Biographen bedienen sollen, möchten wir freilich keineswegs gutheißern, gleichwohl aber ist es wahr, daß, so reich wir auch an Biographien sind, doch eine gutgeschriebene Lebensgeschichte fast eben so selten ist, als ein gut angewendetes Leben, und es giebt sicherlich weit mehr Menschen, deren Geschichte geschrieben zu werden verdient, als Leute, welche geneigt und fähig wären, sie zu schreiben.

Ueber große Männer aber muß, wie über die alten ägyptischen Könige, ein Todtengericht gehalten werden, ehe man sie einbalsamiren kann, und was sind auch in der That jene „Skizzen“, „Anas“, „Gespräche“, „Stimmen“ u. dergl. anderes als die Erklärungen und Aeden eben so vieler schlecht unterrichteter Advocaten, Geschworenen und Richter, aus deren Widersprüchen am Ende ein richtiger Wahripruch hervorgehen soll?

Zum Unglück sind schwache Augen gerade die, welche glänzende Gegenstände am meisten lieben und nicht sobald scheidet ein großer Mann und läßt seinen Charakter als öffentliches Eigenthum zurück, so stürzt auch so-

*) Jean Paul Friedrich Richter's Leben, nebst Charakteristik seiner Werke; von Heinrich Döring. Gotha, Henning's, 1826.

gleich ein Schwarm kleiner Menschen darauf zu. Hier versammeln sie sich, blinzeln mit der Sehkraft, die ihnen eben bechieden, daran hinauf, spähen von fern und flattern bald von dieser, bald von jener Seite daran vorbei, während jeder sich schlau und mit aller Kunst bemüht, einen Reflex in seinem kleinen Spiegel aufzufangen, obgleich sehr oft dieser Spiegel durch Vertiefungen oder Erhabenheiten so verzerrt und obendrein so außerordentlich gering von Umfang ist, daß keine Rede davon sein kann, ein wahres Bild oder überhaupt ein Bild darin zu sehen.

Richter war weit gutmüthiger als Johnson und nahm viele äckerliche Dinge mit dem Geiste eines Humoristen und Philosophen hin; auch können wir nicht glauben, daß ein so guter Mensch, selbst wenn er dieses Werk Döring's vorausgesehen hätte, so weit gegangen wäre, ihn deswegen zu ermorden.

Döring ist ein Mann, den wir schon seit mehreren Jahren als Compiler, Uebersetzer und Dichterling kennen, dessen Hauptunternehmen aber seine „Galerie Weimarer Autoren“ ist, eine Reihe seltsamer kleiner Biographien, welche mit Schiller anfangen und sich schon über Wieland und Herder erstrecken, jetzt auch, wahrscheinlich mit dem Rechte der Eroberung, Klopstock, und zuletzt, kraft eines gewissen droit d'aubaine, Jean Paul Friedrich Richter umfassen, obgleich keiner dieser beiden letztern Weimar angehörte.

Schriftsteller, das muß man zugeben, sind glücklicher daran, als der alte Maler mit seinen Hähnen, denn sie schreiben ganz ungenirt und ohne Furcht sich lächerlich zu machen, den Namen ihres Werks auf das Titelblatt und von nun an ist der Zweck und die Tendenz eines jeden Bandes unbestreitbar. Döring kommt dieses Privilegium zuweilen sehr zu statten, außerdem möchte seine Zusammenstellungsweise, da sie gar so eigenthümlich ist, dann und wann Schwierigkeiten verursachen.

Biographien sind nach Döring's Methode eine sehr einfache Sache. Zuerst erfährt man aus dem Leipziger Conversationslexikon oder aus Jordan's Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten oder Klögel oder Koch, oder irgend einem andern dergleichen Compendium oder Handbuch das Datum und den Ort der Geburt des betreffenden Individuums, seine Herkunft, seinen Erwerbszweig, seine sonstigen Verhältnisse und die Titel seiner Werke; den Tag seines Todes weiß man schon aus der Zeitung, und dies zusammen genommen bildet die Grundlage des Gebäudes. Dann geht man seine Schriften und alle anderen Schriften durch, in welchen von ihm und seinem

Wirken gesprochen wird und überall, wo man eine Stelle findet, in der sein Name vorkommt, schneidet man diese heraus und legt sie auf die Seite. Auf diese Weise wird eine Masse Material zusammengebracht und das Bauen kann dann losgehen. Ein Stein wird auf den andern gelegt, gerade wie er in die Hände fällt; hier und da wirft man ein paar Kellen biographischen Mörtel als Kitt dazwischen und so steigt das seltsamste Gebäude plötzlich in die Höhe. Gestaltlos ragt es nach allen Richtungen hin, nur nicht nach dem Himmel empor. Hier liegt ein Granitblock, dort eine Masse Pfeisenthon und wenn das Material alle ist, so hört der Bau auf und bleibt als ein architektonisches Räthsel für die Nachwelt stehen.

Diese Art und Weise, eine Lebensgeschichte zu schreiben, hat aber auch, ohne Bild gesprochen, ihre Schattenseiten. Erstens kann die Composition nicht wohl das sein, was die Kritiker harmonisch nennen, und allerdings sind auch Herrn Döring's Uebergänge oft ziemlich schroff. Der Held wechselt seinen Gegenstand und seine Beschäftigung auf die unerklärlichste Weise von Seite zu Seite, ja oft von Satz zu Satz. Eine Vergnügungsreise und eine fünfzehnjährige Krankheit werden mit gleicher Kürze abgemacht. In einem Augenblick findet man ihn verheiratet und auch schon als Vater von drei hübschen Kindern. Nicht weniger plötzlich stirbt er. Er studirt wie gewöhnlich, schreibt und dichtet, empfängt Besuche, ist voll Leben und Thätigkeit, bis plötzlich ein Paragraph sich wie eine der Fallthüren in Mirza's Traum unter ihm öffnet und er ohne Weiteres in das Reich der Schatten hinabstürzt. Allerdings vielleicht nicht auf immer, denn wir haben Belspiele, daß er nach seinem Tode wieder aufsteht und seine Angelegenheiten ordnet. In frühern Zeiten war der Mensch todt, wenn das Gehirn einmal heraus war, Döring aber weiß das anders einzurichten.

Trotzdem aber hegen wir keinen Groll gegen den armen Döring; im Gegentheil kaufen wir seine Waare regelmäßig und es macht uns wahrhaftes Vergnügen, zu sehen, daß seine Laune sich seitdem wir ihn zuerst kennen lernten, so sehr gebessert hat. In der „Lebensgeschichte Schiller's“ schien sein Zustand ein ziemlich unerquicklicher zu sein und er zeigte eine schüchterne, unterwürfige und niedergeschlagene Miene, als ob er wie Sterne's Esel sagen wollte: „Brügelst mich nicht; — wenn Ihr aber einmal wollt, so thut es!“ Setzt jedoch durch bedeutenden Absatz und Lob von diesem und jenem Literaturblatt, welches seinen Fleiß, seine Treue und seltsamerweise auch seine Methode gerühmt hat, ermutigt, schreitet er aufrecht und mit

festem Guse einher und schlägt sogar verächtlich gegen Die aus, welche ihn beleidigen wollen. Glück auf den Weg! ist das Schlimmste, was wir ihm wünschen.

Diese vorläufigen Bemerkungen mögen uns entschuldigen, wenn wir über sein „Nichter's Leben“ nur wenig sagen. Er prahlt in seiner Vorrede, daß alles wahr und ächt sei, denn Nichter's Wittve hatte, wie sich ergiebt, durch eine öffentliche Ankündigung die Welt gewarnt, weil eine andere Biographie theils von dem berühmten Todten selbst, theils von Otto, seinem ältesten Freunde und Herausgeber seiner Werke, schon in Vorbereitung war. Dies reizt Döring zur Entrüstung und er behauptet standhaft, daß, weil seine Documente durchgängig authentisch seien, diese Biographie keine Pseudobiographie sei.

Mit noch größerer Wahrheit hätte er behaupten können, daß es gar keine Biographie sei. Wohl weiß er eben so gut wie Hennings in Gotha, daß dieses Nachwerk von Bruchstücken und Belegen bloß des Verkaufs wegen zusammengestellt worden ist. Mit Ausnahme einiger Briefe an Kunz, den Buchhändler in Bamberg, welche sich hauptsächlich um den Ankauf von Brillen und die Besorgung und Befrachtung zweier Kisten drehen, die zwischen Nichter und Kunz' Leiseinstitut hin und her zu gehen pflegten, nebst drei oder vier Briefchen von ähnlicher Wichtigkeit und größtentheils an andere Buchhändler, finden wir hier keine biographischen Documente, die nicht für Europa eben so offen dargelegt hätten, wie für Heinrich Döring. In der That besteht fast die eine Hälfte der eigentlichen Lebensgeschichte aus einer Beschreibung des Leichenbegängnisses, und was dazu gehört, wie die sechzig Hackeln „nebst einer Anzahl von Laternen und Bespännern“ geordnet waren; wie dieser oder jener Patrizier oder Professor den Trauerwagen durch die Friedrichstraße, Kanzleistraße und andere Straßen von Baireuth begleiteten und wie endlich die Hackeln alle ausgehen, während Dr. Gabler und Dr. Spazier bombastische Reden am Grabe halten. Dann wurden, wie wir sehen, noch in andern Theilen Deutschlands Versammlungen zur Feier von Nichter's Andenken abgehalten. Unter andern eine in dem Museum zu Frankfurt am Main, wo ein Dr. Förne wieder eine lange Rede und zwar womöglich in noch bombastischerem Tone hält. Dann kommen Thränodien von allen vier Winden, größtentheils in sehr hintenden Versen. Und alles dies wird hier der wohlwollenden Vergessenheit der Zeitungen entrissen und lebt auf diese Weise einen Tag länger.

Wir achten Richter's Name viel zu hoch, als daß es uns einfallen könnte, über diese unglücklichen Thränodiser und Panegyriker zu lachen, von welchen einige Alles, was wir Engländer im epicedischen Style aufzuweisen haben, weit übertreffen. Sie bezeugen vielmehr, wenn auch auf ungeschickte Weise, daß die Deutschen ihren Verlust gefühlt haben, der auch in der That einer für ganz Europa ist. Sie rößen uns sogar ein gewisses Gefühl von Wehmuth ein, wenn wir bedenken, wie eine himmlische Stimme verstummen mußte und nun an ihrer Stelle nichts zu hören ist, als das Geheul durch und durch irdischer Stimmen, welche klagen oder thun, als ob sie klagten. Fern sei von uns alle Erinnerung an Döring und Compagnie, während wir von Richter sprechen. Seine eigenen Werke jedoch gestatten uns einige Einblicke in sein eigenthümliches und edles Wesen und unsere Leser werden einige Worte über diesen Mann, sicherlich einen der merkwürdigsten seiner Zeit, nicht überflüssig finden.

Jean Paul Friedrich Richter ist, ausgenommen dem Namen nach, außerhalb Deutschland wenig bekannt. Das Einzige, was in Bezug auf ihn nach England gedrungen, ist, glauben wir, sein von Frau von Staël importirter und von den meisten Journalkritikern dankbar eingestellter Ausspruch: „Die Vorsehung hat den Franzosen die Herrschaft über das Land gegeben, den Engländern über das Meer, den Deutschen über die — Luft!“

Dieses letztere Element scheint allerdings das zu sein, in welchem sein eigener Genius heimisch war, so phantastisch kunt, weitgreifend und in jeder Beziehung außerordentlich ist seine Schreibweise. Ihn treu zu übersetzen ist fast unmöglich, ja es ist sogar wenigstens der Anfang eines Wörterbuchs zu seinen Werken für den Gebrauch deutscher Leser erschienen!

Diese Umstände haben seinen Wirkungskreis auf sein eigenes Vaterland beschränkt und werden ihn vielleicht noch lange darauf beschränken. Dafür ist er aber auch hier ein Liebling erster Klasse, der trotz aller seiner Subtilitäten und Sonderbarkeiten mit aufrichtiger Bewunderung und einer Liebe studirt wird, welche vieles duldet. Während der letzten vierzig Jahre hat er in verschiedenen Gestalten fortwährend vor dem Publikum gestanden und ist in der Achtung aller Kritiker immer höher gestiegen, bis endlich

seine Widersacher entweder zum Schweigen gebracht oder überzeugt worden sind, und Jean Paul, den man anfangs für halb wahnsinnig hielt, hat schon längst seine Eigenthümlichkeiten zu beinahe allgemeiner Zufriedenheit vindicirt und verbindet sehr Popularität mit wirklicher Tiefe der Begabung in vielleicht höherem Grade als irgend ein anderer Schriftsteller, denn in dem letzten Punkte steht er kaum mehr als einem seiner Zeitgenossen nach, in dem ersten aber keinem.

Die Biographie eines so ausgezeichneten Mannes kann nicht anders als höchst interessant sein, besonders seine Selbstbiographie, welche wir demgemäß erwarten und später vielleicht unsern Lesern vorführen werden. Mittlerweile kann die Geschichte seines Lebens, so weit äußere Ereignisse sie charakterisiren, in kurzen Worten mitgetheilt werden.

Er war geboren zu Bunsdorf in Paireuth im März 1763. Sein Vater war untergeordneter Lehrer an dem dortigen Gymnasium und ward später als Prediger nach Schwarzenbach an der Saale versetzt. Richter's früheste Erziehung war von der dürftigsten Art, aber seine herrlichen Fähigkeiten und sein unermüdetes Fleiß ergänzten jeden Mangel. Da er nicht die Mittel hatte, um Bücher zu kaufen, so ließ er, was er bekommen konnte und schrieb aus ihnen oft einen großen Theil des Inhalts ab. — eine Gewohnheit des Excerptirens, die er während seines ganzen Lebens beibehielt und welche in mehr als einer Beziehung auf seine Art und Weise zu schreiben und zu studiren Einfluß äußerte. Bis zum letzten Augenblick war er ein unersättlicher und univ erseller Leser, so daß seine Excerpte sich anhäuften, bis sie „ganze Kisten“ füllten.

Im Jahre 1780 ging er auf die Universität Leipzig und zwar, trotz der Hindernisse, mit welchen er zu kämpfen gehabt, mit den besten Kenntnissen seiner Fächer und Kenntnissen versehen. Eben so wie sein Vater war er zum Theologen bestimmt; bald aber vertiefte sich sein unruhiger Genius in die Poesie und Philosophie, so daß er seine eigentliche Bestimmung darüber vernachlässigte und endlich ganz aufgab. Da er nicht recht wußte, was er nun anfangen sollte, so nahm er eine Hauslehrerstelle in einer vornehmen Familie an, unterrichtete später Schüler in seiner eigenen Wohnung, wechselte aber damit wie mit seiner Lebensweise sehr oft, denn er war mittlerweile ein Autor geworden und ließ während seiner Wanderungen in Deutschland bald hier, bald da die seltsamsten Bücher unter den seltsamsten Titeln erscheinen, z. B. „Grönländische Projekte“, „Biogra-

phische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Niesn*, „Auswahl aus des Teufels Papieren* und dergleichen.

In diesen unbeschreiblichen Leistungen konnten die glänzenden Fähigkeiten des Verfassers, in so tollem Gewühl sie auch schwelgten, nicht freitig gemacht werden, eben so wenig wie bei all seiner Extravaganz die Urkraft, Heftigkeit und Zartheit seiner Natur. Das Genie söhnt die Menschen mit Vielem aus. Allmählig begann man Jean Paul nicht mehr als ein seltsames hirnerbranntes Gemisch von Schwärmer und Narr zu betrachten, sondern als einen Mann von unendlich viel Humor, Empfindsamkeit, Kraft und Scharfsinn.

Seine Schriften erwarben ihm Freunde und Ruhm und endlich auch ein Weib und ein festes Einkommen. Mit Karoline Mayer und einer Pension, die ihm durch den Fürsten Primas, den ehlen Dalberg, ausgewirkt und später vom König von Baiern ausgezahlt ward, ließ er sich in Baireuth, der Hauptstadt seiner heimatlichen Provinz nieder, wo er von nun an fleißig und berühmt in vielen neuen Bädern der Literatur lebte und wirkte und, geliebt sowohl als bewundert von allen seinen Landsleuten, am meisten aber von denen, die ihn am genauesten gekannt hatten, am 14. November 1825 starb.

Ein großer, starker, unregelmäßiger Mann, sowohl an Geist als an Körper — denn sein Portrait ist ein förmliches physognomisches Studium — voll Feuer, Kraft und Ungeßüm, scheint Richter gleichzeitig im höchsten Grade sanft, gutmüthig und menschenfreundlich gewesen zu sein. Er liebte die Unterhaltung und war wohl geeignet, darin zu glänzen. Er sprach wie er schrieb, in einem ihm eigenthümlichen Styl, voll wilder Kraft und Reize, welcher durch seinen angeborenen Baireuther Accent oft einen um so größern Eindruck machte.

Und dennoch liebte er die Zurückgezogenheit. Das Land und alles Natürliche. Von seiner Jugend an hatte er, wie er uns selbst erzählt, fast nur im Freien gelebt; in Hainen und auf Wiesen studirte, ja schrieb er oft. Selbst in den Straßen von Baireuth, hat man uns erzählt, sah man ihn selten ohne eine Blume an der Brust. Ein Mann von ruhigen, stillen Geschmacksrichtungen war er und von warmer leidenschaftlicher Zuneigung. Seine Freunde muß er geliebt haben, wie wenige Menschen ihre Freunde liebten.

Von seiner armen bescheidenen Mutter spricht er oft hindeutungsweise und niemals ohne Verehrung und überwallende Zärtlichkeit. „Unglücklich ist der,“ sagte er, „welchem seine eigene Mutter nicht alle anderen Mütter ehrwürdig gemacht hat!“ Und an einer andern Stelle: „O du, der du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott dafür an dem Tage, wo deine Seele voll Kreuzenthänen ist und eine Brust bedarf, an der sie vergießen kann.“

Wir heben die folgende Stelle aus Döring's Buche aus, fast das einzige Merkwürdige, was es enthält:

„Richter's Studier- oder Wohnstube bot damals (1793) ein wahres und schönes Bild seines einfachen und edlen Sinnes dar, der das Hohe und Niedere zugleich umfaßte. Während seine Mutter, die damals bei ihm war, sich der Wirtschaft thätig annahm und am Ofen und auf Bänken sich damit beschäftigte, saß Jean Paul in einer Ecke desselben Zimmers an einem einfachen Schreibtische von wenig oder gar keinen Büchern umgeben, doch mit einigen Regalen, welche Excerpte und Manuscripte enthielten. Das Geräusch der wirtschaftlichen Vorkehrungen schien ihn eben so wenig zu stören, als das Gurren der Tauben, welche in der übrigen ziemlich geräumigen Stube umherflatterten.“

Unser ehrwürdiger Hooker vernahm, wie wir uns entsinnen, auch gern während er schrieb, „das Geräusch der wirtschaftlichen Vorkehrungen“ und das noch zweifelhaftere Geräusch schwaghafter Zungen obendrein; aber die gute, betriebsame Mutter und die gurrenden Tauben fehlten. Richter lebte später in schöneren Wohnungen und in Gesellschaft vornehmer und gelehrter Leute, aber die sanften Empfindungen jener Tage blieben ihm treu und sein ganzes Leben hindurch war er derselbe kernige, entschlossene und doch schüchterne und kultsamen Mensch. Es ist selten, daß so viel rauhe Energie auf so wohlthuende Weise gemildert werden kann, daß ein so hoher Grad von Festigkeit und Weichheit sich neben einander finden.

Die erwartete Ausgabe von Richter's Werken soll sechzig Bände umfassen, deren Inhalt ein nicht weniger bunter als umfangreicher ist und sich über Gegenstände aller Art verbreitet, von den höchsten Problemen der transcendentalen Philosophie und den leidenschaftlichsten poetischen Schilderungen an bis herab zu „Goldenen Regeln für Wetterpropheten“ und Unterweisungen in der „Kunst, einzuschlafen.“ Seine vorzüglichsten Werke sind Erzählungen: „Die unsichtbare Kugel“, „die Flegeljahre“, „Leben des

Quintus Firlein“, „der Jubelsenior“, „die Reise des Feldpredigers Schmelze nach Bäl“, „Doctor Kapenberger's Väterleise“, „Fibel's Leben“, nebst vielen kleineren Sachen und zwei Werken höherer Gattung, „Hesperus“ und „Titan“, den größten und besten seiner Erzählungen.

Die erstere dieser beiden leptern erwarb ihm zuerst (1795) entschiedene und allgemeine Achtung bei seinen Landsleuten; die letztere betrachtete er selbst — und die urtheilsfähigsten seiner Kritiker stimmten darin mit ihm überein — als sein Meisterwerk. Der Name Romanschreiber aber, was wir in England darunter verstehen, würde, einen so umfassenden und vielseitigen Genius durchaus nicht richtig bezeichnen, denn bei all seinen grotesken, wild durcheinander springenden Witzworten ist Nichter ein Mann von wahrhaft erstem, ja hohem und feierlichem Charakter und schreibt selten ohne einen tieferliegenden Sinn, der weit über die Sphäre gewöhnlicher Romanschreiber hinausgeht. „Hesperus“ und „Titan“ selbst haben, ob schon sie der Form nach weiter nichts sind, als Romane aus dem wirklichen Leben, wie die „Minerva Press“ sagt, massives Metall genug in sich, um ganze Leihbibliotheken damit zu versorgen, wenn man es zu dem geröhnlichen Hissagran aushämmern wollte, und Vieles, was, wir möchten es verdünnen, wie wir wollten, kein Abonnent im Stande wäre, fortzutragen.

Unterhaltung ist oft, zum Theil fast immer, für Nichter nur ein Mittel, selten aber oder niemals sein höchstes Ziel. Seine Gedanken, seine Gefühle, die Schöpfungen seines Geistes gehen in wunderbaren Gestalten, in bunten, sich stets verändernden Gruppen vor uns umher; sein wesentlicher Charakter aber, wie er ihn auch verhehlen möge, ist der eines Philosophen und Moraldichters, dessen Studium die menschliche Natur gewesen ist und dessen Freude und bestes Streben Allem angehört, was in dem Loos oder der Geschichte des Menschen schön, zärtlich und geheimnißvoll erhasen ist.

Dies ist die Tendenz seiner Schriften, möge ihre Form die der Dichtung oder die der Wahrheit sein; dies ist der Geist, welcher seine Schilderungen des alltäglichen Lebens, seine wilden, wunderlichen Träume, Allegorien und dunklen Phantasiegebilde nicht weniger durchdringt und veredelt, als seine Abhandlungen von unmittelbar wissenschaftlicher Gattung.

Aber auch in diesem leptern Bache hat Nichter viel geleistet. Seine „Vorlesule der Aesthetik“ ist ein Werk über poetische Kunst, basirt auf Prinzipien von nicht gewöhnlicher Tiefe, reich an edlen Anschauungen und,

trog seines übersprudelnden Witzes, an gesunder und erhabener Kritik, die selbst in Deutschland Anerkennung fand, wo die Kritik schon so lange als eine Wissenschaft betrachtet und von Männern, wie Windelmann, Kant, Herder und die Schlegel's gehandhabt worden ist. Von diesem Werke könnten wir lange sprechen, wenn die uns gesteckten Grenzen es erlaubten. Wir fürchten, es würde manchen ehrlichen Kollegen von uns, wenn er es läse, in Erstaunen setzen und, wenn er es zufällig verfühnde, seine gereiftesten Ansichten vollständig verwirren und über den Haufen werfen.

Nichter hat auch ein Werk über die Erziehung unter dem Titel „Levana“ geschrieben, welches sich durch praktischen Scharfblick sowohl als durch hohen Sinn und eine gewisse nüchterne Gedankenpracht auszeichnet, während das Ganze in jenem eigenthümlichen Style dargeboten wird, welcher diesen Autor charakterisirt. Deutschland ist reich an Werken über Erziehung, gegenwärtig reicher als irgend ein anderes Land, denn nur hier hört man noch ein Echo der von dieser hochwichtigen Angelegenheit sprechenden Lockes und Miltons und zwar in der Sprache der Jetztzeit, mit Einsicht in die wirklichen Bedürfnisse, Vorzüge, Gefahren und Aussichten. Unter den Schriftstellern über diesen Gegenstand nimmt Nichter einen hohen Rang ein und, wenn wir hauptsächlich auf Tendenz und Zweck sehen, vielleicht den höchsten.

Die Clavis Fichtiana ist ein und nur vom Hörensagen bekanntes scherzhafes Geistesprodukt; doch soll Nichter das Verdienst besitzen, Fichte, während er über ihn lacht, auch zu verstehen, ein Verdienst, welches nicht alle Kritiker Fichte's besitzen.

So kennen wir auch, wie wir zu unserm Leidwesen gestehen müssen, ebenfalls nur vom Hörensagen das „Campaner Thal“, eigentlich eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, ein Lieblingsethema Nichter's oder vielmehr das Leben seiner ganzen Philosophie, welches fast in jeder seiner Schriften durchblickt.

Er starb, während er trotz fast gänzlicher Erblindung mit weiterer Ausföhrung und Umgestaltung dieses Campaner Thals beschäftigt war; das unbearbeitete Manuscript lag bei seinem Begräbniß oben auf dem Sarge und Klopstock's Hymne „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du“ kann selten mit passenderer Anwendung gesungen worden sein, als an dem Grabe Jean Paul's.

Auch der gleichgültigste oder eingenommenste Leser kann diese Werke nicht lesen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß er es hier mit etwas Herrlichem, Wunderbarem und Kühnem zu thun habe. Sie wollen aber nicht bloß gelesen, sondern auch studirt sein und zwar mit nicht gewöhnlicher Geduld, wenn der Leser, besonders der ausländische Leser, ihre Wahrheit, oder auch ihren Mangel an Wahrheit richtig verstehen will. Wollte man ihn nach diesem oder jenem als gültig anerkannten Maßstabe beurtheilen, so würde man sehr bald mit ihm fertig werden. Man würde ihn für einen Mystiker, einen deutschen Träumer, einen vortheiligen und anmaßenden Neuerer erklären und somit ganz gleichgültig, ja vielleicht mit einem gewissen Jubel in die Lumpenkammer werfen, wo alle dergleichen Alsfangerien und Windbeutelereien hin gehören.

Die Originalität ist eine Sache, die wir fortwährend stürmisch verlangen und dennoch fortwährend anfeinden, als ob, wie unser Autor selbst bemerkt, von irgend einer andern Originalität als der unsrigen erwartet werden könne, daß sie uns befriedigen werde! In der That sind alle seltsamen Dinge ohne ihre Schuld geeignet, uns auf den ersten Anblick zu befremden, und unglücklicherweise ist kaum etwas vollkommen klar, was nicht auch vollkommen gewöhnlich ist. Die landesübliche Münze geht durch alle Hände und wird, sei sie Gold oder Silber oder Kupfer, genommen, weil ihr Werth bekannt ist; mit ausländischen Barren dagegen und Metallen von korinthischem Erz ist der Fall ein ganz anderer.

Es giebt wenig Schriftsteller, bei welchen besonnene Ueberlegung und sorgfältiges Mißtrauen gegen den ersten Eindruck nothwendiger wären als bei Richter. Schon auf den ersten oberflächlichen Blick erkennt man in ihm eine ungewöhnliche Erscheinung. Seine Eigenthümlichkeit ist eine unverborgene und entschlossene, seine Sprache selbst ist ein Stein des Anstoßes für den Kritiker; für Kritiker von der grammatischen Art ein unverzeihlicher, oft unübersteiglicher Fels des Anstoßes. Nicht als ob er von Grammatik oder Orthographie nichts verstünde, wohl aber bewegt er sich in dieser Beziehung mit großer Ungenauigkeit, handhabt Parenthesen, Gedankenstriche und eingeschobene Sätze mit erstaunlicher Liberalität, erfindet hunderte von neuen Worten, oder fettert und seffelt sie durch Bindestriche zur widerstrebbendsten Vereinigung, kurz, er producirt Sätze von ganz heterogener, ungleicher und unendlicher Art. Seine Bilder sind unzählig, ja das Ganze ist ein einziges Gewebe von Metaphern, Gleichnissen und Anspielungen auf alle

Reiche der Erde, des Meeres und der Luft, gespickt mit epigrammatischen Kioskeln, heftigen Ausbrüchen oder sardonischen Wendungen, Interjectionen, Witzworten, Wortspielen und sogar Klüßen! Ein förmliches indisches Dschungel scheint ein solches Werk zu sein; ein grenzenloses, beipielloses Chaos; auf allen Seiten nichts als Nacht, Mißklang und Verwirrung!

Dabei stimmt der Styl des Ganzen in Bezug auf Verworrenheit und Extravaganz mit dem der Theile vollkommen überein. Jedes Werk, sei es nun ein Phantasiegebild oder eine ernsthafte Abhandlung ist in irgend ein phantastisches Gewand gehüllt, während irgend eine tolle Geschichte das Dasein desselben rechtfertigt und mit dem Autor in Verbindung bringt, der gewöhnlich, ehe noch alles vorüber ist, eine Person in dem Drama selbst wird.

Uebrigens lernen wir in seinen Erzählungen eine ganz neue Geographie von Europa kennen, so z. B. die Städte und Fürstenthümer Klackensingen, Haarhaar, Scheerau u. s. w. mit ihren Fürsten, Geheimräthen und Durchlauchten, von welchen die meisten, in jeder Beziehung ziemlich seltene Käuze, mit Richter persönlich bekannt sind, mit ihm — noch dazu in dem reinsten Lory-Dialekte — über Staatsangelegenheiten sprechen und ihn oft auffordern, in seiner Arbeit fortzufahren. In jeder Geschichte kommen die ungeheuerlichsten Abschwweifungen vor und eine unabsehbare Schleppe schlängelt sich hinterdrein. Dann und wann kommt ein „Extrablatt“ mit einer satyrischen Petition, einem Programm oder anderem wunderbaren Einschießel vor, dessen Zweck kein Sterblicher zu begreifen vermag.

Es ist in der That ein gewaltiges Labyrinth und oft bemüht sich der leuckende Leser vergebens, dem Verfasser nachzukommen oder bleibt außer Athem und entrüstet stehen und zieht sich vielleicht auf immer zurück.

Alles dies ist, wie wir bekennen müssen, von Richter wahr, aber es ist auch noch vieles Andere wahr. Wir dürfen und nicht nach dem ersten flüchtigen Blicke von ihm abwenden und glauben, daß wir mit den Worten Rhapsodie und Affectation ihn abgefunden haben. Diese Worte sind sehr wohlfeil und doch von großer Bedeutung, weshalb wir darauf zu sehen haben, daß wir sie nicht vorschnell anwenden, denn viele Dinge in Richter's Werken stimmen mit einer solchen Theorie durchaus nicht überein. Es steigen Strahlen der kühnsten Wahrheit, ja feste Säulen wissenschaftlichen Lichtes in diesem Chaos empor. Ist es in der That ein Chaos oder sind vielleicht unsere Augen bloß mit endlicher, anstatt mit unendlicher Schkraft be-

gabt und vermögen bloß den Plan nicht zu fassen? Wenig „Rhapsodiker“ sind Männer von Wissenschaft, tüchtiger Gelehrsamkeit, gründlichen Studien und genauen umfangreichen, ja universellen Kenntnissen, wie er ist.

Auch in Bezug auf Affectation läßt sich viel sagen. Das Wesen der Affectation beruht darin, daß es angenommen werden muß; der Charakter wird gleichsam mit Gewalt in eine fremde Form gepreßt, weil man hofft, ihm dadurch eine neue und schönere Gestalt zu geben. Der Unglückliche überredet sich, er sei in der That ein neues Geschöpf vom wunderbarsten Ebenmaße geworden und so schreitet er mit dunkelhafter Miene einher, obgleich jede Bewegung nicht Ebenmaß, sondern Verrentung verräth. Dies nennt man affectiren oder mit eistler Brablsucht einhereschreiten.

Die Seltsamkeit allein aber ist noch kein Beweis von Eitelkeit. Viele Menschen, die sich ganz glatt auf den althergebrachten Eisenbahnen der Gewohnheit bewegen, haben, wie man finden wird, ihre Affectation, während vielleicht hier und da einem von der geraden Linie abweichenden Genius dieser Fehler mit Unrecht zur Last gelegt wird. Ehe wir einen Menschen tadeln, daß er etwas so sein scheint, was er nicht ist, müssen wir erst genau wissen, was er ist. Was Richter speziell betrifft, so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß so seltsam und verworren er auch erscheinen mag, in seinen Schriften doch eine gewisse freundliche Gelassenheit sichtbar ist — eine Milde, eine Freudigkeit, eine Frömmigkeit in so schöner Verschmelzung, daß dadurch nicht ein erheuchelter, sondern ein ächter Gemüthszustand, nicht ein fieberhafter und kranker, sondern ein gesunder und rüstiger Zustand sich verräth.

Das Geheimniß bei der Sache ist das, daß Richter mehr Studium verlangt, als die meisten Leser ihm zu widmen geneigt sind. So wie wir uns mehr nähern, wird uns Vieles klarer. In seiner eigenen Sphäre herrscht Consequenz. Je weiter wir darin vorrücken, sehen wir die Verwirrung sich mehr und mehr zur Ordnung entfalten, bis endlich, aus seinem eigenen Mittelpunkt betrachtet, sein intellectuelles Universum aufhört, eine verzerrte zusammenhangslose Reihe von Lustbildern zu sein und zu einem compacten Ganzen zusammenfließt, einer unermesslichen, prachtvollen, bunten Landschaft voll der wunderbarsten Produkte, vielleicht wild und unregelmäßig, aber prachtvoll, segenspendend, groß, geschmückt mit dem schönsten Grün und strahlend im hellsten freundlichsten Sonnenschein.

Richter ist ein intellectuellder Kolos genannt worden und in der That

erscheint er uns fast in diesem Lichte. Seine Fähigkeiten sind alle von riesiger Form, schwerfällig und unbeholfen in ihren Bewegungen, mehr groß und glänzend als harmonisch oder schön, aber dennoch in lebendiger Vereinigung und von ganz außerordentlicher Kraft und Umfänglichkeit. Er besitzt einen heftigen, schonungslosen, unwiderstehlichen Verstand, der die härtesten Probleme in Studien schlägt, in die verborgensten Combinationen der Dinge einbringt und nach den fernsten greift; eine düstere, strahlende, oder entseßliche Einbildungskraft, die über den Abgründen des Seins brütet, durch die Unendlichkeit schweift und uns in ihrem düsteren religiösen Licht glanzvolle, erhabene oder Schreckensgestalten vorführt — eine buchstäblich beispieles üppige Phantasie, denn sie strömt ihre Schätze mit einer Verschwendung aus, die keine Grenzen kennt, indem sie gleich der Sonne einen Diamanten an jeden Grabhalm hängt und die ganze Erde mit orientalischen Perlen übersäet.

Tiefer aber als alles dies liegt der Humor, Richter's vorherrschende Eigenschaft, gleichsam das Centralfeuer, welches sein ganzes Wesen durchdringt und belebt. Er ist Humorist von seiner innersten Seele herab; er denkt wie ein Humorist, er fühlt, phantastirt und handelt als Humorist — Spiel ist das Element, in welchem seine Natur lebt und wirkt. Ein stürmisches Element für eine solche Natur, und er tummelt sich weidlich darin herum! Ein Titan in seinem Spiel sowohl wie in seinem Ernste überspringt er alle Schranken und empört sich gegen Gesetz und Maß. Er thürmt den Vesuv auf den Ossa und wirft das Weltall zusammen und durch einander, wie einen Kasten voll Spielzeug. Der Mond als rebellischer Trabant bombardirt die Erde; der Mars predigt den andern Planeten sehr eigenthümliche Lehren, ja sogar Zeit und Raum spielen phantastische Streiche — es ist eine unendliche Radferade und die ganze Natur hat sich in die selbstsamsten Trachten verummmt.

Und doch ist die Anarchie nicht ohne ihren Zweck. Diese Vistire sind nicht bloß hohle Larven; es stecken lebendige Gesichter dahinter und dieser Mummenschanz hat seine Bedeutung. Richter besitzt Witz und frohe Laune, aber dennoch läßt er sich selten oder nie zum Lustigmacher herab. Ja, trotz seiner Extravaganz möchten wir sagen, daß sein Humor von allen seinen Begabungen in ihrem innersten Wesen die schönste und ächteste ist. Sie hat so bezaubernde Wendungen und es liegt in ihr etwas so launenhaft Ruthwilliges, so Sonderbares, so Herzliches! Aus seiner Gefloppenwerthheit

und ungeheuern unförmigen Maschinerie tritt die kleine, verschrumpfte, wunderlich verdrehte Figur endlich so vollkommen und so lebendvoll heraus, daß man sie fortwährend belachen und lieben muß!

So launenhaft er zu sein scheint, so arbeitet er doch nicht ohne Ueberlegung und kann wie Rubens ein lachendes Gesicht mit einem einzigen Strich in ein weinendes verwandeln. Aber selbst in seinem Lächeln liegt vielleicht ein rührendes Pathos verborgen, ein Kummer, der für Thränen zu tief ist.

Er ist ein Mensch von Gefühl im edelsten Sinne dieses Wortes, denn er liebt alles Lebende mit dem Herzen eines Bruders. Seine Seele schweift in Sympathie mit Freude und Kummer, mit Güte oder GröÙe über die ganze Schöpfung. Die sanfte und edelmüthige Regung, jeder Funke von hohem Sinn erweckt in seiner Brust ein Echo, ja entlockt seinem Geiste harmonische Laute; eine wilde Ruff, wie von Aeolsharfen ertönt und bald brausend, bald weich und schmeichelnd wie Sphärengefang! Der Widerwille selbst ist bei ihm nicht Haß; er verachtet viel, aber mit Recht und dabei mit Toleranz, Freundlichkeit und sogar einem gewissen Grad von Liebe.

Die Liebe ist in der That die Atmosphäre, in welcher er athmet; das Medium, durch welches er blickt. Sein ist der Geist, welcher Allem, was er umfängt, Leben und Schönheit giebt. Sogar die leblose Natur ist nicht mehr ein gefühlloses Gemisch von Farben und Wohlgerüchen, sondern eine geheimnißvolle Umgehung, mit welcher er in unaussprechlichen Sympathien verkehrt. Wir könnten ihn, wie er einst Herder nannte, einen Priester der Natur, einen milden Bramin nennen, der unter duftenden Sainen und segenspendenden Himmeln wandelt.

Die unendliche Nacht mit ihren erhabenen Erscheinungen, der Tag und die freudliche Annäherung des Abends und Morgens sind für ihn von hoher Bedeutung. Er liebt die grüne Erde mit ihren Strömen und Wäldern, ihren blumigen Wiesen und ihrem ewigen Himmel; er liebt sie mit Leidenschaft in all ihren Wechseln von Licht und Schatten; sein Geist schweift in ihrer GröÙe und in ihren Reizen und verbreitet sich wie die Luft über Wald und Wiese, über Berg und Thal, Wohlgeruch stehend, Wohlgeruch spendend.

Man hat sich zuweilen verwundert darüber ausgesprochen, daß so widerstrebende Dinge neben einander gehen oder mit andern Worten, daß Menschen von Humor oft auch Menschen von Empfindsamkeit sind. Nach

unserer Meinung aber wäre es eher ein Wunder, wenn man diese Eigenschaften getheilt sähe und wahren ächten Humor in einem unarten oder harten Gemüth fände. Das innerste Wesen des Humors ist eben Empfindsamkeit, warmes zartes Mitgefühl mit allen Formen des Daseins. Ja, wir möchten sagen, daß die Empfindsamkeit, wenn sie nicht durch den Humor gewürzt und geläutert wird, sehr leicht ausartet und in Krankheit, Verstellung oder mit einem Worte Sentimentalität übergeht. Beweise hiervon sind Rousseau, Zimmermann, in einigen Punkten auch St. Pierre; lebender Beispiele oder der Kogebues und übrigen bleichen Schaar schmerz erfüllter Jammerer zu geschweigen, deren Wehklagen gleich dem Geheul einer irischen Leichenwacht von Zeit zu Zeit das Ohr des Publikums zerrissen hat. „Die höchste Vollkommenheit unserer Fähigkeiten,“ sagt Schiller mit einer viel tieferen Wahrheit, als auf den ersten Anblick scheint, „ist, daß ihre Thätigkeit, ohne ihren Ernst und ihre Sicherheit zu verlieren, Spiel werde.“ Wahrer Humor ist Empfindsamkeit in der allgemeinsten und tiefsten Bedeutung, aber er ist dieses Spiel der Empfindsamkeit, gesund und daher vollkommen, gleichsam die muthwillige neckende Zärtlichkeit einer Mutter gegen ihr Kind.

Jenes Talent zur Ironie, zur Karrikatur, welches oft mit dem Namen des Humors bezeichnet wird, hauptsächlich aber in einer gewissen oberflächlichen Verzerrung oder Umkehrung der Gegenstände besteht und im besten Falle mit Gelächter endet, hat mit Richter's Humor keine Aehnlichkeit. Ein sehr reiches Talent ist das und oft mehr eine Gewohnheit als ein Talent. Es ist bloß ein dürftiges Urtheil von Humor oder vielmehr, es ist der Körper, dem die Seele fehlt, denn der Grad von Leben, den es allenfalls hat, ist erheuchelt, künstlich und unvernünftig.

Rechter Humor entspringt aus dem Herzen eben so wohl, als aus dem Kopfe; er ist nicht Verachtung, sondern sein innerstes Wesen ist Liebe; er bricht nicht in Gelächter aus, sondern in stillen Lächeln, welches weit tiefer liegt. Er ist eine Art umgekehrter Erhabenheit, welche gleichsam in unsern Reizungen heraufhebt, was unter uns, während die eigentliche Erhabenheit in unsere Reizungen herabzieht, was über uns ist. Die erstere ist kaum weniger kostbar oder herzergreifend, als die letztere; vielleicht ist sie noch seltener und als Brülllein des Genies noch entscheidender. Sie ist in der That die Blume und der Duft, der reinste Ausfluß einer tiefen, schönen lebenden Natur, einer Natur, die in Harmonie mit sich selbst ist, ausgereinigt mit der Welt und ihrer Armseligkeit und ihren Widersprüchen, i

eben in diesen Widersprüchen neue Elemente der Schönheit sowohl als der Güte findend.

Unter unseren vaterländischen Schriftstellern muß Shakspeare in diesen wie in allen anderen Fächern der Poesie einen Platz finden, wiewohl nicht den ersten, denn sein Humor ist herzlich, überwallend und warm, aber selten der zarteste oder subtilste. Swift neigt sich mehr zur einfachen Ironie, und doch besaß er auch ächten Humor und zwar von keiner lieblosen Art, obgleich er, wie der Ben Johnson's, in eine sehr bittere und launische Rinde gehüllt war. Ihm zunächst kommt Sterne, unser letztes Exemplar des Humors, und bei allen seinen Fehlern unser bestes, unser schönstes, wo nicht unser stärkstes, denn „Morid“ und „Korporal Trim“ und „Onkel Toby“ haben weiter keinen Bruder als „Don Quixote“, so hoch dieser auch über ihnen steht.

Gervantes ist in der That der reinste von allen Humoristen, — so sanft und genial, so voll und doch so ätherisch in seinem Humor und in solcher Uebereinstimmung mit sich selbst und seiner ganzen edlen Natur.

Von dem italienischen Geiste sagt man, er besitze einen Ueberfluß an Humor, aber doch scheinen uns die Klassiker dieser Nation kein richtiges Bild davon zu geben, und ausgenommen vielleicht in Ariost zeigt sich in ihrer Poesie wenig, was bis in die Region des ächten Humors hinaufreichte.

In Frankreich scheint er seit den Tagen Montaigne's so ziemlich erloschen zu sein. Voltaire erhebt sich, wie sehr er auch den Spott handhabte, niemals zum Humor und selbst bei Molière ist er weit mehr eine Sache des Verstandes als des Charakters.

Daß Richter in diesem Punkte alle deutschen Autoren übertrifft, gereicht ihm zum hohen Ruhme und ist in voller Wahrheit begründet. Lessing besitzt auch Humor, von scharfer, schroffer, kerniger und, im Ganzen genommen, genialer Art, aber doch ist der überwiegende Gang seines Geistes zur Logik. So besitzt auch Wieland Humor, obgleich derselbe durch die Geschwätzigkeit seines Wesens verdünnt und durch den Einfluß eines kalten, mageren, französischen Skepticismus noch mehr beschränkt wird. Unter den Nammlern, Sellerts und Hagedorns aus der Zeit Friedrich des Zweiten finden wir eine reichliche und in ihrer Art auch verfeinerte Masse jenes leichten Stoffes, den die Franzosen plaisanterie nennen, aber wenig oder nichts, was den Namen Humor verdient.

In der Jetztzeit jedoch haben wir Goethe, mit seiner reichen vollen

Aber ächten Humors, der in höchster und feinsten Potenz seinen ganzen Geist durchdringt. Auch Tieck ist unter seinen vielen schönen Begabungen nicht ohne einen warmen empfänglichen Sinn für das Lächerliche und einen Humor, der, obgleich nur kurz und vorübergehend und aus einer weit tieferen Atmosphäre, an das Poetische anstreift.

Unter allen diesen Männern aber ist keiner, der an Tiefe, Vielseitigkeit und Stärke des Humors mit Jean Paul verglichen werden könnte. Er allein existirt im Humor, lebt, webt und ist in ihm. Bei ihm ist der Humor nicht sowohl mit seinen andern Eigenschaften, Verstand, Phantasie und moralischem Gefühl verbunden, als diese vielmehr mit dem Humor verbunden sind und in seiner Wärme gedeihen, wie in einem ihm zusagenden Klima.

Nicht als ob wir damit behaupten wollten, sein Humor sei in allen Fällen vollkommen natürlich und rein, ja nicht oft extravagant, unwahr, oder sogar abgeschmackt, aber dennoch ist im Ganzen genommen das Wort und Leben desselben ächt, subtil und geistig. Nicht ohne Grund haben seine Panegyriker ihn „Jean Paul den Einzigen“ genannt. In einem oder dem andern Sinne, entweder als Lob oder als Tadel, müssen auch seine Kritiker dieses Epitheton anerkennen, denn sicherlich sehen wir und in dem ganzen Kreise der Literatur vergebens nach seines Gleichen um. Man gefelle den Muthwillen eines Rabelais und die beste Empfindsamkeit Sterne's zu dem Eifer, Ernst und, wenn auch nur in kleinen Theilen, der Sublimität eines Milton, und lasse das Mosaikegehirn des alten Burton die Wirkungen dieses seltsamen Gemisches mit der Feder eines Jeremy Bentham zu Tage fördern!

Zu sagen, wie bei einer so eigenthümlichen natürlichen Begabung Nichter seinen Geist durch Kultur geformt habe, ist weit schwerer, als zu sagen, daß er ihn falsch geformt habe. Von Affectation wollen wir ihn weder ganz freisprechen, noch sehr laut derselben beschuldigen.

Daß seine Art und Weise zu schreiben eigenthümlich, ja in der That eine abenteuerlich complicirte Arabeske ist, kann Niemand leugnen. Die eigentliche Frage aber ist: In wie weit repräsentirt diese Art und Weise zu schreiben, seine wirkliche Art und Weise zu denken und zu existiren? Mit welchem Grade von Freiheit gestattet sie dieser besonderen Form des Seins sich kundzugeben, oder welche Fesseln und Beschränkungen legt sie einer solchen Kundgebung auf?

Das große Gesetz der Kultur ist nämlich: Laßt Jeden alles werden,

was er fähig geschaffen ward zu sein; er möge sich, dafern es thunlich ist, zu seiner vollen Größe entfalten, allen Hindernissen widerstehen, alle fremdartigen, besonders alle schädlichen Anhängsel von sich stoßen und sich endlich in seiner eigenen Gestalt und Größe zeigen, mögen diese sein von welcher Art sie wollen. Es giebt keine Gleichförmigkeit der Vortrefflichkeit, weder in der physischen noch in der geistigen Natur — alle ächten Dinge sind, was sie sein sollten. Das Rennpferd ist gut und schön, eben so der Elephant. In der Literatur ist es eben so; „Jedermann,“ sagt Lessing, „hat seinen eigenen Styl, eben so wie seine eigene Nase.“ Allerdings giebt es Nasen von wunderbaren Dimensionen, aber dennoch hat das Publikum kein Recht, eine solche Nase zu amputiren. Darum trage Jeder eine wirkliche Nase und keine hölzerner, die er um der bloßen Täuschung willen und um sie nur zur Schau zu tragen aufseht.

Doch ernst gesprochen, Lessing meint — und wir stimmen mit ihm überein — daß der äußere Styl nach den inneren Eigenschaften des Geistes zu beurtheilen ist, welche er verkörpern soll; — daß, wohl verstanden, ohne Präjudiz für die Angemessenheit — der Erstere so viel Gestalten annehmen kann, als der Letztere annimmt; daß mit einem Worte, die Hauptsache für einen Schriftsteller nicht ist, dieser oder jener äußeren Form und Mode anzugehören, sondern in jeder Form ächt, kräftig und lebendig zu sein, — lebendig mit seinem ganzen Wesen, selbstbewußt und zu nuzenbringenden Zwecken.

Legt man diesen Maßstab an, so wird man, glauben wir, Richter's wilde Manier weniger unvollkommen finden, als manche sehr zahme. Seiner Individualität ist sie vielleicht durchaus nicht unangemessen. In dieser eigenthümlichen Form liegt ein Feuer, ein Glanz, eine wohlwollende Energie, welche und veranlaßt, Vieles, was außerdem beleidigen würde, zu dulden, ja zu lieben. Vor allen Dingen ist dieser Mann, so viele Mängel er auch haben mag, consequent und zusammenhängend; er ist eins mit sich selbst, erkennt sein Ziel und verfolgt es mit aufrichtigem Verzen, freudig und mit ungetheiltem Willen. Eine harmonische Entwicklung des Seins, das erste und letzte Ziel aller wahren Kultur, ist erlangt worden; wenn nicht vollständig, doch wenigstens vollständiger, als man es unter tausend gewöhnlichen Menschen bei einem findet.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß bei einer solchen Natur dieses Ziel nicht leicht zu erreichen war, und daß da, wo es viel zu entwickeln gab,

diese oder jene Unvollkommenheit verziehen werden muß. Allerdings führen die gebahnten Pfade der Literatur am sichersten zum Ziel und das Talent gefällt uns am meisten, welches sich darcin findet, in alten Formen mit neuer Grazie zu glänzen. Auch ist der edelste und eigenthümlichste Geist nicht zu edel oder zu eigenthümlich, um nach vorgezeichneten Gesetzen zu wirken. Sophokles, Shakspeare, Cervantes und, in Richter's eigenem Zeitalter, Goethe, — wie wenig neuerten sie an den gegebenen Formen des Gedankensausdrucks, wie viel dagegen an dem Geiste, den sie in dieselben hauchten!

Alles dies ist wahr und Richter muß im Verhältniß damit an unserer Achtung verlieren. Viel jedoch wird ihm davon noch bleiben und warum sollten wir mit dem Hohen zürnen, weil es nicht das Höchste ist? Richter's schlimmste Fehler stehen mit seinen besten Vorzügen in enger Verbindung, denn sie bestehen größtentheils in einem Ueberwallen des Guten, in einem Verschleudern eines Reichthums und in dem Blendenden, welches eine Folge des Uebermaßes an wahren Lichte ist. Diese Dinge können um so leichter verziehen werden, da sie so leicht nicht nachgeahmt werden.

Hierbei dürfen wir nicht übersehen, daß das Genie seine eigenen Vorrechte hat. Es wählt sich seine eigene Bahn und sei diese noch so excentrisch, so müssen, wenn sie in der That eine himmlische Bahn ist, wir bloßen Sterngucker und endlich damit einverstanden erklären; wir müssen aufhören, Ausstellungen dagegen zu machen, sondern vielmehr beginnen, sie zu beobachten und ihre Gesetze zu berechnen. Daß Richter ein neuer Planet an dem intellectuellen Himmel sei, wagen wir nicht zu behaupten; ein bloßes atmosphärisches Meteor ist er aber auch nicht, vielleicht ein Komet, welcher, ob schon mit langen Aberrationen und in einen nebelhaften Schleier gehüllt, dennoch am Firmament seinen Platz hat.

Von Richter's einzelnen Werken, von seinen Ansichten, seiner allgemeinen Lebensphilosophie zu sprechen, ist uns bei dem noch übrigen beschränkten Raum nicht verstattet. In Bezug auf seine Erzählungen können wir sagen, daß dieselben, ausgenommen in wenigen Fällen und dann hauptsächlich, wenn sie zur kürzeren Gattung gehören, nicht das sind, was man im strengen Sinne Einheiten nennt, denn bei einem hohen Grade von callida junctura der Theile ist es selten, daß eine dieser Erzählungen den Eindruck eines vollkommenen, homogenen, untheilbaren Ganzen auf uns macht. Ein ächter Kunstwerk muß in dem Geiste seines Schöpfers gleichsam geschmolzen werden und aus seiner Phantasie, wenn auch nicht aus seiner Feder, wie aus einem

Offte hervorgehen. Richter's Werke tragen nicht immer genügende Spuren, daß sie geschmeltzt sind, doch sind sie auch nicht bloß zusammen genietet, sondern, um das Wenigste zu sagen, geschweisst.

Eine ähnliche Bemerkung gilt von vielen seiner Charaktere, in der That mehr oder weniger von ihnen allen, ausgenommen von solchen, die durch und durch humoristisch sind oder einen großen Anflug von Humor haben. In diesem letztern Bereich ist er zu Hause, ein ächter Poet, ein Schöpfer; sein „Siebenkäs“, sein „Schmelze“, sogar sein „Bibel“ und „Frislein“ sind lebende Gestalten. In seinen heroischen, leidenschaftlichen und massiven Gestalten sehen wir, so gewaltig er auch ist, kaum je ein vollständiges Ideal; die Kunst hat es noch nicht bis zum Verbergen ihrer Selbst gebracht.

Mit seinen Heldinnen dagegen gelingt es ihm besser; diese sind oft wahre Helden, obgleich vielleicht mit einer zu geringen Mannigfaltigkeit des Charakters; geschäftige, rüstige Mütter und Hausfrauen mit all' den Launen, Vertheilheiten und dem warmen hülfreichen Edelmuth der Frauen; oder weiße, halb englische Wesen, schüchtern, still, duldend, hochsinnig, mit den zartesten Neigungen und gebrochenen, aber keine Klage laut werden lassenden Herzen.

Uebernatürliche Gestalten hat er nicht versucht und zwar wohlweislich, denn er kann nicht schreiben, ohne zu glauben. Und dennoch zeigt er oft eine Phantasie von einer Eigenthümlichkeit, ja im Ganzen genommen von einer Wahrheit und Größe, die nirgends ihres Gleichen findet. In seinen „Träumen“ liegt eine geheimnißvolle Düsternheit und zwischen den nebelhaften riesigen, zuweilen entseßlichen Schatten brechen dann und wann Strahlen eines zauberhaften Glanzes hervor, die fast an die Visionen eines Goethe erinnern. Leser, welche den „Traum in der Neujahrsnacht“ studirt haben, werden uns nicht mißverstehen.

Auf Richter's Philosophie, einen Gegenstand von nicht gewöhnlichem Interesse, sowohl weil sie mit der gewöhnlichen Philosophie Deutschlands übereinstimmt, als auch, weil sie davon abweicht, können wir vor der Hand nicht eingehen. Eine einzige Bemerkung jedoch wollen wir darüber machen. Sie ist nämlich nicht mechanisch oder skeptisch; sie geht nicht aus dem Forum oder dem Laboratorium hervor, sondern aus den Tiefen des menschlichen Geistes, und gewährt als ihr schönstes Ergebniß ein edles System der Moralität und die festeste Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion.

In diesem letztern Punkte erachten wir ihn des Studiums ganz besonders würdig. Einem oberflächlichen Leser könnte er als der wildeste Ungläubige erscheinen, denn nichts geht über die Freiheit, mit welcher er die Dogmen der Religion, ja zuweilen die höchsten Gegenstände der christlichen Ehrerbietung hin und her wirft. Es kommen Stellen dieser Art vor, die jedem seiner Leser auffallen werden, die wir aber, um nicht in den Fehler zu verfallen, den wir schon an Frau von Staël getadelt haben, hier nicht anführen wollen. Mehr Licht ist in der folgenden: „Oder,“ fragt er in seiner gewöhnlichen abrupten Weise, „oder sind Moscheen, Episkopalkirchen, Pagoden, Sibilale, Stiftdörfer und Panthea etwas Anderes als der Heidentempel zum unsichtbaren Tempel und zu dem Allerheiligsten?“

Und dennoch ist, abgesehen von allen Dogmen, ja vielleicht trotz vieler derselben, Richter im höchsten Sinne des Wortes religiös. Ehrfurcht, nicht eigennützige Scheu, sondern edle Ehrfurcht vor dem Geist aller Güte bildet die Krone und den Ruhm seines Kultus. Die feurigen Elemente seiner Natur sind unter heiligen Einflüssen gereinigt und durch ein Prinzip der Gnade und Demuth zu Frieden und Wohlthun geläutert worden. Ein inniger und fortwährender Glaube an die Unsterblichkeit und angeborene Größe des Menschen begleitet ihn. Aus den Strudeln des Lebens blickt er zu einem himmlischen Leitstern empor und die Lösung dessen, was sichtbar und vergänglich ist, findet er in Dem, was unsichtbar und ewig ist. Er hat gezweifelt, er leugnet und dennoch glaubt er. „Wenn in Eurer letzten Stunde,“ sagt er, „wenn in Eurer letzten Stunde, bedenkt es, alles im gebrochenen Geiste abblüht und herabstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen: so grünt endlich nur noch die Nachblume des Glaubens fort, und stärkt mit Duft im letzten Dunkel.“

Diese scheinbaren Widersprüche zu versöhnen, die Gründe, die Art und Weise, die Uebereinstimmung von Richter's Glauben zu erklären, kann hier nicht versucht werden. Wir empfehlen ihn dem Studium, der Toleranz und selbst dem Lobe Aller, welche in diese höchste aller Fragen mit ächtem Geiste, mit der Furchtlosigkeit eines Märtyrers, aber auch mit der Ehrfurcht eines Märtyrers eingedrungen sind; Aller, welche die Wahrheit lieben und von Lügen nichts wissen wollen. Ein freimüthiger, furchtloser, ehrlicher und doch wahrhaft geistiger Glaube ist von allen Dingen in unserer Zeit das seltenste.

Unsere Leser werden vielleicht von Schriften, die wir, obgleich mit

vielein Vorbehalten, so hoch gepriesen, eine Probe verlangen. Für Ungläubige haben wir unglücklicherweise von überzeugender Art keine zu geben. Man verlange nicht von uns, daß wir von den peruvianischen Wäldern durch drei in ihnen gepflückte Zweige, oder von den Hällen des Nil durch eine Handvoll seines Wassers einen Begriff geben sollen! Denen jedoch, welche Zweige bloß als abgerissene Zweige, und eine Handvoll Wasser bloß als so viele Tropfen betrachten, legen wir das folgende Bruchstück vor.

„Wir wurden alle zu sehr bewegt. Wir rissen uns endlich aus wiederholten Umarmungen, und mein Freund entwich mit der Seele, die er liebt — ich blieb allein zurück bei der Nacht.

„Und ich ging ohne Ziel durch Wälder, durch Thäler und über Bäche und durch schlafende Dörfer, um die große Nacht zu genießen wie einen Tag. Ich ging und sah gleich dem Magnet, immer auf die Mitternachtsgegend hin, um das Herz an der nachglühenden Abendröthe zu stärken, an dieser heraufsteigenden Aurora eines Morgens unter unsern Füßen. Weiße Nachtschmetterlinge zogen, weiße Blüten flatterten, weiße Sterne fielen, und das lichte Schneegestöber säubte Silber an dem hohen Schatten der Erde, der über den Mond steigt und der unsere Nacht ist. Da sang die Aeolsharfe der Schöpfung an zu zittern und zu klingen, von oben herunter angeweht, und meine unsterbliche Seele war eine Saite auf dieser Laute. — Das Herz des verwandten ewigen Menschen schwellt unter dem ewigen Himmel, wie die Meere schwellen unter der Sonne und unter dem Mond. — Die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortumtörende Geläute der alten Ewigkeit. — Die Glieder meiner Todten berührten kalt meine Seele und vertrieben ihre Flecken, wie todte Hände Hautausschläge heilen. — Ich ging still durch kleine Dörfer hindurch und nahe an ihren äußern Kirchhöfen vorbei, auf denen morsche herausgeworfene Sargtreter glimmten, indeß die funkelnden Augen, die in ihnen gewesen waren, als graue Fische säubten. — Kalter Gedanke! greife nicht wie ein kaltes Geipenst an mein Herz: ich schaue auf zum Sternenhimmel und eine ewige Reihe zieht sich hinauf, und hinüber und hinunter, und alles ist Leben und Gluth und Licht und alles ist Göttlich oder Gott . . .

„Gegen Morgen sah' ich deine späten Lichter, kleine Wohnstadt, in die ich gehöre dießseits des Sarges; ich kam auf die Erde zurück und in deinen Thürmen schlug es, hinter der vorübergezogenen großen Mitternacht, halb drei Uhr: da ging um diese Stunde 1794 der Mars in Westen unter

und der Mond in Morgen auf; und meine Seele wünschte, beklommen vom Bedauern des edlen kriegerischen Bluts, das noch auf die Frühling Blumen strömt: „ach, blutiger Krieg, weiche wie der röthliche Mars, und stiller Friede! komme wie der milde zertheilte Mond!“ —

So haben wir aus düsterer Ferne und in einigen raschen flüchtigen Umrissen ein Bild von Jean Paul Friedrich Richter und seinen Werken entworfen. Deutschland liebt ihn schon lange; auch England muß er eines Tages bekannt werden, denn ein Mann von dieser Größe gehört nicht einem Volke, sondern der Welt an. Wie unsere Landsleute über ihn urtheilen werden und welches Schicksal ihm von der Nachwelt beschieden werden wird, darüber wollen wir keine Prophezeiung aufzustellen versuchen. Die Zeit äußert auf manch einen weit ausgebreiteten Ruhm einen seltsamen zusammenziehenden Einfluß, von Richter jedoch läßt sich behaupten, daß er Vieles überleben werde. Es liegt in ihm Das, was nicht stirbt, jene Schönheit und Innigkeit der Seele, jener Geist der Humanität, der Liebe und milder Weisheit, worüber die Wechselfälle der Mode keine Gewalt haben. Er besitzt jene Vortrefflichkeit der innersten Natur, welche allein Schriften unsterblich macht; jenen Zauber, der trotz jeder Veränderung uns an die Schriften unserer Hookers, Taylors und Brownes fesselt, wenn ihre Denkweise schon längst aufgehört hat, die unserige zu sein und die geschärfsten ihrer bloß intellectuellen Ansichten, eben so wie dereinst die unseren mit den Umständen und Ereignissen, in welchen sie ihre Entstehung oder Form fanden, hinweggeschwunden sind. Für Menschen von rechtem Geiste wird in Richter noch lange Vieles liegen, was Anziehungskraft und Werth besitzt.

In der moralischen Wüste der gemeinen Literatur mit ihren Sandwüsten und verdorrten, bitteren und nur zu oft giftigen Gesträuchen werden die Schriften dieses Mannes in ihrer wilden Ueppigkeit emporragen, um gleich einer Gruppe von Dattelpalmen mit ihrem grünen Rasen und ihrer sprudelnden Quelle den Wanderer in der schwülen Einöde mit Nahrung und Schatten zu erquicken.

Jean Paul Friedrich Richter *).

Zweiter Artikel.

(1830.)

Es sind etwa sechs Jahre her, seitdem der Name Jean Paul Friedrich Richter zuerst mit englischen Typen gedruckt ward und etwa sechsundvierzig, seitdem er am literarischen Himmel Deutschlands in voller Glorie strahlt — eine Thatfache, welche, wenn wir die Geschichte eines so manchen Kogebue und Chateaubriand innerhalb dieser Zeit betrachten, den alten Erfahrungssatz bestärkt, daß die beste Verühmtbeit sich nicht immer am schnellsten ausbreitet, sondern vielmehr im Gegentheile, eben so wie mit Luft gefüllte Blasen weit leichter getragen werden als Metallmassen, obschon goldene, von gleichem Umfange, so auch der Dammenschwied, Poetaster und Pseudophilosoph oft flegreich über Land und Meere schwebt, während der Dichter und Philosoph ruhig daheim bleiben. So ist der natürliche Verlauf. Ein Spurzheim fliegt innerhalb eines Jahres von Wien nach Paris und London; ein Kant gelangt vielleicht erst in einem Jahrhundert von Königsberg bis zu uns; Newton brauchte, um bloß den schmalen Kanal zu überschreiten, fünfzig Jahre, und Shakspeare drei Mal so lange.

Allerdings giebt es auch Beispiele vom Gegentheil, und dann und wann taucht in Folge eines seltenen Zufalls ein Goethe und ein Cervantes in der Literatur auf, und Könige lachen über Don Quixote, „ehe das Buch noch fertig ist“, und Scenen aus Werther's Leiden werden auf Chino-

*) Wahrheit aus Jean Paul's Leben, erstes bis drittes Heftlein. Breslau, 1825—28.

flüchtige Theetassen gemalt, während der Verfasser noch ein ganz junger Mann ist.

Dies ist jedoch nicht die Regel, sondern es sind die Ausnahmen, ja, richtig aufgefaßt, die Ausnahmen, welche sie bestätigen. Im Allgemeinen hat diese plötzliche lärmende Popularität ihren Grund mehr in einem theilweisen Delirium auf beiden Seiten als in klarer Einsicht, und ist für alle dabei Theilhabenden von schlimmer Vorbedeutung. Wie viele laute Bacchusfeste dieser Art haben wir als Pseudo-Bacchanalien sich erweisen und gerade mit dem Gegentheil von Dingen enden sehen! Von seinem Löwengeßpann gezogen kommt der muntere Gott als ein wirklicher Gott mit all' seinen Föhren, Cymbeln, Phallophoren und Mänaden einhergezogen; Lust und Erde hallen wieder von ihrem Jubel, aber ach, nach kurzer Zeit schon zeigt das Löwengeßpann lange Ohren und wird zu unverkennbar ein Geißelgeßpann in Löwenhäuten, die Mänaden drehen sich entsezt herum, und der muntere Gott wird von seinem Wagen herabgegerzt und als ein trunkener Sterblicher in den Koth getreten.

Daß Richter in seinem Vaterlande keine solche Apotheose beschieden war und nun auch in keinem andern eine zu erwarten steht, können wir nicht umhin, als einen natürlichen und keineswegs unglücklichen Umstand zu betrachten. Die Götlichkeit, welche in ihm liegt, verlangt eine ruhigere Verehrung und von einer ganz andern Klasse von Verehrern. Eben so wenig wollen wir trotz dieses vierzigjährigen Wartens England einer ungewöhnlichen Blindheit gegen ihn anklagen; ja, Alles erwogen, möchten wir den Umstand, daß er nun wirklich festen Fuß bei uns gefaßt, als einen Beweis von nicht bloß vermehrter Reichheit des literarischen Verkehrs, sondern auch als eine wesentliche Verbesserung in der Art und Weise und in den Umständen desselben betrachten.

Unser Gefühl für ausländische Vortrefflichkeit muß, hoffen wir, wahrer werden; unser Insulanergeschmack muß sich mehr und mehr zu einem europäischen ausbilden. Richter ist nämlich durchaus nicht ein Mann, dessen Vorzüge, eben so wie seine Sonderbarkeiten, sich dem allgemeinen Blicke aufdrängen, ja, ohne große Geduld und einen bedeutenden Katholicismus der Gesinnung hat kein Leser Aussicht, sich wirklich mit ihm zu befreundeten. Er besitzt ein schönes, hohes, ganz ungewöhnliches Talent, und seine Art, denselben Ausdruck zu geben, ist vielleicht noch ungewöhnlicher. Er ist durch und durch und von ganzem Herzen Humorist, nicht bloß in niedrigen

Bereichen des Denkens, wo dies gewöhnlicher ist, sondern auch in den höchsten Regionen, wo er fast keinen Vorgänger hat, und indem er so in toller Lust mit Sonne und Mond Fangeball spielt, gestaltet er die seltsamste ideale Welt, welche auf den ersten Anblick nicht viel besser ausseht als ein Chaos.

Die Deutschen selbst haben ihre Schwierigkeiten mit ihm, und für Leser von irgend einer andern Nation ist er ein grenzenloses, gewaltiges, verwickeltes Labyrinth, in welchem der Grundriß oder die Spuren eines Grundrisses nirgends sichtbar sind. Weit entfernt, den Geist seiner Schriften nach seinem ganzen Umfange würdigen zu können, finden es Ausländer im höchsten Grade schwierig, auch nur ihren grammatischen Sinn richtig zu fassen. Wahrscheinlich giebt es in keiner modernen Sprache einen so schwierigen Schriftsteller, der einen so unermesslichen Ueberfluß an dunklen Anspielungen in der verwickeltesten Phrasenologie darbietet, Varentheile in Varentheile schiebt, ohne dabei Auslassungen, plötzliche Sprünge und alle Arten unerklärlicher Grillen zu vergessen, während das Ganze in der heitersten Weise sich fortbewegt, keineswegs aber in militairischen streng geregelten Reihen, sondern gleichsam in bunten, wunderbarlich gemischten Volksheaven.

Wie Ausländer mit der Lectüre seiner Werke zurechte kommen, mögen unsere Leser am besten nach der Thatfache beurtheilen, daß vor etwa zwanzig Jahren zum Gebrauch für Richter's eigene Landknechte der Anfang eines Werks erschien, welches den Titel führte: „K. Reinhold's Wörterbuch zu Jean Paul's sämtlichen Schriften, oder Erklärung aller in dessen Schriften vorkommenden fremden Wörter und ungewöhnlichen Redensarten, nebst kurzen historischen Notizen der angeführten Personen aus der Geschichte u. s. w. und saphtischen Verdeutschungen der schwierigsten Stellen im Zusammenhange. Ein nothwendiges Hülfsbuch für Alle, welche jene Schriften mit Nutzen lesen wollen.“

So viel über das Gewand oder die Einkleidung von Richter's Gedanken. Ferner aber bedenke man noch, daß die Gedanken selbst oft von der abstruhesten Art sind, so daß nur nach eifrigem Nachdenken irgend eine nennenswerthe Quantität, sei es nun Wahrheit oder Unwahrheit, erkannt werden kann, und wir haben in ihm einen Mann, von welchem Leser mit schwachen Nerven und einem einigermaßen krankhaften Geschmac nicht verfehlen werden, mit einem vielleicht an Entsetzen grenzenden Gefühl zurückzuprallen.

Und dennoch findet Richter trotz aller dieser Schattenseiten, wie wir oben gesagt, in England schon einen gewissen Grad von Anerkennung. Er hat seine Leser und Bewunderer. Verschiedene Uebersetzungen seiner Werke sind bei uns erschienen, auch Recensionen, denen man eine klare Einsicht in den Gegenstand nicht absprechen kann und denen es daher auch durchaus nicht an Beifall gefehlt hat. Und allem diesen hat, so weit unser Blick reicht, selbst der nichtdeutsche Theil unseres Publikums mit einiger Neugier und hoffnungsvoller Erwartung Gehör geschenkt.

Aus diesen Symptomen können wir Zweierlei schließen, was uns in unserer gegenwärtigen Eigenschaft beides sehr tröstlich ist: Erstens, daß die alte Reifgeschürte mikroskopische Sekte von Belletristen, deren Gottheit die „Eleganz“ war, ein Glaube, der auf französischem Boden gewachsen, und mehr für Damenschneider als für Kritiker und Philosophen taugt, auf unsern Inseln in rascher Abnahme begriffen sein muß; und zweitens — was eine weit persönlichere Rücksicht ist — daß wir, indem wir diesen wunderbaren Jean Paul einer nochmaligen Besprechung und Erörterung unterziehen, etwas versuchen, was vielen unserer Leser kein unwillkommener Dienst sein wird.

Unsere Besprechung zerfällt natürlich in zwei Theile, in den biographischen und in den kritischen, in Bezug auf welche beide wir nach der Reihe einige Bemerkungen zu machen und — was wir, wenigstens in Bezug auf den letzten Theil, als nützlich betrachten — einige interessante Documente vorzulegen haben.

Es scheint nicht, als ob Richter's Leben äußerlich betrachtet in seinen allgemeinen Beziehungen wesentlich verschieden von dem anderer Literatoren gewesen wäre, welches größtentheils so arm an Ereignissen ist. Der Anfang bewegte sich in ziemlich knappen Umständen, ohne sich auf andere Weise auszuzeichnen; der letztere und geschäftigste Theil war gleichfalls ein gänzlich privater und ward größtentheils in Provinzialstädten und fern von vornehmen Regionen oder Personen zugebracht. Die Hauptereignisse in Richter's Leben waren die neuen Bücher, die er schrieb, und sein ganzer Lebenslauf ein geistiger und stiller.

Er ward in seinem neunzehnten Jahre schon Schriftsteller und blieb dieser Beschäftigung mit gewissenhaftem Eifer treu, so daß er jede Unterbrechung oder Störung derselben, wäre es auch nur auf einen Tag oder eine

Stunde gewesen, nicht bloß nicht suchte, sondern ihr auch sorgfältig auf dem Wege ging.

Trotzdem ist es und, wenn wir diese seine sechzig Bände betrachten, als ob Richter's Geschichte noch ein anderes und viel tieferes Interesse gehabt haben müsse, als äußere Ereignisse ihm mittheilen konnten, denn der Geist, welcher mehr oder weniger vollständig durch seine Schriften hindurchblickt, ist ein Geist von dauerndem Werth, selten in allen Zeiten und Situationen und vielleicht nirgends und zu keiner Zeit seltener, als in dem literarischen Europa zur gegenwärtigen Zeit.

Wir sehen in diesem Manne einen hohen, selbstständigen, originellen und in vielen Beziehungen sogar großen Charakter. Er zeigt sich als ein Mann von wunderbaren Gaben und mit vielleicht einer noch glücklicheren Combination derselben, in welchem Philosophie und Poesie sich nicht bloß versöhnt, sondern zu etwas unendlich Höherem und Reinerem, zu Religion, verschmolzen haben; der bei der weichsten umfassendsten Sympathie für äußere Dinge innerlich ruhig und undurchdringlich ist, durch alle Verwundungen und Drangsale hindurch still und doch unbeugsam seinen Weg verfolgt; als ächter Mann der Literatur unter tausend unächten, mit einem Worte als ein Mann, der das neunzehnte Jahrhundert versteht und mitten darin lebt, und dessen Leben doch gewissermaßen ein heroisches und aufopferndes ist.

Wir wissen, daß ein Charakter dieser Art sich nicht ohne mannigfache und siegreiche Kämpfe mit der Welt bildet und die Erzählung solcher Kämpfe, des Wenigen, was davon erzählt oder gedeutet werden kann, gehört der höchsten Gattung der Geschichte an. Das Leben eines solchen Mannes, hat man gesagt, ist gleichsam eine Bibel, ein Evangelium der Freiheit, welches allen Menschen gepredigt wird und wodurch wir unter so vielen ungläubigen Seelen erfahren, daß hoher Sinn noch nicht unmöglich geworden ist; woran wir, von grenzenloser Trivialität und Verächtlichkeit umgeben, doch erkennen, daß die Natur des Menschen unausslöschlich göttlich ist, und worin wir eine Mahnung finden, fest zu halten an Dem, was der wichtigste Glaube ist, dem Glauben an uns selbst.

Wenn aber das Leben eines *pius vates* ein so hoher Gegenstand ist, so muß die Lebensgeschichte, welche, wenn sie angemessen geschrieben, eine Uebersetzung und Deutung desselben ist, ebenfalls großen Werth haben.

Man hat gesagt, kein Dichter stehe mit seinem Gedicht auf gleicher

Höhe, welcher Anspruch zum Theil wahr ist; in einer tiefern Bedeutung aber kann man auch und zwar mit noch größerer Wahrheit behaupten, daß sein Gedicht mit seinem Dichter auf gleicher Höhe stehe. Nun ist es aber die Biographie, welche uns erst sowohl den Dichter als das Gedicht giebt, indem sie durch die Bedeutung des einen die des andern erläutert und vervollständigt. Jener ideale Umriss von sich selbst, den ein Mensch unbewußt in seinen Schriften andeutet und welcher, richtig entziffert, treuer ist als irgend eine andere Darstellung von ihm, hat der Biograph zu einem wirklichen zusammenhängenden Bild auszufüllen und unserer Erfahrung oder wenigstens unserer Klare, nicht mehr zweifelnden Bewunderung einzutragen, um uns dadurch auf mancherlei Weise zu belehren und zu erbaun.

Nach diesen Grundzügen gehandelt, könnte die Biographie großer Männer, besonders großer Dichter, das heißt im höchsten Grade edelstinniger und weiser Männer, eine der würdigen und reichvollsten Gattungen von Schriften werden.

Wie die Sachen stehen, giebt es freilich wenig Biographien, welche etwas dieser Art leisten. Die meisten sind bloße Register zu einer Biographie, die jeder Leser bei der Durchsicht dann selbst schreiben muß, nicht der lebende Körper, sondern die trockenen Gebeine eines Körpers, welcher lebendig sein sollte. Eine solche Tugend des Prometheus von einem gewöhnlichen Lebensgeschichtschreiber erwarten, wäre unbillig genug. Wie soll diese unglückliche biographische Bräuterei, anstatt wie Registermacher und Amateure zu schreiben, plötzlich von einigen Funken der Intelligenz oder sogar genialen Feuer entzündet werden und nicht bloß Data und Thatfachen sammeln, sondern indem sie davon Gebrauch macht, durch die Oberfläche und ökonomische Form eines Menschenlebens in sein innerstes Wesen und seinen Geist hineinschaun?

Die Wahrheit ist, daß Biographien sich in einem ähnlichen Falle befinden, wie Predigten und Lieder. Sie haben ihre wissenschaftlichen Regeln und ihr Ideal von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, wie alle Dinge haben; bis jetzt aber sind ihre Regeln gleichsam nur unsichtbare Naturgesetze, nicht kritische Parlamentsacten, und bedrohen und mit keiner unmittelbaren Strafe. Uebrigens können im Gegensatz zu Tragödien und epischen Gedichten solche Werke Etwas sein, ohne Altes zu sein; die Einfachheit der Form wird dabei oft für Leichtigkeit der Ausführung angesehen und deshalb haben wir auf einen Künstler in diesem Fache tausend Stümper.

Wollten wir mit spezieller Beziehung auf Richter sagen, seine biographische Behandlung sei schlechter gewesen als gewöhnlich, so würden wir damit vielleicht zu viel sagen; aber schlimmer als wir erwarteten, ist sie sicherlich gewesen. Verschiedene Lebensgeschichten Jean Paul's, die eifrig bedacht waren, die öffentliche Aufregung zu benutzen, so lange sie dauerte, und in einem gegebenen Raume fast ein Minimum von Belehrung mittheilen, sind von und innerhalb der letzten vier Jahre mit keiner großen Aufmerksamkeit gelesen worden. Wir bemühten uns dankbar, das Wenige zu nehmen, was sie zu geben hatten und sahen hoffnungsvoll jener versprochenen „Selbstbiographie“ entgegen, in welcher alle Mängel ergänzt werden sollten.

Mehrere Jahre vor seinem Tode nämlich hatte Richter beschlossen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben und mit gewohnter Redlichkeit begannen, gründliche Vorbereitung zur Lösung dieser Aufgabe zu treffen. Nachdem er manche Pläne, unter denen sich viele ziemlich sonderbare befanden, überlegt, ward er endlich über die Form mit sich einig und hatte mit einer halb scherzhaften Anspielung auf Goethe's „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“, seinem Werke den Titel „Wahrheit aus meinem Leben“ vorgesetzt. Die sonderbare Idee, seinen Lebenslauf auch als Dichtung und Parallele mit der Lebensgeschichte des Apothekers Nikolaus Marxgraf, der nur als Held eines seiner letzten Romane existierte, zu schreiben, hatte er als unpraktisch aufgegeben.

In diesem Werke, welches durch dringendere Arbeiten dann und wann verzögert worden, war er schon bedeutend vorgeschritten, und nach Richter's erfolgtem Ableben übernahm Herr Otto, ein Mann von Talenten, der ein halbes Menschenalter lang sein intimer Freund gewesen, die Herausgabe und Vollendung nicht ohne wiederholte Verkündung und Behauptung — die mittlerweile glaubhaft genug war — daß nur ihm der Posten eines Biographen Jean Paul's gebühren könne.

Drei kleine Bände dieser „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“, im Laufe eben so vieler Jahre erschienen, liegen endlich vor uns.

Der erste Band, welcher 1826 erschien, verursachte einige Ueberraschung und manche Erwartung sah sich getäuscht, doch blieb immer noch Raum zur Hoffnung. Es war der Anfang einer wirklichen Autobiographie und mit einem hohen Grade von Treueherzigkeit und Würde geschrieben, obgleich von einem ganz un erwarteten Gesichtspunkte aufgefaßt; dabei aber in jenem Geiste genialen Humors und heiteren Ernsts, welcher bei all seinen

seltsamen phantastischen Vermischungen doch Jean Paul so anmuthig fand und dem auf jedem Fall kein Leser seiner Werke fremd sein konnte. Kraft eines autographischen Ufases hatte Jean Paul sich selbst zum „Professor seiner eigenen Geschichte“ ernannt, und hielt dem Universum drei schöne „Vorlesungen“ über diesen Gegenstand, wobei er sich allerdings mit vollem Rechte rühmte, daß er in seinem speziellen Fach besser unterrichtet sei, als sonst Jemand. Dabei hatte er auch seine oratorischen Geheimnisse und professorenmäßigen Gewohnheiten, und so wie Mr. Wortley, als er seine Parlamenterrede niederschrieb, um sie aus seinem Hute vorzulesen, an verschiedenen Stellen bemerkt hatte: „Hier wird gehustet“, so hatte auch Jean Paul mit mehr Kürze eine willkürliche Hieroglyphe unter seinen Papieren angebracht, welche, wie er uns mittheilt, bedeutete: „Meine Herren, Niemand scharre, Niemand gähne“ — eine Hieroglyphe, die, wie wir andrücklich bemerken müssen, viele öffentliche Redner weit notwendiger brauchen möchten, als er.

Unglücklicherweise kamen in dem zweiten Bande keine weiteren Vorlesungen an's Licht, sondern nur eine Reihe unzusammenhängender, ganz heterogener Notizen, welche zu weiterer Umarbeitung bestimmt gewesen waren, und der volle freie Strom des Redervortrags löste sich in ungenügende Tropfen auf.

Mit dem dritten Bande, welcher bei weitem der längste ist, tritt Herr Otto entschieden in seiner eigenen Person auf, obschon immer noch mehr mit der Schere als mit der Feder, und bemüht sich hinter einer Menge Verschanzungen und Vorposten seine Geschichte ein wenig vorzuschreiben, nachdem die Vorlesungen sie fast an der Schwelle stehen gelassen haben. Sein eigenthümlicher Plan und die allzu deutliche Absicht, in Jean Paul's Manier weiter zu sprechen, hemmen seinen Fortschritt sehr, der auch in der That so unbedeutend ist, daß wir am Ende dieses dritten Bandes, das heißt, nach gegen sebenhundert kleinen Octavseiten, den Helden kaum über das zwanzigste Jahr hinaus und die eigentliche Geschichte noch gleichsam beim Anfange finden.

Wir können nur bedauern, daß Herr Otto, dessen Talent und gute Absicht, auch abgesehen von seinem Verhältniß zu Richter, Anspruch auf unsere Berücksichtigung haben, nicht einen geraderen Weg eingeschlagen und Das, was er uns über diese Sache zu sagen hatte, in schlichter Prosa heraus-sagt, die für ihn ein weit natürlicherer Dialekt zu sein scheint. Anstatt einer

bunten Combination, die so langsam vielleicht gar nicht zur Einheit führt, hätte er ohne jene „Vorlesungen“ oder irgend eine werthvolle Notiz weglassen, und eine directe Erzählung geben können, welche, wenn ihr auch die Schönheitslinie fehlte, doch vielleicht die noch weit unentbehrlichere Linie der Regelmäßigkeit gehabt hätte und auf alle Fälle weit kürzer gewesen wäre.

So lange Herrn Otto's Werk nicht vollständig vorliegt, können wir kein positives Urtheil abgeben; mittlerweile aber müssen wir sagen, daß es ein eben nicht verheißungsvolles Ansehen hat und der Befürchtung Raum läßt, daß Richter's Lebensgeschichte vielleicht noch lange ein Problem bleibe.

Was uns selbst betrifft, so können wir bei diesem Stande der Dinge zur Charakteristik von Jean Paul's praktischem Leben weiter nichts beitragen, als einige aus Otto's und einigen andern Werken geschöpfte kleine Thatfachen, die selbst in unseren eigenen Augen außerordentlich ungenügend sind.

Richter war geboren zu Wunsiedel (unrichtiger Wunsiedel) am Fichtelgebirge, im Jahre 1763, und da sein Geburtstag auf den 21. März fiel, so ward zuweilen wüthigerweise gesagt, daß er und der Frühling mit einander geboren seien. Er selbst erwähnt dies und zwar in lobenswerther Absicht. „Diesen Einsall,“ sagt er, „daß ich Professor und der Frühling mit einander geboren worden, habe ich in Gesprächen wohl schon hundertmal vorgebracht; aber ich brenne ihn hier absichtlich wie einen Ehrenlanonenschuß zum hundert und ersten Male ab, damit ich mich durch den Abdruck außer Stand setze, einen durch den Preßbengel schon an die ganze Welt herumgegebenen Donmot-Donkon von Neuem anzubieten.“

Das Schicksal, scheint er zu glauben, machte noch einem andern Witz auf ihn, weil das Wort Richter im Deutschen nicht bloß ein Eigennamen, sondern auch ein Appellativname ist.

Seinen Taufnamen, Jean Paul, den man lange für einen Einsall von ihm selbst und einen Pseudonamen hielt, hatte er, wie wir hier lesen, ganz ehrlich von seinem mütterlichen Großvater Johann Paul Kuhn, einem ehtlichen Tuchmacher in Hof, entlehnt, und später bloß das deutsche Johann in das französische Jean übersetzt.

Die Richter waren seit wenigstens zwei Generationen Schulmeister gewesen und hatten sich durch nichts als durch ihre Armuth und ihre Frömmigkeit ausgezeichnet. Des Großvaters gedachte man in seinem kleinen Cirkel noch als eines Mannes von ganz außerordentlicher Unschuld und Heiligkeit.

„Im Neustadt,“ sagt sein Onkel, „zeigt man noch ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet; und eine Höhle, die er sich selber in den sogenannten kleinen Gulm gemacht, um darin zu beten.“ Obgleich er drei Schul- und Kirchenämter bekleidete und nach besten Kräften versah, so belief sich sein jährliches Einkommen doch auf nicht mehr als höchstens hundertundfünfzig Gulden und „an dieser gewöhnlichen Vaireuthischen Hungerquelle für Schulleute stand der Mann fünfunddreißig Jahre lang und schöpfte.“ Mit seiner Beförderung war es langsam gegangen, „endlich aber,“ erzählt Jean Paul, „traf es sich im Jahre 1763 — eben in meinem Geburtsjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Conzeptionen mit Höheren steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und der Gulmberg leicht hinzugeben waren, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt, im Neustädter — Gottesacker; seine Wittin aber war ihm schon zwanzig Jahre vorher dahin vorausgegangen in die Nebenstelle. — Seine Eltern waren mit mir als fünf Monat altem Kinde zu seinem Sterbelager gereiset. Er war im Sterben, als ein Geistlicher (wie mir mein Vater öfter erzählte) zu meinen Eltern sagte: Lasset doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingerückt und er legte die Hand auf meinen Kopf. — Frommer Großvater! oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten, in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und besetzten Welt.“

Der Vater, welcher damals den bescheidenen Posten eines Tertius und Organisten in Wonsiedel bekleidete, ward kurz darauf zum Prediger in dem Dorfe Jodis befördert und von da nach einigen Jahren nach Schwarzenbach an der Saale versetzt. Auch er war von ächt frommer Gesinnung, obgleich er damit mehr Energie des Charakters und wie es scheint, mehr allgemeines Talent verband, denn er war in seiner Gegend als ein mutziger, eifriger Prediger, und in größeren Kreisen als verdienstvoller Componist von einigen guten Kirchenmusiken bekannt. An Armuth scheint er seinem Vater, der sein Lebenlang fast nichts genoss als Brod und Bier, nicht ganz gleich gekommen zu sein, aber arm genug war er deswegen immer und nicht weniger heiter als arm. Die Tochter des wohlhabenden Bürgerd, die er zur Braut nahm, hatte, wie wir vermuthen, kein Geld mitgebracht, sondern bloß Ge-

wohnheiten und Bedürfnisse, die für einen Schulmeister oder Pfarrer keineswegs vortheilhaft sind; auf alle Fälle hatte der würdige Mann, so bescheiden auch sein Haushalt war, mit fortwährenden Schwierigkeiten zu kämpfen und hinterließ sogar Schulden.

Paul, der in jenen Tagen Briß genannt ward, erzählt in heiterem Tone, wie seine Mutter ihn nach Hof, ihrer Geburtsstadt, zu schicken pflegte, mit einem Quersack auf dem Rücken und unter dem Vorwande, dort wohlfeiler einzukaufen, in der That aber, um seine Gewürze und Delikatessen von der Großmutter gratis geliefert zu bekommen. Er pflegte seinem Großvater hinter dem Webstuhle die Hand zu küssen und mit ihm zu sprechen, während die gute alte Frau, lachend gegen alle Welt, aber verschwenderisch gegen die Ibrigen, heimlich seinen Quersack mit Dem füllte, was er bringen sollte und ihm sogar Mandeln für sich selbst gab, die er jedoch für eine Freundin aufhob.

Einen andern kleinen Zug, der in kirchlichen Annalen ganz neu ist, müssen wir hier mittheilen. Indem Paul die Freuden seiner Existenz in Joditz erzählt, erwähnt er unter andern auch folgende:

„In den Herbstabenden (noch dazu an trüben) ging der Vater im Schlafrack mit Paul und Adam auf ein über der Saale gelegenes Kartoffelfeld. Der eine Junge trug eine Grabhaue, der andere ein Handkörbchen. Draußen wurden nun neue Kartoffeln, so viel für das Abendessen nöthig waren, vom Vater ausgegraben; Paul warf sie aus dem Beete in den Korb, während Adam an dem Haselnußgebüsch die besten Nüsse erklettern durfte. Nach einiger Zeit mußte dieser von den Ästen herunter und Paul stieg seinerseits hinauf. Und so zog man denn mit Kartoffeln und Nüssen zufrieden nach Hause; und die Freude, auf eine Viertelsunde weit und eine Stunde lang ins Freie gelaufen zu sein und zu Hause bei Lichte das Erntefest zu feiern, male sich jeder selber so stark wie der Empfänger.“

Den Leuten, welche meinen, daß die Nützbarkeit des Luchses von dem Verste abhängt, den es bei dem Luchsmacher hat, muß es überraschend erscheinen, daß ein protestantischer Geistlicher, der nicht bloß nicht im Stande war, Luchshunde zu halten, sondern es auch angemessen fand, seine Kartoffeln selbst auszugraben, nicht mit allgemeiner Verachtung betrachtet oder sein nützliches Wirken bedeutend beeinträchtigt ward. Davon wird jedoch in der Geschichte dieses Pfarrers von Joditz durchaus nichts sichtbar. Wir sehen in ihm einen Mann, der seinem Amt kräftig vorstand und von seiner

Erde geliebt und verehrt ward, ja er besuchte nach Belieben und stets als geehrter Gast die Häuser des voigtländischen Adels, allerdings nicht in dem Charakter eines Edelmanns, aber doch in dem eines Priesters, den er viel höher stellte. „Gleich einem alten lutherischen Hosprediger,“ sagt sein Sohn, „erkannte er die unabsehbliche Größe des Standes wie das Erscheinen der Weizenster an, ohne vor beiden zu beben.“ Die Wahrheit ist, der Mann hatte ein heiteres, reines, religiöses Herz, war fleißig in seinem Amte und feurigen Geistes, und fand in allen Verhältnissen des Lebens, daß er damit so ziemlich auskam.

Für unsern Professor wie für Dichter überhaupt haben die Erinnerungen der Kindheit stets etwas Ideales, fast Himmlisches. Oft schildert er in seinen Phantasien solche Scenen mit liebender Genauigkeit; auch ist Armuth darin keine tödtliche, ja nicht einmal eine unwillkommene Ingredienz. Im Grunde genommen ist es doch auch nicht das Geld oder der Werth des Geldes, wodurch und wofür der Mensch lebt. Ist nicht Gottes Weltall in unserm Kopfe, möge derselbe nun auswendig eine zerrissene Mütze oder ein königliches Diadem tragen? Es möge daher Niemand glauben, daß Paul's Jugendjahre unglücklich gewesen seien und noch viel weniger, daß er auf sentimental weinerliche Weise oder mit der leisesten Spur von Brählerei oder Wehklagen darauf zurückgeblidt hätte. Noch weit härtere Armuth als diese wäre ihm etwas Leichtes gewesen, denn eine gütige Mutter, die Natur selbst, hatte schon dafür gesorgt und gleich der Mutter des Achilles ihn gegen äußere Dinge unermundbar gemacht. Es war ein kühner, lecker, freudiger Geist, der durch diese jungen Augen schaute und für einen solchen Geist hat die Welt nichts Armes, sondern Alles ist reich und voll von Lieblichkeit und Wunder.

Um unsere Leser einen Blick in dieses deutsche Pfarrhaus werfen zu lassen, theilen wir hier einige Sätze aus Paul's zweiter Vorlesung mit, wodurch sie zugleich einen Begriff von seinem Professorenstyle erhalten.

„Um das Jodiger Leben unseres Hans Paul — denn so wollen wir ihn einige Zeit lang nennen, jedoch immer mit andern Namen abwechseln — am treuesten darzustellen, thun wir, glaub' ich, am besten, wenn wir dasselbe durch ein ganzes Idyllenjahr durchführen, und das Normaljahr in vier Jahreszeiten als eben so viele Idyllenquatermbere abtheilen; vier Idyllen erscköpfen sein Glück.“

„Niemand übrigens wundere sich über ein Idyllenreich und Eschäfer-

weltchen in einem kleinen Dörfchen und Pfarrhaus. Im schmalksten Berde ist ein Tulpenbaum zu ziehen, der seine Blüthenzweige über den ganzen Garten ausdehnt; und die Lebensluft der Freude kann man aus einem Fenster so gut einathmen, als im weiten Wald und Himmel. Ist denn nicht selbst der Menscheng Geist (mit allen seinen unendlichen Himmelsdräumen) eingepfählt in einen fünf Fuß hohen Körper mit Häuten und malzigigem Schleim und Haarröhren und hat nur fünf enge Weltfenster von fünf Einentressern aufzumachen für das ungeheure rundaugige und rundsonnige All; — und doch sieht und wiedergebärt er ein All.

„Kaum würd' ich wissen, mit welchem unter den vier Tripplenquaternern anzufangen wäre; denn jeder ist ein kleiner Vorhimmel des nächsten; intes' geräth doch, wenn wir mit dem Winter und Januar anheben, das Steigern der Freuden am besten. Im der Kälte war der Vater, wie eine Sonne, gewöhnlich von der Treppenhöhe der Studierstube herabgezogen und hielt zur Freude der Kinder sich in der Ebene der allgemeinen Wohnstube auf. Am Morgen saß er an einer Fensterede und lernte seine Sonntagspredigt auswendig, und die drei Söhne trieg, das bin ich selbst, und Adam und Gottlieb (denn Heinrich kam erst gegen das Ende des vorigen Tripplenlebens dazu) trugen abwechselnd die volle Kaffeetasse zu ihm, um noch froher die leere zurückzuholen, weil der Träger aus ihr die ungeschmolzenen Reste des gegen Husten genossenen Kandiszucker frei nehmen durfte. Draußen deckte zwar der Himmel alles mit Stille zu, den Bach durch Eis, das Dorf mit Schnee; aber in der Wohnstube war Leben, unter dem Ofen ein Taubenstall, an den Fenstern Zeißig- und Stieglitzhäuser, auf dem Boden die unbändige Bullenbeißerin, unsere Bonne, die Nachtwächterin des Pfarrhofs, und ein Spighund, und der artige Scharmantel, ein Geschenk der Frau vom Blotho, — und darneben die Gesindestube mit zwei Mägden; und weiter gegen das andere Ende des Pfarrhauses der Stall mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Hebervieh und dessen Geschrei; unsere auch vom Pfarrhofs umschlossenen Drescher könnt' ich mit ihren Riegeln auch rechnen. So von lauter Gesellschaft umgeben, brachte nun leicht der ganze männliche Theil der Wohnstube den Vormittag mit Auswendiglernen zu, nahe neben dem weiblichen Kochen.

„Herren schen keinem Verschäfte in der Welt; und so hatt' auch ich die Lustferien — ähnlich den Brunnenserien — daß ich in den Schnee des Hofes gehen durfte und an die drehende Schrunde. Ja, war im Dorfe ein

schweres Nebengeschäft auszurichten, z. B. bei dem Schul- oder bei dem Schneidermeister, so wurde ich dahin mitten aus meinen Verrichtungen versetzt, und so kam ich denn immer ins Freie und Kalte und konnte mich mit dem neuen Schnee messen. Mittags konnten wir Kinder noch vor unserm Essen die hungrige Freude haben, daß wir die Treisler in der Gefindestube einbeißen und aufessen sahen.

Der Nachmittag wurde schon bedeutender und freudreicher. Der Winter verkürzte und versüßte die Lernstunden. In der langen Dämmerung ging der Vater auf und ab, und die Kinder trauten unter seinem Schlafrock nach Vermögen an seinen Händen. Unter dem Gebetläuten stellten sich alle in Einen Kreis und beteten das Lied einstimmig ab: „Die finst're Nacht bricht stark herein.“ Nur in Dörfern — nicht in der Stadt, wo es eigentlich mehr Nacht als Tagarbeiten giebt — hat das Abendläuten Sinn und Werth und ist der Schwanengesang des Tags; die Abendglocke ist gleichsam der Dämpfer der überlauten Herzen und ruft, als der Rubreizen der Ebene, die Menschen von ihren Läufen und Rufen in das Land der Stille und des Traums. — Nach dem süßen Warten auf den Mondaufgang des Talglühens unter der Thüre des Gefindestübchens, wurde die weite Wohnstube zu gleicher Zeit erleuchtet und verschönt, nämlich die Fensterladen wurden zugeschnitten und eingeriegelt, und das Kind fühlte nun hinter diesen Fensterbasteien und Brustwehren sich traulich eingehegt und hinlänglich geteilt gegen den Knecht Ruprecht, der draußen nicht hereinkam, sondern nur vergeblich brummte.

„Um dieselbe Zeit geschah es dann, daß wir Kinder und auskleiden und in bloßen langen Schlepphemden auf und ab herumhüpfen durften. Irtzallenfreuden verschiedener Art wechselten. Entweder trug der Vater in eine mit leeren Foliohlättern durchschossene Quartibibel bei jedem Verse die Nachweisung auf das Buch ein, worin er über ihn etwas gelesen; oder er hatte gewöhnlicher sein rastrirtes Folio Schreibbuch vor sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter dem Kinderlärm setzte: in beiden Fällen, im letzten aber am liebsten, sah ich dem Schreiben zu und freute mich besonders, wenn durch Pausen mancher Instrumente schnell ganze Viertelseiten sich füllten. Er dichtete seine innere Musik ganz ohne alle äußere Hülfsöne — was auch Reichard dem Tonsegen anrieth — und unverstimmt vom Kinderlärm. Die Kinder saßen spielend alle am langen Schreib- und Ofenstisch, ja sogar auch unter ihm — —

„Wie krieg wöchentlich vollends der Winterabend an Werth, wenn die alte Votenfrau mit Schnee überzogen mit ihrem Frucht- und Fleisch- und Waarenkorbe aus der Stadt in die Gefindestube einlief, und wir alle im Stübchen die ferne Stadt im Kleinen und Auszuge vor uns hatten und vor der Nase, wegen einiger Butterwecken!“

So können in einförmiger Winterkerkerhaft unter allen Arten vom Rind-, Schweine- und Federvieh mit ihrem Geräusch idyllische Freuden gefunden werden, wenn nur ein Auge da ist, sie zu sehen und ein Herz, um Geschmack daran zu finden. In der That, das Glück ist wohlfeil, dasern wir es nur bei dem rechten Krämer suchen. Paul warnt uns jedoch, zu glauben, daß in diesem idyllischen Leben nicht auch saure Tage, Scheltworte u. dergl. in Jodig vorgekommen seien; doch hatte er im Ganzen genommen guten Grund, sich seiner Eltern zu freuen. Sie liebten ihn innig; sein Vater, erzählt er, vergoß Thränen, wenn der kleine Fritz einen Beweis von Talent oder rascher Fassungskraft gab; sie waren auch tugendhaft und fromm, was am Ende besser ist als reich sein. „Zuweilen,“ sagt er, „hörte ich meinen Vater erzählen, wie er und andere Geistliche ihre Kleidungsstücke den Armen geschenkt. Er erzählte es mit Freude, nicht als Annahmung, sondern als Nothwendigkeit. O Gott! ich danke Dir für meinen Vater!“

Nichter's Erziehung war von eben so bescheidenen Art, als seine Wohnung und Beföstigung. Ein kleiner Zwist mit dem Schulmeister in Jodig hatte den Pfarrer bewogen, seine Söhne aus der Schule zu nehmen und sie selbst zu unterrichten. Diesen Entschluß führte er allerdings treulich aus, aber in der beschränktesten Weise. Seine Methode war nämlich keine Pestalozzi'sche, sondern einfach das alte Aufgabensystem mit Hülfe einer lateinischen Grammatik und eines Wörterbuchs, und die beiden Knaben saßen jahraus jahrein zu Hause, ohne andere geistige Nahrung, als daß sie lange Wörterreihen auswendig lernen mußten. Fritz lernte jedoch redlich und rechtschaffen und ohne sich an das schlechte Beispiel seines Bruders Adam zu lehnen.

Uebrigens mangelte es ihm gänzlich an Büchern, mit Ausnahme der theologischen seines Vaters, wenn er einmal auf verstohlene Weise dazu gelangen konnte. Diese verschlang er in Ermangelung anderer und besserer ausß begierigste, ohne jedoch, wie er selbst sagt, etwas von ihrem Inhalt zu verstehen. Mit nicht weniger Ungehör und nicht weniger Augen laß er auch die veralteten Stöße Zeitungen, welche eine freundliche Gönnerin, die

schon erwähnte Frau von Blotho, seinem Vater zu leihen pflegte, aber nicht in einzelnen Nummern, sondern in monatlichen Stößen.

Dies war seine ganze Lectüre. Dabei war Jotitz ein ungemein abgelegenes Dorf, besaß weder natürliche noch künstliche Schönheit, und wer hier wohnte, bekam sein ganzes Leben lang nichts Werthwürdiges zu sehen. Aber trotzdem stand es doch unter einem unermesslichen Himmel und in einer ganz wunderbaren Welt, und Blicke in die unendlichen Räume des Weltalls und sogar in die unendlichen Räume der menschlichen Seele konnten hier eben so gut gethan werden als anderwärts. Fritz hatte trotz der Schulmeister seine eigenen Gedanken. Eine kleine himmlische Saat des Wissens, ja der Weisheit, war in ihn gestreut worden und wuchs, ohne einen andern Gärtner als die Natur, still empor. Einigen unserer Leser wird der folgende Umstand höchst sonderbar, wo nicht unbegreiflich, andern aber keineswegs so erscheinen.

„In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie eine offene Himmelspforte, durch welche ich hineinsah in lange, lange Freudengärten. Nie vergeß ich die noch keinem Menschen erzählte Ercheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnernd sind hier schwerlich denkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Reue allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte.“

Er stand in seinem dreizehnten Jahre, als seine Familie nach Schwarzenbach zog, wo sein Vater eine etwas bessere Stelle erhalten hatte, mit welcher Veränderung, so weit der Schulunterricht in Frage kam, die Aussichten für unsern Helden sich bedeutend freundlicher gestalteten. Der dortige Lehrer war nicht gerade ein großer Gelehrter oder tiefer Denker, aber doch ein lebhafter, freundlicher Mann, der sich für seine Schüler interessirte und unter

diesen unsern Fritz als einen Knaben von überaus hoher Begabung bald auszeichnen lernte. Was aber noch wichtiger war, Fritz bekam nun Bücher in die Hände, begann sofort einen Kursus sehr gemischter, selbstgewählter Lectüre und sah unter Romanen, Gedichten, philosophischen und theologischen Schriften sich ringend um ein erstaunliches Schauspiel vor seinen Augen öffnen. Sein Latein und Griechisch wurden nun besser gelehrt, ja er fing sogar an Hebräisch zu lernen. Zwei Geistliche der Umgegend fanden, so jung er auch noch war, Vergnügen an seiner Gesellschaft und waren ihm jetzt und später von großem Nutzen. Unter ihren Auspicien begann er schriftliche Ausarbeitungen und theologische Studien, wobei er sich stark auf die Herzerodore Seite neigte.

In dem Familienzimmer jedoch gestalteten sich die Dinge nicht ganz so gedeihlich. Die drei Vorlesungen des Professors schloßen vor dieser Zeit; aus seinen Notizen aber entnehmen wir, daß trübe Wolken über Schwarzenbach hingen, daß seine bösen Tage hier begannen. Der Vater hatte vielfältigere Pflichten zu erfüllen als früher, war oft vom Hause abwesend, hatte sich in Schulden gesteckt und verlor seine frühere Heiterkeit des Temperaments. Für seine Söhne sah er keinen andern Ausweg, als das erbliche Schulmeisterhandwerk und ließ die Sache dabei bewenden, ohne sich weiter viel darum zu bekümmern. Nach etwa drei Jahren schied der arme Mann von Sorgen niedergebeugt aus diesem Leben und hinterließ seine finanziellen Angelegenheiten, die er durch das bessere Einkommen in Schwarzenbach zu verbessern gedachte, in traurig zerrüttetem Zustande.

Mittlerweile war Friedrich nach Hof auf das Gymnasium geschickt worden, wo er ungeachtet des eben erwähnten Ereignisses einige Zeit blieb — im Ganzen zwei Jahre, wie es scheint, die gewinnreichste Periode seines ganzen Unterrichts, ja die einzige Periode, wo er im eigentlichen Sinne des Wortes noch einen andern Lehrer hatte, als sich selbst. Der gute, alte, tuchmachende Großvater und die Großmutter nahmen ihn in ihr Haus und in ihre Pflege und er hatte eine Menge Lehrer, die alle in ihrem höhern Tüchtigtum leisteten.

Otto schildert ihn als einen trefflichen, zuverlässigen, sanften, aber doch entschlossenen Jüngling, der seine Bevorzugungen, Zurücksetzungen, Studien, Freundschaften und anderen Schulschicksale auf höchst rühmliche Weise durchmachte und beweist dies ausführlich durch verschiedene That-

sachen und Einzelheiten, deren Mittheilung uns jedoch hier zu weit führen würde.

Als ein Beispiel von Paul's intellectuellen Eigenschaften mag hier erwähnt werden, daß er damals in Geschichte oder Geographie fast gar keine Fortschritte machte, obgleich er sich in allen andern Fächern des Lernens sehr gut anließ. Hierbei war nicht bloß der etwas langweilige Lehrer zu tadeln, sondern auch der Schüler, welcher keine Lust hatte. Lange nachher erst überwand oder unterdrückte er seine Verachtung für diese Studien und erwarb sich durch eigene Anstrengung einige Fertigkeit in denselben *). Wir haben ein Gleiches auch von andern Dichtern und Philosophen gehört, besonders wenn ihre Lehrer zufällig prosaisch und unphilosophisch waren.

Nichter rühmt sich, daß er in der Schule niemals gestraft ward; doch bestand zwischen ihm und dem historisch-geographischen Conrector durchaus kein gutes Einvernehmen. Bei einer gewissen tragikomischen Gelegenheit anderer Art kamen sie in noch entschiednere Collision.

Der eifrige Conrector, ein sehr braver, thätiger Mann, welcher sein Gymnasium so viel als möglich einer Universität ähnlich zu machen wünschte, hatte geglaubt, daß eine Reihe von Disputationen als Vorgehmac von den auf der Universität üblichen sehr nützlich sein, oder doch auf jeden Fall der Schule zur Zierde gereichen würden. Unglücklicherweise hatte der würdige Präsident eine Theseß aus der Dogmatik zum Thema einer solchen Disputation gewählt. Ein Schüler sollte das Dogma verteidigen und Paul es angreifen — eine Aufgabe, zu deren Ausführung er, wie wir schon oben andeuteten, ganz besonders befähigt war. Nun wußte der ehrliche Paul durchaus nichts von den Grenzen eines solchen Streites, sondern glaubte er könne, wie nun auch der Ausgang sein möge, mit voller Kraft darauf losgehen. Nach wenigen Gängen schon ward daher sein Gegner so gut wie todt vom Kampfsplatze getragen und der Conrector selbst mußte, als er die Gefahr sah, gleichsam von seinem Präsidentenstuhle herabsteigen, um die

*) „Die ganze Geschichte,“ schreibt er in seinem zweiunddreißigsten Jahre, „ist, insofern sie ein Gewächs des Gerächtnisses ist, nichts als eine kraft- und saftlose Düssel für pedantische Stiegelsen, aber insofern ist sie, wie die Natur Alles werth, inwiefern wir, wie aus dieser, den unentlichen Geist errathen und ablesen, der mit der Natur und Geschichte wie mit Buchstaben an uns — schreibt. Wer einen Gott in der physischen Welt findet, findet auch einen in der moralischen, welches die Geschichte ist: die Natur dringet unsern Herzen einen Schöpfer, die Geschichte eine Vorsehung auf.“

dem Respondenten aus der Hand geschlagene Waffe in die eigene erfahrene zu nehmen. Paul aber rückte ihm, ohne sich einschüchtern zu lassen, eben so herzhast zu Leibe, ja trieb ihn, wie Allen immer klarer ward, ebenfalls sehr bald in die schauderhafteste Enge. Dem Conrector drohte die Zunge am Saumen kleben zu bleiben, denn sein Gehirn schwankte, während sein Verstand stillstand; nur seine Galle war noch in thätiger Bewegung. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als mit einem „Halt's Maul!“ die Debatte zu schließen und mit einem Gesicht (gleich dem des weit berühmteren Subrectors Hans von Füchlein) von gemischter Farbe „wie rother Bolus, grüne Kreide, Rauschgelb und vomissement de la reine“ das Zimmer zu verlassen.

Mit seinen Studien auf der Universität Leipzig, wohin er sich im Jahre 1781 begab, beginnt eine weit wichtigere Aera für Paul, eigentlich die Aera seiner Mannheit und ersten gänzlichen Abhängigkeit von sich selbst.

In Bezug auf literarische oder wissenschaftliche Ausbildung ist es nicht klar, ob er in Leipzig viel dafür gewann, wenigstens scheint es nicht viel mehr gewesen zu sein, als die bloße Nähe von Bibliotheken und Mitstudirenden ihm überall gewährt haben würde. Gewisse Collegia besuchte er allerdings und mit Fleiß, aber zu sehr in der Eigenschaft eines Kritikers sowohl als eines Schülers. Er war gewohnt, sich mit Männern, die an Alter und Ansehen hoch über ihm standen, geistig zu messen und es dauerte nicht lange, so hatte sich seine Achtung vor vielen derselben bedeutend vermindert. Was sein ursprünglicher Studienplan war oder ob er überhaupt einen festen Plan hatte, erfahren wir nicht. In Hof war er, ohne Wahl oder Widerspruch von seiner Seite, für die Theologie vorgebildet worden; dieses und jedes andere Fachziel aber schwand in Leipzig in Folge einer Menge von Ursachen bald wieder hinweg und Richter, der jetzt noch weit entschiedener ein Selbstlehrer war, sagte sich von allen gelehrten Zünften Los und suchte sich durch Ausbildung seines Geistes wie in anderen Beziehungen eine eigene Basis zu gründen. Er las Massen von Büchern und schrieb ganze dicke Hefte Excerpte und Notizen, arbeitete in allen Richtungen mit unersättlicher Hiet, erhielt aber von der Universität wenig Anleitung und erwartete auch bald keine. Ernesti, der einzige wahrhaft ausgezeichnete Mann des Plazes, war kurz nach Paul's Ankunft daselbst gestorben.

Uebrigens war es nicht bloß freie Wahl, sondern auch Nothwendigkeit, was ihn von den Fachstudien abwendig machte; er hatte nicht die nöthigen

Mittel, eins derselben zu beenden. Ganz andere und weit drückendere Sorgen umlagerten ihn. Nicht wie er in Zukunft bequem leben, sondern wie er in der Gegenwart überhaupt leben könne, war die große Frage, die ihn beschäftigte. Wie es nun auch in Bezug auf intellectuelle Gegenstände sein mochte, so war doch sicherlich in moralischer Beziehung Leipzig seine wahre Schule, wo die Erfahrung ihm unter vielen Streichen die weisesten Lehren beibrachte. Hier sah er zuerst die Armuth, nicht in der Gestalt der Sparsamkeit, sondern in der weit drohenden des wirklichen Mangels, und ungesehen und allein, mit dem Schicksal auf Leben und Tod kämpfend, bewies er, was für eine tiefgewurzelte, unzehmbare Stärke unter seiner freundlichen Milde wohnte, und aus einem hoffnungsvollen, von dräuenden Wolken umlagerten Jüngling vervollkommnete er sich zu einem klaren, freien, gütigen und hochsinnigen Manne.

Witterte er ward ihm der Weg zur Erreichung dieses Ziels ziemlich sauer gemacht. Sein alter Schullehrer in Schwarzenbach, selbst ein Leipziger, hatte ihm wiederholt versichert, daß er in Leipzig fast umsonst leben könne, so leicht wären Freitische, Stipendien, Privatunterricht u. dergl. für tüchtige junge Männer zu haben. Daß Richter zu dieser Kategorie gehörte, hatte ihm der Rector des Gymnasiums zu Hof auf ehrenvolle Weise bezeugt und in seinem Testimonium die Würdenträger Leipzigs aufgefordert, dem jungen Manne selbst auf den Zahn zu fühlen; ja er hatte ihn — denn die Beiden waren zusammengereift — bei verschiedenen einflußreichen Leuten persönlich vorgestellt, aber alles dies nützte ihm nichts.

Die Professoren fand er von einem Heer hungriger Schmarozker belagert, deren ganze Taktik ihm viel zu widerlich war, als daß er Lust gehabt hätte, sie nachzuahmen, und von allen Seiten vernahm er den niederschlagenden Ausspruch: *Lipsia vult expectari*, die Wohlthaten Leipzigs wollen erwartet sein. Nun war aber das Warten von allen Dingen für den armen Richter das Unbequemste. In seiner Tasche hatte er wenig; Freunde, mit Ausnahme eines einzigen Mißkudenten, keine, und zu Hause war das Finanzdepartement in einen Zustand gerathen, der sich mit schnellen Schritten dem gänglichen Ruin näherte. Der würdige alte Tuchmacher war gestorben, seine Gattin folgte ihm bald nach und die Wittve Richter, ihre Liebblingstochter, welche, obgleich gegen den Rath aller Freunde, nach Hof gezogen war, um in ihrer Nähe zu sein, stand jetzt mit ihren Kindern allein und zwar unter den beklagenswertheften Umständen. Allerdings war sie Haupt-

erbin, aber die früher empfangenen Wohlthaten hatten weit weniger zu erben übrig gelassen, als sie vielleicht erwartete, ja die andern Verwandten machten das ganze Arrangement streitig und sie mußte ihre noch übrige Habe durch Prozesse vergeuden, so daß es ihr kaum möglich ward, durch Aufnahme von Darlehen und Verkauf von allerlei Gegenständen so viel zusammenzubringen, als sie zum täglichen Brode brauchte.

Auch war es nicht Armuth allein, was sie zu dulden hatte, sondern auch Verachtung und Schmähung; die Klatschschwestern von Hof beschuldigten sie öffentlich der Verschwendung und erwähnten, anstatt ihr beizustehen, bei ihrem Kaffee das alte Sprichwort: „Der Sparrer will einen Zehrer haben.“ Allen diesen Uebeln vermochte sie nichts weiter entgegenzusetzen, als eitles Klagen.

Die gute Frau scheint bei der rechtschaffensten Gesinnung doch nicht mit übergroßer Klugheit begabt gewesen zu sein, wenigstens nicht mit so viel, als ihre gegenwärtigen kritischen Umstände erheischten. Otto sagt, Richter's Portrait von Lenette in den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken“ enthalte viele Züge seiner Mutter. Lenette ist ein aufrichtiges, aber gewöhnliches und beschränktes Gemüth; bis zum Uebermaß fleißig im Rechnen und Scheuern; treuherzig und fromm nach ihrer Weise, aber voll von Unzufriedenheit, Mißtrauen und eigensinnigen Grillen, ein stets geplagtes und plagendes Weib, wie der brave Stanislaus Siebenkäs, dieser ächte Diogenes dürstiger Armenadvocaten, an ihrer Seite oft schmerzlich empfinden mußte.

Die Familie der Wittve Richter stand eben so wie ihr Vermögen unter schlechter Leitung und gerieth in immer tieferen Verfall. Adam, der früher als Paul's Genosß beim Lateinischlernen und Kartoffelgraben erwähnte Bruder, hatte jetzt sogar den bescheidenen Anspruch, ein Schulmeister oder überhaupt irgend etwas zu werden, aufgegeben, denn nach längerem Herumstreichen ging er unter die Soldaten und zog nun weiter in der Welt herum, bis ihn endlich der große Quartiermeister Tod zur Ruhe brachte. Das Schiff der Familie Richter war von seinem alten Ankergrunde losgerissen und ward jetzt durch Wind und Fluth immer schneller verhängnißvollen Strudeln und Untiefen zugetrieben.

Bei diesem Zustande der Dinge konnte dem Mangel in Leipzig durch den Ueberfluß von Hof keineswegs abgeholfen werden, sondern die beiden Haushalte standen einander mehr wie concave Spiegel gegenüber, die einer

des andern Hunger zu noch größerem für beide reflectirten. Welche Aussicht für den armen neunzehnjährigen Philosophen! Sogar sein mageres Frühstück von Brod und Milch war nicht umsonst zu haben und es war ein bedenklicher Umstand für ihn, daß der Schuhmacher, der seine Stiefel besohlen sollte, keinen Credit gab. Weit entfernt, ihm hinreichendes Geld zu schicken, hätte es seine bedrängte Mutter gern gesehen, wenn er für ihre eigenen Bedürfnisse Geld geborgt hätte und sie lag ihn unaufhörlich an, seinen Brüdern ein Unterkommen zu verschaffen.

Richter fühlte überdies, daß trotzdem er so arm und hülflos da stand, doch diese Brüder und diese alte Mutter keine weitere Stütze auf Erden hätten als ihn. Es giebt Menschen, bei welchen es wie bei Schiller's Wallenstein heißt: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen.“ Auf diesen armen verlassenem jungen Mann schien das Schicksal seine Spürhunde losgelassen zu haben und der hungrige Ruin witterte ihn schon. Außer ihm gab es keine Hülfe und keinen Rath, aber in ihm lag eine Riesenkraft, und aus den Tiefen dieser Leiden und Erniedrigung erhob seine bessere Seele sich geläutert und unüberwindlich wie Herkules von seinen langen Arbeiten.

Ein hoher, heiterer Stoicismus wuchs in ihm empor. Armuth, Schmerz und alle Uebel lernte er nicht als Das, was sie schienen, sondern als Das, was sie waren, betrachten; er lernte sie verachten, ja mit ihnen spielen wie mit wilden Bestien, die er überwunden und gezähmt. „Was ist Armuth,“ sagte er; „wer ist der Mann, der deswegen wehklagt? Der Schmerz ist nur der wie beim Durchbohren des Ohrs für ein Mädchen und man hängt Juwelen in die Wunde.“

Bisere Gedanken hatte er allerdings zuweilen, aber sie vermochten die Heiterkeit seines Geistes nicht auf die Dauer zu trüben. „Zuweilen,“ sagt Otto, „geschah es, daß er mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand über die Stirne einen Ireengang, den er beseitigen wollte, gleichsam ab- und hinwegstreifte,“ weitere Klagen äußerte er nicht *).

*) Bei Körperschmerzen zeigte er dieselbe Ausdauer und Gleichgültigkeit. Während einer Periode seines Lebens litt er an heftigen Kopfschmerzen, die ihn, um sich eine kleine Linderung zu verschaffen, zwingen, den Kopf vollkommen gerade zu halten. Trotzdem aber sah man ihn mit ruhigem Antlitz und all seiner gewohnten Heiterkeit an der Unterhaltung Theil nehmen und nur seine Haltung verrieth, daß er Schmerzen litt.

Während dieser für ihn so traurigen Zeit schrieb er für sich selbst ein kleines Handbuch über praktische Philosophie und nannte es „Andachtsbuch.“ Dasselbe enthält Maximen, wie z. B. folgende:

„Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde. — Epiktet war nicht unglücklich.

„Nicht der Zufall, sondern ich ver schulde meinen Schmerz.

„Es wäre ein unmögliches Wunder, wenn Dich keiner anfiel. Stelle Dir daher seine Ankunft vor; jeden Tag mache Dich auf viele gefaßt.

„Sage nie, wenn nur diese Leiden nicht wären, andere ertrügest Du besser.

„Denke Dir das Weltentheer und die Plagen auf diesem Weltstäubchen. — Der Tod vernichtet die ganzen Leidensscenen.

„Zur Tugend bin ich da; wenn einer aber über seine Geschäfte alles vergißt und aufopfert, warum Du nicht?

„Erwarte Beleidigungen, da die Menschen schwach sind und Du selbst welche zufügst.

„Erweiche Dich durch die Ausmalung der Leiden des Feindes; denke Dir ihn als einen geistig Gebrechlichen, der Mitleid verdient.

„Die meisten Menschen urtheilen so elend; warum willst Du von einem Kinde gelobt werden? — Niemand achtet Dich in einem Bettelrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeugt.“

Dies sind allerdings weise Maximen für einen so jungen Mann; noch weiser aber war, daß er sich nicht mit bloßen Maximen begnügte, die, so wahr sie auch immer sein mögen, doch so lange ein todter Buchstabe bleiben, bis das Handeln ihnen Leben und Werth giebt. Er betete fromm zu den Göttern und stemmte sich mit eigener Schulter gegen das Rad. „Das Uebel,“ sagt er, „ist wie ein nächtlicher Alp; in dem Augenblicke, wo man dagegen zu kämpfen und sich zu rühren beginnt, ist es auch schon zu Ende.“

Ohne weiter lange Worte zu verlieren, begann Richter demgemäß stehenden Fußes mit seinem Schicksal zu ringen und war fest entschlossen, sich selbst zu helfen. Sein Mittel war allerdings von keineswegs viel versprechender Art, aber dennoch das einzige, das er hatte, nämlich Bücher schreiben!

Er begann auch sofort damit. Die „Grönländischen Prozesse“, eine

Sammlung satirischer, ungemein witziger und scharfsinniger Skizzen, wurden in jenen mißlichen Tagen der unbezahlten Mißrechnungen und unbefohlenen Stiefel geschrieben und leben noch, obschon der Verfasser, abgesehen von allen anderen drückenden Umständen, damals erst in seinem neunzehnten Lebensjahre stand.

Der schwierigste Theil des Geschäfts aber, nämlich einen Käufer und Verleger zu finden, war mit dem Schreiben nicht erledigt. Nichter schickte sein Manuscript bei sämmtlichen Buchhändlern in ganz Leipzig herum; sie verriethen sammt und sonders jene gänzliche Verachtung der Regeln der Grammatik, worüber sich schon Iseebiah Gleichboham beklagte — sie „deklimirten den Artikel.“ Paul mußte, wie so viele Andere, zusehen, wie man seine Sonnenstrahlen auf einer Feuwage wog und wie die Feuwage sich nicht rührte.

Paul's Herz aber war eben so unerschütterlich als die Wage. Da Leipzig nun erschöpft war, so stand ihm die ganze übrige Welt offen und es blieb ihm auch nichts weiter übrig, als zu suchen, bis er fände oder bis er über dem Suchen stürbe. Endlich regte sich ein gewisser Woss in Berlin, nahm das Buch an, druckte es und bezahlte ihm sogar sechzehn Louisd'or dafür.

Welch ein Votoß hatte sich nun erschlossen! Paul beschloß, von nun an Autor und nicht als Autor zu sein, da er doch nun Aussicht hatte, durch den Ertrag dieses Handwerks wenigstens Seele und Leib zusammenzubalten. Seine Mutter glaubte, als sie hörte, er habe ein Buch geschrieben, er könne vielleicht auch sogar eine Predigt schreiben und forderte ihn auf, nach Hof zu kommen, um in der Spitalkirche einmal zu predigen. „Was ist eine Predigt,“ entgegnete Paul, „die jeder miserable Student machen kann? Oder glauben Sie, daß alle Geistlichen in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können?“

Unglücklicherweise aber war sein Votoß wie andere Winen; die goldhaltige Ader hielt nicht aus und es blieb nun nichts übrig, als weiter in den harten Felsen hineinzuhauen. Die „Grönländischen Prozesse“ sandten, obschon sie gedruckt waren, keinen Absatz; das Publikum verlangte Frei und Syrup, aber keine so stark gepfefferte Sauce wie diese. Die Recensentenwelt nahm größtentheils keine Notiz davon; nur ein einziger armer Hund in Leipzig koch das Wein dagegen auf.

„Es mag vielleicht,“ sagte er, „Vieles, wo nicht Alles wahr sein, was hier (in den Skizzen) der Autor in einem bitteren Ton über Schriftstellerei, Theologen, Weiber, Stuger u. s. w. sagt; allein die Eudie wigia zu sein, reißt ihn durch das ganze Werkchen zu sehr hin, daß wir nicht zweifeln, die Lectüre desselben werde jedem vernünftigen Leser gleich beim Anfang so viel Ekkel erregen, daß er sich solches aus der Hand zu legen genöthigt sehen wird.“ Und damit läuft der unglückliche Bierfüßler weiter, als ob gar nichts BesondereS geschehen wäre. „Sonderbar!“ rief Otto hinzu, „diese Recension, die bei ihrem Erscheinen auf eine ephemere Aufmerksamkeit Anspruch machen mochte und sie wohl auch erhielt, würde in ewige Vergessenheit gerathen sein, wosern sie derselben nicht auf kurze Zeit wegen eben derselben Schrift hätte entrückt werden müssen, welche jeder Leser nach dem ersten Hineinblick mit Ekkel aus der Hand legen oder vielmehr gar nicht in die Hand nehmen soll!“

Ein Augenblick, sagen wir, ist genug. Möge sie wieder hinabsinken in die endlosen Tiefen jenes schlammigen Psutls, denn alles Fleisch, auch Recensentenfleisch, ist schwach und verdient Nachsicht.

Nichter's nächstes Buch war bald fertig, aber bei diesem Stande der Dinge wollte kein Mensch es kaufen. Die „Auswahl aus den Papieren des Teufels“ — so lautete der wundersame Titel — blieb ihm aus ganz andern Gründen, als welche Horaz angiebt, sieben lange Jahre liegen. Vergebens schickte er das Manuscript umher und correspondirte und ließ seinen Stein unumgewendet und durchwühlte die Welt nach einem Verleger. Es war nirgends einer zu finden.

Nun versuchte der unermüdete Nichter andere Wege. Er übersendete an Journalredacteurs allerhand Aufsätze und Abhandlungen, von denen vielleicht von zehn ein angenommen ward; er machte gemeinsame Geschäfte mit gewissen Provinzialliteraten der Umgegend von Hof, welche Geld hatten und ihre Sachen selbst verlegten; zuweilen borgte er, ließ sich aber eben nicht anlegen sein, sehr schnell wiederzubezahlen; er lebte wie die jungen Raben, er war in Gefahr zu verhungern. „Die Gefangenkost,“ sagte er, „besteht aus Brod und Wasser, ich hatte aber bloß das letzte.“

„Nirgends,“ bemerkt Nichter bei einer andern Gelegenheit, „sammelt man die Noth- und Belagerungsmünzen der Armuth lustiger und philosophischer, als auf der Universität; der akademische Bürger thut dar, wie

viele Humoristen und Diogenesse Deutschland habe.“*) Durch diese ausgetrocknete Sahara pilgernd, von nichts umgeben als von öder sandiger Einsamkeit und ohne eine Landmarke auf Erden, nur Leuchtsterne am Himmel erblickend, scheint Richter doch nirgends auf seinem Wege wankend geworden zu sein und keinen Augenblick den Muth oder auch nur die frohe Laune verloren zu haben. „Der Mann, der den Tod nicht fürchtet,“ sagt der griechische Dichter, „schreckt vor keinem Schatten zurück.“ Paul hatte der Verzweiflung in das Antlitz geschaut und gefunden, daß sie für ihn nichts Verzweiflungsvolles hatte. Hart bedrängt von außen, nahm seine innere Energie und seine Kraft, sowohl des Denkens als der Entschließung, immer mehr zu und fußte auf einer immer festeren Grundlage. Er stand wie ein Felsen unter dem Toien ununterbrochener Stürme, ja wie ein Felsen, der mit grünem Laub geschmückt ist und in seinen Spalten Blumen vom süßesten Wohlgeruch nährt.

Denn in ihm lebte leidenschaftliches Feuer eben so wie stolische Ruhe; die zarteste Liebe wohnte hier neben frommer Ehrfurcht und über Allem lag ein tiefer Humor oder warmer Sonnenschein ausgegossen, der Alles zu leichter spielender Harmonie verschmolz. In diesen harten Prüfungen stellte sich das Größte, was seine Natur besaß, in noch reinerer Klarheit heraus. Hier lernte er Das, was im Menschen ewig und unvergänglich ist, vom Irdischen und Vergänglichem unterscheiden und das Letztere, selbst wenn es Königskronen und Siegeswagen wären, nur als die Umbüllung des Juwels oder

*) Ueber das deutsche Burschenleben oder das Thun und Treiben der jungen Leute auf den deutschen Universitäten ist bei uns in England viel geschrieben und gesprochen worden. Wir müssen bedauern, daß bei Besprechung dieser Angelegenheit, da man sie einmal der Besprechung würdig erachtete, nicht auch zugleich auf die wahre Bedeutung und Seele aufmerksam gemacht worden ist. Abgesehen von seinen Duellsneisen und Commerciellieren und Tabakrauchen und anderen vergleichenen Spielereien, welche für den deutschen Studenten weiter nichts als was Ausflugsfahrten und Piercehantel und andere ähnliche Spielereien für den englischen sind, hat das Burschenthum seine Bedeutung eben so gut als der Drfordismus oder Cambridgiemus. Der Bursch bemüht sich in der stärksten Sprache, die ihm zu Gebote steht, zu sagen: „Seht! ich bin ein Gelehrter ohne Geld und ein freier Mann.“ der Drforder und Cambridger Student dagegen sagt: „Seht, ich bin ein Gelehrter mit Geld und ein aufgeweckter Gentleman.“ Nach unserer Meinung ist von diesen beiden Erklärungen die des Burschen die profitablere.

gleichsam als das feinere oder gröbere Papier schätzen, auf welches das Hel-
dengedicht des Lebens geschrieben werden soll.

Ein hoher unzerstörbarer Glaube an die Würde des Menschen bemäch-
tigte sich seiner, eben so wie ein Unglaube an alle andern Würden, und die
gemeine Welt und was sie ihm geben oder vorenthalten konnte, war in
seinen Augen nur eine Kleinigkeit. Ja, er hatte eine Stimme für diese
Dinge gefunden, welche, obschon Niemand darauf hören wollte, doch, wie er
fühlte, eine ächte war, und eben so fest war er überzeugt, daß, wenn diese
Stimme ächt wäre, kein Ton davon ganz verloren gehen könne.

Laut die Weisheit predigend, die er aus dem finstern tiefen Brunnen
des Mißgeschicks herausgezogen, fühlte er sich stark, muthig, sogar heiter.
Er besaß eine innere Welt, die ihn vor dem Groß und der Hitze der äußeren
schützte. In dieser Gemüthsstimmung studirend und schreibend, obschon der
grimmige Mangel durch die Fenster blickte, betrachtete er diesen Dämon
mit ruhigem, halbironischem Auge. Allerdings würden wir seiner edel-
müthigen genialen Natur ein solches Schicksal wünschen, und doch ist ein
einziger solcher Mann, unter diesen harten, die nackte Wahrheit predigenden
Einflüssen groß geworden, mehr werth, als tausend populäre Dichterlinge
und geschmeiçelte vornehme Literaten, die durch lügenhafte Einflüsse in fort-
währender Kindheit erhalten werden.

„In meinen historischen Vorlesungen wird zwar das Hungern immer
stärker vorkommen — bei dem Helden steigt's sehr — und wohl so oft als
das Schmausen in Himmel's Reisen und das Theetrinken in Richardson's
Klarißä; aber ich kann doch nicht umhin, zur Armuth zu sagen: sei will-
kommen! sobald du nur nicht in gar zu späten Jahren kommst. Reichthum
lastet mehr das Talent als Armuth — unter Goldbergen und Thronen liegt
vielleicht mancher geistige Riese erdrückt begraben. Wenn in die Flammen
der Jugend und vollends der heißeren Kräfte zugleich noch das Del des
Reichthums gegossen wird: so wird wenig mehr als Asche vom Phönix übrig
bleiben; und nur ein Goethe hatte die Kraft, sogar an der Sonne des Glücks
seine Phönixflügel nicht kürzer zu versengen. Der arme historische Professor
hier möchte um vieles Geld nicht in der Jugend viel Geld gehabt haben.
Das Schicksal macht es mit Dichtern, wie wir mit Vögeln, und verhängt
dem Säng' so lange den Bauer finster, bis er endlich die vorgepielten
Töne behalten, die er singen soll.“

Es hat viele Johnsons, Heynes und andere geringere Naturen in

jedem Lande gegeben, die eine eben so harte Prüfung wie die unseres Richter durchgemacht und dauernde Spuren ihrer guten und verderblichen Einflüsse an sich behalten haben. Einige verbanden mit ihrer Bescheidenheit und ruhigen Duldung eine krankhafte Muthlosigkeit, andere Stumpfheit oder sogar Tod des Herzens: ja, es giebt deren, welche das Unglück nicht lehren, sondern nur erbittern kann; welche, weit entfernt, sich von dem Spiegel ihrer Eitelkeit, wenn er in Stücken getreten wird, zu trennen, lieber die hundert Scherben desselben zusammenlesen und mit größerem Eifer und größerer Bitterkeit als je nicht ein, sondern hundert Bilder ihres Ich darin erblicken. Für solche Menschen ist der Schmerz ein reines Uebel und ihr harter Lehrmeister wird sie als ungelehrte Schüler peitschen bis an's Ende.

In der neuern Zeit jedoch und selbst unter den besseren Beispielen können wir uns kaum eines Menschen entsinnen, der von Armuth und Leiden so ungemischten Gewinn gezogen hätte, wie Jean Paul. Er erlangt dadurch nicht bloß herkulische Stärke, sondern auch die zarteste Weichheit der Seele und eine Ansicht von der Menschheit und dem menschlichen Leben, die nicht weniger heiter, ja sogar spielend, als tief und ruhig ist. Furcht ist ihm fremd; nicht bloß der Zorn der Menschen, sondern auch die Trümmern der Natur würden ihn als einen Furchtlosen treffen, und dennoch besißt er ein Herz, in welchem die zartesten Regungen wohnen, eine innige liebende Sympathie mit allen geschaffenen Wesen.

Es liegt — wir müssen dies sagen — etwas Altgriechisches in dieser Geistesform, aber etwas Altgriechisches unter den neuen Bedingungen unserer Zeit, nicht eine heidnische, sondern eine christliche Größe. Richter hätte als treuer, obgleich etwas rebellischer Jünger, neben Socrates stehen oder, noch besser, er hätte Rede und Gegenrede mit Diogenes tauschen können, der, wenn er nirgends Menschen finden konnte, wenigstens hätte zugeben müssen, daß auch dies ein junger Spartaner war. Diogenes und er würden, trotz ihrer Verschiedenheit, die größtentheils zum Nachtheil des letztern entschied, Vieles mit einander gemein gehabt haben, besonders jene entschlossene Unabhängigkeit und entschiedene Gleichgültigkeit gegen die Macht der öffentlichen Meinung.

Von dieser letztern Eigenschaft sowohl wie von verschiedenen andern Eigenschaften Richters haben wir einen merkwürdigen Beweis in der Episode, welche Otto hier über die Costümsstreitigkeiten zum ersten Male genau und ausführlich erzählt. Es liegt in dieser ganzen Costümgeschichte etwas

Großes sowohl als etwas Lächerliches, was wir beides hier nicht übergehen dürfen.

Im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Leipzig, wo wir gesehen haben, daß seine Umstände durchaus nicht zu den glänzendsten gehörten, glaubte Richter, da er sah, daß die Welt ihm ihre Gunst versagte, er werde wohl daran thun, wenn er so weit als thunlich, den Wünschen, vernünftigen Befehlen und sogar Grillen seines einzigen anderen Gönners, nämlich seiner eigenen Person, einige Aufmerksamkeit schenkte. Nun waren ihm die langen Besuche des Friseurs mit seinem Puder, seinen Puderquasten und Pomaden entschieden zuwider und sogar zu kostspielig. Ueberdies bewog ihn seine Liebe zu Swift und Sterne die Engländer und ihre Moden zu lieben, und in Anbetracht aller dieser Dinge nahm Paul sich die Freiheit, seinen Porgang und gar abzuschneiden und nach Vornahme noch einiger anderen Abänderungen in seinem Costüm nach sogenannter englischer Weise gekleidet auf die Straße zu gehen.

Wir vermuthen, daß diese Mode in gewissen Punkten eine nur pseudo-englische war; wenigstens erzählt die Tradition nichts davon, daß damals oder zu irgend einer andern Zeit eine Mode in diesen Details bei uns in England herrschend gewesen sei. Außer dem abgeschnittenen Porse trug er nämlich Hemden à la Hamlet mit offener Brust ohne Halstuch. So erschien er öffentlich. Die Menschen erstaunten nicht wenig. Deutsche Studenten genießen in der Wahl eines phantastischen Costüms mehr Freiheit als andere Menschen, aber der bloße Hals und der Mangel eines Porses schien doch über das Vermaß dieser Freiheit hinauszugehen.

Wir denken uns den stark und groß gewachsenen Enquirer und mit welchem in seinem Auge funkelnden Humor er unter die eleganten Herren heraustrat, gleich jenem, den Missionairen der Wiedertäufer wohlbekannten Gögen Ramdaz, fühlend, daß er Feuer genug in seinem Leibe hätte, um alle Sünden der Welt hinwegzubrennen. Es war eine Art Stolz, ja wir wollen zugeben, vielleicht Gerdenhaftigkeit, aber eine zähe muskulöse Art, gleich der, welche in zerlumptem Gewande den Stolz Plato's mit Füßen trat.

Ein gewisser Magister, der in Richter's Nachbarschaft wohnte, betrachtete die Sache jedoch keineswegs von einem so toleranten Gesichtspunkte. Der arme Richter, arm an Geld, aber übrigens reich, hatte sich damals ein kleines Gartenhaus gemiethet, um während des Sommers bei seinen Studien einige frische Luft zu genießen. Der Magister, der in demselben Garten

ein größeres und schöneres Haus inne hatte, begegnete natürlich ihm, dem Zepfloien und Nachthalsigen, auf seinen Spaziergängen, und da ihm auch vielleicht sein trotz seines ehrlichen und wohlwollenden Ausdruckes sardonisch verzogenes Gesicht nicht gefiel, so nahm er es sehr übel, daß so ein illegitimer Charakter es wagen konnte, neben ihm die Natur genießen zu wollen.

Jedoch was war zu thun? Hochmüthige, ja sogar zornige Blicke richteten nichts aus; das sardonische Gesicht verrieth deswegen nicht die mindeste Furcht. Der Magister schrieb an den Hauswirth und verlangte, daß dieses Vergerniß abgestellt werde. Richter schrieb mit lobenswerther Friedensliebe an den Magister und versprach zu thun, was er könnte. Er wollte sich dem Hause des Magisters nicht wieder so weit nähern, als gestern Abend, bloß Abends und am Morgen den Garten besuchen und auf diese Weise seinem Nachbar größtentheils den Anblick der Kleidung ersparen, die ihn Bequemlichkeit, Armuth und Gesundheit tragen ließen.

Dies waren ganz annehmbare Bedingungen eines Grenztractats, der Magister aber legte sie in allzubuchstäblichem Sinne aus und fand bald Grund, Beschwerden zu führen, daß sie übertreten worden seien. Er griff wieder zu Tinte und Feder und stellte in peremptorischer Sprache vor, daß Paul eine gewisse Statue überschritten habe, die allerdings innerhalb des streitigen Terrains stand. Er drohte ihm daher mit Herrn Körner's, des Hauswirths, Rache und daß er seine eigene Verachtung und gerechte Wuth gegen ihn öffentlich an den Tag legen werde.

Paul antwortete ebenfalls schriftlich, er habe keineswegs sein Versprechen gebrochen, denn die erwähnte Statue oder irgend eine andere Statue habe nicht das mindeste damit zu thun; nun aber wolle er sein Versprechen vollständig wieder zurücknehmen und werde künftig gehen, wann und wohin es ihm beliebe, da er ja auch die Erlaubniß dazu bezahle. „Herr Körner,“ bemerkte er, „ist mir nicht fürchterlich,“ und für den Magister selbst fügte er die denkwürdigen Worte hinzu: „Sie verachten meinen geringen Namen, aber merken Sie ihn auch, denn Sie werden das Rechte nicht lange gethan haben und das Erste nicht mehr thun können. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu scheinen.“

Gleichzeitig müssen wir bemerken, daß Richter mit edler Nachgiebigkeit dennoch neue Unterhandlungsbedingungen vorschlug, welche angenommen wurden und in deren Folge er mit Sach und Pack den Garten sofort räumte

und in seine städtische Wohnung in den Drei Rosen in der Petersstraße zurückkehrte. „So verließ er,“ wie Otto mit einzigem Dunkel bemerkt, „sein Paradies eben so unverschuldete als unfreiwillig wegen einiger Hals- und Brustentblößung, ungeachtet die ersten Eltern das übrige nur so lange behalten konnten, als sie sich unschuldig fühlten bei gänzlicher Nacktheit.“ Was der Magister von dem „geringen Namen“ einige Jahre später dachte, erfahren wir nicht.

Wenn aber so tragische Dinge in Leipzig vorgingen, wie viel mehr mußte dies der Fall sein, wenn er während der Ferien nach Hof kam, wo die Richter's auf jeden Fall in keinem großen Ansehen standen. Unsere Leser werden ersäunen, wenn sie erfahren, daß Paul mit der sanftesten Hartnäckigkeit allen Vorstellungen seiner Freunde und Verfolgungen seiner Feinde in dieser großen Sache Widerstand leistete und nicht weniger als sieben ganze Jahre à la Hamlet einherging! Er selbst schien sich ein wenig bewußt zu sein, daß es Affectation war, aber er wollte einmal seinen Willen durchsetzen. „Ueberhaupt,“ sagt er, „halte ich die beständige Rücksicht, die wir in allen unsern Handlungen auf fremde Urtheile nehmen, für das Gift unserer Ruhe, unserer Vernunft und unserer Tugend. An dieser Sklavenkette habe ich lange gefesselt, aber ich hoffe kaum, sie jemals ganz zu zerreißen. Ich wünsche mich an den Tadel Anderer zu gewöhnen und sehe in ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen.“

So spricht der junge Diogenes und umarmt, um sich zu üben, die eiserne Säule, als ob die Welt nicht Eisssäulen dieser Art genug darböte, ohne daß der Mensch vom Wege abzuweichen brauchte, um sie zu suchen! Besser ist jene andere Maxime: „Wer in wichtigen Dingen von der Welt abweicht, muß sich ihr in gleichgültigen um so sorgfältiger anbequemen.“ Ja, allmählig sah Richter dies selbst ein, und nachdem er nun genügend dargethan, daß er seinen Willen wohl durchsetzen konnte, wenn er sonst wollte, richtete er an seine Freunde (hauptsächlich die oben erwähnten Literaten des Voigtlande) das folgende Rundschreiben:

„Avertissement.“

„Endeunterschiedener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viele Feinde haben, wie die rothen, und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen; da

ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden; und da besonders dem Entesunterzeichneten seine Haare so viel geschadet, wie dem Absalon die seinigen, wiewohl aus umgekehrten Gründen; und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn in's Grab zu bringen suchte, weil da die Haare unter seiner Schwere wüchsen, so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange nicht rasiren will. Es wird daher einem gnädigen hochadelgehorenen u. Publikum gemeldet, daß Entesunterzeichneter gesonnen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen (Hofs) mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen, und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnet und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines Jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen.*

„So ehrenvoll endete,“ wie Otto meint, „das lange Kleidermarienthum,“ aus dessen Verlaufe wir, abgesehen von der darinliegenden komischen Wirkung, Zweierlei lernen können: erstens, daß es Paul keineswegs an einer gehörigen Gleichgültigkeit gegen den populären Wind fehlte und er bei passender oder unpassender Gelegenheit nach Gurdünken in seinen Mantel gehüllt fest auf der selbstgewählten Basis stehen konnte, und zweitens, daß er einen so elastischen Humor des Geistes besaß, daß außer dem Gegendruck gegen Armuth und sogar Hunger noch ein klarer Ueberfluß da war, um damit phantastische Streiche zu spielen, über welche die Engel allerdings nicht weinen, wohl aber die Köpfe schütteln und lächeln konnten.

Wir kehren jedoch zu unserer Geschichte zurück.

Mehrere Jahre vor dem Datum dieses Avertissements, nämlich im Jahre 1784, kam Paul, der sich nun fest vorgenommen hatte, mit oder ohne Leser immer weiter zu schreiben, da er in Leipzig weiter nichts fand als Hunger und Drangsal, auf den Einfall, daß er ja eben so gut in Hof bei seiner Mutter schreiben könne. Seine Verleger, wenn er deren hatte, lebten in andern Städten und die beiden Hauswirthschaften konnten wie zwei verglimmende Funken vielleicht noch eine Weile glühen, wenn sie auf geschickte Weise zusammengelegt wurden. Er verließ Leipzig demgemäÙ nach einem dreijährigen Aufenthalte und begann nun vollständig auf eigene Faust zu leben.

Wahrscheinlich enthält die ganze Geschichte der Literatur kein zweites Beispiel von einem literarischen Hausweisen, wie das in Hof war, so schmuhselb und unabhängig, so einfach, um nicht zu sagen, ganz und gar unmörlirt.

Die geführten Erbschaftsprozesse hatten das Ihre gethan und die Wittve Richter lebte mit ihrer Familie in einem Hause, welches ein einziges Wohnzimmer enthielt. Paul hatte weiter keine Bücher, als zwölf geschriebene Bände Excerpte und die bedeutende Bibliothek, die er in seinem Kopfe trug, und das Publikum konnte, besonders da er noch keinen Jopf trug, nicht recht einsehen, was bei diesen geringen Hülfsmitteln aus ihm werden sollte.

Zwei große Vortheile aber besaß er, welche das Publikum nicht genug zu würdigen verstand: Einen wirklichen Kopf auf seinen Schultern, nicht, was gewöhnlicher ist, ein bloßes huttragendes, leeres Bild von einem Kopfe, und das seltsamste, tapferste, in der That ein ganz edles Herz im Leibe. Hier konnte er nun in der That, wie die Pflicht des Menschen es verlangt, seine Existenz höher schätzen, als seine Art und Weise zu existiren, welche allerdings sehr leicht geringzuschätzen war. Mochte daher kommen, was da wollte, so war er entschlossen, auf seine eigene Kraft hin, den Kampf mit dem Schicksale bis aufs Aeußerste fortzuzeigen, ja während er wie ein Hax fecht, „dem Glück in's Gesicht zu lachen, bis es ebenfalls anfänge zu lachen“ und aufhörte, ihm zu zürnen.

Er verlor bei seiner Schriftstellerei daher niemals den Muth, sondern fuhr hartnäckig fort, daran als an seinem rechten Werke zu arbeiten, mochte das Wetter nun sonnig oder stürmisch sein. Uebrigens stand die Armut an den Wosken seiner Thür angeschrieben und Jeder, der vorbeiging, konnte in großen Buchstaben lesen: „Lieben Christen, Ihr sehet, daß ich nicht viel Geld habe; welchen Schluß zieht Ihr daraus?“

So dauerte der Kampf weiter und noch zeigten sich für Paul keine Aussichten auf Sieg. Erst 1788 fand er einen Verleger für seine „Papiere des Teufels“ und selbst dann wenig Leser. Aber seine Entmuthigung vermochte ihn niederzubeugen; die Schriftstellerei war, wie er ein für allemal fühlte, sein wahrer Beruf, und darin fand er eine Aufforderung, auf alle Gefahr hin auszuharren. Eine kurze Zeit war er Hauslehrer gewesen und erhielt wieder ein weit verlockenderes Anerbieten von derselben Art, schlug es aber aus und nahm sich vor, hinfert keine Kinder weiter zu erziehen, als seine eigenen — seine Bücher, möge der Hunger dazu sagen, was er wolle.

„Mit seiner Mutter,“ sagt Otto, „und zuweilen zugleich mit mehreren Brüdern, immer aber mit einem, lebte er in einer ärmlichen Wohnung, t. i. in einer einzigen Stube zusammen, und dies fand sogar noch statt,

als — nach dem Erscheinen der Mumien — sein Glückstern aufzugehen anfang, um immer höher zu steigen und nie wieder unterzugehen. — — —

„Gleich wie Paul in den Charakteren von Valt und Vult*) — diese Ankeutung hat er wörtlich hinterlassen — sich selber schildern wollte, so darf wohl auch bemerkt werden, daß ihm bei der Schilderung Venetien's seine Mutter in dem Zeitpunkte mit vorwebte, wo die durch lange Zeiten gedemüthigte und niedergedrückte Frau wieder aufzuleben und sich einigermaßen emporzurichten begann**), weil sie an der Wahrheit seiner Vorausverkündigung einer beglückenden Schriftstellerei nicht mehr zu zweifeln vermochte. Sie besorgte nun auch um so eifriger in einem und demselben Zimmer, worin Paul schrieb und studirte, kochend, waschend, reinigend und den Besen rührend, die häuslichen Geschäfte und spann, wenn diese vollbracht waren, Baumwolle. Ueber den kümmerlichen Erwerb, den sie sich dadurch verschaffte, führte sie Buch und Rechnung. Ein solches Einnahmebüchlein ist unter dem Titel „Was ich ersponnen“ über die Monate vom März 1793 bis zum September 1794 noch vorhanden. Darin ist die Einnahme vom März des ersten Jahres mit 2 Fl. 51 Kr. 3 Pf., die vom April mit 4 Fl. 3 Kr., die vom Mai mit 4 Fl. 9 Kr. 3 Pf. u. s. w., zuletzt die vom August 1794 mit 1 Fl. 24 Kr., die vom September desselben Jahres mit 2 Fl. 1 Kr. aufgeführt und noch auf der letzten Seite des Büchleins bemerkt, daß Samuel (der jüngste Sohn) am 9. des nämlichen Septemhernonats neue Stiefeln bekommen, „die drei Thaler kosteten“, — beinahe die Einnahme eines ganzen Vierteljahres!

Wir haben bei diesem Theile von Paul's Geschichte um so länger verweilt, weil wir ihn für ganz besonders interessant halten und weil, wenn der Anblick eines großen Mannes, der mit dem Unglück kämpft, ein Schau-

*) Gottwalt und Quoddeusvult, zwei Brüder (siehe Paul's „Flegeljahre“) von den entgegengesetzten Temperamenten — der erstere ein stiller, weichherziger thranenvoller Enthusiast; der andere ein toller Humorist, von Herzen edelich, aber bei jeder Gelegenheit den seltsamsten Willen, theoretischen sowohl als praktischen, bultigend.

**) Ganz emporrichten konnte sie sich nie mehr, und in stiller Demuth und sich den lauten Ausdruck der Freude verjagend, erlebte sie noch und genoß furchtsam und freudig zweifelnd die Wonne, den Werth des Sohnes noch öffentlich anerkannt und diesen von den bedeutendsten Menschen aufgesucht und auch sich dabei, wie zuvor nie, gerührt zu se: s. a.

spiel ist, welches verdient, daß die Götter darauf herabblicken, es für gewöhnliche Mißlerblicke noch weit erhebender und lehrreicher sein muß, zu ihm hinaufzuschauen. Für uns im literarischen England vor allen Dingen hat ein solches Leben und Handeln wie Richter's noch ein ganz besonderes Interesse, das Interesse vollständiger Neuheit. Von allen literarischen Phänomenen kann das, daß ein Literat an seine Armuth zu glauben wagt, als das seltenste betrachtet werden. Kann ein Mensch ohne Kapital wirklich den Mund öffnen und zur Menschheit sprechen? Hatte er also wirklich kein Grundeigenthum, keine Connexion mit den höheren Klassen? Nach den uns vorliegenden Documenten scheint es so. Er war weder ein Edelmann noch ein Gentleman, sondern einfach ein Mann.

Welch ein wunderbarer Geist der Vornehmthuererei besetzt überhaupt unsere britische Literatur der gegenwärtigen Zeit! Wir haben jetzt keine Schriftsteller mehr, sondern bloß literarische Gentlemen. Samuel Johnson war der Letzte, welcher in jener erstern Eigenschaft zu erscheinen und ohne gekaufte oder gestohlene Krücken auf seinen eigenen Beinen zu stehen wagte, der naturwüchsige alte Samuel, der letzte aller Römer! Es gab eine Zeit, wo in der englischen Literatur eben so wie im englischen Leben das Lustspiel „Jeder nach seiner Laune“ täglich unter uns aufgeführt ward; jetzt dagegen hält das armselige französische Wort — französisch in jeder Beziehung — „Qu'en dira-t-on?“ uns alle wie ein Zauber umschlossen und es bleibt uns nichts übrig, als einander zu einer gleichförmigen Nation von Gentlemen abzurichten und zu dressiren, wie ein Regiment Soldaten.

Der, welcher Heldengebichte schreiben will, muß zunächst sein Leben zu einem Heldengebicht machen. Wir dagegen sagen, wer Heldengebichte schreiben will, möge Geld in denbeutel stecken; oder wenn er keine Goldmünzen hat, so möge er Kupfermünzen oder Kiesel hincintun und damit wie mit ächtem Metall vor den Ohren der Menschen herumklimpeln, damit sie ihm Gehör schenken. Hierin besteht jetzt das Geheimniß des Gutschreibens, wie das des Gutlebens immer darin bestanden hat. Als wir das erste Mal Grubstree besuchten und mit entblößtem Haupte und einem „Salve, magna parens!“ dem Genius des Dries unsere Ehrfurcht bezeigten, waren wir ganz erstaunt, auf unsere Erkundigung zu erfahren, daß die Autoren nicht mehr hier wohnten, sondern schon seit vielen Jahren weiter nach Westen gezogen seien, um sich mehr dem Leben der feinen Welt zu nähern.

Ohne Zweifel hat das Bedürfniß unserer Zeit es so verlangt und die

Folgen davon werden nicht ausbleiben. Eine dieser Folgen zeigt sich auch jetzt schon in einem Grade von Stümperei und Dilettantismus, der in der Geschichte der Literatur nicht seines Gleichen hat und schon an und für sich hinreicht, uns den Neid der übrigen Nationen zuzuziehen, denn der einst für die Ruhe der Gesellschaft so gefährliche Schriftsteller ist jetzt vollkommen unschädlich geworden, so daß er vor einem Blick erzittert und sich mit einem baumwollenen Hädchen Hände und Füße binden läßt.

Es ist bei uns die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß fortan weder Kirche noch Staat durch die Literatur in Gefahr gebracht werden. Der alte Schriftsteller stand, wie wir schon oben sagten, auf seinen eigenen Beinen, trug ein ganzes ungetheiltes Herz in der Brust und konnte zu Mancherlei gereizt werden. Der neue Schriftsteller dagegen kann gar nicht anders stehen, als in einem Schnürleibe. Er muß erst seine schwachen Seiten mit dem Fiischbein eines gewissen fashionablen, vornehmen Air aufgürtet, sei das Fiischbein nun geerbt, gekauft oder, was wahrscheinlicher ist, geborgt oder gestohlen, und damit steht er ein wenig ohne zusammenzufallen. Und wenn nun ein solcher Menich sein Brummeisen spielt, um den Kindern ein Vergnügen zu machen, was ist dann von ihm zu fürchten oder was kann man mehr von ihm verlangen?

Ernsthaft gesprochen, müssen wir es jedenfalls als eine merkwürdige Erscheinung betrachten, daß jeder Engländer ein „Gentleman“ sein will oder sein soll, daß in einem so demokratischen Lande unser gemeinsamer Ehrentitel, den Alle für sich in Anspruch nehmen, einer ist, welcher anerkanntermaßen mehr von der Stellung und vom Zufall als von Eigenschaften oder, im besten Falle, wie Coleridge es erklärt, „von einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Geldangelegenheiten“ abhängt, welche gewisse Gleichgültigkeit wiederum weise oder unsinnig sein muß, je nachdem einer viel oder wenig Geld besitzt!

Nach unserer Meinung ist der Grund hiervon in dem Handelsgeist der Nation zu suchen, welcher ihrem politischen Geiste entgegenwirkt und diesen unterdrückt, denn die Amerikaner sollen sich in dieser Beziehung noch mehr auszeichnen als wir. Aber welsch eine hohle windige Leere des inneren Charakters verräth dies, wenn wir anstatt eines wackeren tüchtigen Völkchens nur eine volle Börse aufzuzeigen bemüht sind und Alles sich nach einem falschen Ziele hindrängt und stößt. Der Höfling muß seine Hühneraugen immer weiter und weiter zurückziehen, damit ihm der Bauer nicht mit dem Absaße

darauf trete und daß wir auf allen Seiten anstatt Glaube, Liebe und Hoffnung weiter nichts als Armuth, Habgier und Eitelkeit sehen, das ist so ziemlich handgreiflich.

Narren, die wir sind! Warum rutschen wir uns die Knie wund und schlagen bekümmert an unsere Brust und beten Tag und Nacht zum Mammon, der, wenn er uns auch hören wollte, uns doch fast nicht einmal etwas zu geben hat? Denn selbst angenommen, daß der taube Gott unsere Opfer erhörte, daß er unser vergoldetes Meßing in massives Gold verwandelte und uns alle aus hungrigen Nachäffern des Reichthums und der Vornehmheit, morgen zu wirklichen Nothschilds und Howards machte, was hätten wir weiter davon? Sind wir nicht schon Bürger dieses wunderbaren England mit seinen erhabenen Shakespeares und Hampdens, ja dieses wunderbaren Weltalls mit seinen Wüsthäusern und Ewigkeiten und seinem unaussprechlichen Glanze, daß wir uns so plagen und abmühen und einander in Stücke reißen, um einige Acker (ja noch öfter nur den Schein einiger Acker) mehr oder weniger zu gewinnen, während das größte dieser Besitzthümer, der Sutherland selbst, schon von dem Monde aus nicht mehr zu sehen ist?

Narren, die wir sind, in diesen unseren Aedern, selbst wenn wir deren haben, zu graben und zu bohren wie Regenwürmer und weit entfernt, die himmlischen Lichter zu betrachten und uns ihrer zu freuen, sie bloß vom unbeachteten und ungeglaubten Hörensaagen zu kennen! Sollen gewisse Pfund Sterling, die wir vielleicht in der Bank von England haben oder die Gespenster gewisser Pfunde, deren Besitz wir heucheln, uns die Schätze verbergen, zu denen wir alle in dieser, der „Gottesskati“ geboren sind?

Wenn wir aber auch die Geldwechsler, Ehren- und Aemterjäger und dergleichen ihre eigenen klugen Wege, von welchen sie einmal nicht abweichen, ruhig gehen lassen, so müssen wir es doch als einen eigenthümlichen Umstand erwähnen, daß derselbe Geist in solchem Umfange auch in der Literatur hat Platz ergreifen können. Die Literatur ist das Auge der Welt, welches Alles erblickt und anstatt des Scheins der Dinge uns die Dinge selbst zeigt. Ist nun auch das Auge blind geworden? Hat der Dichter und Denker die Philosophie des Gewürzkrämers und Livreebedienten angenommen? Hören wir Lord Byron selbst über diesen Gegenstand.

Vor mehreren Jahren erschienen in den „Magazinen“ und zur Verwunderung der meisten Leute vom Fache gewisse Auszüge aus Briefen von Lord Byron, welche diese Philosophie ziemlich weit trieben. Seine Lordchaft

erwähnte darin, daß alle Regeln der Poesie keinen Pfefferling werth seien; nach welchem Aphorismus seine Lordschaft weiter behauptete, der große Ruin aller britischen Dichter habe seinen Grund in einer sehr einfachen Ursache, nämlich in dem Umstande, daß sie in den höchsten Klassen der Gesellschaft keinen Zutritt hätten. Er für seine Person und Thomas Moore wären mit diesem Leben der feinen Welt vollkommen vertraut, er in Folge seiner Geburt, Moore in Folge eines glücklichen Zufalls, und deshalb könnten sie beide Gedichte schreiben; die andern dagegen wären damit nicht vertraut und könnten daher keine schreiben.

Sicherlich wird es nun die höchste Zeit, daß alle dergleichen Dinge aus unserem Planeten hinausgetrommelt werden, um nie wieder zu kommen.

Richter seinerseits war von dem Westend Hof's vollständig ausgeschlossen, denn auch Hof hat sein Westend. Jeder Sterbliche sehnt sich nach seinem Paradeplatz und wünscht bei Banketten und Gelagen sich eines oder des andern Sieges zu bemächtigen, worin er diese oder jene gewusste Gans der Nachbarschaft überragt. — Der arme Richter konnte demzufolge nur zu dem Westend des Weltalls Zutritt erhalten, wo er allerdings ein prächtvolles Besitzthum inne hatte. Die juristischen, theologischen und anderen Honoratioren von Hof hätten, wenn sie Lust gehabt, ihm einige Bücher leihen, einige Lügen weniger von ihm erzählen oder glauben und auf diese Weise positiv und negativ dem jungen Abenteurer manchen kleinen Dienst erweisen können; sie hatten aber einmal keine Lust dazu und glücklicherweise sah er sich in den Stand gesetzt, auch ohne sie zurecht zu kommen.

Weiter, sanft und fröhlich wie ein Lamm, und doch stark, großmüthig und königlich muthig wie ein Löwe, arbeitete er beim Schuern der Kessel, beim Zischen und Sprudeln der Kochtöpfe, beim summanden Spinnrad seiner Mutter immer weiter und nicht ohne stolzes Gefühl hört unser Leser — denn auch er ist ein Mensch — daß der Sieg endlich errungen ward und daß Werke, welche die denkendste Nation Europa's als klassisch betrachtet, unter solchen Umständen geschrieben wurden.

Geben an diesem tiefsten Punkte der Erzählung, aber macht Otto vorläufig Halt und giebt uns nur die Versicherung, daß bessere Tage im Anzuge sind, so daß wir in Bezug auf den ganzen steigenden und herrschenden Theil von Richter's Geschichte auf unsere eigenen Hülfquellen angewiesen sind. Aus diesen haben wir nur einige dürftige Andeutungen geschöpft, die wir hier mit freilich sehr unverhältnißmäßiger Kürze summiren.

Die „unsichtbare Loge“, die im Jahre 1793 aus der Spinnstube zu Hof hervorging, war, wie es scheint, das erste seiner Werke, welches verschiedene Gunst und beifällige Aufnahme fand. Eine lange Prüfung, denn der Verfasser hatte nun seit länger als zehn Jahren die Citadelle der Literatur belagert, ohne daß eine Breiche sich zeigte! Mit dem Erscheinen des „Hesperus“, einer abermaligen wunderbaren Erzählung, welche aus demselben „einzigen Bohnzimmer“ im Jahre 1796 hervorging, endete die Belagerung so zu sagen durch einen kühnen Sturm und Jean Paul, von welchem die Meisten nicht wußten, was sie denken sollten, der hier und da von manchem Schwachkopf ohne Bedenken für halb wahnsinnig erklärt worden war, setzte es allgemein außer Zweifel, daß er, obschon noch von dämmerigen Dünsten umhüllt und nur in seltsamen vielfarbigen, unregelmäßigen Strahlen glänzend, doch einer der himmlischen Lichtkörper seiner Zeit und seiner Generation sei und sein werde. Die intellectuelle Energie, welche er im „Hesperus“ entfaltete, noch mehr der Adel der Gesinnung, die Sympathie mit der Natur, die warmen, ungestümen, aber doch reinen und erhabenen Schilderungen der Freundschaft und Liebe, im geringeren Grade vielleicht der wilde geräuschvolle Humor, der überall darin vorherrscht, erwarben Richter nicht bloß Bewunderer, sondern auch persönliche Gönner in allen Gegenden seines Vaterlandes.

Ulrich z. B. konnte, obschon damals achtzig Jahr alt und zu den letzten noch lebenden Jüngern einer ganz andern Schule gehörend, sich vor Entzücken gar nicht fassen. „Welch ein Gottgenius,“ so schrieb er einige Zeit später, „ist unser Friedrich Richter! Ich lese seine Blumenstücke zum zweiten Male. Hier ist mehr als Shakspeare, sagte ich, bei fünfzig angestrichenen Stellen! Welch ein Gottgenius! Ich bewundere durchaus den Menschenkopf, aus welchem diese Ströme, diese Bäche, diese Rheinfälle, diese blauduisschen Quellen auf die Menschheit sich ergießen, die Menschheit zu Menschheit machen wollen, und bin ich heute mit einigen Worten, mit solchen, die die Museu nicht eingeben, bin ich mit dem Plane heut nicht zufrieden, so bin ich's morgen.“

Der gutmüthige muntere Greis hatte ihm, wie sich später ergab, einen freundlichen „Septimus Strlein“ unterzeichneten Brief mit einem Geldgeschenk übersendet, den Richter mit großer Herzlichkeit und einiger Neuugier, das Geheimniß zu durchdringen, in eben diesen „Blumenstücken“ beantwortete und so entstand bald eine freudige Bekanntschaft und Freundschaft.

Paul startete einen Versuch in Halberstadt ab, wo er die herzlichste Aufnahme fand und sich malen ließ, welches Portrait nach dem Delgemälde von Efen- ninger in Gleim's „Ehrentempel“ noch jetzt zu sehen ist.

Ungefähr um dieselbe Zeit that auch die Recensientenwelt nach langem gewissenhaften Stillschweigen wieder ihren dicken Mund auf und in einer ganz andern Sprache, indem sie ein heiseres Nunc Domine dimittas mit bedeutender Lungenkraft hervorkieschte. Zur Ehre unserer Kunst hätten wir gewünscht, daß die Recensientenwelt ihr Dimittas ein wenig eher angestimmt hätte.

Im Jahre 1797 ward die Wittve Richter dem seltsamen veränderlichen Klima dieser Welt enthoben und, wie wir hoffen, in ein sonnigeres aufgenommen. Ihre Keßel hingen ungeheuert an der Wand und die so oft mit ihrem baumwollenen Faden gefüllte und mit ihren Thränen benetzte Spindel drehete sich nicht mehr. Arme, alte, schwerbeladene Seele! Und dennoch fiel auch auf sie ein Lichtstrahl von oben herab und die „drei Thaler für Samuel's neue Stiefel“ waren reichlicher und gesegnetter als das Lösegeld manches Königs. Ja sie sah, ehe sie von hinnen schied, daß sie, auch sie, einen großen Menschen zur Welt geboren, und der Sonnenschein ihrer Jugend, der so lange durch Ueberschwemmungen ersäuft worden, blickte am Abend mit freundlichem Lchewohl wieder hervor.

Nachdem der Haushalt in Hof auf diese Weise sich aufgelöst hatte, führte Richter einige Jahre lang ein wanderndes Leben. Im Laufe dieses selben Jahres 1797 finden wir ihn wieder in Leipzig und zwar unter ganz anderen Umständen als ehemals. Denn anstatt geschwiegener anmaßender Magister, die ihn nicht einmal seine gemiethete Hundehütte in Frieden bewohnen lassen wollten, ward er jetzt hier mit drei, mit allen Reizen des Körpers und des Geistes geschmückten Prinzessinnen, den Töchtern der Herzogin von Siltburghausen, bekannt. Der Herzog, welcher seinen außerordentlichen Verdiensten ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren ließ, verlieh ihm einige Jahre später den Titel eines Legationsraths.

Ueberhaupt scheint Jean Paul von dieser Zeit an einen für uns überraschenden Zutritt bei Fürsten und Fürstinnen gehabt zu haben. So z. B. in den geselligen Cirkeln, in welchen die Herzogin Amalia von Weimar die talentvollsten Männer erst in Ottersburg und später in Jieffurt zu versammeln pflegte; dann bei dem Herzog von Meiningen in Coburg, der ihn mit bringender Freundlichkeit eingeladen hatte; bei dem Fürst Primas Dalberg,

der es nicht bei einer bloßen Einladung bewenden ließ; später bei der hochbegabten Herzogin Dorothea in Köbichau, welchen Besuch er als festliche Tage selbst verewigt hat u. s. w. u. s. w.

Alle diese kleinen Umstände sollten von jener Klasse britischer Philosophen in Erwägung gezogen werden, die in manchem intellectuellen Theeirkel so lästig sind und den „deutschen schlechten Geschmack“ aus unserem eigenen alten ewigen „Mangel an Umgang“ herleiten, wornach, wenn es ihnen so güt dünkte, ihr Thee, so lange nicht eine weniger sich von selbst verstehende Behauptung aufgestellt würde, mit einem gewissen „Stolzen und steifen Schweigen“ consumirt werden könnte.

In dem nächsten Jahre (1798) jedoch ward Paul eines noch weit größeren Glückes theilhaftig, nämlich eines guten Weibes, welches, wie Salomo schon längst geschrieben, ein „hohes Gut“ ist. Er war, immer noch fleißig schreibend, von Leipzig nach Berlin gereist und während eines längeren Aufenthalts in dieser lehtern Stadt, sagt Döring, reichte ihm Karoline Mayer, Tochter des königlich preussischen Geheimraths und Professors der Medizin, Dr. Johann Andreas Mayer (dies sind seine Titel alle), ihre Hand, ja sie drückte ihm, wie uns der mikroskopische Döring erzählt, den Brautkuß auf eigenen Antrieb auf. Aber noch mehr zu verwundern ist, daß sie allen vorhandenen Nachrichten zufolge wirklich eine Auserwählte ihres Geschlechts war, die wie ein sanfter, die Sorgen vercheuender Schutzgeist ihn auf seinem ganzen fernern Lebenspfad begleitete.

Bald nach diesem großen Ereigniß begab sich Paul mit seiner jungen Gattin nach Weimar, wo er einige Jahre gewohnt und bei Allem, was diese Stadt Verühmtes enthielt, in hoher Gunst gestanden zu haben scheint. Der erste Eindruck, den er auf Schiller machte, ist ziemlich charakteristisch.

„Vom Hesperus,“ schreibt Schiller an Goethe, „habe ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur ein Mal und kann also noch wenig von ihm sagen.“ — Goethe giebt in seiner Antwort ebenfalls seinen Wohlgefallen an Richter zu erkennen, „aber,“ sagt er, „wenn ich es recht bedenke, so preiße ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint.“

Hesperus bewies später, daß er mehr „Organ“ besaß, als Schiller ihm zutraute, nichtdestoweniger war Goethe's Zweifel nicht ungegründet gewesen. Herder war es namentlich, an den Paul sich hauptsächlich anwies; die Andern schätzte er als hochbegabte besessene Männer, aber bloß Herder als Lehrer und geistigen Vater, von welchem letzteren Verhältniß und der warmen Liebe und Dankbarkeit, welche es von Paul's Seite begleiteten, seine Schriften häufige Beweise enthalten. „Wenn Herder kein Dichter war,“ sagt er einmal, „so war er etwas mehr, — ein Gedicht!“

Auch mit Wieland stand er auf dem freundschaftlichsten Fuße und besuchte ihn oft draußen in Dömannstedt, wohin sich der alte Mann jetzt zurückgezogen hatte.

Vielleicht gehörten diese in Weimar im vertrauten Umgange mit so vielen ausgezeichneten Personen verlebten Jahre, in Bezug auf äußere Dinge, zu den lehrreichsten in Richter's Leben; in Bezug auf innere Dinge hatte er schon und zwar mit Ehren anderwärts eine schwere Lehrzeit durchgemacht.

Wir dürfen nicht vergessen, zu erwähnen, daß „Titan“, eins seiner Hauptwerke (1800 in Berlin erschienen), während seines Aufenthalts in Weimar geschrieben ward; eben so die „Regeljahre“ und die Kobres auf Charlotte Gordan, welche letztere, obgleich ursprünglich nur ein Journalartikel, doch wegen ihrer kühnen Veredamkeit und des antiken republikanischen Geistes, der sich darin ausdrückt, besondere Beachtung verdient.

Was „Titan“ betrifft, welcher nebst seinem „komischen Anhang“ sechs sehr außerordentliche Bände ausmacht, so war Richter bei allen Gelegenheiten gewohnt, dieses Werk für sein Meisterstück und überhaupt das Beste zu erklären, was er jemals zu leisten hoffen könne, obgleich es nicht an Lesern fehlt, welche „Hesperus“ fortwährend den Vorzug geben.

Wir für unsern Theil müssen erklären, daß wir „Titan“, nachdem wir so viel davon gehört, mit einem gewissen Grad von getäuschter Erwartung gelesen haben, im Ganzen genommen aber uns der Meinung des Autors zuneigen. Früher oder später hoffen wir dem britischen Publikum eine Skizze von diesen beiden Werken vorzulegen, in Betreff deren gesagt worden ist, daß sie massives Metall genug in sich enthalten, um ganze Leihbibliotheken damit zu versorgen, wenn man es zu dem gewöhnlichen Filigran ausdünnern wollte und Vieles, was, wir möchten es verdünnen, wie wir wollten, kein Abonnent im Stande wäre, fortzutragen.

Nichter's andere vor dieser Periode herausgegebene Romane sind die „unschätzbare Loge“, „Siebentäs oder Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“, „Quintus Kitzlein“ und der „Jubelienior“, während „Jean Paul's Briefe und künftige Geschichte“, das „Frühstück in Ruchschappel“ und die „biographischen Delustigungen unter der Hirnschale einer Niesin“ kaum zu dieser Gattung gehören. Die später geschriebenen Romane, die wir gleich hier mit anführen können, sind: das „Leben Hibel's“, „Rapsenberger's VADEREISE“, „Schmelzle's Reise nach Kläß“, und „der Komet“, auch „Nikolaus Markgraf“ genannt.

Ungefähr um das Jahr 1802 erhielt Paul von dem Fürsten Primas von Dalberg, einem wegen seiner Freigebigkeit berühmten Prälaten, von welchem wir bereits oben gesprochen, eine Pension ausgesetzt. Wie viel dieselbe betrug, finden wir nicht angegeben*), sondern bloß, daß sie ihm die Mittel zu einem bequemen Leben sicherte und ihm später, wie vermuthen nach dem Ableben des Fürsten Primas, von dem König von Baiern ausbezahlt ward.

Auf den Grund dieses sicheren Einkommens hin etablierte nun Jean Paul seinen eigenen Haushalt, und wählte zu diesem Zwecke nach verschiedenen Wanderungen die Stadt Vaircuth mit ihrer freundlichen malerischen Umgebung, wo er mit nur kurzen gelegentlichen Ausflügen fortfuhr zu leben und zu schreiben. Wir haben gehört, daß er dort allgemein geliebt und geachtet ward. Er war freundlich, treuherzig und edelsinnig, redselig und humoristisch, zufrieden mit einfachen Menschen und einfachen Freuden, ein Mann der einfachsten Gewohnheiten und Wünsche. Er hatte drei Kinder und einen Schützengel, der ohne Zweifel nicht ganz ohne alle Mängel war, aber doch ein ganz vernünftiger Engel war. Für einen Mann, dessen Brust mit einem so verhärteten Stoicismus wie mit dreifachem Erz gepanzert war und in welcher so sanfte tiefstehende ewige Quellen der Liebe sprudelten, mag dies alles wohl ein glückliches Leben ausgemacht haben.

Uebrigens besaß Paul einen exemplarischen, unermüdlischen Fleiß in seinem Berufe und hatte so zu allen Zeiten dauernde und feuerfeste Freuden, nämlich Beschäftigungen.

Außer dem letzteren Theil der obengenannten Romane, welche aber wie

*) Sie betrug 1000 Gulden.

die andern sämmtlich mehr oder weniger ächt poetische Productionen sind, und die wir daher mit einem so gewöhnlichen Namen wie Roman nur ungern bezeichnen, gehören seine philosophischen und kritischen Leistungen, besonders die „Vorlesung der Aesthetik“ und die „Levana“ ganz dem Wirken in Vaireuth an, abgesehen von einer Menge vermischter Schriften — über moralische, literarische und wissenschaftliche Gegenstände; aber stets in einem humoristischen, phantastischen und poetischen Gewande — die schon an und für sich das Glück eines nicht gewöhnlichen Menschen hätten machen können. Sein Herz und sein Gewissen waren eben so wie sein Kopf und seine Hand bei der Arbeit, von welcher keine Verführung ihn abwendig machen konnte.

„Ich halte es eben für meine Pflicht,“ sagt er in diesen biographischen Notizen, „nicht zu genießen oder zu erwerben, sondern zu schreiben — so viel Zeit es auch koste oder Geld weggebe — ja so viel Freude z. B. die Schweiz zu sehen, mir bloß das Opfer der Zeit versagt.“ — „Ich versage mir mein Vesperessen, um zu arbeiten, aber ich kann mir die Störungen durch meine Kinder nicht versagen.“ — Berner: „Ein Dichter, der zu erfreuen glauben darf, sollte alle Bequemlichkeiten, deren Opfer seinen Schöpferkräften nichts entziehen, verschmähen und gern entbehren, um vielleicht ein Jahrhundert und ein ganzes Volk zu erfreuen.“

Wie glücklich war Richter in vorgerückten Jahren, daß er von sich sagen konnte: „Wenn ich so anschau, was gemacht ist von mir, so danke ich Gott, daß ich nach nichts Aeußerlichem fragte, weder nach Zeit, noch Kosten, noch Papier und Zeit — die Sache ist da und die Hebezeuge habe ich selber vergessen und Niemand weiß sie sonst. — Auf diese Weise wird die unbedeutende Folge von Momenten in etwas Höheres, Stehendes verwandelt.“ — „Ich habe so Vieles geschildert,“ sagt er an einer andern Stelle, „aber ich sterbe, ohne die Schweiz gesehen zu haben und das Meer und ic. ic. Doch das Meer der Ewigkeit werde ich in jedem Fall zu sehen bekommen.“

Ein schwerer Schlag traf ihn im Jahre 1821, als sein einziger Sohn, ein junger hoffnungsvoller Mann, auf der Universität starb. Paul verlor seine Fassung nicht, ward aber dadurch tief und unheilbar verwundet. „Grenzes Briefsammlern über meinen Verlust lese ich kalt,“ sagt er, — „denn das heftigste hör' ich in mir selber und muß die innern Herzkloßen zuhalten, aber ein einziger neuer Zug von Maxens schönem Wesen reizet

das ganze wundervolle Herz weiter auf und es kann sein Blut nur in die Augen treiben. *

Neue persönliche Leiden harreten sein, Abnahme der Gesundheit und, was für einen so unermüdeten Leser und Schreiber noch schlimmer war, eine Abnahme des Augenlichts, welche sich endlich bis zu fast gänzlicher Blindheit verschlimmerte. Auch dies ertrug er mit seiner alten Standhaftigkeit, indem er mit heiterem Muthe die Hülfe suchte, die noch zu haben war, und als keine Hoffnung mehr übrig blieb, immer noch heiter trotz Krankheit und Blindheit in seinem Verufe fortarbeitete. Obschon äußerlich von Nacht umhüllt, strahlte doch in seinem Innern ein helles Licht und er war noch mit seinem Lieblingsthema, der Unsterblichkeit der Seele, beschäftigt, als am 14. November 1825 der Tod kam und Paul's Werk nun vollendet und jene große Frage für ihn auf einen weit höheren und unwiderleglichen Beweis hin entschieden war. Der unbendete Band, den wir jetzt unter dem Titel „Selina“ besitzen, ward ihm bei seiner Bestattung auf den Sarg gelegt, denn sein Leichenbegängniß war öffentlich und in Vaireuth sowohl als anderwärts wurden seinem Andenken alle möglichen Ehren erwiesen.

In Bezug auf Paul's Charakter als Mensch haben wir wenig mehr zu sagen, als was die Thatfachen dieser Erzählung schon deutlicher gesagt haben, als es in Worten geschehen kann. Wir hören von allen Seiten in einem oder dem andern Dialekt, daß die reine, hohe Moral, welche seine Schriften schmückt, sich auch seinem Leben und Thun ausprägte. Er war ein zärtlicher Vater und Bruder und gegen seine Freunde und Alle, die in seine Nähe kamen, die Güte selbst. Die Bedeutsamkeit eines solchen Geistes wie Richter's, der sich in einem solchen Leben praktisch kundgab, ist tief und mannigfach und verdient in unserem Zeitalter sorgfältiges Studium. Vor der Hand jedoch müssen wir sie in diesem Grade von Klarheit der eigenen Betrachtung des Lesers anheimgeben, da eine andere und noch unmittelbarer dringende Seite unserer Aufgabe und übrig bleibt.

Richter's intellectuel und literarischer Charakter ist vielleicht in höchst merkwürdigem Grade das Seitenstück und Ebenbild seines praktischen und moralischen Charakters. Seine Werke scheinen uns ein mehr als gewöhnlich treues Transscript seines Geistes und mit großer Wärme direct aus dem Herzen geschrieben zu sein, denn es ist eben so wie er wild, stark, originell und aufrichtig. Man betrachte ihn von welchem Gesichtspunkte man

wolle, ob als Denker, Moralist, Satiriker oder Poet, so ist er eine wunderbare Erscheinung; eine unermessliche, vielseitige, unruhige und doch edle Natur, seiner Mängel wie seiner Vorzüge wegen „Jean Paul der Einzige“.

In allen Fächern finden wir in ihm eine bezwingende Kraft, aber eine geschloßte, ungeschulte, gleichsam halb barbarische Kraft. So ist und z. B. kein Verstand bekannt, der einen unwiderstehlicheren Charakter beizähe, als Richter's, aber seine Kraft ist eine naturwüchsige, alle künstliche Waffen verschmähende. Er unterminirt nicht erst schlau seinen Gegenstand, um ihn durch hyplogistische Werkzeuge oder nach den Regeln der Kunst bloßzulegen; sondern er zerdrückt ihn in seinen Armen, tritt ihn nicht ohne wilden Triumph in Trümmer und legt so auf fast ungeheuerliche Weise und doch mit durchdringender Klarheit das innerste Herz und Mark des Feindes vor Aller Augen bloß.

In der Leidenschaft entwickelt er dieselbe wilde Vehemenz. Es ist eine Stimme des weichsten Mitleids, endloser, grenzenloser Wehklage, eine Stimme wie die der Nabel, als sie ihre Kinder beweinte; oder auch das grimmige Gebrüll des Löwen im schauerlichen Walde.

So liebt er auch nicht bloß die Natur, sondern er schwelgt in ihr; er stürzt sich hinab in ihren unendlichen Schooß und füllt sein ganzes Herz bis zur Betäubung mit ihren Reizen. Er erzählt uns, daß er gewohnt war, unter freiem Himmel zu studiren, zu schreiben, fast zu leben und kein Anblick des Himmels war für ihn so abschreckend, daß er für ihn gänzlich der Schönheit entbehrt hätte. Wir kennen keinen Dichter mit einem so innigen, leidenschaftlichen und allgemeinen Gefühl für die Natur. Von den erhabenen Gestaltungen des gestirnten Himmels an bis zu dem einfachen Blümchen der Wiese herab ist sein Auge und sein Herz ihren Reizen und ihrer geheimnißvollen Bedeutung offen.

Was aber die angeborene wesentliche Stimmung von Paul's Geist am meisten verräth, ist die spielende Laune, der wilde, herzinnige Humor, der sich in seiner höchsten wie in seiner tiefsten Stimmung stets als ein vollkommen ungetrennliches Element darstellt. Sein Humor ist bei all seiner Wildheit von der ernstesten und gutmüthigsten Art, ein ächter Humor, der sich mit dem größten Ernste verträgt oder vielmehr mit dem Mangel desselben unvereinbar ist.

Ueberhaupt ist es ihm unmöglich, auf andere als humoristische Weise zu schreiben, möge sein Gegenstand sein, welcher er wolle. Seine philo-

sophistischen Abhandlungen, ja, wie wir gesehen haben, sogar seine Selbstbiographie, Alles, was von ihm kommt, ist in einen sonderbaren phantastischen Rahmen gefaßt und schalkhafte Augen schauen uns, obgleich mit einer seltsamen Sympathie für die Sache — denn sein Humor ist, wie wir gesagt haben, herzlich und ächt — durch manche ernste Schilderung hindurch an. In seinen Romanen vor allen Dingen ist sie stets eine unerläßliche Eigenschaft und künket sich in der Regel gleich zu Anfange oft schon auf dem Titelblatt an. Man denke z. B. an jene „Auswahl aus den Papieren des Teufels“; „Hesperus oder 45 Hundposttage“; „Siebenkäs' Ehestand, Tod und Hochzeit“ und so weiter.

„Der erste Anblick dieser Eigenthümlichkeiten,“ sagt einer von Richter's englischen Kritikern, „kann uns nicht zu seinen Gunsten einnehmen. Wir werden dadurch zu sehr an theatrale Effecthascherei und literarische Charlatanerie erinnert, und wenn man eins dieser Werke selbst aufschlägt, so wird die Sache dadurch nicht viel gebessert. Durchdringende Gedankenblitze entgehen uns nicht; eigenthümliche Wahrheiten in eben so eigenthümliche Formen eingekleidet; pathetische, prachtvolle, weithin tönende Stellen, Ergüsse voll Witz, Kenntniß und Phantasie, aber schwer unter irgend eine Rubrik zu bringen; kurz alle Elemente eines herrlichen, aber so wild durch einander geworfenen Verstandes, daß ihre Reihenfolge das liebhabende Ideal der Verwirrung zu sein scheint. Der Styl und Bau des Buches scheinen eins so unverständlich zu sein wie das andere. Der Gang der Erzählung wird fortwährend unterbrochen, um Platz zu machen für ein „Extrablatt“ oder eine abenteuerliche Abschweifung über irgend einen Gegenstand, nur nicht den vorliegenden. Die Sprache stöhnt von unbeschreiblichen Metaphern und Anspielungen auf alle möglichen menschlichen und göttlichen Dinge; dahinströmend nicht wie ein Fluß, sondern wie eine Ueberschwemmung, in tausendfachen Strudeln bald dahin bald dorthin schäumend und gurgelnd, bis die eigentliche Strömung unter dem grenzenlosen Aufruhr aus den Augen entsehwindet. Wir schließen das Buch mit einem gemischten Gefühl von Ersäunen, Bedrückung und Verwirrung und Richter steht vor uns in glänzender und dennoch unwölkter Unbestimmtheit, eine riesige Wasse von Verstand, aber ohne Form, Schönheit oder begreiflichen Zweck.

„Kehren, welche glauben, daß innerliche Vorzüge von oberflächlichen ungetrennlich sind und daß nichts gut oder schön sein kann, was sich nicht augenblicklich durchschauen läßt, kann Richter nur wenig Schwierigkeit ver-

ursachen. Sie geben zu, daß er ein Mann von ungeheurer natürlicher Begabung sei, dabei aber fehlt es ihm nach ihrer Meinung an aller Auszubildung und Beherrschung seiner Gaben; er ist voll von monströser Affectation, der leidbaste Hohepriester des schlechten Geschmacks; versteht nicht die Kunst des Schreibens, ja weiß kaum, daß es eine solche Kunst giebt; ein übergeschwappter Träumer, der ewig in nebeligen Träumen schwebt, welche die feste Erde seinen Blicken entziehen; kurz ein intellectueller Polyphem, ein monstrum horrendum, informe, ingens (sorgfältig hinzusetzend), cui lumen ademptum; und sie schließen ihren Urtheilspruch rückständig mit seiner eigenen lobenswerthen Maxime: „Die Vorlesung hat den Engländern die Herrschaft des Meeres gegeben, den Franzosen die des Landes, den Deutschen die — der Luft.“

„Auf diese Weise wird die Sache entschieden — kurz, bequem und falsch. Das Kästchen war schwer zu öffnen; erkannten wir schon an seiner äußern Gestalt, daß nichts darin sei und daß wir es ohne Weiteres in das Meer werfen könnten? Affectation ist oft Eigenthümlichkeit, aber Eigenthümlichkeit ist nicht immer Affectation. Wenn die Natur und das Wesen eines Menschen wirklich und wahrhaft, nicht eingebildet und unwahr eigenthümlich ist, so wird auch seine Manier so sein oder sollte es wenigstens sein. Affectation ist die Frucht der Lüge, einer schweren Sünde und Mutter zahlreicher schwerer Sünden; man strafe sie daher streng, klage aber Niemanden derselben allzuleichtsinig an. Schwerlich ist irgend ein Sterblicher ganz frei davon, wahrscheinlich Nichter auch nicht; doch sind es Geister anderer Art als der seine, in welchen sie das herrschende Produkt wird. Uebrigens ist er durchaus kein Träumer, sondern man wird bei allen seinen Träumen finden, daß er die feste Erde in allen ihren Gestalten und Beziehungen weit deutlicher sieht als Tausende solcher Kritiker, welche nur zu wahrscheinlich nichts Anderes sehen können. Dabei ist er weit entfernt, ungebildet oder ungehult zu sein und jene Kritiker werden überrascht sein, zu entdecken, daß wenige Menschen die Kunst des Schreibens und viele andere Künste außerdem sorgfältiger studirt haben als er; daß seine „Vorlesung der Aesthetik“ eine Hülle von tiefgedachten und schlagenden kritischen Maximen enthält, in deren Verlaufe viele schwierige Werke, unter andern auch seine eigenen, streng und gerecht geprüft und sogar die Schönheiten und kleinsten Eigenthümlichkeiten des Stils keineswegs übersehen oder unangemessen behandelt werden.

„In Richter liegt etwas, was uns zur zweiten, zur dritten Lesung seiner Werke auffordert. Seine Werke sind schwer zu verstehen, aber sie haben stets eine Bedeutung, oft eine wahre und tiefe. Werfen wir einen genaueren, umfassenderen Blick darauf, so tritt ihre Wahrheit mit neuer Deutlichkeit hervor, der Irrthum zerstreut sich und tritt zurück, geht in etwas Erlaubtes, oft sogar in Schenheit über und endlich schmilzt der dicke Nebel, welcher die Gestalt des Verfassers umgab, hinweg und er steht in seinen wahren Zügen vor uns da, als kolossaler Geist, erhabener origineller Denker, ächter Dichter, hochmüthiger, wahrer und höchst liebenswürdiger Mensch.

„Ich habe ihn einen kolossalen Geist genannt, denn dieser Eindruck erhält sich in uns. Bis zuletzt steht er als etwas Gigantisches vor uns da, denn alle Elemente seines Baues sind unermesslich und mehr in lebender und belebender, als in schöner oder symmetrischer Ordnung zusammengestellt. Sein Verstand ist scharf, ungestüm, weitgreifend, geeignet, den hartnäckigsten Stoff in Stücken zu reißen und die verborgenste und widerspenstigste Wahrheit aus ihnen herauszupressen. In seinem Humor spielt er mit dem Höchsten und dem Niedrigsten; er kann mit Sonne und Mond Ball spielen. Seine Phantasie öffnet uns das Land der Träume; wir segeln mit ihm durch den grenzenlosen Abgrund, und die Geheimnisse des Raums, der Zeit, des Lebens und der Vernichtung umschweben und in düsteren nebeligen Gestalten und Finsterniß, Unermeßlichkeit und bange Scheu umhüllen und überhatten uns.

„Ja, auch wenn er den geringsten Stoff behandelt, bearbeitet er ihn mit den Werkzeugen eines Riesen. Eine gewöhnliche Wahrheit wird aus ihren alten Combinationen herausgerissen und uns in neuem, noch nie dagewesenem Gegensatz mit dem ihr entgegenstehenden Irrthum dargeboten. Eine Kleinigkeit, ein geringfügiger Charakter, ein Scherz oder ein geistiges Spielzeug erhält eine höchst sonderbare und doch oft wahrhaft lebende Gestalt, aber durch den Hammer des Vulkan und mit drei Schlägen, die eine Aegis schmieden könnten. Die Schätze seines Geistes sind von ähnlicher Art wie der Geist selbst; seine Kenntniß ist aus allen Reichen der Kunst, Wissenschaft und Natur zusammengetragen und liegt in ungeheuren unförmlichen Haufen um ihn herum. Sogar seine Sprache ist titanisch, tief, stark, unzählbar, in tausend Farben glänzend, aus tausend Elementen zusammengesmolzen und in labyrinthischen Gängen sich windend.

„Unter Richter's Begabungen,“ fährt dieser Kritiker fort, „ist die erste, welche uns als wahrhaft groß erscheint, seine Phantasie; denn er liebt es, in den erhabensten und feierlichsten Regionen des Denkens zu wohnen; seine Werke enthalten eine Hülle von geheimnißvollen Allegorien, Visionen und Bildern; seine Träume besonders bewegen sich in einem düsternen unermesslichen Raume, dessen Nacht dann und wann, hier und da durch wilden weithin schießenden Glanz unterbrochen wird, und nebelhafte bedeutungsvolle Gestalten steigen aus dem Schooße der leeren Unendlichkeit empor. Und doch ist, wenn ich nicht irre, der Humor seine herrschende Eigenschaft, die Eigenschaft, welche am tiefsten in seiner innern Natur lebt und auf sein Wesen den stärksten Einfluß äußert. Hinsichtlich dieser seltenen Begabung, denn keine ist seltener als ächter Humor, steht er in seinem Vaterlande und unter den modernen Schriftstellern aller übrigen Länder unerreicht da. Den Humor zu beschreiben, ist stets schwierig, und würde in Richter's Falle vielleicht mehr als gewöhnlich schwierig sein. Gleich allen seinen andern Eigenschaften ist sein Humor unermesslich, schroff und unregelmäßig, oft vielleicht überladen und extravagant, und doch ist es im Grunde ächter Humor, der Humor eines Cervantes und Sterne, das Produkt nicht des Hohneß, sondern der Liebe, nicht oberflächlicher Verzerrung natürlicher Formen, sondern inniger, obgleich muthwilliger Sympathie mit allen Formen der Natur. — — —

„So lange als der Humor ihm zur Seite steht, kann man seine Behandlung selbst höherer und stärkerer Charaktere als glücklich bezeichnen; überall aber, wo der Humor aufhört, ist sein Erfolg mehr oder weniger unvollkommen. In der Behandlung eigentlicher Helden ist er selten vollständig glücklich. Sie schießen unter seinen Händen zu überwuchernden Gestalten empor; ihre Empfindsamkeit wird zu vorherrschend und thränenreich, ihr Edelstinn zu wild, wunderbarlich und radikal. In einigen wenigen Fällen sind sie fast vollständig verfehlt. Im Vergleich mit ihren weniger ehrgeizigen Brüdern sind sie fast von gemeiner Art und bei all ihrem Glanze und ihrer Kraft jener positiven, entschlossenen, vulkanischen Klasse von Menschen, die wir in Romanen so häufig antreffen, zu ähnlich. Sie nennen sich Menschen und thun ihr Außersich, um die Behauptung zu beweisen, aber sie können und nicht daran glauben machen, denn bei all ihrem Dampfen und Stürmen sehen wir recht wohl, daß sie bloß Maschinen sind. Sie haben nicht mehr Leben, als das Modell des Freigeistes in Martinus Scriblerus,

jener Nürnberger Mensch, der durch eine Combination von Röhren und Hebeln agirte, und obgleich er vollkommen athmen und verdauen und sogar so gut wie die meisten Landprediger philosophiren konnte, doch bloß aus Holz und Leder gemacht war. In der allgemeinen Behandlung solcher Geschichten und Schilderungen erscheint Richter selten auf vortheilhafte Weise; die Ereignisse sind oft unerwartet und extravagant; der ganze Bau der Erzählung hat ein unebenes, zerrissenes, unförmliches, erkünsteltes Ansehen und widerspricht der Wahrheit und Natürlichkeit. Und dennoch sind alle Klüfte wunderbar mit den köstlichsten Stoffen ausgefüllt; eine Welt, ein Universum von Wiß, Wissenschaft und Phantasie hat ihre schönsten Erzeugnisse geliefert, um das Gebäude zu schmücken; die rauhen zerspaltenen, cyclopischen Mauern glänzen von Juwelen und geschlagenem Gold; ein reiches herrliches Laubwerk schirmt sie, die duftigsten Wohlgerüche umschweben sie, wir stehen erstaunt, entzückt und bezaubert durch den Künstler und seine Kunst.“

Wir sehen wenig Grund, und mit diesen Ansichten, so weit sie eben gehen, nicht einverstanden zu erklären. Ohne Zweifel liegt eine tiefere Bedeutung in der Sache, doch ist vielleicht jetzt nicht die Zeit, sie zu entwickeln. Mit wahrer wissenschaftlicher Genauigkeit den wesentlichen Zweck und Charakter von Richter's Genies und literarischem Streben zu schildern; wie dieses Streben entstand, wohin es abzielt, wie es sich zu den allgemeinen Tendenzen der Welt in unserer Zeit verhält; vor allen Dingen, was sein Werth und sein Mangel an Werth für uns selbst ist, dies kann eines Tags ein nothwendiges Problem werden, würde aber, wie die Sachen gegenwärtig stehen, ein sehr schwieriges und nicht sehr nugenbringendes sein. Das englische Publikum hat Richter noch nicht gesehen und muß ihn kennen, ehe es ihn beurtheilen kann. Für uns erachten wir es daher in den gegenwärtigen Umständen angemessener, einige Proben seiner Arbeit selbst vorzulegen, anstatt daß wir versuchen sollten, sie nochmals oder besser zu beschreiben. Der allgemeine Umriß seiner intellectuellen Gestaltung, so wie sie von dem bereits citirten Kritiker gezeichnet wird, mag hier als Vorrede zu diesen kleinen Auszügen dienen. Was darin auch fehlen mag, so enthält sie doch, wie schon oben der Fall war, nichts, womit wir nicht einverstanden wären.

„Jean Paul's Werke zu charakterisiren,“ sagt er, „würde selbst nach dem gründlichsten Studium sehr schwierig sein; sie englischen Lesern zu

schildern, wäre aber fast geradezu unmöglich. Sie mögen nun poetisch, philosophisch, didaktisch oder phantastisch sein, so scheinen sie alle mehr oder weniger vollständige Embleme des eigenthümlichen Geistes zu sein, aus welchem sie hervorgegangen sind. Als Ganzes betrachtet ist die erste Leistung derselben, ganz besonders einem Ausländer, fast stets widerwärtig, und weder ihre Bedeutung noch ihre Nichtbedeutung sind ohne langes und eifriges Studium zu erforschen. Sie sind eine tropische Wildniß voll endloser Krümmungen; aber mit den schönsten Blumen und den kühlfsten Quellen, und bald mit hohem schattigem Dunkel überwölbend, bald sich zu langen prächtigen Bernsteinen öffnend. Wir wandeln in ihnen und freuen uns ihrer wildromantischen Schönheit und allmählig geht unsere halbverächtliche Verwunderung über den Autor in Ehrerbietung und Liebe über. Sein Antlitz war uns lange verhüllt, aber wir sehen ihn endlich in der festen Gestalt geistiger Mannheit — eine unermessliche eigenthümliche Natur, deren Eigenthümlichkeit aber durch die Kraft, Schönheit und Milde, von welchen sie durchdrungen ist, gerechtfertigt wird. Wir nehmen ihn mit einem Worte freudig für Das an, was er ist und was er sein will. Die Anmuth, die Politur, die muntere Eleganz, welche Schriftstellern von leichterer Gattung eigen sind, können wir bei ihm nicht suchen und nicht von ihm verlangen. Seine Bewegung ist in ihrem Wesen langsam und schwerfällig, denn er rückt nicht mit einer Fähigkeit, sondern mit ganzem Geiste vorwärts; mit Intelligenz, Pathos, Witz, Humor und Phantasie bewegt er sich weiter wie eine gewaltige buntgemischte, schwerfällige, unregelmäßige, unwiderstehliche Schaar. Er ist nicht lustig, brillant und präcis, sondern tief, stürmisch und unermesslich. Die Melodie seiner Natur ist nicht in gewöhnlichen Noten ausgebrückt und auch nicht nach der kritischen Scala niedergeschrieben, denn sie ist wild und mannigfach; ihre Stimme ist gleich der Stimme von Wasserfällen und dem Brausen der Urwälder. Für schwache Ohren ist sie Mistklang, aber für Ohren, die sie verstehen, eine gewaltige majestätische Musik *).

Als erste Probe, die auch zum Beweis dienen kann, daß Nichter, indem er seinen eigenen außerordentlichen Styl beibehielt, dies mit klarem Bewußtsein Dessen that, was Vortreflichkeit des Styls und die verschiedenen Arten und Grade dieser Vortreflichkeit eigentlich zu bedeuten haben, wählen wir aus seiner schon oben erwähnten und empfohlenen Vor-

*) *German Romance*, III. 8, 18.

schule der Aesthetik die folgenden kleinen Skizzen. Der mit den darin genannten Personen bekannte Leser wird diese Urtheile ungemein treffend und präcis finden.

„Besucht Herder's Schöpfungen, wo griechische Lebens-Frische und indische Lebens-Rüde sich sonderbar begegnen: so geht ihr gleichsam in einem Mondschein, in welchen schon Morgenröthe fällt, aber Eine verborgne Sonne malt ja beide.

„Ähnlich, aber periodologischer, ist Jacobi's Strafe, kerndeutsche Prose, musikalisch in jedem Sinne; denn sogar seine Bilder sind oft von Tönen hergenommen. Der seltene Bund zwischen schneidender Druck-Kraft und der Unendlichkeit des Herzens giebt die gespannte metallene Saite mit dem weichen Tönen.

„In Goethe's Prose bildet — wenn in der vorigen die Töne poetische Gestalten legen — umgekehrt die feste Form den Remond-Ton. Ein plastisches Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgussaal.

„Hamann's Styl ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zuvordrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht ankommen können.

„Luther's Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen seinen Worten.

„Klopstock's Prose, dem Schlegel zu viel Grammatik nicht ganz unrichtig vorwarf, zeigt häufig eine fast Stoff-arme Sprech-Schärfe, was eben Grammatikern eigen ist, welche am meisten gewiß, aber am wenigsten viel wissen. Aus Mangel an Stoff denkt man leicht zu sehr an die Sprache. Neue Welt-Ansichten, wie die genannten vorigen Dichter, gab er wenig. Daher kommen die nackten Winteräste in seiner Prose — die Menge der circumscriptiven Sätze — die Kürze — die Wiederkehr der nämlichen nur scharf umschnittenen Bilder, z. B. der Auferstehung als eines Aehrenfeldes.

„Die vollendete Prunk- und Glanzprose schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, giebt er; ja oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen zu Juwelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören hört.“

Daß Richter's eigenes Spielen und Malen von dem aller dieser

Schriftsteller weit verschieden war, hat der Leser schon gehört und kann sich nun selbst davon überzeugen. Man nehme z. B. die folgende Naturphilosophie, als Probe von den tausenden, die sich in seinen Schriften finden, keineswegs als die beste, sondern einfach als die kürzeste.

„Einen solchen Mai wie den heurigen (von 1794) hat die Natur bei Menschengedenken nicht — angefangen: denn wir haben erst den fünfzehnten. Leute von Einsichten mußten sich seit Jahrhunderten jedes Jahr einmal ärgern, daß die deutschen Sänger Mailieder machten, da andere Monate eine poetische Nachmuß weit eher verdienen; und ich bin oft so weit gegangen, daß ich den Sprachgebrauch der Marktwiber angriff, und statt Maibutter Juniusbutter sagte, dergleichen nur Junius-März-Aprillieder. — Aber du, heuriger Mai! verdienst alle Lieder auf deine rauen Namensvettern auf einmal! — Beim Himmel! wenn ich jetzt aus der gankelnden hell dunkeln Akazienlaube des Schloßgartens, in der ich dieses Kapitel schreibe, herausträte in den weiten lebendigen Tag, und zum wärmenden Himmel aufsehe, und über seine unter ihm aufquellende Erde: so thut sich vor mir der Frühling wie ein volles kräftiges Gewitter mit einem blauen und grünen Glanz auf. — Ich sehe die Sonne am Abendhimmel in Rosen stehen, in die sie ihren Strahlenpinsel, womit sie heute die Erde ausgemalt, hineinwirft, — und wenn ich mich ein wenig umsehe in ihrer Gemäldeausstellung: so ist ihre Schmelzmalerei auf den Bergen noch heiß, — auf dem nassen Kalk der nassen Erde trocknen die Blumen mit Saftfarben gefüllt, und an den Büschen die Vergißmeinnicht mit Miniaturfarben — unter die Glasur der Ströme hat die Malerin ihr eignes Auge gefasset, und die Wolken hat sie wie ein Decorationsmaler nur mit wilden Umriffen und einfachen Farben gezeichnet; und so steht sie am Rande der Erde und blickt ihren großen vor ihr stehenden Frühling an, dessen Hakenwurf Thäler sind, dessen Brustbouquet Gärten und dessen Erdröthen ein Frühlingsabend ist und der, wenn er sich aufrichtet, der — Sommer wird.“

Oder die folgende, in welcher überdies noch zwei glückliche lebende Gestalten, eine Braut und ein Bräutigam an ihrem Hochzeitstage vorkommen.

„Er führte sie aus dem schwülen Tanzsaal in den kühlenden Abend. Warum legt der Abend, warum die Nacht heißere Liebe in unser Herz? Ist's der nächtliche Druck der Hüßlosigkeit oder ist's die erhebende Absonderung aus dem Lebensgewühle, die Verhüllung der Welt, worin der Seele

nichts mehr bleibt als Seelen, ist's darum, weshwegen die Buchstaben, womit der geliebte Name in unserem Innern steht, gleich als wären sie Phosphor-Schrift, zu Nacht brennend erscheinen, indeß sie am Tage nur im bewölkten Umriß rauchen? —

„Er ging mit seiner Braut in den Schloßgarten: sie eilte schnell durch das Schloß und vor dessen Gestaltube vorüber, wo die schönen Blumen des Jugendlebens unter einem langen Druckwerk breit und trocken gepresst wurden, und ihre Seele that sich groß und athmend im freien offenen Garten auf, in dessen Blumenerde das Schicksal den ersten Blumenamen ihres heutigen Lebensflores ausgeworfen hatte. Stilles Eden! Grünes mit Blüthen zitterndes Hellkunkel! — Der Mond ruht unter der Erde, wie ein Todter; aber jenseits des Gartens sind der Sonne helle rothe Abendwolken wie Rosenblätter abgefallen, und der Abendstern, der Brautführer der Sonne, schwebt wie ein glänzender Schmetterling über dem Rosenroth und nimmt, bescheiden wie eine Braut, keinem einzigen Sternchen sein Licht.

„Die zwei Menschen kamen an die alte Gärtner's Hütte, die zugeschoffen und stumm mit finstern Stuben im lichten Garten stand, wie eine Vergangenheit in der Gegenwart. Entblößtes Gezweig der Bäume verschränkte sich mit fetten halben Blättern über dem dichten sich durchgreisenden Laubwerk der Stauden. — Der Frühling stand als Sieger neben dem zu Füßen liegenden Winter. — Im blauen Teiche ohne Blut war ein dunkler Abendhimmel ausgegraben, und sein Abfluß wässerte rauschend die Pecte. — Die Silberfunken der Sternbilder sprangen auf dem Altare des Morgens auf, und fielen erlöschend in das rothe Meer des Abends nieder. —

„Der Wind schwirrte wie ein Nachtvogel laut er durch die Bäume, und gab der Arazienlaube Töne, und die Töne riefen den Menschen, die in ihr einstmals glücklich wurden, zu: „trete herein, neues Menschenpaar, und denk an das, was vergangen ist, und an mein Verwelken und an Deines, und sei heilig wie die Ewigkeit, und weine nicht bloß vor Breute, sondern auch vor Dankbarkeit!“ — — —

„Sie kamen vor dem rauschenden leuchtenden Hochzeitause an; aber ihre erweichten Herzen suchten Stille auf und fremdes Anstreifen störte wie am blühenden Wein, die Blumen-Vermählung der Seelen: sie kehrten lieber wieder um, und wandten sich in den Gottesacker hinauf, um ihre Nüchternungen zu bewahren. Groß stand auf Gräbern und Bergen die Nacht vor dem Herzen und machte es groß. Ueber dem weißen Thurm-Obeliskus ruhte

der Himmel blauer und dunkler, und hinter ihm flatterte der abgedorrte Gipfel des niedrigeren Nienbaums mit entfärbter Fahne. Da erblickte der Sohn das Grab seines Vaters, auf dem der Wind die kleine Ehre des metallenen Kreuzes knarrend auf- und zuschlug, um das auf Wessing eingedachte Jahr seines Todes lesen zu lassen. — Eine heiße Wuth ergriff mit heftigen Thränenströmen sein losgerissenes Herz und trieb ihn an den verfallnen Hügel, und er führte seine Braut an das Grab und sagte: „Hier schläft er, mein guter Vater — schon im zweiunddreißigsten Jahre ging er hier ein zur ewigen Ruhe. — O Du guter, theurer Vater, könntest Du doch heute die Freude Deines Sohnes sehen wie meine Mutter! — Ah Du bester Vater, Deine Augenhöhle ist leer und Deine Brust voll Nische und Du siehst uns nicht.“ — Er verstummte. — Die bedrängte Braut weinte laut, sie sah die moriden Särge ihrer Eltern aufgehen und die zwei Todten sich aufrichten und sich umschauen nach ihrer Tochter, die so lange von ihnen verlassen auf der Erde blieb. — Sie stürzte an sein Herz und stammelte: O Theurer, ich habe weder Vater noch Mutter, verlaß mich niemals.

„O Du, der Du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott an dem Tage dafür, wo Deine Seele voll Freudenthränen ist und eine Brust bedarf, an der sie sie vergießen kann. . . .“

„Und mit dieser edeln Umarmung am Grabe eines Vaters schließe sich heilig dieser Freudentag! —“

In solchen Stellen, so kurz sie auch sind, wird, glauben wir, ein erfahrenes Auge einige Züge von Originalität sowohl als allerdings auch von Seltsamkeit finden; ein offener Sinn für Natur, ein weiches Herz, eine warme reiche Phantasie und hier und da eine tieferliegende Strömung des Humors sind deutlich genug erkennbar.

Von dieser letztern Eigenschaft, welche, wie oft gesagt worden, Richter's hervorragendste und stärkste Seite ist, möchten wir unsern Lesern gern einen richtigen Begriff geben, wissen aber nicht recht, wie wir es machen sollen. Da es ächt poetischer Humor ist, keine bloße Witzerei oder gemeine Karrikatur, so ist er gleichsam wie eine feine Offenheit, wie eine Seele. Wir entdecken ihn nur in ganzen Werken und Schilderungen, eben so wie die Seele nur im lebenden Körper, nicht in einzelnen Gliedern und Bruchstücken zu sehen ist.

Richter's Humor nimmt eine große Menge Gestalten an, von welchen

einige ziemlich grotesk und buntigedig sind. Sie erstrecken sich von der leichtsten freundlich komischen Ader Sterne's in seinem „Trim“ und „Onkel Toby“ über alle dazwischenliegenden Grade bis zu dem Grimigstgroffen, Possenhaftragischen, wie wir es zuweilen in Hogarth's Zeichnungen sehen, ja bis zu noch schwärzeren und unheimlicheren Bildern als diesen.

Zu der erstern Gattung gehören seine Charaktere Fizekin, Schmelze, Fibel; zu den letztern sein Bult, Giannozzo, Leibgeber und Schoppe, welche letztern eigentlich ein und derselbe sind. Von tiefen und dem Geiste, der in ihnen herrscht, würde es uns durch Auszüge oder Uebersetzungen und Umschreibungen nicht möglich sein, eine andere als höchst unangemessene und sogar unrichtige Idee zu geben.

Nicht ohne Widerstreben haben wir daher diese ursprünglich gefasste Absicht wieder aufgegeben und müssen uns mit einem „Extrablatt“ oder einer andern leicht auszuhebenden Stelle begnügen, welche, wenn sie auch kein Emblem von Richter's Humor gewährt, doch das Annäherndste ist, was wir unter diesen Umständen bieten können. Von den „Extrablättern“ im „Gesperus“ allein könnte man ein ziemlich umfangreiches Buch zusammenstellen, welches zu den seltsamsten seiner Gattung gehören dürfte. Die meisten davon sind jedoch national, würden ohne Commentar kaum verstanden werden und selbst dann immer noch verlieren, denn der Humor darf nicht durch ein Glas betrachtet werden, sondern man muß ihn von Angesicht zu Angesicht schauen.

Das nachstehende Extrablatt ist keins der besten, doch dreht es sich um einen europäischen Gegenstand; auf jeden Fall ist es ein englischer.

„Extrablatt über tochtervolle Häuser!“

„Das Haus des Ministers war ein offener Bazar, dessen Werra (die Töchter) man da lesen, aber nicht nach Hause nehmen konnte. Obgleich die fünf andern Töchter in fünf Privatbibliotheken als Weiber standen, und eine in der Erde zu Maienthal die Kinderlein des Lebens verschließ; so waren doch in diesem Töchter-Handelshaus noch drei Dreierexemplare für gute Freunde feil. Der Minister gab bei den Ziehungen aus der Aemter-Loterie gern seine Töchter zu Prämien für große Gewinne und Treffer her. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er, wenn nicht Verstand, doch eine Frau. In einem tochterreichen Hause müssen, wie in der Peterskirche, Reichthütle für alle Nationen, für alle Charaktere, für alle Fehler stehen, damit

die Töchter als Weichtmütter darin sitzen und von Allem absoleiren, bloß die Eheheißigkeit ausgenommen. Ich habe oft als Naturforscher die weisen Anstalten der Natur zur Verbreitung der Töchter und Kräuter bewundert; ist's nicht eine weise Einrichtung, sagt' ich zum naturhistorischen Geze, daß die Natur gerade denen Mädchen, die zu ihrem Leben einen reichen mineralischen Boden brauchen, etwas Anhängelndes giebt, womit sie sich an elende Ehe-Finken setzen, die sie an fette Vetter tragen? So bemerkt Linnée *), wie Sie wissen, daß Saamenarten, die nur in fetter Erde fortkommen, Häkchen anhaben, um sich leichter an's Vieh zu hängen, das sie in den Stall und Dünger trägt. Wunderbar streuet die Natur durch den Wind — Vater und Mutter müssen ihn machen — Töchter und Nichtenisaamen in die urbaren Forstplätze hin. Wer bemerkt nicht die Endabsicht, daß manche Tochter darum von der Natur gewisse Reize in benannten Zahlen hat, damit irgend ein Landsäße, ein insulirter Abt, ein Cardinaliakonus, ein apanagirter Prinz oder ein bloßer Land-Edelmann herkomme und besagte Reizende nehme, und als Brautführer oder englischer Brautvater sie schon ganz fertig irgend einem sonstigen Tropfen übergebe, als eine auf den Kauf gemachte Frau? Und finden wir bei den Heidelbeeren eine geringere Vorsorge der Natur? Merket nicht derselbe Linnée in derselben Abhandlung an, daß sie in einen nährenden Saft geschüllet sind, damit sie den Fuchs anreizen, sie zu fressen, worauf der Schelm — verdauen kann er sie nicht — so gut er weiß, ihr Säemann wird? —

„O mein Inneres ist ernsthafter als ihr meint, die Eltern ärgern mich, die Seelenverkäufer sind; die Töchter dauern mich, die Negerflavinnen werden — ach ist's dann ein Wunder, wenn die Töchter, die auf dem westindischen Markte tanzen, lachen, reden, singen mußten, um vom Herrn einer Plantage heimgeführt zu werden, wenn diese, sag' ich, eben so slavisch behandelt werden, als sie verkauft und eingekauft wurden? Ihr armen Lammern! — Und doch, ihr seid eben so arg wie eure Schaf-Mütter und Väter — was soll man mit seinem Enthusiasmus für euer Geschlecht machen, wenn man durch deutsche Städte reiset, wo jeder Reichste oder Vornehmste, und wenn er ein weitläufiger Auerwandter vom Teufel selbst wäre, auf dreißig Häuer mit dem Finger zeigen und sagen kann: „ich weiß nicht, soll ich aus dem persfarbenen, oder nussfarbenen, oder stahlgrünen Hause eine heirathen:

*) S. Deffen amoen. acad. die Abhandlung von der bewohnten Erde.

offen sind die Kaufläden alle! — Wie, ihr Mädchen, ist denn euer Herz so wenig werth, daß ihr's wie alte Kleider, nach jeder Mode, nach jeder Prust zuschneidet, und wirt's denn wie eine sinesische Kugel, bald groß, bald winzig, um in eines männlichen Herzens Kugelform und Ehering-Duteral einzupassen? — „Es muß wohl, wenn man nicht sitzen bleiben will, wie die heilige M.“, antworten mir die, denen ich nicht antworte, weil ich mich mit Verachtung wegende von ihnen, um der sogenannten heiligen M. zu sagen: „Verlassene, aber Gedultige! Verkannte und Verblühte! Erinnere dich der Zeiten nicht, wo du noch auf bessere hofftest, als die jetzigen, und bereue den edeln Stolz deines Herzens nie! Es ist nicht allemal Pflicht, zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden, und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermeiden. Unerwunderte, einsame Heldin! in deiner letzten Stunde, wo das ganze Leben und die vorigen Güter und Gerüste des Lebens in Trümmer zer schlagen voraus hinunterfallen, in jener Stunde wirfst du über dein ausgeleertes Leben hinschauen, es werden zwar keine Kinder, kein Gatte, keine nassen Augen darin stehen, aber in der leeren Dämmerung wird einsam eine große, holde, englisch-lächelnde, strahlende, göttliche und zu den Göttlichen aufsteigende Gestalt schweben und dir winken, mit ihr aufzusteigen — o steige mit ihr auf, die Gestalt ist deine Jugend.“ —

Wir haben, und zwar mit Wärme, bereits oben von Jean Paul's Phantasie, von seiner frommen erhabenen Gesinnung gesprochen, und es würde uns nicht anders als angenehm sein, wenn wir unsern Lesern auch hiervon Proben vorlegen könnten. Leider müssen sie sich jedoch auch in dieser Beziehung mit einigen unvollkommenen Einblicken begnügen. Welchen religiösen Ansichten und Bestrebungen er speziell huldigte, wie dieser edelste Theil des menschlichen Interesse sich in einem solchen Geiste darstellte — dazu bedürfte es einer langen Auseinandersetzung, auch wenn wir es mit Gewißheit wüßten. An einer Stelle seiner Werke deutet er an, daß „die Seele, welche von Natur himmelwärts blickt, in dieser unserer Zeit ohne Tempel sei“, in welchem kleinen Sage der denkende Leser viel entziffern wird.

„Ja, es wird zwar ein anderes Zeitalter kommen,“ sagt Paul, „wo es Licht wird und wo der Mensch aus erhabnen Träumen erwacht und die Träume — wieder findet, weil er nichts verlor als den Schlaf.“ —

„Die Steine und Felsen, welche zwei eingehüllte Gestalten, Nothwendigkeit und Laster, wie Deukalion und Pyrrha hinter sich werfen nach den Guten, werden zu neuen Menschen werden. —

„Und auf dem Abendthore dieses Jahrhunderts steht: Hier geht der Weg zur Tugend und Weisheit; so wie auf dem Abendthor zu Gherjon die erhabene Inschrift: Hier geht der Weg nach Byzanz. — —

„Unendliche Vorsicht, du wirst Tag werden lassen. —

„Aber noch streitet die zwölfte Stunde der Nacht: die Nachtraubvögel ziehen; die Gespenster polstern; die Todten gaukeln; die Lebendigen träumen.“

Wunderbare Erzeugnisse des Jean Paul'schen Geistes sind seine „Träume“. Mit seltsamer poetischer Gewalt beherrscht er hier jenes Chaos der geistigen Natur und verkörpert in ihr eine ganze Welt voll Nacht, die nur von bleichen Schimmern oder grellen Lichtblitzen unterbrochen wird und mit ungeheuerlichen, abenteuerlichen, aber großartigen und bedeutungsvollen Gestalten bevölkert ist. Kein und bekannter Dichter, nicht einmal Milton, besitzt eine so unermeßliche Einbildungskraft, einen solchen hinreißenden, tiefinnigen althebräischen Geist, wie Richter in diesen Scenen. In seinen biographischen Notizen erwähnt er den Eindruck, den die folgenden Zeilen aus Shakespeare's „Sturm“ auf ihn machten:

„Wir sind solcher Stoff

Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf.“

„Die Stelle in Shakespeare,“ sagt er, „mit Schlaf umgeben, von Plattner ausgesprochen, erschuf ganze Bücher in mir.“

Hiermit müssen wir, vor der Hand wenigstens, unsere Lucubrationen über Jean Paul schließen. Die spezifischen Eigenthümlichkeiten eines solchen Genius und seines Wirkens und seiner Erfolge in den vielfältigen Regionen, in welchen er wohnte und thätig war, mit nur annähernder Genauigkeit zu schildern und zu malen, wäre eine langwierige Aufgabe, zu welcher wir vielleicht hier einigen Grund gelegt haben und die wir bei passender Gelegenheit mit großem Vergnügen wieder aufnehmen werden.

Wahrscheinlich werden unsere Leser, wenn sie all diese seltsamen Dinge überdenken, nur zu oft an jene „Costüm-Episode“ Paul's zurückdenken und sich der Meinung zuneigen, daß er wie im Leben, so auch im Schreiben ein Sonderling gewesen sei und fortwährenden Affectationen gehulthigt habe. Wir wollen über diesen Punkt nicht streiten und uns nicht in das Labyrinth hineinwagen, in welches ein solcher Streit uns führen würde.

Gleichzeitig aber hoffen wir, daß Viele, im Einverständniß mit uns, Richter so wie er war, ehren und trotz seiner hundert wirklichen und seiner zehntausend scheinbaren Fehler unter diesem wunderbaren Gewand den Geist eines ächten Dichters und Philosophen erkennen werden.

Als einen Dichter, und zwar als einen der größten seiner Zeit, müssen wir ihn betrachten, obgleich er keine Verse schrieb; als einen Philosophen, obgleich er keine Systeme aufstellte, denn die „göttliche Weltidee“ stand in klarem ätherischem Lichte vor seinem Geiste; er erkannte das Unsichtbare selbst unter den niedrigen Formen dieser Tage und strebte mit hohem, starkem, begeisterten Herzen, es in dem Sichtbaren darzustellen und seinen Mitmenschen zu verkünden.

Diese eine Tugend, die Grundlage aller anderen, und die uns durch gründliches Studium in Jean Paul immer deutlicher und deutlicher enthüllt wird, bedeckt weit größere Sünden, als die seinen waren. Sie hebt ihn in eine ganz andere Sphäre, als die der tausend zierlichen süßlichen Sänger und von Ursache und Wirkung schwagenden Philosophen seines Vaterlandes sowohl als anderer Nationen, der Million Romansfabrikanten, Stizzen-schmierer und dergleichen zu geschweigen.

Einen solchen Mann können wir mit Recht zum allgemeinen Studium empfehlen, während wir Die, welche bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge ihn vielleicht am meisten tadeln, an den alten Spruch erinnern: „Außerordentliche Erscheinungen muß man stets mit eigenen Augen zu betrachten suchen.“

Boswell's Lebensgeschichte Johnson's *).

(1832.)

Aclop's Fliege, die auf der Arre des Wagens saß, ist sehr ausgelacht worden, weil sie ausrief: „Was für einen Staub jage ich doch in die Höhe!“ Und wer von uns hätte sich in seiner Art und Weise nicht zuweilen einer ähnlichen Lächerlichkeit schuldig gemacht? Ja, so thöricht sind die Menschen, daß sie oft ganz bequem als Zuschauer auf der Heerstraße stehend, freiwillig von der Fliege — ohne dieselbe Versuchung zu haben wie diese — ausrufen und zwar zu demselben Zwecke: „Was für einen Staub jagst du in die Höhe!“ Ganz kleine Sterbliche erscheinen oft groß, wenn sie durch die Umstände in die Höhe gehoben werden und ganz kleine mit ihnen in Verbindung stehende Erscheinungen werden als wichtig behandelt, ernst nach allen Seiten hin untersucht und mit lauter Emphase besprochen.

Daß Hr. Croker eine neue Ausgabe von Boswell's Lebensgeschichte Johnson's veranstaltete, war ein lobenswerthes, aber keineswegs wunderbares Unternehmen; auch konnte die Vollendung eines solchen in einer Epoche wie die unsere keineswegs als ein Ereigniß in der allgemeinen Weltgeschichte betrachtet werden, und die richtige oder unrichtige Ausführung war in der That und Wahrheit ein ganz unbedeutender Gegenstand.

Und dennoch saß dieses kleine Ereigniß in großer Umgebung auf der Arre eines hohen, schnell dahinrollenden Parlamentärwagens und alle Welt hat über dasselbe und seinen Autor ausgerufen: „Was für einen Staub jagst du empor!“ Man sehe die *Reviews* und anderen „Organe der öffent-

*) The Life of Samuel Johnson, L. L. D.; including a Tour to the Hebrides: By James Boswell, Esq. — A new Edition, with numerous Additions and Notes: By John Wilson Croker, L. L. D., F. R. S. 3 vols. London, 1831.

lichen Meinung“, von dem National Omnibus an aufwärts. Tadelnde und lobende Kritiken entströmen ihren tausend metallenen oder ledernen Röhren; hier loßsingende Jo-paeans, dort grollender Donner oder heftiges Spitzmausgequike, bis das Ohr des Publikums davon fast betäubt ward. Boswell's Buch hatte im Vergleich mit dieser neuen Ausgabe von Boswell's Buch eine sehr geräuschlose Geburt. Andererseits erwäge man, mit welchem Geräusch das „verlorene Paradies“ und die „Iliade“ Milton's ins Publikum eingeführt wurden.

Einen solchen Lärm noch mehr zu erhöhen oder über seine Zeit hinaus zu verlängern, scheint keineswegs hier unser Verus zu sein. Im äußersten Falle sind wir vielleicht verbunden, mit aller möglichen Kürze einfachen Lesern mitzutheilen, welche Art von Leistung dies ist, besonders ob sie nach unserer bescheidenen Meinung verdient, daß man drei Pfund Sterling dafür ausbebe oder nicht. Die ganze Sache gehört unverkennbar den niedrigen Reihen der trivialen Klasse an.

Wir wollen daher bereitwilligst zugestehen, daß, wie Johnson einmal sagte und der Herausgeber wiederholt, „alle Werke, welche öffentliche Seiten schildern, in sechzig oder siebenzig Jahren oder auch noch eher mit roten versehen werden müssen“; daß demgemäß eine neue Ausgabe von Boswell wünschenswerth war und daß Hr. Groser eine solche gegeben hat. Zu dieser Aufgabe hatte er verschiedene Befähigungen: seinen eigenen freiwilligen Entschluß, sie zu übernehmen; seine hohe Stellung in der Gesellschaft, die ihm alle Archive erschloß; nicht weniger vielleicht eine gewisse natürliche oder erworbene anekdotisch-biographische Gesinnrichtung, wir meinen eine Vorliebe für die kleineren Ereignisse der Geschichte und Talent zur Erforschung derselben.

Hierbei müssen wir auch ferner zugeben, daß er sehr fleißig gewesen ist; mit der größten Ausdauer nah und fern Nachforschungen angestellt, auch aus seinen eigenen reichen Vorräthen in umfassender Weise geschöpft zu haben scheint, und auf diese Weise und dem Anscheine nach ganz genau Vieles erzählt, was er nicht auf den Heerstraßen gefunden, sondern suchen und ausgraben mußte.

Zahlreiche Personen, größtentheils von vornehmerm Stande, treten in diesen Anmerkungen auf; wann und auch wo sie das Licht der Welt erblickten, angestellt oder befördert, aus dem Leben abgerufen und begraben wurden — nur was sie außer ihrer Verdauung noch thaten, bleibt oft zu

geheimnißvoll — ist ziemlich treu angegeben. Alles, was ihre verschiedenen und ohne Zweifel weit umhergestreuten Grabsteine und Häften lehren können, wird uns hier mit einem Male in einem gebundenen Buche vorgelegt.

Auf diese Weise ist ein unzweifelhafter, obgleich kleiner Sieg über unsern großen Feind, die alles vernichtende Zeit, errungen und soll uns als solcher willkommen sein.

Ja, wir müssen auch hinzufügen, daß der Geist des Fleißes, welcher in dieser Beziehung entwickelt worden, dem Herausgeber bis an's Ende seines Werks treulich zur Seite zu stehen scheint. Er behält den Text überall scharf im Auge; bringt das Entfernte mit dem Gegenwärtigen in Einklang oder deutet wenigstens die Unvereinbarkeit an und bedauert sie; er erläutert und glättet und übt in jeder Beziehung nach seinen besten Kräften eine strenge redactionelle Aufsicht. Jede kleine lateinische, oder auch griechische Phrase ist, und zwar größtentheils mit vollkommener Genauigkeit, in's Englische übertragen; die vorkommenden Citate sind nach Befinden berichtigt worden.

Dabei ist überdies nach allen Seiten hin ein gewisser Geist des Anstandes aufrecht erhalten und durchgeführt; wir bemerken, wenn auch nicht gute Moral, doch gute Sitten, und wenn auch nicht Religion und ein frommes christliches Herz, doch Orthodorie und einen saubern schäufelhütigen Blick, — was im Vergleich mit dem platten Nichts schon etwas sehr Bedeutendes ist.

Ein nicht zu verachtender Triumph dieses lehrern Geistes liegt auch darin, daß, obgleich der Herausgeber als ein entschiedener Politiker und Parteimann bekannt ist, er doch sorgfältig alle Versuchungen zu Ueberschreitungen nach dieser Seite hin sorgfältig niederkämpft hat, und abgenommen an ganz unwillkürlichen Andeutungen und gleichsam der vorherrschenden Stimmung des Ganzen, könnte man nicht entdecken, unter welcher politischen Fahne er steht und kämpft.

Dies ist, wie wir schon bemerkt haben, ein großer Triumph des Anstandsprinzips und dafür wie für jene anderen Leistungen gebührt dem Herausgeber alles Lob.

Damit jedoch erreicht das Lob unglücklicherweise schon sein Ende. Fleiß, Treue, Anstand sind gut und unerläßlich und dennoch reichen sie ohne Fähigkeit und ohne Licht nicht aus. Zugleich mit jener Reichensteinbelehrung, vielleicht sogar ohne einen großen Theil derselben, hätten wir gern

auf eine oder die andere Weise eine Antwort auf die wichtige Frage vernommen: Was und wie war das englische Leben in Johnson's Zeit; worin ist das unsere im Laufe der Zeit abgewichen? Mit andern Worten: Welche Dinge haben wir zu vergessen und welche uns vorzustellen und in's Gedächtniß zurückzurufen, ehe wir aus einer solchen Entfernung uns an Johnson's Stelle setzen und so im vollen Sinne des Wortes ihn, seine Worte und seine Thaten verstehen können?

Dies war in der That ganz speziell die Aufgabe, welche ein Commentator und Herausgeber zu lösen hatte. Eine vollständige Lösung derselben wäre seine Pflicht gewesen; sein ganzes Denken hätte von vollkommener Einsicht in dieselbe durchdrungen sein sollen. Sowohl im Wege ausdrücklicher Abhandlung, als auch beiläufiger Auseinandersetzung und Andeutung würden sich Gelegenheiten genug dargeboten haben, auf dieses Ziel hinzuwirken. Was in der Gestalt der Vergangenheit dunkel war, wäre dadurch aufgeklärt worden; Bodwell wäre nicht bloß dem Scheine und den Worten nach, sondern in der That und Wahrheit wieder neu und für uns, die wir von ihm getrennt sind, eben so leserlich gemacht worden, wie er für seine Zeitgenossen war.

Von allem diesem ist aber hier sehr wenig versucht worden, während die Ausführung sich auf sehr wenig oder geradezu auf nichts reducirt.

Ohne Zweifel wird es für diese Unterlassung nicht an Entschuldigungen fehlen, eben so wenig wie für unzählige andere Versäumnisse und Ungehörigkeiten, wie wenn z. B. der Herausgeber sorgfältig etwas erklärt, was schon sonnenklar ist und dann wieder mit ziemlich naiver Offenheit zugiebt, daß er dies und jenes nicht verstehe oder begreife, während doch größtentheils der Leser nicht umhin kann, die fraglichen Stellen recht wohl zu verstehen und zu begreifen.

Wenn daher z. B. Johnson an einer Stelle sagt, daß englische Eigennamen in lateinischen Versen nicht gebraucht werden sollten und sich dann in dem nächsten Satze tadelnd darüber ausdrückt, daß „Garteret“ als Dactylus gebraucht worden, wird da wohl die Mehrzahl der Sterblichen etwas Unklares entdecken? Oder wiederum, wo der arme Bodwell schreibt: „Ich entsinne mich sehr oft einer Bemerkung, welche eine in Frankreich erzogene türkische Dame gegen mich machte, indem sie sagte: *Ma foi, monsieur, notre bonheur dépend de la façon que notre sang circule;*“ — wo ist da, obgleich die türkische Dame hier englisch-französisch spricht, die Nothwendigkeit

zu einer Anmerkung vorhanden, wie folgende: „Mr. Bodwell glaubte ohne Zweifel, diese Worte hätten eine gewisse Bedeutung, sonst würde er sie schwerlich citirt haben; worin aber diese Bedeutung besteht, vermag der Herausgeber nicht zu errathen“. Der Herausgeber ist offenbar kein Herenmeister im Räthselrathen.

Für diese und ähnliche Mängel ist die Entschuldigung, wie wir schon oben sagten, zur Hand; die Thatsache aber, daß sie existiren, ist nicht weniger gewiß und bedauerlich.

In der That ist es gleich von vornherein auf betrübende Weise ersichtlich, wie sehr es dem Herausgeber, der doch mit allen äußeren Mitteln so wohl versehen ist, innerlich an den Mitteln fehlt, sich selbst einen richtigen Begriff von Johnson und Johnson's Leben zu machen und deshalb mit großer Hoffnung auf etwas Erbauliches über diesen Gegenstand zu sprechen.

Viel zu leichtsinnig ist gleich von Haus aus für ausgemacht angenommen, daß der Hunger, die große Pasis unseres Lebens, auch dessen Gipfelpunkt und letzte Vollkommenheit sei; daß so wie „Dürftigkeit, Habgier und Ehrgeiz“ die Haupteigenschaften der meisten Menschen sind, so auch kein Mensch, nicht einmal ein Johnson, nach irgend einem andern Prinzip handelt oder auch nur denkt zu handeln. Alles, was daher nicht auf die beiden ersten Kategorien (Armuth und Habgier) zurückgeführt werden kann, wird ohne weitere Umstände unter die letztere rangirt.

Dies ist der eigentliche Punkt, wo unser Herausgeber lässig und für schwächere Leser sogar anstößig wird. „Was kann es nügen,“ werden diese ausrufen, „wenn wir noch einen schwachen Schatten von Glauben hatten, daß der Mensch etwas Besseres sei, als eine egoistische Verdauungsmaschine, was kann es dann nügen, bei jeder Gelegenheit zu erklären, wie dies und das, was uns an dem alten Samuel edel erscheinen, im Grunde genommen, gemein und niedrig sei, daß es auch für ihn nichts Wirkliches gegeben, als den Magen, und daß mit Ausnahme von Pudding und der feineren Art Futting, welche man Lob nennt, das Leben keinen Nahrungsstoff für ihn hatte? Warum zum Beispiel, wenn wir wissen, daß Johnson sein Weib liebte und ausdrücklich sagt, daß ihre Verheirathung von beiden Seiten eine Liebesheirath gewesen, — warum, fragen wir, öffnen sich dann zwei geschlossene Lippen, um uns weiter nichts zu sagen, als: „Ist es nicht möglich, daß der offenebare Vortheil, eine erfahrene Frau zu besitzen, welche ein Institut dieser Art (seine Schule) beaufsichtigen konnte, viel zum Abschluß

einer Heirath beigetragen haben mag, die in Bezug auf die Lebensjahre eine so ungleiche war. — E d. " — Oder wenn in dem Texte der ehrliche Synkter ungenirt von seiner früheren Armuth spricht und es bekannt ist, daß er einmal längere Zeit von fünfthalb Pence täglich lebte, — braucht dann wohl ein Commentator vorzutreten, um die Bemerkung zu machen: „Wenn wir finden, daß Dr. Johnson unangenehme Wahrheiten zu oder von andern Leuten sagt, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sich auch selbst nicht gescheut zu haben scheint und zwar bei Gelegenheiten, wo es ihm zu verzeihen gewesen wäre, wenn er es gethan hätte.“ — „Mit einem Worte,“ fährt der erbitterte Leser fort, „warum stehen Noten dieser Art gleichsam mir zum Troge da, wo es eigentlich gar keiner Note bedurft hätte?“

Lieber Leser, antworten wir, erzürne Dich nicht. Was konnte ein ehrlicher Commentator weiter thun, als Dir das Beste geben, was er hatte? So war das Bild und Theorem, welches er sich von der Welt und von dem menschlichen Thun in derselben gemacht; nimm es hin und ziehe weise Schlüsse daraus. Wenn es wirklich einen Anführer der öffentlichen Meinung und Vorkämpfer der Orthodoxie in der Kirche eines Jesus von Nazareth gegeben, welcher der Meinung war, der Ruhm des Menschen bestehe darin, nicht arm zu sein und daß ein Weiser und Prophet seiner Zeit nothwendig erröthen muß, weil die Welt ihm nicht mehr bezahlt als fünfthalb Pence per diem, — war nicht die Thatiache einer solchen Existenz des Wissens und des Beachtens werth?

Von weit milderer Färbung und doch für uns praktisch von ganz entstellender und für das gegenwärtige Unternehmen höchst nachtheiliger Art, ist ein zweiter großer Hauptfehler, der letzte, dessen Darlegung wir hier für unsere Pflicht halten.

Dieser Fehler besteht darin, daß unser Herausgeber auf verderbliche und fast überraschende Weise die Grenzen der Function eines Herausgebers verkannt hat und so, anstatt mit seiner Feder am Rande zu arbeiten und nach besten Kräften zu erläutern, kühn mit seiner Schere mitten in das Blatt hineinfährt und nach Gurdüngen darin heruminschneidet! Vier Bücher hatte Mr. G. von ihm, aus welchen er Licht für das fünfte schöpfen konnte, welches von Bodwell herrührte. Aber was macht er? Er schneidet ganz ungenirt sämtliche fünf Bände in Stücke und nähet sie ganz nach seiner Bequemlichkeit in ein sextum quid zusammen und giebt Bodwell für den Verfasser des Ganzen aus.

Aber durch welche Zauberei, werden unsere Leser fragen, hat er dies bewirkt? Wir antworten: Auf die einfachste Weise von der Welt, nämlich durch Klammern. Noch nie zuvor hat die Klammer in diesem Maße gezeigt, was sie vermag. Man beginnt einen Satz unter Postwell's Leitung und glaubt von derselben glücklich hindurchgeführt zu werden. Aber damit ist es nicht, denn in der Mitte, vielleicht nach einem Semikolon und einem darauffolgenden „denn“ taucht eine jener Klammerverbindungen empor und zwingt den Leser, statt einer halben Seite, zwanzig oder dreißig Seiten eines Hawkins, Thers, Murphy oder Piozzi durchzumachen, so daß man oft die alte wehmüthige Betrachtung anstellen muß: Wo wir sind, das wissen wir; aber wohin wir gerathen, das weiß kein Mensch!

Oben so sagt man auch sehr wahr: „Zwischen dem Becher und der Lippe liegt noch Vieles;“ hier aber ist die Sache noch trauriger, denn erst nach reiflicher Erwägung kann man, wenn der Becher schon an der Lippe steht, ermitteln, was für eine Flüssigkeit es ist, die man einschluckt — ob Postwell's französischer Wein, mit welchem man begann, oder Piozzi's Ingwerbier oder Hawkins' Doppelbier oder vielleicht irgend eines andern großen Brauers Rosent oder sogar Eßig, der auf verstohlene Weise untergeschoben worden. Eine originelle Situation, die man nicht gern zum zweiten Male versucht! Welchen Begriff Mr. Croker von einem literarischen Ganzen und dem Dinge hat, welches man ein Buch nennt und wie es kam, daß nicht sogar der Preßengel sich gegen ein solches Sammelsurium empörte und sich weigerte, es zu drucken, — das ist uns unerklärlich.

Doch nun haben wir gesagt, was wir sagen wollten. Alle Fehler sind, wie die Morallehrer uns sagen, eigentlich bloß Unzulänglichkeiten; sogar Verbrechen sind weiter nichts als ein Nichtgenugthun, ein Kampf, aber mit unzulänglicher Kraft. Wie weit mehr muß daher bei bloßer Handarbeit und zwar nach redlicher Anstrengung eine solche Unzulänglichkeit entschuldigt werden! Mr. Croker sagt: „Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß Alles, was der gegenwärtige Herausgeber beigetragen hat, wenn es dem Leser beliebt, als etwas Ueberflüssiges betrachtet werde.“ Es ist unsere angenehme Pflicht, das, was er gegeben hat, herzlich willkommen zu heißen und uns selbst für das zu bedanken, was er zu geben gedachte. Zunächst aber und schließlich ist es unsere schmerzliche Pflicht, da nöthig, laut zu erklären, daß sein Geschenk, wenn man es gegen das schwere Geld wiegt, welches die Buchhändler dafür verlangen, nach unserer Ansicht

viel zu leicht ist. Es ist demgemäß kein Theil unseres kleinen schwebenden Kapitals in diesem Geschäft angelegt worden und soll es auch nie werden, und wollten wir auch wirklich Geld für so etwas ausgeben, so giebt es doch einfach keine Ausgabe von Boswell, welcher diese letztere vorzuziehen wäre. Und nun genug und mehr als genug!

Zunächst nun haben wir ein Wort über James Boswell zu sprechen. Boswell ist schon vielfach commentirt worden, mehr aber in tadelnder, als in wahrhaft anerkenntender Weise. Er war ein Mann, der sich den Augen der Welt sehr häufig vorführte. Er bekannte selbst, daß er frühzeitig nach Ruhm, oder wenn ihm dies nicht möglich war, wenigstens Aufsehen zu erregen trachtete, welches letztere ihm in größerem Maße gelang, als er eigentlich zu verdienen schien. Das Publikum ward nicht bloß durch seine natürliche Liebe zu Skandal, sondern auch durch einen speziellen Grund des Neides angeregt, ihm so viel Uebles nachzusagen, als ihm nur immer nachgesagt werden konnte. Von den fünfzehn Millionen, welche damals lebten und auf den britischen Inseln Kost und Schlafstelle hatten, hat und dieser Mann ein größeres Vergnügen verschafft, als irgend ein anderes Individuum, auf dessen Kosten wir uns jetzt belustigen. Vielleicht hat er uns auch einen Dienst geleistet, wie außer ihm höchstens nur Zwei oder Drei. Und dennoch — so undankbar sind wir — existirt nirgends eine geschriebene oder gesprochene Lobrede auf James Boswell; sein Lohn an materiellem Pöbel — in so weit sein Honorar in Frage kam — war nicht sehr reichlich, und was leeres Lob betrifft, so ist es ihm gänzlich versagt worden. Die Menschen sind thörichter als Kinder, denn sie kennen nicht die Hand, welche sie füttert.

Boswell war ein Mann, dessen niedrige oder schlechte Eigenschaften dem Auge der Welt offenkundig und auch dem kloddesten Blicke sichtbar waren. Seine guten Eigenschaften dagegen gehörten nicht der Zeit an, in welcher er lebte. Sie waren damals weit entfernt, gewöhnlich zu sein und hatten in einem solchen Grade fast nicht ihres Gleichen. Daher wurden sie auch nicht so leicht erkannt und es konnte sogar — so selten waren sie geworden — geschehen, daß man sie mit den Lastern vermengte, an welche sie angrenzten und woraus sie entsprungen waren. Daß er ein Weinsäufer war und gefräßig nach Allem haßte, was ihm einigen Genuß bereitete, wäre es auch bloß für den Wagen gewesen, das läßt sich fast nicht leugnen. Daß er eitel, leichtsinnig und ein Schwärmer war, bald den Schmarotzer, bald den

Prabler, bald den Gecken spielte; daß er sehr stolz that, wenn der Schneider durch einen Galaanzug einen neuen Menschen aus ihm gemacht hatte; daß er bei dem Shakspeare-Jubiläum mit einem Band, auf welchem die Worte „Gorsika Boswell“ standen, um den Hut erschien, und mit einem Worte keinen Tag seines Lebens verbrachte, ohne mehr zu sagen und zu thun, als eine einzige prätentidie Albernheit — alles dies ist unglücklicherweise so klar, wie die Sonne am Himmel.

Sogar aus der Physiognomie Boswell's scheint sich dies schließen zu lassen. Diese aufgeschülzte Nase, welche so gestaltet zu sein scheint, theils um über seine schwächeren Mitmenschen zu triumphiren, theils um den Geruch des kommenden Vergnügens einzuaugen und ihn von weitem zu wittern; diese wie halbgefüllte Weinidyläde herabhängenden Backen, dieser hervorragende Mund, diese fette wammige Unterkeble — wer steht nicht in allem diesen Sinnlichkeit, Anmaßung und dreiste Dummheit! Der untere Theil von Boswell's Gesicht hat mit einem Worte einen niedrigen, fast thierischen Charakter.

Unglücklicherweise ist dagegen das Große und wahrhaft Gute, was in ihm lag, keineswegs so von selbst ersichtlich. Daß Boswell geistigen Notabilitäten nachjagte, daß er sie liebte und sogar froh und rüstete, um nur in ihre Nähe zu kommen; daß er erst — um die Worte des alten Touchwood nachzulesen zu gebrauchen — „sich mit Paoli einließ und dann, nachdem er sich mit dem corsikanischen Pantstreicher verunreinigt, sich zu einem Schulmeister gesellte, der eine Schule hielt und es eine Academie nannte“, daß er alles dies that und nicht umhin konnte, es zu thun, das rechnen wir ihm zu einem ganz besonderen Verdienst an. Er hatte ein für allemal einen „offenen Sinn“, ein offenes liebendes Herz, welches so Wenige haben; wenn eine geistige Größe sich zeigte, so fühlte er sich gedrungen, sie anzuerkennen; er fühlte sich zu ihr hingezogen und konnte — mochte der alte Schwefelbrand von einem Laird sagen, was er wollte — nicht anders als mit ihr gehen, — wenn nicht als Herr oder auf gleichem Fuße, dann als Untergeordneter und Lakai; auf jeden Fall besser so als gar nicht.

Wenn wir nun bedenken, daß diese Liebe zu geistiger Größe nicht blos über eine üble Natur triumphiren mußte, sondern auch welche eine Erschöpfung und geistliche Stellung ihr widerstand und sie niederdrückte, so kann die angeborene Kraft, welche alles dies überwand, uns mit Recht in Erstaunen setzen. Man bedenke, welcher innerer Impuls vorhanden gewesen

sein muß, wie viele hindernde Verge auf die Seite geschafft werden mußten, ehe der schottische Laird als bescheidener Diener die Knie — die Brust war ihm nicht erlaubt — des englischen Dominie umfassen durfte. „Der schottische Lord,“ sagt ein englischer Schriftsteller jener Zeit, „kann als der hungriigste und eitelste aller bekannten Zweifelhler definirt werden.“ Auch Boswell war ein Tory von ganz eigenthümlich feudaler, genealogischer und pragmatischer Gesinnung. Er war in einer Atmosphäre der Heraldik, zu den Füßen eines leibhaften Gamalich in dieser Hinsicht erzogen, innerhalb nackter, nur mit Stammbäumen geschmückter Mauern, unter Dienern in sadenscheinigen Livreen, so daß alles von seiner Geburt an ihn lehrte eingedenk sein, daß ein Laird ein Laird sei.

Vielleicht lag eine spezielle Eitelkeit schon in seinem Blute. Der alte Auchinleck besaß, wenn auch nicht die prunkende, schweißreizende Pfaucereitelkeit seines Sohns, nicht wenig von der langsam einherreitenden, zankfüchtigen, zischenden Eitelkeit des Gänserichs — eine noch weit verderblichere Gattung. Schottische Advocaten erzählen sehr noch, wie der alte Mann, nachdem er zufällig nach Abschaffung der erblichen Gerichtsbarkeit zum ersten königlichen Sheriff ernannt worden, gewohnt war, in eintönig schnüffeln-dem aufgeblähetem Tone seinen Urtheilspruch von der Richterbank aus mit den Worten einzuleiten: „Ich, der erste königliche Sheriff in Schottland.“

Und nun sehe man den würdigen Boswell, so voreingenommen und von Natur und Kunst zurückgehalten, nichtdestoweniger wie Eisen seinem Magnete entgegenflogen, wohin sein besserer Genius ihn rief! Man kann das Eisen und den Magnet umgeben, mit welchen Einbegungen und Einhüllungen man will — mit Holz, mit Lebricht, mit Messing; es hilft alles nichts, die beiden fühlen einander, sie streben einander rastlos zu, sie wollen beisammen sein. Das Eisen mag ein schottischer, dunkelhafter, aufgeblasener, kleiner Squire und der Magnet ein englischer Plebeier und sich bewegender Holzer, zornmüthiger, gebieterischer Lumpen- und Staubberg sein, so werden sie nichtdestoweniger sich umarmen und unauflöslich aneinander haften!

Es ist eine der seltsamsten Erscheinungen des vergangenen Jahrhunderts, daß zu einer Zeit, wo das alte ehrfurchtsvolle Gefühl der Jüngerschaft — so wie es früher Menschen mit reichen Gaben und demüthiger Seele aus fernen Ländern zu den Füßen der Propheten führte — aus der praktischen Erfahrung der Menschen fast ganz hinweggeschwunden war und man schon glaubte, es sei nicht mehr vorhanden, obgleich es dauernd und

unzerstörbar im innersten Herzen des Menschen wohnt, — James Boswell von allen andern Menschen derjenige war, welcher dieses Gefühl in so sonderbarer Gestalt der verwunderten und lange Zeit lachenden und spottenden Welt wieder vor Augen führte.

Man hat gewöhnlich gesagt: die gemeine Eitelkeit dieses Menschen war der einzige Grund, der ihn an Johnson fesselte; er wollte gern in seiner Nähe gesehen werden, er wollte sich den Anschein geben, als stünde er mit ihm in Verbindung. Nun wollen wir zugeben, daß keine aus gemeiner Eitelkeit entspringende Rücksicht James Boswell bei diesem seinem Verkehr mit Johnson oder überhaupt bei irgend einer wichtigen Handlung seines Lebens fremd sein konnte. Gleichzeitig aber frage man sich, ob eine solche Eitelkeit und nichts weiter ihn hierbei besetzte; ob dies das wahre Wesen und bewegende Prinzip der Erscheinung und nicht vielmehr ihr äußeres Gewand und die zufällige Umgebung (und Entstellung) war, in welcher sie an's Licht trat? Der Mann war von Natur und Gewohnheit eitel, ein Schmarotzer und Geck, das räumen wir ein; aber wenn auch nichts weiter als Eitelkeit in ihm gesteckt hätte, wäre dann wohl Samuel Johnson von allen Menschen der gewesen, an den er sich hätte anschließen müssen?

Ob es zu der Zeit, wo Johnson noch ein armer, in einem schäbigen Hocke einhergehender, in Temple Lane wohnender Gelehrter war, so wie überhaupt während ihres ganzen späteren Verkehrs, nicht genug Kanzler und Premierminister, liebenswürdige feine Modeherren, ehrenspendende Edelleute, Wahlzeiten spendende reiche Leute, berühmte Feuerstesser, Geckier und Charlatane von allen Farben, von welchen jeder in den Augen der Welt weit größer dastand, als es mit Johnson jemals der Fall war? Bei irgend einem dieser Subjects hätte unser Bozzy sich durch die Hälfte jener Unterwürfigkeiten und Ausdauer empfehlen, den Reiz anderer Speichellecker mit ansehen, bald einen reellen Gewinn einstecken, bald gutgekochte Speisen und Weine verschlingen und auf jeden Fall auch im schimmernden Reflex des Ruhmes glänzen können, so daß er der Beobachtete unzähliger Beobachter geworden wäre.

Alter an keinen derselben, wie emsig er auch sich sonst zeigte, schloß er sich so innig an. Vergleichen gemeine Höflingekdienste waren seine bezahlte Blackarbeit oder Erholung für seine Ruhestunden; die Verehrung Johnson's dagegen war sein großes itales und freiwilliges Geschäft. Der kaltherzige und doch enthusiastische Mann setzt sich, seine Advocatentrüde

herunterreisend, regelmäßig auf die Post und eilt hauptsächlich um seines Weisen willen nach London wie zu einem Lauberbüntenfest, dem Sabbath seines ganzen Jahres. Der Kellerlecker und Weinsäufer verjenkt sich in Volt Court, um trüben Kaffee mit einem cynischen alten Mann und einer mürrischen, blinden alten Frau zu schlürfen, welche mit dem Finger in die Tassen hineinführt, um sich zu überzeugen, ob sie voll sind. Geduldig erträgt er Widersprüche ohne Ende und schägte sich schon glücklich, wenn ihm erlaubt ward, zuzuhören und zu leben.

Ja, es hat sogar nicht einmal den Anschein, als ob der gemeinen Eitelkeit durch Boswell's Verhältniß jemals sehr hätte geschmeichelt werden können. Mr. Croker sagt, Johnson sei bis zuletzt von der großen Welt, von welcher doch für eine gemeine Eitelkeit alle Ehre wie von ihrer Quelle ausgeht, wenig geachtet worden. „Pozzy“ scheint selbst unter Johnson's Freunden und speziellen Bewunderern mehr verlacht als beneidet worden zu sein. Sein zutrinkliches Wesen, die täglichen Zurechtweisungen, die er erfuhr, konnten der Welt keine goldenen, sondern nur bleierne Meinungen abgewinnen. Sein eifriges Jüngertum schien in dem Auge der Welt weiter nichts zu sein, als ein niedriges Fudeltum. Sein gewaltiges Gehirn oder die Sonne, um welche er als Trabant sich drehete, war für die große Masse der Menschen bloß ein unausgezeichnetes schlechtgebrühtes Kaltschicht und er eine schwache Nachtmotte, die thöricht es umkreiste, ohne zu wissen, was sie wollte.

Ohne Zweifel ward er wegen seines Johnsonismus ausgelacht und hörte oft selbst, daß er ausgelacht ward. Beneidet zu werden, ist das große und alleinige Ziel gemeiner Eitelkeit; gut bewirthet zu werden, das der Sinnlichkeit; um Johnson aber beneidete den armen Pozzy vielleicht kein Mensch auf der ganzen Welt und von guter Bewirthung — wenn er sie nicht selbst bezahlte — war bei dieser Bekanntschaft keine Spur. Wäre weiter nichts oder nichts Besseres als Eitelkeit und Sinnlichkeit im Spiele gewesen, so wäre Johnson und Boswell niemals zusammengekommen, oder sie hätten sich wenigstens bald und auf immer wieder getrennt.

In der That macht uns die so reichliche irdische Spreu, welche chaotisch die äußere Sphäre des Charakters dieses Mannes bildet, den himmlischen Funken von Güte, von Licht und Ghrfürcht vor der Weisheit, welche in seinem Innern wohnte und solche Hinkernisse überwinden konnte, nur um so merkwürdiger und rührender. In der Liebe Boswell's zu Johnson liegt

noch Vieles unentwickelt und ist ein erweiternder Beweis in einer Zeit, welche außerdem solche Beweise gänzlich entbehrte und noch entbehrt, daß lebendige Weisheit dem Menschen unendlich kostbar, daß sie das Symbol des Göttlichen für ihn ist, was auch von schwachen Augen erkannt werden kann; daß Loyalität, daß Jüngertum und Alles, was man je unter Heroen-Verehrung verstanden hat, dauernd in der menschlichen Brust lebt und selbst in diesen jetzigen todtten Tagen nur auf die Gelegenheit wartet, sich zu entfalten, alle Menschen damit zu begeistern und die Welt wieder lebendig zu machen!

James Boswell können wir als einen praktischen Zeugen oder wirklichen Märtyrer dieser hohen ewigen Wahrheit betrachten. Ein wunderbarer Märtyrer, wenn man will, und zwar zu einer Zeit, welche ein solches Märtyrertum doppelt wunderbar machte; und dennoch paßten die Zeit und ihr Märtyrer vielleicht ganz gut zusammen.

Ein hinfälliges todtkrankes Zeitalter, wo die Gaunersprache der Philosophie zuerst entchieden ihre giftigrauchenden Lippen geöffnet hatte, um zu verkünden, daß Gottesverehrung und Rammonverehrung eins und dasselbe seien, daß das Leben eine Lüge und die Erde das Erbtheil des größten Charlatans sei; wo Alles seinem Verderben und seiner Baulniß mit immer schnelleren Schritten entgegenging — ein solches Zeitalter verdiente vielleicht keinen bessern Propheten, als einen solchen Parteimenichen, der sich und Anderen seine prophetische Bedeutsamkeit in einem so unerwarteten Gewande verbarg. Eine kostbare Medizin lag in einer Fluth des größten zusammengefestesten Zuckersaftes verborgen. Die Welt verschlang den Zuckersaft, denn er sagte ihrem Gaumen zu und jetzt, nach einem halben Jahrhundert, kann die Medizin ebenfalls anfangen, sich zu zeigen.

James Boswell gehörte seinen verwerflichen Eigenschaften nach zu den niedrigsten Klassen der Menschheit. Er war ein thörichtes aufgeblähetes Geschöpf, welches in einem Meer von Einkultung und Dünkelhaftigkeit schwamm. In diesem Verwerflichen aber wohnte auch etwas Unverwerfliches, welches um der sonderbaren Wohnung willen, die es gewählt, um so eindringlicher und unzweifelhafter ist.

Hiernächst betrachte man, mit welchem Fleiße, welcher Kraft und welcher Lebhaftigkeit er alles Das zurückgegeben hat, was in Johnson's Nähe sein offener Sinn so begierig und treu aufgefaßt hatte. Dieses sein leicht dahinfließendes, so nachlässig aussehendes Werk ist gleichsam ein Gemälde

von einem von der Natur auserwählten Künstler, die bestmögliche Nachbildung einer Wirklichkeit, gleichsam das Ebenbild davon in einem klaren Spiegel.

Und das war es auch. Man sorge nur dafür, daß der Spiegel hell sei, dies ist die Hauptsache; das Bild wird und muß ächt sein. Ist es nicht wunderbar, wie der schwappende Bozzy, nur von Liebe und der Anerkennung und Vision, welche Liebe leihen kann, begeistert, allnächtlich die Worte der Weisheit, die Thaten und äußern Erscheinungen der Weisheit nieder schreibt und so allmählig und sich selbst unbewußt für uns eine ganze Johnsoniade aufbaut, ein freieres, vollkommneres, helleres und sprechenderes Bildniß, als seit vielen Jahrhunderten ein Mensch von dem andern gezeichnet hat!

Kaum ist seit den Tagen Homer's ein ähnliches Werk vollbracht worden und in der That ist es auch in vielen Beziehungen gewissermaßen ein Heldengedicht. Die unserem unheroischen Zeitalter angemessene Odyssee mußte geschrieben, nicht gesungen werden; von einem Denker, aber nicht von einem Kämpfer und (in Ermangelung eines Homer) durch die erste offene Seele, die sich darbieten würde, selbst wenn sie durch die Organe eines Bodwell schauerte.

Wir thun der geistigen Begabung des Mannes sehr unrecht, wenn wir sie nach ihrer bloß logischen Äußerung bemessen; obgleich es auch hier nicht an einer gewissen phantastereichen Offenheit und Laune fehlt, während sich zugleich hier und da der Schimmer einer Einsicht von mehr als gewöhnlicher Tiefe zeigt. Das größte intellectuelle Talent Bodwell's aber war, wie dies immer der Fall ist, ein unbewußtes von weit höherer Tragweite und Bedeutung als Logik und zeigte sich im Ganzen, nicht in Theilen. Wir haben auch hier wieder eine Bestätigung jenes alten Ausspruchs: „Das Herz sieht weiter als der Kopf.“

So zeigt sich der arme Bozzy uns als ein schlecht zusammenpassendes grelles Gemisch des Höchsten und des Niedrigsten. Was ist auch in der That das menschliche Leben gewöhnlich weiter, als eine Art Thiergottheit, wobei der Gott in uns immer mehr und mehr über das Thier triumphirt und sich mehr und mehr bemüht, es zu seinen Füßen niederzuwerfen? Stellen nicht die Alten in ihrer weisen, ewig bedeutsamen Manier die Natur selbst, ihr geheiligtes All oder Pan, als eine Mischung dieser beiden Widerprüche dar, als musikalisch und menschlich in seinem obern Theile, aber unten in den gespaltenen behaarten Füßen eines Fockes endend? Es

war die Verbindung des melodischen, himmlischen, freien Willens und der Vernunft mit niedriger Unvernunft und Fleischeslust, worin trotzdem eine geheimnißvolle unaussprechliche Furcht und halb toller panischer Schrecken wohnte, wie dies für Sterbliche nicht anders sein konnte!

Und ist nicht der Mensch ein Mikrokosmos oder unendlich kleiner Spiegel dieses selben Weltalls, oder ist nicht vielmehr dieses Weltall Er selbst, das Spiegelbild seines eigenen und wunderbaren Seins, „die wüste Phantastie seines eigenen Traums?“

Kein Wunder daher, daß der Mensch, daß jeder Mensch, und James Boswell wie die andern, ihm gleicht! Die Eigenthümlichkeit in seinem Falle war bloß der ungewöhnliche Mangel an Amalgamation und Unterordnung. Das Höchste lag dicht neben dem Niedrigsten, nicht moralisch damit verbunden und es geistig verklärend, sondern in unregelmäßiger, halb mechanischer Combination und von Zeit zu Zeit, wie nun der tolle Wechsel traf, es bald bestrahlend, bald dadurch verdunkelt.

Die Welt ist, wie wir schon gesagt haben, nur ungerecht gegen ihn gewesen; sie steht in ihm nur die äußere irdische und oft schmutzige Masse, ohne, wie dies gewöhnlich geschieht, ein Auge für sein inneres göttliches Geheimniß zu haben und stellt sich ihn daher keineswegs als einen guten Pan vor, sondern einfach als der Thiergattung angehörig, gleich den Heerden, die auf tausend Bergen weiden. Ja, zuweilen hat man sogar eine ziemlich seltsame Hypothese über ihn aufgestellt, als ob er sein gutes Werk kraft eben dieser selben schlechten Eigenschaften zu Stande gebracht hätte, als ob er eben durch den Umstand, daß er sich unter den schlechtesten Menschen in dieser Welt befunden, befähigt worden wäre, eins der besten Bücher darin zu schreiben!

Eine unrichtigere Hypothese — wir wagen es zu sagen — ist wohl niemals in einer menschlichen Seele entstanden. Schlecht ist seiner Natur nach negativ und kann nichts thun; Alles, was uns befähigt, irgend etwas zu thun, ist eben seiner Natur nach gut. Ach, daß es noch Lehrer und sogar Schüler in Israel giebt, denen diese Thatsache, die doch so alt als die Welt, noch zweifelhaft oder sogar leugbar ist!

Boswell schrieb ein gutes Buch, weil er Herz und Auge besaß, um die Weisheit zu erkennen und eine Sprache, um sie wiederzugeben; er schrieb es in Folge seiner freien Einsicht, seines lebendigen Talents und vor allen Dingen in Folge seiner Liebe und kindlichen Offenherzigkeit. Seine krie-

henden Schmarogereien, seine Gähgier und Voreiligkeit, Alles, was bestialisch und irdisch in ihm war, sind eben so viele Flecken in seinem Buche, welche die Klarheit desselben trüben. Gegen Johnson jedoch war sein Gefühl nicht Schmarogerei, welche das niedrigste, sondern Hochachtung, welche das höchste aller menschlichen Gefühle ist. Nur ein von wahrer Achtung erfüllter Mensch — was so unaussprechlich wenige sind — konnte den Weg von Boswell's Umgebung zu Johnson's Nähe finden. Was uns betrifft, so wollen wir an diesem letzten Glaubensartikel festhalten und ihn als den Anfang aller Erkenntniß, die diesen Namen verdient, betrachten: Daß weder James Boswell's gutes Buch, noch irgend etwas anderes Gutes zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte von irgend einem Menschen *frat* seiner Schlechtigkeit, sondern stets und einzig und allein *troß* derselben zu Stande gebracht worden ist oder zu Stande gebracht werden konnte.

Was das Buch selbst betrifft, so ist ohne Zweifel die allgemeine Gunst, die es gefunden, eine wohlverdiente. Hinsichtlich seines Werthes als Buch stellen wir es über jedes andere literarische Produkt des achtzehnten Jahrhunderts. Alle Schriften von Johnson selbst stehen trotz aller ihrer Vorzüge auf einer weit niedrigeren Stufe; schon fangen sie für die gegenwärtige Generation an zu veralten und für eine künftige Generation wird ihr Werth hauptsächlich darin bestehen, daß sie als Prolegomena und erläuternde Scholien für diese Johnsoniade Boswell's dienen.

Wer von uns entäunne sich nicht als eines der Lichtpunkte seines Daseins des Tages, wo er diese Bände aufschlug, die ihn durch einen wahrhaft natürlichen Zauber fesselten! Es war, als ob der Vorhang der Vergangenheit auf die Seite gezogen würde und wir schauten geheimnißvoll in ein befreundetes Land, wo unsere Väter wohnten; in ein Land, welches uns unaussprechlich theuer war, welches aber auf ewig unsern Augen verborgen zu sein geschienen. Denn die schweigende Nacht hatte es verdrungen; alles war dahin, verschwunden, als ob es nicht gewesen wäre. Und dennoch lag es, uns auf wunderbare Weise zurückgegeben, wieder vor uns — hell, klar und blühend, eine kleine Insel der Schöpfung mitten in dem sie umgebenden Nichts.

Und da liegt sie noch wie etwas Bleibendes und Unvergänglichendes, worüber die wechselvolle Zeit sich umionsst aufhäuft und ihm nun nicht mehr weder Schaden noch es verhüllen kann.

Wenn wir untersuchen, durch welchen Zauber die Menschen noch jetzt

an diese Lebensgeschichte Johnson's gefesselt werden, während schon so vieles Andere vergessen ist, so liegt der Haupttheil der Antwort vielleicht in jener Theorie über die Wichtigkeit des Wirklichen, die wir unlängst der Welt vorgelegt haben. Die Johnsoniade Boswell's dreht sich um Gegenstände, die in der That existirten; sie ist durch und durch wahr. Wie verschieden auch hinsichtlich des Wohlklangs, der Form, wetteifert sie doch in diesem einen Punkte mit der Odyssee oder übertrifft dieselbe sogar, denn uns sind diese gelesebenen Seiten wie jene gesungenen Hexameter den ersten griechischen Hörern waren, im vollsten und umfassendsten Sinne vollständig glaubhaft.

Aller Witz und alle Weisheit, welche in Boswell's Buche liegen und so reichlich sie auch vorhanden sind, hätten es nicht retten können. Weit mehr wissenschaftliche Belehrung — bloße Aufregung und Aufklärung der Denkkraft — lassen sich in zwanzig andern Werken jener Zeit auf finden, die nur einen ganz untergeordneten Eindruck auf uns machen. Die andern Werke jener Zeit jedoch fallen unter eine von zwei Klassen. Entweder sind sie ihrer eigenen Erklärung gemäß didaktisch und in dieser Weise bloße Abstractionen und philosophische Zeichnungen, die uns kaum auf andere Weise interessieren können, als „Euclid's Elemente“ es thun; oder aber sie sind bei all ihrer Lebhaftigkeit und ihrem malerischen Farbenreichtum, Erdichtungen und nicht Wirklichkeiten. Gewaltig in der That ist die Kraft der Erwägung: Die hier vorgetragene Sache ist ein Factum; diese Gestalten, diese Localitäten sind nicht Schatten, sondern Materie. Man sehe, wie kraft solcher Vortheile sogar ein Boswell poetisch werden kann!

Die Kritiker machen dem Poeten zur Pflicht, daß er seiner Schilderung etwas Unendliches mittheile, daß er durch Höhe der Auffassung, durch jene Begabung des transcendentalen Gedankens, die man mit Recht Genius und Begeisterung nennt, das Endliche durch eine gewisse Unendlichkeit der Bedeutung belehre oder wie man zuweilen sagt, das Wirkliche zur Idealität erhebe.

Diese Kritiker haben mit ihrer Regel ganz Recht; ihre Absicht ist sehr richtig. In solchen Fällen aber, wie hier mit der Johnsoniade, ist die dunkle Größe jenes „Zeitelements“, worin die menschliche Seele hienieden gefangen gehalten wird, von der Art, daß dem Dichter bei seiner Aufgabe gleichsam die Hand geführt wird. Die Zeit selbst, die nur der äußere Schleier

der Ewigkeit ist, begleitet aus eigenem Antrieb mit ächter gefühlter „Unendlichkeit“ Alles, was sie einmal in ihre geheimnißvollen Kanten geschlossen hat.

Man erwäge doch, was in dem einzigen Worte Vergangenheit liegt! Welch eine pathetische, heilige, in jeder Beziehung poetische Bedeutung; eine Bedeutung, die immer klarer wird, je weiter wir in die Zeit zurückgehen, — je mehr von dieser selben Vergangenheit wir zu durchschauen haben, so daß man der seltsamen These eines gewissen Philosophen eine gewisse Plausibilität nicht absprechen kann, der These nämlich, daß die Geschichte im Grunde genommen die wahre Poesie, daß die Wirklichkeit, richtig gedeutet, erhabener ist als Dichtung; ja, daß sogar in der richtigen Deutung der Wirklichkeit und Geschichte die ächte Poesie besteht.

So hat für Boswell's Lebensgeschichte Johnson's die Zeit gethan und thut noch, was keine Fierde der Kunst hätte dafür thun können. Der raube Samuel und der glatte weclende James waren, sind aber nicht mehr. Ihr Leben und ihre ganze persönliche Umgebung ist in Luft zerfloßen. Die Mitra-Taverne steht noch in Fleetstreet; aber wo ist jetzt der Blindfisch und Pier liebende dickbäuchige Wirth, die rothbäuchige geschäftige Wirthin mit all ihren blauen Kupferpfannen, gehohnten Tischen, wohlgefüllten Speisekammern, ihren Köchinnen, Hausknechten und Laufburken? Verschwunden! Verschwunden! Auch der blinzelnde Kellner, der mit süßlichem Lächeln gewohnt war, Samuel und Bosz ihr Göttermahl aufzutragen, hat schon längst seinen lezten Sixpence eingesteckt und ist mit Sixpences und Allem verschwunden, wie ein Geist beim Hahnenrufe. Die Flaschen, aus welchen sie tranken, sind alle zerbrochen; die Stühle, auf denen sie saßen, alle versaut und verbrannt; sogar die Messer und Gabeln, mit welchen sie aßen, sind durch und durch verrostet und braunes Eisenroth geworden, welches sich wieder mit der Erde vermischt hat.

Alles, alles ist verschwunden in der That und Wahrheit, gleich jener lustigen Bison Prospero's. Von der Mitra-Taverne ist nichts mehr übrig, als die kahlen Mauern; von London, von England, von der Welt ist nichts übrig als die kahlen Mauern und auch diese verfallen — selbst wenn sie von Diamant wären — nur langsamer. Der geheimnißvolle Fluß des Daseins rauscht dahin; eine neue Woge kommt daher und peitscht wild das alte Ufer; aber die vorhergegangene Woge mit ihrem lauten, tosenden Schäumen, wo ist sie? Wo!

Dieses Buch Boswell's nun ist so recht eigentlich ein Widerruf des Griffs des Schicksals, damit die Zeit nicht gänzlich, wenigstens mit Ausnahme einiger Jahrhunderte, uns feherliche. Eine kleine Reihe von Naphthalampen mit ihren Streifen von Naphthalicht brennt klar und heilig in der dunkeln Nacht der Vergangenheit. Die Verschwundenen sind noch hier; obgleich verborgen, werden sie enthüllt; obgleich todt, reden sie doch. Da glänzt er, jener kleine wunderbar erleuchtete Pfad und verbreitet sein schwaches und immer schwächer werdendes Zwielficht in der grenzenlosen dunkeln Vergangenheit, denn Alles, was unser Johnson berührt, ist für uns hell geworden und auf diesem wunderbaren kleinen Pfade können wir noch wandeln und Wunder sehen.

Wir sprechen nicht mit Uebertreibung, sondern mit streng gemessener Besonnenheit, wenn wir sagen, daß dieses Buch Boswell's uns mehr wirkliche Einsicht in die Geschichte Englands während jener Zeit gewährt, als zwanzig andere Bücher welche fälschlich den Titel „Geschichte“ führen und sich speziell diese Aufgabe stellen. Was nützt es mir, wenn unzählige Smolletts und Pelhams mir fortwährend die Ohren vollstern, daß ein Mann, Namens Georg III., geboren und erzogen ward, und ein Mann, Namens Georg II., starb; daß Walpole und die Pelhams und Chatham und Rockingham und Shelburne und North mit ihren Coalitions- oder Separations-Ministerien alle einen den andern verdrängten und sich aus Reibekräften um das Ding balgten, was sie das Ader des Staats nannten, was aber in der That bloß der Schlüssel zur Besteuerung war? Was nützt es mir, wenn ich erfahre, daß Debatten gehalten wurden und unentliches lauterndes Geschwätz stattfand, und daß Chauffee-Bills und Jagdrecht-Bills und India-Bills und Gesetze, die kein Mensch zählen kann, mit welchen aber glücklicherweise sich außer in dem vorübergehenden Augenblick Niemand den Kopf zu beschweren braucht, beschlossen und in der königlichen Buchdruckerei gedruckt wurden? Daß Der, welcher im Kanzleigericht saß und vom Wollfack aus seine Spekulationen betrieb, bald ein Mann war, welcher schielte, bald ein Mann, welcher nicht schielte?

Dem hungrigen und durstigen Geist hilft dies alles so viel als nichts. Diese Menschen und diese Dinge, das wissen wir freilich, schwammen allerdings durch ihre Kraft oder auch durch ihre spezifische Leichtigkeit wie Aepfel oder wie Bierdemiß mit der Strömung oben auf; aber kann man mir wohl durch sorgfältige Beobachtung des Laufes, des Trebens und Hin- und Her-

schnell und solcher leichten Waare die Natur des Stromes selbst enthüllen, dieses mächtig rollenden, lautbrüllenden Lebensstromes, der bodenlos ist wie das Fundament des Weltalls und geheimnißvoll wie sein Schöpfer? Was ich sehen will, sind nicht Hofkalender und Parlamentsregister, sondern das Menschenleben in England; was die Menschen thaten, dachten, litten und genossen; die Form, besonders aber der Geist ihres irdischen Daseins, ihre äußere Umgebung, ihr inneres Prinzip; wie und was es war; woher es kam, wohin es zielte.

Traurig ist es in der That zu sehen, was das Geschick, welches man „Geschichte“ nennt, in diesen so aufgeklärten und erleuchteten Zeiten immer noch ist. Kannst Du wohl, und wenn Du Deine Augen noch so sehr anstrengst, auch nur den leisesten Schatten einer Antwort auf die große Frage herauslesen: Wie die Menschen lebten und webten, wäre es auch nur in ökonomischer Beziehung, nämlich welchen Arbeitslohn sie bekamen und was sie damit kauften?

Unzulücklicherweise kannst Du diese Antwort nicht herauslesen. Die Geschichte verbreitet kein Licht über dergleichen Gegenstände. Von dem Punkte an, wo die Erinnerung der Lebenden ausreicht, ist Alles in Nacht und Dunkel gehüllt und Mr. Senior und Mr. Sadler müssen noch über das einfachste aller Elemente in den Zuständen der Vergangenheit debattiren, nämlich ob die Menschen bloß mit Rücksicht auf ihre Küchen und Speisekammern besser oder schlimmer dran waren als jetzt! Die Geschichte ist, so wie sie jetzt in vergoldeten Bänden dasteht, bloß um einen Schatten reichlicher, als die hölzernen Bände eines Puffspielbretes. Wie ein Premierminister erwähnt wird, ist für mich weit weniger interessant, als unter welchen Bestimmungen ein Hausdiener gemiethet ward. Wie gern würden wir in der jetzigen Zeit zehn gewöhnliche Geschichten von Königen und Höflingen gegen den zehnten Theil einer einzigen guten Geschichte der Buchhändler vertauschen!

Zum Beispiel, ich möchte gern die Geschichte von Schottland kennen; wer kann sie mir erzählen? Robertson, antworten unzählige Stimmen; kein Mensch besser als Robertson. — Ich schlage Robertson auf und finde hier durch lange Jahrhunderte hindurch, die für eine Erzählung viel zu verwerthen sind und eigentlich nur so zu sagen auszuwaschen und andeutungsweise darzustellen werden können, eine schlaue Antwort und Hypothese nicht auf die Frage: Durch wen und durch welche Mittel, wann und wie ward

dieses schöne, große Schottland mit seinen Künsten und Manufacturen, Tempeln, Schulen, Instituten, seiner Poesie, seinem Geiste und Nationalcharakter geschaffen und urbar, grünend, eigenthümlich und groß gemacht, so wie ich hier von dem Schloßberge von Edinburg einen herrlichen Theil davon freundlich und stark — wie einen vom Bachus gezähmten Löwen — zu meinen Füßen liegen sehe? — sondern vielmehr auf die andere Frage: Wie erhielt sich der König in jenen alten Zeiten am Leben und wie hinderte er so viele Regger-Parone und habgierige Vasallen, sich gegenseitig mit Stumpf und Stiel auszurotten, so daß das Todtschlagen noch mit einem gewissen Grade von Mäßigung betrieben ward? In dem einzigen kleinen Briefe von Aeneas Sylvius aus Altscottland ist mehr Geschichte enthalten, als in allem diesem.

Endlich jedoch kommen wir zu einem klaren und ebenfalls höchst interessanten Zeitalter, zu dem Zeitalter der Reformation. Ganz Schottland erwacht zu einem höheren Leben; der Geist des Allerhöchsten rührt sich in jeder Brust und bewegt jedes Herz; Schottland liegt in Zukunften, in Gähnung und kämpft, eine neue Gestalt zu gewinnen; dem Hirten unter seiner Herde in abgelegenen Wäldern, dem Handwerker in seiner plumpen, mit Heidekraut gedeckten Werkstätte unter seinen rohen Junfgenossen, den Großen und den Kleinen ist ein neues Licht aufgegangen. In Stadt und Dorf stehen Gruppen beisammen mit bereckten Blicken und geknickten oder unentsamten Zungen; die Großen und die Kleinen ziehen zusammen aus, um zu kämpfen für den Herrn gegen die Gewaltigen.

Wir fragen mit athemloser Gier: Wie war es; wie ging es damit? Laßt es uns verstehen, laßt es uns sehen und wissen!

Zur Antwort darauf wird uns eine wirklich nette und sehr leckere kleine Sclandalschronik — wie für ein Modejournal — überreicht, die von zwei Personen handelt, von Maria Stuart, einer leichtsinnigen Schönheit, und Henry Darnley, einem Krautjunker, der schöne Beine hatte. Wie diese beiden Menschenkinder erst dem Laufe der Natur gemäß sich schnäbelten und gurrten, dann schmolten, zischten, zuletzt ganz wüthend wurden und einander mit Schießpulver in die Luft sprengten, dies und nicht die Geschichte von Schottland ist es, was wir in unserer Gutmüthigkeit lesen. Ja, von andern Händen ist eine ganze Wagenladung anderer Bücher geschrieben worden, um zu beweisen, daß es die leichtsinnige Schönheit war, welche den Krautjunker in die Luft sprengte oder daß sie es nicht war. Wer aber oder was es war,

nachdem die Sache ein für allemal auf so wirksame Weise geſchehen, das kummert und wenig. Schottland in jener großen Epoche zu kennen, wäre eine werthvolle Vermehrung unſeres Wiſſend; den armen Darnley zu kennen und ihn mit brennendem Lichte von innen heraus bis auf die Haut zu betrachten, wäre gar keine Vermehrung unſeres Wiſſend.

So ſchreibt man Geſchichte.

Daher kommt es, daß die Geſchichte, welche die Quinteſſenz unzähliger Biographien ſein ſollte, uns, wir mögen ſie befragen wie wir wollen, weniger erzählt, als eine einzige ächte Biographie ungefragt und auf die zukünftigſte Weiſe. Die Zeit rückt immer näher heran, wo man die Geſchichte nach ganz anderen Prinzipien zu ſchreiben verſuchen wird; wo der Hof, der Senat und das Schlachtfeld immer mehr und mehr in den Hintergrund und die Kirche, die Werkſtätte und der häuſliche Herd mehr und mehr in den Vordergrund treten, und wo die Geſchichte ſich nicht damit begnügen wird, eine Antwort auf die Frage zu geben: wie die Menſchen damals beſeuert und ruhig erhalten wurden? ſondern wo ſie dieſe andere, unendlich weitere und höhere Frage zu beantworten ſuchen wird: wie und was waren die Menſchen damals? Nicht unſere Regierung bloß, oder das Haus, in welchem unſer Leben geführt ward, ſondern das Leben ſelbſt, welches wir darin führten, wird erforſcht werden. Auf dieſem letztern Wege wird man vielleicht finden, daß die Regierung, in der modernen Bedeutung des Wortes, beim Lichte ſtehen nur ein untergeordneter Zuſtand, in der bloßen Bedeutung der Beſeuerung und des Ruhig erhaltenes aber ein kleinlicher, ſaſt erbärmlicher iſt.

Mittlerweile wollen wir ſolche Boswells, jeden nach ſeinem Grade, willkommen heißen, die uns ächte Beiträge, wären ſie auch noch ſo unzureichend und unbedeutend, liefern.

Man hat gegen dieſe Lebensgeſchichte Johnſon's und alle ähnliche Unternehmungen, die wir hier empfehlen, ſaſt von Anbeginn einen Tadel erhoben, der ſich von einem Kritiker auf den andern fortgepflanzt hat und in den verſchiedenartigſten Einkleidungen unterbrochen wiederholt worden iſt, nämlich daß ſolche Niederſchriften harmloſer Unterredungen ein Eingriff in das geſellige Privatleben ſeien, ein Verbrechen gegen unſere höchſte Freiheit, die Freiheit des menſchlichen gegenseitigen Verkehrs.

Dieſer Anklage, die wir öfter als genug gehört und geſehen, müſſen wir plattterding's widerſprechen und ſie gleich von vorn herein für gänzlich

unbegründet erklären. Nicht darin, daß geistliche Geisprüche niedergeschrieben werden, liegt das Ueble, sondern darin, daß sie es nicht verdienen, niedergeschrieben zu werden. Allerdings, wenn ein Geispruch unrichtig wiedergegeben wird, so ist es einfach eine Lüge und verdient so schnell als möglich beseitigt und dem Vater der Lügen überantwortet zu werden. Kann dagegen das geistliche Geispruch authentisch aufzeichnet werden und ist Jemand bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, so möge er nur damit fortfahren, damit diese Geisprüche so lange als möglich im Andenken erhalten werden. Ja, sollte das Bewußtsein, daß ein Mensch sich in unserer Mitte befindet, welcher sich über unser Geispruch Notizen macht, in irgend einem Grade dazu beitragen, jene Fluthen müßiger heuchlerischer Worte zu hemmen, durch welche das Denken der Menschheit so zu sagen fast erlöst wird, — wäre dies wohl etwas anderes als unzweifelhaftester Nutzen?

Der, welcher ehrlich spricht, kümmert sich nicht darum und braucht sich nicht darum zu kümmern, ob seine Worte bis auf die fernste Nachwelt kommen; für Den, der unredlich spricht, scheint die passendste von allen Strafen diese selbe zu sein, welche in der Natur der Sache liegt. Der unredliche Sprecher, nicht bloß der, welcher mit Fleiß Unwahrheiten spricht, sondern auch der, der nicht absichtlich und mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit, und die Wahrheit allein spricht, welcher schwagt, ohne zu wissen was und seiner Zunge keinen Zügel anzulegen versteht, gehört zu den unstreitigsten Uebeltätern, welche das Criminalgesetzbuch vergessen hat oder auch erwähnt.

Für Den, der die Sache recht überlegt, ist müßiges Geschwätz eben der Anfang aller Hohlheit, aller Halbheit und alles Unglaubens; die gähnige Atmosphäre, in welcher wucherndes Unkraut aller Art die Herrschaft über die edleren Früchte des menschlichen Lebens erlangt und sie unterdrückt und erstickt — eine der schrecklichsten Krankheiten unserer Zeit, welcher auf jede Weise Widerstand geleistet werden muß. Weise, von einer Weisheit, die weit über unsere irdische Tiefe hinabreicht, war jene alte Regel: Hüte Deine Zunge, denn aus ihr kommt der Strom des Lebens! Der Mensch ist im Grunde genommen ein verkörpertes Wort; das Wort, welches er spricht, ist der Mensch selbst. Wurden wohl Augen in unsern Kopf eingezeichnet, damit wir sehen, oder bloß, daß wir uns einbilden und auf plausible Weise behaupten möchten, wir hätten gesehen? Ward uns die Zunge in den Gaumen gehängt, daß sie wahrheitsgetreu erzählen, was wir gesehen und daß sie den Menschen zum Seelenbruder des Menschen machen, oder bloß

daß sie eitle Töne und seelenverwirrendes Geschwätz ausstoßen und dadurch wie durch bezauberte Mauern der Finsterniß die Vereinigung des Menschen mit dem Menschen hindern sollte? Du, der Du im Besitz jenes sinnreichen, vom Himmel geschaffenen Organs, einer Zunge, bist, bedenke dies wohl. Sprich, ich bitte Dich dringend darum, nicht eher, als bis Dein Gedanke schweigend zur Reife gediehen ist, bis Du ein anderes als tolles und tollmachendes Geräusch von Dir zu geben hast; laß Deine Zunge ruhen, bis ein vernünftiger Sinn sich dahinter legt und sie in Bewegung setzt. Bedenke die Bedeutsamkeit des Schweigens; es ist grenzenlos, niemals durch Nachdenken zu erschöpfen und unaussprechlich gewinnbringend für Dich! Höre auf mit jenem chaotischen Geplauder, durch welches Deine eigene Seele verworrener, selbstmörderischer Verzerrung und Veräufung anheimfällt; in dem Schweigen ruht Deine Kraft. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold; Reden ist menschlich, Schweigen ist göttlich. Du Narr! glaubst Du, daß, weil kein Roswell mit Fleishhaut und Fleisist zur Hand ist, um Dein Geschwätz zu notiren, dieses deshalb sterbe und harmlos sei? Nichts stirbt, nichts kann sterben. Das müßige Wort, welches Du sprichst, ist ein in die Zeit gestreutes Saamenkorn, welches in alle Ewigkeit wächst! Der Engel, welcher alle unsere Worte und Thaten in sein Buch einschreibt, ist — dies vergesse man nicht — keine Fabel, sondern die wahrste aller Wahrheiten; die papiernen Schreiftafeln kannst Du verbrennen, aber das „eiserne Blatt“ kann niemals verbrannt werden. — Und in der That, wenn wir dem allmächtigen Gott erlauben können, unsere Worte niederzuschreiben und sie gut genug für ihn glauben, so braucht wohl auch irgend ein armer Roswell kein Bedenken zu tragen, damit zu machen, was er Lust hat.

Wir lassen nun diese unsere englische Odyssee mit ihrem Sänger und Scholiasten ruhen, um uns zu dem Ulysses zu wenden, dem großen Samuel Johnson selbst, dem vielerfahrenen, vielkultenden Mann, dessen Arbeiten und Pilgerfahrten hier besungen werden. Ein lebensgroßes Bild seines Daseins ist uns aufbewahrt worden und er war vielleicht von allen lebenden Engländern der, welcher diese Ehre am meisten verdiente.

Denn wenn es wahr und jetzt fast sprichwörtlich geworden ist, daß das Leben des niedrigsten Sterblichen, wahrheitsgetreu niedergeschrieben, selbst

für den höchsten interessant sein würde, wie viel mehr muß dies der Fall sein, wenn der fragliche Sterbliche sich durch sein Schicksal und seine natürlichen Befähigungen schon so auszeichnete, daß sein Denken und Thun nicht bloß für ihn, sondern auch für die große Masse der Menschen bedeutsam war. „Ich bezeuge,“ sagt Einer, „keinem Menschen auf der Straße, dessen Lebensgeschichte ich nicht wissen möchte, wenn es sonst nur anginge.“

Trotzdem und wenn auch die aufgeklärte Neugier so weit befriedigt werden könnte, muß doch zugestanden werden, daß die Biographie der meisten Menschen im höchsten Grade summarisch sein soll. Es giebt in dieser Welt so wunderbar wenig Selbstständigkeit unter den Menschen, fast gar keine Originalität (obgleich dieselbe niemals gänzlich mangelt), ein Leben ist so knechtisch die Copie des andern, daß man in vielen Tausenden wenig findet, was eigentlich und wirklich neu wäre. Man hört nichts als das alte Lied mit besserer oder schlechterer Ausführung von einer neuen Stimme geungen, hier und da mit einem Versüßerungsstriller und falschen Noten genug; der Grundton aber ist immer derselbe, und was den Text betrifft, so steht der Inhalt desselben gewöhnlich auf dem Leichenstein geschrieben: *Natus sum; esuriebam, quarebam; nunc repletus requiesco.*

Die Menschheit macht ihre Lebensreise in ungeheuren Flotten, wobei sie einem einzigen auf den Wallfisch- oder Heringssfang ausziehenden Commodore folgt. Das Logbuch des Einzelnen weicht in keiner wesentlichen Bedeutung von dem des Andern ab; ja, die Meisten haben gar kein leserliches Logbuch, weil Nachdenken und Beobachtung nicht zu ihren Talenten gehören; sie führen keine Rechnung, sondern halten sich bloß in Sicht des Flaggenkreuzes und — fischen. Man lese die Papiere des Commodore, das heißt seine Lebensgeschichte und selbst der Freund jener Straßenbiographen wird das Meiste von Dem erfahren haben, was er zu erfahren suchte.

Die knechtische Nachahmungssucht, aber auch zugleich eine eldere Beziehung und geheimnißvolle Verwandtschaft, welche in diesem Nachahmen liegt, könnte auch durch den anderweiten, an und für sich keineswegs originellen Vergleich mit einer Schafherde erläutert werden.

Die Schafe gehen aus drei Gründen herdenweis: Erstens, weil sie von gefälligem Temperament sind und gern mit einander laufen; zweitens wegen ihrer Keigheit, denn sie fürchten sich, allein zu bleiben; drittens weil die Mehrzahl von ihnen sprichwörtlich kurzfristig ist und ihren Weg nicht selbst zu wählen versteht. Die Schafe sehen in der That so viel als gar

nichts und würden an einem himmlischen Lichte und einer geschwerten Sinnkanne weiter nichts bemerken, als daß sie von beiden geblendet werden und daß beide einen unaussprechlichen Glanz ausstrahlen.

Wie ähnlich sind ihnen in allen diesen Beziehungen ihre der Menschengattung angehörigen Mitgeschöpfe! Auch die Menschen sind, wie wir gleich von vorn herein behaupteten, gesellig und ziehen gern heerdenweis; zweitens sind sie auch furchtsam und bleiben sich nicht gern allein überlassen; und drittens und vor allen Dingen sind sie fast bis zur Blindheit kurzsichtig.

Auf diese Weise kommt es, daß wir fortwährend in Strömen und Haufen rennen, wenn wir nämlich überhaupt rennen, und nach was für albernem geschwerten Sinnkannen, die wir fälschlich für Sonnen halten! Auch thörichte, allem Anscheine nach übernatürliche Irrwüthe erfüllen ganze Nationen mit Zittern und Beben, so daß sich ihnen das Haar emporsträubt. Auch wissen wir nicht anders als in Folge blinder Gewohnheit, wo die guten Weideplätze liegen. Erst wenn das süße Gras sich zwischen unsern Zähnen befindet, wissen wir es und kauen es; auch wenn das Gras bitter und mager ist, wissen wir es, — und blöken und rennen mit den Köpfen zusammen. Diese beiden letztern Thatsachen kennen wir in der That und Wahrheit.

So spielen Menschen und Schafe ihre Rollen auf dieser Erde. Sie wandern rastlos, in großen Massen, ohne zu wissen wohin und Jeder geht meistens theils seinem Nachbar und seiner eigenen Nase nach.

Aber doch nicht immer; steh Dich genau um und Du wirst einige finden, die, in wenn auch geringem Grade, wissen wohin. Schafe haben ihren Leitstammel, einen mit größerer Tapferkeit und hellerem Blick als andere Schafe begabten Widder. Er führt sie über Berg und Thal nach den Wäldern, Wasserquellen in ein sicheres Versteck oder nach schönen Weideplätzen. Ruthig geht er voran, springt, wenn es sein muß und kämpft mit Huf und Horn. Diesem folgen sie dreist und mit zuversichtlichem Herzen. Es ist rührend, wie jeder Hirt erzählen kann, mit welcher ritterlichen Hingebung diese wolligen Schaaren ihrem Widder anhängen und ihm nachflühen, durch dick und dünn, gehe es nun unter ein sicheres Obdach und auf grüne anmuthige Wiesen, oder in Asphaltenen und in den Rachen grimmiger Löwen. Wir erinnern hierbei an eine schon früher von uns erwähnte Thatsache, auf welche auch Jean Paul aufmerksam gemacht hat. Wenn man nämlich dem Widder einen Sack vorhält, so daß er nothwendig im Vor-

beigehen darüber springen muß und dann den Stöcken wegzieht, so springt nichtsdessenweniger die ganze Heerde eben so wie er und das tausentste Schaf setzt eben so ungestüm über die leere Luft hinweg, wie das erste über ein nicht anders zu umgebendes Hinderniß.

Willst Du die Gesellschaft verstehen, lieber Leser, so denke wohl über dieses Thun und Treiben der Schafe nach; Du wirst finden, daß darin eine große Bedeutung liegt.

Wenn nun schon die Schafe immer ihr Oberhaupt, ihren Anführer haben müssen, wie viel mehr muß dies mit den Menschen der Fall sein! Auch der Mensch ist seiner Natur nach durch und durch dazu geschaffen, heerdenweis zu leben; ja er bemüht sich sogar, etwas Höheres zu erreichen, nämlich gesellig zu werden und nicht einmal, wenn die Gesellschaft unmöglich geworden ist, verläßt ihn dieses tiefgewurzelte Streben. Der Mensch theilt wie durch wunderbare Magie seine Gedanken und seine Gemüthsstimmung dem Menschen mit; eine unaussprechliche Gemeinschaft verbindet alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Menschen zu einem unauflöselichen Ganzen, fast zu einem einzigen lebenden Individuum, und die constanteste und eine der einfachsten Kundgebungen dieser hohen, geheimnißvollen Wahrheit ist dieser Gang, nachzuahmen, zu folgen und geführt zu werden, diese Unmöglichkeit, nicht nachzuahmen.

Nachahmen! Wer von und allen kann die Bedeutung ermessen, die in diesem einzigen Worte liegt, kraft dessen der in Woolsthorpe geborene Mensch nicht zu einem vorstigen Kannibalen und Fischelfresser heranzwächst, sondern zu einem Isaak Newton und Entdecker von Sonnensystemen!

So sind wir in himmlischem wie in irdischem Sinne eine Heerde, wie es keine weiter giebt. Ja, wenn wir von der niedrigen und lächerlichen Seite der Sache absehen und die erhabene und heilige — denn jede Sache hat zwei Seiten — ins Auge fassen, haben wir nicht auch einen Hirten, dessen wir nur seine Stimmen hören wollen? Unter diesen stumpfsinnigen Massen giebt es nicht einen einzigen, der nicht eine unsterbliche Seele besäße, einen Widerschein und lebendiges Bild von Gottes ganzem Weltall. Aus der dunkeln Umgebung durchstrahlt ihn dennoch das Licht des Geistes und aus diesem Grunde nennen wir ihn unsern Bruder und lieben es, seine Geschichte zu kennen und mit Allem, was er fühlt und sagt und that, in immer klarere Verbindung zu kommen.

Die Hauptsache jedoch, welche hierbei hervorzuheben, ist die: Unter diesen stumpfsinnigen Millionen, welche sich als eine willenlose Herde hin und her wälzen und fast nur Das erreichen zu wollen scheinen, was der thierische Instinkt in seiner etwas höheren Potenz lehren könnte — nämlich sich und ihre Jungen am Leben zu erhalten — trifft man auch hier und da höhere Naturen an, deren Auge des freien Umblicks und deren Herz des freien Willens nicht ermangelt.

Die Letztern untersuchen und beschließen daher nicht, was Andere thun, sondern was recht ist zu thun. Dies und nur dies suchen sie mit all der Kraft, welche ihnen verliehen ist, entschlossen zu erstreben; denn wenn die Maschine, sei sie nun lebendig oder leblos, bloß gespeist wird oder geipeist zu werden verlangt und dann arbeitet, so kann die Person dagegen wollen und dann thun.

Dies sind unsere eigentlichen Menschen, unsere großen Menschen, die Führer der stumpfsinnigen Menge, die ihnen wie durch einen unwiderruflichen Schicksalschluß folgt. Sie sind die Auserwählten der Welt. Sie besaßen jene seltene Fähigkeit, nicht bloß zu „vernunthen“ und zu „denken“, sondern zu wissen und zu glauben. Die Natur ihres Wesens war, daß sie nicht vom Hörensagen, sondern durch klare Anschauung lebten. Während Andere sich auf dem großen Jahrmarkt des Lebens durch die bloße Außenseite der Dinge geblendet, zwecklos umhertrieben, durchschaute diese die Dinge selbst und konnten einherwandeln als Menschen, die einen ewigen Leitstern haben und mit ihren Füßen auf sicheren Pfaden wandeln.

Auf diese Weise lag in ihrem Dasein eine Wirklichkeit, etwas von einem unvergänglichen Charakter, kraft dessen auch ihr Andenken unvergänglich ist. Wer bloß seinem eigenen Zeitalter angehört und nur dessen vergeltete Papageien und mit Auf beschmierte Popanze verehrt, muß nothwendig auch damit sterben. Und wenn er sieben Mal oder siebenzig und sieben Mal im Capitol gekrönt worden wäre und die Pama sein Lob nach allen vier Winden ausposaunt und aller Ohren damit betäubt hätte, — es hilft ihm alles nichts. Es lag nichts Universelles, nichts Ewiges in ihm. Er muß verschwinden eben so wie die Vergoldung des Papageien und das Gewand der Vogelscheuche, welches er nicht zu durchschauen vermochte. Der große Mann gehört allerdings seinem eigenen Zeitalter an, ja mehr als irgend ein anderer Mensch, weil er eigentlich die Synopsis und die Quintessenz eines solchen Zeitalters mit seinen Interessen und Einflüssen ist; aber

er gehört auch eben so allen Zeitaltern an, sonst ist er nicht groß. Was in ihm vergänglich war, schwindet hinweg und ein unsterblicher Theil bleibt zurück, dessen Bedeutsamkeit streng genommen — wie der eines jeden wirklichen Gegenstandes — uner schöplich ist. Hoch, hervorragend, auf seiner uner schütterlichen Basis steht er da, klar und unveränderlich und richtet schweigend an jede neue Generation eine neue Lehre und Mahnung. Wohl verdient sein Leben niedergeschrieben, wohl verdient es gedeutet, und in dem neuen Dialekte neuer Zeiten immer wieder geschrieben und wieder gedeutet zu werden.

Zu diesen auserwählten Menschen gehörte auch Samuel Johnson. Seinen Platz unter denselben können wir ihm allerdings nicht unter den höchsten, ja nicht einmal unter den hohen anweisen, aber dennoch ist er unverkennbar in jene heilige Schaar aufgenommen. Seine Existenz war nicht ein müßiger Traum, sondern eine Wahrheit, welche er wach durchführte; er war nicht eine bloße Maschine, welche Kleider trägt und verdaut, sondern ein ächter Mensch. Die Natur hatte ihn für die edelste aller irdischen Aufgaben, zur Priesterthätigkeit und Leitung der Menschheit begabt; das Schicksal bestimmte ihn überdies zur Lösung dieser Aufgabe und er löste sie auch wirklich nach seinen besten Kräften, so daß in Bezug auf ihn die Frage: Wie; in welchem Geiste; unter welcher Gestalt? fortwährend zu stellen und zu lösen bleibt.

Denn sowie das höchste Evangelium eine Biographie war, so ist auch die Lebensgeschichte eines jeden guten Menschen noch ein unzweifelhaftes Evangelium und predigt dem Auge und Herzen und dem ganzen Menschen, so daß selbst Teufel glauben und zittern müssen, jene freudreichste Verkündung: „Der Mensch ist himmlisch geboren, nicht Sklave der Umstände und der Nothwendigkeit, sondern der siegreiche Bezwinger derselben. Siehe, wie er sich selbst und seiner Freiheit sich bewußt werden kann und stets ist, was der Vater ihn genannt hat — der Heiland der Natur!“

Ja, Vater, Alles, was Du so oft gehört hast von der „Macht der Umstände“, von einem „Geschöpf der Zeit“, vom „Abwägen der Beweggründe“ und wer weiß noch was für trauriges Zeug von derselben Art, worin Du wie in einem von einem drückenden Alp begleiteten Traume wie gelähmt dasthest und keine Kraft mehr hast, — war in der That und Wahrheit, wenn wir Johnson und anderen wachenden Geistern glauben dürfen, wenig mehr als eine geistnische Vision von Todtenschlaf, eine halbe Thatfache,

die zuweilen verderblicher ist, als eine ganze Lüge. Schüttle sie ab, mach' auf, erhebe Dich und wirke, wozu Du berufen bist.

Der Widerspruch, welcher in jedem Leben weit genug gähnt und dessen Veröhnung die Bedeutung und Aufgabe des Lebens ist, war in Johnson's Leben greller als es sonst gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Selten ist bei irgend einem Menschen der Gegensatz zwischen der ätherischen himmlischen Seite der Dinge und der dunkeln, schmutzigen, irdischen ein schreienderer gewesen. Wir mögen nun in Bezug auf ihn das Walten der Natur oder das des Schicksals ins Auge fassen, so sehen wir von Anfang bis zu Ende und nach allen Seiten hin ein widerstrebendes Gemisch, wie von Sonnenstrahlen und Morast. Daraus geht klar hervor, daß ihm viel Leben gegeben war, daß er über Vieles zu triumphiren, daß er ein großes Werk auszuführen hatte. Zum Glück that er dies auch, besser als die meisten.

Die Natur hatte ihm eine hohe, scharfblickende, fast poetische Seele gegeben, die aber dennoch in einen trägen, unansehnlichen Körper eingeschlossen war. Er, der niemals ruhen konnte, hatte keine Glieder, die sich mit ihm bewegten, sondern bloß watschelten und sich wälzten. Das innere, Alles umfassende Auge mußte durch körperliche Fenster blicken, welche düster und halb erblindet waren. Er, der die Menschen so innig liebte, sah nicht ein einziges Mal das göttliche Menschenantlig!

Nicht weniger schätzte er die Liebe der Menschen. Er war außerordentlich gesellig, der Beifall seiner Mitmenschen war ihm theuer und werthvoll, wie er selbst gestand, selbst wenn er ihn von dem geringsten menschlichen Wesen vernahm, und dennoch war der erste Eindruck, den er auf jeden Menschen hervorbrachte, ein unangenehmer, fast widerwärtiger.

Die Natur hatte ferner gewollt, daß der gebieterische Johnson arm geboren werden sollte. Die gewaltige Seele, so stark in ihrer angeborenen Königswürde, großmüthig und unbezähmbar wie der Löwe der Wälder, wohnte in einer Hülle von Häßlichkeit, von Körperschwäche und einer Armut, die ihn zum Diener von Dienern machte.

So war der geborne König gleichzeitig ein geborner Sklave. Der göttliche Geist der Muckl erwachte unter dumpf krächzenden Mißklängen; der Ariel sah sich in der plumphen Hülle eines Kaliban gefangen. So ist es mehr oder weniger — wir wissen es und Du, o Leser, weißt und fühlst es auch — mit allen Menschen; aber mit den wenigsten in so hohem Grade wie mit Johnson.

Das Schicksal, welches ihn bei seinem ersten Erscheinen in der Welt auf diese Weise behandelt hatte, legte übrigens auch nicht die Hände in den Schooß oder besann sich anders, sondern arbeitete unermüdet in demselben Geiste fort. Wozu ein solcher Geist, aus dem edelsten Metall der Natur, obgleich in so unansehnlicher Form geprägter Geist ganz besonders und am besten taugte, könnte noch in Frage gezogen werden. In keine der wenigen incorporirten Zünfte der Welt hätte er sich ohne Schwierigkeit, ohne gewaltsame Verrenkung hineinschicken, in keiner sich als ihr Mitglied bebaglich fühlen können. Vielleicht, wenn wir die streng praktische Natur seiner Fähigkeit, die Kraft, Entschiedenheit und Methode, die sich in ihm offenbarte, ins Auge fassen, können wir sagen, daß er mehr zum praktischen als zum theoretischen Leben berufen war, daß er sich als Staatsmann (in der höheren, jetzt veralteten Bedeutung), als Gesetzgeber, Herrscher, kurz als Vollbringer des Werks noch mehr ausgezeichnet haben würde denn als Sprecher des Wortes. Die Redlichkeit seines Herzens, sein muthiger Sinn, der Werth, den er auf äußere und materielle Dinge setzte, hätte ihn zu einem König unter Königen machen können. Wäre doch das goldene Zeitalter jener neuen französischen Propheten, wo es heißen wird: „A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres“ schon da! Sogar in unserem messingenen, künstlich polirten Zeitalter bedauerte er selbst, daß er nicht Jurist geworden und bis zum Kanzler gestiegen war, was er wohl hätte thun können.

Jedoch es war anders bestimmt. Keinem Menschen öffnet das Glück alle Reiche dieser Welt und sagt: „Sie sind Dein, wähle, wo Du wohnen willst!“ Den meisten öffnet sie kaum die allerkleinste Hundehütte und sagt nicht ohne Rauheit: „Da, das ist Dein, so lange Du es behaupten kannst; richte Dich darin so gut ein als möglich und danke dem Himmel!“ Ach, leider müssen die Menschen sich in viele Dinge schicken. Vor etwa vierzig Jahren zum Beispiel sah man den edelsten und fähigsten Mann in allen britischen Landen nicht das königliche Scepter oder das Weibtrauchsaß des Papstes auf der höchsten Spitze der Welt schwingen, sondern Viertonnen in dem kleinen Flecken Dumfries vistrén! Johnson kam dem Ziele ein wenig näher, als Burns, aber auch bei ihm war der Kraft der angemessene Spielraum versagt; er hatte sein ganzes Leben lang einen unaufhörlichen Kampf gegen das übermächtige feindliche Geschick zu führen.

Johnson's Befähigung zum Königt um (wenn das Schicksal es ie

gewollt hätte) zeigt sich schon im frühen Knabenalter. „Seine Günstlinge,“ sagt Bodwell, „erhielten gewöhnlich sehr freigebige Unterstützung von ihm und die Unterwürfigkeit und Rücksicht, womit man ihn behandelte, war so groß, daß drei der Knaben, von welchen Hr. Hector zuweilen einer war, des Morgens als seine gehoramen Diener zu kommen und ihn in die Schule zu tragen pflegten. Einer in der Mitte bückte sich, während er sich ihm auf den Rücken setzte, die andern zwei stützten ihn zu beiden Seiten und so ward er triumphirend dahingetragen.“ Der arme blödsichtige Lahme mit seinem offenen Runde und blatternarbigem Gesicht herrschte schon königlich und un- widerstehlich! Nicht in dem „Königsstuhl“ (von menschlichen Armen, wie wir sehen), tragen ihn seine drei Satelliten, sondern mehr auf dem Ty- rannen-sattel, dem Rücken seiner Witmenschen, reitet er triumphirend einher!

Das Kind ist der Vater des Mannes. Wer fünfzig Jahre in die Zu- kunft hätte hineinschauen können, würde gefühlt haben, daß dieses kleine Schauspiel muthwilliger Schulknaben ein großes war. Für uns, die wir darauf und was ferner folgte, jetzt von weitem zurückblicken, stellen sich Fra- gen genug heraus: Wie sahen diese Puben aus? Was für Jacken und Ho- sen hatten sie an? War ihre Kopfbedeckung von Filz oder von Hundfell? Was machte damals das alte Lächeln? Was dachte es? — und so weiter durch die ganze Reihe von Korporal Trims „Hülfszeitwörtern.“ Ein Bild von alle dem stellt sich wohl vor unsern Augen zusammen, leider aber haben wir keinen Pinsel und keine kunstgeübte Hand.

Das Knabenalter ist nun vorüber; die Ruhe des Schulmeisters wird unschädlich in weiter Ferne geschwungen. Samuel ist zu tödtlicher Körper- gröÙe und Jugend herangewachsen und ringt immer noch mit Krankheit und Armuth, welche seine treuesten Begleiter bleiben. Auf der Universität sehen wir wenig von ihm, aber doch so viel, daß es nicht gut ging. Ein raubes Kind der Wüste zum Selbstgefühl erwacht, stolz wie der Stolzeste, arm wie der Ärmste; stöck, abgeschlossen und schweigend das Unvermeidliche dul- dend — welch eine Welt von schwärzester Nacht mit kargem Sonnenschim- mer und bleichen thränenvollen Wundblicken und Klacken eines himmlischen und höllischen Glanzes war es, die sich jetzt ihm öffnete! Aber das Wetter ist winterlich und die Zehen des Mannes schauen zu seinen Schuhen heraus, seine schlammigen Züge nehmen eine purpurne und meergrüne Farbe an und eine Bluth schwarzer Entrüstung steigt dahinter auf. Eine wilde, unförm-

liche Gestalt! Fleisch zu essen hat er wahrscheinlich wenig; Hoffnung hat er noch weniger — seine Füße haben, wie wir sagten, genaue Bekanntschaft mit dem Straßenkothse gemacht.

„Soll ich in Einzelheiten eingehen,“ fragt Sir John Hamlyn, „und einen Umstand seiner bedrängten Lage erzählen, der ihm nicht als Folge seiner eigenen Extravaganz oder Unregelmäßigkeit zugeschrieben werden kann und demzufolge auch keinen Schatten auf sein Andenken wirft? Er hatte kaum einen vollständigen Anzug und nicht lange darauf, nachdem Corbet ihn verlassen, nur ein einziges Paar Schuhe, die so alt waren, daß die Füße hindurchfielen. Einer seiner Mitschüler, Vater eines jetzt lebenden ausgezeichneten Theologen, befaß eines Morgens seinem Samulus, ein neues Paar vor Johnson's Thüre zu stellen, welcher aber, als er sie beim Heraus-treten aus seinem Zimmer erblickte, sich und die Gesinnung, welche seinen unbekannten Wohltäter befeelt haben mußte, so weit vergaß, daß er mit der ganzen Entrüstung eines Beleidigten das Geschenk fortzuschleuderte.“

Wie sonderbar! — Der ehrwürdige Dr. Hall bemerkt: „So weit wie nach einem flüchtigen Ueberblick der wöchentlichen Rechnung in den Victualienbüchern abnehmen können, scheint Johnson eben so gut als andere Studenten gelebt zu haben.“ Ach, leider ist ein solcher flüchtiger Blick in die Victualienbücher jetzt aus der sichern Entfernung eines Jahrhunderts in dem sichern Stuhle einer Professur etwas ganz anderes als der fortwährende Anblick der leeren oder verschlossenen Victualienkammer selbst. Doch hören wir unsern Ritter weiter.

„Johnson,“ sagt Sir John, „konnte sich in jener frühen Periode seines Lebens nicht von der Idee losmachen, daß Armuth eine Schande sei und sprach sich mit strengem Tadel über die an unsern beiden Universitäten bestehende Einrichtung aus, welcher zufolge die armen Studenten unter der Benennung von Servitors in Oxford und Siziers in Cambridge bei Tische aufwarten müssen. Er meinte, daß das Studentenleben eben so wie das christliche allen Unterschied des Ranges und weltlicher Vorzüge entferne; hierin aber irrte er sich — der Staat“ u. s. w. u. s. w. — Nur zu wahr! Es ist einmal des Menschen Loos, sich zu irren.

Jedoch, das Schicksal ist geionnen, den irrenden Samuel auf alle Weise auf die Probe zu stellen und zu sehen, welcher Kern in ihm ist. Er muß die Victualienkammer Oxfords verlassen; der Mangel zwingt ihn wie ein gewappneter Mann sich in die bescheidene Wohnung seines Vaters zurückzu-

flüchten. wo er sich eine Zeitlang der Untbätigkeit, Täuschung und Schande preisgegeben und dadurch fast zum Wahnsinn getrieben steht; wahrscheinlich ist er der unglücklichste Mensch im ganzen weiten England. Auch er muß auf alle Weise durch Leiden vollkommen werden.

Hohc Gedanken haben ihn heimgesucht; seine Universitätsarbeiten sind auch außerhalb der Mauern der Universität gelobt worden; Pope selbst hat jene Uebersetzung gelesen und gutgeheißen — Samuel hatte sich zugesüßert: „Auch ich bin Einer und Etwas!“

Salische Gedanken, die nur Glend zurüclassen! Das Fieberfeuer des Ehrgeizes wird in dem Gießbade der Armuth auf zu schmerzenvolle Weise gelöst (aber nicht geheilt). Johnson hat im Gefühle seines Rechts an das Thor angeklopft, aber man macht ihm nicht auf. Die Welt ist rings herum wie mit Erz umgeben und nirgends kann er den kleinsten Eingang finden oder erzwingen. Eine Lehrerstelle in Bodsworth und ein „Zwist zwischen ihm und Sir Wolsten Dixie, dem Schulpatron“ giebt ihm das Brod der Trübsal und das Wasser der Trübsal, aber so bitter, daß die menschliche Natur es nicht verschlucken kann. Der junge Simson will nicht mehr in der Mühle der Philister von Bodsworth mahlen; er läßt Sir Wolstan und die Hauscaplandwürde, die bloß darin bestand, daß er das Tischgebet zu verrichten hatte, fahren; er will sich nicht mehr mit „unerträglicher Schrofheit“ behandeln lassen und giebt, ohne Zweifel in der Meinung, daß ein schneller Hungertod noch nicht das Schlimmste auf der Welt sei, eine Stellung auf, deren er sich sein ganzes Leben lang mit dem unüberwindlichsten Widerwillen und sogar Abscheu erinnerte.

Menschen wie Johnson werden mit Recht die verlorene Hoffnung der Welt genannt. Ob seine Hoffnung verloren war oder nicht, beurtheile man nach folgendem Briefe an einen stumpfsinnigen, idmierißen Buchdrucker, welcher sich Sylvanus Urban nannte:

„Sir, — da Sie die Mängel ihres poetischen Artikels nicht weniger zu fühlen scheinen, als Ihre Leser, so werden Sie es vielleicht nicht ungern sehen, wenn ich, um auf die Verbesserung desselben binzuwirken, Ihnen die Ansichten einer Person mittheile, welche unter billigen Bedingungen erbötig ist, zuweilen eine Columne zu füllen.

„Meine Meinung ist, daß das Publikum,“ u. s. w. u. s. w.

„Wenn ein solcher Briefwechsel Ihnen angenehm ist, so haben Sie die Güte, mich in zwei Posten zu benachrichtigen, welcher Art die Bedin-

gungen sind, unter welchen Sie ihn erwarten. Ihr neuliches Anerbieten (wegen eines Preisgedichtes) giebt mir keinen Grund, Ihrer Gencrosität zu misstrauen. Wenn Sie sich mit literarischen Projecten auch außer diesem Journal befassen, so habe ich noch andere Pläne mitzutheilen."

Lieber Leser, der generöse Mann, an welchen dieser Brief gerichtet ward, ist „Mr. Edmund Cave, St. Johns Gate, London“; der Schreiber desselben „Samuel Johnson in Birmingham, Warwickshire.“

Trogdem aber sammelt das Leben in ihm neue Kräfte; es behauptet sein Recht, gelebt, ja sogar genossen zu werden. „Besser ein kleiner, Bulch,“ sagen die Schotten, „als gar kein Obdach.“ Johnson lernt sich mit beiderleiden menschlichen Dingen begnügen und umgiebt ihn nicht schon eine regsame, lebende menschliche Existenz von allen Seiten? Gehe hin und thue desselbengleichen. In Birmingham selbst kann er mit seinem eigenen gekauften Wankstiele „fünf Guineen verdienen“; ja zuletzt erwirbt er das höchste irdische Gut, eine Freundin, die sein Weib sein will!

Johnson's Verheirathung mit der guten Wittwe Porter ist von vielen Sterblichen, welche augenscheinlich nichts davon verstanden, verripet und lächerlich gemacht worden. Daß der kurzschitzige Barbar mit seinem zerrissenen Gesicht, der einsam und nieder gebeugt einher schritt, dessen Sprache Niemand verstand, dessen Aussehen alle Menschen zum Lachen reizte oder ihnen Abscheu einflößte, ein maderes weibliches Herz fand, welches gleich, als es ihn zum ersten Mal gesehen und gehört, erklärte: „Dies ist der verständigste Mann, den ich jemals kennen gelernt,“ und dann mit Muth und Selbstverleugnung sich entschloß, sich seiner anzunehmen und zu sagen: „Sei mein; ich will Dich erwärmen und zum Leben aufbauen!“ — in allem diesen, in der Liebe und dem Mitleiden der freundlichen Wittwe zu ihm, in Johnson's Liebe und Dankbarkeit, liegt wahrlich keine Ursache zum Spott.

Ihr Ehestand war, wie dies gewöhnlich der Fall ist, zusammengepreßt aus guten und üblen Tagen, aber Unschuld und Würdigkeit wohnte darin und als der Tod ihn gerndet hatte, ein gewisses Heiligthum. Johnson's unsterbliche Zuneigung zu seiner Tenny war stets ehrwürdig und nobel.

Jedoch sei dem nun wie ihm wolle, Johnson ist nun gesonnen, zu heirathen und will vom Schulmeisterhandwerk leben, denn auch auf diesem Wege läßt sich das Leben nothdürftig fristen. Die Welt möge daher Notiz nehmen von der Ankündigung: „In Etial bei Richfield werden

junge Herren in Pension genommen und im Lateinischen und Griechischen unterrichtet von — Samuel Johnson.*

Hätte dieses Unternehmen in Edial einen gedeihlichen Fortgang gehabt, wie ganz anders wäre dann der Ausgang gewesen! Johnson hätte ein zwar verdienstvolles, aber unbrachteles Leben gelebt, oder wäre zu einem gestaltlosen Dr. Barr aufgeschwollen, der uns nichts genügt hätte, und Boswell wäre zu officieller Bedeutungslosigkeit zusammengekrumpft oder auf eine andere Weise gestiegen.

Das Unternehmen in Edial hatte aber keinen gedeihlichen Fortgang; das Schickial hatte Samuel Johnson für einen andern Wirkungskreis bestimmt, und die jungen Herren gingen in Pension, wo sie anderwärts dergleichen finden konnten. Dieser Mann sollte ein Lehrer erwachener Herren und zwar auf die überraschendste Weise werden, ein Schriftsteller und ein Herrscher der britischen Nation für einige Zeit; — nicht bloß ihrer Körper, sondern auch ihrer Geister; nicht über sie, sondern in ihnen.

Von dem Felde der Literatur konnte man zu Johnson's Zeit eben so wenig sagen als jetzt, daß es an dem Ufer eines Pactolus läge, und was auch sonst hier gesammelt werden mochte, so war doch Goldstaub keineswegs das Hauptprodukt. Die Welt hat von den Zeiten eines Sokrates, eines Paulus an und noch weit eher noch ihre Lehrer gehabt und sie stets auf ganz besondere Weise behandelt. Ein schlauer Bürgermeister (nicht von Cybrius) gab einmal bei Gründung einer Schule, als die Frage aufgeworfen ward, wie die Schulmeister erhalten werden sollten? den kurzen Rath: „Zum Teufel! erhaltet sie a r m.“ Es kann in diesem Aphorismus ein ziemlicher Grad von Weisheit liegen. Auf alle Fälle sehen wir, daß die Welt ihn seit langer Zeit befolgt, zuweilen aber doch ein wenig mehr gethan hat, indem von ihr mancher Lehrer an einer großen Schule einem Tode überanmortet worden ist, der ihr sogar etwas kostete.

Die ersten Schriftsteller waren Mönche und hatten als solche das Gefühl der Armuth abgelegt; die modernen Autoren hatten nicht erst nöthig, einen solchen Schwur zu thun. Es war dies die Zeit, wo ein Diway noch vor Hunger sterben konnte, unzähliger Scroagginies zu geschweigen, welche die Nase unter einer elenden Tede ausgestreckt fand: vor einem verrosteten Kamin, welches nichts von Feuer wußte; auf mit Sand bestreutem Fußboden, umgeben von allen andern Wappenbildern des Handwerks, die seit undenklichen Zeiten das Urtheil der Schriftstellerei sind.

Scroggins scheint jedoch dabei ein Rußiggänger gewesen zu sein, wenigstens auf keinen Fall so fleißig, wie der würdige Mr. Boyce, welcher im Bett saß, die Decke als Gewand um sich herumgeschlagen und ein Loch hineingeschnitten hatte, um mit der Hand frei in seinem Berufe arbeiten zu können. Das Schlimmste dabei war, daß nur zu häufig eine rücksichtslose Gemüthsstimmung daraus hervorging, die nicht im Stande war, das Gute, was die Götter selbst unter diesen Umständen beicherten, zu benutzen. Die Boyces verfuhrten nach dem fleisch epikuräischen Prinzip „Carpe diem!“ so wie die Menschen in bombardirten Städten und zu den Zeiten einer herrschenden Pestilenz zu thun pflegen. Auf diese Weise gingen sie nicht blos ihres Lebens und ihrer Geistesgegenwart, sondern auch ihres Namens als achtbare Leute verlustig. — Mit einem Worte, das Schriftstellerhandwerk war so ziemlich auf sein tiefstes Niveau herabgesunken, als Johnson sich ihm widmete.

Demgemäß finden wir von einer Illumination der Stadt London, als dieser Herrscher der britischen Nation in ihr ankam, nichts erwähnt; es werden keine Kanonenschüsse gelöst, kein Paukens- und Trompetentusch begrüßt sein Erscheinen auf der Bühne. Er kommt ganz ruhig mit einigen Kupfermünzen in der Tasche, kriecht in seine Wohnung in Creeer Street und hat auch einen Krönungspontifer von nicht weniger eigenthümlicher Art, welchen er mit aller Unterwürfigkeit in seinem Vatican an St. Johns Gate seine Aufwartung machen muß. Dies ist der schon oben erwähnte stumpfsinnige, schwermüthige Buchdrucker.

„Gave's Temperament," sagt Mitter Gamling, „war phlegmatisch. Obgleich er als Herausgeber des Magazins den Namen Sylvanus Urban annahm, befaß er doch wenige von den Eigenschaften, welche die Urbanität ausmachen. Einen Begriff von seinem Mangel daran kann man sich nach der Frage machen, welche er einmal an einen Autor stellte: „Mr. —, wie ich höre, haben Sie kürzlich eine Proschüre herausgegeben, die, wie man mir sagt, einen sehr guten Aufsatz über Musik enthält; haben Sie den selbst geschrieben?“ — Seine Urtheilskraft war ebenfalls sehr schwach, und da ihm schon einige Autoren in Prosa und Versen zu Gebote standen, die in der Sprache der Buchhändler gute Arbeiter genannt werden, so war er um so weniger bedacht, eine nähere Bekanntschaft mit Johnson zu suchen. Bei der ersten Annäherung eines Fremden pflegte er sitzen zu bleiben und einige Minuten lang zu schweigen. Hatte er Lust, das Gespräch zu beginnen, so

geschah es gewöhnlich dadurch, daß er seinem Besucher die neueste Nummer seines Magazins vorlegte und ihn um seine Meinung darüber fragte. — — —

„Er war so wenig im Stande, Johnsons Fähigkeiten zu beurtheilen, daß er einmal in der Meinung, ihn durch den Glanz eines der literarischen Richter zu blenden, welche ihn mit ihrer Correspondenz beehrten, ihm sagte, wenn er Abends in ein gewisses Bierhaus in der Nähe von Clerkenwell kommen wolle, so werde er Gelegenheit haben, Mr. Browne und noch einige jener berühmten Mitarbeiter zu sehen. Johnson nahm die Einladung an und nachdem er von Cave, der einen weiten Reitrock und eine große hündige Perücke trug, Mr. Browne, den er am obern Ende eines langen Tisches in einer Wolke von Tabakrauch sitzend fand, vorgestellt worden, hatte er Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen.“

In der That, wenn wir den Zustand der Schriftstellerei zu jener Zeit ernst ins Auge fassen, so werden wir finden, daß Johnson sich mit einer der schwierigsten aller möglichen Unternehmungen befaßt und daß hier eben so wie anderwärts das Schicksal ihm die Ausöhnung unsäglicher Widersprüche zur Aufgabe gestellt hatte. Für einen Mann von Johnson's Gepräge war das Problem ein zweifaches: Erstens nicht bloß als die beschreibende und doch so unerläßliche Bedingung, sich womöglich am Leben zu erhalten, sondern auch zweitens, sich dadurch am Leben zu erhalten, daß er die Wahrheit verkündete, die in ihm war und zwar in dem klarsten und passendsten Ausdrucke, den der Himmel ihm verstatet hatte, ihr zu leihen, möchte die Erde dazu sagen, was sie wollte.

Wenn es schon schwer ist, von diesem zweifachen Problem eines von beiden Gliedern allein zu lösen, wie unendlich schwerer wird dann die Lösung, wenn beide verbunden werden und mit endloser Complication in einander wirken! Der, welcher sein Leben schon gesichert findet, kann zuweilen (unglücklicherweise nicht immer) ein wenig Wahrheit sprechen; Der, welcher im Stande und willig ist, fortwährend Lügen zu sagen, kann, wenn er immer genau Acht giebt, woher der Wind kommt, sich seinen Lebensunterhalt manchmal auf prächtige Weise erwerben und Der zuletzt, welcher sich mit keiner von beiden Begabungen ausgerüstet fühlt, hat ein ziemlich fügliches Spiel zu spielen und verdient Lob, wenn er es gewinnt.

Wir wollen einmal beide Seiten der Sache ein wenig in Augenschein

nehmen und sehen, welche Stirn sie unserm Abenteurer boten und welche Stirn er ihnen entgegensetzte.

Zu der Zeit, wo Johnson austrat, befand sich die Literatur in vielen Beziehungen in einem Uebergangszustande, besonders in dem Punkte, der die pekuniäre Subsistenz ihrer Arbeiter betrifft. Sie stand damals eben im Begriffe, aus dem Schutze einzelner Mönner in den des Publikums überzuweichen und sich die zu ihrer Existenz nöthigen Mittel nicht mehr durch lobpreisende Dedicationen an die Großen, sondern durch angemessene Handelsverträge mit den Buchhändlern zu verschaffen. Diese glückliche Veränderung ist vielfach bejungen und gepriesen worden; mancher „Lord vom Löwenhergen und Adlerauge“ blickt mit Verachtung auf das entschwundene System der Abhängigkeit, so daß es jetzt vielleicht an der Zeit ist, einen Augenblick lang zu erwägen, was Gutes darin lag und welche Dankbarkeit wir dieser Veränderung schulden.

Daß etwas Gutes darin lag, ist keinem Zweifel unterworfen. Alles, was existirt hat, hat auch seinen Werth gehabt; wenn nicht ein gewisser Grad von Wahrheit darin gelegen hätte, so hätte es gar nicht zusammengehalten und für lebende vernünftige Menschen das Organ und die Methode ihres Handelns sein können. Man übersehe eine Lüge, welche durch und durch Lüge ist, in die Praxis und das Resultat wird Null sein; es ist keine Frucht davon zu ernten.

Daß in einem Zeitalter, wo ein Edelmann wirklich noch edel, mit seinem Reichthume der Beschüßer des würdigen und nützlichen und als solcher verehrt war, ein armer Mann von Genie mit ungeheuchelter Ehrerbietung sich an ihn wendete und zu ihm sagte: „Ich habe hier Weisheit gefunden und möchte sie gern der Welt verkünden; willst Du von Deinem Ueberflusse mir die Mittel dazu gewähren?“ darin lag durchaus keine Erniedrigung; es war ein ganz redlicher Antrag, den ein freier Mann machen und dem ein freier Mann Gehör schenken konnte.

So konnte ein Tasso mit einem Gerusalemme in seiner Hand oder in seinem Kopfe zu einem Herzog von Ferrara sprechen; so konnte ein Shakespeare zu seinem Southampton, so konnten die Künstler des Continents gewöhnlich zu ihren reichen Gönnern sprechen; in einigen Ländern können sie es fast jetzt noch. Erst als die Ehrerbietung erheuchelt ward, als Niedrigkeit auf beiden Seiten sich geltend machte und rasch und üppig zu wu-

hern begann, erst dann war das, was ein Shakespeare ohne Anstoß üben konnte, für einen Dyrden schmachvoll.

Auch war der neue Weg des Buchhändler-Mäcenats, der sich jetzt, wo der alte Weg zu schmutzig und ungangbar geworden, für den wichtigsten Zweig alles Transporthandels öffnete, ein keineswegs unwürdiger. Man bemerke übrigens, wie diese zweite Art des Mäcenats, nachdem sie uns durch beinahe ein Jahrhundert der literarischen Zeit hindurchgeführt, ihre Aufgabe ebenfalls so ziemlich erfüllt zu haben und rasch auf eine dritte Methode hinarbeiten scheint, deren genaue Bedingungen aber jetzt noch keineswegs sichtbar sind.

So haben alle Dinge ihr Ende und wir müssen von ihnen allen nicht in Zorn, sondern in Frieden scheiden. Das Buchhändlersystem hat während seines eigenthümlichen Jahrhunderts, dem ganzen achtzehnten, uns ein gutes Stück vorwärts gebracht, viele gute Werke hinterlassen und viele gute Menschen ernährt. Wenn es jetzt durch Charlatanerie seinem Ende entgegengeht, eben so wie das Gönnersystem durch Schmeichelei — denn die Lüge ist stets die Vorläuferin des Todes, ja der Tod selbst — seinem Ende entgegengeht, so dürfen wir doch auch nicht seine Wohlthaten vergessen — wie es die Literatur, die von dem Gönnersystem in solche Bindeln gewickelt werden, weiter aufzog und ihr die Kinder- und Schuljahre überstehen half, so daß wir sie jetzt im Begriff sehen, die „toga virilis“ anzulegen, sobald sie diese gefunden haben wird!

Auf der jetzt gangbaren Straße findet eine ziemlich Frequenz statt; nur auf der noch nicht geebneten und gepflasterten neuen und auf der von tiefen Gleisen und Büßen durchschnittenen alten Straße ist das Reisen schlecht oder unthunlich. Die Schwierigkeit liegt immer in dem Uebergange von einer Methode zur andern. In diesem Zustande fand Johnson die Literatur, aber wir dürfen auch nicht vergessen, hinzuzufügen, daß er sie muthig daraus befreite. Welcher merkwürdige Sterbliche in England das erste Honorar für ein Verlagsrecht bezahlte, haben wir nicht ermitteln können. Vielleicht war schon seit beinahe hundert Jahren dann und wann von dem Verkäufer der Bücher an den Schreiber derselben ein kaum sichtbares oder wägbares kleines Arbeitslohn bezahlt worden. Der Originalvertrag, welchem zufolge einerseits das „verlorene Paradies“ und andererseits fünf Pfund Sterling produziert wurden, liegt, wie man uns erzählt hat, noch

jetzt Schwarz auf Weiß für Die, welche sich dafür interessiren, in einem Buchladen in Chancery Lane zur Ansicht und zum Verkaufe.

So war die Sache in gemischter, verworrener Weise etwa sechzig Jahre lang gegangen. Wie es bei solchen Dingen stets zu geschehen pflegt, läuft das alte System noch ein paar Generationen neben dem neuen her und stirbt erst vollends, wenn das neue eine vollständige Organisation erlangt hat. Unter den ersten Autoren, der allererste von einiger Bedeutung, der von dem Tagelohn seines Handwerks lebte und auf dieser Basis ruhig der Welt gegenüber trat, war Samuel Johnson.

Zu der Zeit, wo Johnson auftrat, waren noch zwei Wege vorhanden, auf welchen ein Autor vorwärts zu kommen suchen konnte. Es gab die nominellen Mäcenasse im Westend von London und die factischen Mäcenasse von St. Johns Gate und Paternoster Row. Ein umsichtiger Mann konnte in Verlegenheit kommen, welchem von beiden Wegen er den Vorzug geben sollte. Keiner von beiden war sehr verlockend. Die Unterstützung des hochadeligen Gönners ward jetzt fast notwendig durch Schmarogerei besetzt, ehe der Autor sie wirklich in die Hände bekommen konnte; die des Buchhändlers ward durch habgierige Dummheit — so daß ein Deborne von einem muthigen Autor sogar geprügelt werden mußte — entstellt und konnte kaum den Faden des Lebens zusammenhalten. Die eine Unterstützung war der Lohn des Leidens und der Armuth; die andere, wenn dabei nicht die größte moralische Vorsicht gebraucht ward, der Lohn der Sünde.

Johnson hatte im Lauf der Zeit Gelegenheit, beide Methoden zu prüfen und sich zu überzeugen, wie es damit beschaffen war, fand aber gleich bei dem ersten Versuche, daß die erstere sich in keiner Weise für ihn eignete. Man höre noch einmal jenen weitberühmten Vosaunenstoß des jüngsten Gerichts, welcher Lord Chesterfield und durch diesen der lauschenden Welt verkündete, daß das Gönnerthum künftig nicht mehr sein solle!

„Sieben Jahre, Mylord, sind nun vergangen, seitdem ich in Ihren Vorzimmern wartete oder an Ihrer Thür abgewiesen ward, während welcher Zeit ich an meinem Werke (dem englischen Wörterbuch) trotz aller Schwierigkeiten, über welche es nutzlos wäre, zu klagen, fortgearbeitet und es endlich ohne irgendwelche Unterstützung, ohne ein Wort der Ermuthigung oder ein Rätheln der Gunst, so weit gebracht habe, daß es nun nächstens erscheinen kann.

„Der Schäfer Virgilus lernte endlich die Liebe kennen und fand, daß sie dem Felsen entstammte.

„Ist nicht ein Gönner, Mylord, ein Mensch, welcher einem andern, der im Wasser mit dem Tode kämpft, theilnahmslos zusieht und wenn er endlich wieder festen Boden gewonnen hat, ihn mit Hülfe überhäuft? Die Noth, welche Sie die Güte gehabt haben, von meinen Arbeiten zu nehmen, würde, wenn sie früher erfolgt wäre, für mich sehr werthvoll gewesen sein; sie ist aber so lange aufgeschoben worden, bis ich gleichgültig geworden bin und mich nicht mehr daran erfreuen kann; ich bin jetzt bekannt und brauche sie nicht. Ich hoffe, es ist keine sehr cynische Schroffheit, da, wo keine Wohlthat empfangen worden ist, auch keine Verbindlichkeiten anzuerkennen oder dem Publikum die Meinung zu benehmen, daß ich das einem Gönner verdanke, was ich mit Hülfe der Vorsehung allein zu Stande gebracht habe.

„Nachdem ich mein Werk mit so wenig Verbindlichkeit gegen irgend einen Gönner der Gelehrsamkeit so weit gebracht habe, so werde ich mich auch weiter nicht getäuscht fühlen, wenn ich 'es mit noch weniger — falls dies möglich wäre — zu Ende bringe, denn ich bin schon längst aus jenem Hoffnungsraum erwacht, in welchem ich mich einst so frohlockend wiegte.

„Ich bin, Mylord, Ihr gehorsamster Diener

„Samuel Johnson.“

Und so muß der rebellische Samuel Johnson sich zu der Buchhändlerzunft und dem wunderbaren Chaos eines „Schriftstellers von Profession“ wenden und, obgleich er von jenem stumpfsinnigen schmierigen Buchrunder in seinem weiten Reitrock und mit der großen buschigen Perücke, aber bloß als Subaltern bei einem commandirenden Offizier, der unter Tabakrauch an der Spitze einer langen Tafel in der Kneipe zu Clerkenwell sitzt, eingeführt wird, sich zum Kriege rüsten, weil ihm keine weitere Alternative bleibt.

Fast eben so widersprechend war jener andere Zweig des zwiesachen Problems, welches Johnson jetzt vorgelegt ward — das Verfünden der Wahrheit. Ach, leider stieß der arme Johnson auf eine Masse von Widersprüchen, in geistigen Dingen sowohl als in weltlichen, von innen und von außen; mit der unüberwindlichsten Liebe zu richtiger Erkenntniß geboren, muß er jetzt beginnen, in einer Umgebung zu leben und zu lernen, wo das Vorurtheil üppig wuchert. „Was ist Wahrheit?“ sagte der schmerzende Pilatus. „Was ist Wahrheit?“ konnte der ernste Johnson mit weit grö-

herem Nachdrucke sagen. Die Wahrheit ließ jetzt nicht mehr wie der Phönix in seinem Regenbogengefedern aus ihrem glühenden Schnabel jene süß-melodischen Töne erklingen, welche jedes Ohr gefangen nahm, sondern der nun altgewordene Phönix hatte sein Singen so ziemlich ganz eingestellt und langweilige Rucke, kläglich einrönige Eulen, auch unzählige Dohlen und zwitschernde Sperlinge auf den Dächern gaben vor, seine Stimme nachzuahmen.

Es war ein gänzlich getheiltes Zeitalter, dieses Zeitalter Johnson's; Einheit existirte nirgend. Die Gesellschaft war bis in die feinsten Fasern hinein auseinandergerissen. Alle Dinge — dies ward damals schon sichtbar, konnte aber noch nicht verstanden werden — bewegten sich in Folge eines schon vor Jahrhunderten erhaltenen Impulses, aber jetzt erst mit entschiedener Schnelligkeit nach dem großen chaotischen Abgrunde, wo wir in der Gestalt von französischen Revolutionen, Reformbills, oder welche andere blutige oder blutlose Form der Verfall annehmen mag. Alles sich schäumend durch einander wälzen sehen. Zwei entsetzliche Erdschütterungen, Heuchelei und Atheismus, theilen schon schweigend die Welt. Meinung und Handeln, die mit einander leben sollten, wie ein Fleisch oder richtiger, wie Seele und Körper, haben ihren offenen Zwist begonnen und trachten nach getrennter Existenz, als ob eine solche möglich wäre. Dem ernsten Gemüth ward in jeder Stellung eine feste Fassung und ein Leben der Wahrheit mit jedem Tage schwieriger; in Johnson's Stellung aber war es schwieriger als fast in jeder andern.

Wenn er, wie dies für eine fromme Natur unvermeidlich und unumgänglich war, zur Religion als zum Polarstern seiner Reise aufblickte, so war schon kein fester Polarstern mehr sichtbar, sondern vielmehr zwei Sterne, eine ganze Constellation von Sternen, von welchen jeder sich für den wahren ausgab. Man sah den rothen, unheilverkündenden Kometen des Unglaubens und den düstern, immer düsterer brennenden und zuletzt fast bloß einem atmosphärischen Meteor gleichenden Fixstern der Orthodoxie. Welchen von beiden sollte er wählen?

Die scharfsinnigeren Geister Europa's hatten sich fast ohne Ausnahme unter den ersten geschaart. Seit einem halben Jahrhunderte war das allgemeine Streben der europäischen Philosophie darauf gerichtet gewesen, zu verkünden, daß die Vernichtung der Lüge die einzige Wahrheit sei; täglich war das Leugnen stärker und stärker geworden und der Glaube mehr und

mehr in Verfall gerathen. Von unseren Volingsbrotes und Tolands war das Fieber des Scepticismus nach Frankreich und Schottland getragen worden und schon glosum es fern und nah und zehrte im Stillen an dem Herzen Englands. Bayle hatte seine Rolle gespielt; Voltaire spielte auf einem größeren Theater die seine, er war etwa fünfzehn Jahre älter als Johnson; Hume dagegen und Johnson waren Kinder fast eines und desselben Jahres (Johnson, September 1709 — Hume, April 1711).

Zu dieser Anzahl scharfsinniger Geister gehörte Johnson unbestreitbar; sollte er sich ihnen anschließen? sollte er sich ihnen entgegenstellen? Eine verwickelte Frage, denn leider ist die Kirche selbst auch für ihn nicht mehr gänzlich von ährem Diamant, sondern von Diamant und gebadenem Schlamm durch einander gemischt. Der eifrig Fromme gewahrt, wie seine Kirche schwankt und steht mit Entiegen anstatt begeisterter Priester so manchen schweinemästenden Trulliber an ihrem Altare fungiren. Es ist nicht der am wenigsten sonderbare von den Widersprüchen, welche Johnson auszuöhnen hatte, daß er, obgleich von Natur zur Verachtung und zum Unglauben geneigt, damals sein Heil und seinen Ruhm darin fand, daß er die Traditionen der Alten mit seiner ganzen Kraft vertheidigte.

Nicht weniger verwickelt und nach beiden Seiten hin hohl oder zweifelhaft war der Stand der Politik. Die Wbigs strebten blind vorwärts, die Tories hielten blind zurück, jeder mit einer Ahnung von einer halben Wahrheit, keiner mit einer Ahnung von der ganzen! Hier bewunderte man den anderweiten Widerspruch in dem Leben Johnson's, daß er, obgleich der unentfamieste und in seiner Handlungsweise der unabhängigste Mensch, ein Jakobit und Verehrer des göttlichen Rechts sein mußte.

Wenn die Religion zerrissen und das innerste Herz der menschlichen Existenz gegen sich selbst empört wird, dann muß in allen untergeordneten Nähern nothwendig Hohlheit und Zusammenhangslosigkeit einreißen. Die englische Nation hatte gegen einen Tyrannen rebellirt und durch die Hände frommer Tyrannenmörder blutige Mache an ihm genommen. Die Demokratie hatte sich mit ihrer Riesenstärke erhoben und gleich einem jungen Hercules Schlangen in der Wiege erdroffelt. Noch aber kannte Niemand den Sinn oder die Tragweite des Phänomens — Europa war noch nicht reif dazu, sondern sollte erst durch die Kultur und die mannigfachen Erfahrungen von ferneren anderthalbhundert Jahren dazu gereift werden.

Und nun, da die Königsmörder alle beseitigt und ein freundlicheres; zweites Bild auf die Leinwand des ersten gemalt und „glorreiche Revolution“ betitelt worden war, wer hätte dann anders glauben können, als daß die Katastrophe vorüber, die ganze Sache zu Ende und die Demokratie in ihren langen Schlaf versunken sei? Und dennoch war die Sache beendet und auch nicht beendet; eine zögernde Unruhe wohnte in allen Gemüthern; die tiefliegende unwiderstehliche Tendenz, der man noch gehorchen mußte, war nicht mehr sichtbar. Auf diese Weise entstand Halbheit, Unredlichkeit und Unsicherheit im Thun und Treiben der Menschen; anstatt heldenmüthiger Puritaner und tapferer Cavaliere tauchte jetzt eine müßige Schaar schwagender Whigs und eine müßige Schaar harthöriger Tories auf, von welchen die einen wie die andern halb Thoren und halb Lügner waren. Die Whigs waren Lügner und ohne Basiß, denn ihr ganzer Zweck war Widerstand, Tadel, Zerstörung, — sie wußten nicht, weshalb oder wohin es endlich führen sollte. In dem Whiggismus konnte, seitdem ein Charles und seine Jeffries aufgehört hatten, sich hineinzumischen und einen Russell oder Sydney zu haben, der sich gegen sie aufgelehnt hätte, keine Gütlichkeit des Charakters liegen und erst in der letztern Zeit, wo er die Gestalt eines gründlichen, Allem Trotz bietenden Radicalismus annahm, gewann er eine solide Basiß, auf der er stehen konnte.

Von derselben unsicheren halb hohlen Beschaffenheit war der Toryismus in Johnson's Zeit geworden. Allerdings predigte er die Pflicht der Loyalität als eine ewige Wahrheit und dennoch hatte er seit der definitiven Vertreibung der Stuarts keine Person, sondern bloß ein Amt, gegen welches er loyal sein konnte; seine Verehrung galt keiner lebendigen Seele, sondern bloß einem todtten mit Sammet gepolsterten Stuhle. Seine Haltung war deshalb eine halbstarre Weigerung sich zu bewegen, eben so wie die des Whiggismus ein lauter lärmender Drang und Befehl zum Vorwärtsschreiten, — mochten nun Vernunft und Billigkeit auf beiden Seiten dazu sagen, was sie Lust hatten.

Die Folge hiervon war: Eine unermessliche Fluth von streitsüchtigem Kauderwelsch ohne alle klare Tendenz; falsche Uebersetzung; falscher Widerstand gegen die Uebersetzung; Verfall — und endlich gänzliches Absterben — alles dessen, was man früher unter den Worten Grundsatz oder Ehrlichkeit des Herzens verstand; der lautere und immer lautere Triumph der Halbheit und Plausibilität über Ganzheit und Wahr-

heit; — zuletzt jene Alles überschattende Blüthe des Charlatanismus, welche wir jetzt mit all ihren tödtenden und mordenden Früchten in all ihren unzähligen Verzweigungen bis herab zum Geringsten sehen. Wie sollte zwischen diesen widerstreitenden Extremen, worin das Verfaulte so unentwirrbar mit dem Gesunden verschmolzen war und wo noch kein Auge die endliche Bedeutung der Sache durchschauen konnte, ein rechtschaffener und redlicher Mann sich zurechtfinden?

Daß Johnson trotz aller Schattenseiten sich zur conservativen Partei schlug, als unerschütterlicher Gegner der Neuerung auftrat, entschlossen, an der Form gesunder Worte festzuhalten, mußte die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, in nicht geringem Grade vermehren. Wir meinen die moralischen Schwierigkeiten, denn in ökonomischer Beziehung wog sich die Sache so ziemlich auf; der Tory-Diener des Publicums hatte vielleicht ungefähr dieselbe Aussicht auf Beförderung wie der Whig-Diener und Johnson trachtete nach keiner anderen Beförderung, als nach dem Recht, zu leben. Für das aber, was, obgleich nicht eingestanden, doch nicht weniger unumgänglich nöthig war — für seine Gewissensruhe und die klare Erkenntniß seiner Pflicht als ein Bewohner von Gottes Welt ward die Sache hierdurch nur um so verwickelter gemacht.

Der Neuerung Widerstand leisten, ist ziemlich leicht unter einer einzigen Bedingung — der Bedingung, daß man auch der Forderung Widerstand leistet. Dies ist und war das gewöhnliche Auskunftsmittel der gewöhnlichen Conservativen; für Johnson aber reichte es nicht aus. Dieser war ein eifriger Freund der Forderung, die er auch selbst thätig übte. Er konnte und wollte ein für allemal keine Lüge glauben, geschweige denn reden oder thun; die Form gesunder Worte, die er festhielt, mußte eine Bedeutung in sich haben.

Hierin lag die Schwierigkeit. Es galt hier, eine einflußreiche gewaltige Mischung des Wahren und des Falschen zu sehen; zu fühlen, daß er hier wohnen und kämpfen müsse und dennoch nur das Wahre zu lieben und zu verteidigen. Wie sollst du anbeten, wenn du kein Götzendiener sein kannst und sein willst, und dennoch nicht umhin kannst, einzusehen, daß das Symbol deiner Gottheit halb götzdienereiisch geworden ist?

Dies war die Frage, welche Johnson, der Mann mit klarem Blick und frommem gläubigen Herzen, beantworten mußte, — auf Gefahr seines Lebens hin.

Der Whig oder Skeptiker dagegen hatte eine weit einfachere Rolle zu spielen. Ihm lag bloß die göpentienerische Seite der Dinge, aber keineswegs die göttliche sichtbar offen; von ihm ward daher keine Verehrung, ja im strengen Sinne des Wortes nicht einmal Herzens-Ehrlichkeit, sondern im höchsten Falle nur Lippen- und Hand-Ehrlichkeit verlangt. Die ganze geistige Kraft, welche sein ist, kann er gewissenhaft auf die Arbeit des Grübelns, auf das Niederreißen Dessen, was falsch ist, verwenden; daß es übrigens eine Wahrheit von höherer als sinnlicher Natur giebt oder geben könne, dies ist ihm noch nicht eingefallen.

Das Höchste, wornach daher ein Mensch zu streben hat, ist Achtbarkeit oder Respektabilität — der Beifall seiner Mitmenschen. Diese Beifallstimme kann er sowohl wägen als zählen, oder auch bloß zählen — je nachdem er ein Purke oder ein Wilkes ist. Weiter darüber hinaus aber liegt nichts Göttliches für ihn; und jene Beifallstimmen erlangt, so ist Alles erlangt. Auf diese Weise ist seine ganze Welt deutlich und abgerundet; er steht ein klares Ziel vor sich, einen festen, bald rauheren, bald gebnetzteren Pfad, im schlimmsten Falle einen festen Boden, auf welchem er einen Pfad suchen kann. So gürte er denn seine Lenden und wanderte ohne bange Ahnung oder Befürchtung!

Für den ehrlichen Conservativen dagegen ist nichts deutlich, nichts abgerundet. Die Respektabilität kann in keiner Weise seine höchste Nothwendigkeit sein; er hat nicht nach einem Ziele zu streben, sondern nach zwei widersprechenden Zielen, die fortwährend durch ihn ausgeübt und in Einklang gebracht werden müssen. Es ist dies, wie wir schon sagten, eine schwierige Position, die demgemäß auch von den Reisten selbst in jener Zeit nur halb vertheidigt ward, insofern nämlich, als sie ihre eigene allzubewunderliche Redlichkeit, oder auch sogar ihren Verstand dem Feinde überlieferten, wornach die vollständigste Vertheidigung wenig werth war. Und in diese schwierige Position warf sich Johnson nichtdeshoweniger. Allerdings fand er sie voll Schwierigkeiten, behauptete sie aber muthig als ein Mann von ehrlichem Herzen und klarem Blick sein ganzes Leben lang.

Von dieser Art war das „zweifache Problem“, welches Samuel Johnson gestellt ward. Man erwäge alle diese moralischen Schwierigkeiten und bedenke außerdem noch den furchtbar erschwerenden Umstand, welcher darin lag, daß er eine fortwährende Ansprache an das Publikum bedurfte, fortwährend einen gewissen Eindruck auf das Publikum äußern und ihm Ueber-

zeugung beibringen mußte. That er dies nicht, so hörte er auf, „Lebensmittel für den laufenden Tag“ zu haben — er konnte nicht länger leben!

Wie ein gemeiner Charakter, einmal in dieses wilde Element geworfen, von Furcht und Hunger weiter gepeitscht, ohne ein anderes Ziel als Alles, was in der Form von Genuß irgend einer Art sich ihm darbietet, an sich zu raffen und sich dabei so viel als möglich von Salzen und Prangern fern zu halten, das heißt sowohl die „Person“ als auch den „Charakter“ sorgfältig in Acht nehmen, — wie ein solcher Charakter in diesem Element hin und her geschwommen und wie es ihm möglich geworden wäre, täglich drei Mahlzeiten zu essen, sich jährlich drei Mal neu zu kleiden und dann nachdem er seine letzte Ration verzehrt, fortzugehen und zu verschwinden — alles dies wäre wohl des Wissens werth, an und für sich aber doch nur eine triviale Kenntniß.

Wie aber ein nach Wahrheit strebender edler Mensch, für welchen Verstellung und Lüge ein für allemal ein Abscheu waren, in diesem Elemente handeln würde — das lag das Geheimniß. Auf welche Weise, durch welche Begabung des Auges und der Hand findet ein helkenmüthiger Samuel Johnson, nun in jenes wüste tolle Chaos des Schriftstellertums, ein Gemisch von Phlegethon und Kleezgraben, mit seinem schwimmenden Holze und Seekrauten und Schlammgeispenslern geckleudert — seinen richtigen Cours; wie baut er sich aus dem vergänglichen Treibholze und dauernden Eisen ein ferwürdiges Rettungsboot und segelt darin, ohne zu ertrinken, ohne sich zu beschmutzen, durch die brüllende „Rutter todter Hunde“ immer weiter nach einer ewigen Landmarke und Stadt, welche auf festem Grunde steht?

Diese hohe Frage ist eben die, welche Bodwell's Buch beantwortet, welches Buch wir deshalb gar nicht mit Unrecht ein Heldengedicht genannt haben, denn es liegt darin das ganze Argument eines solchen. Ehre und Ruhm unserem wackeren Samuel! Er löste dieses wunderbare Problem und nun zeigen wir durch lange Generationen zurück auf ihn und sagen: Dies war auch ein Mensch; möge die Welt daher auch noch ferner Vertrauen haben zu den Menschen!

Hätte Johnson, als er so durch dieses Chaos dahinschwamm, kein anderes Licht gehabt, als ein irdisches und äußeres, so hätte auch er Schiffbruch leiden müssen. Wie leicht hätte er mit seinem kränklichen Körper und heftigen gierigen Herzen ein Carpe diem-Philosoph werden und eben so

elend wie irgend eine Vögel von dieser Bruderschaft leben und sterben können!

Glücklicherweise aber brannte für ihn ein höheres Licht, welches wie eine Lampe seinen Pfad erhellte, welches ihn auf allen Wegen geleitet haben würde zu handeln und wandeln nicht als ein Thor, sondern als ein Weiser. Unter düstern oder klaren Manifestationen war ihm eine Wahrheit enthüllt worden: Auch ich bin ein Mensch; selbst in diesem unaussprechlichen Element des Schriftstellertums kann ich leben, wie es einem Menschen geziemt! Daß das Unrecht vom Recht nicht bloß verschieden, sondern daß es, streng wissenschaftlich ausgedrückt, davon unendlich verschieden ist, eben so verschieden wie der Gewinn der ganzen Welt im Vergleich zu dem Verlust der eigenen Seele oder — wie Johnson sagte — der Himmel von der Hölle; daß in allen Lagen, in welchen ein lebender Mensch sich befunden hat, oder befinden kann, wirklich ein Preis von ganz unendlichem Werthe für ihn erreichbar ist, nämlich eine Bucht, die er zu erfüllen hat — dieses höchste Evangelium, welches die Basis und den Werth aller andern Evangelien, mögen sie heißen wie sie wollen, ausmacht, war Samuel Johnson offenbart worden und der Mensch hatte es geglaubt und es treulich zu Herzen genommen.

Eine solche Erkenntniß des transcendentalen unermesslichen Charakters der Bucht nennen wir die Basis aller Evangelien, das Grundwesen aller Religion und der, der mit seiner ganzen Seele nicht dies weiß, weiß überhaupt noch nichts, ja ist eigentlich noch nichts.

Johnson aber war zu seinem eigenen Glück einer von denen, die dies wußten. Unter einem gewissen authentischen Symbol war es seinen Augen stets gegenwärtig — einem Symbol, welches allerdings veraltete wie ein Kleid, aber dennoch unzählige Heilige und Zeugen, die Väter unserer modernen Welt, als ihr Banner und ihre himmlische Feuersäule geleitet und auch für ihn noch eine heilige Bedeutung hatte. Es scheint nicht, als ob Johnson zu irgend einer Zeit Das gewesen wäre, was wir irreligiös nennen, aber erst in seinen Leiden und seiner Vereinsamung, als die Hoffnung hinwegfiel und nur eine lange Fernsicht von Duldung und Mühe vor ihm lag bis an's Ende — dann erst erglänzte die Religion in ihrer schüchternen ewigen Klarheit gerade so wie die Sterne in schwarzer Nacht hervortreten, nachdem sie am Tage und in der Dämmerung durch geringere Lichter verhüllt worden. Wie ein ächter wahrer Mensch mitten unter Irrthümern und

Ungewißheit sich eine sichere Lebenswahrheit erringen, das Vergängliche mit dem Ewigen verbindend unter den Trümmern verfallener Tempel mit Mühe und Arbeit einen kleinen Altar für sich selbst erbauen und an diesem anbeten soll; wie Samuel Johnson in dem Zeitalter eines Voltaire seine Seele läutern und kräftigen und „in der Kirche von St. Clement Danes“ wirklichen Umgang mit dem Höchsten pflegen kann — auch dies steht alles offenbart in seiner Lebensgeschichte und gehört darin zu den rührendsten und merkwürdigsten Dingen — ein Ding, welches wir nur mit Bewunderung, Mitleid und Ehrfurcht betrachten können. Johnson's Religion war für ihn wie das Licht des Lebens; ohne dasselbe war sein Herz durch und durch krank, finstern und hatte keine andere Führung.

Nun ist er unter jene unaussprechliche schubpuerisch-terapbische Schriftstellerarmee angeworben oder gepreßt; aber er fühlt dabei, daß er unter einer himmlischen Fahne kämpft, sich zeigen wird wie ein Mann. Das erste große Erforderniß, ein zuverlässliches Herz, besitzt er daher; worin seine äußeren Hülfsmittel und Waffen bestehen, ist die nächste Frage — eine wichtige, obgleich untergeordnete. Sein geistiges Eigenthum ist, an und für sich betrachtet, vielleicht unbedeutend — die Früchte einer englischen Schule und englischen Universität, gute Kenntniß der lateinischen Sprache, keine ganz so gute der griechischen — dies ist ein etwas magerer Vorrath von Wissen, um damit der Welt gegenüber zu treten.

Hierbei aber darf man nicht vergessen, daß seine Welt England war; daß dies die Ausbildung war, welche England gewöhnlich gewährte und erwartete. Uebrigens ist Johnson ein gieriger Leser, obgleich ein flüchtiger und am öftersten in seltsamen scholastischen allzuveralteten Bibliotheken gewesen; er hat sich nun auch seit einigen dreißig Jahren in dem Getränke des praktischen Lebens bewegt und Ansichten, richtige oder falsche, über unzählige Dinge wimmeln in ihm krum durcheinander.

Vor allen Dingen aber und mögen seine Waffen sein, welche sie wollen — er besitzt einen Arm, der sie schwingen kann. Die Natur hat ihm ihr edelstes Geschenk verliehen — ein offenes Auge und Herz. Er betrachtet die Welt überall, wo er einen Schimmer von ihr erblicken kann, mit Eifer und Wißbegier. Bis zum letzten Augenblick finden wir, daß dies ein hervorragender Charakterzug von ihm ist. Für alle menschlichen Interessen hat er Sinn. Der gewöhnlichste Handwerksmann konnte ihn selbst noch in seinem Alter interessieren, wenn er von seinem Handwerk sprach. Das

Thun und Treiben der Menschen ist ihm überall interessant und alle menschlichen Dinge, die er noch nicht wußte, wünschte er zu wissen. Dabei dachte er mit oder ohne seinen Willen fortwährend über Alles nach und stellte Betrachtungen an, denn sein Sinn war ernst, tief und menschenfreundlich.

Auf diese Weise bildete sich die Welt, nämlich der Theil davon, den er überschauen konnte, zu einem zusammenhängenden Ganzen oder strebte fortwährend sich dazu zu bilden — zu einem Ganzen, über dessen Phasen es sich wohl verlohnte, seiner Stimme zu lauschen. Als Sprecher des Wortes spricht er wirkliche Worte; kein müßiges Kauderwelsch, keine hohle Trivialität entschlüpft ihm. Dabei ist auch sein Ziel klar und erreichbar — er will für seinen Lohn arbeiten. Dies möge er nur rechtlich thun und alles Andere wird von selbst folgen.

So gerüstet zog Johnson in einen solchen Krieg. Mit Mächtigkeitskraft arbeitet er, da dies einmal sein Loos ist und zeichnet sich auch schon durch bloße Quantität aus, wenn keine andere Auszeichnung zu erlangen ist. Er kann alles schreiben — frostige lateinische Verse, wenn diese die verkäufliche Waare sind; Vorreden zu Büchern, politische Philippica, Accensionen und andere Journalartikel, Parlamentsdebatten — alles macht er schnell nach einander und, was noch wunderbarer ist, er macht alles gründlich und gut. Wie sitzt er da in seiner plumpen unförmlichen Gestalt in jenem obern Zimmer in St. John's Gate und befördert einen Bogen der Debatten des Senats von Vindicta nach dem andern zu den knurrenden Preßbengeln, die mit unersättlichem Mache unten darauf warten, während er selbst vielleicht noch impransus ist.

Dabei bewunderte man auch die Größe der Literatur; wie ein in ihr Nilwasser geworfenes Senfkorin sich in dem fruchtbaren Schlamm einnistet und eines Tags als ein Baum wiedergefunden wird, in dessen Zweigen alle Vögel des Himmels wohnen können. War es nicht so mit diesen Vindictischen Debatten? In diesem kleinen Project und Act begann jener gewaltige vierte Stand, dessen weite die Welt umfassende Einflüsse kein Auge zu ermessen vermag, in dessen Zweigen schon Vögel von seltsamem Gefieder wohnen.

Solche Dinge und noch weit seltsamere Dinge geschahen in jenem wunderbaren alten Portal selbst noch in späteren Zeiten. Und dann denke man sich Samuel wie er „hinter dem Schirme“ von einem Teller speißt, der ihm auf einen verabredeten Wink der „großen buschigen Perücke“ verpföhlen

gereicht wird, dessen Samuel steht zu zerlumpt und schäbig aus, als daß er zum Vorschein kommen könnte, fühlt sich aber glücklich zu hören, wie man lobend von ihm spricht. Wenn dieses St. John's Gate schon für Johnsen selbst ein Ort war, an welchem er nie „ohne Ehrerbietung vorüber gehen“ konnte, so muß dies mit uns noch weit mehr der Fall sein. *)

Armuth, Mangel und bis jetzt auch noch Dunkel und Unbekanntheit

*) Alle Verdienste, an welchen Johnsen gewohnt und die er befrucht hat, sind ehrwürdig und zwar jetzt nicht bloß für Wenige, sondern auch für Viele, denn sein Name ist groß geworden und es giebt, wie wir oft mit einem Grade von wehmüthiger Bewunderung anerkennen müssen, selbst für den rohesten Menschen keine Größe, die so ehrwürdig wäre wie intellectuelle oder geistige Größe, ja eigentlich giebt es gar keine andere, die verehrungswürdig wäre. Welcher fesselnde Zauber liegt z. B. sogar für den Bauer oder Handarbeiter unseres England in dem Worte „Gelehrter!“ „Er ist ein Gelehrter“, dies heißt, er ist ein Mensch, der weiser ist als wir; dessen Beiseit für uns grenzenlos und unendlich ist.

Trogdem hält es in diesem toll durch einander wirbelnden, Alles vergessenden Lente oft sehr schwer, die Wohnungen der Gewaltigen zu entdecken, die nicht mehr sind. Kann uns z. B. Jemand sagen, welche Steine in Lincoln's Inn es waren, die den Johnsen's Hand und Kelle mauerte? Wir fürchten, daß es uns Niemand sagen kann und wollen darüber. Mit Samuel Johnsen wird es vielleicht anders! Ein Mitglied des Britischen Museums hat, wie wir hören, Zeichnungen von allen Häusern gefertigt, in welchen er wohnte — möge es dafür gesegnet sein! Wir selbst entziffen nicht ohne Mühe und Gefahr kürzlich Gough's Square zwischen Fleetstreet und Holborn, sowohl an Belkourt als auch an Johnsen's Court anstehend, und am zweiten Tage unseres Suchens sogar das Haus, in welchem das englische Wörterbuch geschrieben ward. Es ist das erste oder Ochhaus rechter Hand, wenn man durch den Thorweg von der nordwestlichen Seite hereinkommt. Der gegenwärtige Besitzer, ein altlicher Mann von sauberem, anständigem Aussehen forderte uns auf, einzutreten und erbot sich sehr artig unser Gierene zu sein, ebdien in seiner Grannierung die seltsamste und thörichte Gensufen herrschte. Es ist ein ziemlich großes altväterisches Haus mit Geländern von Eichenholz. „Ich habe seitdem manches Flund und manchen Bann darauf verweht,“ sagte der würdige Hausbesitzer; „hier, sehen Sie, dieses Schlafzimmer war das Studirzimmer des Doctors; dies da war der Garten“ — ein Plätzchen nicht viel größer als ein Bettuch — „wo er spazieren ging, um sich Bewegung zu machen. In diesen drei Schlafzimmern unter dem Dache (wo seine drei Copisten saßen und schrieben) wohnten seine — Schüler!“ Tempus edax rerum! Aber auch ferax, denn unser Freund legte hierauf mit einem Blick der rein historisch sein wollte, hinzu: „Ich vermiethe das ganze Haus stundenweise an anständige Herren — vierteljährlich oder monatlich; es ist mir ganz egal.“ — „Wir auch,“ flüsterle Samuel's Geist, als wir gedankenvoll weiter unserer Wege gingen.

sind seine Gefährten. Er ist so arm, daß sein Weib ihn verlassen und ein Unterkommen bei Verwandten suchen muß, denn Johnson's Haushalt kann bloß einen einzigen Bewohner beherbergen. Zu all seinen fortwährend wechselnden und fortwährend wiederkehrenden Leiden gesellte sich auch noch fortwährende Kränklichkeit und damit verbundene Niedergechlagenheit. Eine furchtbare Last, welche die meisten gewöhnlichen Sterblichen zur Verzweiflung getrieben hätte, ist sein ihm vom Schicksal zugetheilter Ballast und seine Lebensbürde: er „konnte sich keines Tages entführen, den er ohne Schmerz zugebracht hätte.“

Trotzdem aber ist das Leben, wie wir schon früher sagten, stets das Leben. Eine gesunde Seele, kerkere man sie ein wie man wolle, in eine schmutzige Maniade, einen fadenstcheinigen Koff, in körperliche Krankheit oder was man sonst wolle, behauptet stets die ihr vom Himmel verliehene unveräußerliche Freiheit, ihr Recht, Schwierigkeiten zu beslegen, zu arbeiten, ja sogar sich zu freuen. Johnson bewinselt nicht sein Dasein, sondern sucht es mutbig so gut als möglich zu benutzen. „Er sagte, der Mensch könne recht wohl für achtzehn Pence die Woche in einer Dachstube leben. Nur Wenige würden fragen, wo er wohne und wenn sie es thäten, so könne man ja recht gut sagen: Ich bin da und da zu treffen. Wenn man drei Pence in einem Kaffeebaue verthut, so kann man sich jeden Tag einige Stunden lang in sehr guter Gesellschaft befinden: für sechs Pence kann man zu Mittag essen, für einen Penny bekommt man Brod und Milch zum Frühstück und das Abendbrod kann man recht wohl entbehren. An dem Tage, wo man ein reines Hemd anzieht, geht man aus und stattet Besuche ab.“ Man bedenke, von wem und über wen dies gesagt ward und frage dann, ob darin mehr oder weniger Pathos liegt, als in einer ganzen Leihbibliothek von „Glaurs“ und „Harolds“.

Bei einer andern Gelegenheit, als Dr. Johnson eines Tags seine eigene Satyre las, worin das Leben eines Gelehrten mit den verschiedenen Hindernissen geschildert ist, die sich ihm auf dem Wege zum Glück und zum Ruhm entgegenstellen, brach er in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus. Ploß Mr. Thrale's Familie und Mr. Scott waren gegenwärtig, welcher letztere ihn scherzend auf den Rücken schlug und sagte: „Was soll das heißen, mein guter Herr? Sie und ich und Herkules waren ja, wie Sie wissen, alle mit Schwermuth behaftet.“ Er war ein sehr großer starker Mann und ver-

vollständigte mit Johnson und Herkules das Triumvirat auf ziemlich komische Weise.

Es waren dies aber süße Thränen; es lag darin die freudige Erinnerung an allerdings furchtbare Mühen, vor denen er aber niemals zurückgebebt war und die er nun siegreich überwunden hatte. Dereinst wird es auch dich freuen, gethaner Arbeit zu gedenken! — Obgleich Johnson noch unbekannt und arm ist, so ist ihm doch der höchste Genuß des Daseins, der des freien Herzensumgangs, nicht verläßt. Savage und er wandern obdachlos in den Straßen umher, ohne Bett, aber nicht ohne freundliches Gespräch und in dem stolzeſten Gesellschaftsalon Londons findet dieses Gespräch nicht seines Gleichen. Auch in der stillen leeren Nacht auf dem harten Straßensplaster sind ihre eigenen Leiden nicht das einzige Thema ihrer Unterhaltung, denn sie versichern einander gegenseitig, daß sie ihrem Vaterlande keiſehen wollen, die beiden Hinterwäldler der Häuserwüſte!

Von allen äußeren Uebeln ist Obscurität oder Unbekanntheit an und für sich vielleicht das geringſte. Für Johnson, als einen Mann von gesundem Geiſte, hatte der phantaſtiſche Artikel, der unter dem Titel des Ruhms verkauft oder verſchenkt wird, wenig oder keinen Werth außer dem an und für sich darin liegenden. Er ſchätzte ihn als das Mittel, Beſchäftigung und guten Lohn zu bekommen, aber kaum als etwas weiter. Sein Licht und ſeine Nichtſchnur entſtammten einer höheren Quelle, von welcher er bei ſeinem ehrlichen Widerwillen gegen alle Heuchelei oder Anmaßung mit Menſchen nicht ſprach; ja wovon er als geſunder Geiſt vielleicht noch nicht einmal mit ſich ſelbſt geſprochen hatte.

Diese ſeine Nichtachtung des Ruhms und Gleichgültigkeit dagegen betrachten wir als eine auffällige Thatſache in Johnson's Geſchichte. Die meiſten Autoren ſprechen von ihrem „Ruhm“, als ob derſelbe etwas ganz Unſchöpbares wäre, das große Ultimatum und die himmliſche Gabe, unter der ſie zum Kampf und Siege ziehen. — Dein „Ruhm!“ unglücklicher Sterblicher, wo wird er und du mit ihm in etwa fünfzig Jahren ſein? Shakeſpeare ſelbſt hat nur zweihundert Jahr gedauert; Homer (theils durch Zufall) dreitauſend und umgibt nicht ſchon eine Ewigkeit jedes Ich und jedes Du? Höre daher auf, ſicherhaft brütend auf dieſem deinem Ruhm zu ſitzen und mit den Klügeln zu klatschen und grimmig zu ziſchen, wie eine Prutzant auf ihrem letzten Ei, wenn ein Menſch ihm zu nahe zu kommen wagt! Janke dich nicht mit mir, baſſe mich nicht, mein Pruder; mache aus

deinem Ei was du kannst und behalte es. Gott weiß, daß ich es dir nicht fehlen will, denn ich glaube, es ist ein Wunder.

Johnson für seinen Theil war nicht der Mann, der durch eine Recension todtgemacht werden konnte. Ein Mann, dessen wohlwollende Menschenliebe bekannt ist, hat gesagt, wenn ein Autor zu Tode recensirt werden kann, so möge es ja so schnell als möglich geschehen. Johnson nimmt dankbar jedes Wort auf, welches zu seinen Gunsten gesprochen wird; ärgert sich durchaus nicht über ein Vasquill, sondern steht es an, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird und zeigt, wie es hätte besser gemacht werden können. Das Vasquill selbst ist allerdings nicht, eine Seifenblase, die im nächsten Augenblicke sich in einen Tropfen abgesandenen Schmutzwassers verwandelt. Mittlerweile aber nützt es doch so viel, daß es die Augen der Welt um so mehr auf ihn lenkt und das nächste Geichäft dann um so vortheilhafter ausfällt. „Wenn die Leute aufhören, von mir zu sprechen, so muß ich verhungern.“ Ein gesundes Herz und ein verständiger Kopf — diese werden Niemandem untreu, nicht einmal einem Schriftsteller!

Unbekanntheit war jedoch in Johnson's Halle, mochte sie nun ein leichtes oder ein schweres Uebel sein, doch auf jeden Fall ein, von welchem sich voraussetzen ließ, daß es kein immerwährendes sein würde. Er ist von dem Geiste eines ächten Arbeiters besetzt, entschlossen, seine Arbeit gut zu verrichten. Und er verrichtet auch seine Arbeit gut, nämlich seine ganze Arbeit, nicht bloß die des Schreibens, sondern auch die des Lebens. Ein Mann von diesem Gepräge ist unglücklicherweise in dem literarischen sowohl, als in irgend einem andern Bereiche der Welt nicht so gewöhnlich, daß er immer unbemerkt bleiben könnte. Allmählig taucht Johnson auf. Anfangs dämmeret er in unformlichen düsteren Umrissen vor den Augen einiger wenigen Beobachter empor, zuletzt aber zeigt er sich in seinen wahren Verhältnissen dem Auge der ganzen Welt, umgeben von einem Lichtschein des Ruhms, so daß Jeder, der nicht blind ist, ihn sehen muß und wird.

Allmählig, sagten wir, denn auch das zeigt sich deutlich; langsam aber sicher. So wie sein Ruhm nicht durch übertriebenes Geschrei von dem wächst, was er zu sein scheint, sondern durch eine immer bessere und bessere Einsicht Dessen, was er ist, so dauert er auch und widersteht der Abnutzung, weil er ächt ist.

So ist es mit dem wahren Ruhme allerdings immer oder beinahe immer. Das himmlische Licht steigt von Dünsten umgeben auf. Viele

erschäben es und betrachten es durch ihre kritischen Teleskope. Es lobt er nicht auf, möge nun die Welt es betrachten oder nicht und erst nach einer Zeit, vielleicht nach langen Zeiten wird seine himmlische ewige Natur unzweifelhaft. Rußig dagegen ist das Lobern einer Theertonne. Der große Haufen tanzt mit lautem Durrah um sie herum und segnet wie Homer's Bauern das nützliche Licht; unglücklicherweise aber endet er gar so bald in Nacht, sinkendem, erstickendem Qualm und wird als ein namenloses Gemisch von verkohlten Kaffrauben, Beschläcken und vomissement du diable in die Gasse geworfen.

Johnson aber genos Alles, oder doch beinahe Alles, was der Ruhm einem Menschen gewähren kann — die Achtung und den Gehorsam Derer, die um ihn sind und unter ihm stehen, so wie auch Derer, deren Meinung allein einen mächtigen Eindruck auf ihn äußern kann. Ein kleiner Cirkel sammelt sich um den Weisen, der sich allmählig erweitert, so wie sein Ruf sich verbreitet und immer Mehrere kommen, um zu sehen und zu glauben, denn die Weisheit ist kostbar und von unwiderstehlicher Anziehungskraft für Alle.

„Ein begeisterter Schwachkopf“, Goldsmith, treibt sich auf seltsame Weise in seiner Nähe herum, obgleich er, wie Hawkins sagt, „Johnson nicht liebte, sondern ihn eher um seiner Talente willen beneidete und einmal einen Freund hat, ihn nicht länger zu loben, „denn,“ sagte er, „Ihr verwundet mich in der tiefsten Seele, wenn Ihr dies thut!“ Und dennoch liegt in dem „Stachelbeernarren“ nichts Böses, sondern eher viel Gutes; von einer schöneren, wenn auch von einer schwächeren Art als Johnson's und um so ächter, als er selbst sich dessen niemals bewußt werden konnte, — obgleich er unglücklicherweise nie aufhörte, es zu versuchen. Der Autor des ächten „Bicar von Wakefield“ muß nolens volens einer solchen Rasse ächter Manneskraft entgegenfliegen und abwechselnd angezogen und abgestoßen dreht sich Dr. Minor fortwährend um Dr. Major.

Dann sehen wir hier den ritterlichen Topham Beauclerk mit seinem treffenden Wig und seinem eleganten höfischen Benehmen. Ferner Bennet Langton, einen orthodoxen würdigen Gentleman, obgleich Johnson einmal über seinen letzten Willen und Testament fast lauter lachte, als ein Zerklicher vermag und „seine Feitheit nicht zügeln konnte, sondern ihr Raum gab, bis er aus Temple Gate hinaus war, wo er dann in ein so lautes Gelächter ausbrach, daß er fast von Krämpfen befallen zu sein schien.

Er ergriff, um sich aufrecht zu erhalten, einen der Pfähle neben dem Trostoir und lachte so laut und fürchterlich, daß in dem Schweigen der Nacht seine Stimme von Temple Par bis Fleet Ditch zu hallen schien."

Zuletzt kommt auch noch sein solid denkender und solid speisender Ahrale, der vielgeliebte Mann, mit seiner „Ihralia“, einem schönen schmetterlingsartigen Geschöpf, mit welchem der Elephant gern spielte und es auf seinem Rüssel hin und her schwenkte.

Von dem ehrerbietigen Bodwell sprechen wir weiter nicht, denn wozu wäre dies nöthig? — Eben so wenig von den geistigen Lichtern, die durch ihre Zunge oder Feder dieses Zeitalter zu einem merkwürdigen machten oder von Hochland Lairds, die in feurigem Udsquebaugh „Ihre Gesundheit, Doctor Schomson!“ tranken. — Noch weit weniger von vielen Solchen, wie z. B. dem armen Mr. S. Lewis, von dessen Geburt, Tod und ganzen irdischen rebus gestis weiter nichts als die einzige Zeile auf uns gekommen ist: „Sir, er lebte in London und trieb sich in der Gesellschaft herum!“ Stat Parvi nominis umbra. —

In seinem dreiundfünfzigsten Jahr wird Johnson durch königliche Gnade mit einer Pension von dreihundert Pfund bedacht. Lautes Geichrei ist allemal mehr oder weniger wahnsinnig, wahrscheinlich aber war das wahnsinnigste von jedem lauten Geichrei im achtzehnten Jahrhundert jenes, welches wegen Johnson's Pension erhoben ward. Die Menschen scheinen an den Nasen herumgeführt zu werden, in der That aber geschieht es an den Ohren, wie man im Alterthum mit den Sklaven that, denen zu diesem Zwecke die Ohren durchbohrt wurden, oder wie es mit gewissen modernen Bierfüßlern geschehen könnte, deren Ohren lang sind.

Sehr mit Unrecht hat man gesagt: Namen ändern die Dinge nicht. Die Namen ändern die Dinge allerdings, ja größtentheils sind sie die einzige Substanz, welche die Menschheit an Dingen unterscheidet. Die ganze Summe, welche Johnson während der noch übrigen zweiundzwanzig Jahre seines Lebens aus dem öffentlichen Fond Englands bezog, würde einen unserer Hohenpriester ungefähr halb so viel Wochen ernährt haben und beträgt ziemlich so viel, wie das Einkommen unseres ärmsten Kirchenaufsehers in einem einzigen Jahre. Von Administratoren von Provinzen, Pferdehändlern und Wildvernichtern wollen wir gar nicht einmal sprechen; aber wer waren die Primaten von England und die Primaten von ganz England während Johnson's Zeit? Niemand hat es sich gemerkt. Ferner fragen

wir: Ist der Primas von ganz England etwas oder ist er nichts? Wenn er etwas ist, was soll er dann anders sein, als der Mann, welcher an höchster Stelle lehrt und geistig erbaut und die lebenden Seelen, welche England bewohnen, durch weise Führung auf Erden zum Himmel leitet?

Wir berühren hier tiefe Gegenstände, die uns nur entfernt angehen - und noch tiefer führen können; so viel aber ist mittlerweile klar, daß der wahre geistige Erbauer und Seelenvater von ganz England damals und noch bis auf die neueste Zeit der Mann war, welcher Samuel Johnson hieß und dem diese erbärmliche Welt es zum Vorwurf machte, daß er ungefähr die Einnahme eines Acciseinspectors hatte!

Wenn das Schicksal den armen Samuel rauh behandelt hatte und auch niemals aufhörte, ihn auf rauhe Weise heimzusuchen, so konnte man doch den letzten Abschnitt seines Lebens für siegreich und im Ganzen glücklich erklären. Er war allerdings nicht mäßig, ward aber doch jetzt nicht mehr durch Mangel angefaßelt; das Licht, welches die dunkeln Höhlen der Armuth erhellt hatte, beleuchtet jetzt die Girkel des Reichthums, einer gewissen Kultur und eleganten Intelligenz; er, der einst vorgelassen worden, um mit Edmund Gave und Laback-Browne zu sprechen, läßt jetzt einen Reynolds und einen Burke vor, die mit ihm zu sprechen wünschen. Liebende Freunde sind da; man hört ihm zu, ja man antwortet ihm. Die Früchte seiner langen Arbeiten liegen in schönen leiserlichen Schriften über Philosophie, Beredsamkeit, Moral und Philologie um ihn herum. Einige dieser Werke sind im höchsten Grade vortrefflich, alle aber ächt und seiner würdig, und ein inniges Murmeln des Dankes dringt von allen Enden seines Vaterlandes zu ihm. Ja es giebt Werke der Güte, unsterblicher Barmherzigkeit, welche selbst er die Macht gehabt hat zu thun: „Was ich gab, habe ich; was ich spendete, hatte ich.“ Jugendfreunde waren schon lange in das Grab gesunken und dennoch lebten sie in seiner Seele immer noch frisch und klar und er bezog die frohe Hoffnung, sie dereinst in reinerer Vereinigung wiederzusehen.

So war Johnson's Leben — der siegreiche Kampf eines freien ächten Mannes. Zuletzt starb er den Tod der Freien und Wahren. Eine dunkle Todtswolke, umsäumt von dem Goldglanze unsterblicher Hoffnung, nahm ihn hinweg und unsere Augen konnten ihn nicht länger sehen, wohl aber sehen sie noch die Spur seines muthigen redlichen Geistes tief lebbar in dem Thun und Treiben der Welt überall wo er war und wandelte.

Die Quantität der Arbeit, welche Johnson verrichtet, zu taxiren und zu sagen, wie viel ärmer die Welt wäre, wenn er ihr gefehlt hätte, kann wie in allen dergleichen Fällen nie genau, ja es kann erst nach längerer Zeit auch nur annähernd geziehen. Jede Arbeit ist wie eine gestreute Saat; sie wächst und breitet sich aus und läßt sich wieder von Neuem und lebt und wirkt so in endloser Valinagenseße. Wir haben schon gesagt, daß wie gut und tüchtig und immer noch nutzbar Johnson's Schriften auch sind, wir doch sein Leben und seine Conversation noch höher stellen. Wer will berechnen, welche Wirkungen durch das eine wie das andere hervorgebracht worden und noch bis in ferne Zeiten werden hervorgebracht werden?

So viel jedoch können wir schon sehen: Es sind jetzt drei Vierteljahrhunderte, seitdem Johnson der Propheet der Engländer ist; der Mann, nach dessen Licht das englische Volk im öffentlichen und im Privatleben mehr als nach dem eines andern Mannes sein Dasein geleitet hat. Ein höheres Licht als jenes unmittelbar praktische, eine höhere Tugend als christliche Klugheit, konnte er damals nicht mittheilen, auch hätte vielleicht nichts Anderes Aufnahme gefunden. Dieses Licht aber und diese Tugend theilte er wirklich mit.

Den Weg durch diese labyrinthische Zeit, die gestürzte und stürzende Ruine der Zeiten, zu finden; eile Strudel zum Schweigen zu bringen; bis zum letzten Augenblicke festzubalten an den Fragmenten des alten Glaubens und mit eifrig forschendem Auge einige Schimmer des wahren Pfades zu entdecken und auf demselben weiterzuschreiten, „in einer Welt, wo es viel zu thun und wenig zu wissen giebt,“ — dies ist es, was Samuel Johnson durch Wort und That seine Nation gelehrt hat, was seine Nation von ihm mehr als von einem Andern lernte und empfing.

Wir können ihn als den Erhalter und Uebermittler alles Dessen betrachten, was der Geist des Toryismus Aechtes hatte, welcher ächte Geist — es wird sehr offenkundig — sich wieder in allen neuen Farben der Gesellschaft verkörpern muß, mögen sie sein, was sie wollen, wenn sie nämlich anders als auf dem Papier bestehen und Dauer haben sollen.

Der Letzte in vielen Dingen war Johnson auch der letzte ächte Tory; der letzte Engländer, der mit starker Stimme und vollständig gläubigem Herzen die Theorie des Stillstands predigte; der ohne Egoismus oder sklavische Verfassung die bestehenden Gewalten ehrte und, obgleich selbst arm, vernachlässigt und plebejisch, die Privilegien des Ranges verfocht; der ein

frommes Herz besaß und jeden falschen Schein herzlich haßte; der orthodox-religiös war und dennoch die Augen offen hielt, und der in allen Dingen und überall mit der Sprache offen herausging, aus einem Herzen, in welchem der Jesuitismus keine Herberge fand und mit der Stirn und in dem Tone nicht eines Diplomaten, sondern eines Mannes.

Dieser letzte der Tories war Johnson, nicht Burke, wie oft behauptet wird. Burke war seinem innersten Wesen nach Whig und erst als er den Rand des Abgrunds erreichte, nach welchem der Whiggismus von Anfang an unvermeidlich führte, prallte er zurück und zwar mehr wie ein befrühter, als wie ein redlich eifriger Mann; mehr wie ein glänzender weitblickender Rhetoriker, als wie ein tiefer sicherer Denker prallte er ohne Rast und frampfhaft zurück und beschädigte, was er mit sich zurücktrug.

In einer Welt, welche durch das Gleichgewicht der Gegensätze besteht, muß das beziehungsweise Verdienst des Erhalters und des Neuerers stets freitig bleiben. Groß ist mittlerweile und unzweifelhaft für beide Seiten das Verdienst dessen, welcher in einer Zeit der Veränderung weise und ebslich einherfährt. Johnson's Ziel war an und für sich ein unmögliches. Wie konnte sein Streben, sich der ewigen Fluth der Zeit entgegenzustemmen, alle Dinge festzuhalten, sie an Ankerketten zu legen und zu sagen: Rühre dich nicht! — wie konnte, fragen wir, ein solches Streben jemals ein erfolgreiches sein? Der stärkste Mann kann den Strom nur theilweise und auf eine kurze Stunde zurückhalten.

Aber kann nicht auch in einer so kurzen Verzögerung ein unermesslicher Werth liegen? Wenn England dem Blutbade einer französischen Revolution entgangen ist und kraft dieser Verzögerung und der Erfahrung, welche dieselbe an die Hand gegeben hat, seine Befreiung ruhig zu einer neuen Ära ausbilden kann, so gebührt Samuel Johnson mehr als allen seinen Zeitgenossen und Nachfolgern das Lob dafür.

Wir sagten oben, daß er eine Zeitlang bestimmt war, der Herrscher der britischen Nation zu sein, und wer durch die Oberfläche hindurch in das Herz der Weltbewegungen schaut, wird finden, daß alle Pitt-Kabinetts und Continentalsubsidien und Waterloo-Siege auf der Möglichkeit beruhten, England noch eine kleine Weile torpido, loyal gegen das Alte zu machen und dies wiederum auf die vorhergegangene Wirklichkeit hin, daß der Weise eine solche Loyalität noch ausführbar und empfehlenswerth gefunden hatte.

England hatte seinen Hume, wie Frankreich seine Voltaire's und Diderot's hatte; Johnson aber war und eigenthümlich.

Wenn wir nun fragen, durch welche Begabung Johnson ein solches Leben für sich und Andere hauptsächlich realisirte, aus welcher Charaktereigenschaft die Hauptphänomene seines Lebens sich am natürlichsten ableiten und welcher seine übrigen Eigenschaften, wenn wir uns ein Bild von ihm machen, am natürlichsten unterordnen lassen, so ist die richtige Antwort vielleicht: diese Eigenschaft war sein Muth, seine Tapferkeit, oder mit andern Worten: Johnson war ein muthiger, tapferer Mann.

Der Muth, welcher den Menschen treibt, heimlich auf die Seite zu gehen und sich zu erschließen, ist keineswegs ganz Das, was wir hier meinen. Einen solchen Muth halten wir sogar für etwas sehr Geringfügiges, was recht wohl neben einem Leben der Falschheit, der Schwäche, der Feigheit und Verächtlichkeit bestehen kann. Ja, öfter ist es mehr Feigheit als Muth, was zu diesem Resultate führt, denn man überlege wohl: Ist der Selbstmörder von einem vernünftigen Glauben und Beschlus befeelt oder setzt ihn eine unklare Furcht, — wie man ihn an öffentlichen Plätzen über die Axtel ansehen und wie „gerupfte Gänse der Nachbarschaft“ schnattern werden, wenn sie in ihm ebenfalls eine gerupfte Gans erblicken? Wenn er daher geht und ohne weiteres Geschrei oder hörbaren Aufruhr sich erschließt, so ist es gut für ihn, aber trotzdem ist weiter nichts Erstaunliches dabei, denn der Muth zu allem dießen ist vielleicht Niemandem, ja vielleicht nicht einmal dem Weibe verlag. Durchziehen nicht Werbesoffiziere trommelnd die Straßen von Fabrikstädten und treiben genug zerlumpte Bagabunden zusammen, von denen jeder, wenn er einmal den rothen Rock an hat und ein wenig dressirt ist, mit Vergnügen für die kleine Summe von einem Schilling täglich auf sich feuern läßt? Der Muth, welcher bloß zu sterben wagt, ist, bei Lichte betrachtet, nicht gerade etwas Erhabenes, allerdings nothwendig, aber dabei allgemein und erbärmlich, wenn er mit sich selbst Parade zu machen beginnt. Auf unserm Erdball wird er in jeder Secunde Zeit von einigen dreißig Personen an den Nag gelegt. Ja, man werfe einen Blick auf Newgate. Wandeln nicht die Ausgestoßenen der Schöpfung, wenn sie, als ob sie nicht Menschen, sondern Ungeziefer wären, zum Galgen verurtheilt werden, mit Anstand den letzten Gang und sagen dem Hohngeischrei des ganzen Weltalls schweigend gute Nacht? Was nur einmal ausgestanden werden muß, das stehen wir schon aus; was sein muß, kommt fast von selbst.

Welche ärmliche Figur spielt der grimmigste kriech Klopffechter als Duellant im Vergleich mit irgend einem englischen Kampfbahne, wie man ihn für fünfzehn Pence kaufen kann!

Der Muth, den wir wünschen und schägen, ist nicht der Muth, anständig zu sterben, sondern männlich zu leben. Dieser liegt, wenn er durch Gottes Gnade einmal verliehen worden, tief in der Seele; mit wohlthuernder milder Wärme nährt er alle anderen Tugenden und Gaben, die ohne ihn nicht leben könnten. Trotz unserer unzähligen Waterloo's und Peterloo's und aller unserer Feldzüge ist der Muth, den wir hier meinen und den wir den einzigen wahren nennen, in dieser letzten Zeit vielleicht seltener gewesen, als er zu irgend einer anderen seit der sächsischen Invasion unter Hengist gewesen ist. Ganz aussterben kann er unter den Menschen niemals, sonst taugte das Geschöpf Mensch nicht mehr für diese Welt, denn hier und dort, zu allen Zeiten und unter verschiedenen Gestalten werden die Menschen hierhergeendet, nicht bloß um damit zu paradiiren, sondern um ihn auch wirklich zu zeigen und wie vom Herzen zum Herzen zu beweisen, daß er noch möglich, daß er noch ausführbar ist.

Johnsen in seinem achtzehnten Jahrhundert und als Schriftsteller war einer von Denen, welche solche Beweise liefern und in der That und Wahrheit der „Pravste der Praven.“ Welcher Sterbliche konnte einen anstrengenderen Krieg zu führen haben? Und dennoch wich und wankte er nicht; er foht und — so hoch begnadigt ward er — errang den Sieg. Jeder, der da begreift, was es heißt, ein männliches Herz haben, wird finden, daß seit John Milton's Zeit in keiner englischen Brust ein wackereres Herz geschlagen hatte, als Samuel Johnson trug. Hierbei bemerkte man, daß er selbst sich niemals tapfer nannte, sich niemals so fühlte, aber es um desto vollständiger war. Keine Verzweiflung, kein Todtentanz oder Herensabbath des „literarischen Lebens in London“ schreckt diesen Pilgrim zurück; er arbeitet entschlossen an dem Werke der Befreiung und schreitet still und trotzig weiter. Er kann sich zwingen, die ihm einmal gestellte Aufgabe zu lösen und was geduldet werden muß, das duldet er schweigend.

Wie erhaben erscheint die große Seele des alten Samuel, indem sie täglich das ihr angewiesene kittere Theil von Glend und Arbeit hinnimmt neben der ärmlichen flatterhaften, kleinen Seele des jungen Boswell, der einen Tag sich im Kreise der Eitelkeit bewegt, beim Weinbecher sitzt und ruft: „Aha, der Wein ist roth!“ den nächsten Tag dagegen seinen nieder-

geschlagenen, überschatteten, ärmlichen Zustand beklagt und es rückwärtslos findet, daß die ganze Bewegung des Universums ungehindert fortgeht, während sein Verdauungsapparat stehen geblieben ist!

Johnson's „Talent des Schweigens“ rechnen wir zu seinen großen und nur zu seltenen Begabungen. Wo sich nichts weiter thun läßt, da soll auch nichts weiter gesagt werden; gleich seiner armen blinden Walliserin vollbrachte er etwas und ertrug dabei „ein fünfzigjähriges Elend mit unerschütterlicher Standhaftigkeit.“ Wie grausam war das Leben gegen ihn — ein Gefängniß und ein Krankenhaus! Seine größte Aufgabe war, wie er oft erklärte, „sich selbst zu entrinnen“ und dennoch hat er allem diesen gegenüber seine Stellung und seinen Entschluß gefaßt; er kann alles mit kalter Gleichgültigkeit von sich weisen, denn er hat wenig zu hoffen oder zu fürchten. Seine Freunde sind beschränkt, kleinmüthig und karg; seines Bleibens müde, nehmen sie es doch übel, wenn er sich entfernt. Die Welt macht es einmal so. „Durch Täuschung des Publikums“, bemerkt er mit glanzvoller Ruhe, „werden unwissende Schriftsteller berühmt.“ Es ist dies ein Theil der Geschichte der englischen Literatur, etwas Immerwährendes, diese Täuschung des Publikums und sie — verändert den Charakter der Sprache.

In engem Zusammenhange mit dieser Eigenschaft des Muthes und der Tapferkeit, theils als daraus hervorgehend, theils als dadurch beschützt, stehen die leichter erkennbaren Eigenschaften der Wahrhaftigkeit in Worten und Gedanken und der Ehrlichkeit im Handeln. Hier findet eine Wechselseitigkeit des Einflusses statt, denn so wie die Verwirklichung der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit das Lebenslicht und Hauptziel des Muthes ist, so können diese wiederum ohne Muth in keiner Weise realisiert werden.

Nun aber wird trotz aller praktischen Unzulänglichkeit Niemand, der die Bedeutung Johnson's durchschaut, sagen, daß sein Hauptziel nicht die Wahrheit gewesen sei. In der Conversation bemerkt man allerdings dann und wann, daß er wie um des bloßen Sieges willen zu kämpfen scheint und man muß ihm diese Aufwallungen einer sorglosen Stunde vergeihen, besonders da er oft auf mannigfache Weise dazu versucht und gereizt ward. Hierbei bemerke man auch noch Zweierlei — erstens, daß diese Disputirübungen bloß oberflächliche Fragen betrafen und dann, daß sie gewöhnlich nach den unparteiischen Gesiegen eines logischen Kampfes durchgeführt wurden. Wenn ihr Zweck zu entschuldigen war, so war auch ihre Wirkung harmlos, ja vielsleicht wohlthätig. Die lärmende Mittelmaßigkeit ward dadurch in ihre

Schranken gewiesen und ihr die andere Seite eines streitigen Gegenstandes gezeigt, dessen wahre Erscheinung ja ohnehin nur dann erkannt werden konnte, wenn man beide Seiten sah.

In seinen Schriften selbst finden sich genug Irrthümer und sonderbare Vorurtheile, die aber auch von ganz äußerer und zufälliger Art sind, nirgends aber ein vorsätzliches Verschleißen der Augen vor der Wahrheit.

Ganz makellos dagegen ist Johnson's Liebe zur Wahrheit, wenn wir betrachten, wie sie sich in der Praxis kundgiebt, als Das, was wir Ehrlichkeit des Handelns genannt haben. „Reinige Dein Gemüth von Heuchelei“, reihe es, verbanne die Heuchelei gänzlich — dies war sein oft wiederholtes, nachdrückliches Gebot und kam er ihm nicht auch selbst aufs Treulichste nach? Das Leben dieses Mannes ist gleichsam um und um gewendet und von Freund und Feind mit Mikroskopen untersucht worden, aber man hat keine Lüge in ihm gefunden. Sein Thun und seine Schriften sind nicht Schwaufungen, sondern wirkliche Leistungen, man kann sie in der Waage wägen und sie halten das Gewicht. Keine Felle, kein Satz ist unehrlich gemeint oder etwas Anderes als es sein soll. Ach, und er schrieb nicht aus innerer Begeisterung sondern um seinen Lohn zu verdienen, während jener immerwährende Strom der „Täuschung des Publikums“ vorbeifloß, in dessen Fluthen er dennoch nicht sinken wollte, während das Hinabsinken zu den ergiebigen Austerbänken ihm zu schlammig war. Dagegen bemerkte man wieder, mit welchem angeborenen Haß gegen die Heuchelei er von seiner Arbeit, der er mit so edler Gesinnung oblag, die anspruchsloseste Meinung hat und auch gegen Andere ausspricht. Er hatte, wie er oft selbst sagte, keinen andern Beweggrund zum Gelderwerb, keinen andern Grund zum Schreiben als Gelderwerb und dennoch schrieb er so.

In die Region der Dichtkunst erhob er sich allerdings niemals. Es gab kein Ideal außer ihm, welches sich in seinem Werke ausgesprochen hätte; um so edler war jenes unausgesprochene Ideal, welches in ihm lag und ihm befahl: Verrichte deine Arbeit im Geiste eines Arbeiters! Die, welche am lauteften über die Würde der Kunst sprechen, und glauben, daß auch sie künstlerische Kunstgenossen sind und zu den himmlischen gehören. — diese mögen wohl betrachten, was für ein Mann dieser war, der sich bloß als einen gemieteten Tagelöhner betrachtete. Ein Arbeiter, der seines Lohnes werth war, der nicht als Augendienster gearbeitet hat, sondern als einer, der treu erfunden wurde.

Dabei stand Johnson aber in jener Zeit nicht vielleicht ganz einzig da. Es war damals eine Zeit, wo man für Geld Waare bekommen konnte und wo man sich nicht mit der bloßen Ueberredung zu begnügen brauchte, daß man Waare hätte. Es war eine glücklichere Zeit.

Daß Milke auch in einem tapferen muthigen Herzen wohnen könne, ist eine alte Wahrnehmung oder Behauptung, die durch Johnson aufs Neue bestätigt wird. Wenige Menschen, von welchen die Geschichte erzählt, haben ein milderer und liebevollerer Gemüth beissen, als der alte Samuel. Man nannte ihn den Vären und oft sah und krüllte er auch wie ein solcher, nämlich wenn er gezwungen ward, sich zu vertheidigen. Und dennoch schlug hinter dieser zottigen Außenseite ein Herz so warm, wie das einer Mutter, so weich, wie das eines Kindes. Ja, größtentheils war eben sein Gebrüll nur der Jörn der Liebe; die Wuth eines Vären, wenn man will, aber einer Värin, der man ihre Jungen geraubt hat. Wer seine Religion, die Kirche von England oder das göttliche Recht antastete, der hatte ihn auf sich! Diese Dinge waren seine Symbole alles Dessen, was es für die Menschen Gutes und Kostbares giebt; so zu sagen, seine Bundeslade, und wer an diese Hand anlegte, verwundete ihn in seinem innersten Herzen. Nicht aus Haß gegen den Opponenten, sondern aus Liebe zu der angefochtenen Sache ward Johnson grausam und in seinem Widerspruch grimmig. Dies ist eine wichtige Unterscheidung, die man beim Tadel seiner Ueberschüsse in der Conversation nie vergessen darf.

Dabei aber bemerkte man auch, mit welcher Menschenfreundlichkeit, mit welcher offenen treuherzigen Liebe er sich an alle Dinge anschließen kann, an eine blinde alte Frau, an einen Dr. Levett, an eine Kaze. „In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigten seine Gedanken sich häufig mit seinen verstorbenen Freunden; er murmelte oft Redensarten wie: „Der arme Mann, der ist nun auch schon lange todt!“ Wie geduldig verwandelt er seine ärmliche Wohnung in ein Lazareth, kulltet jahrelang den Widerspruch der Unglücklichen und Unvernünftigen, die in keinem andern Verhältniß zu ihm standen, als daß sie Niemanden weiter hatten, der ihnen ein Othak gewährte!

Erdelmüthiger Greis! Irdische Güter besitzt er wenig und dennoch giebt er davon reichlich. Von seinem eigenen sauer verdienten Schilling werden die halben Pence für die Armen, die auf sein Herauskommen warteten, nicht verweigert; die Armen warteten auf das Herauskommen Gines,

der nicht ganz so arm war! Ein Sterne schreibt Sentimentalitäten über todt' Esel — Johnson hat eine raube Stimme, aber er findet die unglückliche Tochter des Lasters auf der Straße umgefunken, trägt sie auf seinen eigenen Schultern nach Hause und spendet wie ein guter Samariter Hülfe den Hülfsbedürftigen, den Würdigen wie den Unwürdigen. Muß nicht die Wohlthätigkeit selbst in diesem Sinne eine Menge Sünden bedecken? Dieser raube Mann mit den harten Zügen war keine Comité-Dame eines Penny-Vereins, er war nicht Dirigent einer Armenspisecassale, er tanzte nicht auf Wohlthätigkeitsbällen und dennoch, wo hätte man in ganz England eine zweite so mitleidvolle Seele, eine zweite so himmlisch gütige Hand wie die seine finden können? Das Scherlein der Wittwe war, wie wir wissen, mehr werth, wie alle anderen Geschenke.

Vielleicht ist es eben dieses sich überall und stets kundgebende göttliche Gefühl der Liebe, was uns hauptsächlich zu Johnson hincieht. Er ist ein wahrer Bruder der Menschen und ein liebendes Kind der Erde, welches durch kleine helle liebgewonnene Stellen, auf welchen irgend ein geliebtes Wesen lebt und wirkt, diese raube einsame Erde zu einem bevölkerten Garten verschönert hat. Lichfield mit seinen größtentheils stumpfsinnigen und beschränkten Einwohnern ist bis zum letzten Augenblicke für ihn eine dieser kleinen sonnigen Inseln: *Salve magna parens!* Oder man lese jene Briefe über den Tod seiner Mutter. Welch ein ächter erhabener Gram und Schmerz ist darin ausgesprochen — ein Rückblick in die Vergangenheit, unaussprechlich wehmüthig, unaussprechlich zart. Und dabei dennoch ruhig und erhaben, denn nun muß er handeln und darf nicht müßig zuschauen. Seine innig verehrte Mutter ist ihm entrisen und nun muß er einen „*Rasselas*“ schreiben, um die Kosten ihres Begräbnißes zu bezahlen! Und liegen in jenem kleinen Vorfall, den er in seinem Andachtsbuche erzählt, nicht die Töne heiliger Wehmuth und Größe, tiefer als in mancher Tragödie, wie denn überhaupt der fünfte Act einer Tragödie in jedem Sterbebett liegt, wäre es auch nur das eines Bauern und von Stroh:

„Sonntag, 18. October 1767. Gestern gegen zehn Uhr Vormittags nahm ich auf immer Abschied von meiner lieben alten Freundin Katharine Chambers, die etwa im Jahre 1724 zu meiner Mutter zog und uns seitdem fast nicht wieder verlassen hat. Sie begrub meinen Vater, meinen Bruder und meine Mutter. Sie ist jetzt achtundfünfzig Jahre alt.

„Ich forderte die sämmtlichen Anwesenden auf, sich zu entfernen, sagte

Ihr dann, daß wir auf immer scheiden müßten, daß wir als Christen betend scheiden wollten und daß ich, wenn sie es wünschte, ein kurzes Orbet an ihrem Bett sprechen würde. Sie gab den innigen Wunsch zu erkennen, mich zu hören und hielt im Bett liegend mit großer Inbrunst ihre armen mageren Hände empor, während ich daneben niederkniete und betete.

„Dann küßte ich sie. Sie sagte mir, scheiden sei der größte Schmerz, den sie jemals empfunden und sie hoffe, daß wir uns an einem bessern Ort wiedersehen würden. Ich sprach mit überfließenden Augen und großer Gemüthsbewegung dieselben Hoffnungen aus. Wir küßten einander nochmals und schieden dann, um uns, wie ich demüthig hoffe, einst wiederzufinden und dann nie wieder zu trennen.“

Thränen tröpfelten an dem Granitfelsen herab — ein weicher Quell des Erbarmens rührt sich in ihm.

Noch tragiischer ist die folgende Scene.

Johnson erwähnte oft, daß er im Allgemeinen sich nicht anklagen könne, ein ungehorjamer Sohn gewesen zu sein. „Einmal,“ sagte er, „war ich allerdings ungehorjam — ich weigerte mich, meinen Vater nach Uttoreter auf den Markt zu begleiten. Stolz war die Ursache dieser Weigerung und die Erinnerung daran mir sehr peinlich. Vor wenigen Jahren wünschte ich für diesen Fehler zu büßen.“ — Aber auf welche Weise? Welche Buße war jetzt noch möglich? Wir beantworteten diese Frage durch Mittheilung seiner eigenen Worte:

„Madame, ich bitte Sie wegen meines schnellen Fortgehens heute Morgen um Verzeihung, mein Gewissen nöthigte mich dazu. Vor fünfzig Jahren machte ich mich an diesem Tage einer Verletzung meiner Kindespflicht schuldig. Mein Vater pflegte den Markt in Uttoreter zu besuchen und hier eine Bude zur Freilbietung und zum Verkauf seiner Bücher zu eröffnen. Durch Unwohlsein gezwungen zu Hause zu bleiben, fortsetzte er an diesem Tage mich auf, an seiner Stelle die Bude zu besorgen. Mein Stolz hielt mich ab und ich weigerte mich, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen. — Heute nun bin ich in Uttoreter gewesen. Ich ging auf den Markt zur Geschäftszeit, entblößte mein Haupt und blieb so eine Stunde lang auf dem Plage stehen, wo die Bude meines Vaters gewöhnlich stand. Zerknirschet stand ich da und ich hoffe, daß mir um dieser Buße willen vergeben werden wird.“

Wer veranschaulicht sich nicht dieses Schauspiel bei dem Regenwetter

und dem Hohn oder der Verwunderung der Umstehenden! Das Andenken an den alten Michael Johnson steigt aus weiter Ferne empor und winkt wehmüthig in dem „Mondlicht der Erinnerung“ — wie er sich redlich bemüht, von den Schlägen des Schicksals verfolgt und niedergeworfen, aber sich immer wieder erhoben oder es wenigstens versucht. Und o, als der müde alte Mann als Büchertrödler oder Kesselflicker oder wozu ihn sonst das Schicksal gemacht haben mochte, dich auf einen einzigen Tag um deine Hülfe bat — wie grausam, wie teuflisch war jene gemeine Eitelkeit, welche antwortete: Nein! Er schläft jetzt, nachdem er das Wechsellieber des Lebens überstanden; aber du, o Unbarmherziger, wie willst du den Stachel dieser Erinnerung beschwichtigen? — Das Bild Samuel's Johnson, der barhäuptig dort auf dem Markte steht, ist eins der großartigsten und ergreifendsten, welche wir malen können. „Neue! Neue!“ ruft er mit bitterem Schluchzen, aber nur zum Ohr des Himmels, wenn der Himmel ihm Gehör schenken will, denn das irdische Ohr und Herz, welches diese Neue hätte hören sollen, ist jetzt geschlossen und antwortet nie wieder.

Daß dieses so zarte Gefühl in einer oder der andern Form durch Johnson's ganzen Charakter, den praktischen sowohl als den intellectuellen, hindurchgeblidt und beide modificirt haben muß, ist nicht zu bezweifeln. Aber bei seiner rauhen Außenseite und den vielen sonderbaren Grillen, denen er huldigte, ward es nicht erkannt und Johnson galt nicht für ein schönes Gemüth, sondern für ein störriges, fast brutales.

Hätte man z. B. nicht erwarten sollen, daß die erste Frucht eines so liebevollen Herzens in Verbindung mit seinem Scharfblicke ein ganz vorzüglich artiges Benehmen als Mensch unter Menschen sein würde? Johnson's Artigkeit aber, auf welche er sich zur Verwunderung vieler nicht wenig einbilstete, war von der Art, daß sie einiger Erläuterung bedurfte. So ließ er es sich z. B. durchaus nicht nehmen, die Damen, welche ihn besuchten, wieder nach ihrem Wagen zu geleiten, obgleich er gewiß darauf rechnen konnte, daß sich eine Menge Zuschauer in Fleetstreet versammeln würden, denn er verachtete diesen Cavalierdienst in seinem schätzbaren braunen Schlafrock, ein Paar alten Schuhen, statt der Pantoffeln, und einer kleinen verkrüppelten Perücke, die ihm ganz oben auf dem Kopfe saß, während seine Manichetten und Kniebänder ungebunden herabhängten.

Und doch sehen wir hierin den Geist wahrer Höflichkeit, obgleich er sein Licht durch ein seltsames Medium wirft. So waren einmal in seinem

Zimmer unglücklicherweise keine Stühle vorhanden. „Ein Herr, der ihn häufig besuchte, während er seine „Idlers“ schrieb, fand ihn stets an seinem Pulste auf einem Stuhl mit drei Beinen sitzend. Johnson vergaß, wenn er sich erhob, doch niemals das fehlende Bein, sondern hielt den Stuhl entweder in der Hand oder lehnte ihn gelassen an irgend ein anderes Möbel, ohne gegen Den, der ihn besuchte“ — und der mittlerweile wie wir vermuthen, auf einigen Holzbänken oder wie Türken und Schneider mit untergeschlagenen Beinen auf der Diele saß —, „weiter etwas darüber zu bemerken. Es war,“ fährt Miss Reynolds fort, „eine merkwürdige Eigenschaft Johnson's, daß äußere Umstände ihn niemals bewogen, eine Entschuldigung vorzubringen oder auch nur davon Notiz zu nehmen. Ob dies die Wirkung eines philosophischen Stolzes oder ein theilweiser Begriff von wirklichem guten Töne war, ist zweifelhaft.“

Nach unserer Meinung ist es keineswegs zweifelhaft, daß es in der That die Wirkung ächter Höflichkeit war. Allerdings nicht jener pharisäischen Höflichkeit des sogenannten feinen Tons, die sich lieber kreuzigen ließe, als daß sie bei Tafel zwei Mal Suppe verlangen sollte, sondern die edle allgemeine Höflichkeit eines Mannes, welcher die Würde der Menschen kennt und seine eigene fühlt, so wie man sie in der patriarchalischen Haltung eines indischen Sachem sieht, so wie Johnson selbst zeigte, als ein plötzlicher Zufall ihn zu einer Unterredung mit seinem König führte. Und erscheint es bei unserer Ansicht, die wir von dem Manne haben, keineswegs seltsam, daß er sich einer genauen Kenntniß der Gesetze der Höflichkeit rühmte und noch viel weniger seltsam, daß er der Uebung derselben fortwährende Aufmerksamkeit widmete.

Noch deutlicher ist dieser Einfluß des liebevollen Herzens in seinem intellectuellen Charakter zu verfolgen. Was ist auch der Beginn der Intelligenz, die erste Veranlassung zur Uebung derselben anderes als eine Attraction zu etwas, eine Reizung dazu? Und wer hat wohl jemals ein wahres Talent — des Genies zu gesehweigen — gesehen, dessen Grundlage nicht Güte und Liebe gewesen wäre? In Johnson's Menschenliebe finden wir den Grund vieler seiner intellectuellen Eigenthümlichkeiten, besonders jene drohende Reihe von Verkehrtheiten, die unter dem Namen von „Johnson's Vorurtheilen“ bekannt sind. Man betrachte wohl die Wurzel, aus welcher diese hervorgingen; wir haben längst aufgehört, sie mit Feindselig-

felt in's Auge zu fassen, ja wir können sie verzeihen und ehrerbietig be-mitleiden.

Man überlege, mit welcher Kraft früh eingefogene Meinungen an einer Seele von solcher Reigung gehaftet haben müssen. Seine vielgetadelten Vorurtheile, jener Jakobitismus, Eifer für die Kirche von England, Haß gegen die Schotten, Hexenglaube und dergleichen — was war dies alles weiter, als der gewöhnliche Glaube anständiger wohlmeinender Provinzial-Engländer jener Zeit? Zuerst an dem Heerde seines Vaters im heimischen Staffordshire gesammelt, wuchsen sie mit seinem Wachsthum und gewannen Kraft mit seiner Stärke; sie wurden geheiligt durch die innigsten Erinnerungen, und ihnen entsagen, hieß seinem Herzblut entsagen. Wenn der Mensch, der keine Kraft der Liebe und keine Kraft des Glaubens besitzt, auch keine Kraft des Vorurtheils hat, so möge er dem Himmel dafür danken, aber nicht sich selbst.

Kraurig war es in der That, daß der edle Johnson sich von diesen Anhängseln nicht losreißen, daß er sie bloß läutern und mit einem gewissen Grad von Adel zur Schau tragen konnte. Und dennoch müssen wir wohl verstehen, wie sie aus dem innersten Mittelpunkte seines Wesens herauswuchsen, ja wie sie überdies in ihm sich mit Dem vereinigten, was die Arbeit und den Werth seines Lebens, die Summe seiner ganzen geistigen Bestrebungen bildete. Aus diesem selben Grunde ward er durch und durch ein Erbauer und Ausbesserer und nicht wie Andere, mit gleichen Gaben ausgerüstete, ein Einreißer, so daß in einem Zeitalter des allgemeinen Skepticismus England noch einen Gläubigen hervorbrachte. Auch hierin bemerkte man seine Aufrichtigkeit, denn während ein Dr. Adams mit wohlgefälliger Verwunderung fragt: „Haben wir nicht Beweis genug von der Unsterblichkeit der Seele?“ antwortet Johnson: „Ich wollte, wir hätten deren noch mehr.“

Die Wahrheit aber ist, daß Johnson im Vorurtheil sowohl als in allen andern Dingen das Produkt Englands war — einer jener guten Unterthanen, deren Glieder in England gemacht waren, leider der letzte dieser Unüberwindlichen, denn ihre Zeit ist nun um! Seine Kultur ist durch und durch englisch, nicht die eines Denkers, sondern eines „Gelehrten“; seine Interessen sind ganz englisch; er sieht und kennt nichts als England; er ist der John Bull des geistigen Europa — laßt ihn leben, liebt ihn wie er war und nicht anders sein konnte!

Beflagenswerth ist es allerdings, daß ein Samuel Johnson die irreligiöse Philosophie eines Hume durch eine „Geschichte von einem Geistlichen des Bisthums Durham“ widerlegte; daß er in dem großen Friedrich weiter nichts sah als „Voltaire's Lafai“; in Voltaire selbst bloß einen Mann *acerrimi ingenii, paucarum literarum*; in Rousseau bloß einen Menschen, welcher verdiente, gehängt zu werden, und in der allgemeinen lange vorbereiteten unvermeidlichen Tendenz des europäischen Denkens nur die Grille einer bleichsüchtigen Witzmagd, um der Abwechslung willen „den Siter zu melken.“

Unser guter theurer John! Und was steht er in der großen Stadt Paris? Nicht den schwächsten Schimmer von jenen d'Alembert's und Diderot's oder von dem seltsamen, zweifelhaften Werke, welches sie verriethen, sondern bloß einige Benedictinermönche, mit welchen er sich in Küchenlatein über *Editiones Principes* unterhält!

Unser theurer thörichte John; dennoch trägt er ein Löwenherz in seiner Brust! — Beflagenswerth, sagen wir, waren alle diese Dinge, aber keineswegs unverzeihlich, ja als Pflast oder als Folie vieler Anderen, was in Johnson lag, fast ehrwürdig. Müßen wir nicht in der That England und enalliche Institutionen und Lebensweise ehren, daß sie noch einen solchen Mann ausrüsteten, daß sie ihn befähigen konnten, an Herz und Kopf ein Samuel John zu sein und sie dennoch zu lieben und unerschütterlich für sie zu kämpfen? Welche Wahrheit und Lebenskraft mußten solche Institutionen einst beseffen haben, wenn sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch eine solche Erscheinung zu Tage fördern konnten! Es ist bemerkenswerth, daß auf unserer brittischen Insel die zwei großen Gegensätze Europas in ihrer höchsten Concentration in zwei Männern verkörpert waren, die gleichzeitig aus unserer Mitte hervorgingen. Samuel Johnson und David Hume waren, wie schon bemerkt worden, Kinder fast eines und desselben Jahres; während ihres ganzen Lebens Zuschauer einer und derselben Lebensbewegung, oft Bewohner einer und derselben Stadt. Einen größern Contrast in allen Dingen konnte es zwischen zwei großen Männern kaum geben. Hume von guter Familie und wohlhabend, gesund an Geist und Körper, bahnt sich aus freiem Antriebe einen Weg in die Literatur, während der arme, franke und verlassene Johnson durch das Bajonet der Nothwendigkeit hineingetrieben wird.

Und welch eine Rolle spielten sie hier jeder für seinen Theil? So wie

Johnson der Vater aller späteren Tories ward, so war auch Hume der Vater aller folgenden Whigs, denn sein eigener Jakobitismus war nur ein Zufall und verdiente eben so sehr den Namen eines Vorurtheils, wie irgend eines derer, die wir an Johnson kennen gelernt haben.

Ferner, wenn Johnson's Kultur ausschließlich englisch war, so ward Hume's Kultur in Schottland europäisch und aus diesem Grunde finden wir auch, daß sein Einfluß sich über alle Länder Europas verbreitet, während Johnson's Name außerhalb England kaum irgendwo anzutreffen ist.

An geistiger Statur sind sie einander fast gleich; beide sind groß, beide gehören zu den größten ihrer Zeit und dennoch sind sie einander so unähnlich! Hume besitzt den umfassendsten methodischen Blick, Johnson's Auge dagegen dringt am tiefsten in Einzelheiten ein. Der Hauptgrund hiervon lag vielleicht bei beiden in ihrer Erziehung. Keiner von beiden erhob sich zur Poesie und dennoch beide zu einer gewissen Annäherung daran, denn Hume erreicht in seiner Schilderung der republikanischen Kriege eine gewisse epische Klarheit und Methode und Johnson in vielen seiner flüchtigeren Erzeugnisse einen Anflug von lyrischer Wehmuth und anmuthiger Kraft. Beide besaßen — und ihr Publikum wunderte sich fast darüber — einen gewissen rauhen Humor, der durch ihren Ernst hindurchschimmerte — ein sicheres Kennzeichen, daß sie wirklich ernste Männer waren und ihre wilde Welt zu einer einstweiligen Heimath und sicheren Wohnung gezähmt hatten.

Beide waren ihren Gruntfäßen und Lebensgewohnheiten nach Stoiker; Johnson aber mit größerem Verdienste, denn er allein hatte viel zu überwinden und er allein veredelte seinen Stoicismus zur Frömmigkeit. Für Johnson war das Leben eine Gefangenschaft, die mit heldenmüthigem Glauben ertragen sein wollte; für Hume war es wenig mehr als eine tolle Jahrmarktschaubude, in deren wirres Geträng es sich kaum der Mühe verlohnte, sich hineinmischen zu wollen; wie lange dauerte es, so war der ganze Spektakel vorüber!

Beide erfüllten die höchste Aufgabe der Menschennatur, nämlich die, zu leben wie Männer und jeder starb nicht unpassend nach seiner Weise — Hume als ein Mensch, der mit erkünstelter, halberlogener Heiterkeit Abschied von Dem nimmt, was an und für sich und durch und durch nur eine Lüge war; Johnson wie einer, der mit von Ehrfurcht erfülltem, aber entschlossenem und fromm zuversichtlichem Herzen Abschied von einer Wirklichkeit

nimmt, um in eine noch höhere Wirklichkeit einzugehen. Johnson hatte von Anfang bis zu Ende von beiden die schwerere Aufgabe; ob er auch innerlich der Vestbegabte von beiden war, das wollen wir hier weiter nicht entscheiden.

Diese beiden Männer ruhen jetzt, der eine hier in der Westminster-Abtei, der andere auf dem Kirchhofe von Calton Hill in Edinburg. In ihrem ganzen Leben lernten sie einander nicht persönlich kennen; so wie Contraste einander lieben, so hätten auch diese beiden einander lieben und freundlich mit einander verkehren können, wenn nicht die irdische Egreu und Finsterniß, die in ihnen war, sie daran gehindert hätte! Vereint werden ihre Geister, nämlich Das, was Wahres in jedem war, selbst hienieden zusammenwirken und in freier Harmonie und Vereinigung leben. Sie waren die beiden Halb männer ihrer Zeit und wer die unerschrockene Offenheit und entschiedene wissenschaftliche Klarheit eines Hume mit der Ehrfurcht, Liebe und frommen Demuth eines Johnson verschmelzen könnte, der wäre der ganze Mann einer neuen Zeit.

Wird ein solcher ganzer Mann und erscheint und die zersahrene Zeit einen solchen auch zuläßt, möge der Himmel das arme England einstweilen mit Halb männern segnen, die würdig sind, jenen die Schukriemen aufzulösen, und die ihnen, wenn auch nur entfernt, gleichen! Mögen beide aufmerksam ins Auge gefaßt werden, mögen die ächten, wahren Bestrebungen beider gedeihen! Mit diesem Wunsche sagen wir beiden für jetzt ein herzliches Lebewohl.

Sir Walter Scott.

(1838.)

Der Amerikaner Cooper behauptet in einem seiner Bücher, daß die Menschen einen angeborenen Hang besitzen, Jeden, der sich auf irgend eine Weise auszeichnet, neugierig zu betrachten. Daß dies wahr ist, beweisen alle Beobachtungen, die wir von China bis Peru, von Nebucadnezar bis zum alten Hicory anstellen können.

Warum drängen sich die Menschen so neugierig nach dem verbesserten Galgen in Newgate? Der Delinquent, der eben gehangen werden soll, befindet sich in einer ausgezeichneten Lage und die Zuschauer drängen sich in solchen Massen herbei, daß er wahrscheinlich nicht der Einzige sein wird, den man erwürgt.

Man frage ferner diese ledernen Fuhrwerke, Equipagen, Cabriolets und Gigis mit Männern und Frauen darin, die kreuz und quer alle Straßen durchfegen: wohin so schnell? Man will die liebe Mistress Galimathias, die ausgezeichnete Frau, sehen oder den großen Mr. Galimathias, den ausgezeichneten Mann!

Oder man betrachte jenes krönende Phänomen und den Gipfelpunkt der modernen Civilisation, eine Soirée von sogenannten Löwen. In den glänzenden, hell erleuchteten Zimmern wimmelt es; ein wogender Strom von Spitzenkleidern und Ballfracks zieht sich hindurch, während ein sanftes Lächeln auf allen Gesichtern ruht, denn siehe, hier ziehen auch die Löwen, die Orakel ihrer Zeit, in einer oder der andern Weise. Es sind in der That angenehm zu schauende Orakel und es verlohnt wohl der Mühe hinzugehen und sie anzusehen. Darum geh hin und sieh sie an, frage sie aber nichts, sondern gehe wieder deiner Wege und sei dankbar. Eine solche Löwensoirée

gestattet nämlich nicht, daß gesprochen werde; darin liegt eben ihr charakteristisches Kennzeichen. Es ist eine Versammlung menschlicher Wesen und dennoch — so hoch ist die Civilisation gestiegen — kann der Hauptzweck menschlicher Versammlungen, daß die Seele sich in articulirten Aeußerungen der Seele entfalte, dabei gänzlich unberücksichtigt bleiben. Eine eigenliche Sprache ist dabei auch wirklich nicht vorhanden, sondern bloß ein gewisses lächelndes Zungenpiel und eine sogenannte Sprache, die viel schlimmer ist als gar keine. Aus diesem Grunde hat man zur Beförderung der Aufrichtigkeit und Ruhe in dergleichen Vörendsoiréen vorgeschlagen, daß jeder Löwe, wie Weinlaichen, mit einer Etiquette versehen werde. Und scheint dieser Vorschlag angemessen. Man lasse einen jeden seine silberne Etiquette, die ja möglichst zierlich und kunstlerisch angefertigt werden kann, um den Leib gebunden tragen. Man ließe sie dann, weiß woran man ist und der Worte bedarf es dann gar nicht.

D Henimore Cooper, es ist sehr wahr, daß die Menschen einen angeborenen Hang besitzen, Jeden, der sich auf irgend eine Weise auszeichnet, neugierig zu betrachten und überdies einen angeborenen Hang, auch selbst Auszeichnung zu erringen und sich betrachten zu lassen.

Andererseits wollen wir dies eine sehr wichtige und werthvolle Tendenz nennen, die für die Menschheit unerläßlich ist. Wo wäre ohne dieselbe Stern und Ordensband und die Bedeutsamkeit der Rangunterschiede; wo wäre aller Ehrgeiz, aller Gelderwerb, mit einem Worte die Haupttriebfeder, welche die Gesellschaft in Bewegung setzt, die Hauptkraft, durch welche sie zusammenhängt? Es ist dies, sagen wir, eine Tendenz, die zu mannigfachen Ergebnissen führt und von mannigfachem nicht bloß lächerlichen, sondern auch erhabenen Ursprunge ist, wiewohl ihn Manche einzig und allein auf den geistlichen blinden Trieb des Menschen zurückführen wollen, der ihn antreibt, wie kurzfristige Thiere nach irgend einem glänzenden Gegenstande, wäre derselbe auch nur eine gescheuerte Zinnkanne, zu rennen und sie für ein Sonnenlicht zu halten oder auch den Schafen gleich zu laufen und sich zusammenzudrängen, weil schon viele gelaufen sind.

Es ist in der That interessant zu erwägen, wie die Menschen sich die Götter machen, die sie selbst anbeten. Der berühmteste Mann, um welchen die ganze Welt Hurrah schreiend herumtanzte und den sie verehrt, als ob es niemals seines Gleichen gegeben hätte, ist derselbe Mann, den die ganze

Welt auf die Seite zu stoßen pflegte; und doch ist er nicht ein anderer, sondern in jeder Faser noch ganz derselbe.

Thörichte Welt, was bist du hinausgegangen zu sehen? Eine blankgeschauerte Kanne! und liegen nicht von demselben Metall noch ganze Huder solcher Kannen da, obgleich in Folge eines ungünstigeren Schicksals alle noch in ungerupfem Zustande?

Und dennoch ist es im Grunde genommen nicht bloß unser geselliger, schafähnlicher Trieb, sondern etwas Besseres und sogar das Beste, nämlich Das, was man die „fortwährende Thatsache der Heldenverehrung“ genannt hat, unsere angeborene, aufrichtige Liebe zu großen Menschen! Selbst Thoren begehren nicht den vergoldeten Heller um seiner selbst willen, sondern die goldene Guinee, für welche sie ihn fälschlich halten. Die Verehrung großer Menschen liegt dauernd in der Natur des Menschen und dies ist zu allen Zeiten, besonders in den gegenwärtigen, eine seiner glücklichsten Eigenschaften.

Zu allen Zeiten und selbst in den jetzigen ansehnend so ungehoramen Zeiten ist es eine nie genug zu preisende Thatsache, daß — so schlaue hat die Natur es eingerichtet — der Mensch nicht umhin kann, Dem zu gehorchen, dem er gehorchen soll. Man zeige dem stumpfsinnigsten Ordenkloß, man zeige dem stolzeßten Bedertopfe, daß es wirklich eine Seele giebt, die hoch über der seinen steht und wären seine Kniee steif geworden wie Erz, so muß er doch niederfallen und anbeten.

So steht es geschrieben und kann gelesen und wiederholt werden, bis es Alle wissen. Man verstehe es wohl, diese „Heldenverehrung“ war der erste Glaube; sie ist auch dem Wesen nach der zweite und dritte gewesen und wird eben so auch der letzte und endliche Glaube der Menschheit sein, unzerstörbar, in der Form wechselnd, aber im Wesen unveränderlich, worauf Politik, Religionen, Loyalitäten und alle höchsten menschlichen Interessen gebaut worden sind und gebaut werden können, wie auf einen Felsen, welcher dauert, so lange die Menschheit selbst dauert.

Dies ist Heldenverehrung; so viel liegt in dieser unserer angeborenen, aufrichtigen Liebe zu großen Menschen! — Und was können wir zum Dank für die unaussprechlichen Wohlthaten der Wirklichkeit weiter thun, als mit betterem Sinne die vielfachen Albernheiten des leeren Scheins verzeihen und sogar Löwenstreiden, mögen nun ihre Löwen mit jenen vorgeschlagenen Etiquetten versehen sein oder nicht, alle Arten von Gekreien wünschen?

Möge die Heldenverehrung blühen, sagen wir, eben so wie die immer eifrigere Jagd nach vergammelten Hellern, so lange Guineen noch nicht zum Vorschein kommen. Es liegt darin mindestens ein Beweis, daß Guineen vorhanden sind, daß man an ihr Vorhandensein glaubt und daß man sie schätzt. Suchet große Männer so viel ihr könnt; findet ihr keine, so gebt darum die Nachsuchung nicht auf und in Ermangelung großer Männer liefert so viele berühmte Männer, als der Appetit des Publikums nur immer vertragen kann.

Ob Sir Walter Scott ein großer Mann war, ist für Viele noch eine Frage; keine Frage aber ist, daß er ein sehr berühmter und auch wirklich seines Rufes würdiger Mann war. In der gegenwärtigen Generation hat es keinen Schriftsteller gegeben, der in irgend einem Lande eine solche Popularität genossen hätte und es hat, alle Generationen und alle Länder zusammengenommen, seines Gleichen nur wenige gegeben.

Dabei wird auch noch fernerweit zugestanden, daß Sir Walter Scott's Popularität von ziemlich gewählter Art war, nicht eine Popularität des großen Haufens. Seine Bewunderer waren eine Zeit lang fast alle intelligenten Geister civilisirter Länder und noch jetzt schließen sie einen großen Theil dieser Klasse ein.

Ein solches Glück war ihm während eines Zeitraums von einigen zwanzig oder dreißig Jahren ununterbrochen beschieden. So lange der Beobachtete aller Beobachter, ein großer Mann oder auch nur ein bedeutender Mann! Ganz gewiß haben wir es hier oder nirgends mit einem Manne in eigenthümlichen Umständen, mit einem ausgezeichneten Manne zu thun, in Bezug auf welchen es an dem angebotenen Gang von Seiten anderer Menschen nicht fehlen kann. Mögen die Menschen darum immer hinsehen, wo die Welt schon so lange hingehaut hat.

Und nun, wo die neue sehnlich erwartete Lebensgeschichte „von seinem Schwiegersohn und literarischen Testamentsvollstrecker“ wieder die Aufmerksamkeit der ganzen Welt um ihn versammelt, wahrscheinlich zum letzten Male auf diese Weise, und wo die Menschen gewissermaßen von einer Notabilität Abschied nehmen und im Begriff stehen, ihres Weges weiter zu gehen

und ihn auf der Fluth der Dinge seinem Schicksal zu überlassen, warum sollten wir hier nicht ebenfalls aussprechen, was wir von ihm denken?

Leser von gemischter Gattung und unbekannter Quantität und Qualität warten darauf, uns zu hören. Mit geringem inneren Verufe, aber dem Schicksale und der Nothwendigkeit freudig gehorchend, folgt der Verfasser den Schritten einer großen Menge; ob er aber Böses thut oder nicht, das wird nicht von der Menge abhängen, sondern von ihm selbst.

Ein s wünschte er allerdings, nämlich wenigstens zu warten, bis das Werk fertig wäre, denn die sechs versprochenen Bände sind, wie die Welt weiß, noch in einen siebenten übergefloßen, der erst in einigen Wochen das Licht der Welt erblicken wird.

Die Redaction des Journals aber, für welches wir dies schreiben, ist, des Variens überdrüssig, pereuphorisch geworden und erklärt, daß sie, möge das Werk fertig sein oder nicht, es gerade jetzt abgethan haben will.

Vielleicht ist es auch so am besten. Walter Scott's Physiognomie wird durch diesen siebenten Band nicht wesentlich geändert werden, denn schon die bereits erschienenen sechs haben nur wenig daran geändert, wie denn überhaupt ein Mann, der circa zweihundert Bände Original geschrieben und dreißig Jahre im allgemeinen Gespräch von Freunden gelebt hat, schon ein Bildniß von sich hinterlassen haben muß. Es geschehe denn, wie die gebieterische Redaction befehlt.

Zuerst daher ein Wort über die Lebensgeschichte selbst. Mr. Lockhart's bekannte Fähigkeiten rechtfertigen eine strenge Untersuchung in seinem Falle. Unser Urtheil im Allgemeinen würde dahin lauten, daß er das Werk, welches er sich vorgenommen, auf ehrenvolle und eines rechtlichen Arbeiters würdige Weise durchgeführt hat. Allerdings scheint sein Begriff von Dem, was dieses Werk sein sollte, kein sehr hoher gewesen zu sein.

Das Leben Scott's nach den Regeln der Kunst oder Composition zu malen, daß ein Leser nach reiflicher Prüfung bei sich selbst sagen könnte: „Das ist Scott, das ist die Physiognomie und Bedeutung von Scott's Erscheinung und Weltanschauung auf dieser Erde; so war er von Natur, so wirkte die Welt auf ihn, so er auf die Welt mit diesem oder jenem Ergebnisse, mit dieser oder jener Bedeutung für ihn selbst und uns,“ dies war Mr. Lockhart's Plan keineswegs.

Und dennoch ist dies ein Plan, der bei jeder Biographie zum Grunde gelegt werden sollte und er hätte von der Odyssee an bis herab auf Thomas

Gillwood mit allen Graden der Vollkommenheit durchgeführt werden können, denn es giebt in der ganzen Welt kein Heldengedicht, welches nicht im Grunde genommen eine Biographie oder die Lebensgeschichte eines Menschen wäre und eben so kann man auch sagen, daß es keine wahrheitsgetreue erzählte Lebensgeschichte eines Menschen giebt, die nicht gewissermaßen als ein gereimtes oder ungereimtes Heldengedicht betrachtet werden könnte.

Diesem Plane würde man, wie gesagt, den Vorzug geben, wenn er in anderer Hinsicht zweckentsprechend wäre, was er aber in der gegenwärtigen Zeit nicht ist. Sieben Bände verkaufen sich viel theurer und sind doch viel leichter zu schreiben wie einer. Was würde z. B. die Odysee kosten, wenn sie hogenweise verkauft würde? Wahrscheinlich noch lange nicht so viel als die „Pichwieder“ und in der commerciellen Algebra würde sich die Gleichung folgendermaßen stellen: Odysee gleich Pichwied, dividirt durch ein unbekanntes Ganze.

Es ist in der Literatur noch eine große Entdeckung zu machen, nämlich die Schriftsteller nach der Quantität Dessen zu bezahlen, was sie nicht schreiben. Ja, ist dies in der That und Wahrheit nicht eigentlich die Regel bei allem Schreiben und überdies bei allem Handeln und Thun? Nicht das, was über dem Boden steht, sondern was als die Wurzel und das unterirdische Element, aus welchem es hervorgegangen, unsichtbar darunter liegt, bestimmt den Werth. Unter allem Reden, was zu irgend etwas gut ist, liegt ein Schweigen, welches noch weit besser ist. Das Schweigen ist tief wie die Ewigkeit; das Reden ist leicht wie die Zeit.

Dies klingt paradox, nicht wahr? Aber wehe dem Zeitalter, wehe der von Charlatanen gepeinigten, mit Reden überhäuften, gleich einer unfruchtbaren Sahara hin und her gewehten Menschheit, welcher diese Wahrheit, die so alt ist als die Welt, gänzlich fremd wäre!

Dies, sagen wir, ist die Regel, mag man darnach handeln, mag man sie anerkennen oder nicht, und Der, welcher ihr untreu wird, kann weiter nichts thun, als sich in die Breite und Länge ausdehnen, zur Oberflächlichkeit und Verläuflichkeit, so daß er dann, ausgenommen als Kollagen, verhältnißmäßig keinen Nutzen mehr hat. Man denkt: wäre doch dieser Eimer dünnen Spüßwässers, das in einer Woche sauer wird und dann in die Gasse geworfen werden muß, destillirt oder concentrirt worden!

Unser lieber Zenimore Cooper, den wir gleich am Eingange erwähnten, hätte uns dann vielleicht einen einzigen Natty Lederstrumpf,

eine einzige melodische Synopsid des Menschen und der Natur im Westen (denn es lag einmal in ihm) gegeben, fast eben so wie es ein Saint Pierre mit den Inseln des Ostens machte, und die auf Befehl von Colburn und Compagnie eiligst zusammengeschusterten hundert unzusammenhängenden Dinge hätten ruhig im Chaos fortgeschlummert, wie alle zusammenhangslosen Dinge da möglich thun sollen.

In der That, dieser Genius des weisläufigen Schreibens und Handelns ist ein Moloch, dem eine Menge Seelen geopfert werden und wenn je eine Entdeckung werthvoll und nothwendig war, so ist es die oben angedeutete, nämlich nach der Arbeit zu bezahlen, die auf nicht sichtbare Weise verrichtet wird. Für eine solche so höchst nothwendige Entdeckung würden wir mit Freuden alle projectmachenden, Eisenbahnen bauenden, Kenntniß verbreitenden und sonstwie thätigen Promotiv- und Locomotivgesellschaften in der alten und neuen Welt auf irgend eine beliebige Zahl von Jahrhunderten hingeben. Wird diese Entdeckung wirklich einmal gemacht sein, so wollen auch wir unsere Rüge in die Luft werfen und rufen: „Jo Paean! der Teufel ist überwunden.“ — und mittlerweile wollen wir uns bemühen, es nicht sonderbar zu finden, daß sieben biographische Bände gegeben werden, wo einer viel besser gewesen wäre und daß mehrere andere Dinge gerade noch so geschehen, wie sie von Alters her zu geschehen pflegten und wahrscheinlich auch noch ferner geschehen werden.

Mr. Lockhart's Vorsatz war, denken wir uns, keineswegs, ein so hochfliegendes Kunstwerk, wie wir eben andeuteten, zu produciren oder überhaupt etwas Anderes zu thun, als alle Briefe, Documente und Notizen über Scott, von denen sich erwarten ließ, daß die Welt sie lesen würde, zu drucken und nach der Zeitordnung oder durch die erforderlichen erklärenden Einschaltungen auf verständliche Weise aneinanderzureihen.

Sein Werk ist daher nicht sowohl eine Composition, als vielmehr Das, was man eine gut ausgeführte Compilation nennen kann. Deswegen aber ist diese Aufgabe nicht ohne Schwierigkeiten, sondern kann mit außerordentlich verschiedenen Graden von Talent durchgeführt werden und von „Hannah More's Leben und Briefwechsel“ z. B. bis zu dieser Lebensgeschichte Scott's ist in der That ein weiter Abstand.

Wir wollen daher die sieben Bände hinnehmen und dankbar dafür sein, daß sie in ihrer Art ächt sind. Ja, was den Umstand betrifft, daß es ihrer sieben und nicht einer sind, so darf man nicht vergessen, zu erwähnen,

daß das Publikum es so verlangte. Hätte ein Autor anders verfahren wollen, so würde er dadurch einen Mangel an Politik verrathen haben. Hätte Hr. Lockhart sich mühsam concentrirt und anstatt einer guten Compilation in sieben Bänden die von uns gewünschte gutgeschriebene Composition in einem Bande, zu welcher er mehr als sonst Jemand in England befähigt war, zu Tage gefördert, so läßt sich kaum bezweifeln, daß seine Leser für den Augenblick unermesslich weniger gewesen wären. Wenn ihm daher das Lob hoher Gesinnung verweigert werden muß, so kann man ihm das der Klugheit nicht vorenthalten, und vielleicht ist ihm dieses auch lieber.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es gut ist, das Werk, wenn auch nur auf diese Weise ausgeführt, zu besitzen. Scott's Biographie liegt, wenn auch nicht eigentlich geschrieben, im Elementarzustande gedruckt und unzerstörbar vor uns und kann nun, da nöthig, zu jeder Zeit von Jedem, der Verus dazu fühlt, geschrieben werden. So wie es ist und wie es der Absicht des Verfassers gemäß sein sollte, ist, wir sagen dies nochmals, das Werk sehr gut und kräftig durchgeführt. Scharfsinn, Urtheil, Offenheit, Fleiß, geuünder Menschenstand — Diese Eigenschaften sind überall bemerkbar. Die Data, Berechnungen und übrigen Angaben sind, glauben wir, alle richtig. Es sind viele für jeden Andern zum Theil unmögliche Forschungen angestellt und die Ergebnisse derselben mit gebührender Kürze mitgetheilt worden. Scott's Briefe, im Allgemeinen nicht interessant, aber doch nie ganz ohne Interesse, sind in reicher Anzahl wiedergegeben; zahlreich aber mit Auswahl und die Antworten darauf noch ausgewählter. Erzählungen, Schilderungen und endlich auch persönliche Erinnerungen, zuweilen von großem Werthe, stets aber kräftig, aufrichtig und malerisch, sind hier und da eingestreut.

Hier liegen in der That die zerstreuten Glieder von Scott's Lebensgeschichte und diese Compilation ist mit einem Worte das Werk eines klarschauenden, richtig denkenden und fühlenden Mannes und mit der Fähigkeit und der Combination von Fähigkeiten durchgeführt worden, welche das Publikum von dem sich daran knüpfenden Namen zu erwarten berechtigt war.

Eins hören wir Hr. Lockhart sehr zum Vorwurfe machen, nämlich daß er zu mittheilend und indiscret gewesen und Vieles aufgezichnet habe, was lieber hätte verschwiegen bleiben sollen. Es werden Verionen und Umstände auf eine Weise erwähnt, die ihnen nicht immer zur Zierde gereicht.

Wie es scheint, ist sonach die Zurückhaltung weit geringer gewesen als man erwartete! Verschiedene Personen, die hier mit Namen und Vornamen genannt sind, haben sich verletzt gefühlt, ja sogar der Held der Biographie ist unheldenmüthig gemacht, indem zweideutige Thatfachen von ihm und Denen, mit welchen er zu thun hatte, ganz offen und frei erzählt werden. Daher spricht man von „Persönlichkeit“, „Indiscretion“ oder noch schlimmer „Heiligkeit des Privatlebens“ u. s. w. u. s. w.

Wie delicat und decent ist doch die englische Biographie, Gott segne ihren zimperlichen Mund! Ein Damoklesschwert der „Respektabilität“ hängt unausgesetzt über dem armen englischen Biographen — so wie über dem armseligen englischen Leben im Allgemeinen — und lähmt ihn in allen seinen Bewegungen. Man hat deshalb auch gar nicht mit Unrecht gesagt, daß es keine englischen Biographien giebt, die sich des Lesens verlohnten, als die von Schauspielern, welche der Natur der Sache zufolge der Respektabilität gute Nacht gesagt haben. Der englische Biograph hat schon längst gefühlt, daß, wenn er bei Abfassung der Biographie seines Mannes etwas niederschrieb, was möglicherweise irgend Jemanden beleidigen könne, er dann falsch geschrieben habe.

Die einfache Folge davon war, daß eigentlich gar keine Biographie zu Stande kommen konnte. Der arme Biograph, der die Furcht nicht vor Gott im Auge hatte, mußte sich gleichsam in einen leeren Raum zurückziehen und auf die traurigste beengteste Weise schreiben, so daß ebenfalls nur ein leerer Raum die Folge war. Vergebens schrieb er und vergebens lasen wir einen Band nach dem andern. Es war keine Biographie, sondern das weiße farblose, unklare Geipens einer Biographie ohne ausgeprägte Züge oder Materie — ein Nichts, wie wir sagen, und Wind und Schatten, — woraus auch in der That die ganze Sache bestand.

Kein Mensch lebt ohne anzustoßen und gestoßen zu werden; er muß sich auf alle Weise mit den Ellbogen Bahn brechen. Sein Leben ist ein Kampf, insoweit es überhaupt etwas Vorhandenes ist. Sogar die Auster, glauben wir, kommt in Collision mit andern Austern; ganz ungewisselhaft kommt sie wenigstens mit Nothwendigkeit und Schwierigkeit in Collision und hilft sich durch, nicht als eine vollkommene ideale Auster, sondern als eine unvollkommene wirkliche. Die Auster muß einen gewissen Grad von Reue kennen, einen gewissen Grad von Haß, einen gewissen Grad von Kleinmuth.

Was aber den Menschen betrifft, so ist sein Kampf mit dem Geiste des Widerspruchs, der außer ihm und in ihm lebt, ein fortwährender; wir meinen den hohen Geist, oder man nenne ihn auch den schwachen, erbärmlichen Geist, der in Andern und in ihm selbst lebt. Sein Gang ist wie alles Gehen — wenigstens sagen dies die Physiker — ein fortgesetztes Fallen. Will man das Leben des Menschen malen, so muß man auch dies darstellen. Deshalb stelle man es angemessen, mit Würde und Maß dar, vor allen Dingen aber stelle man es dar. Wir wollen keine Aufführung des Hamlet, in welcher auf besonderes Verlangen die Rolle Hamlet's ausgelassen ist! Wir wollen kein Gespenst von einer Biographie, möge das Damoclesschwert der Respektabilität — welches im Grunde genommen doch nur von Pappe ist — drohen wie es wolle! Man hoffe, daß der Geschmack des Publikums in dieser Sache sich viel gebessert habe und daß leere Biographien mit einer Menge anderer darauf bezüglicher leeren Dinge sich immer mehr in den leeren Raum zurückziehen, in welchen sie gehören.

Wahrscheinlich fühlte Mr. Lockhart, was das große Publikum mit Beifall aufnehmen würde und dies bewog ihn, mit offenen Augen diesen Verstoß an dem kleinen kritizirenden Publikum zu begeben. Wir sind freudig damit einverstanden.

Vielleicht ist daher von allen Lobprüchen, die man diesem Werke in so reichem Maße spendet, in der That keiner für den Verfasser so rühmlich als eben dieser Tadel, welcher ebenfalls ziemlich häufig ausgesprochen worden. Es ist dies ein Tadel, der viel besser ist, als vieles Lob. Man findet den Verfasser schuldig, Dies oder Jenes gesagt zu haben, was Diesem oder Jenem nicht ganz angenehm sein kann, oder was, mit andern Worten, geeignet ist, der Lebensgeschichte, die er geschrieben, ein lebendiges Gesicht zu geben und sie aus dem leeren weiß-geistessthem Zustand herauszuheben.

Wir hören wie Mehrere rufen: Seht, da steht etwas geschrieben, was mir nicht ganz angenehm ist! — Guter Freund, du thust mir leid, aber wer kann es ändern? Diejenigen, welche sich um ein Feuerwerk herumdrängen, verlangen sich, und zuweilen mit Recht, die Pärte. Es ist dies der Preis, den sie für eine solche Illumination bezahlen; das natürliche Zwielicht dagegen ist für Alle sicher und frei.

Was uns betrifft, so hoffen wir, daß alle Arten von Biographien, die man in England schreibt, künftig auf diese Weise werden geschrieben werden. Wenn es angemessen erscheint, daß sie anders geschrieben werden, so ist es

noch weit angemessener, daß sie gar nicht geschrieben werden, denn nicht Dinge, sondern die Geispenster von Dingen erzeugen, kann niemals die Pflicht des Menschen sein.

Die Aufgabe des Biographen ist: ein treues Bild von der irdischen Wallfahrt eines Menschen zu entwerfen. Er wird wohl berechnen, welcher Vortheil dabei ist und welcher Nachtheil; unter welcher letzteren Rubrik er die eben erwähnten Beleidigungen seiner Mitmenschen nicht vergessen wird. Dadurch kann allerdings die Bagichale des Nachtheils so zum Sinken gebracht werden, daß manches außerdem vielversprechende biographische Unternehmen lieber aufgegeben werden muß.

Hat man sich aber einmal damit befaßt, so ist die Regel vor allen andern Regeln, es auch in Wirklichkeit durchzuführen und nicht ein bloßes Geispenst davon zum Vorschein zu bringen. Wenn der Verfasser einer solchen Lebensgeschichte von dem Manne und dem übrigen Menschen spricht, mit denen er zu thun hat, so wird er natürlich sich seiner Menschenliebe nicht entziehen, aber deswegen doch immer die Augen offen behalten. Fern sei es von ihm, etwas Unwahres niederzuschreiben, ja er wird sogar Vieles, was wahr ist, nicht weiter in Erwähnung bringen, sondern der Vergessenheit anheimgeben. Hat er aber gefunden, daß Dies oder Jenes für seinen Zweck wesentlich ist, hat er das Für und Wider richtig abgemogen, so wird er jenes wesentliche Gefundene in der That niederschreiben — er wird, können wir sagen, die Furcht Gottes vor Augen haben, aber keinerlei andere Furcht. Man tadle die Klugheit des Biographen, man sei mit der Berechnung, die er gemacht, einverstanden oder nicht, so wisse man doch, daß nur nach diesem Plane der Biograph hoffen konnte, eine Biographie zu machen und man tadle ihn nicht, daß er etwas gethan, was zu unterlassen sein schlimmer Fehler gewesen wäre.

Was die Genauigkeit oder Irrthümlichkeit dieser Angaben über die Ballantynes und andere angeblich verletzte Personen betrifft, worüber an gewissen Orten jetzt viel hin und her gestritten wird, so wissen wir davon gar nichts. Wenn diese Angaben unrichtig sind, so berichtige man sie; wenn die Unrichtigkeit vermeidbar war, so treffe den Autor Zurechtweisung und Strafe. Wir können bloß sagen, daß diese Dinge durchaus nicht das Ansehen der Ungenauigkeit haben und eben so wenig ist irgend die kleinste Spur von Boswilligkeit oder Feindseligkeit zu entdecken.

Die Wahrscheinlichkeit berechtigt demnach, so lange nicht bessere Be-

weise zum Vorschein kommen, entschieden zu dem Schlusse, daß diese Sache ziemlich so steht, wie sie stehen soll. Möge daher das tadelnde Geschwäg sich so weit verbreiten, als es kann. Für Mr. Lockhart gereicht es faktisch zu dem sehr bedeutenden Lobe, daß er furchtlos vor das Publikum hinstretend einer der Ersten gewesen ist, welche dieier öffentlichen Heuchelei Troß bieten — einer Heuchelei, die bei uns zu den weitest verbreiteten gehört und, so glatt sie auch ausfällt, mit vielen andern von der grauamüthen Art in engem Bunde steht.

Der zweite Tadel, daß Scott durch diese Biographie unheroisch gemacht worden, entsproßt demselben Stamme, und ist vielleicht eine noch weit wunderbarere Blüthe desselben. Der ächte Held darf also keine ausgeprägten Züge haben, sondern muß weiß, fleckenlos, ein unpersonlicher Geistesheld sein. Hiermit im Zusammenhange aber steht eine jetzt überall umlaufende Hypothese, die wahrscheinlich von irgend einem Manne, der einen Namen hat, ausgeht, denn ihre eigene Kraft würde sie nicht weit tragen, nämlich: Mr. Lockhart habe einen stillen Groll gegen Scott gehegt und deshalb alles Mögliche gethan, um unter der Hand und auf verrätherische Weise ihn der Eigenschaften eines Helden zu berauben!

Eine solche Hypothese ist wirklich im Umlaufe und wer Ohren hat, kann sie dann und wann hören. Muß über diese erschauuliche Hypothese wirklich ein Wort gesagt werden, so kann es bloß eine Entschuldigung unseres Schweigens sein, denn es giebt Dinge, vor welchen man verstummt, wie vor dem ersten Anblick des Unendlichen. Denn wenn man Mr. Lockhart wirklich und mit Grund einen radikalen Mangel zum Vorwurf machen kann, wenn ihm nach irgend einer Seite hin sein Scharfblick untreu wird, so scheint der Grund gerade darin zu liegen, daß Scott für ihn durch und durch liebenswürdig ist, daß Scott's Größe sich für ihn nach allen Seiten weiter ausbreitet, als sein Auge reicht; daß sogar seine Fehler schön werden; daß seine gemeine Gewinnsucht bloß Klugheit und angemessene Vorsicht ist; daß mit einem Worte sein Werth kein Maß kennt. Verweilt nicht der geduldige Biograph bei seinen „Arbten“, „Piraten“ und anderen hingeworfenen theatrallischen Decorationsmalereien und analysirt sie, als ob es Gemälde von Raphael oder der Zeit tropende Hamlet's und Othello's wären? Die Romansfabrik mit ihren fünfzehntausend Pfund Sterling jährlich ist ihm heilig als die Schöpfung eines Genius, welche den edlen Sieger zum Himmel entporträgt. Scott ist für Lockhart der Unvergleichliche seiner Zeit, ein Gegen-

stand, der sich vor ihm ausbreitet, wie ein Meer ohne Küste, und jene Hypothese läßt sich sonach durch nichts beantworten, als durch ausdrucksvolles Stillschweigen.

In Summa, Leser, welche uns glauben, werden Lockhart's Lebensgeschichte Scott's mit der Ueberzeugung lesen, daß ein Mann von Talent, Entschiedenheit und Einsicht sie geschrieben; daß er sie in sieben Bänden und nicht in einem geschrieben, weil das Publikum sie in dieser Gestalt besser bezahlt, daß er sie dabei aber mit Muth, mit Offenheit und Redlichkeit, mit einem Worte auf sehr leserliche und empfehlenswerthe Weise geschrieben. Wer sie braucht, kann sie kaufen oder auch für eine geringe Gebühr leihen und dabei überzeugt sein, daß er für sein Geld hier mehr Waare hat als dies in andern Fällen zu geschehen pflegt.

Und nun genug von dieser geschriebenen Lebensgeschichte; schauen wir uns nun den Mann und sein Handeln und Leben selbst ein wenig an.

In die Frage, ob Scott ein großer Mann war oder nicht, brachstigen wir nicht tief einzugehen. Diese Frage dreht sich, wie nur allzugebräuchlich ist, um bloße Worte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß viele Menschen groß genannt und gedruckt worden sind. Die viel, viel kleiner waren als er, und eben so wenig läßt sich bezweifeln, daß von den speziell guten ein sehr großer Theil nach dem ächten Maßstabe des menschlichen Werthes in Vergleich zu ihm werthlos war.

Der, für welchen Scott groß ist, kann ihn ganz unschuldig so nennen; er kann mit Vortheil seine großen Eigenschaften bewundern und muß ihnen mit aufrichtigem Herzen nachzusehen.

Gleichzeitig aber ist es auch gut, wenn wir in unsern Prädikaten einen gewissen Grad von Präcision zur Geltung zu bringen suchen. Es ist gut, wenn man begreift, daß keine Popularität und maulaufsperrende Verwunderung der ganzen Welt, selbst wenn sie eine ganze Reihe von Jahren fortgehe, einen Menschen wirklich groß machen kann. Eine solche Popularität ist allerdings ein bemerkenswerthes Glück und beweist, daß der Mann in sein Element, in seine Umstände paßt; daß aber wirklich etwas Großes in ihm lag, das geht daraus noch nicht hervor. Für unsere Einbildungskraft liegt, wie oben angedeutet worden, eine gewisse Apotheose darin, in der Wirklichkeit aber liegt durchaus keine Apotheose darin.

Popularität ist wie die Flamme einer Illumination, oder auch einer Feueröhrunst, die um einen Mann herum entzündet wird. Sie zeigt, was an ihm ist; vermehrt aber seine Eigenschaften nicht im mindesten, oft sogar entfremdet sie ihm Vieles und verzehrt den armen Mann selbst zu Asche und einem caput mortuum.

Dann ist auch der Natur der Sache nach eine solche Popularität vorübergehend und die „Reihe von Jahren“ findet gewöhnlich ein ganz unerwartetes, ja oft plötzliches Ende. Denn die Dummheit der Menschen, besonders der in Massen um irgend einen Gegenstand versammelten Menschen, ist außerordentlich. Welche Illumination und Brände haben sich entzündet, als ob neue himmlische Sonnen aufgegangen wären, und die sich doch nur als Theertonnen und irdische Strohwische erwiesen! Profane Prinzessinnen riefen: „Ein Gott, ein Farinelli!“ und wohin sind nun sie und Farinelli?

Auch in der Literatur hat man Popularitäten gesehen, die sogar noch größer waren als Scott's, und ohne daß etwas Dauerndes in ihnen gelegen hätte. Lope de Vega, bei dessen Namen alle Welt schwur und der förmlich sprichwörtlich geworden; der ein des Beifalls sicheres fünfactiges Trauerspiel in fast ebenso viel Stunden machen konnte; die größte aller Popularitäten der Vergangenheit oder Gegenwart und vielleicht einer der größten Menschen, die je unter die Zahl der Popularitäten gehört — Lope selbst, so glänzend, so weithinstrahlend, hat sich nicht als eine Sonne oder ein Stern des Firmaments erwiesen, sondern ist so gut wie verloren und ausgegangen oder spielt im besten Falle in den Augen einiger Wenigen wie ein blendendes, bald wieder auf immer verschwindendes Nordlicht. Der große Mann Spaniens saß unbekannt und arm als verstümelter Krieger im Gefängniß und schrieb seinen Don Quixote. Und Lope's Schicksal war trotzdem ein trauriges, seine Popularität vielleicht ein Fluch für ihn, denn auch in diesem Manne lag etwas Aetherisches, ein göttlicher Funke, der in wenig anderen populären Menschen erkennbar ist, und dennoch that dieser weithinstrahlende Glanz, obschon alle Welt dabei schwur, für sein wahres Leben, selbst während er noch lebte, nichts. Er mußte in ein Kloster, in eine Mönchskutte kriechen und mit unendlicher Wehmuth erfahren, daß seine Glückseligkeit in etwas Anderem lag, und daß, wenn das Leben des Menschen sich krank und verirrt fühlt, kein Beifall der ganzen Welt es wieder gesund und richtig machen kann.

Oder wenn wir unsere eigene Zeit ins Auge fassen, war nicht August Kogebue auch populär? Kogebue sah vor nicht erst vielen Jahren, wenn Geschrei und Händeklatschen Glauben verdienten, den größten Mann in sich; er sah seine Gedanken sichtbar in Blüsch und Pappe gekleidet in dem civilisirten Europa umherholziren; die eifernsten Gesichter weinten mit ihm in allen Theatern von Kadir bis Kamtschatka und sein „wunderbares Genie“ producirt mittlerweile durchschnittlich zwei Trauerspiele pro Monat. Er loderte im Ganzen genommen hoch genug, aber auch er ist in Nacht und Orkus versunken und schon nicht mehr.

Aus diesen Gründen wollen wir von der Popularität ganz absehen und annehmen, daß sie zu Scott's Größe oder Nichtgröße einfach nichts beitrage; wir wollen sie mit einem Worte nicht als eine Eigenschaft, sondern als einen bloßen Zufall betrachten.

Dieses trügerische Nimbus entkleidet und auf die eigenen natürlichen Dimensionen zurückgeführt, bleibt uns die Wirklichkeit übrig — Walter Scott und was wir in ihm finden können, um es je nach den Dialecten der Menschen groß oder nicht groß zu nennen. Freunde einer entschiedenen und genauen Ausdrucksweise werden wahrscheinlich seinen Anspruch auf den Namen „groß“ in Abrede stellen. Wie uns scheint, gehört auch allerdings ein anderer Stoff als wir hier entdecken können, dazu, um einen großen Mann zu machen.

Man weiß nämlich nicht, von welcher Idee, die des Namens einer großen würdig wäre, von welchem Bestreben oder Instinkt, den man groß nennen könnte, Scott jemals durchdrungen gewesen wäre. Sein Leben war weltlich; sein Ehrgeiz war weltlich. Es liegt nichts Heiliges in ihm; sondern Alles ist materiell und irdisch. Liebe zum Malerischen, zum Schönen, Kräftigen und Anmuthigen; eine ächte Liebe, die aber nicht ächter war, als sie in hunderten von Menschen gewohnt hat, welche man kleinere Dichter nennt, dieß ist die höchste Eigenschaft, die in ihm zu erkennen ist.

Sein Talent, diese Dinge darzustellen, sein poetisches Talent war eben so wie seine moralische Fähigkeit ein Genius in extenso, wenn wir so sagen dürfen, nicht in intenso. In der Praxis wie in der Theorie erhob er sich, so breit er auch war, doch nirgends hoch und, in Bezug auf Quantität über alle Maßen fruchtbar, überschritt er doch hinsichtlich der Qualitat die Region des Gemeinplages größtentheils nur ein ganz klein wenig und man hat des-

halb mit Recht gesagt: Kein Autor hat so viele Bände mit so wenigen zum Citiren geeigneten Sentenzen geschrieben.

Besügelte Worte waren nicht sein Beruf; nichts drängte ihn nach dieser Richtung hin; das große Geheimniß des Daseins war ihm nicht groß; es trieb ihn nicht in seltsame Gärten, um hier mit diesem Geheimniß um eine Antwort zu ringen und diese Antwort entweder zu erhalten oder unterzulegen. Er besaß nichts vom Märtyrer; er wagte sich in keine finstere Region hinab, um zu unserm Besten Ungeheuer zu erlegen. Seine Siege galten der Hauptsache nach dem eigenen Nutzen; es waren Siege über gewöhnliche Marktarbeit, die nach guter klingender landesüblicher Münze berechnet werden konnte.

Es möchte schwer sein, zu sagen, worauf er sein Vertrauen setzte, ausgenommen auf Macht, nämlich Macht irgendweldher, selbst der gemeinsten Art. Man sieht nicht, daß er an irgend etwas geglaubt hätte, ja er leugnete nicht einmal, sondern stimmte ruhig bei und machte sich in einer Welt der Conventionalitäten nach Möglichkeit heimisch. Das Falsche, das Halbfalsche und das Wahre waren für ihn gleichmäßig wahr darin, daß sie da waren und mehr oder weniger Gewalt in den Händen hatten.

Es war schön, dieser Ansicht zu sein und dennoch nicht schön! Es steht geschrieben: „Wehe Denen, die bequem sich in Zion,“ aber sicherlich heißt es auch: Doppelt wehe Denen, die bequem sitzen in Babel, in Babilonien. Andererseits schrieb er viele Bücher und amüsierte dadurch viele tausend Menschen. Sollen wir dies groß nennen? Wie uns scheint, wohnt und streckt in dem Innern großer Menschen ein anderer Geist.

Bruder Ringletub, der Missionair fragte Nam Das, einen hindu'schen Menschengott, der sich erst kürzlich zur Gottheit aufgeworfen, was er wohl mit den Sünden der Menschheit anzufangen gedente? Worauf Nam Das sofort antwortete: er habe in seinem Bauche Feuer genug, um alle Sünden in der Welt zu verbrennen. Nam Das hatte so weit Recht und es lag ein gewisser Sinn darin, denn sicherlich ist dies das Kennzeichen eines jeden göttlichen Menschen und ohne dasselbe ist er weder göttlich noch groß. Wozu ist er sonst da, als daß er Feuer in sich habe, um einen Theil von den Sünden der Welt, von dem Elend und den Irrthümern der Welt zu verbrennen?

Bern sei es von uns, zu sagen, daß ein großer Mann nothwendig ein sogenannter Freund des Menschengeschlechts werden müsse, ja daß nicht tiefe

sich selbst so nennenden selbstbewußten Menschenfreunde die verderblichsten Individuen seien, die wir in unserer Zeit antreffen können. Alle Größe ist unbewußt oder sie ist gering und nichtig. Und dennoch wäre ein großer Mann ohne ein solches Feuer, mag es nun düstern oder entwickelt als ein göttlicher Funke in seinem Herzen der Herzen brennen, ein Solocismus in der Natur. Ein großer Mann ist stets, wie die Transcendentalisten sagen, von einer Idee befeuert.

Napoleon selbst, gewiß nicht der superfeinste der großen Männer und hinreichend mit Klugheiten und Egoismen befaßt, hatte nichtsdessenoweniger, wie ziemlich klar ist, eine Idee, von welcher er ausging, — die Idee, daß die Demokratie die Sache der Menschheit sei, die richtige und unendliche Sache. Demgemäß machte er sich zum bewaffneten Soldaten der Demokratie und vindicirte sie in allerdings großartiger Weise. Ja, bis zum letzten Augenblicke hatte er eine Art von Idee, nämlich die, welche er mit den Worten ausiprach: „La carrière ouverte aux talents,“ die Werkzeuge gebühren Dem, der sie zu handhaben versteht; in der That eine der besten Ideen, die jemals über diesen Gegenstand ausgesprochen worden, oder vielmehr die eine wahre Centralidee, nach welcher alle übrigen, wenn sie überhaupt eine Tendenz haben, hinstreben müssen.

Unglücklicherweise konnte Napoleon diese seine Idee nur auf dem militairischen Felde verwirklichen, weil er lange Zeit gezwungen war, zu kämpfen, um sich selbst zu behaupten. Ehe er sie in einiger Ausdehnung in dem Civilbereiche der Dinge erprobt hatte, ward sein Kopf durch viele Siege schwindlig, denn kein Kopf kann mehr als eine bestimmte Quantität von Glück ertragen und er verlor den Kopf, wie man zu sagen pflegt, und ward ein ehrgeiziger Egoist und Charlatan. Deshalb warf man ihn hinaus und er hinterließ die Verwirklichung seiner Idee im Civilbereiche der Dinge Anderen.

So war Napoleon; so sind alle großen Männer Kinder der Idee oder wie Ram Das sich ausdrückt, mit Feuer begabt, um das Glend der Menschen zu verbrennen. Bewußt oder unbewußt, schlummernd oder entwickelt, ist in Scott's innerem Menschen nur wenig Spur von einem solchen Feuer zu entdecken.

Und doch muß andererseits selbst der sauerstöpfischste Kritiker zugeben, daß Scott ein ächter Mann war, was schon an und für sich etwas Großes ist. Keine Affection oder Verzerrung wohnte in ihm, kein Schatten von

Heuchelei. Ja, war er nicht in seiner Art ein wackerer, tapferer und harter Mann? Welch eine Last von Mühe, welch ein Maß von Glückseligkeit trug er ruhig mit sich entlang; mit welcher ruhigen Kraft wirkte und freute er sich auf dieser Erde, unüberwindlich für böses Geschick und für gutes! Ein gefaßt unüberwindlicher Mann war er; in Schwierigkeit und Noth kannte er keine Entmutigung, sondern trug gleich Simson auf seinen starken Simionschultern die Thore fort, die ihn einkerkern sollten, und in Gefahr und Trohuna verlor er das Klüßern der Furcht.

Und welch ein sonniger Strom ächten Humors und ächter Humanität, welche freie, freundige Sympathie mit so vielen Dingen befeuerte ihn? Welches Feuer durchglühete ihn, welche verborgene fruchtbare, innere Wärme des Lebens! Er war — dies läßt sich nicht leugnen — ein rüstiger, gesunder Mann.

Unsere beste Definition von Scott ist vielleicht eben die, daß er, wenn kein großer Mann, dann etwas war, was weit angenehmer ist, zu sein — ein rüstiger, durch und durch gesunder und dabei sehr glücklicher und fleißiger Mann. Er war ein Mann in eminent guten Verhältnissen, gesund an Körper, gesund an Seele; wir nennen ihn einen der gesündesten Menschen.

Und das ist keine Kleinigkeit. Die Gesundheit ist ein hochwichtiger Gegenstand für ihren Besizer sowohl als für Andere. Im Ganzen genommen und bei Lichte betrachtet hatte daher jener Humorist nicht so ganz Unrecht, wenn er sich vornahm, bloß die Gesundheit zu ehren und, anstatt sich vor den Hochgebornen, den Reichen und Wohlgeleiteten zu demüthigen, darauf bestand, bloß vor den Gesunden seinen Hut abzuziehen. Hochadelige Equipagen mit bleichen Gesichtern darin rollten unbeachtet als erbärmlich und bekagenswerth vorbei; Karren dagegen, von rothwangiger Kraft gezogen, wurden als erfolgreich und ehrwürdig begrüßt. Denn bedeutet nicht Gesundheit Harmonie, ist sie nicht gleichbedeutend mit Allem, was wahr, richtig geordnet und gut ist? Ist sie nicht in einem gewissen Sinne, wie die Erfahrung zeigt, die Totalsumme alles Werthes, der in uns liegt?

Der gesunde Mann ist ein höchst schätzbares Naturprodukt, insofern er es eben sein kann. Ein gesunder Körper ist gut, aber eine gesunde Seele ist mehr als alles andere Das, was der Mensch sich erbeten muß, das Herrlichste, womit der Himmel unsere arme Erde beglückt. Ohne künstlich

philosophische Medicamente, ohne die Schnürbrust der — doch freilich sehr zweifelhaften — Glaubensbekenntnisse erkennt die gesunde Seele, was gut ist, nimmt es an und hält daran fest; sie erkennt auch, was schlecht ist und stößt es freiwillig von sich. Ein Instinkt gleich dem, welcher den wilden Thieren des Waldes den Weg zu ihrer Nahrung zeigt, sagt dem mit einer gesunden Seele begabten Menschen, was er thun, was er lassen soll. Was falsch und fremdartig ist, haftet nicht an ihm. Geucherei und alle phantastischen, krankhaften Incrustationen sind unmöglich, eben so wie Walter, das Original, — einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreute dieser sich seinerseits — es trotz aller Enthaltensamkeit von Seife und Wasser nicht zu einem schmutzigen Gesicht bringen konnte! Mit Diesem da kannst du arbeiten und Nutzen davon haben, denn es ist tüchtig und würdig; mit Jenem dagegen kannst du nicht arbeiten, denn es ist untüchtig und trivial — so spricht untrüglich die innere Mahnung der ganzen Menschennatur. Es bedarf keiner Logik, um zu beweisen, daß selbst die argumentenreichste Abgeschmacktheit dennoch abgeschmackt ist, so wie Goethe von sich selbst sagt: „Alles dies rann von mir herab wie Wasser von einem Menschen in Nachschuttkleidern.“ Geeignet ist die gesunde Natur, denn sie ist die zusammenhängende mild zusammenwirkende, nicht unzusammenhängende sich selbst zerstörende, sich selbst vernichtende! Bei der harmonischen Abwägung und dem Einklang aller Fähigkeiten verleiht das richtige Gleichgewicht des eigenen Selbst auch ein richtiges Gefühl gegen alle Menschen und alle Dinge; ein hehres Licht von innen strahlt nach außen und erleuchtet und veredelt.

Alles dies nun läßt sich auf Walter Scott anwenden und von keinem Manne der britischen Literatur, dessen wir uns in neuerer Zeit erinnern, in solchem Grade — wenn nicht vielleicht von einem, dem schroffen Gegner Scott's, den man sich denken kann, aber in dieser Eigenschaft und was dazu gehört, ihm ebenbürtig; William Cobbett. Ja, es bieten sich zwischen diesen beiden Männern noch andere Aehnlichkeiten dar, so verschieden sie auch von einander aussehn.

Ein solcher Vergleich hat für Scott durchaus nichts Beeinträchtigendes, denn auch Cobbett ist als der Muster-John Bull seines Jahrhunderts, stark wie das Rhinoceros, während ganz eigenthümliche Humanitäten und Genialitäten durch sein dickes Fell hindurchschimmern, ein sehr wackeres Phänomen. In dem kräftlichsten aller Zeitalter, von welchen die Geschichte erzählt, als die britische Literatur gepeinigt von Wertherismus, Byronis-

muß und anderem thronenreichen oder kranzhaften, durch inneren Wind erzeugten Sentimentalismus, so zu sagen, in der Kauter lag, war die Natur so gütig, und zwei gesunde Männer zu senden, von welchen sie noch nicht ohne Stolz sagen konnte: „Auch diese wurden in England geboren; auch hier schaffe ich noch solche Glieder!“ Es ist dies eine der erfreulichsten Erscheinungen, möge man die Frage über die Größe entscheiden wie man wolle. Ein gesunde Natur kann groß sein oder nicht groß sein; aber es giebt keine große Natur, die nicht gesund wäre.

Oder können wir im Ganzen genommen nicht sagen, Scott sei in dem neuen Gewande des neunzehnten Jahrhunderts ein treues Abbild des alten kampfluftigen Grenzbewohners früherer Jahrhunderte gewesen; die Gattung Mensch, welche die Natur sonst in seinem Geburtslande schuf? Im Sattel mit dem Kampfspeer in der Hand würde er seine Aufgabe eben so gut erfüllt haben wie er am Pulte mit seiner Feder that. Man kann sich fast vorstellen, wie er selbst ein solcher rüstiger, mit dem Schwert umgürteter terrae filius war, wie er sie in seiner Zeit zu malen liebte. Dieselbe rüstige Selbsthülfe lag in ihm; sein Herz war mit demselben Eichenholz und dreifachen Erz umgeben. Er war ein Mann ohne Strupel oder phantastische Grillen; ein Mann von hartem Kopf, gesundem Herzen, freudigem, rüstigem Temperament, der stets den Hauptsitz ins Auge faßte und direct darauf zuschloß. Auch er hätte in Reddwire mit gekämpft, auch er hätte Viechheerden vom Felde mit wegziehen helfen, auch er hätte sich für Beleidigungen mit Zinckzinsen wieder abgefunden. — Wie viel hätte in diesem Falle in ihm geschlummert und wäre mit ihm wieder verschwunden, ohne ein Lebendigen von sich zu geben!

Wer weiß aber überhaupt, wie viel in vielen Menschen schlummert? Vielleicht sind unsere größten Dichter die stummen Miltons; die lauten sind die, welche wir durch glücklichen Zufall erfassen — einen hier, einen dort. Es ist sogar die Frage, ob, wenn nicht Mangel, Noth und Verwicklungen anderer Art in Stratford am Avon thätig gewesen wären, Shakespeare selbst sein ganzes Leben lang etwas Anderes gethan, als Wilddieberei getrieben oder Wolle gekämmt hätte! Wäre das Project mit der Pensionschule in Edial nicht verunglückt, so hätten wir vielleicht niemals etwas von Samuel Johnson gehört; Samuel Johnson wäre ein fetter Schulmeister und pedantischer Gerundumdrehöler geworden und hätte nie erfahren, daß er mehr war. Die Natur ist reich; diese beiden Eier, welche du sorglos

zum Frühstück isst, hätten Sie nicht zu ein Paar Hühnern ausgebrütet werden und die ganze Welt mit Geflügel bedecken können?

Der muthige Grenzhäuptling, von dem wir hier sprechen, war jedoch nicht bestimmt, eine wirkliche Lanze zu brechen, das Schwert zu ziehen oder Viehheerden wegtreiben zu helfen. Seine Aufgabe war eine ganz andere. Der Balladenfänger und angenehme Geschichtserzähler für Britannien und Europa im Anfange des künstlichen neunzehnten Jahrhunderts zu sein — hierin und nicht dort lag sein Werk.

Wie er sich in dieses neue Element hineinfindet, wie er sich darin fort-hilft, wie er auch dieses für sich nutzbar zu machen versteht, gesund und fleigreich darin lebt und eine Deute über die Marschen hinwegtreibt, gegen welche alle von den Hardens jemals geraubten Viehheerden eine Kleinigkeit sind — dies ist die Geschichte des Lebens und der Heldenthaten unseres Sir Walter Scott, Baronet, die wir jetzt ein wenig ins Auge fassen wollen. Es ist dies ein merkwürdiger, ein tüchtiger Gegenstand von freudiger, fleigreicher Art, welcher wohl verdient, daß man ihn richtig anschauet.

Indessen wird ein Blick auf diese und jene Seite genügen. Unsere Grenzen sind eng; die Sache ist, wäre Sie auch noch so fleigreich, nicht von erhabener Art und auch nicht außerordentlich erbaulich. Sie bietet nichts dar, was man heftig tadeln oder heftig lieben könnte; es giebt dabei mehr zu verwundern, als zu bewundern und das ganze Geheimniß ist kein abstrus.

Bis zu dem dreißigsten Jahre bietet Scott's Leben nichts dar, was entschieden auf die Literatur oder überhaupt auf Auszeichnung irgend einer Art hindeutete. Er ist verheirathet, häuslich und geschäftlich eingerichtet und hat bis jetzt noch ohne eine Symptom von Auf oder Ruhm alle seine vorläufigen Stufen durchgemacht. Es ist die Lebensgeschichte eines jeden anderen Edinburgher jungen Mannes seines Standes und seiner Zeit.

In vieler Beziehung müssen wir dieses Leben ein glückliches nennen. Eltern in wohlhabenden Umständen, aber frei von den Vebelligungen und Vebirrtheiten der Aristokratie; nichts Hervorragendes in Bezug auf Rang, Fähigkeit oder Kultur, aber doch auch kein Mangel; alles rings umher ist methodische Ordnung, Klugheit, Gedeihen und Herzensgüte — ein Element

von Wärme und Licht, Liebe, Betriedsamkeit und bürgerlichem zur Eleganz erhöhten Comfort, worin das junge Herz sicher und gedeihlich wachsen kann.

Eine kräftige Gesundheit scheint ihm von der der Natur verliehen zu sein und doch, als ob die Natur gesagt hätte, „es soll eine Gesundheit sein, die sich durch den Körper, nicht durch den Geist ausdrückt“, tritt in der Kindheit eine Lähmung hinzu. Der wacker kleine Knabe muß anstatt herumspringen zu können, denken lernen oder wenigstens, was keine Kleinigkeit ist, stillstehen. Für diesen jungen Walter giebt es kein Ballspiel und kein Reifentreiben, sondern Balladen, Geschichtsbücher und eine ganze Welt voll Sagen, womit seine Mutter und die übrigen Personen in seiner Umgebung reichlich im Stande sind, ihn zu versehen. Die Krankheit, welche nur oberflächlich ist und mit äußerer Lahmheit endet, umwölkt das junge Dasein nicht, sondern führt es mehr der Entfaltung entgegen, für welche es geschaffen ist. Die Krankheit war eine der inneren edlen Theile gewesen und hatte die allgemeine Organisation beeinträchtigt, so daß, wenn sie nicht geheilt worden wäre, kein Walter Scott trotz aller seiner anderen Begabungen erzeugbar oder möglich gewesen wäre. „Die Natur giebt geündten Kindern viel“, wie viel! Eine weise Erziehung ist eine weise Entfaltung dieses Geschenkt; oft aber entfaltet es sich von selbst noch besser.

Man bedenke hierbei noch einen anderweiten Umstand — den Ort, nämlich das presbyterianische Schottland. Die Einflüsse dieses Umstandes machen sich unaufhörlich fühlbar, sie strömen zu allen Poren herein. „Es liegt,“ sagt La Rochefoucault, „ein heimischer Accent nicht bloß im Reden, sondern auch im Denken, Handeln, im Charakter und in der Lebensweise des Menschen — ein Accent, der ihn niemals verläßt.“ Scott war, glauben wir, sein Leben lang schottischer Dissenter; darauf kommt aber wenig an. Niemand, der Schottland und Scott kennt, kann bezweifeln, daß auch der Presbyterianismus einen ungeheuern Antheil an seiner Ausbildung hatte.

Ein Land, dessen ganzes Volk im innersten Herzen von einer unendlichen religiösen Idee ergriffen und erfüllt ist oder dies auch nur einmal gewesen ist, hat einen Schritt gethan, den es nicht wieder zurückthun kann. Der Gedanke, das Bewußtsein, das Gefühl, daß der Mensch Bürger eines Weltalls, Geschöpf einer Ewigkeit ist, hat die fernste Hütte, das einfachste Herz zu Erdrungen. Schön und ehrfurchtgebietend überdacht das Gefühl eines himmlischen Verufes, einer von Gott auferlegten Pflicht, das ganze

Leben. Es lebt Begeisterung in einem solchen Volke und man kann in engerem Sinne sagen: die Begeisterung des Allmächtigen giebt diesen Menschen Verstand.

Ehre allen Bäckern und Wahren; ewig dauernde Ehre dem braven alten Knor, einem der Wahrsten der Wahren! Daß er in dem Augenblicke, wo er und seine Sache unter bürgerlichen Wirrnissen noch um Leben kämpften, den Schulmeister hinaus sendete an alle Ecken und sagte: „Man unterrichte das Volk“, dies ist bloß ein und in der That unvermeidlicher und verhältnißmäßig unbedeutender Theil seiner großen Botschaft an die Menschen. Seine Botschaft in ihrem wahren Umfange lautete: Lasset die Menschen wissen, daß sie Menschen sind, von Gott geschaffen, Gott verantwortlich und die in dem geringsten Augenblicke der Zeit wirken, was in alle Ewigkeit dauert. Es ist in der That eine große Aufgabe. Nicht Pflüg- und Hämmemaschinen, nicht Verdauungsmaschinen, um das Produkt jener ersten zu verdauen, auch nicht geborene Sklaven, weder ihrer Mitmenschen noch ihrer eigenen Gelüste, sollen sie sein, sondern vor allen Dingen Menschen! Diese große Botschaft verkündete Knor mit der Stimme und Kraft eines Mannes und fand ein Volk, welches ihm glaubte.

Eine solche That, sagen wir, hat, wenn sie auch nur ein einziges Mal ausgeführt wird, unermessliche Folgen. Der Gedanke kann in einem solchen Lande wohl seine Form ändern, aber niemals erlöschen. Das Land ist majoren geworden, der Gedanke und eine gewisse geistige Mannheit, bereit zu jedem Werke, welches der Mensch thun kann, dauert hier fort.

Dieser Gedanke kann viele Formen annehmen, die Form knauserigen, geldgierigen Fleißes wie bei dem gemeinen Schotten, bei dem gemeinen Neuengländer; oder als eine compacte, entwickelte Kraft ist er immer noch da. Zu einer Zeit kann dieser Gedanke sich als der kolossale Skepticismus eines Hume, der titanengleich durch Zweifel und Forschung hindurch dem neuen Glauben entgegenkämpft, oder zu einer bessern Zeit als die begeisterte Melodie eines Burns aussprechen. Mit einem Worte, er ist da und offenbart sich fortwährend in der Stimme und in dem Werke einer Nation fleißiger, strebsamer, berächtigter Menschen und Allem, was darin liegt oder daraus entwickelt werden kann.

Der schottische Nationalcharakter hat seine Wurzel in vielen Umständen. Zuerst und vor Allem in dem sächlichen Blute, auf welches hier einzuwirken war, zunächst aber, und mehr als in sonst etwas, in dem presbyste-

rianischen Evangelium von John Knox. Es scheint ein guter Nationalcharakter zu sein; von manchen Seiten aber auch nicht sehr gut. Scott dankte sich bei John Knox, denn er war ihm viel schuldig, so wenig er sich auch eine Schuld nach dieser Richtung hin träumen ließ. Kein Schotte seiner Zeit war durch und durch schottischer als Walter Scott; das Gute und das nicht so Gute, welches allen Schotten angeboren ist, durchdrang bei ihm jede Faser.

Scott's Kindheit, Schultage, Studentenjahre sind angenehm zu lesen, obgleich sie von denen Anderer an seiner Stelle und in seiner Zeit weiter nicht verschieden sind. Das Andenken an ihn wird wahrscheinlich so lange dauern, bis die Geschichte dieser seiner Jugendzeit weit interessanter geworden, als sie jetzt ist. „So lebte ein noch unentwickelter Edinburger Schriftsteller zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts,“ sagt vielleicht ein künftiger schottischer Romanidreiber zu Ende des einundzwanzigsten bei sich selbst.

Das nachstehende kleine Fragment Kindheit ist Alles, was wir hier auszugeweihe mittheilen können. Es ist einer Autobiographie entnommen, die er begonnen und von welcher man nur bedauern kann, daß es ihm nicht vergönnt war, sie zu beenden. Scott's beste Eigenschaften entwickelten sich in keinem schöneren Lichte, als wenn er Anekdoten und Erinnerungen verarbeitete. Ein solcher Meister im Erzählen und seiner selbst würde eine Geschichte seiner eigenen Person gut durchgeführt haben. Hier, wenn irgendwo, war seine Kenntniß vollständig und all sein Humor und seine gute Laune hatten freien Spielraum.

„Ein seltsamer Zufall,“ sagt er, „verdient, daß ich ihn erzähle. Meine Mutter hatte, während ich mich auf diesem Meierhofs Sandy Knowe befand, ein Mädchen zu meiner Abwartung mitgeschickt, damit ich der Familie nicht lästig fallen möchte. Die mit dieser wichtigen Mission beauftragte Dirne aber hatte ihr Herz wahrscheinlich in dem Gewahrsam irgend eines wilden Burischen gelassen der ihr mehr versprochen, als er zu halten geionnen war. Deshalb lag außerordentlich viel daran, wieder nach Edinburg zurückzukehren und da meine Mutter darauf bestand, daß sie bliebe, wo sie wäre, so faßte sie einen gewissen Haß gegen mich, weil ich die Ursache war, daß sie in Sandy Knowe bleiben mußte. Dieses Gefühl steigerte sich bis zu einem gewissen Delirium, denn sie gestand der alten Alison Wilson, der Haushälterin, sie sei, während sie mich dorthin gebracht, vom Teufel versucht worden, mir mit ihrer Schere die Kehle abzuschneiden und mich in dem Moose

zu vergraben. Alison nahm sofort Besitz von meiner Person und trug Sorge, daß ihre Vertraute, wenigstens so weit ich in Frage käme, keiner weiteren Versuchung ausgesetzt würde. Sie ward, wie sich von selbst versteht, entlassen und ich habe gehört, daß sie später wirklich wahnsinnig ward.

„Hier in Sandy Knowe, dem Wohnort meines schon erwähnten Großvaters von väterlicher Seite, gewann ich das erste Bewußtsein meiner Existenz und ich entsinne mich deutlich, daß meine Situation und Erscheinung ein wenig grotesk war. Unter vielen andern sonderbaren Mitteln, zu welchen man Zuflucht nahm, um mich von meiner Lahmheit zu kuriren, hatte Jemand empfohlen, daß so oft als zum Gebrauche der Familie ein Schaf geschlachtet würde, ich vollständig entkleidet in die dem Thiere abgezogene, noch warme Haut gewickelt werden sollte. In diesem Tartarengewande lag ich, wie ich mich noch recht wohl entsinne, auf dem Fußboden des kleinen Wohnzimmers in dem Meierhofs, während mein Großvater, ein ehrwürdiger alter Mann mit weißem Haar, alle möglichen Verlockungen aufbot, um mich zum Kriechen zu bewegen. Eben so entsinne ich mich noch ganz deutlich, daß der verlorbene Sir Georg W'Dougal von Wodderstown, Vater des jetzigen Sir Henry Hay W'Dougal, an diesen Versuchen Theil nahm. Er war, Gott weiß wie, ein Verwandter von uns und ich entsinne mich seiner noch recht gut, wie er in seiner altoäterischen Uniform — er war Oberst bei dem „grauen Reiterregiment“ gewesen — mit einem kleinen breitbetreßten dreieckigen Hute, einer gestickten scharlachrothen Weste und einem hellfarbigen Rocke, während seine milchweißen Kocken nach militairischer Weise in die Höhe gestrempelt waren, vor mir auf dem Boden kniete und seine Uhr den Teppich entlang zog, damit ich ihr folgen möchte. Der gutmüthige alte Soldat und das in sein Schaffell gewickelte Kind würden weiter nicht dabei interessirten Zuschauern eine seltsame Gruppe dargeboten haben. Es muß dies ungefähr in meinem dritten Jahre (1774) geschehen sein, denn Sir Georg W'Dougal und mein Großvater starben beide bald nach jener Zeit.“

Wir werfen nun zunächst einen Blick auf die Ausflüge in Liddesdale. Scott ist zu einem munteren, jovialen jungen Manne und Advocaten herangewachsen. In der Ferienzeit macht er Ausflüge in die Hochlande und nach Northumberland; reitet frei und weit auf seinem starken Galloway-Rosse über Moor und durch Gestrüpp, über das düstere streitbare Marschland,

über Flodden und andere Felder und Plätze, wo, obgleich er es noch nicht wußte, sein Werk lag.

Es giebt kein Land, wie düster und sumpfig es auch sein möge, welches nicht seinen Dichter gehabt hätte oder noch haben wird und auf diese Weise in der Welt des Gesanges nicht unbekannt ist. Da Liddesdale, welches einst eben so prosaisch war wie die meisten Thäler, jetzt Berühmtheit erlangt hat, so wollen wir unsere Blicke dahin lenken. Auch Liddesdale liegt auf dieser unserer alten Erde, unter diesem ewigen Himmel und giebt und nimmt auf die unberechenbarste Weise mit dem großen Weltall! Scott's Erfahrungen hier sind von ziemlich ländlich arkadischer Art, wobei auch das Element des Whisky nicht fehlt. Wir müssen vorausschicken, daß hier und da ein Zug vielleicht um des Effects willen übertrieben worden ist.

„Sieben Jahre hintereinander,“ schreibt Mr. Lockhart — denn die Autobiographie hat uns schon lange verlassen — „machte Scott einen Ausflug oder Einfall (raid, wie er es nannte) nach Liddesdale, wobei ihm Mr. Schortreed, Untersherif von Roxburgh, als Führer diente und wobei jeder Bach bis an seine Quelle und jede Thurnruine von der Grundmauer bis zur Spitze erforscht ward. Damals war noch nie ein Räderwagen in dieser Gegend gesehen worden und das erste war ein Gig, in welchem Scott auf der letzten dieser sieben Ausflüge einen Theil des Weges zurücklegte. Im ganzen Thale gab es keinen Gasthof oder ein Wirthshaus von irgendwelcher Art; die Reisenden gingen aus der Hütte des Schäfers in die Wohnung des Geistlichen und nachdem sie hier heitere Gastfreundschaft genossen, ließ man sie in dem Bauergehöft mit biederer Treuherzigkeit willkommen. Dabei sammelten sie überall Lieder und Melodien und dann und wann auch materiellere Reliquien der alten Zeit und eine Menge alter Siebensachen, so wie Burns dem Capitain Grose zuschreibt.

Diesen Streifzügen verdankte Scott einen großen Theil der Materialien zu seinem „Minnesang der schottischen Grenze“ und nicht weniger jene genaue Bekanntheit mit den lebenden Sitten und Gebräuchen jener patriarchalischen Regionen, welche den Hauptreiz eines der anmuthigsten seiner prosaischen Werke ausmacht. Wie bald er aber bei diesen seinen Forschungen einen bestimmten Zweck vor Augen hatte, scheint sehr zweifelhaft zu sein. „Er sammelte fortwährend,“ sagte Mr. Schortreed, „aber er wußte vielleicht erst nach Jahren, was er eigentlich wollte; anfangs dachte er, glaube ich, an weiter nichts, als an die Sonderbarkeit und die Kurzweil.“

„Zu jener Zeit,“ sagt die mir vorliegende Notiz, „waren die Advocaten nicht so häufig — wenigstens nicht in der Gegend von Liddesdale.“ Und der würdige Unterschrift beschreibt nun das fast an Schrecken grenzende Aufsehen, welches sie in dem ersten Bauernhause (Willie Elliot's in Willburnholm) erregten, als der ehrliche Hauswirth von dem Stande eines seiner Gäste in Kenntniß gesetzt ward. Als sie abstiegen, empfing er daher Mr. Scott mit großer Ceremonie und bestand darauf, sein Pferd selbst in den Stall zu führen. Shortreed begleitete Willie jedoch und nachdem der letztere sich Scott durch die Spalte zwischen Thür und Thürpfoste hindurch ordentlich reicheln, flüsterte er: „Na, Robin, der Teufel soll mich holen, wenn ich mich jetzt noch im mindesten vor ihm fürchte; er scheint mir gerade so ein Durche zu sein, wie wir selbst sind.“ Ein halbes Duzend Hunde aller Art hatten sich schon um den Advocaten versammelt und die Art und Weise, wie er ihre Komplimente erwiderte, hatte Willie Elliot sofort wieder beruhigt.

„Wie Mr. Shortreed behauptet, war dieser gute Mann von Willburnholm das große Original von Dandie Dinmond. * * * Sie speisten in Willburnholm zu Mittag und nachdem sie noch eine Weile bei Willie Elliot's Bunichbowle geessen, bis sie, wie Mr. Shortreed sich ausdrückt, einen „halben Hieb“ hatten, setzten sie sich wieder zu Pferde und machten sich auf den Weg zu Dr. Elliot in Gleughead, wo („denn,“ sagt meine Notiz, „damals nahmen es die Leute nicht so genau“) die beiden Reisenden in einem und demselben Bett schliefen, wie dies überhaupt auf den meisten ihrer Ausflüge in diesem patriarchalischen Distrikt der Fall gewesen zu sein scheint. Dr. Elliot (ein Geistlicher) besaß schon eine bedeutende Manuscriptsammlung der Balladen, welchen Scott nachsorgte.

Den nächsten Morgen scheinen sie einen weiten Weg bloß in der Absicht geritten zu sein, einen gewissen alten Thomas von Tuzzilehope, wahrscheinlich auch einen Elliot, zu besuchen, der wegen seiner Fertigkeit auf dem Dudelsack berühmt war und sich ganz besonders im Besitze der wirklichen Melodie zu Dick o' the cow befand. Ehe sie aufbrachen, das heißt um sechs Uhr, genossen die Balladenjäger, bloß um nicht ganz nüchtern zu Pferde zu steigen, „ein paar Enten und etwas Londoner Porter.“ Der alte Thomas fand sie nichtsehrweniger bei ihrer Ankunft in Tuzzilehope zum Frühstück wohl aufgelegt und nachdem dieses vorüber war, entzündete er sie durch eines der entsezlichsten und unheimlichsten Musikstücke, so wie durch bedeu-

dende Libationen von Whisky-Punsch, den er in einem gewissen hölzernen Gefäß fabricirte, welches einem sehr kleinen Milcheimer glich und von ihm „Weisheit“ genannt ward, weil es nur einige Löffel voll Spiritus faßte, obgleich er die Kunst besaß, es so geschickt wieder zu füllen, daß es seit fünfzig Jahren in dem Rufe stand, der Nüchternheit mehr geschadet zu haben, als irgend ein anderes Gefäß im Kirchspiele.

Nachdem sie der „Weisheit“ gebührende Ehre angethan, saßen sie wieder auf und ritten über Moos und Moor zu einem andern eben so gastfreien Meister des Duteliachs. „Ach mein Himmel,“ sagt Schortreed, „welchen unentlickten Spaß hatten wir doch zusammen! Alle zehn Schritte singen wir an zu lachen oder zu schreien oder zu singen. Ueberall, wo wir einkehrten, mußte er sich in die Leute zu schiden, ohne stolz zu thun oder den vornehmen Mann zu spielen. Ich habe ihn bei diesen Gelegenheiten in allen möglichen Gemüthsstimmungen gesehen, ernst und heiter, nüchtern und trunken — dies letztere jedoch war selbst auf unseren tollsten Streichzügen nur selten der Fall — aber trunken oder nüchtern war er stets der Gentleman. Wenn er zu viel getrunken hatte, sah er außerordentlich träg und schwerfällig aus, verlor aber die gute Laune niemals.“ Dies sind tadelnswürdige Dinge auf tadelnswürdige Weise erzählt; aber was sollen wir zu dem Folgenden sagen, worin das Element des Whisky eine außerordentlich hervorragende Rolle spielt? Wir hoffen, daß um des Effects willen die Sache ein wenig übertrieben dargestellt ist.

„Als sie eines Abends irgend ein Charlieshope oder andern Ort — den Namen weiß ich nicht mehr — in dieser Wildniß erreichten, fanden sie freundliche Aufnahme wie gewöhnlich; aber zu ihrer angenehmen Ueberraschung nach einigen sehr schwelgerisch verlebten Tagen eine gemessene und nüchterne Gastfreundschaft in Bezug auf Spirituosen. Bald nach dem Abendessen, bei welchem bloß eine flache Hollunderbeerwein zum Vorschein gekommen war, ward ein junger Student der Theologie, der zufällig im Hause war, aufgefordert, nach der guten alten Weise von Burns' Sonnabendfeier die Bibel zur Hand zu nehmen. Schon waren einige Kapitel gelesen, während Alles andächtig zuhörte, als der Bauer, der, wie Mr. Mitchell sagt, etwas schläfriger Tendenz war, zum Entsetzen seiner Frau und des jungen Theologen plötzlich von den Knien aufsprang, sich die Augen rieb und mit einer Stentorstimme rief: „Himmel Donnerwetter, da kommt das Faß endlich!“ Und herein stolperten, indem er dies sagte, ein paar hämmige Knechte,

welche er, als er den Tag vorher von dem bevorstehenden Besuche des Advocaten gehört, nach einer gewissen ziemlich weit entfernten Schmugglerhöhle geschickt, um einen frischen Vorrath von Branntwein zu holen. Die fromme Andachtsübung ward dadurch mit einem Male und für immer unterbrochen. Unter tausend Entschuldigungen wegen seiner bis jetzt knauserigen Bewirthung ließ dieser muntere Elliot oder Armstrong das willkommene Paß sofort auf dem Tische befestigen und Alt und Jung, Herr und Knecht begannen mit Einschluß des Theologen zu zechen, bis das Morgenroth seinen Schimmer durch die Fenster warf. Sir Walter Scott verfehlte selten, wenn ich ihn in Gesellschaft mit seinem Gefährten von Liddesdale sah, mit unendlichem Humor das plötzliche Aufspringen seines alten Wirthes, als dieser das Klappern der Hufe vernahm, welches, wie er wußte, die Ankunft des Fasses verkündete — die Bestürzung der Wirthin und die Entrüstung und Verzweiflung zu schildern, mit welcher der junge Geistliche seine Bibel zumachte.“

Aus diesen Ausflügen in Liddesdale, welche wir hier gleich dem jungen Theologen nicht ohne eine gewisse Verzweiflung und Entrüstung schließen, möge der Leser so viel Nahrung ziehen, als ihm möglich ist. Sie thun zur Genüge, obgleich auf etwas raube Weise dar, daß zu jener Zeit junge Advocaten und Scott eben so wie die Uebrigen, munter und lebenslustig waren, wobei der Whisky zuweilen eine etwas allzuhervorragende Rolle spielte.

Wir wollen jedoch nun annehmen, daß der joviale junge Advocat seinen ersten Proceß geführt, daß er sich verheirathet und es — ohne Romanistik in dem einen wie in dem andern Falle — bis zum Eherif gebracht, daß er mittlerweile eine wenig in Uebersetzungen aus dem Deutschen, namentlich in der Uebersetzung von Goethe's *Höf* von Verlichingen mit der eisernen Hand, herumgestümpert hat und wir sind damit an der Schwelle des „Minnegefangs von der schottischen Grenze“ und der Eröffnung eines neuen Jahrhunderts angelangt.

Bis jetzt ist sonach durch das Zusammenwirken der Natur und der Umstände noch nichts ungewöhnlich Bemerkenswerthes und doch etwas sehr Schätzbars herausgebildet worden — ein tüchtiger Mann von dreißig Jahren begabt mit Scharfsinn und Humor, jeder Last von Geschäften, Gastfreundschaft und Wäldern, offizieller sowohl als bürgerlicher, gewachsen. Welche andere Fähigkeiten außerdem in ihm lagen, konnte noch Niemand sagen.

Wer kann überhaupt selbst nach lebenslanger Betrachtung sagen, was in irgend einem Menschen liegt? Der ausgesprochene Theil eines Menschenlebens, dies müssen wir stets wiederholen, steht zu dem unausgesprochenen unbewußten Theile in einem kleinen unbekannten Verhältniß. Er selbst weiß es nicht, noch viel weniger aber wissen es Andere. Man gebe ihm Raum, man gebe ihm Impuls, er reicht mit seiner so fest eingechnürten Seele dennoch hinaus zu dem Unendlichen und kann Dunter thun, wenn es sein muß.

Es ist eine der tröstlichsten Wahrheiten, daß große Männer in Menge vorhanden sind, obschon in unbekanntem Zustande. Ja, wie schon oben angedeutet worden, unsere größten sind, da sie von Natur auch unsere ruhigsten sind, vielleicht die, welche unbekannt bleiben. Der Philosoph Fichte tröstete sich mit diesem Glauben, als er von allen Kanzeln und Rathedern nichts hören konnte, als das unentliche Geschwätz und Gezwickler ebrgeizig gewordener Gemeinplähe; als durch die unentliche nach allen Seiten hin zerfahrende Bewegung und durch das Getöse, welches Schweigen hätte sein sollen, Alles zu einem wie vom Sturme erregten Schaum geschlagen zu sein schien und der ernste Fichte fast wünschte, daß man die Kenntniß besteuern möchte, um sie ein wenig zu beschwichtigen; — er tröstete sich, sagen wir, mit dem unerschütterlichen Glauben, daß das Denken in Deutschland noch existire, daß denkende Menschen, ein jeder in seinem Winkel, wahrhaftig ihr Werk verrichteten, obschon auf schweigende verborgene Weise.

Walter Scott als ein verborgener Walter hätte nicht zwanzig Jahre lang im Laufe von Jahrhunderten und Ewigkeiten alle Menschen ergötzt oder einige hunderttausend Pfund Sterling durch die Literatur gewonnen und verloren, aber dennoch hätte er immer ein glücklicher und keineswegs nutzloser, ja vielleicht im Grunde genommen ein noch weit nützlicherer Walter sein können!

Jedoch dies war nicht seine Bestimmung. Der Genius eines etwas eigenthümlichen Zeitalters, — eines Zeitalters, welchem es an Religion mangelte, und das sich gleichwohl vor dem Skepticismus fürchtete, welches selbst nicht recht wußte, wo es war, viele Leiden zu ertragen und in diesen neuen Umständen gleichwohl ein Leben zu führen hatte, — dieser Genius hatte zu sich selbst gesagt: Welcher Mensch soll der einstweilige Tröster, oder wäre es auch nur der geistige Zunderbäcker dieses meines armen eigenthümlichen Zeitalters sein, um es bei seiner tödtlichen Langweile und seinen man-

nigfachen Leiden ein wenig zu zerstreuen? So hatte der Genius gesagt, in der ganzen Welt gesucht, ihn endlich im Advocatengewand in der staubigen Vorhalle des Parlamentshauses von Einburg einherstreiten sehen und ausgerufen: Das ist er!

Der „Winnefang von der schottischen Grenze“ erwies sich als ein Duell, aus welchem einer der breitesten Flüsse hervorstömte. Metrische Romane, die mit der Zeit in prosaische Romane übergehen, das alte Leben der Menschen wird wieder aufgeweckt — es ist ein gewaltiges Wort. Nicht als eine tote Tradition, sondern als eine greifbare Gegenwart stand die Vergangenheit vor uns. Da waren sie die rauen alten Kämpfer; in ihrer jähren Einfachheit und Stärke, mit ihrer Biederkeit, ihrer Gesundheit und Frische, ihrer tapferen Selbsthülfe, in ihren eisernen Sturmhauben, Lederwämzern und Kniehöfeln, in ihren sonderbaren Manieren und Trachten, so standen sie da wie sie lebten und lebten. Es war wie ein neuentdeckter Continent in der Literatur; für das neue Jahrhundert ein glänzendes Eldorado oder doch irgend ein anderes festes, glückseliges Schlaraffenland und Müßiggängerverparadies.

Für das in seiner Mattigkeit und Gelähmtheit sich eröffnende neunzehnte Jahrhundert hätte nichts willkommener sein können. Wie unerwartet, wie erfrischend und erheiternd! Man sehe doch unser neues Eldorado, unser festes, glückseliges Schlaraffenland, wo man genießen kann und nichts zu thun braucht! Es war die Zeit für eine solche neue Literatur und dieser Walter Scott war der Mann dazu. Die „Balladen“, die „Warrmions“, die „Jungfrauen“ und „Herren“ von „See“ und „Inseln“ folgten rasch auf einander mit immer mehr zunehmendem Gewinn und Lob. Wie viele tausend Guineen für jedes neue Werk bezahlt, wie viele tausend Exemplare (fünfzig und zuweilen noch mehr) damals und später abgedruckt wurden, welches Complimentiren, Recensiren, Rühmen und Vergöttern sie zur Folge hatten — alles ist in diesen sieben Bänden erzählt, die für die literarische Statistik deshalb einen hohen Werth haben. Es ist eine glänzende und merkwürdige Geschichte, deren Umrisse Allen bekannt sind. Der Leser wird sie sich ins Gedächtniß zurückrufen, aber es steht nicht zu vermuthen, daß die Blasse seiner Phantasie höher steigen werde als die Wirklichkeit.

In dieser mittlern Zeit seines Lebens erscheint uns daher Scott mit seinen neuen amtlichen Einkünften und Würden, reich an Geld, reich an Ruhm, als ein Mann, dessen glückliche Zukunft gesichert ist. Gesundheit,

Reichthum, und Verstand, um einen weisen Gebrauch davon zu machen — alles dies ist sein. Das Geld steht ihm offen und der Sieg ist da; seine eigene Fähigkeit, sein eigenes Ich entfaltet sich fessellos und stegreich, — das höchste Glück, welches einem Menschen beschieden sein kann. Weite Kreise von Freunden, persönliche liebende Bewunderer, Wärme häuslicher Freuden, die Allen beschieden sind, die mit ächtem, wahren Herzen sich ihnen hingeben können; Glanz und Ruhm, wie sie nur Wenigen beschieden sind — wer wollte Scott nicht glücklich nennen?

Der glücklichste Umstand von allen aber ist, wie wir schon oben sagten, daß Scott eine gesunde Seele in sich trug, die ihn von äußeren Umständen nur wenig abhängig macht. Die Dinge zeigten sich ihm nicht verzerrt oder in einem fremden oder düstern Licht, sondern wie sie waren. Streben lag in ihm und Standhaftigkeit und ein klarer Blick für Das, was zu erstreben war. Wollte Jemand eine Predigt über die Gesundheit halten, die sich wirklich der Mühe verlohnte, so müßte Scott der Text sein.

Theorien sind auf dem Wege der Logik erweislich wahr und auf dem Wege der Praxis bewähren sie sich oder nicht; das große Experiment aber ist: Erfüllen sie auch ihren Zweck? Was nützt es, daß das Glaubensbekenntniß eines Menschen das weise, daß sein Prinzipiensystem das superfeinste ist, wenn sein Leben, sobald es in Thätigkeit gesetzt wird, in allerhand Widersprüche geräth? Seine Prinzipien sind dann, hierin wenigstens wenn auch in nichts Anderem, unwahr, der Unwahrheit offen überwiesen; — sollen wir sagen, daß sie weiter nichts verdienen, als daß man sie als gefälscht und unächt gänzlich verwerfe? Wir sagen es nicht, wohl aber sagen wir, daß Krankheit des Körpers oder des Geistes eine Niederlage, daß sie ein Kampf (in einer guten oder schlechten Sache) mit schlechtem Erfolg, daß Gesundheit allein der Sieg ist.

Mögen daher alle Menschen, wenn es ihnen nur einigermaßen möglich ist, sich bemühen, gesund zu sein! Der, welcher, in welcher Sache es auch sein möge, in Schmerz und Krankheit versinkt, möge dies wohl bedenken; er möge wissen, daß es nichts Gutes ist, was er bis jetzt erreicht hat, sondern sicherlich Uebles, — daß er auf dem Wege zum Guten sein kann, aber eben so leicht auch nicht.

Scott's Gesundheit zeigte sich entschieden in allen Dingen und nirgends entschiedener, als in der Art und Weise, auf welche er seinen Ruhm aufsaßte, in dem Urtheil, welches er sich von vorn herein vom Ruhme bildete.

Mit Geld kann man Geldeswerth kaufen, aber das Ding, welches die Menschen Ruhm nennen, was ist es? Ein glänzender, kunter Wappenschild, welcher nicht viel nützt, ausgenommen, daß er ebenfalls Geld erwerben helfen kann. Für Scott war er ein gewinnbringender, angenehmer Luxusartikel, kein Lebensbedürfnis. Anscheinend ohne große Anstrengung, aber von der Natur geschult und dem Instinkt, welcher dem gesunden Herzen sagt, was ihm gut ist und was ihm nicht gut ist, fühlte er, daß er diesen Wappenschild des Ruhms stets entbehren könne, daß er kein Vertrauen darauf setzen dürfe, sondern bereit sein müsse, ihn sich zu irgend einer beliebigen Zeit wieder entziehen zu sehen und seinen Weg weiter zu verfolgen, wie vorher.

Es ist, glauben wir, unberechenbar, wie vielen Nebeln er auf diese Weise entging, von welchen Verfehrtheiten, Anreizungen und niedrigen namenlosen Quälereien er vollständig getrennt lebte, ja ohne etwas davon zu wissen. Zum Glück hatte er, ehe der Ruhm kam, schon das reife Alter erreicht, in welchem ihm alles dies leichter war.

Welch eine seltsame Nemesis lauert in dem Glück des Menschen! In dem Munde schmeckt es wie Honigseim, dann aber macht es Grimmen im Bauche! Irgend ein schwach organisirtes Individuum, wir wollen sagen, vielleicht fünfundzwanzig Jahr alt, dessen ganzes oder hauptsächlichs Talent auf einer juckenden Empfindlichkeit beruht, unter welcher nichts steht, als Leichtheit und Hohlheit, wird von der allgemeinen Phantasie gepackt, zu einer schwindelnden Höhe emporgewirbelt und gelehrt, die göttlich scheinende Vortischhaft zu glauben, daß es ein großer Mann sei. Ein solches Individuum scheint der glücklichste Mensch zu sein und ach, ist es nicht der unglücklichste?

Schlinge ihn nicht hinunter den Frank der Circe, o schwach organisirtes Individuum; es ist graufames Gift; es wird die Quellen deines ganzen Seins austrocknen, du wirst verdorren und verwelken und unglücklich sein unter der Sonne! Gibt es z. B. ein traurigeres Buch, als die Lebensgeschichte Byron's von Moore? Man betrachte doch diesen armen Byron, der wirklich viel Stoff in sich hatte. Dort saß er in seiner Selbstverbannung mit einem stolzen Herzen, welches sich zu überreden suchte, daß es die ganze menschliche Welt verachte, und wenn fern davon im nebeligen Babylon einer ererbärmlichsten Scribler die Feder gegen ihn zog, so krümmte und wandte sich der stolze Byron, als ob der erbärmliche Scribler ein Nagel oder seine Feder ein galvanischer Draht gewesen wäre, der Byron's Rückenmark be-

rührt hätte! Beklagenswerth verächtlich, — man möchte lieber ein Kästgen fein und miauen!

O Sohn Adam's, groß oder klein, je nachdem du liebenswürdig bist, werden Die, mit welchen du lebst, dich lieben. Kommt aber wohl hinsichtlich Deren, mit welchen du nicht lebst, etwas darauf an, daß die Buchstaben deines Namens ihrem Gedächtniß eingegraben sind und daneben ein schlecht-gemaltes Portrait von dir — so ähnlich wie ich dem Herkules — angebracht ist?

Es kommt nichts darauf an; in der That und Wahrheit, es kommt gar nichts darauf an. Und dennoch, siehe, es giebt keine Seele, welche du frei lieben kannst, — von einer einzigen Seele nur kannst du stets Verehrung genug erwarten, in Gegenwart keiner Seele ist es gut mit dir! Wie ist deine Welt öde geworden und du bist um eines geringfügigen Junagenschwägers willen arm, bankrott, insolvent, nicht ambeutel, wohl aber an Herzen und Geist. Das goldene Kalb der Selbstliebe, sagt Jean Paul, ist zu einem glühenden Phalarisstier herangewachsen, um seinen Besitzer und Anbeter zu verzehren. Der Ehrgeiz, die Sucht zu glänzen und zu verdunkeln, war der Anfang der Sünde in dieser Welt. Erklärt der Schriftsteller, der sich auf seinen Ruhm verläßt, nicht schon hierdurch allein sich als einen Anhänger Lucifer's, auch Satan oder der Feind genannt, und als ein Mitglied der satanischen Schule?

In dieser poetischen Periode war es, wo Scott seine Verbindung mit den Pallantynes schloß und sich, obgleich im Stillen, an bedeutenden Handelsgeschäften betheiligte. Für Die, welche ihn als einen Helden betrachten und verlangen, daß Vates eben so gut Dichter als Poet bedeute, scheint dieser Theil seiner Biographie etwas widersprechend zu sein. Betrachtet man die Sache und ihn so wie sie in der Wirklichkeit waren, so kann man das Unternehmen, da es so unglücklich abliefe, wohl beklagenswerth, aber nicht unnatürlich nennen. Der praktische Scott, der in allen Dingen auf den praktischen Erfolg sah, konnte nicht umhin, zu finden, daß bares Geld von allen Erfolgen einer der praktischsten wäre, und wenn durch irgend ein Mittel auf ehrliche Weise Geld verdient werden konnte, mochte es nun durch das Schreiben von Gedichten oder durch das Drucken derselben geschehen, warum sollte er von diesem Mittel nicht Gebrauch machen?

Große Tinge konnten endlich ausgeführt werden, große Schwierigkeiten wurden dadurch mit einem Male beseitigt, das Zeitliche und Knickern

bei Buchhändler z. B. fiel sofort hinweg. Eine Buchdruck- und Buchverkauf-Spekulation war für einen Buchmacher gar nicht etwas so Fremdartiges. Voltaire, der allerdings keine Honorare bekam, verdiente zu seiner Zeit viel Geld mit dem Kriegscommissariat, namentlich mit Lebensmittellieferungen. Der heilige Georg selbst, sagt man, handelte in Cappadocien mit Speck. Ein betriebsamer Mann hilft sich zu seinem Ziele dadurch, daß er die Stufen steigt, die dahin führen. Stellung in der Gesellschaft, solide Macht über die guten Dinge dieser Welt, war Scott's eingestandenes Ziel und zur Erreichung desselben giebt es keine bessere Vorschrift, als die Jago's: „Fülle deinen Beutel mit Geld.“

Hierbei muß bemerkt werden, daß vielleicht kein Schriftsteller irgend einer Generation weniger Werth auf den immateriellen Theil seiner Mission in irgend einer Beziehung gelegt hat. Wir meinen hier nicht bloß das Hirn-ge-spinnt, welches man Ruhm nennt, mit dem wirklichen oder eingebildeten Glend, welches ihn begleitet, sondern auch die geistige Tendenz seiner Werke. Ihm war es gleich, ob diese Tendenz dahin oder dorthin zielte oder ob überhaupt eine Tendenz vorhanden war. Ihm lag bloß an den Ergebnissen, welche sich so zu sagen dem Auge darboten und in einem oder dem andern Sinne in die Hand genommen, betrachtet und in die Tasche gesteckt werden konnten. Dieser unser Vates war sonach allzuwenig Phantast, aber es war einmal so. In diesem neunzehnten Jahrhundert hatte unser größter Schriftsteller oder wenigstens der, welcher mehr als alle anderen über das Ohr der Welt verfügte, an diese Welt gleichsam gar keine Botschaft auszurichten. Er wünschte nicht, daß die Welt sich erheben, daß sie sich bessern, daß sie Dies oder Jenes thun möchte, sondern erwartete bloß, daß sie ihn für die Pücher bezahle, die er unaufhörlich schrieb.

Sehr merkwürdig! War es vielleicht so am besten für ein Zeitalter, welches in Erschlaffung versunken, alles religiösen Glaubens ledig war und dennoch den Skepticismus fürchtete? Oder vielleicht für ein ganz anderes Zeitalter, für ein Zeitalter, welches durch und durch in friedlicher, triumphirender Bewegung begriffen ist?

Doch, sei dem wie ihm wolle, so ist doch ganz gewiß seit Shakespeare's Zeit kein großer Sprecher sich eines Ziels beim Sprechen so unterwußt gewesen, als Walter Scott. Gleich unbewußt waren diese beiden Gedankenäußerungen; beide, eine wie die andere, die aufrichtigen und vollständigen Erzeugnisse der Gemüther, aus denen sie kamen, und nun gilt es die Frage,

ob sie auch beide gleich tief waren? oder: war die eine dieser beiden Thätigkeiten lebendiges Feuer und die andere ein trügerischer phosphorendender Schimmer?

Die Beantwortung dieser Frage wird von dem relativen Werth der beiden Geister abhängen, denn beide waren in ihrer Thätigkeit gleich unwillkürlich, beide sprachen sich, einer wie der andere, ungehemmt durch eine fernerweite Absicht aus. Shakespeare suchte durch seine Stücke das Publikum in das Globe-Theater zu locken — weiter ging seine Absicht nicht. Und welche Erfolge haben sie dennoch gehabt!

Sprich mit freiem Herzen aus, was dein eigener Dämon dir giebt. Ist es Feuer vom Himmel, so ist es gut; ist es bloßes Harzfeuer, so ist es — so gut als es sein konnte, oder besser als anderes! Der freimüthige Richter wird im Allgemeinen verlangen, daß ein Sprecher in einer so außerordentlich ernsthaften Welt wie die unsere auch über etwas zu sprechen habe. In dem Herzen des Sprechers muß ein gewisses Evangelium vorhanden sein, welches glühend darnach verlangt, ausgesprochen zu werden; außerdem wäre es besser für ihn, wenn er ganz still schwiege. Und ein Evangelium muß es sein, welches etwas entschiedener lautet, als dieses Evangelium Scott's, ausgenommen für ein ganz schlaffes Zeitalter, welches weder Scepticismus noch Religion besitzt!

Die Dinge wird der freimüthige aufrichtige Richter von Männern der Literatur verlangen, aber dabei dennoch den großen Werth anerkennen, der, wenn auch in weiter nichts, doch in Scott's Ehrlichkeit lag, darin, daß er Das, was er war, mit so gänzlicher Redlichkeit und Treue war. Er ist ein Etwas, nicht ein Nichts. Wenn auch kein von oben gesendeter Bote, durch dessen Augen der Himmel blickt, so ist er doch auch keine Hölle voll allerhand Systeme, Grillen, Geyschelei, Fanatismus, Unruhe und Groll, sondern ein solider, friedlicher, irdischer Mensch. So tief als die Erde unter dem Himmel, steht Scott unter der ersten Kategorie, aber auch hoch wie die heitere, blumengeschmückte Erde über der letztern. Man lasse ihn deshalb nach seiner eigenen Weise leben und ihn in dieser ehren.

Wir würden jetzt ziemlich spät kommen, wenn wir eine Kritik über jene metrischen Produkte Scott's schreiben wollten; gleichzeitig aber wollen wir bemerken, daß die große Popularität, die sie hatten, sehr natürlich zu sein scheint. Erstens trugen sie das unbestreitbare Gepräge des Wertvollen, der ächten menschlichen Kraft in sich. Diese, welche in gewissem Grade aller Vo-

pularität zum Grunde liegt — wenigstens glaubt man es — zeigte sich in diesen gereimten Romanen Scott's in ganz ungewöhnlichem Maße. Hier sah man wirkliche Lebensbilder und ächte Darstellung menschlicher Gefühle und Erregungen. Wenn man bedenkt, welches Blickwerk von alten abgetragenen Beßen damals der Hauptartikel auf dem poetischen Markte war, so wird man zugeben, daß Scott's Vortreflichkeit eine wirklich weit überlegene war. Zu einer Zeit, wo ein Hayley der Hauptsänger war, konnte ein Scott wohl mit warmem Willkommen begrüßt werden. Man bedenke doch, ob die „Liebe der Pflanzen“ und sogar die „Liebe der Driede“ die Liebe und den Haß von Menschen und Frauen werth sein konnte. Scott war Dem, was er verdrängte, ebenso vorzuziehen, als die Substanz dem auf ermüdende Weise wiederholten Schatten einer Substanz vorzuziehen ist.

Zweitens aber können wir auch sagen, daß die Art von Werth, welche Scott an den Tag legte, ganz besonders für die damalige Stimmung der Menschen geeignet war. Wir haben gesagt, jenes Zeitalter war ein Zeitalter geistiger Erschlaffung, alles Glaubens ledig und dennoch voll Hürdt vor dem Scepticismus; man suchte aber noch ein verkümmertes Halbleben unter seltsamen neuen Umständen. Jetzt nun sah man auf einmal ein kräftiges ganzes Leben, denn dies war das, was diese Gemälde vor allen Dingen boten. Der Leser ward in raube starke Zeiten zurückgeführt, worin diese unsere Krankheiten noch nicht entstanden waren. Muthige Kämpfer, in Leder und Eisen gehüllt, sprengten auf ihren riesigen Streitrossen einher, schüttelten ihre tödlichen Speere und zogen entschlossen und unverzagt hinaus. Der Leser seufzte, aber nicht ohne Trostreifer: O, daß ich doch auch in jenen Zeiten gelebt, daß ich doch nie diese logischen Spinnweben, diese Zweifel, diese Krankhaftigkeit kennen gelernt, sondern lebend unter den Lebenden existirt und mich gefühlt hätte!

Hierzu kommt noch, daß in dieser neugefundenen poetischen Welt von Seiten des Lesers durchaus keine Anstrengung nöthig war, denn ihre Genüsse traten gleich auf den ersten Blick hervor. Es war für den Leser nicht bloß das Eldorado, sondern wie wir schon gesagt haben, ein glückseliges Schlafarafenland und Müßiggängerparadies. Der Leser konnte — und die ungeheure Mehrzahl der Leser wünscht ja so sehr dies zu können — sich bequem hinsetzen und bedienen lassen. Was der türkische Batewärtier mit seinem Meisen, Pürsten und Kneten mehr oder weniger wirksam beabsichtigt, nämlich daß der Patient in totaler Trägheit die Freuden der Idiotie genießen

fönne, — dies war hier in einem bedeutenden Grade verwirklicht. Die träge Einbildungskraft lehnte sich ruhend zurück, denn ein Künstler war da, der ihr schöngemalte, lebendvolle Bilder vorführte und ihr zuflüsterte: *Mache dir's bequem und erfreue dich deines lauwarmen Elementes.* „Der rohe Mensch,“ sagt ein Kritiker, „verlangt bloß, etwas vorgehen zu sehen. Der Mann von mehr Bildung verlangt, daß er zum Fühlen, der vollständig gebildete Mann aber, daß er zum Nachdenken angeregt werde.“

Wir nannten den „Minnesang von der schottischen Grenze“ die Quelle, aus welcher dieser große Fluß metrischer Romane hervorströmte; Einige jedoch wollen, daß man sie auf eine noch höhere dunklere Quelle zurückführe, nämlich auf Goethe's „Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“, wovon, wie wir schon gesehen haben, Scott in seinen früheren Jahren eine Uebersetzung ausarbeitete. Vor vielen Jahren schon wurden in einer Kritik über Goethe die folgenden Worte geschrieben, welche wahrscheinlich für die meisten Leser des vorliegenden Artikels noch neu sind:

„Die eben erwähnten Werke „Götz“ und „Werther“, zeichnen sich, ob schon sie glänzende Proben eines jugendlichen Talentes sind, doch nicht sowohl durch ihren inneren Werth, als durch ihr unerhörtes Glück aus. Es möchte schwer sein, zwei Bücher zu nennen, die auf die spätere Literatur Europas einen tieferen Einfluß ausgeübt haben, als diese beiden Werke eines jungen Autors, seine Erstlingsfrüchte, das Produkt seines vierundzwanzigsten Jahres. „Werther“ schien die Herzen der Menschen in allen Theilen der Welt zu erfassen und an ihrer Stelle das Wort auszusprechen, welches sie schon längst zu hören erwartet. Wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, ward dieses Wort, sobald es einmal ausgesprochen war, bald überall wiederholt, in allen Dialecten nachgesprochen und durch die ganze Scala hindurchgesungen, bis es endlich mehr zum Ueberdruß, als zum Vergnügen gereichte. Skeptische Sentimentalität, Scenenmalerei, Liebe, Freundschaft, Selbstmord und Verzweiflung wurden die Hauptartikel des literarischen Marktes und ob schon die Epidemie nach einer langen Reihe von Jahren in Deutschland sich allmählig legte, so kam sie doch mit verschiedenen Modifikationen wieder in andern Ländern zum Vorschein, so daß noch überall reichliche Spuren ihrer guten und schlechten Wirkungen zu erkennen sind. Das Glück des „Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ war, ob schon weniger plöglich, doch keineswegs ein weniger umfassendes. In seinem eigenen Lande ward Götz, ob schon er jetzt einsam und kinderlos dasteht, der

Vater einer unzähligen Nachkommenschaft von Ritterschauspielen, Schilderungen des Mittelalters und poetisch-antiquarischen Leistungen, welche, ob schon nun längst wieder verschwunden und vergessen, doch zur Zeit ihres Entstehens Rärm genug machten und bei uns in England ist sein Einfluß vielleicht noch bemerkenswerther gewesen. Sir Walter Scott's erstes literarisches Unternehmen war eine Uebersetzung von „Göth von Verlichingen“ und wenn das Genie sich ebenso mittheilen ließe, wie die Belchrung, so möchten wir dieses Werk Goethe's die veranlassende Ursache von „Marmion“ und der „Jungfrau vom See“ nebst Allem nennen, was später aus derselben schaffenden Hand hervorgegangen ist. Es war in der That ein Saamenkorn, welches auf den rechten Boden fiel, denn wenn auch nicht fester und schöner, ist es doch höher und breiter emporgewachsen, als irgend ein anderer Baum, und alle Nationen der Erde ernten noch jährlich seine Frucht.“

Inwieweit „Göth von Verlichingen“ wirklichen Einfluß auf Scott's literarische Bestimmung äußerte und ob ohne sie die gereimten Romane und dann die prosaischen Romane des Verfassers des Waverley nicht nachgefolgt sein würden, bleibt natürlich eine sehr dunkle Frage — dunkel und unwichtig. Nicht zweifeln läßt sich jedoch an der Thatsache, daß diese beiden Tendenzen, welche man Göthismus und Wertherismus nennen kann, und von welchen Scott bei uns die erstere repräsentirte, die Rundreise durch ganz Europa gemacht haben und zum Theil noch machen.

In Deutschland machte sich dieser sehnüchtige Rückblick auf die Vergangenheit ebenfalls geltend; Deutschland hatte seine leidendungürtete Wachthurmperiode in der Literatur und war damit fertig, ehe Scott begann, und hatten, was den Wertherismus betraf, nicht wir Engländer unseren Byron und seine Junke? Keine Form des Wertherismus äußerte in irgend einem andern Lande nur halb so viel Kraft, und so wie unser Scott die Mitterliteratur bis ans Ende der Welt trug, so geschah es auch durch unseren Byron mit dem Wertherismus.

Daß mit seiner Revolution und Napoleon beschäftigte Frankreich hatte damals keine Zeit zum Göthismus oder Wertherismus, hat sie aber später beide, wenn auch unter etwas eigenthümlicher Gestalt, kennen gelernt. Ein Beweis davon ist die ganze jetzige „Verzweiflungsliteratur“, die bettelhafteste Form des Wertherismus, die man bis jetzt gesehen, wahrscheinlich die letzte und hinfertbende Form. Ein fernerweiter, dem andern Extrem an-

gehörender Beweis ist ein hochbegabter Chataubriand, Göp und Wertber in einer Person.

Es ist seltsam, wie ganz Europa gleichsam nur eine Anzahl Kirchspiele in einer und derselben Provinz ist und seit den Kreuzzügen und noch früher von Einflüssen beherrscht wird, die überall dieselben sind. Auch unsere ruhmreichen Kriege sind im Grunde genommen weiter nichts als Dorfkeulenprügeln, die mit wechselseitiger Unwissenheit, Trunkenheit und Großsprecherei beginnen, mit zerbrochenen Fenstern, Schaden, Verwüstung und blutigen Nasen enden, und von welchen man hofft, daß der allgemeine gesunde Menschenverstand sie endlich so viel als möglich in den Hintergrund drängen werde.

Doch hiervon sehen wir jetzt ab. Unsere eigentliche Absicht war hier, hervorzuheben, daß der kritische Wertberismus in Gestalt jener so mächtigen und pisanen Byron'schen Gedichte auf den schlaffen Appetit der Menschen eine gewaltige Wirkung äußerte. Auch dies war eine Kategorie von Gefühlen, welche für moderne Gemüther höchst wichtig war, Gefühle, welche ihren Grund in einer Passivität haben, welche nicht im Stande ist, in Thätigkeit verwandelt zu werden, die einem so trägen, cultivirten und ungläubigen Zeitalter, wie das unsere ist, eigenthümlich sind. Das „schlafte Zeitalter ohne Religion oder Especticismus“ wendete sich dem Byronismus mit einem ganz eigenthümlichen Interesse zu. Hier hatte man, wenn auch kein Heilmittel für ihre erbärmliche Lähmung und Mattigkeit, doch wenigstens eine entrüstete Darlegung des Jammers; ein zorniger Ernulphus sprach seinen Fluch darüber aus und alle Menschen fühlten, daß dies etwas sei. Die sehnüchtigen Blicke nach der Vergangenheit wichen an vielen Orten diesen Verwünschungen der Gegenwart.

Scott gehörte zu den Ersten, welche gewahrten, daß der Tag der metrischen Ritterromane zu Ende gina. Er hatte gegen zehn Jahr, eine verhältnißmäßig lange Zeit, diesen Thron inne gehabt, und nun schien die Zeit da zu sein zur Entthronung oder zur Abdankung — ein unangenehmes Geschäft, welches er jedoch als braver, muthiger Mann sich bereit hielt, gelassen und schweigend vorzunehmen. Im Grunde genommen war ja die Poesie nicht sein Broderwerb; sie hatte ihm schon viel Geld eingebracht, dies wenigstens konnte sie ihm nicht wieder nehmen. Immer beschäftigt mit Critiken, mit Compiliren, mit vielfachen officiellen und commercellen Arbeiten

und soliden Interessen sah er der bevorstehenden Veränderung mit unerschüttertem Blick entgegen.

Er war bereit, in dieser Sache Resignation an den Tag zu legen, und siehe da, zuletzt ergab sich, daß gar keine Resignation nöthig war. Verwandte den metrischen Roman in einen prosaischen, wirf die Fesseln des Reimes von dir und versuche einen höheren Flug!

Im Frühling 1814 erschien „Waverley“, ein in den Annalen der britischen Literatur denkwürdiges Ereigniß; in den Annalen des britischen Buchhandels aber drei und vier Mal denkwürdig. Byron sang, aber Scott erzählte, und als Byron sich durch alle Variationen bis zu „Don Juan“ hindurchgesungen, erzählte Scott immer noch und riß die ganze Welt mit sich fort. Alle frühere Popularität der gereimten Rittergeschichten ward von einer weit größeren verschlungen.

Welche Reihe von Romanen aus und auf „Waverley“ folgte und wie und mit welchem Resultat ist Allen bekannt, und ward von Allen mit einer Art von staunendem Entzücken beobachtet. Kaum stieg irgend ein literarischer Ruf jemals so hoch auf unserer Insel und kein Ruf verbreitete sich je so weit. Walter Scott ward Sir Walter Scott, Baronet von Abbotsford, auf welchen das Glück sein ganzes Füllhorn von Reichtum, Ehre und irdischen Gütern auszusütten schien; er war der Günstling der Fürsten und Bauern und aller Menschen, die sich zwischen diesen beiden Extremen bewegten. Seine „Waverley-Romane“, die rasch und, wie es schien, ohne Ende auf einander folgten, wurden allgemein gelesen und von allen Klassen in allen europäischen Ländern wie eine alljährliche Ernte erwartet.

Hierzu gesellte sich noch ein sonderbarer Umstand, nämlich der, daß der Verfasser, obschon bekannt, doch unbekannt war. Gleich von vornherein vermutheten sehr Viele, und nach kurzer Zeit zweifelten von dem intelligenten Theil des Publikums sehr Wenige, daß der Verfasser von Waverley Walter Scott sei. Und dennoch ward dabei fortwährend ein gewisses Geheimniß bewahrt, welches für das Publikum sehr pikant und für den Autor ohne Zweifel sehr angenehm war. Er brauchte trotz des Geheimnisses nicht, wie es oft mit anderen unglücklichen Individuen der Fall gewesen, diesen oder jenen lang ausgezogenen „klaren Beweis“ anzuhören, daß der Autor nicht Walter Scott sei, sondern ein gewisser Mr. Soundso.

Dabei aber konnte der bevorrechtete Autor sich gehaben wie ein König, welcher incognito reist. Alle Menschen wissen, daß er ein hoher König, ein

ritterlicher Gustav oder Kaiser Joseph ist, aber er mißt sich als Chevalier du Nord oder als Graf von Lothringen, ohne den Zwang der Etiquette oder lästiger Ceremonie unter sie; er hat nicht das Ermüdende und Langweilige der Königswürde zu tragen, und genießt doch alles Lob und die Freude, es mit seinen eigenen Ohren zu hören.

Mit einem Worte, die Waverley-Romane circultirten und herrschten triumphirend, und für die Phantasie des Publikums war der Verfasser von „Waverley“ gleichsam eine lebende mythologische Person, welcher ein Platz unter den größten Wundern der Welt gebührte.

Wie ein Mensch in so ungewohnten Umständen lebte und sich gebabte, dies zu sehen, verlohnt wohl der Mühe. Gern würden wir einige Stellen aus Scott's Briefwechsel in jener Zeit anführen, doch würde dadurch die Sache nicht klarer werden. Seine Briefe sind, wie wir schon oben sagten, niemals ohne Interesse, aber auch selten oder nie sehr interessant. Sie sind voll von Heiterkeit, Wig und Scharfsinn, aber ihr Ton ist niemals ein recht vertraulicher und ohne ihre Aufrichtigkeit, was man so Aufrichtigkeit nennt, in Zweifel zu ziehen, kann man sagen, daß sie auf keinen Fall aus den innersten Tiefen des Gemüths hervorgehen. Conventiönelle Formen und geübrende Rücksicht auf die Ansprüche und Eitelkeit des Schreibers und Empfängers werden keinen Augenblick aus den Augen gesetzt. Der Epistelstrom fließt klar, frei und heiter entlang, aber stets gleichsam parallel mit dem wirklichen Kern der Sache, niemals mit demselben untermischt. Man fühlt den Boden gleichsam hohl unter den Füßen. Es sind Briefe eines höchst humanen Weltmannes und können in dieser Beziehung zum Muster dienen; aber stets schaut der Weltmann aus ihnen heraus, wie denn überhaupt Scott, vielleicht sogar mit sich selbst, wie anders zu sprechen pflegte.

Wir wählen daher lieber einige kurze Stellen aus Mr. Lockhart's Erzählung aus. Die erste betrifft sein Diner bei dem Prinz-Regenten — eine fast officiële Sache:

„Als der Prinz von Mr. Proker (damals Secretair der Admiralität) hörte, daß Scott gegen die Mitte März (1815) in London sein werde, sagte er: „Lassen Sie mich wissen, wann er kommt, und ich will ein kleines gemüthliches Diner veranstalten, welches ihm zujagen wird.“ Nachdem er daher bei dem Leber vorgestellt und gnädig empfangen worden, ward er demgemäß durch seinen vortrefflichen Freund Mr. Adam (jetzt Lord Obercommissaire des Justizgerichtshofes in Schottland), der damals in dem königlichen

Haushalt ein vertrauliches Amt bekleidete, zum Diner eingeladen. Der Regent hatte sich auch mit Mr. Adam über die Zusammensetzung der Tischgesellschaft beraten. „Bringen Sie“, sagte er, „einige von seinen Freunden mit und je mehr Schotten, desto besser!“ Sowohl der Commissair, als auch Mr. Broker versichern mir, daß diese Tischgesellschaft die interessanteste und angenehmste war, deren sie sich entsinnen können. Sie umfaßte, glaube ich, den Herzog von York, den Herzog von Gordon (damals Marquis von Huntly), den Marquis von Hertford (damals Lord Dartmouth), den Earl von Hise und Scott's Jugendfreund, Lord Merville. „Der Prinz und Scott“, sagt Mr. Broker, „waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewußt und beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung. Als ich nach Hause ging, konnte ich wirklich nicht mit mir darüber einig werden, welcher von ihnen beiden am meisten gegläntzt habe. Der Regent war von Scott ebenso entzückt, als Scott von ihm und bei allen seinen spätern Besuchen in London war er ein häufiger Gast an der königlichen Tafel! —

„Der Lord Obercommissair erinnert sich, daß der Prinz sich vorzüglich über die Anekdoten freute, welche der Dichter von den alten schottischen Richtern und Advocaten erzählte, und welche seine königliche Hoheit durch spaßhafte Züge von gewissen mit dem Richterhermelin bekleideten weisen Männern seiner eigenen Bekanntschaft noch zu übertreffen wußte.

Scott erzählte unter andern eine Geschichte, die er sehr gern auffrischte, von seinem alten Freunde, dem Lord Gerichtsschreiber Braxfield, und der Commentar seiner königlichen Hoheit darüber amüßte Scott, der später oft davon sprach. Die Anekdote ist folgende:

„So oft Braxfield seine amtliche Rundreise machte, pflegte er einen wohlhabenden Mann in der Nachbarschaft einer der Afsienstädte zu besuchen und wenigstens eine Nacht zu bleiben, welche sie, da sie beide eifrige Schachspieler waren, gewöhnlich mit diesem ihren Lieblingspiel beschloffen. Während einer Frühjahrsrundreise war der Kampf bei Tagesanbruch noch nicht entschieden und der Lord Oberrichter sagte: „Wohlan, Donald, im Herbst komme ich wieder; laß daher die Partie nur einstweilen so stehen!“ Im October kam er auch wieder, aber nicht in das gastfreundliche Haus seines alten Freundes, denn dieser war mittlerweile der Bälckung, eines Kapitalverbrechens, angeklagt, verhaftet worden, und sein Name stand auf der Liste

Derer, welche im Begriff standen, unter dem Vorstöße seines früheren Gastes gerichtet zu werden. Der Delinquent ward demgemäß vorgeführt, verhört und von der Jury schuldig gefunden. Praxfield setzte sofort seinen dreieckigen Hut — welcher die Stelle der in England bei diesen Gelegenheiten gebräuchlichen schwarzen Mütze vertritt — auf und verkündete den Spruch des Gesetzes mit den gewöhnlichen Worten: 'Ihr werdet an Eurer Halse aufgehängt werden, bis Ihr todt seid, und möge Gott Eurer armen Seele gnädig sein!' Nachdem Praxfield diese furchtbare Formel in sonorem ausdrucksvollem Tone gesprochen, nickte er seinem unglücklichen Bekannten vertraulich zu und sagte, still und zufrieden in sich hineinsinkend: 'Na, Donald, ich glaube, jetzt habe ich Euch doch einmal matt gesetzt.'

Der Regent lachte herzlich über dieses Beispiel von grausamem Humor und sagte: 'In der That, Walter, diese alte Perrücke scheint die Dinge eben so kaltsblütig betrachtet zu haben, wie meine eigene tyrannische Person es zu thun pflegt. Wissen Sie nicht, wie Thomas Moore mich beim Frühstück schildert:

• 'Der Tisch besetzt mit Thee und Toast,
Tor'surtheln und der Morning Post?'

• Gegen Mitternacht forderte der Prinz seine Gäste auf, 'einen Humpern mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers von Waverley' zu leeren, und schaute, während er sein Glas füllte, Scott mit bedeutendem Blicke an. Scott schien einen Augenblick lang ein wenig verlegen zu werden, sagte sich aber sofort wieder, füllte sein Glas bis zum Rande und sagte: 'Ihre königliche Hoheit sehen mich an, als ob Sie glaubten, ich hätte einigen Anspruch auf die Ehre dieses Toastes. Es steht mir kein solcher Anspruch zu, ich werde aber Sorge tragen, daß der wirkliche Simon Pure das hohe Compliment erfahre, welches ihm jetzt gemacht worden.' Mit diesen Worten trank er sein Glas aus und stimmte mit seinem volltönenden Organ in das Vivat ein, welches der Prinz selbst ausbrachte. Ehe aber die Gesellschaft sich wieder setzen konnte, rief der Prinz: 'Noch ein Glas, meine Herren, auf das Wohl des Verfassers von Marmion, — und nun, Walter, lieber Freund, glaube ich, habe ich Sie doch noch matt gesetzt.' Auf dieses zweite Glas folgte ein noch lauterer Vivatruf und Scott erhob sich und bedankte sich in einer kurzen Rede, welche dem Lord Obercommisair ebenso würdevoll, als anmuthig erschien. Diese Geschichte ist später mit vielen Entstellungen verbreitet worden. — Ehe Scott London verließ, sprach er noch

maß in Carlton House, wo dann die Gesellschaft noch kleiner war, als erst, und die heitere Unterhaltung womöglich noch freier. Damit es an nichts fehle, sang der Prinz mehrere ganz charmante Liedchen.“

Oder man werfe über einen großen Zwischenraum und Abstand in vieler Beziehung hinweg einen Blick auf ein anderes Diner, welches ganz unofficial war und weit besser beschrieben ist. Es ist James Pallantyne, des Druckers und Verlegers Diner in Saint John Street, Canon Gate, Edinburgh, am Geburtstage eines Waverley-Romans:

„Das Festmahl war, um einen von James' Lieblingsausdrücken zu gebrauchen, prachtvoll, eine rathsherrliche Entfaltung von Schildkröten-suppe und Wildpret mit dem angemessenen Zubehör von Sidpunich, starkem Ale und feurigem Madeira. Als abgeräumt war, erhob sich der klämmige Präses, suchte so viel als möglich die Haltung und Geberde John Kemble's nachzuahmen und rief mit den Worten Macbeth's:

„Küßt voll!

Ich trinke jetzt zur allgemeinen Freude
Des ganzen Tisches!“

„Hierauf folgte: „Der König, Gott segne ihn!“ und dann hieß es: „Meine Herren, es giebt noch einen Toast, der in diesem meinen Hause noch niemals vergessen worden und auch niemals vergessen werden wird: Ich trinke hiermit auf die Gesundheit des Hr. Walter Scott mit einem neunfachen Hurrah!“ Nachdem dieser Gesundheit alle gebührende Ehre gezollt worden und Scott der Gesellschaft kurz gedankt, entfernte sich Mistris Pallantyne; die Flaschen kreisten zwei oder drei Mal auf die gewöhnliche Weise. Hierauf erhob sich James nochmals. Die Adern seiner Stirn waren dick angeschwollen, seine Augen blickten feierlich empor und er sagte, nicht wie vorher mit Donnerstimme, sondern mit verhaltenem Athem nach Art des Geflüsters, durch welches ein Verschwörer auf der Bühne die Gallerie mit Entsetzen erfüllt: „Meine Herren, ein Glas auf das Wohl des unsterblichen Verfassers des Waverley!“ Auf den lauten Riva-
ruf, in welchen Scott ebenfalls mit einstimmt, folgte tiefes Schweigen und dann fuhr Pallantyne fort, das Dunkel zu beklagen, in welches sein berühmter, aber allzuberscheidener Geschäftsfreund sich immer noch dem Beifall der Welt zu entziehen suche, der Gesellschaft für die Art und Weise zu danken, auf welche die nominis umbra aufgenommen worden, und ihr zu versichern, der Verfasser von Waverley werde, wenn er von dem Umstand unterrichtet

würde, darüber sehr erfreut sein „die stolze Stunde seines Lebens“ u. s. w. u. s. w. Die gleichgültige Niene, welche Scott's Gesicht während dieser Spiegelfechterei zeigte, war vollkommen und Erskine's Bemühen, eine heitere Nonchalance zu heucheln, noch späßhafter. Aldiborontiphodocophornio war, obgleich es ihm fast das Herz abdrückte, doch zu klug, als daß er den neuen Roman zum Gegenstand der Diskussion hätte machen lassen sollen. Der Name ward genannt und auf seinen glücklichen Erfolg ein Glas geleert, aber dann Jedetiah weiter nicht erwähnt. Um den Faden abzuschneiden, stimmte er eins seiner vielen Lieder an und trug es auf eine Weise vor, welche einem Sänger von Profession keine Schande gemacht hätte. Hierauf folgten andere Lüste und dazwischen Lieder von anderen Sängern und so ging es fort, bis Scott und Erskine mit einigen dem geistlichen Stande angehörigen oder sonst sehr geachteten Personen, die dem Gastmahl beigewohnt, es räthlich fanden, sich zu entfernen. Nun veränderte sich die Scene. Der Claret machte Platz für eine mächtige Bowle Punsch und als einige Gläser des heißen Getränkes den guten James hinreichend restaurirt hatten, ging er ore rotundo über die Vorzüge des nächstens erscheinenden Romans mit der Sprache heraus. „Ein Kapitel — nur ein Kapitel!“ rief man von allen Seiten. Nach einigen verstellten Weigerungen wurden endlich die Ausgehängebogen herbeigebracht und James las nun laut den Dialog vor, der nach seiner Meinung einen der Lichtpunkte des neuen Werks bildete.

„Das erste Bruchstück, welches ich auf diese Weise lesen hörte, war die Unterredung zwischen Jeanie Deans, dem Herzog von Argyle und der Königin Karoline in Richmond Park und trotz der dem guten James eigenen pomphaften Weise muß ich sagen, daß er diese unnachahmliche Scene sehr gut vortrug. Auf alle Fälle war die Wirkung, die sie hervorbrachte, eine tiefe und merkwürdige und man konnte sich nicht wundern, daß der frohlockende Buchdrucker „noch einen Gumpen auf Jedetiah Gleidbotham“ ausbrachte, ehe er sein letztes Lied sang, welches nicht die letzten Worte Mar-mion's waren und die er mit einer gar nicht zu verachtenden Nachahmung Braham's vortrug.“

Drüben in Abbotsford tragen die Dinge ein noch gedeihlicheres Ansehen. Hier läßt Scott an den reizenden Ufern des Tweed bauen und schaffen. Er hat hier Land gekauft und kauft dessen noch mehr und so schnell als das neue Gold für einen neuen Waverley-Roman einkommt, oder auch

noch schneller, verwandelt es sich in Stein und niederge schlagenes oder angepflanztes Holz.

„Ungefähr in der Mitte des Monats Februar (1820),“ sagt Mr. Lockhart, „nachdem wir bereits übereingekommen waren, daß ich im Laufe des Frühlings seine älteste Tochter heirathen sollte, begleitete ich ihn und einen Theil seiner Familie auf einem jener fliegenden Besuche in Abbottsford, welche er während der Gerichtssession des Sonnabends sehr oft vorzunehmen pflegte. Bei solchen Gelegenheiten erschien Scott zu der gewöhnlichen Stunde im Gerichtshofe, trug aber anstatt des officiellen schwarzen Anzugs die grüne Jagdpfeife u. s. w. unter seiner amtlichen Robe. — Mittags, wenn der Gerichtshof die Sitzung aufhob, fand Peter Mathieson an dem Thore des Parlamentshauses schon bereit und fünf Minuten später war die Robe abgeworfen und Scott befand sich vor Freunden die Hände reibend auf dem Wege nach Tweedside.“

„Nächsten Morgen erschien beim Frühstück John Ballantyne, der damals in dem Thale des Leader ein kleines Jagdhaus hatte und mit ihm Mr. Constable, sein Gast. Da es ein schöner heller Tag war, so machten wir uns, sobald als Scott das Kirchengeläute und eine von Jeremy Taylor's Predigten gelesen hatte, alle noch vor Mittag auf den Weg, um einen Spaziergang auf seinem Gebiete zu machen; Maida (der Jagdhund) und die übrigen Favoriten begleiteten uns auf unserm Marsch. Beim Aufbruch stellte sich der alte Schildknappe Tom Purdie zu uns und ich kann mir die Mühe eines Versuchs, seine äußere Erscheinung zu beschreiben, ersparen, denn sein Herr hat uns schon in einer gewissen Person seines Bedgauntlets eine unnaheähnlich treue gegeben: Er war vielleicht sechzig Jahre alt, aber dennoch war seine Stirn noch ziemlich glatt und sein kohlschwarzes Haar durch die Zahl der Jahre nur hier und da ein wenig ergraut, nicht gebleicht. Alle seine Bewegungen verriethen unverminderte Kraft und obgleich etwas unter Mittelgröße, besaß er doch sehr breite Schultern, war stark gebaut und schien in seinem Körper Muskelfstärke und Behendigkeit zu verbinden. Die letztere hatte durch die Jahre vielleicht ein wenig verloren, die erstere aber war noch unvermindert. Ein hartes, schroffes Gesicht, tief eingesunkene Augen unter hervortragenden Brauen, die eben so grau gesprenkelt waren wie sein Haar; ein breiter Mund von Ohr zu Ohr reichend, mit einer Doppelreihe ungewöhnlich weißer und großer Zähne besetzt, welche den Kinnladen eines Menschenfressers zur Zierde gereicht hätten, vollendete sein rei-

gendes Portrait. — Diese Gestalt denke man sich in Scott's abgesetzter grüner Jacke, weißem Hut und grauen Hosen und der Tom Purdie von 1820 steht vor uns.

„Wir freuten uns alle, zu sehen, wie vollständig Scott seine Körperkraft wiedergewonnen hatte und keiner mehr als Constable, der, als er einen Hohlweg hinauf und einen andern hinab hinter ihm herkeuchte, oft stehen blieb, um sich die Seiten abzutrocknen und bemerkte, daß nicht jeder Autor ihn zu einem solchen Tanz aufziehen würde. Purdie's Gesicht aber glänzte vor Freude als er bemerkte, auf welche schwere Probe die Behendigkeit des dickwanstigen Buchhändlers gestellt ward. Scott rief einmal über das andere frohlockend aus: 'Das wird ein herrliches Frühjahr für unsere Bäume, Tom!' — 'Das wollte ich meinen, Scheriff,' entgegnete Tom und dann wartete er einen Augenblick auf Constable, kratzte sich im Kopfe und setzte hinzu: 'Meiner Frau, ich glaube, es wird auch ein gutes Jahr für unsere Bücher.' Tom sprach nämlich stets von „unsern Büchern“, als ob diese so regelmäßige Erzeugnisse des Bodens wären, wie „unser Hafer“ und „unsere Birken.“ Nachdem wir erst den Perilsleugh und dann den Rhymet's Glen durchgemacht, kamen wir in Huntly Burn an, wo die Gastfreundschaft der freundlichen Zauberschwestern, wie Scott die Wigs Ferguson's nannte, unsere erschöpften Bibliopolen wieder von Neuem stärkte und ihnen Muth gab, ihren Marsch an demselben berühmten Bache hinab noch ein wenig weiter auszuwehnen. Hier stand eine kleine Hütte an einem sehr stillen geschützten Plage und Scott war der Meinung, dieselbe könne durch einige Reparaturen und Erweiterungen in eine passende Sommerresidenz für seine Tochter und seinen künftigen Schwiegersohn verwandelt werden. — Als wir wieder heimwärts gingen, legte Scott, der ein wenig müde geworden, seine linke Hand auf Tom's Schulter, stützte sich ziemlich schwerfällig auf ihn und schwatzte mit seinem Sonntagspony, wie er den treuen Burfschen nannte, eben so vertraulich, wie mit der übrigen Gesellschaft. Tom gab, so oft der Gegenstand des Gesprächs nicht über seinem Horizont hinauszuging, sein Wort schlan und muthig ebenfalls mit dazu und schnunzelte und grinste, wo er es angemessen fand. Es war leicht zu sehen, daß von dem Augenblicke an, wo der Scheriff ihn beim Kragen packte, sein Selbstgefühl höher stieg.“

Daß Abbot'sford bald von einer Menge Touristen, Neugierigen und dergleichen widerwärtigen Individuen heimgesucht ward, kann man sich leicht

denken. Das einsame Ettrick sah sich auf einmal bevölkert und alle Pfade wurden von den Füßen und Hufen eines endlosen Gemisches von Pilgern betreten. Oft kamen bis zu sechzehn Partien an einem einzigen Tage in Abbotsford an, Männer und Frauen, Lairds, socinianische Geistliche, Alles, was ausgezeichnet war, Alles, was Liebe zur Auszeichnung in sich trug!

Mr. Lockhart glaubt, es sei niemals zu einem literarischen Altar so viel gewallsfahrtet worden, ausgenommen nach Berner zu Voltaire's Zeit, der aber nicht halb so zugänglich war.

Vergleichen summende Schwärme von Schmeißfliegen fehlen überall nicht, wo sich eine Spur von menschlichem Ruhme oder anderer Fäulniß wittern läßt. So hat es die Natur einmal bestimmt. Scott's Gesundheit, sowohl an Körper wie an Geist, die massige Tüchtigkeit seines Charakters zeigte sich nirgends entschiedener, als in seiner Art und Weise, wie er diesen Theil seines Schicksals über sich ergehen ließ. Man höre, was Capitain Basil Hall darüber sagt, dessen Worte wir jedoch nur auszugeweiße mittheilen.

„Wir kamen ziemlich zeitig an und fanden schon mehrere andere Gäste bei Tisch. Die Gastzimmer sind mit Delgas und zwar auf ganz prachtvolle Weise beleuchtet. — Hätte ich hundert Federn, von welchen jede gleichzeitig eine Anekdote niederschriebe, so könnte ich doch nicht hoffen, auch nur die Hälfte von denen zu berichten, welche unser Wirth, um Spenser's Ausdruck zu gebrauchen, fortwährend von sich sprudelte. — Er unterhielt uns auf dem ganzen Wege mit einer endlosen Reihe von Anekdoten, die wie ein Strom von seinen Lippen flossen. — Der Weg war schmutzig und kaum gangbar und dennoch entsinne ich mich nicht, je einen Platz gesehen zu haben, der so interessant gewesen wäre, wie die Geschiedlichkeit dieses mächtigen Zaubers die enge Schlucht gemacht hatte. — Es ist unmöglich, irgend ein Thema zu berühren, über welches er nicht sofort eine Anekdote zu erzählen wüßte. — So schlenderten wir entlang, gleichsam auf der Fluth des Gesanges und des Erzählens dahingetragen. — Am Abend hatten wir einen großartigen Schmaus. Sir Walter fragte uns, ob wir jemals Christiabel gelesen hätten. — In diese verschiedenen Vorlesungen wurden einige hundert Geschichten eingestreut, von denen einige drollig, andere rührend waren. — Beim Frühstück hatten wir heute wie gewöhnlich einige hundert und fünfzig Geschichten — Gott weiß, wo sie alle herkamen. — In der That, dieser Mann ist ganz dazu geeignet, den höchsten und stolzeßen Platz an der Spitze der Literatur des Geschmacks und der Phantasie der ganzen

Welt einzunehmen. — Bei Fische hat er niemals einen bestimmten Platz, sondern sitzt bald hier, bald da,“ u. s. w. u. s. w.

Unter solchen Verehrern, die gleich in sechzehn Partien täglich ankamen, würde ein gewöhnlicher Mensch sich allmählig als Gott gefühlt, zu nicken angefangen und den Erdbreis zu erschüttern geschienen haben. Ein etwas mitzfüchtiger Mensch hätte sein Haus von dieser ganzen Gesellschaft rein zu erhalten gezwungen und sich von solchen Schmeißfliegen nicht bei seiner Arbeit stören lassen. Der gute Sir Walter aber that als ruhiger, braver Mann nichts von beiden. Er ließ die Sache ihren Gang gehen, genoß davon, was genießbar war, duldete, was sich einmal nicht ändern ließ, schrieb mittlerweile seine tägliche Portion Roman, blieb ruhig und gelassen — fügte sich mit einem Worte in diese lautsummende Umgebung eben so wie er sich (vielleicht lieber) in eine Stille, arme und einsame gefügt haben würde. Ohne Zweifel war es für ihn angreifend und verzieht sein inneres Leben oft in eine beklagenswerthe Aufregung, obgleich er diese gut niederzukämpfen verstand, aber dennoch griff es ihn weniger an, als es fast jeden andern Menschen angegriffen haben würde. Seine Gäste gehörten nämlich nicht durchgängig der Schmeißfliegengattung an. Mr. Lockhart soll uns das schönste Schauspiel zeigen, welches das britische Kernregiment jemals gewährte oder jemals gewähren wird und damit wollen wir von Abbotsford und der Exterminationperiode von Scott's Leben Abschied nehmen:

„Es war ein heller schöner Septembervormorgen, die frische Luft verdoppelte den belebenden Einfluß des Sonnenscheins und Alles war bereit zum Ausbruche zu der großen Jagdpartie auf Newark Hill. Der einzige Gast, der sich ein anderes Vergnügen vorgenommen, war der unersättlichste aller Angler, Mr. Roie, doch war er ebenfalls mit zur Stelle auf seinem Köhlein, bewaffnet mit seiner Lachsruthe und seinem Netz, begleitet von seinem Hinder und Charlie Purdie, einen Bruder Tom's, der damals der berühmteste Fischer des ganzen Distrikts war. Diese kleine Gruppe von Walstonianern trieb sich noch eine Weile herum, um erst den Ausbruch der großen Cavalcade mit anzusehen. Sir Walter auf seine „Sybille“ stehend, ordnete die Reihenfolge des Zugs mit einer ungeheuern Jagdpeitsche und unter einem Duzend fröhlicher junger Herren und Damen, welche Lust zu haben schienen, aller Disziplin zu spotten, erschienen ebenfalls zu Pferde und es an Hlinkheit mit dem jüngsten Jäger aufnehmend, Sir Humphry Davy, Dr. Bollaßon und der Patriarch der schottischen Belletristik, Henry Madenzie. Der

„Mann von Gefühl“ ward jedoch mit einiger Mühe überredet, sein Ross einzuweilen seinem treuen Neger zu übergeben und sich zu Lady Scott in den Wagen zu setzen, bis wir an Ort und Stelle kämen. Paidlaw auf einem starkschweißigen tüchtigen Hochländer, Namens Goddin Grey, der ihn rasch und wacker trug, obgleich die Füße des Reiters fast den Boden berührten, war der Adjutant. Die malerischste Figur aber war der berühmte Erfinder der Sicherheitslampe. Er war wegen seines Lieblingszeitvertreibs, des Angelns, gekommen und hatte sich schon seit zwei oder drei Tagen mit Riese, seinem Reisegefährten, daran ergötzt; entweder aber hatte er sich auf einen solchen Jagdausflug nicht gefaßt gemacht oder Charlie Burdie's Gesellschaft in Folge eines plötzlichen Einfalls mit Sir Walter's vertauscht und sein Fischerskostüm — ein brauner Hut mit biegsamer Krämpfe, mit einer Masse Schnure und Angelbaken umwickelt, große ungeheure Stiefel, die eines holländischen Schmutzlers würdig gewesen wären und ein mit Lackblut besprühter Vardentroch — bildete einen niedlichen Gegensatz zu den knappen Jacken, weißen Beinkleidern und schön lackirten Jockeystiefeln der weniger ausgezeichneten Cavaliere, von welchen er umgeben war. Dr. Wollaston ging ganz schwarz und hätte bei seiner würdevollen Haltung für einen auf die Jagd gehenden Erzbischof angesehen werden können. Mr. Mackenzie, der damals in seinem sechsundsiebenzigsten Lebensjahre stand, trug einen weißen grün aufgesetzten Hut, eine grüne Brille, eine grüne Jacke, lange braune Lederhosen, eine Hundepfeife am Halse hängend und hatte durchaus das Ansehen eines eben so eifrigen Jägers als der lustige Ravitain von Huntly Burn war. Dem Burdie und seine Leute waren schon einige Stunden vorher mit allen Jagdhunden, die man in Abbeisford, Darnick und Melrose aufreiben konnte, vorangegangen, der riesige Maita jedoch war als Erkonnanz seines Herrn zurückgeblieben und sprang um Erbille herum und bellte vor purer Freude, wie ein kleines Wachtelhündchen.

„Die Anordnungen war endlich geregelt und der Wagen setzte sich eben in Bewegung, als Lady Anna aus Reihe und Glied hervortritt und mit lautem Gelächter ausrief: „Papa, Papa, ich dachte mir gleich, daß Du deinen Liebling mitnehmen würdest!“ Scott sah sich um und ich glaube, es floß sowohl ein Erröthen als ein Lächeln über sein Gesicht, als er ein kleines schwarzes Schwein bemerkte, welches um sein Pferd herum hüpfte und offenbar Willens war, sich aus eigenem Antriebe der Gesellschaft anzuschließen. Er versuchte, eine finstere Mine zu machen und schlug mit der Peitsche

nach dem Thiere, mußte aber gleich darauf in das allgemeine Gelächter einstimmen. Das arme Schwein fühlte bald einen Riemen sich um seinen Hals schlingen und ward in den Hintergrund geschleppt. Scott sah ihm nach, declamirte mit verstelltem Pathos den ersten Vers eines alten Hirtenliedchens:

„Was werd' ich thun, wenn mein Schweinchen stirbt?

Mein Stolz, meine Freude, mein Schweinchen!

Mein einziges Thier, horcht, wie es jirrt!

Ach, was für ein herrliches Schweinchen!“

— das Gelächter verdoppelte sich und der Zug setzte sich nun endlich wirklich in Bewegung.

„Dieses Schwein hatte, Niemand wußte wie, eine höchst sentimentale Anhänglichkeit zu Scott gefaßt und war fortwährend bemüht, sich unter die Hunde zu mischen und auf diese Weise ein Glied seines Gefolges zu sein; doch entsinne ich mich, daß er während eines andern Sommers von Seiten einer liebevollen Henne dieselbe Zudringlichkeit zu erdulden hatte. Die Erklärung überlasse ich Naturkundigen, die Thatsache aber war so. Ich habe zu viel Achtung vor dem gewöhnlich viel verleumdeten Gsel, um ihn mit dem Schwein und der Henne in eine und dieselbe Kategorie von Lieblings-thieren zu rechnen, kann aber nicht unerwähnt lassen, daß ein paar Jahre nach dieser Zeit meine Gattin ein Paar dieser Thiere besaß, mit denen sie in einem kleinen Gartenwagen herumsuhr. So oft nun ihr Vater an der Thür unserer Hütte erschien, konnten wir überzeugt sein, Hannah More und Lady Morgan (wie Anna Scott boshafterweise die beiden Gsel getauft hatte) von ihrem Weideplage herbeitraben zu sehen, um ihre Schnauzen über den Zaun herüberzustrecken.

„Hier in Chisewood verlebten meine Gattin und ich diesen Sommer und Herbst 1821, — die erste von mehreren Saisons, welche stets als die glücklichsten meines Lebens in meiner Erinnerung weilen werden. Wir waren nahe genug bei Abbotsford, um uns der dort lebenden und fortwährend wechselnden Gesellschaft anzuschließen, so oft wir Lust hatten, und konnten dies doch thun, ohne der Plage und Erschöpfung ausgesetzt zu sein, welche der täglich Empfang neuer Ankömmlinge der ganzen Familie, ausgenommen Sir Walter selbst, auslegte. Aber auch er war doch nicht immer ganz unverwundbar gegen die Bebelligungen, von welchen ein solcher offener Haus-

halt nothwendig begleitet sein mußte. Selbst sein Gleichmuth hielt nicht immer Stand gegen den salbungsvollen Beifall langweiliger Bedanten, das leere, nichtssagende Entzücken geschminkter und gepuhter alter Damen, die unverschämte Neugier, womit ungebildete Ausländer ihn mit Fragen bestürmten und das aufgeblähte Lächeln herablassender Magnaten.

„Wenn ihm auf diese Weise einmal in unerträglichem Grade zugefegt ward, pflegte er sich plötzlich zu besinnen, daß er in einer entfernten Gegend ein nothwendiges Geschäft zu verrichten hatte. Er bat dann seine Gäste, ihn auf einige Zeit zu entschuldigen und erschien dann des Morgens vor unserm Hause, ehe wir noch aufgestanden waren. Der Hufschlag seines Pferdes, das Gebell der ihn begleitenden beiden Hunde und sein eigener freudiger Weckruf unter unsern Fenstern waren das Zeichen, daß er seine Pflichten geprengt hatte und gesonnen war, sich es einmal einen Tag lang bequem zu machen. Wenn wir herunter kamen, sahen wir ihn mit allen seinen und unseren Hunden um ihn herum unter einer weit ausgebreiteten Eiche sitzend, welche die Hälfte des Ufers zwischen dem Hause und dem Bache überschattete, während er die Schneide seiner Holzart schärfte und Tom Burdie's Vorlesung über die Pflanzungen anhörte, die am meisten des Lichts und der Durchforstung bedurften. Nach dem Frühstück nahm er Besitz von einem Zimmer im obern Stock und schrieb ein Kapitel zu dem 'Piraten' und nachdem er dann das Manuscript zusammengepackt und an Mr. Ballantyne abgesendet, eilte er Tom Burdie nach an den Platz, wo die Holzfäller bei der Arbeit waren. Hier arbeitete er nun so angestrengt mit wie irgend einer, bis es Zeit war, sich entweder wieder zu seiner Gesellschaft nach Abbot'sford zu begeben oder sich dem stillen Kreise in unserm Hause anzuschließen. Waren seine Gäste wenig an der Zahl und nähere Bekannte von ihm, so ließ er sie oft gegen Abend alle zusammen nach Chieftwood herüberkommen und zeigte sich nie liebenswürdiger, als wenn er seinen jungen Leuten in ihren kleinen Vortehrungen bei solchen Gelegenheiten mit zur Hand ging. Er wußte eine Menge Auskunftsmittel, um den Mängeln eines kleinen Haushalts abzuhelfen. Besonders Vergnügen machte es ihm, daß er in den Wald ging, den Wein in einen Brunnen zu verichten und kurz zuvor, ehe das Fuder angemeldet ward, den Korb wieder heraufzuwinden. Dieses Mittel war nach seiner Meinung in seinen Ergebnissen viel besser, als die Anwendung von Eis, weshalb er auch früher als noch junger Hausvater davon Gebrauch gemacht hatte. Eben so trug er, so oft die Witterung hinreichend

mild war, darauf an, daß das Diner im Freien stattfände, wodurch wir der Unbequemlichkeit sehr kleiner Zimmer sofort überhoben wurden, während dann auch die Herren bei Tische die Damen bedienen konnten, so daß die geringe Anzahl unserer Diensteute weiter nicht auffällig war."

Dies ist allerdings alles sehr schön, gleich einem Gemälde Boccaccio's, das Ideal eines Pandlens in unserer Zeit. Warum konnte es nicht dauern? An Einkommen fehlte es nicht, denn Scott's amtliche und permanente Einkünfte waren vollaus hinreichend, die Kosten alles Dessen zu bestreiten, was in einem solchen Leben werthvoll, ja alles Dessen, was nicht quälend, unsinnig und verächtlich war. Scott hatte jährlich gegen zweitausend Pfund Einkünfte, ohne alles Bücherschreiben. Warum fabricirte er nun, um immer mehr Geld zu machen und häufte Masse auf Masse, bis der Gipfel überschlug, krachend herunterstürzte und das ganze Gebäude ihn in seinen Trümmern begrub, während er doch schon von Haus aus mit einem angenehmen und sicheren Wohnsitz beglückt war?

Ne, leider war Scott bei all seiner Gesundheit doch inficirt; er lag krank an der furchtbarsten aller Krankheiten, an der Krankheit des Ehrgeizes. So weit hatten ihn die Paronisirung, der Beifall der Welt und die vornehmen Gesellschaften gebracht. Und deshalb mauern die Maurer und die Gräber graben und es wird auf entloste, wirklich beklagendwerthe Weise hin und her correspondirt, über Marmorplatten, über Tapeten und Vorhänge und ob der Auszug der letzten orangefarben oder hellbraun sein solle. Walter Scott, einer der Begabten der Welt, den seine Bewunderer den Begabtesten nennen, arbeitete sich zu Tode, um ein Landadelmann, um der Gründer eines Geschlechts schottischer Lairds zu werden. Es ist eine der seltsamsten tragischsten Geschichten, die jemals unter der Sonne vorgekommen. So kann eine armselige Leidenschaft einen so starken Mann zu solchen wahnsinnigen Extremen verleiten!

In der That, wäre der Mensch nicht stets ein Narr, so müßte man, möchte die Sache nun enden wie sie wollte, eine ganz außerordentliche Narrheit darin sehen, wenn ein Walter Scott Tag für Tag mit der Unermüdlichkeit und Schnelligkeit einer Dampfmaschine schreibt, um jährlich fünfzehntausend Pfund zu verdienen und allerhand unnötige Hausgeräthchaften dafür zu kaufen. Können wir es anders als einen Beweis von gelindem Wahnsinn nennen, wenn er die Wände eines Hauses in Selbstschüre mit allerhand Siebensachen, alterthümlichen Küssen und genealogischen Wap-

penfchildern bedeckt? Diese Sucht, einen Strich Moorland nach dem andern in dem Schire von Selfirk auf dem Pergament und durch Umzäunungen zu vereinigen und nach seinem Namen zu nennen, ist eine klägliche Miniaturausgabe des Ehrgeizes unserer gemeinen Napoleon's, Alexander's und anderer Eroberer — eines Ehrgeizes, den kein Lehrer der Menschen für etwas Schönes und Erhabenes erklären wird!

Und wenn vom Monde aus gesehen, der selbst noch sehr weit von der Unendlichkeit entfernt ist, Napoleon's Besitzungen eben so klein waren als die meinigen sind, was konnte dann wohl möglicherweise jemals aus dem Landgute Abbot'sford werden? Es giebt, wie die Araber sagen, in jeder Seele einen schwarzen Punkt, wenn er auch nicht größer wäre, als ein Bohrenauge und der, wenn er einmal in Thätigkeit versetzt wird, dennoch den ganzen Menschen mit Finsterniß und Wahnstann umwölkt und in den Abgrund der Nacht hinunterstürzt.

In Bezug auf den literarischen Charakter dieser Waverley-Romane, die in ihrer commerciellen Bedeutung so außerordentlich sind, bleibt nach so vielen bereits vorhandenen guten und schlechten Recensionen nur wenig Ersprießliches zu sagen übrig. Die Hauptthatfache in Bezug auf dieselben ist, daß sie schneller geschrieben und besser bezahlt wurden als irgend andere Bücher in der Welt. Ueberdies muß auch zugegeben werden, daß sie einen Werth haben, der das, was in solchen Fällen gewöhnlich ist, weit übertrifft; ja wenn die Literatur keine andere Aufgabe hätte, als unthätige träge Menschen auf harmlose Weise zu amüsiren, so wären diese Romane das Vollendetste, was die Literatur aufzuweisen hätte und der Mensch könnte sich niederstrecken und ausrufen: Sei mir das Loos bechieden, fortwährend auf diesem Sopha zu liegen und ewig Romane von Walter Scott zu lesen!

Die Composition dieser Romane, so leicht gehalten sie auch oft ist, hängt doch einigermaßen zusammen und ist eine Composition. Es ist ein freier, freier Fluß in diesen Erzählungen von Ereignissen und Gefühlen, durchweg ein ungezwungener genialer Zusammenhang gleich dem freien Zuge einer Meisterhand, rund wie das O Giotto's *). Es ist die höchste Vollendung des extemporirten Schreibens.

*) „Venne a Firenze“ (il cortigiano del Papa), „e andato una mattina in bottega di Giotto, che lavorava, gli chiese un poco di disegno per mandarlo a sua Santità. Giotto, che garbatissimo era, prese un foglio, ed in quello con un pennello

Berner wäre Der ganz gewiß ein blinder Kritiker, der hier nicht eine gewisse wohlthätige Sonnenhelle und malerische Frische erkennen wollte. Die Schilderungen sowohl der Natur als der Menschen sind anmuthig und glänzend und verrathen eine tief sinnige Liebe zum Schönen in der Natur und im Menschen, so wie die bereitetste Fähigkeit, dies durch Phantasie und Worte auszudrücken.

Nirgends findet man frischer Naturgemälde als Scott's und kaum irgendwo eine umfassendere Sympathie mit dem Menichengeflecht. Dies gilt von Davie Deans bis hinauf zu Richard Löwenherz, von Meg Merrilies bis Die Vernon und Königin Elisabeth! Es ist die Sprache eines Mannes von offener Seele, eines wackern, weit und frei sehenden Mannes, der alle Menschen als seine wahren Brüder betrachtet. Diese Romane beweisen, daß an freudiger Anschauung und Sympathie, an Freiheit des Auges und Herzens oder, um es mit einem Worte zu sagen, an allgemeiner Gesundheit des Geistes Scott unter allen Schriftstellern eine der ersten Stellen gebührt.

Auch an dem höheren und höchsten Verdienste, der Charakterzeichnung, mangelt es ihm niemals ganz, obgleich wir ihn niemals im besten Sinne glücklich nennen können. Seine Baillie Jarvie, Dinmonts und Dalgetty (denn ihr Name ist Legion) sehen aus und sprechen wirklich wie Das, wofür sie sich ausgeben; sie sind, wenn nicht geschaffen und mit poetischem Leben begabt, doch sehr täuschend gespielt, wie ein guter Schauspieler sie spielen würde.

Und was bedarf es denn mehr? Für den auf dem Sopha liegenden Leser weiter nichts, für eine andere Sorte von Lesern aber viel.

Es wäre ein langes Kapitel, wenn man den Unterschied in der Charakterzeichnung zwischen einem Scott und einem Shakespeare oder Goethe nachweisen und begründen wollte. Und dennoch ist dies ein Unterschied, der buchstäblich unermesslich ist: sie sind von ganz verschiedener Gattung und der

tinto di rosso, fermato il braccio al fianco per farne compasso, e girato la mano fece un tondo sì pari di sesto e di profilo, che fu a vederlo una maraviglia. Ciò fatto ghignando disse al cortigiano, Eccovi il disegno. . . . „Onde il Papa, e molti cortigiani intendenti conobbero perciò, quanto Giotto avanzasse d'eccellenza tutti gli altri pittori del suo tempo. Divulgatasi poi questa cosa, ne nacque il proverbio, che ancora è in uso dirsi a gli uomini di grossa pasta: „Tu sei più tondo che l'O di Giotto.“ — Vasari. *Vite* (Roma, 1759), I. 46.

Werth des einen kann in der Münze des andern gar nicht berechnet werden. Wir möchten mit kurzen Worten, worin aber sehr viel liegt, sagen, daß Shakespeare seine Charaktere von dem Herzen heraus formt, während Scott sie von der Haut an nach innen entwickelt, aber niemals bis zum Herzen gelangt! Die ersten werden demzufolge lebende Männer und Frauen, die andern sind wenig mehr als mechanische Figuren oder trügerisch bemalte Automaten.

Man vergleiche z. B. Fenella mit Goethe's Rignon, welche, wie man einmal sagte, Scott dem deutschen Dichter die Ehre angethan hat, von ihm zu entlehnen. Er hat von Rignon entlehnt, was er konnte. Die kleine Gestalt, das Klettertalent, die Verschmießtheit, die mechanische Figur, wie wir sagen, hat er allerdings entlehnt, aber Rignon's Seele hat er veressen. Fenella ist ein für Scott ungünstig gewähltes Beispiel, aber es veranschaulicht in verschlimmertem Zustande Das, was in allen Charakteren, die er zeichnete, aufzufinden ist.

Eben so müssen wir sagen, daß diese berühmten Bücher ausschließlich für alltägliche Gemüther bestimmt sind und daß für jedes andere so gut wie gar keine Nahrung darin liegt. Meinungen, Ansichten, Grundsätze, Zweifel, Glauben über das Maß hinaus, welches der intelligente Landadelmann mit sich herumtragen kann, sind nicht zu finden. Es ist alles ordentlich, herkömmlich, klug und anständig — aber nichts weiter. Man möchte sagen, es habe nicht in Scott gelegen, viel mehr als dies zu geben. Verläßt er einmal das gewöhnliche Gebiet und versucht er sich in dem heroischen, was nur selten der Fall ist, so verfällt er fast sofort in rosenfarbene Sentimentalität, — erblickt die Kritik von ferne und verläßt diese Bahn eiligst wieder, denn Niemand wußte besser als er, daß er auf derselben schwerlich an's Ziel gelangen würde.

Im Ganzen genommen muß man, wenn man „Waverley“, welcher sorgfältig geschrieben war, mit den meisten seiner Nachfolger, welche ex tempore geschrieben wurden, vergleicht, diese ex tempore-Methode nur beklagen. Scott hätte etwas sehr Vollkommenes in seiner Art leisten können; auch war es keine niedrige Art; ja, wer weiß, wie hoch er bei sorgfältiger Selbstconcentration gestiegen sein würde, — welchen Reichtum die Natur ihm eingepflanzt, den seine Umstände, die trotz ihres günstigen Anscheins dennoch für ihn sehr ungünstig waren, ihn niemals gedrängt hatten, zu entwickeln.

Und doch muß selbst bei dem lautesten Trompetengeschmetter der Popularität es als eine ewig wahr bleibende Wahrheit ins Auge gefaßt werden, daß die Literatur ganz andere Zwecke hat, als den, unthätige, träge Menschen auf harmlose Weise zu amüsiren. Oder wenn die Literatur diese Zwecke nicht hat, so ist sie eine sehr armselige Sache und etwas Anderes muß diese Zwecke haben und erreichen, mit Dank oder ohne Dank, denn die dankbare oder danklose Welt würde sonst nicht lange mehr eine Welt bleiben.

In dieser Beziehung aber ist in den Waverley-Romanen wenig zu sehen oder zu finden. Sie taugen weder zur Lehre noch zur Warnung, noch zur Erbauung oder Erhebung in irgend einem Sinne! Das kranke Herz findet darin keine Heilung, das im Finstern strauchelnde Herz keine Führung, das Heroische, welches in allen Menschen liegt, keine göttliche erweckende Stimme. Deshalb sagen wir, daß sie sich nicht auf tiefe Interessen gründen, sondern auf verhältnißmäßig triviale, nicht auf das Ewige, ja vielleicht nicht einmal auf das Dauernde.

In der That geht ein großer Theil des Interesses, welches diese Romane bieten, aus Contrasten des Costüms, wie man sie nennen kann, hervor. Die einem gewissen Zeitalter angehörende Phrasologie, die Mode in Wäfsen, Kleidung und Lebensweise, wird plötzlich mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit den Augen eines anderen Zeitalters vorgeführt. Es ist dies allerdings ein großer Effect, aber dennoch schon seiner Natur nach ein ganz vorübergehender. Man bedenke doch — werden wir nicht eines Tages ebenfalls antik sein und ein eben so sonderbares und altväterisches Costüm tragen, wie unsere Vorgänger? Ein ausgestopfter Stupser wird, dafern man ihm nur Zeit läßt, endlich eine der wunderbarsten Mumien. In kaum zwei Jahrhunderten hängt in den antiquarischen Museen der Hut des Kirchthurmrenners an dem nächsten Nagel neben dem Vatenhute von Frank und Compagnie, während die Alterthumsforscher sich darüber streiten, welcher von beiden der häßlichere ist, und der Schwalbenischwanzfrack der Jetztzeit wird hoffentlich als ein eben so unglaubliches Kleidungsstück betrachtet werden, wie irgend eins, welches den ehrwürdigen Rücken des Menschen jemals lächerlich machte. Nicht durch geschligte Hosen, Kirchthurmhüte, Lederzüge oder veraltete Redensarten können Romanhelden auf die Dauer und interessieren, sondern einzig und allein dadurch, daß sie Menschen sind. Lederzüge und alle Arten von Wämsern und Costümen sind vergänglich, der Mensch

allein ist dauernd. Der, welcher hierin tiefer eingedrungen ist als andere Menschen, wird auch länger als diese in der Erinnerung leben, im entgegengesetzten Falle aber nicht.

Unter dieser Kategorie betrachtet, ist Scott mit seiner klaren praktischen Einsicht, seinem heitern Temperament und anderen gesunden Fähigkeiten nicht gering anzuschlagen, — unter den gewöhnlichen Leihbibliothekshelden konnte er wohl für einen Halbgott gelten. Er ist nicht klein, aber er ist auch nicht groß; es gab Größere und zwar mehr als einen oder zwei in seinem eigenen Zeitalter und unter den Großen aller Zeiten dürfte er kaum Anwartschaft auf einen Platz haben.

Was ist also das Ergebnis, das Ergebnis dieser Waverley-Romane? Sollen sie bloß eine Generation amüsiren? Eine oder mehrere? so viele Generationen als sie können, aber nicht alle Generationen; ach nein, wenn unter Schwalbenschwanz eben so phantastisch und wunderlich geworden ist, wie eine Pluderhose, dann werden sie aufhören zu amüsiren.

Mittlerweile sind, so viel wir zu unterscheiden vermögen, die Resultate dieser Romane mehrfach gewesen. Zuerst von allen, und sicherlich nicht am mindesten von allen, haben sie vielleicht das Resultat gehabt, daß eine bedeutende Anzahl Menschen dadurch mit bloßem Amüsement gefättigt und auf diese Weise veranlaßt worden ist, etwas Besseres zu suchen. Das Amüsement in der Gestalt von Lectüre kann durch menschliche Macht nicht weiter gehen und nichts Besseres thun, und die Menschen fragen: Ist es Das, was sie thun kann? Scott brachte nach unserer Ansicht mehrere Dinge zu ihrer endlichen Entwicklung und Krise, so daß eine Veränderung unvermeidlich ward — ein großer Dienst, obgleich ein indirecter.

Zweitens aber können wir sagen, daß diese historischen Romane alle Menschen, die bis dahin Geschichtsschreibern und Anderen noch so gut wie unbekannte Wahrheit gelehrt haben, daß die vergangenen Zeitalter der Welt wirklich durch lebende Menschen und nicht durch Protokolle, Staatskristen, Controversen und theoretische Begriffe vom Menschen ausgefüllt worden. Sie waren keine Abstraction, keine Zeichnungen und Theorien, sondern Menschen in Leder- oder andern Jacken und Hosen, mit Farbe auf den Wangen, mit Leidenschaften im Herzen, und der Sprache, den Zügen und der Lebenskraft wirklicher Menschen.

Es ist dies ein kleines Wort, aber es liegt eine hohe Bedeutung darin! Die Geschichte wird hinfort wohl darauf Acht zu geben haben. Ihr matted

Hörensagen, daß „die Philosophie durch Erfahrung lehre“, wird sich überall mit directer Einsicht und Verkörperung vertraut machen müssen. Dies und dies allein wird man als Erfahrung betrachten und so lange nicht wirklich die Erfahrung eingetreten ist, wird die Philosophie sich begnügen, an der Thür zu warten. Es ist ein großer, an Folgen fruchtbarer Dienst, den Scott und auf diese Weise geleistet hat, eine große Wahrheit, die durch ihn offenbart worden; — und sie entspricht auch in der That der rüchigen Natur dieses Mannes, der Gediegenheit und Wahrhaftigkeit sogar seiner Einbildungskraft, die all bei seiner lebhaften Vielseitigkeit ein charakteristisches Kennzeichen von ihm war.

Wir knüpfen hieran einige Worte über das *ex tempore*-Schreiben, welches in unserer Zeit eine immer größere Verühmtheit erlangt. Scott scheint es hierin sehr weit gebracht zu haben. Seine Schnelligkeit war außerordentlich und der erzeugte Stoff, wenn man dies erwägt, ganz vortrefflich. Die Umstände, unter welchen einige seiner Romane, wenn er nicht selbst schreiben konnte, dictirt wurden, betrachtet man mit Recht als wunderbar.

Es ist eine sehr werthvolle Fähigkeit, diese Fähigkeit des Schnellschreibens, ja für Scott's Zweck war es offenbar die einzige gute Methode. Durch viel Arbeit hätte er sein Honorar nicht um eine einzige Guinee vermehren können und der Leser auf dem Sopha hätte nicht um einen Grad weicher gelegen. Es war durchaus nothwendig, daß diese Werke rasch producirt und rund oder gar nicht hingeworfen wurden, wie Giotto's O.

Ueberhaupt liegt in allen Dingen, im Schreiben oder jedem andern Geschäft, womit der Mensch sich befaßt, die unerläßlichste Schönheit darin, daß er fertig zu werden weiß. Mancher Mensch ängstet sich vergebens ab; er kann nicht den richtigen Handgriff wegstreichen, er ist kein Meister, sondern ein unglücklicher Pflücker und Stümper, wenn er nicht weiß, wann er fertig ist. Absolute Vollkommenheit ist einmal unerreichbar; kein Zimmermann machte jemals einen mathematisch ganz genauen rechten Winkel; und dennoch wissen alle Zimmerleute, wenn er recht genug ist und hämmern nicht noch lange daran herum und verlieren ihr Arbeitslohn dadurch, daß sie ihn zu richtig machen. Wer sich zu viel Mühe giebt, verräth eben so einen krankhaften Geist, wie der, welcher sich zu wenig Mühe giebt. Der gewandte Mann von gesundem Geiste wird sich bemühen, auf jedes Geschäft annähernd so viel Mühe zu verwenden, als es verdient und es dann ohne Gewissensbisse ruben lassen.

Alles dies kann zu Gunsten des Schnellschreibens zugegeben und da nöthig empfohlen und eingeprägt werden.

Und dennoch muß andererseits nicht weniger, sondern weit dringender hervorgehoben werden, daß im Bereiche der Literatur nichts Großes mit Leichtigkeit, sondern nur mit Mühe gethan worden ist oder jemals gethan werden wird! Schnellschreiber, welche Talent in sich verspüren, mögen dies wohl zu Herzen nehmen. Kann ein Mensch sein Bestes in irgend einer Gestalt mit Leichtigkeit thun, namentlich in dieser Gestalt, die man mit Recht „Seelenarbeit“ nennt und wo es gilt, in den tiefen Schachten des Denkens zu arbeiten und aus dem auf allen Seiten mit dem ungeschaffenen Falschen umgebenen Dunkeln und Möglichen das Wahre zu verkörpern? Dies ist niemals der Fall gewesen, weder jetzt noch zu irgend einer Zeit. Die Erfahrung aller Menschen strafft eine solche Annahme Lügen; die Natur der Dinge widerspricht ihr. Waren Virgil und Tacitus wohl Schnellschreiber? Die ganzen Prophezeiungen des Jesajas kommen dieser Spinnweben von einem Journalartikel an Umfang nicht gleich. Shakespeare schrieb, glauben wir, sehr rasch, aber nicht eher als bis er sorgfältig nachgedacht hatte. Lange und peinlich hatte, wie das sehende Auge wohl erkennen kann, dieser Mann nachgedacht und mit bangen Zweifeln gekämpft und gerungen, bis endlich seine große Seele siegreich dastand. Seine Methode war, in geeigneten Augenblicken rasch zu schreiben, wenn er sich dazu aufgelegt fühlte.

Und hierin liegt eigentlich das ganze Geheimniß der Sache. Eine solche Schnelligkeit des bloßen Schreibens nach gebührender energischer Vorbereitung ist ohne Zweifel die richtige Methode und nachdem der Schmelzofen lange genug geheizt worden, lasse man das reine Gold in einem Strome herausfließen. So war Shakespeare's Methode, aber er war durchaus kein leichtfertiger Schriftsteller, denn dann wäre er niemals ein Shakespeare geworden.

Auch Milton gehörte nicht zu dem großen Haufen der Herren, welche mit Leichtigkeit schreiben; er erlangte, wie man recht wohl gemerkt, nicht Shakespeare's Fähigkeit, auch nach langer Vorbereitung schnell zu schreiben, sondern kämpfte und mühte sich, während er schrieb. Goethe sagt uns auch, daß ihm nichts im Schlafe geschenkt worden, und in seinen ganzen Werken gab es kein Platt, von welchem er nicht gewußt hätte, auf welche Weise es

entstanden war. Deshalb aber gilt seine Prosa auch für die beste unter allen modernen Schriftstellern.

Schiller, als unglücklicher und ungeeigneter Mann, „konnte nie fertig werden“, sein edler Genius kämpfte nicht weise, sondern zu eifrig und nagte an seinem Leben, bis es heldenmüthig erlosch.

Oder schrieb Petrarca schnell und ohne Mühe? Dante steht sich über seiner göttlichen Komödie „mager werden.“ Er kämpft einen einsamen Todeskampf mit ihr, um sie zu bezwingen und fertig zu bringen, wenn seine äußerste Fähigkeit es im Stande ist. Und deshalb wird sie auch fertig und bezwungen und ihr feuriges Leben dauert unter den Menichen nun fort.

Nein, das Schaffen kann nicht leicht sein. Jupiter empfindet bestige Schmerzen und fühlt Feuerflammen in dem Kopfe, aus welchem die gewappnete Pallas sich bemüht, hervorzubrechen. Was das Fabriciren betrifft, so ist dies eine andere Sache und kann leicht oder nicht leicht werden, je nachdem man es ansieht. Aber auch von Fabrikarbeit gilt die allgemeine Wahrheit, daß ihr Werth in genauem Verhältniß zu der Mühe steht, die darauf verwendet worden.

Höre daher auf, o Schnellschreiber, mit Deiner Schnelligkeit und Leichtigkeit offen zu prahlen; für Dich ist sie, wenn Du zu der Klasse der Fabrikanten gehörst, eine Wohlthat, eine Vermehrung des Arbeitslohnes; für mich aber ist sie reiner Verlust, weil die Waare, die ich kaufe, dadurch verschlechtert wird — warum willst du daher vor mir damit prahlen? Schreibe leicht und mit Dampf, wenn du es möglich machen und verkaufen kannst, aber verbirg es wie die Tugend! „Leicht geschriebene Sachen,“ sagte Sheridan, „lassen sich zuweilen verdammt schwer lesen.“ Zuweilen; aber stets ist diese Lectüre auch eine ziemlich nutzlose und diese kann für einen Menschen, dem bei wenigen Jahren viel Arbeit beschieden ist, als die schlimmste von allen betrachtet werden.

Scott's Leichtigkeit des Producirens setzte alle Welt in Erstaunen und brachte Kapitaen Hall auf eine sehr seltsame Methode, sie ohne Wunder zu erklären, worüber man sein schon oben citirtes Tagebuch sehe. Als der Kapitain nämlich Zeile für Zeile zählte, fand er, daß er selbst in so und so viel Stunden innerhalb einer gegebenen Anzahl von Tagen in dieses sein Tagebuch fast eben so viel geschrieben hatte, als Scott; „und was die Erfindung betrifft,“ sagt er, „so ist es bekannt, daß diese Scott nichts kostet, sondern sich bei ihm ganz von selbst macht.“ Nicht übel!

Aber auch für uns ist Scott's Schnelligkeit groß; sie ist uns ein Beweis und eine Folge der geliebten Gesundheit des Mannes, körperlicher sowohl als geistiger; sie ist groß, aber nicht wunderbar; nicht größer als die vieler anderen außer Capitain Hall. Man bewundere sie, aber mit Maßen. Man bemerke nämlich immer, daß hier zwei Bedingungen thätig sind: ich will die Qualität bestimmen und du sollst die Quantität bestimmen! Jeder kann mit seiner Arbeit rasch fertig werden, wenn er sich leicht zu Danke arbeitet. Man trude die gesprochenen Worte eines Mannes und sie werden täglich einen dicken Octavband füllen; man mache das, was er schreibt, drei Mal so gut, als das, was er spricht und dann hat man täglich den dritten Theil eines Bandes, was immer noch ein tüchtiges Stück Arbeit ist.

Wenn daher einer mit noch so großer Schnelligkeit in leidlicher Weise schreibt, so ist dies nicht ein Maßstab für sein Genie, sondern bloß ein Kennzeichen seiner Beschaffenheit. Es beweist die Gesundheit seines Nervensystems, seinen praktischen Geist und zuletzt, daß er sein Handwerk gut los hat. Auf die schmeichelhafteste Weise betrachtet, verräth Schnelligkeit Gesundheit des Geistes, aber Vieles, vielleicht beinahe Alles, hängt von Gesundheit des Körpers ab.

Man bezweifle es daher nicht — der Mensch kann die Fähigkeit des leichten und schnellen Schreibens sich aneignen. Der menschliche Genius bringt es, wenn er einmal auf diese Bahn gelenkt wird, darin sehr weit. William Cobbet, einer der geündesten Menschen, war sogar ein noch größerer Improvisator als Walter Scott. Seine Schriften, aus Erzählungen, Uebersichten, Grammatiken, Predigten, Informationsgeschichten, Abhandlungen über Kartoffeln und Papiergeld u. s. w. bestehend, erscheinen uns in Bezug auf Qualität und Quantität noch weit wunderbarer. Pierre Poyle schrieb ungeheure Heftbände, man weiß nicht recht, aus welchem Beweggrunde. Er schwamm gleichsam in einer mächtigen Fluth von Sumpfwasser und starb sogar darin, während er die Feder noch fest in der Hand hielt.

Der räthselhafteste und unerklärlichste Schnellreiber von allen aber ist wahrscheinlich der gewöhnliche Redacteur einer täglich erscheinenden Zeitschrift. Man betrachte seine Leitartikel, was sie behandeln, wie leicht sie geschrieben sind. Streb, welches schon hundert Mal ausgetroffen worden, ohne ein Körnchen Weizen zu geben, der ephemerer Wiederhall eines Klages, eine vorübergehende Erscheinung von der Art, wie alle Menschen sie schon

hundert Mal sich als leer und nichtbedeutend haben erweisen sehen — wie ein Mensch mit bloß menschlichen Fähigkeiten sich allnächtlich mit neuer Kraft und neuem Interesse über dieses ausgetroffene Stroh hermacht, es allnächtlich von Neuem ausdrückt, allnächtlich einen neuen Lärm darüber erhebt und so eine beträchtliche Reihe von Jahren drischt und lärmt — dies ist eine Thatfache, die in der menschlichen Physiologie erst noch zu erklären ist. Der Mensch besitzt doch ein merkwürdig zähes Leben!

Oder sollen wir sagen, daß Scott unter den vielen Dingen, die er ihrer Krisis entgegenführte, auch die Schnellschreiberei so weit trieb, daß alle Menschen recht wohl leben konnten, was dahinter steckt? Dann ist die Leistung eine ganz wertvolle, die auch nicht ohne Resultate ist — Resultate, vor deren einigen Scott als Tory-Politiker nicht wenig zurückgeschauert sein würde. Denn wenn das Truden einmal so geläufig und häufig wird wie das Sprechen, dann ist die Demokratie (wenn wir auf die Wurzel der Dinge schauen) nicht ein Popanz und eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine Gewissheit und ein Ereigniß, welches schon so gut wie da ist! „Unvermeidlich scheint es mir!“

Doch, abgesehen hiervon, scheint der Triumph des Schnellschreibens mir schon jetzt ziemlich gewiß zu sein, denn überall sieht man, wie der Schnellschreiber sich selbst seiner Schnelligkeit rühmt. In einem kürzlich übergebenen „Don Carlos,“ einer der schlechtesten Uebersetzungen, die jemals mit einer Spur von Fähigkeiten zu Stande gebracht werden, versichert ein bis jetzt unbekanntes Individuum:

„Der Leser wird es möglicherweise als eine Entschuldigung gelten lassen, wenn ich ihm versichere, daß das ganze Stück in einem Zeitraum von zehn Wochen fertig gemacht ward, das heißt vom 6. Januar bis zum 18. März dieses Jahres — einschließlich einer vierzehntägigen Unterbrechung wegen allzu großer Anstrengung — daß ich oft in einem Tage zwanzig Seiten übersehte, und daß der fünfte Act das Werk von fünf Tagen war.“

O bisher unbekanntes Individuum, was geht es mich an, in welcher Zeit du das Werk fertig gemacht hast, ob in fünf Tagen oder in fünfzig Jahren? Die einzige Frage ist: Wie hast du es gemacht?

Aber dennoch, so sieht die Sache, der Genius der ex tempore-Schreiberei herrscht unriterrußlich und rückt gegen uns vor, wie Oceanfluthen, wie eine Sündfluth von Sumpfwasser. Diese Aussicht scheint allerdings eine sehr beklagendwerthe. Soll denn wirklich alle Literatur durch diese

wässerigen Improvisationen hinweggeschwemmt werden und eine geistige Nothzeit eintreten? Das wäre in der That ein entsetzlicher Gedanke, aber tröste dich, lieber Leser, es ist nicht die Literatur, was man hinwegschwemmt, sondern bloß das Bücherverlegen und Bücherverkaufen. Gab es nicht eine Literatur schon vor der Buchdruckerkunst oder Jauch von Mainz, und dennoch schrieben die Menschen *ex tempore*? Ja, ehe noch die Buchstaben erfunden waren oder Kadmus von Theben lebte, und dennoch sprachen die Menschen *ex tempore*? Die Literatur ist der Gedanke denkender Seelen und dieser kann nach Gottes Hülfe in keiner Generation hinweggeschwemmt werden, sondern bleibt bei uns bis ans Ende.

Scott's Thätigkeit, improvisirte Romane zu schreiben, um dafür Landgüter zu kaufen, war nicht von der Art, daß sie freiwillig geendet hätte, sondern mußte sich immer mehr und mehr beschleunigen, und man sieht nicht, zu welchem klugen Ziele sie ihn in irgend einem Falle hätte führen können. Dadurch, daß der Buchhändler Constable Panzerott machte, ward Scott nicht ruinirt; sein Ruin war vielmehr jener Ehrgeiz, nämlich jener salbische Ehrgeiz, der sich seiner bemächtigt hatte und zwar in Verbindung mit seiner unklugen Lebensweise. Wohin konnte dies führen? Wo konnte es stehen bleiben? Neue Landgüter gab es fortwährend zu kaufen, so lange neue Romane producirt wurden, um sie zu bezahlen. Mehr und mehr Erfolg verlich auch immer mehr und mehr Arretiu, mehr und mehr Ruhelosigkeit.

Natürlich mußte dieses improvisirte Schreiben auch immer dünner und dünner werden; es artete immer schneller und schneller in die zweifelbaste und endlich in die verwerfliche Kategorie aus. Schon gab es im Geheimen überall eine beträchtliche Oppositionspartei, Zeugen der Wackerleywunder, die aber nicht im Stande waren, sie zu glauben, sahen sich gezwungen, schweigend klagend zu protestiren. Von einer solchen Oppositionspartei ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß sie wachsen, und, weil die improvisirte Acker immer matter ward, auch die übrige Welt auf ihre Seite ziehen würde. Die stummen Protestationen mußten endlich Worte finden, herbe Wahrheiten, gestützt auf noch herbere Thatfachen, einer überspannten und eben dadurch dem Erschlaffen um so näher gerückten Popularität mußten endlich zu Tage kommen, so wie sie jetzt ohne Zögern ausgesprochen werden

können, weil das Herz des braven Mannes dadurch nicht mehr verletzt werden kann.

Wer weiß, ob es nicht vielleicht besser war, daß es anders kam? Und anders kam es auf jeden Fall. Eines Tages ließ der Constable-Perg, welcher fest zu stehen schien, gleich anderen Gebirgen, plötzlich, wie die Gießberge zu thun pflegen, ein lautes weithinballendes Krachen hören und zerplitterte mit einem Male in versinkenden Gießtaub. In einem einzigen Tage zerstöseten Scott's hochgethürmte Welthausen in nichts, in einem Tage sah der reiche Mann und Gutsherr sich verarmt und als Schuldner unter Gläubigern.

Es war eine schwere Prüfung. Er ging ihr mutbig und stolz entgegen, — wie ein mutthiger stolzer Mann der Welt. Vielleicht hätte es noch einen stolzeren Weg gegeben, nämlich wenn er offen eingestanden hätte, daß er vollständig bankrott war, an irdischer Habe sowohl als Ruhm, und dann hätte er anderswo Zuflucht suchen müssen. Eine solche Zuflucht war auch in der That vorhanden, aber es lag nicht in Scott's Natur, sie dort zu suchen. Es lag nicht in ihm, zu sagen: Bis jetzt bin ich auf irrigen Wegen gewandelt und dies mein jetzt in Trümmern liegender Ruhm und Stolz war eine leere Tauschung und ein heilloscher Zauberbaum.

Er sagte vielmehr: Ich will mich wieder emperarbeiten und meinen Standpunkt behaupten oder darüber sterben. Schweigend wie ein stolzer starker Mann machte er sich an die Herkules-Arbeit, Perg von Unrath hinwegzuräumen und mit dem, was er noch schreiben und verkaufen konnte, große Lösegelder zu bezahlen. Und dies geschah in seinen schon vorgerückten Jahren, wo das Unglück doppelt und dreifach unglücklich ist.

Scott griff seine Herkules-Arbeit an wie ein Mann und fuhr unermüdet damit fort. Mit erhabener Heiterkeit, während seine Lebenskraft doch immer schwächer ward, packte er sie und rang mit ihr jahrelang auf Tod und Leben — und siehe da, die Arbeit erwies sich als die Stärkere und sein Leben und Herz erlosch und brach darüber.

Ueber diese letzten Schriften Scott's, seine Napoleons, Dämonologien, schottische Geschichten u. s. w. spricht die Kritik kein Wort des Tadel's aus, sondern nur das einzige Wort: Wehe! wehe! Das edle Streitmäh, welches einst das Schuteln des Speers verachtete, ist jetzt verurtheilt, einen schweren Karren zu ziehen und sich zu Tode zu arbeiten! Scott's Niedergang war wie der eines muthgeworbenen Wurfgeschosses — rasch und fast senkrecht

herab; — vielleicht war es auch so für ihn selbst am besten. Es ist eine Tragödie, wie das ganze Leben ist, ein abermaliger Beweis, daß das Glück auf einer rastlosen Kugel steht, und daß Ehrgeiz, literarischer sowohl als kriegerischer, politischer und pekuniärer, noch niemals einem Menschen etwas genügt hat.

Unsern letzten Auszug entlehnen wir dem sechsten Bande. Es ist ein sehr tragischer — tragisch, aber dennoch schön, denn die Oede des Ruins wird durch eine noch ernstere Heimsuchung, die des Todes, gewissermaßen geheiligt! Scott hat sich in ein einsames Wohnhaus in Edinburgh zurückgezogen, um hier seine tägliche Arbeit zu leisten und mußte sein Weib in Abbotsford in dem letzten Stadium ihrer Krankheit zurücklassen. Er ging schweigend fort und blickte stumm auf das schlafende Antlitz, welches er kaum wiederzusehen hoffte. Wir citiren hier einige Stellen aus einem Tagebuch, welches er in diesen Monaten zu führen angefangen, und durch welches dieser sechste Band interessanter gemacht wird, als irgend einer der vorigen.

„Abbotsford, 11. Mai (1826). — Es zerfleischt mir das Herz, wenn ich daran denke, daß ich kaum hoffen kann, wieder Vertrauen bei dem Ohr zu suchen, dem ich so sicher Alles anvertrauen konnte. Was aber hätte bei ihrem gegenwärtigen lethargischen Zustande meine Anwesenheit weiter nützen können? Uebrigens hat Anna mir ja versprochen, mir fortwährend genaue Nachricht zu geben. Ich muß heute bei James Ballantyne en famille speisen. Ich kann nicht anders, obschon ich lieber zu Hause und allein wäre. Indessen, ich darf diesem Gefühle der Hoffnungslosigkeit, welches sich meiner zu bemächtigen droht, nicht Raum geben.

„Edinburgh, 12. Mai. — Ich habe bei J. B. einen angenehmen Tag verlebt, und darin eine große Erleichterung des Herzenskummers gefunden, der mich dabeim gepeinigt haben würde. Er war ganz allein.

„Also hier bin ich nun in Arden und kann mit Touchstone sagen: Als ich zu Hause war, befand ich mich besser, wiewohl ich mich mit den Worten Nicol Jarvie's trösten muß: „Man kann die Bequemlichkeiten der Heimath nicht mit sich herumtragen.“ Wäre nur mein Gemüth ruhig; der Körper befindet sich, glaube ich, so leidlich. Es wohnt nur noch ein einziger Richter im Hause, ein Mr. Ebanks, — ein Geistlicher, der trotz seines Namens ein sehr ruhiger Mann sein soll.

„14. Mai. — Guten Morgen, guten Morgen, liebe Sonne, die du so schön und hell auf diese düstern Bände scheinst! Mich dünkt, als ob du

an den Ufern des Tweed ebenso hell schienst: aber schaue, wohin du willst, so steht du Kummer und Leiden. — Hoag war gestern hier und zwar in großer Bedrängniß, weil er früher einmal hundert Pfund von James Balfantyne geliehen, die er nun wiederbezahlen muß. Ich bin außer Stande, dem armen Manne zu helfen, denn ich muß selbst borgen.

„15. Mai. — So eben erhalte ich die traurige Nachricht, daß in Abbotsford Alles vorüber ist.

„Abbotsford, 16. Mai. — Sie starb Vormittags neun Uhr, nachdem sie zwei Tage lang sehr krank gewesen — zuletzt hatte sie sich sehr leicht und frei gefühlt. Ich kam gestern Abend spät hier an. Anna ist sehr abgemattet und hat Krämpfe gehabt, welche bei meiner Ankunft wiederkehrten. Ihr Stimmeln war wie das eines Kindes, aber dabei ist sie immer sanft und unterwürfig. „Die arme Mama — kommt nie wieder — ist auf immer von uns geschieden — ihr ist nun wohl.“ Als sie wieder zu sich kam, sprach sie mit viel Verstand und Gemüthsruhe, bis ihr Anfall wiederkehrte. Es würde dies, wenn ich ein Fremder gewesen wäre, schon außerordentlich ergreifend gewesen sein — was mußte ich erst als Gatte und Vater fühlen! Ich weiß kaum, wie mir zu Ruche ist. Zuweilen fühle ich mich stark wie ein Fels, zuweilen so schwach wie das Wasser, welches sich an ihm bricht. Im Denken und Entscheiden bin ich noch so rüthig und aufgeweckt, wie ich in meinem Leben jemals gewesen. Und dann, wenn ich das, was dieses Haus früher war, mit dem vergleiche, was es jetzt ist, so ist es mir, als müßte mir das Herz brechen. Giniam, alt, meiner Familie beraubt, bis auf die arme Anna — ein verarmter, in Verlegenheiten stehender Mann, beraubt der Genossen meiner Gedanken, die meine trübe Stimmung so oft zu verschleudern wußte! Selbst ihre Schwächen waren mir nützlich, denn sie beschäftigten meine Gedanken und zogen sie auf die Weite von Manchem ab, was mich marterte und quälte.

„Ich habe sie gesehen. Die Gestalt, die ich sah, ist und ist nicht meine Charlotte — meine dreißigjährige Lebensgefährtin. Es ist noch dasselbe Ebenmaß der Form, obgleich diese Glieder starr sind, die einst so anmuthig elastisch waren — aber diese gelbe Maske mit eingefallenen Zügen, welche des Lebens eher zu irrotten, als es nachzuahmen scheinen, kann dies noch das Gesicht sein, welches einst so lebhaft und ausdrucksvoll war? Ich will sie nicht wieder sehen. Anna meint, sie habe sich wenig verändert, weil sie sich die letzte Vorstellung von ihrer Mutter zu einer Stunde gemacht, wo sie mit

außerordentlichen Schmerzen zu kämpfen hatte. Die meine geht bis auf eine Zeit zurück, wo sie sich noch verhältnißmäßig wohl befand. Wenn ich noch lange so fortichreibe, so schreibe ich mich traurig, während ich doch durch das Schreiben eher Muth und Fassung zu erringen glaubte.

„18. Mai. — Ein Gewand von Blei und Holz umgiebt sie schon; bald wird sie der kalten Erde überantwortet werden. Aber es ist nicht meine Charlotte, es ist nicht die Braut meiner Jugend, die Mutter meiner Kinder, welche unter den Ruinen von Drumburgh, die wir so oft in heiterer Stimmung besucht, gebettet werden wird. Nein, nein!

„22. Mai. — Ich befe vor Dem, was meine Pflicht ist, nicht so leicht deshalb zurück, weil es schmerzlich ist, aber ich wünschte, daß dieser Begräbnistag vorüber wäre. Ich bin wie von einer Betäubung umfungen, als ob Alles, was die Menschen zu thun und zu sprechen scheinen, nicht wirklich wäre.

„26. Mai. — Wenn ein Feind in mein Haus eindrange, würde ich dann nicht, wenn meine Stimmung auch noch so niedergeschlagen wäre, mein Möglichstes thun, um ihn zu bekämpfen? und soll eine ähnliche Niedergeschlagenheit mich an dem Gebrauche meiner Geisteskräfte verhindern? Nein, beim Himmel, das soll sie nicht.

„Edinburgh, 30. Mai. — Gestern Abend mit Charles hierher zurückgekehrt. Mit heute Morgen beginne ich wieder wie gewöhnlich früh aufzustehen, des Vormittags zu arbeiten und den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen. — Ich habe die letzten Correcturbogen für das Quarterly gelesen; der Artikel ist nicht besonders, aber die Umstände, unter denen er geschrieben ward, waren auch sehr ungünstig. — Es war heute ein trauriger Tag — sehr traurig. Ich fürchte, der arme Charles sah mich weinen. Ich weiß nicht, was andere Leute fühlen, mich aber martert die kramphafte Empfindung, welche mir Thränen auspreßt, mit furchtbarer Heftigkeit — es ist ein Gefühl, als wenn ich ersticken müßte, und dann folgt ein Zustand von Betäubung, in welchem ich mich frage, ob meine arme Charlotte wirklich todt sein kann.“

Dies ist nicht bloß tragisch, sondern auch schön. In dem noch rückständigen siebenten Bande müssen andere Scenen kommen, die keine Schönheit besitzen, sondern bloß tragisch sein werden. Es ist daher besser, wenn wir hier enden.

Und somit fällt der Vorhang und der starke Walter Scott ist nicht

mehr bei uns. Ein Besitzthum von ihm bleibt zurück, weit zerstreut, aber doch erreichbar und nicht unbedeutend. Man kann von ihm sagen: Als er schied, nahm er das Leben eines Mannes mit sich fort. Kein gesünderes Exemplar britischer Manneskraft ward in diesem achtzehnten Jahrhundert der Zeit zusammengelegt. Ach, sein schönes schottisches Gesicht mit seinem ehrlichen, scharfsinnigen und gutmüthigen Ausdruck, war, als wir es das letzte Mal auf den Straßen von Edinburg sahen, durchfurcht von Kummer und Sorgen und alle Freude daraus entflohen! Wir werden es niemals vergessen, wir werden es niemals wiedersehen. Leb' wohl, Sir Walter, Stolz aller Schotten, empfang' unsern stolzen und wehmüthigen Abschiedsgruß!

Ueber Geschichte.

Erster Artikel.

(1830.)

Klio war bei den Alten die älteste Tochter der Erinnerung und die erste der Rufen, welche Würde, mögen wir nun die wesentlichen Eigenschaften ihrer Kunst oder ihre Uebung und Aufnahme unter den Menschen betrachten, ihr noch jetzt mit vollem Rechte zukommen scheint.

Die Geschichte ist eben so wie die Wurzel aller Wissenschaft auch das erste bestimmte Produkt der geistigen Natur des Menschen, sein frühester Ausdruck Dessen, was man Denken nennen kann. Sie ist sowohl ein Vor- als ein Rückblick, wie denn in der That die Zukunft schon ungesehen, aber deutlich gestaltet, vorherbestimmt und unvermeidlich in der Gegenwart lauert und nur durch die Zusammenstellung beider die Bedeutung einer jeden vervollständigt wird.

Die sybillinischen Bücher sind, obgleich alt, doch nicht die ältesten. Manche Nationen haben Prophezeiungen, manche dagegen nicht, aber unter der ganzen Menschheit giebt es keinen Stamm, der so roh wäre, daß er nicht Geschichte versucht hätte, obgleich mehrere in der Arithmetik noch nicht einmal so weit gekommen sind, daß sie bis fünf zählen können. Die Geschichte ist nicht bloß mit Griffel und Federn, sondern auch mit Wampumschnuren, noch öfter aber mit Erdhügeln und Steinhäufen geschrieben worden, denn der Aegyptier und Kopte, der rothe Mann so gut wie der weiße, lebt zwischen zwei Ewigkeiten, kämpft gegen die Vergessenheit und möchte sich gern mit der ganzen Zukunft und der ganzen Vergangenheit in ein klares, bewußtes Verhältniß setzen, während er durch ein unklares und unbewußtes schon damit verknüpft ist.

Man kann sagen, daß uns ein Talent für die Geschichte als unser hauptsächlichstes Erbtheil angeboren ist. In einem gewissen Sinne sind alle Menschen Historiker. Ist nicht jedes Gedächtniß ganz vollgeschrieben mit Annalen, in welchen Freude und Trauer, Gewinn und Verlust auf mannigfache Weise abwechseln und mit oder ohne Philosophie die ganzen Schicksale eines einzigen kleinen innern Königreichs, und all seine Politik, auswärtige sowohl als innere, unauslöschlich verzeichnet stehen?

Sogar unsere Rede ist merkwürdigerweise historisch. Die meisten Menschen reden, wie man bemerken wird, bloß um zu erzählen. Sie theilen nicht mit, was sie gedacht haben, was allerdings oft auch sehr wenig wäre, sondern sie tragen vor, was sie erfahren und gesehen haben, was allerdings ein ganz unermessliches Feld ist. Man schneide die Erzählung ab und wie würde dann der Strom der Conversation selbst unter den klügsten Leuten sich in vereinzelte winzige Wasserflächen verwandeln und unter den Thörichtesten und Beschränkten gänzlich verdunsten!

Auf diese Weise und eben so wie wir nichts thun, als Geschichte aufzuführen, sprechen wir auch wenig außer dem, was wir wiedererzählen; ja in diesem weitesten Sinne können wir sagen, daß unser ganzes geistiges Leben darauf gebaut ist. Denn was ist, streng erwogen, wohl alle Kenntniß weiter, als aufgezeichnete Erfahrung und ein Produkt der Geschichte, von welcher daher Folgerung und Glaube, ebenso wie thätiger und leidender Zustand, wesentliche Bestandtheile sind?

In beschränkter und der einzig ausführbaren Form hat die eigentliche Geschichte, nämlich der Theil der Geschichte, welcher von merkwürdigen Vorfällen handelt, in allen modernen sowohl als alten Zeiten zu den höchsten Künsten gehört und vielleicht niemals höher gestanden als in diesen unseren gegenwärtigen Zeiten. Denn während früher der Reiz der Geschichte hauptsächlich in der Befriedigung unserer gemeinen Sucht nach dem Wunderbaren, nach dem Unbekannten lag, und ihr Amt gleichsam nur das eines Minnejägers und Erzählers war, ist sie nun auch eine Schullehrerin geworden und will nicht bloß ergötzen, sondern auch belehren.

Ob sie mit diesem ehrwürdigen Charakter nicht auch zugleich etwas Starrs und Kaltes angenommen hat, ob in der logischen Trockenheit eines Hume oder Robertson die anmuthige Leichtigkeit und heitere malerische Herzlichkeit eines Herodot oder Froissart nicht schmerzlich vermisst werden, - dies ist eine Frage, die uns hier nicht weiter beschäftigen kann. Genug, daß

alle lernende, alle forschende Geister jeder Art sich um ihren Sessel versammeln und ehrerbietig über ihre Lehren als die ächte Basis der Weisheit nachdenken. Poeten, Theologie, Politik, Naturkunde haben alle ihre Anhänger und Gegner, und jede kleine Gilde führt einen Defensiv- und Offensiv-Kampf für ihr eigenes spezielles Gebiet, während das Gebiet der Geschichte gleichsam ein Freisafen ist, wo alle diese Kriegsführenden friedlich sich begegnen und sich versorgen, und Gefühlsmenschen wie Utilitarier, Skeptiker und Theologen rufen uns wie mit einer Stimme den Rath zu: Prüfet die Geschichte, denn sie ist die durch Erfahrung lehrende Philosophie!

Hern sei es von uns, eine solche Lehre gering anichlagen zu wollen, das ist von der Versuch einen hohen Werth haben muß. Ebenso wollen wir auch nicht allzustrenge fragen, wieviel sie bis jetzt genügt hat; ob der größte Theil der geringen praktischen Weisheit, welche die Menschen besitzen, aus dem Studium der Geschichte oder aus anderen weniger gerühmten Quellen hervorgegangen ist; wodurch, wie die Dinge jetzt stehen, ein Marlborough in dem Treiben der Welt groß werden kann, ohne von der Geschichte eine andere Kenntniß zu besitzen, als die, welche er aus Shakspeare's Dramen schöpft? Ja, ob bei diesem Lehren durch die Erfahrung die historische Philosophie das erste Element aller Wissenschaft in dieser Art auch richtig entziffert hat? Was wohl das Ziel und die Bedeutung jenes wunderbaren veränderlichen Lebens, welches sie erforscht und malt, sein mag? Wo die Bahn des menschlichen Schicksals auf dieser Erde ihren Ursprung hat, und wohin sie endlich führt? Oder aber, wenn es wirklich eine Bahn und Tendenz hat, ob es dann in der That von einer unsichtbaren geheimnißvollen Weisheit geleitet wird, oder bloß in blinden Irrgängen ohne eine erkennbare Föhrung durcheinander freißt?

Diese durch und durch fundamentalen Fragen sind, wie es scheint, in irgend einer Philosophie der Geschichte seit der Aera, wo mönchliche Geschichtsschreiber gewohnt waren, sie durch das schon längst erloschene Licht ihres Mißfalls und Prejurs zu beantworten, von den meisten Geschichtsphilosophen nur zweifelhaft und von weitem, von manchen aber gar nicht berührt worden.

Der Grund hiervon ist, daß zwei Schwierigkeiten, die aber niemals ganz unüberwindlich sind, im Wege liegen. Ehe die Philosophie durch Erfahrung lehren kann, muß die Philosophie erst bereit und die Erfahrung gesammelt und auf verständliche Weise aufgezeichnet sein. Sehen wir nun

von der erstern Rücksicht ab und fassen wir bloß die letztere ins Auge, so fragen wir einen Jeden, welcher den Gang der menschlichen Dinge untersucht hat, und weiß, wie verwickelt und unentwirrbar selbst mit unseren eigenen Augen gesehen, ihre tausendfach sich verschmelzenden Bewegungen sind, ob die treue Darstellung eine leichte oder unmögliche ist.

Das sociale Leben ist das Aggregat aller einzelnen Menschenleben, welche die Gesellschaft ausmachen; die Geschichte ist die Quintessenz unzähliger Biographien. Wenn aber eine einzige Biographie, ja unsere eigene Lebensgeschichte, wir mögen sie studiren und recapituliren wie wir wollen, uns in so vielen Punkten unverständlich bleibe, wie viel mehr muß es mit diesen Millionen der Fall sein, von denen wir nicht einmal alle Thatfachen kennen, geschweige denn das innere Wesen derselben!

Ebenso wird es uns nicht viel helfen, wenn wir behaupten wollen, daß der allgemeine innere Zustand des Lebens in allen Jahrhunderten derselbe sei und daß bloß die merkwürdigen Abweichungen von der gewöhnlichen Vergabung und dem gewöhnlichen Loos, so wie die wichtigeren Variationen, welche die äußere Gestalt des Lebens von Zeit zu Zeit erfahren hat, Erinnerung und Aufzeichnung verdienen.

Es läßt sich aber weit eher behaupten, daß der innere Zustand des Lebens, das bewußte oder halbbewußte Ziel der Menschheit, soweit die Menschen nicht bloße Verdauungsmaschinen sind, je nach den verschiedenen Zeitaltern auch stets verschieden ist. Ebenso sind auch die wichtigeren äußeren Veränderungen nicht so leicht zu erkennen oder stets einer Darstellung gut fähig. Wer war wohl der größte Neuerer, welcher Mensch war für die Geschichte des Menschen wohl wichtiger, der, welcher zuerst Armeen über die Alpen führte und die Siege bei Cannä und Ithrasymenes erfocht, oder der unbekannte Bauer, der sich zuerst einen eisernen Spaten hämmerte?

Wenn der Eichbaum gefällt wird, so hallt der ganze Wald davon wieder, aber hundert Eichen werden schweigend durch einen unbeachteten Luthbaum gepflanzt. Schlachten und Kriegereignisse, welche für den Augenblick jedes Ohr betäuben und jedes Herz mit Freude oder Schrecken erfüllen, gehen vorüber wie Wirthshausprügeleien und werden mit Ausnähme einiger weniger Marathons und Morgartens, nur zufällig, nicht um ihrer Verdienste willen, erwähnt.

Selbst Kriege, politische Constitutionen sind nicht unser Leben, sondern bloß das Haus, worin unser Leben geführt wird, ja sie sind nur die nackten

Wände des Hauses und dessen sämmtliches wesentliches Geräth, die Erfindungen und Traditionen und die täglichen Gewohnheiten, welche unsere Existenz regeln und stützen, sind das Werk nicht von Dracod und Hampdens, sondern von phönizischen Seelenten, italienischen Maurern und sächsischen Metallurgen, von Philosophen, Alchymisten, Propheten und dem ganzen längst-vergessenen Gefolge von Künstlern und Handwerkern, welche vereint und von Anfang an gelehrt haben, wie wir denken und wie wir handeln und wie wir über die geistige und über die physische Natur herrschen sollen.

Wohl können wir sagen, daß von unserer Geschichte der wichtigere Theil unwiderbringlich verloren gegangen ist und eben so wie früher Dankgebete „für unerkannte Wohlthaten“ gefeiert wurden, so schaut man auch mit Ehrfurcht in die finsternen leeren Stellen der Vergangenheit, wo gekaltlos und vergessen unsere größten Wohlthäter mit all' ihren fleißigen Bemühungen, aber nicht mit der Frucht derselben, begraben liegen.

So unvollkommen ist diese Erfahrung, durch welche die Philosophie lehren soll. Ja, ist sogar mit Rücksicht auf jene Vorfälle, welche wirklich aufgezeichnet sind, die bei ihrem Entstehen des Aufzeichnens werth schienen, und deren gesammter Inhalt Das ausmacht, was wir jetzt Geschichte nennen, nicht unser Verständniß derselben ganz und gar unvollständig, und ist es auch nur möglich, sie so darzustellen, wie sie wirklich waren?

Die alte Geschichte von Sir Walter Raleigh, der aus dem Fenster seines Gefängnisses einem Straßentumult zusah, den später drei Zeugen auf dreierlei verschiedene Weise berichteten, während Sir Walter selbst wiederum von ihnen allen abwich, ist immer noch eine wichtige Lehre für uns.

Man erwäge doch, auf welche Weise historische Documente und Berichte entstehen, selbst ehrliche Berichte, wo die Berichterstatter frei von allen persönlichen Rücksichten waren — ein Fall, der zu den aller seltensten gehört. Die wirklichen leitenden Grundzüge eines historischen Vorgangs, jene Bewegungen, welche ihn wesentlich charakterisiren und allein Aufzeichnung verdienen, sind dennoch nicht die ersten, welche man nieder schreibt. Anfangs zeigt sich unter den verschiedenen Zeugen, die gewöhnlich auch interessirte Personen sind, bloß vage Neugier, Verwunderung, Furcht oder Hoffnung und das Geseumm des tausendzüngigen Gerüchts, bis nach einiger Zeit der Widerstreit der einzelnen Aussagen zum Austrag kommt und dann mit Stimmenmehrheit geschlossen wird, daß dieses oder jenes „Ueberschreiten des Rubikons“, eine „Anklage Straffords“, eine „Einberufung der Notabeln“,

Epochen in der Weltgeschichte und die Angelpunkte der großen Weltrevolution gewiesen sind.

Gesetzt aber, die Mehrzahl der Stimmen hätte durchaus Unrecht gehabt, die eigentlichen Cardinalpunkte hätten viel tiefer gelegen und wären unbeachtet vorübergegangen, weil kein Seher, sondern bloße Gaffer dabei zugegen waren! Unsere Uhr schlägt beim Stundenwechsel, aber in der großen Zeitenuhr dröhnt kein Hammerschlag durch das Weltall, wenn ein Zeitalter mit dem andern wechselt. Die Menschen verstehen nicht, was unter ihren Händen ist, und ebenso wie Ruhe das Kennzeichen der Kraft ist, so können auch die wichtigsten Grundursachen die stummsten sein.

Das, was wir daher jemals zu sehen hoffen können, ist auf keinen Fall der eigentliche wirkliche historische Vorgang, sondern bloß eine mehr oder weniger plausible Theorie dieses Vorgangs, oder das so viel als möglich in Einklang gebrachte Ergebnis vieler solcher Theorien, die eine von der andern und alle wiederum von der Wahrheit abweichen.

Ja, wäre unsere Fähigkeit der Einsicht in vorübergehende Dinge noch so vollständig, so existirt dann immer noch ein sehr mißlicher Unterschied zwischen unserer Art und Weise, diese Dinge zu beobachten, und der Art und Weise, wie diese Dinge geschehen. Der begabteste Mann kann nur die Reihenfolge seiner eigenen Eindrücke beobachten und aufzeichnen; seine Beobachtung muß daher, abgesehen von ihren andern Unvollkommenheiten, eine successive sein, während die Ereignisse oft gleichzeitig waren; die Vorgänge bildeten nicht eine Reihenfolge, sondern eine Gruppe. Es ist in der wirklichen, handelnden Geschichte keineswegs so wie in der geschriebenen. Wirkliche Ereignisse stehen keineswegs in einer so einfachen Verwandtschaft zu einander, wie Mutter und Kind; jedes einzelne Ereignis ist die Frucht nicht eines, sondern aller anderen früheren oder gleichzeitigen Ereignisse und verbindet sich seinerseits mit allen anderen, um wiederum neue zu erzeugen — es ist ein ewig lebendes, ewig arbeitendes Chaos von Sein, worin eine Gestalt nach der andern sich aus unzähligen Elementen verkörpert.

Und dieses Chaos, grenzenlos wie die Wohnung und Dauer des Menschen, unergründlich wie die Seele und das Schicksal des Menschen, ist Das, was der Historiker schildern und mit einem Senfblei von wenigen Ellen Länge wissenschaftlich ausmessen will! Denn so wie alle Handlung ihrer Natur nach Breite, Tiefe und Länge hat, das heißt, sich auf Geheimnis

gründet, wenn wir ihrem Ursprunge nachgehen, sich umgestaltend und umgestaltet, nach allen Seiten hin ausbreitet und ihrer Vollendung entgegengeht, so hat dagegen jede Erzählung ihrer Natur nach bloß eine Dimension, indem sie bloß nach einem oder mehreren aufeinander folgenden Punkten fortschreitet — mit einem Worte, das Erzählen ist eine Linie, das Handeln eine Masse.

Wie unzulänglich sind daher unsere „Ketten von Ursachen und Wirkungen“, die wir so emsig durch eine kleine Anzahl von Jahren und Quadratmeilen verfolgen, während doch das Ganze eine breite, tiefe Unermesslichkeit und jedes Atom mit allen übrigen verkettet und verschmolzen ist!

In der That, wenn die Geschichte die durch Erfahrung lebende Philosophie ist, so ist der Schriftsteller, welcher im Stande wäre, eine Geschichte zu schreiben, bis jetzt noch ein unbekannter Mensch. Die Erfahrung an und für sich würde Allwissenheit bedürfen, um sie niederzuschreiben, selbst wenn die zur Auslegung nöthige Allweisheit umsonst zu haben wäre. Besser wäre es, wenn bloß irdische Historiker solche Ansprüche, die mehr für die Allwissenheit als für menschliches Wissen sich eignen, herabstimmten, bloß nach einem Bilde der geschehenen Dinge, welches Bild im besten Falle auch nur eine armselige Annäherung sein wird, trachteten, und in dem unergründlichen inneren Wesen der Dinge ein nicht hinwegzuleugnendes Geheimniß sähen; oder wenn sie höchstens in ehrerbietigem Glauben, der weit verschieden ist von der Lehre jener Philosophie, die geheimnißvollen Spuren Dessen betrachteten, dessen Pfad in der unergründlichen Tiefe der Zeiten liegt, den die Geschichte allerdings offenbart, aber den nur die ganze Geschichte und erst in der Ewigkeit deutlich offenbaren wird.

Solche Erwägungen würden freilich von geringem Nutzen sein, wenn sie, anstatt uns Wachsamkeit und ehrerbietige Demuth bei unseren Forschungen in der Geschichte zu lehren, unsere Achtung vor denselben verminderten oder uns den Muth zu unermüdbar Verfolgung derselben raubten. Wir wollen vielmehr immer tiefer in die Vergangenheit eindringen und mögen alle Menschen sie als die ächte Quelle der Erkenntniß zu ergründen suchen, denn nur bei ihrem Lichte, mag man es bewußt oder unbewußt anwenden, kann die Gegenwart und die Zukunft gedeutet werden. Ihre ganze Bedeutung liegt allerdings weit außerhalb des Bereichs unseres Wissens, aber doch können in diesem mit formlosen, unentwirrbaren, unbekannten Charakteren bedeckten, verwickelten Manuscript — ja, welches ein Palimpsest ist

und einß eine prophetische, noch jetzt undeutlich lesbare Schrift enthielt — einige Buchstaben, einige Worte entziffert und — wenn auch keine vollständige Philosophie — doch hier und da eine verständliche, in der Praxis nuzbare Regel daraus abgenommen werden, wobei jedoch wohl zu bedenken ist, daß es nur ein kleiner Theil ist, den wir entziffert haben, daß noch viel zu deuten bleibt, daß die Geschichte ein wirkliches, prophetisches Manuscript ist und von keinem Menschen vollständig gedeutet werden kann.

Aber der Künstler in der Geschichte ist wohl zu unterscheiden von dem Handwerker in der Geschichte, denn hier, wie in allen andern Fächern, giebt es Künstler und Handwerker, Menschen, welche mechanisch in irgend einem Fache arbeiten, ohne Blick für das Ganze, die nicht fühlen, daß es ein Ganzes giebt, und Menschen, welche das bescheidenste Fach durch die Idee von dem Ganzen ausbilden und veredeln, und wohl wissen, daß das Theilweise nur in dem Ganzen richtig zu erkennen ist.

Die Verfahrungsweise, die Pflichten dieser beiden Kategorien in Bezug auf die Geschichte, müssen nothwendig ganz verschiedene sein. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß nicht Jeder auf dem ihm eigenthümlichen Standpunkt einen wirklichen Werth habe. Der schlichte Ackermann kann sein Feld pflügen und nach der Kenntniß, die er von dessen Boden erlangt hat, es mit der geeigneten Getreideart besäen, obgleich die tiefen Felsen und Centralfeuer ihm unbekannt sind. Seine kleine Ernte hängt unter und über dem Firmament der Sterne, und segelt durch unerforschte himmlische Räume, aber trotzdem reist sie für ihn in der gehörigen Zeit und er sammelt sie wohlbehalten in seine Scheuer.

Als Ackermann kann ihn kein Vorwurf treffen, wenn er jene höheren Wunder nicht beachtet. Wollte er dagegen für einen Denker und redlichen Erforscher der Natur gelten, so wäre es damit etwas anderes.

Oben ist es auch mit dem Historiker, welcher irgend eine spezielle Phase der Geschichte ins Auge faßt und aus dieser oder jener Combination von politischen, moralischen und ökonomischen Umständen, sowie aus den Ergebnissen, zu welchen diese Combination geführt hat, schließt, daß die und die Eigenschaften der menschlichen Gesellschaft angehören, und daß ähnliche Umstände auch zu einem ähnlichen Ergebnis führen werden, welcher Schluß, wenn er durch andere Erprobungen bestätigt wird, für wahr und praktisch werthvoll gehalten werden muß. Dagegen ist der Geschichtsforcher in Irrthum befangen und wandelt auf Abwegen, wenn er glaubt, daß diese ent-

bedekten oder entdeckbaren Eigenschaften die Sache erschöpfen, und wenn er nicht bei jedem Schritte steht, daß sie unerschöpflich ist.

Diese Klasse von Ursache- und Wirkungs-Männern, für welche kein Wunder lange wunderbar blieb, sondern die alle Dinge im Himmel und auf Erden zu berechnen und „erklären“ suchten, und selbst dem Unbekannten, dem Unendlichen im Menschenleben unter den Worten *Enthusiasmus*, *Aberglaube*, *Zeitgeist* u. s. w. gleichsam ein algebräisches Symbol und einen gegebenen Werth verliehen, — haben jetzt in der europäischen Kultur ihre Rolle so ziemlich ausgespielt und sind in den meisten Ländern, selbst in England, wo sie sich noch am längsten halten, ihrem Erlöschen nahe. Der, welcher das unergründliche Buch der Natur liest, als ob es die Strasse eines Kaufmanns wäre, setzt sich mit Recht dem Verdacht aus, daß er dieses Buch niemals gesehen, sondern bloß eine abgekürzte Schulausgabe desselben, aus welcher, wenn man sie für das wirkliche Buch hält, mehr Irrthum als Einsicht zu schöpfen ist.

Ohne Zweifel liegt in dem wachsenden Gefühl der Unendlichkeit der Geschichte auch der Grund, weshalb in den gegenwärtigen Zeiten das alte Prinzip, Theilung der Arbeit, in so weitem Umfange darauf angewendet worden ist. Der politische Historiker, der früher das Feld der Geschichte fast ganz allein bebaute, hat jetzt verschiedene Genossen gefunden, welche sich bemühen, andere Phasen des menschlichen Lebens aufzuhellen, von welchem, wie schon oben angedeutet, die politischen Zustände, in welchen es sich bewegt, nur eine, und obschon die primäre, doch vielleicht nicht die wichtigste seiner vielen äußeren Erscheinungen sind.

Aber auch von diesem Historiker selbst, in seinem eigenen speziellen Fache, fängt man jetzt an, neue und höhere Dinge zu erwarten. Von Alters her hat man es zu oft mit Mißfallen an ihm bemerkt, daß er mit unverhältnißmäßiger Vorliebe in Senatshäusern, auf Schlachtfeldern, ja sogar in den Vorzimmern der Könige verweilte, wobei er ganz vergaß, daß in weiter Ferne von solchen Scenen die gewaltige Fluth des Denkens und Handelns bald dunkel, bald hell ihren wunderbaren Lauf verfolgte, und daß in ihren tausend abgelegenen Thälern eine ganze Welt des Daseins mit oder ohne eine irdische Sonne des Glückes, die es erwärmte, mit oder ohne eine himmlische Sonne der Frömmigkeit, die es erläuterte und heiligte, im Blühen und Verwelken begriffen war, mochte nun der berühmte Sieg gewonnen oder verloren werden.

Die Zeit scheint zu kommen, wo Vieles von diesem besser werden muß, und Der, welcher seine Welt weiter sieht, als die der Höfe und Feldlager, und bloß schreibt, wie Soldaten exercirt und erschossen wurden und wie dieser ministerielle Herrenmeister jenen andern aus dem Wege herte und dann etwas führte oder wenigstens hielt, was er das Ruder der Regierung nannte, was aber vielmehr der Fackelhahn der Besteuerung war — wird für einen mehr oder weniger lehrreichen Zeitungsschreiber gelten, aber man wird ihn keinen Historiker mehr nennen.

Indessen kann der politische Historiker, selbst wenn er sein Werk mit aller nur erdenklichen Vollkommenheit ausführt, doch nur einen Theil zu Stande bringen und läßt immer noch Raum für zahlreiche Mitarbeiter.

Der erste unter diesen ist der Kirchenhistoriker, welcher sich bemüht, den geschichtlichen Entwicklungsgang der Kirche zu verfolgen, nämlich des Theils der socialen Einrichtungen, welcher unseren religiösen Zustand angeht, ebenso wie der andere Theil unseren bürgerlichen, oder vielmehr, wenn es um und um kommt, unseren ökonomischen Zustand betrifft.

Richtig behandelt wäre dieses Fach unzweifelhaft das wichtigere von den beiden, da uns weit mehr daran liegt, zu wissen, wie das moralische Wohlbefinden des Menschen befördert worden und befördert werden könnte, als auf gleiche Weise sein physisches Wohlbefinden zu begreifen, welches letztere der Endzweck aller politischen Einrichtungen ist. Denn der physisch Glückseligste ist einfach der Sicherste und Stärkste, und unter allen Regierungsbedingungen die Macht — ob nun des Reichthums, wie in unserer Zeit, oder der Waffen und Anhänger, wie im Alterthum — das einzige äußere Emblem und Kaufgeld des Guten.

Das wahre Gute aber wird, wenn wir nicht Vergnügen für gleichbedeutend damit halten, auf dem Markte, wo jene Münze gilt, nur selten, oder vielmehr niemals, zum Verkauf ausgedboten. Für den wahren Vortheil des Menschen ist daher nicht der äußere Zustand seines Lebens, sondern der innere und geistige von einflußreichster Bedeutung, nicht die Regierungsform, unter der er lebt, und das Ansehen, welches er hier erlangen kann, sondern die Kirche, deren Mitglied er ist, und der Grad moralischer Verechtung, den er vermittelt ihrer Belehrung erlangen kann.

Die Kirchengeschichte würde daher, wenn sie weise spräche, uns wichtige Geheimnisse zu lehren haben, ja sie wäre in ihrer höchsten Potenz eine Art fortgesetzter Heiliger Schrift, da unsere Bibel in der That nur eine Geschichte

der uranfänglichen Kirche ist, wie sie zuerst in der Seele des Menschen erwachte und sich symbolisch in seinem äußern Leben verkörperte.

Wie weit unsere gegenwärtigen Kirchenhistoriker hinter diesem unerreichbaren Ziele zurückbleiben, ja wie sie sich demselben nicht einmal bis auf einen sehr wohl erreichbaren Punkt nähern, das brauchen wir hier nicht auszuführen. Ueber den Kirchenhistoriker haben wir dieselbe Klage zu führen, wie über seinen politischen Rithandwerker, nämlich daß seine Forcirungen sich mehr um den äußeren Mechanismus und die oberflächlichen Ereignisse des Gegenstandes drehen, als um den Gegenstand selbst; als ob die Kirche in Kapitelhäusern der Bischöfe, in ökumenischen Synoden und in den Conclaves der Cardinäle läge und nicht weit mehr in den Herzen gläubiger Menschen, in deren dadurch bestimmten Handlungsweise und Worten ihre hauptsächlichsten Manifestationen zu suchen und ihr Fortschritt oder Verfall zu erkennen waren. Die Geschichte der Kirche ist eine Geschichte der unsichtbaren Kirche sowohl als der sichtbaren, welche letztere, wenn sie von der erstern getrennt wird, nur ein leeres Gebäude ist, vielleicht vergoldet und mit alten Bittgeheften behangen, aber doch nutzlos, ja penitentialisch unrein und deren Geschichte zu schreiben weniger wichtig ist, als ihren Sturz zu befördern.

Von weniger ehrsüchtigem Charakter sind die Geschichten, welche sich auf besondere getrennte Fächer der menschlichen Thätigkeit beziehen, auf Wissenschaften, praktische Künste, Institutionen u. dergl. — Gegenstände, in welchen nicht sowohl die Quintessenz von dem ganzen Interesse und der Form des Menschenlebens liegt, sondern worin, obgleich ein Jeder mit allen Uebrigen im Zusammenhange steht, der Geist eines Jeden wenigstens in seinen materiellen Resultaten, in gewissem Grade ohne zu strenge Beziehung auf den der Andern, entwickelt werden kann.

Am höchsten der Würde und der Schwierigkeit nach stünden in dieser Beziehung unsere Geschichten der Philosophie, der menschlichen Meinungen und Theorien in Bezug auf die Natur seines Geistes und seiner Stellung zur sichtbaren und unsichtbaren Welt, welche Geschichte freilich, wenn sie angemessen behandelt würde oder sich zur angemessenen Behandlung eignete, eine Abtheilung der Kirchengeschichte sein würde, nämlich die logische oder dogmatische Abtheilung derselben, denn die Philosophie ist in ihrer wahren Bedeutung die Seele oder sollte die Seele sein, von welcher Religion, An-

betung, der Körper ist und in dem gesunden Zustande der Dinge wären Philosoph und Priester eins und dasselbe.

Die Philosophie an und für sich ist aber weit entfernt, diesen Charakter zu tragen, auch sind ihre Historiker, im Allgemeinen gesprochen, nicht Leute gewesen, die nur im geringsten Grade sie diesem Ideal hätten näher bringen können. Kaum hat seit der rauhen Aera der Magier und Druiden diese gesunde Verschmelzung von Priester und Philosoph in irgend einem Lande stattgefunden, vielmehr ist die Anbetung göttlicher Dinge und die wissenschaftliche Erforschung göttlicher Dinge in ganz verschiedenen Händen gewesen, deren Beziehungen nicht freundlich, sondern feindselig waren. Eben so sind die Brüder und Puhles, der vielen unglücklichen Enfield's, welche dieses letztere Fach behandelt haben, zu gesehweigen, nichts weiter gewesen, als kahle, trockene Berichterhalter, ja oft unverständige und unverständliche Berichterhalter der ausgesprochenen Theorie, ohne Kraft zu entdecken, worin die Theorie ihren Ursprung hatte oder in welcher Beziehung sie zu ihrer Zeit und ihrem Lande und zu der dortigen und damaligen geistigen Stellung der Menschheit stand. Ja, eine solche Aufgabe lag ihnen vielleicht gar nicht vor, weil sie nicht glaubten, daß so etwas auch nur versucht werden könne.

Kunst und Literatur sind ebenfalls aufs Innigste mit der Religion verschmolzen. Sie sind gleichsam die Außenwerke und Strebensteiler, durch welche dieser höchste Gipfel in unserer innern Welt sich allmählig mit der allgemeinen Ebene verbindet und von dieser aus zugänglich wird.

Der, welcher eine eigentliche Geschichte der Poesie schreiben sollte, müßte uns die auf einander folgenden Offenbarungen schildern, welche der Mensch von dem Geiste der Natur empfangen, unter welchen Erscheinungen er einen Schimmer jener unaussprechlichen Schönheit erhascht und zu verkörpern gestrebt, welche in ihrer höchsten Klarheit, Religion, die Begeisterung eines Propheten ist und in höherem oder geringerem Grade jeden ächten Sänger begeistern muß, selbst wenn sein Thema ein noch so beschweidenes wäre. Wir würden sehen, auf welchen Stufen die Menschen zu dem Tempel hinaufgestiegen, wie nahe sie ihm gekommen wären oder durch welches Mißgeschick sie oft auf so lange Zeit sich davon abgewendet, zwecklos auf der Ebene verweilt oder, mit Blindheit geschlagen, andere Höhen zu erklimmen versucht hätten.

Daß unter allen unsern Eichhorns und Wartons es keinen solchen Hi-

historiker giebt, dies muß einem Jeden klar sein, aber dennoch wollen wir nicht daran verzweifeln, daß wir jener Höhe und noch um vieles nähern werden. Vor allen Dingen wollen wir das Ideale davon stets im Auge behalten, denn dadurch allein haben wir Aussicht an's Ziel zu gelangen.

Unsere Geschichten der Geseze und Constitutionen, worin so mancher Montesquieu und Hallam mit Beifall gearbeitet, sind von viel einfacherer Art, aber doch tief genug, wenn sie gründlich erforscht werden und, dafern sie authentisch sind, auch bei geringer Tiefe nützlich. Dann haben wir noch Geschichten der Medizin, der Mathematik, der Astronomie, des Handels, des Ritterthums, des Mönchswesens, und Gouquets und Beckmanns sind mit einem Beitrag aufgetreten, welcher der erspriechlichste von allen sein könnte, nämlich einer Geschichte der Erfindungen.

Ueber das Verdienst und den eigentlichen Plan aller dieser Geschichtsgattungen und vieler anderen hier nicht aufgezählten und noch nicht erfundenen und in Ausübung gebrachten bedarf es hier weiter keiner Auseinandersetzung.

Auf diese Weise und obschon, wie oben bemerkt, alle Thätigkeit eine dreifache Ausdehnung hat und die Totalsumme der menschlichen Thätigkeit ein ganzes Universum mit durchaus unbekannten Grenzen ist, so bemüht sich doch die Geschichte, indem sie in den mannigfachsten Richtungen und Durchkreuzungen einen Pfad nach dem andern durchläuft, uns einen Ueberblick über das Ganze zu verschaffen. Und dieses Bestreben ist, wenn jeder Historiker sich auf seinem Pfade wohl umschaut und ihn mit dem Auge, nicht, wie es gewöhnlicher ist, mit der Nase, aufsucht, vielleicht zuletzt ein nicht ganz erfolgloses! Indem wir daher nur beten, daß vermehrte Theilung der Arbeit nicht hier wie anderwärts unsere schon starken mechanischen Tendenzen verschlimmere, so daß wir in der Handfertigkeit für die Theile alle Herrschaft über das Ganze verlieren und dadurch die Hoffnung auf wahre Philosophie der Geschichte in weitere Ferne hinausgerückt wird als je — wollen wir alle ihr großen und immer größeren Erfolg wünschen.

Ueber Geschichte.

Zweiter Artikel.

(1833.)

Die Geschichte empfiehlt sich als das Nützlichste aller Studien und in der That kann für ein Wesen wie der Mensch, welcher geboren ist, lernen und arbeiten und dann nach einer gewissen Anzahl von Jahren wieder verschwinden, Nachkommen und Werke zurücklassen und sich so auf alle Weise als ein lebender Theil des Menschengeschlechts vindiciren muß, kein Studium geeigneter sein.

Die Geschichte ist der Instructionsbrief, den die alten Generationen schreiben und nach ihrem Tode der neuen überliefern, ja man kann sie noch allgemeiner die mündliche oder schriftliche Botschaft nennen, welche das ganze Menschengeschlecht an jeden Menschen richtet; sie ist die einzige artikulierte Mittheilung — während die unartikulierte und stumme, verständlich oder nicht, in jeder Faser unseres Seins, in jedem Schritt unserer Thätigkeit liegt — welche die Vergangenheit mit der Gegenwart und das Entfernte mit Dem haben kann, was hier ist.

Alle Bücher, wären es auch nur Lieverbücher oder Abhandlungen über Mathematik, sind am Ende historische Documente, eben so wie auch alle Rede selbst ist, und wir können sonach sagen: die Geschichte ist nicht bloß das geeignetste Studium, sondern auch das einzige Studium und schließt alle anderen in sich.

Der in der Geschichte Vollkommene, der, welcher Alles, was die ganze Familie Adams bisher gewesen und bisher gethan, versteht, sähe und müßte, wäre in aller vorhandenen oder möglichen Gelehrsamkeit vollkommen; er brauchte hinfort nicht mehr zu studiren, sondern es bliebe ihm weiter nichts übrig, als etwas zu sein und zu thun, damit Andere Geschichte daraus machen und von ihm lernen können.

Vollkommenheit irgend einer Art ist bekanntlich dem Menschen nicht beschieden, von allen übernatürlich vollkommenen Charakteren aber wäre die-

fer des vollkommenen Gesichtskenners — den man sich gleichwohl so leicht denken kann — vielleicht der wunderbarste und ein fehlerloses Ungeheuer, welches die Welt niemals sehen wird, nicht einmal auf dem Papier. Hätte nur der ewige Jude schon im Paradies angefangen zu wandern und zwar mit einem Fortunatushütlein auf dem Kopfe! Auch Nanak Sah tauchte sich, wie wir uns entsinnen, drei Tage lang in einen geheiligten Brunnen und lernte hier genug. Diese Methode Nanak's war eine allerdings sehr leichte, unglücklicherweise aber ist sie in unserm Klima nicht ausführbar.

Man erwäge jedoch, in welcher unermesslichen Entfernung von diesem vollkommenen Nanak unsere höchst unvollkommenen Gibbons ihre Rolle spielen! Glaubst du, es habe vor Agamemnon keine braven Leute gegeben? Glaubst du, daß jenseits des thrakischen Bosporus alles todt und öde gewesen sei und daß vom Cap Horn bis nach Nova Zembla um den ganzen bewohnbaren Erdball herum sich keine Maus gerührt habe? Und kann wieder in Bezug auf die Zeit — die Erschaffung der Welt ist allerdings alt, wenn man sie mit dem Jahre Eins vergleicht, aber jung und so gut wie von gestern, wenn man sie mit der Ewigkeit vergleicht!

Ach, alle Universalgeschichte ist weiter nichts als eine Art Dorf- oder Stadtrgeschichte, welche ein Mitglied dieses oder jenes Bierhausclubs so zusammenstellt, daß sie seinen übrigen Kollegen gefällt.

Von dem Ding, welches jetzt verstummt ist, Vergangenheit genannt, die einst Gegenwart und laut genug war, wie viel wissen wir davon? Unser „Instructionsbrief“ erreicht uns im traurigsten Zustande — verfälscht, verwischt, zerseht und zerrissen, so daß wir ihn nur mit größter Mühe zu lesen oder vielmehr zu buchstabiren vermögen.

Und dennoch, unaussprechlich kostbar ist unser Besiz von einem Briefe, ist unsere geschriebene oder gesprochene Botschaft, so wie wir sie haben. Nur Der, welcher versteht, was gewesen ist, kann wissen, was sein sollte und was sein wird. Es ist höchst wichtig, daß das Individuum sein Verhältniß zum Ganzen erkannt habe. „Ein Einzelner hilft nicht,“ steht geschrieben, „sondern nur Der, der sich zur rechten Stunde mit Vielen verbündet.“

Wie leicht ist es in gewisser Beziehung für einen Alles wissenden Nanak ohne Verschwendung von Kraft (oder was wir Fehler nennen) zu arbeiten und in der Praxis die neue Geschichte eben so vollkommen zu spielen, wie er in der Theorie die alte kannte. Da er begriff, was die gegebene

Melt war, was sie hatte und was ihr fehlte, so konnte kein klares Streben sehr wohl die rechte Zeit und den rechten Punkt treffen, indem sie den ächten Strom und die wahre Tendenz steigerte, ohne sich durch den Widerstand dagegen zu neutralisiren.

Unglücklicherweise ist ein solcher glatt rinnender, fortwährend beschleunigter Lauf keineswegs der uns bechiedene. Wir haben Querströmungen, und störende Rückfluthen und unzählige Bestrebungen — jeder neue Mensch ist eine neue Bestrebung — verzehren sich in zwecklosen Strudeln. So ist der Fluß des Daseins so reißend und verheerend und ganze Massen und ganze Generationen vergeuden sich in schmerzlicher Unvernunft und werden vergeudet für das, was niemals nützen kann. Und entspringt von allem diesem die eine Hälfte nicht in Dem, was wir Mangel an Vollkommenheit in der Geschichte genannt haben, und die andere Hälfte in einem sogar noch tieferen, noch unheilbareren Mangel?

Hier jedoch müssen wir zugeben, daß die Natur in Bezug auf solchen historischen Mangel durchaus kein Vorwurf trifft. Wir wollen vielmehr die Sache von der andern Seite betrachten und die Mühe bewundern, die sie sich gegeben und die wahrhaft großartige Fürsorge, die sie getroffen, daß diese selbe Belehrungsbootschaft uns in grenzenloser Fülle erreiche. Peggungen und Fähigkeiten besitzen wir genug, aber es ist auch ihr weiser Wille, daß keine uns verlichee Fähigkeit aus Mangel an Gebrauch roste. Die wunderbare Fähigkeit der Sprache wird einmal gegeben, nicht sowohl ein Geschenk als vielmehr eine Nothwendigkeit; die Zunge erhält sich mit oder ohne viel Bedeutung in fortwährender Bewegung, die sie nur bei einem La Trappe in Folge eines unaussprechlichen Selbstzwanges aufgiebt.

Geben so wenig können die Finger, welche das Wunder des Schreibens gelernt haben, müßig liegen, und wenn es eine Sprechwuth giebt, so wissen wir auch, daß es eine Schreibwuth giebt, die vielleicht noch wüthender ist als die erste. Man sagt von manchen Menschen, sie seien so redselig, daß sie andere gar nicht zu Worte kommen lassen wollen; das Schreiben aber wird gewöhnlich im Geheimen besorgt und ein Jeder hat sein eigenes Vult und Tintenfaß, und sitzt unabhängig davor und ohne daß ihm Jemand ins Wort fallen kann. Und nun vervielfältige man diese Macht der Feder einige zehntausend Mal, das heißt, man erfinde die Buchdruckerpresse mit ihren Preßbengeln, mit ihren Redacturen, Mitarbeitern, Buchhändlern, Zettelträgern und sehe, was sie ausdrücken wird!

Dies sind die Mittel, womit die Natur und die Kunst, die Tochter der Natur, ihren Günstling, den Menschen, ausgerüstet haben, damit er sich dem Menschen bekannt gebe.

Nun erwäge man Zweierlei — erstens, daß eine einzige Zunge von durchschnittlicher Geschwindigkeit täglich einen dicken Octarband zu liefern vermag, und wie viele stinke Zungen mögen wohl auf unserm Planeten oder auch nur in dieser Stadt London in der gegenwärtigen Stunde thätig sein! Zweitens, daß ein Journalist, wenn er guten Willen hat und vom Hunger getrieben wird, sehr oft, wie man uns auf glaubwürdige Weise mitgetheilt hat, binnen vierundzwanzig Stunden seine zwei Druckbogen liefert. Solche Mitarbeiter sind jetzt nicht zu Tausenden, sondern zu Millionen zu haben.

Nimmt man die Geschichte in ihrer engeren gemeinen Bedeutung als die bloße Chronik von „Vorfällen“, von Dingen, die, wie wir sagen, erzählt werden können, so wird dadurch unsere Rechnung doch nur wenig geändert. Die einfache Erzählung ist, wie man bemerkt wird, das Hauptprodukt der Sprache; der gemeine Mann ist reich an Erzählungen, arm an Nachdenken; nur mit dem Gebildeten ist es anders und umgekehrt. Nimmt man nun an, daß selbst der laueste Theil der Menschheit nur Gedanken äußere, obgleich vielleicht der millionte genug wäre, so haben wir immer noch neunhundert und neunundneunzig, die sich mit eigentlicher Geschichte beschäftigen, indem sie Vorgänge erzählen oder Wahrscheinlichkeiten über dergleichen aufstellen, das heißt, entweder mit Geschichte oder Prophezeiung, welche eine neue Form der Geschichte ist.

Darnach kann der Leser beurtheilen, in welcher Fülle dieser Lebensathem der menschlichen Intelligenz unserer Welt geliefert worden, ob die Natur gegen ihn knauserig oder freigebig gewesen ist. Muth, Leser! Es kann dem Geschichtsforser niemals an besserem oder schlechterem Futter fehlen, denn enthält nicht schon deine tägliche Zeitung fünfzig und mehr Quadratzuß kleingedruckter Geschichte?

Wenn demnach die Universalgeschichte ein so elender, mangelhafter Regen ist, wie wir sie genannt haben, so liegt der Fehler nicht in unseren historischen Organen, sondern einzig und allein in unserm Mißbrauch derselben oder vielmehr in so vielen, je nach den verschiedenen Zeitaltern, verschiedenen Mängeln und Hindernissen, welche den rechten Gebrauch derselben vereiteln. Ganz besonders sind es zwei Mängel, welche schwer auf allen Zeitaltern lasten — Mangel an Redlichkeit, Mangel an Verständnis.

Wenn die bekannt gegebene Sache nicht wahr, wenn sie bloß eine Vermuthung oder auch vorläufige Erkundung ist, was läßt sich dann damit weiter thun, als daß man sie ausrotten und zu vernichten sucht? „Die Wahrheit aber,“ sagt Horne Tooke, „bedeutet weiter nichts, als das, was man für wahr hält, was man glaubt,“ und welche neue verderbliche Deduction haben wir davon bis zur Sache selbst hinzunehmen.

Ohne Verständniß aber nützt selbst das Glauben wenig und wie kann das Bekanntgeben etwas nützen, wenn keine Schkraft darin lag, sondern bloße Blindheit. Eben so wie bei politischen Ernennungen ist der Mann, den man ernennt, nicht der, welcher am fähigsten war, das Amt zu bekleiden, sondern bloß der, welcher am fähigsten war, dazu ernannt zu werden. So geht auch bei allen historischen Wahlen und Auswählungen das tollste Zeug vor. Das Ereigniß, welches das wissenschaftlichste ist, wird vielleicht von allen andern am wenigsten besprochen, ja Manche sagen, es liege eben in der Natur solcher Ereignisse, daß dem so sei.

So liegt vielleicht in jenen selben fünfzig Quadratfuß Geschichte, oder auch wenn sie sich bis auf fünfzig Quadratmeilen von derselben Qualität ausgedehnt hat, vielleicht nicht der fünfzigste Theil von der Breite eines Haars, woraus sich wirklich etwas ergibt. In der That, die Quantität von Druckfachen die in unserer Zeit vom Feuer verzehrt werden müßte, ehe der kleinste permanente Vortheil daraus geschöpft werden kann, ist geeignet, und mit Erstaunen, ja fast mit Furcht zu erfüllen. Ach, wo ist der Unerlöschene, der alle diese Papiergebirge in Zunder verwandelt und dann die drei Tropfen Zunderwasserelirix zu extrahiren versteht?

In der That, wenn man die Thätigkeit der historischen Feder und Presse während dieses letzten halben Jahrhunderts betrachtet, und welche Masse von Geschichte sie während dieser Periode allein zu Tage gefördert hat und wie sie hinfort wahrscheinlich in zehn- oder zwanzigfacher geometrischer Progression zunehmen wird, sollte man meinen, der Tag sei nicht mehr fern, wo die ganze Erde diese Schriften über Das, was auf der Erde geschehen, nicht mehr fassen könne und das menschliche Gedächtniß verwirrt und überwältigt aufhören werde, etwas zu behalten.

Für Manche mag der Gedanke neu und tröstlich sein, daß dieser unser Zustand nicht so beipiellos ist, wie er scheint und daß mit dem Gedächtniß und mit denkwürdigen Dingen der Fall stets ein ganz ähnlicher war. Das Leben Nero's nimmt in unserm Tacitus einige kleine Seiten ein; wie viele

derselben aber füllte es in den Pergament- und Papyrus-Archiven von Nero's Generation? Der Verfasser von „*Vie de Sénèque*“ hat jetzt nach vielen Jahrhunderten einige wenige noch übrige Schnitzel davon aufgefunden und mit leichter Mühe zwei Octavbände daraus gemacht. Wäre nun der Inhalt der damals vorhandenen römischen Gedächtnisse oder vollends Alles, was damals darüber gesprochen ward, gedruckt worden, wie viele Quadratzuß mit Verklebstoff bedeckt hätten wir, — in Gärten, welche um den ganzen Erdball reicheten!

Die Geschichte muß daher, ehe sie Universalgeschichte werden kann, vor allen Dingen zusammengetragen werden. Wollte man die Geschichte nicht zusammenlegen, so könnte man nicht über eine Woche im Gedächtniß behalten. Ja, wollte man die Zusammendrängung ganz ausschließen, so könnten wir nicht eine Stunde oder überhaupt gar nichts der Erinnerung einverleihen, denn die Zeit ist wie der Raum unendlich theilbar und eine Stunde mit ihren Ereignissen, mit ihren Gefühlen und Erregungen könnte in solcher Ausdehnung geschildert werden, daß sie das ganze Feld des Gedächtnisses bedränge und alles Andere über die Grenzen hinausschöbe.

Die Gewohnheit jedoch und die natürliche Constitution des Menschen schreiben schon von selbst dienliche Gedächtnißregeln vor und halten alle solche phantastische Möglichkeiten von uns entfernt, in welche nur so ein thörichtes muhamedanischer Kalif, der seinen Kopf in einen Cimer begaubeites Wasser tauchte und auf diese Weise eine einzige nasse Minute in sieben lange Jahre der Knechtschaft und Drangsale aushämmerte, verfallen konnte.

Erinnerung und Vergessenheit sind wie Tag und Nacht, so wie überhaupt alle andern Widersprüche in diesem untern seltsamen dualistischen Leben eins für des andern Dasein nothwendig. Die Vergessenheit ist die schwarze Tafel, auf welche die Erinnerung ihre lichtstrahlenden Charaktere schreibt und sie lesbar macht; wäre Alles hell, so könnte man hier nichts lesen, eben so wenig, als wenn Alles finster wäre.

So wie mit dem Menschen und seinen autobiographischen Tagebüchern, die er selbst unbewußt im Gedächtniß führt, geht es auch mit der Menschheit und ihrer Universalgeschichte, welche ebenfalls ihre Autobiographie ist — eine ähnliche, unbewußte Fähigkeit des Erinnerens und Vergessens verrichtet auch hier das Werk. Die Vorgänge des Tages, wären sie auch noch so geräuschvoll, können nicht immer laut bleiben; der Morgen kommt mit seinem neuen Lärm, der ebenfalls will, daß man von ihm Notiz nehme. In dem

unermesslichen Kämpfe und Widerstreite dieses Chaos des Daseins sinkt eine Gestalt nach der andern, wie Alles, was aufgetaucht ist, auch einsinkend wieder sinken muß. Was nicht in der Erinnerung bleiben kann, entschwindet daraus; die Geschichte zieht sich in eine lebbare Ausdehnung zusammen und endlich ist in den Händen irgend eines Bossuet oder Müller die ganze gedruckte Geschichte der Welt von der Schöpfung an kürzer geworden, als die des Wächters von Vortofen in einem einzigen Sonnentage.

Ob eine solche Zusammenziehung, ein solcher Auszug stets auf die beste Weise erfolgt, ist freilich eine andere Frage, oder vielmehr, es läßt sich behaupten, daß die Zusammenziehung auf eine keineswegs wünschenswerthe Weise stattfindet. Verworfenne Cleopatra's und Messalina's, Caligula's und Commodus'se leben in unerguidlicher Masse noch in unserer Erinnerung, während ein wissenschaftlicher Pancirollus sein Buch über verlorene Künste schreiben muß und ein moralischer Pancirollus, wenn er die zu erforderliche Einsicht besäße, ein noch viel traurigeres Buch über verlorene Tugenden schreiben könnte, über edle, schaffende, wagende und kühnende Menschen, deren heldenmüthiges Leben als eine neue Offenbarung und Entwicklung des Lebens selbst ein hohes Gut für Alle wäre, aber nun verloren und vergessen ist, weil die Geschichte ihr Blatt auf andere Weise gefüllt hat.

In der That beherrscht hier, wie anderwärts, Tod, was wir Anfall nennen, Vieles, und auf jeden Fall kommt die Geschichte nicht so zusammen, wie sie sollte, sondern wie sie kann und will.

Nichtsdestoweniger bemerke man, wie schon durch den natürlichen Gang allein und gleichsam ohne menschlichen Vorbedacht eine gewisse Angewissenheit der Auswahl und zwar in hohem Grade unvermeidlich ist. Ganz werthlos könnte die Wahl nicht sein, selbst wenn sie nach keiner bessern Regel erfolgte, als nach der, daß die Menschen bloß von Dem sprechen, was neben ihnen besteht und thätig lebendig ist.

So werden die Dinge, welche Früchte erzeugt haben, ja deren Frucht noch wächst, zuletzt die Dinge, welche man zur Aufzeichnung auswählt, weil diese Dinge allein groß und des Aufzeichnens würdig waren.

Die Schlacht bei Ghalons, wo das Hunnenland mit Rom zusammenstieß und zwei Riesen, deren Schwert Königreiche in Stücken hieben, mit einander um den Besitz der Erde kämpften, lebt nur matt in der trüben Erinnerung einiger Wenigen, während die armselige Verrätherci eines erbärmlichen Jicharioth, für dreißig Silberlinge in dem erbärmlichen Lande Palä-

Anna verübt, noch klar und deutlich in den Köpfen und Herzen aller Menschen lebt. Ja überdies, da bloß Das, was Frucht trug, groß war, so muß von allen Dingen das, dessen Frucht noch da ist und noch wächst, das größte und denkwürdigste sein, was wiederum, wie wir sehen, schon nach der Natur des Falles hauptsächlich die Sache ist, deren man sich erinnert.

Hierbei bemerke man auch, wie dieses „hauptsächlich“ stets darnach strebt, ein „einzig und allein“ zu werden und wie das Nahe fortwährend näher kommt, denn Trivialität nach Trivialität entschwindet, so wie aus der lebendigen Thätigkeit der Menschen auch aus ihrer Rede und Erinnerung, und nur das Große und Lebendkräftige lebt immer ausschließlicher darin fort.

So corrigirt ein Ereigniß das andere und in dem wunderbaren, grenzenlosen Durcheinander der Dinge — während eine, ein gewisses Ziel verfolgende Macht sie beherrscht oder vielmehr darin wohnt — kommt ein Resultat zu Tage, welches man sich schon gefallen lassen kann.

Wertwärtig auf alle Fälle und wenigstens einmal in unserm Leben des Anschauens werth ist diese Zusammenziehung der Geschichte, möge das Verfabren dabei sein, welches es wolle. Wie die fünfzig Quadratfuß nach einem Jahrhundert, nach zehn Jahrhunderten doch zusammengedrumpft sind! Man betrachte von Anfang bis zu Ende irgend eine Geschichte, z. B. die unseres eigenen Englands, und sehe, wie sie dem raschesten Geiz der Perspective folgend von derleinwand hinwegschwindet!

Ein unglücklicher Sybarit, wenn wir zwei Jahrhunderte von ihm entfernt sind und ihn Karl II. nennen, bekommt zwölf Mal so viel Raum, als ein heldenmüthiger Alfred und zwei oder drei tausend Mal so viel, wenn wir ihn Georg IV. nennen. Die ganze sächsische Heptarchie, obgleich Ereignisse, gegen welche die Magna Charta und die weltberühmte dritte Lesung sind wie Staub in der Wagischale, damals stattfanden, — denn ward, um anderer Dinge zu geschweigen, England nicht damals, wenn auch nicht im Parlament repräsentirt, doch zum Christenthum bekehrt? — die ganze sächsische Heptarchie, sage ich, wird mit einer einzigen Sentenz Milton's abgefertigt, der einzigen, welche spätere Schriftsteller copirt oder Leser gemerkt haben, wir meinen die Stelle, wo er von den „Kämpfen und Flügen der Geier und Krähen“ spricht.

Gben so war es auch keineswegs ein unwichtiges, nächtliches Gelag, als die beiden entschlossenen, starkköpfigen Brüder Hengist und Horsa den Entschluß faßten, in Britannien eine Menschenhag zu veranstalten, weil mit

der Oberhag in ihrer Primath nicht mehr viel zu machen war. Und so schufen sie aus einigen hungrigen Angeln eine englische Nation und pflanzten sie hierher und — schufen dich, o Leser! Ueber Gengist's sämtliche Zeitzüge aber läßt sich jetzt kaum eine Seite guter Erzählung schreiben, während der Besuch des Lordmayors in Oxford der Menschheit in einem anständigen Bande enthüllt wird. Ja, was wollen wir — wird nicht nicht der Brand des Theaters in Braunschweig mit millionenmal mehr Worten erzählt, als die Schöpfung einer Welt? Um und eines bereits fertigen Gleichnisses zu bedienen, möchten wir die Universalgeschichte mit einem magischen Gewebe vergleichen und mit Erstaunen erwägen, wie durch philosophische Einsicht und träge Vernachlässigung das ewig wachsende Gebäude sich aus der unermeßlichen Masse von Häden und Enden herauswirrte, welche wir Memoiren nennen, ja wie jede neue Verlängerung, jede neue Epoche die ganzen Verhältnisse und Farbe und Bauart bis zum Ursprung zurückveränderte.

Erlangen nicht auf diese Weise die Geschichtsbücher eines Tacitus nach sechshundert Jahren in den Händen eines Montesquieu neue Bedeutung? Niebuhr muß uns nach noch längerer Zeit die Schriften eines Titus Livius wieder interpretiren, ja die religiösen Chroniken eines hebräischen Propheten und Gesetzgebers haben ein gleiches Schicksal und manch ein tiefgelehrter Eichhorn prüft mit frühgeklärter philosophischer Prille die Offenbarung eines Moses und bemüht sich für dieses Jahrhundert wieder das hervorzu- bringen, was vor dreißig Jahrhunderten von offenbar unendlicher Bedeutung für Alle war. Man sehe, wie die Geschichte mit ihren Anfängen sich bis in die entfernte Zeit, welche dunkel aus der geheimnißvollen Ewigkeit emporsteigt, zurückreicht, während ihr Ende uns zu der gegenwärtigen Stunde umfaßt, welcher wir nicht bloß als Erzähler, sondern auch als handelnde Person angehören! Ihrer Form nach möchten wir sie in mathematischem Sinne hyperbolisch - asymptotisch nennen; um uns herum streckt sich unendlicher Breite schrumpft sie hinter uns in enge Grenzen zusammen und nähert sich immer schmaler und spitzer der unendlichen Tiefe. Ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach hat man sie das wahre ewige Gedicht und die universelle heilige Schrift genannt, deren göttliche Eingebung kein Mensch, moge er bei Sinnen sein oder nicht, in Zweifel ziehen wird.

Inhalt.

Jean Paul Friedrich Richter.

Erster Artikel	Seite 1
Zweiter Artikel	23
Boswell's Lebensgeschichte Johnson's	86
Sir Walter Scott	150
Neber Geschichte.	
Erster Artikel	229
Zweiter Artikel	242

Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Vierter Band.



Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Arschmar.

Vierter Band.

Dr. Francia. — Mirabeau. — Burnß. — Deutsche Dramenschniede.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.



Dr. Francia*).

(1843.)

Die verworrene südamerikanische Revolution oder Reihe von Revolutionen ist eben so wie der südamerikanische Continent selbst ohne Zweifel ein großes verworrenes Phänomen und einer bessern Kenntniß würdig als die Menschen bis jetzt davon haben. Es sind mehrere Bücher über diesen Gegenstand geschrieben worden, aber größtentheils sind es schlechte Bücher von fast gar keiner Wirkung. Es ist den Felsen Südamerika noch nicht gelungen, der cisatlantischen Ansichtung oder Erinnerung irgend ein Bild von sich, noch viel weniger aber ein wahres Bild von sich vorzuführen.

Murillo, der Napoleon Mexiko's, ein großer Mann in diesem kleinen Lande, wer war er? Er schuf den drei Mal berühmten „Plan von Iguala“, eine Constitution von keiner Dauer. Er ward Kaiser von Mexiko, der allerschwächste Augustin I.; er ward abgesetzt, nach Livorno, nach London verbannt, beschloß zurückzukehren, landete an der Küste von Tampico, wo er

*) 1. Leichenrede bei Gelegenheit der feierlichen Beisetzung Sr. Excellenz des weiland lebenslänglichen Dictators der Republik Paraguay, Suriano Dr. Jose Gaspar Francia, von dem Bürger Peter Manuel Antonio Perez an der Kirche zur Einfassung, am 20. Oct. 1840. (In engl. Uebersetzung.)

2. Essai Historique sur la Révolution de Paraguay et le Gouvernement Dictatorial du Docteur Francia, par Bengger et Longchamp, Paris 1827.

3. Letters on Paraguay, by J. P. and W. P. Robertson. 2 vols. London 1830.

4. Francia's Reign of Terror. Von Demé. London 1839.

5. Letters on South America. Von Demé. 3 vols. London 1843.

6. Travels in Chile and La Plata. By John Miers. 2 vols. London 1826.

7. Memoirs of General Miller, in the service of the Republic of Peru. 2 vols. London 1829.

feindselig empfangen und erschossen ward. Dies ist ungefähr, was die Welt von dem mexikanischen Napoleon weiß, dem allergnädigsten Augustin dem Ersten, dem höchst unglücklichen Augustin dem Letzten. Er gab auch selbst Memoiren heraus, die aber nur Wenigen zugänglich sind. Vergessenheit und die wüsten Bananas haben diesen braven Don Augustin verschlungen *vate caruit sacro*.

Und Bolivar, der Washington Columbia's, der Liberator Bolivar, auch dieser ist dahin, ohne seinen Ruhm genossen zu haben. Einige schlechte Lithographien zeigen uns einen Mann mit langem Gesicht und viereckiger Stirn, erüßter Kieme, einer sanft gebogenen Nase, furchtbar scharfwinkliger Kinnlade und dunklen Augen, die etwas allzu dicht beisammen stehen, wegen welches letzteren Umstands, wie wir innig hoffen, der Lithograph allein zu tadeln ist.

Dies ist der Liberator Bolivar, ein muthiger Fechter, kühner Reiter, der als Held und Charlatan viel durchgemacht, viel ausgerichtet und viel erduldet und nun todt und verschwunden ist — von dem mit Ausnahme jener elenden Lithographie das gebildete europäische Publikum so viel als nichts weiß. Und floß er nicht hin und her, oft auf die verzweifeltste Weise mit seinen wilden Reitern in ihren Ueberwürfen? Poncho nennen die Südamerikaner einen solchen Ueberwurf; derselbe besteht aus einem viereckigen Stück Zeug, mit einem kurzen Schlig in der Mitte, durch welchen man den Kopf hindurchsteckt. Mancher Reiter dieses Befreiungskrieges trug in diesem heißen Klima weiter gar keine Kleidung und kämpfte dennoch wacker und wickelte den Poncho um den Arm, wenn es zum Angriff kam.

Mit solcher Cavalerie und dazu passender Artillerie und Infanterie ist Bolivar kämpfend durch sengende Wüsten gezogen, durch heiße Sümpfe, durch Gießflüsse hoch über der Schneelinie, — mehr Meilen als Moses jemals segelte; davon mögen die künftigen Somiere Notiz nehmen. Er ist mehr als einmal über die Andes marschirt — eine eben so große That wie Hannibal's Uebergang über die Alpen — und schien kein großes Aufheben davon zu machen. Oft geschlagen, vom festen Lande verbannt, kam er immer wieder und erneuerte den grausamen, unerbittlichen Kampf. In den Regionen von Cumana errang er den unsterblichen Sieg bei Carabobo und mehrere andere; unter ihm ward der entscheidende Sieg bei Ayacucho in Peru erfochten, wo das alte Spanien zum letzten Male in diesen Breitengraden Pulver verbrannte und dann floß, ohne zurückzukehren.

Er war Dictator, Liberator, faß Kaiser, wenn er lange genug gelebt hätte. Drei Mal nach einander legte er im feierlichen columbischen Parlament mit Washington'scher Beredtsamkeit seine Dictatur nieder und nahm sie eben so oft auf dringendes Bitten wieder an, weil er nicht entbehrt werden konnte. Drei Mal oder wenigstens zwei Mal entwarf er an verschiedenen Orten mit großer Mühe eine freie Constitution mit zwei Kammern und einem auf Lebenszeit ernannten Obergouverneur, dem es freistehen sollte, seinen Nachfolger zu ernennen, — die vernünftigste demokratische Constitution, die man entwerfen konnte, und zwei Mal oder wenigstens ein Mal erklärte sich das Volk, als es zum Treffen kam, dennoch nicht damit einverstanden.

In Paris war er früher sehr wohl bekannt, namentlich in den ausschweifenden, den philosophischen, politischen und anderen Circeln. Er hat in mancher eleganten Pariser Soirée gezähnt. Dieser Simon Bolivar, und in seinen spätern Jahren, im Herbst 1825 ritt er triumphirend in Potosi und den sabelhaften Inca-Städten ein, während ganze Schaaren gefiederter Indianer um ihn herum ihre Purzelbäume schlugen und ihr Kriegsgeschrei anstimmten, — und „als der berühmte Cerro, der metallhaltige Berg in Sicht kam, fingen alle Glocken an zu läuten und die Geschütze donnerten,“ sagt General Müller in seinen Memoiren.

Wenn dies nicht ein Ulysses, ein Polyklas und Polymeris, ein an Abenteuer und Erfahrungen reicher Mann war, wo sollte es denn sonst einen geben? Er war in der That ein Ulysses, dessen Geschichte die Dinte verlohnen würde, wäre nur erst der Homer da, der sie schreiben könnte.

Auch über General San Martin läßt sich etwas sagen. General San Martin besaß, als wir ihn vor circa zwanzig Jahren — durch die Organe des authentischen zuverlässigen Reisenden Mr. Nierö — das letzte Mal sahen, ein schönes Haus in Mendoza und „sein eignes Portrait hing, wie ich bemerkte, zwischen denen Napoleon's und des Herzogs von Wellington.“ In Mendoza, der heiteren von Lehm erbauten, weiß getünchten Stadt am östlichen Fuße der Andes, „mit ihrer wohlgeplasterten und gesegneten, kühlen, schattenpendenden Promenade, welche nach der einen Seite hin die schönste Aussicht über die unermessliche Pampas-Wüste und auf der andern auf die Cortillera genannte Felsenkette bietet, deren himmelhohe Berge mit Schnee bedeckt sind oder vulkanische Rauchsäulen aufsteigen lassen“ — hier wohnte der General Ex-Generalissimo San Martin und dachte über seine in der

halben Welt erlebten Abenteuer nach, während sein Portrait zwischen dem Napoleon's und dem des Herzogs von Wellington hing.

Hat der Leser jemals etwas von San Martin's Marsch über die Andes nach Chile gehört? Es ist eine That, die wohl einer nähern Betrachtung würdig ist, und sehr wohl vergleichbar mit Hannibal's Marsch über die Alpen, während es noch keine Straße über den Simplon oder Mont Genis gab. Dieser Uebergang über die Andes geschah im Jahre 1817.

Südamerikanische Armeen fürchten sich weiter nicht, wenn ihnen befohlen wird, durch die Schluchten der Andes zu marschiren. Deshalb dachten die Einwohner von Buenos Ayres, nachdem sie ihre eigenen Spanier vertrieben und das Reich der Freiheit, obschon auf etwas zweifelhafte Weise gegründet, es wäre nun gut, die Spanier aus Chile zu vertreiben und hier ebenfalls das Reich der Freiheit zu gründen, worauf San Martin als Commandant von Mendoza beauftragt ward, dieses Geschäft zu besorgen.

San Martin holt, um sicher zu gehen, sehr weit aus und versammelt, während die Armee sich bei Mendoza rüstet, in dem Fort San Carlos bei dem Aguanta-Flusse einige Tagereiten südlich alle zugänglichen Stämme der Pehuenche Indianer zu einer feierlichen Berathung, wie sie es nennen, mit darauf folgendem Schmause auf der Esplanade dazwischen. Die Ceremonien und Berathungen sind, wie General Miller sie beschreibt, etwas sonderbar, noch mehr aber den Schluß bildende Schmaus, welcher drei Tage dauert, während dessen ungeheure Massen Pferdefleisch als Speise und Pferdeblut mit Branntwein als Getränk ausgetheilt und mit großer Eier verschlungen werden. Die Folgen davon kann man sich leicht denken. Die Frauen der Indianer hatten jedoch sehr klüglich im Voraus alle Waffen auf die Seite geschafft, ja fünf oder sechs dieser armen Weiber, welche sich wechselseitig ablösten, waren stets nüchtern und bewachten die übrigen, so daß verhältnißmäßig wenig Unheil angerichtet ward und nur zwei oder drei Todtschläge vorkamen.

Nachdem die Pehuenches auf diese Weise ihr Feuerwasser und Pferdeblut getrunken und San Martin ewige Freundschaft geschworen hatten, gingen sie wieder nach Hause und — setzten seine Feinde jenseits der Andes von der Straße in Kenntniß, die er einzuschlagen gedachte. Dies war aber gerade das, was San Martin, der Schlaufuchs, vorausgesehen und gewollt hatte! Er beschleunigte seine Zurüstungen, ließ seine Geschütze auf Stangen binden, seine Leute mit Tornistern und Kuttersäcken versehen, seine Maul-

thiere in Bereitschaft setzen und verließ Mendoza in aller Stille auf einer andern Straße.

Die Kriegsführung der Neuzeit hat, wie General Miller erklärt, wenig aufzuweisen, was diesem Marsch an die Seite gestellt werden könnte. Die lange, schmale Reihe der Soldaten, über sechstausend an der Zahl, schlängelt sich mit ihren Thieren und ihrem Gepäc durch das Herz der Andes und unterbricht auf einen kurzen Augenblick die Einsamkeit der Abgründe. — Auf schmalen Wegen geht es dahin, durch steinige Labyrinth unter ungeheuern überhängenden Felsen hinweg, während tief unten wilde Gebirgsströme brausen und bodenlose Klüfte heraufzähnen und sogar Wind und Echo in unheimlicher, noch nie gehörter Weise heulen. Himmelhohe Felsenschranten thürmen sich vorn, hinten und ringsum herauf, so daß gar kein Ausweg vorhanden zu sein scheint. Der Pfad ist schmal und das Fugen sehr schwierig. Auch scharfe Biegungen kommen vor, wo man wohlthun wird, auf seine Schritte Acht zu geben — ein einziger falscher Fritt und man bedarf keines zweiten, denn man verschwindet in dem schwarzen Nachen des Abgrundes und die gespenstischen Winde heulen das Requiem. Etwas besser sind die Hängebürden aus Bambus und Leder gefertigt, obgleich sie hin und her baumeln wie Schaukeln. Männer stehen hier mit Lasso, um die Passanten auf geschickte Weise anzuschlingen und wieder aus dem Strome herauszuwickeln, wenn sie hineinpurzeln sollten.

Auf diesem Terrain marschirte San Martin, gerade auf San Iago zu, um mit den Spaniern zu kämpfen und Chile zu befreien. Statt der Munitionswagen hatte er Corraes oder Schlitten aus getrocknetem Büffelleber gefertigt. Die Geschütze wurden von Maulthieren getragen, nämlich ein jedes auf je zwei Maulthieren, die auf sinnreiche Weise aneinander geschnürt waren. Auf dem Vorderthier des vordersten Maulthieres ruhte, mit starken Gurten befestigt, eine lange, starke Stange, und das andere, wahrscheinlich gabelförmige Ende auf dieselbe Weise befestigt, auf dem Nachthier des hinteren Maulthiers; das Geschützrohr selbst hängt vermittelst lederner Riemen an dieser Stange, und so geht der Transport schwankend und baumelnd, aber dennoch verhältnißmäßig sicher vor sich.

In dem Tornister eines jeden Soldaten befanden sich Lebensmittel auf acht Tage, getrocknetes Rindfleisch zu Schnurstrack gerieben mit einer Vermischung von Pfeffer und Zwieback oder Maismehl. An Zwieback und Knoblauch war kein Mangel; Abends konnte beim Feuer von kurzem Ge-

Strüpp und Helsenmoos oder gedörrtem Maulthiermist Ihre gekocht werden. Weiteres Gepäck war nicht gestattet, denn jeder Soldat lag des Nachts in seinen Poncho gehüllt mit seinem Tornister statt des Kopfkissens unter dem Baldachin des Himmels und sank, von der ungeheuern Anstrengung erschöpft, sehr bald in schnarchenden Schlaf und wunderliche Träume. Hatte er nicht in den Pampas Vieles zurückgelassen, — Rutter, Geliebte, und wer weiß, was sonst, und was erwartete ihn in Chile, wenn er jemals hinüberkam?

Welch einen Anblick muß dieses Nachtlager San Martin's gewährt haben, wenn seine Leute so in dem Herzen der Andes unter den ewigen Sternen lagen und schnarchten! Müde Schildwachen hielten sich mit Mühe wach; abgemattete Maulthiere kaueten ihr Gerstenfutter oder schlummern auf drei Beinen. Das schwache Wackfeuer zündet kaum eine Cigarre an; Canopus und das südliche Kreuz glitzern vom schwarzblauen Himmel herab und alles schnarcht umgürtet von Granitrüsten.

San Martin's unvorsichtige Soldaten verzehrten die ihnen auf eine Woche zugetheilten Rationen schon fast in der Hälfte dieser Zeit und mußten während der letzten drei Tage, vom Hunger gepeinigt, so schnell als möglich weiter eilen. Auch dies hatte der schlaue San Martin vorausgesehen und wußte, daß seine abgehärteten wilden Gauchos es wohl aushalten könnten, ja, daß sie nur um desto schneller marschiren würden.

Am achten Tage brachen sie hungrig wie Wölfe und schnell und reißend wie ein Gebirgsstrom hervor, marschirten stracks auf San Jago, zum Entsetzen der Spanier, die von ihnen auf der Ebene von Maipo und dann wieder zum letzten Mal auf den Ebenen und Anhöhen von Chacabuco vollständig geschlagen wurden. So war denn Chile, wie man glaubte, auf immer befreit.

Ach, leider war die Befreiung von Chile damit bloß beannonen, aber weit entfernt, beendet zu sein. Chile ist noch noch vielen folgenden Befreiungen bis auf diese Stunde fortwährend aus den Händen einer Hande von Hebelsthären in die der andern gerathen.

San Martin's Manövers um Peru zu befreien, Peru und Chile zu vereinigen und ein Washington-Napoleon dieses Landes zu werden, geriethen nicht so gut. Man faßte allerhand Verdacht gegen ihn, der Liberator Boliviar ward herbeigerufen und es fanden mittlerweile einige Revolutionen statt. San Martin steht sich peremptorisch, obschon auf höfliche Weise wie-

der über die Andes zurückcomplimentirt und hängt nun in Mendoza mit Ruße sein Portrait zwischen dem Napoleon's und Wellington's auf. Mr. Miers hält ihn für einen klugen, menschenfreundlichen, wenn auch etwas listigen Mann. Hätten die Chilenen ihn nicht auch wirklich zu ihrem Napoleon wählen können? Sie sind weiter gegangen und dabei bis jetzt wenig besser gefahren.

Der weltberühmte General O'Higgins z. P. ward nach einigen Revolutionen Director von Chile, aber was konnte er, von der Legislatur auf das Schauerbafteste in die Enge getrieben, daraus machen. Fast nichts! O'Higgins ist offenbar von irischer Abkunft und obdion geborener Chiliese und natürlicher Sohn von Don Ambrosio O'Higgins, dem früheren spanischen Vicekönig von Chile, steht ihm doch der Irländer im Gesicht geschrieben. Ein heiteres, joviales, festes Gesicht ist es, strahlend von Gesundheit, guter Laune und mannigfachen Erfolgen in Krieg und Frieden.

Von seinen Schlachten und Abenteuern möge ein glücklicherer Epiker singen oder sprechen. Eins aber werden wir ausländischen Kritiker nie vergessen — die unermesslichen Verdienste seines Vaters um Chile hinsichtlich des Straßenbaues. Als Don Ambrosio vor etwa einem halben Jahrhundert die Regierung von Chile antrat, existirten wahrscheinlich von Panama bis zum Cap Horn keine zehn Meilen Straße, wie es denn außer seinen auch jetzt noch kaum andere geben wird. Die alten Inca-Strassen können nicht in Anschlag kommen, denn sie sind zu schmal — nämlich nur drei Fuß breit — und werden gegenwärtig gar nicht mehr benutzt. Don Ambrosio schuf mit einem unglaublichen Grade von Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit Straßen und immer wieder Straßen nach allen Richtungen hin. Von San Jago nach Valparaiso, wo bloß sichere Maulthiere mit ihren Badiätteln Güter beförderten, gehen jetzt ganz bequem lautknarrende Karren mit hölzernen Axen und alle anderen Gattungen von Fuhrwerken. Er war es, der diese Pässe durch die Andes bahnte und die schmalen Maulthierspfade zu Straßen erweiterte.

Und dann denke man seine Casuchas. Ueberall auf den höheren unwirthlichen Gindden in Entfernungen von wenigen Meilen, steht ein nettes, kleines, von Ziegelsteinen erbautes Haus oder eine Casucha, in welcher der einlame Wanderer Obdach, ja sogar Speise und Erwärmung findet, denn es stehen darin eiserne Kisten mit präparirtem Rindfleisch und anderen Lebensmitteln, sowie eiserne Kisten mit Holzkohlen, zu welchen allen der Reisende,

nachdem er zuvor eine gewisse Gebühr an die Postbehörde entrichtet, einen Schlüssel bei sich führt. Ein Feuerzeug bringt er mit, ebenso wie einen eisernen Kochtigel mit Wasser aus dem Strom. Und nun schlägt er Feuer an und bereitet sich sein Abendbrot hier hoch oben auf den Zinnen der Erde und isst mit dem Gouverneur O'Higgins.

Mit wirklichem Schmerz erfährt man durch Mr. Miers, daß der Freieistrig diese Casaca des menschenfreundlichen O'Higgins zur Hälfte ruiniert hat. Patriotische Soldaten, die mehr Wärme bedurften, als die Kohlenfische ihnen gewähren konnte, haben sich kein Gewissen daraus gemacht, die Thürpfosten und alles sonstige Holzwerk abzureißen und zu verbrennen. Der von Stürmen aufgehaltene Wanderer, der zuweilen bei trockenem Wetter tagelang, oft vierzehn Tage hintereinander hier warten muß, hat allerdings keinen Grund, diese patriotischen Krieger zu segnen.

Ja, es scheint sogar, als ob die von O'Higgins angelegten Straßen selbst im flachen Lande seit mehreren Jahren nicht mehr im Stande gehalten worden seien, so schlecht hat es fortwährend mit den Finanzen der Regierung gestanden. Die Straßen werden demzufolge immer unpassbarer und nähern sich wieder dem Zustande bloßer Maulthierpfade. Welch merkwürdige Weisen sind doch die Menschen überhaupt und die Chilenen insbesondere! Wenn nicht dann und wann ein O'Higgins unter ihnen erdient, was würde da aus den Unglücklichen werden? Kann man sich wohl wundern, wenn ein O'Higgins zuweilen die Schuld verliert, die überredende ausgebreitete Hand schließt, die Peitsche oder statt deren ein furchtbares Schwert der Gerechtigkeit oder einen Galgen-Lasso packt und dann und wann ein Dr. Francia wird? Der O'Higgins sowohl, als auch Dr. Francia, sind wahrscheinlich Phasen eines und desselben Charakters, und beide sind, wie man zu fürchten beginnen muß, in einer von Menschen und Chilenen bewohnten Welt von Zeit zu Zeit unentbehrlich.

Was O'Higgins den Zweiten, den Patrioten und natürlichen Sohn von O'Higgins betrifft, so hatte dieser, wie wir gesagt haben, als Gouverneur fast gar keinen Erfolg, weil er durch die Legislatur gehemmt ward. Ach, in Chile kann kein Gouverneur Erfolge erringen. Ein Gouverneur muß sich hier in den Mangel an Erfolg fügen und gleich jenem neuernählten Papste, der als er sich auf dem Balcon zeigte, mit lautem Geheul begrüßt ward, in heiter fragendem Tone sagen: „Non piaceremo al popolo?“ — und dann ungenirt zur nächsten Thatfache schreiten.

Das Regieren ist überall eine schwere Arbeit, in Südamerika aber ganz besonders. Man hat hier bis jetzt noch kein parlamentarisches Mittel, um eine Veränderung des Ministeriums herbeizuführen, sondern begnügt sich damit, daß man das alte Ministerium an den Galgen hängt, um ein neues einsetzen zu können. „Die Regierung hat den Namen geändert,“ sagt der wackre Mr. Niers, der durch das, was er dort sah, nicht wenig mürrisch gemacht worden; „sie hat den Namen geändert, aber ihr Thun und Wesen bleibt dasselbe wie zuvor. Schamlose Verschwendung, Faulheit und Verstocktheit, das ist die Regierung der Südamerikaner; der früher von spanischen Beamten ausgehende Druck wird jetzt durch Eingeborene, Hacendados und Grundeigenthümer, ausgeübt, — und das, was man Gerechtigkeit nennt, ist noch weit von ihnen entfernt,“ sagt der mürrische Mr. Niers.

Ja, aber sie nähert sich doch, antworten wir; jedes neue Aufhängen eines alten unrauglichen Ministeriums bringt die Gerechtigkeit etwas näher. Niers selbst muß zugestehen, daß gewisse Verbesserungen und Fortschritte schon jetzt nicht in Abrede gestellt werden können. Der Handel hat sich trotz der vielfachen Verwirrungen gehoben und hebt sich fortwährend; die Tage des schlaftrigen Monarchen sind längst entschwunden.

Zwei gute oder theilweis gute Maßregeln hat eben die Nothwendigkeit der Finae überall in diesen armen Ländern herbeigeführt. Sie bestehen darin, daß der Geißlichkeit die ungeheuren Fledermausflügel verschnitten werden sind, und in der Emancipation der Sklaven. Fledermausflügel, sagen wir, denn in der That war die südamerikanische Geißlichkeit zu einer Art Fledermausvampiren herangewachsen. Du hast, lieber Leser, schon von jenem ungeheuren südamerikanischen Plutofanger gehört, welcher seinen Schnabel in dein freies Lebensblut steckt, während du im Schlafe liegst und es saugt. Durch die Purgung seiner abentheuerlichen Fledermausflügel fächelt er sich in immer tieferen Schlaf und trinkt und trinkt, bis er genug hat und du nicht weiter erwachst!

Die südamerikanischen Regierungen, die mit den alten kirchlichen Würdenträgern alle in natürlicher Aekte liegen und ebenso alle an großem Geldmangel laberten, haben überall die Klösterläuter conscript, die ungeheuerlichen Geißlichen abgeschafft, das überflüssige Kirchenvermögen in Wasser umgeschmolzen und mit einem Worte ihrem Vampir die Flügel verschnitten, so daß man, wenn er auch noch saugt, wenigstens noch Aussicht hat, zu erwachen, ehe man todt ist!

Herner führte eben der Mangel an Kämpfern für die Freiheit zur Emancipation der Schwarzen, Gelben und anderen Farbigen, denn der Mulatte, ja sogar der Neger, steht, wenn er richtig dreißt, im Feuer so gut wie ein Anderer.

Die armen südamerikanischen Emancipatoren! Sie begannen mit Volney Raynal und Compagnie bei jenem Evangelium vom gesellschaftlichen Vertrage und von den Menschenrechten unter den ungünstigsten Umständen und sind jetzt erst so weit gekommen, wie wir sehen. Ja, sie besitzen jetzt sogar „Universitäten“, die wenigstens Schulen mit anderen als mönchischen Lehrern sind; sie haben Bibliotheken, obschon sie bis jetzt fast noch Niemand liest und unser Freund Niers, der wiederholt an alle Thüren der großen Nationalbibliothek von Chile pochte, bis zu dieser Stunde noch nicht entdecken konnte, wo der Schlüssel lag, und sich damit begnügen mußte, daß er zu den Henslern hincinidauete.

Niers begehrt, wie wir schon angedeutet haben, unisälische Verbesserungen in Chile und als Paus von allen begehrt er eine ungeheure Vermehrung von Seife und Wasser. Ja, ja, Du wackerer Niers, Schmutz muß ganz gewiß weggewaschen werden, welche fernerweite Verbesserungen, geistliche sowohl als weltliche, auch außerdem noch beabsichtigt werden mögen! Nach Niers' Angabe grenzt die offene, aber noch mehr die geheime persönliche Uniauerkeit dieser entfernten Völkerschaften fast aus Erhabene. Die schönsten Sidenzeuge, Goldbrocat, Perlenhalsbänder und diamantene Ohrgehänge sind keine Sicherheit tagegen. Ach, leider! Es ist nicht Alles Gold, was glänzt; Mandes, was da glänzt, ist weiter nichts als stinkende Fischhaut! Entschickene, ungeheurer vermehrte Anwendung von Seifenwasser in jeder Beziehung und mit allem Zubehör — dies wäre nach Niers ein Hauptfortschritt.

Auch sagt er, alle Chilenen seien Lügner — alle, oder wenigstens dem Anschein nach alle! Ein Volk aber, welches fast keine Seife braucht und fast keine Wahrheit spricht, sondern auf diese Weise in einem solchen an das Erhabene grenzenden Zustande körperlicher und auch geistlicher Uniauerkeit herumläuft — ein solches Volk ist nicht so leicht gut zu regieren!

Das bemerkenswertheste von allen diesen südamerikanischen Phänomenen aber ist ungewisslich Dr. Francia und seine Dictatur in Paraguay, worüber wir jetzt speziell sprechen wollen.

Francia und seine Schreckensregierung haben in unserem Lande Verwunderung und Neugier erregt und besonders der constitutionellen Gesinnung einen bedeutenden Stoß versetzt. Man möchte Dr. Francia kennen lernen, aber unglücklicherweise kann man es nicht. Wer möchte sich anheischig machen, aus einem solchen Wischmasch zerfahrener Schatten und Gerüchte in der andern Hemisphäre der Welt gegenwärtig das wirkliche Portrait eines Dr. Francia und seine Lebensgeschichte zu entziffern? Niemand von uns kann dies. Einige glaubwürdige und in unserer constitutionellen Zeit ziemlich wunderbare und originelle Züge enthüllen sich vielleicht dem unparteiischen Auge und diese führen in Verbindung mit dem Bestreben, sie zu deuten, gewisse Leser auf verschiedene constitutionelle und andere Betrachtungen, die nicht ganz ohne Nutzen sind.

Sicherlich konnte, wie wir eben sagten, nichts das constitutionelle Gefühl der Menschheit so erschüttern, wie Dr. Francia es erschüttert hat. Dionysius, der Tyrann von Syrakus, und mit ihm die ganze Tyrannenbrut waren, wie man hoffte, schon seit vielen Jahren von der Erde verschwunden und hatten ihren Lohn dahin und plötzlich steht dicht vor unserer Nase ein neuer Tyrann auf, der ebenfalls seine Belohnung von uns in Anspruch nimmt. Gerade als die constitutionelle Freiheit ein wenig verstanden zu werden begann und wir uns schmeichelten, daß durch Abstimmung, Protokolle und parlamentarische Beredsamkeit ein wirkliches National-Playverment in diesen Ländern zu Stande kommen würde, — gerade da erhebt sich dieser gelbbäutige, hagere, unerbittliche Dr. Francia, legt Embargo auf alle diese Dinge und sagt in dem tyrannischsten Tone zur constitutionellen Freiheit: Bis hierher und nicht weiter!

Es ist eine unläugbare, obgleich fast unglaubliche Thatfache, daß Francia, ein hagerer Privatmann, Advocat und Doctor der Theologie, zwanzig oder beinahe dreißig Jahre lang sein Ruch über den auswärtigen Handel von Paraguay ausstreckte und zu ihm sagte: Höre auf! Die Schiffe lagen hoch und trocken mit aufgesprungenen gähnenden Planken an den Thonufsen des Parana und Niemand konnte anders als mit Francia's Erlaubniß Handel treiben.

Wenn Jemand nach Paraguay kam und dem Doctor seine Papiere,

seine Worte, sein Benehmen oder auch nur der Schnitt seines Gesichtes nicht geübeln, so war es für diesen Fremden sehr schlimm! Niemand durfte unter irgend einem Vorwand Paraguay verlassen. Dabei war es ganz gleich, ob der Betreffende ein Mann der Wissenschaft, Astronom, Geolog, Astrolog oder nordischer Herrenmeister war; Francia nahm auf alles dies nicht die mindeste Rücksicht.

Die ganze Welt kennt die Geschichte mit Aimé Bonpland; wie Francia ihn festnehmen ließ, nachdem er ihn auf seiner Erceyplantation in Entre-Rios gleich einem Geier überfallen, und ihn gegen alles Völkerrecht in das Innere schleppte; wie der große Humboldt und andere vornehme Personen sich ausdrücklich an Dr. Francia wendeten und ihn im Namen der menschlichen Wissenschaft und gleichsam bei Strafe allgemeiner Verwünschung aufforderten, Bonpland in Freiheit zu setzen, und wie Dr. Francia keine Antwort gab und Bonpland nicht nach Europa zurückkehrte und in der That auch bis jetzt noch nicht dahin zurückgekehrt ist.

Genauso weiß man auch, daß Dr. Francia einen Galgen, Henkersknechte, Gerichtsbeamte und Kerkermeister hatte, und während seiner Regierung über vierzig Personen, und zwar einige davon auf sehr summarische Weise, hingerichteten ließ.

Mit der Freiheit des persönlichen Urtheils war es, wenn es nicht den Mund hielt, in Paraguay zu Ende. Paraguay lag unter Pann und Interdict, über zwanzig Jahre lang durch einen neuen Tionsstus von Paraguay von der übrigen Welt abgetrennt. Aller auswärtige Handel hatte aufgehört, wie viel mehr alles constitutionelle Wesen im Inlande!

Dies sind seltsame Thatfachen und Dr. Francia war, wie wir wenigstens schließen können, nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern ein ungewöhnlicher. Welch ein Unglück, daß gegenwärtig fast gar nichts über ihn zu erfahren ist! Die Paraguener können in vielen Fällen buchstabiren und lesen, aber sie sind kein literarisches Volk und dieser Doctor war vielleicht ein zu entseßlich praktisches Phänomen, als daß man ihn ruhig auf literarische Weise hätte behandeln können. Ein Breagabel malt seinen See Sturm nicht während das Schiff arbeitet und kracht, sondern nachdem er ans Ufer gelangt ist und unter sicherem Obdach sitzt! Unsere Freunde in Buenos Ayres, die allerdings dann und wann etwas drucken, sagen wieder in zu großer Entfernung von Francia; ihr unparteiischer Blick ward durch eine Menge Zwistigkeiten und Zerwürfnisse getrübt und ihr constitutionelles Ge-

fühl durch das, was der Dictator that, im höchsten Grade empört. Auf jenen langen, schlammigen Fluthen, durch jene ungeheuren, unklaren Gegenden konnte wenig Nachricht bis zu ihnen herabschwimmen, die nicht von mehr oder weniger unklarer Beschaffenheit gewesen wäre und dann besteht von Buenos Ayres bis nach Europa abermals eine weite Entfernung, welche neuen Unklarheiten unterworfen ist.

Francia, Dictator von Paraguan, ist gegenwärtig für den europäischen Geist wenig mehr als eine Chimäre, im besten Falle die Aufgabe eines Räthsels, dessen Lösung noch zu suchen ist. Da die Paraguener, obgleich sie kein literarisches Volk sind, doch zum großen Theil buchstabiren und schreiben können und nicht ohne alle Fähigkeit sind, das Wahre vom Unwahren zu unterscheiden, so ist es immer noch möglich, daß wir einmal aus jenem Lande selbst eine ächte und wirkliche Lebensgeschichte Francia's erhalten. Wenn ein Schriftsteller von Genie dort aufsteht, so sei er hiermit von uns zu diesem Unternehmen aufgefordert. Das schreibende Genie muß überall, wo es mit einem handelnden Genie zusammentrifft, sich freuen und sagen: Hier oder nirgends ist ein Stoff für mich zu verarbeiten! Weßhalb führe ich Tinte und Feder, wenn es nicht geschieht, um die Menschen von diesem seltsamen handelnden Genie und seines Gleichen in Kenntniß zu setzen? Meine schönen Künste und Aesthetik, meine Epik, Literatur und Poetik bedeuten, wenn ich es mir recht überlege, im Grunde genommen entweder überhaupt nichts oder überhaupt gar nichts!

Bis jetzt war die Hauptquelle unserer Belchrung in Bezug auf Francia ein kleines Buch, das weit auf unserer Liste, welches vor etwa sechzehn Jahren von Menges und Longchamp in französischer Sprache erschien. Es wurden Uebersetzungen in verschiedene Sprachen bewirkt; — von der in die englische müssen wir zu unserm Leidwesen sagen, daß Niemand, ausgenommen im Falle der äußersten Noth, sich ihrer als Lectüre bedienen möge. Der Uebersetzer, der sich vor menschlicher Entdeckung wenig und vor göttlicher oder teuflischer gar nicht gesürchtet zu haben scheint, hat seine Arbeit über alle Maßen schlecht gemacht — mit Unwissenheit, mit Nachlässigkeit, mit vorbedachter Unrettlichkeit, indem er ganz kaltblütig wegläßt, was er nicht versteht. Der arme Mann, sollte er noch leben, so möge er sich besinnen, so lange es noch Zeit ist! Er hat ein französisches Buch, welches schon an und für sich mager und trocken war, zu einem höchst hölzernen eng-

lischen falschen Buche gemacht und dafür höchst wahrscheinlich noch guten Lohn beansprucht!

Wie nöthig sind doch Reformen, selbst in diesen Kleinigkeiten!

Die Herren Kengger und Kongschamp waren, und wir hoffen, sind noch, zwei schweizerische Chirurgen, die im Jahre 1819 beschloffen, ihre Talente nach Südamerika und zwar nach Paraguay zu tragen, wo sie unter anderen Dingen auch naturhistorische Studien zu machen beabsichtigten. Nach langem Quasiren und Arbeiten in den Gewässern des Parana, nach vielem Aufenthalt durch stürmische Witterung und Kriegerunruhen langten sie demgemäss in Francia's Lande an, erfuhren aber hier, daß sie es ohne Francia's Erlaubniß nicht weiter verlassen durften.

Francia war jetzt Dionysius von Paraguay. Es war mit Paraguay wie mit gewissen Kaufstellen und anderen Vorrichtungen der Kunst und Natur — es war leicht hinein, aber unmöglich, wieder herauszukommen. Unseren braven Chirurgen, unser braver Kengger — denn dieser ist es von den beiden allein, welcher spricht und schreibt — fügten sich, mußten Francia's Soldaten und Francia's eigene Person kuriren, sammelten Pflanzen und Käfer und ertrugen sechs Jahr lang ihr Loos ziemlich standhaft, bis endlich im Jahre 1825 der Embargo eine Zeitlang aufgehoben ward und sie nach Hause reisten.

Dieses Buch war die Folge. Es ist nicht ein gutes Buch, damals aber gab es über diesen Gegenstand noch gar kein Buch weiter und auch jetzt noch haben wir keins, welches besser oder auch nur so gut wäre. Wir betrachten es als authentisch, wahrheitsgetreu und ziemlich genau; obgleich mager und trocken, ist es doch verständlich und vernünftig und ließt sich im französischen Original ganz leidlich. Wir können sagen, daß es bis zu den gegenwärtigen Tagen alles Bedeutende umfaßt, was bis jetzt über den depotischen Doctor bekannt ist. Hierzu kommt noch seine unbestreitbare Kürze oder die Thatsache, daß es um einige Stunden schneller gelesen werden kann, als irgend ein anderer Dr. Francia. Dies sind seine Vorzüge, — bedeutende Vorzüge, obgleich gänzlich von vergleichungsweise Art.

Und doch ist Kürze die Seele des Wises! Es liegt ein unendliches Verdienst darin, daß der Mensch wisse, wann er aufhören soll. Der dümmste Mensch kann, wenn er sich verhältnißmäßig kurz ausdrückt, mit Recht verlangen, daß wir ihn anhören. Auch er, der dümmste Mensch, hat etwas gesehen, etwas gehört, was sein Eigenthum, deutlich von allem anderen

unterscheidbar ist und noch von keinem Menschen in dieser Welt vorher gesehen oder gehört worden. Dies möge er uns sagen und womöglich nichts weiter als dieses; sobald er nur angemessen kurz ist, soll er uns willkommen sein.

Die Herren Robertson mit ihrer „Schreckensregierung Francia's“ und anderen Büchern über Südamerika haben sich in der letzten Zeit der Welt sehr bekannt gemacht und die Pflicht des Referenten verlangt, ein Wort über sie zu sagen.

Die Herren Robertson waren vor einigen dreißig oder fünfunddreißig Jahren zwei junge Schwotten aus der Gegend von Edinburgh, die unter günstigen Auspicien nach Buenos Ayres und von da nach Paraguay und anderen Gegenden jenes fernen Continents reisten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Da sie junge Leute von lebhaftem offnem Sinn waren, so betrachteten sie diese convulsivisch bewegten Regionen der Welt mit aufmerksamem Blick. Es war klar, daß die Revolution hier nicht wenig tobte, aber auch, daß kostbare Metalle, Büffelhäute, Chinarinde und viele andere Artikel nichts desto weniger vorhanden und eiserne oder messingene Werkzeuge, Zierathen, baumwollene und wollene Gewebe und andere britische Fabrik-erzeugnisse von der Menschheit begehrt wurden.

Die Brüder Robertson scheinen demzufolge ausgekehrte und immer blühendere Geschäfte gemacht zu haben, welche sie allmählig den La Plata hinauf bis zur Stadt der sieben Ströme — der sogenannten Corrientes — und höher bis nach Assumpcion, der Metropole von Paraguay, erstreckten. An diesem leutern Orte wurden die Handelsverbindungen so zahlreich und einträglich, daß es endlich räthlich erschien, einen der glücklichen Brüder oder auch alle beide ihren dauernden Wohnsitz hier nehmen zu lassen. Demgemäß ließen sie sich hier nieder und verweilten abwechselnd bald in dieser Stadt, bald in denen des La Plata, Parana, oder Paraguay-Landes eine ziemliche Reihe von Jahren. Die Zahl dieser Jahre genau zu berechnen ist nach diesen unaussprechlich verworrenen Documenten nicht möglich. In Paraguay selbst, in der Stadt Assumpcion selbst, lebten die Brüder Robertson nach einander oder auch gleichzeitig eine gewisse Anzahl von Jahren in hin- und her schwankender unentwerthbarer Weise und sahen dann und wann Hr. Francia mit ihren eigenen Augen, ehe sich er ihnen oder Andern jemals noch nicht auffällig geworden war.

Gebirge von Büffel- und anderen Häuten verließen diese Länder für

Rechnung der Gebrüder Robertson, um in Europa als agerberte Stiefel und Pferdegeschirr mit mehr oder weniger Zufriedenheit und, wie wir hoffen wollen, nicht ohne anständigen Gewinn für die Kaufleute abgesetzt zu werden.

Ungefähr um die Zeit, wo Hr. Francia's Schreckensregierung begann, oder auch vielleicht etwas eher — denn diese unentwirrbaren Documente enthalten aller Zeitangaben — waren die Herren Robertson so glücklich, sich von Paraguay zu verabschieden und ihre Handelsunternehmungen in andere Gegenden dieses ungeheuren Continents zu verlegen, wo die Regierung keine Schreckensregierung war. Ihre Reisen, ihr Kommen und Gehen scheint ein ausgedehntes, häufiges und ungemein verwickeltes gewesen zu sein — nach Europa, nach Tucuman, nach Glasgow, nach Chile, nach Kasowade und sonst wohin. Es genüge uns zu wissen, daß die Herren Robertson in eigener Person und auf immer seit einigen Jahren in ihr Vaterland zurückgekehrt sind. Mit welchem Nettogewinn an baarem Gelde, wird in diesen Documenten nur matt angedeutet, ganz gewiß aber mit vielen Erfahrungen, wäre nur auch die Mitteilung derselben verhältnißmäßig kurz gewesen.

Unstrittig hatten die Herren Robertson etwas zu erzählen; ihre Augen hatten einige neue Dinge gesehen, welche sich ihren Herzen und ihrem Verständnis mehr oder weniger eingeprägt hatten. Unter diesen Umständen beschloßen die Herren Robertson, ein Buch herauszugeben. Nachdem die nöthigen Arrangements getroffen worden, erschienen 1839 zwei Bände „Briefe über Paraguay“, die von der Welt gebührend bewillkommen wurden.

Wir haben diese Briefe kürzlich zum ersten Male gelesen. Sie geben ein Buch von etwas wässriger Art und unermesslich dünner, als man hätte wünschen können, übrigens aber nicht ohne Verdienst. Es ist in einem ungezwungenen, fließenden, kunstsloien und in Bezug auf Sprache, Gedanken und Auffassung sehr incorrectem Stile geschrieben; athmet einen heiteren, euphorischen, socialen Geist, wie er sich von unternehmungslustigen, geschäftsfunktionären, inkamerikanischen Briten erwarten läßt, trägt hier und da einen sichtbareren concreten Zug und ein lebendiges Bild aus jenen entfernten sonnenverbrannten Ländern, und es weht darin eine Art muthwilliger Humor oder Quasibumor, eine Socialität und Gesundheit des Herzens, welche für den Leser in gewissem Grade sehr angenehm ist.

Ein solches Buch ist in der gegenwärtigen langweiligen Zeit nicht zu

verachten, denn es gehört zu jener umfangreichen Klasse von Büchern, welche der Leser, so zu sagen, „mit einem Auge zu und dem andern nicht offen“ durchlaufen kann, was für gewisse Leser ein großer Luxusgenuß ist.

Da diese Briefe über Paraguay einen, wie es scheint, einstimmigen Beifall fanden, so beschloßen nun die Herren Robertson einen dritten Band folgen zu lassen und diesen „Dr. Francia's Schreckensregierung“ zu betiteln. Sie thaten es und der Referent hat diesen Band ebenfalls gelesen. Unglücklicherweise wußten die Verfasser über Dr. Francia gar nichts, oder so viel wie nichts mehr zu sagen, und unter diesen Umständen muß man gestehen, daß sie in ihrem Buche alles Mögliche geleistet haben. Man nehme einen Cubitzoll gute castilische Seife und schlage sie in Wasser zu Schaum, bis dieselbe ein Eimerfaß füllt — dies ist die Aufgabe, und es gehört schon ziemliches Geschick dazu, diese Aufgabe zu lösen.

Die Herren Robertson haben demzufolge aus Mengger und Bongschamp alles Bedeutendere ausgehoben, einige nicht sehr bedeutende eigene Reminiscenzen hinzugehan, und dies ist der Cubitzoll Seife. Diese schlagen sie in Robertson'scher Geschwägigkeit, Jovialität, Gasthofsgeräusche, Leitartikelphilosophie oder anderen wässerigen Substanzen, bis der Schaum das Eimerfaß, den Band von vierhundert Seiten, füllt, und sagen: „Da!“

Das Publikum warf, wie es scheint, selbst dieses Schaumfabrikat den Verkäufern nicht ins Gesicht, sondern kaufte es für ein volles Haß und schon sehen wir die Folgen davon: Abermals drei Bände über Südamerika von denselben fleißigen Herren Robertson! Auch diese hat Referent in seinem Eifer gelesen, muß aber leider gestehen, daß sie weiter nichts sind, als die alten Bände in neuen Vocabeln unter einer neuen Gestalt, und es würde eben keine große Kunst dazu gehören, Das, was wir von diesen drei Bänden nicht schon wußten, auf einen einzigen Bogen zu bringen! Und doch stehen sie da, drei massive Bände, über tausend gedruckte Seiten, abermals drei Eimerfässer voll Schaum von dem alten Cubitzoll castilischer Seife! Das ist zu toll. Ein armer verächtlicher Irländer verkauft einen elenden Schimmel, stiehlt ihn während der Nacht, streicht ihn schwarz an und verkauft ihn am andern Morgen noch einmal. Dieser wird vor Gericht gestellt, aufs schärfste inquirirt, und kann von Glück sagen, wenn er wegen seiner Geschicklichkeit im Umgang mit Pferdefleisch nicht gehängt wird; gegen diese verwante Buchermacherei existirt aber noch kein Gesetz.

Herr de la Contamine war vor ungefähr hundert Jahren Mitglied

einer weltberühmten Gesellschaft, welche jene Äquinoctialländer bereiste, und leistete in einem Zeitraum von neun oder zehn Jahren wahrhaft Erstaunliches. Von Quito bis Cuenca maß er Grade des Meridians, erkletterte Berge, stellte Beobachtungen an und bestand Abenteuer, während wilde Creolen dem menschlichen Wissen spanische Unwissenheit entgegenlegten und wilde Indianer dann und wann in dem Herzen ferner Wüsten die ganze Ladung von Instrumenten hinwarfen und den Gehorsam aufkündigten. Herr de la Condamine sah in Cuenca Stiergefechte, die fünf Tage nach einander dauerten, und am fünften Tage ward sein unglücklicher, nur allzufühner Chirurg während eines Volksauflaufs ermordet. Er besah in intischen Canoes den Amazonasstrom seiner ganzen Länge nach, über schmale Stromschnellen, über unendliche Schlammfluthen, während ringsum die faulende Vegetation Westküste hauchte, und machte trotzdem und ungeachtet aller Gefahren und Abenteuer astronomische Beobachtungen und wissenschaftliche Notizen!

Ganz abgesehen von seinen Meridiangraden, welche in strengem Sinne der Weltgeschichte und dem Fortschritte der gesamten südasiatischen Nachkommenheit Adams angehören, sah und bestand dieser Mann und seine Gesellschaft hundertmal mehr romantische Abenteuer als die Herren Robertson. Madame Godin's Fahrt den Amazonasstrom herab und furchibarster Aufenthalt in den heulenden Waldlabirinthien und unter den Leichnamen ihrer toten Freunde, ist an und für sich ein weit größeres Abenteuer, als je in der Robertson'schen Welt eins geträumt ward. Und über alles dies erstattet Herr de la Condamine klaren, zusammenhängenden, bündigen und glaubhaften Bericht in einem sehr kleinen Detachement, nicht ganz dem achten Theile von dem, was die Herren Robertson schon in nicht klarer oder zusammenhängender, oder bündiger und glaubhafter Weise geschrieben haben. Und die Herren Robertson sprechen in ihren letzten Bänden wiederholt davon, daß sie noch andere Bände über Chile schreiben wollen, „wenn das Publikum sie dadurch ermuntert.“ Das Publikum mußte aber ein ungeheurer Narr sein, wenn es das thäte. Das Publikum muß vor allen Dingen die Bedingung stellen, daß die wirkliche neu zu Tage kommende Kenntnis über Chile von der schon bekannten Kenntnis oder Unwissenheit getrennt werde, daß man mit aller Strenge die Präliminarfrage stelle: Sind mehrere Bände der Raum, der sie fassen soll, oder ein kleiner Bruchtheil von einem einzigen Bande?

Im Grunde genommen ist solche Bücherfabrikation eine wirkliche Sünde, guter Leier, obgleich keine Parlamentsakte dagegen besteht — eine unzweifelbaste Missethat oder ein Verbrechen. Kein Sterblicher hat das Recht, seine Zunge und noch viel weniger seine Feder zu bewegen, ohne etwas zu sagen; er weiß nicht, welches unberechenbare Unheil er anrichtet, wenn er sinnlose Worte austreut! Der weiche, dünne Flaum der Distel fliegt auf allen Winden und Lüften umher; nutzlose Disteln, nutzloser Löwenzahn und andere nutzlose Produkte der Natur oder des menschlichen Geistes verbreiten sich auf diese Weise und würden endlich die ganze Oberfläche der Erde bedecken, wenn nicht die entrüstete Vorrichtung des Menschen allherbstlich mit Stahl und Feuer intervenirte. Es ist furchtbar, wenn man bedenkt, wie jedes nutzlose Buch umherfliegt gleich einem nutzlosen kleinen Daunenbärtchen, dem Embryo neuer Millionen. Jedes Wort ist ein potenziertes Saamenkorn unentlicher neuer Daunenbärte und Flücher, denn der Geist des Menschen ist ebenso fruchtbar als gefräßig. Das Autorenkorps in Großbritannien, welches sammt und sonders, wenn es nur sonst anginge, recht wohl genügt wäre, nichts als Löwenzahn zu produziren, ist wie man berechnet hat, jetzt ungefähr zehntausend Mann stark, und das Korps der Leier, welche bloß leien, um sich selbst zu ernähren, ein Auge zu machen und das andere nicht öffnen und sich mit fast jeder Distel oder sonst etwas begnügen, was sie leien können, ohne beide Augen zu öffnen, beläuft sich so ziemlich auf siebenundzwanzig Millionen!

O, könnten die Herren Robertson, diese lebhaften artikulirt sprechenden Männer nur einmal recht erfahren, in welcher vergleichungsweise glücklichen Laune man den kurzen, verständlichen, bündigen de la Contamine zumacht und fühlt, daß man den Abend gut und schön, gleichsam in einem Tempel der Weisheit zugebracht hat, — nicht schlecht und schwachvoll in einer geräuschvollen Anekdote mit Narren und Schreibern, — ach, in diesem Falle würden die Herren Robertson ihr neues Werk über Gbile vielleicht nur als einen ganz ganz kleinen Band erscheinen lassen!

Doch genug von dieser Robertson'schen Angelegenheit, die wir den Schicksalsgöttern und der Vorrichtung anheimstellen müssen. Diese lebhaften, unartikulirt sprechenden Robertsons sind noch lange nicht die schlimmsten ihrer Art, ja, sie gehören sogar, wenn man will, zu den besten und sind bloß in der Beziehung unglücklich, daß sie dem herbstlichen Stahl und Feuer in den Weg kommen! Man höre auf, zornige Feuerfunken auf sie herab-

regnen zu lassen — genug nun, und mehr als genug. Dieses unglückliche Gebrechen unserer Literatur durch philosophische Kritik zu heilen, ist ja ohnedies ein eitler Versuch. Wer wird auf einer eiligen Reise, wenn der Tag sich neigt, absteigen, um mit der Reitpeitsche auf Mückenschwärme loszugehen? Man gebe dem Koffe die Sporen und sprengt — vielleicht mit einem frommen Stoßgebet gen Himmel — rasch hindurch. Mit der Reitpeitsche kann man sie nicht vernichten. Man trockne die Sümpfe aus, in welchen sie ausgebrütet werden. Ach könntest du dazu etwas beitragen! Und was wird mittlerweile aus unserm Doctor Francia?

Die Materialien sind, wie unser Leser sieht, von der erbärmlichsten Art, mit Ausnahme des armen hölzernen Kengger ein bedeutungsloser Nischmasch und weiter nichts; nicht Thatfachen, sondern zerrissene Schatten von Thatfachen, während die Robertsons durch fortwährende constitutionelle Phrasen und Verwünschungen des „blutdürstigen Tyrannen“ das Ganze noch mehr verwirren. Wie soll man aus solchen Materialien ein Bild von Francia zusammenstellen? Sicherlich vor allen Dingen dadurch, daß man die constitutionellen Declamationen und Verwünschungen wegläßt. Francia, der blutdürstige Tyrann, war nicht verbunden, die Welt durch Kengger's Augen, durch Robertson's Augen, sondern treulich durch seine eigenen Augen zu betrachten. Wir müssen erwägen, daß aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach dieser Dionysius von Paraguay etwas beabsichtigte und dann ganz ruhig fragen: Was beabsichtigte er? Ist einmal alles überflüssige Geschrei und Geschwätz zum Schweigen gebracht, so wird sich vielleicht Vieles besser überschauen lassen und kleine, oft unbedeutend scheinende Notizen verbreiten dann oft ein ganz unerwartetes Licht.

Ein ungebildeter Viehzüchter und Ackersmann in irgend einer namenlosen Chacra, nicht weit von der Stadt Assumpcion, war der Vater dieses merkwürdigen menschlichen Individuums und scheint es ungefähr um das Jahr 1757 ins Leben gerufen zu haben. Der Name dieses Mannes ist uns nicht bekannt, sogar die Nation, der er angehörte, ist ein streitiger Punkt. Francia selbst gab ihn für einen Emigranten von französischer Herkunft aus, man glaubte jedoch allgemein, er sei von Brasilien eingewandert.

Doch mochte er nun Portugiese sein oder Franzose, oder beides in

einer Person, so producirte er dieses menschliche Individuum und ließ es in dem oben genannten Jahre auf den Namen José Gaspar Rodriguez Francia taufen. Rodriguez hatte ohne Zweifel auch eine Mutter, aber auch ihr Name, der sich nirgends erwähnt findet, muß in der gegenwärtigen Schilderung weggelassen werden. Ihr Name und all ihre mütterlichen Bärtlichkeiten, Arbeiten und Leiden sind in stumme Vergessenheit hinabgesunken und liegen mit ihr unter dem fünfundzwanzigsten Grade südlicher Breite begraben.

José Rodriguez scheint ein stilles, schweigsames und dabei heftigen Ausbrüchen von Bosheit unterworfenenes Menschenkind gewesen zu sein, so daß Vater Francia nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schlusse kam, sein Sohn werde in einem Lande wie Paraguay keinen bessern Beruf wählen können als das Evangelium zu predigen und das Amt eines Priesters zu bekleiden.

Es waren auch noch andere junge Francias da, wenigstens eine Schwester und noch ein Bruder, von welchen der letztere später wahnsinnig ward. Die Francias hatten bei ihrer heftigen Gemüthsart und ihrem hitzigen französisch-portugiesischen Blute vielleicht alle eine gewisse Anlage zum Ueberknappen. Der Dictator selbst litt an den fürchterlichsten Anfällen von Hypochondrie, wie das mit genialen Menschen ja nur zu häufig der Fall ist! Der hagere Rodriguez kann dabei in der That einen gewissen Hang zur Brömmigkeit gehabt haben und ein halbes Jahrhundert früher geboren, wäre er vielleicht ganz gewiß ein frommer Mensch geworden. Doch ob nun fromm oder nicht, er soll nun einmal Priester werden und in Paraguay vielleicht auf sehr unerwartete Weise fungiren.

Nachdem Rodriguez in Assumpcion sein Abbuch und die übrigen Zweige des Elementarunterrichts studirt, ward er demgemäß auf die Universität Cordova in Tucuman geschickt, um in diesem Seminar seine Cursum durchzumachen. So weit wissen wir die Sache, aber fast nicht weiter. Von welcher Art dieser Cursum war, mit welchen Lektionen und geistigem Brei der arme hagere, fahle Knabe auf dem hohen Seminar von Cordova vollgestopft ward, und wie ihm diese Nahrung bekam, darüber wissen wir gar nichts. Die Schüler solcher Seminarien werden in Bezug auf ihre geistige Beweise oft furchtbar gemißhandelt und oft geradezu mit Gift gefüttert, als ob man die Absicht hätte, sie zu Mithridatesen zu machen, die von Gift leben können, was allerdings in seiner Art auch eine nützliche Kunst sein kann.

Ja, wenn wir die Sache recht überlegen, so bestehen diese Hochschulen und andere ähnliche Institute in Tucuman und anderwärts nicht um jenes hageren, blassen Knaben willen, sondern um ihrer selbst willen; denn sie sind schon längst geschaffen und zusammengestellt, ohne die mindeste Rücksicht auf den kleinen blassen Knaben zu nehmen. Häufig scheinen sie zu ihm mit bürren Worten zu sagen: „Dieses kostbare Ding, welches in Dir liegt, o bleicher, sogenannt genialer Knabe, kann für Dich und die ewige Natur kostbar sein, für uns aber und das irdische Tucuman ist es nicht kostbar, sondern schädlich und tödtlich. Wir fordern Dich daher auf, Dich davon loszusagen oder Dich auf Strafe gefaßt zu machen.“

Und dennoch, wie kann der arme Knabe sich davon lossagen, wenn die ewige Natur selbst aus den Tiefen des Universums ihm befiehlt, dabei zu beharren? Ach, der arme Knabe, der dem irdischen Tucuman so gern gehorchen möchte und der ewigen Natur doch nicht ungehorsam werden kann, ist wahrhaft zu bemitleiden. „Du sollst Rodriguez Francia sein!“ ruft die Natur und der arme Knabe bei sich selbst. „Du sollst Ignatius Loyola oder Vater Bettwanslo sein!“ ruft Tucuman. Die ganze Jugend des armen Knaben wird demzufolge ein einziger langer Proceß — Rodriguez Francia contra die ganze Welt. So ist es in Tucuman, so ist es an den meisten Orten dieser Art. Doch, dem sei wie ihm wolle, der hagerer Francia verfolgt seine Studien in Cordova weiter und reist allmählig neuen Geschehnissen entgegen. Rodriguez Francia, der mit seinem Jesuitentäppchen auf dem Kopfe und in seinem schwarzen wallenden Gewand, mit zu Boden gesenktem Blick und einer Menge unaussprechlicher Gedanken in seinem Innern durch die Straßen von Cordova wandelt, ist für den Historiker ein interessanter Gegenstand.

Es ist ja so Vieles unaussprechlich, o Rodriguez, und es ist eine seltsame Welt, in welche Du gekommen bist und das System des Ignatius Loyola und Vater Bettwanslo scheint mir etwas zu hinken! Vieles ist unaussprechlich und liegt in der menschlichen Seele gleich einem schwarzen See des Zweifels und aberontischer Furcht, der zum Chaos selbst hinabführt.

„Ja, Vieles ist unaussprechlich,“ antwortete Francia; „aber etwas ist auch aussprechlich, z. B. daß ich unter diesen Umständen in Tucuman kein Priester werde, daß ich lieber eine weltliche Person werden möchte und wenn es ein Jurist wäre.“

Francia sattelt daher an der Schwelle des Mannesalters wieder um

und geht von der Theologie zur Jurisprudenz über. Manche sagen, er habe in der Theologie promovirt und den Doctorhut bekommen; die Robertsons dagegen, welche aber die Sache wahrscheinlich nicht richtig aufgefaßt haben, nennen ihn Doctor juris. Für unsere Leser ist dies einerlei oder doch ziemlich einerlei. Rodriguez verließ die Alma Mater von Tucuman mit einem Anflug von Bart am Kinn und erschien wieder in Assumpcion, um sich nach Praxis umzusehen.

Was hatte Rodriguez unter den Hittigen seiner Alma Mater in Cordova wohl gelernt, als er sie verließ? Die Antwort läßt sich bloß ratzen, denn sein Lebenslauf ist, wie wir hier wiederholt bemerken, noch nicht genau bekannt. Etwas von Arithmetik oder den ewigen Gesetzen der Zahlen, etwas von Geometrie oder den ewigen Gesetzen der Formen — diese Dinge lernte Rodriguez wahrscheinlich und fand sie außerordentlich merkwürdig. Es ist auch sonderbar. Diese runde Kugel ist, wenn man sie in diese runde Trommel steckt, so daß sie dieselbe an den Enden und in der Mitte ringsherum berührt, gerade als ob man eine 2 in eine 3 steckte, nicht ein Zota mehr, nicht ein Zota weniger. Wunderte Dich darüber, o Francia, denn es ist in der That eine Sache, die zum Nachdenken auffordert. Alte griechische Archimedesse, Pythagorasse, gebräunte Indier, beinahe so alt als die Berge, entdeckten solche Dinge und sie sind hinübergekommen nach Paraguan bis in Dein Gehirn, Du glücklicher Francia!

Und wie kommt es, daß die Planeten des allmächtigen Schöpfers in jenen himmlischen Räumen in Bahnen laufen, welche sich in Deinem armen menschlichen Kopfe als Kegelchnitte denken lassen? In dem, was Du eine Ellipse nennst, läßt der allmächtige Schöpfer seine Planeten rollen. Ein klarer Beweis, den weder Popola noch Bettwanste widerlegen können, daß auch Du ein Bürger dieses Weltalls bist, daß auch Du auf irgend eine unbegreifliche Weise beim Rathe der Götter gegenwärtig warst.

Von diesen Dingen lernte Francia in Tucuman ein wenig. Endlose schwere Wagenladungen jesuitischer Theologie, mit denen er unaufhörlich überschüttet ward, lernte er dagegen nicht, sondern ließ sie als Unrath unberührt liegen. Außerdem scheint es, als habe er sich noch ein wenig mit menschlichen Vocabeln bekannt gemacht — mit französischen Vocabeln, dem leiblichen Gewande der Encyclopédie und des Evangeliums nach Volney, Jean Jacques und Compagnie, für Francia von unendlicher Bedeutung!

Ja, ist es nicht gewissermaßen schön, die heilige Flamme menschlicher

Wißbegier und Liebe zur Erkenntniß unter den feuchten schläfrigen Dünsten — wirklichen sowohl als metaphorischen — in den tropischen Giftnorästen und fetten lethbische Betäubungen und Wirnissen selbst in dem Herzen eines armen Creolen von Paraguay erwachen zu sehen? Eine heilige Flamme, noch nicht größer als die eines Hellerlichtes, in wissenschaftlicher Beziehung bloß mit alten französischen Schulbüchern und in politischer und moralischer bloß von den Marnals und Rousseaus genährt — eine schlecht genährte, flackernde, blaue, fast gespenstische Flamme, aber dennoch nöthig und selbst in dieser Gestalt in gewissem Grade heilig! Du sollst die Erkenntniß lieben; Du sollst zu erforschen suchen, was in diesem Weltall Gottes die Wahrheit ist; Du bist verbunden und bevorrechtet, sie zu lieben und sie zu suchen, im jeuitischen Tucuman sowohl, als an allen andern Orten, so weit der Himmel reicht und sogar Volneys zu Hülfe nehmen, wenn sich keine andere Hülfe darbietet!

Diese armselige blaue, so leicht auszulöschende Flamme in Rodriguez Francia's Seele, die hier gut oder übel und in vielen Gestalten sein ganzes Leben hindurch brennt, ist mir sehr merkwürdig. Obgleich nur ein kleines blaues Flämmchen muß es doch bedeutende Quantitäten giftigen Unraths von der Oberfläche Paraguay's hinwegbrennen und das undurchdringliche Dickungl des Waldes trotz aller seiner Dornbüsche und Lianen schwarz sengen und dabei andeuten, daß das genannte Dickungl dem Tode und der Vernichtung verfallen ist, peremptorischer Vernichtung, daß die Sonne wieder auf die ihr seit so vielen Jahrhunderten tyrannisch entzogene Erde herablicken soll. Mutz, Rodriguez!

Rodriguez widmet sich, gleichgültig gegen so fernliegende Betrachtungen, mit gutem Erfolg der Juristerei und allgemeinen Privatstudien in der Stadt Assuncion. Wir haben stets gehört, er sei einer der besten Advocaten, vielleicht der allerbeste gewesen und — was noch mehr ist — auch der gerechteste, der jemals in diesem Lande immatriculirt worden. Dies gesteht sogar die Robertson'sche „Schreckensregierung“ zu, ja sie verstärkt es wiederholt und prägt es uns ein. Er war als junger Mann so gerecht und wahr, berechnete zu so schönen Hoffnungen auf ein herrliches, edles Leben und stürzte dann in seinen reiferen Jahren als dies auf solche Weise Lügen! Es ist eine Schmach, wenn man es bedenkt. Man hatte allen Grund zu glauben, er werde ein Freund der Humanität vom reinsten Wasser werden und zuletzt ward er, durch politische Erfolge und Liebe zur Gewalt ver-

härret, ein raubgieriger Dämon oder einsamer Dieb in der Nacht, der das Palladium der Constitution aus dem Parlamentshause stahl und — über vierzig Personen hinrichten ließ! Es ist traurig, wenn man bedenkt, was aus Menschen und Freunden der Humanität zuletzt werden kann.

Uebrigens ist es weder uns noch irgend einem andern Herausgeber, so lange wir nicht eine Biographie aus Paraguay erhalten, auch nur im entferntesten möglich, eine Schilderung von Francia's Existenz als Advocat in Assumpcion zu entwerfen. Der Schauplatz ist gar so entfernt, die Verhältnisse sind gar so unbekannt.

Die Stadt Assumpcion, jetzt beinahe dreihundert Jahre alt, liegt frei und offen am linken Ufer des Paranaflusses, umschlossen von Obstwäldern und dichten ungeheuren Waldungen, welche auch zum Schutz gegen die Indianer dienen. Man mag sich ihr auf irgend einer der verschiedenen Straßen nähern, so geschieht es auf meilenlangen, einsamen schattigen Alleen, welche das grelle Sonnenlicht abhalten und wie mit einem schönen grünen Baldachin die lockere Sandstraße überwölben, wo zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts — ein näheres Datum ist in diesen confusen Pänden nicht zu entdecken — Hr. Parish Robertson einem einzigen, von einem netten braunen Mädchen in rothem Nieder, mit langem schwarzen Haar, geführten Karren und dann sechs Wegstunden weit auch nicht einer einzigen menschlichen Seele weiter begegnete.

Die Bewohner jenes fruchtbaren Himmelsstriches leben in sorglosem Ueberfluß und bekümmern sich um sehr wenig Dinge, verfertigen so viel hölzerne Karren, Thierfellbetten und Lehmhäuser als unumgänglich nothwendig sind, importiren einige Schmuckstückchen und tauschen sie gegen Paraguathee in zusammengeinähten Ziegenfellen aus. Wenn Du, lieber Leser, mit Parish Robertson um drei Uhr Nachmittags durch die Stadt Santa Fé reitest, so findest Du die gesammte Bevölkerung so eben von ihrer Siesta aufgestanden. Nachlässig angekleidet und nur halb zugeknöpft sitzen diese Leute in ihren nach der Straße hin geöffneten Verandas und essen mit wahrem Heißhunger eine zucker süße Melone nach der andern. Bei dem Schall der Fußschläge Deines Rosses blicken sie gutmüthig auf. Dichtbelaubte Bäume verbreiten — Dank der Natur und der heiligen Jungfrau — Schatten in der Straße. Sie heißen Dich willkommen und laden Dich zu ihren Tertulias, einer Art Abendgesellschaften, ein, welche um sieben Uhr beginnen. Vorher geht die ganze Bevölkerung bunt durch einander in den Parana ba-

den — bunt durch einander, sagen wir, aber in leinenen Badehemden, so daß Du anständig mit herumplätschern kannst, was in jenen Klimaten für das menschliche Tabernakel keine kleine Wohlthat ist.

Bei der Tertulia sind, wie man sagt, die andalusischen noch in dieser zehnten oder zwölften Generation schönen Augen ziemlich verführerisch und verrathen eine Seele, deren Ausbildung wohl der Mühe verlohnen dürfte. Die schönen Halbwilden, die jetzt nur dann und wann ein irrer Riß durchzuckt, könnten auf immerdar erleuchtet werden. Wenn die Tertulia vorüber ist, schläfst Du auf einem Lager von Thierfellen, vielleicht auch hier und da auf einer civilisirten Matratze in einem Zimmer oder auf dem Dache.

In den feuchten flachen Gegenden, wo es von Mosquitos wimmelt, schläfst Du auf hohen Gerüsten, die auf vier Stangen vierzig Fuß hoch über dem Boden schweben und zu welchen man auf Leitern hinaufsteigt — so hoch, gesegnet sei die heilige Jungfrau! daß die furchtbar stechenden Mosquitos nicht nachfolgen können. Hier schläft abermals bunt durch einander Jeder in seinem Poncho oder Mantel, mit einem Sattel, einer hölzernen Kiste, einem Scheit Holz oder dergleichen unter dem Kopfe. Der Verthimmel ist der ewig blaue Baldachin des Firmaments, statt der Nachtlampe brennt der Canopus in seinen unentlichen Räumen und die Mosquitos können Dich nicht erreichen. Und der rosenfarbige Morgen, der den Osten mit plötzlichem Roth und Gold und anderen Flammenzeichen des schnell vorrückenden Tages überzieht, läßt alle Träume entfliehen und die erste horizontale Lichtallee der Sonne scheucht von allen lebenden Weisen den Schlaf hinweg und die Menschen erwachen hier in den Pampas auf ihren vierzig Fuß hohen Schlafgerüsten und könnten den Tag mit Gebet beginnen, wenn sie sonst Lust hätten. Steht dort drüben am Horizonte nicht ein hellstrahlender Altar? Wölbt sich über ihnen nicht eine ungeheure Kathedrale? — Wie Du Dich übrigens während der Nacht gegen die Vampyre vertheidigt hast, das wissen wir nicht.

Die Gauchos-Bevölkerung ist — dies muß man zugeben — zur constitutionellen Freiheit allerdings noch nicht reif. Diese Menschen sind ein rohes Volk und führen ein schläfriges Leben der Bequemlichkeit und schamlosen Ueberschusses, welches nur um einen Schatten besser ist, als ein Hundeleben, das man bekanntlich als ein Leben der Ruhe und Armuth definiert. Die Künste und Handwerke liegen noch in ihrer Kindheit, und die Tugenden ebenfalls. Was Kleidung, Betten, Hausgeräthchaften und dergleichen

betrifft, so nehmen diese einfachen Völkerschaften ihre Zuflucht größtentheils zu der Haut der Kuh und fertigen daraus das Meiste, was sie brauchen — Lasso, Polas, Schürmaue, Einfassung für Wagenräder, Kamachen, Betten und Hausdhüren. Kuhhädel vertreten die Stelle von Stühlen und Bänken und als einer der Robertsons den General Artigas sprach, sah letzterer mit seinen Stabsoffizieren auf Kuhhädeln, röstete Fleischschnitte und distirte drei Secretairen auf einmal. Das Gerippe der Kuh wird überdies auch als Heizungsmaterial und zum Kalkbrennen benutzt.

Eine Kunst scheinen sie allerdings vervollkommenet zu haben, aber bloß eine, nämlich die des Reitens. Allen's und Ducrow's Cirkus muß sich verstellen und aller Glanz von Newmarket und Epsom verschwindet in nichts, wenn man die Reiskunst der Gauchos damit vergleicht. Wenn jemals wirklich Centauren auf der Erde gelebt haben, so sind die Gauchos ihre Nachkommen. Sie sitzen auf ihren Pferden als ob beide ein Fleisch wären; galoppiren, wo kaum eine Gemiße fußen zu können scheint, springen wie Kängurus und schwingen dabei ihre Lasso und Polas. Sie können, wenn eine Kriegslift es erheißt, sich unter den Bauch des Pferdes ducken und sich bloß noch mit der großen Zehe und Ferse anhalten. Man glaubt, es komme eine Heerde wilder Pferde herangelaufen und plötzlich verwandeln sie sich mit wildem Gefreisch in eine Schaar Centauren mit Piken in den Händen. Ja, sie besitzen die Geschicklichkeit, welche mehr als alles andere Alles, was Newmarket leistet, in den Schatten stellt — die Kunst nämlich, auf Pferden zu reiten, die nicht gefuttert worden sind und einem Pferde, welches eben so wie der Reiter im Begriff stand, vor Mattigkeit den Geist aufzugeben, wieder neues Leben und neue Schnelligkeit einzubauen. Mit Ducrow auf drei Pferden zu reiten, würden sie für eine geringe Leistung achten; dagegen auf dem schwindelstüchtigen Bruchtheil eines Pferdes zu reiten — das ist die wahre Kunst!

Ihre Hütten besitzen Ueberfluß an Rindfleisch und Urarath und überreichen an Schwung die meisten Orte, welche die menschliche Natur irgendwo bewohnt hat. Die armen Gauchos! Sie trinken Paraguanthee, indem sie ihn der Reihe nach durch ein und dasselbe Rohr aus einem einzigen gemeinschaftlichen Kochtopf saugen. Es sind gastralreie, schmutzige, hagere, lügenhafte, lachende Purichen von vortreflichem Talent in ihrer Sphäre. Sie besitzen Stoicismus, obgleich sie von Jeno nichts wissen, ja sogar Stoicismus in Verbindung mit ächter Heiterkeit des Herzens. Witten in ihrem

Schmuck und Glend lachen und scherzen sie laut. spielen einfache, wehklagende Melodien auf einer Art Gitarre, rauchen unaufhörlich Tabak und ergößen sich an Spiel und spirituellen Getränken, der gewöhnlichen Zuflucht heißhungriger, leerer Seelen. Aus demselben Grunde und einem besseren ergößen sie sich auch an Frohnleichnamsceremonien, Weßgesängen und andern gottedienlichen Verrichtungen.

Diese Menschen sind fähig, zu etwas dreifür zu werden! Ihr Leben steht da gleich einer leeren geräumigen Blase, welche dem Himmel und der Erde und allen Dr. Francia's, welche vorüberkommen, zuruft: Giebt es denn gar nichts, was in uns hineingefüllt werden könnte, außer nomadischem Müßiggang, jesuitischem Aberglauben, Unrath, Qualm und trockenen Streifen zähen Rindfleisches? Ja, ihr unglücklichen Gauchos, — ja, es giebt noch etwas, es giebt noch mehrere Dinge, die in euch hineingeihan werden könnten. Vor allen Dingen aber werdet ihr bemerken, daß erst sieben Teufel aus euch herausgetrieben werden müssen: Müßiggang, Nothheit, Gewissenlosigkeit, Aberglauben, Falschheit — und wie die sieben Teufel sämmtlich heißen mögen. Und die Art und Weise, auf welche etwas in euch hineinzubringen wäre, ist leider gegenwärtig noch nicht so klar. Besteht sie vielleicht nicht leider in der Hauptsache darin, daß man euch vor allen Dingen mit guten Heitpeitichen tractirt und als Beginn aller Kultur erst jene sieben Teufel austreibt?

Wie verbrachte Francia seine Tage in einer solchen Region, wo die Philosophie, wie nur zu klar ist, auf der tiefsten Stufe stand? Francia hatte, wie Quintus Birlein, dauernde probehaltige Freuden, nämlich Beschäftigungen. Es besaß eine ausgebreitete Praxis und stand im immer mehr zunehmenden Rufe eines in Führung von Prozessen nicht bloß gewandten, sondern auch zuverlässigen und redlichen Sachwalters. In seinen Aufestunden hatte er seine Volneys, Rannals und alte wissenschaftliche Abhandlungen in französischer Sprache; er liebte die Natur zu befragen, wie man zu sagen pflegt, und trachtete nach dem Besitze von Theodoliten, Teleskopen und allen Arten von Gläsern oder Büchern, mit deren Hilfe er einen Schimmer von Thatsachen in diesem seltsamen Universum erhaschen konnte — der arme Francia!

Ja, man sagt, sein hartes Herz sei nicht ganz unentzündbar, sondern namentlich für jene in der zehnten oder zwölften Generation immer noch schönen andalusischen Augen empfänglich gewesen. In diesem Falle mag es

wohl auch, sollte man glauben, wie Anthracit und etwas heftig gebrannt haben. Es werden in dieser Beziehung allerhand Dinge erzählt, die nicht so ohne Weiteres als ungläubhaft zu verwerfen sind. Schade, daß es nicht ein andalusisches Augenpaar gab, welches Tiefe und Seele genug besaß, um Dr. Francia auf die Dauer zu fesseln und einen Hausvater aus ihm zu machen. Es wäre besser gewesen, aber es geschah nicht. Was jenes nette braune Mädchen betrifft, welches zwanzig Jahre später auf den Straßen von Assumption Blumen verkaufte und ein loderes Leben führte, so ist es wohl nie mit Gewißheit ermittelt worden, ob sie wirklich Dr. Francia's Tochter war und selbst wenn sie es gewesen wäre, so läßt sich immer noch bezweifeln, ob er etwas Wichtiges für sie hätte thun können oder thun wollen.

Francia ist ein etwas zurückhaltender, verschlossener Mann, der selbst im Gewühl der Menschen einsam bleibt. Sein Gesicht zeigt zuweilen ein Lächeln, doch hat dieses in der Regel einen ernsten, wehmüthigen Anflug. Er galt überall für einen Mann von der strengsten Wahrhaftigkeit, Pünktlichkeit, eiserner methodischer Strenge und vor allen Dingen eiserner Rectlichkeit. Es gilt schon für einen hohen Ruf, wenn einer ein geschickter Advocat und ein gelehrter Advocat ist, und nun denke man sich erst einen ehrlichen, rechtschaffenen Advocaten!

Die Robertsons erzählen, ehe sie noch daran dachten, eine „Schreckensregierung Francia's“ zu schreiben, in dieser Beziehung einen Vorfall, den wir als einen für Francia sehr charakteristischen hier mittheilen:

„Es ist schon bemerkt worden, daß Francia's Ruf als Advocat nicht bloß von dem Vorwurfe der Bestechlichkeit rein war, sondern daß er sich auch durch große Geradheit und Rechtschaffenheit auszeichnete.

„Er hatte in Assumption einen Freund, Namens Domingo Rodriguez. Dieser Mann hatte ein habgieriges Auge auf einen Naboth's Weinberg geworfen und dieser Naboth, dessen offener Feind Francia war, hieß Stanislaw Machain. Nicht zweifelnd, daß der junge Doctor eben so gut wie andere Advocaten seine ungerechte Sache übernehmen würde, trug ihm Rodriguez seinen Fall vor und verlangte seinen Rechtsbeistand, indem er ihm zugleich ein anständiges Draufgeld bot. Francia sah sofort, daß die Ansprüche seines Freundes sich auf Trug und Ungerechtigkeit gründeten und er weigerte sich nicht bloß, ihm als Anwalt zu dienen, sondern sagte ihm auch offen heraus, daß, so sehr er auch seinen Gegner Machain haßte, dieser doch seine eifrigste Unterstützung genießen sollte, wenn er, Rodriguez, bei seinem unge-

rechten Prozeß beharrte. Die Hagbier aber läßt sich, wie Abab's Geschichte uns schon zeigt, nicht so leicht von ihren Ansprüchen zurückbringen und Rodriguez beharrte, trotz Francia's Warnung, auf seinem Vortrage. Da er in Bezug auf Vermögen ein mächtiger Mann war, so kam natürlich Nachain mit seinem unglücklichen Weinberge immer weiter ins Hintertreffen.

„Bei diesem Stande der Dinge hüllte sich Francia eines Nachts in seinen Mantel und schritt nach dem Hause seines eingefleischten Feindes Nachain. Der Sklave, welcher die Thür öffnete und wußte, daß sein Herr und der Doctor, gleich den Häusern Montecchi und Capuleti, sich gegenseitig ein Dorn im Auge waren, verweigerte dem Advocaten den Einlaß und eilte, seinen Herrn von diesem seltsamen und unerwarteten Besuch in Kenntniß zu setzen. Nachain, der darüber nicht weniger betroffen war als sein Sklave, zögerte eine Weile, beißlos aber endlich, Francia vorzulassen. Heroin trat der schweigende Doctor in Nachain's Zimmer. Alle den Prozeß betreffende Papiere — und es waren deren, wie man mit Verächtlichkeit hat, nicht wenig — lagen auf dem Tische des Pflanzers ausgebreitet.

„Nachain,“ sagte der Advocat zu ihm, „Ihr wißt, daß ich Euer Feind bin. Ich weiß aber, daß mein Freund Rodriguez gegen Euch eine grobe, gesegwidrige Verabugung im Schilde führt, die er, wenn ich mich nicht in die Sache mische, auch endlich durchziehen wird. Deshalb bin ich gekommen, um Euch meine Dienste als Verteidiger anzubieten.“

„Der erstaunte Nachain traute kaum seinen Sinnen, machte aber dem aufwallenden Gefühl seines Dankes in freudigen Worten Lust und erklärte sich bereit, die dargebotene Hülfe anzunehmen.

„Das erste *eserito* oder Actenstück, welches Francia an den Juez de Alzada oder Richter des Appellhofes einreichte, erfüllte nicht bloß die Advocaten der Gegenpartei, sondern auch den Richter, der in ihrem Interesse war, mit Bestürzung. „Mein Freund,“ sagte der Richter zu Rodriguez' Advocaten, „ich kann in dieser Sache nicht weiter gehen, wenn Ihr nicht Dr. Francia's Schweigen erkaufte.“ — „Ich will es versuchen,“ entgegnete der Advocat, und begab sich mit hundert Dublonen — ungefähr dreihundert und fünfzig Guineen — zu Naboth's Anwalt und bot ihm diese Summe zum Geschenk an, wenn er die Sache ihren ungerechten Gang gehen ließe. In der Meinung, daß es von wesentlichem Gewicht sein würde, wenn er darauf hindeutete, daß dieses Geschenk mit Zustimmung des Richters geboten

würde, gab der schurkische Advocat dem rechtschaffenen zu verstehen, daß dies allerdings der Fall sei.

„Salga Usted,“ sagte Francia, „con sus viles pensamientos y vilisimo oro de mi casa!“ (Hinaus mit Euren schändlichen Andeutungen und Eurem elenden Golde aus meinem Hause!)

„Das feile Werkzeug des ungerechten Richters entfernte sich und der beleidigte Advocat warf sofort seinen Mantel um und begab sich in das Haus der Juez de Alzada. Nachdem er kurz erzählt, was zwischen ihm und dem Abgeantten des Richters vorgefallen, fuhr Francia fort:

„Ihr seid eine Schmach für das Geiz und ein Schandfleck für die Gerechtigkeit. Uebrigens seid Ihr vollständig in meiner Macht und wenn ich nicht bis morgen eine Entscheidung zu Gunsten meines Klienten habe, so will ich Euch die Richterbank so heiß machen, daß Ihr nicht darauf sitzen bleiben könnt und die Insanien Eures richterlichen Amtes sollen die Elemente Eurer Schande werden.“

„Am andern Morgen folgte in der That eine Entscheidung zu Gunsten von Francia's Klienten. Naboth behielt seinen Weinberg, der Richter verlor seinen Ruf und der Ruhm des jungen Doctors verbreitete sich nah und fern.“

Andererseits wird aber auch zugegeben, daß er sich damals mit seinem Vater veruneinigte und wie man erzählt, nie wieder mit ihm sprach. Der Grund des Streites war, wie man glaubt, eine gewisse Geldangelegenheit. Man beschuldigt Francia durchaus nicht der Habgucht, ja sogar Menager spricht ihn ausdrücklich von der Liebe zum Gelde frei. Aber er haßte die Ungerechtigkeit und war höchst wahrscheinlich nicht abgeneigt, sich selbst eben so gut als Andern ein freies unparteiisches Gehahren zu gestatten.

Er ist ein streng rechtlicher Mann, welcher will, daß man eine Härte eine Härte nenne, ein Mann, der es in der creolischen Jurisprudenz und den verborgenen französischen Wissenschaften weit gebracht hat, ein Mann von Talent, Energie und Treue, ein Mann, der aber unglücklicherweise oft von Hypochondrie und schwarzen Donnerwolken heimgesucht wird, welche wahrscheinlich der Umrührung jener Blitze sind, wenn man in ihn hineinstachelt!

Er führt ein einsames abgeschlossenes Leben, befragt die Natur durch Sternengläser und zieht die Philosophie des Abbé Marnal zu Rathe, der

ihm aber in dieser Beziehung keine sehr ausführliche Antwort giebt. Seine Umgebung besteht aus weiter nichts als aus Actenstücken, Advocatenrechnungen, amtlichen Verrichtungen, Ehre und Lob und der Bewunderung der Gauchos von Assumpcion. Selbst der Lasso eines schönen andalusischen Augenpaares kann ihn nur vorübergehend fesseln. Man sollte glauben, ein solcher Mann sei von der Natur nur kurz bedacht worden und müsse in ziemlich verkrüppeltem Zustande enden.

Hundert Jahre früher würde er mit seinem schwarzgalligen Ernste und einem solchen Glühföfen von Leidenschaften, Forschungen und Unausprechlichkeiten in seinem Tiefinnersten einen ganz vortrefflichen, fast zur Canonisation reifen Dominikanermönch, ja vielleicht einen vortrefflichen Jesuitengeneral, Großinquisitor oder dergleichen abgegeben haben, wenn er nach dieser Richtung hin entwickelt worden wäre.

Zu allem diesem aber kommt er jetzt einen Tag zu spät. Dergleichen verunglückte Dominikanermönche produciren jetzt anstatt frommer Verzückungen und wunderbarer Suspensionen im Gebet — braune zufällige Kinder weislichen Geschlechts, welche in den Straßen von Assumpcion in Tüftigkeit einherwandeln und Blumen verkaufen.

Es ist wirklich eine sehr unfruchtbare Zeit geworden und was hat dieser Francia mit seinen verschlossenen Unausprechlichkeiten, mit seinem fest unter Schloß und Riegel gehaltenen grimmigen Spleen zu erwarten? Einen Plag auf der Richterbank, in dem Municipal-Cabildo, ja er hat schon einen Posten in dem Cabildo; er ist schon Alcalde oder Portmaror von Assumpcion gewesen und in einem vergoldeten Wagen gefahren, so gut als sie ihn hatten. Er kann, sollte man meinen, wenig anderes erwarten, als guten, aber kahlen Verdienst an Geld und kahlen Gauchos-Ruhm; die Philosophie des Abbé Raynal ist auch sehr kahl, Francia's ganze Lebensreise scheint kahl werden zu sollen und endet vielleicht mit — Nichts, denkt Abbé Raynal.

Aber nein, zu jener Zeit ging es anders in der Welt her. Weit drüben über dem Wasser haben Höderationen auf dem Marsfelde stattgefunden; man hat Guillotinen, tragbare Guillotinen gebaut und ein französisches Volk hat sich gegen seine Tyrannen erhoben. Ein Sansculottismus ist entstanden, der endlich in Geisühlgalven spricht und auf dem halben Erdbreite Städte und Nationen in Trümmer schlägt. Der glatte Bettwanst Schlen-driano, der in seinem wohlgepolsterten Lehnstuhle wie im Todtenschlase lag

oder schlafwandelnd auf den Dächern umherkollerte, schien eine Stimme zu vernehmen, welche rief: „Wach auf, Schlendriano, schlaf nicht mehr!“

Es war in der That eine furchtbare Explosion, diese Explosion des Sankulottismus, die den Tartarus gegen den Olymp sprengte und durch ihr Getöse fast die Todten aufzuwecken vermocht hätte. Und aus dieser Explosion waren Napoleoniden und Kamsersaniden hervorgegangen und dann, als ein Zweig von diesen, „Conventionen von Arranjuez“, auf welche bald spanische Juntas, spanische Cortes u. dergl. folgten, bis endlich das arme alte Spanien selbst zu seinem eigenen großen Erstaunen vollständig erwachte. Auf das alte Spanien folgte ganz natürlich zunächst Neuspanien, welches doppelt erstaunte, als es sich auf einmal wach sah!

Und so entstehen auch in der neuen Hemisphäre abenteuerliche Projecte und es wird zornig hin und her gestritten; es bilden sich bewaffnete Zusammenrottungen auf der Insel Santa Marguerita mit Bolivars und Invasionen von Cumana; Empörungen in La Plata, Empörungen da, Empörungen dort und das unterirdische elektrische Element zittert und explodirt Schlag auf Schlag auch in der neuen Hemisphäre von Meer zu Meer. Ganz erstaunliche Dinge geschehen vom Jahre 1810 an. Hätte Rodriguez Brancia drei Ohren, so würde er hören; hätte er so viel Augen wie Argus, so würde er schauen! Er ist ganz Auge, er ist ganz Ohr. Für Dr. Rodriguez bildet sich allmählig eine neue, ganz verschiedene Gestalt des Daseins.

Die Einwohner von Paraguay waren als ein weit im Binnenlande wohnendes und philosophischen Spekulationen durchaus fremdes Volk keineswegs so hastig hinter dem neuen republikanischen Evangelium her, sondern warteten erst ab, wie dasselbe sich als Thatfache ausnehmen würde. Buenos Ayres, Tucuman, die meisten der La Plata-Provinzen, hatten ihre Revolutionen gemacht, die Herrschaft der Freiheit eingeführt und unglücklicherweise die Herrschaft des Gesetzes und der Ordnung ausgetrieben, ehe die Paraguenser sich zu einem solchen Unternehmen entschließen konnten.

Fürchten sie sich vielleicht? General Belgrano kam gegen das Ende 1810 mit einer Streitmacht von tausend Mann von Buenos Ayres entsetzt, den Fluß herauf, um sie zu unterstützen, stieß aber an der Grenze auf bewaffneten Widerstand, ward während der Nacht angegriffen oder wenig-

fliehend erschreckt, so daß alle seine Leute flohen. Am nächsten Morgen war daher der arme General Belgrano nicht bloß außer Stande, Unterstützung zu gewähren, sondern bedurfte selbst der Unterstützung und ward mit höflichem Manier wieder dem Fluß hinabgeschickt.

Erst ein Jahr nachher beschloßen die Paraguener aus freiwilligem Antriebe die Bahn der Freiheit ebenfalls einzuschlagen, eine Art Congress zu versammeln und die alte Regierung ihrer Wege gehen zu heißen. Francia war, wie man voraussetzen kann, thätig, um das Volk nicht bloß aufzuregen, sondern auch gleichzeitig zu zügeln; die Frucht war jetzt so zu sagen reif und fiel beim leisesten Schütteln. Unser alter königlicher Gouverneur, der würdige Mann, trat mit einer kleinen Grimasse auf die Seite, als ihm befohlen ward, dies zu thun, der Nationalcongress constituirte sich, die Secretaire lasen Schriften vor, die hauptsächlich aus Rollin's Geschichte des Alterthums zusammengestoppelt waren und wir wurden eine Republik, mit Don Fulgencio Yegros, einem der reichsten Gauchos und dem besten Reiter der Provinz, als Präsidenten und zwei Assessoren, auch Vocales genannt, deren Namen uns entfallen sind. Francia als Secretair war natürlich der Consonant ober der bewegende Seele der Combination.

Dies geschah, so weit wir das Datum zu ermitteln im Stande sind, im Jahre 1811. Nachdem der Congress von Paraguay diese Constitution fertig gemacht, ging er wieder nach Hause zu seinen Feldarbeiten und hoffte auf einen guten Ausgang.

Ein matteres Licht dämmerte wohl kaum für den Geschichtsforscher als das, welches durch Mengger, Robertsons und Compagnie über die Geburt, die Wiege, die Taufe und die ersten Schicksale der neuen Republik Paraguay verbreitet wird. Lange, unklare und an und für sich ganz leere Seiten ihres Buches hindurch liegt der Gegenstand von grauem Nebel umhüllt unerkennbar und gestaltlos.

Francia war Secretair und eine Republik fand allerdings statt. Dies ist die eine kleine hellbrennende Fariache, die in der allgemeinen Finsterniß eine erfreuliche Sichtbarkeit und Begreiflichkeit verbreitet und sie in eine Dämmerung verwandelt, in deren Mitte dieses eine faktische Fellerlicht brennt. So viel wissen wir und, uns heiter in die Nothwendigkeit füzend, beschließen wir, daß dies uns auch genügen soll.

Was kann es auch weiter geben? Abgeschmackte, schläfrige Menichen, die durch die unterirdische Ershütterung der bürgerlichen und religiösen

Freiheit, die sich in der ganzen Welt fühlbar macht, endlich aus dem Schlafe erwacht sind und sich nun versammeln, um ein republikanisch freies Staatsleben zu begründen und ihre amtlichen Papiere aus Mollin zusammenstopfeln, sind nicht ein Gegenstand, in Bezug auf welchen der historische Sinn erleuchtet werden kann. Der historische Sinn vergiftet, Gott sei Dank, solche Menschen und ihre Schriften eben so schnell, als man sie nennen kann.

Uebrigens sind diese Gaucho-Bevölkerungen habgierig, abergläubisch, eitel und, wie Miers in seiner Gile sagt, lügenhaft durch und durch. Innerhalb der Grenzen von Paraguay kennen wir mit Gewißheit nur einen Mann, der aus Ueberzeugung wahr und recht handeln würde, nur einen Mann, der in seinem Herzen begreift, daß dieses Universum eine ewige Thatsache und nicht eine ungeheure vergängliche Zuckermelone ist.

Solche Menschen können keine Geschichte haben und wenn ein Ibcuvideos sie schreiben wollte. Für uns reiche es hin, zu wissen, daß Don Soundso ein alberner, bloß seinen Vergnügungen nachgebender Dummkopf und Don Wiederanders einer desselben gleichen war; daß eine Menge Mißgriffe und Dummheiten begangen wurden; daß dann Unzufriedenheit, Murren, Intriguen und Rabalen stattfanden, bis das Gouvernementshaus, erbärmlicher als da die Jesuiten es hatten, ein pestilenzialischer stinkender Psuhl ward, bis Secretair Francia fühlte, daß er nicht länger der Consonant solcher Vocale sein könnte, bis Secretair Francia eines Tags seine Papiere hinwarf, auf seine Hüfte sprang, mit oratorischer Lebhaftigkeit seine hagere rechte Hand ausstreckte und mit gerunzelter Stirn in heftigem, schnellem Tone sagte: „Adieu, Senhores; Gott erhalte Sie noch viele Jahre!“

•• Francia zog sich in seine chaera, ein hübsches Landhaus in den nicht weit entfernten Wäldern von Mapua, zurück, um hier die Natur zu befragen und sich selbst zu leben. Varish Robertson logirte um diese Zeit — es war, soviel wir errathen können, im Jahre 1812 — bei einer gewissen alten Donna Juana in derselben Gegend, gab Tertulias von ganz unbeschreiblicher Pracht und ging des Abends oft auf die Jagd. An einem dieser — doch wir wollen ihn selbst erzählen lassen.

„An einem dieser lieblichen Abende in Paraguay, nachdem der Südwestwind die Luft sowohl gereinigt als abgekühlt hatte, ward ich beim Verfolgen meines Wildes in ein friedliches Thal nicht weit von Donna Juana's Wohnung verlockt. Dieses Thal zeichnete sich dadurch aus, daß hier alle hervorsteckende Naturschönheiten dieses Landes gleichsam en miniature und

durch einander verschmolzen anzutreffen waren. Plötzlich erblickte ich ein nettes, anspruchsloses Landhaus. Ein Rebhuhn flog auf; ich schoß und der Vogel stürzte. Eine Stimme hinter mir rief: Buen tiro — gut geschossen! Ich drehte mich herum und erblickte einen Herrn von ungefähr fünfzig Jahren, schwarz gekleidet, mit einem großen, über die Schultern geworfenen Scharlachmantel. In der einen Hand hielt er eine Mate-Tasse und in der andern eine Cigarre, während ein kleiner Negerbube mit verkränkten Armen daneben stand. Das Gesicht des Fremden war dunkel und seine, schwarzen Augen sehr durchbohrend, während sein kohlschwarzes, von der kühnen freien Stirn zurückgekämmtes und in natürlichen Locken über seine Schultern herabhängendes Haar ihm ein würdevolles und imposantes Ansehen gab. Auf seinen Schuhen trug er eben so wie an den Knien seiner kurzen Beinkleider große goldene Schnallen.

„Der in diesem Lande herrschenden patriarchalischen und einfachen Gastfreundschaft zufolge ward ich eingeladen, unter dem Corridor Platz zu nehmen, eine Cigarre zu rauchen und Mate (Paraguaythee) zu trinken. Unter dem kleinen Vortico bemerkte ich eine Himmelskugel, einen Theodoliten und ein großes Teleskop und kam sofort zu dem Schlusse, daß mein freundlicher Wirth Niemand anders sei, als Dr. Francia.“

Ja, hier wird zum ersten Male in der authentischen Geschichte aus einem merkwürdigen Hörensagen ein merkwürdiges sichtbares Bild; durch ein Paar klarer menschlicher Augen steht man die leibhafte Gestalt des Mannes von Angesicht zu Angesicht. Ist dies nicht in der That der genaue Bericht dieser klaren Robertson'schen Augen und sieben Sinne, gleich an Ort und Stelle und nicht später in das Buch des Gedächtnisses eingetragen? Wir wollen es hoffen; wer könnte es nicht hoffen? Die Gestalt des Mannes ist auf alle Fälle genau. Folgendes ist ein Bild seiner Bibliothek: — die Conversation, wenn wirklich eine dergleichen stattfand, war im höchsten Grade unbedeutend und kann entweder weggelassen oder nach Belieben supplirt werden.

„Er führte mich in seine Bibliothek, ein ziemlich kleines Zimmer mit einem sehr schmalen Fenster, welches überdies durch das Dach des Corridors so beschattet ward, daß nur eben das zum Lesen unumgänglich notwendige Licht hereinfiel. Die Bibliothek selbst stand auf einem dreifachen, sich quer durch das Zimmer einziehenden Regal und zählte vielleicht dreihundert Bände. Es befanden sich darunter viele umfangreiche Bände über Juris-

prudenz, einige über die inductiven Wissenschaften, einige in französischer und einige in lateinischer Sprache, über allgemeine Literatur nebst Euclid's Elementen und einigen Schularbeiten über Algebra. Auf einem großen Tische lagen Stöße von Acten und anderen gerichtlichen Documenten. Einige in Pergament gebundene Foliobände lagen aufgeschlagen daneben; ein brennendes Licht — welches jedoch hier bloß die Bestimmung hatte, zum Anzünden der Cigarren zu dienen — half das Zimmer mit erleuchten, während eine Mate-Kasse und ein Schreibzeug, beides von Silber, auf einem andern Theile des Tisches standen. Auf dem von Backsteinen zusammengesetzten Fußboden war weder Teppich noch Decke zu sehen und die Stühle waren von so plumper, altväterischer Form, daß eine bedeutende Anstrengung dazu gehörte, um sie von einem Plage auf den andern zu rücken.“

Die verschiedenen Formen von Dummheit und habgieriger Unehrlichkeit nahmen in dem Regierungsweisen von Assumption ihren gewöhnlichen Verlauf, bis sie so zu sagen den höchsten Grad erreichten und gleich anderen Eiterbeulen und krankhaften Absonderungen in dem lebenden System aufplagten und sich selbst beseitigten. Den Augen Paraguay's im Allgemeinen war es klar geworden, daß eine solche Herrschaft der Freiheit unerträglich, daß eine neue Revolution oder ein Wechsel des Ministeriums unumgänglich nothwendig sei.

Mengger sagt, Francia habe sich mehr als einmal auf seine *chacra* zurückgezogen und zwar aus Aerger über seine Collegen, die ihn dann durch unbegrenzte Versprechungen und Verheuerungen allemal wieder zurücklocken mußten und ihn aufs Neue ärgerten. Francia ist der Consonant dieser abgeschmackten „Vocale“, ohne Francia kann kein Geschäft abgemacht werden! Und die Finanzen sind zerrüttet und insolvent und das unbezahlte, unwirksame Militair kann nicht einmal die Indianer abwehren und es kommen Unruhen und neue Kriegsgerüchte von Buenos Ayres herüber; — ach, aus welchem Winkel des großen Continents käme etwas Anderes als Unruhe und Kriegsgerücht!

Patriotische Generale verwandeln sich in verrätherische Generale, werden auf Marktplätzen erschossen und eine Revolution folgt auf die andere. Artigas hat dicht an unseren Grenzen begonnen, die Banda Oriental mit Feuer und Schwert zu verheeren und auf Kubischädeln sitzend Depeschen zu dikfiren. Gleich Schaaren von Wölfen — nur viel grausamer, weil sie beritten und mit Piken bewaffnet sind — fallen die Indianer über uns her

und verbreiten Feuersbrunst und Entsetzen. Paraguay muß eine Regierung haben, der es wird aus mit Paraguay. Die Augen von ganz Paraguay wenden sich auf den einzigen Mann von Talent, den man hat, den einzigen Mann von Wahrhaftigkeit, den man hat.

Im Jahre 1813 wird ein zweiter Congress zusammengebracht. Wir glauben, Francia gab der Regierungs-Gitterbeule, als sie ihn zum letzten Male zurücklockte, den Rath, sich nun vollständig aufzulösen und einen neuen Congress zusammentreten zu lassen. In dem neuen Congress werden die „Vocales“ durch Abstimmung befestigt; Francia und Fulgencio werden mit einander zu Consuln ernannt, nämlich Francia zum Consul und Don Fulgencio Negro zum Mantel des Consuls. Don Fulgencio reitet in prachtvoller Schärpe und goldenen Spauletten umher, denn er ist ein reicher Mann und kühner Hoshändiger und taugt recht wohl zum Mantel des Consuls, — aber wozu braucht der wirkliche Consul eigentlich einen Mantel?

Nächstes Jahr auf dem dritten Congresse wird Francia „durch listiges Manöviriren“ durch „Guns! des Militairs“, aber auch, und zwar wahrscheinlich hauptsächlich, dem ganz natürlichen Verlauf der Dinge nach, zum Dictator „auf drei Jahre“ oder auf Lebenszeit — was in solchen Fällen ganz dasselbe ist — erwählt.

Dies geschah 1814. Francia berief seinen Congress wieder, nachdem er nun das constitutionelle Palladium glücklich gestohlen und seinen Willen durchgesetzt. Wer hätte auch ein solches Schicksal eines Congresses bedauern können, welcher Constitutionen aus Rollen zusammenstoppelte? Dieser Congress hätte wieder zusammenkommen sollen! Es war in der That, sagen Mengger und die Robertsons selbst, ein Congress, wie ihn die Welt noch nie gesehen, ein Congress, der nicht rechts von links zu unterschreiten wußte, in den Wirthshäusern unendliche Quantitäten Rum vertilgte und nur einen Wunsch hatte, nämlich sich wieder aufs Pferd zu schwingen, nach Hause zu reiten und wieder der Rebhühnerjagd obliegen zu können. Das Militair stand größtentheils auf der Seite Francia's, denn er — der Dieb des constitutionellen Palladiums — hatte es für sich zu gewinnen gewußt.

Mit Francia's Regierungsantritt als Consul und noch mehr als Dictator zeigte sich, wie selbst Mengger zugiebt, sofort überall eine bedeutende Verbesserung. Die Steuern und Abgaben wurden regelmäßig erhoben und zweckmäßig verwendet; jeder Beamtete in Paraguay mußte sich zusammenraffen und anfangen, seine Arbeit wirklich zu verrichten, anstatt bloß so zu

thun. Francia sah darauf, daß die Soldaten richtig besoldet und exercirt wurden, und ließ sie mit scharfer Munition und ebenso scharfer Instruction überall hin marschiren, wo die Indianer oder andere Feinde sich zeigten. Quartias oder Wachthäuser wurden in kurzen Entfernungen längs des Flusses und rings um die gefährlichen Grenzen errichtet. Sobald der Centaurenschwarm der Indianer sich blicken ließ, ward ein Lärmchuß gelöst und die rasch sich versammelnden Soldaten trieben die hungrigen Wölfe zurück, welche sich in das Innere ihrer Wälder flüchteten und bald ganz verschwanden.

Das Land hatte Frieden. Weder Artigas, noch irgend einer der Feuerbrände und Kriegsplagen, welche Südamerika von einer Küste zur andern verheerten, konnte über diese Grenze gelangen. Alle Unterhandlung und jeder Verkehr mit Buenos Ayres oder irgend einem dieser von Krieg zerrissenen Länder ward peremptorisch untersagt. Weder dem Congresse von Lima, noch dem Generalcongreß von Panama, oder irgend einem allgemeinen oder besondern Congreß sollte Francia durch Deputation oder Botschaft auch nur die geringste Anerkennung.

Während ganz Südamerika tobte und rasste gleich einem einzigen ungeheuern tollgewordenen Hundestall, haben wir hier in Paraguay Frieden und pflanzen unsere Iteebäume — warum sollen wir nicht hübsch für uns bleiben? Allmählig ward, nachdem ein zum andern gekommen und dieser Ring von Grenzwachthäusern schon errichtet war, eine strenge Sanitätslinie, unturchringlich wie Erz, um ganz Paraguay gezogen und seine Communication oder Ein- und Ausfuhrhandel anders gestaltet, als gegen die besonnene Erlaubniß des Dictators, die gegen Erlegung der festgesetzten Gebühr und wenn der politische Horizont unschätzlich zu sein schien, ertheilt, außerdem aber verweigert ward. Die Handelslicenzen des Dictators waren ein bedeutender Zweig seiner Einkünfte; seine — wie die Herren Robertson glauben — für den fremden Kaufmann etwas trübenden Eingangszölle ein zweiter. Paraguay stand isolirt; der tollgewordene Hundestall tobte und rasste rings herum, aber aller Zugang war vergeschlossen und verriegelt.

Dies waren kräftige Maßregeln, in welche sich die schläfrige Gaucho-Verwilderung allmählig finden mußte. Winterweile scheint es, als ob selbst noch der immerwährenden Dictatur und ungefähr bis zum fünften oder sechsten Jahre von Francia's Regierung, obgleich das constitutionelle Palladium gestohlen war, durchaus kein besonderer Grund zu Klagen sich heraus-

gestellt hatte. Paraguay hatte Frieden; saß unter seinem Iheebeume und der tollgewordene Hundestall konnte ihm ebenso wenig anhaben als Indianer, Artiguener und andere Kriegsfeuerbrände.

In diesem Jahre 1819 aber, dem zweiten Jahre der immerwährenden Dictatur, ergaben sich, wiewohl nicht zum ersten Male, unklare Andeutungen von „Complotten“, sogar gefährlichen Complotten! In diesem Jahre ward der Feuerbrand Artigas vollständig erstickt und sah sich genöthigt, sogar Francia, seinen Feind, um ein Ziel zu bitten, welches ihm gässfrei, obichon mit Verachtung gewährt wart.

Unmittelbar darauf rückte nun aus Artigas' verlorenem und verheertem Lande ein gewisser General Ramirez, sein Nebenbuhler und Besieger und Wikbandit und Feuerbrand, heran. Dieser General Ramirez magichirte bis dicht an die Grenze, erbot sich erst zu einem Bündniß und erklärte, als dieses abgelehnt ward, den Krieg. Auf diese letztere Erklärung hin ward er angegriffen, in Stücken gehauen und — ein Brief bei ihm gefunden. Dieser Brief war an Don Fulgencio Yegros, den reichen Gaucho und Ex-consul gerichtet, und als Dr. Francia ihn sah, wäre ihm sein sonst so starker und nüchterner Verstand beinahe stehen geblieben! Eine Verschwörung mit Don Fulgencio an der Spitze — eine Verschwörung, welche sich immer weiter auszubreiten scheint, je näher man ihr nachforscht! die schon seit zwei Jahren im Stillen betrieben wird und nun am nächsten Charfreitage zum Ausbruch kommen und mit der Ermordung Dr. Francia's und Aller, die sich ihr widersetzen, beginnen soll!

Francia war nicht der Mann, der in Bezug auf Complotte mit sich spielen ließ! Er schauete, lauerte und forschte, bis er Umfang, Lage, Beschaffenheit und Bau dieses Complottes vollständig vor Augen hatte und dann — nun dann schoß er wie ein Falke oder vielmehr wie ein Condor plöglich aus der unsichtbaren Höhe herab, packte es mit Schnabel und Klauen, zerriß es in kleine Fetzen und fraß es auf der Stelle. So macht es Francia! Dies war das letzte, obichon nicht das erste Complot, von welchem Francia je während seiner lebenslänglichen Dictatur hörte.

Diese zwei oder drei Jahre, während welcher das Complot Fulgencio seinem Schicksale entgegenging, sind der Zeitraum, über welchen die eigentliche „Schreckensregierung“ sich erstreckt. Während dieser strengen schlimmen Zeit war es, wo Francia über vierzig Personen hinrichten ließ. Die Sache ist durchaus nicht unerklärlich! „Par Dios, Ihr sollt Euch nicht gegen

mit verschwören; ich will es nicht haben! Die Ära der Freiheit — mögen alle Menschen und Gaucho es sich gesagt sein lassen — hat in diesem Lande noch nicht begonnen, denn ich bin jetzt noch beschäftigt, die sieben Teufel auszutreiben. Mein Vertrag mit Paraguay, der mir mehr Mühe und Arbeit macht, als Ihr in Eurer Dummheit ahnt, lautet auf Lebenszeit und wenn man mir ihn nimmt, so muß ich sterben. Trachtet daher nicht nach meinem Leben, Ihr constitutionellen Gaucho, oder laßt es wenigstens durch einen klügeren Mann geschehen, als diesen Don Fulgencio, den Kopfbändiger. Beim Himmel, wenn Ihr nach meinem Leben trachtet, so werdet Ihr wohl thun, auch das Gurt in Acht zu nehmen.“

Er ließ über vierzig Personen hinrichten und außerdem noch so und so viele einkerkeren, auspeitschen und ins Verhör nehmen, denn er ist ein unerbittlicher Mann! Wenn du schuldig oder der Schuld verdächtig bist, so geht es dir hier schlimm. Francia's Verhaftsbefehl wird dir von einem Grenadier überbracht; du sitzt im Gefängniß; du bist in Francia's persönlicher Gegenwart; die durchbohrenden Dominikaneraugen, dieser dämonische Scharfsinn wühlt in deinem Innern, bis das Geheimniß heraus ist und dann einer Schildwache die drei verhängnißvollen Patronen überreicht werden.

Nachdem die Complotte in Folge dieser Maßnahme aufgehört hatten, zeigte sich, wie es scheint, während der nächsten zwanzig Jahre von einer solchen Kur wenig oder nichts mehr, und zwar, weil sie wenig oder nicht mehr nöthig war. Die „Schreckensregierung“ war, wie man nun allmählig findet, eigentlich nur eine strenge Regierung, die freilich schrecklich genug werden konnte, wenn man ihre Gesetze übertrat, übrigens aber ganz friedlich und regelmäßig war. Dies möge man bei dem Gedächtniß, welches darüber erhoben worden, nicht vergessen.

In demselben Jahre — 1820, so viel wir ermitteln können — geschah es, wie Renzger uns erzählt, daß eine Heuschreckenplage, wie sich zuweilen ereignet, die ganze Ernte von Paraguay vernichtete und keine andere Aussicht als auf allgemeine Theurung oder Hungersnoth vorhanden zu sein schien. Die Ernten sind dahin, von Heuschrecken verzehrt, der Sommer zu Ende! Wir haben keinen auswärtigen Handel oder so gut wie keinen, und haben fast niemals einen gehabt; was soll nun aus Paraguay und seinen Gaucho werden? Die Gaucho wissen weder Rath noch Hülfe, weiß sie der Dionysius der Gaucho? Dictator Francia befehlt, durch die verborgenen

französischen Wissenschaften und seinen natürlichen Scharfſinn veranlaßt, ja von der Nothwendigkeit selbst getrieben, den Farmern in ganz Paraguay, einen gewissen Theil ihrer Felder nochmals zu bejäten, mit oder ohne Hoffnung, — bei schwerer Strafe! Die Folge davon war eine ganz leidlich gute Ernte und die Entdeckung, daß in Paraguay jedes Jahr zwei Ernten möglich waren, und daß der Ackerbau, wenn ein kräftiger Dictator ihn leitete, noch unendlich verbessert werden konnte.

Da Paraguay gegen viertausend Quadratmeilen größtentheils sehr fruchtbaren Boden hat und auf jede Quadratmeile ungefähr fünfzig Seelen kommen, so schien es dem Dictator, als sei nicht der auswärtige Handel, sondern vielmehr der Ackerbau für seine Paraguayer das Beste. Demgemäß war bei den damaligen Ausſichten am politischen Horizont der Ackerbau und nicht der auswärtige Handel das System, welches der Dictator einzuführen beschloß und auf welchem er mit aller Strenge beharrte. Die Vortheile davon zeigten sich sehr bald, sagt Menager.

In Folge aller dieser Umstände und Vorkommnisse, der Complotte im Innern, der Anschuldigungen von Außen, der Heuschreckenschwärme, Fortschritte der Landwirtschaft und jener längs der Grenze errichteten Wachthäuser — ward Paraguay immer hermetischer verschlossen und Francia beherrschte es, so lange er lebte, als ein strenger Dionysius von Paraguay ohne allen Verkehr mit dem Auslande, oder bloß so viel, als Francia gutdünkte.

Wie der Dictator nun im sichern Besitze dieses ungeheuern Paraguay, welches durch seltsame „hinterlistige“ und andere Mittel sein lebenslängliches Pachteigenthum geworden, bewirthschaftete, wäre interessant zu wissen. Was beabsichtigte er wohl eigentlich, und welche Erfolge errang er? Man wünscht eine Biographie Francia's von einem Eingeborenen, und so lange wir diese nicht haben, müssen wir uns mit mangelhaften Vermuthungen und Aufschlüssen begnügen.

Großen Genuß und Freude scheint Dictator Francia von seinem schweren Amte nicht gehabt zu haben, denn das, was er genoß — spantische Küche, einfache Wohnung, Einsamkeit, zwei Cigarren und eine Tasse Mate täglich — hatte er schon vorher. Uebrigens ist das Austreiben der sieben Teufel aus einer Gaucho-Bevölkerung durchaus nicht Erheiterndes und macht dem Grocisten ebenso wie dem Grocisten viel zu schaffen. Indessen zeigt sich, daß doch Fortschritte geschahen, denn seine wirkliche Arbeit, nicht einmal die eines Dr. Francia, ist vergebend.

Von Francia's Verbesserungen läßt sich ebenso viel sprechen, als von seinen Grausamkeiten oder Härten, denn im Grunde genommen standen die einen im Verhältniß zu den andern. Er verbesserte den Ackerbau und ließ zwei Ernten da entstehen, wo früher nur eine gewachsen war; er errichtete Schulen, Pensionschulen, Elementarschulen und andere, welchen Kengger ein Kapitel widmet; überall beförderte er Bildung und Erziehung und unterdrückte den Aberglauben so gut er konnte. Die strengste Gerechtigkeit ward in seinen Gerichtshöfen gehandhabt und er selbst nahm nie ein Geschenk an, auch nicht die mindeste Kleinigkeit. Als Kengger seine Sachen zusammenpackte, ließ er mit Fleiß ein Bildniß Napoleon's in Francia's Händen zurück. In Europa war das Blatt etwa einige Schillinge werth, in Paraguay dagegen, wo Francia, der diesen Helden sehr bewunderte, bis jetzt, außer einer Nürnberger Karrikatur, kein Portrait von ihm gesehen hatte, war sein Werth unschätzbar. Francia schickte Kengger einen expressen Boten nach und ließ ihn fragen, was das Bild koste. Es kostete nichts, Kengger war kein Bilderhändler; es stand seiner Excellenz umsonst zu Diensten. Seine Excellenz schickte es sofort zurück.

Unterschiefe, Rüßiggang und Nachlässigkeit wurden bald in allen öffentlichen Aemtern von Paraguay etwas Unerhörtes. Soviel auf Francia ankam, war keinem öffentlichen und keinem Privatmann in Paraguay gestattet, sein Werk früher hin zu verrichten und alle mußten, so viel an Francia lag, ihren Posten richtig ausfüllen oder sterben! Man könnte ihn als den gebornen Feind aller Charlatane definiren, als einen Menschen, der von Natur einen tief gewurzelten Haß gegen alles Unwahre hegt, mag er es sehen, wo er will. Vor Menschen, welche nicht die Wahrheit sprechen und nicht die Wahrheit thun, besißt er eine Art teuflisch-göttlicher Ungeduld und sie werden wohlthun, wenn sie aus seiner Gegenwart verschwinden.

Der arme Francia; sein Licht war nur ein sehr schwefeliges, mageres und blaubbrennendes, aber er bestrahlte Paraguay damit so gut er konnte.

Daß er sich während dieser Zeit am Leben erhalten mußte und von Niemandem Widerspruch duldete, sondern allen dergleichen sofort unterdrückte, — auch dies braucht und nicht erst ein Geist zu sagen, denn es lag in der Natur der Sache. Sein Vachtkontrakt über Paraguay war ein lebenslänglicher. Er hatte seine drei scharfen Patronen für Jedem bereit, der ihm nach dem Leben trachtete. Er hatte furchtbare Gefängnisse. Er hatte Itevego weit draußen in den wilden Gindöten, eine Art Paraguay-Sibirien, wohin un-

ruhige Individuen, die noch nicht zum Erschießen reif waren, verbannt wurden. Die Mehrzahl der Verbannten, sagt Kengger, bestand aus verlassenen Mulatten und der Klasse, welche man unglückliche Frauenzimmer nennt. Sie führten dort ein elendes Leben und wurden eine traurigere und vielleicht klügere Gesellschaft von Mulatten und unglücklichen Frauenzimmern.

Doch hören wir einen Augenblick den hochwürdigen Manuel Perez, der am 20. October 1840 in der Kirche zur Empfängniß in Assumpcion seine Zeichenrede hält. Wir wählen einige Stellen aus derselben aus und gestehen, daß man, wenn man dieser Rede Glauben schenken darf — und es scheint kein Grund vorhanden zu sein, die darin gemachten Angaben zu bezweifeln — zu dem Schlusse kommt, es sei all jene verworrene Litanei über Schreckensregierung u. dergl. von etwas langohriger Beschaffenheit gewesen.

„Unter den Gräueln der Revolution,“ sagt der hochwürdige Manuel, „erweckte der Herr, der erbarmungsvoll auf Paraguay herabsah, Don José Gaspar Francia zu seiner Befreiung. Und als nach den Worten meines Vaters die Kinder Israel zu dem Herrn riefen, erweckte der Herr den Kindern Israel einen Befreier, der sie befreite.“

„Welche Maßregeln ordnete seine Excellenz an, welchen Arbeiten unterzog er sich, um den Frieden im Innern der Republik zu bewahren und ihr eine achtunggebietende Stellung nach Außen zu verschaffen? Seine erste Sorge war darauf gerichtet, einen hinreichenden Vorrath an Waffen zu erhalten und Soldaten zu schulen. Allen, welche Waffen einfuhrten, bewilligte er Steuerfreiheit und die Erlaubniß, dagegen irgend beliebige Produkte auszuführen. Auf diese Weise ward ein hinreichender Vorrath von vortheilhaften Waffen erlangt. Ich ersaune, wenn ich bedenke, wie dieser große Mann einer solchen Menge von Dingen seine Aufmerksamkeit widmen konnte. Er setzte sich auf das Studium der Kriegskunst und lehrte schon nach kurzer Zeit das Exercitium und leitete militärische Evolutionen wie der erfahrene Veteran. Oft habe ich seine Excellenz zu einem Rekruten hingehen und ihm zeigen sehen, wie man nach der Scheibe zielen muß. Konnte ein Paraguener es für anders als ehrenwerth halten, eine Pistole zu tragen, wenn sein Dictator ihn lehrte, wie dieselbe zu handhaben sei? Auch das Cavalerie-exercitium, obgleich es einen nicht bloß im Reiten erfahrenen, sondern auch starken Mann zu verlangen scheint, leitete seine Excellenz, wie Ihr wißt, selbst. An der Spitze seiner Schwadronen manövrierte er, als ob er dabei

aufgewachsen wäre und commandirte sie mit einer Energie und Kraft, welche diesen Truppen seinen eigenen martialischen Geist einflößte.“

„Welche Uebel hat nicht das Volk von Straßenräubern zu erdulden!“ sagt der ehrwürdige Herr ein wenig weiter hin; „Gewalthätigkeit, Plünderung, Mord sind die Verbrechen, die diesen Uebelthätern etwas ganz Gewöhnliches sind. Die unzugänglichen Berge und unermeßlichen Wüsten dieser Republik schienen solchen Menschen Strafloßigkeit zu bieten. Unserm Dictator gelang es, ihnen solchen Schrecken einzujagen, daß sie gänzlich verschwanden und ihr Heil in Aenderung ihrer Lebensweise suchten. Seine Excellenz sah, daß die Art und Weise, die Strafe zu vollziehen wirksamer war, als die Strafe selbst und nach diesem Princip handelte er. Sobald ein Räuber ergriffen ward, führte man ihn nach der nächsten Guardia; hier fand ein summarisches Verhör statt, und sobald er überwiesen war oder bekannt hatte, ward er erschossen. Diese Mittel erwiesen sich als durchgreifend. Es dauerte nicht lange, so herrschte in der Republik solche Sicherheit, daß ein Kind von dem Uruguay bis nach dem Parana hätte reisen können, ohne andern Schutz als die Furcht, welche der Dictator einzusößen verstand.“

„Aber was ist Alles dies im Vergleich mit dem Dämon der Anarchie?“ O, meine Freunde, ich wollte, ich besäße das Talent, Euch das Elend eines Volkes zu schildern, welches der Anarchie anheimfällt! Und stand unsere Republik nicht am äußersten Rande dieses Zustandes? Ja, meine Brüder, so war es. Es war Pflicht des Dictators, rasch zu sein und den Feind in der Wiege zu erwürgen! Er that es. Er nahm die Anführer fest, stellte sie vor ein summarisches Gericht und sie wurden des Hochverraths gegen das Vaterland überwiesen. Welch ein Kampf aber stand ihm noch zwischen dem Gebot der Pflicht und der Stimme des Gefühls bevor! Ich bin überzeugt, wäre die Gefangenhaltung dieser Personen für den Frieden des Staates hinreichend gewesen, so hätte seine Excellenz ihre Hinrichtung niemals anbefohlen. Scheint es nicht eine Entweihung der heiligen Stätte, an welcher ich jetzt stehe, wenn ich auf diese Weise blutige Maßregeln guthelße, die mit der Milde des Evangeliums in Widerspruch stehen? Nein, Brüder, Gott selbst billigte die Handlungsweise Salomo's, als dieser Joab und Abonijah dem Tode überantwortete. Das Leben ist heilig, aber es giebt noch etwas Heiligeres und wehe dem, der dies nicht weiß!“

Ah, hochwürdiger Herr, es ist Paraguay also noch nicht gelungen, die Todesstrafe aufzuheben? Freilich ist es auch selbst der Natur noch nicht ge-

lungen, eine solche Aenderung zu bewirken. Handle nur mit dem gehörigen Grade von Verkehrtheit und du kannst darauf rechnen, auf gewaltsame Weise dem Tode überantwortet zu werden, im Hospital oder auf der Heerstraße, — durch Verdauungsbeschwerden, Delirium tremens, oder durch die entzündete Wuth Deiner Mitmenschen! Was kann der Freund der Humanität thun? — In Greter-Hall oder anderwärts schwagen, bis es uns langweilig wird und vielleicht noch schlimmer! Ein Advocat in Arras verzichtete einst auf eine sehr gute Gerichtsstelle und zog sich ins beschränkte Privatleben zurück, weil es seinem Gefühle widerstrebe, auch nur einen einzigen Verbrecher zum Tode durch das Gesetz zu verdammen. Der Name dieses Advocaten — man merke wohl! — war Maximilian Nobespierre. Es giebt süße Arten von Geschwäg, in welchen gleichwohl ein tödtliches befriztes Gift verborgen liegt, gleich der Süßigkeit des Bleizuckers. Wäre es nicht besser, gerechte Gesetze zu machen, meint ihr, und sie dann auch streng auszuführen, — wie die Götter noch thun?

„Der Dictator richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Säuberung des Staates von einer andern Klasse von Feinden“, sagt Perez in der Kirche zur Empfängnis, „nämlich von den betrügerischen Steuereinnehmern. Mit der größten Wachsamkeit ihre Betrügereien entlarvend, zwang er sie, die früher verübten Unterschleife zu erlegen, und traf Vorkehrungen gegen die Wiederkehr ähnlicher Dinge in Zukunft, und alle Rechnungen mußten einmal jährlich zur Prüfung an ihn eingesendet werden.“

„Seine Art und Weise, auf welche er diese oder jene Gegenstände zum öffentlichen Verbrauch ausantworten ließ; dieses weinschweißige und genaue Zählen von Dingen, die anscheinend seiner Aufmerksamkeit unwürdig waren, rührte aus demselben Beweggrunde her. Ich glaube, er that dies weniger aus Mangel an Vertrauen zu den in letzter Zeit zu diesen Ämtern ernannten Personen, als aus dem Wunsche, ihnen zu zeigen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie zu Werke gehen müßten.“

„Republik Paraguan, wie viel hast du der Mühe, den Nachtwachen und der Fürsorge deines Dictators zu verdanken! Es war als ob dieser außerordentliche Mann mit Allgegenwart begabt gewesen wäre, um alle deine Mängel und Bedürfnisse ins Auge zu fassen. Während er in seinem Kabinett saß, bereifte er deine Grenzen, um dich wehrhaft zu machen. Welchen ungeheuern Schaden fügten jene Einfälle der Indianer von dem Chaco den Einwohnern von Rio Abajo zu? Fortwährend trafen in Assumpcion Nach-

richten von den Verwüstungen ein, welche durch die räuberischen Einfälle verursacht worden waren. Wer von uns hätte gehofft, daß so weit verbreiteten Uebeln, so entsetzlichen Verheerungen entgegengewirkt werden könnte? Und dennoch wußte unser Dictator Mittel und Wege zu finden, diesem Theile der Republik die Ruhe wiederzugeben.

„Vier achtungsgebietende Festungen mit ausreichenden Garnisonen sind die uneinnehmbare Schranke gewesen, welche die Einfälle dieser grimmigen Barbaren gebremst hat. Einwohner von Rio Abajo! bleibt ruhig in Euren Häusern, Ihr seid ein Theil des Volkes, welches der Herr der Fürsorge unseres Dictators anvertraute; Ihr seid geborgen.

„Die weisen Maßregeln, die er anordnete, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die Wilden in den Norden der Republik zurückzujagen, die Festungen Olimpo und San Carlos de Apa und die der Stadt Concepcion ertheilten Befehle und Instructionen sicherten diesen Theil der Republik vor jedem Angriffe.

„Der große Wall mit Graben und Festung auf der entgegengelegten Seite des Flusses Parana, die wirksame und geschickte Aufstellung der im Süden unserer Republik vertheilten Truppen haben ihren Feinden Achtung und Schrecken eingeflößt.

„Die Schönheit, das Ebenmaß und der gute Geschmack, welche an der Bauart großer Städte wahrnehmbar sind, geben einen vortheilhaften Begriff von ihren Einwohnern — so dachte Caractacus, König der Angeln. Unser Dictator sah, als er den Zustand der Hauptstadt der Republik betrachtete, eine Stadt in Unordnung und ohne Polizei, Straßen ohne Regelmäßigkeit und Häuser, je nach der Laune ihrer Besitzer erbaut.“

Doch genug, o Perez, denn deine Predigt wird zuletzt langweilig. Perez fragt zuletzt mit zuversichtlicher Miene, ob nicht alle diese Dinge allen vernünftigen Menschen und Gaucho's deutlich beweisen, daß der Dictator Francia in der That der Befreier war, welchen der Herr ermedte, um Paraguay von seinen Feinden zu erlösen? — Ganz gewiß, o Perez, denn die Wohlthaten, die er dem Lande erzeigt, scheinen bedeutend gewesen zu sein. Unzweifelhaft war er ein Mann vom Himmel gesendet, wie wir alle sind! Ja, es ist sogar möglich, daß der Nutzen, den er gestiftet, selbst jetzt noch nicht erschöpft, ja noch nicht einmal ganz sichtbar geworden ist. Wer weiß, ob nicht in künftigen Jahrhunderten die Paraguayer auf ihren haarer eisernen Francia zurückblicken, wie die Menschen in solchen Fällen auf die eine

wahrhafte Person zurückzubilden pflegen. Oliver Cromwell, der schon seit zweihundert Jahren todt ist, spricht immer noch, ja er beginnt vielleicht jetzt erst zu sprechen. Die Bedeutung und Meinungen des einen wahren Mannes, sei er auch noch so bager und beschränkt, welcher in dieser wüsten Gauchos-Welt unmittelbar aus dem Herzen der Natur aufsteigt, während jene Gauchos-Welt sich weit von der Natur entfernt hat, sind endlos.

Die Herren Robertson machen sich sehr lustig über diesen Versuch Francias, die Stadt Assumpcion nach einem bessern Plane umzubauen. Die Stadt Assumpcion hat, voll von tropischer Vegetation und „immerwährenden Seden, hinter welchen sich Unrath und Ungeziefer sammelt, kein Pflaster und keine geraden Straßen. Der sandige Fahrweg wird an vielen Stellen durch den Regen so zerrissen, daß er dann fast nur noch von einem Känguruh zu passiren ist.“

Francia beschließt nach reiflicher Ueberlegung, die Stadt theilweise umzubauen, pflastern und gerade richten zu lassen, und Robertson lacht, daß ein Dictator, ein souveräner Herrscher, mit seinem Theokoliten hin und her läuft und das Terrain aufsummt. O Robertson, warum lachst Du, sobald weiter Niemand da war, der solche Arbeiten ausführen konnte?

Ja, es scheint ferner, daß die Verschönerung Assumpcion's noch einmal von der furchtbarsten Tyrannei begleitet war. Friedliche Bürger, die sich nichts Aerges träumen ließen, und mit keinem activen Unrecht gegen irgend einen Menschen, sondern bloß mit friedlichem passivem Schmutz und Unregelmäßigkeit gegen alle Menschen umgingen, erhielten Befehl, ihre Häuser, die zufällig in der Mitte der Straße standen, niederzureißen; sie wurden unter Androhung des Galgens gezwungen, ihre Beutel zu ziehen und die niedergerissenen Wohnungen anderwärts wieder aufzubauen! Es ist furchtbar. Ja, man sagte, Francias habe bei diesen Verbesserungen, bei diesem Beiseitigen üppiger Quercäume und anderer architektonischen Monstrositäten eigentlich weiter nichts beabsichtigt, als dadurch zu verhindern, daß er einmal, wenn er durch die Stadt ritt, aus irgend einem Versteck hervor erschossen würde. Dem mag so sein, aber Assumpcion ist nun doch eine weit schönere, gepflasterte Stadt mit größtentheils geraden Straßen und ganz bequem, nicht bloß für Kängurhs passirbar, sondern auch für hölzerne Ochsenwagen und Fuhrwerke und Thiere aller Art.

Unsere Herren Robertson finden an Dr. Francia nicht bloß etwas Ro-

misch, sondern auch etwas Tragisches und ergeben sich zuweilen über diese Schreckensregierung in allerhand satirischen Bemerkungen.

Eines Abends z. B. als einer der Robertson's im Begriffe steht, von Paraguay nach England zu reisen und dem Dictator Francia seinen Abschiedsbesuch macht, läßt dieser zu Robertson's großem Erstaunen einen Ballen Waaren hereinbringen, öffnen und die Waaren auf dem Tische ausbreiten — Tabak, Boncho-Luch und andere Produkte des Landes, alle von bester Qualität und mit angehängten Preiszetteln. Diese Waaren soll der erstaunte Robertson vor der „Schranke des Unterhauses“ niederlegen und hier in passenden Ausdrücken, wie sie ein Engländer zu finden wissen wird, sagen:

„Herr Sprecher, — Dr. Francia ist Dictator von Paraguay, einem Lande von tropischer Fruchtbarkeit und hunderttausend englischen Quadratmeilen Flächeninhalt, welches viele Waaren zu diesen Preisen producirt. Wir beinahe allen fremden Nationen mag er keine Handelsverbindungen anknüpfen, von den Engländern aber hat er eine so gute Meinung, daß er mit ihnen Handel zu treiben wünscht. Dies sind seine Waaren in endloser Quantität, von dieser Qualität, zu diesen Preisen. Er für seinen Theil braucht Waffen. Was sagen Sie dazu, Herr Sprecher?“

Allerdings würde unser Robertson, wenn er mit einer solchen Portschafft an der Schranke des Unterhauses erschienen wäre, eine sehr merkwürdige Figur geschnitten haben! Aber nicht an das Unterhaus war diese Portschafft eigentlich gerichtet, sondern an die englische Nation, von welcher Francia in seiner Dummheit glaubte, sie sei in dem Unterhause repräsentirt und zugänglich gemacht. Welche seltsame Bornirtheit von einem Dictator!

Robertson legte, wie wir demgemäÙ finden, diesen Waarenballen nicht vor der Schranke des Unterhauses nieder, ja, was noch schlimmer war, er ging in Folge gewisser Zufälle gar nicht nach England und brachte Francia gar keine Waffen dafür. Daher rührte Francia's unbilliger Abscheu vor ihm, der sich kaum in den Schranken gewöhnlicher Höflichkeit zu halten vermochte! Ein Mensch, welcher sagte, er wollte etwas thun und es dann nicht that, war für Francia zu keiner Zeit ein bewundernswürdiger Mensch. Umfangreiche Abschnitte dieser „Schreckensregierung“ sind daher eine Art unmusikalische Sonate oder ein freies Duett mit Variationen auf das Thema: „Wie unbewundernswürdig ist ein Vorkühnlicher, der sein Wort

nicht hält!“ — „Wie tadelnswerth, um nicht zu sagen lächerlich und unvernünftig, ist der Mangel an gewöhnlicher Höflichkeit bei einem Dictator!“

Francia war ein Mann, welcher ganze Leistungen liebte, und halbe oder angebliche Leistungen waren in Paraguay, wie anderwärts, etwas allzusehr an der Tagesordnung. Welche Mühe hatte dieser strenge, thätige Mann mit lässigen Arbeitern, öffentlichen und privaten, Geistlichen und Laien! Ihr Gaucho, — es ist kein Kinderpiel, diese sieben Teufel von Euch auszutreiben!

Klösterliche oder andere schläfrige Kircheninstitute konnten von Francia keine große Gunst erwarten. Diesenigen, welche unheilbar und ganz in Schlummer versunken zu sein schienen, schüttelte er mit etwas rauher Hand wach und befahl ihnen in etwas strengem Tone sich zu packen. „Debout, canaille saineante“, wie sein Prophet Nagual sagt; „Debout: aux champs, aux ateliers! Kann ich zugeben, daß Ihr hier sitzt und mechanisch singet und plärrt, während Euer Herz in Gefräßigkeit versenkt ist und ganz Paraguay fast noch wüß liegt, so daß in dem gesegneten Sonnenschein des Himmels nichts gedeihen als Unkräuter, Pianen, gelbe Fieber, Klapperschlangen und Jaguare? Auf! rasch an die Arbeit, oder seht Ihr hier diese Peitsche, wie sie knallt und was für Hiebe davon zu erwarten stehen!“

Unheilbar schienen Erzbischöfe, Bischöfe und dergleichen zu sein, denn diese waren bloß daran gewöhnt, einen spiegelverkehrten Krieg gegen längst ausgetriebene Teufel zu führen. Bei dem Knall von Francia's fürchterlicher Peitsche gingen sie, denn sie fürchteten die Hiebe mit derselben. Einen wohlfeilen Cultus in Paraguay in Uebereinstimmung mit der Gewohnheit und dem Wunsche des Volkes ließ Francia bestehen, aber unter der Bedingung, daß er kein Unheil anrichtete. Hölzerne Heilige und dergleichen Waare ließ er ebenfalls in ihren Nischen sitzen, aber zur Anschaffung von neuen gab er selbst auf dringendes Bitten keinen Deut her.

Als er einmal inständig gebeten ward, für eins seiner neuen Festungswerke einen neuen Schutzheiligen zu besorgen, gab er zur Antwort: „O Volk von Paraguay, wie lange willst Du in Deiner Dummheit verharren? So lange ich Katholik war, dachte ich ebenso wie Ihr, jetzt aber bin ich überzeugt, daß es zur Bewachung unserer Grenzen keine besseren Heiligen giebt, als gute Kanonen.“

Auch folgende Aeußerung ist bemerkenswerth. Er fragte die beiden schweizerischen Chirurgen, zu welcher Religion sie sich bekennen und setzte

dann hinzu: „Hier könnt Ihr angehören, welcher Religion Ihr wollt — seiet Christen, Juden oder Muselmänner — nur keine Atheisten.“

Ebenso viel Mühe hatte Francia mit seinen nichtgeistlichen Arbeitern, wie überhaupt mit allen Klassen von Arbeitern, denn es ist in Paraguay wie anderwärts — wie die Priester, so das Volk. Francia hatte umfassende Kasernenbauten, ja Stadtbauten, wie wir gesehen haben, und Armeelieferungen, mit einem Worte, er hatte ungeheuer viel zu thun und seine Arbeiter hatten größtentheils keine Lust, viel zu machen. Er konnte keine Arbeit von ihnen bekommen, sondern bloß eine mehr oder weniger trügerische Aehnlichkeit von Arbeit. Sogenannte Maurer und Bauleute bauten nicht, sondern schienen bloß zu bauen; ihre Mauern wurden vom Regen zerweicht und vom Winde umgeworfen. Viele Handelsleute verkauften Rastrmesser, die niemals zum Rastrn, sondern bloß zum Verkauf bestimmt waren.

Lange Zeit kämpfte Francia's rechtschaffener Sinn angestrengt, aber ohne zu explodiren, mit den Neigungen dieser unglücklichen Menschen. Durch Verweise, durch Vorstellungen, durch Ermuthigung, durch Anerbieten von Belohnungen und alle mögliche Nachsicht und Anstrengung bemühte er sich, sie zu überzeugen, daß es für einen Sohn Adam's ein Unglück sei, ein eingebildeter Arbeiter zu sein, daß jeder Adamssohn besser thäte, Rastrmesser zu fertigen, die wirklich zum Rastrn bestimmt seien. Vergebens, alles vergebens!

Endlich verlor Francia die Geduld. „Du erbärmliche Fraction, willst Du der neunten Theil sogar von einem Schneider sein? Geizt es Dir, Tuch aus Staub anstatt aus ächter Wolle zu wählen, und es zu schneiden und zu nähen, als ob Du nicht ein Schneider, sondern die Fraction von einem Schneider wärest! Glaubst Du, ich soll mir Alles gefallen lassen!“

Francia errichtete nun in seiner Verzweiflung seinen „Arbeitergalgen“. Ja, dieses Institut des Landes existirte wirklich in Paraguay; Männer und Arbeiter sahen es mit eigenen Augen. Es war dies ein höchst merkwürdiges und im Grunde genommen durchaus nicht unwohlthätiges Institut.

Robertson erzählt den folgenden Austritt mit dem Gürtelmacher von Assumpcion, worin sich, sei er nun buchstäblich wahr oder zum Theil poetisch, die Natur ohne Zweifel auf gänzlich wahre und sicherlich sehr überzeugende Weise spiegelt.

„Eines Nachmittags kam ein armer Schuhmacher mit ein paar Str-

natieregenkuppeln, die aber beide nicht so gefertigt waren, wie der Dictator sie verlangte.

„Schildwache!“ rief er, und herein trat die Schildwache, worauf dann das folgende Gespräch stattfand:

„Dictator. Führe diesen bribonazo — ein Lieblingsswort des Dictators, welches ungefähr soviel als Schurke oder Halunke bedeutet — führe diesen bribonazo hinüber unter den Galgen, laß ihn ein halbes Duzend Mal darunter hinweggehen — und, fuhr er zu dem zitternden Schuhmacher gewendet fort, wenn Du mir wieder ein solches Paar Degengehänge bringst, so werden wir, anstatt Dich unter dem Galgen herumzuführen, Dich an demselben aufhängen lassen.

„Schuhmacher. Entschuldigen Sie, Excellenz, ich habe mein Bestes gethan.

„Dictator. Wohlan, bribon, wenn dies Dein Bestes ist, so werde ich mein Bestes thun, damit Du nie wieder ein Stück von dem Leder des Staats verdirbst. Ich kann die Gehänge nicht gebrauchen, aber sie werden sehr gut dazu dienen, Dich an das kleine Gerüst zu hängen, welches der Grenadier Dir zeigen wird.

„Schuhmacher. Um Gottes willen, das werden Sie doch nicht thun! Ich bin Ihr Knecht, Ihr Sklave; Tag und Nacht habe ich meinem Herrn gedient und werde ihm ferner dienen; gestatten Sie mir nur noch zwei Tage, um die Gehänge noch einmal umzuarbeiten, y por el alma de un triste zapatéro (bei der Seele eines armen Schuhmachers), ich werde sie machen, wie Ihre Excellenz sie wünscht.

„Dictator. Fort mit ihm, Schildwache.

„Schildwache. Venga, bribon — komm, Halunke.

„Schuhmacher. Sennor Excelentesimo, — noch heute Nacht will ich die Gürtel nach Ihrer Excellenz Vorschrift machen.

„Dictator. Wohlan, Du sollst Zeit haben bis morgen; aber dennoch mußt Du unter dem Galgen hinweggehen; es ist dies ein heilsames Verfahren und wird gleichzeitig dazu dienen, die Arbeit schneller und besser zu machen.

„Schildwache. Vamonos, bribon; der Herr bestellt es.

„Und damit ward der Schuhmacher hinaus und dem Befehle gemäß zwei Mal unter dem Galgen hin und her geführt, worauf er nach seiner Verflüchtung zurückkehren durfte.“

Hier arbeitete er die ganze Nacht mit solchem Eifer und sybillinischem Enthusiasmus, daß seine Degengehänge am nächsten Morgen in ganz Südamerika nicht ihres Gleichen hatten, und jetzt ist er, wenn er noch lebt, General-Degengehängemacher von Paraguay und ein reicher Mann, von Dank erfüllt gegen Francia und den Galgen, wie wir hoffen wollen, weil sie einige der sieben Teufel aus ihm getrieben!

Ein solches Institut könnte in unseren nach alter Weise constituirten europäischen Ländern unter dieser einfachen Form offenbar nicht eingeführt werden. Und dennoch könnte man constitutionell gestimmte Personen in unserer Zeit fragen, durch welches Erfazmittel sie den Mangel daran zu ergänzen gedenken? Wie kann man in einer Staatsgemeinde, die aus bloß eingeübten Arbeitern besteht, irgend eine Regierung oder irgend eine sociale Einrichtung haben, welche wirklich wäre? Bei einer Staatsgemeinde von Pseudo-Arbeitern ist es dem Gesez der Natur nach unmöglich, daß eine andere als eine Pseudo-Regierung existire. Constitutionell oder nicht, mit Ballotage oder nicht, ist eine solche Gesellschaft in allen ihren Phasen, in Administration, Gesezgebung, Lehren, Predigen und Beten und Journalistik eine Pseudo-Gesellschaft; schrecklich für Den, der darin lebt, entseßlich für Den, der sie betrachtet. Deshalb erscheint ein solches sociales Institut, unserer europäischen Art und Weise angepaßt, dringend nothwendig. O Gaucho, südamerikanische sowohl als europäische, welch eine furchtbare Aufgabe ist es, Eure sieben Teufel auszutreiben!

Vielleicht aber wünscht der Leser auch ein Bild von Dr. Francia in concreto zu erhalten, wie er leibt und lebt und zur Zeit des Chirurgen Kengger die tausendfältigen Regierungsgeschäfte seiner Paraguener besorgt. Es ist unser letzter Auszug, unsere letzte Ansicht von dem Dictator, der nun nicht länger an unserem Horizont verweilen darf.

„Ich habe schon gesagt, daß Dr. Francia, sobald als er sich an der Spitze der Geschäfte sah, in der Wohnung der früheren Gouverneure von Paraguay seine Residenz aufschlug. Dieses Gebäude, welches eines der größten in Assumpcion ist, war von den Jesuiten kurze Zeit vor ihrer Vertreibung für Laien errichtet worden, welche sich hier gewissen, von dem heiligen Ignatius vorgezeichneten geistlichen Uebungen widmeten. Dieses Gebäude ließ der Dictator wieder in Stand setzen und verschönern und durch Anlegung breiter Straßen von den andern Häusern der Stadt trennen. Hier wohnt er mit vier Sklaven, einem kleinen Neger, einem Mulatten und

zwei Mulattinnen, denen er ein sehr milder Herr ist. Die beiden Männer verrichten die Function eines Kammerdieners und Reitknechts. Eine der beiden Mulattinnen ist seine Köchin und die andere besorgt seine Garderobe.

„Er führt ein sehr regelmässiges Leben. Die ersten Strahlen der Sonne finden ihn sehr selten noch im Bett. Sobald als er aufsteht, bringt der Negor eine Wärmepfanne, einen Kessel und einen Krug Wasser und der Dictator bereitet sich hierauf mit der größtmöglichen Sorgfalt seinen Maté oder Paraguay-Thee. Nachdem er diesen getrunken, geht er in der innern Kolonnade, welche die Aussicht auf den Hof hat, spazieren und raucht eine Cigarre, welche er erst sorgfältig aufrollt, um sich zu überzeugen, daß nichts Gefährliches darin ist, obschon seine eigene Schwester sie ihm fertigt. Um sechs Uhr kommt der Barbier, ein schmutziger, zerlumpter, dem Trunk ergebener Mulatte, aber der Einzige seines Gewerbes, dem er traut. Wenn der Dictator auf guter Laune ist, so plaudert er mit ihm und bedient sich auf diese Weise seiner sehr oft, um das Publikum auf seine Projecte vorzubereiten, sodaß dieser Barbier gewissermaßen die Stelle einer offiziellen Zeitung vertritt. Hierauf geht er in seinem Schlafrock von gedrucktem Rattun in die äußere Kolonnade, einen offenen Säulengang, der um das ganze Gebäude herumführt. Hier geht er auf und ab und empfängt zugleich die Personen, welche zu einer Audienz zugelassen werden. Gegen sieben Uhr zieht er sich wieder in sein Zimmer zurück, wo er bleibt bis neun. Dann kommen die Offiziere und andere Beamte, um ihre Rapporte abzulassen und seine Befehle zu empfangen. Um elf Uhr bringt der *hel de secho*, oder der erste Secretair die Schriften, die er durchzusehen hat und schreibt nach seinem Dictat bis Mittag. Schlag zwölf Uhr entfernen sich alle Beamte und Dr. Francia setzt sich zu Tische. Wenn die Köchin vom Markt zurückkehrt, so legt sie ihre Einkäufe an der Thür des Zimmers ihres Herrn nieder; dann kommt der Doctor heraus und wählt, was er zubereiten zu haben wünscht.

„Nach Tische hält er seine Siesta. Sobald er davon erwacht, trinkt er wieder seinen Maté und raucht eine Cigarre unter Beobachtung derselben Vorsicht, wie am Morgen. Sodann widmet er sich bis vier oder fünf Uhr den Geschäften, wo dann die Escorte ankommt, die ihn auf seinem Spazierritte begleitet. Der Barbier tritt wieder ein und frisiert ihn, während sein Pferd gefüttert wird. Während dieses Mittes inspiciert der Doctor die öffentlichen Arbeiten und die Kasernen, besonders die der Cavalerie, wo er eine

Reihe von Gemächern zu seinem eigenen Gebrauch hat einrichten lassen. Auf diesem Ritze ist er, obschon von seiner Escorte umringt, mit einem Säbel und ein Paar doppeläufigen Taschepistolen bewaffnet. Gegen Einbruch der Nacht kehrt er nach Hause zurück und studirt bis neun Uhr. Dann setzt er sich zum Abendessen nieder, welches gewöhnlich aus einer gebratenen Taube und einem Glas Wein besteht. Wenn das Wetter schön ist, so geht er wieder oft bis zu einer späten Stunde der Nacht in der äußeren Kolonnade spazieren. Um zehn Uhr theilt er die Parole aus. Wenn er in das Haus zurückgekehrt ist, verschließt er alle Thüren selbst. *

Francia's Bruder war schon wahnsinnig. Seine Schwester verbannte Francia später, weil sie einmal einen seiner Grenadiere, einen Soldaten der öffentlichen Regierung, zu einer Privatdienstleistung gebraucht hatte. Du einsamer Francia!

Francia's Cavalerie-Escorte pflegte die Leute mit flachen Säbelhieben zu traktiren und mit den größten Schimpfworten zu überhäufen, wenn sie ver säumten, den Dictator auf seinem Austritte zu grüßen. Sowohl er selbst, als auch seine Soldaten sahen sich überdies scharf nach Mordelustmördern um, fanden aber niemals einen, vielleicht eben in Folge ihrer Wachsamkeit. Wäre Francia in Paris gewesen!

Einmal nahm der Dictator wahr, daß oft Haufen von Müßiggängern und Gassern sich vor seinem Regierungshause versammelten und seinem Thun und Treiben zusahen. Es ward demgemäß Befehl gegeben, daß Jeder, den der Weg über diese Ekplanade führte, unverweilt seinen Geschäften nachgeben solle, und die Schildwache ward instruit, wenn Jemand stehen bliebe, ihm sofort zu befehlen, weiter zu gehen, und wenn er dann noch nicht ginge, ohne Weiteres scharf auf ihn zu feuern. Nun gingen alle Einwohner von Paraguan, die der Weg in diese gefährliche Region führte, so schnell als möglich und mit auf den Boden gehefteten Augen vorüber und das frühere Leben an dieser Stelle verwandelte sich fast in Einsamkeit. Eines Tages, nach vielen Wochen oder Monaten, verweilte eine menschliche Gestalt doch auf dem verbotenen Grunde und gaffte das Haus des Dictators an. „Vorwärts!“ rief die Schildwache mit Nachdruck. Die Gestalt rührte sich nicht. „Vorwärts!“ schrie die Schildwache zum zweiten und dritten Male — ach, die unglückliche Menschengestalt war ein Indianer, der keine civilisirte Sprache verstand und bloß fragend und neugierig das Maul aufsperrte.

Ein Schuß knallte, eine Kugel pff, pff aber glücklicherweise bloß und traf nicht.

Der Schrecken des Indianers war natürlich nicht klein und sein Rückzug ein sehr rascher. Was Francia betrifft, so rief er die Schildwache mit kaum unterdrücktem Zorn heran. „Was giebt's, Amigo?“ — „Ihre Excellenz haben so befohlen,“ entgegnet die Schildwache. Francia kann sich eines solchen Befehls nicht entsinnen und befiehlt auf alle Fälle, daß diese Ordre künftig außer Kraft trete.

Es bleibt uns noch übrig, ein Wort, nicht der Entschuldigung, was sehr schwer sein möchte, wohl aber der Erklärung, was sehr möglich ist, in Bezug auf die unverzeihliche Beleidigung hinzuzufügen, welche Francia der menschlichen Wissenschaft in der Person des Herrn Aimé Bonpland zuzugute. Aimé Bonpland, der Freund Humboldt's, ließ sich nach vielen botanischen Wanderungen bekanntlich in Entre Rios nieder, einem indianischen oder jesuitischen Gebiete dicht bei Francia's, welches später von Artigas verheert ward. Hier gründete Bonpland eine bedeutende Pflanzung zur verbesserten Kultur des Paraguaythees. Als Botaniker? — Nun ja, vielleicht aber noch mehr als Handelsmann.

„Als Botaniker!“ ruft Francia aus. „Das ist auf den Ruin meines Theehandels abgesehen. Wer ist dieser hergelaufene Franzose? Artigas hatte kein Recht, ihm zu erlauben, sich in Entre Rios niederzulassen; Entre Rios gehört wenigstens eben so gut mir als Artigas! Man bringe den Mann zu mir!“ In der nächsten Nacht umringen Soldaten der Regierung von Paraguay Bonpland's Theepflanzung, galloppiren mit Bonpland über die Grenze, nach dem ihm zum Aufenthalte angewiesenen Dorfe im Innern, rothen seine Theepflanzen aus, zerstreuen seine vierhundert Indianer und — das Uebrige wissen wir. Das hartberzige Monopol wiegerte sich, den Bitten und Lockungen der öffentlichen Meinung und der Präsidenten der Asadenien Gehör zu schenken, mochten ihre Worte auch noch so klug und verführerisch sein! Bonpland, der seit einiger Zeit seine volle Freiheit wieder erhalten, wohnt noch in Südamerika, und die Robertson's erwarten, daß er seine Geschichte mit gebührendem Geschrei über Francia's Tyrannei veröffentlichen werde, eine Erwartung, welche der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes aber keineswegs theilt.

Die Behandlung, welche Francia seinem alten Feinde Artigas, dem Banditen und Feuerbrand, der sich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt sah,

ihn um Obdach zu bitten, zu Theil werden ließ, war gut, menschenfreundlich und sogar würdevoll. Francia weigerte sich, wie er von jeher gethan, mit einem solchen Menschen zu sprechen oder zu unterhandeln, gewährte ihm aber bereitwillig einen Aufenthaltsort im Innern des Landes und dreißig Pfaster monatlich bis zu seinem Tode. Der Bandit haute das Geld, übte menschenfreundliche Thaten und verlebte seine noch übrigen wenigen Jahre in Reue und Buße. Seine Mitbanditen, nämlich die von ihnen, welche sich wieder auf Plünderung legten, wurden, wie Kengger erzählt, augenblicklich festgenommen und erschossen.

Andererseits bedarf jene Anekdote von Francia's sterbendem Vater noch der Bestätigung. Der alte Mann — erzählt man — der, wie wir gesehen haben, sich schon seit langer Zeit mit seinem Sohne veruneinigt hatte, wünschte sich wieder mit ihm auszusöhnen, als er auf dem Sterbette lag. Francia aber ließ sagen, er hätte dringende Geschäfte — es könnte ja so nichts nützen — mit einem Worte, er könne nicht kommen. Es kommt ein zweiter, noch dringenderer Bot. Der alte Vater kann nicht sterben, wenn er nicht zuvor seinen Sohn gesehen; er fürchtet, nicht in den Himmel zu kommen, wenn sie sich nicht zuvor mit einander ausgesöhnt haben. — „Nun so möge er zur Hölle fahren!“ rief Francia; „ich komme nicht.“

Wenn diese Anekdote wahr wäre, so wäre sie allerdings von allen, die über Dr. Francia in Umlauf sind, die allerschlimmste. Wenn Francia in dieser Todesstunde seinem armen, alten Vater nicht verzeihen konnte, mochte er nun an ihm gethan haben, was er wollte, wäre es selbst das Ungeheuerste gewesen, was die schwärzeste und schwülste Phantasie sich denken kann, dann möge kein Mensch Dr. Francia verzeihen! Die Genauigkeit eines öffentlichen Gerüchts aber in Bezug auf einen Dictator, der vierzig Menschen hat hingerichten lassen, ist auch etwas, worüber sich allerhand Vermuthungen anstellen lassen. Wie hieß der Mann mit Namen und Zunamen, dem Francia diese außerordentliche Antwort auftrug? Hat derselbe vor glaubwürdigen, vernünftigen, auf dieser Erde wohnenden Menschen eidliche Aussage darüber erstattet, oder ist er noch jetzt dazu zu bringen? Wenn dies der Fall ist, so möge er es thun — wäre es auch bloß um der psychologischen Wissenschaften willen.

Noch eine letzte Thatiade. Unser einsamer Dictator, der unter Gaucho lebte, fand, wie es scheint, das größte Vergnügen an einer rationalen Unterhaltung, — mit Robertson, mit Kengger oder mit irgend einem an-

bern intelligenten Menschenkinde, wenn ihm eins in den Weg kam, was freilich selten der Fall war. Er erkundigte sich mit Eifer nach dem Thun und Treiben der Menschen in der Gegend, nach den Eigenschaften ihm unbekannter Dinge, alle menschlichen Interessen und Kenntnisse waren ihm interessant. Da er größtentheils nur Menschen ohne Bildung um sich hatte, so mußte er sich mit Schweigen, einer die stille Betrachtung fördernden Cigarre und einer Tasse Maté begnügen. O Francia, obichon Du vierzig Personen hinrichten mußt, so kann ich mich eines gewissen Mitleidens mit Dir nicht erwehren.

Auf diese Weise und während für europäische Augen Alles noch dunkel und leer ist, müssen wir uns denken, daß der Mensch Rodriguez Francia in einer entfernten, aber höchst merkwürdigen, nicht unzweifelhaften oder unbezweifelten Weise über das verworrene Theater dieser Welt schritt. Einige dreißig Jahre lang war er die ganze Regierung, die sein Vaterland Paraguay hatte. Einige sechszwanzig Jahre war er ausdrücklich Souverain dieses Landes, zwei oder drei Jahre ein Souverain mit blankem Schwert, streng wie Rhadamantus und während aller seiner Jahre und seines ganzen Lebens von Anfang an ein Mensch oder Souverain von eisernem Fleiße, eiserner Willenskraft und Thätigkeit.

So lebte Dictator Francia und hatte keine Ruhe, erst in der Ewigkeit Aussicht darauf. Ein Leben furchtbarer Arbeit, — indessen war es während der letzten zwanzig Jahre, nachdem das Complot Fulgencio einmal in Stücken gerissen worden und alles unter ihm ruhig war, eine gleichmäßigere Arbeit — immer noch hart, doch gleichmäßig, wie die eines arbeitsamen, in sein Geschirr gewöhnten Karrenhauers, der nicht mehr beißt und schlägt, sondern stät und unverdrossen seine Last zieht, bis alle diese beschwerlichen Meilen zurückgelegt sind und er seine stille Heimath erreicht.

Die Herren Robertson tappten in Bezug auf Francia so sehr im Dunkeln, daß sie nicht im Stande gewesen waren, zu erfahren, ob er, als ihr Buch erschien, noch lebte oder nicht. Damals lebte er allerdings noch, jetzt aber ist er todt. Er ist todt, dieser merkwürdige Francia, dies läßt sich nicht bezweifeln; haben nicht wir und unsere Leser Bruchstücken aus seiner Lei-

Kenntnis vernommen! Er starb am 20. September 1840, wie der ehrwürdige Perez uns mittheilt; das Volk sammelte sich mit großer Theilnahme, ja, wie Perez behauptet, mit Thränen um sein Gouvernementshaus. Drei Excellenzen waren seine Nachfolger, als ein „Directorat“, eine „Junta Subnativa“, oder wie sie sonst heißen mochte, vor welcher dieser hochwürdige Perez predigt. Gott erhalte sie viele Jahre!

Mirabeau*).

(1837.)

Ein Sprichwort sagt: „Das Haus, welches im Bau begriffen ist, steht nicht wie das Haus, welches gebaut ist.“ Umgeben von Geröll und Mörtelhaufen, Rüststangen, Handlangern und Staubwolken enthüllen sich während des gemeinen Tumults des Dinges, welches zeither ist, selbst dem schärfsten Beobachter nur einige rohe Anfänge des Dinges, welches sein wird.

Wie wahr ist dies in Bezug auf alle Werke und Thatfachen in unserer Welt, mögen sie einen Namen haben, welchen sie wollen; wie wahr ist es ganz besonders in Bezug auf die höchste Thatfache und das höchste Werk, welches unsere Welt kennt, — das Leben eines sogenannten originellen Menschen.

Ein solcher Mensch ist, so zu sagen, nicht über den allgemeinen Reissen geschlagen; sein Entwicklungsgang läßt sich nicht einmal annähernd prophezeien, obgleich solche Menschen eben wegen der Neuheit und Seltsamkeit ihrer Erscheinung mehr als alle anderen zum Prophezeien anreizen.

Ein Mensch dieser Art entwickelt sich, während er auf Erden lebt, aus nichts zu etwas, allerdings unter sehr complicirten Verhältnissen und Umständen. Er zieht in fortwährender Reihenfolge und Abwechselung die Materialien seines Baues, ja sogar den Plan dazu aus dem ganzen Reiche des Zufalles, ja, so zu sagen, aus dem ganzen Reiche des freien Willens an sich — er baut sein Leben auf diese Weise zusammen und es ist, während

*) Mémoires biographiques, littéraires et politiques, de Mirabeau; écrits par lui-même, par son Père, son Oncle et son Fils Adoptif. 8 vols. 8vo. Paris, 1834—1836.

er dies thut, ein Räthsel und ein Problem, nicht bloß für Andere, sondern auch für ihn selbst.

Daher hört man solche Kritiken von den Umstehenden, laute Unkenntniß, laute Verkenennung! Es ist fast wie das Oeffnen des Kästchens jenes Fischers in dem arabischen Märchen — dieses Beginnen und Emporwachsen eines Lebens. Unbestimmter Rauch wallt dahin, dorthin, einige Züge eines Genius blicken hindurch, aber über ihre endliche Gestalt vermag sich weder ein Fischer noch sonst Jemand ein Urtheil zu bilden. Und dennoch urtheilen die Menschen, wie wir eben sagten und fällen im Voraus ihr Urtheil, man kann sich denken, mit welcher Richtigkeit.

„Man sehe das Publikum in einem Theater,“ sagt ein Schriftsteller; „das Leben eines Menschen ist hier in eine Dauer von fünf Stunden zusammengebrängt; es wird auf einer offenen Bühne bei angezündeten Lampen gespielt und mit Allem, was die passendsten Worte und der Kunstgenius thun können, um den Sinn klar zu machen; und dennoch höre man, wenn der Vorhang fällt, was das kritische Publikum dazu sagt!“

Nun aber nehme man an, daß das Drama einen Zeitraum von sechzig Jahren einnimmt und nicht mit Streben nach Klarheit, sondern eher mit Streben nach Geheimlichkeit und oft in dem tiefsten, unentwirrbaren Dunkel aufgeführt wird, während die Welt oder das kritische Publikum, anderwärts beschäftigt, bald einen Augenblick hier, bald einen Augenblick dort die Augen auf den Vorgang wirft!

Wehe ihm, antworten wir, der keinen Appellhof gegen das Urtheil der Welt hat. Er ist ein verlorener Mann und wird, nachdem er für überführt erachtet worden, zu harten Strafen verurtheilt oder er erkaufte sich seine Freisprechung nur allzuwahrscheinlich durch eine noch härtere Buße, nämlich die, ein trivialer, oberflächlicher Ausposauner seines eigenen Lobes und ein theilweiser oder totaler Charlatan zu sein, was die härteste Buße von allen ist.

Aber nehmen wir weiter an, daß der Mensch, wie wir sagten, ein origineller Mensch ist, daß sein Lebensdrama nicht allein nach den drei Einheiten bemessen werden würde und könnte, sondern zum Theil auch nach einer eigenen Regel; ferner daß die Vorgänge, bei welchen er theilhaftig gewesen, großartig und weitererschütternd sind, daß es von allen seinen Richtern hier nicht einen giebt, der nicht Grund hätte, ihn entweder über die Gebühr zu

lieben oder über die Gebühr zu hassen! Ach, ist es leider nicht gerade dieser Fall, wo die ganze Welt am raschesten urtheilt und die ganze Welt am leichtesten falsch urtheilt, weil das natürliche Dunkel durch zufällige Schwierigkeiten und Verkehrtigkeiten so doppelt und dreifach verfinstert wird. Es ist daher bis zu einem gewissen Grade ganz richtig und gegründet, wenn man gesagt hat: Um einen originellen Zeitgenossen zu beurtheilen, muß man größtentheils das Urtheil der Welt über ihn umkehren, denn die Welt hat nicht bloß in dieser Sache Unrecht, sondern kann überhaupt in keiner solchen Sache Recht haben.

Ein Trost hierbei ist, daß die Welt sich immer mehr und mehr in solchen Dingen auf den rechten Weg hin arbeitet, daß eine fortwährende Prüfung und Berichtigung des ersten Urtheils der Welt darüber unvermeidlich vor sich geht. Denn im Grunde genommen liebt die Welt ihre originellen Menschen und kann sie in keiner Weise vergessen, wenigstens erst nach langer Zeit, zuweilen erst nach Tausenden von Jahren.

Was wollte sie auch überhaupt in der Erinnerung aufbewahren, wenn sie diese vergessen wollte? Der Reichtum der Welt besteht eben in ihren originellen Menschen. Durch diese und deren Werke ist sie eben eine Welt und nicht eine Wüste. Die Erinnerung und Geschichte der Menschen, die sie trug — dies ist die Summe ihrer Kraft, ihr geheiligtes Eigenthum für immer, wodurch sie sich aufrecht erhält und so gut es gehen mag, durch die noch unentdeckte Tiefe der Zeit vorwärts steuert.

Alle Kenntniß, alle Kunst, jeder schöne oder kostbare Besiß des Daseins ist, wenn es um und um kommt, dies, oder steht damit in Verbindung. Ist nicht die Wissenschaft selbst in einer ihrer interessantesten Gestalten hauptsächlich Biographie; ist sie nicht die Geschichte des Werkes, welches ein origineller, von uns noch genannter oder auch nicht mehr genannter Mensch mit dem Segen des Himmels vollbrachte? Sphäre und Cylinder sind das Monument und die abbrevirte Geschichte des Menschen Archimedes, die wahrscheinlich nicht eher vergessen wird, als bis die Welt selbst verschwindet. Von Dichtern und was sie gethan haben und wie die Welt sie liebt, wollen wir in diesen, in Bezug auf die Kunst sehr eigenthümlichen Tagen nichts oder ganz wenig sagen. Der größte Moderne der poetischen Kunst hat schon gesagt: Ja, wenn Du willst, wer anders als der Dichter hat uns zuerst Götter geformt, sie zu uns herabgebracht, uns zu ihnen hinaufgehoben?

Eine andere Bemerkung, die einer tiefern Region angehört, aber ebenfalls unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient, rührt von Jean Paul her, nämlich daß in in der Kunst eben so wie im Handeln oder was wir Moral nennen, ehe ein Aristoteles mit seinen kritischen Regeln auftreten kann, ein Homer oder viele Homers mit ihren heroischen Leistungen vorgegangen sein müssen. Mit schlichteren Worten — der originelle Mensch ist der wahre Schöpfer (oder Offenbarer, wenn man ihn so nennen will) auch der Moral. Von seinem Beispiele werden Vorschriften genug hergeleitet und in Büchern und Systemen niedergegeschrieben. Er ist eigentlich die Sache; Alles, was hinterher folgt, ist bloß Geschwätz über die Sache, eine bessere oder schlechtere Auslegung derselben, eine mehr oder weniger ermunternde und wirkungslose logische Abhandlung darüber.

Es ist dies eine Bemerkung Jean Paul's, welche, wenn man sie wohl überlegt, eine der inhaltschwersten zu sein scheint, welche in der letzten Zeit über diesen Gegenstand geschrieben worden. Wenn Jemand den Ehrgeiz hätte, ein neues Moralsystem zu bauen, — was in der jetzigen Zeit freilich kein verheißungsvolles Unternehmen wäre — so giebt es keine und bekannte Bemerkung, welche besser als ein Hauptstein dienen könnte, um auf denselben zu gründen und zu bauen, hoch genug ohne Zweifel, — hoch zum Beispiel wie das christliche Evangelium selbst und zu welchen andern Höhen das Schicksal des Menschen ihn noch tragen möge.

Die beiden mosaischen Gesetzbücher waren von einfachem, beschränktem Geiste; es war ihnen keine Logik beigegeben. Wir dagegen in unserer Zeit sind reichlich mit Logik versehen — wir haben Moralsysteme, Professoren der Moralphilosophie und eine Masse Theorien, die für diejenigen, welche Gefallen daran finden, sehr nützlich sind. Ist es aber dem beobachtenden Auge nicht immer noch klar, daß die Regel des Menschenlebens nicht auf Logik beruht; daß vielmehr, wie von jeher, Daß, was der Mensch thut, nicht Daß ist, was er sich zu thun aufgefodert fühlt, von welcher Aufforderung der Grund wiederum oft von der Logik nicht nachgewiesen werden kann und der Hauptsache nach einfach darin liegt, daß er schon anderwärts und besser dementstritt worden, nämlich durch Experiment, oder mit andern Worten, daß ein experimentirter — oder, wie wir es nennen, origineller — Mensch schon so etwas gethan und wir gesehen haben, daß es gut und vernünftig war, so daß wir es nun ein- für allemal dafür erkennen? — Daß genug hiervon.

Es müßte ganz gewiß ein sehr sanguinisches Individuum sein, welches in der französischen Revolution neue Regeln für menschliches Handeln und Schöpfer oder Rußer der Moralität suchte. Ein größeres Werk, hat man oft gesagt, ist der Weltgeschichte niemals durch so kleine Menschen ausgeführt worden. Fünfundzwanzig Millionen — sagen diese strengen Kritiker — werden aus allen ihren alten Gewohnheiten, Arrangements, Gelehrten und Garnituren in die neue vollständig leere Arena und Laufbahn des Sanduolettismus geschleudert, um hier zu zeigen, welche Originalität in ihnen ist. Sansfrazonaden und Geberden, Freigiebigkeit, Gährung und heroische Verzweiflung zeigen sie allerdings in Hülle und Fülle, aber von dem, was man Originalität, Erfindung, natürlichen Stoff oder Charakter nennen kann, erstaunlich wenig. Ihre heroische Verzweiflung, mochte nun ihre Beschaffenheit sein, welche sie wollte, wollen wir als ein neues Document, oder man nenne es lieber eine Erneuerung jenes ursprünglichen, unverfälschten Documentes und Freibriefs, der Mannheit des Menschen, achten und selbst verehren.

Uebrigens aber gab es Jödetationen; es gab Verbrüderungsaffekte, die „Statue der Natur ließ Wasser aus ihren beiden mammelles strömen“ und die erhabenen Deputirten tranken alle aus derselben eisernen Schale; Gewichte und Maße wurden verändert; die Monate des Jahres wurden Pluviose, Thermidor, Messidor, — bis Napoleon sagte: „Il faudra se débarrasser de ce Messidor, man muß diesen Reißter aus dem Wege schaffen“ — auch Matame Romero und Andere fuhren stolz und getrieblig als Göttingen der Vernunft einher; und dann, nachdem die schönste größtm Theile guillotiniert worden, hielt Rahomet Robespierre mit dem Blumenstrauch in der Hand und in neuen schwarzen Hosen vor dem Alerien den unbeschlossenen aller prophetischen Vorträge über das Etre Supême und suchte eine Masse Pappdeckelstam in Brand; — alles dies und eine unermessliche Anzahl noch anderer solcher Dinge erlitten und vollführten die fünfundzwanzig Millionen; aber — abgesehen von ihrer heroischen Verzweiflung, die zum Beispiel neben der der alten Helländer auch kein Wunter war — dies und dem Ähnliches war beinahe Alles.

Die Arena des Sanduolettismus war die originellste Arena, die dem Menschen seit über tausend Jahren eröffnet worden und dennoch waren die Menschen, die sich darin bewegten, ganz unerwartet gewöhnlich. Der brave Borrier, der mitten in diesem russischen Chaos der Schredenverzerrung

Langsam am gebrochenen Herzen starb und immer noch fest an der Sache hielt, die er, obgleich jetzt blutig und schrecklich, hoch und heilig glaubte und für welche er Alles geopfert, Vaterland, Familie, Habe, Freunde und Leben — Horstler, sagen wir, vergleicht die Revolution allerdings mit einer „Explosion und neuen Schöpfung der Welt“, die in derselben handelten, ihn umsummenden Variationen aber mit einer „Handvoll Müden.“

Und dennoch, kann man hinzufügen, war diese selbe Explosion einer Welt ihr Werk, das Werk dieser — Müden? Die Wahrheit ist, daß weder Horstler noch irgend Jemand eine französische Revolution leben kann. Es ist, als wollte man den Ocean leben. Der arme Charles Lamb beklagte sich, daß er nicht den unendlichen Ocean überhaupt, sondern bloß einen unberechenbaren Theil davon von dem Deck des Marktschiffes leben könne.

Indessen muß man zugeben — behaupten jene strengen Kritiker weiter — daß Beispiele von gleichsam tollgewordener Irrealität in der französischen Revolution in beklagenswerther Menge und Größe vorkommen. Man betrachte Maximilian Robespierre, der während beinahe zwei Jahren so zu sagen Autokrat von Frankreich war. Eine arme megarane (verdächtig), schwarzgallige Formel von einem Menschen, ohne Kopf, ohne Herz oder irgend eine außerordentliche Begabung oder auch nur ein außerordentliches Talent, wenn man nicht Eitelkeit, Verschlagenheit, krankhafte, framystraste Bewegung — die von einigen fälschlich für Kraft gehalten wird — talur gelten lassen will, mit einem Worte, ein höchst erbärmliches, megaranes Individuum mit einer Brille auf der Nase, von der Natur höchstens zu einem Methodistenpretiger der strengsten Klasse bestimmt — das war der Mann, der, ein Spiel der Egoie, sich emporgerührt sah, um la premiere nation de l'univers zu commandiren, während Alle ihm ein lautes Vivat zuriefen — ein der klüglichen, tragischen, megaranen Objecte, die jemals in tragend einem Lande zu ihrem eignen schnellen Untergange und zur langen Verwundung der Welt emporgerührt werden!

Es' folgern diese strengen Kritiker der französischen Revolution, mit welchen wir uns hier in keinen Streit einlassen, sondern bloß, woraus es hier mehr ankommt, bemerken wollen, daß die französische Revolution wirklich originelle Menschen an's Licht treten ließ — unter den fünfundzwanzig Millionen wenigstens eine oder zwei Einheiten. Einige rechnen bei dem gegenwärtigen Stadium der Sache schon drei: Napoleon, Danton, Mira-

beau. Ob noch mehrere an's Licht kommen werden oder von welcher Art sie sind, wenn die Berechnung vollständig liquitirt ist, das kann man nicht sagen. Mittlerweile möge die Welt dankbar für diese Treue sein, wie sie es in der That auch ist, denn sie liebt originelle Menschen ohne Zahl, wären sie auch noch so tadelnswerth, denn sie weiß wohl, wie selten sie sind.

Hür und ist es demgemäß interessant, zu beobachten, wie auch an diesen Treien, so zweifelhaft und tadelnswerth sie auch übrigens sind, der alte Proceß sich wiederholt und wie auch diese in ihrer wahren Gestalt erkannt werden. Eine zweite Generation, die bis zu einem gewissen Grade frei ist von den gespenstischen Täuschungen der hysterischen Ophthalmie und dem natürlichen panischen Delirium der ersten zeitgenössischen, kommt allmählig, um zu erkennen und zu bemessen, was ihre Vorgängerin nur schwächen und vermuthen konnte, denn, wie unser Sprichwort sagt, der Staub sinkt, die Schutthaufen verschwinden und das gebaute Haus, so wie es ist und sein sollte, steht sichtbar da.

Von Napoleon Bonaparte kann man bei so vielen Bulletins und vieler Selbstproclamation durch Artillerie und Schlachtendonner, laut genug, um auch das taubste Gehirn in dem fernsten Winkel dieser Erde zu erschüttern, bei den vielen Biographien, Geschichten und historischen Argumenten für und wider sagen, daß er sich nun recht wohl allein behelfen kann und daß seine wahre Gestalt auf dem besten Wege ist, ermittelt zu werden. Ohne Zweifel wird man eines Tages finden, welche Bedeutsamkeit in ihm lag, wie — wir citiren hier eine Stelle aus einem amerikanischen Buche — „der Mann ein göttlicher Geantler war, obgleich er es selbst nicht wußte und durch Feuerklünke die große Lehre predigte: La carrière ouverte aux talens, die Werkzeuge Dem, der sie zu führen versteht — eine Lehre, die unser letztes politisches Evangelium ist, in welchem allein die Freiheit liegen kann. Wahnsinnig genug predigte er allerdings, wie Enthusiasten und erste Missionarien zu thun pflegen, mit unvollkommener Aussprache und vielem hochtrabenden, leeren Geschwätz, aber dennoch vielleicht so deutlich als die Sache es erlaube. Oder man nenne ihn, wenn man will, einen amerikanischen Hinterwälder, der undurchdringliche Wälder zu fällen und mit unzähligen Wölfen zu kämpfen hatte und sich dabei von harten geistigen Geräuschen, Greifen und sogar Diebstahl nicht ganz frei erhielt; dem aber nichtsdestoweniger der friedliche Säemann folgt und während er die unermessliche Ernte schneidet, seinen Namen segnet.“ — Von dem „eingeschnittenen Mo-

loch“, welches einst der beliebte Ausdruck war, bis zu dieser ruhigen Verflon ist schon ein bedeutender Fortschritt.

Noch interessanter ist es und fast nicht ohne einen Anflug von Bathos, zu sehen, wie der rauhe Terraes Filius Danton gleichfalls aus dem blutigen Dunkel und dem Schatten gräßlicher Grausamkeit in ruhiges Licht emporzufliegen beginnt und allmählig nicht ausschließlic ein Menschenfreund, sondern wenigstens theilweise ein Mensch zu sein scheint. Im Ganzen genommen fühlt die Erde, daß es schon etwas ist, einen „Sohn der Erde“ zu haben, irgend eine Wirklichkeit, lieber als eine Heuchelei und Formel!

Mit einem Manne, der ehrlich mit sich selbst zu Werke geht und in irgend einem Sinne mit ganzer Seele spricht und handelt, ist leicht etwas anzufangen. Der Satan selbst war nach Dante ein lobenswerther Gegenstand im Vergleich mit jenen juste milieu-Engeln — in unsern Zeiten so überaus zahlreich, — die weder treu noch rebellisch waren, sondern nur an ihr eigenes kleines Ich dachten — Zufüger, gemäßigte, plausible Menschen, die in der Hölle Dante's zu der entsetzlichen Strafe verurtheilt sind, daß sie nicht die Hoffnung haben, zu sterben (*non han speranza di morte*); sondern in ein starrtes Tod-Leben, in Schlamm und von Fliegen gereinigt versinken, fortwährend schlummern und dulden müssen, — „Gott eben so verhasst als den Feinden Gottes“ —

Non ragionam di lor, ma guarda e passa!

Wenn Bonaparte, der „bewaffnete Soldat der Demokratie“ und unbeflegbar war, während er dieser Aufgabe treu blieb, so müssen wir diesen Danton das Entant perdu und den nicht angeworbenen Empörer und Titanen der Demokratie nennen, der noch keine Soldaten oder Disziplin haben konnte, sondern ihrer Natur zufolge gefesselt war. Ein Irdischgeborener, sagen wir, aber rechtschaffen von der Erde geboren! In den Memoiren Garat's und andermwärts sieht man, daß diese Feueraugen von innigem Einblick strahlen und sich mit Thränen füllen, die breiten rohen Züge verrathen menschliche Sympathien, die Brust des Antäus hart auch ein Herz. „Es ist nicht die Lärmkanone, die Ihr hört,“ ruft er den Grischrodenen zu, „als die Preußen schon in Vertun standen; es ist der pas de charge gegen unsere Feinde! De l'audace, et encore de l'audace, et toujours de l'audace, Muth und abetmals Muth und nichts als Muth!“ — Es bleibt weiter nichts übrig.

Armer „Mirabeau der Sandensletten“, welch eine Mißion! Und es

konnte nicht anders als geschehen und es geschah! Und ist dennoch nicht, wenn man es wohl überlegt, mehr Tugend in diesem Gefühle selbst, sobald es nur einmal innig dem wilden Herzen entquillt, als in dem ganzen langen Leben makelloser Pharisäer und Meißestabilitäten, die ihr Augenmerk fortwährend auf den „guten Ruf“ gerichtet halten, so wie auf den Buchstaben des Gesetzes: „Que mon nom soit béni, möge mein Name gebrandmarkt werden; wenn nur die Sache reichlich ist und den Sieg erringt!“

Nach und nach wird, wie wir voraussagen, der Freund der Humanität eine gewisse Geschichte in der *im Tanton* finden. Ein aus dem Hohen gehauener Riese von einem Menschen, nicht ganz und gar Menschenfresser, dessen „Methenguten“ eben so wie sein Handeln alle gigantisch sind; dessen „Stimme von den Dornen widerhallt“ und der Braunschwartz in sehr erdärmlichem Zustande über die Grenze hegt. Sein gänzliches Freisein von heuchlerischen Floskeln ist schon viel; selbst in seinen Besessungen und anderen Geldlünken liegt eine gewisse Freimüthigkeit und ungenirte Größe. Aufrichtigkeit, eine große raube Aufrichtigkeit der Einsicht und des Zweckes wohnt in dem Manne, welche Eigenschaft die Wurzel aller anderen ist — ein Mann, der Vieles durchschauen konnte und nur vor sehr wenigen Dingen zurückschrak, der ungesund in dem zweifelhaftesten Elemente markierte und sich weiterkämpfte und nun die Strafe trägt, in einem „gebrandmarkten“ Namen, der aber, wie wir sagen, sich allmählig und sichtbar klärt und reinigt. Ist aber dieser Name einmal wieder gereinigt, warum sollte dann nicht auch er Bedeutsamkeit für die Menschen haben?

Die wildromantische Geschichte ist eine Tragödie, wie alle menschlichen Geschichten sind. Nahe, rüstige Dantons spalten noch bis zur gegenwärtigen Stunde in Arcis für Aube als einfache rüstige Landwirthe die Scholle und schneiden friedliche Ernten; und dagegen dieser Danton! Es ist eine ungerimte Tragödie, sehr blutig und ruhig — nach Art der älteren Dramatiker — aber doch erfüllt von tragischen Elementen und nicht ohne Anspruch auf natürliches Mitleid und Barmherzigkeit. In ruhigen Zeiten, vielleicht aus weiter Ferne, kann der glücklichere Zuschauer über das Dunkel der Jahrhundert hundert ihm die Hand entgegenstrecken und sagen: „unglücklicher Bruder, wie Du kämpfst mit wilder Löwenkraft und doch nicht mit genug Kraft, und hoch flammst und niedergetreten wirst von Sünde und Gicht. — siehe, auch Du warst ein Mensch!“

Man sagt, es liege in diesem Augenblick eine fertige, geschriebene Bio-

graphie Danton's in Paris, aber der Herausgeber wolle erst warten, bis die „Macht der öffentlichen Meinung“ sich ein wenig gelegt habe. Er möge aber ja so schnell als möglich sein Werk veröffentlichen und sagen, was er weiß, wenn er wirklich etwas weiß. Die Lebensgeschichte merkwürdiger Menschen ist stets werth, daß man sie verstehe, anstatt mißverstehe und die öffentliche Meinung muß sich positiv so gut als möglich anbequemen.

Der Interessanteste und Begabteste dieses zweifelhaften Triumphtzugs aber ist ohne Zweifel nicht der Mirabeau der Soudolotten, sondern der eigentliche Mirabeau selbst, ein Mann von viel edlerer Natur, als einer der beiden andern, ein Genius von gleicher Stärke, wollen wir sagen, wie Napoleon, aber ein weit humanerer, fast ein poetischer Genius. Mit umfassenderen Sympathien des eigenen Gemüthes begabt, appellirt er auch in weit überzeugenderer Weise an die Sympathien der Menschen.

Auch in Bezug auf ihn ist es interessant, den allmäligen Uebergang aus der Dämmerung der Verleumdung, verkehrten Darstellung und verworrenen Finsterniß in Sichtbarkeit und Licht zu beobachten und wie die Welt ihre fortwährende Bistegier hinsichtlich seiner an den Tag legt und wie, so wie Buch nach Buch mit neuen Beweisen erscheint, die Sache wieder aufgenommen und das frühere Urtheil darüber revidirt und immer wieder von Neuem revidirt wird — wodurch zuletzt, wie wir hoffen können, das Rechte, oder doch annähernd Rechte, gefunden und damit die Frage entschieden werden wird.

Denn dieser Mirabeau ist auch ein Mensch, dessen Gedächtniß die Welt noch lange Zeit nicht sterben lassen wird — ganz im Gegensatz zu so manchem hohen Gedächtniß, welches schon lange, lange todt und tief begraben liegt! Während seines Lebens und selbst in dem letzten hellstrahlenden Theile desselben schrieb dieser Mirabeau mit einem gewissen Gefühl scharfer Ehrfurcht an unsern Mr. Milberforce, bekam aber, so viel wir finden können, keine Antwort. Pitt war Premierminister, und dann Fox, dann wieder Pitt und dann Fox in lieblicher Abwechselung, und das Geräusch, welches diese beiden machten, erfüllte in den Klubzimmern, bei Zwedessen, an Wahlstranken und in Leisartikeln wiederhallend, die ganze Erde und es schien, als ob diese beiden — obgleich man nicht unterschritten konnte, wer dieser

oder jener wäre, der Ormuzd und Ahriman der politischen Natur gewesen seien; — und wie steht es jetzt!

Ein solcher Unterschied — wir wiederholen dies noch einmal — besteht zwischen einem originellen Menschen, sei es von auch noch so zweifelhafter Art, und der gewandtesten, schlauest ausgeflossenen Parlamentsmühle. Der Unterschied ist groß und einer von denen, in Bezug worauf die Zukunft den grellsten Contrast zur Gegenwart bildet. Nichts kann wichtiger sein, als die Mühle, so lange sie geht und mahlt, wichtig vor allen Dingen für Die, welche im Begriff sind, ihr Korn aufzuschütten. Ist aber das Mahlen einmal beendet, wie kann dann das Andenken daran noch fortdauern? Sie hat ja jetzt für Niemanden eine Bedeutung mehr, nicht einmal für Den, welcher gemahlt hat. Ist dieser Tumult einmal vorüber, so ist die ganz natürliche Folge, daß das Andenken an den originellen Menschen und an die kleine Offenbarung, die er als Sohn der Natur und als Mitmensch gewähren kann, für uns wieder in den Vordergrund tritt, denn seine denkwürdigen Worte, das, was er gethan und gelitten, sogar die Laster und Verbrechen, in die er verfiel, sind eine Art Speise, auf welche alle Menschen ihr Recht geltend machen.

In Bezug auf Peuchet, Chauffard, Gaisscourt, so wie überhaupt alle früheren Biographen Mirabeau's läßt sich hier wenig weiter sagen, als daß sie von Irrthümern wimmeln und der gegenwärtige letzte Fils adoptif wird mit dem Aufsuchen dieser Fehler gar nicht fertig. Nicht als Memorialen Mirabeau's, sondern als Memorialen über das Verhältniß der Welt zu ihm, über die Behandlung, welche die Welt ihm zu Theil werden ließ, können sie noch einige Zeit eine wahrnehmbare Bedeutung haben. Von dem armen Peuchet (er war einst im *Moniteur* bekannt) und andern dergleichen Arbeitern im Weinberge kann man mit Recht so viel verlangen, aber nicht mehr.

Ottienne Dumont's *Souvenirs sur Mirabeau* scheinen auf den ersten Anblick vielleicht nicht ein Fortschritt zur wahren Erkenntniß, sondern eher eine Bewegung nach der andern Richtung hin zu sein und doch waren sie wirklich ein Fortschritt. Erstens ward das Buch von allen Journalen und periodischen Zeitschriften Europa's in allen Sprachen laut begrüßt, wodurch wenigstens die Aufmerksamkeit der Menschen wieder auf den Gegenstand gelenkt ward, so daß trotz aller alten oder neuerfundenen Täuschungen ein Wachsthum der Einsicht unvermeidlich war. Uebrigens that auch das Buch

selbst etwas. Zahlreiche Specialitäten über den großen Franzosen wie die Augen des kleinen Genfers sie aufgefasset hatten, wurden hier mitgetheilt und konnten mit gebührender Rücksichtnahme entziffert werden. Dumont ist ein Freund der Wahrheit und innerhalb seiner eigenen Grenze besitzt er sogar eine gewisse Freiheit und eine malerische ungezwungene Klarheit.

Allerdings gehört die Grille, den großen Mirabeau als einen Gegenstand zu betrachten, der hauptsächlich durch ihn (Dumont und seines Gleichen) in Bewegung gesetzt ward, zu den wunderbaren, die in der Vindikologie vorgekommen sind. Ja, noch wunderbarer war es, wie die Recensenten fast allgemein und während man von einigen etwas Besseres erwarten konnte, auf die Sache einzugehen und sie verschlimmern halfen. Es schien demgemäss von allen Seiten ausgemacht zu sein, daß hier abermals ein Prätext eines Schieds: entleidet und der Große — zu unserm Trost — eben so klein gemacht werden, wie wir übrigen Menschen; daß in der That bildlich gesprochen, dieser enorme Mirabeau, dessen Schall durch alle Lande ging, weiter nichts war als eine ungeheure blankgeputzte Trompete, in welche ein gewandter kleiner Dumont hineinsah und dadurch den Lärm hervorbrachte.

Manche Menschen und Recensenten haben seltsame Theorien vom Menschen. Möge doch irgend ein Sohn Adam's, der leichteste von allen jetzt lebenden, sich ehrlich bemühen, in seinem Kopfe eine Griftenz dieser Art auszukenken und dann sagen, wie wahrscheinlich sie aussieht. Ein wirklich nach einem solchen Trompeten- oder Posthorn-Prinzip geführtes Leben und Handeln — wir sagen nicht das Leben und Handeln eines Staatsmannes und Weltlenkers, sondern des ärmsten Handelsmannes und Finkfadenversäufers — wär' eins der größten Wunder, von welchen bis jetzt die Geschichte erzählt. O Dumont! War, als der alte Sir Christopher den letzten Stein in die Kuppel der St. Paulskirche einsetzte, er es selbst, der den Stein hinaustrug? Nein, es war ein gewisser Mann mit hartem Rücken, der, in beneidete oder unbeneidete Vergessenheit versunken, niemals erwähnt ward; wahrscheinlich war es ein Bürger der Schwesterinsel.

Hierbei müssen wir jedoch ausdrücklich hinzufügen, daß Dumont hier weniger zu tadeln war als seine Recensenten. Der gute Dumont erzählt genau, welche sinnreiche Tagelöhner- und Handlangerarbeit er für seinen Mirabeau verrichtete, giebt dabei so manche Anekdoten zum besten, welche die Welt freudig aufnimmt, beschönigt nichts, hoffen wir, und übertreibt auch nichts. Dieß ist es, was er that und was zu thun er unbestritten das Recht

und den Verus hatte. Und was kommt darauf an, wenn ihm dabei nicht einfiel, daß er im Grunde genommen doch nichts weiter war als ein Dumont, ja, daß die Gabe, die dieser Mirabeau hatte, so respectable Dumonts, Sautlanger und sogar geschickte Kunstlarbeiter für sich machen zu lassen, sie durch den Blick seines Auges zu beherrschen und sie zu bewegen, daß sie für ihn mit heiterem Muthe apportirten und ihm mit einer Art Ritterlichkeit und Willigkeit als loyale Unterthanen dienten, — daß diese Gabe eben die königliche Eigenschaft des Mannes war und ihn an und für sich schon zu einem Anführer unter den Menschen stempelte!

Deshalb möge Niemand den guten Dumont tadeln, wie Einige nur allzuhart gethan haben; sein Irrthum ist ein sehr verzeihlicher, sein Werth dagegen für uns unbestreitbar. Andererseits möge man die öffentlichen Lehrmeister und periodischen Individuen tadeln, welche diesen Schluß und diese Lebenstheorie ihm ablockten und sie auf diese laute Weise ausschrien; oder vielmehr, im Grunde genommen, man tadelte sie nicht, sondern verzeihe ihnen und trete auf die andere Seite. Solche Dinge sind einmal eine bestimmte Prüfung der öffentlichen Geduld, welcher vielleicht ein wenig Zucht sehr heilsam ist und thun selten oder vielmehr niemals dauernden Schaden.

Nicht auf Dumont's Reminiscences folgte die Biographie von Lucas Montigni, dem Adoptivsohn, der erste Band im Jahre 1834, die übrigen in kurzen Zwischenräumen und liegt nun in acht beträchtlichen Bänden vor uns, hinsichtlich deren wir uns hier auszusprechen haben; — es thut uns leid, daß dies in abfälliger Weise geschehen muß.

Es ist in der That keinem Menschen möglich, über dieses Werk bloß Gutes zu sagen. Daß Lucas Montigni als Adoptivsohn sich so emischlossen dazu hergegeben hat, seinen Helden weiß zu waschen und ihn sogar da, wo die natürliche Farbe schwarz war, zu übertünchen, dies gereicht ihm nicht zum Tadel, sondern vielleicht eher zum Lobe. Wenn der Adoptivsohn eines Menschen nicht das beste Buch über ihn schreibt, welches er schreiben kann, wer soll es dann thun? Der schlimme Umstand aber ist, daß Lucas Montigni gar kein Buch geschrieben, sondern bloß die Materialien zu einem Buche ausgezeichnet und zusammengeworfen hat, welches Buch erst noch geschrieben werden muß.

Im Ganzen genommen wundern wir uns über Montigni. Wahrscheinlich weiß der Leser bereits, was alle Welt sich zusüßert, daß, als Mirabeau im Jahre 1783 dieses im damals legervergangenen Jahre geborene

Kind adoptirte, er die drängendste von allen nur denkbaren Verpflichtungen hatte, es zu adoptiren, weil er es durch seinen eigenen — nicht notariellen — Act vorgeladen, in dieser Welt zu erscheinen. Und nun erwäge man, was Shakespeare's Edmund, was der Dichter Savage und dergleichen Leute geprahlt haben, so wie auch, daß die Mirabeaus seit undenklichen Zeiten — gleich einer gewissen, und bekannten britischen Familie — wohl „manchen Vagabunden, aber nicht einen einzigen Dummkopf“ gezeugt hatten. Wir können jener Behauptung, welche alle Welt sich zuflüßert, kaum Glauben beimessen, oder wenn wir ihr Glauben beimessen, so werden wir dadurch auf allerhand Betrachtungen über den Ruin der Familien geführt. Das Haarlemer Meer ist nicht leichter als der Genius dieses Montigny. Es fehlt ihm sogar das Talent, welches sonst allen Franzosen angeboren zu sein scheint, das Talent, die Kenntniß, die er besitzt, in der verständlichsten Form darzubieten. Dabei ist er übrigens ein ganz solider Mann, ohne Zweifel ein ganz achtungswerther Mann, den wir mit dem größten Vergnügen loben würden, wenn wir nur könnten. Möge er in einer Privatstellung glücklich sein und niemals mehr schreiben, — ausgenommen für die Bureaux de Préfecture, mit einem hübschen fixen Gehalt, was weit besser ist.

Sein biographisches Werk ist ein ungeheurer Steinbruch oder Hügel Geröll in acht Schichten, in welchen werthvolle Dinge verborgen liegen, die der, welcher sucht, finden wird.

Wir sagen werthvolle Dinge, denn der Adoptivsohn hatte ungehinderten Zutritt zu Familienarchiven und konnte eine Menge Geheimpapiere und Documente benutzen. Lange Jahre hat er mit kindlicher Unermüdsamkeit darin gearbeitet und sich in allen Winkeln der Sache heimisch gemacht. Und wie leicht wäre es für ihn gewesen, und auch darin heimisch zu machen! Aber das thut er nicht. Er bringt vielmehr neue und alte Dinge an's Licht, bald kostbare, werthvolle Aufschlüsse enthaltende Privatdocumente, bald die armseligsten Haufen von Flugdriften und Parlamentsgeschwätz, welches mit so leichter Mühe anderwärts zu haben ist und oft ganz wohl zu entbehren sein würde, wenn es zufällig einmal nicht zu haben sein sollte. Alles dies wirft er so rücksichtslos und verworren und — da er Sprachwagen genug hat — in so unendlicher Menge durcheinander, daß der Leser nicht weiß, was er mit allem diesem anfangen soll. Sogar die Mühe, die er darauf verwendet hat, ist oft verkehrt; das Ganze ist so hart und schwer geworden, daß es der Leser nur im Schweiß seines Angesichts genießen kann!

Oder man kann es auch eine Mine nennen, eine künstlich natürliche Silbermine. Abern des schönsten Silbererzes ziehen sich hier und da durch das Gestein und man muß mit Mühe darnach graben. Man stößt auf eine und verfolgt sie, plötzlich aber und gerade während man sich die reichste Ausbeute verspricht, verschwindet sie — wie dies in dergleichen Gruben sehr oft geschieht — in dicken Massen fremdartigen Gesteins, Niemand weiß wohin.

Dies ist allerdings nicht so wie es sein sollte und dennoch konnte es unglücklicherweise nicht anders sein. Ein langes schlechtes Buch ist viel leichter herzustellen, als ein kurzes gutes und ein armer Buchhändler hat keine andere Art und Weise zu messen und zu bezahlen, als nach der Elle. Sogar der Weber kommt und sagt, nicht „Ich habe so und so viel Ellen Stoff gewebt.“ sondern „So und so viel von solchem Stoff.“ Atlas oder Sackleinwand.

Die Absicht des Adoptivsohns war ohne Zweifel gut. Müßen wir uns nicht über den Besitz dieser selben Silberadern freuen und sie in dem begrabenen Mineralzustande oder auch in einem andern Zustande hinhinnehmen, mit Dank, daß sie nun, da sie gedruckt vor uns liegen, unzerstörbar sind? Die Welt sagen wir, möge Montigny dankbar sein und dennoch wissen, wo für sie ihm dankbar ist. In diesen Bänden ist keine Lebensgeschichte Mirabeau's zu finden, wohl aber das reichhaltigste Material zum Schreiben einer Lebensgeschichte. Würden die acht Bände gut geknetet und in einen einzigen Band zusammengeknetschmolzen, so wäre dieser eine Band der wahre und ächte! Ja, es scheint dies ein so nütliches und dabei so leicht ausführbares Unternehmen zu sein, daß es früher oder später ganz gewiß und zu wiederholten Malen und endlich gut ausgeführt werden wird.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hat sich, obgleich er auf die engen Grenzen eines solchen angewiesen ist, vorgenommen, ein wenig zu suchen und zu extrahiren. Er hat in dem Buche, so zu sagen, Bohrerlöcher nach verschiedenen Richtungen hin angestellt, und weiß ziemlich wohl, was darin steckt, obgleich er es nicht immer herauszuholen weiß. Wenn daher nicht allemal die besten Auszüge dargeboten werden, so gebe man nicht Montigny die Schuld. Wir hoffen nichtsdestoweniger eine Skizze von Mirabeau's Geschichte zu liefern, was ihm der Reihe nach in dieser Welt begegnete, und welche Schritte er demzufolge that, und wie er und die Welt zusammenwirkend das Ding schufen, was wir Mirabeau's Leben nennen. Außerordentlich unvollkommen wird diese Skizze allerdings noch sein, aber

hoffentlich viel richtiger und treuer, als die biographischen Lexika und die gewöhnliche Stimme des Gerüchts sie mittheilen. Ob und wie und wo die herrschende Ansicht über Mirabeau zu berichtigen oder zu bestätigen oder in irgend einem wichtigen Punkte zu widerlegen ist, das wird sich hierbei im Laufe unserer Arbeit gleichsam von selbst ergeben. Es ist in der That, wenn man die täglich schriftlich oder mündlich über diesen Mann ausgesprochenen emphatischen Urtheile erwägt, sehr eigenthümlich, welches ägyptische Dunkel noch über die bloßen Thatfachen seiner äußern Geschichte verbreitet ist, deren richtige Erkenntniß, wie man glauben sollte, der Vorläufer irgend eines, wenn auch ganz flüchtigen Urtheils sein müßte.

Auf diese Weise aber werden, wie wir schon zum Oestern hervorgehoben haben, solche Urtheile gewöhnlich gefällt. Es sind unzähligen lauten, unsichere plebiscita, Ausprüche des gemeinen Volkes, aus unzähligen lauten, leeren Ja's und lauten, leeren Nein's zusammengereiht, die eigentlich gar keine Bedeutung, sondern bloß Klang und Gestung haben, denn alle plebiscita bedürfen einer gründlichen Erörterung.

Nun jedoch ans Werk.

Eins der schätzenswerthesten Elemente in diesen acht chaotischen Bänden Montigny's ist die Kenntniß, die er über Mirabeau's Vater, über seine Verwandten und Familie, seiner Gegenwart sowohl als der Vergangenheit angehörnde, mittheilt.

Der Vater war, wie wir bereits wissen, Victor Riquetti, Marquis von Mirabeau, der Menschenfreund genannt und sich selbst so nennend — ein Prälat, welches in unsern jetzigen Zeiten als ein freischweg günstiges Omen betrachtet werden muß. Demgemäß wunderte man sich auch nicht, wenn man hörte, daß dieser Freund der Menschen der Feind fast eines jeden Menschen war, mit dem er zu thun hatte, wobei er an seinem eigenen Heerde begann und an dem äußersten Kreise seiner Bekannten aufhörte, weil er erst jenseits desselben sich veranlaßt fühlte, die Menschen zu lieben. „Der alte Heuchler!“ werden Viele ausrufen, — wir nicht. Ach leider ist es ja viel leichter, die Menschen zu lieben, während sie bloß auf dem Papier oder vollkommen biergarn und schmiegsam in der Phantasie existiren, als Hand und Greif zu lieben, die hungrig und zur ungelegenen Zeit leibhafti dastehen

und mit ihren spitzen Ellbogen, mit ihren Gelüsten, ihrer Reizbarkeit und ihrem dummen Eigenwillen fortwährend gegen einen anrennen und den Weg versperren. Es ist kein Zweifel, daß der alte Marquis Mirabeau es außerordentlich schwer fand, mit seinen Brüdern, den Menschen, auszukommen, und daß er sich deshalb oftmals als ein wunderlicher, launenhafter, aufbrausender alter Kauz erwies. Nichtsdestoweniger giebt es in diesem Punkte viel zu berichtigen und Lucas Montigny hat sich, wenn man ihn sorgfältig folgt, bemüht, es zu thun. Hätte es Lucas nur auch für gut gefunden, diese Privatbriefe, Familiendocumente und dergleichen — denn er sagt, er könne davon mehr als dreißig Bände zusammenbringen — für sich allein drucken zu lassen, ganz einfach in chronologischer Reihenfolge mit kleinen erläuternden Anmerkungen! — So aber muß man suchen und sichten. Zum Glück setzte der alte Marquis selbst in Zeiten der Muße oder erzwungener Muße, deren er viele hatte, gewisse „ungedruckte Memoiren“ über seinen Vater und seine Vorfahren auf, aus welchen der junge Mirabeau ebenfalls in gezwungenen — im Schlosse Is noch weit gezwungenen — Ruhestunden ein einziges Memoir von sehr lesbarer Art zusammenstellte. Bei dem Lichte dieses letzteren wandeln wir, so lange es dauert, mit Bequemlichkeit.

Die Mirabeaus waren ihrem Zunamen nach Miquettis, was eine kleine Versammlung des italienischen Artigbetti ist. Sie stammten aus Florenz, wo sie während eines der Kämpfe zwischen den Guelphen und Ghibellinen, wie sie dort und damals häufig vorkamen, im Jahre 1267 vertrieben worden waren. Stürmische Zeiten damals! Der Chronolog wird hierbei bemerken, daß Dante Alighieri an jenem Morgen, wo die Artigbetti fort mußten und die Leute sagten: „Sie sind fort, diese Schurken!“ Sie sind fort, diese Märtyrer!“ ein kleiner Knabe von etwa zwei Jahren war. Der kleine Knabe hörte mit Verwunderung diese entgegengesetzten Äußerungen. Man lasse den Knaben einen Mann werden und auch er wird seine Heimath meiden müssen und erfahren come è duro calle und was für eine Welt dies ist. Seine Dichternatur wird dadurch allerdings nicht getödtet — denn sie ist unsterblich — wohl aber zu althebräischer Strenge verhärtet und in den Hades und in die Ewigkeit verwiesen, um sich dort eine Heimath zu suchen.

Auf diese Weise überflogen die Artigbetti — ohne Zweifel in grimmigem longobardischem Zorne — die Alpen und wurden transmontane französische Miquettis und erzeugten unter anderen Dingen auch die gegenwärtige Abhandlung.

Es ward schon oben angedeutet, daß diese Niquettis ein angesehenes Geschlecht waren, wie denn überhaupt, wenn wir es recht betrachten, die Vorfahren der meisten angesehenen Leute ebenfalls schon angesehen oder doch bemerkendwerth waren. Die Quelle von Baucuse, welche als Fluß hervorströmt, ist vielleicht schon eine Strecke weit unterirdisch in dieser Eigenschaft geflossen, ehe sie einen Ausweg fand. Ja, vielleicht ist es nicht immer oder nicht oft der an und für sich Größte einer Familienlinie, welcher der Berühmte wird, sondern bloß der vom Glück am meisten Begünstigte. So reich ist hier wie anderwärts die Natur, die mächtige Mutter, und streut von einem einzigen Eichenbaum als Futter für Säue die Früchte, die den ganzen Planeten in einen Eichenwald umpflanzen würden! Denn in der That, wenn nicht eine stumme Kraft in ihr wäre, was sollte dann durch die sprechende und ans Licht stellende aus ihr werden? wenn unter dieser schäumenden Oberfläche von Schwärmern, Brählern und hochtrabenden reichdecorirten Personen, welche sich brüstend umherholziren und fortwährend *Quam parva sapientia regatur* predigen, nicht eine Unterschrift von schweisgarn heroischen Menschen läge, die als Menschen arbeiten, mit männlicher Energie und unbeflegbarer Ausdauer, die nicht einmal sich selbst zuflüstern, wie energisch sie sind?

Die Familie Niquetti war gewissermaßen schon durch die Analogie mit jener britischen definiert, als eine Familie, in der es durchaus keine Dummköpfe gab, die aber ein wenig geneigt war, Vagabunden und Taugenichtse zu productiren. In der Provence saßte sie Wurzel und trug hier vollsaftige Südfrüchte — eine unruhige, stürmische Reihe von Männern, in deren Adern wildes Blut tobte, als ob sie einem düstern Verhängniß geweiht wären — „gleich dem Geschlecht des Atreus,“ pflegte Mirabeau zu sagen — was auch wirklich der Fall war, denn das wilde Blut war schon an und für sich Verhängniß genug. Wie lange diese Niquettis in Florenz und anderwärts gestürmt hatten, weiß die Geschichte nicht; während eines Zeitraums von fünf Jahrhunderten aber waren sie in der Provence niemals ohne einen Mann, der nach Niquetti-Art auf der Erde stand. Es waren Männer mit scharfer Zunge, rasch bereit zum Dreinschlagen, begabt mit Umsicht und Entschlossenheit, keck, verwegen und eigenwillig, die oft die bürgerliche Rennbahn für sie zu eng fanden und gegen die Pfähle anstießen oder Dies und Jenes thaten, worüber die Welt sich in verschiedenen Dialecten tadelnd ausdrückte und es „durchaus nicht in der Ordnung“ fand.

Einer dieser Riquettis kettete in Folge eines Gelübdes, welches er der Sage nach während einer Gefahr zur See gethan, zwei Berge aneinander: „die eiserne Kette ist bei Moustier noch zu sehen; sie erstreckt sich von einem Berge zum andern und in der Mitte befindet sich ein großer Stern mit fünf Strahlen;“ die angebliche Jahrzahl ist 1390. Man denke sich die Schmiede bei dieser Arbeit! Die Stadt Moustier liegt in der Provence in dem Departement der Niederalpen. Ob die Riquetti-Kette noch bis zu dieser Stunde knarrt und sich trägt im Winde hin und her schwingt, mit ihrem Stern von fünf Strahlen in der Mitte, und den Sperlingen einen unsichern Sitz bietet, das wissen wir nicht. Vielleicht ward sie zur Revolutionszeit, wo ein solcher Haß gegen den Adel und ein solcher Hunger nach Eisen entstand, heruntergenommen und in Rissen umgeschmiedet. Der Adophtisobn, der in der Regel so ausführlich ist, hätte hierüber etwas erwähnen sollen, thut es aber nicht.

Daß damals viel Hospitäler gebaut und viel Klöster, von den Karthäusern an bis herab zu den Jesuiten, dotirt wurden, daß fortwährende Wirrnisse und Kämpfe stattfanden, brauchen wir nicht erst zu erwähnen, sondern bloß, daß alles dies unter den Riquettis mit ganz ungewöhnlichem Nachdruck betrieben ward. Wie hätte es jemals einen Streit geben können, bei welchem kein Riquetti theilhaftig gewesen wäre? Sie kämpften viel und saßten dabei ihren Vorthell oder die Entschädigung für früher erlittene Nachtheile ins Auge, wahrscheinlich thaten sie es auch um der Kunst willen.

Später saßen sie in Marseille — damals dem französischen Venedig — festen Fuß als handeltreibende Edelleute und widmeten sich dieser Industrie mit großem Fleiße. Die Familienbiographen vergessen jedoch nicht zu sagen, es sei ganz nach venetianischem Style geschehen, sodaß durchaus nichts Ignobles darin gelegen habe. In diesem Sinne gab auch einer dieser jungen gewandten Riquettis, als ein gewisser Bischof ihn ohne weitere Umstände „Jean de Riquetti, Kaufmann von Marseille“ nannte, die treffende Antwort: „Ich handle hier mit Polizei und Gerechtigkeit.“ — er bekleidete nämlich zugleich das Amt eines ersten Consuls, welches nur an Edelleute verliehen ward — „ebenso wie der Herr Bischof mit Weichwasser handelt.“ Diesen Hieb mußte der hochwürdige Herr ruhig einstecken.

Auf alle Fälle erwiesen sich die jungensfertigen Riquettis auch als Kaufleute ersten Ranges; erwarben ihre bastide, wie man die meisten an den grünen Hügeln hinter Marseille liegenden stattlichen Landhäuser nennt, end-

loie Magazine, Ländereien, Dörfer und Schlösser und endlich auch das Schloß Mirabeau an den Ufern der Durance, das stattliche Schloß Mirabeau auf seinem steilen Felsen, in der Schlucht zweier Thäler, vom Nordwind umbraust.

Ein außerordentlicher Vortheil für die Miquettis war, wie der alte Marquis erzählt, daß sie ein ganz eigenthümliches Talent besaßen, sich diserte, wackere Gattinnen zu wählen, wodurch der Stamm nur um so besser erhalten ward. Eine dieser Großmütter, deren der Marquis sich fast selbst noch erinnert, pflegte in Bezug auf die Ausartung des Zeitalters zu sagen: „Ihr wollt Männer sein? Ihr seid höchstens Männchen (sias hommachomes in provençalischem Dialekt); wir Frauen führten zu unserer Zeit Pistolen im Gürtel und verstanden auch Gebrauch davon zu machen.“ Oder man denke sich wie die Dame Mirabeau stolz auf den Tauffein zusehelt. Eine andere Dame stellt sich vor sie, um ihr den Rang streitig zu machen; Dame Mirabeau aber fertigt sie mit einer Ohrfeige und den Worten ab: „Hier wie bei der Armee kommt die Bagage zuletzt!“

So wuchsen und gebiethen die Miquettis und waren stark und verrichteten Heldenthaten in ihrer engen Arena und warteten auf eine weitere.

Als sie an den Hof kamen und der Kampfplatz in das Oeil de Boeuf verlegt ward, wo ein Grand Monarque von scharlachrothen Weisbildern und Schmeichlern umringt einberwandelte, da ward das Verhalten der Mirabeaus noch complicitir. Die Carriere der Waffen stand ihnen offen, aber dies war nicht die einzige und auch nicht die hauptsächlichste. Auf andere Laufbahnen schienen es goldene Äpfel zu regnen auf dieser größtentheils kleineren Kugeln.

Man bemerke, wie ein Bruno, Graf von Mirabeau sich betrügt — wie ein an eine Equipage gepannutes Rhinoceros, dessen grünniges Horn einen wallenden Hauch von fleurs de lis tragen muß.

Eines Tages hatte er einen blauen Mann — eine Art lästiger Thürhüter in Versailles — bis in das Cabinet des Königs gesagt, welcher hierauf dem Herzog de la Feuillade befohl, Mirabeau in Arrest zu schicken. Mirabeau weigerte sich zu gehorchen; er wollte sich nicht strafen lassen, weil er die Unverschämtheit eines Dieners acqutirt, und meinte übrigens, er ginge ja ohnedies zum Diner des Königs, der es ihm dann schon selbst sagen würde. Er fand sich demgemäß auch bei dem Diner ein und der König fragte den Herzog, warum er seinen Befehl nicht ausgeführt habe. Der

Herzog mußte nun sagen, wie die Sache stand und der König bemerkte mit einer Güte, die seiner Größe gleichkam: „Wir wissen ja nicht von heute erst, daß er toll im Kopfe ist; man muß ihn nicht ruiniren.“ — und das Rhinoceros Bruno setzte seinen Weg weiter fort.

Ein anderes Beispiel dieser Art ist folgendes: An dem Tage, wo die Statue des Königs Ludwig — ein Meisterwerk der Schmelzelei — auf der Place des Victoires eingeweiht ward, präsentirte derselbe Mirabeau, als er mit den Gardes über den Pontneuf marschirte, seinen Sponton vor der Statue Heinrich's IV. und schrieb dazu: „Meine Freunde, grüßen wir diesen da; er verdient es so gut als ein anderer, Mes amis, saluez celui-ci; il en vaut bien un autre.“

So treiben es diese wilden Riquettis als Höslinge. Wilde Stiere machen es, wie das Sprichwort sagt, einmal nicht anders, wenn sie unerwartet in einen Topfesladen gerathen. O Familie Riquetti, in welche Jahrhunderte und Umstände bist Du gerathen!

Unmittelbar vor unserm alten Marquis selbst wäre das Geschlecht der Riquettis beinahe ausgestorben. Jean Antoine, später unter dem Namen Silberfragen (col d'argent) bekannt, hatte zu einer frühern Zeit seines Lebens unendliche Gefechte mitgemacht und unter andern einmal in einer einzigen Stunde siebenundzwanzig Wunden erhalten. Einen stolzeren, gerechteren und hitzigeren Menschen braucht man in der Biographie aller Länder und Zeiten nicht zu suchen. Er warf Zollannehmer und Accisebeamte in den Fluß Durance — obgleich er außerdem ein sehr würdevoller, methodischer Mann war — wenn sie in ihren Forderungen zu weit gingen. Mittels desselben kurzen Processes entfernte er alle Arten von Advokaten aus seinen Dörfern und Besitzthümern; er pflanzte Weinberge und begünstigte die Pauern. Wenn er aus den Kriegen heimkehrte, zog er, wie alte Leute sich noch zu erinnern mußten, mit einem zahlreichen Gefolge durch Frankreich und erfüllte Gastwirthe und Zettermann durch den bösen Blick seines Auges mit Schrecken und stummer Unterwürfigkeit. Dabei trank er viel, obgleich man nie sah, daß dies eine Wirkung auf ihn geäußert hätte. Er war ein großer, starker, gerader Mann, an Geist sowohl als an Körper, Vendôme's rechter Arm in allen Feldzügen. Vendôme stellte ihn einst Ludwig dem Großen vor und machte ihm wegen seiner Tapferkeit einige Komplimente, welche der mürrische Riquetti vollständig verdacht. Seinen mit Wunden bedeckten Kopf, der eben die silberne Halsbinde bedurte, um die gerade Hals-

tung nicht zu verlieren, emporrichtend, sagte er: „Ja, Eure; hätte ich nicht so viel gefochten, sondern wäre an den Hof gekommen und hätte einer *cadin* (einem scharlachnen Weibe!) Geschenke gemacht, so hätte ich es vielleicht weiter gebracht und nicht so viel Wunden davon getragen!“ Der große König, jeder Zoll ein König, sprach sofort von etwas Anderem.

Erst jedoch hätten wir dem Leser etwas über jenes Gefecht mittheilen sollen, wo der genannte Feld siebenundzwanzig dieser unprofitablen Wunden auf einmal erhielt. Die Schlacht bei Cassano ist für die Weissen von uns sehr dunkel geworden; ja sogar Prinz Eugen und Vendome selbst werden immer düsterer und düsterer, wie Menschen und Schlachten auch werden müssen; sonderbarerweise aber gewinnt das nachfolgende kleine Bruchstück ein neues, wenn auch vorübergehendes Interesse.

„Mein Großvater hatte dieses Manöver vorausgesehen.“ — es ist Mirabeau der Graf, nicht der Marquis, welcher erzählt; Prinz Eugen hatte eine gewisse Brücke genommen, welche der Großvater zu vertheidigen hatte; — „aber er beging nicht, wie dies später bei Malplaquet und Fontenoy geschehen, den groben Fehler, eine Kolonne von dieser Wucht von vorn anzugreifen. Er ließ sie durch ihr eigenes Ungestüm und durch den Druck ihrer Nachhut getrieben, vorrücken, dann, sobald sie weit genug vorüber war, seine flach auf dem Boden liegenden Truppen aufstehen, und sagte, er selbst voran, den Feind in der Flanke, sprengte die Kolonnen und jagt sie in großer Unordnung und Eile wieder über die Brücke hinüber. Nachdem auf diese Weise die Dinge wieder auf ihren alten Zustand zurückgeführt sind, nimmt er wieder seinen Posten an der Krone der Brücke ein, und deckt wie vorher seine Truppen, welche, da sie während des Kampfes das tödtliche Feuer von den doppelten Linien des Feindes von dem andern Ufer des Flusses auszuhalten gehabt, bedeutend gelitten hatten. Herr von Vendome kommt in gestrecktem Galopp zu dem Angriff herangefahren, findet ihn schon beendet und die ganze Linie flach auf der Erde liegend, während nur die hohe Gestalt des Obersten aufrecht dasteht! Er befiehlt ihm zu thun wie die Uebrigen und sich nicht vor der Zeit erschießen zu lassen. Sein treuer Diener ruft ihm zu: „Niemals würde ich ohne Noth mich der Gefahr aussetzen; es ist meine Pflicht hier zu sein, aber Sie, Monseigneur, haben keine solche Pflicht. Ich stehe Ihnen für den Posten, aber entfernen Sie sich, sonst gebe ich ihn auf.“ — Der Prinz (Vendome) befiehlt ihm hierauf im Namen des Königs sich niederzulegen. „Ach, gehen Sie doch mit sammt Ihrem

König; ich bin hier und thue das Meine; gehen Sie und thun Sie das Ihre.“ Der gute, edelmüthige Prinz gab nach. Der Posten war gänzlich unhaltbar.

„Nicht lange darauf ward meinem Großvater der rechte Arm zerschmettert. Er machte aus seinem Taschentuch eine Art Schlinge und blieb auf seinem Posten, denn es bereitete sich eben ein neuer Angriff vor. Als der rechte Augenblick wiederum da war, faßte er mit der linken Hand eine Art, wiederholt dasselbe Manöver wie zuvor, schlägt den Feind zurück und treibt ihn wieder über die Brücke. Hier aber ereilte ihn das Unglück. In demselben Augenblick, wo er seine Truppen zurückrief und wieder ordnete, traf ihn eine Kugel in den Hals und zerriß ihm die Fleisch- und die Gurgelader. Er sank auf die Brücke nieder; seine Truppen geriethen in Unordnung und flohen. Herr von Montolieu, Kälteiritter, sein Verwundter, ward neben ihm verwundet. Er riß sein eigenes Hemd entzwei und die mehrer Andern, um das Blut zu stillen, ward aber in Folge seiner eigenen Verwundung ohnmächtig. Ein alter Sergeant, Namens Laprairie, bat den Adjutanten des Regiments, einen Gascogner, Namens Guadin, ihm den verwundeten Oberst von der Brücke forttragen zu helfen. Guadin weigerte sich, indem er sagte, er sei todt. Der gute Laprairie hatte blos noch Zeit, seinem Oberst einen Helmkeßel über den Kopf zu stürzen und mußte dann machen, daß er fortkam. Der Feind trauwete in Strömen über ihn weg, um die Unordnung zu benutzen und die Cavalerie kam in vollem Trabe dicht hinter der Infanterie her. Als Herr von Vendome sah, daß die Linie durchbrochen war, der Feind sich jenseits des Flusses formirte und folglich die Brücke genommen hatte, rief er: „Ah! Mirabeau ist also todt;“ eine Lobrede, die uns ewig theuer und denkwürdig sein muß.“

Wie beinahe wäre es in diesem Augenblick mit den Mirabeaus ganz aus gewesen; wie es ohne das Umstürzen eines elenden Helmkeßels nicht nur nicht die vorliegende Abhandlung *Mirabeau*, sondern auch keine französische Revolution oder eine ganz andere gegeben und wie ganz Europa dann zur gegenwärtigen Stunde eine ganz andere Gestalt hätte, darüber mag Jeder nachdenken, welcher dergleichen Betrachtungen anzustellen liebt. Ja, er kann ohne große Schwierigkeit dann noch weiter bedenken, daß nicht blos die französische Revolution und dieser Artikel, sondern auch alle Revolutionen, Artikel und Leistungen, mögen sie heißen wie sie wollen, die größten sowohl als die kleinsten, welche diese Welt je gesehen, nicht einmal, sondern oft

im Laufe ihrer Entwicklung von den geringsten Kleinigkeiten, Ueberflürzen von Feldfesseln, Umwenden von Strohhalmen und dergl. abgehangen haben, nur daß wir nicht allemal etwas davon sehen. So unergründlich ist die genetische Geschichte, so unausführbar die Theorie von Ursache und Wirkung, so unzureichend alle menschliche Berechnung! Du selbst, o Leser — der Du doch eine Leistung von Wichtigkeit bist — über welche haarsträubende Brücken des Zufalles, durch welche gähnende Gefahren und den menschenverschlingenden Schlund der Jahrhunderte bist Du sicher und wohlbehalten bis hierhergekommen, — von Adam bis auf Dich selbst!

Doch sei dem wie ihm wolle. Col d'argent kam durch die Wunder der Chirurgie wieder zum Leben, hielt seinen Kopf mittelst einer silbernen Halsbinde aufrecht, wandelte noch viele lange Tage angezogen, geachtet, unerschrocken und mürrisch auf Erden, that viele bemerkenswerthe Dinge, zeugte unter andern in standesgemäßer Ehe Mirabeau, den „Freund der Menschen“, welcher wiederum Mirabeau, den Formelfresser, zeugte, von welchem letztern und dem wunderbar lodernden Scheiterhaufen, den er sich errichtete, zuletzt ein Licht ausgeht, wodurch diese alten Schicksale der Riquetti und mancher seltsame, alte, verborgene Gegenstand erst erkennbar und bedeutsam werden.

Vielleicht aber giebt es in dem ganzen Geschlecht der Riquetti keine seltsamere Gestalt, als eben diesen Freund der Menschen, bei welchem wir der Zeitordnung gemäß jetzt angekommen sind. Jener Riquetti, welcher die Berge zusammenkettete und den Stern mit fünf Strahlen aufhing, war bloß ein Vorbild von ihm. Stark und zäh wie die Eichenwurzel und ebenso knotig und unspaltbar, weil keine Faser in gleicher Richtung mit der andern liegt, ein Block, auf den das Schicksal loshämmern und die Welt mit Verwunderung schauen kann! In der That ein höchst merkwürdiger, zweifelhafter, hassenswerther und liebenswerther alter Marquis.

Wie wenig sollte man unter dem trivialen Klingklang der Literatur, Philosophie und dem anmaßenden Gezacker zahlreicher Baron Grimms mit ihrer Correspondenz und Selbstausposaunung glauben, daß Frankreich noch ein solches Naturprodukt wie diesen Freund der Menschen in sich getragen habe! In diesem einen Marquis liegt so viel Gehalt, daß man bei angemessener Verdünnung ganze Armeen von Philosophen damit ausrüsten könnte. So viele arme Themasse prioriren und halten Lobreden, so viele arme Morelets philosophiren, so viele Marmontels moralisiren auf rosenfarbene Weise, so viele Diderots kommen in den Besitz encyclopädischer

Köpfe, bagere Carons de Beaumarchais flattern auf Sigaro-Flügeln einher, und dieser handfeste, alte Marquis steckt mittlerweile unter dem Schffel. Er war auch Schriftsteller und hatte Talent dazu, sowie es seit den Tagen Montaigne's nur wenig Franzosen gehabt haben. Freilich aber führt dies zu weiter nichts, denn er ist, da er unspaltbar war, in den Raritätentabiretten der Alterthumsforscher liegen geblieben, während die andern, so leicht zu spaltenden, die Waare sind, die man in allen Marktbuden findet und nach welcher die häufigste Nachfrage ist. So ist der Lauf der Welt. Und dennoch beklage man sich nicht; haben wir diesen reichbegabten, unspaltbaren alten Marquis nicht zuletzt auch noch und können ihn weit länger behalten, als jene Thomasse?

Der große Mirabeau pflegte immer zu sagen, sein Vater habe höhere Geistesfähigkeiten besessen als er, was doch ganz gewiß etwas sagen will, selbst wenn man diesen Ausdruck nicht in seinem vollen Umfange, sondern bloß bis zu einem gewissen Grade gelten läßt. So weit als der bloß spekulative Kopf in Betracht kommt, hat Mirabeau wahrscheinlich Recht. Wenn wir den alten Marquis als spekulativen Denker und Aussprecher seines Gedankens betrachten und mit welcher einem originellen Colorit dies geschieht, so fühlt man sich versucht, ihn für einen der ersten, ja vielleicht den allerersten Geist seiner Zeit zu erklären, denn sein Genius erhebt sich fast bis zum poetischen. Kennen unsere Leser den Deutschen Jean Paul und seine Denkweise? Dieser alte Marquis besitzt in dieser Beziehung eine entfernte Aehnlichkeit mit Jean Paul und bringt sie nach seiner französischen Weise zur Anschauung, insoweit dies eben auf französische Weise geschehen kann.

Nichtsdestoweniger ist Einsicht nicht bloß Eigenthum des spekulativen Kopfes; der große Zweck der Einsicht ist, daß man etwas sehe, zu welchem Endzweck der ganze Mensch mitwirken muß. In dem alten Marquis dagegen liegt eine Verschrumpftheit, ein steifer, widerhaariger Humor, eine schlummernde Wuth und Verkehrtheit, die mit ihrem Stolge, ihrer Partinäkigkeit und Affectation im Grunde genommen doch nichts weiter ist, als Mangel an Kraft. Die wirkliche Quantität unserer Einsicht, — wie gerecht und gründlich wir die Natur eines Dinges, besonders eines menschlichen Dinges begreifen — hängt von unserer Geduld, unserer Unparteilichkeit, unserer Menschenliebe und jeder Kraft ab, die wir besitzen oder, mit einem Wort, die Intelligenz oder Einsicht geht von dem ganzen Menschen aus, weil sie das Licht ist, welches den ganzen Menschen erleuchtet.

In diesem wahren Sinne stand der jüngere Mirabeau mit seinem großen blühenden Blide und seiner furchtlosen Freiheit des Gemüthes offenbar über dem alten Marquis.

Im Grunde genommen ist die Hauptdefinition, die man von dem alten Marquis Mirabeau geben könnte, vielleicht die, daß er zum Geschlecht der Pedanten gehörte. Starr wie Erz in jeder Beziehung, ohne Sympathie, ohne Fügsamkeit, von endlosem, unergründlichem Stolz, welcher eine endlose Eitelkeit und Sucht zu glänzen verhüllt, aber keineswegs unterdrückt, eine hochtrabende gespreizte Maniertheit, welche den Gedanken, die Moralität und das ganze Sein des Mannes umhüllt. Er ist ein salbungsvoller, hoch einher stolzirender Mann mit einem ungeheuern Vorrath von Entrüstung oder schlummernder Entrüstung in sich und betrachtet nach langer Erfahrung die Menschheit und diese ihre Welt mit einem mürrischen Worte der Verzeihung oder verächtlichen Entschuldigung, am öftersten aber mit zusammengekniffenen Lippen, ein wenig aufgeblähten Rüstern und ausdrucksvollem Schweigen.

Hier haben wir allerdings Pedanterie, aber Pedanterie unter den interessantesten neuen Umständen und dabei zu einer solchen Höhe getrieben, daß sie erhaben, ja man könnte fast sagen, transcendental wird. Man erwäge, ob Marquis Mirabeau überhaupt ein solcher Pedant sein konnte, wie die gewöhnlichen Scaligers und Sciooppiusse sind! Seine Arena ist nicht eine Studierkubel mit griechischen Manuscripten, sondern die weite Welt und die Freundschaft des Menschengeschlechts. Kreist nicht das Blut aller Mirabeaus in seinen hochadeligen Adern! Auch er möchte etwas thun, um dieses hohe Haus noch höher zu heben und dennoch ist es ihm leider klar, daß das Haus sinkt, daß Vieles sinkt.

Die Mirabeaus, und vor allen andern dieser Mirabeau, sind in schlimme Zeiten gerathen. Es ist dem alten Marquis nicht entgangen, wie der Adel jetzt herabgekommen und seinem Verfall nahe ist, wie er sich nicht mehr auf heroische Handlungsweise und Bestrebungen, sondern auf Schmarogerei, Formendienst, Verschmittheit, auf Pergamente, schöne Kleider und Priestergewand gründet, auf welcher leßtern Basis, wenn nicht seine ganze Einsicht in das Walten des Himmels auf Erden ihn irre geleitet hat, kein Institut in dieser von Gott regierten Welt auf die Dauer bestehen kann. Ach, und der Priester hat jetzt seine Zunge nur noch zum Tellerreden und der Steuereinnnehmer drückt und die Maitreffenherrschaft thront behaglich

auf weichen Kissen unter Baldachinen und Goldstoss, bis es endlich so weit gekommen ist, daß die fünf und zwanzig Millionen, mit denen es in Bezug auf Kenntniß, auf Tugend, Glück und bares Geld schon längst sehr knapp steht, jetzt auch anfangen, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, während sie mit jener natürlichen Wildheit, welche die Natur ihnen noch gelassen, durch- aus keine Lust empfinden, Hungers zu sterben. Alles neigt sich dem Chaos zu und Niemand nimmt es zu Herzen.

Nur ein Mann existirt, der die Katastrophe vielleicht aufhalten oder abwenden könnte, wenn er an das Staatsruder gerufen würde — der Marquis Mirabeau. Sein vornehmes, altadeliges Blut, seine heroische Liebe zur Wahrheit, seine Willensstärke, seine Loyalität und tiefe Einsicht — denn man kann ihn nicht sprechen hören, ohne den Mann von Genie zu entdecken — dies würde bei der entsetzlichen Gestaltung, welche die Dinge angenommen, ihm Ansprüche auf eine solche Stellung gegeben haben. Von Zeit zu Zeit und in langen Zwischenräumen zuckt ein solcher Gedanke durch das Hirn des Marquis. Aber ach, wie soll in diesen skandalösen Tagen der stolzeste der Mirabeaus vor einer Pompadour niederknien? Kann der Freund der Menichen die Farbe eines unaussprechlichen Weibes mit wirklicher Hoffnung auf Sieg als sein Schlachtenpanier aufpflanzen? Nein, nicht an den Schürzenbändern einer solchen Person will dieser Mirabeau zur Würde eines Premierministers emporsteigen, sondern blos, wenn ihn Frankreich in den Tagen der Noth, in den Tagen der Vision ruft, oder sonst gar nicht. Frankreich ruft ihn nicht und er bleibt folglich, was er ist.

Marquis Mirabeau versuchte sich, wie wir schon gesagt haben, auch in der Literatur und zwar mit keinem unbedeutenden Talent, ja gewissermaßen mit Talenten ersten Ranges, aber auch hierin machte er kein Glück. Sein *Eccoe signum* in einer solchen Aera des Verfalls und alles verdunkelnden Ruines war die Staatsökonomie und ein gewisser Mann, den er den „Meister“ nannte, das heißt Dr. Quesnay. Um diesen Meister — welchem der Marquis selbst als Meister folgte — sammelte er und einige andere Gögentiener sich in gögentienerischer Weise, um Bücher und Traktätlein und periodische Literatur herauszugeben, um gleichsam durch Proclamationen, durch Wort und That, das stumpe Ohr der Welt der Rettung zu erschließen.

Das stumpe Ohr der Welt aber blieb verschlossen. Vergebens predigte dieser und jener andere Apostel gleichzeitig oder in meliböischer Folge

in der periodischen und stehenden Literatur; vergebens predigte Marquis Mirabeau in seinem *Ami des Hommes* Nummer nach Nummer lange Bände durch, — obschon wirklich auf die beredteste Weise.

Marquis Mirabeau hatte die unwiderleglichsten Ideen, aber sein Styl! Es ist in der That und Wahrheit der seltsamste aller Style, obschon einer der reichsten, ein Styl voll Originalität, Bilderreichtum und sonniger Kraft, aber alles dreifach mit Metaphern und Tropen gepanzert, mit wunderlichen Krümmungen und Verrenkungen, und angefüllt mit wunderlichen Anspielungen und versteckten satyrischen Hindeutungen, wofür der französische Kopf kein Ohr hatte. Eine starke Speise, obschon zu zäh für Säuglinge!

Der Freund der Menschen fand warme, weit über die ganze Erde zerstreute Anhänger und es wurden ihm Weibbrauchsässer von Marquis, ja von Königen und Fürsten, über Meere und Alpengebirgsketten übermittelt, und dadurch der Stolz und die schlummernde Entrüstung des Mannes nur noch genährt; im Vaterlande aber, bei der Willon, die Alle, ein Jeder nach seiner mißthönenden Pfeife, tanzten, konnte er sich keine Bahn brechen, ausgenommen, wenn er eine Konstruktivität und etwas, was die Menschen zu sehen wünschten, hätte sein wollen, nicht aber, was richtig war und noth that.

Ist denn auch nicht durch die Presse der Weg zur Premierministerswürde zu ermöglichen? Der Stand der französischen Staatsmänner befindet sich in eben so unsichern und schwankenden Verhältnissen wie alles Andere. Das leichtsinnige Publikum schäumt und gährt wegen Valignot und seiner Komödie *Les Philosophes*, über die Musik eines Gluck und Piccini und überhört den Ruf des näher schreitenden Verderbens.

Du, o Freund der Menschen kneife die Lippen zusammen und warte schweigend wie die alten Helsen. Unser Freund der Menschen that dies oder etwas Besseres und ward sich niemals untreu, der löwenherzige alte Marquis! Denn seine schlummernde Entrüstung hat auch eine Beimischung von einer gewissen Frömmigkeit; es ist eine Art heiliger Entrüstung. Der Marquis hat, obschon er die *Encyclopädie* kennt, die höchsten heiligen Bücher nicht vergessen, oder daß es einen Gott in dieser Welt giebt, der von dem französischen Etre Suprême weit verschieden ist. Er bekennt sogar — oder versucht es wenigstens — eine Art vertünnten Katholicismus nach seiner eigenen Weise und wendet somit ein Auge nach dem Himmel, in welcher Attitüde er sich ebenfalls sehr eigenthümlich aufnimmt.

Es scheint sonach als sei diese Welt ein toller Wirtswart, den kein

Freund der Menschen in Ordnung zu bringen vermag. Nun, so möge denn in Gottes Namen die Sache gehen, wie sie wolle, und der taumelnde Zustand aller Dinge taumeln, wohin er kann — in furchtbare, schwarze Tiefen, — aber doch nicht in bodenlose!

Aber wie stand es in dem Familienkreise? Hier ist doch ganz gewiß ein Mann und Freund der Menschen vorzugsweise an seinem Plage und kann, wenn er als weiser Autokrat herrscht, etwas daraus machen. Ach, leider ging es in dem Familienkreise nicht besser, sondern schlimmer! Die Mirabeaus besaßen früher ein Talent, gute, passende Frauen zu wählen; war es ihnen denn in diesem Falle gerade, als sie es am meisten bedurften, untreu geworden? Wir wollen jedoch das nicht unbedingt sagen; wir sagen bloß, daß die Frau Marquise auch etwas menschlichen freien Willen in sich trug, daß die sämtlichen jungen Mirabeaus ihren menschlichen freien Willen in bedeutendem Grade entfalteten, daß mit einem Worte im Hause sowohl als außer dem Hause der Teufel los war.

Als Regierer der Menschen hat der Marquis durchaus kein Glück und sein Familienkönigreich befindet sich meistens im Zustande der Unruhe und Empörung. Ein Scepter wie das des Rhadamanthus will diesen Haushalt bis zur Vollkommenheit eines Uhrwerkes dressiren und kann es nicht. Der königliche Ukas wird in seiner ruhigen, keinen Widerspruch duldenden Gerechtigkeit erlassen und findet Jaudern und offenen oder versteckten Ungehorsam. Auf Vorstellungen folgen Verweise, der Donner grollt von fern und rückt immer näher, mit ungeheuchelt ersauntem Auge appellirt der Marquis an Schicksal und Himmel und explodirt dann, wenn er durchaus muß, in einen rothen Blitz väterlicher Autorität.

Wie es eigentlich dabei zugeht oder wer die wirkliche Schuld trug, das weiß Niemand, denn der Fils Adoptif, der auf noch lebende Verwandte Rücksicht zu nehmen hat, ist in diesen Punkten außerordentlich zurückhaltend. Eine gewisse Frau von Vailly, „aus der Schweiz, sehr schön und sehr schlau,“ gleitet halb sichtbar durch die Häuslichkeit der Familie Mirabeau, denn die Orthodoxie des Marquis war, wie wir schon angedeutet haben, von nur verdünnter Art; es giebt Horcher, vertraute Diener; es giebt Stolz, Born, Schonungslosigkeit, erhabene Bedanterie — mit einem Worte der Teufel ist los, wie wir schon einmal gesagt haben. Eine solche Figur wie die Vailly bedeutet ohnedies für Niemanden etwas Gutes.

Dann giebt es auch noch Prozesse, Lettres de Cachet; auf allen Cri-

ten peine forte et dure — lang ausgezogene Prozesse vor gaffenden Parlamenten zwischen Mann und Frau zum Skandal einer gottlosen Welt, wie vielmehr zu dem eines rechtschaffenen Marquis, der einst sich vorgenommen hatte, ihr zum Beispiel zu dienen! Die Zahl der Lettres de Cachet betrug, wie Einige berechnen, mit Einschluß des ersten und letzten nicht weniger als vierundfünfzig für einen einzigen Marquis. Zuweilen war der ganze Herd der Mirabeaus leer, bis auf die Bailly und den alten Marquis, weil jedes Individuum abgesondert hinter Schloß und Riegel saß, um sich hier zu besinnen. Hartnäckig sind eure Gemüther, ihr jungen Mirabeaus, aber nicht hartnäckiger als das meine, des alten!

Welche Schmerzen es dem zärtlichen Vaterherzen gekostet hat, alle diese Brutdgeschichten durchzumachen, das weiß bloß der Marquis und der Himmel. Und welche Schmerzen mag es auch dem Herzen des Sohnes gekostet haben, so manche Züchtigung hinzunehmen! Die erstere Gattung von Schmerzen kämpft er, vom Himmel unterstützt, mit Gewalt in seiner Seele nieder, wie es einem Manne und Mirabeau geziemt. Sind die letztern dagegen nicht selbstgesuchte, gewissermaßen medizinische Schmerzen, welche von selbst aufhören werden, wenn diese beispiellose, kindliche Nachlosigkeit aufzuhören beliebt?

Uebrigens kann ein „Freund der Menschen“, wenn er eine solche Welt und eine solche Familie, diese Gefängnisse, diese Berge von Ehescheidungsakten und den wankenden Zustand der französischen Staatsmänner betrachtet, sich ganz natürlich fragen: „Bin ich nicht ein starker, alter Marquis, dem Alles dies weder Wahnsinn, noch Hypochondrie, noch auch nur Typhoide zugezogen hat?“ Der Himmel ist gütig und sorgt dafür, daß der Rücken der Raft gewachsen sei.

Aus allen diesen Umständen und aus dem Kampfe gegen dieselben ist dieser Marquis von Mirabeau hervorgegangen und hat die Form eines der seltsamsten erhabenen Pendanten angenommen, die jemals den Boden Frankreichs betraten. Wie die beiden göttlichen Missionen — denn beide scheinen ihm göttlich — eines Riquetti und eines Mannes von Genie oder Welterschmelzers sich verschmelzen und Philosophismus, ritterliche Ziererei und presbyterianische Strenge sich vereinigen, um der Welt diesen Mann zu geben! Nie entstand in dem Gehirn eines Hogarth oder des herrlichen alten Ven eine so das Hohe mit dem Niedrigen und Gelächter mit Thränen verschmelzende humoristische Gestalt, wie in diesem wackern alten Riquetti die

Natur und gleich fertig vorführt, denn es liegt ein hoher Genius in ihm, eine reiche Tiefe des Charakters, unverwundliche Feiterkeit und Geiundbeit, die trotz aller Entscheidungssacten von Zeit zu Zeit hervorbrechen, wie Con-nenschein durch die Wolken. Wir haben gehört, daß der Kampf des Schid-sals mit dem freien Willen griechische Trauerspiele hervorgebracht habe, sehen nun aber, daß es auch ganz erstaunliche komisch-tragische französische Poffen producirt. Gelegener oder auch verwünschter alter Marquis! Wir sehen ihn mit seiner breiten Stirn gleich der eines Stiers, mit den starken hervorragenden Backenknochen, den tiefliegenden, mattblendenden Augen, wäh-rend der untere Theil des Gesichts sich zu einem grazidiöen Schmunzeln ver-zerzt, welches sich für ein Lächeln ausgeben möchte. Was sollen wir mit ihm anfangen? Wir heißen Dich willkommen, Du zäher alter Marquis, mit all Deinen Vorzügen und Deinen Mängeln! Es liegt Stoff in Dir — ganz verschieden von Mondschein und Formelsystem, — und Stoff ist Stoff, wäre er auch noch so verworren.

Außer dem alten Marquis von Mirabeau ist auch noch ein Bruder, der Pailli von Mirabeau da, ein Mann, der als Malteserritter, Gouverneur in Guadaloupe, in Gefechten und beschwerlichem Seediens sich die Hörner schon längst abgelaufen und sich hier auf dem alten Schlosse Mirabeau auf seinem steilen Felsen — denn der Marquis wohnt gewöhnlich in Bignon, einer anderen, nicht weit von Paris gelegenen Festung — als einer der würdigsten ruhigen Onkel und Hausfreunde niedergelassen hat. Diese milde Kraft, die Klarheit und Gerechtigkeit des wackern Pailli bildet einen schönen, wohlthuenden Gegensatz zu der Knorrigkeit seines Bruders, den er tröstet, vertheidigt, ermahnt, sogar zurechtweist, im Grunde aber sowohl als ersten Miquenti und als Weltschulmeister höher achtet als sonst einen lebenden Menschen.

Die freimüthige wahre Liebe dieser beiden Brüder ist der schönste Zug im Mirabeauthum, ja der einzige Zug, welcher stets schön ist. Briefe werden fortwährend gewechselt; in Briefen und Auszügen hören wir hier von Zeit zu Zeit in in diesen acht chaotischen Bänden die verschiedenen Per-sonen ihre Sprache reden und ihre poffenhafte Tragödie entfalten. Der Pils Adoptif läßt die Menschheit in diesen seltsamen Haushalt ein, obgleich bloß mit so viel Licht als seine eigene launenhafte Blendlaterne verbrei-tet. Gesehen oder halb gesehen ist es ein Theater wie die ganze Welt

eind ist. Sowohl in Bezug auf die Personen als auch auf die Geschichte ging damals kein seltsameres häusliches Drama auf Erden seinen Entwicklungsgang.

Unter solchen Auspicien, die noch nicht zu Ereignissen und Verhängnissen gerieft waren, aber solchen unvermeidlich entgegenreisten, erblickte Gabriel Honoré auf dem Schlosse Vignon zwischen Sens und Remours am 9. März 1749 zuerst das Licht der Welt. Er war das fünfte Kind, der zweite Knabe, aber doch geborener Erbe, weil sein ältester Bruder schon in der Wiege gestorben war. Ein prächtiger „ungeheurer“ Bursche war er, wie die Frau Vafen fast mit Schrecken zugestehen mußten; der Kopf war besonders groß und in dem Munde zeigten sich zwei bereits zum Durchbruch gekommene Zähne! Blump und ungeschlacht sah er aus, aber seine Glieder verriethen eine Kraft, welche dem Stamme Ehre zu machen versprach.

Der väterliche Marquis, zu dem man sagte: „N'ayez pas peur, fürchten Sie sich nicht,“ betrachtete, wie wir glauben, dieses sein Produkt heiter und nicht furchtiam und die streifen pedantischen Züge gingen in ein wirkliches Lächeln über. Lächle, o väterlicher Marquis; die Zukunft birgt allerdings Freude und Kummer, man weiß nicht, in welchem Maße, aber hier ist doch ein neuer Niquetti, den die Götter senden, begabt, wie es scheint, mit den Kräften eines Herkules, gerüstet zu den zwölf Arbeiten, welche sicherlich schon an und für sich die besten Freuden sind. Man sehe nur den kleinen Bengel an, wie er sich spreizt! Kein seltsamerer Niquetti spreizte sich je unter unserer Sonne; es ist als hätte in diesem Mann-Kind das Schicksal alle Wildheiten und Kräfte des Geschlechts Niquetti zusammengesetzt und ihn als das Finale in dieser Gattung daraus gebildet. Nicht ohne Verurs! Er ist der letzte der Niquettis und soll eine Arbeit verrichten, die unter den Sterblichen lange denkwürdig bleibt.

In der That, wenn wir jetzt einen Blick auf diese Sache werfen, so möchten wir trotz der Frau Vafen sagen, daß auf diesem ganzen Planeten in diesen Jahren schwerlich ein solches Mann-Kind geboren ward, wie dieses auf dem Schlosse Vignon, nicht weit von Paris, welches man Gabriel Honoré nannte. Nirgendß sagen wir, kam ein hämmigeres oder muthigeres auf diese Erde, wohn sie doch aus Ewigkeit und Nacht zu Legionen und

Myriaden anmarschirt kommen! — Eine einzige und zwar sehr bemerkenswerthe Ausnahme möchten wir allerdings machen, nämlich in Bezug auf ein anderes Mann-Kind, welches einige Monate später in der Stadt Frankfurt am Main ankam und Johann Wolfgang Goethe getauft ward. Dann, wieder etwa zehn Jahre später, kam ein zweites, welches Gabriel Honoré in seiner kernigen rauhen Weise noch ähnlicher war. Es war eine ärmliche Hütte, in welche dieses kam, eine gebrechliche Hütte, welche der Wind über den Haufen warf, in dem Shire von Ayr in Schottland; dieses Kind nannte man Robert Burne.

Diese waren zur damaligen Zeit die Wohlgebornen der Welt, durch welche die Geschichte der Welt weitergeführt werden sollte. Ach, könnten die Wohlgebornen der Welt auch immer richtig aufgezogen und entwickelt werden, welch eine Welt wäre es! Aber es ist nicht so, es ist vielmehr das Gegentheil. Und nur wenige können, wie jenes Frankfurter Kind, die Welt mit ihren schwarzen Wirrnissen friedlich überwinden und darüber glänzen wie eine Sonne. Die meisten können sie nur titanisch bestegen oder von ihr besiegt werden; daher haben wir anstatt Licht — des stillsten und stärksten aller Dinge — nur Blitze, rothes Feuer und oft Brände, die sehr viel Unheil anrichten.

Doch sei dem wie ihm wolle, Marquis Mirabeau beschloß, seinem Sohne und dem Erben aller Riquettis eine Erziehung zu geben, wie sie noch keinem Riquetti beschieden gewesen. Da er ein Weltschulmeister — und, wie wir hier in mehr als einer Beziehung finden, ein Martinus Scriblerus war — so war dies weiter nicht seltsam von ihm, die Resultate aber waren sehr beklagenswerth. Betrachtet man die Sache jetzt in dieser unparteiischen Entfernung, so verliert man sich in Verwunderung über den guten Marquis und weiß nicht, ob man über ihn lachen oder weinen soll, bis man sich endlich überzeugt, daß man beides thun muß. Ein hinreichenderes Naturprodukt als diesen „ungeheuren Gabriel“ brauchte man nicht zu wünschen. Er schlug seine Amme, aber liebte sie auch, eben so wie er die ganze Welt liebte. Sein Begehren umfaßte alle Dinge, die höchsten wie die tiefsten, mit andern Worten, es lag eine ungeheure Masse Leben in ihm!

Wühlt er nicht — der ungeleckte Bär — jetzt in Folge der Blattern noch zehnmal ungeleckter, überall herum und sucht etwas zu wissen; taucht er nicht in die unerhörtesten Schlupfwinkel hinab, um etwas zu lesen darin zu suchen? Siebt er nicht freiwillig einem Bauernknaben, dessen Kopfbe-

deckung mangelhaft war, seinen Gut? In seinem fünften Jahre schreibt er extempore und bei Tische die scharfsinnigsten Dinge, indem er auseinander-
 setzt, was „Monsieur Moi, Herr Ich,“ zu thun verbunden ist. Eine rauhe,
 starke, ächte Seele von dem freimüthigsten Temperament erfüllt, von liebende
 dem Feuer und von Kraft. Wie schaut er doch so munter mit seinen hell-
 braunen Augen, mit seinem raschen, stämmigen Körper! Was hätte nicht
 eine richtige Erziehung für ihn thun können! Bei so vielen Gelegenheiten
 fühlt man, als ob er in der Welt weiter nichts gebraucht hätte, als sich selbst
 überlassen zu bleiben.

Aber nein; die wissenschaftliche väterliche Hand mischt sich überall ein,
 um der Natur unter die Arme zu greifen. Der junge Löwe muß auf die
 außerordentlichste Weise gefesselt und bemaufkört aufwachsen; er soll sich
 nach einer Erziehungstheorie, nach Winkelmaß und Regel entwickeln und nach
 dem theoretischen Programm pünktlich seinen Gang gehen, wie ein Uhrwerk.
 O Marquis, o Weltschulmeister, was ist das für eine Erziehungstheorie!
 Kein junger Löwe oder junger Mirabeau geht wie ein Uhrwerk, sondern
 ganz anders. „Wer die Ruthe spart, hasset das Kind“; dies ist einerseits
 wahr und doch ist die Natur auch stark, denn sie kommt wieder, selbst wenn
 man sie mit der Gabel ausgrübe.

Von einem gewissen Gesichtspunkte aus giebt es nichts Hogarthisch-
 Komisches als dieses ununterbrochene Antämpfen des Marquis Mirabeau
 gegen die Natur, und dennoch ist es, von einem höheren Gesichtspunkte auf-
 gefaßt, nur zu ernsthaft. Die freimüthige Geschichte wird sagen, daß das
 Schlimmste, was in der Nacht der Kunst stand, zu thun, an diesem jungen
 Gabriel Honoré gethan ward. Und zwar nicht in unfreundlichen Absichten,
 sondern mit Absichten, die wenigstens mit Güte begannen. Wie weit besser
 war da Burns' Erziehung — obschon auch diese unter dem grimmigsten
 Druck stattfand — am wildromantischen Gebirgshange, am Herde des bra-
 ven Bauern, mit gar keiner Erziehungstheorie, sondern Armuth, Mühe,
 Sturm und schwerer Arbeit.

Im Grunde genommen waren der Wunsch und Zweck des Marquis
 nicht complicirt, sondern einfach. Dieser Gabriel Honoré de Riquetti soll
 ganz derselbe Mann werden, welcher Victor de Riquetti ist; vollkommen wie
 er vollkommen ist — nur dies und nichts Geringeres kann das Herz des
 zärtlichen Vaters zufrieden stellen. Ein besseres Muster wäre allerdings
 schwerlich zu finden und dennoch wünscht, o Victor de Riquetti, der arme

Gabriel seinerseits, Gabriel und nicht Victor zu sein. Nie hatte ein fleischer, liebender Bekant einen elastischeren liebenden Schüler. Uebelthaten — die jedoch größtentheils eben in dieser Elasticität ihren Grund haben — häufen sich immer mehr. Madame Bailly und die vertrauten Diener zeigen sich in dieser Sache, wie in allen andern Dingen, sehr geschäftig. Der Haushalt selbst verfinstert sich, die Hausfrau ist fort; die Prozesse und allmählig auch die Scheidungsprozesse haben begonnen. Die Sache wird schlimmer und immer schlimmer, bis Rhadamantus Scriblerus Marquis von Mirabeau, vergebens das Scepter der Ordnung schwingend, sich von einem wüsten Chaos umgeben sieht. Steif ist er; elastisch und immer noch liebend und ehrerbietig ist sein Sohn und Schüler. So wechseln Grausamkeit und unterdrückte Sehnsucht, Empörung und heiße Neuthränen auf die seltsamste Weise zwischen den beiden ab und lange Jahre werden unserem jungen Alceus durch das Schicksal, durch seinen eigenen Dämon und Juno von Bailly Arbeiten genug aufgelegt.

Um aber zu beurtheilen, welche eine Aufgabe diesem armen väterlichen Marquis gestellt ward, wollen wir die folgenden Aeußerungen von ihm anhören, welche er in mehreren Briefen größtentheils seinem Bruder, dem guten Bailly, gegenüber thut. Gluck! gluck! gluck! — ist es nicht, als ob man eine bald von Furcht, bald von Zorn erfüllte Henne hörte, welcher ihre Küchlein viel zu schaffen machen?

„Dieses Geschöpf verspricht ein sehr hübsches Subject zu werden.“ „Talent vollauf und auch Scharfßinn, aber immer noch zu viel angeborne Fehler.“ „Eben erst ins Leben gekommen und die Extravasation (extravasement) des Dinges schon sichtbar. Ein widerhaariger, phantastischer, zornmüthiger, launenhafter Geist, der sich dem Bösen zuneigt, ehe er es kennt oder dessen fähig ist.“ „Ein hohes Herz unter der Jacke eines Knaben; er heüßt einen seltsamen Instinkt des Stolzes, aber ist dabei edel, der Embryo eines wilden Raufbolches, der die ganze Welt verdrängen möchte und noch nicht zwölf Jahre alt ist.“ „Ein ganz unbegreiflicher Typus von Gemeinheit, absoluter Stumpfheit (platitude absolue) und der Eigenschaft einer schmutzigen, rauchhaarigen Raupe, die sich niemals entpuppen oder fliegen will.“ „Eine Intelligenz, ein Gedächtniß, eine Capacität, welche mit Gräuunen, ja mit Schrecken erfüllen.“ „Ein aus lauter wunderlichen Launen zusammengefügtes Nichts. Vielleicht streut er einmal einfältigen Trauen Sand in die Augen, wird aber nie der vierte Theil eines Mannes werden,

wenn ihn das Glück überhaupt noch zu irgend etwas macht.“ „Diesen meinen ältern Sohn kann man in der That eine Mißgeburt nennen, denn bis jetzt wenigstens scheint es, als ob nichts als höchstens ein Wahnsinniger aus ihm werden könnte, während er auch überdies die sämmtlichen schlechten und verworfenen Eigenschaften seiner Mutter geerbt zu haben scheint. Da er ziemlich viel Lehrer hat und diese alle eben so viele Berichterstatter für mich sind, so kenne ich die Natur der Bestie so ziemlich und glaube nicht, daß wir jemals etwas Gutes daraus ziehen werden.“

Mit einem Worte, die Uebelthaten (der Elasticität oder Expansivität) haben sich in dem fünfzehnten Jahre des jungen Menschen zu einer solchen Höhe angehäuft, daß von Seiten des Rhadamanthus Scriblers der Entschluß gefaßt wird, ihn auf eine oder die andere Weise aus dem Hause zu schaffen. Nach verschiedenen Plänen verfällt man auf das Pensionsinstitut eines gewissen Abbé Choquenard; der rebellische Expansive soll nach Paris, um hier unter Ruthe und Zucht sich zusammenzuziehen und in sich zu geben. Da ferner der Name Mirabeau ein hochadeliger ist, so soll er nicht die Ehre haben, denselben zu tragen, sondern so lange Pierre Ruffière genannt werden, bis er sich entschieden geändert hat. Pierre Ruffière war der Name eines Landgutes seiner Mutter in Limousin — beklagenswerther Brennstoff jener qualmenden Prozesse, die endlich als Eheideidungsprozesse auslodereten. Mit diesem traurigen Epithamen Peter Ruffière als immerwährendem Kennzeichen mußte der arme Gabriel Honoré eine Anzahl von Jahren einherwandeln, gleich einem Soldaten, dem zur Strafe die Augenbrauen abrasirt worden sind. Ach, er ist ja erst ein Rekrut von fünfzehn Jahren und noch zu jung dazu!

Nichtstdestoweniger, mag man ihm nun einen Namen geben oder tauben, mag man ihn Peter oder Gabriel nennen, so blieb er doch immer wer er war. In Choquenard's Pensionschule eben so wie später im Leben trägt, entfaltet und entwickelt er die Eigenschaften, welche die Natur ihm gab und die kein Schreien oder Masiren der Mißhandlung ihm nehmen konnte. Der Fils Adoptif theilt eine lange Liste der betriebenen Studien und erworbenen Kenntnisse mit — alte Sprachen — und wir haben tausend Beweise seiner bewundernswürdigen Gedächtniskreise in dieser Beziehung — neuere Sprachen, Englisch, Italienisch, Deutsch, Spanisch; dann leidenschaftliches Studium der Mathematik, Zeichnen, Malen und Geometrie, Musik in so hohem Grade, daß er vom Blatt zu spielen, ja sogar zu componiren verstand, Rei-

ten, Fächeln, Lanzen, Schwärmen, Ballschlägen — wenn nur die Hälfte von diesem wahr war, so kennen wir nicht sagen, daß Pierre Buffière seine Zeit übel anwendete.

Ziemlich gewiß ist, daß der vorstoßene Buffière sich in diesem Hause der Zucht sehr bald die Rieche Aller erwarb, die mit ihm in Verührung kamen, seiner Schulkameraden, seiner Lehrer, auch des Abbé Choquenard selbst. Denn, sagte der väterliche Marquis, er besäße die Zunge der alten Schlange! In der That ist es merkwürdig, wie der arme Buffière, Graf von Mirabeau, Revolutionskönig Riquetti oder wie man ihn sonst nennen mochte, sobald er in irgend einen Kreis von Menschen trat, selbst wenn dieselben gegen ihn eingenommen waren, sie doch binnen Kurzem für sich gewann. Bis an's Ende seiner Laufbahn konnte ihn Niemand mit eigenen Augen betrachten und fortfahren, ihn zu hassen!

Könnte er denn die Menschen überreden? Ja, lieber Leser; aber er konnte sie auch überhandeln und darin lag eigentlich das Geheimniß. Man fühlte, daß die große offene Seele des Mannes, der nie etwas Verwerfliches, Unnützes oder Unethisches gegen irgend ein Geschöpf vorbrachte, eine Pruderie war. Daß ein Mensch von seinen Mitmenschen je näher sie ihm kommen, desto mehr geliebt wird — ist das nicht die Thatfache aller Thatfachen? Will man wissen, welchen Grad von diplomatischer Klugheit — sei sie nun gut, gleichgültig oder auch schlecht — ein Mensch besitzt, so frage man die öffentliche Meinung, die Zeitungsgerüchte oder im äußersten Falle die Verionen, mit welchen er dinirt; um aber zu wissen, welchen wirklichen Werth er besitzt, frage man unendlich tiefer und weiter und vor allen Dingen die, welche Erfahrungen mit ihm gemacht haben und die, selbst wenn sie auch überigens die beschränktesten Menschen wären, in dieser Frage vollständig competent sind. „Die, welche mit fern stehen, beurtheilen mich ein wenig schlimmer, als ich mich selbst; dagegen die in meiner Nähe ein wenig besser,“ sagte der gute Sir Thomas Browne, und so werden alle Menschen sagen, welche viel hierüber zu sagen haben.

Da die Militäirpensionschule Choquenard's ihre Bestimmung verfehlt und aufgehört hatte, ein Zuchtbaus zu sein, so beschloß Marquis Mirabeau, es mit der Armee zu versuchen. Ja, wie es scheint, hat die gottlose Mutter ihm heimlich Geld geschickt, welches er, der Verräther, auch angenommen hat! Also in die Armee. Und somit bekommt Pierre Buffière einen Helm auf seinen dicken Kopf gesetzt, das zottige, blatternarbigte Gesicht schaut mar-

tialisch unter Hofhaare und blankem Metall hervor; er reitet in Reihe und Glied mit gezogenem Ballasch in der Stadt Saintes als lediger, freiwilliger Dragoner. Sein Alter betrug jetzt erst achtzehn Jahre und einige Monate.

Die Einwohner von Saintes lernten ihn ungemein lieb gewinnen und erboten sich sogar, ihm Geld zu leihen, so viel er wollte. Sein Oberst, ein gewisser De Lambert, war ein ziemlich strenger Gast und sauerdöppischer Kauz, und Buffière's Gesicht, durch dessen Narben allerlei Dinge hindurchleuchteten, hatte keineswegs das Glück, ihm zu gefallen. Ueberdies gab es in Saintes einen Archer oder Landvoigt, der eine Tochter hatte und dieser albernern Dirne gefiel das Gesicht Buffière's besser als das des Oberst! Denn man kann sich denken, wie geschickt Buffière in dieser wichtigen Angelegenheit mit der Zunge der alten Schlange für sich zu sprechen verstand. Es war seine erste Amourette und augenscheinlich stegreich, der Beginn einer ganz unerhörten Carrière in dieser Art. Der gekränkte Oberst ließ am Offiziersische allerhand satyrische Bemerkungen fallen; Buffière war nicht der Mann, der ihm in dieser Beziehung etwas schuldig geblieben wäre und es trat ein ziemlich unerquickliches Verhältniß ein.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, besuchte Buffière ganz gegen seine Gewohnheit eines Abends ein Spielhaus und verslor vier Louisd'or. Insubordination, Spiel, Landvoigts-tochter! Whadamanthus donnert von Vignon; Buffière schleudert seinen Helm von sich und flieht heimlich nach Paris. Nun werden Unterhandlungen gepflogen; ein vertrauter Spion geht nach Saintes; es werden Briefe gewechselt; Dupont de Nemours agit als Schiedsrichter zwischen einem Oberst und einem Marquis, die beide vor Wuth schäumen. Der vertraute Spion hört Zeugen ab, der ganze Gräuel kommt an's Licht. Was willst Du, o Marquis mit diesem Deinen Teufelssohne thun? Schicke ihn nach Surinam, laß tropische Sonnenhitze und Regen seine heiße Leber mürbe machen! — So rüßerte die väterliche Brutusgerechtigkeit und Dame Bailly; doch behielten mildere Gedanken die Oberhand.

Zuerst will man es mit Lettres de Cachet und der Inlet Abé versuchen. Dorthin geht es mit dem armen Buffière unter dem Ratsheln der fallenden Blätter des Jahres 1768, seines neunzehnten Herbstes. Es ist seine zweite Perleckearbeit; das Pensionsinstitut Choquenard war die erste. Be-klagt von dem lauten, atlantischen Ocean sitzt er hier in der Winterzeit unter der Aufsicht eines Bailli d'Aulan, des Gouverneurs dieses Plazes, der, wie man sagt, ein wahrer Cerberus war.

In Rhé wiederholt sich das alte Spiel. Nach wenigen Wochen ist der Gerberus Bailli Vuffière's guter Freund und stellt aus allen seinen Schünden zu Vuffière's Gunsten! Welche Zauberkrast besitzet doch dieses rebellische Wunderkind, o Marquis? welche Heuchelei und Verstellung, so daß selbst sein Festungsgouverneur ihm widerstehen kann? Müssen wir ihn denn durchaus nach den heißen Sümpfen von Surinam schaffen, um ihn zur Ruhe zu bringen?

Zum Glück ist jetzt Krieg in Corsika. Paoli kämpft hier auf seinen letzten Füßen und Baron de Vaur verlangt frische Truppen gegen ihn. Vuffière will, obgleich ihm die Sache an und für sich nicht gefällt, gern dahingehen und sieht so gut er kann — wie glücklich, wenn er durch irgend einen Kampf seinen Taufnamen und einen Schimmer von väterlicher Toleranz zurückerobern kann.

Nach vielem Bitten wird sein Wunsch gewährt. Vuffière wandert nun mit dem Range eines Unterlieutenants der Infanterie in der Legion Lotharingen bekleidet, nach Toulon im Monat April und betritt „die Ebene, welche ohne Pflug durchfurcht wird“, — wohlklingende Umschreibung des Wortes Ocean; „Gott gebe, daß er nicht eines Tages in rother Mühe als Galeerenclave darauf rudern muß!“ So lautete der väterliche Segen, der auch in Erfüllung ging. Ehe Vuffière Rochelle verließ und nachdem er kaum zwei Stunden aus der Festung Rhé heraus war, hatte er eine neue Gräueltbat begangen, — sein erstes Duell. Ein gewisser ehemaliger Kamerad, der wegen Schwindeleien den Abschied bekommen, suchte auf der Straße die frühere Bekanntschaft mit ihm zu erneuen; Vuffière fand für gut, dieses Ansuchen zurückzuweisen, selbst als es mit dem bloßen Degen in der Hand wiederholt ward. Welch ein corsischer Klibustier!

Der corsische Klibustier verrichtete, wie gewöhnlich, auch in Corsika Niesenarbeit. Er focht, schrieb, liebte, „studierte täglich acht Stunden“ und erwarb sich goldene Meinungen bei Jedermann und jeder Frau. Es war seine eigene Ansicht, daß die Natur ihn zum Krieger bestimmt habe; er fühlte sich diesem Geschäft so gewachsen und darin so heimisch, — der Wirtswart und Todestumult und Kanonendonner war für ihn harmonische Musik. Ohne Zweifel hatte die Natur ihn zu einem Menschen der Thätigkeit bestimmt, wie sie das mit allen großen Seelen thut, die in einem starken Körper wohnen, aber die Natur bequemt sich vielem an.

Nach Verlauf von zwölf Monaten, im Mai 1770, kommt Vuffière zu-

rück nach Toulon. Er hat viel Manuscript in der Tasche; sein Kopf ist angefüllt mit militairischen und allen anderen Kenntnissen, gleich einer durch- einander geworfenen Bibliothek, während sein Ruf, wie wir schon sagten, nach allen Seiten hin gewonnen hat. Der wadere Valli Mirabeau kann sich, obgleich es fast gegen sein Prinzip verstößt, nicht weigern, einen Neffen zu sehen, der so nahe an dem alten Schlosse am Durance vorbeikommt.

Der gute Onkel ist ganz entzückt von ihm, findet unter furchtbar zer- rissenen und veränderten Gesichtszügen körperlich und geistig Alles, was königlich und stark ist, ja einen Ausdruck von etwas Verfeinertem und Gra- ziosem. Nach mehreren Tagen ununterbrochener Unterhaltung erklärt er ihn für den allerbesten Menschen, sobald man ihn nur angemessen behandelt, der sich „zu einem Staatsmann, Generalissimus, Papst, oder was man sonst zu wünschen beliebt“, entwickeln kann. Oder sollen wir das Zeugniß des armen Puffière im Kasernendialekt mittheilen, verbrämt mit alten Klüßen, die leider für uns jetzt fast alte Gebete geworden sind: „Morbieu, Monsieur l'Abbé; c'est un garçon diablement vif; mais c'est un bon garçon, qui a de l'esprit comme trois cent mille diables; et parbleu, un homme très brave.“

Durch Zeugnisse und Bitten aller Art von Onkel und Familie bestärkt, willigt der strenge Marquis nicht ohne Schwierigkeit ein, diesen seinen anomalen Peter Puffière zu sehen und dann nach feierlicher Berathung und Ueberlegung ihn sogar zu entpetern und ihm seinen Namen zurückzugeben. Es war im September als sie sich wiedersehen, in Liguierpersé im Limousin, nicht weit von dem Landgute Pierre Puffière. Milde und Nachgiebigkeit schleichen sich in das Herz des Rhadamanthus, sogar zitternde Strahlen schwacher Hoffnung, die sich jedoch in Strenge und Starrheit verhält.

Der Marquis schreibt: „Ich nehme ihn zuweilen tüchtig ins Gebet; ich beobachte ihn, wie er die Nase senkt und starr vor sich hin sieht — ein Zeichen, daß er nachdenkt; oder wie er den Kopf wegwendet und eine Thräne verbirgt. So behandeln wir ihn bald ernsthaft, bald streng und wissen auf diese Weise diesem feurigen Roß das Geißel anzu- legen.“ Hätte er nur die Ephémérides, die Economiques, den Précis des Elements — „das mühsamste Buch, welches ich geschrieben, obgleich ich mich damals bei außerordentlich guter Gesundheit befand“ — gelesen; hätte er sich nur gründlich von meiner Staatsökonomie unterrichtet! Aber damit giebt er sich gar nicht ernstlich ab. Im Gegentheile findet er unglücklicher-

weise das Buch hohl, pragmatisch, ein leeres Geklingel von Formeln, sogar pedantisch und unwahrhaft wie der Ostwind. Kästliche Worte, die irgend ein Hordher dem „Herrn“ nur zu hinterbringen braucht.

Und dennoch, ist dieser plump gebaute junge Herkules im Grunde genommen nicht ein braver Gabriel, der seine zweite Arbeit glücklich beendet hat? Der Kopf des jungen Mannes ist eine „Windmühle und eine Feuermühle von Ideen“, das Kriegsministerium macht ihn zum Hauptmann und er ist leidenschaftlich dafür eingenommen, beim Kriegshandwerk zu bleiben, aber unglücklicherweise braucht ein solcher Alexander gar so viel Werkzeuge und eine ganze Welt zu seiner Werkstätte! „Wo sollen denn die Armeen und Heringszüge von Menschen herkommen?“ grollt der alte Marquis. „Glaubt er, ich habe Geld genug, um für ihn Schlachten zu veranstalten?“ Der Narr! Er soll sich dem Landleben widmen, erst jedoch, obgleich die Sache ihre Gefahren hat, ein wenig Paris sehen.

In Paris wirft während des Winters der tapfere Gabriel Alles vor sich nieder; er glänzt in Salons, in dem Oeil de Boeuf zu Versailles, speißt bei dem Herzog von Orleans — der junge Chartres, welcher jetzt noch nicht Egalité geworden, stößt mit ihm an —; er speißt bei den Guemènes, Proglies und anderen Größen und wird zur Jagd eingeladen. Selbst die alten Frauen sind entzückt von ihm und rauschen in ihren Atlaskleidern; seit langer Zeit ist in dem Oeil de Boeuf kein solches Licht aufgegangen. Wieb zu, o Marquis, daß es schlimmere Sauferwinde giebt als diesen. Der Marquis giebt es theilweise zu und doch und doch! wenig Dinge sind merkwürdiger als diese aufeinander folgenden Rückblicke des alten Marquis, indem er seinen jungen Grafen kritisch ins Auge faßt:

„Ich bin auf meiner Hut; ich weiß wohl, wie die Lebhaftigkeit des Kopfes in Bezug auf den Charakter täuschen kann, aber alles erwogen, muß man ihm einigen Spielraum gestatten; was zum Teufel sollte man sonst mit einer solchen intellectuellen und sanguinischen Ueberfülle anfangen? Ich kenne kein Weiß, als die Kaiserin von Rußland, mit welcher man diesen jungen Mann verheirathen könnte.“

„Es möchte schwer sein, einen jungen Mann zu finden, der mehr Talent und Thätigkeit in seinem Kopfe hätte als diesen; er würde selbst den Teufel zur Maïson bringen.“

„Dein Neffe Wirbelwind (l'Ouragan) steht mir bei. Gestern sagte der Diener Luce, der eine Art von privilegirtem Einfaltspinsel ist: Gestehen Sie,

Herr Graf, daß der Rumpf eines Menichen sehr unglücklich ist, wenn er einen solchen Kopf tragen muß.“

„Er besitzt die furchtbare Gabe der Familiarität, wie Papst Gregor es nannte. Er wickelt hier die vornehmen Leute um die Finger.“

Und dann wieder einige Jahre später:

„Man sagt mir fortwährend, daß es sehr leicht sei, ihn zu reizen, aber auch zu rühren; man kann ihn nicht hart anreden, ohne daß seine Augen, seine Lippen und seine Farbe verrathen, daß sich alles in ihm umwendet; andererseits dagegen bricht er bei dem geringsten zärtlichen Worte in Thränen aus und würde für Den, der es ihm sagt, durchs Feuer gehen.“

„Ich verwende mein ganzes Leben darauf, ihn mit Prinzipien und Allem, was ich weiß, vollzustopfen, denn dieser Mann, der in Bezug auf seine Grundeigenschaften immer noch derselbe ist, hat durch diese langen und soliden Studien nichts gethan, als den Gerüllhaufen in seinem Kopfe vermehrt, den man mit einer durcheinander geworfenen Bibliothek vergleichen kann. Dazu kommt noch sein Talent, durch Oberflächlichkeiten zu blenden, denn er hat bloß alle Formeln verschlungen und kann nichts gründlich darthun.“

„Er ist ein Ruthenkorb, der alles durchläßt, die geborene Unordnung, leichtgläubig wie eine Amme, ein Lügner durch und durch, ohne Noth und bloß um Geschichten zu erzählen; indiscret, und besitzt dabei eine Treisigkeit, welche in jeder Beziehung blendet, Gewandtheit und Talent ohne Grenzen. Uebrigens haben die Laster in ihm unendlich weniger Wurzel als die Tugenden; alles ist Leichtsin, Ungeflüm, Unwirksamkeit (nicht aus Mangel an Feuer, sondern des Planes); ein Geist, der im Unbestimmten denkt und Seifenblasen aufeinanderbaut.“

„Trog der fürchterlichen Häßlichkeit, des hinkenden Ganges, des athemlosen eiligen Schnaubens, und des Blickes, oder besser gesagt, der grimmi gen Stirn dieses Mannes, wenn er zuhört und nachdenkt, verrieth mir doch etwas, daß all diese wilde äußere Erscheinung weiter nichts sei, als eine Vogel scheuche von altem Fuch, daß im Grunde genommen er in ganz Frankreich der letzte Mann wäre, von dem eine überlegte Potheit zu erwarten stände.“

„Ganz aus Nachdenken und Biekerisiegelungen zusammengeleget (tout de rêné et de reverbère) wird er durch sein Herz rechts und durch seinen Kopf, den er vier Schritte von sich entfernt trägt, nach links gezogen.“

„Er kann der Kornphäus unserer Zeit werden.“

„Er besitzt eine angeborene kurzichtige (myope) Ueberstürzung, die ihn veranlaßt, den Sumpf für festen Boden zu halten —“

— Glück! glück! — im Namen aller Götter, was für ein Wunderthier habe ich denn da ausgebrütet? Es hat Schwimmsfüße und einen breiten Schnabel; es wird ins Wasser laufen und erlaufen, wenn die himmlische Barmherzigkeit und die Mutterhenne es nicht verhindern!

Wie unaussprechlich wahr aber ist doch, was der alte Marquis sagt: „Er hat alle Formeln verschlungen (il a humé toutes les formules)“ und sie aus dem Wege geräumt! Ja Formeln, wenn wir es recht überlegen, Formeln und Gabriel Honoré waren von Anfang bis zu Ende Todfeinde und mußten es sein. Welche Formel dieser formalisirten (bestehenden) Welt war für Gabriel eine gütige gewesen? Seine Seele konnte keinen Schutz darin finden, denn sie waren unglaublich, sein Körper keine Tröstung, denn sie waren tyrannisch und ungerecht. Wenn es nicht außer Formeln und trotz derselben Speise und Substanz gab, dann wehe ihm! Diesem Manne konnten Formeln keine Existenz und keine Wohnung gewähren, ausgenommen höchstens auf der Insel Rhé und dergleichen Orten, sondern drohten das Leben aus ihm herauszuwürgen. Entweder müssen die Formeln unterliegen oder er, und nach einem harten Kampfe ergiebt sich, daß die Formeln besiegt sind. So schlau und gewandt ist das Schicksal; in aller Ruhe formt es seine Werkzeuge für die Arbeit, die sie verrichten sollen, während es dieselben nur zu verderben und zu zerbrechen scheint! Denn bedenke wohl, o Marquis, ob nicht Frankreich selbst mit der Zeit ein paar Formeln zu verschlucken haben wird! Läßt der Anblick, der sich Dir von den Wänden des Mont d'Or darbietet, nicht schon auf etwas der Art schließen? Es ist ein Sommertag des Jahres 1777.

„O Madame, welche Geschichten könnte ich Ihnen erzählen, wenn ich nicht ein ganzes Schoß trockene Geschäftsbriefe zu beantworten hätte. Ich würde Ihnen das Dankfest dieser Stadt malen, welches am 14. stattfand. Die Wilden kamen in Strömen von den Gebirgen herab, unsere Leute hatten Befehl, an Ort und Stelle zu bleiben. Der Priester mit Neßgewand und Stola, der öffentliche Richter in seiner Verücke, die Marsechauffee mit gezogenem Säbel besetzten den Platz, Lebe die Tänze beginnen durften. Schon nach einer Viertelstunde ward der Tanz durch Schlägerei unterbrochen, die Kinder, die Gebrechlichen und andere Zuschauer schrien und kreischten und gingen gleichwohl nicht von der Stelle, eben so wie der Pöbel

sich sammelt, wenn sich die Hunde beißen. Furchtbare Menschen oder vielmehr wilde Gescköpfe des Waldes in groben wollenen Kitteln und breiten Lederbürteln mit kupfernen Nägeln, von riesiger, durch die hohen Holzschuhe noch vermehrter Körpergröße. Sie stellten sich auf die Spigen, um den Kampf genau zu sehen, schlugen den Takt dazu und rieben sich die Seiten mit den Ellbogen. Ihr hageres Gesicht war mit langem schmierigem Haar bedeckt; der obere Theil des Gesckts ward bleich, der uniere dagegen verzerrte sich zu den Anfängen eines grausamen Gelächters, einer wilden Ungeduld. — Und diese Leute bezahlen die taille! Und Sie wollen ihnen auch noch das Salz nehmen! Und Sie wissen nicht, was Sie schinden oder — wie Sie es nennen — regieren, denn Sie glauben, daß Sie mit einem feigen Federstrich ungestraft fortfahren können, zu rauben, bis die Katastrophe kommen wird! Solche Schauspiele regen tiefe und ernste Gedanken an. „Der arme Jean Jacques!“ sagte ich zu mir selbst, „Sie, welche Dich und Dein System hieberschickten, um unter einem solchen Volke Notizen zu schreiben, haben Dein System nur schlecht überlegt!“ Andererseits jedoch waren diese Gedanken auch tröstlich für einen Mann, welcher sein ganzes Leben lang die Nothwendigkeit der Unterstützung der Armen und des allgemeinen Unterrichts gepredigt hat; welcher versucht hat, zu zeigen, worin diese Unterstützung und diese Belehrung bestehen muß, wenn sie eine Schranke — die einzige mögliche Schranke — zwischen Unterdrückung und Empörung bilden soll, den einzigen, aber untrüglichen Friedenstractat zwischen den Hohen und den Niedern! Ach, Madame! Diese wie beim Blindenspiel umherstolpernde Regierung wird durch einen allgemeinen Umsturz enden.“

Prophetischer Marquis! Möchten andere Nationen Dich besser anhören, als Frankreich Dich anhörte, denn es geht sie alle an. Aber ist es nicht merkwürdig, wenn man bedenkt, wie die ganze Welt ohne eben diesen Propheten einen ganz andern Gang genommen haben würde? Hätte der junge Mirabeau einen Vater gehabt, wie ihn andere Menschen haben, oder auch gar keinen Vater! Man bedenke ihn, wie er in diesem Falle durch natürliche Gradation, durch den Rang, die Gelegenheit, die ununterdrückbaren elastischen Fähigkeiten, die er besaß, Stufe um Stufe zu amtlicher Stelle, — zu der höchsten amtlichen Stelle emporgestiegen wäre, was zu einer Zeit, wo Tugend, Reden und talentvolle Leute unentbehrlich geworden waren, nothwendig der Fall hätte sein müssen. Durch natürlichen Zauber bezaubert er Marien Antoinetten, sie am meisten von allen mit ihren raschen empfäng-

lichen Instinkten, ihrem feinen Gefühl für Alles, was groß und edel war, ihrem reichen Haß gegen Alles, was nur petantisch, niederlich, lafaveitisch war und sich für groß ausgeben wollte. König Ludwig ist eine Null, zum Glück war er auf eine solche reducirt; dann hätte an der Spitze Frankreichs der einzige Franzose gestanden, welcher diese große Frage anzufassen vermocht, der nachgebend und verweigernd, manövrirend, leidend und mit einem Worte das, was zu thun war, sehend und wagend, Frankreich vielleicht seine Revolution erspart und es auf friedlichem Wege umgestaltet hätte!

Aber die höchsten Mächte hatten es anders beschloffen. Einmal nach tausend Jahren sollten alle Nationen den großen Brand, die Selbstverbrennung einer Nation sehen und davon lernen, wenn sie könnten. Und konnte es für einen Formelverschlinger auf der Welt einen bessern Schulmeister geben als eben diesen Freund der Menschen; konnte man sich eine bessere Erziehung denken, als die, welche Alcides Mirabeau hatte? Vertraue dem Himmel, guter Leser, er überwacht das Schicksal der Nationen eben so wie den Fall eines Sperlings.

Gabriel Honoré macht sich in Paris ganz gut und wickelt mit jenem „fond gaillard“ mit jener „terrible don de la familiarité“, mit seinem ganzen einschmeichelnden Wesen die vornehmen Leute um den Finger. Auch in dem ganz entgegengesetzten geschäftlichen Departement, als der Sommer kommt und mit diesem das Landleben, übertrifft er alle Erwartungen. Im Sommer des Jahres schickt ihn der alte Freund der Menschen nach dem Limousin auf sein Gut oder bei dem zu dieser Zeit noch schwebenden Prozesse — seines Weibes Gut, Pierre Puffière, um zu sehen, ob sich dort etwas für die Menschen thun läßt. Allerdings giebt es hier sehr viel zu thun. Die Bauern, denen es an allen Dingen fehlt, selbst an Lebensmitteln, tragen das stehende Gepräge des Leidens auf ihren Gesichtern, als ob sie meinten, die Ausplünderung der Menschen sei eine unvermeidliche Bügung des Himmels, die man sich eben so gefallen lassen müsse wie Sturm und Hagelschlag.

Hier in der Einsamkeit des Limousin ist Gabriel immer wieder Gabriel. Er reitet, er schreibt und schaut sich überall um; er ist aus den Törpfen der armen Leute, spricht mit ihnen, verhilft ihnen zu ihrem Rechte, setzt eine Art Schiedsmännergericht ein und gewinnt abermals Aller Herzen. Werthe, o Marquis Abatamanthus — wir sagen es nochmals — daß es weit schlimmere Sauferwinde giebt als diesen! „Er ist,“ bekennt der Marquis, „der Dämon des Unmöglichen, le démon de la chose impossible.“

Dies ist auch ganz wahr — unmöglich ist ein Wort, welches nicht in seinem Wörterbuche steht. So befehlt z. B. derselbe Gabriel Honoré lange nachher — wie Dumont bezeugt — seinem Secrétaire, irgend ein Bunter zu thun — etwas, was wenigstens zur damaligen Zeit für wunderbar galt. Der Secrétaire antwortet: „Monsieur, das ist unmöglich.“ „Unmöglich?“ antwortet Gabriel; „ne me dites jamais cette bête de moi, nennen Sie mir nicht dieses dumme Wort!“ Wirklich, man möchte sagen, er war ein ganz guter Mensch, sobald man nur gut mit ihm umging, obgleich immer noch breitschnäbelig und mit einem unüberwindlichen Gang, ins Wasser zu gehen.

Der folgende an den Bailli gerichtete, übrigens bedeutungslose Brief scheint uns des Abschreibens werth zu sein. Nimmt sich der junge Herr, wenn er sich noch in der Studierperiode befand, nicht sehr schön darin aus, wie er so im Schnee dassteht? Es ist im December 1771, auf dem Wege nach Schloß Mirabeau:

„Fracti bello satisque repulsi ductores Danaum: hier, lieber Onkel, ist ein Anfang in gutem Lateinisch, welcher bedeutet, daß ich vor Müdigkeit kaum noch fort kann. Ich habe diese ganze Woche nicht mehr geschlafen, als Schildwachen zu schlafen pflegen und gleichzeitig mit den Rädern meines Wagens die meisten Gleise und Pfützen sondirt, welche zwischen Paris und Marseille liegen. Tief und zahlreich waren diese Gleise. Ueberdies brach zwischen Mureau, Romane, Chambertin und Beaune die Axe meines Wagens — in der Mitte von vier Weindistricten; welsch ein geographischer Punkt, wenn ich so klug gewesen wäre, ein Trunkenbold zu sein. Das Unglück geschah gegen fünf Uhr Abends; mein Lakai war schon voraus. Es fiel damals nichts als nasser Schnee; zum Glück gewann er später einige Consistenz. Die Nähe von Beaune ließ mich hoffen, in den Eingebornen des Landes einiges Genie zu finden. Ich bedurfte guten Rath; der Teufel rieth mir anfangs zu fluchen, aber diese Laune ging vorüber und ich kam in Verführung, zu lachen, denn bis an das Kinn eingewickelt kam ein frommer Priester herangestrabt, dem der Schnee und Regen ins Gesicht schlug und ihn bewog, eine so sonderbare Miene zu ziehen, daß ich glaube, es war eben dies, was mich vom Fluchen abhielt. Der fromme Mann fragte, als er meinen Wagen umgeworfen daliegen und eins der Räder fehlen sah, ob etwas vorgefallen sei? Ich antwortete, es hieße hier nichts als Schnee. „Ah,“ sagte er sinnreich, „Ihr Wagen ist also zerbrochen.“ Ich bewunderte

den Scharfsinn des Mannes und bat ihn, mit Erlaubniß seines Pferdes — welches ebenfalls ein niedliches Gefäß zog, als ihm der Schnee so auf die Nase schlug — seinen Schritt zu verdoppeln und in Chaigny gefälligst Nachrich zu geben, daß ich hier säße und nicht weiter könnte. Er versicherte mir, er wolle es der Postmeisterin selbst sagen, denn diese sei seine Cousine, eine sehr liebenswürdige Frau und seit drei Jahren an einen der rechtschaffenssten Männer der Stadt, einen Nefsen des königlichen Procurators in — verheirathet. Kurz, nachdem er mir über sich, seine Cousine, deren Gatten und ich weiß nicht wen sonst noch alles Mögliche mitgetheilt, beliebte es ihm endlich, seinem Pferde die Sporen zu geben, welches hierauf ein kurzes Grrunzen hören ließ und sich in Gang setzte. Ich vergaß ihm zu sagen, daß ich den Postillon nach Mureau geschickt hatte, wohin er den Weg wußte, denn er ging, wie er sagte, täglich dorthin, um ein Gläschen zu trinken, was ich recht gern glaubte, selbst wenn er mir versichert hätte, daß er zwei Gläschen trinke. Der Mann war, als er ging, bloß ein wenig angestochen; als er wiederkam, was sehr spät war, war er richtig ganz betrunken. Ich marschirte wie eine Schildwache hin und her; mehrere Einwohner von Beaune kamen vorüber und fragten mich einer nach dem andern, ob etwas passiert sei? Einem von ihnen antwortete ich, es handle sich um ein Experiment; ich sei von Paris abgeschickt worden, um zu sehen, ob eine Chaise auch mit einem Rade liefe; die meine wäre bis hierhergekommen, doch wollte ich nun zurückschreiben, daß zwei Räder jedenfalls besser wären. In diesem Augenblicke stieß mein würdiger Freund mit dem Schienbein an das andere im Schnee liegende Rad, fuhr mit der Hand nach der verletzten Stelle, fluchte, wie ich beinahe gethan hätte und sagte dann lächelnd: „Ah, Monsieur, da ist ja das andere Rad!“ „Zum Teufel auch!“ sagte ich, als ob ich ganz erstaunt wäre. Ein anderer theilte mir, nachdem er den Wagen lange hinten und vorn besichtigt, endlich mit sehr schlauer Miene mit: „Ma foi Monsieur! Es ist Ihre essi (er meinte damit essieu oder Axe), die zerbrochen ist.“

Mirabeau's Mißion in der Provence während dieser Winteraison war eine mehrfache. Er sollte die Güter überwachen, sich unter seinen Unterthanen und seines Gleichen in dieser Gegend heimisch fühlen lernen, — vielleicht sich ein Weib wählen. Noch vor Kurzem hatte der alte Marquis, wie wir gesehen haben, gemeint, es passe weiter keine für ihn, als höchstens die Kaiserin Katharine. Gabriel aber ist seit jener Zeit unter diesem Sonnen-

schein väterlicher Günst — dem ersten Schimmer von solcher Witterung, den er jemals gehabt — ganz erschauulich gereift. Der Marquis glaubt jetzt, sein Sohn könne, wenn es auch gerade nicht die Kaiserin wäre, recht wohl eine Andere heirathen, dafern sie nur Geld hätte.

Man findet endlich auch eine Braut, allerdings nicht mit Geld, wohl aber mit Connexionen und Aussichten und erobert sie durch stürmische Veredtsamkeit, wobei der Marquis secundirt. Ihr Portait ist so wie es der secundirende Marquis selbst entwirft, gerade nicht sehr bezaubernd: „Marie Emilie de Coet, einzige Tochter des Marquis von Marignane, stand damals in ihrem achtzehnten Jahre. Ihr Gesicht nahm sich sehr gewöhnlich, ja auf den ersten Anblick fast gemein aus und war dabei braun, ja fast schwarzgels (mauricaud). Augen und Haar waren schön, die Zähne nicht gut, doch umspielte den Mund ein fortwährendes liebenswürdiges Lächeln. Ihre Gestalt war klein, aber angenehm, obichon ein wenig seitwärts geneigt. Dabei entwickelte sie große Lebhaftigkeit des Geistes, Scharfsinn, Gewandtheit, Hartgefühl und Muthwillen.“

Diese braune, fast schwarzgelbe kleine Dame, die noch dazu eine große Närrin war, bekommt Mirabeau am 22. Juni 1772 zum Weibe. Mit ihr und mit einer Pension von dreitausend Francs von seinem Schwiegervater und einer von sechstausend von seinem eigenen Vater und reichen Aussichten soll er sich nun mitten in der Provence an seinem eigenen gemietheten Herde in der Stadt Aix niederlegen und den Himmel preisen.

Man muß zugeben, daß dieser junge Alexander, der eben erst sein vier- undzwanzigstes Jahr begonnen, ein wenig grollen konnte, als er bloß eine solche Welt zu erobern sah. Indessen, er hatte seine Bücher, er hatte seine Hoffnungen, Gesundheit, Fähigkeiten; ein Universum, von welchem auch die Stadt Aix einen Theil bildete; ein Universum reich an verbotenen Früchten rings um ihn her; das unaussprechliche „Saatsfeld der Zeit“, worin er säen konnte und er sagte zu sich selbst: Wohlan, ich will weise sein.

Und dennoch ist die menschliche Natur so schwach. Man kann sich auch denken, ob der alte Marquis, der jetzt mit seinem Weibe in einen immer entschiedneren Prozeß hineinsam, aufgelegt war, kleine Sünden zu vergeben. Die schreckliche, heiser-ruhige rhadamanthinische Art und Weise, auf welche er sich über diese Prozeßangelegenheit gegen seinen Bruder ausdrückt und ihm das tieffte Schweigen auferlegt, könnte schwache Nerven bedrögend erschüttern, weshalb wir ganz dem Zwecke entgegen darüber hinweggehen.

O gerechter Marquis! Der Riquetti-Haushalt kann in der That für die schwache menschliche Natur wenig thun, ausgenommen vielleicht sie nur um so schneller zum Falle bringen. Der Riquetti-Haushalt wird aus einander gestreut; nicht immer aus einander geleitet, sondern oft aus einander geichleudert — die Zeiten des Tornado haben für ihn begonnen. Die eine Tochter ist Frau von Saillant, noch jetzt (1837) am Leben, eine sehr gute Schwester; eine andere ist Frau von Gabris, nicht so gut, denn ihr Gemahl hat Prozesse wegen verleumderischer Verse, die von ihm herrühren; sie wird von einem gewissen Baron von Villeneuve Noans, der sich von einem dieser verleumderischen Verse getroffen fühlt, auf der öffentlichen Promenade von Grasse insultirt und alle bei dieser Angelegenheit theilhabende Personen zeigen sich als wahrhafte Narren. Ja, die arme Frau läßt sich, wie wir finden, allmählig sogar mit präternuptialen Personen ein, so z. B. mit einem gewissen Briançon in Spauletten, den der Fils Adoptif als einen Mann beschreibt, der — sich unmöglich beschreiben läßt.

Von einem jungen Erben aller Mirabeaus verlangt man, daß er eine gewisse Figur mache, besonders wenn er sich verheirathet. Der gegenwärtige junge Erbe hat nichts, womit er eine Figur machen könnte, als unzulängliche neuntausend Francs jährlich und sehr bedeutende Schulden. Der alte Mirabeau ist hart wie der Helsen Noß und kein Stad vermag Wunder an ihm zu thun; für Trouffcaud, Geschenke, Fußwäschungen, Festgelage und Einzugschmausereien giebt er ganz einfach auch nicht einen Sous her. Der Erbe muß alles selbst schaffen. Er thut es und reichlich, aber ach, was wird aus den neuntausend Francs jährlich und den sehr bedeutenden Schulden? Soll er Air und die Schmausereien aufgeben und sich auf das alte Schloß in der wilden Thalschlucht zurückziehen? Ja wohl, es geschieht. Aber kann eine junge, an den Luxus des Lebens gewöhnte Frau nicht verlangen, daß eine Reihe von Zimmern für sie eingerichtet werde? Die Tapezierer hämmern und poliren, mit gutem Erfolg, aber nicht ohne Rechnungen. Und nun die bedeutenden Judenschulden!

Der arme Mirabeau sieht keinen andern Ausweg als mit thränenden Augen zu seinem Schwiegervater zu laufen und ihn zu beschwören, jene „reichen Ausflüchte“ einigermassen in Genüsse umzuwandeln. Bierzigtausend Francs erklärt der durch diese Thränen und feurige Beredsamkeit gerührte Schwiegervater sich endlich bereit, baar zu zahlen, vorausgesetzt, daß der alte Marquis Mirabeau, der gewisse Voransprüche hat, auf diese verzichtet. Der

alte Marquis Mirabeau, an den auf die leidenschaftlichste, überredendste Weise geschrieben worden, antwortet durch einen Brief von der Art, welche man versiegelte Briefe (*Lettres de Cachet*) nennt, und befehlt dem leidenschaftlichen überredenden Briefschreiber unter des Königs Hand und Siegel, sich sofort nach Manosque zu verfügen!

So lebe denn wohl, du altes Schloß, mit deinen neutapecirten Zimmern auf deinem steilen Felsen an dem reißend strömenden Durance; willkommen, du erbärmlicher kleiner Flecken Manosque, da das Schicksal und einmal dahin treibt! Auch in Manosque kann der Mensch leben und lesen; er kann einen *Essai sur le Despotisme* schreiben (und im Jahre 1774 in der Schweiz drucken lassen) — eine Schrift voll Feuer und roher Kraft, die noch jetzt gelesen zu werden verdient.

Die „Abhandlung über den Despotismus“, worin sich von den Ephémérides und Duesnay so wenig fand, konnte an dem alten Marquis nur einen harten Kritiker finden. Wahrscheinlich murmelte dieser etwas von verschlungenen Formeln und jungen Menschen, die sich erdreiseten, über Dinge zu schreiben, welche Ernst und reife Erfahrung erforderten.

Unglücklicherweise kamen auch noch andere Uebelthaten hinzu. Ein gewisser Oeck, Namens Chevalier de Gassaut, welcher gewohnt ist, das Haus des jungen Verbannten zu Manosque zuweilen zu besuchen, läßt es sich einfallen, eine Art theoretischer Liebelei mit der kleinen, braunen Frau zu beginnen, welche diese Annäherung theoretisch erwidert. Pilet folgt auf Pilet, Blick auf Blick *crescendo allegro*; — bis der Gatte gleich einem Vulkan den Mund aufthut und den Chevalier de Gassaut zur Thür hinauszuwerfen droht. Chevalier de Gassaut geht, ohne sich erst werfen zu lassen, aber nicht ohne eine gewisse Explosion. Man vermuthet ein Duell, aber dieser Gassaut, welcher weiß, was für eine Klinge dieser Diauetti führt, will sich nicht schlagen und sein Vater muß bitten und ihn entschuldigen. „Eckelmüthiger Graf, laß meinen armen Sohn nicht todt; leider hat schon diese höchst beklagenswerthe Explosion an und für sich die schönste Partie rückgängig gemacht und die Familie will nun nichts mehr von ihm hören!“ Der eckelmüthige Graf verzichtet, nachdem er dies gehört, nicht bloß auf das Turck, sondern galoppirt auch, den *Lettre de Cachet* ganz vergessend, halb verzweifelt fort, um mit der eben erwähnten Familie zu sprechen und sie so lange mit Bitten zu bestürmen, bis der arme Gassaut wieder zu Gnaden aufgenommen wird. Nachdem er dies glücklich vollbracht, denn nichts vermag

seiner Verehrsamkeit zu widerstehen, reitet er mit dem Bewußtsein einer guten That im Herzen gemächlich wieder nach Hause.

Wir haben schon angedeutet, daß dieser sein Ritt über die ihm in dem königlichen versiegelten Briefe gesteckten Grenzen hinausgeht, aber ganz gewiß wird Niemand darauf achten, Niemand es der Behörde anzeigen. Es ist ein schöner Sommerabend — o armer Gabriel, es ist der letzte friedliche, glückliche Ritt, den Du auf lange Zeit hinaus, vielleicht fast auf immer in der Welt haben sollst. Denn siehe, wer kommt da durch das gelbe Sonnenlicht einherkutschirt? Himmel und Hölle! es ist jener nichtswürdige Baron von Villeneuve Noans, welcher Schwester Gabriel auf der Promenade von Grasse insultirte! Die menschliche Natur verfällt sehr leicht in Uebereilung und Irrthümer, wenn man ihr nicht Zeit zur Ueberlegung gestattet. Reiter und Kutscher kommen einander immer näher, die Pferde bäumen aneinander hinaus und Du steigst ab, fast ohne es zu wissen. Satisfaction wie Männer von Ehre sie erwarten, mein Monsieur! Nicht? Höre ich recht? Nicht? In diesem Falle Monsieur — Und dieser wilde Gabriel (*horresco referens!*) packt den Baron von Villeneuve Noans und peitscht ihn, nicht bloß sinnbildlich, sondern praktisch auf der königlichen Heerstraße, während einige Bauern zuschauen! Da hat die Gama nun wieder etwas in die Welt hinauszuposaunen!

Die Gama bläst — nach Paris ebenso wie anderswohin — und zur Antwort trifft am 26. Juni 1774 ein frischer versiegelter Brief von größerem Nachdruck ein und mit ihm zugleich kommen grimme Händer und ihr Wagen. Der Formelschlucker wird von seinem Weibe, von seinem im Sterben liegenden Kinde, von seinem letzten Schatten einer Heimath, ohnedies schon einer Heimath im Gril, hinweggeschleppt nach Marseille, nach dem Schlosse If, welches träuernd auf das weite Meer herabschauet. Umgürtet von dem blauen mittelländischen Meere, mit eisernen Gittern vor dem Fenster, abgeschnitten von Fede, Papier, Freunden und Menschen, mit Ausnahme des Gerbers des Plages, welcher beauftragt ist, ihn sehr kurz zu halten, muß er nun hier sitzen — solche Kraft hat ein versiegelter Brief, so hat es der grimme alte Marquis bestellt. Unser kurzer Sonnenblick geht also schon wieder in Nacht über? Ja wohl, Du armer Mirabeau, in dunkle Mitternacht! Ja, die Formeln sind allzugrausam gegen Dich, Du verwickelst Dich wirklich mit Formeln in Krieg, den schrecklichsten aller

Kriege, aber Du wirst sie mit Gottes und des Teufels Hülfe aus dem Wege räumen, auf die schrecklichste Weise!

Von dieser Stunde an senkt sich immer dichtere Finsterniß auf den armen Gabriel herab; sein Lebenspfad wird immer peinlicher und unsicherer und von Irrlichtern, die nicht dem Himmel entstammen, umlagert. Solche Alceides-Arbeiten sind selten irgend einem Menschen zugetheilt worden.

Zügle Deine Wuth, Deine heißen Thränen, armer Mirabeau, füge Dich, so gut es gehen will, denn es hilft einmal nichts. Aus dem Herbst wird Winter und dieser geht in milden Frühling über, die Wogen umtosen das Schloß If an der Mündung des Hafens von Marseille und schließen den unglücklichsten Menschen ein. Doch nein, nicht den unglücklichsten. Der arme Gabriel besitzt ja einen solchen *sond gaillard*, eine Dosis der Freude und Heiterkeit; es wohnt ein tiefes, feuriges Leben in ihm, welches selbst durch das schwärzeste Schicksal nicht erdödet zu werden vermag. Der Gerberus von If, Herr Dallegre, wird endlich sanfter, wie alle Gerberusse unserm Gabriel gegenüber werden; er giebt ihm Papier, er schenkt ihm Theilnahme, er theilt ihm gute Rathschläge. Ja, es sind ihm schon Briefe zugestekt worden, die „irgend ein Halunke sich in die Kamassen geknüpft hat,“ sagt der alte Marquis. Auf Schwester du Saillans' freundlichen Brief fallen „Thränen“, aber nichtsdestoweniger weinst Du nicht immer. Du thust etwas Besseres, Du schreibst die Memoiren eines tapferen Col d'Argent (woraus wir oben Einiges mitgetheilt haben); Du beschäftigst Dich mit Projecten und Bestrebungen. Zuweilen freilich thust Du auch etwas Schlimmeres, obgleich in einer andern Richtung, — wo Marktender hübsche Frauen haben! Es war — wie der Fils Adoptif meint — ein sehr verzeihlicher Irrthum von der schönen, schwachen Cantinière, worüber damals zu viel Aufhebens gemacht ward.

Auch fehlt es nicht an gerechteren Tröstungen; Schwestern und Brüder ermahnen Dich, gutes Muthes zu sein und die Hoffnung nicht aufzugeben. Unsere Leser haben Graf Mirabeau als „den ältesten von meinen Jungen“ bezeichnen hören; wie wäre es, wenn wir nun einmal den jüngeren einen Augenblick lang verführten? Wir meinen den Malteserritter von Mirabeau, damals einen rauben Sohn des Meeres. Er ist auch ein arger Saufeswind, hat aber den Vortheil, daß er nicht der älteste Sohn ist. Er ist vom Krankenlager aufgestanden und mitten im Winter von Malta nach Marseille

gereißt, denn das Band der Natur zieht ihn, ein so ungelecktes Seeungeheuer er auch ist.

„Es wehete ein heftiger Wind; keiner der Bootleute wollte mit mir den Quai verlassen. Ich bewog endlich aber doch zwei von ihnen, mehr durch Drohungen als durch Geld, denn Du weißt, ich habe kein Geld, bin aber, Gott sei Dank, mit der Gabe des Redens so leidlich ausgestattet. Ich erreichte das Schloß If, die Thore sind geschlossen und der Lieutenant — Herr Dallegre war nicht da — sagt mir in aller Ruhe, daß ich wieder gehen muß, wie ich gekommen bin. — Nicht eher, als bis ich Gabriel gesehen habe. — Es ist nicht erlaubt. — Ich will an ihn schreiben. — Auch das kann ich nicht gestatten. — Dann will ich auf Herrn Dallegre warten. — Ganz wohl, aber bloß vierundzwanzig Stunden, nicht länger. — Hierauf faßte ich meinen Entschluß; ich gehe zu La Moutet — der hübschen Frau des Marktreichers oder Schenkwirthe — wir kommen überein, daß ich, sobald als der Zapfenstreich vorüber ist, diesen armen Teufel sehen soll. Ich kam auch wirklich zu ihm, nicht wie ein Valadin, sondern wie ein Dieb oder ein Riechhaber, welches Du willst, und wir schütteten unser Herz aus. Man hatte gefürchtet, daß er meinen Kopf bis zur Temperatur des feinen erbigten würde, aber Schwester Gabriel, man beurtheilt ihn falsch. Ich kann Dir versichern, während er mir seine Geschichte erzählte und meine Wuth sich in den Worten Luft machte: „Obgleich noch halb krank und schwach, habe ich doch zwei Arme, die stark genug sind, um Villeneuve Moans oder wenigstens seinem feigen Bruder den Hals zu brechen,“ sagte er zu mir: „Mon ami, Du wirst uns beide ins Verderben stürzen.“ Und ich gestehe, daß es vielleicht diese Rücksicht allein war, die mich an der Ausübung eines Projectes hinderte, welches nichts hätte nützen können und welches nur das Aufbrausen eines Kopfes wie der meine entschuldigen konnte.“

Lieber Vater, dieser feste, junge Malteserritter ist der Vicomte de Mirabeau oder jüngere Mirabeau, von dem alle Menschen in der Revolutionszeit hörten, — am öftersten unter dem ansprekenderen Namen Mirabeau Tonneau oder Tonne Mirabeau, wegen seines Körperumfangs und der Quantität Getranks, die er gewöhnlich in sich faßte. Es ist dies derselbe Tonne Mirabeau, der in den Generalstaaten seinen Regen zerbrach, weil der Adel nachgab und das Ackerthum damit zu Ende war, denn in der Politik war er gerade der Gegenpart seines ältern Bruders und sprach als Mann der Deffentlichkeit sehr viel und gut und machte die Menschen zum Lachen (denn

er war ein wilder, sauertöpfischer Rauz, der viel Biss und noch mehr Spiritus im Kopfe hatte). Er ging später entrüstet über den Rhein und exercirte Emigrantenregimenter, als er aber eines Morgens in seinem Belt saß, ohne Zweifel an Magen- und Herzversäuerung leidend und in tartarischer Laune über die Wendung nachdachte, welche die Dinge nahmen, verlangte ein gewisser Capitain oder anderer Subalternier in Dienstangelegenheiten Zutritt. Er wird abgewiesen, verlangt nochmals Einlaß und dann nochmals, bis der Oberst Vicomte Tonne Mirabeau zu einer brennenden Brantweintonne auflodernd, seinen Degen ergreift und hinausstürzt, um dieser zudringlichen Kanaille Mores zu lehren, dabei aber unglücklicherweise in eine andere rauh und gewandt gezogene Degenspitze rennt und auf der Stelle todt niederfällt! Dies war der fünfte Akt von Tonne Mirabeau's Lebenstragödie, unähnlich und doch ähnlich jenem ersten Akt in dem Schlosse If, und somit fiel der Vorhang.

Bruder und Schwestern, das kleine braune Weib, der Cerberus von If, alle bitten für den reuigen, unglücklichen Sünder. Das Ohr des alten Marquis aber ist so taub wie das des Schicksals. Bloß um der Abwechslung, nicht um der Erleichterung willen und zwar hauptsächlich, weil der Cerberus von If auch behert worden, läßt er nach neun Monaten im nächsten Mai den Verbrecher nach dem Schlosse Joux, einem „alten Gulenneße mit einigen Invaliden“ im Jura-Gebirge schaffen. Anstatt des eintönigen Meerespiegels möge er es nun mit den eintönigen, zu dieser Jahreszeit noch mit Schnee bedeckten Granitgebirgen, mit ihren Nebeln und Raubvögeln versuchen und sich auf die Dauer daselbst einrichten und zwar mit einem Jahrgehälter von zwölfhundert Francs, da er mit neuntausend nicht auskommen konnte!

Der arme Mirabeau; — und wie steht es mit des armen Mirabeau Weib? Lieber Leser, das thörichte, kleine, braune Weib wird des Bittens müde. Ihr Kind ist wirklich begraben, ihr Gatte lebendig begraben, und da ihr kleines, braunes Ich noch auf Erden wandelt und noch nicht zwanzig Jahr alt ist, so sucht sie sich durch theoretische Liebeleien zu zerstreuen, hört auf zu bitten und beginnt mit Erfolg zu vergessen. Die Ehe, welche an dem Tage, wo der Häschterwagen in Manosque anlangte, zerrissen ward, wird trotz aller Bemühungen niemals wieder zusammenkommen, sondern fließt weiter in zwei getrennten Strömen, um sich in den furchtbaren Sandwüsten zu verlieren. Gatte und Gattin sahen sich mit Augen niemals wieder.

Nicht weit von dem traurigen Schlosse Jour liegt der kleine traurige Flecken Pontarlier, wohin unser Gefangener auf sein Ehrenwort Erlaubniß hat zu gehen, so oft es ihm beliebt. Es ist, wie wir schon gesagt haben, ein trauriger, kleiner Flecken, doch giebt es darin ein gewisses Haus Monnier, woran sich eine Geschichte knüpft und knüpfen wird.

Von dem alten Herrn Monnier, dem achtungswerthen Gerichtspräsidenten, der gegenwärtig in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre steht, werden wir weniger sagen, als von seiner Gattin Sophie Monnier, einer gebornen de Ruffey aus Dijon, und ebenfalls einer Gerichtspräsidentenfamilie entstammend. Und doch ist sie seit vier Jahren vermählt oder scheint vermählt zu sein, eine der liebenswürdigsten, heroisch-tragischen Frauen dieses oder irgend eines andern Districtes. Welche verwünschte Grille des Schicksals führte hier Januar und Mai abermals zusammen! Ach, es ist hier so gebräuchlich, quier Feyer! So war es mit dem alten Naturforscher Buffon, welcher, wie das machen Männern passiert, in einem Alter von dreiundsechzig Jahren das ganze Land nach einer jungen Frau durchzog und beinahe eben diese Sophie bekommen hätte, endlich aber eine andere bekam, die als Frau von Buffon bekannt ward und später die Bekanntschaft eines gewissen Philipp Egalité machte. Sophie de Ruffey liebte weiße Männer, doch brauchten sie gerade nicht so gar alt zu sein. Indessen die Frage für sie ist: Will sie lieber in ein Kloster gehen? Ihre Eltern sind streng-fromm und streng-eitel und arm; das arme, tragisch-heroische Mädchen ist wahrscheinlich eine Art Freidenkerin. Und nun kommt der alte Präsident Monnier, der sich mit seiner Tochter nicht vertragen kann, nach Pontarlier mit Goldsäckchen, Heirathscontracten und der Aussicht bald zu sterben. Es ist dieselbe unglückliche Geschichte, gegen die so oft gesungen, gegen die so oft gesprochen worden.

Nun aber bedenke man, welch eine Wirkung die feurige Beredsamkeit eines Mirabeau in diesem düstern Haushalt hervorbrachte; wie sich die Träume eines jungen Mädchens ganz unerwartet in dieser wildglühenden, obigen ziemlich häßlichen Masse von Mannheit verwirklichten und der alte Monnier selbst beim Anhören seiner Worte zu einem gewissen Grade von Lebenskraft erwachte.

Mirabeau fühlte an bekannten, mehrfach dagewesenen Symptomen, daß der süßeste, gefährlichste Zauber sich über ihn that, der für alle dabei theilhaftigen Parteien nur zum Teufel führen konnte. Er schrieb an seine Gattin

und bat sie um Himmels willen zu ihm zu kommen, damit er sich durch den „Anblick seiner Pflichten“ stärken könne, mittlerweile wolle er wenigstens Pontarlier meiden. Die Gattin „antwortete durch einige wenige eifrige Zeilen, in welchen sie auf versteckte Weise andeutete, daß sie glaube, ich sei nicht recht bei Sinnen.“ Er hört wieder auf, Pontarlier zu meiden, es ist ja viel schöner als das Gulenneß; er kehrt dahin zurück, wird immer freundlicher willkommen geheißen und so — ! —

Der alte Monnier sah nichts oder drückte ein Auge zu, — nicht so unser alter thörichter Commandant des Schlosses Joux. Er hatte, obgleich anfangs sehr freundlich gegen seinen Gefangenen, „schon selbst sich Sophien zu nähern gesucht; er war nur vierzig oder fünfundvierzig Jahre älter als ich, meine Häßlichkeit war nicht größer als die seine und ich hatte überdies den Vorzug, ein ehrlicher Mann zu sein.“ Die grünäugige Eifersucht warnt in der Gestalt dieses alten häßlichen Commandanten Monnier brieflich und beschränkt auch auf einen sehr unhaltbaren Vorwand hin Mirabeau hinfort auf die vier Mauern von Joux. Mirabeau reißt in einem entrüsteten Briefe an diesen grünäugigen Commandanten eine solche Einschränkung zurück, geht entrüstet hinüber in die Schweiz, die nur wenige Meilen entfernt ist, kehrt jedoch nach einigen Tagen (es ist im dunkeln Januar 1776) heimlich nach Pontarlier zurück. Es findet eine Explosion statt, was man in Frankreich éclat nennt. Sophie Monnier, die man scharf ins Gebet nimmt, leistet Widerstand; sie gesteht ihre Liebe zu Gabriel Honoré, behauptet ihr Recht ihn zu lieben und erklärt ihren Voratz, dies auch ferner zu thun. Sie wird nach Hause geschickt nach Dijon; Gabriel Honoré folgt ihr heimlich dahin.

Welch eine ununterbrochene Reihe von Explosionen — während des Winters, des Frühlings, des Sommers! Es giebt Thränen, Anachtsübungen, Selbstmorddrohungen; es giebt verstoßene Zusammenkünfte, Gefahren, stolze Bekenntnisse und furchtvolle Geheimnisse. Er seinerseits „stellt sich freiwillig als Gefangener“ und thut noch andere stolze heftige Dinge. Einige Commandanten zeigen sich ehrenhaft und einige nicht; ein Commandant — der alte Marquis Mirabeau im Schlosse Pignou — macht seine Donnerkeile in der Ferne bereit. „Ich bin so glücklich gewesen, Mont St. Michel in der Normandie zu erhalten,“ sagt der alte Marquis. „Ich glaube dieses Gefängniß ist sehr gut, weil erstens das Schloß selbst da ist, dann eine Ringmauer um den ganzen Berg herum, und nach dieser ein ziemlich

langer Gang in dem Sand, wo man einen Führer mitnehmen muß, wenn man nicht in dem Triebland ersaufen will.“ Ja, da steigt er empor, dieser Mont St. Michel und Berg des Glends, hoch und steil, mit keiner andern Aussicht als auf Salzwasser und Verzweiflung. Flieh, Du armer Gabriel Honoré! Und Du, arme Sophie, kehre nach Pontarlier zurück, denn Klostermauern sind zu grausam!

Gabriel flieht und es fliehen mit ihm auch Schwester Gabris und ihr präternuptialer Gynäletten-Brianson, die schon in ihrem eigenen Interesse auf der Flucht sind, in tiefe Dickichte und bedeckte Wege weit über den Südwesten Frankreichs. Marquis Mirabeau, der mit schmerzlichem Kummer an Mont St. Michel und dessen Triebland denkt, wählt die zwei besten Bluthunde, welche die Polizei von Paris aufzuweisen hat — Inspector Brugnière und einen andern — nimmt ihnen die Maulkörbe ab und schreit: „Allons! such!“

Da der Mensch ein Geschöpf ist, welches gern ein anderes jagt und sich daher für die Jagd fortwährend interessiert, so haben wir geglaubt, es sei gut, einige Bruchstücke über die Menschenjagd durch das südwestliche Frankreich mitzutheilen, worüber in Folge eines eigenthümlichen Glücksumstandes einige sehr unorthographisch geschriebene Berichte vorhanden sind, die stattonsweise von dem Oberhezhund selbst niedergeschrieben worden, um dann dem Jäger überliefert zu werden, welcher die Jagd aus der Ferne mit scharfem Blick verfolgte. Nicht alle Tage wird ein solches Wild gebezt, wie ein Gabriel Honoré, nicht alle Tage feuert ein solcher Jäger, wie der alte Marquis Mirabeau, aus der Ferne die Reute an, und nicht alle Tage hat man einen Hezhund, der, wäre es auch noch so unorthographisch, seine Ansichten über die Sache niederschreiben kann.

„Als wir in Dijon ankamen, begab ich mich zur Frau Präsidentin Ruffen, um von ihr weitere Aufschlüsse zu erhalten. Die Frau Präsidentin theilte mir mit, daß in der Stadt ein gewisser Chevalier de Racon wohne, ein Offizier auf Halbsold, welcher des Sieur Mirabeau's Freund und Vertrauter sei und mir jedenfalls besser als sonst Jemand die gewünschte Auskunft geben könne.“ — Der Sieur Brugnière nimmt demzufolge seine Wohnung in demselben Gasthause, wo dieser Racon logirte, findet Mittel, sich mit ihm bekannt zu machen, affectirt dieselben Geschmackrichtungen, begleitet ihn nach Fechtböden, Billardstuben und andern dergleichen Orten.

„Als wir Genf erreichen, erfahren wir, daß der Sieur Mirabeau am

5. Juni daselbst ankam. Er reiste von dort nach Thonnon in Savoyen; zwei Frauen in Mannsleibern kamen, um ihn abzuholen, und sie reisten dann alle weiter über Chambéry und von da über Turin. In Thonnon konnten wir nicht erfahren, welchen Weg sie eingeschlagen hatten, so geheimnissvoll gehen sie zu Werke und machen eine Menge Umwege. Nach dreitägiger und unglaublicher Mühe entdeckten wir endlich den Mann, der sie gefahren. Sie sind wieder zurück nach Genf gereist; wir eilen ebenfalls wieder dahin zurück und haben nun die beste Hoffnung, sie zu finden.“ — Diese Hoffnung ist ebenso trügerisch wie die früheren.

„Indessen, was Bruagnière und mir ein wenig hilft, ist dies, daß der Sieur Mirabeau und sein Gefolge, obschon bereits bewaffnet wie Schmuggler, doch noch andere Pistolen, sowie auch Säbel und sogar einen Hirschfänger mit einem versteckten Pistol statt des Griffes kauften; wir erfuhren dies in Genf. Die Flüchtlinge schlagen ganz verkehrte Wege ein, um Frankreich nicht zu berühren. — — — Indem wir ihrer Spur auf dem Fuße folgen, führt uns diese nach Lyon, wo sie auf ganz undurchdringlich schlaue Weise in die Stadt gelangt sein müssen. Wir verloren alle Spur von ihnen und unsere Nachforschungen waren höchst vergeblich. Endlich stießen wir auf einen Mann Namens Saint Jean, den vertrauten Diener der Frau von Gabris. — Als Herr von Mirabeau mit Briançon, der, wie ich glaube, ein schlechtes Subject ist, von hier abreiste, theilte er St. Jean mit, daß sie nach Forgue in der Provence reisten, was Briançon's Heimath ist; daß Briançon sie dann bis Nizza begleiten sollte, wo er sich nach Genf einschiffen und einen Monat dort zubringen wollte.

„Dieser Spur des Herrn von Mirabeau, der sich in Lyon auf der Rhone eingeschiffte, folgend, kamen wir nach Avignon. Hier nahm er, wie wir erfuhren, Postpferde, die er eine halbe Meile weit vor die Stadt herauskommen ließ. Er ließ sich hier wieder ein Paar Pistolen kaufen und fuhr dann, gut in dem Gabriolet versteckt, durch Avignon, wo er Briefe auf die Post gab; es war ungefähr zur Zeit der Abenddämmerung. Gerade um diese Zeit aber fand der Haupttumult des Beaucaire-Marktes statt und das Gabriolet verlor sich so unter der Menge, daß es uns unmöglich war, seine Spur weiter zu verfolgen.“ — — — „Ein Advocat Namens Marsaut, ein ehrenwerther Mann, gab uns alle möglichen Beirathungen.“ — „Er machte uns mit diesem Briançon bekannt, und es gelang uns, mit demselben zu soupiren. Wir gaben uns für Reisende aus, für Lyoner Kaufleute,

welche, der eine nach Genf und Italien, der andere bloß nach Genf reisten. Auf diese Weise gelang es uns, diesen Prianson zum Sprechen zu bringen.“

„Wenn man die Provence verläßt und in die Gegend von Nizza kommt, so muß man durch den Var waten, einen Strom, der fast immer gefährlich und oft nicht zu passiren ist. Zuweilen wird er eine Viertelmeile breit und ist zu allen Zeiten ungemein reißend. Dem Ruse nach, in welchem er steht, sollte er eigentlich noch schlimmer sein und die Reisenden, welche ihn zu durchschreiten haben, sprechen mit Furcht und Schrecken davon. Auf beiden Ufern stehen starke Leute, welche ein Geschäft daraus machen, die Reisenden hindurchzugelassen, indem sie vor ihnen und um sie herum mit starken Stangen gehen, um den Boden zu sondiren, der sich mehrmals täglich ändert. Sie geben sich viel Mühe, die Furcht der Reisenden zu vermehren, auch wenn keine Gefahr vorhanden ist. Diese Leute, mit deren Hülfe wir den Fluß passirten, erzählten uns, daß sie sich erboten hätten, einen Herrn ganz von dem Ansehen, wie wir ihn suchten, überzuführen; dieser Herr habe aber Niemanden haben wollen und sei mit einigen Frauen ohne Führer hindurchgewatet. Ueberhaupt habe es geschienen, als wollte er nicht sich allzugenuß ansehn lassen. Wir stellten hier die umfänglichsten Nachforschungen an. Wir erfuhren, daß in einiger Entfernung von hier dieser Herr in einem kleinen Wirthshause einige Erfrischungen eingenommen habe. Er führte eine goldene Dose mit einem weiblichen Portrait darauf und entsprach mit einem Worte ganz genau der frühern Beschreibung. Er hatte gefragt, ob man nicht wüßte, ob bald ein Schiff von Nizza nach Italien abginge, und man hatte ihm gesagt, daß eins nach England abgehen werde. Er hatte den Var passirt, wie ich schon oben erwähnt. Noch habe ich die Ehre zu bemerken, daß es in Nizza keine Polizei giebt.“

„Wir erfuhren, daß in Villefranche, einem kleinen Hafen nicht weit von Nizza, ein unbekannter Herr sich eingeschiffet, der unserem Signalement ebenfalls entsprach, ausgenommen, daß er einen rothen Rock trug, wogegen Herr von Mirabeau bis jetzt in einem grünen Rock, einem rothbraunen und einem graugerippten verfolgt worden ist. Das betreffende Schiff war nach England gegangen. Trotzdem aber schickten wir mehrere Personen, welche die geheimen Gänge kennen, in das Gebirge; der Sieur Bugnière bestieg ein an diese entlegenen Gebirge gewöhntes Maulthier, nahm einen Führer und stellte ebenfalls alle möglichen Nachforschungen an. Mit einem

Worte, Monsieur, wir haben Alles gethan, was der menschliche Geist erkennen kann und dies noch dazu bei dieser außerordentlichen Hitze. Wir sind ganz müde und matt und unsere Glieder geschwollen.“

Und doch ist Alles, was der menschliche Geist erkennen kann, vergeblich. In der dreiundzwanzigsten Nacht des August (1776) überstetert Sophie von Monnier in Mannsleidern ihre Gartenmauer in Pontarlier und eilt, in den Mantel der Finsterniß gehüllt und auf den Fittichen der Liebe und Verzweiflung getragen, durch die Niederungen der Schweiz. Gabriel Honoré, in denselben Mantel gehüllt und von demselben Vehiculum getragen, ist mit ihr nach Holland gegangen und von nun an ein ruinirter Mann.

„Ewig beklagenswerthes Verbrechen!“ ruft der Fils Adoptif, „von welchem die Welt so viel gesprochen hat und für immer sprechen muß!“ Es giebt in der That viele Dinge, von denen man leicht sprechen kann, sowie andere, von denen sich nicht leicht sprechen läßt. Warum z. B., Du tugendhafter Fils Adoptif, war der Fehltritt der Schenkwirthin zu If ein so verzeihlicher Irrthum und warum ist der der Gerichtspräsidentin ein solches in alle Ewigkeit beklagenswerthes Verbrechen? Der Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung meint, es sei dies ganz dasselbe Verbrechen. War übrigens nicht der erste große Verbrecher und Sünder in dieser Angelegenheit der Präsident Monnier selbst, dieser tolle, milz- und mond süchtige alte Mann, der an der großen Schranke der Natur schwerlich freigesprochen worden wäre? Und wer war der zweite Sünder? Und der dritte und der vierte? Und wer ist unter Euch ohne Sünde? Der Verfasser kann weiter nichts sagen, als mit den Worten des alten Samuel Johnson: „Mein lieber Fils Adoptif, meine lieben Mitmenschen, bemühet Euch, Eure Gemüther von Heuchelei zu säubern!“ Dies ist positiv die erste und größte Nothwendigkeit für alle Männer, alle Frauen und Kinder in unserer Zeit, welche wünschen, daß ihre Seelen leben, wäre es auch nur schwach, um nicht an der abscheulichsten Apathie, gleichsam in Kohlendampf zu sterben, der um so furchtbarer zum Athmen ist, je klarer und reiner er aussteht.

Daß das Parlament von Pesançon Mirabeau der Entführung und des Raubes anklagte, daß es ihn in contumaciam verurtheilte und so weit ging, ein papiernes Bild von ihm zu enthaupten, war vielleicht der Sache ganz angemessen, doch brauchen wir hier weiter nicht dabei zu verweilen. Wir wollen auch nicht einen neugierigen Späherblick in das Manjardenleben zu

Holland und Amsterdam werfen, denn es fehlt uns an Raum. Der wilde Mann und sein schönes, tragisch-heroisches Weib machten ihren Roman der Wirklichkeit so gut durch, als sich erwarten ließ. Heißblütige Temperamente gehen nicht immer gut zusammen und die Bahn der treuen Liebe ist in der Ehe sowohl, als bei Entführungen niemals eine ganz glatte. War sie in dem vorliegenden Falle aber auch nicht glatt, so war sie doch abwechslungsreich — mit Zwist und Versöhnung, Thränen und Herzenergießungen, tropischen Stürmen, aber auch der Pracht und Leppigkeit der tropischen Natur. Es war wie ein kleines Paphos in der Mitte der Finsterniß; eben die Gefahr und Verzeßlung, welche die Insel umgab, machte dieselbe wonnereich; eben kraft des Todes wird das Leben auch dem Grängstetsten erträglich und süß, weil der Tod so nahe ist. Kann nicht zu jeder beliebigen Stunde ein königlicher Gefreiter oder anderer gefürchteter Alguazil hier im „Kalbsstrand im Hause des Schneiders Requene“ an unser Manjardenetablissement klopfen und es auflösen?

Gabriel arbeitet für holländische Buchhändler und trägt ihre schwere Last. Er überlegt Watson's „Philipp II.“ und muß sich ehrlich plagen, verdient aber doch täglich seinen goldenen Louis. Sophie näht und schneuert mit ihren weichen Fingern, ohne zu murren. In schwerer Arbeit, in zitternden Freuden, umlagert von Befürchtungen, namentlich der Befürchtung, daß man sie über kurz über lang trennen werde, rollen ihre Tage rasch dahin. Acht tropische Monate lang! — Ach, nach Verlauf dieser acht Monate, am 14. Mai 1777, tritt der Alguazil wirklich herein! Er erscheint in der Gestalt Brugnierre's, unseres alten Spürhundes aus dem Südwesten; die Geschwulst seiner Beine hat sich wieder gelegt, diesmal ist der menschliche Geist im Stande gewesen, es durchzusehen. Er bringt königliche Ordres, Sanctionen des Generalstatthalters, bestiegelte Pergamente. Gabriel Honoré soll dahin, Sophie dorthin geschafft werden; Sophie, die nahe daran ist, Mutter zu werden, — soll ihn nicht mehr sehen — sie will sich in dieser Stunde das Leben nehmen, wie der Spürhund selbst glaubt, — hätte nicht eben der Spürhund aus Barmherzigkeit ihnen versprochen, daß es ihnen vergönnt sein sollte, mit einander zu correspondiren, daß es mit der Hoffnung noch nicht ganz zu Ende sei. Unter tausend Umarmungen, Thränen und Seufzern, die sich nicht wiedergeben lassen, reißt sie sich von einander los, denn das feine Paris ist jetzt nahe. Mirabeau wird weiter transportirt nach seinem Gefängniß Vincennes, Sophie in ein milderes Kloster.

eril, um hier zu erwarten, was das diesmal sehr drohende Schicksal für gut finden wird, zu bringen.

Man denke sich den Riesen Mirabeau nun in der gewaltigen Burg Vincennes festgeschlossen; seine heiße Seele braust auf und brandet wild gegen kalte Hemmnisse; die Stimme seiner Verzweiflung hallt von todtten Steinmauern wieder. Gefürzt in den Augen der Welt ist der ehrgeizige stolze Mann; seine goldenen Lebenshoffnungen von außen sind alle vernichtet und zu Asche verkohlt — und von innen — was hat er gethan, was hat er verloren und vergeudet! Taub wie das Schicksal ist Vater Rhabamanthus, sogar unzugänglich für den Versuch einer Vertheidigung. Schwere Thüren sind zugeschlagen worden und ihre Riegel freisthen: Wehe Dir! Das ungeheuer Varié sendet sein tägliches, verworren durcheinander brausendes Summen ostwärts; in der Abendsonne stehst Du seine Wetterfahnen schimmern, und Du? — weder Abend noch Morgen, weder der Wechsel des Tages noch der Jahreszeit bringt Befreiung. Vergessen von der Erde; im Himmel nicht allzuhoffnungsvoll angeschrieben! Kein leidenschaftliches Pater peccavi kann den alten Marquis rühren, denn er ist, wie schon gesagt, taub wie das Schicksal. Du mußt hier sitzen bleiben — zweiundvierzig Monate! Der Erbe der Riquettis ist mit seiner Garderobe fast zu Ende; er beklagt sich, daß seine Kleider Löcher und Risse haben und ihn nicht mehr gegen die Witterung schützen. Seine Augen werden schwach; die in seiner Familie erbliche Krankheit — Nephritis oder Nierenentzündung — beginnt sich zu zeigen. Die Aerzte erklären das Reiten für eine ganz besonders zur Erhaltung seines Lebens dienliche Leibesbewegung. „Nun gut, aber nur innerhalb der Mauern!“ antwortet der alte Marquis. Graf von Mirabeau reitet in dem kaum vierzig Schritt langen Garten ringum von hohen Mauern und Thürmen eingeschlossen.

Und dennoch darf man nicht glauben, daß Mirabeau seine Zeit bloß mit Nasen und Wehklagen zugebracht habe. Dieser Methode huldigte er ebenso wenig als Diogenes es that. Eine zweite so wild glühende Waffe Leben, die man mit Cyklopenhämmern hätte schlagen können — leider aber ohne die Schladen herauszubringen — gab es damals in ganz Europa nicht. Man nenne ihn nicht den härtesten der damals lebenden Menichen, denn Licht, wie wir schon gesagt, und nicht Feuer ist das eigentlich Starke. Aber dennoch kann man ihn auch stark, sehr stark nennen, und was Zähigkeit, Beharrlichkeit, Leben und einen sonst gaillard betrifft, nenne man ihn

den jähesten von allen. Rasende, schlecht gelenkte Leidenschaften, rückwärts-loser Tumult von innen, unbarmherziger Druck von außen — zehn Menschen hätten an dem sterben können, woran dieser Gabriel Honoré noch nicht starb.

Der Polizeikapitain Lenoir erlaubte ihm aus Barmherzigkeit und dem früher gegebenen Versprechen gemäß, mit Sophien zu correspondiren, unter der Bedingung, daß die Briefe von Lenoir geöffnet und später in seine Verwahrung zurückgegeben würden. Mirabeau correspondirte in Feuer und Thränen reichlich, nicht à la Werther, sondern à la Mirabeau. Außerdem hatte er reuige Petitionen und *pater peccavi's* zu schreiben und alle Arten von Freunden anzugehen, diese Petitionen bei seinem Vater zu überreichen und mit mündlicher Fürsprache zu begleiten. Das war eine Masse Correspondenz.

Abgesehen von dieser Beschäftigung durfte er auch lesen, obgleich mit großen Einschränkungen; er durfte auch schreiben oder compiliren und extra-hirte — nicht nach Art der Diene — sogar aus der Bibel und dem Galmate ein Bihlion eroticum, welches weder einer Leserin noch einem Leser empfohlen werden kann. Der fromme Fils Adoptif verhält sich diesem Skandal sein Antlitz und sagt wehmüthig, es lasse sich eigentlich nichts darüber sagen.

Was die Correspondenz mit Sophie betrifft, so lag sie vergessen in Lenoir's Pult, ward aber hier im Jahre 1792, wo so viele Pulte aufflogen, von Manuel, dem Procurator der Commune, gefunden und von ihm der Welt geschenkt. Es ist dies ein Buch, worüber sentimentale Seelen zu weinen pflegen. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung thut dies nur in unbedeutendem Grade und am allerwenigsten hier, wo ihm schon der Raum dazu fehlt. Uebrigens sind es in ihrer Art ganz gute Liebesbriefe.

Wenn aber irgend etwas die Thränen der Sentimentalität über Mirabeau's Correspondenz von Vincennes noch mehr anschwellen kann, so ist es der Ausgang, den sie nahm. Nach mehreren Jahren sahen die beiden Liebenden, die man in Holland auseinander gerissen, und denen man erlaubt, zu correspondiren, damit sie sich nicht vergiften möchten, sich wieder. Es geschah unter dem Schutze der dunkeln Nacht in Sophiens Zimmer, in der Provinz. Mirabeau war als Lastträger verkleidet aus bedeutender Entfernung dahingekommen. Und flozen sie wohl einander in die Arme, um ihr todttes Kind, ihre langen unaussprechlichen Leiden zu beweinen? Durch-

auch nicht. Sie standen mit oratorisch ausgestreckten Armen einander gegenüber und zogen einander wegen allerhand Eifersüchteleien zur Verantwortung, wurden dabei immer lauter, stemmten die Arme in die Seite und trennten sich sehr laut, um sich niemals auf Erden wiederzusehen.

Im September 1789 war Mirabeau zu einem Weltwunder emporgestiegen und Sophie war fern von ihm aus den Augen der Welt entschwinden und stand nur noch in der kleinen Stadt Gien in Ansehen. Am neunten Abend des September donnerte Mirabeau vielleicht in der Salle des Menus zu Versailles, um am nächsten Morgen seine Rede in allen Journalen zu sehen, und Sophie, die seitdem zwei Mal wieder unglücklich verheirathet gewesen, deren tragisch-heroisches Temperament nun in vollkommenes Schwarz übergegangen, lag, während eine Pfanne mit glimmenden Holzkohlen nicht weit davon stand, auf ihrem Sopha, um den Tod der Unglücklichen zu sterben. Sagten wir nicht, daß die Bahn treuer Liebe niemals glatt und eben ist?

Indessen nach zweiundvierzig Monaten und nach mehr Unterhandlungen und Intercessionen, als in katholischen Ländern dazu gehören, eine Seele aus dem Begefeuer zu befreien, wird Mirabeau wiederum aus der Festung entlassen, aber nicht in sein eigenes Haus (Haus, Weib und die ganze Vergangenheit sind weit getrennt von ihm), nicht in seines Vaters Haus, sondern hinaus wird er geschleudert, um gleich Ismael auf dem weiten Jagdreviere der Welt sein Glück zu versuchen.

Betrachte ihn, o Leser, Du wirst ihn sehr merkwürdig finden. Er ist ein geschändeter Mann, aber kein nieder gebeugter; äußerlich ruinirt, aber nicht innerlich, noch nicht, denn von dieser Seite kann er überhaupt nicht ruinirt werden. Welch eine Schwimmkraft von radikalem Feuer und sonst gaillard besitzt er; mit seiner Würde und Eitelkeit, mit seinem Leichtsinne und seiner Zuverlässigkeit, mit seinen Tugenden und seinen Lastern — welch eine Stirn zeigt er! Man möchte sagen, er läßt selbst in diesen traurigen Umständen von dem, was er vom Glück beanprucht, nicht ein Jota nach, sondern verlangt eher mehr. Seine Folge, durch Prüßeln und Banden erbitterte und entstellte Seele schleudert ihr Gefängnißleid von sich und tritt wieder zum Gesichts, als ob der Sieg am Ende doch gewiß wäre.

Nach Postpferde nach Pontarlier und dem Parlament von Besançon, damit jenes Urtheil in contumaciam annullirt werde und das Papierbild seinen Kopf wieder aufgerichtet bekomme! Der wilde Miese sitzt nun frei-

willig in dem Gefängniß von Pontarlier, hält donnernde Vertheidigungsreden, vor welchen die Parlamentarismitglieder erzittern und denen ganz Frankreich lauscht und der Kopf vereinigt sich unter höflichen Entschuldigungen wieder mit dem Papierbildniß.

Monnier und die Aussen wissen, wer der unverächtteste Mensch auf Erden ist; die Welt lernt mit Erstaunen einen der fähigsten kennen. Selbst der alte Marquis murmelt Beifall, obgleich nur bedingten. Der zähe alte Mann, er hat seinen eigenen weltberühmten Prozeß und andere Prozesse mit ungeheuern Kosten verloren; er sieht seinen Reichtum entschwinden, seine Projecte vereitelt und selbst Lettres de Cachet bewähren sich nicht allemal genügend oder heilsam. Deshalb versammelt er seine Kinder um sich und erklärt sich auf wirklich sehr heitere Weise invalid und nur noch für den Winkel am Feuer tauglich, um hier zu sitzen und seinen alten Kopf wieder zusammenzuflicken (*à rehouster sa tête, à se recoudre pièce à pièce*); guten Rath sollen sie, insoweit sie ihn verdienen, auch noch ferner genießen, Lettres de Cachet aber und andere dergleichen Wohlthaten nicht mehr. Recht so, Du bester aller alten Marquis! Hier ruht er denn, gleich dem stillen Abend eines Gewittertages; er donnert nicht mehr, aber giebt noch manchen selbstsam gefärbten Lichtstrahl, manche originelle Bemerkung über das Leben von sich, heiter und klar bis zum letzten Augenblick. In Mirabrau's kleinem Katalog von Tugenden, der so ganz besonders arm ist an formellen und conventionellen Tugenden, darf man nicht vergessen, daß er diesen alten Vater innig liebte, bis an's Ende, und ihm seine Grausamkeiten verzieh oder über ihrer milden Auslegung vergaß.

Mit dem Papierbild in Pontarlier ist sonach alles wieder in Ordnung und dennoch kann der Mensch ohne Geld nicht wohl leben. Ach wäre nur eine gewisse Ehe nicht zerrissen, denn der alte Schwiegervater wird bald sterben und jene glänzenden Aussichten würden sich in Wirklichkeit verwandeln! Der gewandteste und dabei nicht der schüchternste Mann in Frankreich begiebt sich nächsten Frühjahr (1783) nach Aix und setzt dort Parlament, Himmel und Erde in Bewegung, um sein Weib zurückzubekommen. Wie arbeitet er; mit welchem Edfinn, mit welchem Muth (meint der Fils Adoptif); es ist eine Miesenarbeit! Sein Ruf verbreitet sich über Frankreich und über die Welt; englische Reisende, vornehme fremde Herren, machen einen Abstecher nach Aix und „Menschenmassen sammeln sich sogar auf den

Dächern“, um ihn zu hören, denn das Gerichtshaus ist zum Versten voll-
geköpft.

Mit Demosthenischem Feuer und Pathos verlangt der reuige Gatte
Verzeihung und Restitution: — „ce n'est qu'un claquedents et un fol!“
strahlt der alte Marquis aus seinem Winkel am Kamin heraus, „ein Zäbn-
klapperer und Tollhändler!“ Die Welt und das Parlament dachten das
nicht; sie wußten nicht, was sie denken sollten, wenn nicht etwa, daß dies
der rätthelhaftest-fähige Mann sei, den sie jemals gehört, und ach leider fer-
ner, daß seine Sache unhaltbar sei.

Er bekam also kein Weib und folglich auch kein Geld!

Von diesem zweiten Angriff auf das Glück kehrt Mirabeau mit ge-
täuschter Erwartung zurück und es steht mit ihm schlimmer als zuvor. Es
fehlt ihm jetzt an allen Hülfquellen, denn auch der alte Marquis steht ihn
mit ioculen Micken an. Er muß, wie wir schon sagten, gleich dem Ismael
auf die Jagd geben. Der Biß und die Krast, die er in sich trägt, werden
ihm treu bleiben, auf diese kann er zählen, unglücklicherweise aber auf fast
nichts als dieses.

Mirabeau's Leben während der nächsten fünf Jahre, welches sich trube
und dunkel durch mehrere dieser acht Bände hinzieht, wird wahrscheinlich in
dem einen achten Bande, der in ihnen enthalten ist, kurz geschildert werden.
Es ist die lang ausgekonnene praktische Verbesserung der Predigt, die be-
reits in Ahe, in If, in Jour, in Holland, in Vincennes und anderwärts
gehalten worden. Ein Riesenmensch in der Blüthe seiner Jahre, in dem
Winter seiner Aussichten, hat zuzusehen, wie er diese beiden Widersprüche
mit einander ausjöhnen will. Mit riesigen Talenten und Energien, ja so-
gar mit riesigen Tugenden ausgestattet, hat er, während er brennt, sich zu
entsalten, weiter keine Werkzeuge und Mittel in den Händen, als Schimpf,
Verachtung und Geminnisse. Sein Ruf ist auf dieselbe Weise erhöht wie
Haman. Sein Beutel ist mit weiter nichts gefüllt als mit Schuldklagen;
Haushalt, Heimath und Besitzthümer sind gleichsam mit Salz bestreut und
die Pflugschaar des Verderbens furcht zu tief ihn und Alles, was sein
war. Unter diesen und nicht unter andern Bedingungen soll dieser Mann
jetzt leben und kämpfen. Wohl konnte er lange nachher (obschon er nicht
so leicht zu rühren war) „weinen, wenn er mit Dumont bedachte, wie sein
Leben durch ihn selbst und durch Andere so zerrüttet worden“ und jetzt so

unscheinbar und von Blüthen zerrissen worden war, daß kein Glanz es wieder ganz machen konnte.

In der That, wie wir hier wiederholt bemerken, ein schwächerer und dennoch sehr starker Mann hätte sterben können, — an Hypochondrie, an Brannntwein oder an Arsenik, aber Mirabeau starb nicht. Die Welt ist nicht sein Freund, noch das Geiz und die Formel der Welt. Dann wird sie folglich sein Feind sein, sein Sieger und Beherrscher aber nicht ganz. Es giebt starke Männer, welche im Nothfall die Formeln aus dem Wege räumen können (*humer les formules*) und dennoch eine Wohnung hinter denselben finden. Diese sind die sehr starken und Mirabeau gehörte zu diesen. Obgleich die Achtung der Welt sich ihm fast ganz entzogen hat und die meisten Circel der Gesellschaft mit ihren Codices und Vorschriften fast nur das Anathema über ihn aussprechen, so ist er doch nichtdestoweniger nicht verloren; er sinkt nicht in Verzweiflung, er wird nicht kleinmüthig oder misgünstig unfruchtbar. Keinedwegs! Trotz der Welt ist er hier ein lebendiger, starker Mann, die Welt kann ihm nicht das gerechte Bewußtsein seiner selbst, noch sein warmes, offenerziges Gefühl gegen Andere rauben; es giebt auf allen Seiten noch Grenzen, bis zu welchen weder die Welt noch der Teufel ihn treiben können.

Der Riese, sagen wir! Wie er dasteht, gleich einem Berge, vom Bliz zerklüftet, aber mit breitem Fuße in den Felsen der Erde, der Natur wurzelnd, und wird nicht über den Haufen fallen. Sehr wahr ist, was ein Moralist gesagt hat: „Man kann nicht wünschen, daß irgend Jemand in einen Fehler ver falle, und dennoch geschieht es oft gerade nach ein m Fehler oder sogar einem Verbrechen, daß die Moralität, welche in einem Menschen liegt, und die Kraft, die er als Mensch besitzt, sich entfaltet, wenn alles Andere von ihm gewichen ist.“

Während dieser düstern Jahre steht man Mirabeau von Ort zu Ort wandern, in Frankreich, Deutschland, Holland, England, nirgends findet er Ruhe für die Sohle seines Fußes. Es ist ein Leben der Behefe und Auskunfts mittel, au jour le jour, verschwenderisch in seinen Ausgaben schwimmt er in einem Chaos von Schulden und Schwierigkeiten, die er durch angestrengten Fleiß und durch geschickte Finanzwirtschaft beseitigen soll. Die Einnahmequelle des Mannes ist sein Witz, er besitzt eine Feder und einen Kopf und ist zu seinem eigenen Glück der Dämon des Unmöglichen. Zu keiner Zeit ist er ohne irgend ein oder das andere großartige Project, welches weit

und fern leuchten und wärmen soll. Nur zu oft explodirt es auf unwirksame Weise und in diesem Falle gestaltet er es um und erneuert es, denn seine Hoffnung ist unerschöpflich.

Er schreibt Flugschriften mit der Unermülichkeit einer Dampfmaschine, über „die Oeffnung der Schelde“ und „Kaiser Joseph“, über „den Cincinnati-Orden“ und „Washington“, über „Graf Cagliostro“ und „das Diamantenhalsband.“ Unzählig sind die Gehülfen und Gefellen, die achtbaren Mauvillons und Dumonts, die er in solchen Dingen für sich in Thätigkeit setzen kann; es ist das so eine Gabe von ihm. Er schreibt Bücher in acht Bänden, die eigentlich nur eine größere Art von Flugschriften sind. Er führt einen langen Streit mit Charon Beaumarchais über die Wassergesellschaft von Paris; der hagere Charon schießt scharfe Pfeile auf ihn ab, welche er beantwortet, indem er dämonisch „Berge mit allen ihren Wäldern“ erschleudert.

Er ist der intime Freund und Bekannte von vielen Männern. Seine „furchtbare Gabe der Vertraulichkeit“, die heitere Kunst zu gefallen, verlassen ihn nicht. Aber es ist dies eine etwas zweifelhafte Vertraulichkeit, die man den Talenten des Mannes, trotz seines Rufes, zugesieht — ein Verhältniß, welches der stolze Riquetti, der jetzt, wo er arm und ruiniert ist, dennoch seinen ganzen frühern Stolz noch beßigt, sehr richtig fühlt.

Noch größer ist seine intime Bekanntschaft mit Frauen. In dieser Beziehung ist er mit einem ganzen System von Intriguen umgeben, mag er sich aufhalten, wo er wolle, und reist selten ohne eine — Frau (wollen wir sie nennen), die entweder aufs Jahr oder auf die Dauer des beiderseitigen Gefallens an einander engagirt ist. Was kann man über dieses umfassende Departement von Mirabeau's Geschichte weiter sagen, als daß seine Unbeständigkeit groß, ungeheuer und durchaus nicht zu vertheidigen war? Wenn Jemand — was mit uns nicht der Fall ist — Lust hat, mit dem Fils Adoptif bei der „Autorité“ und Tottenichau gegenwärtig zu sein, so kann er über diesen Punkt sehr merkwürdige Documente sehen und sich überzeugen, bis zu welchen Tiefen der Strafbarkeit die Natur in ihrer gerechten Selbstvertheidigung die Menschen zuweilen verdammen kann. Dem Fils Adoptif thut die ganze Sache sehr leid. Nichtsdestoweniger scheint es, als hätte gegen die Gattung Frauen, die man unglückliche nennt, dieser unglückliche Mann eine Aversion beiseen, die bis zu einem vollständigen nolo tangere ging.

Der alte Marquis sitzt allein in der Kaminede und stellt Betrachtungen

darüber an, was aus diesem herumichweifenden, unruhigen, rebellischen Titan von einem Grafen am Ende wohl noch werde. Wird er nicht vielleicht, o Marquis, zu dem Culbute generale, dem allgemeinen Umsturz mit beitragen? Er verschlingt Formeln und macht endlose Bekanntschaft mit den Wirklichkeiten der Dinge und Menschen; an Redheit und schonungslosem Muth wird es ihm wahrscheinlich auch nicht fehlen. Der alte Marquis giebt merkwürdige Bemerkungen über das Leben von sich, gewährt aber keine durchgreifende Geldunterstützung.

Ministerien wechseln und ändern sich, so oft aber auch die Karten neu gemischt werden, so bekommt doch Mirabeau nie ein gutes Spiel in die Hand. Recker liebt er nicht und sie machen aus ihrer Abneigung gegen einander auch kein Hehl. Der plausible Calonne hört ihn gleich einem Stentor gegen den Börsenschwindel declamiren (*Dénonciation de l'Agiotage*); er setzt sich mit ihm in Verkehr, correspondirt mit ihm und benützt die erste Gelegenheit, ihn in einer halb offenkündigen Eigenschaft oder auch in der eines diplomatischen Spions nach Berlin zu schicken, um ihm auf irgend eine Weise, wie man zu sagen pflegt, das Maul zu stopfen. Der große Friedrich stand noch auf der Bühne, obgleich den Coulissen jetzt sehr nahe — der hässere, zusammengeschrunzte Exerciermeister der Welt und der stämmige, rüstige Reuterer der Welt schauten einander erschaut an. Der Eine trat auf, der Andere ging ab. Dießem Aufenthalte in Berlin verdanken wir mehrere Flugschriften, so z. B. *Correspondences*, die angeblich hinter seinem Rücken, im Grunde genommen aber mit seiner vollkommenen Einwilligung erschienen; ferner — der wackerere Major Rauvillon diente hierbei als Handlanger — die *Monarchie Prussienne*, eine Flugschrift in acht Octavbänden, wovon selbst jetzt noch einzelne Theile lezenswerth sind.

In der Regel ist man, wenn man mit Mirabeau als Schriftsteller oder als Redner die erste persönliche Bekanntschaft macht, nicht wenig überrascht. Anstatt einer bilderreichen, gefühlvollen, glühenden Sprache, wie man sie nach dem Rufe der meisten Redner erwartet, findet man zu seinem Erstaunen eine gewisse schroffe, edlige Bestimmtheit, eine ganz ungezierte Kraft und Wucht, klare Auffassung, scharfen Einblick, eine Ueberzeugung, welche zu überzeugen wünscht, und zwar dies mehr als alles andere und anstatt alles anderen. Man sollte meinen, der Grundcharakter dieser Reden, ja des Mannes selbst, sei Aufrichtigkeit und Intelligenz, Kraft und der ehrliche Gebrauch der Kraft. Und dem ist auch wirklich so, o Leser. Mirabeau's

geistige Begabung war, wie man bei näherer Untersuchung finden wird, wirklich eine ehrliche und große; er besaß die stärkste, praktischste Intelligenz jener Zeit und hatte Anspruch darauf, in dieser Beziehung einen Platz unter den Starke aller Zeiten einzunehmen. Alle seine Bücher verdienen, so zu sagen, wohl durchgesehen zu werden, eben so wie dieses Buch des Fils Adoptif. Es ist kostbarer Stoff darin enthalten, der zu gut ist, um immer unter werthlosem Schutt verborgen liegen zu bleiben.

Man höre diesen Mann über irgend einen Gegenstand und man wird finden, daß seine Worte die reichlichste Beachtung und Erwägung verdienen. Oft wirft er kurze markige Aussprüche hin, die Keiner, der sie hört, jemals wieder vergißt, z. B.: „Ich kenne nur drei Mittel, durch welche man in dieser Welt seinen Lebensunterhalt erwirbt — durch Lohn für Arbeit, durch Betteln oder durch Stehlen, mag man es nun so nennen oder anders.“ Oder: „Malebranche sah alle Dinge in Gott und Nöcker sieht alle Dinge in Nöcker!“ Die Epigrammen, die Mirabeau diesem oder jenem seiner Zeitgenossen beilegt, sind ganze Abhandlungen werth. „Grandison-Cromwell-Lafayette“ — man schreibe ein Buch über den Mann, wie viele Bücher über ihn geschrieben worden sind, und sehe zu, ob man mehr sagen kann! Es ist das beste Portrait, welches jemals von ihm gezeichnet worden, — mit einem einzigen Zuge und zwei Pünktchen. Von so unaussprechlichem Vortheil ist es, daß der Mensch „ein Auge habe, anstatt einer bloßen Brille“; daß er, indem er die Formeln der Dinge durchschaut und sogar manche Formel beiseitigt, einen Blick in die Sache selbst erhalte und dieselbe auf diese Weise kennen und beherrschen lerne.

So wie die Jahre dahinfließen und jene verhängnißvolle Decade der Achtziger oder der „Ära der Hoffnung“ ihrer Vollendung entgegengeht und es Mirabeau immer klarer wird, daß große Dinge heranrücken, finden wir, daß seine Wanderungen gleichsam immer rascher werden. Plötzlich aus Nacht und Gimmernien aufstehend, schmettert er von Zeit zu Zeit in die Welt von Paris herab, durchzuckt sie mit seinem Feuerblicke, erkennt, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, und zieht sich wieder in sein Dunkel zurück. Dann und wann rufen seine Flugblätter einen Blick der Staatsgewalt und einen Verhaftesbefehl hervor, so daß er sich nur um so schneller entfernen muß. Ja, der gute Calonne ist so freundlich, es im Voraus anzudeuten: „An dem und dem Tage werde ich mich veranlaßt sehen, Befehl zu Ihrer Verhaftung zu geben; machen Sie daher schnell, daß Sie fortkommen.“

Als im Frühling 1787 die Notabeln sich versammeln, breitet Mirabeau seine Schwingen aus und senkt sich auf Paris und Versailles herab; es scheint ihm, als müßte er Secretair dieser Notabeln werden. Nein! Freund Dupont de Nemours wird es; die Zeit ist noch nicht da. Es ist jetzt noch die Zeit eines „Gridpin-Catilina“ • d'Espremenil und anderer dergleichen animalisch-magnetischer Personen. Nichtsdestoweniger sind der ehrwürdige Talleyrand, scharfsinnige Herzöge, liberal gesinnte, vornehme Freunde der festen Ueberzeugung, daß die Zeit kommen wird. Erwarte daher keine Zeit.

Gorch! Am 27. December 1788 kündet endlich die längst erwartete sich an — die königliche Proclamation beruft die Generalstaaten definitiv auf den nächsten Monat Mai! Brauchen wir wohl erst zu fragen, ob Mirabeau sich jetzt rührt; ob er sich schleunigst nach der Provence zur dortigen Adelsversammlung begiebt und alle seine Thatkraft auf einen Punkt concentrirt? Ihue einen einzigen Sub mit all Deiner Kraft, Du Titan, und vielsleicht erreichst Du Deinen Zweck! Wie mühte sich und kämpfte Mirabeau unter diesen Auspicien! Den ganzen Tag mußte er sprechen und streiten und die ganze Nacht Flugschriften und Artikel schreiben, dabei Vieles leiden und sein wildes Gemüth zügeln, damit es regungslos blieb unter Vorwürfen, selbst unter blanken Schwertern, damit er seinen Feinden keine Blöße gebe. Wie weiß er mit untrüglicher Gewandtheit, mit schlafloser Unermülichkeit aufzuregen und zu dämpfen, als ein ächter „Dämon des Unmöglichen.“ Mit „einer Versammlung von Edelleuten, die unwissender, habgieriger und insolenter ist, als irgend eine, die ich jemals gesehen“, mußte der Formelschlucker nothwendig ein saures Stück Arbeit haben. Wir theilen hier eine Stelle aus seiner berühmten Vertheidigungsrede mit, als man ihn durch überwiegende Majorität zum Austritt nöthigte:

„Was habe ich Strafbares gethan? Ich habe gewünscht, daß mein Stand weise genug wäre, heute zu geben, was ihm unschickbar morgen entrisen werden wird, daß er des Verdienstes und des Ruhmes theilhaftig werde, die Versammlung der drei Stände zu sanctioniren, welche die ganze Provence mit lauter Stimme verlangt. Dies ist das Verbrechen ihres Feindes der Ruhe, wie sie ihn nennen. Oer vielmehr, ich habe gewagt zu glauben, daß das Volk Recht haben könne. Ach, ohne Zweifel verdient ein Patriot, der sich mit einem solchen Gedanken besudelt, die schwerste Rache! Ich bin aber noch weit strafbarer als Sie meinen, denn ich glaube, daß das

Volk, welches sich beklagt, stets Recht hat; daß seine unermüdliche Geduld unabänderlich das äußerste Uebermaß des Druckes abwartet, ehe es sich zum Widerstand entschließen kann, daß es niemals lange genug widersteht, um vollständige Genugthuung zu erhalten, und noch nicht genügend weiß, daß es, um seine Feinde mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, bloß still zu stehen braucht, daß die unschuldigste eben so wie die unüberwindlichste Macht in der Weigerung, etwas zu thun, liegt. Dies glaube ich; strafen Sie daher den Feind der Ruhe!

„Sie aber, Diener eines Gottes des Friedens, deren Amt ist, zu segnen und nicht zu fluchen, und die dennoch ihr Anathema gegen mich geschleudert haben, ohne auch nur einen Versuch zu machen, mich aufzuklären oder mit mir zu disputiren! Und Sie, Freunde des Friedens, die Sie bei dem Volke den einzigen Vertheidiger verhasst zu machen suchen, den es bis jetzt außerhalb seiner eigenen Reihen gefunden hat; — die, um Eintracht herbeizuführen, Hauptstadt und Provinz mit Anschlägen überflutheten, welche geeignet sein würden, die ländlichen Distrikte gegen die Städte zu bewaffnen, wenn Ihre Thaten nicht Ihre Schriften widerlegten; — die, um den Weg der Versöhnung anzubahnen, gegen die königliche Bestimmung wegen Einberufung der Generalstaaten, weil sie dem Volke eben so viel Deputirte bewilligt, als den beiden andern Ständen, so wie gegen Alles protestiren, was die künftige Nationalversammlung thun wird, wenn nicht Ihre Gesetze den Sieg Ihrer Ansprüche, die Ewigkeit Ihrer Privilegien sichern! Welche uneigennütigen Freunde des Friedens! Ich habe an Ihre Ehre appellirt und fordere Sie auf, zu erklären, welche meiner Ausdrücke den Respekt, den wir der königlichen Autorität oder dem Rechte der Nation schuldig sind, verletzt haben. Etliche der Provence, Europa ist aufmerksam, erwägen Sie Ihre Antwort wohl. Männer Gottes, bedenken Sie, was Sie thun; Gott hört Sie.

„Und wenn Sie nicht antworten, sondern schweigen und sich hinter die eiteln Declamationen verschänzen, die Sie mir entgegengeschleudert haben, dann erlauben Sie mir noch ein einziges Wort hinzuzufügen.

„In allen Ländern und zu allen Zeiten haben die Aristokraten die Freunde des Volks auf die unveröhnlichste Weise verfolgt, und wenn in Folge einer eigenthümlichen Schicksalsfügung ein solcher in ihrem eigenen Kreise aufstand, so war vor allen er es, nach dem sie ihre Streiche führten, um durch den hohen Standpunkt ihres Schlachtopfers um so größeren

Schrecken zu verbreiten. So fand der letzte der Gracchen seinen Tod durch die Hand der Patrizier; als er aber den Todesstreich empfing, warf er Staub gen Himmel und rief die rächenden Götter an, und aus diesem Staub entsprang Marius, — Marius, der sich durch die Ausrottung der Cimbern nicht so berühmt gemacht hat, als dadurch, daß er in Rom die Tyrannei des Nels stürzte! "

Man hat das abgemachte Märchen verbreitet, Mirabeau habe nun in Marseille einen Luchladen eröffnet, um sich bei dem dritten Stande in Gunst zu setzen, worüber wir oft gelacht haben. Die Idee, daß Mirabeau hinter dem Latentisch gestanden und die Gile regiert habe, hat etwas ungemein Spasfhafes. Obgleich daher auch nicht ein Schatten von Wahrheit in dieser Geschichte liegt, so kann doch selbst die Lüge eben in ihrer Eigenschaft als Lüge sich mit Recht eine Zeitlang behaupten. Ganz anders war hier die Wirklichkeit. Er hatte eine „freiwillige Leibwache von hundert Mann“; die Provence drängte sich zu Tzehntausenden um seinen Wagen, die Luft hallte von Freudenerschüssen und Jubelgeschrei wie der und Manche bezahlten zwei Louisd'or für einen Platz am Fenster; sogar den Hunger — der zu jener Zeit doch sehr bedeutend war — kann er durch Worte beschwichtigen. Gewaltthätige Zusammenrottungen aus Anlaß der Brodttheuerung zu Marseille und zu Aix, gegen welche Feuerwachen und Gouverneure nichts vermögen, zerstreut er durch ein einziges Wort seines Mundes, nachdem ihn der Gouverneur darum ersucht, obgleich er ihm nicht angewogen ist. Es ist wie ein römisches Triumph und mehr. Er wird für zwei Städte zum Abgeordneten gewählt; er muß Marseille ablehnen, um Aix die Ehre geben zu können. Mögen seine Feinde einander ansehen und sich verwundern und, vergessen von ihm, seufzen. Auch für diesen Mirabeau öffnet sich endlich die Bahn.

Endlich! Hat in einem solchen Falle der gereizte Leser, wäre er auch noch so frei von Ehrgeiz, nicht ein wenig Mitgefühl mit diesem armen Missethlichen? Der Sieg ist stets etwas Freudiges, aber man denke sich einen solchen Mann in der Stunde, wo er nach zwölf Verfalls- Arbeiten endlich triumphirt! So lange kämpfte er mit dem vielköpfigen Haufen lemnäischer Schlangen und rang mit ihnen keuchend auf Leben und Tod — vierzig lange, bittere Jahre, und nun hat er sie zertreten! Die Vergessgirsfel sind erschlagen! Er kletterte lange an steilen Felswänden empor, am schlupfrigen Rande boskenloser Abgründe entlang; in Finsterniß, ohne daß ein freundliches Auge

ihn sah, unter Drachenbrut und der Ruth war viele Mal nahe daran, ihm in seiner Einsamkeit, in seiner furchtbaren Bedrängniß zu entsinken. Und dennoch kletterte und kletterte er und kletterte den Fitt seiner Fesse im eigenen Blute fest und nun stehe, dem Hyperion gleich hat er die Höhe erstiegen und schwingt triumphirend den blanken Speer. Welch eine Aussicht, welch ein neues Königreich für ihn, alles in den Morgenrothglanz der Hoffnung getaucht, weithin sich Streckend, erhaben, freudig! Welche milde Remnonsmufft tönt aus den Tiefen der Natur durch die Seele, die plötzlich aus Kampf und Tod zu Sieg und Leben emporgehoben wird! Ja, wir sollten meinen, selbst der bloße Zuschauer könnte mit diesem Mirabeau Thränen der Freude weinen.

Die leider Thränen des Kummerd werden! Denn wisse, o Sohn Adams (und Sohn Lucifers mit diesem Deinem verwünschten Ehrgeiz), daß all dieser Morgenrothglanz, dieser Zauber und diese Remnonsmufft nichts ist als Täuschung und dämonische Schwarzfünkelei! Das, was Du als Sterblicher haben mußt, ist Gleichgewicht, oder wie man es mit andern Worten nennt, Ruhe oder Frieden und was Du, wie Gott weiß, auf diese Weise niemals bekommen wirst. Glücklich sind Die, welche Ruhe finden, ohne so darnach zu suchen. Binnen kaum dreiundzwanzig Monaten lodernnden, sengenden Sonnenbrandes ist dieser Mirabeau Staub und Asche und liegt dunkel und erloschen in dem Pantheon großer Männer (oder wir wollen sagen in dem französischen Pantheon bedeutender oder für bedeutend erklärter Männer) — nirgends Ruhe findend als in dem Schooß seiner Mutter Erde.

Es giebt Menschen, denen die Götter in ihrer Gnade Ruhm verleihen, weit öfter aber verleihen sie ihn im Zorn als einen Fluch und als ein Gift, denn er stört die ganze innere Gesundheit und Industrie des Menschen und führt ihn taumelnd und in wilden Sprüngen, als wäre er von der Farnel gestoßen, zu — keinem Heiligenstein. In der That, wenn der Tod nicht dazwischen käme oder, noch glücklicher, wenn das Leben und das Publikum kein Dummkopf wären und plöbliche unbillige Vergessenheit auf diesen plöblichen unbilligen Glanz folgte und ihn auf wohlthätige, obschon höchst schmerzhaft Weise niederdämpfte, so läßt sich nicht sagen, wo so mancher ruhmreiche Mann, noch mehr, so manche arme ruhmreiche Frau enden würde.

Am 4. Mai 1789 schaute Frau von Staël aus einem Fenster in der Hauptstraße von Versailles, mitten in einer versammelten Welt, als die De-

putirten in Procession von der Kirche von Notre-Dame nach der des heil. Ludwig zogen, um die Messe zu hören und als Generalstaat. n constituirt zu werden. Hierbei sah sie folgendes:

„Unter den Edel-leuten, welche vom dritten Stande zu Deputirten gewählt worden, bemerkte man vor allen andern den Grafen von Mirabeau. Die Meinung, welche die Menschen von seinem Genie hatten, ward auf eigenthümliche Weise durch die Furcht vermehrt, die man vor seiner Immoralität hegte, und dennoch war es eben diese Immoralität, welche den Einfluß verminderte, den seine staunenswerthen Fähigkeiten ihm sicherten. Man konnte nicht umhin, diesen Mann lange anzusehen, sobald man ihn einmal bemerkt hatte. Sein ungeheurer schwarzer Haarwuchs zeichnete ihn vor allen andern aus. Man hätte meinen sollen, seine Stärke hinge davon ab, wie die Simson's. Sein Gesicht erhielt eben durch seine Häßlichkeit neuen Ausdruck, seine ganze Berion gab die Idee einer unregelmäßigen Kraft, aber einer Kraft, so wie man sie sich in einem Volkstribun denkt.“

Mirabeau's Geschichte während der ersten dreißig Monate der Revolution soll nicht hier geschrieben werden, doch verlohnte es wohl der Mühe, sie irgendwo zu schreiben. Die constituirende Versammlung nahm seinen Namen, als derselbe zuerst gelesen ward, mit Rurren auf, ohne zu wissen, worüber sie murrte! Und dennoch war dieses ehrenwerthe Mitglied, über welches sie murrten, das Mitglied aller Mitglieder, der erhabene Constituent, ohne welchen sie gar keine Constituenten waren.

Sehr merkwürdig in der That ist sein Verhalten in dieser Abtheilung der Weltgeschichte. Er war bei weitem das merkwürdigste einzelne Element hier, keins kam ihm gleich oder auch nur nahe. Einmal steht man ihn sichtbar wie durch seine eigene Kraft die Existenz der constituirenden Versammlung retten und in einem jener Augenblicke, welche auf Jahrhunderte hinaus entscheidend, der ganzen Fluth der Dinge eine andere Wendung geben.

Die königliche Erklärung vom dreißigsten Juni wird erlassen. Es ist Militairgewalt genug da und dann folgt des Königs ausdrücklicher Befehl, daß die Versammlung auseinander gehen solle. Bastillen und Schaffotte sind vielleicht die Strafe des Ungehorsams. Mirabeau ist ungehorsam und erhebt seine Stimme, um auch alle Anderen, die bleich und von panischem Schrecken ergriffen dasthen, zum Ungehorsam zu ermutigen. Der Oberceremonienmeister, de Brézé, tritt ein und wiederholt den Befehl des Königs an die Versammlung, auseinander zu gehen. „Meine Herren!“

sagt de Brézé, „haben Sie den Befehl des Königs gehört?“ Da ruft der Formelschlucker jene für die Weltgeschichte ewig denkwürdigen Worte aus: „Ja, mein Herr, wir haben gehört, was man dem König gerathen hat, zu sagen, und Sie, der Sie nicht der Dolmetscher seiner Meinung für die Generalstaaten sein können, Sie, der Sie hier weder Sitz noch Stimme, noch ein Recht zum Sprechen haben, Sie sind nicht der Mann, der uns daran erinnern kann. Gehen Sie, mein Herr, sagen Sie Denen, die Sie geschickt haben, daß wir durch den Willen der Nation hier sind, und daß nur die Gewalt der Bajonette uns von hier vertreiben kann!“ Und der arme de Brézé verschwindet, — „sch mit dem Rücken voran hinausbewegend,“ sagt der Fils Adoptif.

Und dennoch gehörte dieser große Augenblick, so folgenreicher er auch war, doch vielleicht an und für sich zu seinen kleineren Heldenthaten. Im Allgemeinen möchten wir noch einmal mit besonderem Nachdruck sagen: Er hat „humé toutes les formules.“ Er betrachtet die Revolution wie eine Materie und eine Kraft, nicht wie die Formel einer solchen. Während unzählige unfruchtbare Sieges- und Constitutionspedanten mit vieler Mühe und unter großem Geräusch ihre erhabene papierne Constitution — die elf Monate dauerte — zusammenbauen, faßt dieser Mann nicht Spinnweben und „gesellschaftliche Verträge“ ins Auge, sondern Dinge und Menschen; er erkennt, was zu thun ist, und macht dann auch sofort Anstalt, es zu thun. Er jagt den Oberceremonienmeister de Brézé rücklings zur Thür hinaus, wenn dies das Problem ist. „Marie Antoinette ist entzückt von ihm“, wenn es so weit kommt. Er ist der Mann der Revolution, so lange er lebt; er ist König derselben und würde nach unserer Meinung nur mit seinem Leben diese Königswürde niedergelegt haben. Allein von allen diesen Zwölfschundert liegt in ihm die Fähigkeit zu einem König, denn haben wir nicht gesehen, wie emsig das Schicksal ihn während dieser ganzen Zeit geformt hatte, wie ausdrücklich für das jetzt ihm in die Hand gegebene Werk?

O Du wunderbar verdrehter alter Freund der Menschen, während Du diesen Mann auf Inseln Rhé schicktest, in Schlösser Is einsperrtest und ihn mit so vieler und scharfer Dressur zu Deinem Ich, nicht zu dem seinen zu machen suchtest, — wie wenig ahnest Du da, was Du eigentlich thatest.

Wir wollen hier noch hinzufügen, daß der wackere alte Marquis den Sieg seines Sohnes über Schicksale und Menschen noch erlebte und sich

darüber freute. In der Kaminede zu Argenteuil bei Paris saß er und strahlte bis auf den letzten Augenblick merkwürdige und interessante Beobachtungen von sich und starb drei Tage vor der Einnahme der Bastille, gerade als die Culbute générale ausbrach.

Endlich aber sind die dreißigzwanzig zugetheilten Monate vorüber. Frau von Staël sah am 4. Mai 1789 den römischen Volkstribun und Sinson mit seinem langen schwarzen Haar und am 4. April 1793 findet ein Zeichenbegängniß statt, dessen Zug eine geographische Weile lang ist — königliche Minister, Senatoren, Nationalgarden und ganz Paris, — Fadeschein, Trauertöne gedämpfter Trommeln und Hörner und die Thränen von Menschen; die Trauer eines ganzen Volkes, — eine Trauer, wie sie noch kein modernes Volk jemals um einen einzigen Menschen sah.

Somit ist Mirabeau's Werk vollbracht. Er schläft bei den Riesen der Welt. Er ist zur Majorität übergegangen: Abiit ad plures.

Was Lob und Tadel, so wie allgemeine Charakterisierung betrifft, so lassen sich ohne Zweifel in Bezug auf diesen Mirabeau sehr viele Dinge aufstellen, wie denn auch schon viel Discussion über ihn gepflogen worden ist. Wir finden dies ganz in Ordnung, wie in Bezug auf alle Arten neuer Gegenstände, selbst wenn sie weit weniger zweifelhaft wären, als dieser neue Riese ist. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung findet es mittlerweile angemessener, sich und seine erschöpften Leser auf die drei folgenden moralischen Betrachtungen zu beschränken.

Erste moralische Betrachtung: In den gegenwärtigen Jahrhunderten werden die Menschen nicht mehr als Halbgötter und vollkommene Charaktere, sondern als unvollkommene und mangelhafte Menschen geboren, nämlich als Menschen, die in Folge ihrer eigenen Unzulänglichkeit, so wie in Folge falscher Beurtheilung durch andere, weniger Aehnlichkeit mit Halbgöttern als vielmehr mit einer Art von Gott-Teufeln haben und allerdings sehr unvollkommene Charaktere sind. Das Halbgott-Arrangement wäre in dessen das, welchem der Verfasser auf den ersten Anblick den Vorzug geben möchte.

Zweite moralische Betrachtung aber lautet: Wahrscheinlich wurden die Menschen in keinem Jahrhundert als Halbgötter, sondern gerade

auch als Gott-Teufel geboren, von welchen dann einige in eine Art Halbgötter verwandelten. Wie zahlreich sind die Menschen, die nicht bloß getadelt, falsch beurtheilt und verleumdet, sondern gemartert, gekreuzigt und an den Galgen gehangen worden sind, — nicht einmal als Gott-Teufel, sondern als wirkliche Teufel, und die nichtsdestoweniger später ein ungemein hohes und achtungsgebietendes Ansehen gewonnen haben! Denn Das, was sie nicht waren, was überhaupt nicht war, ist Stückweise hinweggefallen; es hat sich als Gschwäp, verworrener Schatten und überhaupt als nichts erwiesen; Das dagegen, was sie wirklich waren, bleibt. Man verlasse sich darauf, Harmodius und Aristogiton, so rein und groß sie auch jetzt erscheinen, schmiedeten gleichwidrige Complotte und hielten heimliche Sitzungen in der Jacobinerkirche zu Athen, wo sehr zügellose Dinge gesprochen und auch gethan wurden. Sind nicht auf dieselbe Weise Marcus Brutus und der ältere Junius jetzt handgreifliche Helden? Ihr Lob wird in allen Redeübungsvereinen gepriesen; hast Du aber gelesen, wie die Zeitungen sich eine Woche nach ihren Thaten über dieselben aussprachen? Ja, ist nicht der alte Cromwell, — dessen Gebeine wieder ausgegraben und als das rechte Emblem seiner selbst und seiner Thaten, als Auswurf der Schöpfung unter dem Galgen vercharrt wurden — ist nicht auch er wieder eine ganz respectable grümmige Bronzefigur geworden, obgleich es jetzt erst anderthalb Jahrhunderte her ist, eine Figur, auf welche England mehr als auf sonst etwas stolz zu sein scheint?

Dritte und letzte moralische Betrachtung: Weder Du noch ich, lieber Leser, hatten bei Erschaffung dieses Mirabeau die Hand mit im Spiele, denn wer weiß, ob wir dann in unserer Weisheit nicht auch etwas dagegen einzuwenden gewußt hätten.

Aber was waren die himmlischen Mächte, die ihn schufen, ohne und auch nur um Rath zu fragen, sie und nicht wir, so und nicht anders! Wir haben uns daher nach Möglichkeit bloß bemüht, ein wenig zu verstehen und zu begreifen, was für eine Art von Mirabeau so geschaffen sein konnte; deshalb nehmen wir nun mit lebhafter Befriedigung Abschied von ihm und überlassen es ihm nun, zu gedeihen wie er kann.

Burns*).

(1828.)

Bei den modernen Zuständen unserer Gesellschaft ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Mann von Genie „um Brod bittet und einen Stein empfängt,“ denn trotz unserer großartigen Maxime von Nachfrage und Angebot, ist es doch keineswegs die höchste Vortrefflichkeit, welche die Menschen am bereitwilligsten anerkennen. Der Erfinder einer Spinnmaschine kann ziemlich sicher sein, daß er noch bei seinen Lebzeiten seinen Lohn empfängt, der Verfasser eines ächten Gedichts aber ist, ebenso wie der Apostel einer ächten Religion, des Gegentheils fast ebenso sicher.

Wir wissen nicht, ob die Ungerechtigkeit nicht um so schroffer dadurch heraustritt, daß gewöhnlich nach dem Tode eine Vergeltung stattfindet. Robert Burns hätte dem Laufe der Natur nach noch lange leben können, aber sein kurzes Leben verging in schwerer Arbeit und Mangel und er starb in der Blüthe seines Mannesalters elend und vernachlässigt. Schon aber glänzt ein stattliches Mausoleum über seiner Nische und mehr als ein prachtvolles Monument ist an andern Orten seinem Ruhme errichtet worden; die Straße, wo er in Armuth schwachtete, wird nach seinem Namen genannt; die vornehmsten Personen in unserer Literatur haben ihren Stolz darein gesetzt, als seine Commentatoren und Bewunderer aufzutreten, und die uns jetzt vorliegende Erzählung seiner Lebensgeschichte ist die sechste, womit die Welt beschenkt worden ist.

Mr. Lockhart hält es für nothwendig, sich wegen dieses neuen Versuchs über einen solchen Gegenstand zu entschuldigen, seine Leser aber werden,

*) The Life of Robert Burns, by J. G. Lockhart. Edinburgh, 1828.

glauben wir, ihn gern freisprechen, oder im schlimmsten Falle bloß die Ausföhrung seiner Aufgabe tadeln, nicht die Wahl derselben. Burns' Charakter ist in der That ein Thema, das sich nicht so leicht abnutzen oder erschöpfen läßt, und durch die Entfernung, in welche es durch die Zeit gerückt wird, wahrscheinlich eher gewinnen als verlieren wird.

Man hat gesagt: Niemand ist ein Held vor seinem Kammerdiener, und es ist leicht möglich, daß dies wahr ist; die Schuld aber liegt wahrscheinlich ebenso sehr an dem Kammerdiener, als an dem Helden, denn es ist gewiß, daß für das gemeine Auge nur wenig Dinge wunderbar sind, die nicht zugleich der Entfernung angehören. Es ist für die Menschen schwer zu glauben, daß der Mann, der bloße Mann, den sie an ihrer Seite sich durch das Dairein hindurchkämpfen sehen, aus feinerem Stoffe geschaffen sei, als sie selbst. Sehen wir den Fall, daß ein Tischgast von Sir Thomas Lucy und Nachbar von John sich ein paar Stunden von der Bewachung seines Bildpreiße abgemüßigt und uns eine Lebensgeschichte Shakspeare's geschrieben hätte! Was für Abhandlungen würden wir dann gehabt haben, — nicht über Hamlet und den Sturm, sondern über den Wollhandel und Wilddieberei und über die Vagabundengesetze und wie der Wilddieb ein Schauspieler ward und wie Sir Thomas und Mr. John ein christliches Herz im Leibe hatten und ihn nicht zum Aeußersten trieben!

Auf dieselbe Weise glauben wir mit Bezug auf Burns, daß so lange nicht die Gefährten seiner Pilgerfahrt, die ehrenwerthen Acciscommissaire und die Herren von der caledonischen Jagd und die Aristokraten von Dumfries und alle die Squires und Carls, ebenso wie die Schriftsteller von Ayr, in der Finsterniß der Vergangenheit unsichtbar oder nur durch das von ihm entlehnte Licht sichtbar geworden sind, es schwierig sein wird, ihn nach irgend einem wahren Maßstabe zu messen oder zu überschauen, was er im achtzehnten Jahrhundert für sein Vaterland und die Welt wirklich war und that. Es wird schwierig sein, sagen wir, aber immer noch ein gutes Problem für Literaturhistoriker und wiederholte Versuche werden uns wiederholte Annäherungen geben.

Seine früheren Biographen haben ohne Zweifel etwas, aber keineswegs viel zu unserer Unterstützung gethan. Dr. Currie und Mr. Walker, die nennenswerthesten dieser Schriftsteller, haben beide, glauben wir, einen wesentlich wichtigen Punkt falsch aufgefaßt, nämlich das eigentliche Verhältniß ihrer Person und der Welt und ihrem Autor, und die Art und Weise, auf welche es solchen Männern geziemte, von einem solchen Mann zu denken

und zu sprechen. Dr. Currie liebte den Poeten wahrhaft, mehr vielleicht, als er seinen Lesern oder auch sich selbst gestand, und dennoch führt er ihn immer mit einer gewissen gönnerhaften Miene vor, als ob das seine Publikum es sonderbar und halb unverantwortlich finden könnte, daß er, ein Mann der Wissenschaft, ein Gelehrter und Gentleman, einem Bauer solche Ehre erweist. Bei allem diesem aber geben wir gern zu, daß sein Fehler nicht Mangel an Liebe, sondern Schwäche des Glaubens war und bedauern, daß der erste und wohlwollendste aller Biographen unseres Dichters nicht weiter gesehen oder nicht muthiger geglaubt hat, was er sah.

Mr. Walker verfällt noch tiefer in denselben Fehler und beide irren gleichmäßig, wenn sie uns einen Katalog über seine verschiedenen vermeinten Eigenschaften, Tugenden und Laster anstatt einer Schilderung des daraus hervorgehenden Charakters als einer lebenden Einheit mittheilen. Dies heißt nicht ein Portrait malen, sondern die Länge und Breite der verschiedenen Züge messen und ihre Dimensionen in arithmetischen Ziffern niederschreiben. Ja, es ist nicht einmal so viel, denn wir müssen erst noch erfahren, durch welche Kunstgriffe oder Instrumente der Geist auf diese Weise gemessen werden konnte.

Mr. Lockhart hat — wir freuen uns, dies sagen zu können — diese Irrthümer beide vermieden. Er behandelt Burns stets als den hohen und merkwürdigen Mann, für welchen die öffentliche Stimme ihn jetzt erklärt hat. Bei der Schilderung seiner Persönlichkeit hat er die Methode getrennter Allgemeinheiten vermieden und mehr charakteristische Vorfälle, Gewohnheiten, Handlungen, Aussprüche, mit einem Wort Erscheinungen aufgeführt, welche den ganzen Menschen zeigen, so wie er unter seinen Mitmenschen lebte und lebte.

Das Buch gewährt daher bei allen seinen Mängeln nach unserer Meinung mehr Einblick in den ächten Charakter Burns', als irgend eine frühere Biographie, obgleich sie, da sie nach dem sehr populären und gedrängten Schema eines Artikels für Constables „Miscellany“ geschrieben ist, weniger Tiefe besitzt, als wir von einem Schriftsteller von solchem Talent hätten wünschen und erwarten können, und enthält mehr und mannigfaltigere Citate als von Nichtswegen einem Originalwerk zukommen. Das, was Mr. Lockhart selbst schreibt, ist überhaupt größtentheils so gut, so klar, präcis und kündig, daß wir selten wünschen, es den Worten eines Andern Platz machen zu sehen. Indessen, der Geist des Werkes ist durchaus wohlwollend, tolerant

und versöhnend; Komplimente und Lob werden nach allen Seiten hin an Große und Kleine mit freigebiger Hand ausgetheilt, und, wie Mr. Morris Wirkbed von der Gesellschaft in den Hinterwäldern von Amerika bemerkt, „die Höflichkeiten des feinen Lebens niemals auch nur einen Augenblick aus den Augen verloren.“

Aber es giebt in dem Buche noch bessere Dinge als diese und wir können mit gutem Gewissen versichern, nicht bloß, daß es sich das erste Mal leicht und angenehm lesen läßt, sondern auch ohne Schwierigkeit zum zweiten Mal gelesen werden kann.

Nichtdestoweniger sind wir weit entfernt zu glauben, daß das Problem von Burns' Biographie bis jetzt auf angemessene Weise gelöst worden sei. Wir deuten hiermit nicht sowohl auf die Mangelhaftigkeit bezüglich der Thatfachen und Documente hin — obgleich wir von diesen noch jeden Tag einen neuen Zuwachs erhalten — als vielmehr auf die beschränkte und unvollkommene Anwendung derselben auf den Hauptzweck aller Lebensbeschreibung.

Unsere Ansichten über diesen Gegenstand erscheinen vielleicht etwas übertrieben; wenn aber ein Mensch wirklich bedeutend genug ist, daß man seine Lebensgeschichte zur Erinnerung der Menschheit niederschreibe, so sind wir immer der Meinung gewesen, daß die Leser dann auch mit allen innern Triebfedern und Beziehungen seines Charakters bekannt gemacht werden sollten. Wie stellen sich die Welt und das Menschenleben von seinem individuellen Standpunkte aus nach seiner Anschauung dar? Wie wirkten gleichzeitig vorhandene Umstände von außen auf ihn, wie wirkte er von seinem Innern heraus auf diese ein? Mit welchen Bestrebungen und mit welchem Erfolge beherrschte er sie; mit welchem Widerstand und Leiden erlag er ihnen? Mit einem Wort, von welcher Art und auf welche Weise erzeugte war die Wirkung der Gesellschaft auf ihn; was und auf welche Weise erzeugt war seine Wirkung auf die Gesellschaft?

Wer diese Fragen in Bezug auf ein Individuum richtig und vollständig beantwortete, würde, glauben wir, ein Muster von Vollkommenheit in biographischer Beziehung liefern. Freilich verdienen nur wenige Individuen ein solches Studium und viele Lebensgeschichten werden geschrieben und müssen zur Befriedigung unskhaltiger Neugier geschrieben werden und werden gelesen und vragassen, die nicht Biographien in diesem Sinne sind.

Burns aber ist jedenfalls eins dieser wenigen Individuen und ein solches Studium hat bis jetzt noch nicht stattgefunden, wenigstens nicht mit einem solchen Resultat. Unsere eigenen dazu Beiträge können, wir wissen das wohl, nur dürftig und schwach sein, aber wir bieten sie gern und bereitwillig dar und hoffen, daß sie bei Denen, für die sie bestimmt sind, beifällige Aufnahme finden werden.

Burns tauchte gleich als eine wunderbare Erscheinung vor der Welt auf und ward in dieser Eigenschaft auf die gewöhnliche Weise mit lautem, unklarem, lärmendem Ersäunen begrüßt, welches sehr bald in Tadel und Vernachlässigung überging, bis sein frühzeitiger und beklagenswerther Tod einen Enthusiasmus für ihn erweckte, welcher, besonders da sich nun nichts mehr thun, wohl aber viel sprechen ließ, sich bis auf unsere Zeit verlängert hat. Allerdings sind die „neun Tage“ schon längst um und eben die Fortdauer jenes Lärmens beweist, daß Burns kein gemeines Wunder war.

Demgemäß erscheint er selbst nüchtern urtheilenden Gemüthern, wo er im Verlauf der Jahre immer ausschließlicher auf sein eigenes ihm inwohnendes Verdienst sich reducirt hat und jetzt als jenes zufälligen Glanzes entkleidet betrachtet werden kann, nicht bloß als ein ächter britischer Dichter, sondern auch als einer der bedeutendsten britischen Männer des achtzehnten Jahrhunderts.

Man wende nicht hiergegen ein, daß er wenig gethan habe. Er that viel, wenn wir erwägen wo und wie. Wenn das Werk, welches er ausführte, klein war, so müssen wir bedenken, daß er selbst seine Materialien zu entdecken hatte, denn das Metall, in welchem er arbeitete, lag unter dem wüsten Moorboden verborgen, wo kein Auge als das seine das Vorhandensein eines solchen Metalls errathen hätte, und wir können fast sagen, daß er mit seiner eigenen Hand auch die Werkzeuge zum Verarbeiten desselben erst formen mußte, denn er fand sich in der tiefsten Dunkelheit, ohne Hülfe, ohne Unterricht, ohne Modell, oder bloß mit Modellen der niedrigsten Gattung.

Ein Mann von Erziehung und Bildung steht gleichsam in der Mitte eines unermesslichen Arsenals und Magazins, das mit allen Waffen und Maschinen angefüllt ist, welche der Scharfsinn des Menschen seit den frühesten

Zeiten erfunden, und er arbeitet demgemäß mit einer Kraft, die er allen früheren Jahrhunderten entlehnt hat.

Wie ganz anders ist dagegen die Lage Dessen, der außerhalb dieses Arsenal's steht und fühlt, daß die Thore desselben entweder gekürrt oder auf ewig vor ihm verschlossen bleiben müssen. Seine Mittel sind die gewöhnlichsten und plumpsten; die verrichtete Arbeit an und für sich ist kein Maßstab seiner Kraft. Ein Zwerg hinter seiner Dampfmaschine kann Berge versetzen, aber kein Zwerg wird sie mit der Spitzhacke hinwegräumen und nur ein Titan kann sie mit seinen Armen von der Stelle schleudern.

In dieser leßtern Gestalt erscheint Burns. In dem prosaischesten Zeitalter geboren, welches Britannien je gekannt, und in den ungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, wenn er irgend Etwas vollbrachte, es unter dem Druck fortwährender, schwerer, körperlicher Arbeit, ja des Mangels und der niederschlagenden Furcht vor den schlimmsten Uebeln vollbringen mußte, ohne eine andere Beihülfe als die Kenntniß, welche in der Hütte des Armen wohnt, und die Gedichte eines Ferguson oder Ramsay als Maßstab der Schönheit, erliegt er allen diesen Hindernissen dennoch nicht. Durch die Nebel und die Finsterniß dieser dunkeln Region erkennt sein Luchsbauge die wahren Beziehungen der Welt und des Menschenlebens; er wächst zu geistiger Kraft heran und erwirbt sich Intelligenz und Erfahrung. Vorwärts getrieben durch die Expansionsbewegung seines elastischen Geistes sucht er einen allgemeinen Ueberblick zu erringen und legt mit stolzer Bescheidenheit und als die Frucht seiner Arbeit ein Geschenk vor, welches die Zeit nun für unvergänglich erklärt hat.

Hierzu kommt noch, daß seine dunkle, mühevollte Kindheit und Jugend bei weitem die freundlichste Area seines ganzen Lebens war und daß er in seinem stebenunddreißigsten Jahre starb, und dann frage man, ob es wohl zu verwundern ist, daß seine Gedichte unvollkommen und von geringem Umfange sind, oder daß sein Genius sich nicht die Keiserkrone in seiner Kunst errang. Ach, seine Sonne schien wie durch einen tropischen Tornado und der bleiche Schatten des Todes verdunkelte sie am Mittage! In diese hemmenden Dünste gehüllt, sah man Burns' Genius niemals in klarem, azurnem Glanze die Welt erleuchtend; bloß einige Strahlen brachen dann und wann hindurch und färbten diese Wolken mit einem Regenbogenglanze, den die Menschen schweigend und mit Verwunderung und Thränen betrachteten!

Wir sind sorgfältig darauf bedacht, nicht zu übertreiben, denn es ist nicht sowohl Bewunderung, als vielmehr Darlegung, was unsere Leser hier von uns verlangen, und dennoch ist es nicht leicht, einem gewissen Gange nach dieser Seite hin nicht nachzugeben. Wir lieben Burns und wir bemitleiden ihn, und Liebe und Mitleid sind sehr geneigt, das Gute zu vergrößern.

Die Kritik, meint man zuweilen, müsse stets eine Sache des kalten Verstandes sein. Wir sind von der Richtigkeit dieser Ansicht nicht so recht überzeugt, auf alle Fälle aber haben wir es hier mit Burns nicht ausschließlich in unserer Eigenschaft als Kritiker zu thun. So wahr und ächt auch seine Poesie uns erscheinen muß, so interessiert und rührt er uns doch nicht hauptsächlich als Dichter, sondern als Mensch. Man rief ihm oft, eine Tragödie zu schreiben; Zeit und Mittel waren ihm nicht dazu vergönnt, aber während seines ganzen Lebens spielte er eine Tragödie und zwar eine der rührendsten. Wir zweifeln, ob die Welt jemals ein so durc und durch betrübendes Schauspiel gesehen, ob Napoleon selbst auf seinem Felsen dem denkenden Geist ein solches „Schauspiel von Mitleid und Furcht“ einflößte, wie dieser an und für sich edlere, sanftere und vielleicht größere Geist, der sich in hoffnungslosem Kampfe mit niedrigen Hemmnissen verzehrte, die sich immer dichter und dichter um ihn schlangen, bis nur der Tod ihm einen Ausweg eröffnete.

Groberer sind eine Klasse von Menschen, welche die Welt größtentheils recht wohl entbehren könnte, auch kann uns der scharfe Verstand, der rückstichtlose Stolz und der hohe, aber egoistische Enthusiasmus solcher Menschen in der Regel keine Liebe einflößen. Im besten Falle erregen sie Eiskanten und ihr Sturz wird wie der einer Pyramide mit einer gewissen Wehmuth und Scheu betrachtet. Ein ächter Dichter aber, ein Mann, in dessen Herzen ein Ausfluß von Weisheit, ein Ton jener „ewigen Melodien“ wohnt, ist das kostbarste Geschenk, welches einer Generation verliehen werden kann. Wir leben in ihm eine freiere, reinere Entwicklung alles dessen, was in uns selbst das Geiste ist. Sein Leben ist für uns eine reiche Lehre und wir betrauern seinen Tod als den eines Wohltäters, der uns liebte und lehrte.

Ein solches Geschenk hatte uns die gütige Natur in Robert Burns verliehen, aber mit königlicher Gleichgültigkeit schleuderte sie es aus ihrer Hand wie einen bedeutungslosen Gegenstand und er ward als ein eitler Tand verstimmt und zerissen, ehe wir ihn erkannten. Dem unglücklichen Burns

war die Fähigkeit gegeben, das Leben des Menschen ehrwürdiger zu machen, die Fähigkeit aber, sein eigenes Leben weise zu führen, war ihm nicht verliehen. Das Schicksal, — denn so müssen wir in unserer Unwissenheit sagen, — seine Fehler, die Fehler Anderer waren zu streng gegen ihn, und jener Geist, dessen Flug ein so hoher geworden wäre, wenn er nur erst hätte gehen können, sank bald in den Staub; seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe zertreten und er starb, wie wir fast sagen können, ohne jemals gelebt zu haben.

Und wie wohlwollend und warm war dieses Gemüth, wie erfüllt von angeborenem Reichthum, von Liebe zu allen lebenden und leblosen Dingen! Wie fließt sein Herz über von Sympathie gegen die allgemeine Natur und weiß selbst in ihren kältesten Regionen Schönheit und tiefen Sinn herauszufinden. Das Gänseblümchen fällt nicht unbeachtet unter seiner Flugfahne und mit liebenden sinnigen Betrachtungen wirft er das verlassene Nest des kleinen schüchternen Vogels auf die Seite. Das ehrwürdige weiße Antlitz des Winters entzückt ihn; er verweilt mit wehmüthiger Zärtlichkeit bei diesen Scenen erhabener Dede; die Stimme des Sturms aber wird ein Hochgesang für sein Ohr. Er liebt es, in den brausenden Wäldern einherzuschreiten, denn dies erhebt seine Gedanken zu ihm, der auf den Flügeln des Windes einherstreitet. Eine ächte Dichterseele, denn sie braucht klod be- rührt zu werden, und der Klang, den sie von sich giebt, ist Musik!

Hauptsächlich aber beobachte man ihn im Umgange mit seinen Mitmenschen. Welche warme, allumfassende Menschenliebe, welche zuversichtliche, grenzenlose Sympathie, welche großmüthige Uebertreibung des geliebten Gegenstandes! Sein schlichter Freund, sein nußbraunes Mädchen sind ihm nichts Gerings und Gewöhnliches, sondern ein Held und eine Königin, die er als die unvergleichlichsten Geschöpfe der Erde preist. Die rauen Scenen des schottischen Lebens, die er nicht in arktischer Illusion, sondern in dem Rauch und Schmutz einer nur zu herben Wirklichkeit betrachtet, findet er dennoch anziehend und liebenswürdig. Die Armuth ist allerdings seine Gefährtin, aber die Liebe und der Muth auch; die einfachen Gefühle, die Würde, der Edelsinn, die unter dem Strohdache wohnen, sind seinem Herzen theuer und ehrwürdig, und so verbreitet er über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseins den Glanz seiner eigenen Seele, und sie steigen in Scharten und Sonnenchein mild und hell zu einer Schönheit empor, welche andere Augen nicht in den höchsten erkennen.

Dabei besitzt er ein gerechtes Selbstbewußtsein, welches nur zu oft im Stolz ausartet, und dennoch ist es ein edler Stolz, der sich bloß vertheidigt, nicht angreift; kein kaltes, misstrauisches Gefühl, sondern ein offenes, freies und geselliges. Der Dorfsechter geberdet sich, wir möchten sagen, wie ein König im Exil; er steht sich unter die Geringen versetzt und fühlt sich gleichwohl den Vornehmsten ebenbürtig. Aber dennoch beansprucht er keinen Rang, damit ihm keiner streitig gemacht werde. Die Voreiligen weiß er zurückzuweisen, die Uebermüthigen kann er dämpfen; Geld oder Ahnenstolz nützen ihm gegenüber nichts; es brennt ein Feuer in diesem dunkeln Auge, gegen welches die „Insolenz der Herablassung“ nichts ausdrücken kann. In seiner Erniedrigung, in seiner äußersten Noth vergißt er nicht auch nur einen Augenblick lang die Majestät der Poesie und des Menschenthums.

Und dennoch, so hoch er sich auch über gewöhnliche Menschen erhaben fühlt, sondert er sich doch nicht von ihnen ab, sondern mischt sich theilnehmend in ihre Interessen, ja er wirft sich ihnen in die Arme und bittet sie gleichsam ihn zu lieben. Es ist rührend zu sehen, wie selbst in seiner schwärzesten Verzweiflung dieser stolze Mann noch bei der Freundschaft Hülfe sucht, oft vor dem Unwürdigen sein Herz ausschüttet und unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz drückt, welches nur den Namen der Freundschaft kennt. Und dennoch war er ein Mann von scharfem Blick, welcher eine gewöhnliche Maske sofort durchschaute, während dennoch gleichzeitig eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen wohnte.

Und so zeigte sich unser Bauer unter uns; „eine Seele gleich einer Aeolsharfe, in deren Saiten der gemeine Wind, während er hindurchstrich, sich in artikulirte Melodien verwandelte.“ Und dies war der Mann, für welchen die Welt keinen besseren Wirkungskreis fand, als sich mit Schmugglern und Weinwirthern herumzustritten, die Accisegebühren von Salz zu berechnen und Bierfässer zu aichen! Mit solchen Arbeiten mußte dieser gewaltige Geist sich auf klägliche Weise abmühen und Hunderte von Jahren können vergehen, ehe die Wiederholung eines solchen Mißbrauches möglich ist.

Alles, was von Burnß noch übrig ist, die Schriften, die er zurückgelassen, scheinen uns, wie wir schon oben andeuteten, nicht mehr als ein armseliges, verstümmeltes Bruchtheil von dem, was in ihm war; kurze, unterbrochene Blicke eines Genius, der sich niemals vollständig zeigen konnte, dem zur Vollständigkeit Alles fehlte — Kultur, Ruhe, wirklicher Fleiß, ja sogar Lebensdauer. Seine Gedichte sind mit kaum einer Ausnahme bloße gelegentliche Ergießungen, die er ohne lange Vorherüberlegung ausströmt und durch die sich eben darbietenden Mittel die Leidenschaft, die Meinung oder Laune der Stunde ausdrückt. Niemals war es ihm auch nur in einem Falle vergönnt, irgend einen Gegenstand mit der vollen Sammlung seiner Kraft zu erfassen, in dem concentrirten Feuer seines Genius zu schmelzen und zu formen.

So unvollkommene Fragmente nach den strengen Regeln der Kunst zu prüfen, wäre nicht bloß unnütz, sondern auch unbillig. Nichtsdestoweniger aber liegt etwas in diesen Gedichten, so unentwickelt und mangelhaft sie auch sind, was selbst dem wählerischsten Freunde der Poesie es unmöglich macht, an ihnen vorüberzugehen, ohne davon Notiz zu nehmen. Irgend eine dauernde Eigenschaft müssen sie besitzen, denn nach fünfzig Jahren der abenteuerlichsten Veränderungen des poetischen Geschmacks werth sie immer noch gelesen, ja immer begieriger und in immer weiteren Kreisen, und zwar nicht bloß von Literaturfreunden und der Klasse, auf welche vorübergehende Ursachen am stärksten einwirken, sondern von allen Klassen, bis herab zu der ungebildeten und wahrhaft natürlichen Klasse, welche wenig liest, ganz besonders aber keine Gedichte, ausgenommen wenn sie Vergnügen daran findet.

Die Gründe einer so eigenthümlichen und umfassenden Popularität, die sich in buchstäblichem Sinne vom Palast bis herab zur Hütte und über alle Regionen erstreckt, wo die englische Sprache gesprochen wird, sind wohl einer genauen Erörterung werth und scheinen nothwendig auf einen seltenen Vorzug in diesen Werken schließen zu lassen. Worin aber besteht dieser Vorzug?

Die Beantwortung dieser Frage wird uns nicht weit führen. Burnß' Vorzug gehört allerdings zu den seltensten, sowohl im Reiche der Poesie, als in dem der Prosa; gleichzeitig aber ist er auch klar und leicht zu erkennen — es ist seine Aufrichtigkeit, seine unbestreitbare Niene der Wahrheit. Hier giebt es keine gefädelten Leiden oder Freuden; keine hohlyphantastischen Sentimentalitäten, kein an Trübsen gezogenes Raffinement des Gedankens oder des Gefühls. Die Leidenschaft, welche uns geschildert wird,

hat wirklich in einem lebenden Herzen geglüheth; die Meinung, die er ausspricht, ist aus seinem eigenen Verständniß hervorgegangen und ein Licht auf seinem Wege gewesen. Er schreibt nicht vom Hörensagen, sondern nach eigener Anschauung und Erfahrung; die Umgebungen, in denen er gelebt und sich gemüht hat, sind es, die er schildert, diese Umgebungen, so rauh und bescheiden sie sind, haben schöne Gefühle, edle Gedanken und bestimmte Entschlüsse in seiner Seele entzündet und er spricht aus, was in ihm ist, nicht in Folge eines äußeren Rufs der Eitelkeit und des Interesses, sondern weil sein Herz zu voll ist, um schweigen zu können. Er spricht es mit der Melodie und der Modulation aus, die ihm zu Gebote steht, „in heimisch-ländlichem Klingklang“, aber dieser ist sein Eigenthum und ächt.

Hierin ruht das große Geheimniß, Leser zu finden und zu behalten, und Der, welcher Andere rühren und überzeugen will, muß allenthalben gerührt und überzeugt sein. Horaz' Regel „Si vis me flere“, ist in einem weiteren Sinne als dem bloß buchstäblichen anwendbar. Zu jedem Dichter, zu jedem Schriftsteller möchten wir sagen: Sei wahr, wenn Du wünschst, daß man Dir glaube. Der Mensch möge nur mit ächtem Ernste den Gedanken, das Gefühl und den wirklichen Zustand seines eigenen Herzens ausdrücken, und andere Menschen — so wunderbar sind wir Alle durch das Band der Sympathie an einander gefesselt — müssen und werden ihn beachten. An Bildung, an Ueberblick können wir über dem Sprecher stehen oder unter ihm, aber in beiden Fällen werden seine Worte, dafern sie nur ernst und aufrichtig sind, einen Wiederhall in unserem Innern finden, denn trotz aller zufälligen Verschiedenheiten in äußerem oder innerem Rang antwortet doch das Herz des Menschen dem Menschen wie Gesicht dem Gesicht.

Dies kann ein sehr einfaches Prinzip zu sein scheinen, dessen Entdeckung Burns eben nicht zum großen Verdienst angerechnet werden könne. Allerdings ist die Entdeckung auch in der That ziemlich leicht, aber die praktische Anwendung ist durchaus nicht leicht, ja sie ist die Hauptschwierigkeit, mit welcher alle Dichter zu kämpfen haben, und die von hundert kaum einer wirklich überwindet.

Ein Kopf, der zu stumpf ist, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, ein Herz, welches zu stumpf ist, um das Eine auf alle Gefahr hin zu lieben und das Andere trotz aller Versuchungen zu hassen, sind einem Schriftsteller gleich verderblich. Mit einem dieser Fehler oder — wie dies häufiger der Fall ist — mit beiden verbinde man Liebe zur Auszeichnung,

den selten fehlenden Wunsch, originell zu sein, und wir haben Affectation, den Gluck der Literatur, ebenso wie die Heuchelei, ihre ältere Schwester, der Gluck der Moral ist.

Wie oft tritt uns in der Poesie ebenso wie im Leben die eine und die andere gegenüber! Selbst große Dichter sind nicht immer frei von diesem Laster, ja einem gewissen Grade von Größe scheint es am häufigsten innewohnen. Heftiges Streben nach Auszeichnung tröstet sich zuweilen auch mit einem bloßen Schatten des Erfolgs, und Der, welcher viel zu entfalten hat, wird es zuweilen nur unvollkommen entfalten.

Byron 3. B. war kein gewöhnlicher Mensch, und dennoch, wenn wir seine Poesie nach dieser Seite hin untersuchen, so werden wir finden, daß sie sehr weit entfernt ist, fehlerlos zu sein. Im Allgemeinen gesprochen möchten wir sagen, sie sei nicht mehr. Er erfrischt uns nicht mit der göttlichen Quelle, sondern nur zu oft mit gemeinen starken Flüssigkeiten, die für den Geschmack allerdings anreizend sind, aber sehr bald mit Widerwillen oder sogar Uebelfekten enden. Sind seine Harolds und Gaiards, möchten wir fragen, wirkliche Menschen, wir wollen damit sagen, poetisch-consequente und denkbare Menschen? Scheinen nicht diese Charaktere, scheint nicht der Charakter ihres Autors, welcher mehr oder weniger durch sie alle hindurchschimmert, vielmehr ein für die Gelegenheit angelegter Gegenstand zu sein, keine natürliche oder mögliche Weise des Daseins, sondern Etwas, was viel großartiger ausfallen soll als die Natur? Ganz gewiß haben alle diese stürmischen Agonien, dieser vulkanische Heroismus, diese übermenschliche Verachtung und rabenschwarze Verzweiflung mit einem solchen Aufwand von Augenverdrehen und Zähneknirschen und anderem schwefeligem Humor mehr Aehnlichkeit mit der Coulissenreißerei eines Schauspielers in irgend einer geringfügigen Tragödie, welche drei Stunden dauern soll, als mit der Haltung eines Mannes im ernstesten Spiel des Lebens, welches hiezig Jahre dauern soll. Nach unserm Gefühl liegt ein Anflug dieser Art, etwas, was wir theatralisch, falisch und affectirt nennen möchten, in jeder dieser sonst so gewaltigen Dichtungen. Vielleicht ist „Don Juan“, besonders in seinen letzteren Theilen, das einzige, einigermaßen aufrichtige Werk, welches er jemals geschrieben, das einzige Werk, worin er sich einigermaßen zeigte wie er war, und sich so für seinen Gegenstand zu interessieren schien, daß er sich auf Augenblicke vergaß.

Und dennoch haßte Byron dieses Laster; wir glauben, daß er es herzlich verabscheute, ja, er hatte ihm mit Worten förmlich den Krieg erklärt.

So schwer ist es selbst für die stärksten Geister, sich dieses erste Erforderniß anzueignen, welches gleichwohl das einfachste von allen zu sein scheint, nämlich das eigene Bewußtsein richtig und ohne unwillkürliche oder vorsätzliche Irrthümer zu lesen. Wir kennen keinen Dichter von Burns' Empfänglichkeit, der mit einem so gänzlichen Mangel an Affectation vor uns auftritt und bis auf den letzten Augenblick in derselben Weise bei uns ausharrt. Er ist ein ehrlicher Mann und ein ehrlicher Schriftsteller, in seinen Erfolgen und in seinen Niederlagen, in seiner Größe und in seiner Kleinheit ist er stets klar, einfach, wahr und schimmert nur im eigenen Glanze. Wir halten dies für eine große Tugend, ja in der That für die Wurzel der meisten anderen Tugenden, literarischer sowohl als moralischer.

Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß wir jetzt bloß von Burns' Gedichten sprechen, von den Schriften, welche er Zeit hatte, zu überlegen, und wo kein spezieller Grund vorhanden war, sein kritisches Gefühl irre zu leiten oder sein Streben zu hemmen. Viele seiner Briefe und andere seiner prosaischen Schriften verdienen dieses Lob keineswegs. Hier herrscht ohne Zweifel nicht dieselbe natürliche Wahrheit des Stils, sondern im Gegentheil etwas nicht bloß Steifes, sondern Gezwungenes und Verzerrtes, ein gewisser, hochtrabender, aufgeblähter Ton, dessen gespreizte Emphase zu der Festigkeit und rauhen Einfachheit selbst seiner geringfügigsten Verse einen unangenehm berührenden Gegensatz bildet.

Auf diese Weise scheint es, als sei eigentlich kein Mensch ganz frei von Affectation. Ueberlegt Shakspeare selbst nicht zuweilen den leeren Pomp? Aber selbst mit Bezug auf diese Briefe von Burns verlangt die Gerechtigkeit, zu erklären, daß er zwei Entschuldigungen hatte.

Die erste war seine verhältnismäßige Unbeholfenheit in Bezug auf die Sprache. Burns ist, obgleich er größtentheils mit ganz eigenthümlicher Kraft und sogar Anmuth schreibt, nicht Meister der englischen Prosa, wie er Meister des schottischen Verses ist; er ist der ersten nicht Meister, meinen wir, im Verhältniß zu der Tiefe und dem Feuer seines Gegenstandes. Diese Briefe kommen uns vor, wie das Bestreben eines Mannes, etwas auszu-
drücken, zu dessen Ausdruck ihm das geeignete Organ abgeht.

Eine zweite und wichtigere Entschuldigung aber liegt auch in der eigenthümlichen socialen Stellung, welche Burns einnahm. Seine Correspondenten sind oft Leute, deren Verhältniß zu ihm er niemals genau ermittelt hat, gegen die er sich daher entweder im Voraus waffnet, oder denen er,

ohne es zu wissen, schmeichelt, indem er den Styl annimmt, von dem er glaubt, daß er ihnen gefallen werde.

Auf alle Fälle dürfen wir auch nicht vergessen, daß diese Fehler selbst in seinen Briefen nicht die Regel, sondern die Ausnahme sind. So oft er — wie man freilich gern immer möchte — an vertraute Freunde und über wirkliche Interessen schreibt, wird sein Styl einfach, kräftig, ausdrucksvoll, zuweilen sogar schön. Seine Briefe an Mrd. Dunlop sind durchweg vorzüglich.

Doch kehren wir zu seiner Poesie zurück. Außer seiner Aufrichtigkeit besitzt er noch ein anderes eigenthümliches Verdienst, welches im Grunde genommen nur eine andere Gestalt oder vielleicht auch ein Mittel des erst-erwähnten ist und sich in der Wahl seines Gegenstandes zeigt oder vielmehr in seiner Gleichgültigkeit in Bezug auf Gegenstände und die Macht, die er besitzt, alle Gegenstände interessant zu machen. Der gewöhnliche Dichter sucht ebenso wie der gewöhnliche Mensch fortwährend in äußeren Umständen die Hülfe, welche er nur in sich finden kann. In dem, was genau bekannt und nahe ist, erkennt er keine Form oder Anmuth; die Heimath ist ihm nicht poetisch, sondern prosaisch; es ist eine vergangene, ferne, conventionell-heroische Welt, wo die Poesie wohnt; wäre er dort und nicht hier, wäre er so und nicht so, so wäre es gut mit ihm.

Dabei rührt jene unzählige Schaar rosenfarbener Romane und gepanzelter Heldengedichte, deren Schauplatz nicht auf der Erde, sondern etwas näher beim Mond ist. Dabei rühren unsere Sonnenjungfrauen und unsere Kreuzfahrer, grausame Saracenen in Turbanen und kupferfarbene Hauptlinge mit Wampumschnuren und so viele andere unbeimliche Gestalten aus den heroischen Zeiten oder in den heroischen Klimaten, von welchen es überall in unserer Poesie wimmelt.

Friede sei mit ihnen! Aber dennoch möchten wir den Dichtern dieselbe Predigt halten, die ein großer Morallehrer den Menschen seines Jahrhunderts zu halten wünschte, nämlich eine Predigt „über die Pflicht, zu Hause zu bleiben.“ Mögen sie überzeugt sein, daß heroische Zeitalter und heroische Klimate nur wenig für sie thun können. Diese Form des Lebens hat etwas Angiebendes für uns, weniger, weil sie besser oder edler ist als unsere eigene, als einfach deshalb, weil sie verschieden ist, und selbst dieser Reiz kann nur von der vorübergehendsten Art sein. Denn wird nicht unser eigenes Zeitalter dereinst ebenfalls ein altes sein und ein eben so altväterisches, sonder-

bared Costüm haben wie die übrigen, so daß es zu diesen keinen Gegensatz mehr bildet, sondern mit ihnen auf gleicher Stufe steht? Interessirt uns jetzt Homer, weil er über Das schrieb, was außerhalb seines griechischen Vaterlandes und zwei Jahrhunderte vorher, ehe er geboren ward, vorgeing, oder weil er Das schrieb, was in Gottes Welt und in dem Herzen des Menschen vorgeht und was nach dreißig Jahrhunderten noch immer dasselbe ist? Darauf mögen unsere Dichter wohl achten. Ist ihr Gefühl wirklich schöner, wahrer und ihr Blick tiefer als der anderer Menschen, so haben sie nichts zu fürchten, selbst nicht von dem bescheidensten Gegenstande; ist dem nicht so, so haben sie selbst von dem höchsten nichts zu hoffen als eine ephemere Günst.

Der Dichter, meinen wir, kann nach einem Gegenstande niemals weit zu suchen haben. Die Elemente seiner Kunst liegen in ihm und rings um ihn her; für ihn ist die ideale Welt nicht von der materiellen getrennt, sondern in derselben enthalten — ja er ist eben deshalb ein Dichter, weil er sie hierin erkennen kann. Ueberall, wo ein Himmel über ihm und eine Welt um ihn ist, da ist der Dichter an seinem Orte, denn auch hier ist Menschengesein mit seinen unendlichen Wünschen und kleinen Errungenschaften, seinen ewig vereitelten, ewig erneuten Bestrebungen, seinen Befürchtungen und Hoffnungen, welche durch die Ewigkeit schweifen und all dem Gebeimniß von Glanz und Nacht, aus dem es von jeher in jedem Zeitalter oder Klima geschaffen worden, seitdem der erste Mensch zu leben begann. Ist nicht jedes Sterbebett, wäre es auch das eines Bauern und von trockenem Laub, der fünfte Act einer Tragödie? Und sind denn Liebesgeschichten und Hochzeiten veraltet, daß keine Komödie mehr stattfinden kann? Oder ist der Mensch plötzlich so weise geworden, daß kein Gelächter mehr seine Lenden erschütteret?

Das Leben und die Natur des Menschen sind wie sie waren und stets sein werden. Der Dichter aber muß ein Auge haben, um diese Dinge zu lesen, und ein Herz, um sie zu verstehen, oder sie kommen und gehen an ihm vergebens vorüber. Er ist ein vates, ein Seher, ihm ist die Gabe der Vision verliehen. Hat das Leben keine Bedeutungen für ihn, die ein Anderer nicht mit derselben Leichtigkeit entziffern kann, dann ist er kein Dichter und Delphi selbst würde ihn nicht zu einem machen.

In dieser Beziehung bethätigt Burns, obschon vielleicht nicht absolut ein großer Dichter, seine Fähigkeit besser und beweist die Richtigkeit seines

Genius mehr, als wenn er eine weit größere Anzahl von Werken hinterlassen hätte, als wir von ihm wirklich besitzen. Er zeigt sich wenigstens als einen von der Natur selbst geschaffenen Dichter, und die Natur ist, im Grunde genommen, immer noch das Hauptagens bei Erschaffung von Dichtern.

Wir hören oft von dieser und der anderen äußeren Bedingung, die angeblich zur Existenz eines Poeten erforderlich ist. Zuweilen ist es eine gewisse Dressur; er muß gewisse Dinge, z. B. „die älteren Dramatiker“ studirt und auf diese Weise eine poetische Sprache gelernt haben, als ob die Poesie in der Zunge, nicht im Herzen läge. Andere wieder behaupten, der Dichter müsse in einem gewissen Stande geboren sein und auf vertrautem Fuße mit den höhern Klassen stehen, weil er vor allen Dingen die Welt sehen müsse. Was das „die Welt sehen“ betrifft, so glauben wir, daß dies ihm geringe Schwierigkeit machen wird, so bald er nur Augen hat, um zu sehen. Ohne Augen freilich möchte die Aufgabe eine schwierige sein. Der Blinde oder der Kurzsichtige „reißt von Dan nach Perscheba und findet alles kahl und öde.“

Glücklicherweise aber ist jeder Dichter in der Welt geboren und steht sie mit oder gegen seinen Willen jeden Tag und jede Stunde seines Lebens. Die geheimnißvolle Maschinerie des Menschenherzens, das wahre Licht und die unergründliche Finsterniß des menschlichen Schicksals offenbaren sich nicht bloß in Hauptstädten und wimmelnden Salons, sondern in jeder Hütte und in jedem Weiler, wo die Menschen ihren Aufenthalt haben. Ja stehen nicht die Elemente aller menschlichen Tugenden und aller menschlichen Laster, die Leidenschaften eines Porzia eben so wie eines Luther in stärkeren oder schwächeren Linien in dem Bewußtsein einer jeden Menschenbrust geschrieben, die ehrliebe Selbstopfening geübt hat?

Zuweilen aber werden an den armen Dichteraaspiranten noch härtere Anforderungen gestellt, denn man deutet an, daß er eigentlich zwei Jahrhunderte früher hätte geboren werden sollen, weil die Poesie ungefähr um diese Zeit von der Erde verschwand und für die Menschen nun unerreichbar wart! Solche Spinnwebenbehauptungen haben sich kann und wann über das ganze Feld der Literatur verbreitet, aber sie hindern nicht das Wachsthum der hier aufkeimenden Pflanzen; der Shakespeare oder der Burns streift sie unbewußt, und bloß indem er weiter schreitet, schweigend hinweg. Ist nicht jeder Genius so lange eine Unmöglichkeit, bis er zum Vorschein kommt?

Darum nennen wir ihn neu und originell, wenn wir wußten, wo sein Par-
mor lag und welches Gebäude er daraus aufbauen würde? Nicht das Mate-
rial ist es, sondern der Arbeiter, was da fehlt. Es ist nicht die dunkle
Stelle, welche hindert, sondern das trübe Auge. Das Leben eines
schottischen Bauern war das niedrigste und roheste von allen Leben, bis
Burns ein Dichter in demselben und ein Dichter desselben ward, es als ein
Mensch zu leben und deshalb bedeutsam für alle Menschen erkannte.
Tausend Schlachtfelder bleiben unbefruchtet, aber der „verwundete Hase“ ist
nicht umgekommen, ohne seine Gedächtnisrede zu erhalten; ein Balsam des
Erbarmens haucht uns noch aus seinem stummen Totekampfe an, weil ein
Dichter dabei war. Unter „Allerheiligenabend“ war seit dem Zeitalter der
Druiden so oft unter roher Scheu und lustigem Gelächter vorübergegangen,
aber kein Theophrast erkannte darin den Stoff zu einer schottischen Idylle, bis
Burns es that. Wir sagen noch einmal, man gebe uns nur den wahren
Dichter, man stelle ihn wohin und wie man will und es wird an wahrer
Poesie nicht fehlen.

Abgesehen von der wesentlichen Gabe des poetischen Gefühls, so wie
wir sie jetzt zu schildern versucht haben, durchdringt auch ein gewisser rauher,
ächter, markiger Verth Alles, was Burns jemals geschrieben; eine Kraft
wie von grünen Gefilden und Gebirgslüften wohnt in seiner Poesie; sie
duftet von natürlichem Leben und kernigen Naturmenschen. Es liegt eine
entschlossene Stärke in ihm und dennoch eine sanfte, angeborene Anmuth.
Er ist zart, er ist bestig, aber doch ohne Zwang oder zu sichtbare Anstren-
gung; er rührt das Herz oder entzündet es mit einer Gewalt, die ihm ge-
wohnt und vertraut zu sein scheint. Wir sehen, daß in diesem Manne die
Sanftmuth, das zitternde Mitleid eines Weibes neben dem tief sinnigen
Ernst der Kraft und dem leidenschaftlichen Feuer eines Helden wohnten.
Thränen liegen in ihm und verzehrende Gluth, so wie der Blitz in dem
Tropfen der Sommerwolke lauert. Er hat für jeden Ton des menschlichen
Gefühls einen Wiederhall in seiner Brust; das Hohe und das Niedrige, das
Traurige, das Lächerliche, das Freudige — alles ist der Krihe nach diesem
„leicht gerührten und Alles umfassenden Geiste“ willkommen.

Und man bemerke, mit welcher wilden, schnellen Kraft er seinen Gegen-
stand ergreift, sei derselbe, welcher er wolle! Wie er gleichsam das volle
Bild der Sache ins Auge faßt; voll und klar in jedem Lineament, und den
wirklichen Typus, das wahre Sein des Objectes unter tausend zufälligen

und oberflächlichen Umständen erkennt, von welchen auch nicht ein einziger ihn irregeleiten vermag. Steht es eine Wahrheit zu entdecken? Keine Sophistik, keine eitle, oberflächliche Logik hält ihn zurück; rasch entschlossen mit untrüglicher Sicherheit dringt er in das Mark der Frage ein und fällt seinen Ausdruck mit einer Emphase, die man nie vergißt. Gilt es eine Beschreibung, die Darstellung eines sichtbaren Gegenstandes? Kein Dichter irgend einer Zeit oder einer Nation ist graphischer als Burns; die charakteristischen Züge enthüllen sich ihm auf einen Blick, drei Zeilen von seiner Hand und wir haben ein Portrait. Und in diesem rauhen Dialekt, in diesem plumpen, oft unbeholfenen Metrum ein so klares und bestimmtes Portrait! Er gleicht darin einem Zeichner, der mit einem verkohlten Stäbchen arbeitet, und doch ist der Grabstichel eines Retsch nicht ausdrucksvoller oder exacter.

Diese Schärfe des Blicks haben wir die Grundlage alles Talents genannt, denn in der That, wenn wir unsern Gegenstand nicht sehen, wie sollen wir dann wissen, wie wir ihn in unserem Verständniß, unserer Phantasie und unseren Neigungen zu placiren oder zu schäzen haben? Und dennoch ist dies an und für sich vielleicht kein sehr hoher Vorzug, sondern kann eben so mit dem größten als auch mit dem gewöhnlichsten Talent in Verbindung stehen. Homer übertrifft in dieser Eigenschaft alle anderen Dichter und Schriftsteller, sonderbarerweise aber stehen Richardson und Defoe nicht tief unter ihm. Sie gehört in der That dem, was man einen lebhaften Geist nennt, und giebt keine sichere Andeutung in Bezug auf die höheren Begabungen, welche daneben existiren können. In den sämtlichen von uns erwähnten drei Fällen steht sie mit großer Geschwändigkeit in Verbindung; die Schilderungen sind detaillirt, weitreichend und liebend genau; Homer's Feuer bricht dann und wann wie zufällig hindurch, Defoe und Richardson aber haben kein Feuer.

Burns dagegen zeichnet sich durch die Klarheit seiner Gedanken eben so aus, als durch die ungestüme Kraft derselben. Von der durchdringenden Emphase, mit welcher er dachte, giebt die Emphase des Ausdrucks einen kleinen, aber den schlagendsten Beweis. Wer äußerte je denkwürdigere Worte, denkwürdig bald durch ihre glühende Festigkeit, bald durch ihre kühle Kraft und lakonische Kürze und Präcision? Eine einzige Phrase malt oft einen ganzen Gegenstand, eine ganze Scene.

In der That, einer der leitenden Züge in Burns' Geist ist diese Kraft seiner streng intelligenten Wahrnehmungen. Entschlossenheit und Stärke

sind in seinen Urtheilen, in seinen Gefühlen und Willensäußerungen stets sichtbar. Professor Stewart sagt von ihm mit einiger Verwunderung: „Alle Fähigkeiten von Burns' Geist waren so weit als ich sie beurtheilen konnte, gleich kräftig und seine Vorliebe für die Poesie mehr das Ergebniß seines eigenen enthußastischen und leidenschaftlichen Gemüthes, als eines Genies, der ausschließlich für diese Gattung der Geistesthätigkeit geschaffen gewesen wäre. Nach seinem Gepräch zu urtheilen, sollte ich meinen, er sei wohl fähig gewesen, sich in jeder Carriere auszuzeichnen, in welcher es ihm gefallen hätte, seine Fähigkeiten aufzubieten.“

Dies ist aber, wenn wir nicht irren, zu allen Zeiten eben das eigentliche und wahre Wesen einer wirklich poetischen Begabung gewesen. Die Poesie ist, ausgenommen in solchen Fällen, wo sie in weiter nichts als einer blödsüchtigen, weinerlichen Empfindsamkeit und einer gewissen unbestimmten musikalischen Natur besteht, keine getrennte Fähigkeit, kein Organ, welches den übrigen hinzugelegt oder von ihnen hinweggenommen werden könnte, sondern vielmehr das Ergebniß ihrer allgemeinen Harmonie und Vollständigkeit. Die Gefühle, die Begabungen, welche in dem Dichter existiren, sind die, welche mit mehr oder weniger Entwicklung in jeder menschlichen Seele existiren. Die Phantasie, welche bei Dante's Hölle schaudert, ist dieselbe, nur schwächere Fähigkeit, wie die, welche diese Schilderung ins Dasein rief. Der Dichter spricht dadurch so gewaltig zu den Menschen, weil er in jeder Beziehung mehr Mensch ist als sie. Shakspeare hat, wie man sehr richtig bemerkt, in dem Entwurfe und der Ausführung seiner Tragödien einen Verstand — wenn es nicht mehr wäre — bewiesen, welcher befähigt gewesen wäre, Staaten zu regieren oder ein Novum Organum aufzustellen.

Von welcher Art Burns' Verstandeskraft gewesen sein mag, vermögen wir weniger zu beurtheilen. Sie mußte unter den bescheidensten Gegenständen verweilen, bekam von Philosophie niemals etwas zu sehen und erhob sich nur durch natürliche Anstrengung und auf kurze Zwischenzeiten in die Region großer Ideen. Nichtsdestoweniger liefern uns seine Werke hierüber hinreichende Andeutungen, wenn auch nicht hinreichende Beweise. Wir erkennen die unaufhaltbaren Bewegungen einer gigantischen, obgleich ungeschulten Kraft und können verstehen, wie in der Conversation sein rascher, sicherer Einblick in Menschen und Dinge eben so sehr wie seine übrigen Eigenschaften die besten Denker seiner Zeit und seines Landes in Erstaunen setze.

Dabei aber ist, wenn wir nicht irren, Burns' intellectuelle Begabung nicht bloß stark, sondern auch fein. Auch die zarteren Verhältnisse der Dinge konnten seinem Auge nicht wohl entgangen sein, denn sie waren seinem Herzen vertraut und gegenwärtig. Die Logik des Senats und des Forums ist unerläßlich, aber nicht durchgängig ausreichend, ja vielleicht ist die höchste Wahrheit die, welche ihr am sichersten entgeht. Denn diese Logik wirkt durch Worte und „das Höchste,“ hat man gesagt, „läßt sich durch Worte nicht ausdrücken.“ Wir haben guten Grund zu glauben, daß Empfindlichkeit auch für diese höhere Wahrheit eines zarten, obgleich unausgebildeten Gefühls dafür in Burns existirt habe. Hr. Stewart „wundert sich“, wie man sich erinnern wird, an der oben citirten Stelle, daß Burns sich einen ganz deutlichen Begriff von der Associationstheorie gebildet hatte. Wir glauben aber, daß noch weit höhere und erhabnere Dinge als die Associationstheorie ihm schon seit langer Zeit vertraut waren. Man höre z. B. Folgendes:

„Wir wissen nichts,“ schreibt er, „oder so viel wie nichts von dem Bau unserer Seelen, deshalb können wir uns auch nicht jene schreibbaren Grillen erklären, in deren Folge wir ganz besonders Vergnügen über Dinge empfinden, welche auf Gemüther anderer Art keinen außerordentlichen Eindruck machen. Ich habe im Frühling einige Lieblingsblumen, darunter die Bergmaßliebe, die englische Spacinthe, den Fingerhut, die Hagebutte, die Birkenblüthe, welche ich mit ganz besonderem Vergnügen betrachte. Niemals höre ich das laute, einsame Pfeifen des Kibitzes während eines Sommermittags oder das wild durcheinander fahrende Gewitscher einer Herde Krammervogel an einem Herbstmorgen, ohne eine Erhebung der Seele zu fühlen, die dem Enthusiasmus der Andacht oder der Poesie gleichkommt. Sage mir, theurer Freund, worin hat dies seinen Grund? Sind wir eine Maschine, welche passiv wie die Acolasche den Eindruck des vorübergehenden Zufalls aufnimmt, oder lassen diese Vorgänge in uns auf etwas Höheres schließen? Ich gestehe, daß ich hierin Beweise jener hohen und wichtigen Wahrheit in Bezug auf das Dasein eines Gottes erkenne, der alle Dinge geschaffen, auch die geistige und unsterbliche Natur des Menschen und eine Welt von Wohl und Wehe über Tod und Grab hinaus.“

Kraft und Reinheit des Verstandes werden oft als etwas von allgemeiner Kraft und Reinheit der Natur, als etwas theilweise Unabhängiges davon betrachtet. Die Nothwendigkeiten der Sprache verlangen dies so, in

der That aber sind diese Eigenschaften nicht unterschieden und unabhängig, sondern gehen, ausgenommen in besondern Fällen und aus besondern Ursachen, stets zusammen. Ein Mann von starkem Verstand ist in der Regel auch ein Mann von starkem Charakter und Jartheit in der einen Hinsicht ist nicht oft von Jartheit in der andern getrennt. Auf alle Fälle ist Jedem bekannt, daß in Burns' Gedichten die Schärfe der Einsicht mit der Schärfe des Gefühls Schritt hält, daß sein Licht nicht durchdringender ist, als seine Wärme. Er ist ein Mann vom leidenschaftlichsten Gemüth, aber seine Leidenschaften sind nicht bloß stark, sondern auch edel und von der Art, welcher große Tugenden und große Gedichte ihre Entstehung verdanken. Es ist Ehrfurcht, es ist Liebe gegen die ganze Natur, was ihn begeistert, was seine Augen ihrer Schönheit öffnet und Herz und Stimme bereitet in ihrem Lobe macht. Es ist ein altes wahres Sprichwort, daß „die Liebe die Kenntniß fördert“, vor allen Dingen aber ist es das lebendige Wesen dieser Kenntniß, welches Dichter macht, das erste Prinzip ihres Wachstums, ihres Gedeihens und ihrer Thätigkeit.

Von Burns' glühender, alles umfassender Liebe haben wir schon als von dem großen unterscheidenden Kennzug seiner Natur gesprochen, der in Wort und That, in seinem Leben und in seinen Schriften gleichmäßig hervortrat. Es wäre sehr leicht, hiervon vielfältige Beispiele anzuführen. Nicht bloß der Mensch, sondern auch Alles, was in der materiellen und moralischen Welt den Menschen umgibt, ist in seinen Augen lebendwürdig; der Hageborn, der einsame Aebig, eine Heerde Krankeströgel, alle sind ihm theuer, alle leben mit ihm auf dieser Erde und mit allen ist er wie zu einer geheimnißvollen Gemeinschaft verbunden.

Wie rührend ist es z. B., daß er in der Dürstheit seines eigenen Glends und während er über der winterlichen Oede, die in ihm und um ihn herrscht, brütet, an die „albernen Schafe“ und „hüllosen Vögel“ denkt und ihre Leiden in dem unbarmherzigen Sturme beklagt! Er, der Bewohner der niedern Hütte mit ihrem durchlöchernten Dach und geborstenen Mauer wendet dennoch seine Gedanken den Geschöpfen zu, die nicht einmal eines so armseligen Obdaches theilhaftig sind. Dies ist mehr werth als viele Predigten über die Tugend der Barmherzigkeit, denn es ist die Barmherzigkeit selbst.

Burns lebt so zu sagen in Sympathie; seine Seele stürzt sich in alle Regionen des Seins und nichts, was Existenz hat, kann ihm gleichgültig

sein. Sogar den Teufel kann er nicht mit richtiger Orthodoxie hassen, sondern empfiehlt ihm beim Abschied, „in sich zu gehen und sich zu bessern.“ — „Er ist der Vater der Blüche und Lügen,“ sagte Dr. Slop, „und ist schon verflucht und verdammt.“ — „Das thut mir leid,“ sagte mein Onkel Toby. Ein Dichter ohne Liebe wäre eine physische und metaphysische Unmöglichkeit.

Hat man aber nicht ganz im Gegensatz zu diesem Prinzip gesagt, daß die Entrüstung Verie mache? Man hat dies allerdings gesagt und es ist auch ganz wahr; der Widerspruch aber ist nur ein scheinbarer, nicht ein wirklicher. Die Entrüstung, welche Verie macht, ist im Grunde genommen umgekehrte Liebe, die Liebe zu irgend einem Recht, einem uns oder Andern zukommenden Werth, einer Güte, welche verletzt worden und welche dieses stürmische Gefühl nun zu vertheidigen und zu rächen sucht. Keine egoistische Wuth des Herzens, die als primäres Gefühl und ohne dessen Gegensatz darin existirt, erzeugte jemals viel Poesie, denn sonst müßte der Tiger eine ungemein poetische Natur sein.

Johnson sagte, er liebe einen guten Haßer, womit er nicht sowohl einen meinte, welcher heftig haßte, als vielmehr einen, welcher weise haßte, der die Niedrigkeit aus Liebe zur Großmuth haßte. Trotz Johnson's Paradoxon aber, welches einmal im Gespräch ganz gut angebracht sein mochte, aber welches man nicht so oft im Druck hätte wiederholen sollen, glauben wir, daß gute Menschen mit ihrem Haße, mag er nun weise oder unweise sein, ziemlich swarim umgehen, ja daß ein „guter“ Haßer auf dieser Welt ein Glückselig ist, welches erst noch kommen soll. Der Teufel wenigstens, der für den größten und besten dieser Klasse gilt, soll, wie man sagt, ein keineswegs liebenswürdiger Charakter sein.

Von den Versen, welche die Entrüstung macht, hat Burns und ebenfalls Proben gegeben und sie gehören zu den besten, was wir in dieser Beziehung besitzen. Wer könnte seinen „Sweller in von Dungeon dark“ vergessen, ein Gedicht, in welchem man den Gesang der Juken des Leidens zu hören glaubt?

Warum sollten wir von „Scots, wha hae wi' Wallace bled“ sprechen, da Alle, vom König an bis zum geringsten seiner Unterthanen herab, dieses herrliche Gedicht kennen? Diese Dithyrambe ward zu Pferde getichtet, als Burns während eines rasenden Sturmes über ein ödes Moorland hingalopirte. Es geschah dies in Begleitung eines Mr. Syme, der, als er die

Miene des Poeten bemerkte, sich enthielt zu sprechen, woran er sehr klug that, denn es möchte nicht gerathen gewesen sein, mit einem Manne zu spielen, welcher „Bruce's Address“ dichtete. Ohne Zweifel sang diese ernste Hymne sich, während er sie schuf, durch Burns' Seele, dem äußern Oehre aber mußte sie aus der Kehle des Wirbelwindes gesungen werden. So lange als noch warmes Blut in dem Herzen eines Schotten oder eines Menschen rinnt, wird es auch durch diesen Kriegsgefang in Wallung versetzt werden, denn es ist, glauben wir, der beste, der jemals von irgend einer Feder geschrieben worden.

Ein zweiter wild rüdmischer Gesang, der mit seltsamer Zähigkeit in unserm Ohr und Herzen weilt, ist „Macpherson's Abschied.“ Vielleicht liegt hier in der Tradition selbst etwas, was mit dazu beiträgt. Denn war dieser grimme Celte, dieser zottige Nordland Cacus, der „ein Leben des Kampfes und Streites lebte und durch Verrath seinen Tod fand“, nicht auch einer der Nimrode und Napoleons der Erde in der Arena seiner fernen, nebeligen Schluchten, in Ermangelung einer helleren und weiteren? Ja, war ihm nicht eine gewisse Beimischung von Grazie verliehen? Eine Fieber der Liebe und Sanftheit, ja sogar der Vorse, muß in seinem wilden Herzen gelebt haben, denn er dichtete diesen Gesang in der Nacht vor seiner Hinrichtung; auf den Schwingen dieser schlichten Melodie schwebte seine bessere Seele hoch empor über Vergessenheit, Schmerz und all den Schimpf und die Verweissung, die gleich einer Lawine ihn in den Abgrund hinabschleuderten. Hier auch wie in Theben und in Pelops' Geschlecht kämpfte das materielle Schicksal gegen den freien Willen des Menschen und die ätherische Seele sank selbst in ihrer Blindheit nicht ohne einen Schrei, der sie überlebt hat. Wer aber außer Burns hätte einer solchen Seele Worte leihen können, Worte, denen wir niemals ohne ein seltsames, halb barbarisches, halb poetisches Witzgefühl lauschen können?

In einem freundlicheren Gewande offenbart sich dasselbe Prinzip der Liebe, welches wir als die große charakteristische Eigenschaft Burns' und aller wahren Dichter anerkannt haben, dann und wann auch in der Form des Humors. Ueberhaupt rollt in seinen sonnigen Launen ein voller Strom der Heiterkeit durch Burns' Geist; er erhebt sich zu dem Hohen und läßt sich herab zu dem Tiefen und ist Bruder und Spielgenosß der ganzen Natur. Wir sprechen nicht von seiner kühnen und oft unwiderstehlichen Fähigkeit zum Karrikiren, denn diese ist mehr drollig als humoristisch, sondern es

wohnt auch ein viel zarterer Scherz in ihm, der dann und wann in hellleuchtenden Funken zum Vorschein kommt, wie z. B. in seiner „Anrede an die Mäus“ oder in seiner „Glegie auf die arme Mailie“, welches letztere Gedicht als seine glücklichste Leistung in diesem Genre betrachtet werden kann. In diesen Gedichten zeigen sich Züge eines Humors, der eben so schön ist als Sterne's, aber dabei doch ganz verschieden, originell und eigenthümlich, denn es ist nicht Sterne's Humor, sondern Burns'.

Ueber die Zartheit, das Pathos und viele andere verwandte Eigenschaften von Burns' Poesie ließe sich noch weit mehr sagen; bei den uns gesteckten engen Grenzen einer Skizze jedoch müssen wir nun von diesem Theile unseres Gegenstandes Abschied nehmen. Wollten wir auf angemessene und ausführliche Weise in die Besprechung seiner einzelnen Schriften eingehen, so würde uns dies weit über die eben bezeichneten Grenzen hinausführen.

Wie wir schon andeuteten, können wir nur wenige dieser Ideen als solche trachten, welche in streng kritischer Sprache den Namen von Gedichten verdienen. Sie sind gereimte Beredsamkeit, gereimtes Pathos, gereimter Verstand und doch selten wesentlich melodisch, lustig und poetisch. Selbst „Tam o' Shanter“, der sich einer so bedeutenden Gunst erfreut, scheint uns nicht ganz entschieden unter diese letzte Kategorie zu gehören. Es ist nicht sowohl ein Gedicht, als vielmehr ein Werk brillanter Rhetorik. Das Herz und der Körper der Geschichte liegen noch steif und todt da. In jenes dunkle, ernste, staunende Zeitalter, wo die Tradition geglaubt ward und aus welchem sie sich herleitet, führt er uns nicht zurück; er versucht nicht durch Umformen seiner übernatürlichen Produkte aus der Neue jene tiefe, geheimnißvolle Seite der menschlichen Natur anzuschlagen, welche einst solchen Dingen antwortete und welche auch in uns lebt und stets leben wird, obgleich sie jetzt schweigt oder von ganz anderen Tönen erzittert.

Unsere deutschen Leser werden uns verstehen, wenn wir sagen, daß er nicht der Lied, sondern der Ausfluß dieses Währchens ist. Außerlich ist es grün und lebendig, wenn man aber genauer hinsieht, so bemerkt man, daß es kein festes Wachsthum hat, sondern bloß dem Epheu auf einem Felsen gleicht. Die Erzählung hat keinen rechten Zusammenhang; die seltsame Kluse, welche in unserer unglaublichen Phantasie zwischen dem Wirthshause von Ayr und dem Thore von Tophet gähnt, ist nirgends überbrückt, ja der Gedanke an eine solche Brücke wird verlacht und auf diese Weise wird die Tragödie des Abenteurers weiter nichts als eine trunkene Phantasmagorie

oder ein buntes, auf Bierdünste gemaltes Geipenst und die Poffe allein hat noch einige Wirklichkeit.

Wir sagen nicht, daß Burns aus dieser Tradition viel mehr hätte machen sollen; wir glauben vielmehr, daß für streng poetische Zwecke nicht viel daraus zu machen war. Auch sind wir nicht blind für die tiefe, mannigfaltige und geniale Gewalt, die sich in Dem zeigt, was er wirklich geleistet hat; doch finden wir in vielen seiner anderen Dichtungen weit mehr „Shakespeare'sche“ Eigenschaften als in diesem Tam o' Shanter, ja wir neigen uns sogar der Meinung zu, daß dieser letztere eben so gut von einem Manne hätte geschrieben werden können, der anstatt des Genies bloß Talent beiseßen hätte.

Wir wagen die Behauptung aufzustellen, daß das am strengsten poetische aller seiner Gedichte eins ist, welches wir in Currie's Ausgabe nicht mit ausgenommen finden, welches aber unter dem bescheidenen Titel, „Die fidele Bettelleute (The Jolly Beggars)“, oft gedruckt worden ist. Der Gegenstand gehört allerdings zu den niedrigsten, die es geben kann, zeigt aber nur um so mehr das Talent unseres Poeten, auch das Niedrige in das Gebiet der Kunst hinaufzuheben. Unserer Ansicht nach ist dieses Gedicht durch und durch compact und wie aus einem einzigen Gusse wahrer flüssiger Harmonie hervorgegangen. Es ist leicht, lustig und von sanfter Bewegung, dabei aber scharf und genau in seinen Details; jedes Gesicht ist ein Portrait — das alte Weib, der „kleine Apollo“, der „Sohn des Mars“ sind ächt schottisch und doch ideal; die ganze Scene ist gleichzeitig ein Traum und Poost-Manie's „Lumpenstloß.“

Ferner scheint es in bedeutendem Grade vollständig, ein wirkliches sich selbst tragendes Ganze zu sein, was an einem Gedicht das höchste Verdienst ist. Der Schleier der Nacht wird auf einen Augenblick auseinandergerissen, in vollem, grellem, flammendem Lichte sehen wir die ungeheuerlichen zerlumpten Gefellen bei ihrem lärmenden Gelag, denn auch hier behauptet der starke Puls des Lebens sein Recht zur Heiterkeit, und wenn der Vorhang fällt, so verlängern wir die Handlung ohne Mühe. Den nächsten Tag werden wieder Kessel gestickt und Mordgeschichten geungen, die junge Brut treibt sich kettelnd und stehlend umher und sobald als möglich wird dem Schicksal abermals eine Stunde wilder berauscher Lust abgerungen.

Abgesehen von der allgemeinen Sympathie mit dem Menschengeschlecht, welches sich auch hier wieder verräth, beurkunden sich hier auch ächte Begei-

flerung und ein nicht unbedeutendes technisches Talent. Hier finden wir die Treue, den Humor, das warme Leben und die sorgfältige Malerei und Gruppirung eines Künstlers, für welchen Hausknechte und zehende Bauern nicht ohne Bedeutung sind. Es wäre allerdings seltsam, wenn wir diese die beste von Burns' Leistungen nennen wollten und wir wollen bloß sagen, daß sie uns als die vollkommenste ihrer Art, als ächt poetisch erscheint.

Die ausgearbeitetsten, vollständigsten und wahrhaft begeisterten Leistungen Burns' sind jedoch ohne Widerrede unter seinen „Liedern (Songs)“ zu finden. Hier scheint, obgleich nur durch eine kleine Oeffnung, sein Licht am ungehindertsten, in seiner höchsten Schönheit und reinen, sonnigen Klarheit. Der Grund hiervon liegt vielleicht darin, daß das Lied eine kurze, einfache Gedichtgattung ist und zu seiner Vollkommenheit nichts mehr verlangt, als ächtes poetisches Gefühl, ächte Musik des Herzens.

Und dennoch hat das Lied seine Regeln eben so wie die Tragödie, Regeln, die in den meisten Fällen nur ungenügend beobachtet, in vielen Fällen nicht einmal gefühlt werden.

Wir könnten eine lange Abhandlung über Burns' Lieder schreiben, welche wir als die bei weitem besten betrachten, welche Britannien bis jetzt hervorgebracht, denn wir wüßten nicht, daß seit dem Zeitalter der Königin Elisabeth durch irgend eine andere Hand etwas wirklich der Aufmerksamkeit Würdiges in diesem Zweige producirt worden wäre. Allerdings haben wir Lieder genug mitunter von ganz vornehmen Leuten; wir haben leere, hohle, vom Wein erzeugte Matriquale, so manche gereimte Rede „in der fließenden und wässerigen Ader des Bischofs Ossorius, reich an sonoren“ Worten und was die Moral betrifft mit einer kleinen Beimischung von Sentimentalität versehen. Alle diese Lieder bestreben viele Personen sich unausgesetzt zu singen, obgleich größtentheils, fürchten wir, der Gesang nur aus der Kehle oder im besten Falle aus einer Region kommt, die immer noch ziemlich weit von der Seele entfernt ist, denn nicht in dieser, sondern in irgend einer leeren Hülle der Phantasie oder auch in einem dunstigen, zweifelhaften Lande an den äußersten Grenzen des Nervensystems scheinen die meisten dieser Matriquale und gereimten Reden ihren Ursprung gehabt zu haben.

Ganz anders ist es mit Burns' Liedern. Abgesehen von dem klaren, männlichen, herzlichen Gefühle, von welchem seine Poesie stets durchtrungen ist, sind seine Lieder auch von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, nämlich der Form nach sowohl als dem Geiste nach. Sie a =

fectiren nicht in Rußf gesetzt zu sein, sondern sie sind wirklich und an und für sich Rußf; sie haben durch die Harmonie ihr Leben und ihre Gestalt erhalten, eben so wie Venus vollendet aus dem Schooße des Meeres emporstieg. Die Geschichte, das Gefühl, wird nicht geschildert, sondern eingegeben; nicht in rhetorischer, zusammenhängender Vollständigkeit gesagt oder hervorgesprudelt, sondern in wunderbaren Strömen, in glühenden Andeutungen, in phantastischen Ausbrüchen, in Trillern, nicht bloß der Stimme, sondern des ganzen Geistes gesungen.

Dies halten wir für das wirkliche Wesen des Liedes und sind der Meinung, daß kein Lied seit den leicht und nachlässig hingeworfenen, welche hier und da in Shakespeare's Spielen vorkommen, diese Bedingungen in so hohem Grade erfüllt, wie die meisten von Burns' Liedern. Dabei läßt eine solche Anmuth und Wahrheit der äußern Bewegung im Allgemeinen auch eine entsprechende Kraft und Wahrheit des Gefühls und des innern Sinns voraussetzen. Burns' Lieder sind in der ersten Eigenschaft nicht vollkommener als in der letztern. Mit welcher Zartheit singt er und dennoch zugleich mit welcher Gewalt und Ungetheiltheit! Es liegt ein durchbohrendes Wehklagen in seinem Kummer, das reinste Entzücken in seiner Freude; er glüht vom grimmigsten Zorne oder lacht laut und schallhaft und dennoch ist er süß und weich, „süß wie das Lächeln, wenn zärtlich Liebende sich wiedersehen, und weich, wie ihre Thräne beim Scheiden!“

Rechnen wir hierzu ferner die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände und wie er fast für jede Regung des Menschenherzens einen Ton und Worte zu finden gewußt hat, so scheint es ein kleines Lob zu sein, wenn wir ihn als den ersten aller unserer Liederdichter betrachten, denn wir wußten nicht, wo wir einen finden sollten, der nur würdig wäre, ihm an die Seite gestellt zu werden.

Eben so sind es auch seine Lieder, wovon nach unierer Ansicht Burns' hauptsächlichster Einfluß als Autor abhängt und dies ist, wenn Fletcher's Ausspruch wahr ist, kein geringer Einfluß. „Laßt mich die Lieder eines Volkes machen,“ sagte er, „und Ihr sollt seine Gesetze machen.“ In der That, wenn jemals irgend ein Dichter sich mit Gesetzgebern auf diesem Grunde gleichstellen konnte, so war es Burns. Seine Lieder sind schon ein Theil der Muttersprache, nicht bloß Schottlands, sondern Britanniens und der Millionen, die an allen Enden der Erde eine britische Sprache reden. In der Hütte wie im Palaß, wo immer das Herz sich der bunten Freude

und dem schwarzen Wehe des Daseins erschließt, ist der Name, die Stimme dieser Freude und dieses Wehe der Name und die Stimme, welche Burns ihnen gegeben. Streng genommen hat vielleicht kein Drite die Gedanken und Gefühle so vieler Menschen so tief ergriffen, wie dieser einsame und anscheinend völlig bedeutungslose Mensch.

Von einem andern Gesichtspunkte ausgehend neigen wir uns übrigens der Meinung zu, daß Burns' Einfluß bedeutend gewesen sein kann, wir meinen, wie er speziell auf die Literatur seines Vaterlandes, wenigstens auf die Literatur Schottlands sich äußerte. Unter den großen Veränderungen, welche mit der britischen, ganz besonders mit der schottischen Literatur seit jener Zeit vorgegangen sind, besteht eine der größten, wie man finden wird, in dem auffälligen Wachsthum der Nationalität. Selbst die zu Burns' Zeiten populärsten englischen Schriftsteller zeichneten sich hinsichtlich ihres literarischen Patriotismus in diesem seinem besten Sinne nur wenig aus. Ein gewisser verdünnter Kosmopolitismus war großentheils an die Stelle der alten Inselaner-Vaterlandliebe getreten; die Literatur hatte gleichsam keine lokale Umgebung; sie wart nicht von den Gefühlen genährt, welche dem heimischen Boden entsprechen. Unsere Grays und Grovers schienen fast wie in vacuo zu schreiben; das, was sie schrieben, trägt nicht das Gepräge des Entstehensortes; es ist nicht sowohl für Engländer als vielmehr für die Menschen überhaupt geschrieben oder vielmehr, was die unvermeidliche Folge davon ist, für gewisse Generalisationen, welche die Philosophie Menschen nannte. Goldsmith macht hiervon eine Ausnahme, nicht so Johnson; der Schlußsatz seines „Rambler“ ist wenig mehr englisch als der seines „Rasselas.“

Wenn aber dies in gewissem Grade der Fall mit England war, so war es im höchsten Grade der Fall mit Schottland. Unsere schottische Literatur bot überhaupt zu jener Zeit einen sehr eigenthümlichen Anblick dar, der, so viel wir wissen, seines Gleichen vielleicht nur in Genf hatte, wo dieser Zustand der Dinge auch noch jetzt fortzudauern scheint. Eine lange Zeit, nachdem Schottland kritisch geworden, hatten wir gar keine Literatur, und zu der Zeit, wo Addison und Steele ihre „Spectators“ schrieben, schrieb unser guter John Vossion in der edelsten Absicht aber eben so zum Hohne der Grammatik als der Philosophie seinen „Foursfold State of Man.“ Dann kamen die Spaltungen in unserer Nationalkirche und die noch grimmigeren Spaltungen in unserem politischen Körper. Theologische Ainte und jakobitische Blut, in beiden Fällen reich an Galle, schienen die-

Intelligenz des Landes vertilgt zu haben, sie war indeß bloß verdunkelt, nicht verschwunden.

Ford Kames machte so ziemlich den ersten Versuch, englisch zu schreiben und es dauerte nicht lange, so zogen Hume, Robertson, Smith und eine ganze Schaar Nachfolger die Augen von ganz Europa hierher. Und dennoch lag in dieser glänzenden Wiedererweckung unseres glühenden Genius „nichts wahrhaft Schottisches“, nichts Nationales, ausgenommen vielleicht das natürliche Ungeflüm, welches man uns zuweilen als ein charakteristisches Kennzeichen unserer Nation zum Vorwurf macht.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Schottland damals trotz seiner vielen Schriftsteller keine schottische Kultur, ja sogar auch keine englische hatte; unsere Kultur war fast ausschließlich französisch. Durch das Studium eines Racine und Voltaire, eines Batteux und Boileau hatte Kames sich zum Kritiker und Philosophen herangebildet; das Licht Montesquieu's und Mably's leitete Robertson bei seinen politischen Speculationen und Duchnay's Lampe entzündete die Lampe eines Adam Smith. Hume war ein zu reicher Mann, als daß er nöthig gehabt hätte, zu borgen, und vielleicht reagirte er auf die Franzosen mehr, als diese auf ihn Einfluß äußerten, aber auch er hatte nichts mit Schottland zu thun; Gteinburg war eben so wie La Hölche nur die Wohnung und das Laboratorium, in welchem er nicht sowohl moralisch lebte, als vielmehr metaphysisch forschte.

Niemals vielleicht gab es eine so klare und wohlgeordnete Klasse von Schriftstellern, der es dennoch allem Anscheine nach an jedem patriotischen Gefühl, ja fast sogar an jedem menschlichen Gefühl mangelte. Die französischen Wüthlinge der damaligen Zeit waren eben so unpatriotisch, aber ihr gänzlicher Mangel an moralischen Prinzipien, um nicht zu sagen, ihre offen eingestandene Sinnlichkeit und ihr Unglaube an alle Tugend im strengen Sinne, machen dies leicht erklärlich. Wir hoffen, daß es einen Patriotismus giebt, der sich auf etwas Besseres gründet, als Vorurtheil; daß unser Vaterland und theuer sein kann, ohne Nachtheil für unsere Philosophie; daß, indem wir alle anderen Länder lieben und achten, wir doch vor allen andern unser eigenes Vaterland und den ehrwürdigen Bau des moralischen und socialen Lebens lieben und achten können, den der Geist im Laufe langer Jahrhunderte hier für uns aufgerichtet hat. Ganz gewiß liegt in allem diesen reiche Nahrung für den besseren Theil des menschlichen Herzens; ganz gewiß können die Wurzeln, die sich in dem innersten Mark des menschlichen

Seins befestigt haben, so kultivirt werden, daß sie in dem Geüß seines Lebens nicht zu Dornen, sondern zu Rosen emporwachsen! Unsere schottischen Weisen aber fühlen keinen Drang dazu; das Feld ihres Lebens zeigt weder Dornen noch Rosen, sondern bloß eine glatte, ununterbrochene Ebene für Logik, auf welcher alle Fragen, von der „Theorie des Grundzinses“ an bis zu der „Naturgeschichte der Religion“ mit derselben mechanischen Unparteilichkeit ausgetroschen und durchgesiebt werden!

Seitdem Sir Walter Scott an der Spitze unserer Literatur steht, ist, wie sich nicht leugnen läßt, dieser Uebelstand zum größten Theile gehoben oder schwindet immer mehr und mehr. Unsere namhaftesten Schriftsteller leben, welche andere Fehler sie auch haben mögen, unter uns nicht mehr wie eine französische Kolonie oder wie die Gmissaire irgend einer Propaganda, sondern wie natürlich geborene Unterthanen des vaterländischen Votens, die alle unsere Neigungen, Launen und Gewohnheiten theilen. Unsere Literatur wächst nicht mehr im Wasser, sondern auf dem Lande, und mit den ächten, frischen, kräftigen Tugenden des Votens und des Klimas.

Wie viel von dieser Veränderung auf Rechnung Burns' oder irgend eines andern Individuums zu bringen ist, möchte schwer zu ermitteln sein. Eine directe literarische Nachahmung des Dichters Burns stand nicht zu erwarten; sein Beispiel jedoch in Bezug auf die furchtlose Wahl heimischer Gegenstände mußte nothwendig eine entfernte Einwirkung äußern und ganz gewiß glühete die Liebe zum Vaterlande nie in einem Herzen wärmer, als in dem unseres Burns. „Eine Fluth schottischen Vorurtheils,“ wie er dieses tiefe, edelmüthige Gefühl bescheiden nennt, „strömte in seinen Adern und er fühlte, daß sie darin rollen würde, bis die Schleusenthore sich zur ewigen Ruhe schlossen.“ Ihm schien es, als ob er so wenig für sein Vaterland thun könnte und dennoch so gern und freudig Alles gethan haben würde. Ein einziges kleines Vereich stand ihm offen, das des schottischen Liedes, und wie eifrig betrat er dasselbe, mit welcher Hingebung arbeitete er darin! Auf seinen mühevollen Wanderungen verläßt dieser Gegenstand ihn niemals; es ist das kleine glückliche Thal seines von Sorgen belasteten Herzens. In der Dämmerkeit seines eigenen Kummers sucht er begierig einen einsamen Dichtergenossen auf, und freut sich, einen Namen der Vergessenheit, die ihn bedeckte, entreißen zu können. Dies waren die Gefühle seiner Jugend und sie blieben ihm treu bis ans Ende.

Doch wenden wir uns nun ab von dem bloß literarischen Charakter

Burns', der uns schon zu lange beschäftigt hat. Weit interessanter als irgend eins seiner geschriebenen Werke, sind, wie uns scheint, die Werke, die er that — das Leben welches er seinem Willen und seinem Geschick nach unter seinen Mitmenschen führte. Diese Gedichte sind gleichsam nur kleine gereimte Fragmente, die hier und da in dem großartigen ungereimten Roman seines irdischen Daseins eingestreut sind, und nur wenn sie hier an den betreffenden Stellen eingeschaltet werden, erhalten sie das volle Maß ihrer Bedeutung.

Aber auch diese Existenz war leider nur ein Fragment. Der Riß zu einem mächtigen Gebäude war entworfen worden; einige Säulen, Hallen, feste Baumassen stehen fertig da. Das Uebrige ist mehr oder weniger klar angedeutet, und nur forschende, liebende Augen können die beabsichtigte Vollendung errathen. Denn das Werk ist in der Mitte, ja fast im Beginn abgebrochen und steigt unter uns traurig und schön, unvollendet und dennoch Ruine, empor! Wenn bei Würdigung seiner Gedichte ein mildes Urtheil nothwendig war und die Gerechtigkeit verlangte, daß die Absicht und die offenkundige Fähigkeit, sie durchzuführen, oft für die Erfüllung angenommen würde, so ist dies noch weit mehr der Fall in Bezug auf sein Leben, die Summe und das Resultat aller seiner Bestrebungen, wo die Schwierigkeiten nicht im Einzelnen, sondern in Masse über ihn kamen und so Vieles unvollendet blieb, ja zuweilen falsch aufgefaßt ward und folglich elend verkümmerte.

Im Grunde genommen giebt es nur eine Ära in Burns' Leben und zwar die früheste. Wir sehen bei ihm nicht Jugend und Mannesalter, sondern bloß Jugend, denn bis ans Ende bemerken wir keine entscheidende Veränderung in der Färbung seines Charakters; in seinem siebenunddreißigsten Jahre lebte er gleichsam noch in der Jugend. Bei all jener Entschlossenheit des Urtheils, jenem durchdringenden Scharfblick und der eigenthümlichen Reife der Intelligenz, die sich in seinen Schriften kund giebt, gelangt er doch nie zu einer Klarheit über sich selbst. Bis zum letzten Augenblicke erkennt er sein spezielles Ziel nicht einmal mit der Deutlichkeit, wie sie unter gewöhnlichen Menschen in der Regel vorkommt, und kann es daher auch niemals mit jener Einheit des Willens verfolgen, welche solchen Menschen Gelingen und Zufriedenheit sichert. Bis zum letzten Augenblicke schwankt er zwischen zwei Vorsätzen. Er ist, wie ein ächter Dichter, stolz auf sein Talent, und dennoch kann er sich nicht dazu verstehen, dies zu seinem haupt-

sächlichen und alleinigen Ruhme zu machen, und es durch Armuth oder Reichtum, durch gute oder schlimme Tage hindurch zu verfolgen, als das Eine, was noth ist.

Es klebt ihm nämlich noch ein zweiter, weit niedrigerer Ehrgeiz an. Er träumt und kämpft für einen gewissen „Felsen der Unabhängigkeit“, was, so natürlich und selbst bewundernswürdig es auch sein mochte, doch weiter nichts war, als ein Zwist mit der Welt, und zwar aus dem verhältnismäßig unbedeutenden Grunde, daß er mehr oder weniger mit Geld versehen war, als Andere, daß er in der allgemeinen Schätzung auf einer höhern oder tiefern Stufe stand, als Andere. Denn die Welt erscheint ihm noch, wie der Jugend, in geborgten Farben; er erwartet von ihr, was sie keinem Menschen geben kann; er sucht Zufriedenheit nicht in sich selbst, nicht in Thätigkeit und weisen Bestrebungen, sondern von außen, in der Freundlichkeit der Umstände, in Liebe, Freundschaft, Ehre und pecuniärem Wohlbehagen. Er möchte glücklich sein, aber nicht activ und in sich selbst, sondern passiv und durch ein ideales Hüllhorn von Genüssen, die er nicht durch seine eigene Arbeit erwirkt, sondern mit welchen er durch die Freigebigkeit des Schicksals übersättet wird.

Auf diese Weise kann er als junger Mann sich nicht zur Erklämpfung irgend eines würdigen, wohlberechneten Zieles rüsten, sondern schwankt hin und her zwischen leidenschaftlicher Hoffnung und Neue und Täuschung. Mit stürmischer Gewalt vorwärts stürzend, übersteigt oder sprengt er manche Schranke, dringt weit vor, läßt sich aber, da er einer unsichern Führung folgt, fortwährend von seinem Pfade abwendig machen und kann bis zum letzten Augenblick das einzige wahre Glück des Menschen, nämlich das Glück einer klaren entschiedenen Thätigkeit in der Sphäre, für welche er durch Natur und Umstände geeignet und bestimmt ist, nicht erreichen.

Wir sagen dies nicht, um damit gegen Burns einen Tadel auszusprechen, ja es interessiert uns vielleicht um so mehr zu seinen Gunsten. Das soeben erwähnte Glück wird nicht den Besten am schnellsten verliehen, sondern sehr oft sind die größten Geister die, welche seiner am spätesten theilhaftig werden, denn wo das Weisse zu entwickeln ist, da bedarf es auch der längsten Zeit zu dieser Entwicklung. Ein complicirter Zustand war ihm von außen zugetheilt, ein ebenso complicirter Zustand von innen; keine „im Voraus begründete Harmonie“ bestand zwischen dem Thonboden von Noßziel und der feurigen Seele eines Robert Burns. Es war kein Wunder, daß es

lange dauerte, ehe diese beiden sich in einander richteten und fanden. Byron war, als er starb, nur ein Jahr jünger als Burns, und während seines ganzen Lebens, wie es scheinen konnte, weit einfacher situiert, und doch können wir auch in ihm keine solche Anbequemung, keine solche moralische Mannheit finden, sondern im besten Falle, und erst kurz vor seinem Ende, den Anfang von Etwas, was eine solche Anbequemung zu sein schien.

Das bei weitem auffälligste Ereigniß in Burns' Leben ist seine Reise nach Gttingburg; ein vielleicht aber noch wichtigeres ist sein Aufenthalt in Irvine, als er erst dreizehntwanzig Jahr alt war. Bis jetzt war sein Leben armüthlich und mühsam, außerdem aber nicht unfreundlich und bei all seinen Entbehrungen keineswegs unglücklich gewesen. Was seine Abkammung betraf, so hatte er, äußere Umstände abgerechnet, jeden Grund, sich glücklich zu schätzen. Sein Vater war ein Mann von besonnenem, ernstem Charakter und warmem Herzen, wie die besten unserer Bauern sind. Er wußte Kenntnisse zu schätzen, besaß selbst einige, und war, was weit besser und seltener ist, stets bereit, sich noch mehrere anzueignen — ein Mann von Scharfsinn und frommem Herzen, ehrfurchtsvoll gegen Gott und daher zugleich freundlich und furchtlos gegen Alles, was Gott geschaffen hat, mit einem Worte, obgleich nur ein Bauer mit harten Händen, dennoch ein vollständiger und vollkommener, entwickelter Mann.

Einen solchen Vater findet man selten in irgend einem Range der Gesellschaft und es verlohnte wohl, weit in der Gesellschaft hinabzustiegen, um ihn zu finden. Unglücklicherweise war er sehr arm; wäre er nur ein wenig, ja fast nur unmerklich reicher oder vielmehr weniger arm gewesen, so hätte das Ganze sehr leicht einen weit andern Ausgang genommen. Gewaltige Ereignisse drehen sich um einen Strohhalbm; das Ueberdrehen eines Pades entscheidet über die Eroberung der Welt. Hätten die sieben Acker Feld, welche dieser William Burns besaß, einen einigermaßen leidlichen Ertrag abgeworfen, so wäre der Knabe Robert auf eine Schule geschickt worden; er hätte sich, wie so viele schwächere junge Leute thun, bis zu einer Universität durchgekämpft und wäre nicht als ein ländliches Wunder, sondern als ein regelmäßiger, wohlgehaltener, intelligenter Arbeiter aufgetaucht und hätte der britischen Literatur eine ganz andere Richtung gegeben, — denn dies lag einmal in ihm!

Aber das kleine, zu einem Gemüsegarten umgezeichnete Feld warf keinen hinreichenden Ertrag ab; die ganze Familie war so arm, daß sie nicht

einmal von unserm wohlfeilen Schulsystem Gebrauch machen konnte; Burns mußte hinter dem Pfluge hergehen und die britische Literatur ging ihren eigenen Gang. Nichtsdestoweniger liegt selbst in dieser rauhen Umgebung Vieles, was ihn nährt. Wenn er sich plagt und mühet, so geschieht es mit seinem Bruder und für seinen Vater und seine Mutter, welche er liebt und gern vor Mangel schützen möchte. Die Weisheit ist nicht von ihrem dürftigen Heerde verbannt, eben so wenig als der Balsam des natürlichen Gefühls. Die erhabenen Worte: „Lasset uns Gott anbeten“, hört man hier von einem „priesterähnlichen Vater.“ Wenn die Trohungen ungerechter Menschen der Mutter und ihren Kindern Thränen auspressen, so sind dies nicht bloß Thränen des Kummerd, sondern auch der heiligsten Zuneigung; jedes Herz in dieser schlichten Gruppe fühlt sich nur um so unauslösllicher an das andere gefesselt; in ihrem schweren Kampfe stehen sie beisammen als eine „kleine Schaar von Brüdern.“

Auch sind diese Thränen und die tiefe Schönheit, die darin wohnt, nicht ihr einziges Theil. Das Licht besucht die Herzen wie die Augen aller Lebenden; auch liegt in dieser Jugend eine Kraft, die ihn in den Stand setzt, das Unglück mit Füßen zu treten, ja sich darüber lustig zu machen. Denn ein warmer, fester, elastischer Humor ist ihm verliehen und die dicht auf einander folgenden Gestaltungen des Nebels werden mit einer heitern freuntlichen Ironie bewillkommet und selbst während ihres härtesten Trudes verliert er kein Jota an Herz oder Hoffnung. Unbestimmte Sehnsucht des Ehrgeizes findet sich, so wie er heranwächst, ebenfalls ein; träumerische Phantasien umschweben ihn wie Wolkenschäfte; der Vorhang des Daseins steigt langsam in buntem Glanze empor und die Morgenröthe der ersten Liebe vergoldet seinen Horizont und die Musik des Gesanges umtönt seinen Pfad und so schreitet er in Stolz und Freude am Vergeshange hinter seinem Pfluge her.

Wir selbst wissen aus der besten Quelle, daß bis zu dieser Zeit Burns glücklich war; ja daß er das heiterste, fröhlichste, phantastischste und bezauberndste Wesen war, was man in der Welt finden kann, weit mehr als er jemals träner schien. Nun aber, in diesem frühen Alter, verläßt er das väterliche Dach, geht hinaus in eine lockere, lautere und aufregende Gesellschaft und wird in jene Ausdeweisungen und jene Laster eingeweiht, welche, wie eine gewisse Klasse von Philosophen behauptete, die naturgemäße Vorbereitung auf den Eintritt in das thätige Leben sind, eine Art Schlammbad,

in welches der Jüngling gleichsam genöthigt wird, sich zu tauchen und, wie wir vermuthen, zu säubern, ehe ihm die wirkliche Toga des Mannes angelegt werden kann.

Wir wollen und nicht weiter mit dieser Klasse von Philosophen streiten. Wir hoffen, daß sie sich irren, denn Sünde und Reue umlagern und so sehr auf allen unsern Lebenswegen und sind stets so wenig angenehme Gesellschaft, daß es hart scheint, wenn wir zu irgend einer Zeit genöthigt werden, ihnen zu weichen oder gar, wenn auch nur vorübergehend, unter ihnen zu dienen. Wir hoffen, daß dem nicht so sei. Klar sind wir auf alle Fälle darüber, daß nicht die Schule, die man in diesem Teufelsdienste erhält, sondern bloß unser Entschluß, diesen Dienst zu verlassen, und zur wahren männlichen Thätigkeit geeignet macht. Wir werden Männer, nicht nachdem wir ausgeschweift und uns in dem Zagen nach falschen Freuden getäuscht gefunden haben, sondern nachdem uns auf irgend eine Weise klar geworden ist, welche unübersteigliche Schranken und während dieses ganzen Lebens einengen; wie wahnsinnig es ist, von den Geschenken dieser außerordentlich endlichen Welt Zufriedenheit für uniere unendliche Seele zu hoffen; daß der Mensch sich selbst genügen muß und daß es für Leiden und Dulden kein anderes Mittel giebt, als Streben und Handeln. Die Mannheit beginnt, wenn wir auf irgend eine Weise mit der Nothwendigkeit einen Waffenstillstand abgeschlossen; sie beginnt sogar, wenn wir uns der Nothwendigkeit gefügt haben, wie ja die Meisten thun; heiter und hoffnungsvoll aber beginnt sie bloß, wenn wir uns mit der Nothwendigkeit ausgesöhnt und auf diese Weise wirklich triumphirt und gefühlt haben, daß wir frei sind. Ganz gewiß lernen sich solche Lectionen wie diese letzte, welche in einer oder der andern Gestalt die große Lection für jeden sterblichen Menschen ist, besser aus dem Munde einer frommen Mutter, aus den Blicken und Thaten eines frommen Vaters, während das Herz noch weich und fügsam ist, als im Kampfe mit dem Schicksale, wenn das Herz hart geworden ist und eher zerbricht, als sich erweichen läßt. Hätte Burns fortgefahren, dies zu lernen, wie er es schon in seines Vaters Hütte lernte, so würde er es vollständig gelernt haben, was er aber niemals that, und mancher lange Irrthum, manche bittere Stunde, manches Jahr der Reue und des Kummerd wäre ihm dadurch erspart worden.

Ein anderweiter verhängnißvoller Umstand in Burns' Geschichte scheint und der zu sein, daß er zu jener Zeit auch in die religiösen Streitigkeiten

seines Distrikts verwickelt, daß er zum Kämpfer für die „Priesterschaft des neuen Lichts“ angeworben ward, um ihren höchst untrüglichen Streit durchführen zu helfen. An den Tischen dieser freisinnigen Geistlichen lernte er weit mehr, als für ihn nöthig war. Eine so liberale Verspottung des Fanatismus erweckte in seinem Gemüth Strudel an der Religion selbst und eine ganze Welt von Zweifeln, zu deren Exorcismus es ganz anderer Beschwörer bedurfte, als diese Männer waren.

Wir sagen nicht, daß ein solcher Verstand, wie der seine, zu irgend einer Zeit seiner Geschichte ähnlichen Zweifeln hätte entgehen oder auch daß er in einer spätern Periode ganz siegreich und unverletzt hätte hindurchkommen können, aber dennoch scheint es ein ganz besonderes Unglück gewesen zu sein, daß gerade diese Zeit von allen andern zu diesem Zusammenstoße auserselben war. Denn nun, wo seine Grundsätze durch böses Beispiel von außen und durch teuflisch raiende Leidenschaften von innen angegriffen wurden, bedurfte er kaum noch skeptischer Ahnungen, um ihm in der Hitze des Kampfes Verrath zuzulüftern oder ihm den Rückzug abzuschneiden, wenn er schon geschlagen wäre. Er verliert sein Gefühl der Unschuld; sein Gemüth wird uneinig mit sich selbst; die alte Gottheit thront hier nicht mehr, sondern er ist abwechselnd die Beute wilder Begierden und wilder Reue.

Auch dauert es nicht lange, so compromittirt er sich vor der Welt; sein Ruf der Nüchternheit, der einem schottischen Bauer theurer ist, als ein corrupter Weltmensch sich denken kann, ist in den Augen der Menschen vernichtet und seine einzige Zuflucht besteht darin, daß er seine Strafbarkeit in Abrede zu stellen sucht — eine Zuflucht von Lügen.

Nun umhüllt ihn allmählig die schwärzeste Verzweiflung, die nur durch rothe Blitze der Reue unterbrochen wird. Das ganze Gebäude seines Lebens wird auseinander gesprengt, denn nun soll nicht bloß sein guter Ruf, sondern auch seine persönliche Freiheit verloren gehen, Menschen und Schicksal haben sich gegen ihn verbündet und das Verderben folgt gierig seiner Spur. Er sieht keinen andern Ausweg, als den traurigsten von allen — Verbannung aus seinem geliebten Lande in ein Land, welches ihm in jeder Beziehung unwirthlich und widerwärtig ist. Während die düstere Nacht in geistlichem Sturm und Einsamkeit sowohl als in physischem um ihn sich herabsenkt, singt er sein leidenschaftlich erregtes Lebewohl an Schottland.

Blötzlich strömt Licht auf ihn herab, aber es ist immer noch ein trügerisches, vorübergehendes Licht und kein wirklicher Sonnenschein. Er wird

nach Edinburgh eingeladen, eilt mit erwartungsvollem Herzen hin und wird wie im Triumphe und mit allgemeinem Beifall willkommen geheißen. Das Weiseste, das Größte und Liebendwürdigste, was es hier giebt, sammelt sich um ihn, um sein Angesicht zu schauen, um ihm Ehre, Sympathie und Liebe zu bezeigen.

Burns' Erscheinen unter den Weisen und Edeln von Edinburgh muß als eins der eigenthümlichsten Phänomene in der modernen Literatur betrachtet werden und hat fast Aehnlichkeit mit dem Erscheinen eines Napoleon unter den gekrönten Souverainen der modernen Politik. Denn er will sich durchaus nicht wie einem durch bloße Gunst, vorübergehend und um eines gewissen Zweckes willen auf den Thron gesetzten „Scheinkönig“ beugen lassen; noch weniger ist er ein toller Menzi, dessen plötzliche Erhebung ihm seinen zu schwachen Kopf verdreht, sondern er steht hier auf seiner eigenen Basis, kalteblütig, ohne zu errathen, von der Natur selbst für ebenbürtig erklärt, ohne einen Anspruch zu erheben, zu dessen Durchführung ihm die innere oder äußere Kraft mangelte.

Mr. Lockhart stellt über diesen Punkt einige eindringliche Betrachtungen an.

„Es bedarf keine große Anstrengung der Phantasie,“ sagt er, „um sich einen Begriff von den Empfindungen einer isolirten Anzahl Gelehrter — die fast alle entweder Geistliche oder Professoren waren — in der Gegenwart dieses stämmigen, gebräunten, breitshulterigen Fremden mit seinen großen bligenden Augen zu machen, welcher, nachdem er sich von dem Flügel hinweg den Weg zu ihnen mit einem einzigen Schritte gebahnt, in seiner ganzen Haltung und Conversation die feste Ueberzeugung verrieth, daß er in der Gesellschaft der ausgezeichnetsten Männer seiner Nation gerade da sei, wo er ein Recht hatte, zu sein. Nur selten ließ er sich herab, ihnen dadurch zu schmeicheln, daß er sich durch ihre Aufmerksamkeit sichtbar geschmeichelt fühlte. Dann und wann maß er sich ruhig in der Discussion mit den gebildetsten Geistern seiner Zeit, besiegte die Bonmots der berühmtesten Witzlinge durch vom glühenden Leben des Genius durchdrungene Ausdrücke von Heiterkeit, legte mit dem dreifachen Erz der socialen Zurückhaltung gepanzerte Herzen in Erstaunen, indem er sie zwang, unter der furchtlosen Berührung des natürlichen Pathos zu zittern — ja sichtbar zu zittern. Und alles dies that er ohne die mindeste Geneigtheit zu verrathen, jenen handwerksmäßigen Dienern der Erregung zugezählt zu werden, welche für Geld und

Beifall sich dazu hergeben, etwas zu thun, was die Zuschauer und Zuhörer sich schämen würden, selbst zu thun, selbst wenn sie das dazu nöthige Talent besäßen. Dabei — und dies war am Ende das Schlimmste — mußte man, daß er Gesellschaften, deren Besuch diese vornehmen Herren verschmäht haben würden, noch weit häufiger als die ihre durch eine nicht weniger prachtvolle Beredtsamkeit erheiterte und belebte und sie dort — wie sich gleich von vorn herein vermuthen ließ — nicht selten zum Stichblatt seines beißenden Wipes machte.“

Je weiter wir uns von dieser Scene entfernen, desto eigenthümlicher wird sie und erscheinen und die Details ihrer äußeren Erscheinung sind schon jetzt höchst interessant. Die meisten Leser werden sich crinnern, daß Mr. Walker's persönliche Unterredungen mit Burns zu den besten Stellen seiner Erzählung gehören, und es wird eine Zeit kommen, wo die nachstehende Reminiscenz Sir Walter Scott's, so flüchtig sie auch ist, ebenfalls ihren hohen Werth haben wird.

„Was Burns betrifft,“ schreibt Sir Walter, „so kann ich in Wahrheit sagen: *Virgilium vidi tantum*. Ich war, als er im Jahre 1786—87 das erste Mal nach Edinburgh kam, ein Püschchen von fünfzehn Jahren, besaß aber Verstand und Gefühl genug, um mich für seine Poesie sehr zu interessieren, und würde die Welt darum gegeben haben, ihn kennen zu lernen. Leider aber hatte ich nur wenig Bekanntschaft mit irgendwelchen Leuten der Literatur und noch weniger mit dem Landadel der westlichen Provinzen, mit welchen beiden Klassen er am häufigsten umging. Mr. Thomas Grierison war damals Secretaire bei meinem Vater. Er kannte Burns und versprach, ihn zu sich zu Lische einzuladen, hatte aber keine Gelegenheit, sein Wort zu halten, außerdem würde ich diesen ausgezeichneten Mann öfter zu sehen bekommen haben. Endlich sah ich ihn eines Tages bei dem verstorbenen ehrwürdigen Professor Ferguson, bei welchem mehrere Herren von literarischem Rasse versammelt waren, unter welchen ich mich des berühmten Mr. Dugald Stewart entsinne. Wir jungen Leuten saßen natürlich schweigend da, saßen zu und horchten. Das einzige Bemerkenswerthe, dessen ich mich in Burns' Benehmen entsinne, war die Wirkung, welche ein Kupferstich von Bunkurg auf ihn hervorbrachte. Das Bild stellte einen Soldaten vor, der todt auf dem Schnee lag; auf der einen Seite saß sein trauernder Hund, auf der andern seine Wittve mit einem Kind auf dem Arme. Unter dem Bilde standen folgende Zeilen:

„Kalt auf Kanadiens Hügeln ruht der Krieger,
 Sein trauernd Weib neigt sich zu ihm herab;
 Die Thränen mischen mit der Milch sich ihrer Brust
 Und geben ihrem Kind' die Glendstaufe.“

„Burns schien durch das Bild oder vielmehr durch die Ideen, die es in ihm anregte, sehr ergriffen zu werden und ich sah, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er fragte, von wem die Verse wären, und zufällig besann sich außer mir Niemand darauf, daß sie in einem halbvergessenen Gedicht Langhorne's vorkommen, welches den eben nicht viel versprechenden Titel „Der Friedensrichter“ führt. Ich flüsterte meine Kenntniß von der Sache einem anwesenden Freunde zu, und dieser theilte den auf diese Weise erhaltenen Aufschluß Burns mit, der mich mit einem Blick und einem Worte belohnte, dessen ich mich, obgleich es eine bloße höfliche Redensart war, noch jetzt mit großem Vergnügen erinnere.

„Von Person war er stark und rüstig, sein Benehmen ländlich, aber durchaus nicht plump bäuerlich. Er besaß eine gewisse würdevolle Schlichtheit und Einfachheit, welche vielleicht dadurch, daß man seine außerordentlichen Talente kannte, um so mehr Wirkung erhielt. Seine Züge sind auf Mr. Nasmyth's Gemälde dargestellt, mir kommen sie jedoch hier etwas verkleinert vor, gleichsam als ob man sie von weitem sähe. Sein Gesicht war meiner Ansicht nach weit massiver, als es auf irgend einem der Portraits aussieht. Ich würde den Dichter, wenn ich nicht gewußt hätte, wer er war, für einen sehr klugen Landpächter aus der alten schottischen Schule gehalten haben, das heißt, nicht etwa einen der modernen Oekonomen, welche alle Handarbeit durch ihre Leute verrichten lassen, sondern für den ächten Bauer, der den Pflug selbst in die Hand nimmt. In allen seinen Zügen drückten sich vorherrschend Verstand und Schlaueit aus und nur das Auge verrieth, glaube ich, den poetischen Charakter. Es war groß und dunkel und glühete (ich sage buchstäblich glühete), wenn er mit Gefühl oder Interesse sprach. Niemals sah ich wieder ein solches Auge in einem menschlichen Kopfe, obgleich ich die ausgezeichneten Männer meiner Zeit gesehen habe. Seine Conversation verrieth das vollkommenste Selbstvertrauen, jedoch ohne die geringste Spur von Anmaßung. Unter den gelehrtesten Männern ihrer Zeit und ihres Landes sprach er sich mit vollkommener Festigkeit aus, aber ohne die mindeste Voreiligkeit, und wenn er anderer Meinung war, so zögerte er nicht, dieselbe zu erkennen zu geben, wiewohl mit der größten Be-

scheidenheit. Ich entsinne mich keines Theils seiner Conversation noch so deutlich, daß ich etwas Näheres darüber mittheilen könnte, auch sah ich ihn nicht wieder, ausgenommen einige Mal auf der Straße, wo er mich nicht wiedererkannte, was sich am Ende auch nicht erwarten ließ. Er ward in Edinburgh sehr beliebt; die Bemühungen zur Verbesserung seiner äußeren Lage jedoch waren, wenn man bedenkt, was in dieser Beziehung für Andere geschehen ist, außerordentlich geringfügig.

„Ich entsinne mich, daß es mir bei jener Gelegenheit vorkam, als ob Burns' Bekanntschaft mit der englischen Poesie etwas beschränkt wäre, so wie auch daß er, da er doch zwanzig Mal mehr Talent als Allan Ramsay und Herkisson besaß, von diesen mit zu großer Demuth als von seinen Vorbildern spräche. Ohne Zweifel war nationale Vorliebe der Grund dieser Ueberschätzung.

„Dies ist Alles, was ich Ihnen von Burns erzählen kann. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß sein Kostüm mit seinem Benehmen übereinstimmte. Er sah aus wie ein Pächter, der sein bestes Zeug aufgelegt hat, um bei seinem Gutherrn zu Fische zu gehen. Ich spreche durchaus nicht in malam partem, wenn ich sage, daß ich niemals einen Menschen in Gesellschaft anderer, an Rang und Bildung über ihm stehender gesehen habe, der vollkommener frei von der Wirklichkeit oder auch dem Scheine der Verlegenheit gewesen wäre. Man sagte mir — obgleich ich nicht Gelegenheit hatte, selbst Beobachtungen darüber zu machen — er sei Frauen gegenüber außerordentlich artig und suche dem Gespräch allemal eine pathetische oder humoristische Wendung zu geben, wodurch er ihre Aufmerksamkeit ganz besonders zu fesseln verstand. Ich hörte die verstorbene Herzogin von Gordon einige Bemerkungen darüber machen. — Weiter wüßte ich diesen einer seit vierzig Jahren entschwundenen Zeit angehörigen Erinnerungen nichts hinzuzufügen.“

Das Verhalten Burns' während dieses blendenden Sonnenscheins von Günst, das ruhige, natürliche, männliche Wesen, womit er ihn nicht bloß trug, sondern auch dessen Werth zu schätzen wußte, ist mit Recht als der beste Beweis betrachtet worden, den er von der wirklichen Kraft und Unverdorbenheit seines Geistes geben konnte. Ein wenig natürliche Eitelkeit, in kleiner Anfluth von heuchlerischer Beiseitenheit und Affectation, wenigstens einige Furcht, für affectirt gehalten zu werden, hätten wir fast einem jeden verzeihen können, hier aber ist auch nicht einmal eine Spur davon

aufzufinden. In seiner beipiellofen Lage verliert der junge Landmann gleichwohl nicht einen einzigen Augenblick die Befinnung; fo viele fremde Lichter verwirren ihn nicht, leiten ihn nicht irre.

Nichtdeftoweniger können wir nicht umhin, zu bemerken, daß diefer Winter ihm großen und dauernden Schaden zufügte. Eine etwas klarere Kenntniß der Angelegenheiten der Menfchen, weniger ihrer Charaktere, gewährte ihm diefer Aufenthalt in der fchottifchen Hauptftadt allerdings, ließ aber auch ein empfindliches Gefühl für die ungleichen Austheilungen des Glücks in Bezug auf sociale Beftimmung in ihm zurück. Er hatte die glänzende, prachtvolle Arena gefehen, in welcher die Mächtigen geboren find, ihre Rolle zu fpielen; ja er felbft hatte mitten darin geflanden und er fühlte bitterer als je, daß er hier bloß ein Zufchauer war und keinen Theil an diefem glänzenden Spiele hatte.

Von diefer Zeit an bemächtigt fih feiner eine eiferfüchtige, entruftete Gurcht vor socialer Herabfegung und äußert fchädlichen Einfluß auf feine perfönliche Zufriedenheit und feine Gefühle gegen feine reicheren Mitmenfchen. Es war ihm klar, daß er Talent genug befaß, um fih ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, wenn er nur den rechten Willen dazu gehabt hätte; auch war es klar, daß er etwas ganz Anderes wollte und deßhalb nicht reich werden konnte. Ein Unglück war es für ihn, daß er nicht die Macht befaß, das Eine zu wählen und das Andere zu verwerfen, fondern immerdar zwifchen zwei Meinungen, zwei Zielen hin und her fchwankte. Aber fo ift es mit vielen Menfchen; — wir möchten gern die Waare haben, aber auch den Preis dafür behalten und mäkeln daher mit dem Schickfal in ärgerlichem Wortwechfel hin und her, bis die Nacht kommt und unfer Markt vorüber ift!

Die Edinburger Gelehrten jener Zeit zeichneten fih im Allgemeinen mehr durch Klarheit des Kopfes als durch Wärme des Herzens aus, und mit Ausnahme des guten alten Blacklock, deffen Hülfe zu unwirksam war, fcheint kaum einer Eurns mit wahrer Sympathie oder viel anders als eine höchft merkwürdige und fonderbare Sache betrachtet zu haben. Von den Großen wird er ebenfalls auf die gewohnte Weife behandelt, an ihren Tafeln bewirthet und dann entlaffen. Ein gewiffes Quantum Pudding und Lob wird von Zeit zu Zeit fehr gern gegen den Zauber feiner Gegenwart ausgetauscht. In diefer Austausch bewirkt, fo ift auch damit das Gefchäft beendigt und ein Jeder geht feines Weges.

Nach Verlauf dieser seltsamen Saison rechnet Burns in düsterer Stimmung seinen Gewinn und Verlust zusammen und denkt über die chaotische Zukunft nach. An Geld ist er etwas reicher, an Ruhm und an dem Schein von Glück unendlich reicher, am eigentlichen Sein desselben aber so arm als je. Ja ärmer, denn sein Herz wird jetzt noch mehr von dem Fieber des weltlichen Ehrgeizes gepeinigt und lange Jahre hindurch foltert ihn diese Krankheit durch nutzlose Leiden und raubt ihm die Kraft zu allen wahren und edleren Bestrebungen.

Was Burns nun thun oder meiden, wie ein Mann in diesen Umständen sich nun zu seinem wahren Vortheil leiten sollte, dies wäre damals eine Frage für den Weisesten gewesen. Auch war es eine Frage, welche er, wie es schien, ganz allein beantworten sollte, denn von allen seinen gelehrten oder reichen Gönnern war es nicht einem einzigen eingefallen, dieser so trivialen Sache einen Gedanken zu widmen. Ohne für Burns das Lob vollkommenen Scharfsinns in Anspruch nehmen zu wollen, müssen wir doch sagen, daß sein Aecties- und Landwirthschaftsplan uns gar nicht so sehr unangemessen erscheint, ja daß wir sogar jetzt in Verlegenheit kommen würden, wenn wir einen entschieden besseren in Vorschlag bringen sollten.

Viele seiner Bewunderer sind ganz empört darüber gewesen, daß er sich zu einer so prosaischen Beschäftigung hergab. Sie verlangten vielmehr, er solle am Leiche Verheßta liegen bleiben, bis der Geist der Gönnerschaft das Wasser bewegte, auf daß er mit einem einzigen Sprunge von allen seinen Leiden geheilt werden möchte. Unkluge Rathgeber! sie kennen das Wesen dieses Geistes nicht; sie wissen nicht, wie in dem Schooße der goldenen Träume der Mensch allerdings wohl Glück haben könnte, wenn er nur nicht mittlerweile verhungern müßte.

Es macht Burns' männlichem Muth und seinem gesunden Menschenverstand Ehre, daß er so frühzeitig fühlte, auf welchem Boden er stand und der Selbsthülfe selbst nach dem bescheidensten Maßstabe den Vorzug gab vor Abhängigkeit und Unthätigkeit, obgleich mit Hoffnung auf weit glänzendere Möglichkeiten. Aber auch diese Möglichkeiten waren in seinem Plane nicht zurückgewiesen. Er konnte, wenn der Zufall ihm einen Freund zuführte, erwarten, in nicht langer Zeit einen gewissen Grad von Wohlstand und Ruhe zu erreichen, während, wenn er keinen Freund bekam, er immer noch in Sicherheit leben konnte, und übrigens war es auch „gar nicht seine Absicht, von irgend einem Stande Ehre zu bergen.“ Nach unserer Meinung

war sein Plan ein ehrlicher und wohlberechneter und Alles drehte sich um die Ausführung desselben. Allerdings schlug er fehl, gleichwohl aber nach unserer Meinung nicht in Folge eines von vorn herein darin liegenden Fehlers. Ja, im Grunde genommen war es kein Fehlschlagen äußerlicher, sondern innerlicher Mittel, welches Burns ereilte. Sein Bankrott war kein Bankrott des Beutels, sondern der Seele, und bis auf seinen letzten Tag war er keinem Menschen etwas schuldig.

Intessen, er beginnt gut — mit zwei guten und weisen Thaten. Sein Geschenk an seine Mutter, freigebig von einem Manne, dessen Einkommen kürzlich noch in sieben Pfund jährlich bestanden, war seiner würdig und nicht mehr als würdig. Edelmüthig auch und seiner würdig war die Behandlung des Weibes, dessen Lebensglück jetzt von seinem Belieben abhing. Ein freundlicher Beobachter hätte heitere Tage für ihn hoffen können. Sein Gemüth ist auf dem richtigen Wege zum Frieden mit sich selbst. Die Klarheit, die ihm noch fehlt, wird ihm, so wie er auf diesem Wege weiter schreitet, verliehen werden, denn der beste Lehrer der Pflichten, die uns noch dunkel sind, ist die Uebung derer, die wir sehen und zur Hand haben. Hätten nur die „Gönner des Genies“, die ihm nichts geben konnten, ihm auch nichts genommen, wenigstens nichts weiter! Die Wunden seines Herzens würden geheilt, der gemeine Ehrgeiz hinweggestorben sein. Arbeit und Mäßigkeit wären willkommen gewesen, da die Tugend bei ihnen wohnte; die Poesie würde durch sie hindurchgeschimmert haben, wie in alten Zeiten und in ihrem klaren ätherischen Lichte, auf welches er ein angeborenes Eigenthumsrecht besaß, würde er auf sein irdisches Geschick und alle Gemüthspeien desselben nicht bloß mit Geduld, sondern auch mit Liebe herabgeblückt haben.

Aber die Gönner des Genies wollten das nicht. Materielle Touristen, alle Arten von fashionablen Literaturjägern und — was noch weit schlimmer war — alle Arten von zechlustigen Mecänassen umschwärzten ihn in seiner Zurückgezogenheit und seine guten sowohl als seine schwachen Eigenschaften sicherten ihnen Einfluß auf ihn. Er fühlte sich durch ihre Aufmerksamkeit geschmeichelt und sein warmes, geselliges Gemüth machte es ihm unmöglich, sie abzuwimmeln und seinen Weg getrennt von ihnen fortzusetzen.

Diese Menschen waren nach unserem Dafürhalten die mittelbare Ursache zu seinem Verderben. Nicht daß sie es böse mit ihm gemeint hätten;

ſie meinten es bloß ein wenig gut mit ſich ſelbſt; wenn er dadurch zu Schaden kam, ſo war dies ſeine Sache! Aber ſie vergeudeten ſeine koſtbare Zeit und ſein koſtbares Talent; ſie ſtörrten ſeine Ruhe und Faſſung und traten ſeiner rückſehrenden Gewöhnung an Mäßigkeit und emſigen, zufriedenen Fleiß hindernd in den Weg. Ihr Hätſcheln war ihm verderblich; ihre Grausamkeit, die bald darauf folgte, war ebenſo verderblich. Der alte Groll gegen die Ungleichheit des Schickſals erwachte in ihrer Nähe mit neuer Bitterkeit und Burnß hatte keine andere Zuflucht als den „Fieſen der Unabhängigkeit“, der freilich nur ein Luſtſchloß iſt, welches von weitem ganz ſchön ausſieht, aber Niemanden vor wirklichem Wind und Regen ſchützt. Von unregelmäßiger Aufregung bewegt, bald durch die Verachtung Anderer, bald durch die Verachtung ſeiner ſelbſt erbittert, gewann Burnß ſeine Gemüthsruhe nicht wieder, ſondern verlor ſie immer ſchneller und auf immer. Es lag eine Hohlheit in dem Herzen ſeines Lebens, denn ſein Gewiſſen billigte jetzt nicht, was er that.

Unter den Dünſten unweſen Genußes, vergeblicher Reue und zorniger Unzufriedenheit mit dem Schickſale ward ſein wahrer Leitſtern, ein Leben der Noth mit Armuth, ja mit Hunger, wenn es ſein mußte, ſeinen Augen nur allzuoft gänzlich entzogen. Und dennoch ſchiffte er auf einem Meere, wo ohne einen ſolchen Leitſtern das richtige Steuern faſt unmöglich war. Meteore franzöſiſcher Politik ſtiegen vor ihm auf, aber dies waren nicht ſeine Sterne. Es war dies ein Zufall, welcher ſeine ſchlimmſten Verlegenheiten beſchleunigte, wenn auch nicht die Veranlaſſung dazu gab. In den wahnsinnigen Wirrniffen jener Zeit kommt er in Colliſion mit gewiſſen amtlichen Vorſeßten, wird von ihnen verlegt, grauſam zerſtreicht, würden wir ſagen, wenn ein todtes, mechanisches Werkzeug in irgend einem Falle grauſam genannt werden könnte, und zieht ſich verwundet und entrüſtet zurück in tiefere Abgeſchloſſenheit, in düſtere Schwermuth als je.

Nun hat ſein Leben ſeine Einheit verloren. Es iſt ein Leben von Fragmenten, welches nun faſt keinen andern Zweck hat, als den ſehr traurigen, ſich ſeine eigene Fortdauer zu ſichern, — in Anwandlungen wilder, unächter Freude, wenn ſich ſolche darbieten und ſchwarzer Verzweiflung und Niedergeſchlagenheit, wenn ſie vorüber waren. Sein Auf vor den Menſchen beginnt zu leiden, die Verleumdung beſchäftigt ſich mit ihm, denn ein Unglücklicher erwirbt ſich mehr Feinde als Freunde. Allerdings hat er einige Fehler begangen und tauſenderlei Unglück gehabt; jetzt aber beſchul-

digt man ihn auch wirklicher Verbrechen und Tö, welche nicht ohne Sünde sind, werfen den ersten Stein auf ihn! Denn ist er nicht ein Gönner der französischen Revolution, ein Jakobiner, und deshalb durch diese eine Sünde aller andern schuldig?

Diese politischen und moralischen Anklagen waren, wie sich später gezeigt hat, völlig unbegründet, aber die Welt zögerte nicht, ihnen Glauben beizumessen. Ja, seine zechlustigen *Mecénasse* selbst waren nicht die letzten, die dies thaten. Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß in seinen letzten Jahren die Aristokratie von Dumfries sich theilweise von Burns als von einem ihrer Bekanntheit nicht mehr würdigen, anrühigen Menschen zurückgezogen hatte.

Als, wenn wir bedenken, daß Burns jetzt schläft, „wo grausame Entzündung sein Herz nicht mehr zerfleischen kann“ *), und daß die meisten jener schönen Damen und feinen Herren schon an seiner Seite liegen, an einer Stelle, wo von Rang und Standesunterschieden keine Rede mehr ist, — wer möchte dann nicht über die armseligen Täuschungen und thörichten Spielereien seufzen, welche Herz von Herzen trennen und den Menschen unbarmherzig gegen seinen Bruder machen!

Es stand nun nicht mehr zu hoffen, daß Burns' Genius jemals die wirkliche Reife erlangen oder etwas seiner Würdiges zu Stande bringen würde. Die Melodie seines Geistes war zerstört; nicht der sanfte Hauch des natürlichen Gefühls, sondern die rauhe Hand des Schicksals fuhr jetzt über die Saiten. Und dennoch, welche Harmonie lag in ihm, welche Musik sogar in seinen Mißklängen! Wie hatten die wilden Töne einen Zauber für den Einfachsten wie für den Weisesten; wie fühlten und wußten alle Menschen, daß er ein Hochbegabter war! „Wenn er des Mitternachts ein Gasthaus betrat, nachdem alle Bewohner schon zu Bett waren, verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft sofort vom tiefsten Keller bis zum obersten Boden und ehe zehn Minuten um waren, hatten Wirth und alle seine Gäste sich eingefunden!“

Einige kurze reine Augenblicke poetischen Lebens waren ihm noch beim Dichten seiner Lieder beschieden, wir können uns denken, wie hastig er nach dieser Beschäftigung griff und wie er jeden andern Lohn verachtete als den, welchen die Arbeit selbst ihm brachte. Denn Burns' Seele lebte, ob-

*) *Ubi saeva indignatio cor ulterius lacerare nequit.* — Swift's Grabchrift.

schon verwundet und verstümmelt, noch in ihrer vollen moralischen Kraft, wenn sie sich auch ihrer Irthümer und ihrer Erniedrigung schmerzlich bewußt war und hier blieb ihm selbst in seiner Herabgekommenheit noch eine edle That der Selbstaufopferung zu thun übrig. Er fühlte dabei auch, daß bei all den „leichtsinnigen Thorheiten“, die ihn „heruntergebracht“, die Welt doch auch ungerecht und grausam gegen ihn war und er appellirte schweigend an eine andere und ruhigere Zeit. Nicht als gemietheter Soldat, sondern als Patriot wollte er für den Ruhm seines Landes kämpfen; deshalb warf er den armenlichen Sold von sich und diente eifrig als Freiwilliger. Mißgönnen wir ihm nicht diesen letzten Luxus seines Daseins; wir wollen nicht gestatten, daß er vergebens an uns appellirt habe! Das Geld war ihm nicht nothwendig; er kämpfte sich ohne dasselbe hindurch. Die Guineen wären schon längst wieder verschwunden, während der hohe Sinn, mit welchem er sie zurüchwies, noch lange in aller Herzen für ihn sprechen wird.

Hiermit sind wir bei der Krift in Burns' Leben angekommen, denn die Dinge hatten jetzt eine solche Gestalt gewonnen, daß sie nicht lange so fort dauern konnten. Wenn keine Besserung zu erwarten stand, so konnte die Natur nur kurze Zeit noch diesen wüthen Kampf gegen die Welt und sich selbst aushalten. Wir sind nicht medizinisch unterrichtet, ob noch eine längere Dauer von Jahren zu jener Zeit für Burns wahrscheinlich war; ob sein Tod als ein in gewissem Sinne zufälliges Ereigniß zu betrachten ist, oder bloß als die natürliche Folge der langen Reihe von Ereignissen, welche vorausgegangen waren.

Das Letztere scheint die wahrscheinlichere Meinung zu sein, und dennoch ist sie keineswegs eine sichere. Auf alle Fälle konnte, wie wir schon gesagt haben, irgend eine Veränderung nicht mehr sehr fern sein. Drei Thore der Befreiung — so scheint uns — standen Burns offen: klare poetische Thätigkeit, Wahnsinn oder Tod. Die erste, mit längerem Leben, war noch möglich, obgleich nicht wahrscheinlich, denn physische Ursachen begannen hierbei in Frage zu kommen. Und dennoch besaß Burns eine eiserne Entschlossenheit. Hätte er nur sehen und fühlen können, daß nicht bloß sein höchster Ruhm, sondern auch seine erste Pflicht und die wahre Medizin für alle seine Leiden hierin lag.

Der zweite Ausweg war noch weniger wahrscheinlich, denn sein Geist gehörte stets zu den klarsten und festesten. Und somit öffnete sich ihm das

mildere dritte Thor und er ging nicht sanft, aber doch schnell in jenes stille Land hinüber, wo die Hagelstürme und Feuerregen nicht hindringen und wo auch der schwerstbeladene Wanderer endlich seine Bürde niederlegt.

Bei Betrachtung dieses traurigen Endes des Dichters Burns' und wie er von jeder wirklichen Hülfe entblößt und ohne durch reise Sympathie ermuntert zu werden, hinabsank, haben edle Gemüther zuweilen mit vorwurfsvollem Kummer daran gedacht, daß vieles für ihn sich hätte thun lassen; daß durch Rath, wahre Zuneigung und freundliche Handreichungen er sich und der Welt noch hätte gerettet werden können. Wir zweifeln, ob diese Ansicht nicht mehr ein Beweis von Weichheit des Herzens, als von Richtigkeit des Urtheils ist. Und für unsern Theil erscheint es zweifelhaft, ob der reichste, weiseste und wohlwollendste Mensch dem unglücklichen Burns auf in der That wirksame Weise hätte helfen können. Guten Rath, der ohnedies selten Jemandem etwas nützt, brauchte er nicht; sein Verstand vermochte das Rechte von dem Unrechten eben so scharf zu unterscheiden, wie es vielleicht jemals ein Mensch gekonnt hat. Die Ueberzeugung aber, welche ihm etwas hätte nützen können, liegt nicht sowohl im Kopfe, als im Herzen, wo die Einpflanzung weder durch Argumente noch durch Vorstellungen wesentlich hätte beördert werden können.

Was wiederum Geld betrifft, so glauben wir nicht, daß dies sein wesentlichster Mangel war und können auch nicht recht einsehen, wie irgend ein Privatmann, selbst Burns' Einwilligung vorausgesetzt, ihm ein unabhängiges Vermögen und dabei zugleich gegründete Aussicht auf eine entschiedene Verbesserung seiner Lage hätte gewähren können. Es ist eine betrübende Wahrheit, daß man kaum in irgend einem Range der Gesellschaft zwei Menschen findet, die tugendhaft genug wären, um ohne Schaden für die moralische Unverletztheit des einen oder beider Geld geben und es als eine notwendige Gabe annehmen zu können. So sieht aber einmal die Sache. Die Freundschaft im alten heroischen Sinne des Wortes existirt nicht mehr; ausgenommen in Fällen der Bluts- oder anderen geistlichen Verwandtschaft wird sie in der That auch gar nicht mehr erwartet oder unter den Menschen als eine Tugend anerkannt.

Ein scharfer Beobachter des Menschenlebens hat erklärt, das Gönnerwesen, oder mit andern Worten pekuniäre und andere materielle Unter-

stüßung, sei mit einem zweifachen Fluche beladen, für Den sowohl, welcher giebt, als für Den, welcher nimmt! Und so ist es auch in Bezug auf äußere Angelegenheiten die Regel geworden, wie es in Bezug auf innere immer die Regel war und sein muß, daß Keiner wirksame Hülfe von einem Andern erwarte, sondern daß Jeder sich mit der Hülfe begnüge, die er sich selbst verschaffen kann. Dies ist, sagen wir, das Prinzip der modernen Ehre und geht ganz natürlich aus jenem Gefühl des Stolzes hervor, welches wir als die Basis unserer ganzen socialen Moralität einpflanzen und ermutigen. Mancher Dichter ist ärmer gewesen als Burns, aber keiner war je stolzer und es läßt sich sogar bezweifeln, ob nicht — ohne große Vorsicht — eine Person vom König selbst ihm nicht mehr zur Last gewesen wäre, als sie ihm wirklich genügt hätte.

Wir sind deshalb noch weit weniger geneigt, uns einer andern Klasse von Burns' Bewunderern anzuschließen, welche die höheren Stände unter uns beschuldigen, Burns durch ihre egoistische Vernachlässigung ins Verderben gestürzt zu haben. Wir haben schon unsere Zweifel ausgesprochen, ob directe Geldunterstützung, wenn man sie ihm angeboten hätte, auch angenommen oder wirklich von Nutzen für ihn gewesen wäre. Dabei aber geben wir sehr gern zu, daß für Burns sehr viel hätte geschehen können. So mancher vergiftete Pfeil wäre dann vielleicht von seinem Herzen abgelenkt, so manches Hinderniß auf seinem Wege von mächtiger Hand beseitigt worden. Licht und Wärme aus der Höhe herabgesendet, würde seine bescheidene Atmosphäre freundlicher gemacht haben und das weiche Herz, welches damals atmete, hätte dann unter weniger Schmerzen gelebt und wäre unter weniger Schmerzen gestorben.

Wir wollen auch ferner zugeben — und für Burns ist es viel zugeben — daß er bei all seinem Stolze sogar mit übertriebener Dankbarkeit sich an Jeden angeschlossen haben würde, der ihm wirklich von Herzen Freund gewesen wäre. Auf alle Fälle hätte man die unerhebliche Beförderung, die er in seinem Amte wünschte, ihm gewähren können; es war dies sein eigener Plan und die Ausführung desselben daher von größerer Wahrscheinlichkeit eines Erfolges begleitet, als die eines andern. Alles dies hätte für untern Adelsstand ein wahrer Genuß sein müssen, ja es war für ihn eine Pflicht, es zu thun. Aber es geschah nichts von allem; ja, wie es scheint, ward es sogar niemals versucht oder auch nur gewünscht; — dies läßt sich leider nicht in Abrede stellen.

Was ist nun aber diesen Nachlässigen wirklich zur Last zu legen? Einfach weiter nichts, als daß sie Weltmenschen waren und nach den Grundsätzen solcher handelten; daß sie Burns begegneten, wie andere Edelleute und andere Bürger andern Dichtern begegnet waren, wie die Engländer gegen Shakspeare, wie König Karl und seine Kavaliere gegen Butler, wie König Philipp und seine Granden sich gegen Cervantes zeigten. Sammelt man Trauben von den Dornen oder sollen wir unsere Dornen niederichlagen, weil sie bloß einen Zaun und Hecken geben? Wie hätte auch der „hohe und niedere Adel seines Vaterlandes“ irgendwelche Unterstützung diesem „schottischen Parden“ bieten können, der auf seinen Namen und sein Land so stolz war? Waren denn der „hohe und niedere Adel“ auch nur im Stande, sich selbst ordentlich zu helfen? Hatten sie nicht ihr Wild zu hegen, ihre Wahlstedeninteressen zu besetigen und deshalb Diners verschiedener Art zu essen und zu geben? Waren ihre Mittel allen diesen Geschäften mehr als angemessen oder weniger als angemessen? Größtentheils weniger als angemessen, denn nur wenige von ihnen waren in der That reicher als Burns; viele von ihnen waren ärmer, denn zuweilen mußten sie ihre Bedürfnisse wie mit Taumenschrauben aus der harten Hand herauspressen und in ihrem Mangel an Guineen ihre Pflicht der Barmherzigkeit vergessen, was Burns niemals genöthigt war, zu thun.

Wir wollen sie daher bemitleiden und ihnen verzeihen. Das Wild hegen und schießen sie, die Diners aßen und gaben sie, die Wahlstedeninteressen besetigten sie, aber die kleinen Babylons, die sie einzeln durch den Glanz ihrer Macht bauten, sind alle wieder in das ursprüngliche Chaos zurückgestürzt, wie dies mit den bloß egoistischen Bestrebungen der Menschen stets der Fall ist, während es hier eine That zu üben gab, die sich kraft ihres weltlichen Einflusses so zu sagen durch alle Zeiten erstreckte und kraft ihrer moralischen Natur über alle Zeiten hinaus, denn sie war unsterblich wie der Geist der Güte selbst. Diese That zu üben hatten sie Gelegenheit, aber die nöthige Einsicht war ihnen verfaßt. Wir wollen sie bemitleiden und ihnen verzeihen, oder vielmehr, was besser ist als Mitleiden, wir wollen gehen und anders handeln. Die menschlichen Leiden sind mit Burns' Leben nicht zu Ende gegangen und eben so ist der feierliche Befehl: „Liebet einander und traget einer des andern Last“, nicht bloß den reichen, sondern allen Menschen gegeben. Allerdings werden wir keinen Burns finden, den wir trösten oder durch unsere Hülfe und unser Mitleid aufrichten könnten; andere himm-

liche Naturen aber, die eben so wie dieser unter der Last eines ermüdenden Lebens stöhnen, werden immer vorhanden sein und jenes Glend, welchem das Schicksal die Stimme versagt hat, ist nicht das geringste, sondern das größte.

Und dennoch glauben wir nicht, daß die Schuld von Burns' Unglück und Untergange hauptsächlich an der Welt liegt. Die Welt begegnete ihm, wie uns scheint, eher mit mehr denn mit weniger Güte, als sie gewöhnlich solchen Menschen zeigt. Sie hat, fürchten wir, ihren Lehrern von jeher nur wenig Günst gezeigt. Hunger und Plöge, Gefahren und Schmähungen, Gefängniß, Kreuz und Giftbecher sind in den meisten Zeiten und Ländern der Markpreis gewesen, den sie für Weisheit geboten, und der Willkommen, womit sie die begrüßt hat, welche gekommen sind, sie zu erleuchten und zu reinigen. Homer und Sokrates und die christlichen Apostel gehören der alten Zeit an, aber die Martyrologie der Welt war damit nicht geschlossen. Roger Bacon und Galileo schmachten in den Kerkern der Geistlichkeit, Tasso härmte sich in der Zelle eines Irrenhauses, Camoens stirbt bettelnd auf den Straßen von Lissabon. So vernachlässigte, so verfolgte sie die Propheten, nicht bloß in Judäa, sondern an allen Orten, wo es Menschen gegeben hat. Wir sind der Meinung, daß jeder Dichter von Burns' Gattung seiner Zeit Prophet und Lehrer ist oder sein sollte; daß er kein Recht hat, große Güte von ihr zu erwarten, sondern eher verkünden ist, ihr große Güte zu erzeigen; daß Burns ganz besonders das gewöhnliche Maß von der Güte der Welt vollständig erfuhr und daß die Schuld seines Unglücks, wie wir schon gesagt haben, nicht hauptsächlich an der Welt liegt.

Aber an wem liegt sie denn? Wir sind genöthigt, zu antworten: an ihm selbst; es ist sein inneres, nicht sein äußeres Mißgeschick, was ihn niederwirft. Es ist überhaupt selten anders; selten geht ein Leben moralisch zu Grunde, ohne daß die Hauptschuld an einem verfehlten inneren Arrangement, an einem Mangel, weniger an gutem Glück denn an guter Führung liegt. Die Natur formt kein Geschöpf, ohne ihm zugleich die Kraft einzupflanzen, deren es zu seiner Thätigkeit und Dauer bedarf; am allerwenigsten vernachlässigt sie auf diese Weise ihr Meisterstück und ihren Liebling, die poetische Seele. Auch können wir nicht glauben, daß es in der Nacht irgend welcher äußeren Umstände liegt, den Geist eines Menschen gänzlich zu Grunde zu richten; ja, wenn ihm die geeignete Weisheit gegeben ist, auch nur seine weitestliche Gesundheit und Schönheit zu beeinträchtigen.

Die höchste Summe alles irdischen Unglücks ist der Tod; etwas Schlimmeres kann nicht in dem Becher des menschlichen Wehe liegen und doch haben viele Menschen zu allen Zeiten über den Tod triumphirt und ihn gefangen genommen, indem sie seinen physischen Sieg in einen moralischen Sieg für sich selbst, in ein Siegel und eine unsterbliche Weihe alles Dessen verwandelten, was ihr vergangenes Leben zu Stande gebracht hatte. Was aber geschehen ist, kann auch wieder geschehen, ja, es ist nur der Grad und nicht die Gattung eines solchen Heroismus, was in verschiedenen Zeiten verschieden ist, denn ohne einen Theil dieses Geistes, nicht geräuschvoller Kühnheit, sondern stiller Durchsichtigkeit, der Selbstverläugnung in allen ihren Formen hat kein guter Mensch an irgend einem Orte oder zu irgend einer Zeit es dahin gebracht, gut zu sein.

Wir haben Burns' großen Irrthum schon bezeichnet und ihn mehr beklagt als getadelt. Es war der Mangel an Einheit in seinen Vorträgen, an Consequenz in seinen Bestrebungen, der fruchtlose Versuch, in freundschaftlicher Einigkeit den gewöhnlichen Geist der Welt mit dem Geiste der Poesie zu verschmelzen, der von weit anderer und ganz unveröhnlicher Natur ist. Burns war nicht ganz und Burns konnte — wie dies mit jedem Menschen von seiner Natur der Fall ist, — auch nichts halb sein. Das Herz, nicht eines bloßen heißblütigen, volkethümlichen Dichterlings, sondern eines ächten, der alten, religiös heroischen Zeiten würdigen Poeten und Sängers war ihm gegeben und er fiel in ein Zeitalter nicht des Heroismus und der Religion, sondern des Skepticismus, des Egoismus und der Trivialität, wo wahrer Adel wenig verstanden und seine Stelle durch ein hohles, ungeselliges, vollständig unfruchtbares Prinzip des Stolzes vertreten ward. Seine offene, empfangliche Natur, abgesehen von seiner höchst ungünstigen Lage machte es ihm ganz ungewöhnlich schwierig, die Einflüsse dieses Zeitalters von sich zu weisen oder richtig unterzuordnen. Der bessere Geist, der in ihm lebte, verlangte fortwährend seine Rechte, seine Oberherrschast; er brachte sein ganzes Leben mit dem Bestreben zu, diese beiden zu veröhnen und ging seines Lebens verlustig, wie er dessen verlustig gehen mußte, ohne sie mit einander veröhnt zu haben.

Burns war arm geboren und auch geboren, arm zu bleiben, denn er wollte sich nicht bemühen, anders zu sein. Dies wäre auch ganz gut gewesen, wenn er sich darein gefügt und die Sache als ein für alle mal abgemacht betrachtet hätte. Er war allerdings arm, aber Hunderte seines Standes

und seines Geistes sind noch ärmer gewesen, ohne dadurch etwas Tödtliches zu leiden, ja sein eigener Vater hatte mit dem undankbaren Schicksale einen weit härteren Kampf zu bestehen als der seine war und er gab nicht nach, sondern starb muthig kämpfend und in moralischer Beziehung als Sieger.

Allerdings besaß Burns wenig Mittel, sogar wenig Zeit zur Poesie, seinem einzigen wirklichen Berufe, um so kostbarer aber war das Wenige, was er hatte. In allen diesen äußerlichen Beziehungen war seine Lage schlimm, aber noch lange nicht die schlimmste. Armuth, unaufhörliche angestrengte Arbeit und noch weit größere Uebel haben Dichter und weise Männer zu bekämpfen gehabt und oft auch ruhmvoll besiegt. Locke ward als Verräther verbannt und schrieb seine „Abhandlung über den menschlichen Verstand“ in einer holländischen Tachtube. War Milton reich oder befand er sich nur auch in leidlichen Umständen, als er sein „Verlorenes Paradies“ dichtete? Er stand nicht bloß tief, sondern war von einer Höhe herabgestürzt; er war nicht bloß arm, sondern verarmt; in Finsterniß und von Gefahren umringt, sang er sein unsterbliches Lied und fand competente Zuhörer, obgleich nur wenige. Verurtheilte nicht Cervantes sein Werk als veräummelter Soldat und im Gefängniß? Ja, ward nicht die Araucana, welche Spanien als sein großes Epos anerkennt, sogar ohne Hülfe von Papier auf Lederstreifen geschrieben, so wie der tapfere Sechter und Reisende in dem wilden Kriegsgetümmel einen Augenblick für sich erhaschen konnte?

Und was hatten denn diese Männer, was Burns fehlte? Zweiterlei, was beides, wie uns scheint, für solche Männer unumgänglich nothwendig ist. Sie besaßen ein ädtes religiöses Moralprinzip und ein einziges, nicht doppeltes Ziel in ihrer Thätigkeit. Sie versuchten und verachteten nicht sich selbst, sondern etwas weit Besseres als das eigene Ich. Nicht persönlicher Genuß war ihr Streben, sondern eine hohe heroische Idee von Religion, von Patriotismus, von himmlischer Weisheit in einer oder der andern Form schwebte ihnen stets vor, in welcher Sache sie weiter vor Leiden zurücktraten, noch die Erde aufrufen, es als etwas Wunderbares zu betrachten, sondern geduldig litten und dieses Leiden selbst als Glückseligkeit priesen. Auf diese Weise war das „goldene Kalb der Selbstliebe“, wie sonderbar es auch geformt sein mag, nicht ihre Gottheit, sondern die unsichtbare Güte, welche allein der vernünftige Dienst des Menschen ist. Dieses Gefühl war gleichsam ein himmlischer Brunnen, dessen Ströme alle Verleide ihres sonst zu öden Dahins erheiterten, erfrischten und verschönten. Mit einem Worte,

ſie wollten nur Eiſ, dem alle anderen Dinge untergeordnet waren und dienſtbar gemacht wurden und deſſhalb vollführten ſie es auch. Der Keil ſpaltet Fellen, aber ſeine Spitze muß ſcharf und einfach ſein; iſt ſie doppelt, ſo bricht der Keil in Stücken und ſpaltet nichts.

Einen Theil dieſer Ueberlegenheit verdanken dieſe Männer ihrem Zeitalter, in welchem Heroismus und Aufopferung noch geübt oder wenigſtens noch nicht in Abrede geſtellt wurden; viel davon verdanken ſie auch ſich ſelbſt. Mit Burns war es hierin wieder anders. Seine Moralität iſt in den meiſten ihrer praktiſchen Beziehungen die eines bloßen Weltmannes; Genuß, in feinerer oder größerer Geſtalt, iſt das Einzige, wornach er ſich ſieht und wofür er kämpft. Ein edler Inſtinkt hebt ihn zuweilen darüber hinaus, aber es iſt bloß ein Inſtinkt, der nur auf Augenblicke wirkt. Er hat keine Religion; in dem ſechſten Zeitalter, in welches ſeine Tage fielen, unterſchied man die Religion nicht von den neuen und alten Formen der Religion und ſie trat daher mit dieſen immer mehr in den Hintergrund der menſchlichen Gemüther. In ſeinem Herzen lebt allerdings zitternde Anbetung, aber in ſeinem Verſtande gab es keinen Tempel. Er lebt in Finſterniß und in dem Schatten des Zweifels. Seine Religion iſt im beſten Falle ein angelegentlichſter Wunſch oder wie die Kabaſaiſe „ein großes Vieſſeiht.“

Er liebte die Poeſie warm und von ganzem Herzen; hätte er ſie nur rein und mit ſeinem ganzen ungetheilten Herzen lieben können, ſo wäre es gut geweſen. Denn die Poeſie, wie Burns ſie hätte ausüben können, iſt bloß eine andere Form der Weiſheit, der Religion; ſie iſt die Weiſheit und Religion ſelbſt. Aber auch dieſes war ihm verſagt. Seine Poeſie iſt ein flackernder Schimmer, der nicht in ihm verlöſcht, aber ſich auch nicht zu dem wahren Lichte ſeines Pfades erhebt, ſondern oft ein Irwiſch iſt, der ihn auf Abwege leitet. Es war für Burns nicht nothwendig, reich zu ſein, „unabhängig“ zu ſein oder zu ſcheinen; wohl aber war es nothwendig für ihn, mit ſeinem eigenen Herzen einig zu ſein; das, was in ſeiner Natur das Höchſte war, auch in ſeinem Leben am höchſten zu ſtellen, „in ſich ſelbſt jene Conſequenz zu ſuchen, welche äußere Ereigniſſe ihm immer verweigern müßten.“

Er war ein geborener Dichter. Die Poeſie war das himmliſche Element ſeines Wiſſens und hätte die Seele ſeiner ganzen Beſtrebungen ſein ſollen. In jenen heiteren Aether emporgehoben, in welchem emporzuſteigen

die Tüdtge ihm verliehen waren, würde er keine andere Erhebung gebraucht haben. Armuth, Vernachlässigung und alle Uebel außer der Entweihung seiner selbst und seiner Kunst, waren für ihn eine Kleinigkeit; der Stolz und die Leidenschaften der Welt lagen weit unter seinen Füßen und er blickte auf Edelmänn wie auf Sklaven, auf Fürst und Bettler und auf alles, was das Gepräge des Menschen trug, mit klarer Erkennung, mit brüderlicher Liebe, mit Sympathie, mit Bedauern herab. Ja wir zweifeln, ob für seine Ausbildung als Dichter Armuth und zeitweiliges Leiden nicht absolut vorthelhaft waren. Große Männer haben bei dem Rückblick auf ihr Leben dasselbe bezeugt. „Ich möchte nicht,“ sagt Jean Paul, „daß ich reicher geboren wäre.“ Und dennoch war Jean Paul's Geburt eine ziemlich arme, denn an einer andern Stelle setzte er hinzu: „Die Gefangenkost besteht in Brod und Wasser und ich hatte es nur das letztere.“ Das Gold aber, welches in dem heißen Ofen gläutert wird, kommt am reinsten heraus, oder, wie er es selbst ausgedrückt hat, „der Kanarienvogel singt um so schöner, je länger er in einem verfinsterten Käfig gelehrt worden.“

Ein Mann wie Burns hätte seine Stunden zwischen Poesie und einem tugendhaften Fleiße theilen können — einem Fleiße, den jedes ächte Gefühl sanctionirt, ja vorschreibt und der aus diesem Grunde eine Schönheit besitzt, die den Pomp eines Ehrens überstrahlt; seine Stunden aber zwischen Poesie und den Banquets der Reichen zu theilen, war ein unglücklicher, nichts Gutes versprechender Versuch. Wie konnte er sich bei solchen Banquets wohl fühlen? Was hatte er hier zu thun? Sollte er seine Brust mit dem heiseren Gebrüll durch und durch irdischer Stimmen mischen und den dicken Dampf der Betäubung mit ihm vom Himmel geliehenen Feuer aufstellen? War es sein Ziel, das Leben zu genießen? Morgen muß er ja wieder als Actiebeamter frohnden! Wir wundern uns nicht, daß Burns launenhaft und mürrisch ward und zuweilen gegen gewisse Regeln der Gesellschaft verstieß, sondern vielmehr, daß er nicht völlig überdampfte und allen Vorschriften der Gesellschaft Fesseln bot. Wie konnte ein durch seine oder andere Schuld in eine so schiefe Stellung versetzter Mensch jemals auch nur eine Stunde lang Zufriedenheit oder friedlichen Gleich kennen lernen? Was er unter so verkehrter Leitung that und was er zu thun sich enthielt, erfüllt uns, eins wie das andere, mit Ersäunen über die natürliche Kraft und den Werth seines Charakters.

Syne Zweifel gab es ein Mittel für diese Verkehrtheit, aber nicht in

Andern, sondern bloß in sich selbst, am allerwenigsten in einfachem Wachstum an Geld und Gut und weltlicher „Respektabilität.“ Wir hoffen, über die Wirkung des Reichthums auf die Poesie und über seine Fähigkeit, die Dichter glücklich zu machen, genug gehört zu haben. Ja, haben wir nicht ganz in der letzten Zeit ein abermaliges Beispiel davon gesehen? Byron, ein Mann von weit weniger ätherischer Begabung als Burns, wird in dem Range nicht eines schottischen Adersmannes, sondern eines englischen Vair geboren; die höchsten weltlichen Ehren, die glänzendste irdische Laufbahn sind sein Erbtheil; die reichste Ernte des Ruhms schneidet er bald in einem andern Bereiche mit seiner eigenen Hand. Und was nützt ihm dies alles? Ist er glücklich? ist er gut? ist er wahr? Ach, er hat die Seele eines Dichters und strebt nach dem Unendlichen und dem Ewigen und fühlt bald, daß alles dies bloß so viel heißen will, als wenn man auf das Dach des Hauses steigt, um die Sterne zu erreichen! Eben so wie Burns ist er bloß ein stolzer Mann; er hätte eben so gern wie dieser „eine Laischenausgabe von Milton gekauft, um die Rolle des Satan zu studiren“, denn der Satan ist auch Byron's Ideal, der Heros seiner Poesie und wie es scheint, das Vorbild seines eigenen Verhaltens. Eben so wie in Burns' Halle will sich auch hier das himmlische Element nicht mit dem Staube der Erde mischen; Poet und Weltmann kann er nicht gleichzeitig sein, gemeiner Ehrgeiz verdrängt sich nicht mit poetischer Anbetung, er kann nicht Gott und dem Mammon dienen. Byron ist, wie Burns, nicht glücklich, ja er ist der unglücklichste aller Menschen. Sein Leben ist falsch geordnet; das Feuer, welches in ihm lebt, ist nicht ein starkes, stilles Centralfeuer, welches die Produkte einer Welt zur Schönheit erwärmt, sondern es ist das wahnsinnige Feuer eines Vulkans und nun — schauen wir wehmüthig in die Asche eines Kraters, der binnen Kurzem sich mit Schnee füllen wird.

Byron und Burns wurden ihrer Generation als Missionaire zugeziet, um ihr eine höhere Theorie, eine reinere Wahrheit zu lehren. Sie hatten eine Predikast auszurichten, die ihnen keine Ruhe ließ, bis sie erfüllt war. Gleichsam glühend und schmerzlich zuckend lag diese göttliche Mission in ihnen, denn sie wußten nicht, was sie bedeutete und fühlten sie bloß mit geheimnißvoller Ahnung und mußten sterben, ohne ihr bestimmten Ausdruck geliehen zu haben.

Wir gestehen, daß wir das Schicksal dieser so reich begabten edlen Seelen, die dennoch mit allen ihren Begabungen zu Grunde gingen, nicht

ohne eine gewisse bange Wehmuth betrachten. Und scheint, als würde und dadurch eine ernste Moral gepredigt und für Menschen von gleichem Genius, wenn es deren giebt, liegt darin eine Lehre von tief eindringender Bedeutung. Ganz gewiß geizt es einem solchen Menschen, der für die höchste aller Unternehmungen, die, der Dichter seines Zeitalters zu sein, ausgemattet ist, wohl zu überlegen, was es ist, was er versucht und in welchem Geiste er es versucht. Denn die Worte Milton's sind wahr für alle Zeiten und waren niemals wahrer als in der jetzigen: „Wer Heldengedichte schreiben will, muß erst sein ganzes Leben zu einem Heldengedicht machen.“ Wenn er dies nicht kann, dann möge er diese Arena schleunigst verlassen, denn weder ihr Glanz und Stolz noch ihre Gefahren taugen für ihn. Möge er zu einem molrischen Dichterling zusammenschrumpfen, möge er die Götzen der Zeit anbeten und besingen und die Zeit wird nicht ermangeln, ihn zu belehnen.

Dies letztere wird aber nur dann geschehen, wenn er lange in dieser Eigenschaft leben kann. Byron und Burns konnten nicht als Götzenpriester leben, sondern das Feuer ihrer eigenen Herzen verzehrte sie und es war besser für sie, daß sie es nicht konnten. Denn nicht in der Gunst der Großen oder der Kleinen, sondern in einem Leben der Wahrheit und in der uneinnehmbaren Einzelheit seiner eigenen Seele muß die Kraft eines Byron oder Burns liegen. Mögen die Großen sich fern von ihm halten, wenn sie nicht wissen, auf welche Weise sie ihn zu ehren haben. Schön ist die Vereinigung des Reichthums mit Begünstigung und Förderung der Literatur gleich dem kostbaren Flumentopf, der den lieblichsten Amaranth umschließt. Und dennoch fasse man das Verhältniß nicht falsch auf. Ein ächter Dichter ist nicht ein Mann, den die Reichen mit Geld oder Schmeichelei miethen können, damit er der Diener ihrer Vergnügungen, der Verfasser ihrer Gelegenheitsgedichte, der Lieferant ihres Taschentuchs sei. Er kann nicht ihr Knecht, ja er kann nicht einmal ihr Parteigänger sein. Auf die Gefahr beider Parteien hin versuche man keinen solchen Pund! Wird wohl ein Sonnenroß sanft und getulkt in dem Geißel eines Karrenpaukes gehen? Seine Hufe sind von Feuer und sein Pfad führt durch die Himmel, um allen Lämpern Licht zu bringen; wird es daher wohl auf stothigen Chaussees verfahren und hier zur Stillung irdischen Appetits von Thür zu Thür schleppen?

Doch wir machen Halt in diesen Betrachtungen, die uns unendlich

weit führen würden. Wir hatten uns vorgenommen, auch noch etwas über Burns' öffentlichen, moralischen Charakter zu sagen, aber auch davon müssen wir absehen. Wir sind weit entfernt, ihn vor der Welt strafbar oder doch strafbarer als die meisten Menschen zu glauben, ja wir zweifeln nicht, daß er weniger strafbar ist, als einer von zehntausend. Vor einem weit strengeren Tribunal verhört, als wo die Plebiscite des gewöhnlichen bürgerlichen Aufes ausgesprochen werden, hat er uns selbst hier weniger Tadel als vielmehr Mitleid und Verwunderung zu verdienen geschienen. Die Welt ist aber gewöhnlich ungerecht in ihren Urtheilen über solche Menschen, ungerecht aus vielen Gründen, von welchen wir nur diesen einen als den hauptsächlichsten anführen: Sie entscheidet wie ein Gerichtshof nach todtten Gesetzesvorschriften und nicht positiv, sondern negativ, weniger nach Dem, was recht gethan ist, als nach Dem, was unrecht geschehen oder nicht geschehen ist. Nicht die wenigen Zolle Abweichung von dem mathematischen Kreise, die sich so leicht messen lassen, sondern das Verhältniß derselben zu dem ganzen Durchmesser macht die wirkliche Aberration aus. Dieser Kreis kann der eines Planeten, sein Diameter die Breite des Sonnenrings sein, vielmehr leicht aber auch nur die Rennbahn einer Kunstreiterbude. Dennoch aber mißt man bloß die Zolle der Abweichung und man nimmt an, daß der Durchmesser der Kunstreiterbahn und der des Planeten im Vergleich daselbe Verhältniß geben!

Hierin liegt die Wurzel so mancher blinden, grausamen Verdammung eines Burns, Swift, Rousseau u. s. w. Gelegt, das Schiff läuft mit beschädigtem Segel- und Takelwerk in den Hafen ein, so ist der Lootie tadelnswerth; er ist nicht allweise und allmächtig gewesen; um aber zu wissen, wie tadelnswerth er ist, müssen wir erst fragen, ob er eine Reise um die Erde oder bloß nach Namagata und der Hundinsel gemacht hat.

Bei unsern Lesern im Allgemeinen, so wie überhaupt bei allen Menschen von richtigem Gefühl brauchen wir nicht als Vertheidiger für Burns aufzutreten. In Mitleid und Verwunderung eingefügt, ruht er in unser aller Herzen in einem weit edleren Nauoleum als jenem marmornen und seine Werke werden selbst bei ihrer Mangelhaftigkeit niemals aus dem Andenken der Menschen hinwegschwinden. Während die Shakspere und Milton gleich mächtigen Strömen durch das Land des Gedankens rollen und Flotten von Rauffahrern und fleißige Verleserlicher auf ihren Wogen tragen, fesselt auch dieser kleine Springquell unser Auge, denn auch er ist ein sinn-

reiches Werk der Natur und sprudelt aus den Tiefen der Erde voll und frei in das Licht des Tages empor und oft wird der Reisende von der Heerstraße seinen Schritt hierherlenken, um von seinen klaren Fluthen zu trinken und unter seinen Felsen und Tannen sich stillen Betrachtungen zu widmen.

Deutsche Dramenschmiede.

(1829.)

Der Beruf eines Dramenschmiedes ist in dem jetzigen Entwicklungsstadium der Gesellschaft ein ebenso wesentlicher und anerkannter, als der eines Zeugschmiedes, Hufschmiedes oder anderen Schmiedes, und es läßt sich nicht absehen, weshalb er in der allgemeinen Achtung tiefer stehen sollte, als diese seine Collegen, ausgenommen vielleicht aus dem einen Grunde, daß die Letzteren, welche für die Bedürfnisse des Körpers in Eisen arbeiten, ein vollständig seinem Zweck entsprechendes Werk liefern, während der Erstere, der für die Bedürfnisse der Seele in Gedanken und Gefühlen arbeitet, ein Werk liefert, welches seinem Zwecke nur unvollständig entspricht. In anderer Beziehung scheint er jedoch mit ihnen auf gleicher Stufe zu stehen, denn wer vorurtheilsfrei denkt, wird, meinen wir, nicht bezweifeln, daß ein Talent, welches ein entsprechendes Theaterstück geschaffen, auch wohl unter angemessener Leitung hinreichend gewesen wäre, die Arbeiten eines Zeug- oder Hufschmiedes zu liefern. Indessen, wenn das Publikum sich gegen den Dramenschmied in einer Beziehung knickerig zeigt, so muß es in der andern desto freigebiger sein, denn nach Adam Smith werden die Erwerbszweige, welche für weniger ehrenvoll gelten, dafür desto besser bezahlt. Indem so Eines das Andere ausgleicht, kann der Dramenschmied sich immer eine ganz gute Existenz gründen, wie er in der That auch thut, denn Dramenschiede hat es von jeher gegeben und wird es wahrscheinlich stets geben, wenn nicht vielleicht im Laufe der Jahre das Theater ganz aufhört oder aber, wie hier und da bereits der Fall ist, jeder Schauspieler auch sein eigener Dramenschmied wird und somit dieses Handwerk sich mit dem anderen und älteren verschmilzt.

Die britische Nation hat auch ihre Dramenshmiere, von welchen mehrere ihr Handwerk sehr gut verstehen, doch scheint bei uns diese Art Fabrikation nicht recht zu gedeihen, wenigstens nicht mit jener hervorragenden Kraft, welche die meisten anderen Zweige unserer nationalen Industrie auszeichnet. In Kurzwaaren und Baumwollenwaaren, in allen Arten chemischer, mechanischer oder anderer materiellen Prozesse thut es England der ganzen übrigen Welt zuvor; ja sogar in vielen Häusern der literarischen Manufaktur, wie z. B. in der Fabrikation von Romanen, steht es unerreicht da, in Bezug auf das Theater aber kann es, der Grund möge nun sein, welcher er wolle, auf keine solche Ueberlegenheit Anspruch machen. In dieser Beziehung steht es schon Frankreich bedeutend nach, hinter Deutschland aber bleibt es vollends unendlich weit zurück. Hören wir Engländer nicht seit zwanzig Jahren tagtäglich, daß das Drama todt oder wenigstens in einen Zustand von Scheintode versunken sei und sitzen die dramatischen Aerzte nicht beisammen, um wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich, obgleich stets vergeblich, ihre Kuren vorzuschlagen, während in Deutschland das Drama allem Anscheine nach nicht bloß lebt, sondern auch in üppiger Hülle der Kraft sich regt, gleichsam als ob, es sich erst die Hörner abließe! Denn wenn die britischen Dramenshmiere sich kümmerlich hinfristen und unsere Knowleses, Naturins, Schiels und Schreß verringelt und verlassen wie Lannen auf einem irischen Sumpfe dasitzen, sind die deutsche Dramenshmiere eine starke stegreiche Schaar, so zahlreich, daß, wie man berechnet hat, im Kriegsfalle ein Regiment Infanterie daraus gebildet werden könnte, in welchem vom Oberst an bis zum Tambour jeder Offizier und Gemeine seine dramatischen Gränzgenisse vorzeigen könnte.

Den Ursprung einer so auffälligen Erscheinung zu erörtern, ist hier nicht unsere Aufgabe. Die nächste Ursache liegt ohne Zweifel in der größern Nachfrage nach dem betreffenden Artikel; welche größere Nachfrage wiederum ihren Grund entweder — wie Montesquieu glauben würde — in dem Klima Deutschlands, oder vielleicht natürlicher und unmittelbarer, in dem politischen Zustande dieses Landes hat, denn der Mensch ist nicht bloß ein arbeitendes, sondern auch ein schwärmendes Thier und wo es keine Parlamentsformen oder andere dergleichen Dingen in den Ruhestunden zu betreiben giebt, fällt man gern über Theater und Schauspieler, oder was sich sonst darbietet, her, um sich so viel als möglich gegen die Angriffe der Langeweile zu schützen.

Um uns von der Thatfache, daß wirklich eine solche überwiegende Nachfrage nach Dramen in Deutschland vorhanden ist, zu überzeugen, brauchen wir bloß irgend ein deutsches belletristisches Journal zur Hand zu nehmen. Ist nicht jedes Literaturblatt und Kunstblatt bis zum Bersten mit Theaterangelegenheiten vollgepfropft? Ja, hat nicht der Redacteur Correspondenten in allen Hauptstädten der civilisirten Welt, welche ihm über diesen einen Gegenstand und keinen andern rapportiren?

Indessen wir setzen vor der Hand von diesem journalistischen Correspondenzwesen ab und wenden uns der Aufgabe zu, welche wir uns zunächst gestellt haben, indem wir den Zustand der Schauspielkunst in Deutschland ein wenig näher ins Auge fassen und einzelne Siege derselben der Betrachtung unserer Leser vorführen. Denn so tief auch diese Branche der Literatur stehen mag, so ist sie doch eine wirklich vorhandene, rührige und dauernde, und ein Beruf, dem sich Viele widmen, hat, selbst wenn es ein nutzloser und thörichter Beruf ist, stets Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit, die wir ihm widmen müssen, sei es nun, um ihn zu loben und zu fördern, oder um ihn zu tadeln und zu hemmen. Unser Zweck ist, das gründliche Studium der ausländischen Literatur zu fördern, welches Studium, wie alle anderen menschlichen Unternehmungen, sowohl seine negative als seine positive Seite hat. Wir haben schon, so wie die Gelegenheit sich dazu darbietet, den Verdiensten verchiedener deutscher Dichter Rechnung getragen und müssen nun ein Wort über gewisse deutsche Poetaster sagen, in der Hoffnung, daß es hauptsächlich die Achtung vor den erstern ist, was uns bewogen hat, auch nur diese flüchtige Notiz von den letztern zu nehmen, denn das Schlechte ist an und für sich von keinem Werthe und verdient bloß deshalb nähere Schilderung, damit man es nicht fälschlich für das Gute halte. Der Leser darf dabei durchaus nicht fürchten, daß wir ihn bei dieser Gelegenheit mit einem ganzen Gebirge dramatischen Gerülses überhäufen werden, welches auf den Böden der Schauspielhäuser still und harmlos vermodert und verichimmelt. Dies sei fern von uns! Ueberhaupt ist unsere Kenntniß dieses Gegenstandes im höchsten Grade beschränkt und ihn zu erschöpfen, oder mit wissenschaftlicher Genauigkeit besprechen zu wollen, wäre ein für uns geradezu unmögliches Unternehmen. Der geneigte Leser fasse daher Muth, denn er ist in Händen, die ihm nicht viel Schaden thun wollen, ja was noch mehr ist, es nicht können. Ein einziger schüchterner Blick in das ungeheure Lager der Dramenschwärme, die mit so fürchterlichem Tumult durcheinander hämmern

und feilen — und wir verlassen es schnell wieder, wahrscheinlich auf viele Jahre.

Der deutsche Varnas hat, wie einer seiner eigenen Bewohner bemerkt, einen etwas breiten Gipfel und dennoch nimmt man an, daß innerhalb des letzten Jahrhunderts nur zwei Dramatiker ihn erstiegen haben: Schiller und Goethe, wenn man nicht etwa aus Rücksicht auf „Minna von Barnhelm“ und „Emilie Galotti“, Lessing als dritten hinzugesellen will. An dem Abhange des Berges stoßen wir auf einige vereinzelte Mitglieder derselben Genossenschaft. Unter denselben behaupten Tieck und Maler Müllers einen festen und ziemlich hohen Standpunkt, während weiter unten verschiedene, sehr rechtschaffene Leute, denen wir ein schleuniges Emporkommen wünschen, heftig drauf losklettern, aber auf dem lockern Sande immer wieder zurücksinken. Daß das Lager oder die Wertstätte, von welcher wir sprechen und in welche wir einzutreten im Begriff stehen, nicht an dem Abhange des Berges, sondern ganz unten am Fuße desselben auf ebenem Boden liegt, wird der Leser schon von selbst vorausgesetzt haben, denn das charakteristische Wesen eines Dramenschmiedes besteht eben darin, daß er nicht in Poesie, sondern in Prosa arbeitet, welche der erstern mehr oder weniger geistlich nachgebildet ist.

Und hier wird der einen Augenblick verweilende Leser bemerken, daß er sich in einem civilisirten Lande befindet, denn gerade an der Grenzlinie des Varnas erhebt sich ein Galgen, an welchem eine menschliche Gestalt in Ketten aufgehängt ist! Es ist die Gestalt August's von Koberue und sie baumelt hier schon seit vielen Jahren zur Warnung für alle zu festen Dramendramen, die aber, wie wir sehen, sich sehr wenig darum kümmern. Unglücklicher Koberue, sonst der Liebling des ganzen europäischen Theaters! Es war der Fürst aller Dramenschmiede und verstand Theaterstücke mit einer Schnelligkeit und einem Glücke zu fabriciren, wie noch keiner vor ihm, denn seine Kuße brütete wie andere Tauben allmonatlich Zwillinge aus und die Welt betrachtete sie mit einer Bewunderung, die zu groß war, als daß man sie in Worten hätte aussprechen können. Was ist alle Popularität der Vergangenheit oder Gegenwart gegen diese? Wurden nicht seine Stücke in fast jede Sprache artikulirt sprechender Menschen übersetzt oder wenigstens, wie man buchstäblich sagen kann, auf jedem Theater von Kamischatka bis Catix aufgeführt? Nührten sie nicht die verstocktesten Herzen aller Länder und lockten sie nicht gleich der Musik Orpheus' Thränen auf eiserne Wangen

herab? Wir haben selbst Männer von kieselhartem Herzen gekannt, welche bekannten, daß sie bei diesen Stücken zum ersten Mal in ihrem Leben geweint. So war es vor mehr als vierzig Jahren und wie steht es heute? Kogebue glaubte, als er so auf dem hohlen Ballon des Beifalls der großen Menge emporgetragen ward, es wären ihm Flügel verliehen, um zu den Unsterblichen hinaufzusteigen. Tröblich stieg er empor und schwebte und segelte, als ob er die Lüfte beherrschte; in der dünnen Luft der höheren Region aber plakte sein Ballon oder die Pfeile locker Vogenschüßen durchbohrten ihn und so sehen wir ihn endlich als Vogelischeuche hin- und herichwanken, um vor der Berührung verbotener Früchte zu warnen.

O ihr Dramenschniede und literarischen Quackalber jeder Gattung, weinet über Kogebue und über euch selbst! Wißet, daß das lauteste Beifallsgebrüll des großen Hausens noch kein Ruhm ist; daß der Ballon, wenn ihr so wahnsinnig seid, ihn zu besteigen, endlich ganz gewiß plakt oder von Pfeilen durchschossen wird und daß dann eure Gebeine ebenfalls als Vogelischeuchen dienen werden.

Jedoch verlassen wir dieses allegorische Gebiet, um uns unserer prosaischen Aufgabe zuzuwenden.

Unter den Hunderten deutscher Dramatiker, wie man sie nennt können drei Individuen, welche ihre sämtlichen Kollegen überragen, als die Repräsentanten der ganzen Kunst der Dramenschniede betrachtet werden, deren verschiedenartige Handgriffe und Manipulationen durch die Proceedur dieser drei in einem gewissen Grade veranschaulicht werden. Wir sprechen daher der Reihe nach von Grillparzer, Klingemann und Müllner.

Franz Grillparzer ist ein Oesterreicher und sein Vaterland wird als keineswegs fruchtbar an Poeten betrachtet — ein Umstand, der vielleicht zu seiner ziemlich raschen Verühmtheit ein wenig beigetragen hat. Unsere genannte Bekanntschaft mit Grillparzer datirt erst aus neuerer Zeit, obgleich sein Name und Proben seines Fabrikats schon seit längerer Zeit in vielen britischen und ausländischen Journalen oft mit Zeugnissen ausgehängt worden sind, welche vielleicht manchen weniger erfahrenen Kunden verlockt haben. Auch haben wir im Grunde genommen diese Zeugnisse nicht falscher gefunden, als dergleichen Zeugnisse gewöhnlich sind oder vielmehr nicht so falsch, denn Grillparzer ist in der That ein sehr harmloser Mann, dem man sogar in gewisser Beziehung ein gewisses Verdienst zuerkennen muß, so daß wir

ihn nur widerstrebend der Zahl der Dramensdichter zugesellen, anstatt ihm den Namen eines Dramatikers beizulegen, worauf er allerdings Anspruch macht. Wäre das Gesetz in Bezug auf mittelmäßige Dichter seit Horaz milder geworden, so wäre es mit Grillparzer ganz gut bestellt gewesen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß er wirklich eine kleine Ader von Grazie und poetischer Zartheit besitzt, eben so wie eine scheinbare Bescheidenheit und wirkliche Liebe zu seiner Kunst, welche etwas Besseres verspricht. Aber Götter und Menschen und Säulen sind in Bezug auf diese unglückliche Mittelmäßigkeit, selbst auf die gefällige und amüsante Mittelmäßigkeit noch gleich stark und wir kennen bis jetzt von Grillparzer noch keine Scene oder Zeile, die etwas mehr als mittelmäßig wäre. Non concessere ist daher vor der Hand sein Urtheil und je lauter seine es mit ihm wohlmeinenden Bewunderer ihn herausstreichen, desto nachdrücklicher muß es ausgesprochen und wiederholt werden.

Nichtdestoweniger ist Grillparzer's Anspruch auf den Namen eines Dramensdichters vielleicht mehr sein Unglück als sein Verbrechen. Da er in einem Lande lebt, wo man dem Drama so große Aufmerksamkeit erweist, so hat er sich verleiten lassen, sich ebenfalls darin zu versuchen, ohne doch entschiedene Befähigung zu einem solchen Unternehmen zu besitzen, so daß das ihm zugetheilte Maß von Talent, welches in irgend einem Zweige der Prosa oder auch im Sonett, in der Elegie, im Liede oder in einer anderen Nebengattung von Voeile Gutes geleistet haben würde, gleichsam seiner Bestimmung zum Trotz, gezwungen wird, Dramen zu schreiben, welche, obgleich regelmäßig in Scenen und einzelne Acten abgetheilt, dem Wesen nach aus lauter Monologen bestehen, und obgleich von Charakteren wimmelnd, nur zu oft bloß einen Charakter ausdrücken und obendrein keinen sehr außerordentlichen — nämlich den Charakter Franz Grillparzer's selbst. Zu seinem noch größeren Unglück hat er auf dieser Laufbahn Peisall gefunden und er wird sie daher wahrscheinlich immer weiter und weiter verfolgen, mögen die Natur und die Sterne sagen, was sie wollen.

Das eigenthümliche Kennzeichen eines Dramensdichters ist, daß er in Prosa schreibt, welche Prosa er, wahrscheinlich erst sich selbst, und dann dem einfältigeren Theile des Publikums für Voeile aufschmeißt — sit venia verbo. Die Art und Weise, auf welche er diesen Taschenspielertrick ausführt, begründet seine besondere Unterhaltung und bestimmt die Species, welcher er in dem Genus Dramensdichter angehört. Der allgemeine Kennzugh aber,

welcher einem jeden dieser sich selbst so nennenden Dichter eigenthümlich ist, besteht darin, daß er durch profanische und gleichsam mechanische Mittel ein Ziel zu erstreben sucht, welches ohne poetischen Genius absolut nicht zu erreichen ist. Größtentheils hat er einen gewissen Kniff oder Handwerksvortheil, den man bei genauerer Besichtigung entdecken und dadurch das Herz seines Geheimnisses durchschauen kann. Er hat entweder bloß einen Kniff oder mehrere, und je schlauer er diese zu verbergen weiß, desto vollkommener ist er in seinem Handwerk, denn sobald das Publikum einmal diese seine Kunstgriffe durchschauere, wäre es aus mit ihm. Kein Zauberer gilt, sobald wir wissen, wie er's macht, wenn er Feuer frißt, mehr für einen ächten Wunderthäter, ja er amüßet und nicht einmal mehr in seiner wahren Eigenschaft als Gaukler und wenn er den ganzen Besuch aufträße. Zum Glück aber für Dramenschniede und andere dergleichen Leute ist das Publikum ein kurzschichtiges Thier, welches sich unglaublich leicht täuschen läßt, ja in der Regel, wie schon das uralte Sprichwort sagt, getäuscht sein will.

Ueber Grillparzer's eigenthümlichen Kniff läßt sich nicht sehr viel sagen. Er scheint nach der Reihe verschiedene Rezepte versucht zu haben und — zu seiner Ehre sei es gesagt — mit keinem derselben recht zufrieden zu sein. Das bei weitem schlechteste seiner Dramen, welches wir gesehen haben, ist die *Ahnfrau*, eine furchtbare Geistertragödie, deren verwerflicher Mechanismus gleich auf den ersten Blick zu erkennen ist. Es ist weiter nichts als die alte Schicksalsgeschichte. Eine unsichtbare Nemesis sucht die Sünden der Väter an den Kindern heim bis ins dritte und vierte Glied — eine Methode, die in der deutschen Kunst vor einiger Zeit eben so allgemein und herrschend war, wie der Dampf im englischen Maschinenwesen ist und worüber wir gleich Gelegenheit haben werden, noch mehr zu sprechen.

In seiner Vorrede bemühet sich Grillparzer, die Thatfache, daß er ein Schicksalsdichter sei, zu leugnen oder abzuwachen; aber das hilft ihm alles nichts, denn es ist eine Thatfache, die sich auf das Zeugniß unserer fünf Sinne gründet. Indessen freut es uns, zu bemerken, daß er mit diesem einen Versuche die Schicksalsbranche verlassen und bessere, wenigstens andere, eingeschlagen zu haben scheint.

Was die *Ahnfrau* selbst betrifft, so wollen wir bemerken, daß uns noch wenig Dinge so frappirt haben, wie die kleine Bemerkung des Grafen Porroin, die mitten unter den entschlichsten und unheimlichsten Nachgedanken ganz unerwartet auf folgende Weise zum Vorschein kommt:

Vertba.

Und der Himmel, herneloh,
Starrt aus leeren Augenhöhlen
In das ungeheure Grab
Schwarz herab!

Graf.

Wie sich doch die Stunden dehnen!
Was ist wohl die Glocke, Vertba?

Eine zartere Wendung ist wohl selten in einem tragischen Dialog vorgekommen.

Was die Geschichte der „Ahnfrau“ betrifft, so ist sie natürlich von der herzerreißendsten Art. Diese „Ahnfrau“ ist eine Dame oder vielmehr der Geist einer Dame, denn sie ist schon seit einigen Jahrhunderten todt, welche im Leben eine sogenannte Indiscretion begangen hatte, welche Indiscretion der unhöfliche Herr Gemabl — man hätte meinen sollen hinreichend — dadurch strafe, daß er ihr das Schwert durch den Leib rannte. Grillparzer's Satum aber ist damit noch nicht zufrieden, sondern verurtheilt die schöne Vüßende, auch noch ferner als Geispenst umzugehen, bis der letzte Sprößling ihrer Familie stirbt. Demgemäß hört man sie von Zeit zu Zeit Thüren zuschlagen und mehr dergleichen Unfug verüben und dann und wann sieht man sie mit furchtbaren Glogaugen und anderem geispenstlichen Zubehör, zum Schrecken nicht bloß der Diensteute, sondern auch des alten Grafen Porotin, ihres jetzigen alleinigen männlichen Nachkommens, dessen Mittagsschlafchen sie bei einer Gelegenheit auf grausame Weise stört. Dieser Graf Porotin ist ein guter, redseliger alter Herr. Er hatte einen Sohn, der schon vor langer Zeit in einem Teiche ertrank, ohne daß man jedoch die Leiche gefunden hätte. Außerdem besitzt er noch eine hochgebildete Tochter, welche weiter keine Freier hat, als einen gewissen Jaromir, einen Menschen von unbekannter Herkunft und allem Anscheine nach sehr dürftigen Vermögensumständen; ja später erzieht sich sogar, daß er das Haupt einer Räuberbande ist, welche schon lange die benachbarten Wälder unsicher gemacht hat. Gerade um diese Zeit langt ein Offizier an, welcher beauftragt ist, mit seiner Mannschaft diese Räuber vollständig auszureuten, und nun kommen auf einmal die interessantesten Dinge an's Licht. Dieser Jaromir ist nämlich Niemand weiter, als des armen alten Porotin ertrunkener Sohn, der aber nicht ertrunken, sondern von den Räubern gestohlen und aufgezogen worden ist. Demzufolge ist er der Bruder seiner Braut und ein ganz entseßlicher Burche,

der, indem er sein Leben vertheidigt, ohne es zu wissen, seinen eigenen Vater umbringt und seine Braut zum Selbstmorde treibt, so daß also aus der Heirath auf keinen Fall etwas wird.

Der Leser begreift leicht, daß alle diese Geschichten nicht ohne einigen Lärm und Tumult abgehen. In der That herrscht auch während dieser ganzen Nacht überall ein fürchterlicher Spektakel — Räuber sterben, Musketen knallen, Frauen kreischen, Männer fluchen und die „Abnfrau“ selbst, der Genius dieses ganzen Wirwarres, taucht zu wiederholten Malen auf. Indessen, mit der Zeit nimmt Alles ein Ende und so auch hier. Jaromir gelingt es endlich, ebenfalls den Geist aufzugeben, worauf, nachdem das ganze Geschlecht der Borotine zum Teufel gegangen ist, die „Abnfrau“ sich ebenfalls dahin zurückzieht oder wenigstens die Oberwelt von ihrer Gegenwart befreit, worauf das Stück in tiefer Stille endet. Wir wollen über diese arme Abnfrau weiter nichts sagen, als: „Wo sie auch sein möge, requiescat! requiescat!“

Wie wir schon oben erwähnten, scheint die Schicksalsmethode bei der Faktion tragischer Rührung Grillparzer selbst nur wenig befriedigt zu haben, denn nach dieser Abnfrau hören wir nichts weiter davon. Sein „König Ottokar's Glück und Ende“ ist ein weit unschuldigeres Stück und bewegt sich in einer ganz anderen Richtung, indem es nicht durch alte Weibermärchen von Schicksalsbestimmung auf uns einzuwirken sucht, sondern durch den Glanz von Thronen und Fürstenthümern, den grausamen oder hochherzigen Stolz von österreichischen Kaisern und böhmischen Grobern, den Wig ritterlicher Höslinge und schöne, aber verachtete Königinnen — alles dies mit einer gehörigen Beimischung von Krönungszeremonien, ungariſchen Costüms, härtigen Hellebardierern, Schlachtenlärm und Kriegsgetöse. Es wird in diesem Stück sogar ein Versuch zur Charakterzeichnung gemacht, denn gewisse Personen des Drama's sind offenbar bestimmt, sich von gewissen andern nicht bloß der Kleidung und dem Namen, sondern auch ihrer Natur und ihrem Wesen nach zu unterscheiden; wenigstens versichern sie dies wiederholt oder deuten es an und thun alles Mögliche, um es durch die That zu beweisen, was ihnen aber unglücklicherweise nur in sehr geringem Grade gelingt. In der That sind diese Personen des Drama's mehr Rubriken und Titel als Personen und größtentheils bloße theatrallische Automaten, die eine nur mechanische Existenz besitzen. Das Wahre an der Sache ist, daß Grillparzer nicht im Stande ist, irgend einem Charakter oder Gegenstande

ein poetisches Leben mitzutheilen, wodurch er, selbst wenn es auch auf keine andere Weise geschähe, das durch und durch prosaische Wesen seines Talentes kündigt. Seine Personen besitzen in einigen Fällen einen gewissen Grad von metaphysischer Wahrheit; das heißt: ein Theil ihres Baues entspricht, vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet, dem andern, und soweit wäre Alles gut; diese bloß wissenschaftlichen und leblosen Eigenschaften aber zu einem lebenden Menschen vereinen, ist die Aufgabe nicht eines Dramensdichters, sondern eines Dramatikers. Nichtsdestoweniger ist „König Ottokar“ eine verhältnißmäßig harmlose Tragödie. Sie hat viel Handlung, die ziemlich effectvoll ist, aber des Zusammenhanges entbehrt, und das Stück muß sich in Folge der darin vorkommenden Liebeshändel, Schlägereien, Hochzeiten, Reidenbegännungen, Freizehnungen, Lager u., besonders wenn der Schneider und der Maschinist ihre Schultigkeit thun, ganz hübsch ausnehmen, vorzüglich auf einem Wiener Theater, wo es eine nationale Bedeutung hat, weil Rudolph von Habsburg eine der Hauptpersonen darin ist.

Das Vorbild dieses „Ottokar“ sind wahrscheinlich Schiller's *Viccolomini* gewesen — ein Gedicht von ähnlicher Zusammenfassung und Tendenz, wiewohl von ersterem eben so verschieden, als eine lebende Rose von einer Masse tochter Rosenblätter. Es scheint, als ob Grillparzer gehofft hätte, uns durch eine hinreichende Menge wunderbarer Auftritte und Umstände zu verblüffen, ohne weiter ängstlich darnach zu fragen, ob die Seele und Bedeutung derselben uns deutlich werde oder nicht. Und hierin eben liegt, glauben wir, der eigenthümliche Kniff oder das Dramensdichtergeheimniß *Ottokar's*, nämlich darin, daß der Effect hauptsächlich von seiner Quantität abhängt, von der großen Anzahl der Ueberraschungen und freudigen oder beklagenswerthen Abenteuer, die nach einander zum Vorschein kommen, so daß die Menge des oberflächlichen Inhalts den Mangel der callida junctura aufwiegt.

Diese zweite Methode bei der Fabrication von Tragödien halten wir für besser als die erste. Gleichzeitig ist es aber eine sehr gebräuchliche Methode, sowohl im Fache der Tragödie als in andern, ja wir haben von Leuten, deren Erwerb es ist, Verse zu schreiben oder die Phantasie auf andere Weise anzustrengen, sogar hören, es sei dies die beste Methode, die sie kennen. Sammeln nicht diese Leute „Stoff“ auf der ganzen bewohnbaren Erde, indem sie hauptsächlich seltsame Ereignisse, Wortkathen, Duelle, Geistererscheinungen u. dergl. aufsuchen und zusammentragen? Haben sie von

dergleichen Stoffen einen hinreichenden Vorrath gesammelt, so bedarf es dann von ihrer Seite weiter nichts, als daß sie dieselben geschickt und bunt zuschlagen und in ein Futteral bringen, welches dann *Novelle*, *Drama* oder *Roman* heißt. Aber alles dies ist nichts weiter als *Combination* und keine *Schöpfung* und hat in der Literatur wenig Werth. Die *Quantität* — so viel ist gewiß — kann die *Qualität* niemals ersetzen und die brillantesten Farben nützen nichts, wenn nicht eine lebensvolle Gestalt damit gemalt wird. Für „König Ottokar“ wäre es besser, wenn die Geschichte halb so lang und dadurch um so bündiger geworden wäre, denn eben so wie zu Cervantes' Zeit ist es auch jetzt noch wahr: *nunca lo bueno sué mucho*. Was nützt der Schluck Branntwein, so lange er in chemischer Vermischung mit einem Tasse voll Spüllicht schwimmt! Der Destillateur möge ihn immer und immer wieder durch seinen Apparat laufen lassen, denn es sind die Tropfen reinen Alkohols, die wir wollen, nicht die vielen Kannen Wasser, die in jeder Pfütze zu haben sind.

Im Ganzen genommen erinnern wir uns an „König Ottokar“ ohne Groll und um zu beweisen, daß Grillparzer ihn, wenn auch nicht poetischer, doch weniger prosaisch hätte machen können und wirklich etwas Besseres in sich trägt, als sich hier kund giebt, wollen wir eine Stelle citiren, die uns sehr schön und natürlich empfunden zu sein scheint. König Ottokar steht auf dem letzten seiner Schlachtfelder, wo er nichts vor sich sieht als Tod oder Gefangenschaft, und er überdenkt seine vergangenen Missethaten, indem er sagt:

Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehaust,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren;
Du aber bist's allein, der führen kann,
Denn du allein kannst heilen, großer Gott.
Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich, Wurm? daß ich mich unterwand,
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen,
Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten!

Den Menschen, den du hingelegt zur Lu',
Ein Zweck, ein Selbst, im Weltall eine Welt —
Gebaut hast du ihn als ein Wunderwerk.
Mit hoher Stien und aufgerich'tem Nacken,
Gekleidet in der Schönheit Feiertleid,

Und wunderbar mit Wundern ihm umringt,
 Er hört und sieht und fühlt und freut sich.
 Die Speise nimmt er auf in seinen Leib;
 Da treten wickende Gewalten auf,
 Und wehen frei und frei mit Farnen und Geruch,
 Und jammern ihm sein Haus: kein Königsdelos
 Mag sich vergleichen mit dem Menschenleib!
 Ich aber hab' sie hin zu Tausenden gemessen,
 Am einer Überheit, eines Einfalls willen,
 Wie man den Rehrich schüttet vor die Thür.
 Und Keiner war von den Gelieb'ten allen,
 Den seine Mutter nicht, als sie mit Schmerz geboren,
 Mit Luth gedrückt an ihre Nährerbrust,
 Der Vater nicht als seinen Stolz gefegnet,
 Und aufgezogen, Jahrelang geschützt;
 Wenn er am Finger sich verlegt die Haut,
 Da liefen sie herbei und banden's ein,
 Und sahen zu, bis endlich es geheilt:
 Und 's war ein Finger nur, die Haut am Finger!
 Ich aber hab' sie Schockweis hingeschleutert,
 Und starrem Gifen einen Weg gebahnt
 In ihren warmen Leib. — Hast du beschloffen
 Zu gehen in's Gericht mit Ottolar,
 So triff mich, aber schone meines Volks!

Stellen dieser Art, deren in Grillparzer's Dramen hier und da mehrere vorkommen und die wenigstens eine liebenswürdige Zartheit der Empfindung beweisen, lassen uns um so mehr bedauern, daß wir ihn dennoch verdammen müssen und berechtigen zu der Hoffnung, daß er nicht dazu geboren ist, stets ein Dramenschmied zu bleiben. Eine ächte, obgleich schwache poetische Ader scheint er wirklich zu besitzen und die Reinheit seines Herzens kann ihn bei ernstlichen Studien noch auf das ihm angemessene Feld führen. Wir halten ihn für einen rechtschaffenen, gewissenhaften Mann und ehrlichen Freund der Kunst; ja dieses unaufhörliche Schwanken in seinen dramatischen Entwürfen ist schon an und für sich ein gutes Zeichen. Außer der „Abnfrau“ und „Ottolar“ hat er noch drei Dramen: „Sappho“, das „Goldene Vließ“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“ nach ganz anderen Prinzipien geschrieben, indem er, wie es scheint, einem klassischen Modell oder wenigstens einem französischen Spiegelbilde eines solchen Modells nachstrebt. „Sappho“ scheint uns bei weitem die fehler-

loste seiner Arbeiten zu sein, die wir bis jetzt kennen gelernt haben. Es liegt darin ein hoher Grad von Anmuth und Einfachheit, eine Weichheit, Politur und guter Geschmack, wie man ihn von dem Verfasser der „Abnfrau“ nicht erwarten sollte.

Wenn wir es aber nur mit Witterstücken über uns gewinnen konnten, Grillparzer unter die Dramenschniede zu zählen, so kann in Bezug auf den zweiten Namen, der auf unserer Liste steht. — Dr. August Klingemann — von einem solchen Gang zur Schonung nicht die Rede sein. Dr. Klingemann war einer der unbestreitbarsten Dramenschniede, die es je gegeben. Seine Prozedur ist von der Grillparzer's ganz verschieden. Bei ihm handelt es sich nicht um eine schwankende, sich ewig verändernde Methode oder um eine Combination von Methoden, sondern um ein feststehendes Prinzip der Thätigkeit, welchem er mit unbeugsamem Muth folgt, während er mit seinen eigenen Leistungen höchlich zufrieden zu sein scheint. Während Grillparzer uns bald durch die Schicksalshethode, bald durch romphastische Action und großsprecherische oder weinerliche, in allzureichlicher Hülle sich ergießende Sentimentalität zu überwältigen sucht, scheint Klingemann, ohne eines dieser Hülfsmittel zu verschmähen, sich doch in der Hauptsache auf zuverlässigere und allezeit fertigere Dinge zu stützen — wir meinen seine Vorräthe von Bligmehl, Oelpapier, Nasken, rothen Mänteln und Schießpulver. Was durch Donner und Bliz, magische Laternenbilder, Todtenköpfe, Feuerregen und dergleichen geleistet werden kann, wird hier geleistet. Hierzu kommen noch eine Menge Kirchhof- und Kapellenscenen bei der stürmischsten Witterung, abgesehen von Schlachtfeldern, hier und da durch das Walddunkel bligenden Wassen und den Schüssen, die man dann und wann in der Ferne fallen hört. Außerdem sind die boshaften Seitenblicke, die leichenhafte Blässe, das Fußstampfen und die Ohnmachten von der Art, daß sich darüber ein Stein in der Erde erbarmen möchte. Aber nicht bloß die Blicke und Geberden dieser Leute sind von der herzzerreißendsten Art, sondern ihre Worte und Gefühle — denn Klingemann ist kein halber Künstler — stimmen damit überein — bedrübende Aufgeblasenheit, die reinste Unschuld, die erhabenste Seelengröße, göttliche Ideen aller Art — überall der schönste tragische Humor. Die Moral ist dabei von der trefflichsten Art, auf die Tugend wird die ängstlichste Rücksicht genommen und das Walten der Vorsehung und des Teufels streng von einander getrennt gehalten. Aus diesen Bestandtheilen sind die Klingemann'schen Dramen zu-

sammengesetzt und es läßt sich nicht leugnen, daß ihre Wirkung eine durchaus nicht unangenehme ist, ja wir müssen zu unserer Schande gestehen, daß wir diese Schauspiele mit einem gewissen Grad von Genuß gesehen haben und behaupten, wer Lust hat, sich auf irrationelle Weise zu amüsiren, der findet hier für sein Geld die rechte Waare.

Klingemann's letzte dramatische Arbeit ist „Abadver“. Dieser Abadver ist Niemand anders, als der ewige Jude oder Schuhmacher von Jerusalem, in Bezug auf welchen wir hier zwei Bemerkungen nicht umgehen können. Die erste gilt dem sonderbaren Namen des Schuhmachers; warum nennen Klingemann und die Deutschen überhaupt diesen Mann Abadver, da sein authentischer Name doch Johannes — Joannes a Temporibus Christi oder kurzweg Joannes a Temporibus — ist? Unsere zweite Bemerkung gilt dem Umstande, daß kein Geschichtschreiber oder Erzähler, weder Schiller, noch Strada, noch Ihuanus, noch Menro, noch Dugald Dalgetty, etwas davon erwähnen, daß Abadver der Schlacht bei Lügen beigewohnt habe. Es ist möglich, daß sie glaubten, die Sache sei zu notorisch, als daß sie der Erwähnung bedürfe. Also, er war auf alle Fälle dabei, ja er muß auch bei Waterloo und wahrscheinlich auch bei Trafalgar gewesen sein, obgleich es nicht klar ist, auf welcher Flotte, denn er nimmt Theil an allen großen Schlachten und weltgeschichtlichen Ereignissen; wenigstens ist er Zeuge derselben, weil sein Verhängniß ihn dazu zwingt.

Dies ist die eigenthümliche Beschäftigung des ewigen Juden, die wir aus dieser Tragödie kennen lernen; seine anderen Eigenthümlichkeiten — daß er nicht über drei Nächte an einem und demselben Orte wohnen kann, daß er von schwermüthigem Temperament ist und vor allen Dingen, daß er nicht sterben kann, weder durch Gift, noch durch Stahl, ja nicht einmal durch Blausäure, sondern bis zum jüngsten Tage weiter wandern muß — sind allen Lesern hinreichend bekannt. Abadver's Aufgabe in der Schlacht bei Lügen scheint eine sehr leichte gewesen zu sein und einfach darin bestanden zu haben, den Löwen des Nordens fallen zu sehen, aber nicht durch eine Stiefkugel, wie man gewöhnlich glaubt, sondern durch die verrätherische Pistolenkugel eines gewissen Heinn von Warth, eines bigotten Katholiken, welcher sich für einen Deferteur der Kaiserlichen ausgibt, um eine solche Gelegenheit zu finden. Unglücklicherweise verfällt Heinn unmittelbar nach seiner That in einen schlaflosen, halb rasenden Zustand; geht nach Hause auf sein Schloß Warth, erschreckt sein armes Weib und seinen würdigen,

obſchon etwas ſchwächköpfigen Vater, ſchleicht dann einige Zeit lang herum, indem er bald betet, bald, und zwar öfterer, ſchwört und flucht, biß endlich die Schweden ihn feſtnehmen und umbringen. Abſolver iſt wie gewöhnlich bei dem Tode zugegen; in der Zwischenzeit aber hat er Frau von Feinm vom Tode des Ertrinkens gerettet, obſchon er ſie zugleich durch den Blick ſeiner unheimlichen ſtieren Augen vergiftet und nun, da ſein Geſchäft allem Anſcheine nach zu Ende iſt, giebt er in ſeltſamen Worten zu erkennen, daß er fort müſſe. Hierauf ſchreitet er feierlich in den Wald hinein; Baſaburg ſieht ihm überrascht nach; die Uebrigen knien um den Leichnam, das Requiem dauert leiſe fort, und, was noch wunderbarer iſt, der Vorhang fällt.

Dies iſt die einfache Handlung und ernſte Kataſtrophe dieſer Tragödie, in Bezug auf welche es überflüſſig wäre, und weiter in eine Kritik einlaſſen zu wollen. Wir wollen bloß noch bemerken, daß unſerem Exemplare eine entſprechende Lithographie beigeſetzt iſt, welche Ludwig Perrient als Abſolver vorſtellt, wie er eben „feierlich in den Wald hineinschreitet“ und die Schlußworte ſpricht: „Ich aber wandle weiter — weiter — weiter!“

Zunächſt werfen wir nun einen Blick auf Klingemann's zweite hervorragende Leiſtung; wir meinen das Trauerſpiel „Faust“. Klingemann giebt zu, daß der Gegenſtand ſchon oft behandelt worden und daß beſonders Goethe's Fauſt dramatiſche Momente habe; er aber ſtellt ſich die Aufgabe, ihm eine ganz dramatiſche Geſtalt zu geben oder, wie er ſelbſt ſagt, eine ächt dramatiſche Tragödie daraus zu machen. Von dieſer lobendwerthen Abſicht ausgehend, hat Klingemann einen Fauſt geſchaffen, der ſich von dem Goethe's in mehr als einer Beziehung unterſcheidet. Der Held dieſes Stückes iſt nicht der alte Fauſt, Doctor der Philoſophie, welcher durch die Unzulänglichkeiten der menſchlichen Erkenntniß zur Verzweiflung getrieben wird, ſondern der ſchlichte Johannes Fauſt, der Buchdrucker und zugleich Erfinder des Schießpulvers, den ſein ehrgeiziges Gemüth, noch mehr aber der gänzliche Mangel an baarem Gelde zur Verzweiflung treibt. Er hat ein vortreffliches Weib und einen vortrefflichen blinden Vater, welche beide ſehr wünſchen, daß er Ruhe halten und in ſeiner Werkſtatt arbeiten möchte; da er ſich aber auf die ſchwarze Kunſt verſteht, ſo beſchließt er, ſich lieber auf dieſe Weiſe zu helfen. Demgemäß macht er einen Contract mit dem Teufel, unter, wie es ſcheint, ziemlich vortheilhaften Bedingungen, indem der Teufel ſich verbindlich macht, ihm auf die wirkſamſte Weiſe zu dienen und Fauſt dagegen vier Todsünden begehen kann, ehe ihm ein Haar auf ſeinem Haupte

geträumt werden darf. Indessen der Teufel ist, wie man leicht voraussetzen kann, ein schlauer Fuchs und Faust wird zuletzt doch über-
tölpelt.

Ein zweiter charakteristischer Unterschied Klingemann's ist seine Art und Weise, dieses böse Prinzip zu verkörpern, wenn er endlich beschließt, es sichtbar vorzuführen, denn alle diese Contraste und vorbereitenden Anstalten werden sehr angemessen hinter den Coulissen in Stande gebracht und nur die Hauptmomente des Geschäfts dem Publikum durch einen Donnererschlag oder so etwas angedeutet. Wir sehen hier keinen kalten, ironischen Mephistopheles, sondern einen etwas großmäuligen jovialen „Freunden“ mit einem sehr rothen Gesicht, dessen Farbe, wie Faust anfänglich glaubt, vom vielen Trinken herrührt. Dieser Fremde hat indessen die Eigenthümlichkeit an sich, daß er, so oft ein religiöser Gegenstand zur Sprache gebracht oder ein geheiligter Name erwähnt wird, sein Glas auf den Tisch stampft und es gewöhnlich zerbricht.

Eine Zeitlang nach Abschluß dieses Handels gehen Faust's Geschäfte sehr gut und er scheint sich ganz wohl zu befinden. Da zeigt ihm aber der Fremde „sein Weib“ Helena, das reizendste Wesen von der Welt, aber auch das hartberzigste, denn trotzdem, daß ihr Herr Gemahl nicht im mindesten eifersüchtig ist, will sie doch Faust nicht die geringste Ermuthigung gewähren, bis er Rätke, seine eigene Gattin, ermordet hat, die ihm niemals etwas zu Leide gethan und gegen welche er auch nicht den geringsten Groll hegt. Nichtsdestoweniger beschließt er, in Erwägung, daß er ja vier Todsünden zuzusehen hat und es um eines so hohen Gewinnes willen wohl auf eine ankommen lassen kann, Rätke umzubringen. Hier aber nimmt die Geschichte schon eine schlimme Wendung, denn nachdem er die arme Rätke vergiftet hat, macht er die ganz unerwartete Entdeckung, daß sie guter Hoffnung ist und daß er deshalb nicht eine Todsünde, sondern deren zwei begangen hat! Ja, ehe noch das Begräbniß stattfindet, steht er sich durch eine Art zufälliger Selbstvertheidigung genöthigt, seinen Vater umzubringen und die dritte Todsünde zu begehen, mit welcher dritten, wie wir gleich sehen werden, sein ganzer ihm zugestandener Vorrath erschöpft ist, weil eine vierte, die er unwillkürlich begangen, ihm schon auf das Kreuzholz gebracht ist. Von nun an kann es uns nicht wundern, wenn die Sache immer bedenklicher wird — es zeigen sich allerhand beunruhigende Erscheinungen, schwarze Masken um-
zingen ihn auf sehr verdächtige Weise, der Fremde mit dem rothen Gesicht

scheint ihn auszulachen und Helena will nirgends zum Vorschein kommen. Damit der theilnehmende Leser mit eigenen Augen sehe, wie der arme Hauß nun hicanirt wird, wollen wir hier einige Scenen anführen. Zur ersten wählen wir die, wo die schwarzen Masken auftreten.

Erleuchteter Saal. (In der Ferne hört man rasche Tanzmusik. Masken gehen abwechselnd über die Bühne, aber alle schwarz gekleidet, und mit ganzen undurchsichtigen Larven. Hauß läuft nach einer Pause wild herein, einem gefüllten Pokal in der Hand.)

Hauß (in den Vordergrund rürend.)

O, Gift statt Wein, daß ich mich d'rin berausche!
Der Wein macht nüchtern — glühend Feuer will ich!
Fort mit dem Trank —! Und Blut in's obendrein!
(er schleudert schauernd den Pokal weit von sich.)
Des Vaters Blut — — ich trank mich darin voll!

(in steigendem Aufstrome.)

Doch Gluch ihm! Gluch! daß er mich das gezeugt!
Dem Mutter Schooße Gluch, der mich getragen!
Der Amme Gluch, die mich an's Licht gefördert,
Daß sie mich nicht erwürgt' im ersten Schreie!
Was kann denn ich für mein entseßlich Dasein?
Verflucht seist du Natur, die mich betrogen,
Verflucht ich selbst, daß ich mich täuschen ließ! —
Und du gewaltig Wesen, das zum Hohne,
Den Feuergeist in diesen Keller bannte,
Daß er verzweifeln hin nach Freiheit ringt —
Dir — —

(er schaudert furchtbar zusammen.)

Rein, die vier te — schwarze Sünde nicht!

Rein! Rein!

(er schlägt im Uebermaße des ausbrechenden Schmerzes beide Hände vor das Gesicht.)

D ich bin unaussprechlich elend!!

(drei schwarze männliche Masken treten zu ihm.)

Erste Maske.

Hei! Lustig, Freund!

Zweite Maske.

Hei, lustig, Bruder!

Dritte Maske (mit einem schneidenden Tone wiederholend).

Lustig!

Hauß (in wilder Laune aufspringend, und sich unter ihnen umsehend).

Hei, lustig denn!

Erste Maske.

Wer wollte Rücken laugen!

Zweite Maske.

Das Leben währt ja lang', die Mitternacht!

Dritte Maske.

Und hintertrein hat gar die Luß kein Ende!

(die Musik hört plötzlich auf, und eine Glocke schlägt drei Mal an.)

Faust (betäubt.)

Was giebt's?

Erste Maske.

Das dritte Viertel erst auf Zwölß!

Zweite Maske.

Da ist's noch Zeit!

Dritte Maske.

Genug zum Fackchingospiel!

Erste Maske.

Um Mitternacht geht erst der Rebraus an!

Faust (schaudernd).

Was wollt ihr?

Erste Maske (faßt seine Hand rasch).

Hei! Wir tangen ihn zusammen!

Faust (reißt die Hand zurück).

Fort! — Feuer!!

Erste Maske.

Nicht doch; nur ein Schwefelsfunken!

Zweite Maske.

Der Bruder phantastirt!

Dritte Maske.

Holla! Musik!

(die Musik hebt wieder in der Ferne an.)

Erste Maske (heimlich lachend).

Die Milgucht nicht ihn!

Zweite Maske.

Herch, am Rabenheine

Hebt luß'ger Tanz an!

Dritte Maske.

Da muß ich hinaus!

(ab.)

Erste Maske.

Auch drunten wirbelt's schon im Fregfeuer!

Zweite Maske.

Da gilt es Gile! — Hui! Auf Wiedersehn!

Größe Maske (zu Faust).

Um Witternacht!

(beide Masken eilen fort.)

Faust (soßt sich an die Stirn).

O, was umgibt mich hier!

(heftig vorwärts tretend.)

Gerauscht mit dem Lärmen!

(heftiges Klopfen von außen.)

Welch Geräusch! —

Beschleicht mich Wahnsinn —?

Stimme (heftig von außen).

Öffnet dem Gericht!

(die Musik hört auf, es donnert.)

Faust (stürzt betäubt zurück).

Ich träume schwer! — Noch geht die Welt nicht unter!

Stimme (wie vorher).

Hier muß er sein! — Nacht auf! Es wittert draußen!

Faust (trocknet die Stirn).

Hat mich die Angst entmannt —!

Aus den Händen dieser irdischen Häscher wird Faust von dem jovialen Fremden mit leichter Mühe befreit und nun kommt das längst ersehnte tête-à-tête mit Helena.

Faust zieht Helenen auf die Bühne, die ebenfalls ganz verlarvt ist. Die andern Masken entfernen sich.

Faust (erhigt und glühend).

Nicht länger sträube dich!

Helene.

O, wilder Stürmer!

Faust.

Mein Dusen brennt —!

Helene.

Die Zeit ist noch nicht da!

Faust.

Sie ist's! Sie ist's! — O, Weib, sie soll es sein!

Statt einer hab' ich drei dir aufgeschneit!

Die Mutter schläft, das Kindlein und der Alte,

Mit dir zu fassen sang ich sie in Schlummer! —

O, Feuerbraut, die Nacht ist eingeweicht,

Gezahlt hab' ich die theure Morgengabe;

Drum gieb mir Muth für Muth!

Helene (mit himellichem Nachdruck).

Sie brennt für dich!

Faust.

Zerrißen ist jedes Lebensband;

An dich bin ich gerissen, dein —

Helene (mit einem Triumph einfallend).

Auf ewig!

(die Musik in der Ferne wird immer wilder und feltamer, es rollen dumpfe Donner hinein, die noch umt nach stärker werden.)

Faust.

Auf ewig dein! — Horch, wie die die Töne schwellen!

Helene.

Sie donnern uns den wilden Hochzeitsjubil!

Faust (sie umschlingend).

Ha, gib den Brautfuß mir!

Helene.

Um Mitternacht!!

Faust.

Jetzeter Puls wird mir zur Ewigkeit! —

Die Larve fort, die mir dein Wangenfeuer,

Der schwarzen Augen dunkle Gluth verkirzt!

(er will ihr die Maske nehmen.)

Helene (sträubt ihm entgegen).

Ja sie gefallen, wirst du treu verbleiben?

Faust (streckt die Hand empor).

Ja bei dem —

Helene (zieht ihn rasch zurück).

Halt!

Faust (als es stärker donnert).

Das donnert meinen Eid!

Die Töne schwören ihn, die Hergenschläge,

Mein ganzes Dasein, das in Flammen glüht!

Ha, immer wilder schwillt der Jubel an,

Schon wirbelt um uns her der Hochzeitsdrögen,

Die Fackel brennt —

Helene (mit wildem Tone).

Ha denn, mein Bräutigam!

Faust (auf sie eindringend).

Sinweg die Larve! —

Helene (noch wilder).

Hei! Die Hochzeitsstunde —

Faust.

Die Larve fort!!

Helene.

Sie schlägt!!

Fauß.

Den Brautfuß!

(er ist im Begriffe, sie zu umschlingen.)

Helene.

Nimm ihn!

(die Larve und die Hauptbedeckung entfallen ihr und sie grinset ihn aus einem Todtenshadel an; es donnert heftig und die Musik endet wie mit einem Schrei in Dissonanzen.)

Fauß (taumelt in Todeschrecken zurück).

Entsetzen — —! Weh! — —

Helene.

Das Lager ist bereit!

Folg, Bräutigam, hinab zur Feuerhochzeit!!

(sie versinkt mit einem krachenden Donnerstrolche in den Boden, aus dem Flammen emporlodern. Fauß flüht von der Bühne, die so lange leer bleibt, bis die jetzt einfallende Wolke zwölf geschlagen hat. Alles verdunkelt sich tief und die Lichte erlöschen.)

Alles dies ist schon nicht sehr erbaulich, aber immer noch Kinderrei gegen die dreizehnte Scene, die letzte dieser seltsamen ereignisvollen Geschichten, womit wir unsere Leser weinend zu Bett zu schicken gedenken.

Der Fremde schleudert den Fauß, dessen Gesicht todtenbleich ist, bei den Haaren auf die Bühne zurück.

Fauß.

O, laß mich fliehen! — Fort! —

Der Fremde (mit wildem donnernden Tone).

Es ist vorbei!

Fauß.

Entsetzliches Gesicht! — —

(sich hebend an die Bruß des Fremden werfend.)

Du bist mein Freund!

Dum schüße mich!!

Fremder (auslachend).

Haha!

Fauß (reingekert).

Mein letzter Freund!!

Fremder (mit triumphirender Hochzeit).

Wi freilich!!

Kauß.

Da, so laß uns fort!

Fremder.

Wohin?!

Kauß.

Zur Kirche!

Fremder.

Ich mit dir?!

Kauß (irre).

Wir wollen beten!

Ja beten! beten!! Ach mein Schlafgebet —
Aus meiner Kindheit — das wird mir getreu sein — —
Der Mutter Segenskreuz!! — Hinaus zur Kirche!! —
Dir thut's auch Noth — — der Himmel wird uns retten! —
(wird wie im Wahnsinn.)

Fort! Fort!! —

Der Fremde (schleutert ihn zurück).

Zurück! — Dein Lebensspiel ist aus!!

Kauß (wie vorher).

Noch hab' ich Zeit bis zu dem vierten Streich!
Eine Spanne hat zur Buße Raum;
Zur Kirche hin — laß uns um Gnade knien!

Der Fremde.

Haha! — Kennst du mich denn?

Kauß.

O rette mich!

Der Fremde (ergreift ihn mit übermächtiger Gewalt, kehrt ihn so, daß Kauß's Gesicht gegen die Zuschauer gewendet wird, indeß das seine von diesen abgekehrt ist; und so blickt er ihn an und ruft mit donnernder Stimme).

Ich bin's!! —

(ein Donnerschlag.)

(Kauß taumelt mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens zu Boden, indem er einen unartikulirten Schrei ausstößt.)

(Dener fährt nach einer Pause mit schneidender Kälte fort.)

In das der mächt'ge Höllengewinger?

Der mir — ha, mir! — droht!! —

(mit emporwühendem Stolz.)

Gewürm des Staubes!

Ich hatte keine Qual — mir!! aufgepart —!

Hab' jetzt hinab zu andern Clavengestern —

Du bist zu klein für mich!!

Fauß (richtet sich in die Höhe und scheint seine Kraft wiederzugewinnen).

Ich bin der Fauß!

Der Fremde.

Du nicht!

Fauß (indem er sich mit seinem ganzen Troge emporreißt).

Verfluchter! Ha, ich bin's! ich bin's!

Zu meinen Füßen hin, ich bin dein Meißel!

Der Fremde.

Nicht mehr!!

Fauß (wild).

Ha, mein Vertrag?!

Der Fremde.

Er ist am Ende!!

Fauß (wie vorher).

Drei Frevel nur!!

Der Fremde.

Der vierte ist vollbracht!

Fauß.

Nur Weib und Kind — und meines Vaters Blut —!

Der Fremde (hält ihm ein Pergament entgegen).
Und hier dein eignes! —

Fauß.

Ha, das ist mein Pact!

Der Fremde.

Die Unterschrift — war deine schwerste Sünde!

Fauß (wüthend).

Ha, Lügengriß!! — So haß du mich vergarnt!

Der Fremde.

Dein Blut ist mein! Das Bündniß ist zerissen!

Fauß (mit seiner ganzen Kraft austoßend).
Mein Buch!! Mein Buch!!

Der Fremde (mit dem höchsten Ausdrücke).

Ha, jetzt — quäl' ich dich selbst!

Fauß (mit steigender Kraft).

Du mich?! — Ha, alle deine Höllenflammen,

Verfluchter, thürme sie um mich zusammen!

Ich troge ihnen, troge deinen Mächten,

Der wilste Schmerz, ich will mit ihm nicht rechten,

Ihn jubelnd tragen, deine Wuth verlachen,

Dich und die Hölle selbst zu Schanden machen;

So, wild und lähn, mein wildes Dasein krönen,

Ich will's — der Fauß! — und ewig dich verhöhnen!!

Der Fremde (in höchster Wuth).

Hinab, Verfluchter!!

(er reißt ihn mit den Haaren gegen den Hintergrund, in diesem Augenblicke verwandelt sich unter heftigen Blitzen und Donnerschlägen die Bühne in eine grause Bildniß, in deren Hintergrunde eine flassende Höhle; in diese schleudert der Teufel den Faust, von allen Seiten sprüht Feuer herunter, so daß die ganze innere Höhle im Brande zu sehen scheint; ein schwarzer Schleier senkt sich über beide, als jener den Faust unter sich liegen hat.)

Faust (in einem wilden Trope aufjubelnd).

Ha, hinab! hinab!

(Donner, Blitz und Feuer. Beide verschwinden.)

Dies ist also die Klingemann'sche Art und Weise, Trauerspiele zu schreiben. Vielleicht ließe sich von unserer Seite dagegen der Einwand erheben, daß diese Methode an einem Mangel an Moralität laborire, denn befolgen nicht unsere britischen Dramenschniede genau denselben Plan? Wir könnten hierauf antworten, daß Klingemann, wenn auch nicht durch seinen Plan, sich doch wenigstens durch seine unendlich überlegene Ausführung desselben auszeichnet; unsere Meinung aber ist, daß sein Anspruch auf Originalität sich auf etwas ganz Anderes gründet, nämlich auf seine vollständige Zufriedenheit mit sich selbst und seiner Dramaturgie, so wie auf den kaltblütigen Geldennuth, womit er bei allen Gelegenheiten diese Zufriedenheit zu erkennen giebt. Klingemann war kein armer schüchtern Dramenschnied, der das Publikum um Gottes willen gebeten hätte, ihm nicht die Tracht Prügel zu verabreichen, die er verdient, sondern ein fetter, stolzer Dramenschnied, der sich als solchen bekannte, ja sich sogar auf seine übereinandergehäuften Nachwerke setzte und von dieser Höhe herab über das deutsche Drama im Allgemeinen eine scharfe kritische Aussicht führte.

Interessen, wir müssen Klingemann, wie seinen Abader, immer „weiter — weiter — weiter“ gehen lassen, denn es wird nun Zeit, daß wir uns zu dem dritten der obengenannten Schriftsteller wenden.

Dr. Adolph Müllner ist von allen diesen Dramenschnieden in England am besten bekannt und mehrere seiner Werke sind in unsere Sprache übersezt worden. In seinem Vaterlande war sein Ruhm oder wenigstens sein Ruf sehr bedeutend, denn nur selten hat ein Dramenschnied so viel Aufsehen gemacht als Müllner — ja es gab sogar nicht Wenige, welche behaupteten, er sei etwas weit besseres als ein Dramenschnied: Kritiker des schärfsten oder eines noch tieferen Ranges warfen in allen Winkeln Deutsch-

lands die Frage auf, ob Müllner nicht ein Poet und Dramatiker sei? Da die höheren Autoritäten dieser Frage nur ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzten, so sahen diese Kritiker sich in die Nothwendigkeit versetzt, sie selbst zu beantworten und thaten es so laut und nachdrücklich, daß man hätte meinen sollen, es seien dadurch alle Zweifel, welche Dieser und Jener in dieser Beziehung noch gehegt, vollständig zerstreut worden. In Müllner selbst scheint auch nur wenig Zweifel an seiner eigenen Größe übrig geblieben zu sein — eine Selbsttäuschung, die um so verzeihlicher war, als das Theaterpublikum sie fast einstimmig zu theilen schien und ihm in so und so vielen Theatern allabendlich donnernden Beifall spendete. Ein solcher Ruhm ist eine angenehme Speise für den hungrigen Appetit eines Menschen und er wälzt ihn als einen süßen Bissen natürlich so lange als möglich auf der Zunge herum, was ihm aber im Grunde genommen nur wenig nützen kann, ja oft erweist sich das, was für den Geschmack Zucker war, als Bleizucker, so bald es hinuntergeschluckt ist. Besser wäre es, glauben wir, für Müllner gewesen, wenn ihn ein schwächerer Beifall donner und von weniger Theatern begrüßt hätte. Denn was ist Gutes dabei, selbst wenn nichts Uebles darin läge? Und wenn tausend Hüte bei der Rennung des Namens eines Dichters in die Höhe fliegen, so wird er selbst doch deswegen um kein Haar breit größer, ja nicht einmal die Vorstellung, die man sich von seiner Größe macht, wird dadurch zuletzt im mindesten zu seinen Gunsten alterirt. Die Gegner werden durch dergleichen übertriebenen Beifall zu nur um so strengerer Prüfung angefaßelt, die Sache wird endlich genau bekannt und der Dichter, welcher anfangs mit thörichter Freigebigkeit behandelt worden, sieht sich später um so sorglicher bedacht. Niemand wird leugnen, daß Müllner ein Mann von bedeutendem Talent war. Er war eigentlich Jurist und wir glauben gern, daß er in dieser Eigenschaft sehr gut geschrieben habe; sich aber zum Poeten aufwerfen, war ein ganz anderes Unternehmen, durch welches er nach unserer Ueberzeugung auf eine Bahn geführt ward, für welche er nicht geschaffen war.

Das Erste, was wir von Müllner läsen, war die „Albaneserin“, deren Wirkung auf uns von der Art war, daß wir uns nicht versucht fühlten, unsere Bekanntschaft mit Müllner weiter fortzusetzen. Eine handgreifliche Nachahmung von Schiller's *Präva* von Krishna, ohne irgendwelche Philosophie oder Sentimentalität, die nicht entweder vollkommen abgedroschen oder vollkommen falsch, oft sowohl das eine als das andere wäre,

zu einem gewissen hohen Umfange aufgebläht, aber ohne alle wirkliche Größe und durchgängig auf leeres Geklingel und Getöse und andere Elemente der unzweifelhaftesten Prosa gebaut, konnte ein solches Werk uns in Bezug auf Müllner's Geniuss als Poet durchaus nicht befriedigen, und da die Zeit kostbar und die Welt groß genug ist, so hatten wir uns im Stillen vorgenommen, diesem Dichter künftig aus dem Wege zu gehen. Nichtsdestoweniger machte unser würdiger Freund später sowohl in seinem Vaterlande als auch außerhalb desselben in der Gunst des Publikums so bedeutende Fortschritte, daß seine Arbeiten unsere Aufmerksamkeit aufs Neue in Anspruch nahmen, denn wir halten die Existenz eines ächten Dichters in irgend einem Lande für eine so wichtige Erscheinung, daß selbst die mindeste Wahrscheinlichkeit eines solchen eine nähere Erörterung verdient. Demgemäß lasen wir die „Albaneserin“ noch einmal und studirten sodann die sämtlichen dramatischen Werke Müllner's aufs Gewissenhafteste, wobei wir die denselben beigegebenen Vorreden, Anhänge und anderen prosaischen Zusätze nicht übersehen. Nachdem wir uns auf diese Weise alle Einsicht verschafft, welche in dieser Beziehung zu erlangen möglich war, sprechen wir unser Urtheil über Müllner nach bestem Wissen und Gewissen in Folgendem aus.

Müllner war nach unserer Ueberzeugung und trotz Allem, was zum Gegentheile gesagt oder geurtheilt worden, kein Dramatiker und hat niemals eine Tragödie geschrieben. Entscheidungsgründe für dieses scharf absprechende Urtheil könnten wir, wenn der Beweis hauptsächlich uns obläge, in großer Menge anführen. Es ist indessen ein Grund vorhanden, der, wenn unsere Bemerkung richtig ist, fast alle übrigen einschließt. Müllner's ganzes Denken und Wesen scheint bis zur tiefsten Wurzel ein prosaisches, aber kein poetisches gewesen zu sein; seine Dramen sind daher wie alles andere, was er zu Tage gefördert, nicht geschaffen, sondern fabrizirt, ja wir glauben, daß sein Fabrikationsprincip an und für sich schon ein dürftiges und entlehntes ist. Vergebens würde der Leser in sämtlichen sieben Bänden eine tiefere oder klarere Ansicht, einen schöneren oder höheren Gedanken suchen, als man von dem gewöhnlichsten practicirenden Advocaten erwarten kann.

Nichtsdestoweniger müssen wir, indem wir Müllner als einen Dramenschnid hinstellen, doch erwähnen, daß er an Talent und Intelligenz höher steht, als seine beiden vorgenannten Collegen. Er besaß einen bessern Geschmack als Klingemann und verschmähete die Hülfe von Vlig und Schieß-

pulver fast gänzlich, nahm sich die Ruhe, einen großen Theil seiner Tragödien zu reimen und schrieb überhaupt mit einer gewissen Sorgfalt, von welcher der Braunschweiger Theaterdirector nichts zu wissen schien.

Die Hauptfrage aber in Bezug auf Müllner ist eben so wie hinsichtlich jener anderen Dramenschniede: Worin besteht der eigenthümliche Handgriff, dessen er sich bei Ausübung dieses seines Handwerkes bediente? Wir wollen uns demgemäß bemühen, sein Geheimniß — sein Recept zum Schauspielmachen zu ergründen und es unsern Lesern mitzutheilen. Müllner's Recept war aber im Grunde genommen gar kein geheimnißvolles, sondern schwamm, so zu sagen, oben auf und konnte, wie man glauben sollte, selbst von einem Menschen von weit geringerer Begabung, als Müllner besaß, in Anwendung gebracht werden. Zacharias Werner hat bekanntlich ein entieglichtes Trauerspiel geschrieben, welches den Titel führt: „Der vierundzwanzigste Februar.“ Die Geschichte dreht sich um einen in sehr herabgekommenen Umständen lebenden Bauer, dessen Frau und einen reichen Fremden, welcher bei ihnen wohnt. Dieser letztere wird in der Nacht des vierundzwanzigsten Februars von den beiden Erstern schändlicherweise ermordet und giebt sich sterbend als ihren eigenen einzigen Sohn zu erkennen, welcher nach Hause zurückgekehrt ist und ihnen ein behagliches, sorgenfreies Alter bereiten haben würde, wenn sie sich nicht auf diese Weise übereilt hätten. Indessen, die verbrecherische That ist einmal begangen und zwar mit einer halbverrosteten Sichel und es bleibt der ganzen Gesellschaft natürlich weiter nichts übrig, als vollends zu Grunde zu gehen. Diese Leute sind nämlich einmal vom Schicksal schon verdammt, weil der Großvater ein Verbrechen begangen hatte, wegen dessen seine Nachkommen, gleich Atreus' Söhnen, unerbittlich verfolgt werden, ja das Schicksal nimmt es damit so genau, daß dieser selbe vierundzwanzigste Februar, der Tag, wo jene alte Sünde begangen ward, für die Familie immer noch ein verhängnißvoller Tag und die alte Sichel, das Werkzeug des ersten Verbrechens, stets auch wieder das Werkzeug eines neuen Verbrechens und einer neuen Züchtigung ist, denn unbegreiflicherweise haben diese Leute während eines halben Jahrhunderts nie daran gedacht, sie zum Schmied zu tragen, damit er Hufnägel daraus mache, sondern sie ganz ruhig und zwar sehr unklugerweise fast wie eine Art Räder für den Satan an der Wand hängen lassen. Dies ist die tragische Lehre, welche in Werner's „vierundzwanzigstem Februar“ enthalten ist und da die sämmtlichen Personen des Stücks mit kaltem Eisen niedergeschnitten

oder in Hanf aufgehangen werden, so kann man nicht sagen, daß sie des erforderlichen Nachdrucks entbehre.

Werner's Stück ward 1809 in Weimar unter der Leitung des großen Goethe selbst aufgeführt und scheint auf das Publikum keinen geringen Eindruck gemacht zu haben. In der That ist dieses Stück auch durchaus nicht ohne Gehalt und eine gewisse rohe Kraft, und wenn Jemand so verstockt ist, daß er unbedingt in einem Schlachthause oder im Angesicht des Galgens stehen muß, ehe er sich zu Thränen rühren läßt, so kann es eine sehr begehrlche Wirkung auf ihn äußern. Ein Verdienst wenigstens läßt sich ihm nicht abstreiten, nämlich daß, daß es den Geschmack des Publikums getroffen hatte, denn der kleine Keim von Originalität, welcher darin liegt, hat sich bereits zu einem ganzen Walde Nachahmungen entwickelt. Eine Zeit lang war die Schicksalskomödie ein förmlich feststehender Zweig der deutschen Dramaturgie und es gab besondere Schicksalstragöden, gerade so wie es Leinweber und Baumwollenweber giebt. Aus dieser Schicksalsfabrik haben wir schon in Grillparzer's „Ahnfrau“ eine Probe gesehen, der größte Schicksalsfabrikant aber, das Haupt und der Fürst aller Schicksalsdramatiker, war Adolph Müllner. Er machte in Schicksal und nur in Schicksal; das Schicksal ist die Paß- und der Hauptbestandtheil seiner sämtlichen tragödischen Erzeugnisse; hätte man dieses eine Princip abschneiden wollen, so hätte man sein Rohmaterial vernichtet und er hätte nicht mehr fabriziren können.

Müllner erkannte es an, daß er Werner viel zu verdanken habe, wiewohl nach unserer Meinung nicht mit der gebührenden Wärme. Werner hatte ihn zum Manne gemacht, denn hätte es keinen „vierundzwanzigsten Februar“ gegeben, so hätte es auch keinen „neunundzwanzigsten Februar“, keine „Schuld“, keine „Albaneserin“ und wahrscheinlich auch keinen „König Ingurd“ gegeben. Müllner begann nämlich sein Geschäft als Dramenschmied mit einer Serie von Werner's „vierundzwanzigsten Februar“, vor welchem Müllner's Stück intessiren doch insofern etwas voraus hatte, als ein Schleiffstein mit auf das Theater kam und der Zuschauer das Vergnügen hatte, das Wortwerkzeug vor Verübung des Verbrechens erst wegen zu sehn. Der Verfasser war dabei so ehrlich, seine Nachahmung öffentlich einzugestehen, denn er nannte dieses Stück den „neunundzwanzigsten Februar“ und bekannte sich in der Vorrede, obgleich etwas ängstlich, bei Werner, als seinem Meister und Urbilde. Aus irgend einem

unerklärlichen Grunde ward dieser „neunundzwanzigste Februar“ nicht als Matulatur in den Höferraden geschickt, sondern kam in große Aufnahme. Es ward sogar unter dem Titel „Gumenides Dämon“ eine sehr matte Parodie darauf geschrieben, welche Müllner wieder abdrucken ließ; eben so gab man den Wunsch zu erkennen, daß der Schluß des Stücks aus einem traurigen in einen freudigen verwandelt werde — einen Wunsch, den der unermüdete Dramenschmied auch erfüllte und aus Rücksicht für schwache Nerven den „Wahn“ schrieb, welcher zwar auch mit Thränen endet, aber mit Freudenthränen. Müllner hat sich überhaupt mit diesem seinem „neunundzwanzigsten Februar“ ein besonderes Verdienst erworben, denn wer anders als er hätte ein zweites und ein drittes Gesicht auf einen und denselben Kirchlern schneiden können, welcher Kirchlern erst geborot, ja, so zu sagen, bald gestohlen werden mußte?

Von da ab begann Müllner scheinbar auf eigenen Füßen zu stehen und bemühte sich, sich und Andere zu überreden, daß seine Schuld an Werner hiermit abgeschlossen sei. Nichtsdestoweniger aber ist es klar, daß er mit jedem Tage neue Schulden häufte. Denn hatte nicht die einzige Werner'sche Idee sich Müllner's Gemüth so vollständig bemächtigt, daß er ganz davon beseffen war und so zu sagen gar keinen andern tragischen Gedanken hatte? Daß ein Mensch an einem gewissen Tage des Monats ein Verbrechen begeht, für welches ein unsichtbares Fatum ihn schweigend verfolgt, das Vergehen am wahrscheinlichsten an demselben Tage des Monats alljährlich straft — wenn nicht, wie im „neunundzwanzigsten Februar“, ein Schaltjahr ist und das Fatum dadurch in gewisser Beziehung gerückt werden kann — und nicht eher ruhet, als bis der arme Wicht selbst und vielleicht sein letzter Nachkomme mit dem Besen der Vernichtung hinweggesetzt sind: dies ist, mehr oder weniger versteckt, die tragische Essenz, das Lebensprincip — ob ein natürliches oder galvanisches, wollen wir nicht entscheiden — aller Müllner'schen Dramen. So haben wir in jenem ewigen „neunundzwanzigsten Februar“ das Princip in seinem nackten Zustande. Ein alter Holzhauer oder Waldbewohner hat schon vor langer Zeit an diesem Schalttage mit der Schwester seines Weibes eine Todsünde begangen und deshalb muß seine ganze Nachkommenchaft bewußt oder unbewußt in Bluthände und Mord beharren, indem der Tag der Katastrophe regelmäßig alle vier Jahre an demselben neunundzwanzigsten wiederkehrt, bis endlich zum Glück die ganze Gesellschaft umgebracht wird und damit die Weidwichte ein Ende hat.

In der „Schuld“, einer weit höher strebenden Leistung, haben wir genau dieselbe Doctrin einer jährlichen Wiederkehr und das Interesse dreht sich abermals um die zarte Frage von Mord und Incest. In der „Albaneserin“, welche, wie sie nun eben ist, wirklich als Müllner's bestes Werk betrachtet werden kann, finden wir die Schicksalstheorie ein wenig colorirt, als ob das Süssliche dem Verfasser allgemach widerlich würde und er es deshalb in einen Löffel Syrup hüllen möchte. Demgemäß ist es hier der Fluch eines Sterbenden, welcher auf den Verbrecher einwirkt, welcher Fluch, da er noch durch eine altherkömmliche Sünde in der Familie des Fluchers unterflügt wird, einen ganz eigenthümlichen Effect hat, indem die betreffenden Personen Vaternord, Brudermord und die alte Incestgeschichte, so wie zwei Selbstverbannungen und zwei sehr entschiedene Selbstmorde durchmachen.

Man muß in der That glauben, Müllner habe ohne diese Schicksalspanace gar nichts schaffen können, denn in „König Ingurd“ scheint es, als ob er einen solchen Versuch gemacht und gesunden hätte, daß es doch nicht gehe. Dieser „König Ingurd“, ein erdichteter Bauernkönig von Norwegen, soll, wie man uns mittheilt, eine rohe Skizze von Napoleon Bonaparte sein und entwickelt allerdings in den ersten zwei oder drei Acten einen nicht geringen Grad von Tapferkeit. Dabei ist er ein sehr tugendhafter Mann und kühn wie Ray Diaz, bis er plötzlich mitten in einer Schlacht, nachdem das Stück schon weit vorgerückt ist, von einer wunderlichen Laune oder Grille ergriffen wird, sich an einen einsamen Ort unter Felsen zurückzieht und sich hier auf sehr wohlfeile Weise mit lauter Stimme dem Teufel überantwortet, der allerdings nicht persönlich erscheint, um ihn mit Beschlagnahme zu belegen, aber doch, wie sich später herausstellt, das Anerbieten bereitwilligst angenommen hat. Denn Ingurd wird von dieser Zeit an ganz entseßlich mürrisch und lasterhaft und thut fast weiter gar nichts, als daß er Menschen schikanirt und umbringt, bis endlich, nachdem das Maß seiner Ungerechtigkeiten voll ist, er selbst schikanirt und umgebracht wird und der Autor, durch dieses sein tragisches Universalelixir mächtig unterstützt, sein Stück zu einem ganz behaglichen Schlusse bringt.

Dies also ist Müllner's dramatisches Geheimniß — dies war der einzige und alleinige Patenthaken, mittelst welchem er seine aus irdischem Staube geformten Tragödien an die höhere Geisteswelt anhängen wollte, um auf diese Weise so zu sagen durch ein Zugwerk eine freie Communica-

tion zwischen der sichtbaren prosaischen Erde und dem unsichtbaren poetischen Himmel ins Werk zu setzen. Das größere oder geringere Verdienst dieser seiner Erfindung oder vielmehr Verbesserung — denn Werner ist der eigentliche Patentinhaber — gab damals, als sie aufsaugte und noch lange nachher Stoff zu einem mit vieler Lebhaftigkeit und Erbitterung geführten Kampfe.

Die kleineren kritischen Richter waren über diesen Punkt sehr getheilter Meinung und da die höheren Autoritäten, wie wir schon früher bemerkten, sich nicht dazu verstehen wollten, irgendwelches Licht darüber zu verbreiten, so dauerte der Streit ziemlich lange. Was uns betrifft, so gesehen wir, daß wir dieses Recept zu dramatischen Thränen nicht viel höher stellen möchten, als die zerchnittene Zwiebel in der „Zähmung einer Widerspenstigen.“ Schlaue in dem Taschentuch verborgen, reichte diese Zwiebel hin, um Christoph Ely zu täuschen; sie erreichte auf diese Weise ihren Zweck, was hinsichtlich der Schicksalserfindung mit den deutschen Christoph Ely's eben so der Fall gewesen zu sein scheint.

Müllner's Schicksalstheorie ist von mehreren seiner Gegner auch deswegen angegriffen worden, weil sie der christlichen Religion feindlich sei. Wir würden den Zustand der christlichen Religion allerdings für einen sehr hinfälligen halten, wenn Müllner's Trauerpielfabrikation eine bemerkbare Wirkung darauf äußern könnte. Nichtsdestoweniger wollen wir, da wir die Sache einmal zur Sprache gebracht haben, bemerken, daß diese Schicksalsgeschichte und keineswegs eine christliche Lehre, ja nicht einmal eine muhamedanische oder heidnische zu sein scheint. Das Fatum der Griechen war, obgleich eine falsche, doch eine erhabene Hypothese und harmonisirte hinreichend mit dem ganzen sinnlichen und materiellen Gebäude ihrer Theologie; es war ein Hintergrund vom tiefsten Schwarz, auf welchem sich jene farbenreiche Phantasmagorie sehr gut ausnahm. Uebrigens wollte bei ihnen die rächende Macht wenigstens in ihren sichtbaren Rundgebungen bloß an den hohen Stätten der Erde und besuchte nur die Häuser schmachwürdiger Herrscher oder anderer großer Verbrecher, vor denen die Welt ohne solch wunderthätiges Einschreiten keinen Schutz gefunden haben würde, da sie für die Rache derselben unerreikbaar waren. Niemals aber erniedrigten sich, so viel wir wissen, die Götter zu gewöhnlichen Polizeidienern und das Fatum zu einem Friedensrichter, um arme Teufel wegen Veraubung eines Hühnerstalles zur Tretmühle zu verurtheilen oder den Boden mit Fußangeln zu

bestreuen, um dadurch der Wildthierei Einhalt zu thun. Und, was hat dies alles mit der geoffenbarten Vorsehung unserer Zeit zu thun — jener Macht, deren Thun und Walten sich nicht nach dem Jahre oder Jahrhundert und nicht bloß an einzelnen Individuen oder Nationen kund giebt, sondern sich durch die ganze Ewigkeit und über die unendliche Masse der Wesen erstreckt, welche sie regiert und erhält?

Indessen, es bedarf keiner theologischen Argumente, um dieser Müllner'schen Schicksalstheorie ihr Urtheil zu sprechen. Ihr Werth als dramatisches Princip läßt sich, wie es scheint, schon durch die eine Erwägung feststellen, daß heutzutage kein Mensch im Geringsten mehr daran glaubt, und daß Müllner selbst nicht daran glaube. Wir behaupten nicht etwa, daß die Dichtung eine Thatfache sein solle oder daß kein dramatisches Erzeugniß ächt sei, wenn es nicht gerichtlich beidworen werden könne, sondern bloß, daß die Dichtung nicht Lüge und Wahnsinn sein dürfe. Wie soll im Drama oder in einem Gedicht irgend einer Art eine consequente Lebensphilosophie, welche die Seele und das Urwesen aller Poesie ist, zur Anschauung gebracht werden, wenn der Dichter und jeder Sterbliche mit ihm weiß, daß die ganze moralische Faßis seiner idealen Welt eine Lüge ist? Und ist es wohl etwas Anderes als eine Lüge, daß das menschliche Leben sich auf das abgemessene Princip eines Fatums gründe oder gründen könne, welches Holzhauer und Kuhhirten an gewissen Tagen des Monats mit räthselhaften Heimfuchungen verfolgt?

Wir könnten, wenn es in diesem Falle von irgendwelcher Bedeutung wäre, hinzufügen, daß wir Müllner's tragischen Kunstgriff auch noch aus einem umfassenderen Grunde für gänzlich ungenügend halten und zwar einfach aus dem Grunde, weil es ein Kunstgriff ist, ein Recept oder ein Handwerkervortheil, welcher, wenn er auch noch so vortreflich wäre, durch wiederholten Gebrauch in gerazu anstößige Manierirtheit ausarten muß. Hierin aber liegt eben der Unterschied zwischen Schaffen und Fabri-
ziren; das letztere hat seine Manipulationen und geheimgehaltenen Pro-
cedures, die von Jedem gelernt werden können, das erste aber nicht. In der Poesie giebt es kein Geheimniß, welches die geringste wirksame Kraft be-
sässe, als das eine Universalgeheimniß: daß der Dichter mit einer reineren,
höheren und reicheren Natur begabt sei, als andere Menschen, welche
höhere Natur ihm selbst die geeignete Form zur Verkörperung ihrer In-
spirationen lehrt, wie denn auch in der That die unvergängliche Schön-

heit derselben durch jede Form mehr oder weniger deutlich hindurchleuchtet.

Hätte Müllner irgendwelchen Anspruch auf dieses letztere große Geheimniß, so wäre es unsere Pflicht, länger und ernster bei seinen kleineren zu verweilen, wie unrichtig und dürftig dieselben auch sein möchten. Weil ihm aber ein solcher Anspruch nicht zur Seite steht, so glauben wir nunmehr von ihm Abschied nehmen zu können. Eine noch weiter ausgeführte Analyse seiner einzelnen Dramen zu geben, wäre eine leichte, aber langweilige und undankbare Aufgabe. Eine geschickt gearbeitete Dampfmaschine kann mit einiger Aussicht auf Ausbeute für die Wissenschaft aus einander genommen werden, wenn sie gleich auch nur eine aus Menschenhänden hervorgegangene Schöpfung ist; wer aber würde seine Zeit damit verschwenden wollen, den Mechanismus von zehn Kaffeemühlen aus einander und wieder zusammenzuschrauben? Eben so wenig wollen wir als Proben der Diction und des Gedankenganges, welcher in diesen Dramen herrscht, Auszüge mittheilen. Wir haben schon gesagt, daß der Gedankengang ein schulgerechter, wohlgeordneter und bühnengerechter ist, daß auch die Diction gut und metrisch und grammatisch richtig ist und sich an beiden weiter kein Fehler auffinden läßt, als daß sie Poeste sein wollen und dennoch durch und durch die unverfälschteste Prosa sind. Diese Thatfache durch Auszüge darthun, wäre ein vergebliches Unternehmen. Nicht einige wenige Büschel Haidekraut, sondern tausend damit bewachsene Äcker bilden die öde Haide und wer einen netten Strauß davon begehrt, der greife nur aufs Gerathewohl in Müllner's gesammelte dramatische Werke hinein; wir für unsern Theil aber mögen nichts mehr damit zu thun haben.

Nicht aus Groll gegen die deutsche Nation, welche wir aufrichtig lieben, haben wir auf diese Weise von ihren Dramenschnieden gesprochen und wenn wir uns in unserm eigenen Vaterlande umsehen, so fühlen wir nur zu wohl, daß die Deutschen zu uns sagen können: „Nachbar, kehre vor Deiner Thür.“ Uebrigens haben wir auch schon gesagt, daß es Dramenschniede geben muß und die drei hiergenannten sind die besten ihrer Klasse. Wer von unsern Landsleuten dergleichen Produkte bezieht und findet, daß sein innerer Mensch sich dabei wohlbe findet und gedeihet, nun der möge damit fortfahren, aber wohl möge er nicht vergessen, daß es nicht die deutsche Literatur ist, was er auf diese Weise verschlingt, sondern nur der Schaum, um nicht zu sagen, der Abschaum, der deutschen Literatur, den er vielleicht,

wenn er warten gelernt hat, in nicht allzu langer Zeit in der neuen und vielleicht wohlfeileren Form des Bodensatzes genießen kann. Auf diese Weise thue Jeder das Seine :

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann ;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.“

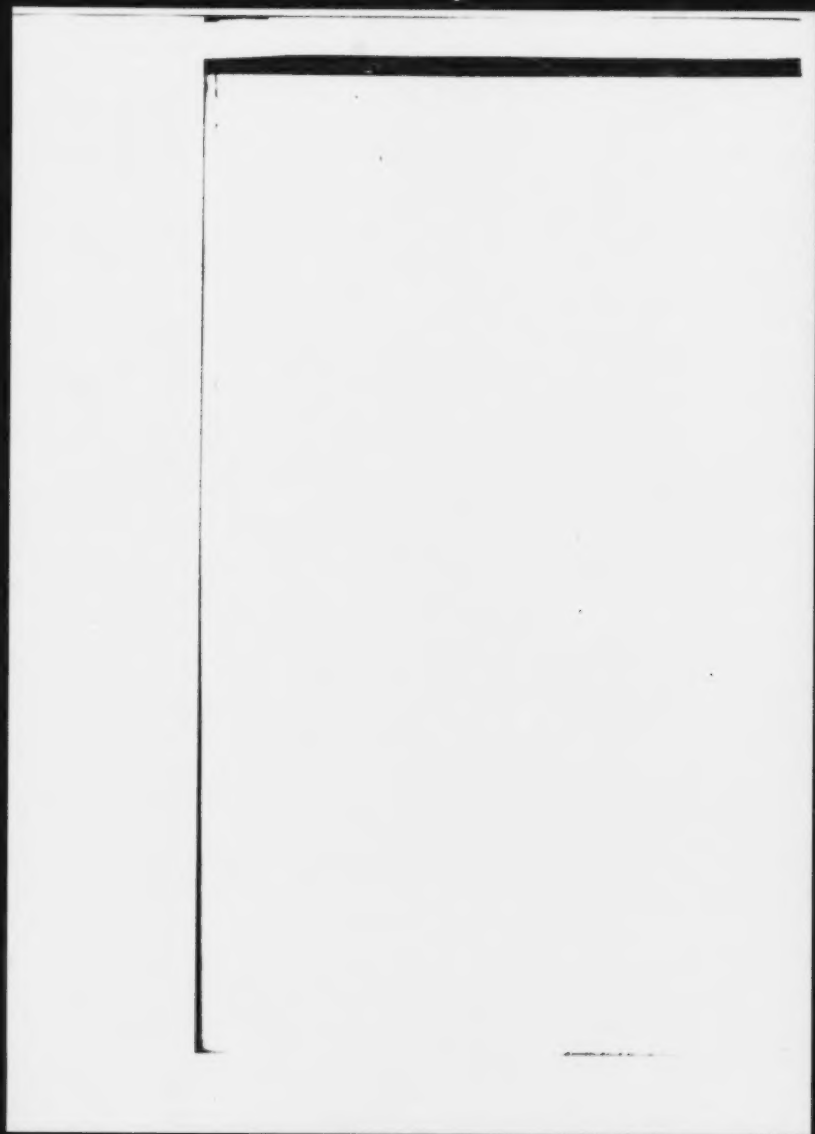
Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhalt.

Dr. Francia	Seite 1
Mirabeau	" 60
Burns	" 138
Deutsche Dramenschniede	" 196

Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Fünfter Band.



Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

AD BILL.
UNIVERS
MONAC.

Deutsch

VON

A. Arpschmar.

Fünfter Band.

SARTOR RESARTUS

VON

Helen und Meinungen des Herrn Kneiselbrück.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1855.

Lot. 324.



1. 2. 3. 4. 5.

AD BIEL.
UNIVERS
MONAC.

V o r w o r t.

Bereits in unserer Einleitung zu Carlyle's ausgewählten Schriften überhaupt machten wir darauf aufmerksam, daß „Sartor Resartus“ die ausgesprochenste und genialste Nachahmung Jean Paul'scher Denk- und Ausdrucksweise sei.

Durch die nun vorliegende Uebersetzung dieses Werkes ist der deutsche Leser in den Stand gesetzt, selbst zu beurtheilen, in wie weit jener von uns in dem Vorworte zum ersten Bande gethane Ausspruch richtig ist und ob Carlyle es auch wirklich verstanden hat, sein Vorbild zu erreichen oder ihm auch nur nahe zu kommen.

Carlyle giebt den Hauptinhalt dieses Werkes für eine Uebersetzung aus dem Deutschen aus und sucht die Sache — wohl nur im Scherze — dadurch glaubhaft zu machen, daß er hier und da ein paar deutsche Worte oder Redensarten in Parenthese beifügt.

Haben sich aber schon — wie die hier der Curiosität wegen mit beigefügten Kritiken beweisen — seine eigenen Landsleute und amerikanischen Beurtheiler nicht irre leiten lassen, so ist dies mit uns Deutschen noch weit weniger der Fall, da wir, abgesehen von dem oft fehlerhaften Deutsch dieser Pseudo-Originalredensarten nur zu gut wissen, daß der Professor Teufelsdröckh, zu Weisnichtswo in der Bahngasse wohnhaft, der gleichwohl so oft als nur möglich Veranlassung nimmt, den Schauplatz seiner philosophischen Spekulationen nach England zu verlegen und seine Expectorationen mit englischen Specialitäten herauszuputzen, nothwendig die Ausgeburt einer englischen Phantasie ist, die sich eben auf ihrem heimischen Boden am freiesten bewegt.

Eines Urtheils über dieses, wenn auch excentrische, aber groß und kühn gedachte und hier und da mit wahrhaft Jean Paul'scher Pracht der Wortmalerei durchgeführte Werk, dessen richtiges Verständniß ein mehrmaliges,

von stetem Nachdenken begleitetes Lesen verlangt, haben wir uns in unserer Eigenschaft als Uebersetzer natürlich zu enthalten und benutzen vielmehr diese Gelegenheit, einige in der letzten Zeit uns über den Verfasser zugegangene biographische und literarische Notizen als Nachtrag zu den bereits im ersten Bande gegebenen mitzutheilen und einige allgemeine Betrachtungen daran zu knüpfen.

Thomas Carlyle ist, wie bereits erwähnt, im Jahre 1796 zu Middleberg (nicht Middlebie) in Schottland geboren. Sein Vater, der ein kleines Landgut besaß und bei der Bewirtschaftung desselben selbst mit thätiger Hand anlegte, zeichnete sich durch strenge Frömmigkeit, scharfen Verstand und Verdrieht des Charakters aus. Er war, wie sein Sohn in einer seiner schönsten Arbeiten den Vater Diderot's (f. Bd. II. S. 88) geschildert hat, nämlich der Schiedsrichter bei allen Streitigkeiten zwischen seinen Nachbarn, bei welchen seine Rechtlichkeit und sein gesundes Urtheil verdienstermaßen in hohem Ansehen standen. Dabei war er auch ihr Rathgeber in allen Umständen, wo es sich um Schwierigkeiten oder Gefahren handelte und ihr Freund und Helfer in jeder Verdrängniß.

Carlyle hat mehrmals in seinen Schriften seinen Dank gegen Gott, daß er ihm einen solchen Vater gegeben, und den Stolz ausgesprochen, mit welchem er auf diese Abstammung zurückblickt. Diderot und Burns waren, wie Carlyle geistvoll hervorhebt, von ähnlicher Herkunft und beide von dem Plebejerstande angehörigen, durch ihre Tugenden ausgezeichneten Eltern geboren, — eine Geburt, die gleichzeitig volksthümlich und edel ist. „Wie viele Könige und Prinzen sind weniger wohlgeboren!“ schreibt Carlyle, indem er von den eben Genannten und offenbar, wenn auch indirekt, von sich selbst spricht.

Der wichtigste Theil seiner Erziehung war, wie seiner Schilderung zufolge auch mit Aufselbstroth der Fall war, ohne Zweifel der, den er auf intuitive Weise von seinem Vater empfing. Nichtsdestoweniger dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er schon ziemlich frühzeitig auf die lateinische Schule in Annan geschickt ward, wo der späterhin berühmt gewordene Edward Irving sein Schulkamerad war. Als Schulknabe scheint er nicht den fürchterlichen Widerwillen gegen „Declination, Conjugation und griechische und lateinische Syntax“ gehabt zu haben, den er als Mann von vierzig Jahren in „Sartor Resartus“ an den Tag legt, denn die Fortschritte, die er zu Annan in dem Studium dieser Sprache machte, waren so ungewöhnlich reich,

daß man ihn als ein Phänomen betrachtete, aus dem einmal etwas Großes werden würde, so daß sein Vater trotz seiner sehr beschränkten Mittel sich entschloß, ihn auf die Universität Edinburgh zu schicken.

Während seines Verweilens in Edinburgh scheint seine Griffsrichtung eine gleichzeitig philosophische und poetische gewesen zu sein. Er legte sich mit Eifer auf das Studium der Mathematik und bemühte sich gleichzeitig, die Mysterien eines „Faust“ und „Wilhelm Meister“ zu durchdringen.

Mehrere Jahre hindurch blieb er auf dieser Universität und scheint, als er sie verließ, unentschlossen gewesen zu sein, welchem Berufe er sich zuwenden sollte, so daß diese Frage eine beträchtliche Zeit lang unentschieden blieb. Anfangs ging er mit der Absicht um, sich dem geistlichen Stande zu widmen; Befürchtungen aber, die man sich leicht denken kann, bewogen ihn bald, diesen Gedanken wieder aufzugeben, worauf er bis zur endlichen Entscheidung für eine bestimmte Laufbahn beschloß, seinen Lebensunterhalt durch Unterricht in der Mathematik zu verdienen.

Dies war im Jahre 1821 und Carlyle folglich ungefähr fünfundsiebenzig Jahre alt. Während der nächstfolgenden zwei Jahre unterrichtete er so viel Schüler als er bekommen konnte in der Mathematik und verwendete seine Ruhestunden auf die Uebersetzung von „Wilhelm Meister“ und Legendre's „Geometrie“ und „Abhandlung über die Verhältnisse.“

Allmählig ward er über den zu wählenden Beruf mit sich einig und im Jahre 1823, also in seinem siebenundsiebenzigsten Lebensjahre, beschloß er, um seine Freiheit vollständig zu bewahren, daß sein künftiges Leben das eines Schriftstellers sein solle.

Nachdem er sich so dem Berufe zugewendet, den er später selbst als einen „anarchischen, nomadischen und ganz und gar unsicheren“ bezeichnet, sah er sich nach Arbeit um und erhielt ein Engagement bei der „Edinburgh Encyclopaedia“, die damals im Erscheinen begriffen war und für welche er mehrere biographische Artikel, unter andern über Montaigne, Montesquieu und den ältern und den jüngeren Pitt lieferte.

Gleichzeitig mit diesen veröffentlichte er die oben erwähnten Uebersetzungen und bald nachher lieferte er für das „London Magazine“ sein erstes bedeutendes Werk, die Lebensgeschichte Schiller's. Dieses Werk war das erste, welches ihm die Aufmerksamkeit des Publikums zuwendete. Eben so erwarb es ihm auch die persönliche Freundschaft Goethe's, mit welchem er bis zu dem Tode des großen Dichters in fortwährendem Briefwechsel stand.

Bald nach dem Erscheinen der Lebensgeschichte Schiller's begann Carlyle Beiträge für die „Foreign Review“ zu liefern, in welcher zuerst einige seiner schönsten Abhandlungen erschienen. Ungefähr um dieselbe Zeit begann seine Verbindung mit der „Edinburgh Review“ und „Fraser's Magazine“. In der ersten dieser beiden Zeitschriften erschienen die meisten seiner brillanten Kritiken über deutsche Literatur und in der zweiten neben einer ganzen Schaar kleinerer Productionen „Sartor Resartus“, welches geniale Werk in unserer Auswahl der Carlyle'schen Schriften den vorliegenden fünften Band bildet.

Seine Verbindung mit der „Edinburgh Review“ hat schon längst aufgehört, für „Fraser's Magazine“ schreibt er jedoch dann und wann noch einen Artikel. Auch für die „Westminster Review“ arbeitet er zuweilen und erst ganz kürzlich brachte dieselbe von ihm einen Artikel über den sächsischen Prinzenraub, welche höchst interessante Arbeit wir ebenfalls einem der nächstfolgenden Bände der ausgewählten Schriften Carlyle's einverleiben werden.

Zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit den drei letztgenannten Zeitschriften war er schon seit einigen Jahren mit einer Dame verheirathet, die sich nicht bloß durch persönliche Schönheit, sondern auch durch eine hohe Geistesbildung auszeichnete. Damals wohnte er auch noch in Schottland, in derselben wildromantischen Gegend, in welcher er seine Kindheit verlebte. In einem seiner Briefe an Goethe entwirft er eine reizende Schilderung von dieser seiner Gebirgsheimath, von dem Garten, welcher dieselbe umgab und den Beschäftigungen ihrer Bewohner. Diese Heimath verließ er nach einiger Zeit, um einen Besuch in London abzustatten, doch zog es ihn bald wieder zurück nach den schottischen Einöden, die ihm damals so theuer waren und in welchen er noch mehrere Jahre wohnte, neue Abhandlungen für die „Edinburgh Review“ und für die „Foreign Review“ schrieb und sich auf die Abfassung seiner unvergleichlichen Geschichte der französischen Revolution vorbereitete.

Diese Geschichte erschien 1837, am einundvierzigsten Geburtstage ihres Verfassers. Vom bloß literarischen Gesichtspunkte aus betrachtet, gehört sie ohne Zweifel unter die kleine Zahl der Meisterwerke unseres Jahrhunderts und ist, was die schon vorhin berührte Wortmalerei betrifft, vielleicht die prachtvollste Leistung, die bis jetzt in irgend einer Sprache vorhanden ist. Uebertroffen ist sie die einzige Geschichte der französischen Revolution, deren

Theorien die Erfahrung noch nicht Lügen gestraft hat oder deren Vorhersagungen Aussicht haben, durch künftige Ereignisse gerechtfertigt zu werden.

Dieses Werk hob seinen Verfasser mit einem Male in dem Urtheile des Publikums zu dem Range empor, den er seit jener Zeit auch unwandelbar behauptet hat und welchem zufolge er nicht bloß als der geistreichste Schriftsteller, sondern auch als der scharfsinnigste Denker seiner Nation betrachtet wird.

Alle auf die Geschichte der französischen Revolution folgende, von uns in der Einleitung zum ersten Bande bereits aufgeführte Werke, so wie die „Latter Day Pamphlets“ und das „Life of John Sterling“ sind in Obelsea, Cheyne Walk, jenem kleinen anmuthigen Schriftstellerdörfchen, wie man es nennen kann, geschrieben, in welchem Carlyle seit dem Jahre 1841 ununterbrochen gewohnt hat.

Gegenwärtig arbeitet er schon seit mehreren Jahren an einer Lebensgeschichte Friedrich's des Großen und hat während jedes der leztvergangenen drei Sommer mehrere Monate in verschiedenen deutschen Hauptstädten zugebracht, um Materialien zu dieser Geschichte zu sammeln.

Dies sind in kurzen Umrissen die Hauptthaten in Carlyle's Lebensgeschichte. Von seinen Schriften kann man sagen, daß ihre Tendenz im Ganzen genommen eine erhebende sei. Sie enthalten allerdings Vieles, was Viele nicht billigen können, aber noch weit, weit mehr, wovon Wenige wünschen würden, daß es nicht geschrieben worden sein möchte. Carlyle's Schriften schmettern wie mit dem Hammer des alten Gottes Thor auf Alles los, was in dem Leben und in den Institutionen des neunzehnten Jahrhunderts ein Uebel zu nennen ist. Mit furchtbarer Energie, gleich der unferes Luther, führen sie Krieg mit Allem, was in der praktischen Philosophie unserer Zeit und in unserem individuellen und socialen Treiben gemein und unedel zu nennen ist.

Ein richtiges Urtheil über den Umfang des Einflusses, den Carlyle's Schriften schon jetzt und zwar zunächst in seinem Vaterlande geäußert haben, möchte schwer abzugeben sein. Dieser Einfluß ist größtentheils ein mittelbarer, kein directer gewesen. Nur wenige von Carlyle's Budern haben mehrere Auflagen erlebt und die Zahl ihrer Leser und Leser, auf welche sie direct eingewirkt haben, ist daher bis jetzt verhältnißmäßig nur klein zu nennen. Die Zahl Derjenigen aber, auf welche sie indirecten Einfluß geäußert haben, ist Legion. Sie haben, wenn auch nicht auf die Massen selbst,

doch auf Die eingewirkt, welche wiederum auf die Massen einwirken. Es giebt in England gegenwärtig kaum einen Lehrer des Volks, der nicht einen großen Theil seiner Begeisterung aus den Werken dieses genialen Denkers geschöpft hätte, und ganz gewiß ist seit den letzten zwanzig Jahren in England kein bemerkenswerthes Buch geschrieben worden, welches nicht einen großen Theil Dessen, was es bemerkenswerth macht, Carlyle verdanke. Sein Einfluß ist in jeder Zeile Tennyson's bemerkbar; Thomas Cooper's wundervolles Gedicht, das „Begefeuer der Selbstmörder“, welches, obgleich es jetzt zeitweilig vergessen ist, dennoch als eins jener Werke, welche im Laufe der Jahrhunderte bloß dann und wann auftauchen, noch lange leben und in Ehren gehalten werden wird, nachdem die Erinnerung an manches weit populärere Erzeugniß schon längst verschwunden ist — ward ihm dedicirt; Emerson und Ruskin sind in vielen Dingen nur seine Schüler, und so ließen sich vergleichende Beispiele noch in großer Menge anführen.

Man hat — besonders in England — oft gegen Carlyle's Schriften geltend machen wollen, daß ein antichristlicher Geist in ihnen wohne, welche Behauptung aber nur in einer sehr ungenauen Kenntniß oder ganz verkehrten Auffassung dieser Schriften ihren Grund haben kann. Carlyle's Schriften führen niemals Kampf gegen das Christenthum, sondern gegen den Mangel daran bei Denen, die oft nur dem Namen nach Christen sind, bloß gegen die Heuchelei, welche sich in das Gewand des Christenthums hüllt und dessen Namen sich anmaßt. Nach unserer Ansicht haben Carlyle's Schriften die Tendenz, die Menschen für Christenthum und Religion empfänglicher, aber keineswegs abgeneigt dagegen zu machen. Sie ermahnen die Menschen, demüthig, selbstverleugnungsvoll, gegen einander hilfsreich und nachsichtig zu sein, ihr Leben in Reinheit und edler, nützlicher Thätigkeit zuzubringen, und es ist auf keinen Fall zu billigen, wenn man solche Lehren als antichristlich und irreligiös bezeichnet.

Wir lassen nun die oben erwähnten englischen und amerikanischen Urtheile über „Sartor Resartus“ folgen, so wie sie der Verfasser der dritten Auflage seines Werkes selbst beigegeben hat.

M. H.

Beurtheilungen.

1. Höchste Klasse, Buchhändlers Koffer.

Der Koffer an den Buchhändler. — „Der Verfasser von Teufelsdröckh ist ein Mann von Talent; sein Werk enthält hier und da sehr glückliche Gedanken und Wendungen und einen bedeutenden Grad von Phantasie und Wissen; ob es aber bei dem Publikum Anklang finden wird oder nicht, scheint zweifelhaft zu sein. Für ein jeu d'esprit dieser Art ist es zu lang und würde sich als Abhandlung oder Artikel besser geeignet haben, denn als Buch. Der Verfasser hat nicht viel Takt. Sein Witz ist häufig plump und erinnert an den deutschen Baron, welcher auf Tische und Bänke sprang und auf Befragen zur Antwort gab, er wolle lustig sein lernen. Ist das Werk auch wirklich eine Uebersetzung?“

Der Buchhändler an den Herausgeber. — „Erlauben Sie mir zu sagen, daß ein Schriftsteller wie Sie bloß noch ein wenig Takt bedarf, um nicht bloß ein gediegenes, sondern auch ein populäres Werk zu Tage zu fördern. Unmittelbar nachdem ich Ihre Erlaubniß erhielt, sendete ich Ihr Manuscript einem unserer ersten Schriftsteller, der zugleich ein tüchtiger Kenner der deutschen Sprache und Literatur ist. Ich lege hier sein Gutachten bei und Sie können sich darauf verlassen, daß es ein gerechtes und richtiges ist. Uebrigens habe ich eine zu hohe Meinung von Ihrer Einsicht, als daß“ u. i. w. u. i. w. — m. p. (penes nos) London, 17. September 1831.

2. Kritiker der „Sun.“

„Fraser's Magazine entfaltet den gewöhnlichen Glanz, so wie auch, u. i. w. „Sartor Resartus“ ist, was der alte Tenniss einen Haufen durcheinander gewirrten Unsinn zu nennen pflegte, in welchem jedoch hier und da Stellen vorkommen, die sich durch Gedankenfülle und imposante poetische Kraft auszeichnen. Aber was meint der Verfasser mit der baphometischen Feuertaupe? Warum kann er nicht sich seiner Bedanterie entschlagen und so schreiben, daß er allgemein verständlich wird? Der Curiosität wegen führen

wir eine Stelle aus „Sartor Resartus“ hier an, die man eben so gut rückwärts als vorwärts lesen kann, denn sie ist auf die eine Weise eben so verständlich als auf die andere. Ja, wir glauben, wenn der Leser beim Schwanz anfängt und sich bis zum Kopfe durcharbeitet, so hat er noch die meiste Aussicht, die Bedeutung des Satzes zu ergründen: „Die so lange umhergeschleuderte, mit Feuer getaufte Seele fühlt hier ihre eigene Freiheit, welches Gefühl ihre baphometische Taufe ist. Die Citadelle ihres ganzen Königreichs hat sie auf diese Weise mit Sturm genommen und wird sie unerhörterlich behaupten und die noch übrigen außerhalb von ihr gelegenen Gebiete werden, wenn auch nicht ohne harten Kampf, ohne Zweifel allmählig erobert und pacificirt werden.“ — Hier ist ein“ — Sun Newspaper, 1. April 1834.

3. Urtheil der „North American Review.“

... „Nach einem sorgfältigen Ueberblick über das ganze Terrain sprechen wir unsere Ueberzeugung dahin aus, daß ein Professor Teufelsdröck eben so wenig jemals existirt hat, als ein Hofrath Heuschrecke, daß die sechs Zettelsäcke mit ihren Inschriften und ihrem vielfachen Inhalt ein bloßes Hirngespinnst sind, daß der „gegenwärtige Herausgeber“ die einzige Person ist, welche jemals über die Philosophie der Kleider geschrieben und daß „Sartor Resartus“ die einzige Abhandlung ist, die jemals über diesen Gegenstand erschienen — mit einem Worte, daß die ganze Erzählung von dem Ursprung des vorliegenden Werkes, welche der vermeinte Herausgeber mit so vielem Ernste erzählt und wovon wir einen kurzen Auszug mitgetheilt haben, nichts mehr und nichts weniger ist als eine Mystification.

„Ohne unsern Lesern des Längeren und Breiteren mit unsern Gründen, die uns zu diesen Vermuthungen berechtigen, lästig zu fallen, bemerken wir bloß, daß der Mangel an jeder andern Nachricht über diesen Gegenstand, mit Ausnahme Dessen, was in dem Werke selbst enthalten ist, schon an und für sich als eine bedeutsame Thatsache betrachtet werden muß. Die ganze deutsche Presse sowohl als auch die spezielle, auf welcher das Werk gedruckt worden sein soll, scheint unter der Herrschaft von „Stillischweigen u. Comp.“ zu stehen. Wenn die Kleiderphilosophie und ihr Verfasser in ganz Deutschland eine so große Sensation machen, wie hier behauptet wird, wie kommt es dann, daß die einzige Nachricht, die wir von dieser Thatsache erhalten, in einigen Nummern einer in London erscheinenden Monatschrift enthalten ist? Wie kommt es, daß keine Mittheilung über diese Sache direct zu uns gelangt

ist? Wir bilden uns hier in Neuengland ein, von dem, was in literarischer Beziehung in dem alten deutschen Mutterlande vorgeht, wenigstens eben so viel zu wissen, als unsere Brüder der festgeankerten Insel, haben aber bis jetzt noch nicht das Mindeste von dem „umfangreichen, enggedruckten, reichlich durchdachten Buche“ erfahren, welches den Gegenstand dieses angeblichen Commentars bildet. Ferner möchten wir den „gegenwärtigen Herausgeber“ ganz ergebenst fragen, auf welchem Theile der Karte von Deutschland wir die Stadt *Weisnichtswo* suchen sollen, an welchem Orte das Werk gedruckt worden sein und der Verfasser gewohnt haben soll. Wir haben mehrere Theile des deutschen Gebietes persönlich besucht und verschiedentlich und zu mehrfachen Zwecken Karten dieses Landes sehr sorgfältig zu Rathe gezogen, können und aber auf einen solchen Ort durchaus nicht bestanden. Wir vermuthen, daß die Stadt *Weisnichtswo* auf wenigstens eben so passende Weise *Niemandweisswo* genannt werden könnte und in dem Königreich *Nirgend* zu finden ist. Das Dorf *Entenpsuhl*, wo der vermeinte Autor des Werks seine Jugend verleben haben soll, und die Stadt *Pinterschlager*, wo er seine Schulbildung genoß, sind unserer Geographie eben so fremd. *Entenpsuhle* giebt es unzweifelhaft in fast jedem Dorfe in Deutschland, wie der Reisende in diesem Lande auf seine Kosten nur zu gut erfährt, ein besonderes Dorf aber, welches *Entenpsuhl* hieße, ist uns eine völlige terra incognita. Die Namen der Personen sind nicht weniger eigenthümlich als die der Ortschaften. Wer kann sich des Lächelns enthalten, wenn er zwei Namen, wie *Diogenes Teufelsdröckh*, mit einander in unauflöbliche Verbindung gebracht sieht? Der vermeinte Träger dieses seltsamen Namens giebt in seiner vorgebliehen Autobiographie zu, daß er vergebens in allen Wappenbüchern in- und außerhalb des deutschen Reichs, so wie in allen Arten von Subscribentenlisten, Bürgerwehreregistern und andern Namensverzeichnissen gesucht habe, aber nirgends im Stande gewesen sei, den Namen *Teufelsdröckh*, außer als Anhängsel seiner eigenen Person, zu finden. Wir glauben dies gern und zweifeln sehr, daß es einem christlichen Vater einfallen würde, einem Sohne den lebenslänglichen Fluch eines so abscheulichen Namens aufzubürden. Der Name des Hofraths *Heuschrecke* steht, obschon harmlos, weit mehr wie eine Frucht der Laune, als wie ein Ergebniß historischer Forschung aus. Dasselbe gilt von *Blumine*, der *Helbin der Fabel*, und den übrigen Personen.

„Mit einem Worte, unsere persönliche Meinung ist, wie schon bemerkt, daß die ganze Geschichte von einer Correspondenz mit Deutschland, einer

Universität Weisnischwo, einem Professor der Allerleiwissenschaft, einem Hofrath Heuschrecke und einer Plummengöttin Plumine in der Wahrheit ungefähr eben so viel Begründung hat als der neulich erschienene interessante Bericht von Sir John Herichel's Entdeckungen im Monde. Erdichtungen dieser Art sind jedoch nicht ungewöhnlich und dürfen vielleicht nicht mit allzugroßer Strenge beurtheilt werden; wir wissen aber nicht, ob wir dieselbe Nachsicht in Bezug auf den Versuch üben dürfen, welcher hier gemacht worden zu sein scheint, um das Publikum in Bezug auf den Inhalt des vorliegenden Werkes und dessen angebliches deutsches Original irre zu leiten. Beide behandeln, wie wir gesehen haben, das Thema der Kleider oder der menschlichen Bekleidung. Die Kleider, ihr Werden und Wirken, ist der Titel der angeblichen deutschen Abhandlung des Professors Teufelsdröckh und der ziemlich seltsame Name Sartor Resartus — der wiedergefluchte Schneider — den der gegenwärtige Herausgeber seinem angeblichen Commentar vorgesetzt hat, scheint nach derselben Richtung hin zu schauen. Obgleich aber das Werk zahlreiche Bemerkungen in halb ernstem, halb komischem Style über die Kleidung enthält, so scheint es doch in der That mehr eine Abhandlung über die große Wissenschaft der Dinge im Allgemeinen zu sein, welche Teufelsdröckh an der Universität Niemandweißwo vorgetragen haben soll. Ohne nun einen allzustrengen moralischen Maßstab anlegen zu wollen, gestehen wir doch, daß wir es nicht ganz in der Ordnung finden, wenn dem Publikum eine Abhandlung über Dinge im Allgemeinen unter dem Namen und in der Form einer Abhandlung über die Kleidung geboten wird. Was uns betrifft, die wir unglücklicherweise auf der Reise des Lebens schon weit über die Periode hinaus sind, wo die Kleidung in praktischer Bedeutung ein Gegenstand von Interesse ist, so nehmen wir keinen Anstand zu erklären, daß der wirkliche Gegenstand des Werkes für uns anziehender ist als der offensichtliche. Mit der großen Masse der Leser ist dies wahrscheinlich nicht der Fall. Für den jüngeren Theil der Gesellschaft, welcher überall die große Mehrzahl ausmacht, ist das Thema der Bekleidung ein ungemein bedeutsames und wichtiges. Ein Autor, der dieses behandelt, appellirt gleich dem Dichter, an die Jünglinge und Jungfrauen — virginibus puerisque — und fordert sie bei allen Beweggründen, welche gewöhnlich am stärksten auf ihre Empfindungen einwirken, auf, sein Buch zu kaufen. Wenn sie nun, nachdem sie zu diesem Zwecke den Beutel geöffnet, das Werk triumphirend nach Hause getragen haben, in der Erwartung, darin eine besondere Anweisung in Bezug auf das

Binden ihrer Halsstücker oder den Schnitt ihrer Schnürleiber zu finden und weiter nichts darin finden, als eine Abhandlung über Dinge im Allgemeinen, so werden sie — um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen — auf eben nicht sehr guter Laune sein. Wenn die letzten Fortschritte in der Geistesgebungs, die wir hier zu Lande gemacht haben, auch den Weg nach England gefunden haben sollten, so glauben wir, daß der Verfasser gegründete Aussicht hat, gekannt zu werden. Ob sein Zweck bei dieser Hinterlist bloß pekuniärer Vortheil ist, oder ob er ein schadenfrohes Vergnügen darin findet, die Stupereität zum Besten zu haben, darüber wollen wir uns weiter nicht ausdrücken. In dem letzten Theile des Werkes widmet er dieser Wenichenklasse ein besonderes Kapitel, aus dessen Inhalt wir fast schließen möchten, daß er irgend ein Mittel, die Stupen ihres Eigenthums zu berauben, ziemlich in dem Lichte eines an den Aegyptern begangenen Diebstahls betrachten würde.

„Das Einzige an dem Werke, was zu beweisen scheint, daß es wirklich das ist, was es zu sein vorgiebt, nämlich ein Commentar über eine wirklich deutsche Abhandlung, ist der Styl, nämlich eine Art babilonischen Dialects, dem allerdings Reichthum, Kraft und zuweilen eine ganz besonders glückliche Wendung des Ausdrucks nicht abgeht, der aber einen sehr starken Anflug von dem eigenthümlichen Idiom der deutschen Sprache hat. Diese Eigenschaft des Stylls jedoch kann auch das bloße Ergebniß einer großen Vertrautheit mit der deutschen Literatur sein und wir können es daher nicht als an und für sich maßgebend betrachten und noch viel weniger annehmen, daß dadurch so viele entgegenstehende Indicien aufgewogen werden.“ — North American Review, No. 89, Oct. 1835.

4. Eine neuenglische Redaction.

„Die Redaction hat sich auf den ausdrücklichen Wunsch vieler Personen veranlaßt gesehen, die folgenden Bogen aus den ephemeren Hefen (Fraser's Magazine), in welchen sie zuerst erschienen, in der Uebersetzung zu sammeln, daß sie die Gewißheit einer längeren Geltung in sich tragen.

„Die Redaction glaubt nicht, daß dieses kleine Werk eine rasche und allgemeine Popularität erlangen werde. Sie versucht nicht — und es bedarf dessen auch nicht — das heitere Costum, in welches der Autor seine Gedanken so gern kleidet, oder die deutschen Redensarten zu rechtfertigen, mit welchen er scherzhafterweise seine Zeilen geschmückt hat. Es ist so seine Art, die ernstesten Gedanken über die ernstesten Themata in einem sonder-

baren burlesken Style auszusprechen. Wenn seine Wasserrade einige seiner Zuhörer so verlegt, daß sie nicht hören wollen, was er ihnen sagen will, so werden dadurch vielleicht andere herbeigeloct, seiner Weisheit Gehör zu schenken, und welches Werk der Phantasie kann wohl hoffen, Allen zu gefallen? Wir erlauben uns hierbei noch zu bemerken, daß der Widerwillen, den diese Eigenthümlichkeiten bei manchen Lesern erregen, anfangs am größten ist und bald vergessen wird und daß das ausländische Gewand und Ansehen des Werkes ein ganz oberflächliches ist, welches ein ächt sächsisches Herz birgt. Wir glauben, daß seit vielen Jahren kein Buch erschienen ist, welches in ächterem Englisch geschrieben wäre oder eine gleiche Herrschaft über alle Reichtümer der Sprache entfaltet. Für die gelegentliche Excentricität seines Genius entschädigt der Verfasser reichlich nicht bloß durch die häufig vorkommenden wahrhaft prachtvollen und unübertrefflichen Stellen, sondern auch durch den ihm niemals untreu werdenden Witz und Scharfsinn.

„Was aber das Buch dem scharfblickenden Leser hauptsächlich empfehlen wird, ist die offenkundige Absicht des Werkes, nämlich eine Kritik des Geistes der Zeit, wir hätten fast gesagt, der Stunde, in der wir leben, indem der gegenwärtige Stand der Religion, Politik, Literatur, Kunst und des socialen Lebens in sein richtigstes und neuestes Licht gesetzt wird. Hinter all seiner Scherzhaftigkeit verbirgt der Verfasser einen ernsten Sinn und zeigt einen unseren volksthümlichen Schriftstellern sehr seltenen scharfen Einblick in die mannigfachen Bedürfnisse und Tendenzen der menschlichen Natur. Die Philanthropie und Reinheit der moralischen Gesinnung, welche das ganze Werk durchwehen, werden sich den Weg zu dem Herzen eines jeden Freundes der Tugend bahnen.“ — Vorrede zu Sartor Resartus. Boston, 1836, 1837.

Sunt, fuerunt vel fuerel

London, 30. Juni 1838.

I n h a l t.

Vorwort	Seite	V
Beurtheilungen	"	XI
 Erstes Buch.		
1. Kap. Einleitung	"	1
2. " Retactionelle Schwierigkeiten	"	5
3. " Reminiscenzen	"	9
4. " Charakteristiken	"	20
5. " Die Welt in Kleidern	"	26
6. " Schürzen	"	32
7. " Gemischt historisch	"	34
8. " Die Welt ohne Kleider	"	38
9. " Adamitismus	"	43
10. " Keine Verunft	"	47
11. " Ausichten	"	53
 Zweites Buch.		
1. Kap. Genesis	"	62
2. " Iudäisch	"	69
3. " Pädagogie	"	77
4. " Der Anker wird gelichtet	"	92
5. " Romantisch	"	103
6. " Teufelsdröckh's Leben	"	115
7. " Das ewige Nein	"	124
8. " Mittelpunkt der Gleichgültigkeit	"	131
9. " Das ewige Ja	"	142
10. " Pause	"	153

Drittes Buch.

1. Kap. Der modernen Geschichte angehörend	Seite 160
2. „ Kirchenleider	163
3. „ Symbole	168
4. „ Helotenthum	174
5. „ Der Phönix	178
6. „ Alte Kleider	184
7. „ Organische Filamente	188
8. „ Natürlicher Supernaturalismus	196
9. „ Umblick	206
10. „ Das Empirerthum	210
11. „ Die Schneider	221
12. „ Abschied	224

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Wenn man den gegenwärtigen weit vorgerückten Zustand der Kultur ins Auge faßt und wie die Fackel der Wissenschaft mit mehr oder weniger Wirkung seit fünftausend Jahren und darüber geschwungen und herumgetragen worden ist, wie besonders in den gegenwärtigen Zeiten nicht bloß die Fackel noch brennt, sondern auch unzählige an derselben angezündete Nachlichter und Schwefelhölzchen in jeder Richtung flimmern, so daß auch nicht das kleinste Mausloch in der Natur oder Kunst unerleuchtet bleiben kann, — wenn man dies alles betrachtet, so könnte es den denkenden Geist einigermassen Wunder nehmen, daß bis jetzt wenig oder nichts Gründliches weder in der Gestalt von Philosophie noch von Geschichte über die menschliche Kleidung geschrieben worden ist.

Unsere Theorie von der Schwerkraft der Körper ist so gut wie vollkommen. Lagrange hat bekanntlich bewiesen, daß das Planetensystem nach dem gegenwärtigen Plane ewig dauern wird, und Laplace stellt die noch weit schlaupere Behauptung auf, daß es gar nicht anders geschaffen worden sein könnte. Von der Geologie und Gognoste wissen wir genug, und durch die Arbeiten unserer Werner und Huttons, so wie durch das Genie ihrer Schüler, ist es so weit gekommen, daß jetzt für manche königliche Akademie der Wissenschaften die Erschaffung einer Welt keine größeren Geheimnisse darbietet, als das Kochen eines Kartoffelkloßes.

Es wäre überflüssig, hier erst noch unsere Untersuchungen über den gefelligen Vertrag, über die Nichtdauern des Reichthums und über die Veränderungen des Haringes zu erwähnen. Haben wir ferner nicht eine Theorie

des Grundzinses, eine Theorie des Bodenwerthes, Philosophien der Sprache, der Geschichte, der Künste, der Geistererscheinungen, der berausenden Getränke? Das ganze Leben und die ganze Umgebung des Menschen ist aufgedeckt und erhellt worden; es giebt kaum eine Faser seiner Seele, seines Körpers und seines Besitzthumes, die nicht untersucht, secirt, destillirt, getrocknet und wissenschaftlich zerlegt worden wäre; unsere geistigen Fähigkeiten, deren Zahl, wie es scheint, keine geringe ist, haben ihre Stewarts, Cousins, Royer Collards und jede Zelle des Gefäß- und Muskelgewebes rühmt sich ihrer Lawrences, Majendies und Richats.

Wie aber kommt es, wird der denkende Geist nochmals sagen, daß das große Gewebe aller Gewebe, das einzige wirkliche Gewebe, von der Wissenschaft ganz übersehen worden, wir meinen nämlich das Kleidergewebe von wollenem oder anderem Stoff, welches die Seele des Menschen als ihre äußerste Umhüllung trägt, worin seine sämmtlichen anderen Gewebe eingeschlossen und geschützt sind, worin seine sämmtlichen Fähigkeiten wirken, worin sein ganzes Ich lebt, webt und ist? Denn wenn auch dann und wann einmal ein verirrter Denker einen Gulenblick in diese obscure Region geworfen hat, so sind die andern größtentheils ganz achtlos darüber hingeschwehrt und haben die Kleider als ein Eigenthum, nicht als einen Zufall, als etwas ganz Natürliches und von selbst Entstandenes gleich den Blättern der Bäume, gleich dem Gefieder der Vögel betrachtet. In allen Theorien haben sie den Menschen stillschweigend als ein bekleidetes Thier figuriren lassen, während er doch von Natur ein nacktes Thier ist und nur unter gewissen Umständen vorzüglich und absichtlich sich durch Kleider maskirt. Shakespeare sagt, wir seien Geschöpfe, die vor und hinter sich schauern; um so überraschender ist es, daß wir uns nicht ein wenig umschauen und sehen, was unter unseren eigenen Augen vorgeht.

Hier aber wie in so vielen anderen Fällen kommt Deutschland, das gelehrte, unermüdete, tiefdenkende Deutschland uns zu Hülfe. Es ist im Grunde genommen eine Wohlthat, daß es wenigstens ein Land giebt, wo der abstracte Gedanke noch ein Obdach findet; daß, während das Getöse der Katholikemancipation, der verrotteten Wahlsteden und Pariser Revolten jedes französische und jedes englische Ohr betäuben, der Deutsche noch friedlich auf seinem wissenschaftlichen Wachtthurme stehen kann und der rasenden, tobenden Menge hier und anderwärts von Stunde zu Stunde, nachdem er vorher in sein Horn geblasen, sein „Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen“

zuruft, oder mit andern Worten der Welt — welche diese Thatfache so oft vergißt — sagen kann, wie viel es eigentlich geschlagen hat.

Man hat den Deutschen nicht selten den Vorwurf gemacht, daß ihr Bleiß ein nutzloser sei; als ob sie auf Abwege gerietten, wo nichts zu haben sei, als die Mühe einer beschwerlichen Reise; als ob sie, die Goldminen des Finanzwesens und jenes politische Schlachten fetter Däsen, wodurch der Mensch selbst fett wird, verlassend, sich sehr gern nach Heidelbeeren suchend in Dickichte verirrtten, wo sie Gefahr liefen, endlich in trügerischem Moorboden zu versinken.

Ueber diese unweise Wissenschaft, welche, wie unser großer Humorist sich ausdrückt, „nach geometrischem Maßstabe die Größe der Viertörfe feststellt“, und noch mehr über jenen gänzlich falsch angewendeten Bleiß, den man so rüftig leeres Stroh dreichen sieht, läßt sich allerdings nichts zur Vertheidigung sagen. In so weit daher den Deutschen wirklich so etwas zur Last gelegt werden kann, mögen sie die Folgen auf sich nehmen.

Nichtskethoweniger muß bemerkt werden, daß selbst eine russische Sterve Grabhügel und goldene Ornamente besitzt. Manche Landschaft, die von weitem kahl und wie von Felsen eingeschlossen aussieht, entsaltet sich, wenn man sie in der Nähe besucht, zu herrlichen Thälern. Ja, möchte nicht die Kritik auf jeden Fall für den menschlichen Geist nicht bloß Wegweiser und Schlagbaum, sondern auch Pallisaden und unübersteigliche Schranken errichten? Es steht geschrieben: „Viele werden hin und her laufen und die Kenntniß wird wachsen.“ Die einfachste Regel ist ganz gewiß die: Man lasse jeden vernünftigen Menschen seinen Weg gehen und zwischen, wohin dieser ihn führen wird. Denn nicht dieser Mensch und jener Mensch, sondern alle Menschen zusammengenommen machen die Menschheit aus und ihre vererblten Aufgaben die Aufgabe der Menschheit.

Wie oft haben wir einen solchen abenteuernden und vielleicht vielgetasteten Wanderer auf ein abgelegenes, vernachlässigtes und für das Leben dennoch wichtiges Reich stoßen sehen, dessen verborzene Schätze er zuerst entdeckte und fortwährend verkündete, bis das Auge und die Bestrebungen der Allgemeinheit sich ebenfalls dorthin wendeten und die Eroberung vollbracht ward, so daß er auf diesen seinen anscheinend so zwecklosen Streifzügen in dem unermesslichen und auf allen Seiten umgebenden Reiche des Nichts und der Nacht neue Fahnen aufpflanzte und neue bewohnbare Kolonien gründete? Ein weiser Mann war der, welcher den Rath gab, der Vor-

4
schung freies Feld zu lassen, damit sie furchtlos nach allen zweiunddreißig Punkten der Windrose schaue, wohin und wie es ihr beliebt.

Vielleicht ist es ein Beweis des kümmerlichen Zustandes, in welchem die reine Wissenschaft, besonders die reine moralische Wissenschaft unter und Engländern schwacher und wie unsere merkantile Größe und unschätzbare Constitution, indem sie aller englischen Kultur und Strebsamkeit eine politische oder sonst unmittelbar praktische Tendenz ausprägt, den freien Flug des Gedankens beeinträchtigt, — daß diese, nicht Philosophie der Kleider, sondern Anerkennung, daß wir keine solche Philosophie haben, zum ersten Male hier in unserer Sprache veröffentlicht steht.

Welcher englische Verstand hätte ein solches Thema wählen oder zusätzlich darauf gerathen können? Ohne jenen gleichzeitig fessellosen und doch abgeschlossenen Zustand der deutschen Gelehrten, der ihnen erlaubt und sie verlockt, in allen Arten Gewässern und mit allen Arten von Netzen zu fischen, scheint es ziemlich wahrscheinlich, daß diese allerdings sehr abstruse Untersuchung, trotz der Ergebnisse, zu welchen sie führt, noch auf unbestimmte Zeit in ihrem Schläfe verharret wäre.

Der Herausgeber des vorliegenden Buches gesteht, obgleich er sich übrighens ein Mann von großem Forschungsstrieb zu sein einbildet, offen, daß ihm die obigen sehr einfachen Betrachtungen über unsern gänzlichen Mangel an einer Philosophie der Kleider erst vor wenigen Monaten aufgeschossen sind und dann auch nur erst auf eine Veranlassung von außen her, nämlich durch das Eintreffen eines neuen Buches von dem Professor Teufelsdröckh in Weisnichtwo, welches Buch ausdrücklich über diesen Gegenstand handelt und zwar in einem Style, der, mag man ihn nun verstehen oder nicht, selbst nicht von dem Blindesten übersetzen werden kann. Auf die Denkweise des gegenwärtigen Herausgebers ist diese merkwürdige Abhandlung mit ihren Theorien, möge er denselben nun beitreten oder sie in Abrede stellen, nicht ohne Wirkung geblieben.

„Die Kleider, ihr Werden und Wirken,“ von Diog. Teufelsdröckh, J. U. D. etc. Stillschweigen u. Comp., Weisnichtwo, 1831.

„Hier,“ sagt der Weisnichtwo'sche Anzeiger, „haben wir einen Band von jener umfangreichen, compact gedruckten, tiefgedachten Art, welche man, wir sagen das mit Stolz, nur in Deutschland, vielleicht nur in Weisnichtwo, steht. Die rühmlichst bekannte Firma Stillschweigen u. Comp. hat das

Werk äußerlich aufs Beste ausgestattet und seine innern Eigenschaften sind von der Art, daß es nothwendig Aufsehen erregen muß.“

„Es ist ein Werk“ — so schließt der fast enthuſtaſtiſche Kritiker — „welches für den Alterthumsforſcher, den Hiſtoriker und den philoſophiſchen Denker gleich intereſſant iſt — ein Meiſterſtück von Kühnheit, luſtbängigem Scharfſinn, verber Kerndeutſchkeit und Menſchenliebe, welches allerdings an hohen Orten auf manchen Widerſtand ſtoßen wird, aber den ſaſt noch ganz neuen Namen Teufelsdröckh in unſerem deutſchen Ehrentempel zu den erſten Reihen der Philoſophie emporheben wird und emporheben muß.“

Unſerer alten Freundschaft eingedenk hat der ausgezeichnete Profeſſor in ſeiner Freude über dieſen erſten Glanz ſeines Namens, der ihn jedoch nicht blendet, uns ein Dedicationsexemplar ſeines Buches zuſegendet und daſſelbe mit allerhand Komplimenten und Lobeserhebungen begleitet, welche die Beſcheidenheit und hier zu wiederholen verbietet. Uebrigens hat er dabei weiter keine Hoffnung und keinen Wuſch ausgedrückt, als welcher in ſeinen letzten Worten liegt: „Wöchte es (dieſes merkwürdige Buch) auch im britiſchen Boden gedeihen!“

Zweites Kapitel.

Redactionelle Schwierigkeiten.

Wenn für einen Freund des Denkens und Forſchens, deſſen „Saatefeld“, in den erhabenen Worten des Dichters, die „Zeit“ iſt, keine Groberung Wichtigkeit hat, als die Groberung neuer Ideen, dann ſollte eigentlich der Tag, an welchem das Buch des Profeſſors Teufelsdröckh eintraf, in dem Kalender des Herausgebers roth angeſtrichen werden. Es iſt in der That ein umfaſſendes Buch von grenzenloſem, ſaſt formloſem Inhalt, ein wahres Gedankenmeer, weder ruhig noch klar, wenn man will, worin aber der unerſchrockenſte Verkuſſer bis zur äußerſten Tiefe hinabtauchen kann, um nicht bloß mit Meereskrümmern, ſondern mit ächten orientaliſchen Perlen wieder herauszukommen.

Gleich nach der erſten Durchſicht, ſaſt ſchon nach dem erſten ruhigen Einbliz ward und klar, daß hier ein ganz neuer zu noch unerkannten weiteren Reſultaten führender Zweig der Philoſophie enthüllt ſei, ferner aber — was kaum weniger intereſſant zu ſein ſchien — auch eine ganz neue

menschlische Individualität, ein fast beispielloser persönlicher Charakter, nämlich der des Professors Teufelsdröckh, des Enthüllers. Von diesen beiden Neuheiten beischloßen wir so viel als möglich die Bedeutung zu erfassen.

Da aber der Mensch vorzugsweise ein proselytenmachendes Geschöpf ist, so hatten wir dieses Erfassen kaum ordentlich versucht, als auch schon die neue Frage entstand: Wie könnte dieses erlangte Gute Andern mitgetheilt werden, die seiner vielleicht ebenso nothwendig bedürfen; wie könnte die Philosophie der Kleider und der Urheber dieser Philosophie auch einigermaßen für die Angelegenheiten und die Herzen unserer englischen Nation nutzbar gemacht werden? Denn wenn man von neuerworbenem Golde sagt, es brenne in den Taschen, bis es wieder in Circulation gekehrt werde, so gilt dies noch weit mehr von neuerworbenen Wahrheiten.

Hier jedoch ergaben sich Schwierigkeiten. Der erste Gedanke war natürlich, einen Artikel nach dem andern über dieses merkwürdige Buch in allen den weitest verbreiteten kritischen Journalen zu veröffentlichen, mit welchen der Herausgeber in Verbindung stünde oder zu denen er sich durch Geld oder gute Worte Zutritt verschaffen könnte. Aber war es andererseits nicht auch sofort klar, daß ein solcher Gegenstand, wie der, welcher hier enthüllt und behandelt werden mußte, die Circulation und den Absatz eines jeden bestehenden Journals gefährden könnte? Allerdings, wenn die ganzen Parteien des Staats abgeschafft, wenn Whigs, Tories und Radicals sich in witterstrebender Einigkeit umfaßt hielten und die ganzen Journale der Nation in ein einziges Journal verschmolzen werden könnten, aus welchem die Philosophie der Kleider in unaufhörlichen Strömen hervorquoll — dann wäre der Versuch möglich erschienen.

Aber ach, welches Vehiculum dieser Art haben wir außer höchstens *Fraser's Magazine*? Ein Vehiculum, welches — sichtlich gesprochen — überall mit den tollsten *Waterloo-Kaleten* bestreut ist, die zerstörend und vernichtend überall explodiren, wo der mystificirte Passagier steht oder sitzt. Auf jeden Fall gilt dieses Vehiculum seit einigen Jahren für bis zum Ueberfließen voll und unerbittlich verschlossen!

Wollte man, abgesehen hiervon, die Philosophie der Kleider ohne den Philosophen, die Ideen eines Teufelsdröckh ohne etwas von seiner Persönlichkeit darlegen, so würde man beide der Gefahr Preis geben, gänzlich mißverstanden und falsch aufgefaßt zu werden. Zu einer Biographie aber lagen, selbst wenn sie sonst zu lässig gewesen wäre, keine ausreichenden Documente

vor; auch ließ sich nicht hoffen, dergleichen zu erlangen, sondern man mußte in Folge der obwaltenden Umstände gänzlich daran verzweifeln. Deshalb sah sich der Herausgeber vor der Hand an aller öffentlichen Aussprache dieser außerordentlichen Theorien verhindert und gezwungen, sie nicht ohne die lebhafteste Unruhe in den dunkeln Tiefen seines eigenen Gemüthes zu bergen und zu überdenken.

So hatte es einige Monate gedauert und das immer und immer wieder gelesene Buch über Kleider ward in mehreren Punkten lichtvoll und klar, die Persönlichkeit des Verfassers immer erkennlicher, aber trotz alles dessen, was Gedächtniß und Vermuthung thun konnten, immer räthselhafter, wodurch die alte Unzufriedenheit immer mehr in eine feststehende Unzufriedenheit überzugehen schien, als plötzlich ganz unerwartet ein Brief von Herrn Hofrath Heuschrecke ankommt, dem besten Freund und Bekannten unsers Professors in Weisnischtwo, mit welchem wir früher nicht correspondirt hatten.

Der Hofrath begann, nachdem er von vielen ganz fernliegenden Dingen gesprochen, sich ausführlich über die „Aufregung und Aufmerksamkeit“ zu verbreiten, welche die Philosophie der Kleider in ihrer eigenen deutschen Republik der Wissenschaften veranlaßte, über die tiefe Bedeutung und Tendenz des Buches, welches sein Freund geschrieben, und deutete endlich nach vielen Umschweifen auf die Möglichkeit hin, „einige Kenntniß von diesem Buche und seinem Verfasser auch England und durch England dem fernem Westen mitzutheilen.“ Ein Werk über Professor Teufelsdröckh wäre ohne Zweifel der „Familienbibliothek“, der „Nationalbibliothek“ oder irgend einer anderen jener patriotischen Bibliotheken willkommen, welche gegenwärtig den Ruhm der britischen Literatur ausmachen; es könnte Revolution in der ganzen menschlichen Denk- und Anschauungsweise herbeiführen u. s. w., wobei er zum Schlusse nicht undeutlich zu verstehen gab, daß, wenn der gegenwärtige Herausgeber Lust hätte, eine Biographie des Professors Teufelsdröckh zu unternehmen, er, Hofrath Heuschrecke, vollkommen in der Lage wäre, ihm die dazu nöthigen Documente zu liefern.

Wie bei einer chemischen Mischung, die lange verdunstend dagestanden hat, sich aber nicht krystallisiren wollte, sofort wenn der Tragt oder irgend ein anderer fester Gegenstand hineingebracht wird, die Krystallisation beginnt und rasch vorwärts schreitet, bis das Ganze beendet ist, so war es auch mit den Gedanken des Herausgebers und diesem Anerbieten des Hof-

raths Heuschrecke. Aus der gestaltlosen, unzusammenhängenden Lösung stieg eine feste Form empor; Gleiches vereinigte sich mit Gleichem in bestimmter Zusammenordnung und bald hatte entweder in wirklicher Anschauung und reellem Besitz oder in fester vernünftiger Hoffnung das Bild des ganzen Unternehmens sich so zu sagen in eine feste Masse umgestaltet.

Vorsichtig, aber dennoch muthig, ward nun durch die Zweipennypost bei dem berühmten furchtbaren Oliver Yorque, dem Redacteur von Fraser's Magazine, angefragt. Eine Unterredung, oder vielmehr einige Unterredungen mit diesem eigenthümlichen Manne haben stattgefunden; mit mehr Dreistigkeit von unserer Seite, mit weniger Satyre — wenigstens offener Satyre — auf der seinen, als wir erwarteten, übrigens aber mit dem Erfolge, welcher jetzt sichtbar ist.

Was jene „patriotischen Bibliotheken“ betraf, so konnte der Rath des Hofraths nur mit stummem Erstaunen aufgenommen werden; auf sein Anerbieten von Documenten gingen wir jedoch freudig und fast augenblicklich ein. Auf diese Weise sehen wir in der sichern Erwartung derselben unsere Aufgabe schon begonnen und diesen unseren Sartor Resartus, der eigentlich die „Lebensgeschichte und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh“ enthält, mit jeder Stunde weiter vorrücken.

Ueber unsere Tauglichkeit zu dem Unternehmen, zu welchem wir auf diese Weise betruhen worden, wäre es vielleicht ohne Interesse, mehr sagen zu wollen. Möge der britische Leser in Einsicht des Herzens studiren und genießen, was ihm hier geboten wird und zwar mit der metaphysischen Schärfe und dem Talent zum Nachdenken, welches ihm verliehen ist. Möge er sich bemühen, einen freien offenen Sinn zu bewahren, der frei ist von den Nebeln des Vorurtheils, vor allen aber von der Paralyse der Schwelerei und mehr auf das Buch selbst gerichtet, als auf den Herausgeber des Buchs. Wer oder was dieser Herausgeber sei, das kann der bloßen Vermuthung anheimgegeben bleiben, denn es kommt nichts darauf an. Es ist eine Stimme, welche Nachrichten über die Philosophie der Kleider verkündet, unzuverlässig ein Geist, welcher zu Geistern spricht — wer Ohren hat zu hören, der höre.

Auf einen einzigen Punkt glaubt der Herausgeber seine Leser aufmerksam machen zu müssen, nämlich darauf, daß er von einer ächten, obgleich vielleicht schwachen Anhänglichkeit an die Institutionen unserer Vorfahren befeet und gesonnen ist, sie nach seinen besten Kräften auf alle Gefahr hin zu vertheidigen. Ja, die Absicht einer solchen Vertheidigung war theilweise

der Grund, der ihn bewog, sich mit diesem Unternehmen zu befassen. Um den Strom der Neuerung aufzuhalten, oder wenn dies unmöglich wäre, auf gewinnbringende Weise abzulenken, wäre ein solches Buch wie Teufelsdröckh's, wenn es auf schlaue Weise festgerammt wird, kein verächtliches Gemminis oder Schleusenthor in dem Wehre der Logik.

Uebrigens steht keineswegs zu fürchten, daß irgend eine persönliche Connerion von unserer Seite mit Teufelsdröckh, Heuschrecke oder dieser Philosophie der Kleider unser Urtheil verkehren, oder uns bewegen könne, etwas zu mildern oder zu übertreiben. Wir wagen das Versprechen zu geben, daß diese persönlichen Komplimente an und für sich völlig machtlos sind. Angenehm mögen sie sein, als erhebende Illusionen der Freundschaft, als schöne Erinnerungen an vergangenes Beisammensein, an jene Nächte und Göttermale, wo in den Symphonien und Harmonien der philosophischen Beredsamkeit eingewiegt, obgleich in weniger göttlicher Umgebung, der gegenwärtige Herausgeber in jener Hülle von Vernunft schwelgte, die ihm seitdem niemals wieder in so vollem Maasse geboten worden! Aber was ist dies weiter? Amicus Plato, magis amica veritas; Teufelsdröckh ist unser Freund, aber die Wahrheit ist unsere Gottheit. In unserer Eigenschaft als Historiker und Kritiker sind wir, hoffen wir, aller Welt fremd, und haben mit Niemand Günst oder Feinds, ausgenommen mit dem Teufel, mit welchem wir als mit dem Fürsten der Lügen und der Finsterniß zu allen Zeiten einen Kampf auf Leben und Tod führen.

Zu einer Zeit, wo Humbug und Charlatanismus eine in den Annalen der Menschheit noch nie dagewesene Höhe erreicht haben und sogar englische Schriftsteller wie chinesische Handelsleute ihre Thüren mit der Ueberschrift: „Hier wird nicht betrogen,“ versehen müssen, hielten wir es für gut, diese Versicherung voranzuschicken.

Drittes Kapitel.

Reminiscenzen.

In dem Privatkreise des Autors muß das Erscheinen dieses eigenthümlichen Werkes über die Kleider kaum weniger Ueberraschung hervorgerufen haben, als bei der übrigen Welt. Für uns selbst wenigstens ist selten etwas unerwarteter gekommen. Professor Teufelsdröckh schien zu der Zeit,

wo wir seine Bekanntschaft machten, ein ganz stilles und eingezogenes Leben zu führen. Er war ein Mann, der sich allerdings der höhern Philosophie gewidmet hatte, von dem sich aber voraussetzen ließ, daß er, wenn er jemals etwas herausgäbe, eher eine Widerlegung Hegel's und Bartili's — die er seltsamerweise beide mit einem gemeinsamen Vorneamen belegte — schreiben, als daß er, wie er hier gethan, in das zornige, geräuschvolle Forum mit einem Argument hinabsteigen würde, welches nur erbittern und Spaltungen herbeiführen kann.

So viel wir uns entsinnen können, ward die Philosophie der Kleider nicht ein einziges Mal zwischen uns berührt. Wenn wir durch den hohen, schweigenden, nachdenklichen Transcendentalismus unseres Freundes irgend eine praktische Tendenz entdeckten, so war es höchstens eine politische, sich einem gewissen prospectiven, jetzt aber förmlich speculativen Radicalismus zuneigend, wie er denn auch mit Herrn Oken in Jena in Briefwechsel zu stehen schien, obschon seine speziellen Beiträge zur „Ibid.“ sich bloß errathen ließen. Auf alle Fälle aber erwartete man von ihm nichts über Moral und noch viel weniger etwas Didaktisch-Religiöses.

Wohl entsinnen wir uns noch der letzten Worte, die er in unserm Beisein sprach und die wir eben so wie den Abend, an welchem sie gesprochen wurden, niemals vergessen werden. Indem er seinen riesigen mit Gutzuk *) gefüllten Krug in die Höhe hob und einen Augenblick die Tabakpfeife aus dem Munde nahm, stand er vor den versammelten Gästen auf — es war in der Grünen Gasse, dem größten Wirthshause in Weisnichtwo, wo sich alle Gelchrämtheit und auch so ziemlich der ganze Verstand des Städtchens des Abends versammelte — und brachte hier in langsamem, erareisendem Tone und mit dem wahrhaften Blick eines Engels, obschon man zweifelhaft sein konnte, ob eines weißen oder eines schwarzen, folgenden Trinkpruch aus: „Die Sache der Armen in Gottes und des Teufels Namen!“

Einstimmiges lautes Jubelgeschrei unterbrach die zeitliche Totenstille, dann folgte das Gurgeln unzähliger Bierkrüge und hierauf ein nochmaliger lauter Beifallsruf. Es war das Finale der Nacht. Ihre Pfeifen zusammenraffend, in der größten Begeisterung, unter Wolken von Tabak-

*) Gutzuk ist unglücklicherweise weiter nichts als ein akademisches — Bier.

rauch, triumphirend, umnebelt von außen und von innen, brach die Versammlung auf, ein Jeder nach seinem stillen Pfühle.

„Er bleibt doch ein ächter Spaß- und Galgenvogel,“ sagten Mehrere, womit sie sagen wollten, daß er wahrscheinlich wegen seiner demokratischen Gesinnungen einmal gehängt werden würde. „Wo steckt der Schalk?“ setzten sie hinzu, indem sie sich umschaute; Teufelsdröckh aber hatte sich durch einige Nebengäßchen entfernt und der Compiler der vorliegenden Blätter sah ihn niemals wieder.

In solchen Umgebungen haben wir mit diesem Philosophen gelebt, auf solche Weise sind wir in den Stand gesetzt gewesen, uns ein Urtheil von seinen Absichten und Fähigkeiten zu bilden. Und dennoch, Du wackerer Teufelsdröckh, wer könnte sagen, was in Dir alles verborgen lag? Unter diesen Deinen dicken, langen Locken, die wie ein Dach auf das ernsteste Gesicht herabbingen, welches wir jemals in dieser Welt gesehen, wohnte ein sehr geschäftiges Gehirn. Haben wir nicht in Deinen Augen, die so still und träumerisch unter ihren zottigen Brauen hervorblickten, nicht Funken eines ätherischen oder auch diabolischen Feuers erblickt und halb geglaubt, daß ihre Stille nur die Ruhe unendlicher Bewegung, der Schlaf eines Kreißels sei? Deine kleine Gestalt schloß, während Du in Deinen weiten, schlecht gebürsteten, fadenförmigen Kleidern ganze Tage lang dasahest, um „nachdenken und Tabak zu rauchen“, ein gewaltiges Herz in sich. Die Geheimnisse des Menschenlebens waren Dir offenbar; Du sahst in das Geheimniß des Weltalls tiefer als ein Anderer; Du hattest Dein merkwürdiges Buch über die Kleider in petto. Ja, lagen nicht in Deinem klaren, logisch begründeten Transcendentalismus und noch mehr in Deinem schüchternen, schwermüthigen, tiefgegründeten Sansculottismus in Verbindung mit einer ächt fürstlichen Courtoisie der inneren Natur, die sichtbaren Elemente zu einer solchen Theorie?

Aber große Männer sind nur zu oft unbekannt oder, was noch schlimmer ist, sie werden verkannt. Schon war, während wir uns nichts davon träumen ließen, die Kette zu Deinem merkwürdigen Buche auf den Webstuhl gespannt und geheimnißvolle Schiffe bewirkten schweigend den Einschlaf.

Wie Hofrath Heuschrecke in diesem Falle die biographischen Data liefern soll, ist allerdings eine schwierige Frage, deren Beantwortung jedoch glücklicherweise nicht unsere, sondern seine Sache ist. Und ichien es nach wiederholten Versuchen, als ob in Weisnichts aus den Archiven oder Ge-

dächtnissen der beunterrichteten Klassen keine Biographie von Teufelsdröckh zu schöpfen sei, nicht einmal eine unächte. Er war hier fremd und durch den Strom der Ereignisse, wie man es nennt, hierhergetragen worden. In Bezug auf seine Abstammung, seinen Geburtsort, seine Aussichten oder Beschäftigungen hatte die Neugier allerdings allerlei Fragen gethan, sich aber mit den unbestimmtesten Antworten begnügen müssen.

Er für seine eigene Person war ein so stiller und theilnahmloser Mann, daß es eine mehr als gewöhnlich delikate Sache war, ihn auch nur von weitem über so etwas auszufragen, und überdies hatte er in seiner schlauen Weise stets irgend eine barocke Wendung, die der satyrischen Schneide nicht entbehrte, bei der Hand, womit er solche zudringliche Fragen auf etwas Anderes zu sprechen brachte und ihnen die Lust zur Wiederholung eines solchen Versuchs benahm. Wiplöpe sprachen von ihm insgeheim, als ob er eine Art Melchisedek ohne Vater oder Mutter wäre, und zuweilen nannten sie ihn wegen seiner umfassenden historischen und statistischen Kenntnisse und der lebhaften Weise, womit er sich über der Vergangenheit angehörige Vorgänge wie ein Augenzeuge auszusprechen pflegte, den ewigen oder, wie wir Engländer sagen, wandernden Juden.

Für die Meisten war er in der That nicht sowohl ein Mensch, als vielmehr ein Ding, welches Ding sie ohne Zweifel zu sehen gewohnt waren und zwar mit Zufriedenheit, welches man sich aber ebenso wenig zu erklären suchte, als die Fabrikation der täglichen Allgemeinen Zeitung oder die Sitten und Gebräuche der Sonnenbewohner. Beide waren da und gern gesehen; die Welt genoß das Gute, was in ihnen war, und dachte weiter nicht mehr daran. Der Mensch Teufelsdröckh bewegte sich in seinem kleinen Circle als eins jener Originale und Curiositäten, die man auf deutschen Universitäten häufiger antrifft als anderwärts; von welchen, obgleich man sieht, daß sie leben, und überzeugt ist, daß sie eine Geschichte haben müssen, keine Geschichte entdeckbar scheint, oder bloß von der Art, wie die Menschen sie von Felsengebirgen und vorsüntfluthlichen Ruinen zu geben pflegen, nämlich daß sie durch unbekannte Zusammenwirkungen geschaffen worden, sich in einem Zustande allmätigen Verfalls befinden und gegenwärtig die Lichtstrahlen zurückwerfen und dem Druck widerstehen, das heißt, sichtbare und greifbare Gegenstände in dieser Welt der Phantasmen sind, wo noch so vieles Andere Geheimniß ist.

Es war bemerkendwerth, daß er, obgleich seinem Titel und Diplom

nach „Professor der Allerlei-Wissenschaft“, doch noch niemals einen Vortrag gehalten hatte, wahrscheinlich, weil er noch niemals dazu aufgerufen worden war. Allem Anscheine nach glaubte die aufgeklärte Regierung von Weisnichtswo, indem sie ihre neue Universität gründete, sie habe genug getan, wenn sie „in Zeiten wie die unsere“, wie das halboffizielle Programm es ausdrückte, „wo alle Dinge sich rasch oder langsam in das Chaos auflösen, eine Professur dieser Art gestiftet hätte, wodurch je nach Bedürfnis die Aufgabe, aus diesem Chaos wieder etwas zu gestalten, wenn auch nur einigermaßen, erleichtert werden könnte.“ Daß wirkliche Vorlesungen über die Allerlei-Wissenschaft gehalten würden, hielt man ohne Zweifel noch für vorzeitig. Aus diesem Grunde hatte man auch bloß die Professur errichtet, aber keineswegs dotiert, sodaß Teufelsdröckh, der „durch die höchsten Namen empfohlen worden“, auf diese Weise bloß zu einem Namen promoviert worden war.

Groß war unter den aufgeklärteren Klassen die Bewunderung dieser neuen Professur, wie eine aufgeklärte Regierung das Zeitbedürfnis erkannt, wie wir endlich anstatt Verneinung und Vernichtung eine Wissenschaft der Bestätigung und Wiederherstellung haben und Deutschland und Weisnichtswo den Platz einnehmen sollten, der ihnen gebührte, nämlich an der Spitze des Weltentwickelungsanges.

Bedeutend war auch die Bewunderung über den neuen Professor, der auf so geschickte Weise an der jungen Universität angestellt worden und so fähig war, Vorlesungen zu halten, wenn die Gelegenheit dazu sich herausstellte, und so bereit, auf unbestimmte Zeit zu schweigen, wenn die aufgeklärte Regierung der Ansicht wäre, daß die eben erwähnte Gelegenheit nicht vorhanden sei.

Eine solche Bewunderung und Neugier, auf welche keine That folgte, die sie am Leben erhalten hätte, konnte nur neun Tage dauern und war schon lange zuvor, ehe wir unsern Besuch an jenem Orte machten, vollständig erloschen. Die schlaueren Köpfe glaubten, es sei weiter nichts als ein letztes Haichen nach Popularität von Seiten eines Ministers, dessen häusliche Verlegenheiten, Hofintriguen, Alter und Wasserkucht ihn bald darauf nöthigten, von dem Staatsbühnen auf immer zurückzutreten.

Wes Teufelsdröckh betraf, so bekam Weisnichtswo ihn selten anders zu sehen oder zu hören, als bei seinem allabendlichen Erscheinen in der Grünen Gasse. Hier saß er bei seinem Krüge Gufguf und las die Zeitung oder

blickte zuweilen in stille Betrachtungen versunken in die Wolken seiner Tabakspfeife, ohne irgend eine andere sichtbare Beschäftigung. Wegen seines sanften Wesens war er hier immer eine angenehme und gern gezeigte Erscheinung, besonders wenn er den Mund zum Reden öffnete, bei welchen Gelegenheiten alle anwesenden Gäste verstummten und horchten, als ob sie gewiß wären, etwas Merkwürdiges zu hören.

Ja, vielleicht hörte man eine ganze Reihe oder, so zu sagen, einen Strom der merkwürdigsten Äußerungen, die oft, wenn er einmal richtig aufsthaute, Stundenlang ununterbrochen flossen und zwar um so merkwürdiger waren, als sie aus einem Kopfe kamen, der sich anscheinend für sein Publikum nicht mehr interessirte und sich desselben nicht mehr bewußt war, als der aus Stein gehauene Kopf irgend eines öffentlichen Brunnens, der durch seine meistingene Mundröhre dem Würdigen wie dem Unwürdigen Wasser spendet, gleichviel ob zum Kochen von Lebensmitteln oder zum Löschen von Feuersbrünsten, ja der denselben ernst, eifrigen Blick bewahrt, möge nun überhaupt Wasser fließen oder nicht.

Gegen den Herausgeber dieser Blätter, als einen jungen, enthusiastischen, wenn auch unwürdigen Engländer, war Teufelsdröckh vielleicht offener als gegen sonst Jemanden. Nur schade, daß wir damals seine Wichtigkeit nicht halb erricthen und daher ihn auch nicht mit dem gebührenden Scharfsinn erforschten. Wir genossen etwas, dessen sich in ganz Weisnicktwo nicht drei Menschen rühmen konnten, nämlich eines gewissen Grades von Zutritt zu der Privatwohnung des Professors. Es war die Dachstube des höchsten Hauses in der Bahngasse und konnte in der That die Spitze von Weisnicktwo genannt werden, denn sie flog steil über die anstoßenden Dächer empor, die schon ihrerseits ein erhöhtes Terrain einnahmen. Ueberdies hatte sie mit ihren Fenstern die Aussicht nach allen vier Himmelsgegenten. Das Wohnzimmer selbst beherbergte drei, das Schlafgemach am entgegengelegten Ende die vierte, abgetheilt von der Küche, welche gleichsam zwei Duplicate darbot und nichts Neues zeigte. Diese Räumlichkeiten waren sonach Teufelsdröckh's Speculum oder Wachturm, von wo er in aller Bequemlichkeit die ganze Lebenscirculation dieser bedeutenden Stadt überblicken konnte, deren Straßen und Gassen mit all ihrem Thun und Treiben hier größtentheils sichtbar waren.

„Ich schaue hinab in dieses ganze Wespenneß oder diesen Bienenstock,“ hörten wir ihn zuweilen sagen, „und sehe zu, wie sie Wachs sammeln und

Honig machen und Gift kauen und endlich durch Schwefeldämpfe ersticht werden. Von dem Palaßplage an, wo das Musikchor spielt, während seine Durchlaucht ihre Nahrungsmittel zu sich zu nehmen geruht, bis hinab zu dem engen Gäßchen, wo auf ihrer Thürschwelle die alte Wittwe um kärglichen Lohn Strümpfe strickend sitzt, um sich an der Nachmittagssonne zu wärmen, sehe ich alles, denn mit Ausnahme des Wetterhahns auf der Schlosskirche steht kein Zweifüßler so hoch wie ich. Couriere kommen geportot und gestiefelt an und bringen Freude und Schrecken in lederne Taschen eingepackt. Hier rollt mit schwerbeladenem Wagen und vier raschen Pferden der Landbaron mit seiner Familie herein, dort hüpfet auf hölzernen Reinen der verstämmelte Seltat mühsam einher und bittet um Almosen. Tausend Wagen und Karren kommen mit Lebensmitteln, bürgerlicher Jugend und anderen leblosen oder belebten Rohprodukten hereingeschwankt und schwanken mit dem fabrizirten Produkt wieder hinaus. Weißt Du, woher diese lebendige Fluth, die sich durch diese Straßen wälzt, kommt? Weißt Du, wohin sie geht? Aus der Ewigkeit zu der Ewigkeit hin! Dies sind Erscheinungen, denn was wären sie sonst? Sind sie nicht sichtbar gemachte Seelen, in Körpern, welche eine Gestalt angenommen haben und sie wieder verlieren werden, indem sie in Luft zerfließen? Ihr festes Straßenpflaster ist ein Bild der Sinne; sie gehen auf dem Schooße des Nichts, die leere Zeit ist vor ihnen und hinter ihnen. Der glaubst Du, der roth und gelbe Kleiderjdrank da drüben, mit Sporen an den Absätzen und einem Federbusch auf dem Kopfe, sei nur von heute, ohne ein Gestern oder ein Morgen, und habe nicht einen Ahnherrn am Leben gehabt, als Hengst und Horja mit ihren Schaaren Deine Insel überflutheten? Freund, Du siehst hier ein lebendes Glied in jenem Gewebe der Geschichte, welche alles Sein in sich einschließt, beobachte es wohl oder es geht an Dir vorüber und ist verschwunden.“

„Ach, mein Lieber,“ sagte er einmal um Mitternacht, als wir in ziemlich eifrigem Gepräch das Wirthshaus verließen. „es ist etwas wahrhaft Erhabenes, hier zu wohnen. Tiefe Streifen Lampenlicht, die durch Rauch und tausendfache Ausstrahlungen einige Faden hoch in die unturchdringlichen Regionen der Nacht hinaufreichen, was mag Böck von ihnen denken, wenn er seine Jagthunde an ihrer Leine von flammenden Gestirnen über den Zenith führt? Tiefes untertraute Summen der Mitternacht, wenn das Drängen und Treiben sich zur Ruhe niederlegt hat und die Carrossenträder der Stilleheit noch

hier und da durch ferne Straßen rollend, sie in hochgewölbte für sie gebührend erleuchtete Hallen tragen und nur Laster und Glend umherichleichen, um wie Nachtrögel Beute zu suchen oder zu wehklagen, dieses Summen, sage ich, wird ebenso wie der schnarchende, unruhige Schlummer des kranken Lebend im Himmel gehört. O welch ein brodelnder Gähnbottig wird durch diese widerwärtige Decke von Dünsten, Verwesung und unennbaren Gasen verdeckt und verborgen! Hier ist Freude und Leid beisammen. Menschen sterben hier, Menschen werden geboren, Menschen beten und auf der andern Seite einer dünnen Scheidewand von Backsteinen fluchen Menschen und sie alle umgiebt die ungeheure leere Nacht. Der stolze Grande weilt noch in seinen dufenden Salons oder ruht hinter damastenen Vorhängen. Glend und Hunger verkriechen sich in ihr dürftiges Bett oder hocken von Trost geschüttelt auf ihrem Strohlager. In finsternen Kellern spricht Rouge et Noir mit seiner matten und dennoch so furchtbaren Schicksalsstimme zu abgezehnten hungrigen Bösewichtern, während Staatsräthe intriguirend beisammensitzen und ihre gewagte Schachpartie spielen, deren Figuren Menschen sind. Der Liebende flüstert seiner Geliebten zu, daß der Wagen bereit steht, und sie, voll Hoffnung und Furcht, gleitet herab, um mit ihm über die Grenze zu fliehen. Der Dieb setzt noch schweigender seine Dietriche und Brechflangen an, oder liegt auf der Lauer, bis die Wächter in ihren Schilderhäusern schnarchen. Schöne Häuser, mit Speisezimmern und Tanzsälen, sind voll von Licht und Musik und hochschwellenden Herzen, aber in dem Armen-sünderstübchen schlägt der Puls des Lebens zitternd und schwach, und blutrünstige Augen schauen durch die Finsterniß, welche drinnen und draußen herrscht, nach dem Licht eines ernsten letzten Morgen. Sechs Menschen sollen morgen früh gehängt werden. Läßt sich kein Hämmern vom Mabenstein her vernehmen? Der Galgen muß jetzt gebaut werden. Ueber fünfhunderttausend zweibeinige ungesiederte Thiere liegen in horizontaler Stellung um und her; ihre Köpfe alle in Nachtmügen und voll der thörichtsten Träume. Schwelgerei und wilde Lust schreit laut und taumelt und prahlt in den verworfenen Höhlen der Schwande, und die Rutter kniet mit aufgelöstem Haar neben ihrem bleichen, sterbenden Kind, dessen verschmachtete Lippen jetzt nur noch von ihren Thränen befeuchtet werden. Alles dies ist auf einander gekläuft und durch einander geworfen, mit nichts als ein wenig Zimmer- und Maurerarbeit dazwischen, wie Haringe in ihre Tonne eingerammt, oder vielmehr sich durcheinander wälzend wie ein ägyptischer Krug voll gezähmter

Schlangen, von denen jede sich bemüht, mit dem Kopfe obenauf zu kommen. Solche Dinge gehen unter dieser Rauchdecke vor! — aber ich, mein Werther, sitze hoch über diesem allen; ich bin mit den Sternen allein!*

Wir schauten ihm ins Gesicht, um zu sehen, ob es bei dem Aussprechen so außerordentlicher Nachtgedanken keine Spur von Gefühl verriethe. Bei dem Lichte aber, welches wir hatten und welches freilich bloß ein einziges Talglicht und weit genug vom Fenster entfernt war, konnte man nichts bemerken, als jene alte Ruhe und Starrheit.

Dies waren die redseligen Stunden des Professors. In der Regel sprach er bloß in einsylbigen Wörtern oder saß ganz stumm und rauchte, während es seinem Besucher freistand, entweder zu sagen, was er wollte und dann und wann ein Grunzen statt der Antwort zu vernehmen oder sich umzusehen und dann sich wieder seiner Wege zu scheeren.

Es war ein seltsames Zimmer, angefüllt mit Büchern und zerlegten Papieren und untermischten Ueberbleibseln von allen nur denkbaren Substanzen, in einem gemeinsamen Elemente von Staub vereinigt. Bücher lagen auf Tischen und unter Tischen. Hier flatterte ein Vogen Manuscript, dort ein zerrissenes Taschentuch oder eine schnell auf die Seite geworfene Nachtmüge. Tintenflaschen wechselten ab mit Brodrinden, Kaffeekannen, Tabakbüchsen, Journalen und Stulpenstiefeln.

Die alte Liese, die seine Bettmacherin und Ofenanzünderin, Wäscherin, Köchin und Laufmädchen und übrigens ein sehr solides, ordentliches Geschöpf war, hatte in dieser letzten Citadelle Teufelsdröckh's keine souveraine Autorität. Bloß einmal monatlich fiel sie halb gewaltsam mit Besen und Kehrwisch hier ein und bewirkte, nachdem Teufelsdröckh in aller Eile seine Manuscripte gerettet, eine theilweise Reinigung und Entfernung alles Gerülles, welches kein literarisches war. Dies waren ihre Erdbeben, welche Teufelsdröckh mehr fürchtete als die Pest; nichtsdestoweniger hatte er sich doch gezwungen gesehen, so weit nachzugeben. Gern wäre er hier philosophirend sein ganzes Leben lang sitzen geblieben oder bis das Schicksal ihm durch Anhäufung den Eintritt in sein eignes Zimmer unmöglich gemacht hätte, aber Liese war sein rechter Arm und ihm unentbehrlich und ließ sich nicht so ohne Weiteres und in allen Dingen widersprechen.

Wir entinnen uns der alten Frau noch recht wohl. Sie war so

schweigsam, daß Manche sie für Stumm hielten. Auch für taub hätte man sie halten können, denn nur Teufelsdröckh diente sie, nur auf Teufelsdröckh hörte sie und auch mit ihm schien sie hauptsächlich nur durch die Geberdensprache sich zu unterreden, wenn sie nicht vielleicht vielmehr durch eine geheime Divination alle seine Bedürfnisse errieth und befriedigte. Die regsame alte Frau! Sie schreute und setzte in ihrer Küche, ohne dabei das mindeste Geräusch zu machen und dennoch war Alles blank und in Ordnung. Greiß und schwarz kam der Kaffee stets zur rechten Minute und die stumme Piese schaute mit hülfreich intelligentem, fast wohlwollendem Blick unter ihrer saubern weißen Haube mit den breiten Seitenflügeln aus ihrem saubern, runzligen Gesicht hervor.

Nur wenig Fremdlinge hatten, wie wir bereits oben andeuteten, hier Zutritt. Der einzige, den wir außer uns hier sahen, war der den Lesern dieses Buches dem Namen nach schon bekannte Hofrath Heuschrecke. Uns schien damals Herr Heuschrecke eins jener streifbalsigen, sauber gebürsteten, friedlichen Individuen zu sein, die man in der Gesellschaft vielleicht genugsam an der Thatsache erkennt, daß sie in trockenem Wetter wie in nassem niemals ohne ihren Regenschirm erscheinen. Hätten wir nicht gewußt, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird und wie in Deutschland eben so wie anderwärts die neunundneunzig Männer der Oeffentlichkeit größtentheils nur stumme Schleppenträger des Hundertsten sein können, so hätte es uns wunderbar erscheinen müssen, wie selbst in Weisnichtwo Herr Heuschrecke zu dem Namen eines Rath's gekommen war. Welchen Rath konnte wohl irgend Jemandem dieser Hofrath geben, in dessen schlaffer, verichrobener Gestalt, in dessen magerem, unaufhörlich hin und her zuckendem und schnellendem Gesichte sich nichts als Verwirrung oder höchstens Schüchternheit und physische Kälte ausdrückte? Einige sagten freilich, er sei der verkörperte Geist der Liebe, seine tiefblickenden blauen Augen verriethen Wehmuth und Herzengüte, seinbeutel stünke immer offen u. s. w., was alles, wie wir jetzt aus vielen Gründen hoffen wollen, nicht ganz grundlos war. Freund Teufelsdröckh's Umriss — denn der Professor hantabte in der That in diesen Fällen den Grabstichel wie nur Wenige — war nichtsdestoweniger höchstwahrscheinlich der beste: „Er hat Gemüth und Geist, hat dessen wenigstens gehabt, doch ohne Organ, ohne Schicksalsgunst, ist gegenwärtig aber halb zerrüttert, halb erstarrt.“

Was der Hofrath davon denken wird, wenn er dies liest, das möchten

unsere Leser wahrscheinlich gern wissen; wir aber, sicher in der Verschönerung historischer Treue, fragen weiter nicht darnach.

Der Hauptpunkt für uns alle ist ohne Zweifel seine Liebe zu Teufelsdröckh, die in der That auch der hervorsteckendste Zug Heuschrecke's selbst war. Wir sind in den Stand gesetzt, zu versichern, daß er an dem Professor mit der Zärtlichkeit eines Boswell zu seinem Johnson hing, und vielleicht mit derselben Gegenliebe, denn Teufelsdröckh behandelte seinen hageren Bewunderer mit wenig äußerer Rücksicht als einen halb vernünftigen oder ganz und gar unvernünftigen Freund und liebte ihn im besten Falle aus Dankbarkeit und Gewohnheit. Andererseits war es sonderbar zu bemerken, mit welcher ehrerbietigen Güte und einem gewissen väterlichen Schutze unser Hofrath, weil er der Ältere, Reichere und, wie er sich einbildete, praktisch weit Einflußreichere von den beiden war, seinen kleinen Weisen, den er für ein lebendes Orakel zu halten schien, hütete und pflegte. Sobald Teufelsdröckh nur den Mund aufthat, verwandelte sich auch der Heuschrecke's in einen offenen Thorweg. Er war ganz Auge und Ohr, damit ihm nichts entgehen möchte, und dann argelte er bei jeder Pause sein Hustengelächter — denn die Lachmaschinerie brauchte einige Zeit, ehe sie in Bewegung kam und schien schlief und ausgelassen zu sein — oder auch sein halb durch die Nase gesungenes „Bravo! das glaub' ich!“ heraus, durch welche beide Reithoken er seinen herzlichsten Beifall zu erkennen gab. Mit einem Worte, wenn Teufelsdröckh der Dalai Lama war, wovon sich jedoch, ausgenommen vielleicht in seiner Selbstabgeschlossenheit und götterähnlichen Gleichgültigkeit kein Symptom zeigte, dann konnte Heuschrecke für seinen ersten Salapoin gelten, für den keine Feizville, die er kneten und herausgeben konnte, anders als heilkräftig und heilig war.

In dieser geistlich-asilischen, häuslichen und physischen Umgebung lebte und metisirte Teufelsdröckh zur Zeit unserer Bekanntschaft und thut es wahrscheinlich noch. Hier in seinem hohen Wachtthurm auf der Bahnjasse und in seiner Einsamkeit oft länger wachend als das Gestirn des Bären, schlug der unerlöschene Horicher alle seine Schlachten gegen Dummheit und Finsterniß, hier schrieb er aller Wahrscheinlichkeit nach dieses wunderbare Buch über die Kleider. Ueber sein Alter, welches von jener Art war, die man bloß errathen kann, über seinen weiten Ueberröck, über die Farbe seiner Hosen, die Form seines breitkrämpigen spitzen Hutes u. s. w. könnten wir noch Vieles sagen, thun es aber nicht. Der Weiseste ist in der That in

unsern Zeiten der Größe, so daß eine aufgeklärte Wißbegier, indem sie Könige und dergleichen auf ihrer eigenen Basis ruhen läßt, sich mehr und mehr der philosophischen Klasse zuwendet.

Aber nichtdestoweniger, welcher Leser erwartet wohl, daß wir durch all unser Schreiben und Verichten ihm einen rechten Begriff von Teufelsdröckh beibringen würden, so lange nicht die übrigen Documente vorliegen? Sein Leben, seine Schicksale und seine leibliche Gegenwart sind uns jetzt noch verborgen oder bloß Gegenstand unsicherer Rnthmähungen. Aber liegt dennoch andererseits seine Seele in diesem merkwürdigen Buche nicht viel wahrhafter eingeschlossen, als Pedro Garcia's in dem vergrabenen Sack voll Dublonen?

Zu der Seele unseres Diogenes Teufelsdröckh, zu seinen Meinungen, nämlich über „den Ursprung und Einfluß der Kleider“, kehren wir daher vor der Hand mit Freuden zurück.

Viertes Kapitel.

Charakteristiken.

Es wäre eine vergebliche Schmeichelei, wenn wir behaupten wollten, daß dieses Werk über die Kleider uns gänzlich befriedige, daß es nicht wie alle Werke des Genius, wie die Sonne selbst, die, obgleich die höchste Schöpfung, das höchste Werk des Genius, nichtdestoweniger und trotz ihres Glanzes schwarze Flecken und trübe Stellen hat, — ein Gemisch von Scharfsinn, Inspiration, Sonderbarkeit, Kurzsichtigkeit und sogar offener Blindheit sei.

Dyne und auf jene enthußastischen Lobsprüche und Prophezeiungen des Weisnichtswo'schen Anzeigers zu verlassen, gaben wir zu, daß das Buch in hohem Grade uns zur Selbstthätigkeit angeregt hatte, was die beste Wirkung ist, die ein Buch machen kann; daß es sogar Veränderungen in unserer Denkweise herbeigeführt, ja daß es gleichsam die Oeffnung eines neuen Schachtes versprach, worin die ganze Welt der Speculationen und Theorien bis zu unbekannten Tiefen hinab graben und suchen könne. Ganz besonders können wir jetzt erklären, daß Professor Teufelsdröckh's vielseitige Kenntnisse, seine Geduld als Forscher, seine philosophische und sogar poetische Kraft sich hier auf unbestreitbare Weise kundgeben. Unglücklicherweise aber

ist dies nicht weniger der Fall mit seiner Weitschweifigkeit und Sonderbarkeit, so daß im Ganzen genommen, wie dies bei dem Einschlagen eines neuen Schachtes sehr oft der Fall ist, in seinem Buche viel werthloser Schutt vorkommt, durch den aber der Werth des vielen unschätzbaren Erzes nicht vermindert wird.

Eine sehr große Popularität in England können wir ihm nicht versprechen. Abgesehen von der Wahl eines solchen Themas wie die Kleidung verräth auch die Art und Weise, wie er es behandelt, nur zu oft eine ländliche Schlichtheit und akademische Abgeschlossenheit, die man an einem Deutschen nicht tadeln kann, ja vielmehr unvermeidlich finden muß, die aber seinen Erfolgen bei unserem Publikum sehr im Wege steht.

Von guter Gesellschaft scheint Teufelsdröckh wenig gesehen zu haben, oder er hat das, was er gesehen, größtentheils wieder vergessen. Er spricht sich mit einer seltsamen Einfachheit aus und nennt viele Dinge bei ihren bloßen Wörterbuchnamen. Ihm ist ein Tapezierer kein Oberpriester und ein Gesellschaftsalon, selbst wenn dieser noch so sehr von Vergoldungen und andern Zierrathen strotzt, kein Tempel. „Eine ganze Unermüdigkeit von Brüsseler Teppichen und Pfeiler spiegeln und Ormolu,“ sagt er selbst, „kann es mir nicht verbergen, daß ein solcher Gesellschaftsalon doch weiter nichts ist, als ein Abschnitt des unendlichen Raumes, wo so und so viele gottgeschaffene Seelen auf kurze Zeit sich versammeln.“ Für Teufelsdröckh ist die vornehmste Herzogin eine verehrungswürdige Person, aber keineswegs wegen ihrer Perlenarmbänder und Medallion Spigen. In seinen Augen ist der Stern eines Lords nicht viel mehr oder weniger, als der breite Knopf von Blittergold auf der Jacke eines Parletins. „Eind wie das andere,“ sagt er, „ist nach seiner Art ein Werkzeug, eine Vorrichtung zum Zusammenhalten und ward übrigens aus der Erde gegraben und von den Fingern eines Schmiedes auf einem Ambos gehämmert.“

So schaut der Professor mit seltsamer Unparteilichkeit, mit seltsamer wissenschaftlicher Freiheit den Menschen ins Antlitz, wie ein Mensch, der in den höhern Cirkeln nicht bewandert, wie einer, der aus dem Kreise hineingefallen ist. Recht erwogen ist es eben diese sich durch sein ganzes Denken hinziehende Eigenthümlichkeit, worin all diese Mängel, Ueberstürzungen und vielfachen Verkehrtheiten ihren Grund haben, wenn sie nämlich nicht noch aus einer zweiten, ebenfalls ganz natürlichen Quelle hervorgehen, nämlich aus seiner transcendentalen Philosophie und der Marotte,

alle Materie und materiellen Dinge als Geist zu betrachten, wodurch freilich sein Zustand nur um so hoffnungsloser und beklagenswerther wird.

Den Denkern unserer Nation jedoch, von welcher Klasse, wie man glaubt, noch einige Individuen vorhanden sind, können wir das Werk mit Recht empfehlen, ja wer weiß, ob nicht auch unter den fashionablen Klassen, wenn es wahr ist, was Teufelsdröckh behauptet, nämlich, daß selbst hinter der steifsten Cravatte eine Luströhre liegt und unter der reichstgestickten Weste ein Herz schlägt, — die Kraft dieser enthusiastischen Innigkeit gefühlt wird und hier und da ein Herz und hier und da ein Pfeil der Seele durchdringt? In unserem wilden, zottigen, ungekämmten Seher, der sich gleich Johannes dem Täufer von Heuschrecken und wildem Honig nährt, lebt eine natürliche Energie, eine stumme, gleichsam unbewußte Kraft, welche ausgenommen in den höheren Regionen der Literatur sehr selten ist.

Manchen tiefen Blick hat er, und zwar oft mit unaussprechlicher Schärfe in die geheimnißvolle Natur und in das noch geheimnißvollere Leben der Menschen geworfen. Wahrhaft wunderbar ist es, mit welchen schneidenden Worten er dann und wann die Verwirrung aus einander reißt, sofort und wäre es noch so tief in den eigentlichen Kern der Sache eindringt und hier nicht bloß den Nagel auf den Kopf trifft, sondern ihn auch mit zermalmender Gewalt in sein Loch hineintreibt und begräbt.

Andererseits müssen wir auch zugeben, daß er unter allen lebenden Autoren der ist, welcher sich am wenigsten gleichbleibt. Oft artet er, nachdem er einen Hauptschlag ausgeführt, ganze lange Seiten hindurch aus und ergötzt sich spielend und träumerisch in den pursten Gemeinplätzen, als ob er mit offenen Augen schlief, was auch in der That der Fall ist.

Von seiner grenzenlosen Gelehrsamkeit und wie alle Literaturen in den meisten bekannten Sprachen von Sanchuniathon bis auf Dr. Lingard, von Talmud, Koran, flammischen Tabellen und Laplace's *Mécanique Céleste* bis herab zu Robinson Crusoe ihm vertraut sind, wollen wir nichts sagen, denn so beispiellos eine solche Universalität des Studiums bei uns ist, so wenig erregt sie bei den Deutschen als etwas ganz Gewöhnliches und sich von selbst Verstehendes irgendwelche Verwunderung. Wenn der Mensch, sagt man hier, sein Leben dem Lernen widmet, warum soll er dann nicht gelehrt sein?

Was den Styl betrifft, so bezeugt unser Autor dieselbe Genialität, obgleich dieselbe nur zu oft durch dieselbe Rauheit, Ungleichheit und durch

den anscheinenden Mangel an Umgang mit den höhern Klassen beeinträchtigt wird. Dann und wann finden wir, wie wir schon oben andeuteten, vollendete Kraft, eine ächte Begeisterung. Seine glühenden Gedanken treten in angemessenen glühenden Worten hervor, wie eben so viele gerüstete Minervas, die unter Flammenglanz Jupiter's Haupt entspringen. Eine üppige Diction, malerische Anspielungen, feuriger, poetischer Nachdruck oder sonderbar launenhafte Wendungen, alle Anmuth und alle Schrecken einer wilden Einbildungskraft, in Verbindung mit dem klarsten Verstande, wechseln in schöner Mannigfaltigkeit mit einander ab. Wenn nur nicht jene träumerischen, schlafüchtigen Stellen, jene Umschreibungen, Wiederholungen und sogar Anflüge von geradezu kindischem Geschwätz so oft dazwischenkämen!

Im Ganzen genommen ist Professor Teufelsdröckh kein cultivirter Schriftsteller. Von seinen Redesäßen stehen vielleicht nicht mehr als ein Zehntel gerade auf den Beinen. Die übrigen beobachten eine fast winkelförmige Haltung, so daß sie durch allerhand Strebepfiler in Gestalt von Parentesen und Gedankenstrichen gestützt werden müssen, während einige sich, ganz unhaltbar und verrenkt, hilflos nach allen Seiten hin ausstrecken.

Nichtsdestoweniger liegt auch bei seinen aller schlimmsten Anwandlungen ein ganz eigenthümlicher Reiz in ihm. Ein wilder Ton durchdringt die ganze Sprache des Mannes gleich deren Grundton und Regulator. Bald schraubt er sich empor wie bis zum Gesange der Geister oder bis zum grellen, höhnenenden Spott des Teufels. Bald sinkt er in Cadenzen, nicht ohne melodische Innigkeit, obgleich zuweilen ganz abrupt, auf die gewöhnliche Höhe oder vielmehr Tiefe herab, wo wir ihn nur noch als ein eintöniges Summen vernehmen, dessen wahrer Charakter außerordentlich schwer festzustellen ist. Bis auf die gegenwärtige Stunde haben wir uns niemals vollständig überzeugen können, ob es ein Ton und Summen wirklichen Humors, den wir zu den allerhöchsten Eigenschaften des Genius rechnen, oder ein Echo puren Wahnsinns und Stumpfsinns ist, der ohne Zweifel zu den allerniedrigsten gehört.

In gleicher Verlegenheit befinden wir uns trotz unseres persönlichen Umganges in Bezug auf das moralische Gefühl des Professors. Strahlen einer ätherischen Liebe gehen von ihm aus, sanfte Klagen unendlichen Mitleids. Er könnte das ganze Universum an seine Brust drücken; es ist, als ob unter diesem rauhen Außern ein wirklicher Straph wohnte. Und dann

ist er wieder so verschlossen und still, so unerschütterlich mürrisch, zeigt eine solche Gleichgültigkeit, ja sogar boshafte Kälte gegen Alles, wornach die Menschen streben, daß man ihn fast mit einem Schauer wie einen einge-steigten Mephistopheles betrachtet, für den dieses große irdische und himm-lische Rund weiter nichts ist, als ein ungeheures, abgeschmacktes Ringel-rennen, wo Könige und Bettler, Engel und Teufel, Sterne und Straßen-kehrlicht chaotisch durcheinander gewirbelt werden und woran nur Kinder Interesse finden können. Sein Blick ist, wie wir schon erwähnten, wahr-scheinlich der ernsteste, den wir jemals gesehen, und doch ist es nicht jener gleichsam aufreißernde Ernst, den man häufig genug sieht, sondern vielmehr der Ernst eines stummen, hochumschlossenen Berggipfels, vielleicht der Krater eines ausgebrannten Vulkans, in dessen schwarze Tiefen man sich nicht hineinblicken. Diese Augen, diese Lichter, welche darin funkeln, können in der That der Widerschein der himmlischen Sterne, aber auch Blitze aus den Regionen der Unterwelt sein!

Gewiß eine sehr verwickelte, abgeschlossene, selbstgenügsame und durch und durch räthselhafte Natur ist die Natur Teufelsdröckh's. Wir erinnern uns hierbei jedoch gern daran, daß wir ihn einmal lachen sahen. Nur ein einziges Mal, vielleicht war es das erste und das letzte Mal in seinem Leben, aber dann war es auch ein so furchtbar schallendes Gelächter, daß es die Siebenschläfer hätte aufwecken können! Jean Paul brachte ihn dazu, durch eine einzige Woge jenes unermesslichen Welt-Marlstroms des Humors, der bis zum Himmel emporzuschäumte und jetzt schon lange vor dem Hause des Todes zu Eis erstarrt ist!

Der großgewachsene Dichter und der kleine, beide groß genug an Geist, saßen beisammen und sprachen von allerlei Dingen, während der gegenwärtige Herausgeber das Vorrecht genoß, zuzuhören. Jean Paul hielt eine jener unnachahmlichen Extrareden. Allmählig entzündete sich ein Licht in den Augen und dem Antlitz unsers Professors, ein strahlendes, herrliches Licht. Durch die finstern Züge schaute ein ewig junger Apollo. Und plötzlich brach er los wie das Wiehern eines ganzen Reitercircus, Thränen strömten seine Wangen herab, seine Pfeife hielt er hoch empor und die in die Höhe gezogenen Füße schlugen krampfhaft zusammen. Es war ein lautes, lang-anhaltendes, unbezähmbares Gelächter, ein Gelächter nicht bloß des Ge-sichtes und Zwerghells, sondern des ganzen Menschen vom Kopf bis zum Fuße.

Der gegenwärtige Herausgeber, der allerdings auch mit lachte, aber mit Maßen, begann zu fürchten, daß Teufelsdröckh plötzlich übergeknappyt sei. Aber endlich faßte er sich wieder und versank in seine frühere Schweigsamkeit. Auf seinem unergründlichen Antlitz lag, wenn irgend etwas darauf lag, ein leichter Anflug von Scham und Nichter selbst konnte ihn nicht wieder aufrütteln.

Leser, die einige psychologische Kenntniß besitzen, wissen, wie viel sich hieraus schließen läßt und daß kein Mensch, der einmal herzlich und tüchtig gelacht hat, ganz unverbesserlich schlecht sein kann. Wie viel liegt in dem Gelächter! Es ist der Schiffschlüssel, womit wir den ganzen Menschen entziffern. Manche Menschen zeigen ein ewiges unfruchtbares Schmunzeln oder Grinsen. In dem Lächeln Anderer liegt ein kalter Glanz wie der des Eises. Die wenigsten sind im Stande zu lachen, was man nämlich lachen nennen kann, sondern sichern bloß gezwungen oder bringen im besten Falle ein heiseres Geräusch zu Stande, als ob sie durch Wolle lachten. Von solchen ist nicht viel Gutes zu erwarten. Der Mensch, der nicht lachen kann, taugt bloß zu Verrath, Hinterlist und Trug, aber sein ganzes Leben ist schon ein Verrath und ein Trug.

Als Autor betrachtet, hat Herr Teufelsdröckh einen kaum verzeihlichen Fehler, der auch ohne Zweifel sein schlimmster ist. Es fehlt ihm nämlich fast gänzlich an der Kunst des Arrangements. In dem merkwürdigen Buche, von welchem wir hier sprechen, stellt sich allerdings in Folge seines Festhaltens an dem bloßen Verlaufe der Zeit in den erzählenden Theilen ein gewisser Anschein von äußerer Methode heraus, aber von eigentlicher logischer Methode und Folge ist zu wenig vorhanden.

Abgesehen von den vielfältigen Abschnitten und Unterabtheilungen zerfällt das Werk naturgemäß in zwei Theile, einen historisch-beschreibenden und einen philosophisch-spekulativen, entbehrt aber unglücklicherweise jeder bestimmten Demarkationslinie, so daß bei dieser labyrinthischen Combination ein jeder Theil theilweise mit den andern hineinragt. Viele Abschnitte sind von zweifelhafter Art oder sogar ganz dunkel und unbeschreiblich, wodurch das Buch nicht bloß an Zugänglichkeit verliert, sondern nur zu oft und in Verlegenheit setzt, wie ein wahnsinniger Schmaus, bei welchem alle Gerichte durcheinandergemengt und Fisch und Fleisch, Austernsauce, Gemüse, Rheinwein und französischer Senf in eine einzige ungeheure Terrine ge-

worfen worden sind, woraus nun das hungrige Publikum zulanzen soll. Einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen, wird ein Theil unseres Bestrebens sein.

Fünftes Kapitel.

Die Welt in Kleidern.

„So wie Montesquieu einen Geist der Gesetze schrieb,“ sagt unser Professor, „so könnte ich einen Geist der Kleider schreiben, so daß wir dann neben einem Esprit des Loix, eigentlich einem Esprit des Costumes, auch einen Esprit des Costumes hätten. Denn weder bei der Schneiderei noch bei der Geseßgeberei geht der Mensch bloß zufällig zu Werke, sondern seine Hand wird stets durch geheimnißvolle Operationen des Geistes geleitet. In allen seinen Moden und Bekleidungsversuchen lauert eine architektonische Idee im Hintergrunde. Sein Körper und der Kleiderstoff sind der Bauplag und die Materialien, worauf und wovon das verschönerte Bauwerk seiner Person errichtet werden soll. Ob er grazios auf leichten Sandalen und in wallenden Mänteln einherfährt, oder unter spitzen Spangen und Leibgürteln sich zuletzt in einen hohen Kopfsputz hinaufstürzt; ob er in gestärkten Manschetten, steifleinwandnen Battirungen und andern ungeheuerlichen Auswüchsen einen enormen Umfang gewinnt oder sich in getrennte Theile schnürt und der Welt als eine Agglomeration von Extremitäten gegenübertritt, — das hängt ganz von der Art und Weise seiner architektonischen Idee ab und ob dieselbe griechisch, gothisch, mittelalterlich oder ganz modern und parissch oder englisch kugelhast ist.

„Und welch eine Bedeutung liegt ferner in der Farbe! Von dem nüchternsten Grau an bis zu dem hochflammenden Scharlach offenbaren sich geistige Idiosynkrasien in der Wahl der Farbe. Wenn der Schnitt Intelligenz und Talent verräth, so verräth die Farbe Temperament und Herz.

„In allem diesem liegt bei Nationen sowohl als bei einzelnen Individuen eine unaufhörliche, unzweifelhafte, obschon unendlich complicirte Thätigkeit von Ursache und Wirkung. Jeder Schnipp der Schere ist durch fortwährend thätige Einflüsse geregelt und vorgeschrieben worden, welche ohne Zweifel für Intelligenzen einer höhern Art weder unsichtbar noch unverständlich sind.

„Für solche höhere Intelligenzen wäre eine, Ursache und Wirkung ins Auge fassende, Philosophie der Kleider wie der Geseze wahrscheinlich eine ganz bequagliche Winterabendunterhaltung, aber trotzdem sind mir für untergeordnete Intelligenzen wie die Menschen solche Philosophien immer keineswegs lehrreich erschienen. Ja, was ist so ein Montesquieu selbst weiter, als ein kluges Kind, welches in einem hieroglyphischen, prophetischen Buche buchstabirt, dessen Lexikon in der Ewigkeit, im Himmel liegt? — Möge doch irgend ein von Ursache und Wirkung schwägender Philosoph erklären, nicht weshalb ich dies und dies Kleid trage oder dem und dem Geseze gehorche, sondern erst, warum ich hier bin, um überhaupt zu tragen und zu gehorchen!

„Vielcs daher, wenn auch nicht alles, von diesem Geiste der Kleider werde ich als hypothetisch, gleichgültig und sogar ungehörig unterdrücken. Nackte Thatfachen und in ganz anderem als jenem allwissenden Stile daraus gezogene Schlüsse sind mein bescheideneres und angemessenerecs Bereich.“

Diese kluge Beschränkung im Auge behaltend ist es Teufelsdröckh nichtsdestoweniger gelungen, ein fast grenzenloses Feld zu bearbeiten, wenigstens liegen die Grenzen nur allzu oft gänzlich außerhalb unseres Horizontes. Da eine Auswahl unumgänglich nöthig ist, so werden wir hier den ersten Theil seines Buches nur ganz flüchtig ins Auge fassen.

Dieser erste Theil zeichnet sich ohne Zweifel durch eine so zu sagen allgefräßige Gelehrsamkeit und die äußerste Geduld und Unparteilichkeit aus. Gleichzeitig wird er in seinen Ergebnissen und Schilderungen die Compilatoren irgend einer Bibliothek allgemeiner, unterhaltender, nützlicher oder auch unnützer Kenntnisse weit mehr interessieren als die gemischten Leser dieser Seiten.

Dem ersten Kapitel, welches sich um Paradies und Feigenblätter dreht und uns in unendliche Untersuchungen mythologischer, metaphorischer, labialisirter-factorißer und völlig vorjündthümlicher Art führt, werden wir uns begnügen, unbedingte Zustimmung zu geben. Noch weniger haben wir mit „Lilith, Adams erster Ehegenosin“ zu thun, die er, wie die Talmudisten behaupten, „vor Eva hatte und die ihm in dieser Ehe die ganze Nachkommenchaft von Erbs-, Lust- und Wassergristern gebar,“ — was sie nach unserer Ansicht eben so gut hätte bleiben lassen können. Ueber diesen Theil des Werkes mit seinen gelehrten Untersuchungen über das Adam Kadmon

oder Urelement, welches hier auf seltsame Weise mit dem Nis und Muspel (Finsterniß und Licht) des alten Nordens in Verbindung gebracht wird, genüge es zu sagen, daß die Richtigkeit seiner Deductionen und die Tiefe der hierin ausgesprochenen talmudischen und rabbinischen Gelehrsamkeit vielleicht nicht den schlechtesten Kenner der hebräischen Literatur in Britannien mit nicht geringem Erstaunen erfüllt haben.

Diese nur vom zweifelhaftem Dämmerlicht erhellte Region verlassen, eilt Teufelsdröckh von dem babylonischen Thurne hinweg, um der Zerstreuung des Menschengeschlechts über die ganze bewohnbare und bekleidbare Erde zu folgen. Mit der Fackel orientalischer, pelasgischer, skandinavischer, ägyptischer, otahaitischer, alter und neuer Forschungen jeder nur erdenklichen Art einherschreitend, bemüht er sich, uns in gedrängter Form — wie die Nürnberger einen Orbis Pictus — einen Orbis Vestitus oder einen Ueberblick über die Kleidertrachten der ganzen Menschheit in allen Ländern und zu allen Zeiten zu geben. Hier ist es, wo wir zu dem Alterthumsforscher, zu dem Historiker triumphirend sagen können: Langt zu! Hier ist Gelehrsamkeit; ein unregelmäßiger Schatz, wenn Ihr wollt, aber unererschöpflich wie der Hort der Nibelungen, den zwölf Wagen in zwölf Tagen bei einer dreimaligen Abfahrt jeden Tag nicht forschaffen konnten. Schafpelze und Wampumgürtel, Phylakterien, Stolaß, Chlamyden, Togas, chinesische Seidenwämmer, afghanische Shawls, Pump-, Bluder- und Lederhosen, Husarenmäntel, Halskrausen, Handmanschetten, Reifröcke u. s. w. u. s. w. werden uns in bunter Reihenfolge vorgeführt, — selbst die Nachtmüge Kilmarnock's ist nicht vergessen. Größtentheils müssen wir auch zugeben, daß diese Gelehrsamkeit, so heterogen sie auch ist und obschon sie ganz chaotisch vor uns ausgegüßet wird, doch ächte concentrirte und gereinigte Gelehrsamkeit ist, deren schädliche Theile ausgeschmolzen und auf die Seite geworfen sind.

Dazwischen gestreut sind philosophische Betrachtungen und zuweilen ganz rührende Schilderungen des Menschenlebens. Von diesen hat uns besonders die folgende überrascht. Der erste Zweck der Kleidung war, wie unser Professor glaubt, nicht Wärme oder Wahrung des Anstandes, sondern Puß. „Erbärmlich in der That,“ sagt er, „war der Zustand des Urwildens, der grimmig unter seinem Haarvolß hervorschaute, welches mit dem Bart bis auf seine Lenden herabreichte und wie ein Filzmantel um ihn herum hing, während der übrige Theil seines Körpers in sein dickes natürliches Fell gehüllt war. Er schlenderte in den sonnigen Waldwiesen herum und

lebte von wilden Früchten oder lauerte wie der alte Galeonier in Moräsen und lauerte auf seine thierische oder menschliche Beute ohne Werkzeuge, ohne Waffen, als höchstens einen schweren Kieselstein, an welchen er, damit sein einziges Besitzthum und Vertheidigungsmittel nicht verloren gehe, eine lange Schnur von geflochtenen Riemen befestigt hatte, womit er es, sein Ziel streichend und tödtlich treffend, nicht bloß schleuderte, sondern auch zurückzog. Nichtsdestoweniger war, nachdem die Forderungen des Hungers und der Rache einmal befriedigt waren, seine nächste Sorge nicht Bequemlichkeit, sondern Puß. Wärme fand er in den Anstrengungen der Jagd oder unter dürrem Laube, in seinem hohlen Baume, in seiner Rindenhütte oder natürlichen Hefengrotte, zum Puß aber mußte er Kleider haben. Ja, wir finden, daß bei wilden Völkern das Tättowiren und Bemalen noch älter ist als die Bekleidung. Das erste geistige Bedürfnis eines Barbaren ist Puß, wie wir auch jetzt noch unter den barbarischen Klassen in civilisirten Ländern sehen.

„Leier, der himmlisch begeisterte, melodische Sänger, die höchste Hobeit, ja sogar Dein blondlockiges, im Glanz von Schnee und Rosenblüthe strahlendes Mädchen, die sphhengleich fast auf der Luft hinguleiten scheint, welche Du liebst und als etwas Göttliches, was sie, symbolisch genommen, in der That auch ist, verehrst, — ist eben so wie Du, ein Nachkomme jenes in seinem Haarumantel einherschreitenden Kieselsteinschleudernden Armenischenfressers! „Speise kommt von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starcken.“ Welche Veränderungen werden nicht durch die Zeit und doch in der Zeit bewirkt! Denn nicht bloß die Menschheit, sondern auch Alles, was das Menschengeschlecht thut oder sieht, ist fortwährend in Wachsthum, Wiedergeburt und sich selbst vervollkommnender Lebenskraft begriffen. Erue nur Deine That, Dein Wort in das ewig lebende, ewig thätige Universum. Es ist ein Saamenkorn, welches nicht sterben kann. Heute unbeachtet, findet man es nach tausend Jahren als einen Bananenhain, leider vielleicht auch als einen Schierlingswald wieder.

„Der, welcher zuerst dadurch, daß er die beweglichen Lettern erfand, die Arbeit der Abschreiber abkürzte, löste gemietete Armeen auf, castirte die meisten Könige und Senate und schuf eine ganz neue demokratische Welt — er hatte die Buchdruckerkunst erfunden. Die erste Handvoll von pulverisirtem Salpeter, Schwefel und Kohle schleuderte die Mörserkeule des Mönches Berthold Schwarz durch die Erde; was wird wohl die letzte thun? Sie wird die endliche unbestrittene Unterwerfung der Kraft unter den Gedanken,

des animalischen Nuths unter den geistigen vollenden. Eine sehr einfache Erfindung war es von dem Viehzüchter der alten Welt, — der es überdrüssig war, seinen langsamen Ochsen in dem Lande umherzuschleppen, bis er ihn gegen Korn oder Del vertauschte, — ein Stück Leder zu nehmen und darauf die bloße Figur eines Ochsen oder Pecus zu frägen oder zu stempfen, es in die Tasche zu stecken und es Pecunia oder Geld zu nennen. Und dem noch ward dadurch der Tausch zum Verkauf, das Ledergeld ist jetzt Gold und Papier und alle Wunder sind übertroffen worden, denn es giebt Rothschilde und englische Nationalbanknoten und Jeder, der Geld hat, ist Souverain — so weit sein Geld reicht — über alle Menschen, commandirt Köche, die ihn füttern, Philosophen, die ihn lehren, Könige, die Aufsicht über ihn führen, — so weit sein Geld reicht.

„Und was ist erst aus den Klöstern geworden, die zuerst aus einer abgemachten Fupfucht hervorgingen? Vermehrte Sicherheit und angenehme Wärme setzten bald, aber was war dies weiter? Die Schamhaftigkeit, göttliche Schamhaftigkeit, der Bruch des Menschenfressers noch fremd, entstand geheimnißvoll unter den Klöstern, ein mythischer, von einem Haine eingeschlossener Altar für das Heilige im Menschen. Die Klöster gaben uns Individualität, Unterscheidungen, einen geselligen Staat; die Klöster haben erst Menschen aus uns gemacht und drohen jetzt, Kleiderschränke aus uns zu machen.“

„Im Ganzen genommen aber,“ fährt unser bereiteter Professor fort, „ist der Mensch ein handhühnendes Thier. Schwach an und für sich und von kleiner Statur, steht er auf einer selbst für den Plattfüßigen kaum einen halben Quadratfuß betragenden Basis ziemlich unsicher und muß die Beine auspreizen, um nicht vom Winde über den Haufen geworfen zu werden. Schwächster der Zweifüßler! Drei Centner sind eine zermalnende Last für ihn, der Stier der Wiese schleudert ihn in die Höhe wie ein Bündel Lumpen. Aber er kann Werkzeuge anwenden; er kann Werkzeuge erfinden. Mit diesen zerrinnt das Granitgebirge vor ihm in leichten Staub; er knetet glühendes Eisen, als ob es weicher Teig wäre; Meere sind seine glatte Heerstraße, Wind und Feuer seine unermüdeten Kasse. Nirgends findet man ihn ohne Werkzeuge. Ohne Werkzeuge ist er nichts, mit Werkzeugen ist er alles.“

Dürfen wir nicht hier auf einen Augenblick den Strom der Verehrtheit mit der Bemerkung unterbrechen, daß diese Definition von dem hand-

thierenden Thiere und von allen, welche den Menschen mit einem Thiere vergleichen, bei weitem die bündigste und beste zu sein scheint? Man hat den Menschen ein lachendes Thier genannt, aber lachen die Affen nicht auch oder versuchen sie es nicht wenigstens zu thun und ist der menschlichste Mensch der größte und häufigste Lacher? Teufelsdröckh selbst lachte, wie wir schon gesagt haben, bloß ein Mal. Noch weniger gefällt uns jene anderweite französische Definition von dem lachenden Thier, die überhaupt zu streng wissenschaftlichen Zwecken so viel wie gar nichts taugt. Kann man einen Tartaren wohl einen Koch nennen, wenn er sein Fleisch bloß dadurch gahr macht, daß er darauf reitet? Von welcher Kochkunst macht ferner der Grönländer Gebrauch, wenn er sein Wallfischfleisch in seiner Höhle verwahrt, was in gleichem Falle jedes Murmelthier thun würde? Oder wie würde Monsieur Ude unter jenen Orinoco-Indianern zurecht kommen, welche nach Humboldt auf den Bäumen in Krähennestern wohnen und die Hälfte des Jahres hindurch keine Lebensmittel haben, als Pfeifenthon, weil das ganze Land unter Wasser steht? Dagegen zeige man uns andererseits das Irgeud einer Zeit oder einem Klima angehörende menschliche Wesen ohne seine Werkzeuge. Sogar jene Galeonier hatten, wie wir gesehen haben, ihren Kiesel mit dem daran befestigten Riemen, wie kein Thier etwas Aehnliches hat oder haben kann.

„Der Mensch ist ein handthierendes Thier,“ schließt Teufelsdröckh in seiner abrupten Weise. „Von dieser Wahrheit sind die Kleider nur ein Beispiel und ganz gewiß, wenn wir den Abstand zwischen dem ersten von dem Menschen gefertigten Rutschbrette und einem Dampfwagen betrachten, so werden wir einen Begriff davon bekommen, welchen Fortschritt er gemacht hat. Er gräbt gewisse schwarze Steine aus dem Schooße der Erde und sagt zu ihnen: Befördere mich und dieses Gepäck mit einer Schnelligkeit von sechs oder acht Meilen in der Stunde, und sie thun es. Er sammelt anscheinend ganz zufällig tausend Menschen, nennt sie ein Regiment und sagt zu ihnen: Macht diese Nation für uns arbeiten, für uns bluten, für uns hungern und dürsten und für uns sündigen, und sie thun es.“

Sechstes Kapitel.

Schürzen.

Einer der unbefriedigendsten Abschnitte in dem ganzen Buche ist der über die Schürzen, obgleich der wackere alte Gas, der preßische Hufschmied, dessen Schurzfell, wiewohl jetzt mit Juwelen bedeckt, weil er es in einer heldenreichen Empörung erhob, immer noch die königliche Fahne dieses Landes ist; obgleich John Knor's Tochter, welche der Majestät des Königs drohte, sie wolle lieber den Kopf ihres Vaters in ihrer Schürze auffangen, als daß er lügen und ein Bischof werden sollte; obgleich die Landgräfin Elisabeth mit noch vielen andern Schürzenberühmtheiten hier figuriren. Ein unnötzig geschraubter, zuweilen sogar ein leichtfertiger, an Satyre stoisender Ton ist hier allzu deutlich bemerkbar. Was soll man z. B. aus Sägen machen, wie der folgende:

„Schürzen sind Verteidigungsmittel gegen Beleidigung der Keuschheit, der Unverletzlichkeit, der Schamhaftigkeit u. s. w. Von dem dünnen Streifen Seidenzeug (gleichsam dem Emblem und seligen Geiste einer Schürze) an, den irgend eine hochgebildete Hausfrau vor ihrem Nürnberger Arbeits- oder Spielfäßchen stehend grazios um ihre Taille befestigt hat, bis zu der dick gegerbten, mit Riemen umgürteten Haut, worin der Maurer mauert und in welche er am Abend seine Kelle steckt, oder bis zu jenen klirrenden Blechschürzen, worin die übrigen halbnackten Vulkanen hämmern und in ihrem Schmelzofen schmelzen, — ist in der Form und in dem Gebrauche dieses Kleidungsstückes nicht ein ungeheurer Spielraum zu Betrachtungen geboten? Wie viel ist in Schürzen verborgen, wie viel ist in Schürzen verteidigt worden! Ja, was ist, recht betrachtet, unser ganzes, unzählige Millionen kostendes Militär- und Polizeieinstitut anders, als eine ungeheure bunte, mit Eisen befestigte Schürze, worin die Gesellschaft — wenn auch ziemlich unbequem — arbeitet und sich in dieser Teufelschmiede von einer Welt vor Schmutz undunken zu bewahren sucht? Von allen Schürzen aber die räthselhafteste ist für mich bis jetzt die bischöfliche gewesen. Worin besteht wohl der Nutzen dieser Schürze? Der Aufseher (Episcopus) der Seelen hat, wie ich bemerke, den Zipfel der Schürze aufgesteckt, als ob sein Tagewerk vollbracht wäre. Was will er damit andeuten?“ u. s. w.

Oder sind unsere Leser wohl oft in den Fall gekommen, solchen Zeug zu lesen, wie wir jetzt citiren werden?

„Ich betrachte die gedruckten Papierschnitzereien, welche jetzt die Pariser Köche tragen, als ein neues, obgleich nicht sehr umfassendes Feld für die Typographie, deshalb als eine beifallverdienende Aufmunterung für die moderne Literatur und nicht ohne Vergnügen höre ich, daß eine berühmte Londoner Firma die Absicht hat, dieselbe Mode mit wichtigen Annehmungen in England einzuführen.“

Wir, die wir hier an Ort und Stelle sind, haben davon noch nichts gehört und meinen, daß es glücklicherweise bis jetzt noch andere Auswege für unsere Literatur gegeben hat, so fruchtbar sie auch ist. — Teufelsdröckh fährt fort:

„Wenn eine solche Produktion von bedrucktem Papier so weit steigen sollte, daß dadurch die Heerstraße und öffentlichen Durchfahrten versperrt würden, so muß nothwendigerweise zu neuen Mitteln Zuflucht genommen werden. In einer Welt, die durch die Industrie existirt, entschließen wir uns ungern dazu, das Feuer als ein vernichtendes Element und nicht als ein schaffendes anzuwenden. Jedoch, der Himmel ist allmächtig und wird uns schon einen Abzugsweg zu verschaffen wissen. Ist es mittlerweile nicht schön, zu sehen, wie jährlich fünf Millionen Centner Lumpen aus der Mißgrube hervorgezogen werden und jährlich, nachdem sie zerstampft, gepreßt, bedruckt und verkauft worden und auf diesem Umwege so und so viele hungrige Mäuler gesättigt haben, wieder dahin zurückkehren? Auf diese Weise ist die Kehrichtgrube besonders mit ihren Lumpen oder mit ihrem Kleiderkehricht die große elektrische Batterie, von welcher und zu welcher die geselligen Thätigkeiten gleich glänzenden und bänzigen Elektricitäten in größern oder kleinern Kreisen durch das gewaltige, wogende, stürmische Chaos des Lebens circuliren, welches sie lebendig erhalten!“

Solche Stellen erfüllen uns, die wir den Mann lieben und theilweise achten, mit sehr gemischten Empfindungen.

Weiterhin begegnen wir folgender Stelle:

„Die Journalisten sind jetzt die wahren Könige und die wahre Geistlichkeit. Die Historiker dürfen, wenn sie nicht Narren sind, hinfort nicht von Dynastien der Bourbonn, Ludovs und Habsburgs schreiben, sondern von Papierbogen-Dynastien und ganz neuen Namen, je nachdem dieser oder jener gewantte Metacteur oder eine Combination von gewandten Redacteurs

ren das Ohr der Welt für sich gewinnt. Von der britischen Zeitungspreſſe, vielleicht der wichtigſten von allen und wunderbar in ihrer geheimen Conſtitution und Proceſſur, iſt bereits in dieſer Sprache und unter dem Titel: „Einblick in die unſichtbare Welt des Teufels“, eine werthvolle beſchreibende Geſchichte vorhanden, obſchon wir ſie trotz alles unſeres Nachforſchens in den Bibliotheken von Weignichtwo nicht aufzutreiben vermochten.“

Auf dieſe Weiſe ſchläft der gute Homer nicht bloß, ſondern ſchnarcht förmlich. So verwechſelt Teufelsdröckh, ſich in Regionen verlierend, in welchen er eigentlich gar nichts zu ſuchen hat, den alten authentischen predigtantianiſchen Herentriecher mit einem neuen imaginairten Hiſtoriker der britiſchen Journaliſtik und ſchiefzt auf dieſe Weiſe vielleicht den größten Poet, den die moderne Literatur aufzuweiſen hat.

Siebentes Kapitel.

Gemiſcht hiſtoriſch.

Glücklicher iſt unſer Profeſſor und reiner wiſſenſchaftlich und hiſtoriſch, wenn er das europäiſche Mittelalter erreicht bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, der eigentlichen Ära der Extravaganz in den Trachten. Hier findet der Alterthums- und Modenforſcher ſeine reichſte Ernte. Phantaſtiſche Gewänder, welche die Phantaſie eines Teniers oder Callot tief in den Schatten ſtellen, folgen auf einander wie ein Ungeheuer verſchlungen- des Ungeheuer in einem Traume.

Alles dieß malt er in kurzen originellen Strichen, die nicht ſelten von jenem genialen Hauſe durchdrungen ſind, welcher ſelbſt alte Kleider wieder lebendig macht. In der That haben wir dieſe Kapitel ſo gelehrt, präciß, graphiſch und in jeder Beziehung intereſſant gefunden, daß man mit Zug die Frage aufwerfen kann, ob nicht eine gute engliſche Ueberſetzung davon Mr. Merrick's geſchäftem Werke über die alten Ritterrüstungen mit gutem Nutzen einverleibt werden könnte. Man nehme z. B. die folgende Skizze, für welche Paulinus „Zeitfürzende Luſt“ (II. 678) mit einem Anſchein von großem Vertrauen als Autorität geltend gemacht wird:

„Könnten wir die deutſche modische Kleidung des fünfzehnten Jahrhunderts ſehen, ſo würden wir vielleicht lächeln, eben ſo wie vielleicht dieſe entſchwundenen Deutſchen, wenn ſie wieder aufſtünden und unſern Glitzer-

tant lähen, sich bekreuzen und die heilige Jungfrau anrufen würden. Glücklicherweise aber stehen verflorbene Deutsche eben so wenig auf als andere Menschen. Auf diese Weise wird die Gegenwart nicht auf unnöthige Weise mit der Vergangenheit vermenzt und wächst nur aus derselben hervor, gleich einem Baume, dessen Wurzeln sich nicht in die Zweige wirren, sondern friedlich im Boden ruhen. Ja, es ist sehr betrübend, aber dabei doch nicht nutzlos, zu sehen und zu wissen, wie der größte und theuerste binnen kurzer Zeit seinen Platz ausgefüllt haben und keinen Raum mehr für sich finden würde. Sogar ein Napoleon, sogar ein Byron sind in kaum mehr als sieben Jahren veraltet und ihrem Europa fremd geworden. Auf diese Weise ist das Geiz des Fortschritts gesichert und in Kleidern sowohl wie in allen anderen äußeren Dingen dauert keine Mode für immer.

„Von den kriegerischen Klassen in jenen alten Zeiten, deren Lederwämser, vielfach verschlungene Ketten und Ringtragen, ungeheurer Stiefel und andere Reit- und Hestrüststücke in unseren modernen Romanen aufs Ausführlichste geschildert und beschrieben werden, will ich hier nichts sagen. Die weniger berühmten bürgerlichen und friedlichen Klassen sind für uns wunderbar genug.

„Reiche Leute haben, wie ich leie, sogenannte Teufelste, so wie einen silbernen Gürtel, an welchem kleine Glöckchen hängen, so daß, wenn einer geht, es unter fortwährendem Klingeln geschieht. Einige, die musikalischen Geschmack besitzen, haben ein ganzes Glockenspiel am Gürtel befestigt, welches besonders bei schnellem Umdrehen und den anderen Zufälligkeiten des Gehens eine sehr angenehme Wirkung äußert. Man übersehe auch nicht, welche Vorliebe sie für hohe Spizen und gothische Bogen besitzen. Die männliche Welt trägt spitziige Hüben eine Elle lang, die schief herabhängen. Ihre Schuhe sind vorn ebenfalls eine Elle lang zugespitzt und an der Seite mit Sankeln geschnürt. Sogar die hölzernen Schuhe haben ihre ellenlangen Nähen und manche Sturper befestigen Klingeln daran. Ferner tragen meiner Autorität zufolge die Männer Hosen ohne Gesäß, welche sie an den Hemden befestigen, während das lange runde Wams darüber herunterragt.

„Reiche junge Damen schweben in Kleidern umher, die hinten und vorn tief ausgeschnitten sind, so daß Rücken und Brust fast entblößt werden. Frauen von vornehmer Stande dagegen haben Schleppekleider von vier oder fünf Ellen Länge, welche Schleppen von dazu bestimmten Knaben getragen werden. Wackerer Cleopatra, die in ihrer seitlichen Galerie segeln mit

einem Cupido zum Steuermann! Man betrachte ihre Einfassungen, eine Handbreit dick, welche als Saum um sie herum rauschen, und dann die lange Flurh von silbernen Knöpfen oder vielmehr silbernen Muscheln, womit diese Kleider zugeknöpft werden. Die Jungfrauen haben silberne Reife mit goldenen Spangen und hängenden Klammern um ihr Paar gebunden; aber wer beschreibt den Kopfschmuck ihrer Mütter? Dabei wird über der Liebe zum Pug auch die Bequemlichkeit nicht vergessen. Im Winter steht man die ganze schöne Schöpfung (wenn sie die Mittel dazu hat) in langen Mänteln mit zwei handbreiten Einfassungen und oben in einer dicken, wohlgeärzten Tragen von einigen Zoll Breite auslaufend. Dies sind die Kragmäntel.

„Reifröcke giebt es unter der Frauenwelt noch nicht, die Männer aber tragen Wämser von Barchent, unter welchen eine ziemliche Anzahl mit Leinwand zusammengeleisteter Luchswürste liegen, durch welche eine ziemliche Hülle entsteht. So weitersern die beiden Geschlechter mit einander in der Kunst des Puges und das Stärkere trägt wie gewöhnlich den Sieg davon.“

Unser Professor bekrundet, mag er nun wirklichen Humor besitzen oder nicht, ein gewisses Talent zum Komischen und eine schlaue Beobachtungsgabe, die wir, wenn einem so stillen Manne wirkliche Gemüthsbewegungen zugeschrieben werden könnten, eine förmliche Liebe nennen würden. Keiner dieser Glockengürtel, Scheffelbojen, Schnabelschuhe und anderen dergleichen Erscheinungen, deren die Geschichte des Costüms so viele aufzuweisen hat, entgeht ihm und ganz besonders werden die Unfälle oder Abenteuer, welche den Trägern dieser Dinge passiren oder passiren können, mit gebührender Treue erwähnt. Sir Walter Raleigh's schöner Mantel, den derselbe vor Königin Elisabeth's Füßen in den Roth breitete, scheint wenig Entschuldigendes in ihm zu erwecken, sondern er fragt bloß, ob damals die jungfräuliche Königin auf der Nase roth und auf den Wangen weiß geschminkt war, wie ihre Kammerfrauen mit ihr zu thun pflegten, als sie vor Aerger und Mangeln in keinen Spiegel mehr sah? Wir können hierauf bloß antworten, daß Sir Walter recht wohl wußte, was er that und selbst wenn die jungfräuliche Königin ausgestopft, mit Grünspan gefärbtes Pergament gewesen wäre, ganz gewiß dasselbe gethan haben würde.

Bei Erwähnung jener ungeheuren Kleidungsstücke, die nicht bloß geschliffen und betreten, sondern auch an den breiteren Theilen des Körpers durch Ausstopfen mit Kleie künstlich angeschwellt waren, verschelt unser Professor

nicht, seine Glossen über jenen unglücklichen Hösling zu machen, der, nachdem er sich auf einen Stuhl, aus welchem ein Nagel hervorragte, gesetzt und sich von demselben, um beim Eintritt der Majestät seine Reuerenz zu machen, erhob, sofort einige Regen trocknen Weizenstaub fahren ließ und auf diese Weise zu einer Spindel zusammenschmolz, während seine Treffen und Bausche traurig und schlaff um ihn herumbammelten. Hiermit verbindet der Professor nachstehende Betrachtung:

„In Folge welcher seltsamen Dinge wird uns die Fortdauer in der Geschichte gesichert! Cerostratus verewigt sich durch eine Fackel, Milo durch einen Stier, Henry Darnley, ein unreifer Naieweis, durch seinen starken Körperbau, die weißen Könige und Königinnen dadurch, daß sie unter dem und dem Beithimmel geboren worden, Boileau Despreaux (nach Helvetius) durch das Viden eines Kruthahns, und jenes unglückliche Individuum durch einen Nij in seinen Hosen, denn kein Historiker, der Kaiser Otto's Hof beschreibt, vergißt seiner Erwähnung zu thun. Vergebens war Themistokles' Gebet um die Gabe des Vergessens. Meine Freunde, fügt Euch heiter in das Schicksal und leset, da es einmal geschrieben steht.“

Müssen wir Teufelsdröck erst daran erinnern, daß in enger Verwandtschaft mit dem unmöglichen Talent des Vergessens jenes Talent des Schweigens steht, welches sogar reisende Engländer an den Tag legen?

„Das einfachste Costüm,“ bemerkt unser Professor, „welches ich irgendwo in der Geschichte erwähnt finde, ist das, welches bei Bolivar's Cavalerie in den letzten Kriegen Columbia's als Uniform eingeführt war. Es besteht aus einem viereckigen Stück Zeug von zwölf Fuß Länge; manchmal wurden auch die Ecken weggeschnitten, um es rund zu machen. In der Mitte wird ein achtehn Zoll langer Schlip angebracht. Durch diesen steckt der mutternackte Reiter Kopf und Hals und reitet so geschützt gegen jede Witterung und im Kampfe gegen viele Streiche, denn er rollt das Gewand um den linken Arm und ist auf diese Weise nicht bloß bekleidet, sondern auch gepanzert und drapirt.“

Mit diesem Gemälde eines durch seine Eigenthümlichkeit ergreifenden Naturzustandes und altromischer Verachtung des Ueberflüssigen verlassen wir diesen Theil unseres Gegenstandes.

Achtes Kapitel.

Die Welt ohne Kleider.

Wenn Teufelsdröckh schon in dem beschreibend historischen Theile seines Werkes, wo er bloß das Werden der Kleider bespricht, manchen Leser in Erstaunen gesetzt hat, so wird es noch weit mehr in dem speculativ philosophischen Theile der Fall sein, welcher von ihrem Wirken handelt.

Hier fühlt der gegenwärtige Herausgeber zuerst die Schwere seiner Aufgabe, denn hier beginnt eigentlich die höhere und neuere Philosophie der Kleider. Ein unerforschtes, fast undenkbares Chaos, in Bezug auf welches es ungemein schwierig und doch auch unaussprechlich wichtig ist, zu wissen, welche Methode der Erforschung und Eroberung die richtige ist, wo der Boden fest und haltbar und wo er hohl ist und uns verchlingen kann!

Teufelsdröckh stellt sich keine geringere Aufgabe, als die moralischen, politischen und sogar religiösen Einflüsse der Kleider auseinander zu setzen und in ihren tausentfachen Beziehungen die großartige Behauptung durchzuführen, daß die irdischen Interessen des Menschen sammt und sonderß durch die Kleider an einander geknüpft und geheftet und zusammengehalten werden.

Er sagt: „Die Gesellschaft gründet sich auf Kleider,“ und weiterhin: „Die Gesellschaft segelt durch die Unendlichkeit auf Kleidern, wie auf einem Hausmantel oder vielmehr wie auf dem Tuche der reinen und unreinen Thiere in dem Raume des Arostels und würde ohne ein solches Tuch oder einen solchen Mantel in endlose Tiefen hinabstürzen oder zu luftleeren Höhen emporsteigen und in beiden Fällen nicht mehr existiren.“

Durch welche Ketten oder vielmehr unendlich complicirte Gewebe von Betrachtungen dieser großartige Satz hier entwickelt und unzählige praktische Corollarien daraus abgeleitet werden — dies darzulegen, wäre unsererseits ein allzumüthner, unsere Kräfte weit übersteigender Versuch. Die Methode unseres Professors ist auf keinen Fall die der gewöhnlichen Schullogik, wo die Wahrheiten, sich einander an den Schößen haltend, alle in einer Reihe stehen, sondern im besten Falle die des praktischen Verstandes, der mit umfassender Anschauung über ganze systematische Gruppen und Königreiche hinwegstreitet, wodurch, möchten wir sagen, eine erhabene Complexität, fast wie die der Natur, in seiner Philosophie oder dem geistigen Gemälde der

Natur herrscht, ein gewaltiges Labyrinth und doch, wie der Glaube flüstert, nicht ohne Plan.

Freilich beklagten wir uns schon oben, daß auch eine gewisse unedle Complexität zuweilen hervorträte, die man nicht anders als Verwirrung nennen kann. Oft müssen wir auch ausrufen: Wollte der Himmel, daß jene biographischen Documente endlich zum Vorschein kämen! Denn es scheint, als ob die Beweisführung großentheils in der Individualität des Autors läge, als ob nicht Argument, sondern Erfahrung ihn gelehrt hätte.

Gegenwärtig können wir nur durch vereinzelte Blicke und oft in ziemlich weiten Zwischenräumen aus dem Originalwerke ausgehobene und sorgfältig zusammengestellte bedeutame Fragmente einen Umriß oder einen Vorgeschmack von dieser Theorie mitzutheilen hoffen.

Leser von Intelligenz werden demgemäß wiederholt aufgefordert, und ihre concentrirteste Aufmerksamkeit zu widmen. Diese mögen nach reiflicher Erwägung, aber eher nicht, sich darüber aussprechen: Ob nicht an dem äußersten Rande unseres gegenwärtigen Horizontes ein Nebelschimmer von Land sich zeigt, eine Verheißung neuer Glücklicher Inseln, vielleicht ganzer unentdeckter Amerikas, nämlich für Die, welche Schiffe besigen, um hinezugeln zu können?

Als Exordium zu dem Ganzen möge hier das nachfolgende lange Citat Platz erhalten.

„Menschen von spekulativer Gemüthsrichtung,“ schreibt Teufelsdröckh, „haben Zeiten, gedankenvolle, süße und dennoch schauerliche Stunden, wo sie sich neugierig und furchtsam die unbeantwortbare Frage vorlegen: ‚Wer bin ich, das Wesen, das sich Ich nennt?‘ Die Welt mit ihrem lauten Lärmen und Treiben tritt in weite Ferne zurück und durch die Papiertapeten und Steinmauern und dick aufgetragenen Gewebe des Verkehrs und der Politik und all die lebenden und leblosen Integumente (der Gesellschaft und des Körpers) woron die Existenz des Individuums umgeben ist, — dringt der Blick hinaus in die leere Tiefe und Du bist allein mit dem Weltall und verkehrst schweigend mit ihm, wie ein geheimnißvolles Wesen mit einem zweiten.

„Wer bin ich; was ist dieses Ich? Eine Stimme, eine Bewegung, eine Erscheinung; eine verkörperte, sichtbar gewordene Idee des ewigen Weltengriffs? Cogito, ergo sum. Ach armer Cogitator, damit kommen wir nicht weit. Allerdings, ich bin und war vor Kurzem noch nicht, aber

Woher? Wie? Wohin? Die Antwort liegt rings umher, geschrieben in allen Farben und Bewegungen, ausgesprochen in allen Tönen des Jubels und der Wehklage, in der tausendgestaltigen, tausendstimmigen, harmonischen Natur. Aber wo ist das kluge Auge und Ohr, welchem diese von Gott geschriebene Apokalypse artikulirte Bedeutung gewährt? Wir sitzen gleichsam in einer grenzenlosen Phantasmagorie und Traumgrotte. Grenzenlos ist sie, denn der matte Stern, das fernste Jahrhundert liegt ihrem Umlaufe nicht näher. Klänge und bunte Visionen gleiten an uns vorüber, aber Ihn, den Nimmerschlummernden, dessen Werk sowohl Traum als Träumer sind, sehen wir nicht, ahnen ihn nicht, ausgenommen in seltenen halbawachen Augenblicken. Die Schöpfung liegt vor uns wie ein strahlender Regenbogen, die Sonne aber, die ihn schuf, liegt hinter uns, verborgen vor uns. Und wie haften wir in diesem seltsamen Traume nach Schatten, als ob sie Körper wären, und schlafen am tiefsten, während wir uns am wachsten glauben. Welches von unseren philosophischen Systemen ist etwas Anderes als eine Traumtheorie, ein zuversichtlich ausgesprochener Quotient, wo Divisor und Dividendus beide unbekannt sind? Was sind alle Völkerkriege mit ihren Rückzügen aus Moskau und blutige haßerfüllte Revolutionen weiter, als der Sonnambulismus unruhiger Schläfer? Dieses Träumen, dieser Sonnambulismus, ist, was wir auf Erden Leben nennen, worin die meisten unzweifelhaft wandeln, als ob sie die rechte Hand von der linken unterscheiden könnten und dennoch sind nur Die weise, welche wissen, daß sie nichts wissen.

„Wie sehr ist es zu beklagen, daß alle Metaphysik sich bis jetzt so unaussprechlich unproduktiv erwiesen hat! Das Geheimniß des Daseins des Menschen ist immer noch wie das Geheimniß der Sphinx, ein Räthsel, welches er nicht lösen kann und weshalb er den Tod, den schlimmsten Tod, den geistigen, erleiden muß. Was sind alle Axiome und Kategorien und Systeme und Aphorismen? Worte, Worte! Hohe Luftschlösser werden schlaue aus Worten zusammengebaut, die Worte auch in guten logischen Rörtelet gebettet, aber es kommt keine Kenntniß hinein. Das Ganze ist größer als der Theil — wie außerordentlich wahr! Die Natur duldet keinen leeren Raum — wie außerordentlich falsch und verleumderisch! Ferner: Nichts kann anders wirken, als da, wo es ist — ich gebe das recht gern zu, frage aber nur: Wo ist es denn?

„Sei nicht der Sklave von Worten. Ist nicht das Ferne, das Todte, während ich es liebe und mich darnach sehne und es betrauerne, im eigent-

lichen Sinne des Wortes eben so wahr hier als der Boden, auf dem ich stehe? Aber dieses selbe Wo mit seinem Bruder Wann, sind von Beginn an die Grundfarben unserer Traumgrotte oder vielmehr die Leinwand, auf welche alle unsere Träume und Lebensvisionen gemalt werden.

„Hat nichtsdeshoweniger ein tieferes Nachdenken gewisse Gemüther jenes Himmelsstrichs und Zeitalters nicht gelehrt, daß das von allen unseren Gedanken so geheimnißvoll unzertrennliche Wo und Wann nur oberflächliche irdische Gedankenanhängsel sind, daß der Seher deutlich wahrnimmt, wie sie aus dem himmlischen Ueberall und Immer hervorgehen. Haben nicht alle Nationen ihren Gott als allgegenwärtig und ewig, als in einem unversessenen Hier, einem ewigen Jetzt existirend gedacht? Ueberlege Dir es wohl; auch Du wirst finden, daß der Raum nur ein Nothdunkel unseres Menschensinnes ist, eben so wie die Zeit. Es giebt keinen Raum und keine Zeit. Wir sind — wir wissen nicht was; — Lichtfunken, die in dem Aether der Gottheit schwimmen.

„Vielleicht ist diese so massig erscheinende Welt im Grunde genommen doch weiter nichts als ein Lustbild, unser Ich die einzige Wirklichkeit und die Natur mit ihrer tausentfachen Production und Vernichtung nur der Reflex unserer eigenen innern Kraft, die Phantasie unseres Traums, oder wie der Erdgeist im Faust es nennt, der Gottheit lebentiges Kleid.

„In Lebenskuthen, im Thatensturm
Ball' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Wehen,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am tausenden Webaubl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebentiges Kleid.“

„Haben wohl von den zwanzig Millionen welche diese Donnerworte des Erdgeistes gelesen, auch nur zwanzig Einheiten sie verstanden?

„In einer solchen Anwandlung war ich befangen und von diesen hochfliegenden Betrachtungen ermüdet, als ich zuerst auf die Kleiderfrage kam. Es ist in der That eine höchst seltsame und merkwürdige Thatfache, daß es Schneider giebt und daß geschneidert wird. Das Pferd, welches ich reite, hat sein eigenes vollständiges Fell. Man entleerte es von den Gurten,

Niemen und dem Lederwerk, welches ich an ihm befestigt habe und das edle Thier ist sein eigener Schneider, Weber und Spinner, ja sein eigener Schuhmacher und Juwelier. Es galoppirt frei durch die Thäler mit einem dauerhaften, wasserdichten Hoffleide angethan, in welchem Wärme und passende bequeme Form den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben. Ja, auch auf Ausschmückung ist Rücksicht genommen worden und es fehlt nicht an Krausen und Franzen in bunter Färbung, geschickt und überall am rechten Orte angebracht. Ich dagegen — gütiger Himmel! — hülle mich in die todtten Blicke von Schafen, die Rinde von Pflanzen, die Eingeweide von Würmern, die Häute von Ohsen oder Seehunden, den Filz von Pelzhieren und gehe einher wie ein wandernder Lumpenkasten, überhäuft mit Fliden und Bezen, die man aus dem Peinhaus der Natur, wo sie verfault wären, hervorgerafft, damit sie auf mir nur etwas langsamer verfaulen! Tag für Tag muß ich mich von Neuem einhüllen. Tag für Tag muß diese verächtliche Hülle ein Atom von ihrer Stärke verlieren, welches durch die Abnutzung losgelöst, der Aschengrube oder dem Kehrichtstall anheimfällt, bis endlich das Ganze dorthin gerathen ist und ich, der Staubmachende, patentirte Lumpenmüller neues Material herbeihole, um es abermals zu Staub zu mahlen. O unterthierisch! erbärmlich! höchst erbärmlich! Denn besitze nicht auch ich eine compacte, alles umschließende Haut, sei sie nun weißer oder dunkler? Bin ich eine zusammengeflachte Masse von Schneider- oder Schusterlumpen oder eine festgegliederte, homogene, automatische, ja lebendige kleine Figur?

„Es ist seltsam, wie dem Menschengeschlecht angehörende Geschöpfe ihre Augen den klarsten Thatsachen verschließen und in Folge der bloßen Trägheit des Vergessens und Stumpfseins mitten unter Wundern und Schrecknissen ganz behaglich leben. In der That aber, der Mensch ist und war von jeher ein Dummkopf und Faulpelz und weit eher bereit, zu fühlen und zu verdauen, als zu denken und zu überlegen. Das Vorurtheil, welches er zu hassen vorgiebt, ist sein absoluter Herrscher. Gewohnheit und Schlenrian führen ihn überall an der Nase herum. Man lasse einen Sonnenaufgang, eine Schöpfung der Welt zwei Mal geschehen und sie hört auf, wunderbar oder merkwürdig zu sein. Vielleicht fällt es einem gewöhnlichen Zweiflüßler irgend eines Landes und irgend einer Generation, sei es nun ein Fürst in einem goldenen Mantel oder ein Bauer in grobem Wams, nicht ein einziges Mal ein, daß seine Kleider und sein Ich nicht eins und

untheilbar sind, daß er nackt und ohne Kleider ist, bis er deren kauft oder stiehlt und mit Ueberlegung zusammennäht und zuknöpfet.

„Was mich betrifft, so erfüllen mich diese Betrachtungen über unsere Kleiderhülle und wie dieselbe bis in unser innerstes Herz dringend, uns mit Schneidergedanken erfüllt und demoralisirt, mit einem gewissen Entsetzen vor mir und der Menschheit. Es wird einem fast zu Ruche wie jenen holländischen Kühen, die man auf den Wiesen von Gouda während der nassen Jahreszeit ganz ruhig in Jacken und Unterröcken (von gestreifter Sackleinwand) auf der Weide umherpazieren sieht. Nichtsdestoweniger liegt etwas Großes in dem Augenblick, wo ein Mensch sich zum ersten Male zufälliger Hüllen entledigt und in der That sieht, daß er nackt und, wie Swift sagt, ein gespaltenes Thier mit krummen Beinen ist, aber auch ein Geist und unaussprechliches Geheimniß der Geheimnisse!“

Neuntes Kapitel.

Adamitismus.

Der geneigte Leser möge an den zu Ende des vorigen Kapitels ausgesprochenen Meinungen keinen Anstoß nehmen. Der Herausgeber selbst war, als er zuerst diese merkwürdige Stelle überblickte, geneigt, auszurufen: „Was, haben wir es hier nicht bloß mit einem Sansculotten, sondern mit einem Feind aller Kleider in abstracto zu thun? Mit einem neuen Adamiten in diesem Jahrhundert, welches sich schmeichelt, daß es das neunzehnte und dem Aberglauben eben so verderblich sei, wie dem blinden Enthusiasmus?“

Bedenke wohl, Du iohörchter Teufelsdröckh, welchen unaussprechlichen Nutzen alle Zeitalter und Geschlechter von den Kleidern haben. Zum Beispiel, als Du selbst, ein wässeriger, schwammiger, neuer Ankömmling auf diesem Planeten wimmernd und winselnd in den Armen Deiner Wärterin lagst, an Deiner Koralle nistetest und auf die gedankenloseste Weise in die Welt hinein schautest, was wärest Du wohl damals ohne Deine Decken und Wundeln und anderen namenlosen Hüllen gewesen? Ein Gegenstand des Abichens für Dich selbst und die ganze Menschheit! Oder hast Du den Tag vergessen, wo Dir die Kappe zu kurz geworden war und Du die ersten Hosen bekamst? Das ganze Dorf, in welchem Du wohntest, ward von dieser Thatfache in Kenntniß gesetzt und ein Nachbar nach dem andern küßte Dich

auf Deine Pausbuden und beschenkte Dich an diesem dem ersten Salatsage Deines Daseins mit Silber- oder Kupfermünzen. Warst Du nicht ferner zu irgend einer Zeit Deines Lebens ein Stutzer, oder Maccaroni, oder Incredable, oder Dandy, oder mit welchem Namen man sonst je nach Zeit und Ort ein solches Phänomen bezeichnet? In diesem einen Worte liegen geheimnisvolle Bände.

Ja, hast Du jeht, wo die Herrschaft der Eborheit vorüber oder in den Hintergrund getreten ist und Deine Kleider nicht zum Triumph, sondern zur Vertbeidigung bestimmt sind, sie immer aus Zwang und als eine Folge des Sündenfalles getragen? Hast Du Dich ihrer nie erfreut als eines warmen beweglichen Hauses, als eines Körpers um Deinen Körper herum, worin Dein seltsames Ich schlau und gemüthlich saß und allen Veränderungen des Klimas tropfte? Umgürtet mit dicken, festen Stoffen, halb begraben unter Shawls, breitkrämpigen Hüten, Ueberröcken und Wasserstiefeln, ja sogar die Finger mit Ziegenfell bedeckt, hast Du Dich auf Dein Koss geschwungen und bist, obschon es im rauhen Winter war, durch die Welt galoppirt, als ob Du der Herr derselben wärest. Vergebens schlug Regen und Schnee an Deine Schläfe; Dein gefülltes oder gewebtes wollenes Gehäuse war undurchdringlich. Vergebens heulten die Winde, trachten und knarnten die Wälder und häuften die Stürme sich zu einem einzigen ungeheuren Wirbelwind zusammen. Du slogst mitten hindurch, während der Boden unter Dir Feuer sprühete. Wilde Musik summt in Deinen Ohren, auch Du warst wie ein „Segler der Lüfte“; der Untergang der Materie und der Sturz von Welten war Dein Element und Deine günstig wehende Bluth.

Obne Kleider, ohne Jaum oder Sattel, was wärest Du gewesen? Was wäre Dein schneller Vierfüßler gewesen? Die Natur ist gut, aber sie ist nicht das Beste und hier sah man in der That den Sieg der Kunst über die Natur. Ein Blickstrahl hätte Dich allerdings durchbohren können, allem Anderen aber konntest Du Trop bieten.

Und, ruft der geneigte Leser aus, hat denn Herr Teufelsdröckh vergessen, was er kürzlich erst über „Urwilde“ und die „Erbärmlichkeit ihres Zustandes“ sagte? Will er dich alles widerrufen oder verlangt er, daß wir wieder in unserem „dicken, natürlichen Fell“ einhergehen sollen?

Durchaus nicht, geneigter Leser! Der Professor weiß recht wohl, was er sagt und Du sowohl als wir thun ihm in unserer Eile Unrecht. Wenn die Kleider in den gegenwärtigen Zeiten und „mit Schneitgedanken“ erfül-

len und demoralisiren“, haben sie dann keinen und dafür wieder entschädigenden Werth? Können sie nicht so abgerändert werden, daß sie uns bessere Dienste leisten? Müssen sie nothwendigerweise weggeworfen werden?

Teufelsdröckh ist nämlich, obgleich Sandculott, doch kein Adamit und so sehr er auch vielleicht wünscht, diesem ausgearteten Zeitalter auf einem bessern Wege voranzukreiten, so würde er doch keineswegs wünschen, es, wie jene alten Adamiten thaten, im Zustande der Nacktheit zu thun. Der Nutzen der Kleider ist ihm vollkommen klar; ja vielleicht hat er einen Einblick in ihre verborgeneren und fast mystischen Eigenschaften, was wir die allmächtige Tugend der Kleider nennen möchten, so wie er nie zuvor einem Menschen vergönnt war. Zum Beispiel:

„Du stehst zwei Individuen,“ schreibt er, „das eine in schönes Roth, das andere in grobes, fadenförmiges Blau gekleidet. Roth sagt zu Blau: Laß Dich hängen und anatomisiren! Blau hört dies schauernd und, o Wunder als Wunder! — marichirt betrübt zum Galgen, wird hier aufgekümpft, baumelt seine Stunde und die Chirurgen sectioniren ihn und setzen seine Knochen zu einem Skelet für medicinische Zwecke zusammen. Wie kommt dies, oder was machst Du aus Deinem Nichts kann anders wirken als da wo es ist? Roth besitzt keine physische Macht über Blau, es hält ihn nicht gepackt, es steht in keiner Weise mit ihm in Verührung. Eben so wenig stehen die hierbei hülfreiche Hand leistenden beamteten Henker und Büttel zu dem befehlenden Roth in einem solchen Verhältniß, daß er sie hin und her ziehen könnte; es steht vielmehr ein Jeder für sich in seiner eigenen Haut. Nichtsdestoweniger geschieht alles so, wie es gesprochen worden. Das artikulierte Wort setzt alle Hände in Bewegung und Strick und das verbesserte Fallbret thun ihr Werk.“

„Denkender Leser, der Grund scheint mir ein zwiefacher zu sein: Erstens, weil der Mensch ein Geist und durch unsichtbare Bande an alle Menschen gefesselt ist; zweitens, weil er Kleider trägt, welche die sichtbaren Embleme dieser Thatsache sind. Trägt nicht das rothe, seine Mitmenschen hängenlassende Individuum eine roßhaarene Perrücke und ein mit Eichhörchensellen verbräuntes Blüschgewand, woran alle Sterblichen sofort erkennen, daß es ein Richter ist? — Die Gesellschaft — und je mehr ich darüber nachdenke, desto höher steigt mein Erstaunen — gründet sich auf die Kleidung.“

„Oft, wenn ich in meinen misanthipen Stimmungen von pomphaften

Ceremonien, Frankfurter Kaiserkrönungen, königlichen Galas, Feyer und Couverts lese und wie die Heiducken und Ihürsteher und Schlepenträger alle ehrfurchtsvoll aufgespizt stehen, wie der Herzog Soundso von dem Erzherrzog Dasunddas, Oberst A vom General B präsentirt wird und unzählige Bischöfe, Admiräle und gemeine Beamte schön geschmückt und stolz vor das gefaltete Haupt anmarschiren, und ich mir in meiner stillen Abgeschlossenheit ein klares Bild von dieser Feierlichkeit zu entwerfen strebe, — fliegen plötzlich, wie auf einen Zauberschlag, die — soll ich es sagen? — die Kleider von diesem ganzen dramatischen Corps hinweg und Herzöge, Granden, Bischöfe, Generale, das gefaltete Haupt selbst, stehen plittersafelnackt da und ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll.

„Ich halte es für meine Pflicht, diese physische oder psychische Schwäche, hinsichtlich deren ich vielleicht nicht allein stehe, — obgleich nach langem Zögern — zum Troste Derer bekannt zu machen, welche mit ähnlichen Zuständen behaftet sind.“

Wir aber sagen: Wollte Gott, Du hättest es für Deine Pflicht gehalten, dies alles zu verschweigen! Wer kann jetzt noch, nachdem er dies weiß, die fünf Columnen der Präsentationen in seiner Morgenzeitung ohne Schaudern lesen? Hypochondrische Menschen — und alle Menschen sind bis zu einem gewissen Grade hypochondrisch — sollten auf eine etwas rücksichtsvollere Weise behandelt werden. Mit welcher Bereitwilligkeit folgt unsere Phantasie in einem so erschütterten Nervenzustande den Consequenzen, welche Teufelsdröck mit teuflischer Kaltblütigkeit zu ziehen fortfährt:

„Was würde wohl die Majestät thun, wenn ein solcher Unfall in der Wirklichkeit vorkäme, wenn die Knöpfe in der That und Wahrheit wie hier im Traume alle mit einem Male lossprängen und die wollenen und anderen Gewebe verdunsteten? Ach Gott! Wie schleicht sich Jeder in das nächste Versteck; die Haupt- und Staatsaction wird eine Handwurstaade, über die man weinen muß, die schlimmste Handwurstaade von allen; die Tafeln (um mit Horaz zu sprechen) und mit diesen das ganze Gebäude der Regierung, Geizgabung des Eigenthums, der Polizei und der civilisirten Gesellschaft sind aufgelöst in Seulen und Wehklagen.“

Giebt es wohl einen lebenden Menschen, der sich einen nackten Herzog von Windelstroh in einem nackten Oberhause eine Rede haltend denken kann? Die Phantasie ringelt sich, wie in mephistischer Luft erstickt, in sich selbst zusammen und will mit dem Bilde nicht vorwärts. Der Wellack,

das Ministerium, die Pänke der Opposition — insandum! insandum! Und dennoch, warum wäre die Sache unmöglich? War nicht jede Seele oder vielmehr jeder Körper, dieser Hüter unserer Freiheiten, in vergangener Nacht, wenn auch nicht ganz, doch ziemlich nackt, ein „gepaltenener Kettig mit wunderbar gezeichnetem Kopfe?“ Und warum könnte er nicht, wenn das Schicksal es einmal so wollte, in diesem Zustande eben so gut ins Parlament als ins Bett gehen und in ersterem mit einer Anzahl ähnlicher Kettige das Wohl des Staates discutiren? „Ein Trost für Die, welche mit ähnlichen Gedanken behaftet sind!“ Unglücklicher Teufelsdröckh, war wohl je ein Menich schon mit einer solchen „physischen oder psychischen Schwäche“ behaftet? Und wie Viele werden nun vielleicht durch Dein beispielloses Verhängniß — welches wir selbst der geünderen britischen Welt und durch unsere Pflicht als Kritiker und Biograph angeschuldigt nur mit Widerstreben mittheilen — auf unheilbare Weise davon angesteckt! Bist Du der hochhatteste aller Sankulotten oder bloß der tollste?

„Es bleibt noch zu untersuchen,“ sagt der unerbittliche Teufelsdröckh hinzu, „in wie weit eine Vogelcheude als belledite Person nicht auch ein Recht auf geistlichen Zuprud und Aburtheilung ihrer Vergehen durch Geschworenengerichte hat, ja ob sie nicht vielleicht in Anbetracht ihrer hohen Function — denn ist sie nicht auch eine Verteidigerin des Eigenthums und wie den Schwärden des Gesetzes bewaffnete Monarchin? — Anspruch auf eine gewisse königliche Ausnahmestellung und Unverletzlichkeit hat, obgleich habgierige und andere den niederen Klassen angehörende Menschen nicht immer geneigt sind, diese Unverletzlichkeit zu respektiren.“

„O meine Freunde, wir sind, um mit Yorik Sterne zu reden, weiter nichts als Truthähne, die mit einem Stecken und rothen Lappen zu Markte getrieben werden und wenn gewisse Treiber eine getrocknete Blase nehmen und Erbsen hinein thun, so schreut das Geraffel auch den Rücken!“

Zehntes Kapitel.

Meine Vernunft.

Es muß nun ziemlich klar sein, daß unser Professor, wie oben angedeutet, ein spekulativer Radikaler von der allerschwarzesten Sorte ist, der größtentheils in dem Prunk und in den Paraphernalien des civilisirten

Lebens, wovon wir ein so großes Aufheben machen, weiter nichts als Tuschlappen, Truthahnfedern und getrocknete Blasen mit Erbsen füllt. Und bei dergleichen Theorien länger aufzuhalten, als die pure Wissenschaft verlangt, kann ein richtig urtheilendes Publikum gar nicht wünschen. Für unsere Zwecke wird die einfache Thatsache hinreichen, daß eine solche nackte Welt möglich ist, ja — unter der bekleideten — wirklich existirt.

Wir übergehen daher Vieles, was er z. B. über Könige sagt, die sich „nackt mit Fuhrleuten auf der Wiese herumwalgen“, wobei die Könige geworfen werden. „Man secire sie aufs Genaueste,“ sagt Teufelsdröckh bei dieser Gelegenheit, „und man wird dieselben Eingeweide, Gewebe, Lunge, Leber und übrigen Lebensapparat finden. Man untersuche ihren geistigen Mechanismus und man wird sich von dem Vorhandensein derselben Dürftigkeit, Gier und geringen Fähigkeit überzeugen. Ja, man kann Zehn gegen Eins wetten, daß der Fuhrmann, welcher sich auf Zugvieh und das Beschlagen von Wagenrädern versteht, bis zu einem gewissen Grade die Gehege des beweglichen und stehenden Gleichgewichts nebst andern Zweigen der Fuhrmannswissenschaft kennt und wirklich die Hand ausgestreckt und mit der Natur operirt hat, der Begabtere und Talentvollere von beiden ist. Worin aber liegt dann der so unaussprechliche Unterschied? In den Kleidern.“

Eben so übergehen wir auch Vieles, was er über die Verwirrung von Mang und Stand, so wie von Johann und der gnädigen Frau sagt und wie das Chaos wiederkommen würde — was alles einem Jeden, der sich den großen Muttergedanken: die Gesellschaft im Zustande der Nacktheit richtig ausgemalt hat, freiwillig vor Augen stellen wird. Sollte irgend ein Skeptiker noch Zweifel hegen, ob in einer Welt ohne Kleider noch die geringste Politur, Politik oder auch nur Polizei bestehen könnte, der möge das Originalwerk aufschlagen und hier die sauer und pestilenzialisch sich hinziehenden grenzenlosen pontinischen Sümpfe des Sانسculottismus betrachten, über die wir leicht hinweggeschlagen sind, worin aber nicht bloß ganze Armeen, sondern ganze Nationen versinken könnten! Und dennoch, ist nicht vielleicht das nachfolgende Argument in seiner kurzen bündigen Embryone an und für sich schlagend und unwiderleglich:

„Sind wir Beutethiere? Haben wir natürliche Beutel wie das Kängurub? Oder wie könnten wir ohne Kleider das Hauptorgan, den Ekelstich und die ächte Hirbelbrüse des socialen Körpers, ich meine eine Tasche besitzen?“

Nichtdestoweniger ist es unmöglich, Professor Teufelsdröckh zu hassen. Im schlimmsten Falle weiß man nicht, ob man ihn hassen oder lieben soll. Denn obgleich er bei Betrachtung der schönen Tapete des menschlichen Lebens mit ihren königlichen und selbst heiligen Figuren nicht allein auf der Schauseite, sondern hauptsächlich auf der Kehrseite verweilt und die groben Nähte, Fugen und mannigfachen Anhängsel dieser unansehnlichen Kehrseite mit einer fast teuflischen Geduld und Schonungslosigkeit, die ihm in der Achtung der meisten Leser bedeutend geschadet haben muß, herauswendet, so liegt doch etwas in ihm, was ihn von allen anderen vergangenen und gegenwärtigen Sandculotten auf unaussprechliche Weise unterscheidet.

Die großartige beispiellose Eigenthümlichkeit Teufelsdröckh's ist nämlich die, daß er bei all diesem Descendentalismus damit einen nicht weniger hervortretenden Transcendentalismus verbindet, wodurch er, wenn er einerseits den Menschen unter die meisten Thiere, mit Ausnahme jener besackten und beuntrockneten Gouda-Kübe, herabsetzt, doch andererseits auch wieder über den sichtbaren Himmel hinaus fast auf gleiche Stufe mit den Göttern erhöht.

„Was ist,“ sagt er, „der Mensch im Auge der gemeinen Logik? Ein alles freßender Zweifelsüßler, welcher Hosen trägt. Was ist er im Auge der reinen Vernunft? Eine Seele, ein Geist und eine göttliche Erscheinung. Um sein geheimnißvolles Ich liegt unter allen diesen wollenen Lumpen ein auf dem Weltstuhl des Himmels gewobenes Gewand von Fleisch (oder von Sinnen), wodurch er sich seines Gleichen offenbart und mit ihnen in Einigkeit und Brietracht lebt und sich ein Univerium schafft mit azurnen Sternenträumen und langen Tausenden von Jahren. Tief verborgen ist er unter diesem seltsamen Gewand, von Lönen, Farben und Formen gleichsam eingewickelt und wie mit unauslöschlichen Windeln umschlossen. Und dennoch ist dieses Gewand im Himmel gewoben und eines Gottes würdig. Steht er nicht dadurch in dem Mittelpunkte der Unermeßlichkeiten, in dem Zusammenfluß der Ewigkeiten? Er fühlt. Ihm ist die Fähigkeit gegeben, zu wissen, zu glauben. Ja, blüht nicht sogar hier der Geist der Liebe, frei in seiner himmlischen, urhymanischen Reinheit, wenn auch nur auf Augenblicke, durch? Wohl sagte der heilige Hieronymus mit seinem goldenen Munde: „Der wahre Schemel ist der Mensch.“ Denn wo offenbart sich die Gegenwart Gottes, nicht bloß unsern Augen, sondern auch unsern Herzen anders, als in unserem Mitmenschen?“

In solchen unglücklicherweise nur zu seltenen Stellen strömt der hohe platonische Mysticismus unseres Autors, welcher vielleicht das Fundamentelement seiner Natur ist, gleichsam in vollen Strömen hervor, und durch all den Dunst und Hirnspinnweben, was in seinem Aeußern und in seiner Umgebung oft so verkehrt und gemein ausseht, scheinen wir in ein ganzes Binnenmeer von Licht und Leben zu blicken, obgleich leider die düsteren kupferfarbenen Wolken bald wieder zusammenrollen und es dem Blicke entziehen.

Ein solcher Gang zum Mysticismus ist in diesem Manne überall aufzuführen und muß aufmerkamen Lesern schon längst klar geworden sein. Alles, was er sieht, hat eine mehr als gewöhnliche Bedeutung oder vielmehr es hat zwei Bedeutungen. Wenn er daher in dem höchsten kaiserlichen Scepter und Krönungsmantel eben so wie in dem armseligsten Ochsentreiberfleder und Zigeunerkittel Prosa, Vergänglichkeit und Erbärmlichkeit findet, so liegt doch auch zugleich Poesie und ein verehrungswürdiger Werth darin. Denn die Materie, wäre sie auch noch so verächtlich, ist Geist, die Manifestation des Geistes. Und kann sie, wäre sie auch noch so ehrenwerth, wohl mehr sein? Was ist das Sichtbare, ja das Eingebildete, das auf irgend eine Weise als sichtbar Gedachte weiter als ein Gewand, ein Kleid des höheren himmlischen Unsichtbaren, Undenkbaren, Formlosen, vor Uebermaß an Licht Dunklen?

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, scheint die folgende Stelle, so seltsam in ihrem Inhalt, so seltsam in ihrem Ausdruck, ziemlich charakteristisch:

„Der Beginn aller Weisheit ist, die Kleider scharf oder auch sogar mit bewaffnetem Auge anzusehen, bis sie durchsichtig werden. Der Philosoph, sagt der Weiseste dieses Zeitalters, muß sich in die Mitte stellen. Wie wahr! Der Philosoph ist der, zu welchem das Höchste herab und das Niedrigste hinaufgestiegen, welcher der gleiche und gütige Bruder Aller ist.

„Sollen wir vor Tuchgeweben und Spinnweben zittern, mögen sie nun auf mechanischen Webstühlen oder von den stillen Nymphen gewoben sein, die in unserer Phantasie unaufhörlich thätig sind? Oder was gäbe es andererseits, was wir nicht lieben könnten, da ja von Gott Alles geschaffen ist?

„Glücklich ist Der, welcher durch die Kleider eines Menschen — die wollenen, fleischlichen und offiziellen Bankpapier- und Staatspapier-Kleider

— in den Menschen selbst schauen und vielleicht in diesem oder jenem gefürchteten Potentaten einen mehr oder weniger incompetenten Verdauungsapparat, aber auch in dem gemeinsten Kesselsticker, der mit Augen sieht, ein unergründliches, ehrfurchtgebietendes Geheimniß erkennen kann! *

Uebrigens macht er sich, wie dies für einen Mann dieser Art sehr natürlich ist, sehr viel mit dem Gefühl der Bewunderung zu schaffen und besteht auf der Nothwendigkeit und dem hohen Werthe allgemeiner Bewunderung, welche er als die einzige vernünftige Gemüthsstimmung für die Bürger eines so eigenthümlichen Planeten, wie der unsere ist, betrachtet.

„Bewunderung,“ sagt er, „ist die Basis der Anbetung. Die Herrschaft der Bewunderung ist in dem Menschen dauernd und unzerstörbar; nur zu gewissen Perioden — wie der gegenwärtigen — ist sie auf kurze Zeit eine Herrschaft in partibus infidelium.“

Jener Fortschritt der Wissenschaft, welcher die Bewunderung vernichten und Messung und Zählung an ihre Stelle setzen soll, findet bei Teufelsdröckh wenig Gunst, so hoch er auch sonst die beiden letzteren Procedureschätzt.

„Soll denn die Wissenschaft,“ ruft er aus, „in der kleinen, durch dünne Rigen oder sogar mit Oel beleuchteten unterirdischen Verfläthe der Logik allein fortschreiten und der menschliche Geist eine Rechenmühle werden, in welcher das Gedächtniß der Trichter und Tabellen über Sinus und Tangenten, Schematismus und Abhandlungen über sogenannte Staatsökonomie das Mehl sind? Und was ist diese Wissenschaft, welche bloß der wissenschaftliche Kopf, wenn er abgeschraubt und — wie der des Doctors in dem arabischen Nährchen — in ein Becken gesetzt wäre, um lebendig zu bleiben, ohne Schatten von einem Herzen verfolgen könnte, — was ist, sage ich, diese Wissenschaft weiter, als ein anderes jener mechanischen und gemeinen Handwerke, für welche der wissenschaftliche Kopf, der eine Seele in sich trägt, ein zu edles Organ ist? Ich meine, daß das Denken ohne Ehrfurcht unfruchtbar, ja vielleicht giftig ist. Im besten Falle stirbt es, wie ein gekochtes Gericht mit dem Tage, der es ins Dasein gerufen. Es lebt nicht wie eine Saat in aufeinander folgenden, sich immer weiter ausbreitenden Ernten, die auf alle Zeit Nahrung und Fülle spenden.“

Auf diese Weise theilt Teufelsdröckh, je nachdem es kommt, bald härtere, bald gelindere Hiebe aus, aber stets, wie wir uns gern überreden möchten, in liebevoller Absicht. Vor allen Dingen haßt er jene Klasse von

„Kogelhackern und piependen Spöttern und anerkannten Feinden der Bewunderung, welche in den gegenwärtigen Tagen so zahlreich als Nachtconflabler um die polytechnische Schule der Wissenschaft herum patrouilliren und wie ächte altrömische Gänse bei dem geringsten oder auch bei gar keinem Lärm um ihr Capitol herum gackern, ja die oft als erleuchtete Skeptiker am hellen lichten Tage mit Schnarre und Laterne in friedlicher Gesellschaft umherwandeln und die Menschen durchaus führen und beschützen wollen, obgleich die Sonne scheint und es auf den Straßen von lauter gerechtigkeitliebenden Menschen wimmelt.“

Diese ganze Klasse ist ihm unaussprechlich lästig und langweilig. Man höre, mit welcher ungewöhnlichen Lebhaftigkeit er perorirt:

„Der Mensch, der nicht bewundern kann, der nicht fortwährend bewundert (und anbetet), ist, und wäre er Präsident unzähliger Akademien der Wissenschaften, und trüge er die ganze *Mécanique Céleste* und Hegel's Philosophie und die Quintessenz aller Laboratorien und Observatorien mit ihren Resultaten in seinem einzigen Kopfe — weiter nichts als eine Brille, hinter welcher die Augen fehlen. Die, welche Augen haben, mögen durch ihn hindurchschauen; dann kann er nützlich sein.“

„Du willst kein Geheimniß und keinen Mysticismus haben; Du willst im Sonnenschein dessen was Du Wahrheit nennst oder auch mit der Handlampe dessen, was ich Advocatenlogik nenne, durch Deine Welt wandeln und Alles „erklären“, von Allem Dir „Rechenschaft geben“ oder nichts davon glauben? Ja, Du willst sogar zu lachen versuchen. Jeder, der das unergründliche, Alles durchdringende Reich des Geheimnisses anerkennt, das überall unter unsern Füßen und zwischen unsern Händen ist; dem das Weltall ein Orakel und Tempel sowohl als auch eine Küche und ein Viehstall ist, gilt in Deinen Augen für einen wahnsinnigen Nostiker; ihm bietest Du mit spöttischem Mitleid Deine Handlampe und kreischest wie verlegt und beleidigt laut auf, wenn er mit dem Fuße darnach stößt? — Armer Teufel! Kalbt nicht Deine Kuh? Zeugt nicht Dein Stier? Und Du selbst, wurdest Du nicht geboren? Wirkst Du nicht sterben? „Erkläre“ mir alles Dies, oder thue eins von zwei Dingen: Ziehe Dich mit Deinem thörichten Gezacker an abgelegene Orte zurück, oder, was noch besser wäre, geh es auf und weine, nicht daß die Herrschaft der Bewunderung vorüber und Gottes Welt ihrer Schönheit entkleidet und prosaisch geworden sei, sondern daß Du bis jetzt ein Dilettant und kurzschätiger Bedant gewesen bist.“

Elftes Kapitel.

Aussichten.

Die Philosophie der Kleider entfaltet sich jetzt, wie wir gleich anfangs vorausgesagt, zu neuen grenzenlosen Ausdehnungen von wolkenbedecktem, fast himärischem Ansehen, aber dennoch nicht ohne azurne Nebelbilder in der weiten Ferne und Streifen wie von elyrischem Glanze, dessen sehr zweifelhafte Bedeutung und Verheißung für uns immer wichtiger wird zu ermitteln. „Ist dies wirklich elyrischer Glanz,“ ruft mancher schüchterne Pilgrim, „oder der Widerschein einer pandämonischen Lava? Führt er uns in der That in glückselige Gefilde oder in den gelb brennenden Pfuhl einer Hölle auf Erden?“

Unser Professor giebt gleich arderen Mystikern, mögen sie nun im Delirium befangen oder begeistert sein, einem Herausgeber genug zu thun. Immer steiler und schwirrelnder werden die Höhen, nach welchen er uns führt. Immer durchdringender, allumsfassender und allverwirrender werden seine Ansichten und Anschauungen. So ipricht er sich zum Beispiel darüber, daß die Natur nicht ein Aggregat, sondern ein Ganzes sei, folgendermaßen aus:

„Mit Recht sang der hebräische Psalmist: Und wenn ich die Flügel der Morgenröthe nähme und stöbe an's äußerste Meer, so ist Gott auch hier. Auch Du, o kultivirter Leser, der Du nur allzuwahrscheinlich kein Psalmist, sondern ein Prosaiker bist und Gott nur vom Hörensagen kennst, ist Dir wohl irgend ein Winkel der Welt bekannt, wo wenigstens die Kraft nicht wäre? Der Tropfen, den Du von Deiner nassen Hand schüttelst, bleibt nicht da liegen, wohin er fällt, sondern morgen findest Du ihn hinweggefrat, denn schon nähert er sich auf den Schwingen des Nordwindes dem Wendekreise des Krebses. Wie kam es, daß er verunstete und nicht regungslos liegen blieb? Glaubst Du, daß es irgend etwas der Bewegung und Kraft Entbehrendes und gänzlich Totes gäbe?“

„Als ich durch den Schwarzwald fuhr, sagte ich bei mir selbst: Jenes kleine Feuer, welches gleich einem Stern über das nachtende Moor herüberglänzt, wo der ruhige Schmied sich über seinen Ambos neigt und Du das verlorene Eisen Deines Pferdes wieder zu ersehen hoffst, — ist dies ein abgelesener, von dem ganzen Weltall abgeschnittener isolirter Punkt oder steht

auch er mit dem Ganzen in unauf lösslicher Verbindung? Du Narr, dieses Schmiedefeuer ward (ursprünglich) an der Sonne entzündet; es wird durch Luft genährt, welche schon vor Noah's Sündfluth und über den Hundstern hinaus circulirt. Hierin werden durch Eisenkraft und Kohlenkraft und die noch weit wunderbare Kraft des Menschen schlaue Verwandtschaften und Kämpfe und Siege der Kraft zu Stande gebracht. Es ist ein kleines Ganglion oder Nervencentrum in dem großen Lebensorganismus der Unermesslichkeit. Kenne es, wenn Du willst, einen unbewussten Altar, auf dem Schooße des All entzündet, dessen eisernes Opfer, dessen eiserner Rauch und Einfluß das ganze All durchdringen, dessen gebräunter Priester nicht durch Worte, aber doch durch Kopf und Arm das Geheimniß der Kraft predigt, ja sogar (wenn auch ziemlich exoterisch) über einen kleinen Text aus dem Evangelium der Freiheit, dem Evangelium der menschlichen Kraft, welche herrscht und einst Alles beherrschen wird.

„Losgelöst, getrennt? Ich sage, es giebt keine derartige Trennung. Nichts ist bis jetzt jemals an den Strand oder beiseite geworfen worden, sondern Alles, wäre es auch nur ein verwelktes Blatt, wirkt mit Allem zusammen, wird auf dem bodenlosen, uferlosen Meere der Thätigkeit weitergetragen und durchlebt fortwährende Metamorphosen. Das verwelte Blatt ist nicht todt und verloren. Es sind Kräfte darin und um dasselbe herum, ob schon sie in umgekehrter Ordnung thätig sind; wie könnte es sonst verfaulen? Verachte nicht den Lumpen, aus welchem der Mensch Papier macht, oder die Syce, aus welcher die Erde Getreide macht. Wichtig betrachtet, ist auch der gewöhnlichste Gegenstand nicht bedeutungslos. Alle Gegenstände sind gleichsam Fenster, durch welche das philosophische Auge in die Unendlichkeit selbst hineinschaut.“

Und nachdem er diesen wunderbaren Schwarzwald-Schmiedekaltar verlassen, zeigt er uns auf einmal leichte hochseglende Luftschiffe, von denen wir nicht wissen, wohin sie uns führen werden.

„Alle sichtbaren Dinge sind Embleme. Was Du siehst, ist nicht um seiner selbst willen da, ja streng genommen ist es gar nicht da, denn die Materie existirt bloß geistig und um eine Idee zu repräsentiren und zu verkörpern. Deswegen sind Kleider für so verächtlich wir sie auch halten, dennoch so unausprechlich bedeutungsvoll. Kleider sind vom Königsmantel an Embleme, nicht bloß des Mangels, sondern eines mannigfach listigen Sieges über den Mangel. Andererseits sind alle emblematischen Dinge im

Grunde genommen Kleider, von den Gedanken oder von der Hand gewoben. Muß nicht die Phantasie Gewänder oder sichtbare Körper weben, worin die außerdem unsichtbaren Schöpfungen und Inspirationen unserer Vernunft gleich Geistern sich offenbaren und erst allmächtig werden, um so mehr wenn, wie wir oft sehen, auch die Hand sie unterstützt und (durch wollene Kleider oder anderswie) auch dem äußeren Auge offenbart?

„Man sagt von den Menschen mit Recht, daß sie mit Autorität, mit Schönheit, mit Klüßen und dergleichen bekleidet seien. Ja wenn man es recht betrachtet, was ist der Mensch selbst und sein ganzes irdisches Leben weiter als ein Emblem, ein Kleid oder schbares Gewand für sein göttliches Ich, welches wie ein Lichtfunke vom Himmel herab hierbergeworfen worden? Auf diese Weise sagt man auch von ihm, er sei mit einem Körper bekleidet.

„Die Sprache nennt man das Gewand des Gedankens, wiewohl man vielmehr sagen sollte, die Sprache sei das Fleischgewand, der Körper des Gedankens. Ich sagte, die Phantasie wöbe dieses Fleischgewand, und thut sie das nicht auch wirklich? Metaphern sind ihr Stoff. Man untersuche die Sprache. Woraus besteht sie, mit Ausnahme einiger wenigen Urelemente von Naturklängen, weiter als aus Metaphern, die als solche noch anerkannt oder auch nicht mehr anerkannt werden, die noch flüssig und blühend oder festgeronnen und farblos sind? Wenn diese Urelemente so zu sagen das Knochengerippe des Fleischgewandes, der Sprache, sind, dann sind die Metaphern ihre Muskeln, Gewebe und lebendigen Bedeckungen. Einen Stuhl ohne Metaphern würde man vergebens suchen. Der Unterschied liegt darin. Einige Stühle sind mager, dürr und trocken und der Muskel selbst scheint knochig zu sein. Manche sehen sogar förmlich blaß und verhungert aus, während andere dagegen in der Röthe der Gesundheit und kräftigen Selbstwadhthums glühen, zuweilen (wie dies mit mir selbst der Fall ist) nicht ohne apoplektische Tendenz. Ueberdies giebt es auch falsche Metaphern, welche, weil sie den Gedankenkörper auf trügerische Weise berauflagen und polstern, überflüssige Puggmäntel und Lumpen genannt werden können, die nur dazu taugen, körbervoll gesammelt und verbrannt zu werden.“

Hat der Leser wohl jemals einen wunderbarer metaphorsichen Auffassung, als den vorstehenden über die Metaphern? Indessen wir beschwerten uns darüber nicht. Der Professor fährt fort:

„Warum sollen wir die Beispiele vervielfältigen? Es steht geschrieben:

die Himmel und die Erde werden vergehen wie ein Kleid, was sie in der That auch sind, das Zeitgewand des Ewigen. Alles, was fühlbar existirt, Alles, was Geist dem Geiste repräsentirt, ist, recht betrachtet, ein Kleid, ein Anzug, der auf eine gewisse Zeit angelegt worden, um später wieder abgelegt zu werden. Auf diese Weise liegt in diesem einen prägnanten Thema der Kleider, richtig verstanden, Alles, was die Menschen gedacht, geträumt, gethan haben und gewesen sind. Das ganze äußere Universum und was es in sich faßt, ist nur Kleid und die Essenz aller Wissenschaft liegt in der Philosophie der Kleider."

Diese sich ins Unendliche ausdehnenden und dicht an das ungreifbare Nichts grenzenden Regionen sind es, welchen der Herausgeber sich nicht ohne bange Befürchtungen und fortwährende Schwierigkeiten zuwandern sucht. Bis noch vor Kurzem schwebte ihm ein heiterer Taglärn der Hoffnung in der erwarteten Hülfe des Hofraths Heuschrecke vor Augen, welcher Taglärn jedoch jetzt nicht in das Roth des Morgens, sondern in ein unbestimmtes graues Halblcht verschwimmt, von dem man nicht weiß, ob es die Dämmerung des Tages oder die Dämmerung der gänzlichen Finsterniß ist.

Seit der letzten Woche sind jene sogenannten biographischen Documente in seiner Hand. Durch die Güte eines Hamburger Kaufmanns, dessen der ganzen Handelswelt bekannten Namen der Herausgeber nicht nennen darf, dessen Freundlichkeit und Gefälligkeit er aber niemals vergessen wird, gelangte das umfangreiche Paket von Weisnichtwo mit allen Zollhausstegeln, ausländischen Hieroglyphen und vermischten Reisespuren vollkommen wohl erhalten und kostenfrei hierher. Der Leser kann sich denken, mit welcher Begier es erbrochen, mit welcher athemlosen Erwartung es durchgesehen ward, aber keinen Begriff kann er sich davon machen, mit welcher Unruhe und getäuschten Erwartung es seitdem wiederholt zur Hand genommen und wieder weggelegt worden ist.

Hofrath Heuschrecke fährt in einem allzulanzatbmigen Briefe, der voll ist von Komplimenten Weisnichtwo'scher Politik, Tischreden und anderen ephemeren Trivialitäten, fort, und auf etwas aufmerksam zu machen, was wir bereits wußten, nämlich, daß, wie es auch mit der Metaphysik und jeder andern bloß aus dem Verstande hervorgehenden abstracten Wissenschaft sein möge, doch keine Lebensphilosophie, wie diese Philosophie der Kleider zu sein vorgiebt, die ihren Ursprung eben so in dem Gemüth hat und zu diesem spricht, ihre Bedeutung eher erlangen kann, als bis der Charakter oder das

Gemüth selbst bekannt und sichtbar geworden, „bis die Weltansicht des Verfassers und wie er activ und passiv zu dieser Ansicht kam, klar ist, mit einem Worte, bis eine Biographie von ihm philosophisch-poetisch geschrieben und philosophisch-poetisch gelesen worden ist.“

„Ja,“ sagt er hinzu, „wenn auch die theoretische, wissenschaftliche Wahrheit bekannt wäre, so würdet Ihr in diesem unieren forschenden Zeitalter Euch immer noch fragen: Woher kam sie und warum und wie? — Ihr würdet nicht ruhen, bis, wenn sich nichts Besseres darböte, die Phantastie eine Antwort geformt hätte und entweder in den authentischen Lineamenten der Thatfachen oder in den erkünstelten der Dichtung ein vollständiges Gemälde und eine genetische Geschichte des Menschen und seiner geistigen Bestrebungen vor Euch läge.

„Aber warum,“ sagt der Hofrath und sagen auch wir, „ergehe ich mich hier weisläufig über den Nutzen unierer Biographie Teufelsdröck's? Der große Minister von Goethe hat sehr scharfsinnig bemerkt, daß der Mensch im Grunde genommen der einzige Gegenstand sei, welcher den Menschen interessire. Eben so habe auch ich bemerkt, daß in Weisnichtswo unsere ganze Conversation wenig oder nichts Anderes ist als Biographie oder Autobiographie, stets menschlich anekdotisch. Die Biographie ist von Natur das universellst nützliche, das universellst angenehme von allen Dingen, ganz besonders die Biographie ausgezeichneten Personen.

„Gegenwärtig, mein Verehrtester,“ fährt er mit einer Perectiamkeit fort, welche, wenn die Worte nicht, wie wir vermuthen, von Teufelsdröck entlehnt sind, und fast unerklärlich ist, „gegenwärtig haben Sie sich schon in jenen mächtigen Wald der Kleiderphilosophie vertieft und schauen sich, wie alle Leier thun, mit ziemlichem Erstaunen um. Diejenigen Theile und Stellen, welche Sie schon bemästert und zu Papier gebracht haben, konnten nicht umhin, eine seltsame Neugier in Bezug auf den Geist zu erwecken, von dem sie ausgingen, den vielleicht unvergleichlichen, pinckischen Mechanismus, der solche Dinge fabricirte und an das Tageslicht stellte. Hatte Teufelsdröck auch einen Vater und eine Mutter? Trug er früher einmal Geißerlägchen und nährte er sich von Wehlbrei? Schloß er jemals in Wonne und Thränen einen Freund an seine Brust? Schaut er sehnstüchtig in die lange Todtengruft der Vergangenheit zurück, wo nur Winde und deren leises Stöhnen eine unartikulirte Antwort geben? Hat er sich duellirt? Und,

gütiger Himmel, wie benahm er sich, wenn er verliebt war? Kurz, durch welche eigenthümliche Stufen und unterirdischen Gänge hat er dieses wunderbare prophetische Hebron erreicht, wo er jetzt wohnt?

„Auf alle diese natürlichen Fragen giebt die Stimme der öffentlichen Gerichte noch keine Antwort. Nur so viel ist gewiß, daß er, ein Pilgrim und Wanderer aus einem fernen Lande, mehr oder weniger fußwund und von der Reise bekümmert ist. Er ist unter Dörbe gefallen, durch schlechte Küche vergiftet und durch Wanzenbisse zernagt worden, aber nichtseideneniger hat er auf jeder Station die Fache bezahlen müssen. Werden wir wohl aber auch die sämmtlichen Einzelheiten seiner Reise, seine Wetterbeobachtungen, die malerischen Skizzen, die er aufnahm, niemals erfahren, obgleich sie alle regelmäßig mit unauslöschlich sympathetischer Tinte durch einen unsichtbaren inneren Schreiber notirt worden? Sind sie vielleicht ganz verloren gegangen? Ist vielleicht abermals ein Blatt aus jenem gewaltigen Buche (des menschlichen Geschicks) ungedruckt wie ein Bogen nichtsnutzigen Papierses davongetragen, um dem Regen und Winde zum Spiel zu dienen und zu verfaulen?“

„Nein, verehrtester Herr Herausgeber, in keiner Weise! Ich übersende in Folge der beispiellosen Günst, in welcher Sie bei unserem Philosophen stehen, nicht bloß eine Biographie, sondern eine Autobiographie, wenigstens die Materialien zu einer solchen, aus welchen, wenn ich nicht irre, Ihr Scharfblick die vollständigste Einsicht schöpfen wird. Auf diese Weise wird die ganze Philosophie nebst dem Philosophen der Kleider deutlich vor den verwunderten Augen Englands stehen, ja von hier aus durch Amerika, durch Hindostan und das antipodische Neuholland endlich einen großen Theil dieses irdischen Planeten erobern!“

Und nun mache sich der theilnehmende Leser einen Begriff von unserem Gefühl, als wir anstatt dieser Autobiographie mit vollständigem Einblick sechs beträchtliche Papiersäcke vorfanden, die sorsätzlich versiegelt und der Reihe nach mit Goldtusch mit den Symbolen der sechs Figuren des südlichen Thierkreises bezeichnet waren, so daß die Waage den Anfang machte. In diesen versiegelten Säcken liegen vermuthete Waffen von mit der kaum lesbaren Handschrift des Professors Teufelsdröckh bedeckten Blättern oder vielmehr Zetteln und Abzählzettel, die von allen denkbaren Dingen unter und über dem Thierkreise handeln, von seiner eigenen persönlichen Ge-

ischichte aber nur in seltenen Zwischenräumen und dann auf die räthselhafteste Weise.

Es befinden sich darunter ganze Kascikel, worin der Professor oder wie er in der dritten Person sprechend sich selbst nennt, „der Wanderer“, nicht ein einziges Mal genannt wird. Dann wiederum floßen wir mitten in einer metaphysisch-theologischen Abhandlung, „Zerstreuten Gedanken über die Dampfmaschine“, oder einem Aufsatze über die „fortgesetzte Möglichkeit des Prophezeihens“ auf eine ganz private, nicht unwichtige biographische Thatsache. Auf gewissen Pagen stehen Träume, authentisch oder nicht, während die umliegenden wachenden Thätigkeiten weggelassen sind. Anekdoten, in den meisten Fällen ohne Datum des Vages und der Zeit, fliegen zerstreut auf besonderen Zetteln, gleich ägyptischen Plättchen einher. Dazwischen hindurch drängen sich lange Reihen autobiographischer Schilderungen, aber dennoch ohne Zusammenhang, ohne erkennbare Wechselbeziehung und dabei zuweilen höchst unwichtig und höchst überflüssig genau.

Auf diese Weise herrscht bald Mangel, bald Verschwendung. Auswahl und Reihenfolge scheinen dem Professor gänzlich unbekannte Dinge zu sein. In allen Säden finden wir denselben Wirrwarr, vielleicht nur in dem Sade Steinbock und dem nächstfolgenden ist die Verwirrung etwas weniger verworren. Nicht neben einer ziemlich eloquenten Rede „Als ich den Doctorhut erhielt“, liegen Wädhrechnungen mit der Bemerkung: bezahlt. Seine Reisen werden durch die Straßenankündigungen der verchiedenen Städte, die er besucht hat, angedeutet, von welchen Straßenankündigungen wir hier in den meisten lebenden Sprachen vielleicht die vollständigste Sammlung sehen, die es überhaupt giebt.

Wenn daher das Kleiderbuch selbst allzuviel Aehnlichkeit mit einem Chaos hatte, so haben wir nun anstatt der Sonne, die es erhellen sollte, einen flackernden Feuerpfuhl, durch welchen dieses Chaos noch mehr verflüchtigt und zerstückt wird! Da wir es vielleicht zuletzt als unsere Pflicht betrachten werden, diese sechs Papiertäcke in dem britischen Museum zu deponiren, so können wir uns eine fernere Beschreibung und allen Tadel derselben ersparen. Eine Biographie oder Autobiographie Teufelsdröckh's ist offenbar hieraus nicht zu schöpfen. Im glücklichsten Falle kann ein undeutliches, flüchtiges Bild von ihm in Folge unerschörter Anstrengungen theils des Verstandes, theils der Einbildungskraft von Seiten des Herausgebers

und des Lesers zwischen ihnen emporsteigen. Nur als ein gasig chaotischer Anhang zu jenen wässerig chaotischen Buche kann der Inhalt der sechs Vapierfäcke und umschweben und ein Theil davon unseren Schilderungen einverleibt werden.

Täglich und nächtlich sitzt der Herausgeber mit seiner grünen Brille über diesen wunderlichen Documenten und sucht sie zu entziffern, indem er sie mit dem eben so wunderbaren Buche zusammenhält, welches leserlich gedruckt vor uns liegt. Ueber ein solches allgemeines Gemisch von Hoch und Niedrig, von Heiß und Kalt, Naß und Trocken bemüht er sich — durch Verbindung des Gleichen mit dem Gleichen, was man Methode nennt — für britische Reisende eine feste Brücke zu bauen. Niemals vielleicht seitdem unsere ersten Brückenbauer, Sünde und Tod, jenen kühnen Bogen von dem Höllenthor bis zur Erde bauten, hat irgend ein Pontifer eine solche Aufgabe unternommen, wie der gegenwärtige Herausgeber. Denn auch bei diesem Bau, der, wie wir bescheiden hoffen, ein weit weniger verderblicher ist, als jener große ursprüngliche, müssen die Materialien aus der schäumenden Tiefe aufgesüßt und aus der brausenden Lust herabgelangt und schlau zusammengefitet werden, während die Elemente unten steten. Und dabei ist zur Verrichtung dieses Werks durchaus keine übernatürliche Kraft vorhanden, sondern einfach der Fleiß und die schwache Denkkraft eines englischen Herausgebers, welcher sich bemüht, eine gedruckte Schöpfung aus einem deutschen gedruckten und geschriebenen Chaos zu entwickeln, worin, während er darin hin und her schießt, das Warum bascht und festhält, um es an das ferne Weil zu knüpfen, leicht sein ganzes Ich verschlungen werden und untergehen kann.

Geduldig steht unter diesen unaufhörlichen Arbeiten der Herausgeber, allen Jorn von sich entfernt haltend, seine sonst so rüstige Gesundheit abnehmen. Allnächstlich verläßt ihn ein Theil des ihm angewiesenen natürlichen Schlafes und er hat schwerlich etwas Anderes zu erwarten, als ein entzündetes Nervensystem. Was aber nützen Gesundheit oder Leben, wenn man sie nicht zur Vollführung eines Werkes anwenden will? Und welches edlere Werk könnte es geben, als die Verpflanzung ausländischer Gedanken in den unfruchtbaren heimischen Boden, wenn man nicht eigene Gedanken pflanzen kann, wozu die Fähigkeit ja nur Wenigen verliehen ist? So abenteuerlich diese Philosophie der Kleider auch aussieht, so verspricht sie doch, wenn wir jemals ihre wirkliche Bedeutung erreichen können, eine neue Ära,

die ersten dunklen Anfänge und schon knospenden Keime einer edleren Aera in der allgemeinen Geschichte zu offenbaren. Ist ein solcher Preis nicht einiges Strebens werth? Vorwärts mit uns, muthiger Leser; sei es zur Niederlage, oder sei es zum Siege! Den letztern theilst Du mit uns und die erstere trifft uns ebenfalls nicht ganz allein.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Genesis.

Von psychologischem Gesichtspunkte aus betrachtet ist es vielleicht zweifelhaft, ob von Geburt und Genealogie, wie genau man sie auch erforsche, ein tiefer Einblick zu gewinnen ist.

Da jedoch nichtsdestoweniger bei jedem Phänomen der Anfang stets der bemerkenswertheste Moment bleibt, so ruhen wir auch in Bezug auf irgend einen großen Mann nicht eher, als bis, zu unserm wissenschaftlichen Gewinn oder nicht, die sämmtlichen Umstände seines ersten Erscheinens auf diesem Planeten und welche Art von öffentlichem Eintritt er machte, mit der größten Vollständigkeit offenkundig gemacht sind.

Der Genesis unseres Kleiderphilosophen widmen wir daher dieses erste Kapitel.

Unglücklicherweise scheint er von ganz obscurer Abkunft zu sein, ja wir möchten fast sagen, es sei ungewiß, ob er jemals Voreltern gehabt, so daß diese seine Genesis eigentlich weiter nichts sein kann, als ein Erodus (oder Uebergang aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit), dessen erster Theil nirgends zum Vorschein kommt.

„In dem Dorfe Entenpfuhl,“ schreibt er in dem Papiersack die Wage auf verschiedenen Zeiteln, die wir mit Mühe an einander reihen, „wohnte Andreas Futteral und sein Weib, kinderlos in stiller Abgeschlossenheit und heiter, obschon in ziemlich vorgerückten Lebensjahren. Andreas war Grenadiersergeant und sogar Regimentschulmeister unter Friedrich dem Großen gewesen, baute aber nun, nachdem er Muskete und Regen mit dem Spaten und Oculirmesser vertauscht, einen kleinen Obstkarten, von dessen

Ertrag er gleich dem Cincinnatus nicht ohne Würde lebte. Kürbisse, Äpfel, Trauben und andere Früchte reiften alle zu ihrer Zeit und Andreas wußte sie zu verkaufen. Des Abends rauchte er viel, oder las (wie einem Regimentschulmeister geziemte), und sprach mit Nachbarn, welche zuhören wollten, von dem Siege bei Rosbach und wie der alte Fritz einmal mit seinen eigenen königlichen Lippen mit ihm gesprochen und als Andreas als Feldschiltwache die Parole verlangt, ehe noch einer der Stabsadjutanten antworten konnte, zu sagen geruht hatte: „Halte Maul, Hund!“ „Das nenn' ich mir einen König,“ pflegte Andreas zu sagen, so oft er diese Geschichte erzählte; es war allerdings nicht ganz artig von ihm, aber damals biß ihn noch der Rauch von Kunnersdorf in den Augen.

„Gretchen, seine Frau, die, wie Desdemona mehr durch die Thaten als durch die äußere Erscheinung ihres nun alten Othello gewonnen worden, lebte nicht in ganz militärischer Subordination, denn, wie Andreas sagte, „wer kann die Weiberchen dressiren?“ Nichtsdestoweniger liebte sie ihn herzlich, sowohl wegen seiner Tapferkeit als wegen seiner Gutmüthigkeit. Für sie war ein preussischer Grenadiersergeant und Regimentschulmeister ein Cicero und ein Eid, denn was man sehen, aber nicht überschauen kann, ist eben so gut als unendlich. Ja, war nicht Andreas in der That ein Mann von Ordnung, Muth und Geradheit, welcher Büsching's Geographie verstand, die Schlacht bei Rosbach mitgemacht hatte und bei dem Ueberfall von Hochkirchen für todt liegen geblieben war? Das gute Gretchen pflegte ihn, trotz ihres etwas heftigen Temperamentes, wie nur eine ächte Hausmutter pflegen kann. Eifrig kochte, näbete und schuerte sie, so daß nicht bloß seine alte Uniform und Grenadiermütze, sondern auch die ganze Wohnung und Umgebung stets sauber und nett ausfiel. Das geräumige, bunt angestrichene Wohnhaus lag halb hinter Obst- und Waldbäumen, Immergrün und Geißblatt versteckt; die Blumen lugten zu den Fenstern hinein, unter den weit hervorragenden Dachtraufen lehnten Gartenwerkzeuge in methodischer Ordnung, damit sie nicht durch Regen beschädigt würden, und dazwischen waren Sitze angebracht, wo besonders in Sommernächten ein König sich hätte wünschen können zu sitzen und zu rauchen und dieses Haus sein zu nennen. Ein solches Bauerngut hatte Gretchen ihrem Veteranen zugebracht, dessen schuinige Arme und lange unbenuzte gebliebenes Gärtner talent es zu dem gemacht hatte, als was man jetzt es sah.

„In dieses schattige Mennichennest trat an einem schüchternen gelben

Abend oder in der Dämmerung, als die Sonne vor dem irdischen Entenpfuhl verborgen, nichtsdestoweniger sichtbar und strahlend die himmlische Wage entlang rollte, ein Fremder von ehrwürdigem Ansehen und stand mit ernstem Grusse vor den beiden, ziemlich erstaunten Bewohnern des Hauses. Er war dicht in einen weiten Mantel gehüllt, schlug denselben, ohne weitere Worte zu verlieren, auseinander und nahm darunter etwas hervor, was ein mit einem seidenen Tuche bedeckter Korb zu sein schien.

„Ihr lieben Leute,“ sagte er, „hier bringe ich ein unschätzbares Darlehn; nehmt es in Acht und benützt es sorgfältig; mit hohem Lohn oder auch mit schweren Zinsen wird's einst zurückgefordert.“

„Nachdem der Fremde in klarem, glockenähnlichem, sich dem Gedächtniß tief einprägendem Tone diese sonderbaren Worte gesprochen, entfernte er sich langsam und ehe noch Andreas oder sein Weib, die vor Spannung und Verwunderung die Augen weit aufrißen, Zeit hatten, eine Frage oder eine Antwort hervorzubringen, war er verschwunden. Auch außer dem Hause war nichts von ihm zu sehen oder zu hören. Er war in dem Dickicht, in der Dämmerung verschwunden. Das Pförtchen des Obstgartens war verschlossen wie vorher und der Fremde ein für allemal unsichtbar geworden.

„Der ganze Vorgang hatte in der herbstlichen Stille so reich und so geräuschlos stattgefunden, daß die Futterale hätten glauben können, ihre Phantasie habe ihnen einen Streich gespielt oder ein wirklicher Geist ihnen einen Besuch abgestattet, wenn nicht der mit dem grünseidenen Tuche zugedeckte Korb, wie ihn weder die Phantasie noch ein wirklicher Geist zu tragen pflegt, noch sichtbar und greifbar auf dem Tische ihres kleinen Zimmers gestanden hätte.

„Diesem Korbe wendeten die erstaunten Eheleute, jetzt mit angezündetem Lichte, sofort ihre Aufmerksamkeit zu. Den grünen Schleier emporhebend, um zu sehen, was Unschätzbares darunter verborgen sei, erblickten sie in weichen Daun und in feine weiße Tücher gebettet, weder einen Diamant Vitz noch die königlichen Insignien des Hauses Habsburg, sondern im sanftesten Schlafe ein kleines rothhäutiges Kind! Neben demselben lag eine Rolle Friedrichs'or, deren genauer Betrag niemals öffentlich bekannt ward, so wie auch ein Taufschein, worin unglücklicherweise bloß der Name zu entziffern war. An anderen Documenten oder Andeutungen fehlte es gänzlich.

„Hin und her raten und Vermuthungen anstellen, war nutzlos, damals sowohl als auch in der ganzen künftigen Zeit. Nirgends in Entensfuhl hatte, wie die am nächstfolgenden Morgen angestellten Erörterungen ergaben, irgend Jemand eine solche Gestalt wie die des Fremden gesehen und den Reisenden, welcher in einem vierspännigen Wagen das benachbarte Städtchen passiert hatte, konnte man doch unmöglich mit dieser Erscheinung in Zusammenhang bringen.

„Mittlerweile war für Andreas und seine Frau die große praktische Frage die: Was war mit dem kleinen schlafenden, rothbäckigen Kinde anzufangen? Nach langen Berathschlagungen, die zu keinem befriedigenden Resultate führten, kamen sie endlich wieder auf den Entschluß zurück, den sie gleich anfangs gefaßt und der unter solchen Umständen für menschenfreundliche Kluge Leute der natürlichste war, nämlich das Kind zu warten und zu pflegen und womöglich zum Manne heranzuziehen.

„Der Himmel war ihren Bemühungen günstig und auf diese Weise erhielt das geheimnißvolle Individuum einen Platz in diesem Universum, ein gewisses Maß von Lebensmitteln, Wohnung und Raum zum Bewegen, bis es an Umfang, Fähigkeiten und Kenntniß des Guten und Bösen immer mehr zunahm und jetzt als Herr Diogenes Teufelsdröckh an der neuen Universalität Weisnichtswo die neue Lehre der Dinge im Allgemeinen vielleicht nicht ganz ohne Wirkung vorträgt oder doch vorzutragen bereit ist.“

Unter Philosophen erklärt hier, daß diese Thatfachen, die ihm von dem guten Gretchen Futteral in seinem zwölften Jahre mitgetheilt wurden, auf sein kindliches Herz und seine junge Phantasie einen, wie sich leicht voraussetzen läßt, ganz unauslöschlichen Eindruck hervorbrachten.

„Wer war diese ehrwürdige Person,“ sagt er, „die durch den Garten kam, als die Sonne im Zeichen der Waage stand und dann wie auf Geistesfüßchen wieder hinwegschwand? Ein unaussprechlicher Wunsch voll Liebe und Traurigkeit ist seitdem oft in mir bemüht gewesen, eine Antwort zu formen. In meinen Kümmernissen und in meiner Einsamkeit hat meine Phantasie sich sehnuchtsvoll diesem unbekannten Vater zugewendet, der vielleicht fern von mir, vielleicht nahe, jedenfalls aber unsichtbar, mich an sein väterliches Herz hätte schließen können, um mich vor so manchem Wehe zu schützen. Du geliebter Vater, wankst Du, nur durch dünne Vorhänge des irdischen Raums von mir getrennt, noch unter der Zahl der Lebenden? Oder bist Du durch jene weit dichteren Vorhänge der ewigen Nacht oder

vielmehr des ewigen Tages verborgen, welche mein sterbliches Auge und meine ausgestreckten Arme vergeblich zu durchdringen suchen? Ach, ich weiß es nicht und bemühe mich umsonst, es zu erfahren. Mehr als einmal habe ich in der Täuschung meines Herzens diesen oder jenen edelblickenden Fremdling für Dich gehalten und mich ihm scheu und sehnüchtig genähert; aber auch er mußte mich zurückweisen, auch er war nicht Du.

„Und dennoch, o Mensch vom Weibe geboren,“ ruft der Autobiograph, von einer seiner plötzlichen Anwandlungen ergriffen, aus, „worin ist mein Fall ein eigenthümlicher? Hatteſt Du einen Vater, den Du kannteſt? Der Andreas und das Gretchen, oder der Adam und die Eva, die Dich in das Leben einführten und Dich eine Zeitlang säugten und mit Brei fütterten, die Du Vater und Mutter nannieſt, dieſe waren, eben ſo wie die meinen, nur Dein Pflögevater und Deine Pflögemutter. Dein wirklicher Anfang und Vater iſt im Himmel, den Du mit dem körperlichen Auge niemals ſehen wirſt, ſondern nur mit dem geiſtigen.“

„Den kleinen grünen Schleier,“ ſetzt er unter vielen ähnlichen Moraliſtiken und verworrenem Philoſophiren hinzu, „beſiße ich noch jetzt, noch unzertrennlicher aber den Namen Diogenes Teufelsdröckh. Aus dem Schleier laſſen ſich keine Schlüſſe ziehen; es iſt ein Stück jetzt ganz verſchoffenen Seidenzeuges wie tauſend andere. Ueber den Namen habe ich vielmal nachgedacht und Vermuthungen angeſtellt, aber auch hierin keinen Aufſchluß gefunden. Daß es der Name meines unbekannten Vaters war, muß ich Anſtand nehmen, zu glauben. Vergebens habe ich alle Wappenbücher in und außerhalb des deutſchen Reiches und alle Arten von Subſcribentenliſten, Bürgerwehre regiſter und andere dergleichen Namensverzeichniſſe durchſucht. So außerordentliche Namen wir auch in Deutſchland haben, ſo kommt der Name Teufelsdröckh, ausgenommen als Anhängel an meine eigene Perſon, nirgends vor. Was mag ferner der mehr unchriſtliche als chriſtliche Vorname Diogenes bedeuten? Beabſichtigte jener verehrungswürdige Korbträger durch dieſe Benennung mein künftiges Schickſal oder ſeinen eigenen menſchenfeindlichen Charakter anzudeuten? Vielleicht das letztere, vielleicht beides. Du unglücklicher Vater, der Du wie ein Strauß Dein unglückliches Kind durch die atmophäriſchen Einflüſſe des Zufalles zur Selbſterhaltung ausbrüten laſſen mußteſt, kann Deine Pilgerreiſe wohl eine angenehme und freundliche geweſen ſein? Bedrängt vom Unglück biſt Du ſicherlich geweſen, vielleicht von der ſchlimmſten Geſtalt des Unglücks, den eigenen Verirrungen.

Oft habe ich mir vorgestellt, wie in Deinem harten Lebenskampfe nach Dir geschossen ward, wie man Dich verwundete, Dir die Hände band und wie der Zeitgeist Dich ängstete und in die Enge trieb, bis das gute Herz, welches Dir ursprünglich verliehen, mit Wuth erfüllt ward und Dir nichts übrig blieb, als in mir eine entrüstete Ansprache an die Zukunft und einen lebenden, sprechenden Protest gegen den Teufel, wie dieser selbe Geist, nicht bloß der Zeiten, sondern auch der Zeit, überhaupt sehr treffend genannt wird, zu hinterlassen! Diese Ansprache und dieser Protest war, wie ich jetzt beschreiben hinzufügen kann, vielleicht nicht ganz vergebens.

„Denn, wie schon Walter Shandy sehr oft bemerkte, auf den Namen kommt viel, ja vielleicht alles an. Der Name ist das erste Gewand, in welches man das die Erde besuchende Ich hüllt, an welchem es dann für alle Zeiten hartnäckiger und unzertrennlicher haftet als die Haut, denn es giebt Namen, welche beinahe dreißig Jahrhunderte gedauert haben. Und welche geheimnißvolle Einflüsse sendet der Name von außen nach innen bis in das Centrum hinein, besonders in jenen plastischen Erstzzeiten, wo die ganze Seele noch kindlich und weich ist und das unsichtbare Samentorn zu einem alles überschattenden Baume heranwächst!

„Namen? Könnte ich den Einfluß der Namen, welche die wichtigste von allen Bekleidungen sind, entfalten, so wäre ich ein zweiter, größerer Triemegistus. Nicht bloß alle gewöhnliche Rede, sondern auch Wissenschaft, die Poesie selbst ist, wenn man es recht betrachtet, weiter nichts als ein richtiges Benennen. Adam's erste Aufgabe war, den natürlichen Erscheinungen Namen zu geben und was ist die unsere weiter, als eine Fortsetzung derselben, mögen nun die Erscheinungen exotisch-vegetabilische, organische, mechanische, Sterne oder Sternbewegungen (wie in der Wissenschaft), oder (wie in der Poesie) Leidenschaften, Tugenden, Calamitäten, göttliche Attribute oder Götter sein? — Das Sprichwort sagt sehr richtig: Man nenne jemanden einen Dieb und er wird stehlen, und in fast ähnlichem Sinne kann man vielleicht sagen: Man nenne jemanden Diogenes Teufelsdröckh und er wird die Philosophie der Kleider gründen.

„Witterweile öffnete der beginnende Diogenes, mit seinem Warum, Wie und Wedwegen eben so unbekannt als Andere, seine Augen dem freundlichen Licht, spreizte seine zehn Finger und Zehen aus, horchte, schmeckte, fühlte und bemühte sich mit einem Worte durch alle seine fünf Sinne, noch mehr aber durch den sechsten Sinn des Hungers und eine unendliche Zahl

innerer, geistiger, halb erwachter Sinne täglich sich einige Kenntniß von diesem seltsamen Weltall zu erwerben, in welchem er angelangt war, möchte nun seine Aufgabe darin sein, welche sie wollte. Unendlich war sein Fortschritt, so daß er nach etwa fünfzehn Monaten das Wunder des — Sprechens verrichten konnte! Die Ausbildung einer jungen Seele ist wie das Ausbrüten eines frischen (himmlischen) Eies, in welchem alles noch formlos und kraftlos ist. Allmählig aber schießen organische Elemente und Faßern durch das Eiweiß und aus unbestimmten Empfindungen wird Nachdenken, Phantasie und Kraft und wir haben Philosophien, Dynastien, ja Vöesen und Religionen!

„Der junge Diogenes oder vielmehr das kleine Gneschen — denn diesen Diminutivnamen hatten ihm seine Pflégeältern in ihrer Zärtlichkeit beigelegt — ging jenen hohen Zielen in raschen, aber bequemen Stationen entgegen. Die Futterals gaben, um eitles Geschwätz zu vermeiden und überdies die Rolle Friedrichs'or unverlegt zu erhalten, vor, er sei ein Großneffe, der verwaiste Sohn von einer in Andreas' fernem preussischen Vaterlande plötzlich verstorbenen Schwestertochter, von welcher eben so wie von ihrem armen bekümmerten Wittwer in Entenpfehl ziemlich wenig bekannt war.“

„Ohne sich um alles dies im mindesten zu kümmern, sprach der Pflégesohn seinem Preinapfe wacker zu und wuchs und gedieh. Ich habe ihn als ein stilles Kind bezeichnen hören, welches seine Gedanken für sich behielt und vor allen Dingen selten oder niemals weinte. Er fühlte schon, daß die Zeit kostbar und ihm eine andere Aufgabe bechieden sei, als zu flennen und zu winseln.“

Dies ist nach dem mühevollsten Suchen und Vergleichen unter diesen verschiedenen Papiermassen Alles, was wir über Herrn Teufelsdröckh's Genealogie haben erfahren können. Unvollkommener und räthselhafter als uns kann es wenigen Lesern erscheinen. Der Professor, in welchem wir mehr und mehr eine gewisse satyrische Ader und tiefe Strömungen einer schalkhaften Laune erkennen, versichert, daß er die Wahrheit erzählt und wir wollen daher nicht daran zweifeln. Läßt sich aber nicht denken, daß er durch das gute Gneschen Futteral oder irgend eine andere theilhaftige Person vielleicht selbst getäuscht worden ist? Sollten diese Blätter, überlegt oder nicht, jemals bis in die Leihbibliothek von Entenpfehl dringen, so findet sich vielleicht ein cultivirter Eingeborener dieses Distrikts aufgefordert, eine nähere

Erklärung abzugeben. Ja, da Bücher wie unsichtbare Kundschafter den ganzen bewohnbaren Erdball durchdringen und Timbuctu selbst vor der britischen Literatur nicht sicher ist, so ist es möglich, daß ein Exemplar dem geheimnißvollen, forbttragenden Fremdling in die Hände fällt, der vielleicht als alterthümlicher Greis noch existirt. Vielleicht wird er dadurch veranlaßt, aus seinem Dunkel hervorzutreten und öffentlich einen Sohn anzuerkennen, auf den jeder Vater stolz sein kann.

Zweites Kapitel.

Idyllisch.

„Glückliche Zeit der Kindheit!“ ruft Teufelsdröckh aus. „Gütige Natur, Du bist allen eine freundliche Mutter. Du besuchst die Hütte des Armen mit dem Glanze der Morgenröthe und fäst für Deinen Pflegling ein sanftes Lager von Liebe und unendlicher Hoffnung bereitet, worin er wächst und schläft, umgaukelt von den süßesten Träumen! Wenn die väterliche Hütte uns noch einschließt, so schützt uns auch noch ihr Dach; mit einem Vater haben wir auch noch einen Propheten, einen Priester und König und einen Gehorsam, der uns frei macht. Der junge Geist ist aus der Ewigkeit erwacht und weiß nicht, was wir unter der Zeit verstehen. Noch ist die Zeit kein schnell vorüberziehender Strom, sondern ein freundlicher, von der Sonne beleuchteter Ocean. Jahre sind dem Kinde wie Jahrhunderte. Ach, das Geheimniß des Wechsels, jenes langsameren oder rascheren Verfalls und des unaufhörlichen Zusammenstürzens des allgemeinen Weltgebäudes, von dem Granitfelsen an bis zu dem Menschen oder der Eintagsfliege, ist noch unbekannt und in einem regungslosen Weltall schmecken wir, was uns später in diesem raschwirbelnden Weltall auf immer versagt ist, den Balsam der Ruhe. Immer schlaf, Du unschuldiges Kind, denn Deine lange beidwertliche Meile steht nahe bevor! Noch kurze Zeit und Du wirst nicht mehr schlafen, sondern sogar Deine Träume werden mimische Kämpfe sein; auch Du wirst mit dem alten Arnauld ernst und geduldig sagen müssen: Ruhe? Ruhe? Werde ich nicht die ganze Ewigkeit zum Ruben haben? Himmlische Herceuthé! ob schon ein Pyrrhus Reiche erobert und ein Alexander die Welt verwüstet, so findet er Dich doch nicht, während Du Dich freundlich und auf eigenen An-

trieb auf die Augenlider und das Herz eines jeden Mutterkinds niederseufzt. Denn jetzt sind Schlaf und Wachen noch eins. Der schöne Lebensgarten raucht unendlich rings umher und überall ist thauiger Duft und das Knospen der Hoffnung, welches Knospen, wenn es in der Jugend zu viel vom Froste leidet, im Mannesalter keine gute, sondern eine herbe, bitterschmelzige Steinfrucht giebt, deren Kern die Wenigsten finden können.“

In so rosenfarbenem Lichte blickt unser Professor, wie Dichter zu thun pflegen, auf seine Kindheit zurück, bei deren historischen Details er demgemäß mit fast ermüdender Genauigkeit verweilt. Wir hören, daß Entenpfluß von waldigen Hügeln umschlossen ist. Der väterliche Obstgarten bildet von unten, so zu sagen, den äußersten Vorposten. Der kleine Kubbach riefelt von Buchen beschattet vorbei durch einen Fluß nach dem andern in die Donau, in das Schwarze Meer, in die Atmosphäre, in das Weltall. Die wackere alte Linde streckt gleich einem Sonnenschirm ihre zwanzig Ellen langen Äste aus und überragt alle anderen Reihen und Gruppen und steht in der Agora oder auf dem Campus Martius des Dorfes, wie dessen geheiligter Baum. Die alten Leute sitzen plaudernd im Schatten, wobei Onkelchen oft begierig zuhört; die müden Arbeiter lagern sich in das Gras, die unermüdeten Kinder spielen und die jungen Burche und Mädchen tanzen oft nach dem Klange der Flöte.

„Herrliche Sommerabende,“ sagt Teufelsdröckh, „wo die Sonne wie ein stolzer Eroberer in ihrer goldpurpurnen Pracht und ihrer in Feuer gekleideten Leibwache von prismatischen Farben den Rücken wendete und die müden Arbeiter der armen Erde sich ein wenig belustigen konnten, ohne fürchten zu müssen daß die bleichen, schüchternen Sterne etwas davon erzählten.“

Nun kommen lange Schilderungen der Weinlese, der Ernte, des Weihnachtsfestes und so weiter mit einem ganzen Cyclus der Kinderspiele von Entenpfluß, die, wie es scheint, sich nur unbedeutend von denen anderer Länder unterscheiden.

Ueber alles dies werden wir hier aus offenkundigen Gründen nichts sagen. Was kümmert sich die Welt um die Heldenthaten unseres jetzt noch sehr kleinen Philosophen unter der wackern alten Linde? Oder was nützen sogar solche praktische Betrachtungen, wie die folgenden?

„In allen Kinderspielen und wäre es auch nur bei dem muthwilligen Zerbrechen und Verhümmeln erkennt man einen schaffenden Trieb. Der

Knabe fühlt, daß er ein geborner Mann, daß sein Beruf die Arbeit ist. Das schönste Geschenk, welches man ihm machen kann, ist ein Werkzeug. Sei es Messer oder Hinte, zum Bauern oder zum Zerstören — beides ist Arbeit und führt Veränderung herbei. Durch Spiele der Gewandtheit oder Kraft, an welchen Viele theilnehmen, übt sich der Knabe im gemeinschaftlichen Wirken zum Krieg oder Frieden, als Regierer oder Regelter. Das kleine Mädchen dagegen befaßt sich, der häuslichen Bestimmung eingedenk, vorzugsweise mit Puppen.“

Wie anmuthig ist das folgende kleine Gemälde:

„An schönen Abenden pflegte ich mein Abendbrod (in Milch gekochte Brothschnitten) hinauszutragen und im Freien zu essen. Auf den Rand der Gartenmauer, die ich erkletterte oder zuweilen noch bequemer mit Hülfe von Vater Andread's Baumleiter erstieg, setzte ich meinen Napf und verzehrte hier während so mancher Sonnenunterganges nach den fernen weißlichen Gebirgen schauend, nicht ohne Genuß mein Abendbrod. Diese Farben von Gold und Azur, dieses Schweigen der Welterwartung, so wie der Tag hinwegflarb, waren noch eine hebräische Sprache für mich, aber nichtsdestoweniger betrachtete ich die schönen erleuchteten Buchstaben und hatte ein Auge für ihre Vergoldung.“

Mit der Freundschaft des kleinen Diogenes für Zucht- und Federvieh wollen wir uns hier weiter nicht viel zu schaffen machen. Es mag sein, daß er hierdurch eine gewisse tiefere Sympathie mit der belebten Natur erlangte; aber wann, möchten wir fragen, sah wohl Jemand in einer Sammlung von biographischen Documenten eins wie das folgende:

„Bedeutungsvoll war es, am frühen Morgen das Horn des Schweinehirtens zu hören und zu wissen, daß so viele hungrige, glückliche Vierfüßler von allen Seiten herbeileiten, um ihm zum Frühstück auf der Heide zu folgen. Des Abends kamen sie dann alle mit kurzem Sequief fast in militärischer Ordnung wieder hereinmarschirt und jedes lief topographisch richtig rechts oder links durch sein eigenes Gäßchen nach seinem Stalle, bis der alte Kunz ganz allein oben am Dorfe stehend noch einmal in sein Horn rief und sich dann zur Ruhe begab. Wir sind gewohnt, das Schwein hauptsächlich in der Form von Schinken zu lieben, aber bekundeten diese horstigen, didaktischen Geschöpfe hier nicht offenbaren Verstand, ja vielleicht einen gewissen Humor, jedenfalls eine rührende, zuverlässige Unterwürfigkeit unter den Hensich, der, wäre er auch nur ein Schweinehirt, in gesticktem Kittel und

Lederhosen, die mehr wie Schiefer oder entfärbte Blechhosen aussehen, immer noch der Hierarch dieser untern Welt bleibt?"

Selvetius und seine Anhänger behaupten, daß ein geniales Kind ganz dasselbe ist, wie ein jedes andere Kind und daß nur gewisse überraschend günstige Einflüsse es durch das Leben, ganz besonders durch die Kindheit begleiten und entwickeln, während andere verschlossen und Dummköpfe bleiben. Hierin, sagen sie, beruht der ganze Unterschied zwischen einem begeisterten Propheten und einem doppelläufigen Bildhauer. Der innere Mensch des einen ist zu freier, genialer Entwicklung gelangt und der des andern, vielleicht durch animalische Verdauung und dergleichen niedergehalten, ausgegwicht und verdunstet oder schläft im besten Falle nun unerweckbar in der tiefsten Tiefe seines Magens.

„Mit dieser Meinung,“ sagt Teufelsdröckh, „würde ich mich eben so einverstanden erklären, als mit der, daß eine Eichel durch günstige oder ungünstige Einflüsse des Bodens und des Klimas zu einer Koblstaude, oder der Koblstaumen zu einer Eiche herangezogen werden könne.“

„Nichtsdestoweniger,“ fährt er fort, „erkenne auch ich den fast allmächtigen Einfluß der frühen Kultur und Pflege an. Wir bekommen dadurch entweder einen verkümmerten Zwergbusch oder einen hochragenden, weitschattenden Baum; entweder eine kränkliche gelbe Koblstaude oder eine eßbare, saftige, grüne. Ganz gewiß ist es die Pflicht aller Menschen, ganz besonders aller Philosophen, mit Genauigkeit die charakteristischen Umstände ihrer Erziehung zu verfolgen, was dieselbe förderte, hinderte oder auf irgend eine Weise modifizierte, welcher Pflicht, die jetzt für manchen deutschen Autobiographen so notwendig ist, ich ebenfalls eifrigst eingedenk bin.“

Du Schalk! sind Milchsuppen und Schweinehirtenhörner die Mittel, durch welche ein geniales Kind erzogen wird? Und dennoch bleibt es, wie gewöhnlich, zweifelhaft, ob er sich über diese unsere autobiographischen Zeiten ins Häußchen lacht oder aus der Hülle seiner eigenen Naivetät heraus schreibt. Denn er fährt fort:

„Wenn unter den ununterbrochen fließenden Strömen von Ehen, Hören und schmerzlichen oder freudigen Empfindungen, von welchen das kleine Weschen wie von einem Zauberkreise umgeben war, ich wagen dürfte, Einiges auszuwählen und zu spezifizieren, so würde sich darunter vielleicht Folgendes befinden:

„Ohne Zweifel ward, eben so wie kindische Spiele den Verstand und die geistige Thätigkeit wach rufen, die Phantasie des Knaben aufgerüttelt und ihr durch die öfteren Erzählungen des Vater Andreas, der mit seinen Schlachten-erinnerungen und bei seinem patriarchalischen Aussehen nicht umhin konnte, wie ein zweiter Ulysses zu erscheinen, eine historische Tendenz gegeben. Begeistert hörte ich ihm zu, wenn er in der Mitte hordender Nachbarn am Herde saß. Aus diesen Gefahren und diesen Reizen, die wild und fern waren, fast wie der Hades selbst, baute sich in mir eine düstere Welt von Abenteuern auf. Unberechenbar war auch die Kenntniß, die ich mir aneignete, wenn ich neben den alten Leuten unter der Linde stand. Die ganze Unermeßlichkeit war mir noch neu und waren nicht diese redseligen alten Leute seit fast achtzig Jahren beschäftigt gewesen, einzelne Regionen derselben zu erschöpfen? Mit Erstaunen begann ich zu entdecken, daß Entenspuhl in der Mitte eines Landes, einer Welt stand, daß es eine Geschichte, eine Biographie gab, zu welcher ich einst ebenfalls durch Hand und Mund beitragen könnte.

„In gleichem Sinne wirkte der Postwagen, welcher unter seinem Gebirge von Reichen und Gepäck langsam durch unser Dorf rollte, nordwärts freilich mitten in der Nacht, aber südwärts sichtbar zur Abendzeit. Erst in meinem achten Jahre bedachte ich, daß dieser Postwagen etwas Anderes sein könne als ein irdischer Wond, der in Folge eines bloßen Naturgesetzes auf- und unterginge wie der himmlische, daß er auf gebahnten Straßen, aus fernern Städten nach fernern Städten führe und sie gleich einem ungeheuren Weberischiffchen zu immer engerer Verbindung verwobe. Damals flieg, ohne daß ich schon von Schiller's Wilhelm Tell etwas gewußt hätte, der auch in geistigen Dingen so wahre, nicht ganz unbedeutende Gedanke in mir auf: Jede Straße, auch diese einfache Entenspuhler Straße, führt Dich an das Ende der Welt!

„Warum soll ich unsere Schwalben erwähnen, die aus dem fernen Afrika, wie ich erfuhr, ihren Weg über Meere und Gebirge, große Städte und kriegsführende Nationen verfolgten und alljährlich im Monat Mai wieder gemüthlich in unserer Hausflur nisteten?

„Der gastfreie Hausvater hatte aus Reinlichkeitsgründen gerade unter ihrem Neste ein kleines Querholz befestigt. Hier bauten sie und singen fliegen und zwitscherten und brüteten und alle, besonders ich, liebten sie herzlich. Schöne behende Geschöpfe, welche den Menschen das Maurerhand-

werk lehrten, ja, noch wunderbarer, bewiesen, daß unter ihnen ein feste, stimmter geistlicher Verband bestand, denn wenn in Folge eines unglücklichen Zufalles, während zugleich die Zeit drängte, das Nest baufällig ward, so sah ich am nächsten Tage fünf nachbarliche Helfer erscheinen und laut zirpend und unermüdlich hin und her schwirren, so daß vor Einbruch der Nacht das Nest wieder fertig war.

„Das große Summarium der Entensfußl'schen Kinderkultur, wo wie in einem Trichter die mannigfachen Einflüsse concentrirt und gleichzeitig auf uns herabgegossen wurden, war aber ohne Zweifel der alljährliche Viehmarkt. Hier, von allen vier Winden zusammenströmend, fanden sich die Elemente eines unaussprechlichen Wirrwarrs ein. Rußbraune Mädchen und rußbraune Männer, alle rein gewaschen, laut lachend, geschmückt und bebandert, fanden sich ein, um zu tanzen, zu schmausen und so veranügt als möglich zu sein. Gestiefelte Viehzüchter aus dem Norden, schweizerische Wälder und italienische Treiber aus dem Süden mit ihren Leuten in Lederjacken, Ledermützen und mit langen Ochsenpelischen trieben sich bunt durcheinander herum und schrien in halb artikulirten Worten unter dem inartikulirten Pellen und Heulen. Abgesondert von ihnen standen Löffelwaarenhändler aus dem fernen Sachsenland mit ihrem Geschirr in schönen regelmäßigen Reihen; Nürnberger Hausirer in Buden, welche mir prächtvoller zu sein schienen, als die Bazars des Ormuz; Guckkästner vom Lago maggiore und Inhaber von Glücksbuden, welche durch allerhand verführerische Redensarten zur Theilnahme am Spiele aufforderten. Pankeltänger blöten, Auktionatoren wurden heiser, wohlfeiler, heuriger Wein floß wie Wasser und machte die Verwirrung noch ärger und hoch über Allem auf seiner Schaubühne schlug ein bunter Bajazzo, gleichsam als Genius des Blases und des Lebens überhaupt, seine Purzelbäume.

„So von dem Geheimniß des Daseins umgeben, unter dem tiefen himmlischen Firmament, bekient von den vier goldenen Jahreszeiten mit ihren wechselnden Gaben — denn selbst der grimmige Winter brachte seine Schlittschuh- und Schlittensfahrten und das herrliche Weihnachtsfest, — sah der Knabe und lernte. Diese Dinge waren das Alphabet, wornach er in spätern Zeiten das große Buch der Welt buchstabiren und theilweise lesen sollte. Was kommt darauf an, ob ein solches Alphabet in großen vergoldeten Buchstaben oder in kleinen unvergoldeten ausgeführt ist, dafern man nur ein Auge hat, es zu lesen? Für Oneschén, der so gern lernte, war

schon der Anblick eine Segnung, die alles vergoldete; seine Existenz war ein mildes, helles Element der Freude, aus welchem wie aus Prospero's Insel ein Wunder nach dem andern sich verkörperte, um durch Zauber zu lehren.

„Nichtsdestoweniger wäre ich bloß ein eitler Träumer, wenn ich sagen wollte, daß selbst damals mein Glück vollkommen gewesen sei. Ich war ein für allemal vom Himmel auf die Erde herabgekommen. Unter den Regenbogenfarben, welche an meinem Horizonte glühten, lag selbst in der Kindheit ein dunkler Ring des Kummer's, noch nicht dicker als ein Faden und oft ganz überglänzt. Aber dennoch kam er stets wieder zum Vorschein, ja ward sogar immer breiter und breiter, bis er in spätern Jahren fast meinen ganzen Himmel überhättete und mich in Nacht und gänzlichcs Dunkel zu versenken drohete. Es war der Ring der Nothwendigkeit, von welchem wir alle umgürtet sind. Glückliche der, dem eine freundliche himmlische Sonne diesen Ring zu einem Ring der Pflicht erhellte und mit schönen prismatischen Strahlenbrechungen umspielte, aber dennoch ist er immer da als Baßel und als Markstein für unser ganzes Sein.

„Während der ersten wenigen Jahre unserer irdischen Lehrlingszeit haben wir nicht viel Arbeit zu verrichten. Wir bekommen Kost und Logis gratis und werden meistens angewiesen, uns in der Werkstätte umzuschauen und andere Arbeiten zu sehen, bis wir die Werkzeuge ein wenig verstehen und dies und jenes angreifen gelernt haben. Wenn gute Passivität alle in und nicht gute Passivität und gute Activität zusammen das wären, was man verlangte, so wäre meine jugendliche Stellung eine überaus günstige gewesen. Was hätte ich in Allem, was Offenheit des Sinnes, ein reiches Gemüth, rege Wißbegier und die Nahrung derselben betrifft, mehr wünschen können? Andererseits jedoch gingen die Dinge nicht so gut. Meine Thatkraft ward auf sehr ungünstige Weise gehemmt, ein Unglück, von welchem noch jetzt Spuren an mir sichtbar sind. In einem wohlgeordneten Hause, wo man den Lärm und den Wirrwarr künstlicher Spiele nicht liebt, ist die Erziehung oft zu stoisch und mehr darauf gerichtet, das Kind tragen und dulden als machen und thun zu lehren. Mir ward vieles untersagt; auf Wünsche, die nur einigermaßen kühn zu nennen waren, mußte ich verzichten und überall hielt mich die enge Fessel des Gehorsams unbewußt gefangen. So kam oft der freie Wille in peinlichen Zwiespalt mit der Nothwendigkeit. Meine Thränen flossen und zu gewissen Zeiten schmeckte

schon das Kind jene Wurzel der Bitterkeit, von welcher die ganze Frucht unseres Lebens durchdrungen ist.

„In dieser Gewöhnung an Gehoriam war es ganz gewiß sicherer, durch Uebermaß als durch Mangel zu irren. Gehoriam ist unser aller Pflicht und Bestimmung, worin Jeder, der sich nicht beugen will, brechen muß. Es kann uns nie zu frühzeitig und zu tief eingeprägt werden, daß das Wollen in dieser unserer Welt gleichsam nur eine Null zu dem Sollen und in den meisten Fällen ein ungeheuer kleiner Bruchtheil zum Werden ist.

„Dadurch ward in mir der Grund zur weltlichen Discretion, ja sogar zur Moralität selbst gelegt. Ich will meine Erziehung nicht tadeln. Sie war strenge, allzubüßig, zwangsweise abgeschlossen, in jeder Beziehung unwissenschaftlich, aber konnte dennoch nicht eben in dieser Strenge und häuslichen Einsamkeit die Wurzel eines tieferen Ernstes liegen, die Wurzel des Stammes, auf welchem jede edle Frucht wachsen muß? Und vor allen Dingen, wie ungeschickt diese Erziehung auch sein mochte, so war sie doch wohlgemeint und ehrlich, wodurch jeder andere Mangel aufgewogen ward.

„Meine gütige Mutter — denn als solche muß ich das gute Gretchen stets lieben — erzeigte mir einen ganz unschätzbaren Dienst. Sie lehrte mich, allerdings weniger durch Worte als durch die That und durch die tägliche Gewohnheit frommer Ehrerbietung, ihre eigene schlichte Person des christlichen Glaubens. Andreas besuchte auch die Kirche, aber mehr wie eine Parade, wofür er in der andern Welt den rückständigen Sold erwartete, den er, wie ich hoffe, auch erhalten hat. Meine Mutter dagegen mit ihrem ächt weiblichen Herzen und zarten, obgleich unkultivirten Sinne war in der strengsten Bedeutung des Wortes religiös. Wie unzertrennbar wächst das Gute und verbreitet sich, selbst unter dem hindernden Unkraut des Bösen! Das Höchste, was ich auf Erden kannte, sah ich hier mit unaussprechlicher Ehrfurcht sich vor einem Höheren im Himmel beugen.

„Solche Dinge dringen besonders in der Kindheit bis in das innerste Mark unseres Wesens. Geheimnißvoll baut sich ein Allerheiligstes sichtbar in den geheimnißvollen Tiefen auf und Ehrfurcht, das Göttlichste im Menschen, entspringt unsterblich aus seiner niedrigen Hülle der Furcht. Wächst Du lieber ein Bauernsohn sein, der, wäre es auch noch so roh, weiß, daß ein Gott im Himmel und im Menschen lebt, oder ein Herzogssohn,

der weiter nichts weiß, als daß sein Wappenschild zweiunddreißig Ahnen zählt?"

Auf welche letzte Frage wir antworten müssen: Hüte Dich, o Teufelsdröckh, vor geistigem Stolge!

Drittes Kapitel.

Pädagogie.

Wie sehr sehen wir das kleine Gneschen in seinem kleinen Zeugmittel meistens auf den Armen der gütigen Natur allein getragen. Allerdings flüht er, und zwar ganz wohlgemuth, in der irdischen Werkstätte, doch schreit es, als würde er darin zu nur geringer freiwilliger Bewegung aufgefordert, natürlich abgesehen von seinen milden braunen Augen, welche, wie wir nicht zweifeln, schon von stiller Intelligenz strahlen.

Wie sehr ist demgemäß sein Anblick mehr generisch, der eines beginnenden Philosophen und Poeten im Abstrakten. Vielleicht würde Herr Heuschrecke selbst in Verlegenheit kommen, wenn er sagen sollte, worin die spezielle Theorie der Kleider jetzt schon angedeutet oder verrathen wird. Denn bei Gneschen malt sich eben so wie bei Andern der Mann in dem Knaben, aber doch bloß die Hälfte des Mannes, nämlich seine passive Begabung, nicht seine active. Um so begieriger sind wir zu erfahren, welche Rolle er in dieser letztern Eigenschaft spielt und wie er, wenn er um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „die Werkzeuge ein wenig versteht und dieses oder jenes handhabt“, mit dieser Handhabung zu Stande kommt.

Hier wird jedoch der geeignete Ort sein, zu bemerken, daß in einem großen Theile von der Geschichte unseres Philosophen etwas liegt, was einen fast hindostanischen Charakter hat, ja vielleicht entdecken wir in dieser seiner so wohl gepflegten und in jeder Beziehung vortrefflichen „Passivität“, die ohne freie Entwicklung der antagonistischen Activität seine Kindheit charakterisirt, die Elemente von Vielem, was in spätern Zeiten und auch noch in diesen gegenwärtigen Tagen die Welt in Erstaunen setzt. Für den Kurzstichtigen ist Teufelsdröckh meistens ein Mensch ohne Activität irgendwelcher Art, ein Nichtmenschen; für den Tiefblickenden dagegen ein Mensch von fast überwieglicher, aber dabei so geistiger, nicht verborgener, räthselhafter

Thätigkeit, daß kein Sterblicher ihre Explosionen voraussehen oder wenn sie explodirt hat, auch nur ihre Bedeutung in Gewißheit setzen kann.

Ein gefährliches schwieriges Temperament für den modernen Europäer, vor allen Dingen aber nachtheilig für den Helden einer Biographie! Dennoch aber wird es jetzt eben so wie zeitlich dem Herausgeber dieser Blätter geziemen, seine Pflicht zu thun, auch wenn seine Bemühungen von noch so wenig Erfolg begleitet wären.

Unter den frühesten, einigermaßen schwierigen Werkzeugen, welche der Mensch, besonders wenn er sich den Wissenschaften widmet, zu handhaben bekommt, befinden sich seine Schulbücher. Auf diesen Theil seiner Geschichte schaut Teufelsdröckh eingeständenermaßen mit Gleichgültigkeit herab. Er kann sich nicht entsinnen, jemals lesen gelernt zu haben; wahrscheinlich war es ihm daher angeboren. Er sagt bloß im Allgemeinen:

„Von dem unwichtigen Theile meiner Erziehung, der von dem Schulunterrichte abhing, brauche ich fast gar nichts zu erwähnen. Ich lernte, was Andere lernen und bewahrte es in einem Winkel meines Kopfes, ohne bis jetzt einzuziehen, welchen Gebrauch ich davon würde machen können. Mein Schulmeister, ein niedergebeugter, verzagter, beschränkter Märrter, wie so viele Mitglieder dieser Junst, that für mich wenig, mit Ausnahme der Entdeckung, daß er wenig thun könne. Er erklärte mich in seiner Gutmuthigkeit für ein Genie, das für die gelehrten Fächer taugte und daß ich auf das Gymnasium und später auf die Universität geschickt werden müsse. Mittlerweile las ich alles Gedruckte, was mir in die Hände fiel. Sogar die Kupferpfennige, die ich als Taschengeld erhielt, verwendete ich auf den Ankauf von fliegender Literatur, die ich, so wie sie sich anhäufte, zu Bänden zusammenbündelte. Auf diese Weise ward der junge Kopf mit einem bedeutenden Gemisch von Dingen und Schatten von Dingen ausgestattet. Geschichte lag in authentischen Bruchstücken gemischt mit fabelhaften Chimären, in welchen auch Wirklichkeit war und das Ganze nicht als tochter Stoff, sondern als lebendiges Futter und für einen so verdauungslosigen Geist ziemlich nährend.“

Daß der Schulmeister von Entenspuhl richtig urtheilte, wissen wir jetzt. In der That mag sich schon in dem jugentlichen Gnesdchen bei all seiner äußeren Stille eine innere, vielverheißende Lebhaftigkeit offenbart haben — Symptome eines eigenthümlich offenen, gedankenvollen, fast poetischen Geistes. Wir sehen hier ab von seinen Abendmahlzeiten auf der

Gartenmauer und anderen Phänomenen jener früheren Periode und fragen bloß, ob wohl viele Leser dieser Blätter in ihrem zwölften Lebensjahre auf Betrachtungen wie die folgende verfallen sind:

„Als ich an einem stillen Mittage am Kubbach saß und sein Fließen und Nieseln beobachtete, dachte ich, wie dieser selbe Bach durch alle Veränderungen des Wetters und des Schicksals hindurch von dem ersten Tage der Geschichte an geflossen und gerielet sei. Ja, wahrscheinlich an dem Morgen, wo Josua durch den Jordan ging, eben so wie an dem Mittage, wo Cäsar, ohne Zweifel mit Schwierigkeit, durch den Nil schwamm, aber dabei seine Commentarien trocken zu erhalten wußte, — murmelte dieser kleine Kubbach so emsig wie Liber, Eurotas oder Silos durch die Wildniß, noch ungetrüb und ohne Namen. Auch in ihm sehen wir eben so wie im Euphrat und Ganges eine Ader des großen Weltenwasserkreislaufs, der mit seinen atmosphärischen Arterien so lange gedauert hat und dauern wird als die Welt. Du Narr! die Kunst allein ist antik und die älteste Kunst ein Pilz von gestern. Der plumpe Felsblock, auf welchem Du stehst, ist sechstaufend Jahre alt!“

In diesem kleinen Gedanken liegt vielleicht wie in einer kleinen Quelle der Anfang jener fast unaussprechlichen Betrachtungen über die Größe und das Geheimniß der Zeit und ihre Beziehung zur Ewigkeit, welche in dieser Philosophie der Aelster eine so große Rolle spielen.

Bei seinen auf dem Gymnasium der Akademie verlebten Jahren verweilt der Professor keineswegs so lyrisch und freudig, wie bei seiner Kindheit. Allerdings kommen große sonnenhelle Strecken vor, aber sie werden durchschnitten von bitteren Thränenbächen, die hier und da flaggniren und saure Sümpfe der Unzufriedenheit bilden.

„Mit meinem ersten Anblick des Gymnasiums von Hinterischlag,* schreibt er, begannen meine schlimmen Tage. Wohl erinnere ich mich noch des rothen sonnigen Pfingstmorgens, als ich hoffnungsvoll neben Vater Andreas die Hauptstraße des Ortes betrat und den Kirchturm, auf dem es gerade Acht schlug und den Schulthurm und die beschurzfellen oder unbeschurzfellen Bürger sah, die sich zum Frühstück in ihre Häuser begaben. Ein kleiner Hund rannte in wahnsinniger Angst vorüber, denn einige menschliche Teufelskinder hatten ihm eine kleine blecherne Pfanne an den Schwanz gebunden. Auf diese Weise galoppirte das grängelte Geschoß mit lautem Geflapper durch das ganze Städtchen und erregte ziemliches Aufsehen. Ein treffendes Sinnbild so mancher Helken und Grobkereis, dem das Schicksal

— die Phantasie mit dem Verstande vermählend, wie sie oft auch anderwärts thut — hochhafterweise eine Blechpfanne des Ehrgeizes angehängt hat, um ihn immer weiter zu heizen. Je schneller er läuft, um desto schneller wird er vorwärts getrieben, desto lauter und desto thörichter ist seine Laufbahn! Es war auch ein passendes Sinnbild von Vielem, was mich selbst in dieser unheilvollen Höhle, eben so wie in der Welt erwartete, wovon sie ein Theil und ein Auszug war.

„Ach, die freundlichen Buchenalleen von Entenpfuhl lagen in weiter Ferne! Ich war unter Fremden, die unfreundlich oder im besten Falle gleichgültig gegen mich gesinnt waren. Das junge Herz fühlte sich zum ersten Male ganz verwaist und allein.“

Seine Schulkameraden neckten und verfolgten ihn, wie dies gewöhnlich ist.

„Es waren Knaben,“ sagt er, „meistens rohe Knaben und sie gehorchten dem Impuls der rohen Natur, welche die Wildherde über den getroffenen Hirsch herfallen, den Entenschwarm den Bruder oder die Schwester, welche den Flügel gebrochen, mit ihren Schnäbeln rothbaden und überhaupt den Starken die Schwachen tyrannisierten heißt.“

Er giebt zu, daß er, obgleich in ungewöhnlichem Grade mit moralischem Muth begabt, doch im Kampfe kein Glück hatte und diesen daher so viel als möglich zu vermeiden suchte, ein Resultat, welches, wie es scheint, seinen Grund weniger in seiner kleinen Körpernatur — denn in aufgeregten leidenschaftlichen Augenblicken war er „unlaublich behend“ — als vielmehr in seinen „tugendhaften Grundsätzen“ hatte.

„Wenn es schwachvoll war, geschlagen zu werden,“ sagt er, „so war es bloß um ein Geringes weniger schwachvoll, überhaupt auch nur geklopft zu haben. Auf diese Weise ward ich gleichzeitig nach zwei Seiten hingezogen und hatte in diesem wichtigen Element der Schulgeschichte, dem Kricgs-clement, fast nur Kummer und Leiden.“

Im Ganzen genommen bekommt jene vortreffliche „Baïssant“, durch welche Teufelsdröckhs Kindheit charakterisirt ward, hier ziemlich scharf wieder neue Nahrung.

„Er weinte oft und zwar in solchem Grade, daß man ihm den Spitznamen der Weinde gab, welcher Name bis gegen sein dreizehntes Jahr in der That auch nicht ganz unverdient war. Bloß in seltenen Zwischenräumen brach die junge Seele in feuerprübende Wuth aus und erklärte

mit einem Ungeßüm, vor welchem auch der Ruthigste zitterte, daß auch sie Menichentrechte oder wenigstens Knabenrechte besäße."

Wer erkennt in allem diesem nicht einen schönen Blumenbaum und Zimmtbaum (des Genies), der unter Pinen und unedlem Gesträuch fast erstickt und wenn er leben will, gezwungen wird, bloß aufwärts und nicht auswärts zu streben, zu einer mit der Breite außer allem Verhältniß stehenden krankhaften Höhe?

Ueberdies finden wir, daß sein Griechisch und Latein „mechanisch“ gelehrt wurden; Hebräisch kaum auch nur mechanisch und vieles Andere, was man Geschichte, Kosmographie, Philosophie u. s. w. nannte, nicht viel besser als gar nicht. Auf diese Weise kam es, daß, ausgenommen insoweit, als die Natur noch thätig war und er selbst, „wie er von jeher zu thun gewohnt, unter den Werkstätten der Handwerker umherging und viele Dinge lernte“, und auch nebenbei in Hans Wachtel's, des Küfers, Hause, wo er wohnte, auf einen kleinen Vorrath merkwürdiger Lectüre stieß. — seine Zeit, wie es scheint, gänzlich verloren ging. Der Professor hat selbst jetzt noch nicht gelernt, mit einem gewissen Grade von Zufriedenheit auf diese Thatfachen zurückzublicken. Ueberhaupt zeigt er sich in diesem ganzen Zeitelsack Scorpio, wo wir jetzt sind und oft auch in dem folgenden, in Bezug auf Erziehung ungewöhnlich lebhaft und nicht ohne einen Anflug von dem, was man beinahe für Zorn halten könnte.

„Meine Lehrer,“ sagt er, „waren in Haut gebundene Bedanten ohne Kenntniß von der Natur des Menschen oder des Kindes oder auch von irgend etwas Anderem als ihren Lexicis und Quartalrechnungen. Unzählige todte Vocabeln (keine todte Sprache, denn sie selbst kannten keine Sprache) pflanzten sie in uns hinein und nannten dies das Wachsthum des Geistes nähren. Wie aber kann ein tochter mechanischer Wortklauber, dergleichen man in einem späteren Jahrhundert in Nürnberg aus Holz und Leder fabriciren wird, das Wachsthum von irgend etwas befördern, namentlich des Geistes, welcher nicht wächst wie eine Pflanze, oder dadurch, daß man seine Wurzeln mit etymologischem Dünger bedeckt, sondern wie ein Geist durch geheimnißvolle Berührung des Geistes, wenn der Gedanke sich an dem Feuer des lebendigen Gedankens entzündet? Wie soll der Feuer mittheilen, in dessen eigenem inneren Menschen keine lebentige Kohle mehr vorhanden, sondern alles zu einer todten grammatischen Schlacke ausgebrannt ist? Die Professoren zu Hinterschlag verstanden sich gut auf die Syntax und von der mensch-

lichen Seele wußten sie so viel, daß sie eine Fähigkeit besäße, welche man das Gedächtniß nennt und daß man durch Bearbeitung eines gewissen muskulösen Körpertheils mit Birkenruthen auf diese Fähigkeit einwirken könne.

„Ach leider ist es so überall und wird so immer sein, bis man den Handlanger abdankt oder bloß als solchen betrachtet und einen Architekten mietet und in jeder Beziehung auf angemessene Weise ermuntert, bis Staaten und Individuen nicht ohne Ueberraschung entdecken, daß das Formen der Seelen einer Generation durch Kenntniß nicht viel besser ist, als wenn man ihre Körper mit Schießpulver in Stücken sprengt, daß es neben Generalen und Feldmarschallen zum Todtschlagen auch von der Welt gekehrte Würdenträger und wenn es möglich wäre, wahrhaft von Gott eingesegnete Priester zum Lehren geben sollte. Obschon aber der Soldat sein Schlachtwerkzeug öffentlich trägt und sogar Staat damit macht, so trägt doch, so weit ich auch gereist bin, der Schulmeister nirgends sein Lehrwerkzeug zur Schau. Ja, wollte er mit der Ruthe umgürtet einherwandeln, so ließe sich vermuten, daß ihm anstatt der davon erwarteten Ehre nur Hohn und Gelächter zu Theil würde.“

Im dritten Jahre dieser Gymnasialperiode starb Vater Andreas. Der junge, übrigens so schlimm behandelte Schüler sah sich zum ersten Male äußerlich in Trauer und innerlich in ganz unaussprechliche Melancholie gekehrt.

„Der schwarze, bodenlose Abgrund, der unter unsern Füßen liegt, hatte sich gähnend aufgethan. Die bleichen Königreiche des Todes mit all ihren unzähligen kummern Nationen und Generationen standen vor ihm und das unerbittliche Wort *Nie mals!* zeigte ihm jetzt zum ersten Male seine Bedeutung. Meine Mutter weinte und ihr Kummer machte sich Luft, aber in meinem Herzen lag ein ganzer See von Thränen, umschlossen vonummer Trostlosigkeit. Nichtsdestoweniger ist der unermüdete Geist stark, das Leben ist so gesund, daß es selbst im Tode Nahrung findet. Diese bitteren Erfahrungen, welche das Gedächtniß meiner Phantasie einpflanzte, wuchsen hier zu einem ganzen traurigen, aber schönen Gypsenwald empor, der dunkel und üppig mit nicht unmelodischen Seufzern in dem heißesten Sonnenscheine während langer Jugendjahre mich beschattete, wie er auch noch im Mannesalter thut, denn ich habe jetzt mein Zelt unter einem Gypsenbaum aufgeschlagen. Das Grab ist jetzt meine uncinnehmbare Festung, an deren

Ihre ich die feindlichen Heerhaaren, die Schmerzen und Leiden des tyrannischen Lebens, mit ruhigem Blick betrachte, während ich ihre lauten Drohungen mit stillem Lächeln anhöre. O Ihr Geliebten, die Ihr schon in dem geräuschlosen Bette der Ruhe schlafet, denen ich im Leben nur Thränen, aber niemals Hülfe weihen konnte, und Ihr, die Ihr noch weit zerstreut in der von Ungeheuern bevölkerten Wüste Euch einsam mühet und den Kiebboten mit Eurem Blute färbt — noch eine kleine Weile und wir werden uns alle dort wiedersehen und der Schooß unserer Mutter wird uns alle schirmen und der Harnisch des Druckes und die Feuergeißel des Schmerzes und Leidens und alle jene Scherzen der Hölle, welche die stetsgequälte Zeit durchziehen und bewohnen, können uns dort nicht mehr schaden!“

Nicht neben dieser schönen Apostrophe liegt eine ausgearbeitete Charakterisierung des verstorbenen Andreas Futteral, seiner natürlichen Fähigkeiten, seiner Verdienste im Leben (als preussischer Sergeant), mit langen historischen Vorrichtungen in Bezug auf die Genealogie der Familie Futteral, welche hier bis auf Heinrich den Vogelseller zurückgeführt wird, welches alles wir nicht ohne Erstaunen hier übergehen. Nicht unterlassen können wir jedoch, hier hinzuzufügen, daß jetzt der Zeitpunkt eintrat, wo Mutter Gretchen ihrem Pflegesohn offenbarte, daß er dieser Familie oder überhaupt irgend einer Familie keineswegs angehöre und auf die uns schon bekannte Weise in das historische Dasein eingetreten sei.

„Auf diese Weise war ich doppelt verwaist,“ sagt er, „und nicht bloß des Besiesses beraubt, sondern auch der Erinnerung. Ein solches plötzliches Gemisch von Kummer und Verwunderung konnte nicht umhin, reichliche Früchte zu tragen. Eine solche Enthüllung, zu einer solchen Zeit, schlug ihre Wurzeln durch mein ganzes Wesen und bis zu den Jahren des reifen Mannesalters mischte sie sich mit allen meinen Gedanken und war gleichsam der Stamm, auf welchem alle meine Tag- und Nachträume wuchsen. Eine gewisse poetische Erhebung war die eben so natürliche Folge davon, als eine entsprechende bürgerliche Gedrücktheit: Ich war wie kein Anderer! Tag in dieser zuweilen zu den höchsten, öfter aber zu den entseeligsten Resultaten führenden fixen Idee nicht die erste Wurzel von Tendenzen, welche in meinem Leben merkwürdig genug geworden sind? Eben so in Bezug auf Geburt, wie in Bezug auf Thätigkeit, Weltanschauung und gesellige Stellung sind meine Schicksalsgenossen vielleicht nicht zahlreich.“

In dem Zeiteloch Sagittarius ist Teufelsdröckh, wie wir endlich ent-

decken, ein Mitglied der Universität geworden, obschon wir nirgends mit der geringsten Gewissheit erfahren, wie, wann oder in welcher Eigenschaft. Unfere Leser können durch die Verworrenheit und launenhafte Undeutlichkeit unseres Autors nicht mehr in Erstaunen gesetzt werden, ja nicht einmal durch den gänzlichen Mangel an Daten, wie er in einem biographischen Werke wohl noch nie dazuwesen. So räthselhaft und so chaotisch haben wir diese zerstreuten Blätter stets gefunden und müssen stets erwarten, sie so zu finden. In Sagittarius aber beginnt Teufelsdröckh sich noch mehr als gewöhnlich syllinisch zu zeigen. Fragmente aller Art, abgerissene Notizen, Collegienhefte, Programme, Zeugnisse, Mißrechnungen, zerrissene Billets, alles dies findet man hier wie vom ungefährsten Zufalle zusammengeweht und geeignet, den vernünftigen Historiker zu verblüffen. Ein Bild von diesen Universitäts- und den folgenden Jahren zu combiniren und darin ferner die Anfänge der Kleiderphilosophie zu entziffern, ist sonach ein Problem, von welchem sich der Leser einen ungefähren Begriff machen kann.

So viel leben wir, obschon dunkel, wie durch das Laub eines hin und her wehenden Dickichts hindurch: Einen Jüngling von nicht gewöhnlicher Begabung, welcher eine glückliche Kindheit und ein weniger glückliches, obschon kräftiges Knabenalter durchlebt hat, jetzt endlich in „toten Vocabeln“ vollkommen ist und wie er hofft, an der lebenden Quelle sitzt, um auch Ideen und Fähigkeiten hinzuzufügen. Aus dieser Quelle schöpft er fleißig und durstig, aber keineswegs mit seinem ganzen Herzen, denn das Wasser sagt seinem Gaumen keineswegs zu. Entmutigungen, Verwickelungen, Verirrungen lassen sich hier und da erkennen oder voraussetzen.

Auch fehlt es vielleicht nicht an pecuniären Mißständen, denn „das gute Gretchen, welche trotz des Rathes nicht uneigennütziger Verwandten ihn hierhergeschickt hat, muß nach einiger Zeit ihre willige, aber zu schwache Hand wieder von ihm abziehen.“

Nichtsdestoweniger offenbart sich in einer Atmosphäre der Armuth und mannigfacher Bedrängnisse der Humor dieser jungen Seele und der Charakter, der in ihm liegt, zuerst auf entschiedene Weise und strahlt, wie heller Sonnenschein am weinenden Himmel, eine Menge Farben aus, von welchen einige prismatisch sind.

So ist mit Hülfe der Zeit und dessen, was die Zeit bringt, das Pütschen Diogenes Teufelsdröckh zu einem jungen Manne herangewachsen, aber von so zweifelhafter Gestalt, daß wir mit neuer Begier fragen, wie er

ipeziell dazu kam und von Neuem bedauern, daß wir keine ausführlichere Antwort auf diese Frage erhalten können. Einige der verständlichen und zum Theil bedeutsamen Fragmente, deren Zahl freilich gering ist, werden wir aus diesem Pfußl von Zettelsack hervorziehen und mit der gewöhnlichen Zurichtung dem Leser vorlegen.

Als ob Keusfeldbröckh in dem Zettelsack Scorpio seinem antipädagogischen Spleen noch nicht Lust gemacht hätte und als ob er schon um des Namens Sagittarius willen sich aufgefordert fühlte, einige Pfeile abzuenden, stoßen wir hier abermals auf eine Stelle wie die folgende:

„Die Universität, auf der ich meine Bildung erhielt, steht noch ziemlich lebhaft vor meiner Erinnerung und ich kenne ihren Namen wohl, welchen Namen ich jedoch aus Rücksicht gegen bestehende Interessen und noch lebende Personen durchaus nicht veröffentlichen werde. Es ist mir schmerzliche Pflicht, zu sagen, daß außer England und Spanien die unsere die schlimmste von allen bis jetzt entdeckten Universitäten war. Wir leben gegenwärtig in einer Zeit, wo die richtige Erziehung fast unmöglich ist; das Unrichtige und Falsche hat jedoch keine Grenzen, ja ich kann mir sogar ein noch schlimmeres System denken, als das der Namenlosen selbst, eben so wie vergiftete Lebensmittel noch schlimmer sein können als absoluter Hunger.

„Es steht geschrieben: Wenn ein Blinder dem andern den Weg zeigen will, so werden beide in die Grube fallen. Deshalb ist es daher unter solchen Umständen vielleicht nicht viel sicherer, wenn sowohl der Führer als die Geführten einfach — still sitzen? Hättest Du, lieber Leser, irgendwo in der Krimmischen Tartarei ein vierediges Mauerwerk aufgeführt, dasselbe mit einer kleinen, schlechtgewählten Bibliothek versehen und dann elfhundert junge Christen hineingesperrt, um sich drei bis sieben Jahre lang nach Belieben darin herumzutummeln, nachdem gewisse Personen unter dem Titel Professoren an die Thore gestellt worden, um laut zu erklären, daß es eine Universität sei und um beträchtliche Eintrittsgebühren zu erheben, — so hättest Du allerdings nicht der mechanischen Construction, wohl aber dem Geiste und dem Ergebnisse nach, ein unvollkommenes Abbild unserer hohen Pflanzschule. Ich sage, ein unvollkommenes, denn wenn unsere mechanische Construction eine ganz andere war, so war auch unser Ergebniß nicht ganz dasselbe. Unglücklicherweise lebten wir nicht in der Krimmischen Tartarei, sondern in einer corrupten europäischen Stadt voll von Rauch und Sünde und überdies in der Mitte eines Publikums, zu dessen Verhörung es eines

weit kostspieligeren Apparats bedurfte, als eines viereckigen, ummauerten Raums und lauter Declarationen.

„Vethören läßt sich indessen mit Hülfe eines angemessenen Apparats jedes Publikum und wird auch auf ganz ersaunliche Weise und mit großem Gewinne betört. Für eine Statistik des Betruges ist bis jetzt noch wenig geschehen. Mit seltsamer Gleichgültigkeit haben unsere Staatsökonomcn, fast begraben unter Tabellen über die kleineren Zweige der Industrie, den großen, alles überragenden Zweig der Heuchelei gänzlich übersehen, als ob unsere ganzen Künste des Charlatanismus, der Quackalberei, des Priesertruges, des Königstruges und der unzähligen anderen Geheimnisse und Charlatanerien dieser Art gar nicht zur productiven Industrie gehörten! Kann irgend Jemand z. B. sagen: Wie viel Geld wird in der Literatur und im Stiefelwichelhandel, durch wirklichen Unterricht und durch wirkliche schwarze Polituren realisiert und wie viel durch die erlogene, überredende Proclamation dieser Dinge, so daß die Vertheilung, die Circulation, die Auslage und der Eingang des genannten Geldes auch nur mit der geringsten Annäherung an Richtigkeit deutlich specificirt erscheint? Man kann aber auch noch ferner fragen: In wie weit wird in allen den verschiedenen, unendlich complicirten Departements der socialen Geschäfte, in der Regierung, in der Erziehung, in handwerksmäßiger, commercieller und intelligenter Fabrication jeder Art das Bedürfniß des Menschen durch ächte Waare befriedigt und in wie weit durch den bloßen Schein von ächter Waare — mit andern Worten: In welchem Umfange, auf welche Weise und mit welchen Wirkungen nimmt in verschiedenen Zeiten und Ländern der Betrug die Stelle und den Lohn der wirklichen Leistung für sich in Anspruch? Dies ist in der That eine an Ergebnissen für die Zukunft fruchtbare Forderung, auf welche sich bis jetzt nur die unbestimmteste Antwort geben läßt. Wenn wir gegenwärtig in unserm Europa das Verhältniß der Waare zu dem Schein von Waare wie Eins zu Hundert annehmen — was, wenn wir den Lohn eines Papstes, eines russischen Autokraten oder eines englischen Wildbütters betrachten, wahrscheinlich nicht zu tief gegriffen ist, — welche ungeheure Ersparniß läßt sich dann nicht voraussehen, so wie die Statistik des Betrugs weiter vortrückt und auf diese Weise die Fabrication von Scheinwaare, weil die der wirklichen Waare zu immer klarerer Unterscheidung da- von emporsteigt, allmählig abnimmt und endlich ganz unnöthig wird!

„Doch dies ist den künftigen goldenen Zeitaltern vorbehalten. Für

das gegenwärtige eherne hatte ich zu bemerken, daß in mehreren Fächern, wie in der Erziehung, Politik und Religion, wo so viel gebraucht wird und unumgänglich nöthig ist und dennoch bis jetzt so wenig geliefert werden kann, der Betrug wahrscheinlich von heilender, schmerzstillender Eigenschaft und die Bethörbarkeit des Menschen nicht sein geringster Segen ist. Gesetzt, die Nerven des Kriegs wären vollständig zerrissen, ich meine, Deine Kriegskasse wäre insolvent und aller Proviantvorrath erschöpft. Die ganze Armee steht im Begriff, sich zu empören, sich aufzulösen und Dir und allen Andern die Kehle abzuschneiden. Wäre es dann nicht gut, wenn Du wie durch ein Wunder Deine Soldaten mit einer Art Zaubergeld bezahlst und sie durch coagulirtes Wasser und sirtirtes Fleisch sattmachen könntest, wodurch sie zusammen und ruhig gehalten würden? Dies war vielleicht die Absicht der Natur, welche nichts ohne Absicht thut, indem sie ihren Liebling, den Menschen, mit diesem seinen so allmächtigen oder vielmehr allgeduldtigen Talent des Sichbethörenlassens ausstattete.

„Wie schön arbeitet dieses Talent selbst mit einem kleinen Mechanismus, ja wie schafft es sich diesen Mechanismus fast selbst! Diese Professoren an der namenlosen Universität lebten ganz bequem von einem bloßen Rufe, der zu ganz anderer Zeit und dann auch ohne große Anstrengung von einer ganz andern Klasse von Personen aufgebaut worden. Dieser Ruf vertrat, gleich einem in den allgemeinen Strom eingehängten starken, raschgehenden, unterthätigen Rade, das nur jährlich einmal ein wenig übermalt ward, noch lange zusammenzuhalten und ganz von selbst fleißig für sie zu malen. Ein Glück für die Müller, daß dem so war! Sie selbst brauchten nicht zu arbeiten; ihre Versuche, an Dem, was sie Erziehung nannten, zu arbeiten, erfüllen mich jetzt, wenn ich darauf zurückblicke, mit einer gewissen stummen Bewunderung.

„Abgesehen von allem diesen rühmten wir uns auch, eine rationelle Universität zu sein, die gegen allen Nihilismus im höchsten Grade feindselig auftrat. Auf diese Weise ward das junge leere Gemüth mit vielem Gleichwäg über Fortschritt des Menschengeschlechts, über Zeitalter der Finsterniß, Vorurtheil und Vergleichen angefüllt, so daß alle sehr rasch zu einem Zustande windiger Disputirsucht aufgebläht wurden, wodurch die bessere Gattung bald in krankhaftem, ohnmächtigem Scepticismus enden mußte, während die schlimmeren in den ausgebildeten Dünkel verfielen und für alle geistigen Zwecke abstarben.

„Aber auch dies ist nur ein Theil des der Menschheit beschiedenen Looses. Wenn unser Zeitalter das Zeitalter des Unglaubens ist, warum sollen wir deswegen murren? Wird nicht ein besseres kommen? Ja, ist es nicht schon da? Wie in langgezogener Epikole und in langgezogener Diakole muß die Periode des Glaubens mit der Periode des Leugnens abwechseln, muß das Frühlingswachsthum, die Sommerüppigkeit aller Meinungen und Schöpfungen von dem Tode des Herbstes und der Auflösung des Winters begleitet sein und wiederum auf diese folgen. Der Mensch lebt in der Zeit; sein ganzes irdisches Sein, Streben und Schicksal wird für ihn durch die Zeit geformt und nur in dem vorübergehenden Zeitsymbole offenbart sich die stets regellose Ewigkeit, auf der wir stehen. Und dennoch ist es in solchen Winterzeiten des Leugnens für die mit edlerem Sinne Begabten vielleicht ein verhältnißmäßiges Glend, geboren worden zu sein, wach zu sein und zu arbeiten, und für die Stumpf sinnigeren ein Glück, wenn sie gleich im Winterdase liegenden Thieren sicher wohnend in irgend einer Univerſität Salamanka oder einer Sybaritenſtadt oder einem andern abergläubischen oder wollüſtigen Schloſſe der Trägheit dumpf träumend ſchlafen können und erſt erwachen, wenn die laut donnernden Hagelſtürme ihr Werk verrichtet haben und unſerem Gebet und Märtyrertum der neue Frühling endlich gewährt iſt.“

Daß Teufelsdröckh ſich in dieſer hier auf ziemlich myſteriöſe Weiſe ange deuteten Umgebung ſehr unbehaglich gefühlt haben muß, läßt ſich nicht bezweifeln.

„Die hungrigen Kleinen,“ ſagt er, „blickten zu ihren geiſtigen Ammen empor und wurden aufgefordert, ſich an dem Ostwind zu ſättigen. Welches Kauderwäſch über Metaphyſik, Etymologie und fäliſchlich Wiſſenſchaft genannte mechanische Manipulation hier gäng und gäbe war, erfuhr ich in der That, vielleicht beſſer als die Reiſten. Unter elſthundert chriſtlichen Jünglingen kann es nicht fehlen, daß wenigſtens elf darunter ſind, denen wirklich daran liegt, etwas zu lernen. Durch das Zusammentreffen mit dieſen ward eine gewiſſe Wärme, eine gewiſſe Politur mitgetheilt. Durch Inſtinkt und glücklichen Zufall legte ich mich weniger auf's Kennommiten, als auf's Denken und Leſen, welches letztere mir ebenfalls freiland. Ja, es gelang mir, aus dem Chaos dieſer Bibliothek vielleicht mehr bemerkenswerthe Bücher aufzuſuchen, als den dabei angeſtellten Bibliothekaren ſelbſt bekannt waren. Hierdurch ward der Grund zu einem literariſchen Leben gelegt. Ich lernte durch

fortgesetzte Uebung in fast allen cultivirten Sprachen über fast alle Gegenstände und Wissenschaften stehend lesen, und da der Mensch für den Menschen stets der erste Gegenstand ist, so war es jetzt schon meine Lieblingsbeschäftigung, Charaktere zu studiren, und nach dem Buche mir eine Vorstellung von dem Schriftsteller zu machen. Ein gewisser Grundriß der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens begann sich in mir zu gestalten, wunderbar genug, wenn ich jetzt darauf zurückblicke, denn mein ganzes Universum, das physische sowohl als das geistige, war noch eine Maschine! Indessen, ein solcher selbstbewußter, anerkannter Grundplan, der wahrste, den ich hatte, hing wirklich an dazusein und konnte durch neue Experimente berichtigt und ins Unendliche erweitert werden.“

So weiß der Starke aus der Armuth edleren Reichthum zu gewinnen; so erlangt in der Entblößung der wüsten Einöde unser junger Ismael für sich das höchste von allen Gütern, das der Selbsthülfe. Nichtsdestoweniger aber war es eine Wüste, wiederhallend vom Geheul wilder Ungeheuer. Teufelsdröckh macht uns lange Schilderungen von seinen „Fieberparoxysmen des Zweifels“, von seinen Forschungen in Bezug auf Wunder und die Beweise des religiösen Glaubens und wie „in den stummen Nachtwachen, noch finsterner in seinem Herzen als über Himmel und Erde“, er sich vor dem Allwissenden niedergeworfen und mit lautem Gebet um Licht, um Erlösung von Tod und Grab gesehbet. Erst nach langen Jahren und unaussprechlichen Qualen ergab sich das gläubige Herz, sank unter dem Alpdrücken des Unglaubens in Zauberschlaf und hielt in diesem geistigen Traume Gottes schöne lebende Welt für einen harten, leeren Hades und ein erlöschendes Pandämonium. „Ein solches Begefeuer aber,“ fährt er fort, „müssen wir durchmachen. Erst muß der todte Buchstabe der Religion sich selbst als todt erkennen und rückweise in den Staub fallen, wenn der lebende Geist der Religion, befreit aus diesem seinem Grabe und neugeboren vom Himmel, sich auf uns niederlassen soll.“

Zu diesen Begefeuerqualen, die, wie es scheint, schon hart genug waren, müssen wir noch ein ziemlich freigebiges Maß von irdischen Beträngnissen, Mangel an praktischer Führung, Mangel an Sympathie, Mangel an Welt, Mangel an Hoffnung hinzufügen und alles dies in der glühenden Zeit der Jugend, so überdewenglich in ihren Phantasien, so grenzenlos in ihren Wünschen und dennoch hier so arm an Mitteln. Sehen wir hier nicht einen starken beginnenden Geist, der von außen und von innen bedrückt und

überladen wird, während das Feuer des Genius sich durch grünes Holz zu nähren bemüht ist und jetzt noch mehr bitteren Dunst als klare Flamme erzeugt?

Aus verschiedenen Bruchstücken von Briefen und anderen dergleichen zerstreuten Documenten läßt sich schließen, daß Teufelsdröckh isolirt, sichhütern und zurückhaltend, doch nicht ganz der Aufmerksamkeit Anderer entgangen war. Gewisse angeesehene Leute kennen seine Existenz und richten, wenn sie ihm auch keine hülfreiche Hand entgegenstrecken, wenigstens ihr Augenmerk auf ihn. Er scheint, obgleich ziemlich übelgelaunt, sich dem Studium der Jurisprudenz zuzuwenden, in welcher Facultät er später einen Grad erlangt.

Doch verlassen wir diese ungenügenden Bruchstücke von ökonomischer Beziehung und verfolgen wir lieber den nachstehenden kleinen Faden von moralischer Beziehung, womit wir, indem wir es dem Leser überlassen, ihn an der rechten Stelle einzuwoben, unser düsteres Tapetenbild von diesen Universitätsjahren beschließen.

„Hier machte ich auch die Bekanntschaft eines Herrn Towgood oder, wie es vielleicht besser geschrieben wird, Toughgut, eines jungen Mannes von Adel aus einer der innern Provinzen Englands. Er war durch Geblüt und Gastfreundschaft mit den Grafen von Jähbarm in diesem Theile von Deutschland verwandt, zu welcher edlen Familie ich durch seine Vermittelung ebenfalls Zutritt erhielt. Towgood besaß schöne, aber unausiprechlich schlecht cultivirte Talente und einen bedeutenden Humor des Charakters. Auch zeigte er, abgesehen von seiner gänzlichen Ignoranz, denn er verstand nichts als Poren und ein wenig Grammatik, weniger von jener aristokratischen Stumpfheit und stillen Wuth als meistens Reisenden seiner Nation eigen zu sein pflegt. Ihm verdanke ich meine erste praktische Kenntniß der Engländer und ihrer Sitten und Gewohnheiten, vielleicht auch etwas von der Parteilichkeit, womit ich seitdem stets dieses merkwürdige Volk betrachtet habe. Towgood besaß ein ziemlich scharfes Auge, wenn er nur damit zum Licht hätte kommen können. Ohne Zweifel durch die Gegenwart der Familie Jähbarm veranlaßt, war er in der fast wahninnigen Hoffnung, seine Studien zu vervollkommen, hierher gereist; er, dessen Studien bis jetzt noch die der Kindheit gewesen, kam hierher auf eine Universität, wo nicht einmal mehr der Begriff der Vollkommenheit existirte, des Strebens darnach zu gedenken! Oft beklagten wir uns über das harte Schicksal der Jugend

in diesem Zeitalter, wie wir nach all unserer Mühe allerdings mit Vätern, aber mit wenigen andern Attributen der Mannheit in die Welt hinausgeschossen werden sollten. „Wie, ist unser Kopf auswendig weiter nichts als ein glänzender Hut,“ pflegte Towgood auszurufen, „und inwendig ein leerer Raum oder ein Schaum von Vocabeln und Advocatenlogik! Mit geringen Kosten werden die Menschen gelehrt, aus Leder Schuhe zu machen, was aber hat man mich für vieles Geld machen gelehrt? Beim Himmel, Bruder, mit dem, was ich schon gegessen und abgenutzt habe, bis ich so weit gekommen bin, könnte man ein bedeutendes Irrenhospital dotiren!“

„Ja,“ pflegte ich zu antworten, „der Mensch besitzt eine Verdauungsfähigkeit, welche in Thätigkeit erhalten werden muß, wäre es auch zum Theil verstopfen. Was aber die verfehlte Bildung betrifft, so mache das Uebel nicht schlimmer. Verschwende nicht die Zeit, die noch unser ist, damit, daß Du Dinsteln niedertrittst, weil sie uns keine Feigen gegeben haben. Frisch zu, Bruder! Hier sind Bücher und wir haben Hirn im Kopfe, um sie lesen zu können. Hier ist eine ganze Erde und ein ganzer Himmel und wir haben Augen, um sie zu betrachten. Darum sage ich, frisch zu!“

„Oft war unser Gespräch auch heiter, nicht ohne Glanz und sogar Feuer. Wir betrachteten das Leben mit seinem seltsamen Gerüst, auf welchem gleichzeitig Harlekine tanzen und Menschen gekörst und gewiertheilt werden. Buntideelig und entzücklich war der Anblick, aber wir schauten zu wie muthige Jünglinge. Was mich betrifft, so waren dies vielleicht meine freudigsten Stunden. Gegen diesen jungen, warmherzigen, stark- und starkköpfigen Towgood war ich sogar nahe daran, das jetzt veraltete Gefühl der Freundschaft zu empfinden. Ja, ichöricher Heide, der ich war, ich fühlte, daß ich unter gewissen Bedingungen diesen Mann hätte lieben und an mein Herz drücken und stützen und immer sein Bruder sein können. Allmählig jedoch verstand ich die neue Zeit und ihre Bedürfnisse. Wenn die menschliche Seele wirklich, wie in der sinnlichen Sprache und der utilitarischen Philosophie, eine Art Waagen ist, was ist dann die wahre Bedeutung eines geistigen Bundes weiter, als ein Miteinanderessen? Auf diese Weise sind wir anstatt Freunde Tischgenossen und haben hier wie anderwärts und aller Chimären entledigt.“

So endet abrupt wie gewöhnlich und räthselhaft dieser kleine beginnende Roman. Was wird späterhin aus dem wackern Herrn Towgood

oder Toughgut? Er ist in dem autobiographischen Chaos untergetaucht und schwimmt, wir sehen nicht wo. Kennt vielleicht irgend ein Leser in den innern Provinzen Englands einen solchen Mann?

Viertes Kapitel.

Der Anker wird gelichtet.

„So ward,“ schreibt unser Autobiograph, anscheinend indem er das Colleg verläßt, „nichtsdessenweniger etwas realister, nämlich ich, Diogenes Feuerfeldtröck, ein sichtbares Zeitbild, welches einige Cubitfuß Raum einnimmt und sowohl physische als geistige Kräfte, Hoffnungen, Leidenschaften, Gedanken, die ganze wunderbare Ausstattung, die dem Geheimniß, einem Menschen, angehört, in größerer oder geringerer Vollkommenheit in sich schließt. Wo lagen Fähigkeiten in mir, um in einem gewissen kleinen Grade gegen das große Reich der Finsterniß anzukämpfen. Mottet nicht sogar der Gräber mit seinem Spaten so manche Düssel und Pfüge aus und läßt da ein wenig Ordnung zurück, wo er das Gegenteil fand? Ja, sogar die Eintagsfliege hat Fähigkeiten in dieser Art und organisiert etwas (in ihrem eigenen Körper, wenn nicht anderwärts), was vorher anorganisch war und macht durch ihre Summen aus der stummen todtten Luft lebende Musik, obgleich nur von der leisesten Art.

„Um wie viel mehr gezeichnet bist bei einem Geschöpf, dessen Fähigkeiten geistig sind, welches die große thaumaturgische Kunst des Denkens gelernt oder zu lernen angefangen hat! Thaumaturgisch nenne ich sie, denn bis jetzt sind alle Wunder dadurch bewirkt worden und werden hinfort noch unzählige gewirkt werden, wovon wir schon in der gegenwärtigen Zeit einige sehen. Von der begeisterten Botschaft des Dichters und des Propheten und wie sie ganze Welten aufbaut und vernichtet, will ich hier nicht sprechen, aber hört nicht auch der Stumpfsinnigste die Dampfmaschine klirren? Hat er nicht die Idee (und dies ist bloß eine mechanische) des schottischen Kupferschmieds auf feurigen Flügeln um das Cap und über zwei Oeeane wandern sehen, während sie stärker als irgend ein anderer Zaubergeist nach allen Seiten hin unermüdet holt und bringt und daheim nicht bloß Tucherwerth, sondern auch ziemlich rasch das ganze alte Gesellschaftssystem über den

Haufen wirft und statt des Feudalwesens und Jagdrechts und auf indirectem, aber sicherem Wege zum Industrialismus und zur Regierung der Weisesten hinführt? Ein denkender Mensch ist ganz gewiß der schlimmste Feind, den der Fürst der Finsterniß haben kann und jedes Mal, wo ein solcher sich ankündigt, läuft, wie ich nicht zweifle, ein Schauer durch das Reich der Tiefe und neue Emisfaire werden mit neuer Taktik instruiert, um ihn womöglich gefangen zu nehmen und an Händen und Füßen zu fesseln.

„Zu einem so hohen Berufe war als Bürger der Welt auch ich ausersehen. Aber dennoch ist es ein Unglück, daß, obschon man auf diese Weise mit einem nicht geringeren als souverainen Recht des Krieges und Friedens gegen den Zeitfürsten oder Teufel und all seine Herrschaft geboren wird, die Krönungszeremonie so viel Mühe kostet und das Scepter so schwer zu erlangen, ja auch nur zu erblicken ist!“

Mit dem letzten, etwas hinkenden Gleichniß will Teufelsdröck wohl weiter nichts sagen, als daß junge Männer Hindernisse in dem finden, was wir „Carrière machen“ nennen.

„Nicht was ich habe,“ fährt er fort, „sondern was ich thue, ist mein Königreich. Jedem ist ein gewisses inneres Talent, eine gewisse äußere Umgebung von Glück und, durch die weiseste Combination dieser zwei, auch ein gewisses Maximum von Fähigkeit beschieden. Das härteste Problem war aber stets dieses erste: Durch Studium unserer selbst und des Bodens, auf dem wir stehen, zu finden, worin unsere combinirte innere und äußere Fähigkeit speziell besteht. Denn leider knospet unsere junge Seele über und über von Fähigkeiten und wir sehen noch nicht, welche die hauptsächlichsten und wahre davon ist. Dazu kommt, daß der neue Mensch auch stets in einer neuen Zeit und unter neuen Bedingungen lebt. Seine Carrière kann nicht das Facsimile irgend einer vorhergegangenen sein, sondern ist ihrer Natur nach originell.

„Und wie selten paßt die äußere Befähigung zu der innern! Obschon mit wunderbaren Talenten begabt, sind wir doch oft arm, freudlos, des-
peratisch, schüchtern, ja, was schlimmer ist als Alles, wir sind thöricht.

„So tasten wir in einem ganzen Chaos von Befähigungen stumpfsinnig umher, um zu haschen, was unser ist, und fassen oft das Falsche. Mit dieser wahn sinnigen Arbeit müssen mehrere Jahre unserer kurzen Frist zugebracht werden, bis der kurzfristige Jüngling durch die Uebung einen Begriff von der Entfernung erhält und ein lebender Mensch wird. Ja, Viele

verbringen auf diese Weise ihre ganze Zeit und springen in immer neuer Erwartung und immer neuer Täuschung von einem Unternehmen zum andern und von einer Seite zur andern, bis sie endlich als erbitterte flehbjährige Anfänger ihr letztes Unternehmen beginnen, nämlich sich begraben lassen.

„Dies würde, da die meisten von uns zu ophthalmisch sind, das allgemeine Schicksal sein, wenn uns nicht Gine rettete: unser Hunger. Denn aus diesem Grunde und da die schnelle Wirkung des Hungers wohl bekannt ist, muß eine schnelle Wahl getroffen werden. Deshalb haben wir mit weiser Voraussicht Lehrlingszeiten für unsere unvernünftige Jugend, wodurch binnen bestimmter Zeit die vage Universalität des Menschen sich in einen besonderen Handwerksmann fertig geformt findet und von nun an wirken kann, mit viel oder mit wenig Vergeudung von Fähigkeit, je nachdem es kommt, aber doch nicht mit der schlimmsten Vergeudung, nämlich der der Zeit. Ja, ist es selbst in geistigen Dingen, da auch der geistige Künstler blind geboren ist und nicht wie gewisse andere Geschöpfe in neun Tagen, sondern weit später, zuweilen auch nimmermehr sehend wird — ist es, sage ich, selbst in geistigen Dingen nicht gut, daß es sogenannte vorherbestimmte Brodstudien giebt? Hier kann, im Kreise herumgehend wie der Färbergaul, für welchen theilweise oder gänzliche Blindheit kein Uebel ist, der Brodkünstler zufrieden die Kunde machen, sich dabei einbilden, daß er immer weiter vorwärts komme und viel realisiren. Für sich selbst Lebensmittel und für die Welt eine neue Pferdekraft in der großen Kornmühle oder Seilerbahn der ökonomischen Gesellschaft.“

„Auch für mich war ein solches Gängelband besorgt worden, leider aber erwies es sich als eine Halsklinge und hätte mich beinahe erwürgt, bis ich mich endlich davon losriß. Dann ward mit den Worten des alten Bischof die ganze Welt meine Auster, die ich durch Gewalt oder List öffnen sollte, wie ich wollte und konnte. Aber fast wäre ich umgekommen, so hartnäckig blieb diese Welt verschlossen.“

Hier sehen wir bedeutungsvoll hingeworfen den Geist von Bielefeld, was unserm Autobiographen zustoßen sollte und dessen historische Verkörperung, so wie sie in seiner Lebensgeschichte unter Schmerzen Form gewinnt, in düsteren, unglücklichen Einzelheiten in diesem Zettelsack Pisces und den folgenden zerstreut liegt. Ein junger Mann von hohem Talent und hohem, obgleich stillem Sinne reißt sich wie ein junges feuriges Roß von seiner

Halster los und eilt von seiner Krippe hinaus in die weite Welt, welche er aber leider überall streng eingezäunt findet. Die schönsten Kleefelder verlocken sein Auge, für ihn aber sind sie verbotene Weideplätze. Hungernd und schwachend muß er entweder still stehen, oder in wabstünniger Erbitterung hin und her stürzen und gegen Steinmauern anrennen, die er nicht überspringen kann und die ihn bloß verwunden und lähmen, bis er endlich wie durch ein Wunder sich wirklich einen Weg bahnt, allerdings nicht in üppigen Klee, aber doch in eine gewisse buschige Wildniß, wo die Existenz noch möglich ist und die Freiheit, obgleich gefolgt vom Mangel, nicht ohne Süßigkeit ist.

Mit einem Worte, Teufelsdröckh steht sich, nachdem er die Jurisferei an den Nagel gehängt, ohne eine Landmarke der äußeren Führung, wodurch sein früherer Mangel an entschiedenem Glauben oder innerer Führung auf furchtbare Weise erschwert wird. Die Nothwendigkeit treibt ihn weiter. Die Zeit steht nicht still und er, ein Sohn der Zeit, kann ebenfalls nicht stillstehen. Wilde Leidenschaften ohne Trost, wilde Fähigkeiten ohne Beschäftigung beunruhigen ihn und regen ihn auf. Auch er muß jenes ernste Monodrama: „Kein Ziel und keine Ruhe“, durchmachen; er muß seinen auf einander folgenden Looßen die Stirn bieten, er muß sich bis zur Katastrophe hindurch arbeiten und daraus für sich die Lehren deduciren, die er zu erkennen vermag.

Und dennoch wollen wir gerecht gegen ihn sein und zugeben, daß seine Halfter ihm keineswegs unsühlbar war, sondern daß er sich gewissermaßen gezwungen sah, sich davon loszureißen. Wenn wir die bürgerliche Stellung des jungen Mannes in dieser namenlosen Hauptstadt betrachten, während er aus der namenlosen Universität heraustritt, so erkennen wir wohl, daß sie weit entfernt war, eine beneidenswerthe zu sein. Sein erstes juristisches Examen hat er triumphirend bestanden und kann sich sogar rühmen, daß selbst das Examen rigorosum nichts Schreckliches für ihn gehabt hätte. Obgleich er aber dadurch ein wohlangehener Auscultator wird, was hilft dies ihm? Es ist so gut wie keine Beschäftigung für ihn da. Auch ist für einen Jüngling ohne Connexion der Proceß des Wartens an und für sich nicht sehr hoffnungsvoll, während ein junger Mann von seiner Gemüthsrichtung dabei auch von außen keine große Ermuthigung findet.

„Meine Mitauscultatoren,“ sagt er, „waren eben Auscultatoren. Sie fleideten sich an und verbauteu und sprachen artikulirte Worte, eine andere

Lebenskraft zeigten sie fast gar nicht. Nur ein geringer Grad von Nachdenken strahlte aus ihren Augen. Sinn hatten sie weder für das Hohe noch für das Tiefe, noch für irgend etwas Menschliches oder Göttliches, außer bloß für die leiseste Spur von bevorstehender Beförderung."

Liegen in diesen Worten, welche von Seiten Teufelsdröckh's auf eine totale Entfremdung schließen lassen, nicht auch Spuren einer Bitterkeit, wie von verwundeter Eitelkeit? Ohne Zweifel mögen jene prosaischen Auscultatoren ihn mit seiner seltsamen Art und Weise über die Achsel angesehen und versucht haben, ihn zu hassen, oder sogar, was noch weit unmöglicher war, ihn zu verachten. Ein freuntlicher Umgang konnte auf keinen Fall stattfinden. Schon hat der junge Teufelsdröckh sich von den andern jungen Gänzen abge sondert und schwimmt allein, obschon er bis jetzt noch selbst nicht weiß, ob er Schwan oder Gänzchen ist.

Vielleicht ward auch die geringe Beschäftigung, die er hatte, übel ausgeführt, im besten Falle mit Unlust. Einer großen praktischen Methode und Erfahrung kann er sich rühmen, aber giebt es nicht auch großen praktischen Stolz, der, wenn er auch tief verborgen ist, doch nur deshalb um so tiefer sitzt? Ein so schwächlicher Mensch kann niemals populär gewesen sein. Wir stellen uns vor, wie er in jenen Tagen seltsame Streiche mit seiner Unabhängigkeit u. s. w. gespielt haben mag. Verrathen dies nicht seine eigenen Worte?

"In meiner jugendlichen Unerfahrenheit," sagt er, "bildete ich mir ein, ich sei bestimmt, nur mit der Arbeit und nicht auch mit Thorheit und Sünde an mir und Andern zu kämpfen."

Doch, sei dem wie ihm wolle, sein Uebergang vom passiven Auscultator zum thätigen Affessor ist offenbar ein sehr langsamer. Allmählig scheinen jene selben angesehenen Leute, die einst theilweise geneigt waren, seine Gönner zu sein, ihm ihre Unterstützung zu entziehen und ihn als "einen Mann von Genie" aufzugeben, gegen welche Proceßur er in diesen Papieren laut protestirt.

"Als ob," sagt er, "das Höhere nicht auch das Tiefere voraussetzte; als ob der, welcher in den Himmel fliegen kann, nicht auch irdische Vordienste verrichten könnte, wenn er sich sonst dazu entschloße! Aber die Welt ist ein altes Weib und hält jeden vergoldeten Heller für eine Goldmünze. Da sie auf diese Weise aber oft betrogen worden, so will sie hinfort mit nichts Anderem zu thun haben, als mit gewöhnlichem Kupfer."

Wie es unserm geflügelten Himmelsboten, der als irdischer Menner keine Aufnahme fand, mittlerweile gelang, sich vor dem Aufstiegen zum Himmel, von welchem man nie wiederkehrt, zu bewahren, geht aus diesen Documenten nicht allzuklar hervor. Das gute alte Gretchen scheint von dem Schauplatz, vielleicht von der Erde, verschwunden zu sein; ein anderes Horn der Hölle oder auch nur der Sparsamkeit fließt nirgends für ihn, so daß wir, da das „eigentliche Wesen des Hungers und wohlbekannt ist“, nicht ohne unsere Vorsorgniß sind. Der Gewinn, welchen Privatunterricht, in wenn auch noch so vielen Sprachen und Wissenschaften, abwirft, ist gering und ein literarisches Talent ahnt der junge Abenteuerer, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, bis jetzt noch nicht in sich, sondern verdient im besten Falle Brod- und Wasser-Lohn durch sein umfassendes Uebersetzervermögen. „Nichtsestoweniger,“ fährt er fort, „ist es klar, daß ich subsistirte, denn wie Ihr seht, lebe ich noch.“ Diese Thatsache sind wir jedoch, wie wir gesehen müssen, nicht im Stande, anders zu erklären, als nach dem Prinzip unseres wohlmeinenden alten Sprichwortes, daß „für einen Lebendigen immer Leben da ist.“

Gewisse Wirtschaftrechnungen und andere ökonomische, „mit Dank quittirte“ Documente verrathen, daß er nicht ohne Geld war, sondern wie ein unabhängiger Herdhalter, wenn auch nicht Haushalter, seine Bedürfnisse bezahlte. Hier kommen unter andern auch zwei kleine verstümmelte Briefchen vor, welche vielleicht Licht auf seinen Zustand werfen. Das erste hat kein Datum und an der Stelle, wo der Name des Schreibers stehen sollte, sieht man bloß einen ungeheuern Klotz. Es lautet folgendermaßen:

„Der schon durch frühere Versprechungen gebundene (Dintenkleck) kann Herrn Teufelsdröckh's Absichten in Bezug auf die fragliche Assistenzstelle nur durch seine besten Wünsche fördern und sieht sich in die grausame Nothwendigkeit verlegt, sich, wenigstens vor der Hand, die Freude zu versagen, einem Manne von Genie, dem übrigens noch weit höhere Triumphe vorbehalten sind, bei Größnung einer angemessenen Carrière behülflich zu sein.“

Das zweite Briefchen ist auf Goldschnittpapier geschrieben und interessirt uns gleichsam wie eine Art epistolische Mumie, die jetzt todt ist, aber einst lebte und wohlthätig wirkte. Wir theilen es hier ebenfalls mit:

„Herr Teufelsdröckh wird von der Frau Gräfin auf Donnerstag zum à la betischen A hee schönstens eingeladen.“

So kommt als Antwort auf einen Ruf nach massivem Pudding, der am dringendsten nothwendig ist, auf ziemlich epigrammatische Weise die Einladung zu einem Spülcht von flüssigem, ästhetischem Thee! Wie Teufelsdröckh, der nun jetzt wirklich mit dem Schicksal handgemein geworden, sich unter diesen musikalischen und literarischen Dilettanten beider Geschlechter gleich einem zu einem Vogelfuttertschmause eingeladenen jungen Löwen gebildet haben mag, können wir uns leicht denken. Vielleicht in ausdrucksvollem Schweigen und ruhiger Enthaltsamkeit, denn wenn der Löwe in solchen Fällen überhaupt schmausen soll, so kann er nicht das Vogelfutter verzehren, sondern höchstens die Vögel.

Da übrigens diese Frau Gräfin von dem „Hause Jähdarm“ datirt, so kann sie Niemand anders sein, als die Herrin dieses Hauses, deren intellectuelle Tendenzen und Wohlwollen gegen Teufelsdröckh, ob nun auf dem Fuße eines Herrn Towgood oder auf seinem eigenen Fuße, hierdurch offenkundig werden.

Daß unter Autobiograph eine Zeit lang ein gewisses Verhältniß mit diesem edlen Hause, wenn auch nur ziemlich matt, aufrecht erhielt, davon haben wir anderwärts vollgültige Beweise. Wenn er Kunst und Schatz erwartete, so geschah dies allerdings vergebens und es war genug für ihn, wenn er hier dann und wann einen Schimmer von der vornehmen Welt erhaschte, von welcher er, wie wir früher einmal glaubten, gänzlich ausgeschlossen war.

„Die Jähdarms“, sagt er, „lebten in der weichen verschwenderischen Garnitur der Aristokratie, welcher Literatur und Kunst, von außen angezogen und befestigt, als die schönste Befranzung dienen sollte. Diesen letzteren Fortschritt verdankte man der gnädigen Frau. Eifrig sammelte sie und geschickt verwendete sie jede Befranzung, die zu haben war, mochte sie nun aus Spitzen oder aus Spinnweben bestehen.“

War Teufelsdröckh auch eine Befranzung von Spitze oder Spinnweben, oder verirrte er, eine zu werden?

„Mit seiner Excellenz dem Grafen“, fährt er fort, „habe ich mehr als einmal die Ehre gehabt, mich zu unterhalten, hauptsächlich über allgemeine Dinge und die Weltlage, welche er, obgleich jetzt über die mittleren Jahre hinaus, in nicht ganz ungünstigem Lichte betrachtete, so daß er, mit Ausnahme der Ausrottung der Journalistik, wenig darin zu wünschen fand. Ueber gewisse Punkte fand ich es, da seine Excellenz etwas holerisch war,

angenehmer zu schweigen. Da übrigens seine Beschäftigung darin bestand, Grundbesitzer zu sein, so besaß er vielleicht noch eine Menge Fähigkeiten, die, als für einen solchen Zweck überflüssig, nur wenig in ihm entwickelt waren.“

Daß Teufelsdröckh die Weltlage nicht so tadellos fand und er abgesehen von der Ausrottung des Journalismus viele Dinge anders und besser zu sehen wünschte können wir uns leicht denken. Bei nichts als einer kahlen Auscultationsstelle von außen und so vielen meuterischen Gedanken und Wünschen von innen war seine Position keine leichte.

„Das Universum,“ sagt er, „war gleichsam ein mächtiges Sphinx-Räthsel, von dem ich so wenig verstand, welches ich aber dennoch lösen mußte, wenn ich nicht zerrissen sein wollte. In rothen Streifen unaussprechlichen Glanzes, aber auch in der Schwärze der Nacht entfaltete sich das Leben meiner allzueinsamen Betrachtung. Ein seltsamer Widerspruch lag in mir und ich kannte bis jetzt noch nicht die Lösung desselben; ich wußte nicht, daß geistige Musik nur aus in Einklang gebrachten Dissonanzen hervorgehen kann, daß ohne das Böse es nichts Gutes geben kann, eben so wie der Sieg nur durch den Kampf möglich ist.“

„Ich habe,“ bemerkt er an einer andern Stelle, „von nicht unphilanthropischen Personen (sicherlich nur im Scherz) behaupten hören, daß es eine wirkliche Vermehrung des menschlichen Glückes wäre, wenn alle junge Menschen von ihrem neunzehnten Jahre an unter Tonnen gesteckt oder auf sonst eine Weise unthätig gemacht werden könnten, um auf diese Weise ihre pflichtmäßigen Studien und Berufsarbeiten zu treiben, bis sie im fünf- und zwanzigsten Jahre ernster und weiter wieder zum Vorschein kämen. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich mit diesem Vorschlage, wenigstens insoweit er als praktisch ausführbar betrachtet wird, keineswegs einverstanden bin. Nichtsdestoweniger wird auf ziemlich plausible Weise geltend gemacht, daß eben so wie junge Mädchen gerade in diesen Jahren am angenehmsten sind, junge Herren in dieser Zeit das Maximum der Abscheulichkeit erreichen. Werden sind sie dann größtentheils und törichte Pfauenhähne, hartnäckig, eitel, vorlaut und in jeder Beziehung unangenehm. Keines Menschen Streben oder Erstrebtes befriedigt auch nur im mindesten den noch unstrebsamen jungen Mann, aber dennoch könnte er alles unendlich besser machen, wenn es seiner würdig wäre. Das Leben ist überall das letzte Ding von der Welt und einfach wie ein Regeldetri-Exempel — man multiplicirt das zweite

Glied mit dem dritten, dividirt das Product mit dem ersten und der Quotient ist die Antwort, — wer das nicht zuwege bringt, ist ein Esel. Der beschränkte Thor weiß noch nicht aus eigener Erfahrung, daß, mag einer rechnen, wie er wolle, stets ein verwünchter Bruchtheil, in den häufigsten Fällen ein unentlicher Decimalbruch, übrig bleibt und an einen rund und rein aufgehenden Quotienten gar nicht zu denken ist. "

Liegt in diesen Worten nicht das versteckte Bekenntniß, daß Teufelsdröck selbst, abgesehen von seinen äußeren Hemmnissen, noch ein inneres, viel größerer zu bekämpfen hatte, nämlich eine gewisse zeitweilige, jugendliche, aber immer sehr störende Verirrung der Gedanken?

Nein, leider war schon in ersterer Beziehung seine Lage schlimm genug.

"Es bleibt stets wahr," sagt er, "daß Saturn oder Chronos oder was wir die Zeit nennen, alle seine Kinder verschlingt. Nur durch unaufhörliches Kennen, durch unaufhörliches Arbeiten kannst Du ihm etwas stetig Jahre lang entziehen, aber auch Dich verschlingt er endlich. Kann irgend ein Monarch oder eine heilige Allianz von Monarchen der Zeit befehlen, still zu stehen, oder kann man sich auch nur in Gedanken der Zeit entledigen? Unser ganzes irdisches Sein ist auf die Zeit basirt und aus der Zeit aufgebaut. Es ist durch und durch eine Bewegung, ein Zeitimpuls, die Zeit ist der Urheber und das Material.

"Dabei ruht auch unsere ganze Pflicht, welche darin besteht, uns zu bewegen, zu arbeiten, — in der rechten Richtung. Sind nicht unsere Körper und unsere Seelen in fortwährender Bewegung, mögen wir wollen oder nicht, in einem fortwährenden Verfall, der fortwährende Ausbesserung nöthig macht? Die äußerste Befriedigung unserer ganzen äußeren und inneren Bedürfnisse wäre nur auf eine gewisse Zeit Befriedigung. Alles, was wir gethan haben, ist daher gethan und für uns vernichtet und wir müssen es fortwährend wieder von Neuem thun.

"O Zeit, wie hast Du uns umzingelt und eingekerkert und uns so tief in Dein trübes, düsteres Zeitelement hinabgesenkt, daß nur in lichten Augenblicken sich ein Schimmer unserer oberen azurnen Heimat offenbart! Mich jedoch als einen Sohn der Zeit, der unglücklicher war als einige andere, drohte die Zeit sehr frühzeitig aufzufressen, denn ich mochte mich bemühen, wie ich wollte, so brachte ich es doch zu keinem guten Kennen, so holprig war der Pfad, so gefesselt waren die Füße."

Dies soll, in dem Dialekt der gewöhnlichen Welt gesprochen, vermuthlich so viel heißen, daß Teufelsdröck's ganze Pflicht und Nothwendigkeit eben so war, wie die anderer Menschen, nämlich „zu arbeiten, — in der rechten Richtung“, und daß keine Arbeit zu haben war, wodurch er ziemlich unglücklich ward.

Es war dies ganz natürlich. Der hohlräumliche Mangel drohte ihm in der Ferne, seine thatendurstige Seele verzehrte sich in rastloser Unthätigkeit, wie das Schwert des Sir Gudibras durch Rost an sich selbst zehrte, weil es nichts Anderes „zu hauen und zu hacken“ hatte.

Im Ganzen genommen aber blüht hier wieder jene selbe „vortreffliche Passivität“, wie sie von jeder gethan, auf die kräftigste Weise, in welchem Umfange wir die Anfänge von Vielem erkennen, was jetzt unieren Professor charakterisirt und vielleicht in schwachen Umrissen den Ursprung der Kleiderphilosophie selbst.

Schon die Haltung, die er gegen die Welt angenommen, ist zu defensiv und nicht, wie es wünschenswerth gewesen wäre, eine kühne Angriffsstellung.

„So weit ich,“ sagt er, „mich bis jetzt unter die Menschen gemischt hatte, machte ich mich, wenn durch irgend etwas, durch ein gewisses Stilles Wesen bemerklich, welches, wie meine Freunde oft mißbilligend erklärten, dem Feuer meiner Empfindung einen keineswegs entsprechenden Ausdruck lieh. Ich betrachtete in der That die Menschen mit einem Uebermaß sowohl an Liebe als an Furcht.

„Das Geheimniß einer Person ist in der That stets göttlich für Den, welcher Sinn für das Gottähnliche hat. Oft ward ich nichterthelesser wegen meiner sogenannten Härte, meiner Gleichgültigkeit gegen die Menschen und des scheinbar ironischen Tons, den ich als meinen Lieblingsdialekt in der Conversation angenommen, getadelt und von solchen, die mich nicht genau kannten, gehäßt.

„Ach, leiter war die Rüftung des Sarkasmus gleichsam nur eine steife, leinwandne Hülle, worin ich mich bemüdete, mich zu verbergen, damit meine eigene arme Person sicher und in aller Freundschaft darin leben könnte, ohne durch Wunden erbittert zu werden.

„Sarkasmus ist, wie ich jetzt einsehe, im Allgemeinen die Sprache des Teufels, aus welchem Grunde ich ihm schon längst so aut wie jänzlich entlagt habe. Aber wie viele Personen reizte ich in jener Zeit dadurch zu

einem gewissen Grade von Feindseligkeit! Ein ironischer Mensch mit seiner schlauen, stillen, lauernden Weise, ganz besonders ein ironischer junger Mensch, von welchem man es am wenigsten erwartet, kann als eine Pest für die Gesellschaft betrachtet werden.

„Haben wir vielleicht nicht gesehen, wie Personen von Gewicht und Namen mit der freuntlichsten Gleichgültigkeit von einem solchen Menschen, wie aus Versehen und weil sie ihn als einen unbedeutenden Gegenstand und Wurm betrachtet, getreten. Dedenhof emporgefahren und verschmettert wie der niedergefallen sind, weil sie nicht glaubt, daß sie es hier mit einem Zitteraal zu thun hatten!“

Ach, wie kann ein Mensch mit diesem teuflischen Temperament sich einen Weg im Leben bahnen, wo das erste Problem, wie auch Teufelsdröckh selbst zugiebt, darin beruht, „sich an Jemanden und an etwas anzuschließen?“

Uneinigkeit, Racheinigkeit, steht auf dem größten Theil seines Verfahrens geschrieben. Wir müssen intressen hier auch bemerken, daß schon nach kurzer Zeit die einzige wichtige Connerion, die es ihm je gelungen war zu schließen, seine Connerion mit der Familie Jähbarm durch den Tod des „ein wenig cholertischen“ alten Grafen für alle praktische Zwecke paralysirt worden zu sein scheint. Diese Thatsache ist ganz zufällig in einem gewissen Vortrag über Grabchriften erwähnt, der nebst vielen andern Dingen sich in dem jetzt vorliegenden Fettelbuch vorfindet. Die Gelehrsamkeit und der Echarfsmuth dieser Abhandlung verdienen mehr Beifall als der Geist, in dem sie geschrieben ist. Sein großes Princip ist, daß Kapitäl-Grabchriften, von welcher Art sie auch sein mögen, eher historisch als lyrisch sein sollten.

„Auf dem Wunsche der Erben jenes würdigen Edelmanns,“ sagt er, „unternahm ich es, seine Grabchrift zu verfertigen und producirt, meiner eigenen Regeln eingetruß, die folgante, die jedoch wegen eines angeblichen Mangels der Latinität, eines Mangels, von dem ich mich nie habe überzeugen können, bis jetzt unbenutzt geblieben ist.“

Wir können fast mit Gewißheit voraussagen, daß der Leser durch diese Grabchrift nicht bloß im Bezug auf ihre Latinität überrascht werden wird.

HIC JACET

PHILIPPUS ZAEHDARM, COGNOMINE MAGNUS,

ZAEHDARMI COMES,

EX IMPERII CONCILIO.

VELLERIS AUREI, PEMISCELIDIS, NEC NON VULTURIS NIGRI EQUES.

QUI DUM SUB LUNA AGEBAT,

QUINQUES MILLE PERDRICES

PLUMBO CONFECIT:

VARII CIBI

CENTUMPONDIA MILLIES CENTENA MILLIA,

PER SE, PERQUE SERVOS QUADRUPEDES BIPEDESVE,

HAUD SINE TUMULTU DEVOLVENS.

IN STERCUS

PALAM CONVERTIT.

NUNC A LABORE REQUIESCENTEM

OPERA SEQUUNTUR.

SI MONUMENTUM QUÆRIS

FIMETUM ADSPICE.

PRIMUM IN ORBE DEJECIT (sub dato); POSTREMUM (sub dato).

Fünftes Kapitel.

Romantisch.

„Könige Jahre,“ schreibt Teufelsdröckh, „hatte der arme Gebieter in diesem Aegypten einer Auscultatorstelle sich mühsam abgearbeitet und Ziegel-Ofene ohne Errob gebacken, che sich ihm die Frage auftrugte: Wofür? Beim Himmel, für nichts weiter als Nahrung und Wärme! und sind Nahrung und Wärme nicht auch anderwärts in dem ganzen weiten Weltall zu entdecken? — Komme, was du wolle, ich war entschlossen, es zu ret-“

So sollen wir ihn denn nun in einer neuen unabhängigen Eigenschaft, obgleich in einer keineswegs verbesserten sehen. Teufelsdröckh ist jetzt ein Mann ohne Stand. Die allmächtige Flotte der Haring- und Wallfischjäger, auf welcher er allerdings eine ungünstige Stellung eingenommen, verlassen, flüchtet er verzweifelt nach eigenem Sextanten und Kompaß seinen eigenen Cours. Unglücklicher Teufelsdröckh! Obgleich weder Flotte, noch Verkehr, noch Commodore Dir gefallen, so war es doch immer eine Flotte, die in einem vorgeschriebenen Fahrwasser nach festbestimmten Gegenständen segelte und vor allen Dingen in einer Verbindung, wodurch wechselseitig und durch Sorgen und Darleihen Einer den Andern auf mannigfache Weise unterstützen konnte. Wie willst Du in unbekannten Meeren segeln und für Dich selbst jene kürzeste nordwestliche Durchfahrt nach Deiner schönen fabelhaften Gewürzinsel finden? — Ein einsamer Segler auf einer solchen Reise und mit einer solchen nautischen Taktik muß nothwendig allerlei Abenteuer zu bestehen haben. Ja, wie wir sofort entdecken, so hält ihn eine gewisse Kalepio-Insel gleich am Anfange der Reise auf und macht ihm gleichsam einen Strich durch seine ganze Rechnung.

„Wenn in der Jugend,“ schreibt er, „das Weltall sich majestätisch entkleidert und überall der Himmel sich auf Erden offenbart, so offenbart sich dem jungen Manne dieser Himmel auf Erden nirgends so unmittelbar als in der Jungfrau. Seltsam genug ist es in diesem unsern irdischen Leben so bestimmt worden. Im Grunde genommen ist, wie ich oft gesagt habe, eine Persönlichkeit und Reich heilig. Ein gewisser orthodoxer Anthropomorphismus fesselt mein Ich mit jedem Du in Banden der Liebe. Aber in dieser Annäherung des Gleichen und Ungleichen bricht diese himmlische Anziehung wie in Negativ und Positiv zuerst in helle Flamme aus. Ist die geringste und erbärmlichste irdische Person und wohl gleichgültig? Ist es nicht vielmehr unser herzlichster Wunsch, mit ihr eins zu werden, sie durch Dankbarkeit, durch Bewunderung, ja durch Furcht mit uns, oder wenn dies alles nicht ausreicht, und wir ihr zu vereinigen? Aber wie viel mehr in diesem Falle des Gleichen-Ungleichen! Hier ist uns die höhere mythische Möglichkeit einer solchen Vereinigung, der höchsten auf unserer Erde, gewährt; so flammt in dem leitenden Medium der Phantasie jene Feuerentwicklung der allgemeinen geistigen Electricität, welche wir, so wie sie sich zwischen Mann und Weib entfaltet, mit dem Namen der Liebe bezeichnen.“

„In jedem wohlgeordneten jungen Manne blüht, wie ich mir denke, schon in der Ferne ein gewisses Paradies, welches durch irgend eine schönste Eva geschmückt wird. Auch fehlt es in den statischen Herrschaften und unter den Blumen und dem Laubwerk dieses Gartens nicht an einem Baum der Erkenntniß, der schön und ehrsüchtig abtödtend anzuschauen. Vielleicht ist das Ganze auch um so lieblicher, wenn Cherubim und ein flammentes Schwert es von allen menschlichen Schritten trennen und ihm, dem jungen Manne, bloß den Anblick, nicht den Eintritt gestatten. Glückliche Zeit tugendhafter Jugend, wo die Scham noch eine unübersteigliche himmlische Schranke ist und die heiligen Lustschlößer der Hoffnung noch nicht zu den erbärmlichen Lehmhäusern zusammengedrumpft sind und der Mensch seiner Natur zufolge noch unendlich und frei ist!

„Was unsern jungen Verlorenen betrifft,“ fährt Teufelsdröckh fort, indem er offenbar sich selbst meint, „so war bei seiner abgelebten Lebensweise und seiner glühenden Phantasie sein Gefühl gegen die Königinnen tiefer Erde ganz unaussprechlich und ist es in der That noch. Eine sichtbare Gottheit wohnte in ihnen; für unsern jungen Freund waren alle Frauen heilig, himmlisch. Bis jetzt sah er sie nur in ihrem vielfarbigen Engelsgeßder vorübergleiten oder stumm und unzugänglich in dem Umkreise eines ästhetischen Idees stehen. Sie künften ihm ganz von Lust gewoben, ganz Seele und Form, so lieblich, gleich geheimnißvollen Priesterinnen, in deren Hand die unsichtbare Jakobleiter ruhte, wodurch der Mensch bis in den Himmel hinaufsteigen konnte. Daß er, unser armer Freund, jemals eine tiefer Holden für sich gewinnen würde, ach Gott, wie konnte er es hoffen? Hätte er vor Glückseligkeit nicht sterben müssen? Es lag Wahnsinn und Schwindel in dem Gedanken.

„So ward der junge Mann, wenn er auch an den Dämonen und Engeln zweifelte, an welche das gemeine Volk sonst geglaubt nichtdehnen-ger auch von wahrhaft himmelgeborenen Schaa ren bezaubert, welche ihn überall, wohin er ging, sichtbar und hörbar umschwebten und er sollte ihnen religiöse Verehrung, obgleich er sie jetzt noch bei ihrem bloß irdischen und trivialen Namen nannte. Wenn aber jetzt auf eine Seele in diesen Umständen eine wirkliche Jungfrau des Herbes zu Sühnbarkeit und Wirklichkeit verkörpert, aus freundlichen Augen einen elektrischen Blick wirft und dadurch sagte: Auch Du kannst lieben und geliebt werden, — gütiger Him-

mel, welcher ein vulkanisches, erdbeben erzeugendes, alles verzehrendes Feuer würde wahrscheinlich dadurch entzündet werden!"

Ein solches Feuer brach, wie sich später zeigt, mit mehr oder weniger vesuvischen Explosionen in dem innern Menschen des Herrn Diogenes wirklich aus, wie das auch gar nicht anders der Fall sein konnte. Eine Natur, die, um in seinem eigenen bilderreichen Style zu sprechen, eine große Menge Kohle der Reizbarkeit, so vielen Salpeter schlummernder Leidenschaft und schwefeligen Humor genug besaß, während das Ganze in so heißer Nachbarschaft nicht neben dem „Reverberirofen der Phantasie" liegt — haben wir hier nicht die Bestandtheile des trockensten Schießpulvers, welches bei Gelegenheit des kleinsten Funkens bereit ist, zu explodiren? Auch fehlt es in diesem unserm Lebensclement an Funken nirgends. Ohne Zweifel mußte ein Engel, deren so viele rings umher schwebten, eines Tages die Grenzen des ästhetischen Thees verlassend, näher heranfliegen und durch elektrischen Prometheusblick ein nicht verächtliches Feuerwerk entzündeten. Ein Glück, wenn es sich wirklich als ein Feuerwerk erwies und nach Raketenart in aufeinander folgenden schönen Ausbrüchen des Glanzes, einer aus dem andern hervorgehend, durch die verschiedenen Stadien einer glücklichen Jugendliebe hinwegraunte, bis alles ohne Schaden ausgebrannt und die junge Seele ohne vielen Schaden erlitten zu haben, wieder frei war! Ein Glück, wenn daraus nicht vielmehr eine Feuerbrunst und wahnsinnige Explosion ward, die schmerzhaft das Herz zerfleischt, ja es vielleicht in Stücke reißt (was der Tod wäre) oder im besten Falle, die dünnen Wände unseres „Reverberirofens" sprengt, so daß er hinfort ungehindert unter den naheliegenden Fernstoffossen rast (was Wahnsinn wäre), bis von der so schönen und mannigfachen innern Welt unseres Diogenes nichts übrig bleibt oder nur der „Krater eines ausgebrannten Vulkans!"

Aus mannigfachen Documenten in diesem Zettelbuch Capricornus und in dem zunächst vorhergehenden und darauf folgenden wird es klar, daß unser Philosoph, so stoisch und cynisch er auch jetzt aussieht, von Herzen und sogar überthwenglich liebte. Hier werden daher untreue alten Zweifel, ob sein Herz von Stein oder von Fleisch war, wankend gemacht. Er liebte einmal, nicht weiß, sondern nur zu innig. Und nur einmal, denn wie Congreve für jede neue Rakete eine neue Umhüllung bedarf, so kann auch jedes Menschenherz eigentlich nur eine Liebe, wenn überhaupt eine, entfalten; auf „die erste Liebe, welche unendlich ist", kann keine zweite folgen, die ihr

gleich wäre. In den lezt vergangenen Jahren ward demgemäß der Herausgeber dieser Blätter veranlaßt, Teufelsdröckh nicht bloß als einen Mann zu betrachten, der niemals heirathen, sondern der auch niemals liebeln, den sogar das große Stufenjahr und der Spätsommer des beginnenden Greisenalters mit seinem neuen Myrthenkranze krönen würde. Für den Professor sind die Frauen hinfort nur Werke der Kunst, wiewohl einer himmlischen Kunst, welche himmlischen Kunstwerke er sich freut in Galerien zu betrachten, aber nicht mehr daran denkt zu kaufen.

Psychologische Leser empfinden einen gewissen Grad von Neugier, zu sehen, wie Teufelsdröckh in dieser für ihn unerwarteten Lage sich gebetdet und mit welchen auf einander folgenden Details von Gestalt, Glanz und Farbe sein Feuerwerk abbrennt. Die Befriedigung, welche diese Leser hier finden können, ist wie gewöhnlich gering. Unter diesen verworrenen Massen von Oulogien und Elegien, die mit ihrer tollen petrarkischen und Werther'schen Waare unter allen Arten ganz fremdartigen Stoffes umhergestreut liegen ist nicht einmal der Name der Schönen zu entziffern. Denn ohne Zweifel ist der Titel *Flumine*, mit welchem sie hier bezeichnet ist und der einfach Pluminetdin bedeutet, ein erfunkelter. War ihr wirklicher Name vielleicht *Alora*? Aber wie hieß sie mit ihrem Familiennamen oder hatte sie keinen? Welcher Stellung im Leben gehörte sie an, welcher Abstammung, welchen Vermögensverhältnissen, welchen Ausichten? Ganz besonders, durch welche vorherbestimmte Harmonie der Ereignisse begegneten der Liebende und der Geliebte einander in dieser weiten Welt? Wie gebetdeten sie sich bei diesem Zusammentreffen?

Alle diese Fragen, die für ein biographisches Werk nicht unwesentlich sind, muß größtentheils die bloße Ruthmaßung beantworten.

„Es war bestimmt,“ sagt unser Philosoph, „daß die hohe himmlische Bahn Pluminens die niedrige sublunariße unseres armen Verlassenen durchschneiden, daß er, in ihre strahlenden Augen schauend, glauben sollte, die obere Lichtsphäre löme davor in diese niedere Sphäre der Schatten. Als er sich darin getäuscht sah, mac er nicht wenig körm.“

Es läßt sich mit einiger Gewißheit aus allen diesen und einigen andern verworrenen Andeutungen abnehmen, daß sie jung, braunäugig, schön und irgend Jemandes Cousine war; von vornehmer Geburt und von hohem Geiste, unglücklicherweise aber abhängig und mittellos und vielleicht von der nicht allzuliebenswürdigen Gnade wohlhabender Verwandten lebend. Aber

wie kam „der Wanderer“ in ihren Cirkel? Gesah es durch das feuchte Behisulum des ästhetischen Ihees oder durch das trodene bloßer Geschäft? Gesah es durch die Vermittelung des Herrn Tomgood oder der gnädigen Frau, welche als Ornamentkünstlerin vielleicht zuweilen Gefallen daran fand, Liebeleien zu fördern, besonders wenn junge Gnicker in Frage kamen? Allem Anscheine nach gesah es hauptsächlich durch den Zufall und die Gnade der Natur.

„Du schönes Waldschloß,“ schreibt unser Autobiograph, „welcher Fremder wäre es auch nur ein absovirter Auscultator acweisen, der die letzte Relatio ex Actis, die er jemals geschrieben, in der Tasche getragen, hätte Dich jemals sehen können, ohne bewundernd stehen zu bleiben? Erhabener Wohnsitz! Da stankst Du in dem tiefen Gebirgssymphitheater auf schattigen Rasenplätzen in Deiner heitern Einsamkeit, stattlich, massiv, ganz von Granit, funkelnd in den westlichen Sonnenstrahlen wie ein Palast Eltorados mit kostbarem Metall überkleidet. Schön stieg in wellenförmigen Krümmungen der Abhang der Dich schützenden umgebenden Hügel empor. Dunkelgrün war ihr Rasen, doch durchbrochen von dunkelbraunen Felsblöcken oder einem sich weit ausbreitenden einlamen Baum und seinem Schatten. Für den fremden Wanderer warst Du gleichsam ein Ammonstempel in der libyschen Wüste, wo zur Freude oder zum Wehe die Tafel seines Schicksals geschrieben lag. Wohl mochte er stillstehen und schauen, denn in diesem seinen Blick lagen Prophezeiung und namenlose Ahnungen.“

Doch nun wollen wir annehmen, daß der so abnungsvolle Auscultator seine Relatio ex Actis überreicht hat, zu einem Glas Rheinwein eingeladen worden und demzufolge, anstatt niederzugeschlagen und durstig in seine stau- bige Stadtheimath zurückzukehren, in das Gartenhaus geführt wird, wo eine auserwählte Gesellschaft von Damen und Cavalieren versammelt ist, wenn auch nicht gerade zu einem ästhetischen Ihee, doch in traulicher Abendunterhaltung und vielleicht zu einem musikalischen Kaffee, denn wir hören von „Harfen und reinen Stimmen, welche das Schweigen beleben.“

Wie es scheint steht dieses Gartenhaus am glänzendsten Vorzügen selbst dem stattlichen Herrensitze nicht nach.

„Von üppigem Laubwerk, Rosenhecken und den Farben und Gerüchen von tausend Blumen umgeben, sah hier diese wadere Gesellschaft. Vorn aus den weitgeöffneten Thüren hatte sie freie Aussicht über Blüthe und Pusch, über Gaisn und Sammetrasen, die sich wellenförmig weiter hinreckten

bis zu den fernen Bergespitzen — so hell, so mild und überall die Melodie der Vögel und fröhlicher Gesänge. Es war, als ob der Mensch sich in das Gewand des Sommers gekleidet hätte, um Schutz vor der Sonne zu suchen. Wie kam es, daß der Winterer mit so ahnungsvollem Herzen neben seinem kühnen Wirth dahinschritt? Fühlte er, daß sein hartes Herz diesen sanften Einflüssen verschlossen bleiben müsse, daß das Schicksal hier abermals die Absicht hatte, ihn auf die Probe zu stellen, ihn zu veripotten und zu sehen, ob Humor in ihm wäre?

„Einen Augenblick später steht er sich der Gesellschaft vorgestellt und ganz besonders — Pluminen! Eigenthümlich unter allen Frauen und Jungfrauen glänzte Plumine hier in ihrer Reifezeit, wie ein Stern unter irdischen Lichtern. Erhabenes Weien vor dem er sich körperlich und geistig tief verneigte, welches er aber kaum anzublicken wagte, denn seine Nähe erfüllte ihn mit peinlicher und dennoch süßester Verlegenheit.

„Pluminens Name war ein ihm wohlbekannter. Fern und nah ward von der Schönen gesprochen, von ihren Vergnügungen, ihren Reizen, ihrem Launen. Aus allen diesen unbestimmten Schattirungen des Gerüchtes und nach dem Tadel nicht weniger als nach dem Lobe hatte unser Freund sich eine gewisse gebieterische Herzenskönigin und einen blühenden warmen Engel gemalt, der weit reizender war als jene weißen Himmelsengel von Frauen, in deren stillen Atern zu wenig Naphthafeuer kreist. Auch sie selbst hatte er an öffentlichen Orten gesehen — die schlaffe und dennoch so statliche Gestalt, jene dunklen Flechten, die ein Antlitz beschatteten, wo Lächeln und Sonnenlicht über ernstes Linsen spielten. Aber alles dies hatte er bloß gesehen wie eine magische Vision, die für ihn unzugänglich, fast ohne Wirklichkeit war. Ihre Sphäre war zu fern von der seinen. Wie konnte sie jemals an ihn denken? O Himmel, wie war es möglich, daß sie sich auch nur ein einziges Mal zusammenfanden? Und nun sitzt diese Moiragöttin mit ihm in einem und demselben Kreise, das Licht ihrer Augen hat ihn angelächelt, und wenn er spricht, so wird sie es hören! Ja, wer weiß, da die himmlische Sonne auch in das tiefste Thal hinabschaut, ob nicht Plumine selbst schon den so Unbemerkenswerthen bemerkt, ob sie nicht eben durch seine Freunde, wie er durch die ihrigen, auf ihn neugierig gemacht und für ihn günstig gestimmt worden ist? War demzufolge die Anziehungskraft, die Aufregung wechselseitig? Zitterten Pol und Pol der Berührung entgegen, sobald sie einmal eins in des andern Nähe gebracht waren? Der sollen

wir vielmehr sagen, das Herz schwillt in der Nähe der Königin der Deryn, eben so wie das Meer schwillt, wenn es einmal in der Nähe seines Mondes ist?

„Mit dem Wanderer war es eben so. Wie in himmelwärts strebender Gravitation, plötzlich wie bei Berührung eines Seraphstabes, wird seine ganze Seele aus ihren tiefsten Tiefen aufgerüttelt und Alles, was darin schmerzlich und wonnig war, düstere Bilder, unbestimmte Gefühle einer ganzen Vergangenheit und einer ganzen Zukunft tosen wie unruhige Brandungen in ihm.

„Obi war bei weit weniger aufregenden Scenen unser stiller Freund befangen gewesen und hatte sich mit seiner Aengstlichkeit und Kuchtsamkeit in die sichere Hülle des Schweigens und vielleicht ideinbarer Stumpfheit zurückgezogen. Wie kam es daher, daß er jetzt, wo er bis in das innerste Mark seines Herzens erzitterte, nicht in Ohnmacht sank, sondern sich furchtlos und klar zu voller Kraft erhob? Es war kein Dämon, der ihn begestaltete? Er mußte seinem Schicksal entgegen gehen und es erfüllen. Zeige Dich jetzt, flüsterte dieser Dämon, oder vertriebe Dich auf immer. So kommt es, daß zuweilen, wenn unsere Angst transcendent wird, die Seele sich werf-sähig fühlt, sich darüber hinaus zu verlegen; daß sie sich in feurigem Siege darüber erhebt und, auf den neugefundenen Schwingen des Sieges getragen, sich so ruhig, weil so rasch und unwiderstehlich, bewegt. Der Wanderer wird mit einem gewissen Grade von Befriedigung und Ueberraschung stets eingedenk sein, wie er in diesem Falle nicht schweigend dasaß, sondern sich gewandt in den Strom der Conversation mischte, die er von nun an, um mit ansehnlicher, nicht wirklicher Eitelkeit zu sprechen, fortfuhr zu leiten. Ganz gewiß war ihm in diesen Stunden eine gewisse Inspiration mitgetheilt, eine Inspiration, wie sie noch in unserer späten Aera möglich ist. Der Selbstverlorenen entfaltet sich in edlen Gedanken, in freien, glühenden Worten. Seine Seele ist wie ein einziges Meer von Licht, die eigenthümliche Heimath der Wahrheit und Intelligenz, worin auch die Vhamasche Form auf Form von allen prismatischen Farben strahlend verkörpert.“

Wie es scheint, so schwappte in dieser sonst so glücklichen Versammlung ein gewisser „Philister“, der auch jetzt noch zur allgemeinen Langweile Philistritäten in ungeheurer Menge ausströmte, ohne zu ahnen, welch ein Held hier eintrat, um ihn zu demoliren. Wir übergehen hier die Reihe von iskratischen, oder vielmehr diogenischen, in ihrer Art und Weise nicht übel

gewählten Ausprüchen, in deren Folge das Ungeheuer, nachdem es zum Schweigen gebracht worden, sich bald nachher entfernt zu haben scheint.

„Die Niederlage dieses dialektischen Marodeurs,“ schreibt unser Held, „ward nichtbarlich von den Meisten als eine Wohlthat betrachtet. Aber was war aller Beifall gegen das heitre, jeden Augenblick in ein Gelächter auszubrechen drohende Lächeln, womit Blumine selbst den Sieger belohnte? Er wagte sie anzureden. Sie antwortete mit Aufmerksamkeit, ja diese silberne Stimme erzitterte leicht und die rothe Bluth des Abends ver barg ein vorübergehendes Erröthen.“

„Das Gespräch nahm einen höhern Ton an und ein schöner Gedanke rief den andern hervor. Es war einer jener seltenen Augenblicke, wo die Seele sich mit voller Freiheit entfaltet und der Mensch sich dem Menschen näher gebracht fühlt. Weiter, in leichter, anmutiger Hingebung, spielte die freundliche Rede in diesem Cirkel umher, denn die Bürde war von jedem Herzen hinweggewälzt. Die Schranken der Ceremonie waren wie in Dunst zerfloßen. Die nicht mehr durch starre Scheidewände getrennten Ansprüche des Mein und Dein floßen jetzt weich in einander und das Leben lag harmonisch und kunsfarbig da, wie ein schönes königliches Gefäß, dessen Herrscher und Eigenthümer nur die Liebe ist. Eine solche Muschel entspringt verwandten Herzen in einer traulichen Umgebung von Zeit und Ort. Und dennoch, so wie das Licht auf den Bergesgipfeln lustiger wurde und die Schatten länger über das Thal hien, mag ein matter Ton der Wehmuth das Herz durchhaucht und in mehr oder weniger hörbarem Klüpfeln einen Jeden daran erinnert haben, daß eben so wie dieser schöne Tag sich seinem Untergange näherte, eben so auch der Tag des menschlichen Daseins sich in Staub und Finsterniß herabneigen und mit all seinen trankhaften Rügen und seinem freutzigen und traurigen Geiße in die stille Ewigkeit hinabsinken muß.“

„Unserm Freunde schienen die Stunden wie Minuten. Heilig war er und glücklich. Die Worte von diesen süßesten Lippen kamen über ihn wie Thau auf kurzstieliges Gras und jedes bessere Gefühl in seiner Seele schien zu flüstern: Hier ist gut sein. Beim Schreiten ruhte Bluminens Hand in der seinen. In dem balsamischen Dämmerlicht, während die freundlichen Sterne oben herniedersunkelten, sprach er etwas von Wietertichen, was keine Zurückweisung erfuhr. Er drückte sanft die kleinen weichen Finger und es schien ihm, als ob sie ihm nicht hastig, nicht zornig entzogen würden.“

Armer Teufelsdröckh! Es ist sonnenklar, daß Du Dich hast umgarnen lassen. Die Königin der Herzen wollte auch einen Mann von Genie zu ihren Füßen liegen sehen und hat Dich in dieser übernatürlichen Stunde durch magische Kunst bestrickt und gefesselt.

„Die Liebe ist nicht durch und durch ein Delirium,“ sagt er an einer andern Stelle, „aber dennoch hat sie vieles damit gemeinsam. Ich nenne es mehr ein Erkennen des Unendlichen in dem Endlichen, der verwirklichten Idee, welches Erkennen wiederum entweder wahr oder falsch, scrupulös oder dämonisch, Verzerrung oder Wahnsinn sein kann. In dem ersten Falle aber ist es eben so wie bei dem gewöhnlichen Wahnsinn die Phantasie, welche sich dem Blicke zugesellt und auf dem so beschränkten Gebiet des Wirklichen ihren Archimedeshebel aufsetzt, um dadurch nach Willkür das unendlich Weitzüge in Bewegung zu setzen. Die Phantasie möchte ich das wahre Himmel- und Höllethor des Menschen nennen. Sein sinnliches Leben ist bloß die kleine Zeitbühne, worauf die dichtströmenden Einflüsse von diesen beiden fernem und doch nahen Regionen sichtbar sich begegnen und Tragödie und Melodrama spielen. Der Sinn kann sich in den meisten Ländern mit etwa achtzehn Pence täglich ganz gut ernähren, für die Phantasie aber reichen selbst Planeten- und Sonnensysteme nicht aus. Man sehe doch Prometheus, der die Welt erobert und dann doch keinen bessern Nothwein trinkt, als er vorher hatte.“

Ach, man sehe auch unsern Diogenes, der in Blumen geschüttelt den Himmel zu erklimmern sucht, um eine stolze Prünctie zu gewinnen, als ob die Erde deren nur eine und nicht mehrere hätte!

Er erzählt, daß sie in der Stadt sich wiederfanden. „Tag für Tag schien wie seine Herzenssonne die blühende Pluvinie auf ihn herab. Ach, vor einer kleinen Weile schwachtete er noch in Nacht und Dunkel, denn wie konnte er hoffen, daß jemals ein holdes Wesen ihn lieben würde? An allen Dingen zweifelnd hatte der arme Jüngling auch niemals an sich selbst glauben gelernt. In stolzer Schüchternheit in seine eigenen Verschauungen zurückgezogen, abgesondert von den Menschen und dennoch von Natur verflucht, sah er sich mit trauriger, wehmüthiger Entrüstung an, dem schönsten Hoffnungen des Daseins zu entsagen. Und nun, o nun! „Sie schaut Dich an,“ rief er, „Sie, die Schönste, Edelste. Sagen ihre dunkeln Augen Dir nicht, daß Du nicht verachtet wirst? Der Himmelsbote! Mögen alle Segnungen des Himmels Sie begleiten!“ — So floßen weiche Melodien

durch sein Herz, Töne einer unendlichen Dankbarkeit, die süßesten Andeutungen, daß auch er ein Mensch sei, daß auch seiner unaussprechliche Freunde harrten.

„In freier Natur, ernst oder heiter, unter zuckenden Blicken, Gelächter, Thränen, und oft mit der unartikulirten geheimnißvollen Sprache der Brust — dies war das Element, in welchem sie jetzt lebten, in solch einer bunten strahlenden Morgenröthe, und durch diesen schönsten aller Lichtbringer mußte die neue Apokalypsie der Natur unserm Freunde entrollt werden. Schönste Plumine! Ja, wie ein Stern war sie ganz Feuer und feuchte Milde, ein wahrhaft verkörperter Lichtstrahl! Gab es an ihr auch nur einen Fehler, eine „Laune“, die er hätte entbehren mögen? War sie ihm nicht in der That ein Morgenstern? Brachte ihre Nähe ihm nicht Melodien vom Himmel? Wie von Aeolusharfen im Hauch der Dämmerung, wie von der vom dem Moosfänger der Morgenröthe berührten Nemnonssäule umtönte ihn überirdische Musik und lullte ihn in balsamische Ruhe. Der blasse Zweifel floh in weite Ferne, das Leben erblühte von Glück und Hoffnung. Die Vergangenheit war also weiter nichts, als ein beklagter Traum; er war im Paradiese gewesen, ohne es zu wissen.“ Aber siehe! die schwarzen Mauern seines Gefängnisses schmelzen hinweg; der Gefangene lebt, er ist frei. Ob er seine Entzauberin liebt? Ach Gott! Sein ganzes Herz, seine ganze Seele, sein ganzes Leben gehörten ihr, aber niemals hatte er es Liebe genannt. Das Dasein war nur erst ein Gefühl, welches sich noch nicht in Gedanken geformt hatte.“

Nichtsdessenweniger mußte es in einen Gedanken, ja in eine Thätigkeit umgeformt werden, denn weder Entzauberer noch Entzauberte, bloße „Krieger der Zeit“ können bei dem Gefühl allein verharren. Der Professor weiß noch bis tiefen Tag nicht, „wie in ihrer weichen, warmfühlenden Brust die Holze selbst auf Geheiß der Nothwendigkeit hin den Ruch sand, tiefe so wonnigen Pande zu zerreißen.“ Er scheint sich sogar über die „Duenna Cousine“, wer sie auch gewesen sein mag, zu wundern, „in deren magerer, halb verkümmelter Philosophie die Religion junger Herzen gleich von Anfang an nur geringen Beifall fand.“ Wir können selbst nach so langer Zeit die Sache erklären, ohne Schwarzfärbler zu sein. Möge der Philosoph uns doch nur diese eine Frage beantworten: Welche Natur hätte wohl zu jener Zeit eine Madame Teufelsdröck in der vornehmen Gesellschaft spielen können? Hätte sie eine mit Weisung beschlagene, oder auch nur eine ganz

gewöhnliche Equipage zu ihrer Verfügung gehabt? Du thörichtester, „absolvirter Auscultator“, dem keine Ausflüchte auf Kapitalien sich eröffnen, wird wohl irgend eine bekannte „Religion junger Herzen“ die menschliche Rüche warm erhalten? Bah! Deine göttliche Plumine zeigte, als sie sich „darein ergab, einen reichern Mann zu heirathen“, mehr Philosophie, obgleich sie nur „ein geniales Weib“ ist, als Du, ein dunkelhafter Mann.

Unsere Leser haben den Urrprung dieser Liebesmanie mit angesehen und mit welchem königlichen Glanze sie wächst und emporblüht. Verlange keiner von uns, die Pracht ihres blühenden Zustandes zu schildern, noch viel weniger die Schrednisse ihrer fast augenblicklichen Auflösung. Wie können aus solchen anorganischen Massen, die von nun an in tollerter Gestalt als je in diesen Zetteliäcken liegen, auch nur Fragmente einer lebenden Schilderung organisiert werden? Was sollte dies, abgesehen hiervon, übrigens auch nützen? Wir sehen mit lebhaftem Vergnügen den bunten seidnen Ballon von dem Boden aufsteigen und die flüßigen Tiefen spaltend aufwärts schießen, bis er in einen leuchtenden Stern zusammenstürmpt. Aber was giebt es länger zu schauen, sobald er einmal durch natürliche Elasticität oder in Folge der Einwirkung des Feuers zerlegt ist? Man sieht dann weiter nichts als einen unglücklichen Lustschiffer, der unter zerrissenen Fallschirmen, Sandtäden und verworrenen Trümmern immer rascher dem Teufel in den Nachen flüht! Es genügt zu wissen, daß Teufelsdröck sich durch eine natürliche parabolische Bahn zu den höchsten Regionen des Firmaments erhob und von da in einer raschen perpendikulären zurückkehrte. Uebbrigens möge jeder sühlende Leser, der so unglücklich gewesen ist, sich in ähnlichen Umständen zu befinden, sich die Sache selbst ausmalen und dabei bloß bedenken, daß, wenn er wegen seiner vielleicht verhältnißmäßig unbedeutenden Geliebten solche Qualen erduldet, Teufelsdröck bei seinem Feuerbergen und um einer unvergleichlichen Plumine willen unendlich mehr gelitten haben mußte. Wir werfen bloß einen Blick auf die Schlussscene:

„Eines Morgens fand er seinen Morgenstern ganz verlüstert. Das schöne Geschöpf war schwermüthig und zerstreut; sie schien gereizt zu haben. Ach, es war nicht mehr ein Morgenstern, sondern ein drohendes Himmelszeichen, welches verkündete, daß der Tag des Gerichts emporgedämmt sei. Sie sagte mit zitternder Stimme, sie dürften sich von nun an nicht wieder sehen.“

Der wie vom Fluge getroffene Lustschiffer wird in dieser furchtbaren

Stunde nicht sich selbst untreu, aber was nützt es? Wir übergeben die leidenschaftlichen Vorstellungen, Bitten und entrüsteten Einwendungen, da Alles vergebens war und ihm nicht einmal eine Erklärung gestattet ward, und eilen zur Katastrophe.

„Nun, so leben Sie wohl, mein Fräulein!“ sagte er in nicht sanfterm Tone, denn sein verletzter Stolz hielt ihn aufrecht. Sie legte ihre Hand in die seine, sie blickte ihm ins Gesicht, Thränen traten ihr in die Augen. Mit wilder Berwegenheit schloß er sie an seine Brust, ihre Lippen vereinigten sich, ihre beiden Seelen verschmolzen wie zwei Thautropfen in einen, — zum ersten Male und zum letzten!“

So ward Teufelsdröckh durch einen Kuß unsterblich gemacht. Und dann? Ja dann — „rauschten dicke Vorhänge der Nacht über seine Seele herab, so wie das unermeßliche Krachen der Vernichtung heraufdröhnte, und durch die Ruinen einer zerrümmerten Welt stürzte er immer weiter und weiter hinab in die bodenlose Tiefe.“

Sechstes Kapitel.

Teufelsdröckh's Leiden.

Wir haben lange gefühlt, daß bei einem Manne, wie unser Professor, die Dinge, wie man nicht anders erwarten kann, oft einen ganz eigenen Gang nehmen, daß es in einer so vielfachen verwickelten Natur Eingangs- und Ausgangskanäle geben kann, von denen der Psycholog noch nichts weiß, kurz daß man bei keiner großen Gelegenheit und Erschütterung weiter im Treuensturm noch im Wehesturm sein Verhalten voraussagen kann.

Unsere weniger philosophischen Lesern zum Beispiel ist es jetzt klar, daß dem so leidenschaftlichen, auf so außerordentliche Weise durch „ein zerrümmertes Weltall“ gezeichneten Teufelsdröckh nur eins von drei Dingen zu thun übrig bleibt: Entweder muß er ins Irrenhaus gehen, oder ansagen, satanische Geister zu schreiben, oder sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Und machen sich während der Entwicklung zu einem solchen Ende die Leser nicht auf allenhand Extravaganzen — Töben, Schimpfen, Wüthen, Gotteslästerungen, Fußstampfen, Zerdschlagen von Spiegeln und anderem Handgeräth und dergleichen mehr — gefaßt?

Aber von diesem allen zeigt sich bei Teufelsdröckh nichts. Er hebt ruhig seinen Bilzkerstab empor, ordnet seine Angelegenheiten und beginnt eine Wanderung über einen großen Theil des Erdballs! Es ist in der That seltsam, wie er mit einer solchen Lebhaftigkeit der Auffassung, solcher Innigkeit des Gefühls und vor allem mit jener gewissenlosen Liebertreibung im Reden jene wunderbare Stille, jenen Stoicismus im äußeren Verfahren verbindet. Wenn daher in dieser Blumenagöttin-Angelegenheit sein plötzlicher Verlust als eine wirkliche Auflösung der Natur besprochen wird, in welchem Lichte er ihm ohne Zweifel theilweise selbst erschien, so wird dadurch seine eigene Natur keineswegs aufgelöst, sondern vielmehr fester zusammengepreßt. Ein einziges Mal, möchten wir sagen, hat eine Blumine durch magische Werkzeuge sein verschlossenes Herz geöffnet und seine verborgenen Schätze strömen gleich aus ihrer Glasphiole befreiten Genien unermesslich und unaufhaltsam hervor. Nicht sobald aber werden die magischen Werkzeuge entfernt, so schlägt das seltsame Kästchen wieder zu und es giebt vielleicht nun keinen Schlüssel, der es wieder öffnen kann, denn ein Teufelsdröckh liebt, wie wir bemerkten, nicht zum zweiten Male.

Sonderbarer Diogenes! Nicht sobald hat der herzerreißende Vorfall stattgefunden, als er sich bemüht, ihn als etwas Natürliches zu betrachten, worüber sich nicht weiter sagen läßt.

„Eine einzige höchste Hoffnung, die in den Augen eines Engels geschrieben zu stehen schien, hatte ihn aus Todes Schatten zum himmlischen Leben erweckt, aber ein Schimmer des Tophet flog über das Angesicht seines Engels. Er ward in Wirbelwinden davongerissen und hörte das Gelächter von Dämonen. Es war ein Tollkieber,“ setzt er hinzu, „in welchem der Züngling grüne paradiesische Haine aus den Blüthen des Oceans auftauchen sah — eine trügerische Vision, aber doch nicht ganz eine Lüge, denn er sah es.“

„Was aber auch in ihm vorgehen mochte, als er aufhörte, es zu sehen; von welchem Toben und Verzweifeln Teufelsdröckh's Seele auch der Schauplatz war, so verbirgt er dies doch alles unter dem ruhigen dunklen Schleier des Schweigens. Wir wissen es wohl. Nachdem der erste wahnsinnige Paroxysmus vorüber war, sammelte unser wackeres Onkelchen seine zerstückelten Philosophien und knöpfte sich zusammen. Er war schüchtern, schwiegend oder sprach vom Wetter und den Journalen. Nur an einem vorübergehenden Kunkeln dieser buschigen Frauen, durch ein Aufblitzen dieser Augen, von denen man nicht wußte, ob eine Thräne oder wildes Feuer

in ihnen brannte, konnte man errathen, welch ein Gehenna in seinem Herzen loderte. Seinen eigenen Zorn verzehren, so wie gewisse Schornsteine ihren eigenen Rauch verzehren und ein Gehenna, ohne daß man es uns anmerkt, im Herzen herumtragen, ist eine negative, obgleich keine leichte Tugend und auch nicht eine der gewöhnlichsten in unserer Zeit.

Nichtsdestoweniger wollen wir nicht behaupten, daß in der seltsamen Maske, auf die er verfiel, nicht ein Anflug von schlummerndem Wahn Sinn vorhanden gewesen wäre, wozu der gegenwärtige Zustand dieser Documente in Capricornus und Aquarius kein übles Emblem ist. Seine unendlichen mühsamen Wanderungen haben kein bestimmtes oder bestimmbares Ziel. Innere Unruhe scheint seine einzige Leitung zu sein. Er wandert und wandert, als ob jener Fluch des Propheten ihn getroffen hätte.

Ohne Zweifel wird durch die chaotische Natur dieser Zettelkade das Dunkel, in welchem wir tappen, noch ärger gemacht. Ohne alle vorbereitende Nothz stoßen wir z. B. auf folgenden Zettel:

„Ein eigenthümliches Gefühl steigt in dem Wanderer empor, wenn er auf seiner öden Straße um eine Hügelkette biegend, weit unten in Thälen und grünen natürlichen Bollwerken wie aufgestelltes Spielzeug die schöne Stadt liegen sieht, wo so viele Seelen gleichsam geirren und nicht geirren ihren mannigfaltigen Verkehr treiben. Ihr weißer Kirchturm ist dann wahrhaft ein nach den Sternen zeigender Finger. Der Baldachin von blauem Hauke scheint eine Art Lebenshauch, denn stets giebt wegen ihrer eigenen Einheit die Seele Allem Einheit, was sie mit Liebe betrachtet, und auf diese Weise wird der kleine Wohnplatz der Menschen, an und für sich ein Conglomerat von Häusern und Hütten, für uns ein Individuum, beinahe eine Person. Aber wie viel tausend andere Gedanken vereinigen sich mit diesem, wenn der Platz für uns selbst die Arena freudiger oder trauriger Erfahrungen gewesen, wenn vielleicht die Wiege, in der wir geschaukelt worden, noch da steht, wenn unsere Lieben noch da wohnen, wenn unsere Begräbnisse hier schlummern!“

So sieht Teufelsdröckh, wie der verwundete Adler nach seinem Horst und wie Deserteure und alle gehegten ausgestoßenen Creaturen sich instinktiv ihrem Geburtslande zuwenden, zuerst nach seinem heimathlichen Entenpfluß, scheint aber, indem er bedenkt, daß ihn dort keine Hülsen erwartet, nur einen schmachthafte Blick aus der Ferne darauf zu werfen und dann seine Schritte wo anders hin zu lenken.

Seine nächste Flucht scheint weniger glücklich zu sein. In den Wildnissen der Natur will er Heilung suchen, wie an einer Mutterbrust. So dolmetschen wir wenigstens die folgende Notiz, die von der ersten durch einen bedeutenden Zeitraum getrennt ist, in welchem jedoch nichts Bemerkenswerthes vorkommt.

„Berge waren ihm nicht neu, aber selten sieht man Berge von so majestätischer und doch zugleich anmuthiger Art wie hier. Die Helsen sind von der Gattung, welche die Mineralogen Urgestein nennen und welches sich stets in schroffen gigantischen Massen aufthürmt. Diese Schroffenheit wird jedoch hier durch eine eigenthümliche Leichtigkeit der Form und Weichheit der Umgebung gemildert. In einem der Vegetation günstigen Klima schießt die graue, mit Moos bedeckte Klippe durch ein Gewand von Laubwerk oder Grün empor und weiße, blanke von Bäumen beschattete Häuser drängen sich um den ewigen Granit. In schöner Abwechselung folgt Schönheit auf erhabene Größe. Man fährt durch steinige Hohlwege und schmale Engpässe von reißenden Wiesbächen durchschnitten und mit hohen Felsenwänden überthürmt. Möglich kommt man in ein smaragdnes Thal heraus, wo der Fluß sich in einen See ansammelt und der Mensch wieder eine sichere Wohnung gefunden hat und es scheint, als ob der Frieden sich in dem Schooße der Kraft niedergelassen hätte.

„Auf Frieden aber kann in diesem Strudel des Daseins der Sohn der Zeit keinen Anspruch machen, noch viel weniger, wenn ein Geispen ihn aus der Vergangenheit hinwegscheucht und die Zukunft weiter nichts als stigmatische, von Gespenstern erfüllte Finsterniß ist. Mit Recht könnte der Wanderer bei sich selbst ausrufen: Sind nicht die Thore des Glücks dieser Welt unerbittlich vor Dir verschlossen, hast Du eine Hoffnung, die nicht thöricht wäre? Nichtsdestoweniger kann man noch hörbar oder in dem urprünglichen Griechisch, wenn dies sich besser eignet, murmeln: Wer dem Tode ins Auge sehen kann, erschrickt nicht vor Schatten.

„Von solchen Betrachtungen wird die Aufmerksamkeit des Wanderers abgezogen, denn jetzt schließt sich das Thal plötzlich und wird von einer ungeheuern Gebirgsmasse durchschnitten, deren steiniger, vom Regen ausgewaschener Pfad nicht zu Pferde zurückgelegt werden kann. Oben angekommen steht er sich wieder in das Abendlicht des Sonnenuntergangs emporgeloben und kann sich nicht enthalten, hier einige Augenblicke stehen zu bleiben und sich umzuschauen. Es ist eine unregelmäßige Hochlandfläche, wo

Thäler in vielfachen Verzweigungen schroff oder allmählig nach allen Himmels-
gegenden hinabsteigen. Die Gebirgsketten sind unter unsern Füßen und
gleichsam zusammengefalset. Nur die höheren Gipfel schauen hier und da
wie auf eine zweite Ebene herab und auch Seen liegen klar und ernst in
ihrer Einsamkeit. Vom Menschen ist jetzt keine Spur sichtbar, ausgenom-
men vielleicht von dem, welcher dieses kleine sichtbare Glied von Kunststraße
baute, welche so zu sagen über das Unzugängliche hinwegführt, um Provinz
mit Provinz zu verbinden. Aber sonnenwärts, siehe! wie sie steil empor-
ragt — eine Welt von Gebirgen, das Diadem und Centrum der Gebirgs-
region! Hundert und aber hundert wild romantische Gipfel in dem lezten
Lichte des Tages, alle von Gold und Amethyst glühend wie Riesengeister
der Wildniß, stehen sie in ihrem Schweigen und in ihrer Einsamkeit noch
eben so da, wie in der Nacht, wo Noah's Sündfluth sich zu verlaufen be-
gann!

„Schön, ja erhaben war der plötzliche Anblick für unsern Wanderer.
Er betrachtete diese furchtbaren Massen mit Verwunderung, ja fast mit Seh-
sucht. Niemals bis zu dieser Stunde hatte er die Natur gekannt, daß sie
eins, daß sie seine Mutter und göttlich war. Und als die dunkelrothe Gluth
in der Klarheit des Himmels verschwamm und die Sonne hinweggeschwin-
den war, stahl sich ein Murmeln der Ewigkeit und Unermeßlichkeit, des To-
des und des Lebens durch seine Seele und es war ihm, als ob Tod und
Leben eins wären, als ob die Erde nicht tot wäre, als ob der Geist der
Erde in diesem Glanze seinen Thron hätte und sein eigener Geist Umgang
mit ihm pflog.“

„Der Zauber ward durch den Schall von Wagenrädern unterbrochen.
Aus dem verborgenen Nordwärts hervorkommend, um bald in das verbor-
gene Südwärts hinabzusinken, kam eine flotte vierspännige Equipage. Sie
stand offen, Diener und Postillone trugen Hochzeitskleiden. Dieses glück-
liche Paar hatte sich also gefunden, es war sein Hochzeitsabend! Wenige
Augenblicke brachten es näher. O mein Himmel! Es war Herr Towgood
und — — Plumine! Mit einem flüchtigen, seine Erkennung verrathenden
Grüße rollten sie an mir vorüber, hinab in das benachbarte Dickicht, immer
weiter nach dem Himmel und nach England und ich blieb, um mit den Wor-
ten meines Freundes Nichter zu reden, allein zurück mit der Nacht.“

Wäre es unter diesen Umständen nicht grausam, so möchte hier der
rechte Ort sein, eine schon lange aus dem großen Kleiderbuche ge-

schöpste Bemerkung, wo sie aber in ganz anderer Absicht steht, einzuschalten:

„Einige Zeit zuvor, ehe die Plattern ausgerottet wurden,“ sagt der Professor, „kam eine neue Krankheit von geistiger Art über Europa. Ich meine das epidemische, jetzt endemische Haschen nach Naturansichten. Voeten der alten Zeit hatten, eben so gut wie die jetzigen mit Sinnen ausgestattet, sich auch an der äußern Natur erfreut, größtentheils aber so, wie wir uns an dem Krystallbecher erfreuen, der ein gutes oder schlechtes Getränk für uns entbälte, das heißt schweigend oder mit einem kleinen zufälligen Commentar. Erst nach Werther's Leiden trat hier und da einer auf, welcher sagte: Kommt, laßt uns eine Beschreibung machen! Nachdem wir den Wein getrunken, wollen wir auch das Glas essen! Der Jenner dieser endemischen Krankheit soll unglücklicherweise noch gefunden werden.“

Nur zu wahr.

Für weit wichtiger halten wir es zu bemerken, daß die Wanderungen des Professors, so weit als seine floische und cynische Entwicklung und einen klaren Einbild gestattet, erst von dieser Zeit an ihren permanenten Charakter annehmen. Jener Basilikenbild der vierpännigen Equipage scheint den kleinen Nest von einem bestimmten Vorsatz, welcher vielleicht noch in ihm weilte, vollends vertilgt zu haben. Das Leben ist nun gänzlich ein schwarzes Labyrinth geworden, worin lange Jahre hindurch unser Freund vor Gespenstern stehend und natürlich mit mehr Eile als Fortschritt aufs Gerathewohl herumstolpern muß.

Höricht wäre es von uns, wenn wir versuchen wollten, ihm auf dieser außerordentlichen Wespilgerfahrt, von welcher der einfachste Bericht, wenn ein klarer Bericht möglich wäre, Bände füllen würde, auch nur von weitem zu folgen. Hoffnungslos ist das Dunkel, unaussprechlich die Verwirrung. Er gleitet von Land zu Land und aus einem Zustande in den andern, verschwindet und kommt wieder zum Vorschein, ohne daß ein Mensch berechnen kann, wie oder wo. Alle Theile der Welt durchwandert er und wie es scheint auch alle Kreise der Gesellschaft. Wenn er sich an irgend einem Orte, der vielleicht geographisch schwer zu bestimmen ist, eine Zeitlang niederläßt und Verbindungen anknüpft, so kann man darauf rechnen, daß er sie plötzlich wieder zerreißt. Als von der Gnade Gottes in irgend einer europäischen Hauptstadt lebenden Privatgelehrten verlieren wir ihn aus

den Augen und finden ihn vielleicht gleich darauf als Hadisch in der Umgegend von Mekka wieder.

Es ist eine unerklärliche, launenhafte, schnell wechselnde Whantasmagorie, als wenn unser Reisender sich anstatt vermitteltst Beine und Straßen durch ein Fortunatusbütlein von einem Ort zum andern verlegte. Alles dies wird noch dazu nur emblematisch und in mannigfachen Zeichen — wie z. B. durch jene Sammlung von Straßenankündigungen — mitgetheilt und nur selten eine direkte historische Notiz darunter gestreut — kleine Lichtfleckeln in einer Welt von Nebel, so daß von diesem Punkte an der Professor ein größeres Räthsel wird als je. Piktlich gesprochen, könnte man sagen, er werde nicht sowohl ein Geist, als er verflüchtigt sich vielmehr.

Es ist dies eine in der Biographie beipiellos'e Thatiache. Der Fluß seiner Geschichte, welche wir von den kleinsten Quellen an verfolgt und mit wachsender Strömung weiter in den Ocean fließen zu sehen gehofft, stürzt hier auf einmal über jenen schrecklichen Felsen der Liebe hinab und verfliegt als tollschäumender Katarakt in brausenden Staubwolken! Weiter unten sammelt er sich allerdings wieder zu Lämpeln und Lachen, aber erst in großer Ferne und mit Mühe, wenn überhaupt, zu einem allgemeinen Strom. Einen Blick in einige dieser Lämpel und Lachen zu werfen und zu untersuchen, wohin sie fließen, muß in den nächsten Kapiteln die Grenze unseres Bemühens sein.

Zu diesem Zwecke sind ohne Zweifel jene direkten historischen Notizen, wo man ihrer habhaft werden kann, die besten. Nichtsdestoweniger kommt auch unter diesen Vieles vor, was wir bei dem Lichte, welches und bis jetzt zu Gebote steht, nicht vor die Oeffentlichkeit zu bringen wagen. Teufelsdröckh, der überall zwischen den höchsten und den niedrigsten Endpunkten hin und her vibriert, kommt mit der öffentlichen Geschichte selbst in Berührung. Haben z. B. seine Unterredungen mit berühmten Personen, wie Sultan Mahmud, Kaiser Napoleon und Anderen nicht mehr einen diplomatischen als biographischen Charakter? Der Herausgeber, welcher die Heiligkeit gekrönter Häupter zu wärtigen weiß, ja vielleicht die nöthigen Schlemensstücke eines Reichthumsphilosophen argwöhnt, sieht von diesen Dingen gegenwärtig ganz ab. Eine neue Zeit bringt vielleicht neue Einsicht und eine andere Bilanz.

Wenn wir jetzt fragen, allerdings nicht zu welchen Endzwecken, denn solche waren nicht vorhanden, aber doch mit welchen unmittelbaren Absichten

und auf alle Fälle in welcher Gemüthsstimmung der Professor diese Weltfahrt unternahm und durchführte, so ist die Antwort mehr bestimmt als günstig.

„Eine namenlose Unruhe,“ sagt er, „trieb mich immer weiter und die äußere Bewegung war eine vorübergehende trügerische Erleichterung. Wo hin sollte ich gehen? Meine Polarsterne waren hinweggewischt und an jenem wildbrennenden Firmament schien kein Stern. Und dennoch mußte ich immer weiter; der Boden brannte unter mir, es gab keine Ruhe für die Sohle meines Fußes. Ich war allein. Die unzählbare innere Sehnsucht schuf unaufhörlich neue Phantasiegebilde und zu diesen mußte ich nach einander fruchtlos wandern. Es war mir, als wenn es für meinen Durst irgendwo eine heilende Quelle gäbe und geben müsse. Zu manchen heißersehnten Wellen, den heiligen Quellen dieser Tage, wallfahrte ich — zu großen Menschen, zu großen Städten, zu großen Gecianissen, aber ich fand keine Heilung. In fremden Ländern wie in den wohlbekannten, in wilden Wüsten wie in dem Gesträng der corrupten Civilisation war es überall dasselbe. Wie konnte der Wanderer seinem eigenen Schatten entfliehen? Aber nichtsdestoweniger hieß es immer Vorwärts! Es war mir, als hätte ich fortwährend die größte Eile und viel zu thun, obgleich ich nicht wußte, was. Aus den Tiefen meines eigenen Herzens rief es mir zu: Vorwärts! Die Winde und die Ströme und die ganze Natur schrien mir zu: Vorwärts! Ach Gott, ich war ja ein für alle Mal ein Sohn der Zeit.“

Geht aus allem diesem nicht klar hervor, daß die innere satanische Schule noch ziemlich thätig war? An einer andern Stelle sagt er:

„Den Guckfisch des Epiktes hatte ich stets bei mir, oft als meinen einzigen vernünftigen Begleiter und bekaure sagen zu müssen, daß die Natur, die er mir gewährte, geringfügig war.“

Du thörichter Teufelsdröckh! Wie konnte es anders sein? Hattest Du nicht Griechisch genug gelernt, um so viel zu verstehen: Die Bestimmung des Menschen ist eine Thätigkeit und nicht ein Gedanke, selbst wenn es der edelste wäre?

„Wie ich lebte?“ schreibt er an einer andern Stelle. „Freund, haßt Du die raube, Alles ernärende Erde, wie Sophokles sie so richtig nennt, betrachtet, wie sie den Sperling auf dem Dache füttert, um wie viel mehr ihren Liebling, den Menschen! So lange Du Dich regst und lebst, haßt Du auch die Wahrscheinlichkeit für Dich, Lebensmittel zu finden. Mein Thee

zum Frühstück ist mir mit Wasser aus dem Amur von einem Tartarenweibe gekocht worden, die ihren irdenen Kessel mit einem Pferdebesen auswuschte. Ich habe in dem Sande der Sahara wilde Eier gebraten, ich bin in Paris und Wien erwacht, ohne eine andere Aussicht als auf elementarische Flüssigkeiten zum Frühstück zu haben. Daß ich meinen Lebensunterhalt zu suchen hatte, rettete mich vom Tode — durch Selbstmord. Ist in unserem geschäftigen Europa nicht eine stete Nachfrage nach Intelligenz in den Rächern der Chemie, der Mechanik, der Poetik, der Religion, der Erziehung und des Handels? Kann man in heidnischen Ländern nicht Fetische schreiben? Du ahnst nicht, welche Alchymie in einer erfunderischen Seele liegt, wie sie wie mit dem kleinen Finger Nahrung genug für den Körper (eines Philosophen) schaffen kann und wie sie dann wie mit beiden Händen noch etwas ganz Anderes als Nahrung, nämlich Geistesnahrung schafft, um sich selbst damit zu quälen.“

Armer Teufelsdröckh! Immer dicht zur Seite des Hungers fliehend, während ein ganzes wüthendes Heer hinter ihm herjagt, so daß das Angesicht des Hungers verhältnismäßig das eines Freundes ist! So muß er wie der alte Kain oder der moderne ewige Jude, nur daß er sich nicht schuldig fühlt, gleichwohl aber die Schmerzen der Schuld leidet — mit zweckloser Eile hin und her wandern. So muß er über die ganze Oberfläche der Erde (durch Fußkapsen) seine Teufelsdröckh's, Leiden schreiben, eben so wie der große Goethe seine Werther's Leiden schreiben mußte, ehe der Geist sich frei machte und er ein Mann werden konnte. In der That, vergeblich ist die Hoffnung des schnellsten Renners „seinem eigenen Schatten zu entfliehen!“ Aber nichtedestoweniger, was kann in jenen krankhaften Tagen, wo der Himmelgeborene sich (in einem Alter von zwanzig Jahren) zuerst in einer Welt wie die unsere erkennt, die an zwei Dingen, nämlich an veralteten Wahrheiten und veralteten Erwerbszweigen reicher ist als gewöhnlich, — was kann, sagen wir, unter solchen Umständen der Mann weiter denken, als daß Alles eine Höhle von Lügen ist, worin Jeder, der nicht Lügen reden und Lügen thun will, müßig stehen und verzweifeln muß?

Auf diese Weise geschieht es, daß für die edleren Geister die Veröffentlichung eines derartigen Kunstwerks in einem oder dem andern Dialekt fast eine Nothwendigkeit wird. Denn was ist es eigentlich weiter als ein Wortwechsel mit dem Teufel, ehe man christlich mit ihm zu ringen beginnt? Ein Byron veröffentlicht seine Leiden des Lord George, in Berlin und

in Prosa und sonst noch auf vielfache Weise. Ein Bonaparte führt seine Oper, die Reiden Napoleon's, in einem allzu ungeheuerlichen Style auf mit Rußl von Kanonensalven und dem Mordgeschrei einer Welt. Seine Lampen sind brennende Städte, seine Reime und Recitative sind das Stampfen kämpfender Heerschaaren und das Boltern stürzender Wägen.

Glücklicher ist Der, welcher, wie unser Kleiderphilosoph, solche Dinge, da sie einmal geschrieben werden müssen, bloß mit seinen Schuhsohlen auf die gefühllose Erde schreiben und dieses Schreiben auch überleben kann.

Siebentes Kapitel.

Das ewige Nein.

Unter der seltsamen nebelhaften Hülle, in welcher unser Professor sich jetzt verborgen hält, ist nichtsdestoweniger seine geistige Natur in Fortschritt und Wachstum begriffen, denn wie kann der „Sohn der Zeit“ auf irgend eine Weise stillstehen? Wir sehen ihn während dieser undeutlichen Jahre in einem Zustande der Krisis, des Ueberganges. Was sind seine wahnsinnigen Wanderungen und allgemeine Auflösung in zwecklose Unthätigkeit weiter als eine tolle Währung, wovon, je wilker sie ist, ein desto klareres Produkt der-einst entwickelt wird?

Solche Uebergänge sind stets schmerzvoll. So ist der Adler, wenn er sich mauert, kränklich und muß, um seinen neuen Schnabel zu erlangen, den alten an Felsen zerstoßen. Welchen Stoicismus auch unser Wanderer in seinen individuellen Acten und Bewegungen affectiren mag, so ist es doch klar, daß ein heißes Fieber der Anarchie und des Glends in ihm tobt. Wie konnte es auch anders sein? Haben wir ihn nicht lange Jahre hindurch vom Schicksal getäuscht und verspottet gesehen? Alles, was das junge Herz wünschen und bitten konnte, ist ihm versagt, ja, wie in dem letzten schlimmsten Beispiele, angeboten und dann wieder entziffen worden. Stets eine „vortreffliche Passivität“, während ihm von nützlicher vernünftiger Activität, die für die erstere so wesentlich ist, wie Nahrung für den Hunger, nichts gewährt wird, bis er endlich in dieser wilden Pilgrimschaft gezeugenmaßen sich selbst eine Thätigkeit erraffen muß, obgleich sie nutzlos und unvernünftig ist. Ach, sein Vermuthschelch, der seit jenem ersten Morgen auf dem Gymna-

flum Hinterschlag sich Tropfen um Tropfen gefüllt hatte, stand ihm jetzt an der Lippe und von jenen Gisttropfen der Tomgood- und Bluminen-Geschichte läuft er schäumend und zischend über. Er selbst sagt an einer Stelle mit mehr Wichtigkeit als Originalität:

„Der Mensch ist im Grunde genommen auf Hoffnung basirt. Er hat kein anderes Besitzthum als die Hoffnung. Seine Welt ist emphatisch der Ort der Hoffnung.“

Aber was war dann das Besitzthum unseres Professors? Wir sehen ihn vor der Hand von der Hoffnung ganz ausgeschlossen. Er schaut nicht in den goldenen Orient, sondern unbestimmt rings umher in ein dunkel kupferfarbenes Firmament, welches mit Sturm und Erdbeben schwanger geht.

Ne, ausgeschlossen von der Hoffnung in einem tiefern Sinne als wir uns noch träumen lassen! Denn während er müde durch diese Welt wandert, hat er nun alle Gemeinschaft mit einer anderen und höheren verloren. Erfüllt von Religion oder wenigstens Religiosität, wie unser Freund sich seitdem gezeigt hat, verschweigt er sich nicht, daß er in jenen Tagen gänzlich irreligiös war.

„Der Zweifel hatte sich zum Unglauben verfinstert,“ sagt er; „ein Schatten nach dem andern legt sich langsam über die Seele, bis sie von gänzlicher, kernloser Nacht eingehüllt ist.“

Solchen Lesern, welche über das menschliche Leben nachgedacht — was man nämlich Nachdenken nennen kann — und glücklicherweise im Viderspruch mit viel theoretischer und praktischer Gewinn- und Verlust-Philosophie entdeckt haben, daß die Seele nicht gleichbedeutend mit Magen ist, die deshalb mit den Worten unseres Freundes verstehen, daß, „für das Wohlbefinden des Menschen der Glaube recht eigentlich das Eine genannt werden kann, was noth ist und wie mit Glauben schwache Märtyrer voll Treuden Schmach und Kreuz ertragen und ohne denselben Weltmenschen mitten in Fülle und Luxus ihrer krankhaften Existenz durch Selbsterwerb ein Ende machen“, — solchen Lesern wird es klar sein, daß für eine reine moralische Natur der Verlust ihres religiösen Glaubens ein Verlust war, der Alles in sich idloß.

Unglücklicher junger Mann! Alle Wunden, der Druck lang fortgesetzter Entbehrung, der Falschheit falscher Freundschaft und falscher Liebe, alle Wunden in deinem so liebevollen Herzen wurden wieder geheilt sein, wenn

ihm nicht die Lebenswärme entzogen worden wäre. Wohl konnte er in seiner excentrischen Weise ausrufen:

„Giebt es denn keinen Gott, sondern im besten Falle nur einen abweisenden Gott, der seit dem ersten Sabbath müßig außerhalb seines Universums sitzt und demselben zusieht? Hat das Wort Nichts keine Bedeutung? Ist das, was wir Nichts nennen, kein göttlicher Bote und Führer, sondern ein falsches, aus Furcht und Begierde und Galgenrückichten zusammengesetztes irdisches Phantasma? Das Glück eines guten Gewissens! Fühlte nicht Paul von Tarsus, den bewundernde Menschen seitdem den Heiligen genannt haben, daß er der größte Sünder war, und verbrachte nicht Nero von Rom wohlgemuth einen großen Theil seiner Zeit mit Geispielen? Thörichter Wortklauber, der Du in Deiner logischen Mühle einen irdischen Mechanismus anstatt eines göttlichen hast und mir aus den Hülsen des Vergnügens gern Tugend herausmahlen möchtest, — ich sage Dir nein! Für den noch nicht wiedergeborenen Prometheus Vincetis von einem Menschen ist es stets die bitterste Erquickung seines Glucks, daß er sich der Tugend bewußt ist, daß er sich als das Opfer nicht bloß des Leidens, sondern auch der Ungerechtigkeit fühlt. Wie? Ist die heroische Begeisterung, die wir Tugend nennen, bloß eine Leidenschaft, eine Wallung des Blutes nach der Richtung hin, von welcher Andere Nutzen ziehen? Ich weiß es nicht, aber so viel weiß ich: Wenn das, was Du Wohlbedinden nennst, unser wahres Ziel ist, dann gehen wir alle irre. Mit Dummheit und gesunder Verdauung kann der Mensch viel ertragen. Aber was sind in unserer stumpfen, phantasielosen Zeit die Schrecknisse des Gewissens gegen die Krankheiten der Leber? Nicht auf Moralität, sondern auf die Kochkunst wollen wir unsere Festung bauen, hier wollen wir unsere Pratzpfanne als Rauchfaß schwingen und süßen Wohlgeruch dem Teufel darbringen und behaglich von den fetten Dingen leben, die er seinen Auserwählten bereitet hat!“

So muß der halbvertraute Wanderer stehen bleiben, wie so Viele stehen geblieben sind und eine Frage nach der andern in die Sirkellenhöhle des Schicksals rufen, ohne eine andere Antwort zu erhalten, als die ihm das Echo zurückgibt. Es ist nichts als eine grimmige Wüste, diese seine einst so schöne Welt, worin man nur das Heulen wilder Thiere oder das Gefächseln verweilender, von Haß erfüllter Menschen hört und keine Volkensäule bei Tage und keine Feuer säule bei Nacht den Wanderer ferner leitet. So weit hat der Geist der Fortschung ihn gebracht.

„Aber was thut's?“ sagt er. „Es ist bloß das gewöhnliche Schicksal in diesem Zeitalter. Wenn Du nicht vor dem Siècle de Louis Quinze zur geistigen Majorität gelangt und nicht als reiner Dummkopf geboren bist, so hast Du gar keine andere Aussicht. Die ganze Welt ist eben so wie Du dem Unglauben verkauft. Ihre alten Tempel, die schon seit langer Zeit nicht mehr regendicht sind, fallen in Trümmer und die Menschen fragen nun: Wo ist die Gottheit? Unsere Augen haben sie ja niemals gesehen!“

Trotzdem aber wäre es erbärmlich, wenn man wegen dieser und ähnlicher excentrischer Redensarten unsern Diogenes gottlos nennen wollte. Unnütze Knechte, wie wir alle sind, war er doch vielleicht zu keiner Zeit seines Lebens entschiedener der Diener des Guten, der Diener Gottes, als eben jetzt, wo er an Gottes Dasein zweifelt.

„Einen Umstand besonders muß ich erwähnen,“ sagt er. „Nach all dem namenlosen Wehe, welches die Forderung, die für mich, was sie nicht immer ist, ächte Liebe zur Wahrheit war, mir zugefügt, liebte ich die Wahrheit nichtskleineren noch und wollte von meiner Treue gegen sie um kein Jota abweichen. Wahrheit! rief ich, und wenn der Himmel mich dafür, daß ich ihr folge, zermalmen sollte. Keine Lüge! und wenn ein ganzes himmlisches Schlaraffenland der Preis der Abtrünnigkeit wäre. — Im Handeln war es eben so. Hätte mir ein göttlicher Bote aus den Wolken oder eine wunderbare Handschrift an der Wand auf überzeugende Weise verkündet: Dies sollst Du thun, mit welcher leitensdassilichen Bereitwilligkeit würde ich, wie ich es dachte, es gethan haben und wäre es ein Sprung in das höllische Feuer gewesen! So war trotz aller logischen Mühsen und mechanischen Gewinn- und Verlust-Philosophien mit der krankhaften Orthalmie und Ländung, die sie herbeigeführt, die unendliche Natur der Fäulniß mir immer noch, wenn auch undeutlich, gegenwärtig. Ohne Gott in der Welt lebend, war ich doch des Lichtes Gottes nicht gänzlich beraubt. Wenn meine bis jetzt noch versiegelten Augen mit ihrer unaussprechlichen Sehnsucht ihn nirgends sehen konnten, so war er doch nichtskleineren noch in meinem Herzen gegenwärtig und sein himmlisches Geseß stand lesbar und heilig darin geschrieben.“

Was muß mittlerweile unter all diesen Bedrängnissen und törrerischen und geistigen Entbehrungen der Wanderer in seiner stillen Seele eruldet haben!

„Das reinlichste Gefühl,“ schreibt er, „ist das der eigenen Unkraft und, wie der Engländer Milton sagt, Schwachsein ist das wahre Glend. Und dennoch kann die Kraft sich durch nichts Anderes klar äußern, als durch Das, was man glücklich zu Stande gebracht hat. Zwischen unbestimmter schwankender Fähigkeit und fester unzweifelhafter Ausführung, welch ein Unterschied! Ein gewisses unartikulirtes Selbstbewußtsein wohnt düster in uns, welches nur unsere Werke artikulirt und entschieden erkennbar machen können. Unsere Werke sind der Spiegel, worin der Geist zuerst seine natürlichen Elemente sieht. Daher rührt auch die Thorheit jener unmöglichen Vorchrift: Kenne Dich selbst, so lange sie nicht in die theilweis mögliche: Wisse, woran Du arbeiten kannst, überiegt wird.“

„Was mich betraf, so war ich in meinen Bemühungen von so wenig Erfolg begleitet gewesen, daß das reine Ergebniß meines Wirkens sich bis jetzt einfach auf — Nichts belief. Wie konnte ich daher an meine Kraft glauben, wenn noch kein Spiegel vorhanden war, in welchem ich sie sehen konnte? Stets blieb mir jene aufregende, aber dennoch, wie ich jetzt bemerke, ganz frivole Frage unlösbar: Hast Du eine gewisse Fähigkeit, einen gewissen Werth, so wie die Weissen nicht haben, oder bist Du der vollständigste Dummkopf dieser modernen Zeiten? Ach, der furchtbarste Unglaube ist der Unglaube an sich selbst, und wie konnte ich glauben? War nicht mein erster und letzter Glaube an mich selbst, als auch mir der Himmel offen zu stehen schien und ich zu lieben wagte, auf allzugrausame Weise Lügen gestraft worden? Das theoretische Geheimniß des Lebens ward mir immer geheimnißvoller, und auch in dem praktischen Geheimniß taute ich nicht den mindesten Fortschritt gemacht, sondern war überall verächtlich zurückgewiesen worden. Eine schwache Einheit mitten unter einer drohenden Unendlichkeit schien ich von der Natur nichts erfassen zu haben als Augen, um damit mein eigenes Glend zu überschauen; unsichtbare und dennoch undurchdringliche Mauern trennten mich wie ein Zauberkreis von allem Lebenden. Gab es in der ganzen weiten Welt ein treues Herz, welches ich vertrauensvoll an das meine drücken konnte? O Himmel, nein, es gab keins! Ich legte ein Schloß vor meinen Mund. Warum sollte ich viel mit jener wechselnden Menge sogenannter Freunde sprechen, in deren verweltten, eiteln und allzubungrigen Seelen die Freundschaft nur eine unglaubliche Tradition war? In solchen Fällen ist der beste Ausweg, wenig zu sprechen, und dieses wenig größtentheils aus den Zeitungen.“

„Es war, wenn ich jetzt darauf zurückblicke, eine seltsame Isolation, in der ich damals lebte. Die Männer und Frauen, die mich umgaben, waren, selbst wenn sie mit mir sprachen, nur Puppen; ich hatte in praktischer Beziehung vergessen, daß sie lebendig, daß sie nicht bloß Automaten waren. Mitten in den wimmelnden Straßen und Versammlungen wandelte ich einsam und — ausgenommen insofern, als es mein eigenes Herz und nicht das eines Andern war, welches ich zerstückte — auch grimmig wie der Tiger in seinem Dickicht.“

„Ein Trost wäre es für mich gewesen, wenn ich wie ein Kautschuk hätte einbilden können, daß ich vom Teufel versucht und gequält würde, denn eine Hölle, wie ich mir denke, ohne Leben, wenn auch ohne teuflisches Leben, wäre noch furchtbarer. In unserm Zeitalter des Niederreisens und Unglaubens aber ist sogar der Teufel niedergestiegen worden und man kann nicht einmal mehr an einen Teufel glauben. Für mich war das Weltall vollständig leer an Leben, an Bestimmung, an Willen, ja sogar an Feindseligkeit. Es war eine ungeheure, tote, unermessliche Dampfmaschine, die in ihrer toten Gleichgültigkeit immer weiter rollte, um mir ein Glied nach dem andern vom Leibe zu reißen. O, das ungeheure Düstere, einsame Gollgatha und die Todesmühle! Warum ward der Lebende ohne Genossen und selbstbewußt dahingebannt? Warum, wenn es keinen Teufel giebt, ja wenn nicht der Teufel *Guer Gott* ist?“

Könnte nicht von solchen Martern unaufhörlich verfolgt, als schwerste Verklammerung derselben, selbst die eiserne Constitution eines Teufelsdröckh zusammenzubrechen drohen? Wir vermuthen, daß er auch mit Krankheiten zu kämpfen gehabt und, trotz seiner wandernden Lebensweise, vielleicht mit Krankheiten von der chronischen Gattung. Man höre z. B.

„Wie schön ist es, am gebrochenen Herzen zu sterben — auf dem Papier! Ganz anders aber ist es in der Wirklichkeit. Jedes Fenster Deines Gefühls, selbst Deines Verstandes ist gleichsam beschmutzt und mit Roth bespritzt, so daß kein reiner Strahl eindringen kann; ein ganzer Arzneiladen in Deinem Innern und die verlorene Seele ertrinkt langsam in einem Pfuhle des Gels und Widerwillens!“

Wenn wir alles dieses äußere und innere Glend zusammennehmen, finden wir dann nicht in den folgenden, ganz in der stillen Ader unsers Professors gehaltenen Worten Vereinfachung genug?

„Vom Selbstmord hielt mich ein gewisser Nachschießen des Christen-

thums zurück, vielleicht auch eine gewisse Trägheit des Charakters, denn war dies nicht ein Mittel, welches mir jederzeit zu Gebote stand? Oft jedoch drängte sich mir die Frage auf: Sollte jetzt Jemand bei dem Regen um jene Ecke Dich plötzlich durch einen Pistolenschuß aus Zeit und Raum hinaus in die andere Welt oder andere Nichtwelt knallen, — wie wäre es? Aus diesem Grunde habe ich auch oft bei Seestürmen, in belagerten Städten und auf anderen Schauplätzen des Todes eine Unerschütterlichkeit gezeigt, welche man irrigerweise für Muth hielt.“

„So hatte es,“ schließt der Wanderer, „wie im bitteren fortgesetzten Todeskampfe, lange Jahre gedauert. Das Herz in mir glomm, von keinem himmlischen Thautropfen heimgejuckt, in schwefeligem, langsam verzehrendem Feuer. Fast seit meiner frühesten Erinnerung hatte ich keine Thräne vergossen, oder bloß einmal, wenn ich halb hörbar murrend, Hauß's Todesgesang deklamirte, jenes wilde „Selig der, den er im Siegeslance sinket“, und dachte, daß von diesem letzten Freunde selbst ich nicht verlassen sei, daß selbst das Schicksal mich nicht verurtheilen könne, nicht zu sterben. Da ich keine Hoffnung hatte, so hatte ich auch keine bestimmte Furcht, weder vor Menschen noch vor dem Teufel, ja oft war es mir, als würde es ein Trost sein, wenn der Erzteufel selbst, obgleich von allen Schrecknissen der Hölle umgeben, vor mir aufstiege, damit ich ihm ein wenig meine Meinung sagen könnte. Und dennoch lebte ich seltsam genug in einer fortwährenden unklaren, quälenden Furcht, zitternd, kleinmüthig, bange vor ich weiß nicht was. Es war mir, als wenn alle Dinge oben im Himmel und unten auf der Erde mich feindlich berühren müßten, als ob der Himmel und die Erde nur der grenzenlose Rachen eines verschlingenden Ungeheuers wären, worin ich zitternd und zuckend verschlungen zu werden erwartete.“

„Erfüllt von solchen Gedanken und vielleicht der unglücklichste Mensch in der ganzen französischen Hauptstadt nebst Vorstädten, wandelte ich an einem schwülen Hundstage, nachdem ich weit umhergeschweift, die schmutzige kleine Rue Saint-Thomas de l'Enfer entlang unter vielem Unrath in einer schwülen Atmosphäre und über ein Pflaster so heiß wie Nebucadnezar's feuriger Ofen, wodurch meine Gedanken ohne Zweifel nicht sehr angefrischt wurden, als mit einem Male eine Idee in mir aufstieg und ich mich fragte: Wovor fürchtest Du Dich eigentlich? Weshalb schleichst Du furchtsam und zitternd wie ein Feigling umher? Verächtlicher Zweiflüßler! Was ist die Totalsumme des Schlimmsten, was Dir bevorsteht? Tod? Wohlan, Tod,

und sage auch die Qualen des Tophet und Alles, was der Teufel und der Mensch gegen Dich thun will oder kann! Hast Du nicht ein Herz, kannst Du nicht dulden, was es auch sei und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, das Tophet selbst mit Füßen treten, während es Dich verzehrt? Laß es daher kommen. Ich will ihm entgegen gehen und ihm Troß bieten! — Und während ich so dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab von mir. Ich war stark, von unermessener Kraft, ein Geist, fast ein Gott! Von dieser Zeit an war die Stimmung meines Unglücks eine andere. Es war nicht mehr Furcht oder winselnder Kummer, sondern Entrüstung und grimmiger feuerprübender Troß.

„So hatte das ewige Nein mit stegender Gewalt alle Faltten meines Seins, meines Ich durchdrungen und nun stand mein ganzes Ich in angeborener gottgehafter Majestät auf und erhob mit Nachdruck seinen Protest. Ein solcher Protest, der wichtigste Akt im Leben, kann diese Entrüstung, dieser Troß vom psychologischen Gesichtspunkte aus mit Recht genannt werden. Das ewige Nein hatte gesagt: Siehe, Du bist vaterlos, ausgestoßen und das Weltall ist mein (des Teufels); worauf mein ganzes Ich jetzt antwortete: Ich bin nicht Dein, sondern frei und hasse Dich auf immer!

„Von dieser Stunde an bin ich geneigt, meine geistige Wiedergeburt oder baphometische Feuertaupe zu datiren, vielleicht begann ich unmittelbar darauf ein Mensch zu werden.“

Achtes Kapitel.

Mittelpunkt der Gleichgültigkeit.

Obschon nach dieser seiner „baphometischen Feuertaupe“ unserer Wanderer zu verstehen giebt, daß seine Unruhe dadurch nur vermehrt ward, wie denn auch in der That „Entrüstung und Troß“, besonders gegen die Dinge im Allgemeinen, nicht die friedlichsten Insaßen sind, so kann doch der Psycholog vermuthen, daß es nicht mehr eine ganz hoffnungslose Unruhe war, sondern daß sie wenigstens hinfort einen festen Mittelpunkt hatte, um welchen sie sich drehte. Denn die so lange umhergeschleuderte, mit Feuer ge-

taufte Seele fühlt hier ihre eigene Freiheit, welches Gefühl ihre baphtistische Taufe ist. Die Citadelle ihres ganzen Königreichs hat sie auf diese Weise mit Sturm genommen und wird sie unerlöschlich behaupten und die noch übrigen außerhalb von ihr gelegenen Gebiete werden, wenn auch nicht ohne harten Kampf, ohne Zweifel allmählig erobert und pacifizirt werden. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen, könnte man sagen, wenn in diesem großen Augenblick in der Rue Saint-Thomas de l'Enfer die alte innere satanische Schule noch nicht zur Thür hinausgeworfen war, so ward ihr jetzt auf veremtorische Weise gerichtlich gekündigt, wodurch übrigens ihr Geheul und rebellisches Zähneknirschen mittlerweile nur um so lärmender und schwieriger gehemmt zu halten ward.

Wenn wir demgemäß diese Wanderungen richtig prüfen, so ist vielleicht eine gewisse beginnende Methode in ihrem Wahnstun zu erkennen. Nicht ganz als Geistesstürmt Teufelsdröckh jetzt durch die Welt, sondern im schlimmsten Falle als ein mit Geistesstürmen kämpfender Mensch, der eines Tages selbst ein Geistesstürmer sein wird. Wenn er auch rastlos zu so vielen „heiligen Brunnen“ pilgert und stets ohne seinen Durst zu löschen, so findet er nichtsestoweniger kleine weltliche Brunnen, durch welche ihm von Zeit zu Zeit einige Linderung gewährt wird. Mit einem Worte, wenn er auch noch nicht ganz aufgehört hat, „sein eigenes Herz zu verzehren“, so treten darin doch Pausen ein und er haßt äußerlich nach dem Nächstlichen, um in diesem eine gesündere Nahrung zu finden. Zeigt ihm nicht das folgende Bruchstück in einem weit natürlicheren Zustande?

„Auch Städte, besonders die alterthümlichen, verfehlte ich nicht mit Interesse zu betrachten. Wie schön, dadurch wie durch eine lange Fernsicht in die längst entwundene Zeit zurückzublicken, gleichsam einen wirklichen Theil fast der frühesten Vergangenheit wohlbehalten und unverfehrt in die Gegenwart und vor Augen geführt zu sehen! Hier in dieser alten Stadt ward vor kaum erst zweitausend Jahren die glühende Asche des Küchenfeuers zusammengekehrt und hier hat es mehr oder weniger triumphirend von dem Brennstoffe, den die Gegend gewährte, gebrannt und brennt noch und Du selbst siehst noch den Rauch davon. Ach, und der noch weit geheimnißvollere lebendige Funke des Lebensfeuers ward ebenfalls hier entzündet und brennt und verbreitet sich immer noch auf wunderbare Weise und den Rauch und die Asche davon siehst Du noch (in diesen Gerichtshallen und Kirchhöfen) und seine Blasebälge (in diesen Kirchen) und seine Flamme, die aus jedem

freundlichen und jedem hassenden Gesicht herauschaut, wärmt Dich noch oder versengt Dich.

„Die hauptsächlichsten Resultate der menschlichen Thätigkeit und dessen, was sie erreicht hat, sind lustig, mystisch und nur in der Tradition aufbewahrt. Von dieser Art sind seine Regierungsformen mit der Autorität, auf welcher sie beruhen, seine Sitten oder die Moden sowohl der Kleidergewohnheiten als der Seelengewohnheiten, noch weit mehr der gesammelte Vorrath von Handfertigkeiten, die ganze Fähigkeit, die er der manipulirenden Natur abgelauscht hat. Alle diese Dinge, so unerlässlich und unschätzbar sie auch sind, können in keiner Weise unter Schloß und Riegel gelegt werden, sondern gehen nach Geisterart durch unsichtbare Vermittelung von dem Vater auf den Sohn über. Wenn Du sie zu sehen verlangst, so sind sie nirgends zu finden. Sichtbare Pflüger und Hämmerer hat es stets von Adam und Lubalkain an gegeben, aber wo liegt unsere gesammelte landwirthschaftliche, metallurgische und andere Fabricationsgeschicklichkeit aufgespeichert! Sie übermitteln sich durch die atmosphärische Luft, durch die Sonnenstrahlen (durch Hören und Sehen); sie ist etwas Lustiges, Ungreifbares von ganz geistiger Art. Auf dieselbe Weise frage mich nicht: wo sind die Götter; wo ist die Regierung? Vergebens gehst Du nach Schönbrunn, nach Downing Street, nach dem Palais Bourbon. Du findest dort nichts als Häuser von Ziegel oder Mauersteinen und einige mit Bindfaden gebundene Papierschöße. Wo ist denn nun aber die so schlau erfundene allmächtige Regierung, so daß man sie mit Händen greifen kann? Ueberall und doch nirgends und bloß in ihren Werken zu sehen. Auch dies ist etwas Lustiges und Unsichtbares oder, wenn Du willst, Mystisches und Miraculöses. So geistig ist unser ganzes tägliches Leben. Alles, was wir thun, entspringt aus Geist, Geheimniß und unsichtbarer Kraft, und nur wie ein kleines Wolfenbild oder wie ein aus Luft gebauter Armida-Palast taucht das Wirkliche empor aus der großen geheimnißvollen Tiefe.

„Sichtbare und fühlbare Produkte der Vergangenheit dagegen giebt es nach meiner Rechnung nicht mehr als drei: Städte mit ihren Kabinetten und Arsenalen, zweitens gepflügte Felder, zu welchen beiden Abtheilungen Straßen mit ihren Brücken gehören, und drittens — Bücher. In diesem dritten, dem zuletzt erfundenen, liegt ein Werth, welcher den der beiden anderen Gegenstände weit übersteigt. Wunderbar in der That ist die Eigenschaft eines ächten Buchs. Nicht wie eine todte Stadt von Steinen, die

alljährlich verfällt und alljährlich Ausbesserung bedarf, mehr wie ein gepflügtes Feld, aber wie ein geistiges Feld, wie ein geistiger Baum, möchte ich lieber sagen, steht es von Jahr zu Jahr und von Jahrhundert zu Jahrhundert (wir haben Bücher, die schon einige hundert und fünfzig Menschenalter zählen), und jährlich liefert es seinen neuen Ertrag an Blätter (Erläuterungen, Deductionen, philosophischen und politischen Systemen oder wären es auch nur Predigten, Flugchriften, journalistische Abhandlungen), von welchen ein jedes talismanisch und thaumaturgisch ist, denn es kann Menschen überzeugen.

„O Du, der Du im Stande bist, ein Buch zu schreiben, welche Gabe ungefähr alle zweihundert Jahre einmal einem Menschen verliehen wird, beende nicht den, welchen man Städteerbauer nennt, und bemitleide unaussprechlich den, welchen man Eroberer oder Städteverbrenner nennt. Auch Du bist ein Eroberer und Sieger, aber von der ächten Art, nämlich über den Teufel. Auch Du hast gebaut, was allen Marmor und alles Metall überdauern und eine wunderbringende Stadt des Geistes, ein Tempel, eine Pflanzschule und ein prophetischer Berg sein wird, zu welchem alle Geschlechter der Erde pilgern. — Narr! warum wanderst Du, mühsam vom Durst nach Alterthümern getrieben, um die Steinernen Pyramiden von Gizé oder die Thonpyramiden von Saccara zu betrachten? Diese sehen, wie ich Dir sagen kann, trüg und müßig da und schauen thöricht genug seit den letzten dreitausend Jahren auf die Wüste hinaus, aber kannst Du nicht Deine hebräische Bibel aufschlagen oder wenigstens Luther's Uebersetzung derselben?“

Nicht weniger befriedigend ist sein plötzliches Erscheinen nicht in der Schlacht, aber doch auf einem Schlachtfelde, welches, wie wir bald abnehmen, das von Wagram sein muß, so daß hier wenigstens einmal eine gewisse bestimmte Annäherung an ein Datum vorhanden ist. Vieles weglassend theilen wir Folgendes mit:

„Entsetzlich! Ein ganzes Marschfeld mit Bombenplintern, Kanonenkugeln, zerbrochenen Karren und todtten Menschen und Pferden bedeckt, von welchen viele noch nicht einmal begraben sind. Und diese rothen Erdhäufen! Ja, da liegen die Hüllen von Menschen, aus welchen alles Leben und alle Kraft ausgelassen ist und nun werden sie zusammengelegt und eiligst verscharrt, wie ausgeblasene Eierschalen! — Bestimmte die Natur, als sie der Donau befahl, von den kärnthischen und karpathischen Höhen ihre Erd-

ladungen herabzubringen und sie hier zur weichsten, fruchtbarsten Fläche auszubreiten, — bestimmte sie Dich, o Marchfeld, zu einer fruchttragenden Aue, auf welcher ihre Kinder ernährt werden könnten, oder zu einem Rehergeplage, auf dem sie bequem erwürgt und geschlachtet werden könnten? Wurden Deine drei breiten Heerstraßen, die hier von den Enden Europas zusammenstoßen, für Munitionswagen gebaut? Waren Deine Wagams und Stillfrieds nur so viele fertiggebaute Kasematten, um Geschütze daran zu erproben? König Ottokar stirbt zwischen jenen Hügeln unter Rudolph's Stabe, hier wird Kaiser Franz unter Napoleon's ohnmächtig. Wie ist innerhalb dieser fünf Jahrhunderte, um der andern zu geschweigen, Deine Brust, o schöne Ebene, entstellt und beschmutzt worden! Der Rasen wird aufgerissen und niedergetreten; das, was der Menich mit Mühe daraus geschaffen, seine Fruchtbäume, seine Zäune, Hecken und freundlichen Wohnungen werden mit Schießpulver hinweggebrannt und das herrliche Saatsfeld in eine öde entsehlige Schädelstätte verwandelt. — Nichtsdestoweniger ist die Natur thätig und selbst die Pulverteufelchen mit ihrer äußersten Teufelei sollen ihr nicht widersprechen, sondern all dieß Blut und Gemegel wird eingesogen und in Dünger absorbiert und nächstes Jahr wird das Marchfeld grün sein, ja grüner als je. Vertriebsame, unermüdlige Natur, die Du stets aus unserer großen Verwüstung einen kleinen Gewinn für Dich zu ziehen weißt, — wie bringst Du sogar aus dem Leichnam des Todtschlagers Leben für die Lebenden!

„Was ist in ganz unoffizieller Sprache gesprochen das eigentliche Wesen des Kriege? So viel ich weiß, wohnen und arbeiten z. B. in dem britischen Dorfe Dumdrudge gewöhnlich einige fünfhundert Seelen. Von diesen werden durch gewisse „natürliche Feinde“ der Franzosen nach einander während des französischen Krieges etwa dreißig diensttuchtige junge Männer ausgewählt. Dumdrudge hat sie auf seine eigenen Kosten gekauft und gepflügt. So hat sie nicht ohne Mühe und Beschwerde großgezogen und ihnen sogar müßige Fertigkeiten beibringen lassen, so daß der eine weben, der zweite bauen, ein dritter hämmern und der schwächste keinen Centner Last tragen kann. Nichtsdestoweniger werden sie unter vielem Weinen und Klagen ausgehoben, alle in rote Jacken gesteckt und auf öffentliche Kosten vielleicht zweitausend Meilen weit oder auch nur nach dem südlichen Spanien geschafft und dort gefüttert, bis sie gebraucht werden. Und nun kommen nach demselben Orte im südlichen Spanien dreißig ähnliche französische

Handarbeiter aus einem französischen Dumdudge auf ähnliche Weise, bis endlich nach unendlichen Mühen und Anstrengungen die beiden Parteien einander wirklich gegenüber stehen und die ersten Dreißig pflanzen sich vor den zweiten Dreißig auf, ein jeder mit einer Plinte in der Hand. Sofort wird das Commando „Feuer!“ gegeben, sie blasen einander das Lebenslicht aus und anstatt sechzig munterer nützlicher Arbeiter hat die Welt nun sechzig Leichen, die sie begraben und zum zweiten Male beweinan muß. Hatten diese Leute einen Streit miteinander? Nicht den geringsten, so geschäftig auch der Teufel ist! Sie lebten weit von einander, waren sich gänzlich fremd, ja, es bestand in einem so weiten Weltall ihnen unbekannt durch Handel und Verkehr eine wechselseitige Unterstützung zwischen ihnen. Nun was war denn dann die Ursache? Dummhoy! Ihre Regierer hatten sich entzweit und anstatt einander selbst todtzuschießen, waren sie so schlau, diese armen Teufel einander todtzuschießen zu lassen. — Ach, so ist es in Deutschland und bis jetzt in allen andern Ländern auch, gerade so wie in der alten Zeit — wenn sich die Könige raufen, so müssen die Bauern die Haare lassen! — In jener Dichtung des Engländers Smollet ist allerdings das endliche Aufhören des Krieges vielleicht prophetisch angedeutet. Wir meinen jene Erzählung, wo die beiden natürlichen Feinde in eigener Person jeder eine mit Schwefel gefüllte Tabakspfeife nehmen, dieselbe anzünden und den Rauch einander ins Gesicht blasen, bis der schwächere sich überwunden giebt, aber wie viele mit Leichen gefüllte Laufgräben und blutige Jahrhunderte trennen uns vielleicht noch von dieser verheißenen Friedensära!“

So kann der Professor, wenigstens in lichten Augenblicken, von seinen eigenen Leiden hinweg über die vielfarbige Welt schauen und ziemlich zusammenhängend niederschreiben, was hier vorgeht. Wir bemerken sogar, daß in Bezug auf geistige Kultur, wenn auch nicht auf etwas Anderes, vielleicht wenig Perioden seines Lebens reicher waren als diese. Innerlich findet ein höchst bedeutsamer sehrreicher cursus in praktischer Philosophie mit Experimenten statt, zu deren richtiger Auffassung seine dem Nachdenken günstigen privatethischen Gewohnheiten ihm mehr förderlich als hinderlich sind. Außerlich wiederum sind, während er hin- und herwandert, wenn auch für das scheinende Herz wenig Stoff, doch für das sehende Auge Schauviele genug vorhanden. Welch eine unglaubliche Kenntniß unseres Planeten und seiner Bewohner und ihrer Thätigkeit, das heißt aller wissenswerthen Dinge konnte sich Teufelsdröckh nicht auf diesen so unermesslichen Reisen erwerben,

wenn man annimmt, daß die sasanische Schule, wenn auch nur theilweis, niedergehalten ward.

„Ich habe,“ sagt er, „in den meisten öffentlichen Bibliotheken gelesen, selbst mit Einschuß derer von Konstantinopel und Samarcand. Auf den meisten Universitäten, mit Ausnahme der der chinesischen Mandarinen, habe ich studirt oder gesehen, daß auf denselben überhaupt studirt ward. Unbekannte Sprachen habe ich am öftersten aus ihrem natürlichen Behälter, der Luft, durch mein Gehörorgan geschöpft. Statistik, Geographie fanden sich durch das Auge fast von selbst ein. Das Thun und Treiben des Menschen und wie er sich in den meisten Regionen Nahrung, Wärme und Schutz sucht, sind mir aus eigener Anschauung bekannt. Gleich dem großen Satrian maß ich einen großen Theil des irdischen Festlandes mit einem Circel aus, der nur mir angehörte.

„Warum soll ich von großen Naturscenen sprechen? Drei Sommertage saß und dichtete ich an den von Tannen umsäumten Klüften von Bauluse und besuchte in diesem klaren See mein Brod. Ich habe unter den Palmen von Admor gegessen und unter den Ruinen von Babylon eine Pfeife geraucht. Die große chinesische Mauer habe ich gesehen und kann bezeugen, daß sie von grauen Backsteinen, mit Granit gedeckt und die Maurerarbeit daran von keineswegs vorzüglicher Art ist. — Habe ich nicht auch großen Ereignissen beigewohnt? Ich habe gesehen, wie die Welt gewonnen ward und die Welt wieder verloren ging und wie mehr als einmalhunderttausend Individuen in einem einzigen Tage von einander niedergeschossen wurden. Alle Völker und Nationen wurden durcheinander gerührt und mit Schaufeln auf einen Haufen geworfen, um zu gähren und sich mit der Zeit mit einander zu verschmelzen. Die Geburtswehen der Demokratie, in welchen das in Convulsionen sich krümmende Europa laut gen Himmel schrie, konnten mir nicht entgehen.

„Für große Männer habe ich stets die wärmste Vorliebe empfunden und kann mich vielleicht rühmen, daß nur wenig solche in der gegenwärtigen Aera mir völlig entgangen sind. Große Menschen sind die begeisterten (sprechenden und handelnden) Texte jenes göttlichen Buchs der Offenbarung, wovon von einer Schriftstellerin, Namens Geschichte, von Epoche zu Epoche ein Kapitel fertig gemacht wird. Zu diesen begeisterten Texten sind die zahlreichen talentvollen Leute und die unzähligen talentlosen Wenichen die besseren oder schlechteren exegetischen Commentarien und die Wagen-

lation zu dummen häretischen oder orthodoxen Wochenpredigten. Ich für meinen Theil lobe mir zum Studium die begeisterten Texte selbst! Habe ich mich nicht aus diesem Grunde als junger Mensch in die Kleidung eines Wirthshauskellners gekleidet und mich unter jenem schattigen Baum an der nach Jena führenden Heerstraße hinter die Heckenbüsche gestellt, um den großen Schiller und noch größeren Goethe zu bedienen und zu hören, was ich niemals vergessen habe. Denn —"

Hier jedoch gedenkt der Herausgeber seines vor einiger Zeit ausgesprochenen Grundsatzes der Vorsicht und muß Vieles überirippen. Man spiele nie mit der Heiligkeit gekönter Dichter oder Königschäpiter. Sollten wir in einer künftigen Zeit die Umstände verändert finden und glauben, daß die Zeit zur Veröffentlichung da sei, dann mögen diese Blide in das Privatleben berühmter Menschen verflattet sein, während sie gegenwärtig nicht viel besser wären als verrätherische Horderei. Von Lord Byron daher, von Papst Pius, Kaiser Tarakwang und den „weißen Wasserrosen“ (chinesischen Carbonaris), mit ihren Geheimnissen sprechen wir hier nicht. Selbst über Napoleon wollen wir bloß flüchtig erwähnen, daß Teufelsdröckhs Verhältnis zu ihm von sehr verschiedener Art gewesen zu sein scheint. Zuerst finden wir unsern armen Professor auf dem Punkte, als Spion erschossen zu werden; hierauf wird er privatim ausgefragt und sogar am Ohre gezupft, obson ihm kein Geld zum Geschenk gemacht wird, und zuletzt wird er als ein „Ideolog“ unwillig entlassen, ja fast zur Thür hinausgeworfen.

„Und doch,“ sagt der Professor, „gehörte er selbst zu den vollständigsten Ideologen oder wenigstens Ideopraxisten, denn in der Idee lebte, webte und fohte er. Der Mann war ein göttlicher Missionair, obson er es selbst nicht wußte und predigte durch die Mündung der Kanone jene große Lehre: *La carrière ouverte aux talents* (die Werkzeuge dem, der sie zu führen versteht). Dies ist unser letztes politisches Evangelium, in welchem allein die Freiheit liegen kann. Toll genug predigte er allerdings, wie Enthufastten und erste Missionaire zu thun pflegen, mit unvollkommener Aussprache, aber doch vielleicht so artikulirt, als der Fall gestattete. Oder man nenne ihn, wenn man will, einen amerikanischen Hinterwäldler, welcher undurchdringliche Wälder fallen und mit unzähligen Wölfen kämpfen mußte und sich starker Getränke, schlimmer Gresse und sogar des Diebstahls nicht ganz enthielt, auf den aber nichtbedenklicher der friedliche Säemann folgen und ihn, wenn er die unermessliche Ernte schneidet, segnen wird.“

Legitimer und entschieden authentisch ist Teufelsdröckh's Erscheinen und Auftauchen (wir wissen nicht recht woher) in der Einsamkeit des Nordcaps in jener Junimitternacht. Er hat einen „hellblauen spanischen Mantel als sein bequemstes, vorzüglichstes und in der That einziges Obergewand“ übergeworfen und steht hier auf dem Vorgebirge der Welt und schaut über das unendliche Meer gleich einem kleinen blauen Glockenthurm — so denken wir uns ihn — der sehr allerdings regungslos, aber bereit ist, ein sehr seltsames Geläut ertönen zu lassen.

„Die Todtenstille der Mitternacht,“ schreibt er, „hat selbst in den Regionen des Nordpols ihren eigenthümlichen Charakter. Nichts giebt es hier als die rothangehauchten Granitklippen und das frietliche Gurgeln des sich langsam hebenden Polarmeeres, über welchem in dem äußersten Norden die Sonne langsam und träg hängt, als ob auch sie schlummerte. Und doch ist ihr Wolkenlager von Purpur und Goldstoff gewebt; dennoch strömt ihr Licht über den Wasserpiegel wie eine zitternde Feuersäule nach dem Abgrund hinunterschießend und verbirgt sich unter meinen Füßen. In solchen Augenblicken ist auch die Einsamkeit unschätzbar, denn wer möchte sprechen oder sich ansehn lassen, wenn hinter ihm ganz Europa und Afrika im festen Schläfe liegen und vor ihm die stumme Unermeßlichkeit und der Palaß des Ewigen, von welchem unsere Sonne nur eine Thorlaterne ist?

„Nichtsestoweniger kommt selbst in diesem feierlichen Augenblicke ein Mensch oder ein Ungeheuer aus den Felsenspalten heraufgeklettert und begrüßt uns förmlich und zottig wie der hyperboräische Bär mich in russischer Sprache. Höchst wahrscheinlich ist es daher ein russischer Schmuggler. Mit höflicher Kürze gebe ich meine Gleichgültigkeit gegen den Schleichhandel, meine menschenfreundlichen Absichten, aber auch den Wunsch zu erkennen, ungestört zu bleiben. Vergebens. Das Ungeheuer, welches ohne Zweifel auf seine überlegene Körpergröße pocht und Lust hat, sich, wäre es selbst durch einen Nord, Kurzweil oder auch Nutzen zu verschaffen, kommt immer näher. Schon rieche ich seinen widerlichen Fischbrathstich und nun ist es so nahe gekommen, daß wir beide am Rande des Felsens stehen, während das tiefe Meer gütig rieselnd unten rauscht. Welches Argument wird wohl hier durchgreifen? An diesem tickhäutigen Hyperbörder wäre selbst die Beredsamkeit eines Seraphs verloren. Auf einen solchen Fall vorbereitet, springe ich gewandt auf die Seite, ziehe ein tüchtiges Birminghamer Reiterpistol hervor und sage: „Ziehe Dich zurück, Freund, und zwar rasch!“ Dieje

Loqist versteht selbst der Hyperbörder. Mit entschuldigendem, fast bittendem Gelingen schleicht er sich rasch davon und wird sich hüten, wiederzukommen.

„Dies halte ich für den ächten Nuzen des Schießpulvers, nämlich den, daß es alle Menschen gleich lang macht. Ja, wenn Du der Kaltblütigere und Geschicktere von uns beiden bist, so kannst Du, wenn Du mehr Gese ist, obichon fast gar keinen Körper hast, mich erst tödten und bist dann der Längere. Hierdurch ist endlich der Goliath machtlos und der David unwiderstehlich; der wilde Animalismus ist nichts, der erfinderische Spiritualismus ist alles.

„In Bezug auf Duelle habe ich meine eigenen Ansichten. Wenig Dinge erfüllen mich in dieser so wunderlichen Welt mit größerer Verwundrung. Zwei kleine sichtbare Gespenster von Menschen, die mit ziemlich unsicherem Zusammenhange mitten im Unergründlichen schweben und sich auf jeden Fall sehr bald darin auflösen müssen, machen plötzlich in der Entfernung von zwölf Schritten von einander Halt, drehen sich herum und knallen gleichzeitig durch den scharfsinnigsten Mechanismus einander in das Reich der Auflösung hinein und werthen sofort Luft und verlieren ihre Existenz! Verdammt wären diese kleinen Sprühteufel! — Ja, ich denke mit dem alten Hugo von Trimberg: „Gott müßte, wenn überhaupt so etwas geschehen könnte, geradeaus lachen, wenn er seine wunderbaren Menschenkinder hienieden betrachtet.“

Doch wollen wir unter diesen Spezialitäten nicht die große Allgemeinheit vergessen, welche hier unsere Hauptfrage ist: Wie gedich Teufelsdröck's innerer Mensch unter so vielen äußerlichen Veränderungen? Lauert die Region, obichon im Zaume gehalten, noch in ihm, oder hat er diese Teufelsbrut ausgetrieben? Wir können antworten, daß die Symptome sich fortwährend verheißungsvoll zeigen. Die Erfahrung ist der große geistige Arzt und Teufelsdröck ist nun schon lange sein Patient und hat schon manchen bitteren Polus verschluckt. Wenn nicht unser armer Freund zu der zahlreichen Klasse der Unheilbaren gehört, was nicht wahrscheinlich zu sein scheint, so wird ohne Zweifel eine Kur an ihm vollbracht werden. Wir möchten fast sagen, daß die Region oder satanische Schule jetzt so ziemlich ausgerottet und ausgetrieben, aber fast so gut wie nichts Anderes an ihre Stelle gesetzt worden war, wodurch das Herz sich vorübergehend in einem ruhigen, aber keineswegs behaglichen Zustand befindet.

„Endlich,“ schreibt unser Autobiograph, „war ich nach so vielem

Nösten so zu sagen fast calcinirt und bereitete nur, daß ich nicht, wie dies bei einem solchen chemischen Prozesse häufig der Fall ist, gar auf ein caput mortuum reducirt werden möchte! Auf jeden Fall aber war ich schon durch die häufige Praxis mit vielen Dingen vertraut geworden. Das Glend war immer noch Glend, aber ich konnte es jetzt theilweise durchschauen und errachten. Welchen höchsten Sterblichen hatte ich in diesem faden Dasein nicht als einen Schattenjäger oder von Schatten Gesagten kennen gelernt und, wenn ich durch seine schönen Garnituren hindurchschaute, unglücklich genug gefunden? Seine Wünsche sind alle vereitelt worden, dachte ich, aber wie, wenn sie nun alle gewährt worden wären! Weinte nicht der Knabe Alexander, weil er nicht zwei Planeten, oder ein ganzes Sonnensystem, oder nach diesem ein ganzes Weltall zu erobern hatte? Ah Gott! Wenn ich zu diesen Sternen hinaufblickte, schauten sie dann nicht aus ihrem heiteren Raume gleichsam mitleidig auf mich herab, wie Augen, die von himmlischen Thränen über das kleinliche Loos des Menschen glänzten! Tausende von menschlichen Generationen, alle so geräuschvoll wie die unsere, sind von der Zeit verschlungen worden und es ist keine Spur mehr von ihnen übrig; Arcturus aber und Orion und Sirius und die Plejaden schimmern noch so hell und jung von ihren Bahnen herab, als da der Schächer sie in der Ebene von Schinar zuerst erblickte. Wah! was ist dieser elende kleine Punkteball von einer Erde? Was bist Du, der Du winselnd hierstehst? Du bist noch nichts und Niemand. Sehr richtig, aber wer ist dann etwas und Jemand? Nur Dich hat die menschliche Familie keinen Zweck; sie stoßt Dich zurück; Du bist vollständig wie ein abgetrenntes Glied. Sei es so; vielleicht ist es so besser!"

Allzu schwer beladener Teufelsdröckh! Ganz gewiß lockern sich seine Bände. Eines Tages wird er die Last weit von sich schleudern und frei und mit einer zweiten Jugend in den freien Raum hinaus eilen.

"Dich," sagt unser Professor, "war der Mittelpunkt der Gleichgültigkeit, den ich jetzt erreicht hatte und den Jeter, der von dem negativen nach dem positiven Pol wandert, nothwendigerweise passieren muß."

Neuntes Kapitel.

Das ewige Ja.

„Versuchungen in der Wüste!“ ruft Teufelsdröckh aus; „Aber wir nicht alle durch dergleichen auf die Probe gestellt worden? Der durch die Geburt und eingepflanzte alte Adam kann nicht so leicht aus seinem Besitz vertrieben werden. Unser Leben ist von Nothwendigkeit rings umschlossen und dennoch ist die Bedeutung des Lebens selbst keine andere als Freiheit, als freiwillige Kraft. So haben wir einen immerwährenden Krieg und besonders im Anfange einen harten Kampf. Denn der von Gott gegebene Befehl: Wirke durch Wohlthat, steht geheimnißvoll in promethäischen, prophetischen Zügen in unseren Herzen geschrieben und läßt uns Tag und Nacht keine Ruhe, bis er entziffert und befolgt ist und in unserer Handlungsweise als ein sichtbares thätiges Evangelium der Freiheit hervorleuchtet. Und da der vom Staub gegebene Befehl: Ich und fülle Deinen Bauch, sich gleichzeitig mit überredender Gewalt durch alle Nerven verkündet, — muß da nicht eine Verwirrung, ein Kampf stattfinden, bevor der bessere Einfluß die Oberhand gewinnen kann?“

„Mir scheint nichts natürlicher, als daß des Menschen Sohn, wenn ein solcher von Gott gegebener Befehl sich zuerst prophetisch in ihm rührt und der Staub nun besiegt werden oder siegen muß, von dem Geiste in die Wüste geführt wird und hier dem Versucher gegenüber tritt, um grimmig mit ihm zu kämpfen und ihm Trost zu bieten, bis er weicht und flieht. Man nenne es, wie man wolle, mit oder ohne sichtbaren Teufel und ob in der natürlichen Wüste von Felsen und Sand oder in der volkreichen moralischen Wüste des Egoismus und der Verworfenheit, sind wir zu solcher Versuchung alle berufen. Ein Unglück, wenn wir es nicht sind! Ein Unglück, wenn wir bloß halbe Menschen sind, in welchen jene göttliche Schrift niemals im wahren Sonnenglanze alles überstrahlend emporgeleuchtet ist, sondern zweifelhaft unter gemeineren Lichtern flackert oder in dumpfem Schmerz und in Finsterniß unter irdischen Dünsten glimmt! — Unsere Wüste ist die weite Welt in einem atheistischen Jahrhundert; unsere vierzig Tage sind lange Jahre des Leidens und Fastens, aber nichtsdestoweniger nehmen auch diese ein Ende. Ja, auch mir war, wenn nicht Sieg, doch das Bewußtsein des Kampfes gegeben und der Entschluß dabei zu beharren, so lange noch

Leben und Fähigkeit übrig ist. Auch mir, der ich mich in den bezauberten, von Dämonen bewölkerten Wäldern verirrt hatte, ward es nach ermüdenden Wanderungen vergönnt, mir den Weg in die höheren sonnenhellen Regionen jenes Berges zu bahnen, der keinen Gipfel hat oder dessen Gipfel bloß im Himmel ist."

An einer andern Stelle sagt er, unter einem weniger ehrgeizigen Bilde, denn ohne Bilder geht es bei ihm einmal nicht ab:

"Ist nicht Dein Leben das der meisten tüchtigen Männer gewesen, die Du in dieser Generation gekannt hast? Ein Ausfluß von thörichtem jungen Enthusiasmus gleich der ersten Brachernte, worin eben so viel Unkraut als nuzbare Halme sind — alles dies verdorrt in der Hitze des praktischen und geistigen Unglaubens, so wie Täuschung in Gedanken und Handlungen oft wiederholt Zweifel entstehen ließ und der Zweifel allmählig in Leugnen überging! Wenn ich eine zweite Ernte gehabt habe und nun das immerwährende Grün sehe und unter schattigen Eternen sehe, welche aller Dürre — und allem Zweifel — trogen, so bin ich auch hierin — der Himmel sei dafür gepriesen — nicht ohne Vorgänger und sogar Muster."

Für Teufelsdröckh hat also auch eine „glorreiche Revolution" stattgefunden. Jene tollen, Schatten jagenden und von Schatten gejagten Wanderungen waren nur eine läuternde „Verjuchung in der Wüste", ehe sein apostolisches Werk (so wie es nun war) beginnen konnte, welche Verjuchung nun glücklichweise vorüber ist, nachdem der Teufel abermals eine Niederlage erlitten! War jener erhabene Moment in der Rue de l'Enfer also wirklich der Wendepunkt des Kampfes, wo der Feind sagte: Falle nieder und bete mich an oder ich reiße Dich in Stücke! Und ein furchtloses Apage Satana! zur Antwort erhielt?

Sonderbarer Teufelsdröckh, ich wollte, Du hättest Deine sonderbare Geschichte in schlichten Worten erzählt! In diesen Zettelsäden aber ist es vergeblich, dergleichen zu suchen. Nichts als Andeutungen und hin und her flatternde, prophetisch satyrische Schatten — klein klares logisches Gemälde.

„Wie soll man," fragt er einmal, „dem sinnlichen Auge maßen, was in dem Allerheiligsten der menschlichen Seele vorgeht; in welchen diesen profanen Zeiten bekannten Worten soll man auch nur von weitem von dem sprechen, was unaussprechlich ist?"

Wir fragen dagegen: Warum will man diese Zelten, so prosaisch sie auch sein mögen, durch nutzlose Dunkelheit, durch Unterlassung und Vergehung reinigen? Nicht bloß mystisch ist unser Professor, sondern auch launenhaft und verwickelt sich sehr mehr als jemals in das Auge verwirrendes Helldunkel. Die hier treulich mitgetheilten, aufeinander folgenden Bruchstücke müssen unsere begabteren Leser sich bemühen, zu ihrem eigenen Behuf zu combiniren.

Er sagt:

„Der heiße Harmattanwind hatte sich ausgeschoben, sein Grulen verstummte in mir und die lange betäubte Seele konnte nun hören. Ich machte eine Pause in meinen abenteuerlichen Wanderungen und setzte mich nieder, um zu warten und zu überlegen, denn es war, als wenn die Stunde der Veränderung herannäbete. Ich schien mich zu ergeben, gänzlich zu verzichten und zu sagen: Bleibet denn, ihr falschen Schatten der Hoffnung; ich will Euch nicht mehr nachjagen, ich will Euch nicht mehr glauben. Und auch nach Euch, Ihr bleichen Geipeniter der Furcht, frage ich nicht mehr; auch Ihr seid nichts als Schatten und Lüge. Laßt mich hier ruhen, denn ich bin des Wanderns müde und des Lebens müde. Ich will hier ruhen, wäre es auch bloß um zu sterben. Sterben oder leben, ist mir gleichviel, gleich bedeutungslos.“

Berner:

„Hier, als ich so in jenem Mittelpunkte der Gleichgültigkeit lag und ohne Zweifel durch gütigen Einfluß von oben in einen heilsamen Schlaf versenkt ward, rollten die schweren Träume allmählig hinweg und ich erwachte zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der erste vorläufige moralische Act, die Selbstströfung, war glücklich vollführt und die Augen meines Geistes waren nun entriegelt und seine Hände entseßelt.“

Sollte man nicht vermuthen, daß auch die folgende Stelle sich auf seine Verlichkeit während dieses selben „heilenden Schlafes“ bezieht, daß sein Wanderstab hier beiseite geworfen auf „dem hohen Tafelland“ liegt und daß die Ruhe schon eine heilsame Wirkung auf ihn äußert? Nur hat der Ton an einigen Stellen etwas mehr Lachendes und sogar Leichtfertiges, als wir erwarten hätten! Bei Teufelsdröckh aber herrscht stets der seltsamste Dualismus. In dem Vorhofe wird zum Klange der Gitarre leichtfertig getanzt, während aus dem Innern des Tempels dann und wann leises

Wimmern des Jammers und der Wehklage hervordringt. Wir theilen hier die ganze Stelle mit:

„Schön war es hier zu sitzen, wie in meinem Himmelzelte, nachdenklich und gedankenvoll, auf dem hohen Tafellande, den Gebirgen gegenüber, über mich als Dach den azurnen Dom und rings um mich her anstatt der Mauern vier wallende azurne Vorhänge, nämlich der vier azurnen Himmels-argenden, an deren unteren Fransen ich auch Vergoldung gesehen habe. Und dann denke man sich die Feenschlösser, die in diesen Gebirgshöhlen standen, mit ihren grünen Blumenplätzen und lieblichen weißen Frauen, oder noch besser die mit Stroh gedeckten Hütten, worin manche Mutter stand und Brod buk, mit ihren Kindern um sie herum — alle in den Halten des Fels verborgen und geschützt, aber doch da und lebendig, so gewiß, als ob ich sie sähe. Und dann die neun Städte und Dörfer, welche um meinen Gebirgssitz herum lagen, die bei stillem Wetter durch ihre Thurmglöden mit metallener Zunge zu mir zu sprechen pflegten und bei fast jeder Witterung ihre Lebenskraft durch wiederholte Rauchwolken verkündeten, an welchen ich wie an einer Küchenuhr die Stunden des Tages lesen konnte. Denn es war der Rauch vom Kochen, wenn freundliche Hausfrauen des Morgens, Mittags und Abends das Essen für ihre Männer kochten und von jedem der neun stieg nach und nach oder gleichzeitig eine blaue Säule in die Luft empor und sagte so deutlich, als Rauch sagen konnte: dieses oder jenes Mahl wird jetzt hier bereitet. Nicht uninteressant! denn man hat den ganzen Marktsteden mit all seinen Liebesgeschichten und Klärereien, Zwistigkeiten und Zufriedenheiten wie in Miniatur unter sich und könnte ihn mit dem Hute zudecken. — Wenn ich auf meinen weiten Wanderungen gelernt hatte, das Treiben der Welt in seinen Einzelheiten zu betrachten, so war hier vielleicht der Platz, sie in allgemeine Sätze zusammenzufassen und Schlüsse daraus zu ziehen.

„Oft sah ich auch den schwarzen Sturm zornig durch die Ferne schreiten. Um ein noch dunkelblaues Schreckhorn herum sammelte sich der schäumende Dunst und wogte hin und her und stieß herab wie das Haar einer wahnwitzigen Hexe, bis er nach einiger Zeit veridwand und in dem hellen Sonnenlichte das Schreckhorn lächelnd und weiß da stand, denn der Dunst hatte Schnee enthalten. Wie Du gährst und arbeitst in Deinem großen Gährkottich und Laboratorium einer Atmosphäre, einer Welt, o Natur! — Oder was ist die Natur? Ha! warum nenne ich Dich nicht Gott? Bist

Du nicht der Gottheit lebendiges Kleid? O Himmel, ist es denn in der That und Wahrheit Er, der stets durch Dich spricht, der in Dir lebt und liebt, der auch in mir lebt und liebt?

„Vorhatten, oder man nenne sie vielmehr einen Vorglanz, jener Wahrheit und Anfang der Wahrheiten, breiteten sich geheimnißvoll über meine Seele. Süßer als Tagesanbruch dem Schiffbrüchigen in Nova Zembla, ach, wie die Mutterstimme ihrem kleinen Kinde, welches weinend in unbekannten Bildnissen umherirrt, gleich milden Strömungen himmlischer Musik in mein allzuerbittertes Herz kam dieses Evangelium. Das Weltall ist nicht todt und dämonisch, kein Weinhaus mit Geipenstern, sondern göttlich und meines Vaters!“

„Und nun konnte ich auch mit anderen Augen meinen Mitmenschen betrachten, mit unendlicher Liebe, mit unendlichem Mitleiden. Armer irrender Mensch! Bist Du nicht erprobt und gemartert und geschlagen eben so wie ich? Frage den Königsmantel oder das Lumpengewand des Bettlers, so bist Du müde und schwer beladen und Dein Ruhebett ist nur ein Grab. O mein Bruder, mein Bruder, warum kann ich Dich nicht in meiner Brust schützend bergen und alle Thränen von Deinen Augen abwischen! — In der That, das Getöse des vielstimmigen Lebens, welches ich in dieser Einsamkeit mit dem geistigen Ohr vernehmen konnte, war nicht mehr ein verwirrender Mißklang, sondern ein schmelzender Ton, gleich unartikulirtem Geschrei und Schluchzen eines stummen Geschöpfes, worin das Ohr des Himmels ein Gebet hört. Die arme Erde mit ihren armen Freuden war nun meine bedürftige Mutter, nicht meine grausame Stiefmutter. Der Mensch mit seinen so wahnsinnigen Bedürfnissen und so niedrigen Bestrebungen war mir um so theurer geworden und eben um seiner Leiden und Sünden willen nannte ich ihn nun erst Bruder. So stand ich in der Vorhalle jenes Heiligthums des Leidens; auf seltsamen steilen Wegen war auch ich dahingeführt worden und bald sollten seine heiligen Thore sich öffnen und die göttliche Tiefe des Leidens' enthüllt vor mir liegen.“

Der Professor sagt, hier erst habe er den Knoten erblickt, der ihn würgte und er sei sofort im Stande gewesen, ihn aufzulösen und sich frei zu machen.

„Ein eitler unendlicher Kampf.“ schreibt er, „in Bezug auf das, was man gegenwärtig den Ursprung des Bösen oder ungefähr so nennt, entspinnt sich seit Anbeginn der Welt in jeder Seele, und in jeder Seele, die von un-

thätigem Leben zum wirklichen Streben übergehen will, muß diesem Kampfe erst ein Ende gemacht werden. Die Meisten müssen sich in unserer Zeit mit einer einfachen, ziemlich unvollständigen Unterdrückung dieses Kampfes begnügen, für einige Wenige ist eine Lösung desselben unumgänglich nöthig. In jeder neuen Ära geschieht überdies eine solche Lösung unter verschiedenen Bedingungen und stets findet man die Lösung der letzten Ära veraltet und ungenügend. Es ist in der Natur des Menschen einmal begründet, daß er von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen Dialekt ändert und er kann nicht anders, auch wenn er wollte. Der authentische Kirchenkatechismus des gegenwärtigen Jahrhunderts ist mir noch nicht in die Hände gefallen, mittlerweile aber versuche ich zu meinem eigenen persönlichen Behufe die Sache so zu erläutern. Der Grund zu dem Unglück des Menschen liegt, wie ich mir die Sache denke, in seiner Größe. Es ist etwas Unendliches in ihm, was er mir all seiner Schlaubeit unter dem Endlichen nicht ganz begraben kann. Werden sich wohl sämtliche Finanzminister und Zustuger des modernen Europa gemeinschaftlich anbeischig machen, auch nur einen einzigen Schubpuger glücklich zu machen? Sie können es nicht, oder höchstens ein paar Stunden, denn der Schubpuger hat auch eine Seele, die ganz anders ist als sein Magen und würde, wenn man es recht betrachtet, zu seiner dauernden Befriedigung und Sättigung nicht mehr und nicht weniger verlangen, als Gottes unendliches Weltall ganz allein für sich selbst, um darin unendlich zu genießen und jeden Wunsch so schnell zu erfüllen, als er in ihm aufsteige. Man spreche doch nicht von ganzen Ozeanen Hochheimer, von einem Schlunde wie der des Ophiurus; für den unendlichen Schubpuger ist das wie nichts! Nicht sobald ist der Ocean gefüllt, so murrer er, daß der Wein nicht noch besser ist. Man schenke ihm versuchsweise ein halbes Weltall, eine halbe Allmacht und er wird sich mit dem Besitzer der andern Hälfte zu streiten anfangen und behaupten, daß er der mißhandelteste aller Menschen sei. — In unserem Sonnensysteme giebt es stets einen schwarzen Punkt und dieser ist, wie ich sagte, der Schatten uniered Ich.

„Die grillenhafte Vorstellung, die wir vom Glück haben, ist ungefähr folgende. Durch gewisse Schägungen und nach eigenem Maßstabe angestellte Berechnungen kommen wir auf ein gewisses durchschnittliches irdisches Noos, von welchem wir glauben, es gehöre uns von Natur und Rechtswegen zu. Es ist die einfache Bezahlung uniered Lohns, uniered Verdienstes und ver-

langt weder Dank noch Klage. Bloß das sich vielleicht herausstellende Mangel rechnen wir als Glück an, jedes Deficit aber betrachten wir als Glend. Nur erwäge man, daß wir die Schätzung unserer eigenen Verdienste selbst vorgenommen haben und welche eine Masse von Dünkel in jedem von uns liegt. Ist dies nun wohl zu verwundern, daß die Waagschale sich so oft auf die entgegengelegte Seite neigt und mancher Dummkopf ausruft: Siehe da, welch eine Bezahlung; hat wohl jemals ein würdiger Mann wie ich, eine solche Vergeltung erfahren! — Ich sage Dir, Dummkopf, der Grund liegt einzig und allein in Deiner Eitelkeit, in den Verdiensten, die Du Dir einbilst. Bilde Dir ein, daß Du verdienst, gehängt zu werden (was höchst wahrscheinlich der Fall ist), und Du wirst es für ein Glück erachten, bloß erschossen zu werden. Bilde Dir ein, daß Du verdienst, an einem Haarteil aufgehängt zu werden, und es wird eine Wonne für Dich sein, in Hauf zu sterben.

„So wahr ist es, was ich damals sagte, daß der Bruch des Lebens an Werth nicht sowohl dadurch vermehrt werden kann, daß man den Zähler vermehrt, als vielmehr dadurch, daß man den Nenner vermindert. Ja, wenn meine Angebra mich nicht täuscht, so giebt die Einheit durch Null getheilt, Unendlichkeit. Setze daher Deinen Anspruch auf Lohn mit Null an; Du hast die Welt unter Deinen Füßen. Wohl schrieb der Weiseste unserer Zeit: Nur mit dem Entsagen beginnt das eigentliche Leben.“

„Ich fragte mich: Was ist das, weswegen Du seit Deinen frühesten Jahren geklagst, Dich abgeängstet und selbst gequält hast? Sage es mir in einem Wort: Liegt der Grund davon nicht darin, weil Du nicht glücklich bist? Weil das Du (der liebenswürdige Mann) nicht hinreichend geehrt, genährt, weich gebettet und liebend gepflegt wird? Ihörichte Seele! Durch welchen Act der Göttergebung ist denn bestimmt, daß Du gerade glücklich sein sollst? Noch vor einer kleinen Weile hattest Du gar kein Recht, überhaupt zu sein. Wie, wenn Du nun geboren und vorher bestimmt wärest, nicht glücklich, sondern unglücklich zu sein? Bist Du denn nichts anderes als ein Geier, der durch das Universum fliegt und fortwährend etwas zu fressen sucht und kläglich kreischt, weil ihm nicht Was genug gegeben wird? Nach Deinen Byron zu und schlage Deinen Goethe auf.“

„Es leuchtet mir ein,“ sagt er an einer andern Stelle, „es liegt in dem Menschen etwas Höheres, als Liebe zum Glück. Er kann das Glück entbehren und statt dessen Glückseligkeit finden. Haben nicht, um dieses

selbe Höhere zu predigen, Weise und Märtyrer, der Dichter und der Priester zu allen Zeiten gesprochen und gelitten und im Leben und im Tode Zeugniß gegeben von dem Göttlichen, was im Menschen liegt und wie er nur im Göttlichen Kraft und Freiheit besitzt? Und diese gottbegeisterte Lehre wird auch Dir gepredigt und Du wirst von mannigfachen barmherzigen Ansehnungen belungesucht, bis Du Zerknirschung fühlst und sie lernst! O danke Deinem Schicksal dafür, ertrage dankbar, was noch übrig ist — Du bedurfst dessen; das Selbst mußte in Dir vernichtet werden. Durch wohlthätige Fieberparoxysmen rettet das Leben die tiefstehende chronische Krankheit aus und triumphirt über den Tod. Von den brausenden Wogen der Zeit wirst Du nicht verschlungen, sondern in den Azur der Ewigkeit hinaufgetragen. Liebe nicht das Vergnügen, sondern liebe Gott. Dies ist das ewige Ja, worin aller Widerspruch gelöst ist und es steht gut mit Jedem, der darin wandelt und wirkt.“

Kerner: „Es ist nicht viel, daß Du die Erde mit ihren Veleidigungen unter Deine Füße treten kannst, wie der alte Grieche Zeno Dich lehrte. Du kannst vielmehr die Erde lieben, während sie Dir wehe thut und sogar, weil sie Dir wehe thut! Dazu bedurfte es aber eines Größeren als Zeno und auch dieser ward getödtet. Kennst Du jene „Anbetung des Leidens?“ Der vor achtzehn Jahrhunderten gegründete Tempel desselben liegt jetzt in Trümmern, von Gestrüpp überwachsen, dem Wohnsitz kläglichster und klagender Geschöpfe. Nichtsdestoweniger wage Dich vorwärts; in einer dunkeln, von fallenden Trümmern überwölbten Gruft findest Du noch den Altar und seine heilige, ewig brennende Lampe.“

Ohne einen Commentar zu diesen seltsamen Worten liefern zu wollen, bemerkt der Herausgeber bloß, daß außerdem noch viele dergleichen Aufzeichnungen von noch weit räthselhafterer Art vorhanden sind, in welchen er sich durchaus nicht zurechtzufinden vermag. Es sind nebelhafte, aber zuweilen von leuchtendem Glanze durchbrochene Abhandlungen über Religion, über die „immerwährende Fortdauer der Vegetation“, über Prepotentium, daß es auch zu unserer Zeit sowohl „wahre Priester als Paalckaffen“ giebt, und dergleichen mehr. Wir wählen einige Bruchstücke hier: von aus, um damit dieses Sammelium zu beenden.

„Schweige, mein geachteter Herr von Voltaire,“ so apostrophirt der Professor, „laß Deine süße Stimme verstummen, denn die Dir bestimmte Aufgabe scheint beendet zu sein. Hinreichend hast Du den bedeutenden oder

unbedeutenden Satz demonstirt, daß der Mythos der christlichen Religion im achtzehnten Jahrhundert nicht so aussieht, wie im achten. Ach, bedurfte es Deiner sechsunddreißig Quartbände und der sechsunddreißig tausend anderen Quart- und Folioebände und liegenden Blätter oder Ballen, die vor- und nachher über denselben Gegenstand gedruckt worden sind, um etwas so Unbedeutendes zu beweisen! Aber was fangen wir nun an? Willst Du uns den göttlichen Geist dieser Religion in einen neuen Mythos, in einen neuen Gewand kleiden helfen, damit unsere Seelen, die außerdem zu leicht umkommen, leben können? Was! Du besitzest keine Fähigkeit in dieser Beziehung? Du besitzest nur eine Fackel zum Niederbrennen, keinen Hammer zum Aufbauen? Dann sei schönstens bedankt und — mach, daß Du fortkommst.

„Was geht mich mittlerweile ein veralteter Mythos an? Oder ist der gegenwärtige Gott, den ich in meinem Herzen fühle, etwas, was Herr von Voltaire aus mir heraus oder in mich hinein disputiren will? Der Anbetung des Leidens“ schreibe zu, welchen Ursprung und welche Genese Du willst. Ist diese Anbetung nicht wirklich entstanden und weiter verbreitet worden? Ist sie nicht da? Fühle sie in Deinem Herzen und dann sage, ob sie von Gott ist! Dies ist Glaube, alles Andere ist Meinung, — und um diese letztere mag sich streiten, wer da Lust hat.“

„Ihr sollt,“ bemerkt er anerkennend, „Euch nicht die Augen auskratzen und Euch über ‚Plenarinspiration‘ und dergleichen streiten. Bemüht Euch vielmehr ein wenig, wenn auch nur ‚Partialinspiration‘ zu erlangen, Jeder von Euch für sich selbst. Eine Bibel kenne ich, an deren Plenarinspiration kein Zweifel auch nur möglich ist, ja mit meinen eigenen Augen sah ich Gottes Hand sie schreiben. Hiervon sind alle anderen Bibeln nur Blätter, vielleicht um durch Bilderschrift der schwächern Fähigkeit zu Hülfe zu kommen.“

Der um dem müden Leser eine Erleichterung zu gewähren und die Sache zu Ende zu bringen, legen wir ihm die folgende, vielleicht verständlichere Stelle vor:

„Wir scheint in diesem untern Leben,“ sagt der Professor, „welches ein Vertilgungskrieg mit dem Zeitgeist ist, eine andere Kriegsführung weiselschaft. Hast Du auf irgend eine Weise einen Streit mit Deinem Bruder, so rathe ich Dir, überlege wohl, was der Sinn desselben ist. Wenn Du der Sache auf den Grund gehst, so ist es einfach diese: Sieh, Purische, Du

nimmst mehr als Deinen Antheil von Glück in der Welt, etwas von meinem Theil, was Du beim Himmel nicht sollst; lieber will ich mich mit Dir theilen.' — Ach, wenn man bedenkt, daß der ganze Vorrath auf so bettelhafte Weise getheilt werden soll! In der That ein Schmauß von Schalen, denn der Inhalt ist verschüttet. Er reicht nicht hin, um einen einzigen Appetit zu stillen und gleichwohl hascht das ganze Menschengeschlecht darnach! — Können wir nicht in allen solchen Fällen vielmehr sagen: 'Nimm es, Du allzugieriges Individuum, nimm diesen erbärmlichen Bruch von einem Antheil, den ich als mein betrachtete, den Du aber durchaus haben willst, nimm ihn mit meinem Segen; wollte Gott, ich hätte genug für Dich.' — Wenn Hichte's Wissenschaftslehre bis zu einem gewissen Grade angewendetes Christenthum ist, so ist dieser Grundsatz es in noch weit höherem Maße. Wir haben hier nicht eine ganze Pflicht des Menschen, aber doch eine halbe Pflicht, nämlich die passive Hälfte. Könnten wir sie nur auch so thun, wie wir sie demonstrieren können!

„Freilich aber ist die Ueberzeugung, wäre sie auch noch so vortrefflich, werthlos, so lange sie sich nicht in Handeln verwandelt. Ja, eigentlich ist die Ueberzeugung erst dann möglich, insofern alle Theorie von Natur endlos, formlos, ein Strudel unter Strudeln ist. Nur durch eine gefühlte, unzweifelbaste Gewißheit der Erfahrung findet sie einen Mittelpunkt, um den sie sich drehen und sich dadurch in ein System formen kann. Sehr wahr ist, was ein weiser Mann uns lehrt, daß 'Zweifel irgend einer Art nicht anders entfernt werden kann, als durch Handeln.' Aus diesem Grunde möge Der, welcher mühsam im Finstern oder in unsicherem Lichte tastet und inbrünstig betet, daß die Dämmerung zum Tage reifen möge, diese anderweite Vorschrift zu Herzen nehmen, welche für mich von unschätzbarem Werthe war: Thue die Pflicht, welche Dir am nächsten liegt, von welcher Du weißt, daß sie eine Pflicht ist! Deine zweite Pflicht wird denn schon viel klarer geworden sein.

„Können wir jedoch nicht sagen, daß die Stunde der geistigen Emanzipation die ist: Wenn Deine ideale Welt, worin der ganze Mensch sich unklar gemühet und unaussprechlich nach Thätigkeit gesehnet hat, offenbart und aufgelöst wird und Du mit Erstaunen wie Kothario in Wilhelm Meister entdeckst, daß Dein 'Amerika hier oder nirgends' ist? Eine Situation, die nicht ihre Pflicht, ihr Ideal hätte, ist noch niemals von einem Menschen eingenommen worden. Ja, hier in diesem armen, elenden, veracht-

lichen Wirklichen, worin Du eben jetzt stehst, hier oder nirgends ist Dein Ideal. Von hier aus erstrebe es und indem Du strebst, glaube, lebe und sei frei. Thor! Das Ideal liegt in Dir selbst, das Hinderniß liegt ebenfalls in Dir selbst. Dein Zustand ist nur der Stoff, aus welchem Du dieses Ideal formen sollst. Was kommt darauf an, ob ein solcher Stoff von dieser oder jener Art sei, dafern nur die Form, die Du ihm giebst, heroisch und poetisch ist? O Du, der Du Dich in der Gefangenschaft des Wirklichen grämeß und bitterlich zu den Göttern nach einem Königreich schreiest, um darin zu herrschen und zu schaffen, erkenne die Wahrheit: Das, was Du suchst, ist schon bei Dir, hier oder nirgends, — könntest Du nur sehen!

„Aber es ist mit der Seele des Menschen, wie es mit der Natur war, der Anfang der Schöpfung ist — Licht. So lange das Auge nicht sieht, schwachen die ganzen Glieder in Fesseln. Göttlicher Augenblick, wo über der von Stürmen umhergeworfenen Seele eben so wie einst über dem wüsten Chaos das Wort ertönt: Es werde Licht! Ist es nicht dem Größten, der einen solchen Augenblick gefühlt hat, eben so wunderbar und gottverkündend, als in einfacherer Form dem Einfachsten und Geringssten? Die tolle ursprüngliche Zwietracht ist zum Schweigen gebracht, die roh durcheinander geworfenen widerstrebenden Elemente scheiden sich in getrennte Zirkamente. Tiefe, schweigende Felsengrundlagen sind darunter erbaut und das Himmelsgewölbe mit seinen ewigen Lichtern oben darüber. Anstatt eines schwarzen wüsten Chaos haben wir eine blühende, fruchtbare, vom Himmel umschlossene Welt.“

„Auch ich konnte nun zu mir sagen: Sei nicht mehr ein Chaos, sondern eine Welt, wenn auch nur eine kleine. Erzeuge! erzeuge! Wäre es nur der erbärmlichste, unendlichste Bruchtheil eines Erzeugnisses, erzeuge es in Gottes Namen! Es ist dies das Größte, was Du in Dir hast — heraus also damit! Auf, auf! Alles, was Deine Hand zu thun findet, das thue mit Deiner ganzen Kraft. Wirke, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann.“

Zehntes Kapitel.

P a u s e.

So sind wir so genau und vielleicht so zufriedenstellend, als es unter solchen Umständen geschehen kann, Teufelsdröckh durch die verschiedenen, aufeinander folgenden Zustände und Stadien des Wachstums, der Verwirrung, des Unglaubens und fast des Leugnens bis zu einem gewissen klaren Zustande Dessen gefolgt, was er selbst als eine Bekehrung zu betrachten scheint.

„Ist nicht das Wort,“ sagt er, „freue Dich vielmehr, daß ein solches Wort, so etwas bedeutend, in unserer modernen Ära an's Licht gekommen ist, obgleich es den Weisesten des Alterthums verborgen war. Die alte Welt wußte nichts von Bekehrung; anstatt eines Ecce Homo hatte sie nur eine Wahl des Herkules. Es war ein neuerreichter Fortschritt in der moralischen Entwicklung des Menschen. Das Höchste ist hierdurch in den Herzen der Beschränktesten heimisch geworden. Was für Plato eine Illusion und für Sokrates eine Chimäre war, ist jetzt unsern Zinzendorf, unseren Wesleys und den ärmsten ihrer Pietisten und Methodisten klar und gewiß.“

Hier ist es also, wo die geistige Mündigkeit Teufelsdröckh's beginnt. Hinfort sollen wir ihn „im Wohlthun wirken“ sehen, mit dem Geiste und den klaren Bestrebungen eines Mannes. Er hat entdeckt, daß die ideale Werkstätte, nach welcher er sich so sehnte, eben dieselbe gegenwärtige, schlecht ausgestattete Werkstelle ist, in welcher er so lange umhergeirrt ist. Er kann zu sich selbst sagen:

„Werkzeuge? Du hast keine Werkzeuge? Es giebt ja keinen lebenden Menschen und überhaupt kein lebendes Geschöpf, was nicht Werkzeuge hätte. Das niedrigste der geschaffenen Thierchen, sogar die Spinne hat eine Spinnmaschine, eine Weisse und einen Webstuhl im Kopfe. Die dümmste Auster besitzt einen lapinianischen Verdauungsapparat und ein aus Stein und Kalk erbautes Haus. Jedes Wesen, welches leben kann, kann auch etwas thun und dies möge es wirklich thun. — Werkzeuge? Hast Du nicht ein mit einigen Lichtschimmern ausgestattetes oder ausgestattbares Gehirn und drei Finger, die eine Fetter halten können? Niemals seitdem Aaron's Stab außer Gebrauch kam oder auch vorher gab es ein so wunderthätiges Werkzeug.

Größere als alle aufgezeichneten Wunderwerke sind durch die Feder zu Stande gebracht worden. Denn seltsamerweise ist in dieser so maßlos scheinenden Welt, die sich nichtdestoweniger in fortwährendem rastlosen Flusse befindet, bestimmt, daß der Schall, allem Anscheine nach das Flüchtigste, gleichwohl das Dauerndste aller Dinge sei. Von dem Wort wird mit Recht gesagt, daß es in dieser Welt allmächtig sei. Der dadurch göttliche Mensch kann schaffen, wie durch ein Es werde. Gott hat Dir gegeben, was der Teufel Dir nicht wiedernehmen kann. Eine höhere Aufgabe als die des Priestertums ward keinem Menschen beschieden und wärest Du selbst der Geringste in dieser heiligen Hierarchie, ist es nicht Ehre genug, darin thätig sein zu können?

„Bei dieser Kunst, die Jeder, der es will, auch lästerlicher Weise zu einem Handwerk erniedrigen kann,“ setzt Teufelsdröckh hinzu, „bin ich hinfort verblieben. Schriften von mir, allerdings nicht als die meinen bekannt (denn was bin ich?), sind vielleicht nicht ganz umsonst in das mächtige Saatfeld der Meinung gefallen, Früchte meiner unsichtbaren Saat bezeugen mir erfreulich hier und da. Ich danke dem Himmel, daß ich nun meinen Beruf gefunden habe, in welchem ich, mit oder ohne bemerkbares Gagebniß, fleißig anzuharren gedenke.“

„Ja, wie weißt Du,“ ruft er aus, „ob dieser oder jener inhaltsschwere Ausspruch, der jetzt in einem weltberühmten, weithin thätigen Werke herangewachsen, gleich einem rechten Senfkorn, welches in den rechten Boden gefallen und nun seine starken Zweige nach allen vier Himmelsgegenden ausstreckt, so daß die Vögel des Himmels darunter wohnen können, — nicht eigentlich von mir ausgeht? Von irgend Jemandem ist er ohne Zweifel ausgegangen. In irgend einer Idee, in irgend einem einzelnen Kopfe hatte er seinen ersten Anfang, warum nicht in einer Idee des meinigen?“

Deutet Teufelsdröckh hier auf jene „Eigenthumsconserrende Gesellschaft“ hin, über welche so viele zweideutige Notizen gepfenstergleich durch diese unaussprechlichen Fettersäcke gleiten?

„Ein Institut,“ meint er, „welches für die Bedürfnisse der Zeit nicht unpassend ist, wie dies auch seine schnelle Verbreitung beweist, denn schon zählt die Gesellschaft unter ihren fungirenden Mitgliedern oder correspondirenden Theilnehmern die höchsten Namen, wo nicht die höchsten Personen in Deutschland, England und Frankreich, und Beiträge sowohl an Geld als an Gedanken strömen aus allen Richtungen herbei, um womöglich die noch

übrige Reiblichkeit der Welt anzuwerben und um dieses Palladium zu versammeln.“

Meint Teufelsdröckh sich also für den Stifter jener so berühmten „Eigenthumsconservirenden Gesellschaft“ auszugeben und wenn dem so ist, worin ins Teufels Namen besteht sie? Er sagt darüber ferner:

„Zu einer Zeit, wo das göttliche Gebot: Du sollst nicht stehlen, worin, richtig verstanden, der ganze hebräische Dekalog, mit Solon's und Lyfurg's Constitutionen, Justinian's Pandekten, der Code Napoleon und alle Codices, Katechismen, Theologien und Moralitäten enthalten sind, welche der Mensch bis jetzt erfunden und zu seiner socialen Nichtschnur mit Altarfeuer und Galgen durchgefeht — zu einer Zeit, sage ich, wo dieses göttliche Gebot aus der allgemeinen Erinnerung hinweggeschwunden zu sein scheint und fast unversehens ein neues entgegengesetztes Gebot: Du sollst stehlen, überall verkündet wird, — geizte es vielleicht in diesem allgemeinen Delirium dem noch geizenden Theile der Menschheit sich zu rühren und zu sammeln. Wenn die größten und ausschweifendsten Verletzungen jenes göttlichen Eigenthumsrechtes, des einzigen göttlichen Rechtes, welches jetzt vorhanden oder denkbar ist, von einer lasterhaften Presse sanctionirt und empfohlen werden und die Welt es erlebt hat, die Behauptung aussprechen zu hören, daß uns selbst an unsern Leibern kein Eigenthumsrecht, sondern bloß ein zufälliger Besitz und ein lebenslänglicher Mißbrauch zu Theil sei, welcher Ausgang steht dann wohl zu erwarten? Henker und Büttel halten vielleicht mit ihren Schlingen und Gefängnissen die kleinere Gattung Ungeziefer im Zaume, aber was, außer vielleicht einer solchen allgemeinen Gesellschaft, kann uns gegen ganze Heere und Menschen verhängende Schaaeren von Poa Constrictors schützen? Wenn daher der einsamere Denker sich in seiner Abgeschlossenheit gefragt hat, von welcher Hand jenes vielleicht nicht schlecht geschriebene Programm in den öffentlichen Journalen mit seinen hohen Preisfragen und so freigelegten Preisen ausgegangen sein kann, so möge er nun aufhören, sich zu fragen und sich mit ungetheilter Mäßigkeit der Concurrenz zuwenden.“

Wir fragen: Ist dieses „vielleicht nicht übel geschriebene Programm“, oder irgend eine andere authentische Verhandlung jener „Eigenthumsconservirenden Gesellschaft“ in irgend einem einheimischen oder ausländischen Journale dem kritischen Leser vor die Augen gekommen? Wenn dem so ist, worin bestehen dann jene Preisfragen: von welcher Art sind die Concurrenz-

bedingungen und wann und wo? Kein gedrucktes Zeitungsblatt, kein ferneres Licht irgend einer Art ist in diesen Zettelsäcken aufzufinden. Oder ist die ganze Sache bloß wieder eine jener Grillen und launenhaften Unerklärlichkeiten, wodurch Herr Teufelsdröckh, viel oder nichts meinent, so oft mit uns Versteckens zu spielen beliebt?

Hier muß in der That endlich der Herausgeber einen peinlichen Argwohn aussprechen, der seit den letzten Kapiteln begonnen hat, ihn zu verfolgen und der den geringen Enthusiasmus lähmt, welcher seine dornenvolle biographische Aufgabe noch zu einem Liebeswerk hätte machen können. Es ist ein Verdacht, der sich vielleicht auf Kleinigkeiten gründet, aber durch die mehr und mehr hervortretende humoristisch satyrische Tendenz Teufelsdröckh's, in welchem versteckte Launen und sardonische Schelmerereien wie ein Nadel in das andere greifen und aller Berechnung spotten, fast bis zur Gewißheit bestätigt wird — mit einem Worte der Verdacht, daß diese autobiographischen Documente zum Theil eine Mystification sind. Wie, wenn nun manche sogenannte Thatfache wenig besser wäre als eine Fiction, wenn wir hier kein directes Camera obscura-Bild von der Geschichte des Professors hätten, sondern bloß einen mehr oder weniger phantastischen, symbolischen, wenn auch ziemlich ausdrucksvollen Schattenriß desselben! Unsere Theorie beginnt sich dahin zu gestalten, daß Hofrath Heuichrede, den wir in diesem Falle kein Bedenken tragen, Hofrath Wachsnase zu nennen, indem er das, was bloß hieroglyphisch-authentisch war, für buchstäblich-authentisch nahm, zum Narren gehalten und dadurch veranlaßt ward, auch andere Leute zu Narren zu halten. Kieß sich wohl erwarten, daß ein wegen seiner undurchdringlichen Verschlossenheit so bekannter Mann, wie Teufelsdröckh, sofort und freimüthig einem englischen Herausgeber und einem deutschen Hofrath seine Privatcitadelle aufschließen und nicht vielmehr listigerweise sowohl den Herausgeber als den Hofrath in die labyrinthischen Krümmungen und bedeckten Gänge der genannten Citadelle — nachdem er sie einmal hineingeledt — einschließen würde, um in seiner halbteuflischen Weise zu sehen, wie die Narren sich ausnehmen würden?

Einer dieser Namen wird jedoch vielleicht dem Herrn Professor entchlüpfen. Auf einem kleinen, früher, weil die Tinte fast ganz unsichtbar war, als unbeschrieben beiseite geworfenen Zettel bemerken wir jetzt und entziffern mit Mühe Folgendes:

„Was sind die sogenannten historischen Thatfachen und noch mehr die

biographischen? Willst Du einen Menichen, oder noch mehr ein Menschengeslecht, dadurch kennen lernen, daß Du Versen von dem, was Du Thatfachen nennst, aneinander reihst? Der Mensch ist der Geist, in dem er wirkte; nicht was er that, sondern was er ward. Thatfachen sind eingegrabene Hierogramme, zu welchen nur die Wenigsten den Schlüssel haben. Und wie studirt der Dummkopf nicht ihre Bedeutung, sondern einfach, ob sie gut oder schlecht geschnitten sind, was er moralisch oder unmoralisch nennt! Noch schlimmer ist es mit Pseudern, so wie ich deren Rousseau habe lesen sehen, den sie zu verstehen glaubten, während sie doch die schlechteste schnittene Schlange der Ewigkeit fälschlich für ein gewöhnliches giftiges Reptil hielten.

Kürzte der Professor vielleicht, daß ein — wie der gegenwärtige sich rühmt — ausgewählter Herausgeber die Teufelsdröck'sche Ewigkeitsschlange auf dieselbe Weise verkennen möchte, aus welchem Grunde er sie nicht ohne eine darunter versteckte Saure in ein schlichteres Symbol umwandelte? Oder ist dies klos einer seiner halb sophistischen, halb wahren Sätze, die er so gern irgend einer Gestalt auf den Rücken setzt, ohne sich weiter darum zu kümmern, wohin sie galoppirt? Wir sagen dies nicht mit Bestimmtheit und können dies auch nicht sagen, so seltsam ist der Professor. Wenn unser Verdacht völlig ungegründet ist, so table mon seine eigene zweideutige Bethe, nicht unsere nothwendige Vorsicht.

Doch sei dem wie ihm wolle, so ist der etwas erbitterte und auch wirklich erschöpfte Herausgeber entschlossen, hier vor der Hand diese Zettelsäcke zu schließen. Es genüge, daß wir von Teufelsdröck so weit wissen, wenn auch „nicht, was er that, doch was er ward“, um so mehr, als sein Charakter nun seine letzte Richtung erhalten hat und keine neue Revolution von einiger Wichtigkeit zu erwarten steht. Die eingekerkerte Chrysalide ist jetzt eine beflügelte Vinke geworden und diese wird sie, wohin ihr Flug sie auch führen möge, bleiben. Nachzuforschen, durch welche complicirte freiwillige oder unfreiwillige Bewegungen in dem bloßen äußeren Lebenslement Teufelsdröck seine Universitätsprofessur erricht und die Vinke sich in bürgerliche Tütel kleidet, ohne ihre nun feststehende Natur zu verändern — dies wäre eine verhältnißmäßig unergiebige Arbeit, selbst wenn wir nicht argwohnten, daß sie — wenigstens für uns — eine falsche und unmögliche sei.

Seine äußere Biographie, die wir an dem Blummen-Liebesbindung plötzlich in Dunst und Staubregen zerfließen sahen, mag daher, so viel sie

und hier angeht, in diesem Zustande verharrten. Genug, daß wir durch den Ueberblick über gewisse „Tümpel und Lachen“ ihre allgemeine Richtung ermittelt haben. Wissen wir nicht schon, daß sie auf eine oder die andere Weise wirklich schon längst wieder zu einem Strome herabgeregnet ist und jetzt in Weisnichtswo tief und still dahinfließt, beladen mit der Philosophie der Kleider und Jedem sichtbar, der sein Auge darauf werfen will? Auf vielen unschätzbaren Stoff, der gleich Juwelen unter Steingeröll in diesen papiernen Katafomben umhergestreut liegt, werden wir Veranlassung haben, zurückzublicken und dies und jenes wird Einschaltung an der rechten Stelle verlangen. Mittlerweile mögen unsere mühsamen Nachgrabungen darin eingestellt bleiben.

Wenn wir nun, ehe wir das große Kleiderbuch wieder öffnen, fragen, welchen Fortschritt wir während dieser zehn Kapitel in dem richtigen Verständniß der Kleiderphilosophie gemacht haben, so möge unsere Entmuthigung nur keine totale werden. Einige fliegende Fäden — um mit jenem alten Bild von der Höllebrücke über das Chaos zu sprechen — sind vielleicht hinzugefügt worden, obgleich sie noch soie auf der Fluth umhertreiben. Wie weit sie reichen werden, wenn einmal die Kette gespannt und befestigt wird, dies kann dormalen nur Gegenstand der Ruthmaßung sein.

So viel berechnen wir jedoch schon: Durch manches kleine Guckloch haben wir Blicke in Teufelsdröckhs innere Welt geworfen. Sein seltsames mystisches, fast magisches Bild von dem Weltall und wie es allmählig gezeichnet ward, ist uns hinfort nicht mehr ganz dunkel.jene geheimnißvollen Ideen über die Zeit, welche Ueberlegung verdienen und mit solcher nicht ganz unverständlich sind, können nach und nach bedeutung werden. Noch mehr ist dies der Fall mit seiner etwas eigenthümlichen Ansicht von der Natur und mit der entschiedenen Einheit, die er der Natur zuschreibt. Wie die ganze Natur und das ganze Leben nur ein Kleid sind, ein „lebentziges Kleid“, auf dem „Weistuhle der Zeit“ gewoben und immer noch gewebt werdend — liegt hierin nicht in der That der Umriss einer ganzen Kleiderphilosophie, wenigstens die Arena, in der sie wirken soll?

Man bemerke auch, daß der Charakter des Mannes, der in einer solchen Sache keineswegs ohne Bedeutung ist, weniger räthelhaft wird. Scheitern unter diesem lärmenden Dunkel, welches fast, so zu sagen, verdünntem Wahnsinne gleicht, nicht ein gewisser unbezähmbarer Troß und doch auch

zugleich eine grenzenlose Ehrfurcht als die beiden Vergewissern hervorzufragen, auf deren Felsenstümpfen alles Uebrige gegründet und erbaut ist?

Ja, können wir nicht ferner sagen, daß Teufelsdröck's Biographie selbst, wenn wir, wie wir vermuthen, nur eine hieroglyphische Wahrheit darin erkennen dürfen, einen für die Kleiderphilosophie gleichsam im Voraus bestimmten Mann zeigt? Dadurch, daß er durch den Schein der Dinge hindurchblickt, wird er zu den Dingen selbst hingeführt und getrieben. Die „Passivität“, die ihm durch die Geburt verliehen worden, wird durch alle Wendungen seines Schicksals genährt und ausgebildet. Ueberall wie Del aus dem Wasser von der Vermischung mit einem Ante oder mit irgendwelchem öffentlichen Verkehr ausgeschlossen, hat er kein Theil als Einsamkeit und ein Leben des Nachdenkens. Die ganze Energie seines Daseins wendet sich lange Jahre hindurch einer einzigen Aufgabe zu, der Aufgabe, den Schmerz zu dulden, wenn er ihn nicht heilen kann.

So bedrückt ihn überall der äußere Schein der Dinge, widersteht ihm und droht ihm mit der furchtbarsten Vernichtung. Nur durch stegreiches Eindringen in die Dinge selbst kann er Frieden und eine feste Verankerung finden. Aber ist nicht eben dieses Schauen durch den äußeren Schein oder das Gewand in die Dinge selbst der erste Vorläufer zu einer Philosophie der Kleider? Erkennen wir nicht in allem diesem ein Hinwinken zu dem wahren höheren Zweck einer solchen Philosophie und welche Gestalt sie bei einem solchen Manne und in einem solchen Zeitalter annehmen muß?

Vielleicht erräth der geneigte Leser beim Beginn des dritten Buchs schon einigermaßen, wohin die Reise geht und wir wollen hoffen, daß es trotz all der phantastischen Grotten, die wir einmal mit Teufelsdröck durchwandern müssen, doch dann und wann nicht an dem Funkeln eines hell und feststrahlenden Polarsterns fehlen wird.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Der modernen Geschichte angehörend.

Als ein Wunder liebender und Wunder suchender Mann hat Teufelsdröckh von Anbeginn dieses Kleiderbuches an sich immer mehr und mehr bewiesen. Auffällig war es bei all seiner Dürsterkeit und Zurückgezogenheit, mit welcher Kraft des Blicks und des Herzens er das Geheimniß der Welt durchdrang. Er erkannte in den höchsten wahrnehmbaren Phänomenen, so weit als die Sinne gehen, nur frische oder verdorrte Gewänder, aber stets darunter auch eine himmlische Wesenheit, welche dadurch sichtbar gemacht ward, und während er einerseits die alten Lumpen der Materie mit ihrem Flittertand in den Korb trat, erhob er andererseits den Geist über alle irdische Macht und Gewalt und verehrte ihn, obgleich unter den niedrigsten Formen, mit einem wahrhaft platonischen Mysticismus.

Was der Mann zuletzt damit beabsichtigte, daß er so sein griechisches Feuer in die allgemeine Garderobe des Weltalls warf, wozu ein solches mehr oder weniger vollständiges Zerreißen und Verbrennen der Kleider im ganzen Umlaufe des civilisirten Lebens und Denkens führen sollte, um so mehr als er in keiner Beziehung ein Adept war und nicht wie Rousseau körperliche oder geistige Nacktheit und Rückkehr zu dem Zustande der Barbarei empfehlen konnte — alles dies möchten unsere Leser nun gern erfahren und dies ist auch in der That der eigentliche Kern und Zweck von Professor Teufelsdröckh's Philosophie der Kleider.

Hierbei darf man jedoch nicht vergessen, daß ein solcher Zweck hier nicht sowohl entwickelt zu Tage liegt, als man vielmehr entdeckt, daß er einer solchen Entwicklung entgegenharrt. Unsere Aufgabe ist, unsere kritischen

Freunde in das neue Goldland zu führen und ihnen die Gruben zu zeigen, keineswegs aber ihren Reichthum auszugraben und zu erschöpfen, obgleich derselbe für alle Zeit unerschöpflich ist. Einmal hier angelangt möge Jeder für sich selbst graben und sich bereichern.

Auch kann in einem so launenhaft unaussprechlichen Werke wie dieses des Professors ist, unser Gang jetzt eben so wenig als früher geradeaus und Schritt um Schritt gehen, sondern im besten Falle Sprung um Sprung. Bedeutsame Anzeichen ragen hier und da hervor, welche für das kritische Auge, das sowohl weit als nahe sieht, sich zu einem Grundplan eines Ganzen formen. Diese mit Umsicht auswählen, so daß ein Sprung von dem einen bis zum andern möglich ist und — nach unserm alten Gleichniß — durch Verkettung derselben eine gangbare Brücke hergestellt wird, dies ist eben so wie früher auch jetzt noch unsere einzige Methode. Unter solchen Lichtpunkten ist und der folgende, in einer langen abenteuerlichen Abhandlung über die Vervollkommnungsfähigkeit enthaltene, des Herausgreifens werth erschienen:

„Das merkwürdigste Ereigniß in der neuern Geschichte,“ sagt Lessfeldröck, „ist vielleicht nicht der Reichstag von Worms und noch weniger die Schlacht bei Austerlitz, bei Waterloo oder Waterloo oder irgend eine andere Schlacht, sondern ein Umstand, über welchen die meisten Historiker gleichgültig hinweggehen, während andere mit einem gewissen Grade von Spott seiner Erwähnung thun, nämlich der Umstand, daß Georg Fox sich einen Anzug von Leder machte. Dieser Mann, der erste der Quäker und seines Handwerks ein Schuhmacher, war einer von denen, welchen unter einer rauheren oder reineren Form die göttliche Idee des Weltalls sich zu offenbaren beliebt und durch all die Hüllen der Unwissenheit und irdischen Herabwürdigung in unaussprechlicher Größe, unaussprechlicher Schönheit in ihre Seelen hineinscheint; welche deshalb mit Recht als Propheten und von Gott beauftragt betrachtet werden oder auch sogar als Götter, wie dies zu gewissen Zeiten geschehen ist. In seiner Werkstätte sitzend und zerbissene Häute verarbeitend, unter Zangen, Pech, Schweinsborsten und einer namenlosen Menge von Geräth, besaß dieser Jüngling nichtsdestoweniger einen ihm eigenthümlich zugehörenden lebendigen Geist und ein altes von Gott eingegebenes Buch, durch welches er wie durch ein Fenster emporschauend und seine himmlische Heimath erspähen konnte. Die Aufgabe, täglich ein Paar Schuhe zu fertigen, war, selbst in Verbindung mit einiger Aussicht auf Lebensmittel und auf die

Obermeisterwürde als die Krone langen treulichen Schusterns, keineswegs Befriedigung genug für einen solchen Geist, sondern mitten unter dem Bohren und Hämmern kamen Töne aus jenem fernen Lande, kamen Glanz und Schrecken, denn dieser arme Schuhmacher war, wie wir sagten, ein Mensch und der Tempel der Unermesslichkeit, in welchem zu wirken er als Mensch gesendet worden, war für ihn erfüllt von heiligen Geheimnissen.

„Die Geistlichkeit der Umgegend, die amtlichen Hüter und Dolmetscher dieses selben heiligen Geheimnisses, hörten seine Fragen mit unverhohlener Langweile an und riefen ihm zur Lösung solcher Zweifel ‚Hier zu trinken und mit den Mädchen zu tanzen.‘ Blinde Führer der Blinden! Zu welchem Zwecke wurden ihre Lehenten erhoben und gegessen, wozu ihre Schaukelhüte gefertigt und ihre Chorbenden und Priester Röcke angezogen und ein solches Geplärr, Georkele und anderes Gelärm auf diesem Punkte von Gottes Erde vorgenommen, wenn der Mensch bloß eine Verdauungsmaschine und der Bauch mit seinem Zuhörer die große Wirklichkeit ist? Vorwendete sich mit Thränen und heiliger Verachtung von ihnen ab und kehrte zurück zu seinem Psriem und seiner Bibel. Lassende Gebirge, höher als der Aetna, waren auf diesen Geist gehäuft worden, aber es war ein Geist und er wollte nicht hier begraben liegen bleiben. Lange Tage und stille qualvolle Nächte hindurch kämpfte und rang er mit Menschenkraft frei zu sein. Wie hob sich und schwankte sein Gefängnißberg hin und her, wie der Riesengeist darin arbeitete, bis er endlich durchbrach und in das Licht des Himmels heraustrat! Dieser Schuhmacherladen in Leicester — hätten die Menschen es doch gewußt — war eine heiligere Stätte als irgend ein Vatican oder Altar von Loreto. — ‚So gefesselt, gebunden und gehemmt,‘ stöhnte er, ‚mit tausend Pflichten, Obliegenheiten, Riemen, Rappen und Fesseln kann ich weder sehen noch mich regen. Nicht mir gehöre ich auf diese Weise, sondern der Welt und die Zeit flieht schnell und der Himmel ist hoch und die Hölle ist tief. Mensch bedenke, wenn Du Kraft zu denken hast. Warum nicht? was bindet mich hier? Der Mangel, der Mangel! — Ha! was ist's mit diesem Mangel? Ist wohl! alles, was sämtliche Schuhmacher unter dem Monde verdienen, im Stande, mich in jenes stille Land des Lichts hinüberzubefördern? Nur das Nachdenken kann dies und frommes Gebet zu Gott. Ich will in die Wälder. Ein hohler Baum wird mich beherbergen, wilde Beeren werden mich speisen und was Kleider betrifft, so kann ich mir ja einen niemals zerreisenden Anzug aus Leder zusammennähen!‘

„Die historische Delmalerei,“ fährt Teufelsdröckh fort, „ist eine der Künste, die ich niemals grübt habe und deshalb will ich nicht entscheiden, ob dieser Gegenstand auf der Leinwand so leicht auszuführen wäre. Und doch hat es mir oft scheinen wollen, als ob ein solches erstes Ausbligen des menschlichen freien Willens, welches die chaotische Nacht, die ihn in ihren Schrecknissen zu verdrängen drohete, mehr und mehr zum Tage aufhellt, eigentlich das einzig Großartige wäre, was die Geschichte bietet. Es male irgend ein lebender Angelo oder Mosä mit lebendem Auge und süßlichem Herzen Georg For an jenem Morgen, wo er sein Zuschneidebrett zum letzten Male zur Hand nimmt und Rindshäute nach ungewohnten Mustern zuschneidet und sie zu einem einzigen zusammenhängenden, Alles einschließenden Futterale an einander sticht. Stich nur immer zu, Du edler For; jeder Stich mit Deiner Ahe trifft das Herz der Sklaverei und der Wankerbung und des Wammongottes. Deine Ellbogen bewegen sich wie die eines starken Schwimmers und jeder Ruck trägt Dich über den Wassergraben, womit die Eitelkeit ihr Arbeitshaus und ihren Lumpenmarkt umgiebt, in Lände der wahren Freiheit. Ist das Werk gethan, so giebt es in dem ganzen weiten Europa einen einzigen freien Mann, und dieser bist Du!

„So führt von der tiefsten Tiefe ein Pfad zur höchsten Höhe und auch den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ganz gewiß, wenn, wie d'Alembert behauptet, mein berühmter Namensvetter Diogenes der größte Mann des Alterthums war, nur daß es ihm an Anstand fehlte, so ist dann mit viel triftigerem Grunde Georg For der größte Mann der Neuzeit und größer als Diogenes selbst, denn auch er steht auf der diamantnen Basis seines Menschenthums und wirft allen überflüssigen Plunder von sich. Aber dabei schäbt er doch nicht in halb barbarischem Stolge die Erde zu gering, sondern vielmehr als einen Flag, der ihm Wärme und Nahrung giebt. So schaut er von seiner Erde himmelwärts und wohnt in einem Element der Gnade und Anbetung mit einer stillen Kraft, von der die Sonne des Synkers nichts wußte. Groß in der That war jene Sonne — ein Tempel, aus welchem die Würde und Göttlichkeit des Menschen mit Hohn und Verachtung gepredigt ward. Aber größer ist die Lederhülle, denn hier ward dieselbe Predigt verkündet und nicht in Hohn, sondern in Liebe.“

Georg For's „Lederhülle“ ist mit Allem, was sie enthielt, schon seit ziemlich zwei Jahrhunderten in Staub und Asche zerfallen, wozu daher sie in einer Abhandlung über die Vervollkommnungsfähigkeit der

Gesellschaft wieder zum Vorschein bringen? Nicht aus blinder Sectirerwuth; Teufelsdröckh selbst ist kein Quäker, denn sahen wir ihn bei all seinen friedlichen Tendenzen nicht in jener Scene am Nordcap mit dem Schmuggler von Archangel Feuerwaffen hervorziehen?

Für uns, die wir seinen tieflegenden Sansculottismus kennen, liegt in dieser Stelle mehr, als das Ohr vernimmt. Wer kann gleichzeitig umhin, über den Ernst und die böotische Einfalt (wenn nicht etwa eine versteckte Satyre dahinter lauert) zu lächeln, womit dieses „Ereigniß“ hier zur Sprache gebracht und in der zweideutigen Art und Weise des Professors, vielleicht so klar als er in Weisnichtwo durste, zur Nachahmung empfohlen wird! Glaubt Teufelsdröckh, daß in dem gegenwärtigen Zeitalter der Verfeinerung irgend eine bedeutende Klasse der Staatsgemeinde, um gegen den „Rammiongott“ zu zeugen und wie er es nennt, dem „Arbeitshaufe und Lumpenmarkte der Gittelsit“ zu entgehen, wo ohne Zweifel viele von ihnen genugsam gepeinigt und gepeitscht werden, — sich in dicht anliegende Lederfuttrale stecken wird? Der Gedanke ist über alle Maßen lächerlich. Wird wohl die Majestät ihre Staatsgewänder und die Schönheit ihre Halsbänder und Schleppkleider beiseite legen und mit einer zweiten gegerbten Haut vertauschen? Durch eine solche Veränderung würden Hudersfeld und Manchester und Coventry und Paisley und der Rodenbazar in hungrige Gindden verwandelt und nur die Wickfabrikanten Day und Martin könnten profitiren. Eben so wenig würde Teufelsdröckh's tolles Hirngespinnst, was wir vermuthen, hier versteckt zu Grunde liegt, nämlich die Gesellschaft gleichzumachen — das heißt, sie in einen einzigen ungeheuren ersäufsten Sumpf zu nivelliren — und dadurch die politischen Wirkungen der Nothheit, ohne ihre erkältenden oder anderen Folgen zu erreichen, dadurch realisirt werden. Würde nicht der Reiche sich einen wasserdichten Anzug von Fuchsen kaufen und die hochgeborene Schöne in rothem oder himmelblauem Saffian mit Gemüleder besetzt einherschreiten, während die schwarze Rauhaut den Blackeseln und Gibeoniten dieser Welt überlassen bliebe und somit die sämmtlichen alten Distinctionen wiederhergestellt würden?

Oder hat der Professor seine eigene tiefer liegende Absicht und lacht sich über unsere Ausstellungen und Glossen, die in der That nur ein Theil davon sind, ins Fäustchen?

Zweites Kapitel.

Kirchenkleider.

Nicht weniger räthselhaft ist sein Kapitel über die Kirchenkleider, welches noch die fernere Eigenthümlichkeit hat, daß es in dem ganzen Buche das kürzeste ist. Wir theilen es hier seinem ganzen Umfange nach mit.

„Ich brauche wohl nicht erst vorauszuschicken, daß ich unter Kirchenkleidern unendlich mehr verstehe als Priesterröcke und Gchorhemden und dagegen wiederum durchaus nicht die Sonntagskleider, worin die Menschen zur Kirche gehen. Fern davon! Kirchenkleider sind in unserem Wörterbuche die Formen, die Gewänder, unter welchen die Menschen zu verschiedenen Zeiten das religiöse Prinzip verkörpert und dargestellt, das heißt, die göttliche Weltidee mit einem vernünftigen und praktisch thätigen Körper bekleidet haben, so daß sie als ein lebendiges und lebengebendes Wort unter ihnen wohnen möchte.

„Dies sind unaussprechlich die wichtigsten von allen Gewändern und Garnituren des menschlichen Daseins. Sie werden zuerst, möchte ich sagen, von jenem Wunder aller Wunder, der Gesellschaft, gesponnen und gewoben, denn nur wenn „Zwei oder Drei versammelt sind“, offenbart sich die Religion, geistig schon vorhanden und wie auch verborgen, dennoch unzerstörbar in jedem erst äußerlich (wie mit „gespaltenen feurigen Zungen“) und sucht in einer sichtbaren Gemeinde und streitenden Kirche verkörpert zu werden. Mystisch, mehr als magisch, ist jener Umgang der Seele mit der Seele, wo beide himmelwärts schauen. Hier erst spricht die Seele eigentlich mit der Seele, denn nur im Himmelwärtsschauen — man nehme es in welchem Sinne man wolle — nicht im Erdwärtsschauen beginnt Das, was wir Eintracht, wechselseitige Liebe und Gesellschaft nennen, möglich zu werden. Wie wahr sagt Novalis: „Es ist gewiß, mein Glaube gewinnt ganz unendlich von dem Augenblicke an, wo ich ein anderes Gemüth davon überzeugen kann!“ — Schau in das Antlitz Deines Bruders, in die Augen, wo das milde Feuer der Güte strahlt oder in die, wo die grelle Flamme des Zornes lodert, und fühle, wie Deine eigene so ruhige Seele stracks unwillkürlich von einer ähnlichen Flamme entzündet wird und Ihr einander anstrahlt und anleuchtet, bis alles eine einzige grenzenlose, zusammenfließende Flamme (von umfassender Liebe oder von tödlich packendem Haffe) ist und

dann sage, welche wunderbare Kraft von dem Menschen in den Menschen ausgeht. Wenn dies aber durch alle dicht über einander gelegten Hüllen unterirdischen Lebens hindurch der Fall ist, wie weit mehr wird es dies sein, wenn wir von dem göttlichen Leben sprechen und das innerste Ich gleichsam mit dem innersten Ich in Berührung gebracht wird!

„Deshalb sagte ich, daß die Kirchenkleider zuerst von der Gesellschaft gesponnen und gewoben werden. Die äußere Religion hat ihren Ursprung in der Gesellschaft und die Gesellschaft wird erst durch die Religion möglich. Ja, vielleicht kann jede nur irdische Gesellschaft der Vergangenheit und Gegenwart mit Recht als eine Kirche gedacht und dargestellt werden und zwar in einer oder der andern der folgenden drei Gattungen: eine hörbar predigende und prophezeihende Kirche, welche die beste ist; zweitens eine Kirche, welche sich zu predigen und prophezeihen bemüht, aber noch nicht kann, bis ihr Pfingsten kommt, und drittens und schlimmstens eine vor Alter stumm gewordene Kirche oder die nur noch ungerimtes Zeug murmelt und ihrer Auflösung mit schnellen Schritten entgegen geht. Wer da glaubt, daß unter der Kirche hier Kapitelhäuser und Kathedralen gemeint sind und unter Predigen und Prophezeihen bloß Reden und Gesänge, der,“ sagt der absprechende Professor, „möge getrosten Muthes weiter lesen.

„In Bezug auf die eigentliche Kirche aber und die Kirchenkleider, welche speziell als solche anerkannt sind, bemerke ich ziemlich furchtlos, daß ohne solche Gewänder und geheiligte Gewebe die Gesellschaft nicht existirt hat und nicht existiren wird. Denn wenn die Regierung, so zu sagen, die äußere Haut des politischen Körpers ist, die das Ganze zusammenhält und schützt und alle Künste und Vereine für Industrie der Hand oder des Kopfes die fleischlichen Kleider, die Muskel- und Knochengewebe — die unter dieser Haut liegen — sind, wodurch die Gesellschaft steht und wirkt — dann ist die Religion das innerste pericardische und Nervengewebe, welches Leben und warme Circulation in das Ganze bringt. Ohne dieses pericardische Gewebe wären die Knochen und Muskeln (der Industrie) träge oder nur von einer galvanischen Lebenskraft befeelt. Die Haut würde ein runzliges Fell oder ein schnell verfaulendes Leder und die Gesellschaft selbst ein todtter, zum Begraben reifer Leichnam werden. Die Menschen wären nicht mehr gesellig, sondern bildeten nur noch eine Herde, welch letzterer Zustand auch nicht fortdauern könnte, sondern allmählig in allgemeinen egoistischen Zwist, Haß, in barbarische Absonderung und Zerstreuung übergehen müßte, wo-

durch, wie wir ferner sagen könnten, sogar der todte Körper und Staub der Gesellschaft verdunsten und vernichtet werden würde. Von dieser Art, so allwichtig, Alles stützend und zusammenhaltend, sind die Kirchenkleider für civilisirte oder auch nur vernünftige Menschen.

„Wittlerweile sind in unserem Zeitalter diese selben Kirchenkleider sehr löcherig geworden. Ja, noch schlimmer, viele davon haben sich in bloße hohle Formen oder Masken verwandelt, unter welchen keine lebende Gestalt und kein Geist mehr wohnt, sondern worin nur Spinnen und unsaubere Käfer in furchtbarer Anhäufung ihr Wesen treiben. Und die Larve stiert Dich mit ihren Glasaugen in scheußlicher Nachäffung des Lebens noch an. In etwa anderthalb Generationen hat sich die Religion vollständig daraus entfernt und webt sich in unbemerkten Winkeln neue Gewänder, womit sie wieder zum Vorschein kommt und uns oder unsere Söhne oder Enkel beglückt. So wie ein Priester oder Dolmetscher des Heiligen der edelste und höchste aller Menschen ist, so ist ein Scheinpriester der falcheste und niedrigste. Auch ist es nicht zweifelhaft, daß sein Schmutz, und wäre es die Tiara eines Papstes, ihm dereinst entrisßen werden wird, um Binden für die Wunden der Menschheit daraus zu machen, oder sie auch befußt allgemeiner wissenschaftlicher oder auch häuslicher Zwecke zu Funder zu brennen.

„Alles dies wird, als hier nicht am rechten Orte, in meinem zweiten Bande Ueber die Valingeneise oder Wiedergeburt der Gesellschaft behandelt werden, welcher Band sich über die Abnutzung, Zerstörung und Wiederherstellung geistiger Gewebe oder Gewänder verbreitet und daher eigentlich den transcendentalen oder letzten Theil dieses meines Werks über die Kleider bildet. Derselbe ist bereits ziemlich weit gediehen.“

Und hiermit, ohne eine weitere Auseinandersetzung oder Bemerkung hinzuzufügen, schließt Kreuzelsdröckh — und mit ihm nothwendigerweise sein Herausgeber — das sonderbare Kapitel über die Kirchenkleider.

Drittes Kapitel.

Symbole.

Wahrscheinlich wird die Tendenz der vorstehenden dunkeln Aeußerungen etwas klarer werden, wenn wir hier etwas von den Theorien unseres Professors über die Symbole einschalten. Sein ganzes Lehrgebäude in dieser Beziehung mitzutheilen, ginge über unsere Kräfte. Nirgends ist er geheimnißvoller und ungreifbarer als hierin, daß „die Phantasie das Organ des Göttlichen sei“ und wie „der Mensch dadurch, obschon allem Anscheine nach auf das kleine Sichtbare basirt, doch nichtsdestoweniger in die unendlichen Tiefen des Unsichtbaren hinabreicht, von welchem Unsichtbaren sein Leben eigentlich die Verkörperung ist.“

Wir wollen, über diese hoch transcendente Anschauung der Sache hinweggehend, uns bemühen — entweder aus den Zettelsäcken oder aus dem gedruckten Buche — zu sammeln, was logisch und praktisch erscheint und es so gut als möglich in einen gewissen Grad von Zusammenhang bringen.

Als Einleitung betrachte man die folgenden des Scharfsinns durchaus nicht entbehrenden Bemerkungen:

„Wer wird die wohlthätigen Wirkungen der Verheimlichung verkünden oder singen?“ ruft unser Professor aus. „Schweigen und Verschwiegenheit! Altäre möchten ihnen — wenn unsere Zeit eine altarbauende wäre — für allgemeine Anbetung errichtet werden. Schweigen ist das Element, in welchem große Dinge sich zusammenformen, damit sie endlich fertig gefaltet und majestätisch in das Tageslicht des Lebens heraustreten, welches sie hinfort beherrschen sollen. Nicht bloß Wilhelm der Schweigende, sondern alle bedeutende Männer, die ich gekannt und die un-diplomatistischsten und unstrategischsten von diesen vermieden es, von dem zu schwagen, was sie schufen und projectirten. Ja, in Deinen eigenen gewöhnlichen Verlegenheiten halte nur einen Tag lang Deinen Mund und wie viel klarer werden Dir am Morgen Deine Absichten und Pflichten sein — welche Trümmer und welchen Unrath fegen diese stummen Arbeiter hinweg, wenn zubringliches Geräusch fern gehalten wird! Die Sprache ist sehr oft nicht, wie der Franzose sie definirte, die Kunst, die Gedanken zu verbergen, sondern, die Gedanken vollständig zu hemmen und zu ersticken, so daß es keine zu verbergen giebt. Auch die Sprache ist groß, aber nicht das Größte. Wie

jene schweizerische Inschrift sagt: Sprechen ist silbern, Schweigen ist golden; oder wie ich es lieber ausdrücken möchte: Sprechen ist von der Zeit, Schweigen ist von der Ewigkeit.

„Die Bienen arbeiten nicht anders als im Dunkeln; die Gedanken arbeiten nicht anders als im Schweigen und eben so wirkt auch die Tugend nicht anders als im Geheimen. Laß Deine rechte Hand nicht wissen, was die linke thut! Auch sollst Du nicht einmal Deinem eigenen Herzen von jenen Geheimnissen vorschwagen, die Allen bekannt' sind. Ist nicht die Scham der Boden aller Tugend, aller guten Sitten und aller Moral? Gleich anderen Pflanzen wächst die Tugend nicht, wenn nicht ihre Wurzel dem Auge der Sonne verborgen ist. Laß die Sonne darauf scheinen, ja blicke nur selbst verhöhlen darauf und die Wurzel verwest und keine Blume erfreut Dich. O meine Freunde, wenn wir die schönen Blumen betrachten, die z. B. die Laube des ehelichen Lebens umkränzen und das Leben des Menschen mit den Düften und Farben des Himmels umgeben — welche Hand wird nicht den schändlichen Plünderer niederschmettern, der sie mit den Wurzeln herausgräbt und mit grinsender, grunzender Freude den Dünger zeigt, in welchem sie gedeihen! Die Menichen sprechen viel von der Druckerpresse mit ihren Zeitungen — Du mein Himmel, was sind diese gegen Kleider und das Fügeleisen des Schneiders?

„Verwandt mit den so unberechenbaren Einflüssen des Verschweigens und mit noch größeren Dingen zusammenhängend, ist die wunderbare Thätigkeit der Symbole. In einem Symbol liegt Geheimniß und dennoch zugleich Offenbarung und da jenach Schweigen und Sprechen zugleich thätig sind, so ergiebt sich hieraus eine doppelte Bedeutung. Und wenn sowohl die Sprache selbst hoch als auch das Schweigen angemessen und edel ist, wie ausdrucksvoll wird dann ihre Vereinigung! So wird und in manch einer gemalten Devise oder in einem einfachen Siegelemblem die gewöhnlichste Wahrheit mit einem völlig neuen Nachdruck verkündet.

„Denn hier spielt die Phantasie mit ihrem mystischen Wunderland in das kleine prosaische Gebiet des Verstandes hinein und verkörpert sich damit. In dem eigentlichen Symbol, was wir ein Symbol nennen können, liegt stets mehr oder weniger deutlich und direct eine Verkörperung und Offenbarung des Unendlichen. Das Unendliche verschmilzt sich mit dem Endlichen, es wird darin sichtbar und gleichsam erreichbar. Durch Symbole wird der Mensch demgemäÙ geleitet und befehligt und glücklich oder elend

gemacht. Ueberall steht er sich von Symbolen umgeben, die als solche anerkannt oder nicht anerkannt sind. Das Weltall ist nur ein einziges ungeheures Symbol Gottes, ja, wenn Du willst, was ist der Mensch selbst anders als ein Symbol Gottes? Ist nicht Alles, was er thut, symbolisch, eine sinnliche Offenbarung der mystischen göttlichen Kraft, die in ihm wohnt, ein Evangelium der Freiheit, welches er, der Messias der Natur, durch Wort und That predigt, wie er kann? Jede Hütte, die er baut, ist die sichtbare Verkörperung eines Gedankens und giebt sichtbares Zeugniß von unsichtbaren Dingen, so wie sie in transcendentalem Sinne symbolisch sowohl als wirklich ist.“

„Der Mensch,“ sagt der Professor anderwärts in ganz antipodischem Gegensatz zu diesen hochfliegenden Schilderungen, welche wir hier an der Grenze des leeren Raums abgebrochen haben, „der Mensch ist von Geburt etwas von einer Gule. Von allen Guleereien, die ihn je befiessen, ist, wenn wir es recht betrachten, die eulischste die, daß es wirklich vorhandene Beweggründerschüler giebt. Phantastische Streiche hat der Mensch in seiner Zeit genug gespielt; es giebt bis zu einem lebendigen Glashaufen herab fast nichts, was er sich nicht hätte eingebildet zu sein, aber sich einzubilden, er sei eine todte eiserne Wage zum Abwägen von Freuden und Schmerzen — dies war erst der neuern Zeit vorbehalten. Da steht er — sein Weltall ist eine einzige ungeheure Krippe, gefüllt mit Heu und Diskeln, die gegen einander abgewogen werden sollen und er schaut ziemlich langohrig aus. Ach, der arme Teufel! Gespenster sind eigens dazu bestimmt, ihn zu verfolgen. In einem Zeitalter wird er bezaubert und behext, im nächsten von Priestern gepeinigt und verdummt, in allen aber gequält und vom Teufel geplagt. Und gegenwärtig würgt ihn der Genius des Mechanismus schlimmer als irgend ein nächtlicher Alp gethan, bis die Seele beinahe aus ihm herausgepreßt wird und nur noch eine Art verdauendes mechanisches Leben übrig bleibt. Auf Erden und im Himmel kann er weiter nichts sehen als Mechanismus. Er fürchtet nichts Anderes, er hofft nichts Anderes. Die Welt würde ihn in Stücken mahlen; aber kann er nicht die Theorie der Beweggründe er-messen und diese schlau berechnen und sie so mechanisiren, daß sie sich links herumdrehen?

„Wäre er nicht, wie schon gesagt worden, durch Bezauberung verblendet, so brauchte man ihn bloß aufzufordern, seine Augen zu öffnen und um sich zu schauen. In welchem Lande und zu welcher Zeit ist wohl bis jetzt

die Geschichte des Menschengeschlechts oder eines einzelnen Menschen nach berechneten oder berechenbaren Beweggründen ihren Gang gegangen? Was macht Ihr aus Euren Christenthümern und Ritterthümern und Reformationen und Mariellaisen und Schreckensregierungen? Ja, hat der Beweggrundmüller nicht vielleicht selbst einmal geliebt? Hat er niemals auch nur eine streitige Wahl auszuhalten gehabt? Man überlasse ihn der Zeit und der heilenden Kraft der Natur."

"Ja, Freunde," bemerkt der Professor an einer andern Stelle, "nicht unsere logische, berechnende und messende Fähigkeit, sondern unsere Phantasie ist König über uns — ich möchte sagen Priester und Prophet, um uns himmelwärts, oder Zauberer und Schwarzkünstler, um uns höllenwärts zu führen. Ja, was ist selbst für den niedrigsten Sensualisten der Sinn weiter als das Werkzeug der Phantasie, das Gefäß, aus welchem sie trinkt? Selbst in der stumpfsten Existenz liegt ein Schimmer entweder von Begeisterung oder von Wahnsinn — Du hast es zum Theil in Deiner Wahl, welches von beiden — der von der uns umgebenden Ewigkeit hereinfällt und unsere kleine Zeitinsel mit seinem eigenthümlichen Colorit färbt. Der Verstand ist in der That Dein Fenster, welches Du nie zu hell machen kannst, die Phantasie aber ist Dein Auge mit seiner grünenden oder krankhaften, farbengebenden Reghaut. Habe ich es nicht selbst erlebt, wie fünfhundert lebendige Soldaten sich um eines Stückes bunten Zeuges willen, welches sie ihre Fahne nannten und wofür man auf keinem Trödelmarkte mehr als höchstens drei Groschen bekommen hätte, in die Pfanne hauen ließen? Erhob sich nicht die ganze ungarische Nation wie ein sturmbelegter Ocean, als Kaiser Joseph ihre eiserne Krone einsetzte, einen Gegenstand, welcher, wie scharfsinnigerweise bemerkt ward, an Größe und Werth von einem Hufeisen sich nur wenig unterschied? Symbole sind es, in welchen und durch welche der Mensch bewußt oder unbewußt lebt, webt und ist. Jene Zeitalter gelten überdies für die edelsten, welche den symbolischen Werth am besten erkennen und am höchsten schätzen. Denn ist nicht ein Symbol für den, der Augen dafür hat, stets eine dunklere oder hellere Offenbarung des Göttlichen?"

"In Bezug auf Symbole bemerke ich jedoch ferner, daß sie beide einen äußeren und inneren Werth haben, oft nur den ersten. Was lag z. B. in jenem mit dicken Nägeln beizulagerten Schuh, den die Bauern in ihrem Kriege statt der Fahne auf einer Stange trugen? Oder in dem Quersack, um welchen die niederländischen Gueusen, stolz auf den Namen Bettler, sich

heldenmüthig sammelten und flegten, obgleich gegen König Philipp selbst? Eine innere Bedeutung hatten diese nicht, sondern nur eine äußere, als die zufälligen Banner von Schaaren, welche sich zu mehr oder weniger heiligen Zwecken vereinigten, in welcher Vereinigung selbst, wie schon oben bemerkt, stets etwas Mythisches und von dem Göttlichen Entlehntes liegt.

„Unter eine ähnliche Kategorie gehören oder gehörten die dümmsten Wapen, militairische Fahnen überall und überhaupt alle nationalen oder anderen Costüme und Gebräuche einzelner Sekten. Sie besäßen keine innere nothwendige Göttlichkeit oder auch nur innern Werth, haben aber einen äußeren erlangt.

„Nichtsdestoweniger schimmert durch alle diese Symbole etwas von einer göttlichen Idee, wie z. B. durch kriegerische Symbole die göttliche Idee der Pflicht und des Heldenthums, in einigen Fällen auch der Freiheit und des Rechts. Ja, das höchste Symbol, unter welchem die Menschen sich jemals begegneten und umarmten, selbst das Kreuz, hat keine andere Bedeutung als eine zufällige äußerliche.

„Eine andere Sache aber ist es, wenn das Symbol eine innere Bedeutung hat und an und für sich schon geeignet ist, daß die Menschen sich darum versammeln. Man lasse nur das Göttliche sich dem Sinn offenbaren, man lasse nur die Ewigkeit mehr oder weniger sichtbar durch das Zeitbild blicken! Dann ist es geeignet, daß die Menschen sich hier versammeln und mit einander vor einem solchen Symbol anbeten und so von Tag zu Tage und von Jahrhundert zu Jahrhundert ihm neue Göttlichkeit hinzufügen.

„Zu dieser letztern Art gehören alle wahren Kunstwerke. In diesen — wenn Du nämlich ein Kunstwerk von einer Puscherei unterscheiden kannst — siehst Du die Ewigkeit durch die Zeit hindurchblicken; das Göttliche wird darin sichtbar gemacht. Auch hier kann ein äußerer Werth allmählig hinzutreten und gewisse Kläden und dergleichen haben in dreitausend Jahren eine ganz neue Bedeutung erlangt. Aber edler als alles in dieser Art ist das Leben heldenmüthiger, gottbegeisterter Menschen, denn welches andere Kunstwerk ist so göttlich? Erkennen wir nicht auch im Tode, in dem Tode des Gerechten, als die letzte Vervollkommenung eines Kunstwerks eine symbolische Bedeutung? In diesem göttlich verklärten Schlafe, wie des Sieges, der auf dem geliebten Antlitz ruht, welches Dich jetzt nicht mehr kennt, liest (wenn Du vor Weinen kannst) den Zusammenfluß der Zeit mit der Ewigkeit und einen hindurchleuchtenden Schimmer der Letztern.

„Am höchsten von allen Symbolen stehen die, worin der Künstler oder Dichter sich zum Propheten erhoben hat und alle Menschen einen gegenwärtigen Gott erkennen und denselben anbeten können — ich meine religiöse Symbole. Ziemlich verschieden sind dergleichen religiöse Symbole, nämlich was wir Religionen nennen, gewesen, je nachdem die Menschen in diesem oder jenem Culturzustande sich befanden und das Göttliche besser oder schlechter zu verkörpern wußten. Einige dieser Symbole befaßen einen vorübergehenden inneren Werth, viele bloß einen äußern. Wenn Du fragst, zu welcher Höhe es der Mensch auf diese Weise gebracht hat, so schaue auf unser göttliches Symbol, auf Jesus von Nazareth und sein Leben und seine Biographie und was daraus folgte. Etwas Höheres hat der menschliche Gedanke noch nicht erreicht. Dies ist das Christenthum und die Christenheit, ein Symbol von dauernder, unendlicher Art, dessen Bedeutung stets von Neuem erfrischt und von Neuem offenkundig gemacht werden muß.

„So wie im Ganzen genommen aber die Zeit die Heiligkeit der Symbole bedeutend erhöht, so verwischt oder entweiht sie sogar dieselben auch in ihrem längeren Verlaufe und die Symbole wie alle irdischen Gewänder veralten. Homer's Heldenepos hat nicht aufgehört, wahr zu sein und doch ist es nicht mehr unser Heldenepos, sondern glänzt in der Ferne, wenn heller und heller, doch auch immer kleiner und kleiner, wie ein zurückweichender Stern. Er bedarf eines wissenschaftlichen Teleskops, er muß wieder interpretirt und uns auf künstliche Weise nahe gebracht werden, ehe wir nur auch wissen können, daß es eine Sonne war. Eben so kommt auch ein Tag, wo Ichor mit seinen Erddas sich in Dürstheit und Dunkel zurückziehen muß. Denn alle Dinge, sogar himmlische Lichtkörper, um wie viel mehr atmosphärische Metcore, haben ihren Aufgang, ihre Culmination, ihren Niedergang.

„Unerheblich ist, was Du mir sagst, daß das königliche Scepter bloß ein Stück vergoldetes Holz und eigentlich von geringem Werth sei. Einen wahrhaften Zauberer möchte ich Dich nennen, könntest Du diesem hölzernen Werkzeug wieder die Kraft verleihen, die es einst besaß.

„Eines aber sei gewiß: willst Du für die Ewigkeit pflanzen, dann pflanze in die tiefen, unendlichen Fähigkeiten des Menschen, in seine Phantasie und sein Herz; willst Du aber nur für Jahr und Tag pflanzen, dann pflanze in seine leichten oberflächlichen Fähigkeiten, in seine Eigenliebe und in seinen arithmetischen Verstand, was darin wachsen will. Einen Hierar-

den daher und Pontifex der Welt wollen wir ihn nennen, den Dichter und begeisterten Schöpfer, der gleich einem Prometheus neue Symbole formen und neues Feuer vom Himmel holen kann, um es hier zu fixiren. Und an solchen wird es nicht stets fehlen, vielleicht fehlt es selbst jetzt nicht daran. Mittlerweile und wie der Durchschnitt der Dinge sich einmal gestaltet, nennen wir schon den einen Gesetzgeber und Weisen, der uns sagen kann, wenn ein Symbol alt geworden ist und es behutsam zu entfernen versteht.

„Als ich,“ schließt dieser wunderliche Professor, „bei Gelegenheit der letzten englischen Krönung — Georg's IV. — in den Zeitungen las, daß der ‚Kämpfe Englands‘, der für seinen neuen König die ganze Welt zum Kampfe herausfordern muß, es so weit gebracht hätte, daß er nun ‚mit geringer Beihilfe sein Pferd bestiegen könne,‘ sagte ich bei mir selbst: ‚Hier haben wir auch ein ziemlich veraltetes Symbol.‘ Ah bewege Dich, wohin Du willst, wirst Du nicht überall von den Lumpen und Fiesen verjährter, abgetragener Symbole — auf diesem Lumpenmarke von einer Welt — gehemmt und gefesselt? Ja, wenn Du sie nicht auf die Seite schüttelst, so drohen sie sich so anzuhäufen, daß Du am Ende darunter erstickn mußt.“

Viertes Kapitel.

Helotenthum.

Hier beabsichtigen wir nur kurz auf eine gewisse Abhandlung des Hofraths Heuschrecke unter dem Titel: Institut zur Beschränkung der menschlichen Fortpflanzung, hin oder vielmehr zurück zu deuten, welche Abhandlung ziemlich unehrenhafterweise — mit zerrissenen Blättern und einem sehr bemerkbaren Geruch von Aloe — in den Zettelsack Pisces hineingestopft worden. Es ist uns hierbei nicht sowohl um die Abhandlung selbst zu thun, die wir nicht so sehr ausgezeichnet finden, sondern vielmehr um offenbar von Teufelsdröckh herrührende Randbemerkungen, die sehr zahlreich sind. Einige von diesen sind vielleicht hier am rechten Orte.

In das „Institut“ des Hofraths mit seinen außerordentlichen Plänen und seiner Maschinerie von correspondirenden Comités und dergleichen wollen wir hier keinen Blick werfen. Es genüge für uns zu wissen, daß Heuschrecke ein Schüler von Malthus und auf seine Theorie so erpicht ist, daß sein Eifer

ihn fast buchstäblich aufzehrt. Eine tödtliche Furcht vor Ueberfüllung quält den Hofrath. Es ist dies gleichsam eine fixe Idee und unzweifelhaft mit den verdünnten Formen des Wahnsinns verwandt. In diesem Theile seiner intellectuellen Welt ist nirgends Licht, sondern nichts als ein geringer Schatten des Hungers, offene Mäuler, die sich immer weiter und weiter öffnen, eine Welt, die auf die furchtbarste Weise durch ihre allzumehrlichen, vom Hunger zum Wahnsinn getriebenen, einander auffressenden Bewohner zu Grunde gehen muß. Um sich in diesem für ein wohlwollendes Herz allerdings entsetzlichen Getränge Luft zu machen, gründet der Hofrath als das Beste, was er thun kann, dieses sein „Institut“ oder bringt die Gründung desselben wenigstens in Vorschlag. Es sind nur die Bemerkungen unseres Professors hierüber, womit wir uns besassen.

Zuerst bemerken wir demgemäß, daß Teufelsdröckh als theoretischer Radikaler über die Menschenwürde seine eigenen Ansichten hat und daß die Böhden'schen Paläste und Courtois'schen Hütten nicht aus seiner Erinnerung verdrängt haben. Auf dem leeren Umklage von Heuschrecke's Abhandlung finden wir das Folgende niederschriftlich:

„Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten. Erstens den sich mühen- den Arbeiter, der mit von der Erde geschaffenen Werkzeugen mühsam die Erde besiegt und sie zum Eigenthum des Menschen macht. Ehrwürdig ist mir die harte, verkrümmte, rauhe Hand, worin nichtsdestoweniger eine unauslöschlich königliche Majestät liegt, denn sie führt das Scepter dieses Planeten. Ehrwürdig ist auch das rauhe, verwitterte, beschmutzte Antlitz mit seiner schlichten Intelligenz, denn es ist das Gesicht eines Menschen, welcher lebt, wie ein Mensch leben muß. Ja, um so ehrwürdiger bist Du mir wegen Deiner Rauheit und eben weil wir Dich sowohl bemitleiden als lieben müssen! Schwer beladener Bruder! Für uns ward Dein Rücken so gebeugt, für uns wurden Deine geraden Glieder und Finger so emstellt. Du warst unser Rekrut, auf welchen das Loos fiel und indem Du unsere Schlachten kämpfst, wurdest Du zum Krüppel. Denn auch in Dir lag eine gottgeschaffene Form, aber sie sollte nicht entfaltet werden. Eingehüllt sollte sie bleiben in die dichten Anhängsel der Arbeit und Dein Körper wie Deine Seele die Freiheit nicht kennen lernen. Und doch arbeite zu, arbeite zu! Du bist in Deiner Pflicht, möge außerhalb derselben sein, wer da wolle; Du arbeitest um das durchaus Unentbehrliche, um das tägliche Brod.

„Einen zweiten Mann ehre ich und noch höher — den, welcher für

das geistig Unentbehrliche arbeitet, nicht für das tägliche Brod, sondern für das Brod des Lebens. Ist nicht auch er in seiner Pflicht, indem er nach innerer Harmonie strebt und diese durch Wort oder That durch all seine äußeren Bestrebungen, mögen sie hoch oder tief sein, offenbart? Am höchsten steht er, wenn sein äußeres und sein inneres Streben eins ist, wenn wir ihn Künstler nennen können, nicht bloß irdischen Arbeiter, sondern begeisterten Denker, der mit himmelgeschaffenen Werkzeugen und den Himmel erobert! Wenn der Arme und Bescheidene arbeitet, damit wir Nahrung haben, muß dann nicht der Hobe und Stolzbegeisterte für ihn wieder arbeiten, damit er Licht, Leitung, Freiheit und Unsterblichkeit habe? — Diese Zwei in allen ihren Graden und Abstufungen ehre ich. Alles andere ist Staub und Spreu, die der Wind wehen kann, wohin er will.

„Unausprechlich rührend jedoch ist es, wenn ich beide Würden vereinigt finde und wenn Der, der äußerlich für die niedrigsten der menschlichen Bedürfnisse arbeiten muß, innerlich auch für die höchsten arbeitet. Etwas Erhabeneres auf dieser Welt kenne ich nicht, als einen Heiligen, der den Boden Flügt, wenn jetzt irgendwo noch ein solcher anzutreffen wäre. Ein solcher wird Dich zurückführen bis nach Nazareth. Du wirst den Glanz des Himmels aus den tiefsten Tiefen der Erde aufsteigen sehen, gleich einem Licht, welches in großer Finsterniß scheint.“

Und ferner:

„Nicht wegen seiner Arbeit beklage ich den Armen. Wir müssen alle arbeiten oder stehlen — mögen wir unser Stehlen nennen, wie wir wollen — was noch schlimmer ist, und kein treuer Arbeiter findet in seiner Aufgabe einen bloßen Zeitvertreib. Der Arme ist hungrig und durstig, aber für ihn ist auch Speise und Trank vorhanden. Er ist schwer beladen und müde, aber für ihn sendet der Himmel auch Schlaf und zwar den tiefsten. In seiner rauerigen engen Zelle umschließt ihn ein klarer thauiger Himmel der Ruhe und wolkenumsäumte Träume glitzern an ihm vorüber. Was ich aber beklage, ist, daß die Leuchte seiner Seele ausgehen muß, daß kein Strahl himmlischer oder auch nur irdischer Erkenntniß ihn heimsucht, sondern bloß in der unheimlichen Finsterniß Furcht und Entrüstung gleich zwei Gespenstern ihm Gesellschaft leisten. Ach, während der Körper so kräftig und stark dasteht, liegt die Seele geblendet, verkümmert, verdummt, fast vernichtet! Ach! war auch dies ein Hauch Gottes, im Himmel gegeben, aber auf Erden niemals entfaltet! — Daß auch nur ein einziger Mensch, der Fähigkeit zur

Erkenntniß befaß, unwissend stirbt, dies nenne ich eine Tragödie, selbst wenn sie mehr als zwanzig Mal in der Minute sich ereignete, wie nach angestellten Berechnungen der Fall ist. Warum wird der erbärmliche Bruchtheil von Wissenschaft, den unsere vereinte Menschheit in einem weiten Weltall des Nichtwissens erworben hat, nicht mit allem Fleiße Allen mitgetheilt?“

Einen ganz entgegengesetzten Ton schlägt er in Folgendem an:

„Die alten Spartaner hatten eine weit klügere Methode und begnügten ihre Heloten nicht und spießten sie, wenn sie zu zahlreich wurden. Wie weit leichter, Herr Hofrath, wäre jetzt eine solche Sag nach Erfindung der Feuerwaffen und stehenden Heere! Vielleicht würden selbst in dem dichtest bevölkerten Lande etwa drei Tage jährlich genügen, um alle wehrhaften Proletarier niederzuschießen, die sich innerhalb des Jahres angehäuft hätten. Die Regierungen mögen sich dies wohl überlegen. Die Kosten wären geringfügig und würden schon durch die Cadaver gedeckt. Man lasse sie einsalzen und in Tonnen packen, um dann, wenn auch nicht Armee und Flotte, doch die in Arbeitshäusern und anderwärts befindlichen Proletarier zu verproviantiren, welche die aufgeklärte Menschheit, weil sie kein Uebel von ihnen fürchtete, noch am Leben zu lassen liebte.“

„Und dennoch,“ schreibt er an einer andern Stelle, „dennoch muß die Sache einen Haken haben. Ein wohlgewachsenes tüchtiges Pferd wird auf jedem Markte mit zwanzig bis zweihundert Friedrichs'or bezahlt — dies ist sein Werth für die Welt. Ein wohlgewachsener Mensch ist für die Welt nicht bloß nichts werth, sondern die Welt würde ihm sogar eine runde Summe schenken, wenn er sich einfach verbindlich machen wollte, auf die Seite zu gehen und sich zu hängen. Und dennoch, welches von beiden Geschöpfen war der sinnreicher construirte Gegenstand, auch nur als Maschine betrachtet? Gültiger Himmel! ein weißer europäischer Mensch, auf seinen zwei Beinen stehend, mit seinen zwei fünffingerigen Händen und seinem wunderbaren Kopfe auf den Schultern, ist, sollte ich meinen, fünfzig bis hundert Pferde werth!“

„Sehr wahr, Du goldiger Hofrath,“ ruft der Professor anderwärts aus, „es ist in der That zu viel Volk vorhanden! Aber welchen Theil dieses unbedeutenden Erdballs habt Ihr denn schon so durchgerpflügt und gegraben, daß nichts mehr darauf wächst? Wie dicht ist denn die Bevölkerung in den Pampas und Savannen von Amerika, um das alte Carthago herum und in dem Innern von Afrika? Auf beiden Abhängen der altäaischen

Gebirgskette, auf dem Centralhochland von Asien, in Spanien, Griechenland, der Türkei, der krimischen Tartarei, dem Curragh von Kildare? Ein einziger Mann nährt, wie man berechnet hat, in einem Jahre, wenn man ihm Boden genug giebt, sich und neun andere. Ach, wo sind jetzt die Hengste und Arische unseres noch glühenden, sich noch immer mehr ausdehnenden Europa, welche, wenn ihre Heimath zu eng geworden ist, ihre Fahne emporheben und gleich Feuer Säulen diese überflüssigen Massen unbezähmbarer lebender Tapferkeit, jetzt nicht mehr mit Streitart und dem Kriegswagen, sondern mit der Dampfmaschine und der Flugdampfer weiterführen? Wo sind sie? — Sie hüten ihr Wild!“

Fünftes Kapitel.

Der Phönix.

Wenn wir die vorstehenden vier merkwürdigen Kapitel zusammennehmen und damit zahlreiche, in diesen Schriften zerstreute Hindeutungen und sogar direkte Aeußerungen in Verbindung bringen, so kommen wir zu dem frappanten und doch nicht ganz unerwarteten Schlusse, daß Teufelsdröckh einer von denen ist, welche die eigentlich sogenannte Gesellschaft für so gut als erloschen betrachten und daß gegenwärtig nur noch die alte angeerbte Gewohnheit, heerdenweise zu leben, uns an gänzlicher Zerstreuung und allgemeinem nationalen, bürgerlichen, häuslichen und persönlichen Kriege verhindert!

Er sagt ausdrücklich:

„Seit den letzten drei Jahrhunderten, namentlich aber seit den letzten drei Vierttheilen eines Jahrhunderts, ist jenes selbe pericardische Meerenge- webe (wie wir es nannten) von Religion, worin die Lebensessenz der Gesellschaft beruht, nöthiger- und unnöthigerweise zerdrückt und durchbohrt worden, bis es jetzt förmlich in Fetzen gerissen ist und die schon längst an der Schwindsucht dahinsiechende Gesellschaft kann als todt betrachtet werden, denn diese krampfhaften galvanischen Zustungen sind nicht Leben, auch dauern sie, man galvanisire wie man wolle, sicherlich nicht über zwei Tage.“

„Nennt Ihr das eine Gesellschaft,“ ruft er wieder, „wo keine sociale Idee mehr vorhanden ist, nicht einmal die Idee einer gemeinsamen Heimath,

sondern bloß eines gemeinsamen überfüllten Wohnhauses, wo ein Jeder, isolirt und ohne Rücksicht auf seinen Nachbar pakt, was er bekommen kann und Mein! ruft und es Frieden nennt, weil in diesem deuthelicheiterischen und lehlabschneiderischen Handgemenge keine stählernen Messer, sondern nur weit hinterlistigere Waffen angewendet werden können? Wo Freundschaft und Gemeinamkeit eine unglaubliche Tradition geworden sind und Guer heiliges Sacrament eine dampfende Kneipenschüssel ist, wobei der Koch die Stelle des Evangelisten vertritt? Wo der Priester die Zunge bloß zum Tellerlocken hat und die hohen Führer und Regierer weder führen noch regieren können, sondern von allen Seiten den leidenschaftlichen Zuruf vernehmen: Laissez faire — laßt und mit Guer Führung ungeschoren! Ein solches Licht ist finstlicher als die Finsterniß. Verzehrt Ihr Guern Gehalt und schläft!

„So,“ fährt er fort, „sieht ein beobachtendes Auge überall das traurigste Schauspiel: Die Armen gehen wie vernachlässigtes, gestürztes Zugvieh vor Hunger und Ueberarbeitung zu Grunde und die Reichen auf noch kläglichere Weise durch Müßiggang und Ueberfättigung. Die höchsten Stellen genießen keine Ehre von den Niedrigsten, höchstens ein wenig Lippen-ehre, wie von Wirtschaftskellnern, die es mit auf die Rechnung zu bringen gedenken. Gnost heilige Symbole flattern jetzt als leerer Tand, über dessen Anschaffungs- und Unterhaltungskosten sogar die Menschen murren. Mit einem Worte, die Welt geht auseinander, denn die Kirche ist aus Trägheit irrthümlich umgeklumpt und der Staat zu einem Polizeibureau zusammengekrumpft, welches nur mit Mühe seine Besoldung aufzutreiben vermag!“

Wir möchten fragen: Sieht es viele, praktischen Leuten in England oder anderwärts angehörende „beobachtende Augen“, welche diese Phänomene erkannt haben, oder sind solche Wunder nur von der geheimnißvollen Höhe einer deutschen „Wahngasse“ sichtbar? Teufelsdröckh behauptet, daß der Anblick einer „totten oder sterbenden Gesellschaft“ und überall entgegentritt, so daß Jeder es deutlich sehen kann.

„Was,“ sagt er, „ist zum Beispiel die allgemein angemessene Tugend, faßt die einzige noch übrige katholische Tugend unserer Zeit? Seit einem halben Jahrhundert ist es das Ding, welches man Unabhängigkeit nennt. Verdacht der ‚Servilität‘, der Ehrerbietung gegen Vergeßte, ist jeder Stiefelpuger bemüht, in Abrede zu stellen. Ihr Narren! wären Gure

Vorgesetzten würdig, zu regieren, und Ihr würdig, zu gehorchen, so wäre Ehrerbietung gegen sie eben Eure einzig mögliche Freiheit. Unabhängigkeit in jeder Beziehung ist Rebellion; wenn es aber eine ungerechte Rebellion ist, warum wollt Ihr dann damit Parade und sie überall zur Vorschrift machen?"

Aber was dann? Sollen wir, wie Rousseau betete, zum Naturzustande zurückkehren?

"Da," sagt Teufelsdröckh, „die Seele des Staates abgeschieden ist, so ist die nothwendige Folge, daß man auch den Körper des Staats auf angemessende Weise zu begraben sucht, um die Fäulniß zu beseitigen. Liberale, Communisten und Utilitarier in großer Menge setzen ich laute Hymnen singend, mit der Währe nach dem Scheiterhaufen ziehend, wo unter dem Wehklagen einiger und saturnalischem Jubel der Meisten die ehrwürdige Leiche verbrannt werden soll. Oder mit schlichten Worten: daß diese Menschen, Liberale, Utilitarier, oder wie man sie auch nennen möge, zuletzt ihre Absicht durchsetzen und die meisten vorhandenen Institutionen der Gesellschaft auflösen und vernichten, scheint eine Sache zu sein, die schon seit einiger Zeit aufgehört hat, als zweifelhaft betrachtet zu werden.

„Sehen wir nicht eine kleine Unterabtheilung der großen utilitarischen Armada selbst in dem isolirten England zu Tage treten? Ein lebender Kern, welcher anziehen und wachsen wird, kommt endlich auch dort zum Vorschein und unter sonderbaren Umständen — eigentlich als das unbedeutende Troßdelende — und so weit hinter den andern zurück, daß es sich einbildet, der Vortrab zu sein. Unsere europäischen Mechaniker sind eine Partei von grenzenloser Ausbreitung, Thätigkeit und Zusammenwirkung. Hat nicht hier unter uns selbst und in jedem europäischen Lande zu einer oder der andern Zeit innerhalb der letzten fünfzig Jahre der Utilitarianismus an hohen Stellen des Denkens geblüht? Und wenn er jetzt in allen Ländern, angenommen vielleicht in England, aufgehört hat, unter den Denkern zu blühen oder überhaupt zu existiren und zu Journalisten und dem großen Haufen des Volks herabgesunken ist, — wer steht dann nicht, daß, wenn man diese Doctrin nicht mehr predigt, der Grund davon darin liegt, daß sie jetzt keines Predigens mehr bedarf, sondern in voller allgemeiner Thätigkeit und überall bekannt ist und auf enthusiastische Weise zu Herzen genommen wird? Sie ist das gegenwärtig ganz geeignete Futter für eine gewisse rauhe Arbeiterintelligenz, der es keineswegs an der entsprechenden Arbeiterkraft und Wildheit

fehlt und eine solche Theorie braucht nur in solchen Umgebungen vorgetragen zu werden, um Proselyten in Menge zu finden. — Vortreflich geeignet ist sie zum Zerstören, aber nur nicht zum Aufbauen! Sie verbreitet sich wie eine Art Hundswuth, bis der ganze Welthundestall toll sein wird. Wehe dann den Jägern mit oder ohne ihre Peitschen! Sie hätten," setzt er hinzu, „den Thieren Wasser geben sollen, nämlich das Wasser der Kenntniß und des Lebens, so lange es noch Zeit war.“

Wenn man sich auf Professor Teufelsdröckh verlassen kann, so sind wir gegenwärtig in einer höchst kritischen Situation und belagert von jener unermesslichen „Armada der Mechanistren“ und Ungläubigen, welche uns auszuweichen drohen!

„Die Welt,“ sagt er, „befindet sich, wie sie nothwendig muß, in einem Prozesse der Abnutzung und Zerstörung begriffen, welcher entweder durch stille eifrige Zernagung oder offene rauchere Verbrennung, wie nun der Fall sein mag, die der Vergangenheit angehörigen Formen der Gesellschaft auf wirksame Weise vernichtet wird, komme an ihre Stelle, was da wolle. Gegenwärtig nimmt man an, daß, wenn der Mensch einmal seiner sämtlichen geistigen Interessen entkleidet ist, diese unzähligen, ihm abgerissenen Gewänder zum größten Theile werden verbrannt werden. Die sich darunter noch vorfindenden gesünderen Lumpen wird man jedoch zu einem einzigen ungeheuren Mantel zum alleinigen Schutze des Körpers zusammennähen.“

Dies, glauben wir, ist für den menschenfreundlichen Leser eine Hockepost.

„Aber nichtsdessenweniger,“ ruft Teufelsdröckh aus, „wer kann es hindern? Wer kann wohl in die Radspeichen des Schicksals greifen und zu dem Zeitgeist sagen: Zurück, befehle ich Dir? — Klüger wäre es, wenn wir dem Unvermeidlichen und Unerbittlichen nachgäben und selbst dies als das Beste betrachteten.“

Ja, könnte nicht ein aufmerksamer Herausgeber, wenn er aus dem, was geschrieben steht, seine eigenen Schlüsse zieht, mutmaßen, daß Teufelsdröckh für seine Person diesem selben „Unvermeidlichen und Unerbittlichen“ sehr gern nachgegeben habe und jetzt mit seinem angeborenen teuflisch engelhaften Gleichmuth, wo nicht gar Wohlgefallen, den Ausgang abwartet? Hörtten wir ihn nicht sich beklagen, daß die Welt „ein ungeheurer Lumpenmarkt“ sei und daß die „Lumpen und Fetzen alter Symbole überall herab-

regneten“, um ihn gleichsam wie in einer Schneewehe zu begraben und zu erstickten? Diese seine Helotenhay und der ungleiche *Sic vos non vobis*-Druck, den er in den bestehenden Dingen zu sehen beliebt, die so verhassten „leeren Varen“ voll Käfer und Spinnen, die ihn dennoch „mit einer schreulichen Nachäffung des Lebens“ aus ihren Glasaugen anstieren — alles dies giebt uns ein Recht zu vermuthen, daß er nichts dagegen hat, wenn vieles zum Teufel geworfen wird, dafern es nur auf manierliche Weise geschieht! Für seine Person sicher in seinem Thurne zu Weißnicktwo würde er mit tragischer Feierlichkeit einwilligen, daß das jetzt durch Nasenringe, Ketten, Stricke und alle nur denkbaren Befestigungen zurückgehaltene Ungeheuer *Militaria* losgelassen werde, um sein Werk zu verrichten, um mit seinem breiten Hufe alte verfallene Paläste und Tempel niederzutreten, damit neue und bessere an deren Stelle gebaut werden können! Bemerkendwerth in dieser Beziehung sind die folgenden Stellen.

„Die Gesellschaft,“ sagt er, „ist nicht todt. Der Cadaver, den man die todtte Gesellschaft nennt, ist bloß ihre sterbliche Hülle, die sie abgestreift hat, um eine edlere anzunehmen. Sie selbst muß durch immerwährende Metamorphosen hindurch in immer schönerer Entwicklung leben, bis die Zeit ebenfalls in die Ewigkeit übergeht. Ueberall, wo zwei oder drei lebende Menschen versammelt sind, da ist Gesellschaft, oder wird da entstehen, mit ihren schlauen Mechanismen und staunendwerthen Gebäuden, den kleinen Erdball bedeckend und aufwärts bis zum Himmel und abwärts bis zur Hölle reichend, denn stets hat sie unter einer oder der andern Gestalt zwei authentische Offenbarungen, eines Gottes und eines Teufels, nämlich die Kanzel und den Galgen.“

In der That haben wir ihn schon von der Religion sprechen hören, die sich in „unbemerkten Winkeln selbst neue Gewänder webt.“ Ist Teufelsdröckh vielleicht selbst einer der Schmel an diesem Webstuhle? Unterwärts citirt er ohne tadelnde Bemerkung jenen seltsamen Aphorismus Saint Simon's, über welchen sich so viel sagen ließe. „*L'âge d'or, qu'une aveugle tradition a placé jusqu'ici dans le passé, est devant nous*; — das goldene Zeitalter, welches eine blinde Tradition bis jetzt in die Vergangenheit verlegt hat, steht uns noch bevor.“

Doch man höre ferner:

„Wenn der Phönix seinen Scheiterhaufen anfaßt, werden dann nicht Funken fliegen? Ach, einige Millionen Menschen, und unter diesen solche

wie Napoleon, sind schon in diese hochsprudelnde Flamme hineingelockt und wie Rotten darin verzehrt worden. Dabei haben wir auch noch zu fürchten, daß unvorsichtige Härte verfehrt werden.

„Uebrigens, in welchem Jahre der Gnade diese Phönixverbrennung vollendet werden wird, braucht Ihr nicht zu fragen. Das Geis der Beharrlichkeit und Ausdauer gehört mit zu dem tiefsten im Menschen. Die Veränderung ist ihm von Natur zuwider und selten verläßt er sein altes Haus eher, als bis es ihm kuckhähnlich über dem Kopfe zusammenstürzt. So habe ich Feierlichkeiten als Ceremonien, heilige Symbole als müßige Schaugepränge noch dreihundert Jahr und länger existiren sehen, nachdem alles Leben und alle Heiligkeit aus ihnen verdunstet war. Und wie viel Zeit dann endlich die Todesgeburt des Phönix selbst verlangen wird, hängt von unsichtbaren Zufällen ab. — Winterweile, wenn das Schicksal der Menschheit das Auerbieten machte, daß nach vielleicht zwei Jahrhunderten mehr oder weniger heftiger Convulsionen und Brände die Neuerschöpfung vollendet sein und wir uns selbst wieder in einer lebenden Gesellschaft befinden und dann nicht mehr vom Kampfe, sondern nur noch von Arbeit die Niede sein sollte, — wäre es nicht vielleicht klug von der Menschheit, auf diesen Handel einzugehen?“

Somit ist also Teufelsdröckh zufrieden, daß die alte kranke Gesellschaft ganz ruhig verbrannt werde, obschon leider mit ganz anderem Brennstoff, als mit Spezereien; — in dem Glauben, daß sie ein Phönix sei und daß eine neue himmlisch geborene junge Gesellschaft aus ihrer Asche aufsteigen werde! Wir selbst, die wir hier auf die Pflicht des Hindertens beschränkt sind, müssen uns des weitem Commentars enthalten. Wird aber mittlerweile nicht der urtheilssfähige Reier den Kopf schütteln und vorwurfsvoll, obschon mehr mit Kummer als im Zorne, sagen oder denken: „Von einem Doctor utriusque Juris, Titularprofessor an einer Universität und einem Wanne, welchem die Gesellschaft, so schlecht sie auch sein mag, für seine Dienste nicht bloß Nahrung und Kleidung, sondern auch Bücher, Tabak und Bier gegeben hat, erwarteten wir mehr Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin und weniger blindes Vertrauen auf die Zukunft, welches mehr dem eines phibischen Fatalisten und Enthusiasten als dem eines soliden Haushalters gleicht, welcher in einem christlichen Lande Schoß und Abgaben zahlt.“

Sechstes Kapitel.

Alte Kleider.

Wie schon oben erwähnt, ist Teufelsdröckh, obgleich Sandculotte, doch im praktischen Leben wahrscheinlich der höflichste Mann, den es giebt. Sein ganzes Herz und Leben sind von dem Geiste der Höflichkeit durchdrungen. Eine edle angeborne Courtoisie scheint durch ihn hindurch und verschönt seine Wunderlichkeiten, eben so wie das Sonnenlicht aus bloßen wässerigen Wolken eine rosenfingerige, regendbogenfarbene Aurora macht, ja sogar den Rauch Londons in einen wie aus dem Schmelzriegel des Alchymisten aufsteigenden Golddunst verwandelt. Man höre, auf welche eindringliche, obgleich phantastische Weise er sich in dieser Beziehung ausdrückt:

„Soll Höflichkeit nur den Reichen und durch die Reichen erwiejen werden? In dem guten Töne, der — wenn überhaupt ein Unterschied stattfindet — sich von dem feinen Töne nur insofern unterscheidet, als derselbe mehr der Rechte Anderer als seiner eigenen Rechte eingedenk ist, sehe ich keinen speziellen Zusammenhang mit Reichthum oder Geburt. Nach meiner Ansicht liegt er vielmehr in der menschlichen Natur selbst und alle Menschen sind ihn sich gegenseitig schuldig. In der That, wäre Euer Schulmeister auf seinem Posten und, wenn er auf demselben ist, etwas werth, so würde dies mit so vielem Andern schon längst reformirt sein. Ja, ein Jeder wäre dann auch der Schulmeister seines Nächsten, bis endlich ein unfreundlicher, grober Bauer eben so wenig anzutreffen wäre als ein Bauer, der nichts von der Pflanzenphysiologie verstünde oder der nicht fühlte, daß die Scholle, die er zerschlägt, im Himmel geschaffen worden.

„Denn ob Du ein Scepter oder einen Schmiedehammer trägst, lebst Du nicht und lebst nicht dieser Dein Bruder ebenfalls? Es giebt bloß einen Tempel in der Welt,“ sagt Novalis, „und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger, als diese hohe Gestalt. Das Rücken vor Menschen ist eine Kultigung tiefer Offenbarung im Fleisch. Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet.“

„Auf diesen Grund hin möchte ich noch weiter gehen, als die Meisten zu gehen pflegen und so wie der Engländer Johnson sich bloß gegen jeden Geistlichen oder Mann mit einem Schaufelhute verbeugte, so möchte ich mich gegen jeden Menschen mit irgend einer Art von Hut oder auch mit gar kei-

nem Gut vorbeugen. Ist er denn nicht ein Tempel, die sichtbare Offenbarung und Verkörperung der Gottheit? Und dennoch ist leider ein solches Vorbeugen ohne Unterschied nicht am rechten Orte. Denn in dem Menschen wohnt nicht bloß eine Gottheit, sondern auch ein Teufel und nur zu oft wird die Vorbeugung von dem Letztern eingestekt. Sie würde in die Tasche der Eitelkeit — welche gegenwärtig die klarste Phase des Teufels ist — fallen, und deshalb müssen wir damit zurückhalten.

„Um so mehr freue ich mich andererseits, Ehrerbietung jenen Schalen und äußeren Hüllen des Körpers zu erweisen, keine teuflische Leidenschaft mehr wohnt, sondern nur noch das reine Emblem und Bild des Menschen — ich meine leere oder auch abgesetzte Kleider. Ja, sind es nicht die Kleider, welchen die meisten Menschen Ehrerbietung erweisen, das schöne feine Tuch, aber keineswegs das darin stekende gespaltene Thier, welches erst dadurch zu einem Würdenträger gemacht wird? Nichtsdestoweniger sage ich, es liegt in einer solchen Verehrung ein Anflug von Heuchelei, eine praktische Täuschung, denn wie oft eignet sich der Körper etwas zu, was bloß für das Kleid bestimmt war! Wer Falschheit und Lüge, welche die Quintessenz aller Sünde ist, vermeiden will, wird wohlthun, einen andern Weg einzuschlagen. Jene Ehrerbietung, die nicht ohne Hemmnis zu Werke gehen kann, wenn die Kleider gefüllt sind, hat völlig freien Spielraum, wenn sie leer sind. Eben so wie für den anbetenden Hindu die Pagode nicht weniger heilig ist als der Gott, so verehere auch ich das hohle Gewand mit gleicher Inbrunst, als da es den Menschen enthielt, ja mit noch mehr, denn nun fürchte ich keine Täuschung, weder meiner selbst noch Anderer.

„Regierte nicht König ‚Toomtabard‘, oder mit andern Worten, John Paliol noch lange über Schottland, nachdem der Mensch John Paliol längst verschwunden und nur der ‚Toom Tabard‘ (leere Hock) noch da war? Welch eine stille Würde wohnt in abgesetzten Kleidern! Wie bescheiden nehmen sie die ihnen erzeigte Ehre hin! Weder übermüthige Blicke, noch verächtliche Geberden sind an ihnen zu bemerken. Schweigend und heiter schauen sie der Welt ins Auge und verlangen weder Verehrung noch fürchten sie dieselbe zu vermissen. Der Hut hat noch die Physiognomie seines Kopfes, die Eitelkeit aber und die Dummheit und das alberne Geschwätz, welches das Kennzeichen dieser beiden war, sind verschwunden. Der Rockärmel ist ausgestreckt, aber nicht um zu schlagen; die Beinkleider hängen in bescheidener Einfachheit bequem herab und haben nun endlich einen annu-

thigen Hattenwurf; die Weste birgt keine schlimme Leidenschaft, keinen schwelgerischen Wunsch. Hunger oder Durst wohnen jetzt nicht darin. Auf diese Weise ist alles von der Rohheit des Sinnlichen, von den nagenden Sorgen und verwerflichen Lasteru der Welt gereinigt und sitzt hier auf seinem Kleidergestell wie ein uniere Erde besuchender Himmelsbote oder eine geläuterte Erscheinung auf einem Pegasus.

Oft während meines Aufenthalts in jenem monströsen Höcker des civilisirten Lebens, der Hauptstadt von England, wo ich in diesem Intenmeere von Dunst, der schwarz, dick und gemischt ist wie spartanische Suppe, mich in Betrachtungen versenkte und das Schicksal befragte und unter diesen sich durch einander drängenden Millionen eine einzige einsame Seele war — oft, sage ich, habe ich damals den alten Kleidermarkt besucht, um anzubeten. Mit ehrfurchtsvollem Herzen wandte ich durch die Monmouthstreet mit ihren leeren Anzügen wie durch einen Sanhedrin von makellofen Geistern. Stumm sind sie, aber ausdrucksvoll in ihrem Schweigen — die früheren Zeichen und Werkzeuge von Freude und Leid, von Leidenschaften, Tugenden, Verbrechen und all dem unendlichen Tumult von Gutem und Bösem in dem ‚Gefängniß, welches die Menschen das Leben nennen.‘ Freunde, trauet nicht dem Herzen des Menschen, für welchen alte Kleider nicht ehrwürdig sind; betrachtet auch mit Ehrfurcht jenen bärtigen jüdischen Hohenpriester, welcher mit heiserer Stimme, gleich einem Engel des Gerichts, sie aus allen vier Winden herbeiruft! Auf seinem Kopfe trägt er, wie der Papst, drei Hüte, — eine wirkliche dreifache Tiara. Beide Hände sind ausgestreckt wie Flügel, auf welche die herbeigerufenen Kleider sich niederlassen sollen und von Zeit zu Zeit ertönt, während er langsam die Luft spaltet, sein tiefstönender verhängnißvoller Ruf, als wenn er durch eine Posaune verkündete: ‚Geister des Lebens, kommt zum Gericht!‘ Erschreckt nicht, ihr flatternden Geister! Er wird Euch läutern in seinem Hergfeuer, aber nicht bloß mit Feuer, sondern auch mit Wasser und eines Tages werdet ihr neugeboren wieder zum Vorschein kommen. O, möge Der, in welchem die Flamme der Andacht nahe daran ist, auszugehen, der niemals verehrt hat und nicht weiß, was Verehrung und Anbetung heißt, mit strenggesammelten Gedanken das Pflaster von Monmouthstreet auf und ab wandeln und dann sagen, ob sein Herz und seine Augen noch länger trocken bleiben. Wenn Field Lane mit seinen langen flatternden Reihen gelber Taschentücher ein Dionysusbuch ist, wo wir mit leisem Gesumm die Anklage hören, welche Armuth und Laster gegen den

tragen Reichthum erheben, daß er sie hier ausgehoben liegen und von Mangel, Nacht und dem Teufel mit Füßen treten läßt, — dann ist Monmouthstreet ein Mirza-Hügel, wo in bunter Vision das ganze Schaugepränge des menschlichen Daseins an uns vorüberzieht, mit seinem Jubel und Wehklagen, seiner wahn sinnigen Liebe und seinem wahn sinnigen Haß, seinen Kirchenglocken und seinen Galgen, seinen possenhaften Tragödien und seinen Thiergotttheiten, — das wandelnde Irrenhaus der Schöpfung!"

Den meisten Leibern wird, eben so wie uns, alles dies ein wenig überladen vorkommen. Auch wir sind oft durch Monmouthstreet gegangen, aber mit einem nur geringen Gefühl von „Andacht“, wahrscheinlich zum Theil, weil der Prozeß der Contemplation auf so verderbliche Weise durch die Brut der Geldwächler unterbrochen wird, welche sich in diesem Tempel eingenistet haben und dem Anbeter durch rein weltliche Anträge lästig fallen. Teufelsdröckh dagegen befand sich vielleicht in jenem glücklichen Mittelzustand, welcher dem Kleidertrödler keine Hoffnung weder auf Verkauf noch auf Kauf übrig läßt, so daß es ihm gestattet war, hier ohne weitere Behelligung zu verweilen. — Wir hätten viel darum gegeben, wenn wir die kleine philosophische Gestalt mit ihrem hohen, spitzen Hute und langfliegenden Rockschößen, mit verklärten Augen und in ernstem Nachdenken versunken, diese dumme Straße hätten auf und ab gehen sehen, welche für ihn ein wahres Delphi und eine übernatürliche Flötergalerie war, wo die „Geister des Lebens“ ihm seltsame Geheimnisse ins Ohr raunten. O Du philosophischer Teufelsdröckh, der Du horchst, während Andere bloß schwagen und mit Deinem zart empfindlichen Trommelfell das Gras wachsen hörst!

Ist es gleichzeitig nicht seltsam, daß in für ein englisches Werk bestimmten Zettelsachdocumenten durchaus kein authentisches Tagebuch über diesen seinen Aufenthalt in London sich vorfindet und über seine Betrachtungen unter den Trödelbuden nur die obscursten emblematischen Schatten? Auch haben wir ihn im Gespräch — denn er war überhaupt nicht der Mann, der die Leute mit seinen Reisen behelligte — auf diesen Gegenstand nie mehr als nur flüchtig hindeuten hören.

Uebrigens ist es nicht uninteressant, hier zu finden, wie frühzeitig die Bedeutsamkeit der Kleider vor den Blicken des jetzt so ausgezeichneten und berühmten Kleiderprofessors empordämmerte. Könnten wir doch glauben, es sei eben in Monmouthstreet auf dem Boden unseres englischen „Tinten-

merres" gereisen, wo dieses merkwürdige Buch seinen ersten Anfang hatte und in seiner Seele Wurzel faßte, so wie das Ei der Eros im Chaos, um einst zu einem Weltall ausgebrütet zu werden!

Siebentes Kapitel.

Organische Filamente.

Und, die wir zufällig noch leben, während der Weltphönix sich verbrennt und zwar so langsam, daß es, wie Teufelsdröckh berechnet, ein guter Handel wäre, wenn der fabelhafte Vogel sich verbindlich machen wollte, binnen zwei Jahrhunderten mit seiner Selbstverbrennung zu Stande zu sein, scheint sich eine nur aschenreiche Aussicht darzubieten. Der Professor ist jedoch nicht ganz dieser Meinung.

„In dem lebenden Gegenstand,“ sagt er, „geht die Veränderung gewöhnlich nur allmählig vor sich und während so die Schlange ihre alte Haut abstreift, ist die neue schon darunter fertig. Wenig weist Du von der Verbrennung eines Weltphönix, wenn Du glaubst, er müsse erst vollständig verbrennen und als ein tochter Aschenhaufen daliegen und hieraus der junge Vogel durch ein Wunder hervorbrechen und himmelwärts fliegen. Weit gefehlt! In diesem Feuerwirbelwind schreiten Schöpfung und Vernichtung neben einander her und so wie die Asche des Alten umbergeweht wird, spinnen sich geheimnisvoll organische Filamente des Neuen und unter dem Rauschen und Nebeln des Wirbelwindes kommen Töne eines melodischen Sterbeliedes, die nur in Tönen einer noch melodischeren Auferstehungshymne enden. Ja, schaue mit Deinen eigenen Augen in den Feuerwirbelwind und Du wirst sehen.“

So wollen wir denn wirklich hinschauen. Armen Individuen, welche nicht erwarten können, zwei Jahrhunderte zu leben, werden diese selben sich geheimnisvoll spinnenden organischen Filamente der beste Theil des Schauspielers sein. Zuerst daher Folgendes über die Menschheit im Allgemeinen:

„Vergebens leugnest Du es,“ sagt der Professor; „Du bist mein Bruder. Sogar Dein Haß, sogar Dein Neid, die thörichten Lügen, die Du in Deiner milzfüchtigen Laune von mir erzählst — was ist alles dies anders als umgekehrte Sympathie? Wäre ich eine Dampfmaschine, würdest

Du Dir dann wohl die Mühe nehmen, Lügen von mir zu erzählen? Ganz gewiß nicht! Ich würde ja Alles, gleichviel, ob gut oder schlecht, unbeschadet hinuntermalmen.

„Wahrhaft wunderbar sind die Bande, welche uns alle mit einander vereinigen, entweder durch die sanfte Fessel der Liebe oder die eiserne Kette der Nothwendigkeit, je nachdem wir es wählen. Mehr als einmal habe ich von einer vielleicht grillenhaft sich spreizenden Gestalt, die grillenhafte Gedanken hervorruft, zu mir selbst gesagt: Würdest Du, mein Brüderchen, plötzlich mit der größten denkbaren Glasglocke zugedeckt, — wie herrlich wäre dies nicht bloß für Dich selbst, sondern auch für die Welt! Briefe mehr oder weniger aus allen vier Himmelsgegenden fliegen gegen Deine Glasmauern an, fallen aber ungelesen herab. Auch von innen kommt keine Frage oder Antwort in irgend einen Briefbeutel. Deine Gedanken schlagen an kein freundliches Ohr oder Herz. Deine Waare fällt in keine kaufende Hand. Du bist nicht mehr ein mit Venen und Arterien ausgestattetes Herz, welches nehmend und gebend durch alle Zeit und allen Raum circulirt. Das unermessliche, universelle Weltgewebe hat ein Loch bekommen, welches wieder gestopft werden muß!

„Eine solche, den Venen und Arterien zu vergleichende Circulation von Priesen, mündlichen Vorträgen, Papier- und anderen Packeten sind eine dem Auge sichtbare Blutcirculation. Die feinere nervöse Circulation jedoch, durch welche alle Dinge, auch die kleinsten, die der Mensch thut, einen größern oder geringern Einfluß auf alle Menschen äußern und sogar der Blick seines Gesichtes den, welchen er trifft, segnet oder verflucht und auf diese Weise stets einen neuen Segen oder einen neuen Fluch schafft, — alles dies können wir nicht sehen, sondern bloß denken. Ich behaupte, kein am See Winnepic jagender rother Indianer kann sich mit seinem Weibe zanken, ohne daß die ganze Welt dafür büßen muß, denn wird nicht der Preis der Biberfelle steigen? Es ist eine mathematische Thatsache, daß ich, wenn ich diesen Kiesel aus meiner Hand schleudere, den Schwerpunkt des Weltalls verändere.

„Wenn nun eine gleichzeitig existirende Generation von Menschen so dicht mit einander verwoben ist, so ist dies auf nicht weniger unauflöbliche Weise zwischen Generation und Generation der Fall. Hast Du jemals über das Wort Tradition nachgedacht? Wie wir nicht bloß das Leben erben, son-

bern auch den ganzen Rahmen und die Form des Lebens und wirken und sprechen und sogar denken und fühlen, wie unsere Väter und Urväter von Beginn an es uns gegeben haben? — Wer druckte Dir z. B. dieses anspruchsvolle Buch über die Philosophie der Kleider? Nicht die Herren Still-schweigen und Compagnie, sondern Cadmus von Ithoben, Faust von Mainz und unzählige Andere, die Du nicht kennst. Hätte es keinen mösogothischen Wälsa gegeben, so hätten wir auch keinen englischen Shakespeare oder doch keinen solchen gehabt. Dummkopf! Iubalkain war es, der sogar die Nadel Deines Schneiders machte und Dein Galatheid nähet.

„Ja, in der That, wenn die Natur eins und ein lebendes untheilbares Ganze ist, so ist dies noch weit mehr die Menschheit, das Bild, welches die Natur zurückspiegelt und schafft, ohne welches die Natur nicht wäre. Als greifbare Lebensströme in dem wunderbaren Individuum Menschheit unter so vielen Lebensströmen, die nicht greifbar sind, fließen jene Hauptströmungen dessen, was wir Reinigung nennen, so wie sie durch Institutionen, Staaten, Kirchen, vor allen aber in Büchern bewahrt wird. Schön ist es, zu verstehen und zu wissen, daß ein Gedante noch niemals gestorben ist, daß eben so wie Du, der Urheber desselben, ihn aus der ganzen Vergangenheit geistherst und geschaffen hast, Du ihn auch eben so der ganzen Zukunft über-liefern wirst. Auf diese Weise fühlt und sieht das heroische Herz, das lebende Auge der ersten Zeiten noch in uns, die wir den letzten angehören. So wird der Weise fortwährend durch eine Wolke von Zeugen und Brüdern umgeben und geistig umarmt und es giebt eine lebendige, buchstäbliche Ge-meinde der Heiligen, so weit als die Welt selbst und als die Ge-schichte der Welt.

„Bemerkenswerth und zuträglich für den Fortschritt dieses selbst In-dividuums wirst Du auch seine Untereintheilung in Generationen finden. Generationen sind gleichsam die Tage der sich mühenden Menschheit. Tod und Geburt sind die Vesper und die Morgenloden, welche die Menschheit aufrufen, zu schlafen und erfrischt zu neuem Fortschritt zu erwachen. Was der Vater gemacht hat, kann auch der Sohn machen und genießen, aber er hat auch seine eigene Aufgabe. So gewinnen alle Dinge an Umfang und wälzen sich weiter — Künste, Einrichtungen, Meinungen, nichts ist vollstän-dig, aber stets in der Vervollständigung begriffen. Newton hat sehen ge-lernt, was Kepler sah, aber es liegt auch eine friische, vom Himmel stam-mende Kraft in Newton; er muß zu noch höheren Gesichtspunkten empor-

steigen. So folgt auch auf den hebräischen Gesetzgeber im Laufe der Zeit ein Apostel der Heiden.

„In dem Geschäft der Zerstörung — da auch diese von Zeit zu Zeit eine nothwendige Arbeit ist — findest Du eine ähnliche Aufeinanderfolge und Beharrlichkeit. Für Luther war es noch heiß genug, als er neben der verbrennenden päpstlichen Bulle stand, Voltaire dagegen konnte sich an der glimmenden Asche schon nicht mehr wärmen, sondern verlangte einen ganz andern Brennstoff. So ist auf dieselbe Weise, wie ich bemerke, der englische Whig in der zweiten Generation ein englischer Radikaler geworden, der wiederum in der dritten, wie zu hoffen steht, ein englischer Wiederaufbauer werden wird. Finde die Menschheit, wo Du willst, so findest Du sie in lebender Bewegung, in schnellerem oder langsamerem Fortschritt. Der Phönix schwebt mit ausgebreiteten Fittigen in der Höhe und erfüllt die Erde mit Wohlklang oder er sinkt, wie jetzt, herab und opfert sich unter leisem Schwanengesang dem Flammentode, um dann desto höher zu steigen und desto heller zu singen.“

Mögen die Freunde der socialen Ordnung in einer so unheilvollen Periode wie die unsere dies zu Herzen nehmen und daraus den kleinen Trost schöpfen, der vielleicht zu schöpfen ist.

Wir lassen eine anderweite Stelle folgen, welche das Titelwesen zum Gegenstande hat.

„Nicht ohne Ueberraschung,“ sagt Teufelsdröckh, „wird man bemerken, wie alle hohen Ehrentitel bis jetzt von Kampf und Krieg hergeleitet sind. Herzog (Dux) heißt Heerführer, das englische Earl (Jarl, Äerl), was im Deutschen Graf heißt, bedeutet eigentlich starker Mann, und Marischall hieß ursprünglich der, welcher die Kriegsrösse beischlug. Da ein Millennium oder Reich des Friedens und der Weisheit schon seit alten Zeiten prophezeit worden ist und jetzt immer mehr und mehr unzweifelhaft wird, so läßt sich vermuthen, daß solche kriegerische Titel aufhören werden, schmachtbar zu sein, und daß man auf neue und edlere sinnen wird.“

„Der einzige Titel, in welchem ich mit Zuversicht eine Spur der Ewigkeit finde, ist der Titel König. König, im Aeltesten Könning, bedeutet kennend oder, was im Grunde genommen dasselbe ist, können. Der passendste und geeignetste Titel für den Herrscher der Menschheit ist daher der Name König.“

„Mit Recht,“ sagt er an einer andern Stelle, „ward daher von Iphrologen geschrieben: Ein König herrscht durch göttliches Recht. Er trägt eine Autorität von Gott in sich, sonst wird sie ihm der Mensch niemals zugehen. Kann ich meinen König wählen? Wohl kann ich meinen Papageienkönig wählen und mit ihm spielen, welche Vögel oder Tragödie ich Lust habe, der aber, welcher mein Herrscher und dessen Wille höher sein soll als der meine, der ward für mich im Himmel gewählt. Und nur in einem solchen Gehorsam gegen den vom Himmel Erwählten ist die Freiheit überhaupt denkbar.“

Der Herausgeber gesteht hier zu, daß unter all den wunderbaren Be-reichen von Teufelsdröck's geistiger Welt es keins giebt, in welchem er mit so viel Erschauern, Zögern und sogar Schmerz einherwandelt, wie in dem politischen. Wie sollen wir mit unserer englischen Liebe zu Ministerium und Opposition und jenem erhabenen Kampfe der Parteien, wo Geist sich an Geist in ihrem wechselseitigen Kampfe für das allgemeine Beste erwärmt, durch welchen Kampf unsere unsichtbare Constitution warn und lebendig erhalten wird, wie sollen wir, frage ich, und in dieser gespenstigen Nekropolis oder vielmehr Stadt nicht bloß der Todten, sondern auch der noch Ungeborenen heimlich fühlen, wo die Gegenwart nicht viel Anderes zu sein scheint, als ein unbedeutender Nebel, welcher die Vergangenheit von der Zukunft trennt? In diesen düstern, langhin sich streckenden Flächen ist Alles so unermesslich, Vieles so unheimlich und abschreckend, und sogar die vereinzelten Lichtstrahlen haben einen übernatürlichen Charakter. Und dabei sitzt er mit einer solchen Gleichgültigkeit, einer solchen prophetischen Friedfertigkeit da und betrachtet das unvermeidlich Kommende als schon da, weil es ihm ganz gleich gilt, ob es noch um Jahrhunderte oder nur um Tage entfernt ist und lebt, wie man sagen möchte, mehr in jedem andern Zeitalter als in seinem eigenen! Es ist unsere schmerzliche Pflicht, zu erklären, oder vielmehr zu wiederholen, daß wir, indem wir in diesen Wand blicken, einen tiefen, schweigenden, langsam brennenden, aber unauslöschlichen Radikalismus erkennen, der uns mit schauernder Bewunderung erfüllt.

Es scheint er z. B. selbst von dem Wahlrechte kein großes Aufheben zu machen; wenigstens deuten wir so das Folgende:

„Ueberzeugt Euch,“ sagt er, „durch allgemeine, unzweifelhafte Experimente, wie Ihr eben jetzt thut oder thun wollt, ob die Freiheit, die vom Himmel geborene und zum Himmel führende und für unser aller Leben so

wesentliche, nicht vielleicht in Eurem Ballonirrkasten oder im schlimmsten Falle in irgend einem andern entdeckbaren oder ersinnbaren Kasten, Gebäude oder Dampfmechanismus auf mechanischem Wege ausgebrütet und an's Licht gefördert werden kann. Es wäre dies eine ungeheure Bequemlichkeit und überträte Alles, was die Fabrikation bis jetzt im Stande gewesen ist, zu leisten."

Hat sich denn Teufelsdröckh mit der kritischen Constitution auch nur oberflächlich bekannt gemacht? — Unter einem andern Bilde sagt er:

"Im Grunde genommen jedoch, wenn das Problem, wie es in der That jetzt überall ist, darin bestünde, Euer altes Haus von dem Dache an abwärts — weil Ihr ja mittlerweile darin wohnen bleiben müßt — neu zu bauen, welche Maschine könnte dann zu diesem Zwecke besser sein, als eben die Repräsentativmaschine? Mittlerweile aber höhnet mich nicht mit dem Namen eines Freien, wenn Ihr bloß meine Ketten so um mich herumgehungen habt, daß sie wie zierliche Fesseln aussehen."

Oder was wird wohl irgend ein Mitglied der Friedensgesellschaft aus einer Behauptung machen, wie die folgende:

"Die unteren Volksklassen wünschen überall Krieg. Dies ist gar nicht so unflug, denn es ist dann starke Nachfrage nach den untern Volksklassen — zum Erschießen!"

Sehr gern treten wir daher aus diesen seelenverwirrenden Labyrinth des theoretischen Radikalismus in etwas klarere Regionen heraus. Indem wir uns hier unserer Aufgabe gemäß nach „organischen Filamenten“ umschauen, fragen wir, ob nicht jenes die „Herosenverehrung“ betreffende mit zu dieser Zahl gehöre? Es scheint heiterer Art zu sein, ist aber dabei doch so sonderbar und mystisch, daß man nicht weiß, was oder wie wenig darunter liegt. Unsere Leser sollen mit ihren eigenen Augen sehen:

"Wahr ist es, daß in der gegenwärtigen Zeit der Mensch fast Alles thun kann, nur nicht gehorchen. Eben so ist es wahr, daß Die, welche nicht gehorchen können, auch nicht frei sein und noch weniger die Herrschaft vertragen können. Der Mensch, der unter nichts steht, kann auch über nichts und eben so auch mit nichts auf gleicher Stufe stehen. Nichtsdestoweniger glaube man nicht, daß der Mensch die Fähigkeit zur Verehrung verloren habe, daß sie, wenn sie in ihm schläft, deswegen erstorben sei. Peinlich für den Menschen ist diese rebellische Unabhängigkeit, wenn sie unvermeidlich geworden ist. Nur in liebendem Umgange mit seines Gleichen

fühlt er sich sicher, nur indem er sich ehrerbietig vor dem Höheren beugt, fühlt er sich erhaben.

„Oder wie, wenn nun der Charakter unseres so unruhigen Zeitalters eben darin läge, daß der Mensch für immer die Furcht verbannt hätte, welche das Niedrige ist, aber noch nicht zu immerwährender Ehrerbietung emporzusteigen wäre, welche das Höhere und Höchste ist?“

„Mittlerweile bemerkt man mit Freuden, wie so schlau die Natur es eingerichtet hat, daß der Mensch gar nicht umhin kann, Dem zu gehorchen, dem er gehorchen soll. Selbst nicht vor der leisesten Offenbarung des Göttlichen stand er jemals unehrerbietig da, am allerwenigsten, wenn das Göttliche sich in seinem Mitmenschen offenbart zeigte. Auf diese Weise ist ächte religiöse Loyalität auf immer in seinem Herzen eingewurzelt, ja in allen Zeitaltern, selbst in dem unsren, offenbart sie sich als eine mehr oder weniger orthodoxe Heroen- oder Heldenverehrung. In dieser Hinsicht, daß die Heldenverehrung allgemein unter der ganzen Menschheit besteht, bestanden hat und immerdar bestehen wird, kannst Du den starken Felsen und Gestein erkennen, auf welchem alle Staaten bis in die fernste Zeit sicher stehen.“

Sehen unsere Leser wirklich einen solchen Gestein oder was Teufelsbröckel sonst hier zu sehen glaubt?

„Oder hast Du,“ ruft er weiterhin aus, „Paris und Voltaire vergessen? Wie der alte weise Mann, obgleich weiter nichts als ein Skeptiker, Spötter und Schneidermamsellpoet, dennoch, weil er der Weiseste und Beste zu sein schien, die Menschheit hinter seinem Wagen herlocken konnte, so daß Fürsten nach einem Lächeln von ihm trachteten und die schönsten Damen Frankreichs ihr Haar unter seine Füße gebreitet haben würden! Ganz Paris war ein einziger ungeheurer Tempel der Heroenverehrung, obgleich seine Gottheit einem Affen sehr ähnlich sah.“

„Wenn aber solche Dinge,“ fährt er fort, „an dem dünnen Holze geschahen, was wird dann an dem grünen werden? Wenn in der trockensten Zeit der Menschengegeschichte, auf dem ausgebröckeltesten Plage Europas, wo das Pariser Leben im besten Falle bloß ein wissenschaftlicher Hortus Siccus war, der kaum mit einigen italienischen Gummiblumen prangte, eine solche Kraft sich daraus entwickeln konnte, was steht dann zu erwarten, wenn das Leben wieder laub- und blumenreich wogt und die Heldengottheit nichts Affenähnliches hat, sondern ganz menschlich ist? Wisse, daß in dem Menschen eine

unzerstörbare Ehrfurcht vor Dem liegt, was vom Himmel stammt oder auch nur auf plausible Weise eine solche Abstammung heuschelt. Zeige dem stumpfsinnigsten Tölpel, zeige dem aufgeblasensten Windbeutel, daß eine höhere Seele als die seine wirklich da ist und wären seine Kniee steif geworden wie Erz, so muß er dennoch niederfallen und anbeten.“

Organische Filamente von authentischerer Art, die sich ebenfalls geheimnißvoll irinnen, entdeckt man vielleicht in der folgenden Stelle:

„Es giebt keine Kirche, sagst Du; die Stimme der Weissagung ist verstummt? Dies ist es gerade, was ich bestreite. Aber hast Du auf jeden Fall nicht immer noch Predigten genug? Ein predigender Mönch läßt sich in jedem Dorfe nieder und baut eine Kanzel, welche er eine Zeitung nennt. Hiervon predigt er die wichtigsten Lehren, die er in sich trägt zur Erlösung des Menschen und hörst Du ihm nicht zu und glaubst Du nicht? Schau Dich wohl um, überall stehst Du einen neuen Orden der Bettelmönche, einige barfuß, andre mit fast entblößtem Rücken sich immer bestimmter formen und für einige Kupfermünzen und um Gottes willen eifrig lehren und predigen. Diese schlagen die alten Götzenbilder in Stücke und bezeichnen, ob schon sie selbst nur zu oft gottlos sind, wie Bildersürmer zu sein pflegen, die Baupläne zu neuen Kirchen, wo die wahrhaft von Gott Auserlesenen, welche auf sie folgen, Zuhörer finden und segensreich ihr Amt verwalten können. Sagte ich nicht, daß, ehe die alte Haut abgeworfen wird, die neue sich schon darunter gebildet hat?“

Vielleicht auch in dem Folgenden, womit wir nun dieses Kapitel zu schließen eilen:

„Aber es giebt keine Religion?“ wiederholt der Professor. „Ihor! ich sage Dir, es giebt eine. Hast Du wohl alles überlegt, was in dem unermesslichen, schäumenden Ocean liegt, den wir die Literatur nennen? Fragmente einer ächten Kirchenhomiletik liegen darin zerstreut, welche die Zeit assortiren wird, ja sogar Bruchstücke einer Liturgie könnte ich bezeichnen. Und kennst Du keinen Propheten, selbst in dem Gewand der Umgebung und der Sprache unseres Zeitalters? Keinen, dem das Göttliche sich durch die niedrigsten und höchsten Formen des Allgemeinen offenbart hat und von dem es wieder prophetisch offenbart worden; in dessen begeisterten Melodien selbst in diesem lumpensammelnden und lumpenverbrennenden Tagen das menschliche Leben wieder, und wäre es auch nur von fern,

göttlich zu sein beginnt? Kennst Du keinen solchen? Ich kenne ihn und nenne ihn — Goethe!

„Aber Du stehst noch in keinem Tempel, stimmst noch in keinen Psalm ein und süßst wohl, daß da, wo kein fungirender Priester ist, das Volk umkommt. Sei gutes Muthes! Du bist nicht allein, wenn Du Glauben hast. Sprachen wir nicht von einer Gemeinde der Heiligen, die unsichtbar, aber wirklich vorhanden ist und Dich begleitet und brüderlich umarmt, dafern Du ihrer würdig bist? Ihre heroischen Thaten steigen aus allen Ländern und aus allen Zeiten wie ein heiliges Misorere und ihre heldenmüthigen Thaten wie ein grenzenloser, ewiger Triumphpsalm melodisch zum Himmel auf. Auch sage nicht, daß Du jetzt kein Symbol des Göttlichen habest. Ist nicht Gottes Universum ein Symbol des Göttlichen? Ist nicht die Unermeßlichkeit ein Tempel? Ist nicht die Weisheit des Menschen und der Menschheit ein immerwährendes Evangelium? Horche nur und statt der Trägheit wirst Du wie in alten Zeiten die Morgensterne an den Hören hören.“

Achtes Kapitel.

Natürlicher Supernaturalismus.

Dieser höchst merkwürdige Abschnitt, welcher die Ueberschrift „Natürlicher Supernaturalismus“ führt, ist es, wo der Professor zuerst ein Seher wird und nach langem Kampfe, wovon wir Zeuge gewesen sind, diese widerwärtige Kleiderphilosophie zu seinen Füßen niederwirft und siegreich Besitz davon nimmt. Mit Phantasmen genug hat er zu ringen gehabt, mit Kleidergeweben und Spinnweben von kaiserlichen Mänteln, mit veralteten Symbolen und was sonst noch dergleichen, aber immer hat er sich müthig durchgeschlagen. Ja, was das Schlimmste von allem ist, zwei ganz geheimnißvolle, die Welt umfassende Phantasmen, Zeit und Raum, haben ihn stets verwirrend und verklüffend umschwebt. Aber auch diese packt er entschlossen, auch diese reißt er siegreich auseinander. Mit einem Worte, er hat der Existenz fest ins Auge geschaut, bis ihre irdischen Hüllen und Eingassungen eine nach der andern hinweggeschmolzen sind und nun vor seinem entzückten Blicke das innere himmlische Allerheiligste erschlossen ist.

Hier ist es daher eigentlich, wo die Philosophie der Kleider in Tran-

scendentalismus übergeht, denn dieser letzte Sprung führt uns, sobald wir ihn nur thun können, wohlbehalten in das gelobte Land, wo die Palingenesie in jeder Beziehung als beginnend betrachtet werden kann. „Nuth denn!“ kann unser Diogenes mit größerem Rechte ausrufen, als Diogenes der Erste einst that. Nach langem, mühsamem Nachdenken haben wir diesen höchst merkwürdigen Abschnitt nicht unverständlich gefunden, sondern er ist uns im Gegentheile völlig klar, ja strahlend und Alles erleuchtend geworden. Möge der Leser die äußerste Kraft seines Nachdenkens darauf verwenden und auf diese Weise das Seine thun, eben so wie wir durch umflüchtige Auswahl und Zusammenstellung uns bemühen werden, das Unsere zu thun:

„Tief ist von jeher die Bedeutung der Wunder gewesen und ist es noch,“ beginnt der Professor; „weit tiefer vielleicht, als wir es glauben.“

„Mittlerweile wäre die Frage der Fragen: Was ist eigentlich ein Wunder? Für jenen König von Siam war ein Giskapen ein Wunder und wer mit einer Luftpumpe und einer Flasche Vitrioläther zu ihm gekommen wäre, hätte ein Wunder wirken können. Für mein Pferd, welches unglücklicherweise noch weit weniger wissenschaftliche Bildung besitzt, wirke ich ein Wunder und ein magisches „Oeffne Dich, Sesam!“ so oft es mir beliebt, zwei Pence zu bezahlen und ihm dadurch den vorher nicht zu passirenden Schlagbaum zu öffnen.“

„Aber ist ein wirkliches Wunder nicht einfach eine Verletzung der Naturgesetze? fragen Einige. Diesen antworte ich durch die neue Frage: Wie lauten die Naturgesetze? Für mich wäre vielleicht das Auferstehen eines Menschen vom Tode keine Verletzung dieser Gesetze, sondern eine Verstärkung; es wäre dies ein noch weit tieferliegendes Gesetz, welches man jetzt erst ergründet und durch geistige Kraft — wie dies ja auch mit allen übrigen der Fall gewesen — die materielle Kraft desselben mit uns in Verbindung gebracht hätte.“

„Und hier werden vielleicht Einige nicht ohne Erstaunen fragen: Aus welchem Grunde soll Jemand, der Eisen schwimmen machen kann, auftreten und erklären, daß er deshalb auch Religion lehren könne? Für uns allerdings im neunzehnten Jahrhundert wäre eine solche Behauptung sehr absurd, während sie nichtsdestoweniger für unsere Vorfäter im ersten Jahrhundert höchst bedeutungsvoll war.“

„Aber ist nicht das tiefste Gesetz der Natur das, daß sie beständig ist?“ ruft eine aufgeklärte Klasse; bewegt sich nicht die Maschine des Weltalls

nach unabänderlichen Vorschriften? — Sehr wahrscheinlich, lieben Freunde; ja, auch ich muß glauben, daß der Gott, von welchem die begeisterten Seher des Alterthums behaupten, es sei bei ihm keine Veränderung, sich in der That niemals verändert; daß die Natur, daß das Universum, welches man Niemandem, dem es beliebt, verbieten kann, eine Maschine zu nennen, sich wirklich nach unabänderlichen Regeln bewegt. Und nun richte ich auch an Euch wieder die alte Frage: worin diese unabänderlichen Regeln, welche so zu sagen, die vollständigen Statuten der Natur ausmachen, möglicherweise bestehen?

„Sie stehen in unseren Werken der Wissenschaft geschrieben,“ sagt man, „in der angesammelten Aufzeichnung der menschlichen Erfahrung.“ — War denn der Mensch mit seiner Erfahrung bei der Schöpfung zugegen, um zu sehen, wie Alles zugeht? Sind denn vielleicht wissenschaftliche Individuen bis in die Fundamente des Weltalls hinabgetaucht und haben Alles darin ausgemessen? Hat sie der Schöpfer zu Rathe gezogen, hat er ihnen seinen Grundriß zu dem unbegreiflichen All vorgelegt, so daß sie sagen können: dies steht darin verzeichnet und nichts weiter als dies? Ach leider keineswegs! Diese wissenschaftlichen Individuen sind nirgends weiter gewesen, als wo wir auch sind. Sie haben bloß einige Hände breit tiefer als wir in die Tiefe geschaut, welche unendlich ist, ohne Grund, wie ohne Gestalt.

„Laplace's Buch über die Sterne,“ worin er darlegt, daß gewisse Planeten mit ihren Trabanten sich mit einer Geschwindigkeit und in einer Bahn, welche er und seines Gleichen glücklich entdeckt haben, um unsere würdige Sonne drehen, — ist mir eben so kostbar als jedem Andern. Aber nennst Du dies „Mechanik des Himmels“ und „Weltsystem“, dieses System, worin der Sirius und die Plejaden und Herrschel's sämtliche fünfzehntausend Sonnen pro Minute weggelassen und bloß einige Hände voll Monde und träge Körper angeschaut, mit Epitheten versehen und in das Thierkreisregister eingetragen worden sind, so daß wir nun von ihrem Wo schwagen können, während ihr Wie, ihr Warum, ihr Was uns eben so unbekannt sind, als das übrige noch nicht klassifizierte und registrierte Firmament?

„Natursystem!“ Erbst dem Beisesten, soweit auch sein Blick reichen mag, bleibt die Natur von ganz unendlicher Tiefe, von ganz unendlicher Ausdehnung und alle Erfahrung in Bezug darauf beschränkt sich auf einige wenige berechnete Jahrhunderte und gemessene Quadratmeilen. Die Aufeinanderfolge der natürlichen Phasen auf diesem unseren kleinen Bruchtheile

von einem Planeten ist und theilweise bekannt; wer aber weiß, von welchen tieferliegenden Vorgängen diese abhängen und um welchen unendlich größeren Cyclus (von Uriaden) unser kleiner Epicyclus sich dreht? Der Forelle kann jeder Schlußwinkel und Kiesel, jede Eigenschaft und jeder Zufall ihres kleinen heimatlichen Baches genau bekannt geworden sein; versteht aber wohl die Forelle etwas von Ebbe und Fluth und den periodischen Strömungen des Meeres, von den Passatwinden und Mondfinsternissen, nach welchem allen der Zustand des kleinen Baches sich regelt und von Zeit zu Zeit — auf sehr un wunderbare Weise — vollständig verändert werden kann? Eine solche Forelle ist der Mensch; sein Bach dieser Planet, die Erde; sein Ocean das unermessliche All; seine Passatwinde und periodischen Strömungen sind das geheimnißvolle Walten der Vorsehung durch Aeonen von Aeonen.

„Wir sprechen von dem Buche der Natur, und allerdings ist es ein Buch, dessen Verfasser Gott ist. Du willst darin lesen! Kennst Du, kennst der Mensch auch nur das Alphabet desselben? Mit den Worten dieses Buches, mit seinen Ausdrücken und erhabenen poetischen und philosophischen Schilderungen, die sich durch Sonnenysteme und Tausende von Jahren ausbreiten, wollen wir Dich nicht auf die Probe stellen. Es ist ein Buch in himmlischen Hieroglyphen geschrieben, in der wahren heiligen Schrift, in Bezug auf welche sogar Propheten sich glücklich schätzen, wenn sie hier und da einmal eine Zeile lesen können. Was Eure Institute und Akademien der Wissenschaft betrifft, so mühen diese sich wacker und suchen aus der dicht gedrängten, unentwirrbar durcheinander verschlungenen hieroglyphischen Schrift durch geschickte Combination einige Buchstaben von gewöhnlicher, bekannter Art heraus und setzen daraus dies und jenes ökonomische Recept zusammen, welches in der Praxis von hohem Werthe ist. Daß die Natur mehr ist, als ein unermessliches Buch voll solcher Recepte, oder ein ungeheures, fast unerlöschliches Kochbuch, dessen ganze Geheimnisse auf diese Weise allmählig an den Tag kommen, dies lassen die Wenigsten sich träumen.

„Die Gewohnheit,“ fährt der Professor fort, „macht uns alle zu Narren. Wenn Du es recht überlegst, so wirst Du finden, daß die Gewohnheit der größte aller Weber ist und lustige Gewänder für alle Geister des Weltalls webt, wodurch diese erst sichtbar als schützende Diener in unseren Häusern und Werkstätten bei uns wohnen. Ihre geistige Natur dagegen bleibt den Meisten für immer verborgen. Die Philosophie beschwert sich, daß die Gewohnheit uns gleich von vorn herein irre geleitet hat, daß wir alles aus

Gewohnheit thun, ja daß wir sogar aus Gewohnheit glauben, daß sogar unsere Axiome, mögen wir uns der Freigeisterei rühmen wie wir wollen, am öftersten einfach solche Glaubenssätze sind, die wir niemals haben in Zweifel ziehen hören.

„Ja, was ist die Philosophie überhaupt anderes, als ein fortgesetzter Kampf gegen die Gewohnheit, ein fortwährend erneuertes Streben, die Sphäre der blinden Gewohnheit zu überschreiten und auf diese Weise transcendental zu werden?

„Unzählig sind die Täuschungen und Taschenspielertriche der Gewohnheit. Der gewandteste von allen diesen aber ist vielleicht der, daß sie uns überredet, das Wunderbare höre durch die bloße Wiederholung auf, wunderbar zu sein. Es ist dies ja das Mittel, durch welches wir leben, denn der Mensch muß sowohl arbeiten, als auch sich wundern und hierin ist die Gewohnheit insofern eine gütige Pflegerin, die ihn zu seinem wahren Nutzen leitet. Aber sie ist eine zärtliche, thörichte Pflegerin oder wir sind vielmehr falsche, thörichte Pfleglinge, wenn wir in unsern Stunden der Ruhe und des Nachdenkens diese Täuschung verlängern. Soll ich das Staunenerregende mit stumpfer Gleichgültigkeit betrachten, weil ich es zwei Mal oder zweihundert Mal oder zwei Millionen Mal gesehen habe? Es ist weder in der Natur noch in der Kunst ein Grund vorhanden, weshalb ich dies sollte, wenn ich nicht in der That eine bloße Arbeitsmaschine bin, für welche die göttliche Gabe des Gedankens nichts weiter ist, als was die irdische Gabe des Dampfes für die Dampfmaschine ist, eine Kraft, mit deren Hülfe Baumwolle gesponnen und Geld und Geldeswerth verdient werden kann.

Bemerkenswerth wirst Du auch hier wie anderwärts die Nacht der Namen finden, welche in der That nur eine gewisse Art von der Gewohnheit gewebter, das Wunder verbergender Gewänder sind. Geisterrei und alle Arten von Geisteserweisen und Dämonologie nennen wir jetzt Wahnsinn und Nervenkrankheiten. Nur selten bedenken wir, daß auch hier sich immer wieder die neue Frage ausdrängt: Was ist Wahnsinn, was sind Nerven? Der Wahnsinn bleibt immer noch wie zuvor ein geheimnißvoll schreckliches, durch und durch infernalisches Aufwallen der unteren chaotischen Tiefe durch die buntgemalte Vision der Schöpfung, welche darauf schwimmt und die wir das Wirkliche nennen. War Luther's Bild vom Teufel weniger eine Wirklichkeit, mochte es nun innerhalb des körperlichen Auges oder außerhalb desselben geformt worden sein? Selbst in der weisesten Seele liegt eine

ganze Welt inneren Wahnsinns, ein authentisches Dämonenreich, aus welchem diese Welt der Weisheit schaffend zusammengebaut worden und nun darauf ruht, wie eine bewohnbare blumige Erdrinde auf ihrer schwarzen Grundlage.

„Am tiefsten aber von allen trügerischen Erscheinungen zum Verbergen der Wunder, so wie zu vielen anderen Zwecken sind die zwei großen fundamentalen, die ganze Welt einhüllenden Erscheinungen Raum und Zeit. Dieie, die schon vor unserer Geburt für uns gesponnen und gewoben worden, um unser himmlisches Ich zum Hierwohnen zu kleiden und es dennoch zu blenden, — sind Alles umfassend, gleichsam die universelleleinwand oder die Kette und der Schuß, wodurch alle kleineren Illusionen in dieser Phantasmenscistenz sich malen und weben. Vergebens wirst Du, so lange Du auf Erden weilst, Dich bemühen, diese Begriffe abzukreifen. Du kannst weiter nichts thun, als sie höchstens auf Augenblicke auseinander reißen und hindurchschauen.

„Fortunatus hatte ein Wunschhütlein und wenn er dies ausspitzte und sich irgendwohin wünschte, so war er auch flugs dort. Auf diese Weise hatte Fortunatus über den Raum triumphirt, er hatte den Raum vernichtet; für ihn gab es kein Wo, sondern alles war Hier. Sollte sich ein Hutmacher in der Wahngasse zu Weisnichtswo etabliren und Stülze dieser Art für die ganze Menschheit machen, was für eine Welt würden wir dann haben! Noch seltsamer wäre es, wenn auf der entgegengesetzten Seite der Straße ein zweiter Hutmacher sich etablirte und, eben so wie sein Zunftgenosse raumvernichtende, zeitvernichtende Hüte verfertigte! Beiden würde ich abkaufen und wäre es mit meinen letzten paar Groschen, hauptsächlich aber dem letztern. Man stülpte seinen Stütz auf und wäre, indem man einfach wünschte, irgendwo zu sein, stracks auch dort! Hierauf stülpte man den zweiten Stütz auf und wäre, indem man einfach wünschte, irgendwann zu sein, stracks auch dann! Dies wäre in der That das Großartigere. Man stöße nach Belieben aus der Feuererschöpfung der Welt zu ihrer Feuervertilgung. Hier wäre man in dem ersten Jahrhundert historisch anwesend und unterhielte sich mit Paulus und Seneca von Angesicht zu Angesicht. Dort wäre man prophetisch in dem einunddreißigsten und unterhielte sich ebenfalls von Angesicht zu Angesicht mit einem anderen Paulus und einem anderen Seneca, die noch jetzt in der Tiefe jener späten Zeit verborgen stehen!

„Oder glaubst Du, es wäre unmöglich, undenkbar? Ist die Vergan-

genheit denn wirklich vernichtet oder bloß vergangen; ist die Zukunft nicht vorhanden oder bloß zukünftig? Jene Deine geheimnißvollen Fähigkeiten, Gedächtniß und Hoffnung, antworten schon. Schon rufft Du durch jene geheimnißvollen Zugänge, Du, der von der Erde Geblendete, sowohl die Vergangenheit als die Zukunft herbei und beipricht Dich mit ihnen, obgleich jetzt noch dunkel und durch stumme Winke. Der Vorhang von Gestern fällt, der Vorhang des Morgen rollt empor, aber Gestern und Morgen sind beide. Durchschaue das Zeitelement und blicke in die Ewigkeit. Glaube, was Du in den Heiligtümern der menschlichen Seele geschrieben findest, eben so wie alle Denker zu allen Zeiten eifrig und andächtig darin gelesen haben: daß Zeit und Raum nicht Gott, sondern Geschöpfe von Gott sind, daß es bei Gott ein eben so allgemeines Hier als ein ewiges Jetzt giebt.

„Und stehst Du hierin einen Schimmer von Unsterblichkeit? — O Himmel! Ist das weiße Grabmal unserer Lieben, die uns aus unsern Armen hinwegrarb, welches sich in der Ferne gleich einem bleichen, traurig zurückweichenden Meilensteine erhebt, um zu verkünden, wie viele mühsame, freudenlose Meilen wir allein zurückgelegt haben, bloß eine bleiche geipenstliche Muffon! Ist der verlorene Freund immer noch auf geheimnißvolle Weise hier, eben so wie wir noch geheimnißvoll hier sind bei Gott! — Erkenne die Wahrheit, daß nur die Zeitschatten vergangen oder vergänglich sind und daß das wirkliche Wesen von Allem, was da war und ist und sein wird, auch jetzt und immerdar ist. Darüber kannst Du, wenn es Dir unglücklicherweise neu scheinen sollte, mit Ruße nachdenken und zwar die nächsten zwanzig Jahre oder die nächsten zwanzig Jahrhunderte lang. Glauben mußt Du es, begreifen aber kannst Du es nicht.

„Daß die Gedankenformen Raum und Zeit, worin wir ein für allemal auf dieser Erde zu leben berufen sind, unsere ganze praktische Denk- und Auffassungsweise bestimmen, scheint durchaus angemessen, richtig und unvermeidlich zu sein. Daß sie aber auch ferner eine solche Gewalt über das rein geistige Denken ausüben und uns gegen die Wunder blind machen, die uns überall dicht umringen, dies scheint keineswegs in Ordnung zu sein. Man gestatte dem Raume und der Zeit den ihnen gebührenden Rang als Gedankenform, ja sogar, wenn man will, den ihnen durchaus nicht gebührenden Rang als Wirklichkeiten und überlege dann bei sich selbst, wie ihre dünne Hülle die glänzendste Pracht Gottes vor uns verbirgt. Wäre es so z. B. nicht wunderbar, wenn ich die Hand ausstrecken und die Sonne fassen könnte?

Und dennoch stehst Du mich täglich die Hand ausstrecken und damit Dies oder Jenes fassen und es hin und her schwingen. Bist Du denn ein großes Kind, daß Du glaubst, das Wunder liege in so und so viel Meilen Entfernung oder in so und so viel Pfund Gewicht, ohne zu sehen, daß das wahre, unerklärliche, Gott offenbarende Wunder darin liegt, daß ich meine Hand überhaupt ausstrecken kann, daß ich freie Kraft habe, irgend etwas damit zu fassen? Unzählig sind die Täuschungen und Verblendungen dieser Art, welche der Raum uns zufügt.

„Noch schlimmer ist es mit Bezug auf die Zeit. Der große Antimagiker und allgemeine Wunderverberger ist diese selbe lügenhafte Zeit. Hätten wir nur den zeitvernichtenden Hut, um ihn, wenn auch nur ein einziges Mal aufzusetzen, so würden wir uns in einer Welt von Wundern sehen, durch welche alle fabelhafte oder authentische Thaumaturgie und alle Leistungen der Magie übertroffen würden. Unglücklicherweise aber haben wir keinen solchen Hut und der Mensch, der arme Thor, kann sich nur selten und dürftig ohne einen solchen helfen.

„Wäre es z. B. nicht wunderbar, wenn Orpheus oder Amphion die Mauern von Iheben durch den bloßen Klang seiner Leier gebaut hätte? Und doch sage mir: Wer baute diese Mauern von Weisnichtswo, indem er die Sandsteinsfelsen aufrief, aus ihrem Steinbruch — der jetzt ein ungeheurer Abgrund mit schauerlichen, grünbedeckten Wassertümpeln ist — hervorzutragen und sich zu dorischen und jonischen Säulen, viereckigen Häusern und stattlichen Straßen zusammenzufügen? War es nicht der noch höhere Orpheus oder waren es nicht vielmehr die Orpheus, welche in vergangenen Jahrhunderten nach der göttlichen Musik der Weisheit in dem civilisirenden Menschen auf einander folgten? Unser höchster Orpheus wandelte vor achtzehnhundert Jahren in Judäa. Seine in milden heimischen Tönen fließende Sphärenmelodie entzückte die Seelen der Menschen und da sie in der That Sphärenmelodie war, so fließt und tönt sie noch, obgleich jetzt mit tausendfachen Begleitungen und herrlichen Symphonien durch aller unser Herzen und modulirt sie und leitet sie mit göttlicher Gewalt. Ist das ein Wunder, was in zwei Stunden geschieht und hört es auf, wunderbar zu sein, wenn es in zwei Millionen geschieht? Nicht bloß ward Iheben durch die Musik eines Orpheus erbaut, sondern ohne die Musik irgend eines begeisterten Orpheus ward niemals eine Stadt erbaut und kein Werk, auf welches die Menschheit stolz ist, jemals verrichtet.

„Entschlage Dich der Illusion der Zeit. Schaue, wenn Du Augen hast, von der nahen bewegenden Ursache nach ihrem fernen Bewegter. War der Stoß, welcher durch eine ganze Milchstraße elastischer Källe fortgepflanzt ward, weniger ein Stoß, als wenn bloß der letzte Ball getroffen und fortgestoßen worden wäre? O könnte ich — mit dem zeitvernichtenden Gute — Dich unmittelbar von dem Anfang an's Ende versetzen, wie würden Deine Augen entsegelt und Dein Herz in dem Lichtmeere des himmlischen Erstaunens in Flammen gesetzt werden! Dann sähest Du, daß dieses schöne Weltgebäude, wäre es auch in seinem niedrigsten Bereiche, in der That und Wahrheit die gestirnte Stadt Gottes ist, daß durch jeden Stern, durch jeden Grassalm und am meisten durch jede lebende Seele noch der Glanz eines allgegenwärtigen Gottes strahlt! Die Natur aber, welche das Zeitgewand Gottes ist und ihn dem Weisen offenbart, verbirgt ihn dem Thörichten.

Kann ferner etwas wunderbarer sein, als ein wirklicher authentischer Geist? Der Engländer Johnion rechnete sich sein ganzes Leben lang, einen zu sehen, konnte aber nicht, obgleich er nach God Lane und von da in die Kirchengrüfte ging und an Särge anpochte. Thörichter Doctor! Schaute er denn niemals mit dem geistigen Auge sowohl als mit dem körperlichen um sich herum in jene volle Fluth des Menschenlebens, welches er so liebte; schaute er niemals auch nur in sich selbst hinein? Der gute Doctor war ja selbst ein Geist, ein so wirklicher und authentischer Geist, wie sein Herz nur wünschen konnte, und fast eine Million anderer Geister wanderten neben ihm auf den Straßen. Nochmals sage ich: man verbanne die Illusion der Zeit, man dränge die sechzig Jahre in sechs Minuten zusammen — was anders war er, was anders sind wir? Sind wir nicht Geister, die in einen Körper, in eine Erscheinung geformt sind und die wieder in Lust und Unsterblichkeit hinwegschwinden? Dies ist keine Metapher, sondern eine einfache wissenschaftliche Thatfache. Wir entspringen aus dem Nichts, nehmen eine Gestalt an und sind Erscheinungen. Um und herum, wie um das eigentliche Geipensft, ist die Ewigkeit und für die Ewigkeit sind Minuten wie Jahre und Aeonen. Vernehmen wir nicht Töne der Liebe und des Glaubens wie von himmlischen Harfen, gleich dem Gesang glücklicher Seelen? Und kreischen wir nicht bei unserem mißthörenden, eulenhaften Gesträute und schwirren unheimlich und furchsam umher oder poltern und tummeln und in unserem wahnstinnigen Todtentanze, bis das Wittern der Morgenluft uns nach unserer stillen Heimath ruft und die träumerische Nacht erwacht und Tag wird?

Wo ist jetzt Alexander von Macedonien? Ist die in Stahl gehüllte Schaar, die bei Issus und Arbela ihren gellenden Schlachtruf ertönen ließ, hinter ihm da geblieben oder sind sie alle gänzlich verschwunden, wie unruhige Kobolde verschwinden müssen? Wo ist Napoleon mit seinen Rückzügen aus Rußland und seinen Außerlig-Schlachten? War dies alles etwas Anderes als eine so recht eigentliche Geistesjagd, welche nun mit ihrem heulenden Tumult, der die Nacht entieglend machte, vorübergerauscht ist? — Geister! Es lebt deren beinahe tausend Millionen, welche offen am hellen Mittage auf der Erde umherwandeln. Ein halbes Hundert sind davon verschwunden, ein halbes Hundert entstanden, ehe Deine Uhr ein Mal tickt.

„O Himmel, es ist geheimnißvoll, es ist furchtbar, zu bedenken, daß wir nicht bloß Jeder einen künftigen Geist in uns tragen, sondern daß wir in der That und Wahrheit selbst Geister sind! Diese Glieder, woher hatten wir sie, diese sturmische Kraft, dieses Lebensblut mit seiner brennenden Leidenschaft? Sie sind Staub und Schatten — ein Schattenwesen hat sich um unser Ich gesammelt, worin einige Augenblicke oder Jahre lang das göttliche Walten im Kleinen offenbart werden soll. Seht diesen Krieger auf seinem starken Streittroß. Feuer blüht aus seinen Augen, aber Krieger und Streittroß sind eine Vision, eine offenbarte Kraft, weiter nichts. Stillsich flammten sie die Erde, als ob dieselbe eine feste Substanz wäre. Thor! Die Erde ist bloß ein Nebel, sie zerreißt und Krieger und Streittroß sinken hinab, so daß das Senkblei sie nicht mehr erreichen kann. Das Senkblei? Sogar die Phantasie vermag nicht, ihnen zu folgen. Noch vor einer kleinen Weile waren sie nicht, nach einer kleinen Weile sind sie abermals nicht, sogar ihre Rinde ist nicht mehr.

„So ist es von Anbeginn an gewesen, so wird es bleiben bis an's Ende. Generation nach Generation nimmt die Form eines Körpers an und kommt aus eimmertlicher Nacht hervor in himmlischer Vision zum Vorschein. Die Kraft und das Feuer, welches in einem Jeden ist, verbraucht er. Der Eine mahlt in der Mühle der Industrie; ein Zweiter erklimmt die schwindelnden Alpenhöhen der Wissenschaft, ein Dritter wird an den Felsen des Kampfes im Kriege mit seinen Nebenmenschen in Stücke geschmettert und dann wird der vom Himmel Orientete zurückgerufen. Sein irdisches Gewand fällt hinweg und wird sogar für den Sinn bald ein entschwindender Schatten. Wie ein wild flammender, wild donnernder Zug himmlischer Artillerie donnert und flammt dieses geheimnißvolle Menschen-

gekleidet in langgekehrten, schnell aufeinander folgenden, erhabenen Gröndungen durch die unbekannte Tiefe. So tauchen wir gleich einer gottgehaften, feuerathmenden Geisterkhaa aus dem Meere der Ewigkeit auf, eilen stürmisch über die erklaunte Erde und stürzen dann wieder in das Meer der Ewigkeit hinab. Die Gebirge der Erde werden auf unierem Zuge gerbnet und ihre Meere ausgefüllt. Kann wohl die Erde, die nur todt und eine Biston ist, Geistern widerstehen, welche Wirklichkeit haben und lebendig sind? Der härteste Diamant trägt die Spur unserer Fußstapfen und die letzte Nachhut des Heeres wird Spuren von dem ersten Vortrab lesen. Aber woher? — O Himmel, wohin? Der Verstand weiß es nicht, der Glaube weiß es nicht, nur daß es durch Geheimniß zu Geheimniß, von Gott und zu Gott geht.

„Wir sind solcher Stöff
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf.“

Neuntes Kapitel.

Umblick.

Hier entsteht nun die so wichtige Frage: Sind viele britische Leser wirklich mit uns in dem neuen gelobten Lande angelangt, öffnet sich ihnen endlich die Philosophie der Kleider? Lang und abenteuerlich ist die Reise gewesen, von jenen äußersten gemeinen handgreiflichen Wollenhüllen des Menschen an, durch seine wunderbaren Fleischgewänder und seine wunderbaren socialen Garnituren, bis zu den Gewändern der Seele seiner Seele, bis auf Zeit und Raum! Und beginnt denn nun das geistige ewige Wesen des Menschen und der Menschheit, dieser Hüllen entkleidet, sich in gewissem Maße zu offenbaren? Können viele Leser wie durch ein dunkles Glas in unförmlichen, schwankenden Umrissen einige ursprüngliche Anfänge des menschlichen Seins und das Veränderliche von dem Unveränderlichen unterscheiden? Beginnen jene Worte des Erdgeistes in „Faust“:

„So sitz' ich am tausenden Wehthuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid“

oder jene anderen tausendmal wiederholten Worte des Zauberers bei Shakespears:

„Und gleich dem luft'gen Daur dieses Traumes werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die stolzen Thürme, ja der ganze Erdball
Und Alles, was ihm innewohnt, zerfließen
Und wie des leere Gaukelel spiel spurlos
Verschwinden —“

einige Bedeutung für uns zu haben? Mit einem Worte, stehen wir endlich wohlbehalten in der fernen Region der poetischen Schöpfung und Valingenese, wo jener Phönix, Todesgeburt der menschlichen Gesellschaft und aller menschlichen Dinge, möglich erscheint und als unvermeidlich erkannt wird?

Kängs dieser sehr ungenügenden, unerhörten Brücke, welche der Herausgeber mit dem Beistande des Himmels, so gut es gehen wollte, erbaut, sind — wie er wohl hofft, aber nicht berechnen kann — recht Viele ohne Unfall gewankelt. Keinen festen Boden, der das Unüberschreitbare mit einer gepflasterten Heerstraße überspannt, konnte der Herausgeber erbauen, sondern nur, wie schon gesagt ward, eine zickzackförmige Reihe von tumultuarisch darauf umherschwimmenden Blößen. Ach, leider waren die Sprünge von Floß zu Floß nur zu oft von ziemlich halbbrecherischer Art; die Finsterniß, die Natur des Elementes — alles war gegen uns!

Aber mag nichtsdestoweniger hier und da Einer von Tausend, mit einer in unserer Zeit seltenen Vielseitigkeit der Intelligenz begabt, trotz aller Hindernisse den Uebergang bewirkt haben! Glückliche Wenige! Kleine Schaar von Freunden! Seid willkommen, seid gutes Rathes. Allmählig gewöhnt sich das Auge an seine neue Umgebung. Die Hand kann sich ausstrecken, um da zu wirken. In diesem großen und in der That höchsten Werke der Valingenese sollt Ihr arbeiten, ein Jeder nach seiner Fähigkeit. Neue Arbeiter werden ankommen, neue Brücken werden gebaut werden, ja, kann nicht auch unsere armielige Strick- und Floßbrücke bei dem Hinüber- und Herübergehen an vielen Stellen verbessert werden, bis sie ganz fest und selbst für die Lahmen passierbar wird?

Aber wo ist von der unzähligen Menge, die freudig und hoffnungsvoll mit uns die Wanderung antrat, die ungeheure Zahl, die wir nicht mehr an unserer Seite sehen? Die Reisten sind zurückgewichen und stehen fern, und mit theilnahmlosem Erstaunen nachgaffend; Viele, die sich muthiger vor-

drängten, sind ausgeglitten oder zu kurz gesprungen und schwimmen jetzt in der chaotischen Fluth, einige nach diesem Strande, einige nach jenem. Auch diesen soll eine hülfreiche Hand entgegen gestreckt oder wenigstens ein Wort des Trostes gesagt werden.

Oder, ohne Metapher gesprochen — mit welcher Artweise Teufelskröckh und unglücklicherweise ein wenig angesteckt hat — kann es dem Herausgeber wohl verborgen bleiben, daß so mancher britische Leser ganz verblüfft und mehr beunruhigt als belehrt über dem gegenwärtigen Werke sitzt? Ja, schon lange hat mancher britische Leser eben so wie jetzt mit ironischem Lächeln gefragt: Wozu führt dies alles oder was nützt es?

Wenn es gilt, Deinen Beutel zu füllen oder Deine Verdauungskraft zu unterstützen, o britischer Leser, dann führt es allerdings zu nichts und es nützt auch nichts, sondern eher das Gegentheil, denn es kostet Dich etwas. Nichtsdestoweniger, wenn Teufelskröckh und durch ihn wir, Dich, lieber Leser, durch dieses nicht viel versprechende Hornthor in das wahre Land der Träume geführt haben und Du durch den Kleiderschirm wie durch einen magischen Pierre Portuis, wenn auch nur auf Augenblicke, in die Region des Wunderbaren schaust und siehst und fühlst, daß Dein tägliches Leben von Wundern umgeben und auf Wunder gegründet ist und daß sogar Deine Betten und Feinkleider Wunder sind, dann hast Du einen größern Nutzen gewonnen, als man mit Geld bezahlen kann und empfindest Dank gegen untern Professor, ja öfhnst vielleicht in manchem literarischen Theecirkel Deine freundlichen Lippen und giebst diesen Dank auf hörbare Weise zu erkennen.

Ja, hast Du nicht ferner vielleicht nun einsehen gelernt, daß alle Symbole eigentlich Kleider sind; daß alle Formen, wodurch der Geist sich dem Sinne offenbart, sei es nun äußerlich oder in der Phantasie, Kleider sind und auf diese Weise nicht bloß die pergamentene Magna Charta, welche ein Schneider einmal beinahe zu Waßen zerschnitten hätte, sondern auch der Pomp und die Autorität des Geistes, die Heiligkeit der Majestät und alle untergeordneten Respektbegriffe eigentlich ein Kleid und Gewand und die neununddreißig Artikel selbst Bekleidungsartikel (für den religiösen Begriff) sind. Und muß in diesem Falle nicht auch zugestanden werden, daß diese Wissenschaft der Kleider eine hohe ist und bei unendlich tieferem Studium von Deiner Seite reichere Frucht gewährt; daß sie, was wissenschaftlichen Maaß betrifft, der Geistesgehung, der Staatsökonomie und der Theorie der

britischen Constitution sich an die Seite stellt oder vielmehr von ihrer proverbialischen Höhe auf alle diese als auf eben so viele Webstühle und Spinnmaschinen herabblückt, wo die Kleider, die sie zu formen und zu weben und zu vertheilen hat, nur zu oft von hageren, hungrigen Arbeitern, die nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht, mechanisch gewebt und gesponnen werden?

Noch abgesehen von allem diesem und noch weit mehr von allem, was den natürlichen Supernaturalismus betrifft und überhaupt was auf den ferneren oder transcendentalen Theil der Wissenschaft Bezug hat oder in noch so entferntem Zusammenhange mit jenem versprochenen Buche über die Palingenesie der menschlichen Gesellschaft steht, — machen wir bescheidenlich darauf aufmerksam, daß kein Bereich der Kleiderphilosophie, auch nicht das niedrigste, ohne seinen unmittelbaren Werth ist, sondern daß unzählige Schlüsse von praktischer Bedeutung daraus gezogen werden können. Hierbei erwähnen wir noch nichts von jenen prägnanten, ethischen, politischen, symbolischen Erwägungen, welche sich dem Kleiderphilosophen gleich an der Schwelle seiner Wissenschaft aufdrängen, auch nichts von jenen „architektonischen Ideen“, welche, wie wir gesehen haben, allen Moden zum Grunde liegen und eines Tages, wenn sie sich besser entfaltet haben, zu wichtigen Revolutionen führen werden. Wir werfen vielmehr einen flüchtigen Blick auf die Kleiderklasse, wie wir sie nennen möchten, unserer Mitmenschen. Auch hier übersehen wir, trotzdem, daß es hier viel zu betrachten gäbe, die Million Spinner, Weber, Walker, Färber, Wäcker u. s. w., die in ihren dunkeln Kellern herumplanschern, um uns Kleider zu machen und wenden die Aufmerksamkeit des Lesers bloß zwei kleinen Abtheilungen der Menschheit zu, welche gleich den Votten als Kleiderthiere betrachtet werden können, als Geschöpfe, welche in Kleidern leben, weben und sind — wir meinen *Stufter* und *Schneider*.

In Bezug auf diese beiden kleinen Abtheilungen kann ohne Bedenken behauptet werden, daß die öffentliche Meinung, wenn sie nicht durch die Philosophie erleuchtet wird, auf Irrwege geräth und daß sogar die Gebote der Humanität verletzt werden, wie dies vielleicht den Lesern der nachfolgenden beiden Kapitel klar werden wird.

Zehntes Kapitel.

Das Stuperrthum.

Hier müssen wir vor allen Dingen mit einiger wissenschaftlichen Genauigkeit erwägen, was ein Stuper oder Dandy eigentlich ist. Ein Stuper ist ein kleidertragender Mensch, ein Mensch, dessen Beruf, Amt und Existenz in dem Tragen von Kleidern besteht. Jede Fähigkeit seiner Seele, seines Geistes, seiner Pörie und seiner Person wird heldenmüthig diesem einzigen Zwecke, dem richtigen und guten Tragen von Kleidern gewidmet, so daß, eben so wie Andere sich ankleiden, um zu leben, er dagegen lebt, um sich anzukleiden. Die überwiegende Wichtigkeit der Kleider, welche ein deutscher Professor von beispielloser Gelehrsamkeit und Geistesichärfe in einem dicken Buche demonstriert, ist in dem Verstande des Dandy ohne Mühe gleich einem Instinkt des Genius entpurrungen; er ist von der Kleidung inspirirt, ein Poet der Kleidung. Was Teufelsdröckh eine „göttliche Idee der Kleidung“ nennen würde, ist mit ihm geboren und diese will sich eben so wie andere verglichen Ideen äußerlich zu erkennen geben oder drückt ihm unter unaussprechlichen Schmerzen das Herz.

Aber gleich einem hochherzigen schöpferischen Enthusiasten macht er furchtlos aus seiner Idee eine That, zeigt sich in eigenthümlichem Gewande der Menschheit und wandelt einher als Zeuge und lebender Märtyrer für den ewigen Werth der Kleider. Wir nannten ihn einen Poeten. Ist nicht sein Körper die (ausgestopfte) Pergamenthaut, worauf er ein Sonett auf die Augenbrauen seiner Geliebten schreibt? Oder sagen wir vielmehr ein Epos auf die ganze Welt in Macaronenversen, die Jeder lesen kann? Ja, wenn man — was ganz zulässig scheint — annimmt, daß der Stuper ein Prinzip des Denkens und einige Begriffe von Zeit und Raum in sich trägt, liegt dann nicht in dieser Widmung seines Lebens, in diesem so willigen Opfer des Unsterblichen, welches er dem Vergänglichen darbringt, etwas — obgleich in umgekehrter Ordnung — von jenem Verschmelzen und Identificiren der Ewigkeit mit der Zeit, welches, wie wir gesehen haben, den prophetischen Charakter ausmacht?

Und was verlangt der Stuper als Gegenleistung für all dieses unterbrochene Märtyrerrthum, für seine Poesie und sogar Prophezeiung? Weiter nichts, als daß Du seine Existenz anerkennst, daß Du ihn als einen

lebenden Gegenstand, oder wenn dies nicht möglich wäre, wenigstens als einen sichtbaren Gegenstand oder als ein Ding betrachtest, welches Lichtstrahlen zurückwirft. Dein Silber und Dein Gold begehrt er, außer Dem, was das knauserige Geseg ihm schon gesichert hat, nicht, sondern einfach den Blick Deiner Augen. Verstehe seine mythische Bedeutung oder erkenne sie und mißdeute sie — sieh ihn aber nur an und er ist zufrieden. Dürfen wir uns nicht mit Recht tadelnd über eine untankbare Welt aussprechen, welche selbst dieses armselige Geschenk verweigert, welche ihr Sehvermögen an ausgestopfte Krokodile und flammeßige Zwillinge vergeudet und über das einheimische wunderbare Wunder aller Wunder, einen lebendigen Stuger, mit hastiger Gleichgültigkeit und kaum verhehlter Verachtung hinwegsieht! Kein Zoolog klassificirt ihn unter die Mammalien, kein Anatom seziert ihn sorgfältig. Wann sahen wir irgend ein Stugerpräparat in unjeren Museen oder ein Exemplar von ihm in Eriritus aufbewahrt? Lord Haringköpf kann in einem dunkelbraunen Anzug, mit dunkelbraunem Hemd und dergleichen Schuben einherwandeln — es zieht alles nicht und das unachtsame, mit größeren Bedürfnissen beschäftigte Publikum geht achlos an ihm vorüber.

Das Zeitalter der Reugier ist eben so wie das des Ritterthums im eigentlichen Sinne des Wortes vorüber. Und dennoch schlummert es vielleicht bloß, denn jetzt erhebt sich die Kleiderphilosophie, um seltsamerweise sowohl das eine als auch das andere wieder zu erwecken! Sollten geunde Ansichten dieser Wissenschaft den Sieg davontragen, so kann die wesentliche Natur des kritischen Stugers und die mythische Bedeutung, die in ihm liegt, nicht stets unter einer lächerlichen und beklagenswerthen Täuschung verborgen bleiben.

Der nachfolgende lange Auszug aus dem Werke des Professors Teufelsdröckh kann die Sache, wenn auch nicht in ihr wahres Licht setzen, doch demselben etwas näher bringen. Es ist indessen zu bedauern, daß hier, wie so oft anderwärts, der scharfe philosophische Blick des Professors durch eine gewisse Beimischung von fast eulenhafter Blindheit oder einer gewissen verkehrten, unwirksamen, ironischen Tendenz getrübt wird. Unsere Leser werden selbst urtheilen.

„In diesen zerfahrenen Zeiten,“ schreibt er, „wo das religiöse Prinzip, aus den meisten Kirchen vertrieben, entweder ungesehen in den Herzen guter Menschen liegt und hier still einer neuen Offenbarung entgegenarbeitet

und sich entgegeniebt oder aber heimatlos in der Welt umherirrt, gleich einer entkörperten Seele, welche ihre irdische Organisation sucht, — muß dieses religiöse Prinzip sich versuchsweise in die seltsamsten Formen des Aberglaubens und des Kanatismus flüchten. Der höhere Enthusiasmus der menschlichen Natur ist vorübergehend ohne Exponent, aber dennoch bleibt er unzerstörbar, unermüdet thätig und arbeitet blindlings in der großen chaotischen Tiefe. So verkörpert sich eine Sekte und eine Kirche nach der andern und schmilzt wieder in eine neue Metamorphose.

„Am meisten ist dies in England zu bemerken, welches als die reichste und am schlechtesten unterrichtete der europäischen Nationen, gerade die Elemente (nämlich der Hitze und der Finsterniß) darbietet, in welcher solche Montkalber und Ungeheuer am besten gedeihen. Unter den neuern Sekten dieses Landes ist eine der bemerkenswertheften und mit unserm vorliegenden Gegenstande in engem Zusammenhange stehende die der Stuzer oder, wie man sie dort nennt, Dandies, in Bezug auf welche ich die geringen Aufschlüsse, die ich mir über sie zu verschaffen im Stande gewesen bin, hier weiter mittheilen will.

„Allerdings sprechen einige der englischen Journalisten, größtentheils Leute ohne Sinn für das religiöse Prinzip und ohne Urtheil für die Kundgebungen desselben, in ihren kurzen räthselhaften Notizen, als ob dies mehr eine weltliche Sekte als eine religiöse wäre, aber nichtskostener weniger offenbart sich dem psychologischen Auge ihr frommer und sogar exstremthiger Charakter ziemlich deutlich. Ob sie nun zu der Klasse der Fetisch-Religionen, oder zu der der Heldenverehrungen, oder Polytheismen, oder zu irgend einer andern Klasse gehört, dies kann bei dem gegenwärtigen Stande unserer Einsicht unentschieden bleiben. Ein gewisser Anflug von Manichäismus, obgleich nicht in der gnostischen Form, ist deutlich erkennbar, eben so wie auch — denn der menschliche Irrthum bewegt sich im Kreise und kommt in gewissen Zwischenräumen wieder zum Vorschein — eine nicht unbedeutende Ähnlichkeit mit jenem Aberglauben der Mönche von Athos, welche, indem sie sich aller Nahrung enthielten und lange Zeit aufmerksam und unverwandt ihren Nabel betrachteten, hierin die wahre Apokalypse der Natur und den entschleierte Himmel erkannten. Meiner Ansicht nach scheint es, als ob diese Sekte der Dandies weiter nichts als eine der Neuzeit angepasste neue Modifikation jenes uralten Aberglaubens, der Selbstverehrung wäre, welchen Zerdusht, Quangutschee, Muhamed und Andere mehr unterzuordnen

und zu zügeln als gänzlich auszurotten bemüht waren und der nur in den reineren Formen der Religion gänzlich verworfen worden ist. Wenn es daher Jemandem beliebt, ihn den wieder ins Leben gerufenen Ahrimaniismus oder eine neue Form der Dämonenverehrung zu nennen, so habe ich, so weit die Sache sich bis jetzt überschauen läßt, nichts dagegen einzuwenden.

„Uebrigens entwickeln diese von dem Eifer einer neuen Sekte besetzten Leute Muth und Ausdauer und zeigen, welche Kraft in der menschlichen Natur liegt, auch wenn sie noch so sehr geknechtet wäre. Sie affectiren große Reinheit und Absonderung, unterscheiden sich durch ein besonderes Costüm, worüber in einer früheren Abtheilung dieses Buches einige Notizen gegeben wurden, eben so, natürlich so weit als möglich, durch eine besondere Sprache, anscheinend eine gebrochene *Lingua franca* oder Englisch-Französisch, und bemühen sich im Ganzen genommen eine ächt nazarenische Haltung zu behaupten und sich von der Welt unbesleckt zu erhalten.

„Sie haben ihre Tempel, von welchen der größte, so wie mit dem jüdischen Tempel der Fall war, in ihrer Hauptstadt steht und *Alma's* heißt — ein Wort von sehr unsicherer Etymologie. Ihre Andacht halten sie größtentheils des Nachts und haben ihre Oberpriester und Oberpriesterinnen, welche jedoch dieses Amt nicht lebenslang bekleiden. Der Ritus, der, wie Einige glauben, von mănadischer Art ist oder auch vielleicht einen elenfinischen oder sabirischen Charakter hat, wird streng geheim gehalten. Auch fehlt es dieser Sekte nicht an heiligen Büchern. Diese nennt man *Modoromane*; der Canon ist jedoch nicht vollständig und einige sind canonisch, andere dagegen nicht.

„Von diesen heiligen Büchern verschaffte ich mir nicht ohne Kosten einige Exemplare und begann in der Hoffnung, wahre Einsicht zu erlangen und mit dem Eifer, welcher einem Kleiderforscher geziemt, dieselben zu studiren und zu interpretiren. Meine Mühe aber war gänzlich vergebens und jene hartnäckige Beselust und Besessenhaftigkeit, welche mir Niemand abpredigen wird, erwies sich hier zum ersten Male als unzulänglich. Vergebens, daß ich mich weiblich anstrenzte und mein Aeußerstes that. Nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit schon empfand ich allemal ein seltsames Brausen und Kreischen in den Ohren, worauf sodann ein magnetischer Schlaf von der entseßlichsten Art eintrat. Bemühte ich mich, diesen abzuschütteln und stemmte mich auf Leibkräften dagegen, so trat eine bis jetzt noch nie ge-

fühlte Empfindung wie von Delirium tremens ein, die in eine gänzliche Geistesverfinstlung überging, bis ich endlich auf Befehl des Arztes, der den Ruin meiner sämmtlichen geistigen und körperlichen Kräfte und eine allgemeine Auflösung meiner Constitution fürchtete, zögernd aber fest beschloß, dieser Lectüre zu entsagen. War hier vielleicht ein Wunder thätig, gleich jenen feurigen Kugeln und himmlischen und höllischen Erscheinungen, welche bei den jüdischen Mysterien den Uneingeweihten ebenfalls mehr als einmal zurückgeschreckt haben? Doch sei dem wie ihm wolle, so muß ein solches Mißlingen meinerseits nach den besten Bemühungen die Unvollkommenheit dieser Skizze entschuldigen, die dennoch die vollständigste ist, welche ich von einer Sekte geben konnte, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit nicht übersehen werden durfte.

„Da ich mein Leben und meine Sinne lieb habe, so soll keine Macht der Erde mich in meiner Eigenschaft als Privatindividuum veranlassen, jemals wieder einen solchen Moderoman aufzudrücken. Glücklicherweise aber erscheint in diesem Dilemma eine Hand aus den Wolken, welche mir, wenn auch nicht Sieg, doch Erlösung, in Aussicht stellt. Die Bücherpackete, welche die Stillischweigen'sche Buchhandlung aus England zu beziehen pflegt, sind gewöhnlich in eine Menge Makulaturbogen eingewickelt, welche der Kleiderphilosoph mit einer gewissen mohamedanischen Ehrerbietung sogar gegen Makulaturpapier, in welchem zuweilen ganz merkwürdige Aufschlüsse enthalten sein können, seiner Beschäftigung zu unterziehen nicht verschmäht. Die Leser mögen sich eine Vorstellung von seinem Ersäunen machen, als er plötzlich auf einem solchen Bogen, der wahrscheinlich ursprünglich einer englischen Zeitschrift, die man dort Magazine zu nennen pflegt, angehörte, eine Abhandlung eben über dieses Thema der Moderomane erblickte! Diese Abhandlung geht freilich hauptsächlich vom weltlichen Gesichtspunkte aus und richtet sich nicht ohne Bitterkeit gegen ein mir unbekanntes Individuum Namens Pelham, der ein Pythagor und tonangebender Lehrer und Prediger dieser Sekte zu sein scheint, so daß, was allerdings auch von einem so zufällig hergehenden Bogen nicht zu erwarten stand, das wahre Geheimniß, die rechnerische und Physiologie der Sekte der Dandies hier keineswegs, offenbart wird.

einer aus weniger kommen hier und da zerstreute Lichtfunken zum ich Nutzen zu ziehen bemüht gewesen bin. Ja, in ngen oder mythischen Theogonien oder was sie

sonst sind (denn der Styl scheint sehr gemischt zu sein) dieses Axiomagen ausgewählten Stelle finde ich etwas, was mir ein Glaubensbekenntniß oder eine Pflichtenafel des Menschen nach den Lehrläßen dieser Sekte zu sein scheint. Dieses Bekenntniß oder diese Pflichtenafel werde ich, da sie aus einer so authentischen Quelle stammt, deshalb unter sieben verschiedene Punkte zusammenordnen, der deutschen Lesewelt in sehr abgekürzter Form vorlegen und damit von diesem Gegenstande Abschied nehmen. Man bemerke auch, daß ich, um allen Irrthum so viel als möglich zu vermeiden, so weit thunlich, mich buchstäblich an das Original halte:

„Glaubensartikel.

„1. Ein Rock darf durchaus nichts haben, was an das Dreieck erinnert. Gleichzeitig sind Halten auf der Hinterseite sorgfältig zu vermeiden.

„2. Der Kragen ist ein sehr wichtiger Punkt. Er muß hinten niedrig und ein wenig eingebogen sein.

„3. Keine Bügellosigkeit der Mode kann einem Manne von seinem Geschmack gestatten, der vorzugsweise nach hinten entwickelten Körperfülle eines Hottentotten zu huldigen.

„4. Die größte Empfehlung verdient ein Schwalbenschwanzfrack.

„5. Der gesunde Menschenverstand eines Mannes von Bildung zeigt sich nirgends in hellerem Lichte als in der Wahl seiner Ringe.

„6. Unter gewissen Beschränkungen ist es der Menschheit erlaubt, weiße Weiden zu tragen.

„7. Ueber den Hüften müssen die Beinkleider außerordentlich fest anschließen.

„Alle diese Sätze begnüge ich mich vor der Hand bescheidentlich, aber veremtorisch und unwiderruflich in Abrede zu stellen.

„In seltsamen Contrast zu dieser Sekte der Dandies steht eine andere britische Sekte, die ursprünglich, wie man mir mitgetheilt hat, aus Irland stammt, wo sie auch jetzt noch ihren Hauptsitz hat, aber auch auf der Hauptinsel bekannt ist und sich überhaupt allerwärts raich ausbreitet. Da diese Sekte bis jetzt noch keine canonischen Bücher herausgegeben hat, so befindet sie sich für mich in demselben Zustande von Dunkelheit, wie die der Dandies, welche Bücher veröffentlicht hat, die der menschliche Verstand ohne fremde Beihülfe nicht zu begreifen vermag. Die Mitglieder scheinen je nach den verschiedenen Pläßen ihrer Existenz mit sehr verschiedenen Namen bezeichnet zu werden. In England nennt man sie gewöhnlich die Sekte der Gelpag-

ten, so wie auch ziemlich unlogisch die weißen Neger, während sie von den Angehörigen anderer Sekten zum Hohne die Sekte der zerlumpten Bettler genannt wird. In Schottland titulirt man sie *Hallandshakers* oder Lumpenbüttler, worin ohne Zweifel eine Anspielung auf ihr gewöhnliches Kostüm liegt. In Irland, welches, wie schon vorhin erwähnt wurde, ihr großer Mutterstod ist, führen sie eine Menge Bezeichnungen, wie z. B. *Sumpfläufer*, *Rothbeine*, *Pandmänner*, *Dämmerrungsfalter*, *Waldkinder*, *Rockiten*, *Armenisklaven* u. i. w., welcher letztere Name jedoch der ursprüngliche und generische zu sein scheint, wohingegen, die andern höchstwahrscheinlich bloß unbedeutende Varietäten oder höchstens weitverzweigte Schöplinge des Mutterstamms sind, auf dessen Unterabtheilungen und Nuancen wir uns hier nicht die Zeit nehmen wollen, ausführlicher einzugehen. Es genüge uns zu wissen, daß — wie unzweifelhaft zu sein scheint — die ursprüngliche Sekte die der Armenisklaven ist, deren Lehrsätze, Praxis und Charakteristischen Kennzeichen die ganze Korporation durchdringen und befeelen, wie man auch übrigens dieselbe kennen oder äußerlich unterscheiden möge.

Die bestimmten theoretischen Lehrsätze dieser Bruderschaft — wie das Weltall, der Mensch und das Menschenleben sich in dem Gemüth eines irischen Armenisklaven spiegeln, mit welchen Gefühlen und Meinungen er der Zukunft entgegen, der Gegenwart ins Antlitz und auf die Vergangenheit zurückschaut — möchten äußerst schwierig zu specificiren sein. Ihre Constitution scheint etwas Klosterliches zu haben, denn wir finden sie durch die beiden Klostergelübde der Armuth und des Gehorsams gebunden, welche Gelübde, besonders das erstere, sie, wie man sagt, mit großer Strenge beobachten, ja, ich habe gehört, daß sie schon vor ihrer Geburt diesem Gelübde unwiderruflich geweiht werden. Daß auch das dritte Klostergelübde, nämlich das der Keuschheit, streng unter ihnen aufrecht erhalten werde, finde ich keinen Grund, zu vermuthen.

Ferner scheinen sie der Sekte der Dandies insofern nachzuahmen, als sie eben so wie diese ein eigenthümliches Kostüm tragen. Eine Beschreibung dieses Kostüms der irischen Armenisklaven wird man freilich in dem vorliegenden Buche nicht finden und zwar aus dem Grunde, weil es mit dem unvollkommenen Organ der Sprache nicht beschreiblich zu sein schien. Ihr Gewand besteht aus unzähligen Schößen, Aufschlägen und unregelmäßigen Klügeln von allen Stoffen und Farben, durch deren labyrinthische Höhlun-

gen der Körper mit Hülfe eines noch unbekannten Verfahrens hindurchzieht. Zusammengehalten wird dieses seltsame Costüm durch eine vielfache Combination von Knöpfen, Bindfäden und Holzpföcken, zu welchen häufig noch ein Gürtel von Leder, von Hanf oder auch sogar ein Strohseil um die Lenden hinzukommt. Für Stroh scheinen sie überhaupt sehr eingenommen zu sein und tragen es oft statt der Sandalen. Was die Kopfbedeckung betrifft, so affectiren sie eine gewisse Freiheit und tragen Hüte mit theilweiser Krämpfe ohne Deckel oder bloß mit einem halb losgezangenen, auf- und abklappenden ventilarartigen Deckel. Im erstern Falle drehen sie zuweilen den Hut um und tragen ihn mit der Krämpfe nach oben, wie eine Studentenmütze — in welcher Absicht ist unbekannt.

Der Name Armenislaven scheint auf einen slavischen, polnischen oder russischen Urvater hinzudeuten, nicht so dagegen das innere Wesen und der Geist ihres Aberglaubens, welcher vielmehr einen teutonischen oder druidischen Charakter entfaltet. Man sollte glauben, sie seien Anbeter der Ertha oder Erde, denn sie graben und arbeiten fortwährend und emsig in ihrem Schooße oder nehmen, in abgesonderte Betzellen eingeschlossen, mit den der Erde abgewonnenen Substanzen allerhand Manipulationen vor, wobei sie selten nur nach den himmlischen Gestirnen anschauen und dies dann auch überdies mit verhältnißmäßiger Gleichgültigkeit thun. Andererseits leben sie wie die Druiden in dunkeln Wohnungen. Oft zer schlagen sie sogar ihre Glasfenster, wo sie deren finden und stopfen sie mit Kleidungsstücken oder andern dunkeln Gegenständen zu, bis die angemessene Dunkelheit wiederhergestellt ist. Eben so sind sie auch, wie alle Anhänger der Naturanbetung, öftern Ausbrüchen einer Begeisterung unterworfen, welche bis zur Wildheit und Grausamkeit ansteigen kann und verbrennen Menschen, wenn auch nicht in geschnittenen Gözenbildern von Weidenzweigen, doch in Lehmhütten.

In Bezug auf die Diät haben sie ebenfalls ihre besondern Obergangen. Alle Armenislaven sind Ichthyophagen oder Wurzelesser; einige sind Ichthyophagen und verzehren geätzene Häringe. Anderer animalischer Nahrung enthalten sie sich, ausgenommen, vielleicht mit einem seltsamen, umgekehrten Fragment braminiischer Gesinnung, solcher Thiere, die eines natürlichen Todes sterben. Ihr hauptsächliches Nahrungsmittel ist das Wurzelgewächs Kartoffel, welches am Feuer gekocht und gewöhnlich ohne irgendwelche andere Zuthat oder Gewürz genossen wird. Als Getränk bedienen sie sich mit einem fast epigrammatischen Gegenlage des Geschmacks

der Milch, welche das mildeste, und des Potheen, welcher das hitzigste Getränk ist. Dieses letztere habe ich gekostet, eben so wie den schottischen Whisky, eine bei der Sekte in diesem Lande gebräuchliche analoge Flüssigkeit. Dieselbe enthält unverkennbar eine Form von Alkohol im höchsten Zustande der Concentration, obgleich durch scharfe, brennende Oele verdeckt. Im Ganzen genommen ist es die schärfste Substanz, die mir bekannt ist, so zu sagen ein förmliches flüssiges Feuer. Bei allen ihren religiösen Feierlichkeiten ist, wie man behauptet, dieser Potheen ein unerläßliches Erforderniß und wird in großen Massen consumirt.

„Ein irländischer Reliender von vielleicht ungewöhnlicher Wahrheitsliebe, welcher unter dem für mich bedeutungslosen Titel der selige John Bernard auftritt, entwirft die folgende Skizze von einer Haushaltung, deren Mitglieder, obgleich dies nicht ausdrücklich erklärt ist, jener Religionssekte angehört zu haben scheinen. Auf diese Weise sollen meine deutschen Leser jetzt einen irländischen Armenisklaven gleichsam mit eigenen Augen betrachten und ihn sogar bei Tische sehen. Uebrigens habe ich in dem so kostbaren, oben erwähnten Notulaturbogen ein entsprechendes Bild von einem Dandys-Haushalt, von dem ebenfalls bereits erwähnten Rhinagogen oder Theogonen gemalt, gesunken. Auch dieses werde ich der Welt vorführen, damit sie beide mit einander vergleichen könne.

„Erstens daher die Häuslichkeit des Armenisklaven, der gleichzeitig eine Art Gastwirth gewesen zu sein scheint. Ich führe die betreffende Stelle des Originals hier wörtlich an: „Die Geräthschaften dieser Caravanierai bestanden aus einem großen eisernen Kessel, zwei Tischen von Eichenholz, zwei Pänken, zwei Stühlen und einer Potheenkanne. Oben war eine Art Boden, auf welchen man mittelst einer Leiter hinaufflieg, angebracht, auf welchem die Hausbewohner schliefen und der untere Raum war durch einen gestochenen Zaun in zwei Gemächer getheilt — das eine für die Ruh und das Schwein, das andere für die Familie und die Gäste. Als wir in das Haus traten, sahen wir die Familie, elf Personen zählend, beim Mittagessen. Der Vater saß obenan, die Mutter unten und die Kinder zu beiden Seiten eines großen eichenen Bretes, welches in der Mitte ausgehöhlt war wie ein Trog, um den Inhalt ihres Kartoffeltopfes zu fassen. Kleine Löcher waren in gleichen Zwischenräumen eingeschnitten, um das Salz aufzunehmen und ein Topf Milch stand auf dem Tische. Von Luxusartikeln, wie Fleisch und Bier, Brod, Messern und Tellern, war nichts zu sehen.“

„Der Armenisklave war, wie unser Reisender fand, ein breitschulteriger, starkgebauter Mann mit einem Munde, der von einem Ohr zum andern reichte. Sein Weib hatte von der Sonne gebräunte, durchaus nicht unangenehme Züge und seine halbnackten Kleinen den Appetit von Wölfen. Ueber ihre philosophischen oder religiösen Lehrsätze oder Gebräuche sagt unser Reisender kein Wort.

„Nun aber wenden wir uns zweitens zu dem Haushalt des Dandys, worin jener oft erwähnte Rhytagog und begeisterte Schriftsteller höchst wahrscheinlich selbst seinen Wohnsitz hat:

„Ein prachtvoll ausgestattetes Ankleidezimmer mit violetten Vorhängen und Stühlen und Ottomanen von derselben Farbe. Zwei Spiegel von Mannesgröße sind zu beiden Seiten eines Tisches angebracht, auf welchem sich die Luxusgegenstände der Toilette befinden. Mehrere Flaschen mit Parfüm, auf eigenthümliche Weise neben einander geordnet, stehen auf einem kleinern Tische von Perlmutter und diesem gegenüber ein kostbar von mattem Silber gearbeiteter Waschapparat. Links sehen wir eine schön verzierte Garderobe, deren theilweis offenstehende Thüren einen ungeheuern Vorrath von Kleidern erblicken lassen, während Schuhe von eigenthümlich kleiner Form die unteren Ecken monopolisiren. Der Garderobe gegenüber gestattet eine angelehnte Thür einen halben Blick in ein Badezimmer. Im Hintergrunde bemerkt man eine Flügelthür. — Der Autor — unser Rhytagog in eigener Person — tritt ein, während ein französischer Kammerdiener in weißseidener Jacke und baillener Schürze dienstfertig voranschreitet.

„Dies sind die beiden Sekten, welche in diesem Augenblick den unbestimmten Theil des britischen Volkes ausmachen und dieses fortwährend geplagte Land heunruhigen. Für das Auge des politischen Sehers ist ihr wechselseitiges, von den Elementen der Unreinigkeit und Feindseligkeit erfülltes Verhältnis weit entfernt, ein tröstliches zu sein. Diese beiden Prinzipien der Selbstverehrung oder Dämonenverehrung der Dandies und der Erdenverehrung der Armenisklaven offenbaren sich jetzt allerdings noch unter entfernten und keineswegs bedeutenden Formen; nichtsdessenweniger aber breiten sie sich in ihren Wurzeln und unterirdischen Verzweigungen durch das ganze Gebäude der Gesellschaft aus und arbeiten unermüdet in den geheimen Tiefen der englischen Nationalexistenz, indem sie sich bemühen, sie in zwei widerstrebende, unzusammenhängende Massen zu trennen und zu isoliren.

„An Zahl und selbst an individueller Stärke nehmen die Armenisklaven, wie es scheint, stündlich zu. Die Dandies dagegen sind ihrer Natur nach eine proselytenmachende Sekte, doch rühmt sie sich großer erblicher Hülfquellen und ist stark durch Einigkeit, wohingegen die in viele Parteien gespaltenen Armenisklaven bis jetzt noch keinen Sammelplatz haben oder im besten Falle nur mittelst theilweiser geheimer Verbindungen zusammenwirken. Wenn sich wirklich einmal eine Gemeinde von Armenisklaven bilden sollte, wie es schon eine Gemeinde von Heiligen giebt, welche seltsamen Folgen würden sich daraus ergeben! Die Dandies blicken jetzt noch auf die Armenisklaven mit Verachtung herab, vielleicht aber ist die Stunde nicht mehr fern, wo es sich praktisch zeigen wird, welche Partei wirklich von der andern etwas zu fürchten hat.

„Mir kommt es wahrscheinlich vor, daß diese beiden Sekten eines Tages England unter sich theilen werden, nachdem eine jede sich aus den dazwischenliegenden Parteien rekrutirt, bis alle in diesen beiden aufgegangen sind. Ich möchte sie mit zwei bodenlosen, siedenden Strudeln vergleichen, die auf entgegengesetzten Punkten des festen Landes hervorgebrochen sind. Bis jetzt scheinen sie bloß unruhige, müßig sprudelnde Brunnen zu sein, die durch menschliche Kunst mit leichter Mühe zugesüttet werden könnten. Aber man bemerke wohl, wie ihr Durchmesser sich täglich erweitert; es sind hohle Kegel, die aus der unendlichen Tiefe heraufkochen, über welcher Guer festes Land nur eine dünne Kruste oder Rinde ist! So bröckelt das dazwischenliegende Land täglich hinweg, täglich breitet sich die Macht der beiden Strudel weiter aus. Bald ist nur noch ein Fufweg, ein Nebelstreifen von Land zwischen ihnen übrig. Auch dieser wird hinweggepökt und dann — dann haben wir die wahre Hölle des Wassers und Noah's Sündfluth ist überfluthet!

„Oder noch besser, ich möchte sie zwei grenzenlose und in der That beipflichtlose — von der „Maschinerie der Gesellschaft“ gedrehte — Elektrifizirungsmaschinen mit Batterien von entgegengesetzter Eigenschaft nennen. Das Armenisklaventhum ist der negative, das Dandithum der positive Punkt. Letzterer zieht stündlich die sämmtliche positive Elektrizität der Nation, nämlich ihr Geld, an sich und eignet sie sich an. Der andere ist mit der negativen — das heißt dem Hunger —, die eben so mächtig ist, gleich geschäftig. Bis jetzt setzt Ihr bloß vorübergehende Funken, aber wartet nur ein wenig, bis die ganze Nation sich in elektrischem Zustande befindet, bis die ganze

Lebenselektricität, nicht mehr der Gesundheit zuträglich neutral in zwei isolirte Theile, in einen positiven und einen negativen — Geld und Hunger — getheilt wird und so in zwei Weltbatterien sich gegenübersteht! Ein Kind kann sie durch Bewegung eines einzigen Fingers einander nähern und dann — was dann? Die Erde wird mit einem Donnerschlage wie der des jüngsten Gerichtes in ungreifbaren Rauch zerfchmettert, die Sonne vermisst einen ihrer Planeten im Raume und es giebt hinfort keine Mondfinsterniß mehr. — Oder ein noch besserer Vergleich“ —

O genug, genug mit Vergleichen und Gleichnissen, die auch unser Gelehrter sind, so daß es in der That schwer zu sagen ist, wer durch das Ueberreizen derselben mehr sündigt, ob wir oder Teufelsdröckh.

Oft haben wir ihn wegen dieses ungebührlchen Ausspinnens eines Gegenstandes getadelt und kennen von Alters her seine Tendenz zum Kosticismus und zur Religiosität, wodurch er in allen Dingen fortwährend Meliglon herauswitterte, aber niemals vielleicht umwölkte diese seltsame Verblendung seinen sonst so durchdringenden Blick auf solche Weise, wie in dieser Abhandlung über Stuger- oder Dandylthum. Oder steckt vielleicht hinter allem diesem eine schlaue Satyre und ist der Professor und Scher nicht ganz so blödsichtig, wie er sich stellt? Wenn es sich um einen gewöhnlichen Sterblichen handelte, so würden wir entschieden mit Ja geantwortet haben, bei einem Teufelsdröckh aber ist stets ein gewisser Grad von Zweifel möglich. Ist jedoch wirklich Satyre beabsichtigt, so wird die Sache dadurch wenig gebessert. Es fehlt nicht an Reuten, welche antworten werden: „Hält Euer Professor uns denn für Einfaltspinsel? Seine Ironie hat sich überhört, wir durchschauen sie und vielleicht auch ihn.“

Elftes Kapitel.

Die Schneider.

Auf diese Weise ist unser erster praktischer Schluß aus der Kleiderphilosophie, nämlich der, welcher das Stugertbum betrifft, genugsam gezogen und wir kommen nun zu dem zweiten, welcher Schneider betrifft. In diesem letztern Punkte stimmt unsere Meinung glücklicherweise vollständig mit der Teufelsdröckh's selbst überein, so wie er sie auf der letzten Seite seines

Buches ausspricht, welcher wir daher gern hier einen Platz einräumen. Möge er demnach seine letzten Worte nach seiner eigenen Weise sprechen:

„Ueber ein Jahrhundert,“ sagt er, „muß verstreichen und der blutige Kampf der Freiheit geschlagen und Throne müssen auf Altäre gethürmt werden, wie der Belion auf den Ossa, und der Moloch der Ungerechtigkeit muß seine Opfer und der Michael der Gerechtigkeit seine Märtyrer haben, ehe die Schneider in ihre wahren Menschenrechte eintreten und diese letzte Wunde der leidenden Menschheit vernarbt.“

„Wenn irgend etwas in der Geschichte der Weltblindheit und überraschen könnte, so könnten wir hier in der That stillstehen und staunen. Es hat sich die Idee verbreitet und überall auf fast unausrottbare Weise Wurzel gefaßt, daß die Schneider eine besondere Gattung Weichöpfe, keine Männer, sondern bloß Bruchtheile von Männern sind. Man nenne Einen einen Schneider und es ist dies bei dem verzerrten, halb wahn sinnigen Zustande unserer Gesellschaft fast eben so gut, als wenn man sich ihn lebenslang zum Feinde machen wollte. Der Ausdruck *schneidermäßig* bezeichnet einen auf andere Weise gar nicht auszudrückenden Grad von Verzagtheit. In unseren medizinischen Büchern ist von einer Schneidermelancholie die Rede, die schimpflicher ist als Auslag und von der man fabelt, ein Schneider habe sie zuerst bekommen, weil er von Kohlblättern gelebt. Was soll ich erst von Hans Sachs — der selbst ein Schuhmacher oder eine Art Lederschneider war — und seinem Schneider mit dem Vanier sprechen? Warum von Shakespeare in seiner Zählung einer Widerspenstigen und anderwärts? Sieht es nicht aufgezichnet, daß die englische Königin Elisabeth, als sie eine Deputation von achtzehn Schneidern empfing, sie mit den Worten anredete: Guten Morgen, Ihr Herren beide!‘ Rühmte sich nicht dieselbe gekrönte Jungfrau, sie habe ein Cavallerieregiment, von welchem weder Kopf noch Mann verlegt werden könne, nämlich ihr Regiment Schneider auf Seiten? So wird überall die Lüge für bare Münze genommen und als eine unbestreitbare Thatsache betrachtet.“

„Brauche ich wohl aber irgend einem Physiologen die Frage zu stellen, ob sie bestreitbar ist oder nicht? Scheint es nicht wenigstens annehmbar, daß der Schneider unter seinen Kleidern Knochen, Eingeweide und auch noch andere Muskeln hat, als den sartorius? Von welcher Funktion der Mannheit läßt sich vermuthen, daß der Schneider nicht im Stande sei, sie zu ver-

richten? Kann er nicht seinen Schuldner festrechnen lassen? Ist er nicht in den meisten Ländern ein Steuern bezahlendes Thier?

„Den Lesern dieses Buches kann es durchaus nicht zweifelhaft sein welcher Uebergewaltung ich huldige. Ja, wenn die Frucht dieser langen Nachtwachen und fast übernatürlichen Forschungen nicht gänzlich verloren geht, so wird die Welt einer höheren Wahrheit näher kommen und die von Swift angebahnte Behauptung, daß der Schneider nicht bloß ein Mann, sondern auch gewissermaßen ein Schöpfer oder eine Gottheit ist, ins hellste Licht treten. Von Franklin ward gesagt, er habe dem Himmel den Blitz und den Königen das Scepter entzissen, aber ich möchte fragen: Wer ist größer, Der, welcher giebt oder Der, welcher entreißt? Denn abgesehen von individuellen Fällen und wie der Mensch durch den Schneider zu einem Edelmann neu geschaffen und nicht bloß mit Wolle, sondern auch mit Würde und einer mystischen Herrschaft bekleidet wird — ruht nicht das schöne Gebäude der Gesellschaft selbst mit all ihren Königsmänteln und Priestergewändern, wodurch wir von Nacht und Getrenntheit zu Staaten, Nationen und einer ganzen zusammenwirkenden Menschheit organisiert worden sind, von dem Schneider allein her? — Was sind übrigens alle Poeten und Morallehrer weiter als eine Art metaphorischer Schneider? Und hat uns in Bezug auf diese hohe Kunst der größte aller gegenwärtig lebenden Kunstbrüder nicht triumphirend gefragt: „Wer anders als der Dichter schuf zuerst Götter für die Menschen, brachte sie zu uns herab und hob uns zu ihnen hinauf?“

„Und dies ist er, welchen, während er zusammengeknickt auf der harten Pflast seiner Werkstätte sitzt, die Welt als den neunten Theil eines Mannes mit Verachtung behandelt! Schau' empor, Du Vielweidiger; blicke empor mit dem strahlenden Auge der Hoffnung und der prophetischen Ahnung einer edlen besseren Zeit! Zu lange schon hast Du hier gekriecht auf Deinen gekreuzten Beinen und Deine Knöchel kufzig gemacht, gleich einem heiligen Anachoreten oder katholischen Kalix, welcher Buße thut, denn auch Du rufst des Himmels reichsten Segen auf eine Welt herab, welche Dich verhöhnt. Haste Hoffnung! Schon schimmern blaue Streifen durch unsere Wolken, der dicke Nebel der Unwissenheit zerreißt und es wird Tag werden. Die Menschheit wird ihre langangehäufte Schuld mit Zinsen zurückbezahlen; der Anachoret, welcher verhöhnt ward, wird angebetet, der Bruchtheil wird nicht bloß ein Ganzes, sondern ein Quadrat und ein Cubus werden. Mit Er-

saunen wird die Welt erkennen, daß der Schneider ihr Hierophant und Hierarch oder sogar in gewissem Grade ihr Gott ist.

„Als ich in der Sophienmoschee stand und den vierundzwanzig Schneidern zuhob, die jenes prachtvolle Tuch zusammennähten und verzieren, welches der Sultan alljährlich für die Kaaba zu Mekka fertigen läßt, dachte ich bei mir selbst: Wie viele andere unheilige Gegenstände außer diesem arabischen Paßstücken hat Eure verbüllende Kunst heilig gemacht!“

„Noch rührender war es, als ich in der schottischen Stadt Edinburg um eine Ecke biegend plötzlich ein Aushängeschild erblickte, auf welchem geschrieben stand, daß Der und Der „Peinkleiderverfertiger seiner Majestät des Königs“ sei. Oben darüber waren ein Paar Lederhosen abgemalt und zwischen den Knien standen die denkwürdigen Worte: *Sic itur ad astra*. War dies nicht die Märtyrergefängnißrede eines allerdings in Fanden leufenden Schneiders, der aber seiner Erlösung entgegenseufzte und prophetisch an eine bessere Zeit appellirte? An die Zeit der Gerechtigkeit, wo der Werth der Peinkleider dem Menschen offenbar und die Scheere auf immer ehrwürdig werden würde?“

„Auch kann ich vielleicht jetzt schon sagen, daß seine Ansprache nicht ganz vergebens gewesen ist. Dieser feierliche Moment, wo die Seele, gleichsam auseinander gerissen, dem begeisterten Einfluß offen ist, war es, wo ich zuerst die Idee zu diesem Werke über die Kleider sagte, das Größte, welches ich jemals zu Stande zu bringen hoffen kann, welches nach langen Verzögerungen einen so großen Theil meines Lebens in Anspruch genommen hat und noch ferner in Anspruch nehmen wird und dessen erster und einsacherer Theil hier seinen Schluß finden mag.“

Zwölftes Kapitel.

Abschied.

So haben wir uns bemüht, aus dem ungeheuern regellosen Maschinenfloß, den Herr Teufelsdröckh für seine Mitmenschen zusammengezimmert, die schönsten Maschinen herauszuklauben und auf unserm eignen Prätextirteller zu überreichen. Ein mühsames, vielleicht ein undankbares Unternehmen, in welchem uns jedoch eine gewisse Hoffnung dann und wann ermunternd zur

Seite gestanden hat und auf welches wir jetzt nicht ganz ohne Befriedigung zurückblicken. Wenn hierdurch, obgleich auf barbarische Weise, ein Wissen geistiger Nahrung der dürstigen Nation unserer geliebten britischen Welt hinzugefügt worden ist, welchen edleren Lohn könnte der Herausgeber sich wünschen? Und sollte es sich anders erweisen, warum sollte er murren? War dies nicht eine Aufgabe, welche das Schicksal ihm auf jeden Fall zugetheilt? Und steht er, nachdem er nun damit fertig ist, sein allgemeines Tagewerk nicht um so viel erleichtert, um so viel abgekürzt?

Von Professor Teufelsdröckh scheint es unmöglich, ohne ein gemischtes Gefühl von Erstaunen, Dankbarkeit und Ripbilligung Abschied zu nehmen. Wer wird nicht bedauern, daß Talente, welche in den höhern Regionen der Philosophie oder auch in der Kunst hätten nützen können, sich so viel damit beschäftigen haben, in Kumpfkammern herumzuwühlen, ja nur zu oft in Minnsteinen herumzutragen, wo verlorene Ringe und Brillanthalsbänder keineswegs die einzige Ausbeute sind? Man kann nicht umhin, tief zu bedauern, aber dennoch wäre jeder Tadel nichts weiter als Zeitverlust. Teufelsdröckh von seinen tollen Launen zu heilen, würde die britische Kritik umsonst versuchen; genug für sie, wenn sie durch Wachsamkeit die weitere Verbreitung dieser Grillen unter uns selbst verhindern kann. Wie, wenn nun diese vielfach verschlungene, übertriebene, metaphysische Art und Weise zu schreiben, geschweige denn zu denken, unter unsern Schriftstellern allgemein würde, was doch sehr leicht geschehen könnte? Hat nicht auf diese Weise der Herausgeber selbst, indem er Teufelsdröckh's Deutsch überarbeitete, viel von seiner eigenen englischen Reinheit verloren? Gerade so wie der kleinere Strudel von dem größern eingesogt wird und sich mit diesem herumdrehen muß, so ist der kleinere Geist in dem vorliegenden Falle gezwungen worden, ein Theil des größern zu werden und wie dieser alle Dinge bildlich zu betrachten. Es wird langer Zeit und eifriger Anstrengungen bedürfen, um diese Gewohnheit wieder auszurotten.

Nichtsdestoweniger und so wunderbar auch unser Professor sich zeigt, giebt es doch wohl keinen Reiz, der sich in erklärter Feindschaft von ihm trennen könnte. Wir wollen gestehen, daß in dem sonderbaren, viele Streiche dulakenden, aber auch viele Streiche austheilenden Manne Vieles liegt, was uns fast an ihn fesselt. Seine Haltung ist, wie wir hoffen und glauben wollen, die eines Mannes, welcher zur Heuchelei gesagt hatte: *Wade Dich fort!* Und zum Dilettantismus: *Hier kannst Du nicht weilen!* Und zur

Wahrheit: Vertritt Du bei mir alles Andere! — ein Mann, welcher dem „Zeitfürsten“ oder Teufel muthig Troß geboten, ja, der vielleicht gleich Hannibal von seiner Geburt an auf geheimnißvolle Weise diesem Kriege geweiht war und nun aufrat, um ihn auch mit allen Waffen, an allen Orten, zu allen Zeiten zu führen. In einer solchen Sache ist jeder Soldat, und wäre es auch nur ein polnischer Senfenträger, willkommen.

Immer aber wieder drängt sich uns die Frage auf: Wie konnte ein Mann, der dann und wann viel Scharfblick entfaltete, der ein überaus hartes Schicksalsgefühl bejaß und der wirkliche Gedanken mitzutheilen hatte, den Entschluß fassen, sie in einer Gestalt von sich zu geben, welche so nahe an das Abgeschmackte grenzt? Wer diese Frage genügend beantworten könnte, wäre klüger als der gegenwärtige Herausgeber. Unsere Rnthmaßung ist zuweilen gewesen, daß vielleicht die Nothwendigkeit hiermit eben so viel zu thun hatte, als die freie Wahl. Scheint es nicht denkbar, daß in einem Leben wie das unseres Professors, wo so vieles von der Natur gütig Geschenke im praktischen Leben mißlungen und mißrathen war, auch die Literatur niemals recht gedeihen wollte? Daß er, indem er sich mit seiner charakteristischen Hestigkeit bemühte, dies und jenes Bild zu malen und nicht ohne Erfolg, endlich seinen mit allen Farben gefüllten Pinsel verzweifelt gegen die Leinwand schleudert, um zu sehen, ob er den Schaum auf diese Weise ausdrücken kann? Bei all seiner Ruhe bejaße Teufelsdröckh vielleicht dennoch Verzweiflung genug dazu.

Eine zweite Rnthmaßung wagen wir mit noch weniger Bürgschaft für ihre Richtigkeit. Sie besteht darin, daß Teufelsdröckh von dem allgemeinen Gefühl, dem Wunsche, Proselyten zu machen, nicht ganz frei ist. Wie oft sind wir schon in Ungewißheit gewesen, ob die Basis dieser so räthselhaften Natur wirklich Stoicismus und Verzweiflung oder nur in die Gestalt derselben zusammengeschrunppte Liebe und Hoffnung sei. Merkwürdig ist übrigens sein Ausdruck: „Wie ist Freundschaft möglich? In allseitiger Gebenheit gegen das Gute und Wahre. Außerdem ist sie unmöglich, angenommen als bewaffnete Neutralität oder ein hohles Handelsbündniß. Ein Mensch ist, sei der Himmel Aetz dafür gepriesen, sich selbst genügend, aber dennoch sind zehn in Liebe vereinigte Menschen im Stande, zu sein und zu thun, was zehntausend einzelne nicht vermöchten. Unendlich ist die Hülfe, welche der Mensch dem Menschen gewähren kann.“

In Verbindung hiermit erwäge man den folgenden Ausdruck:

„Es ist die Nacht der Welt und wird noch lange dauern, bis es Tag wird. Wir wandern mitten im Glimmen dampfender Ruinen und die Sonne und die Sterne des Himmels sind wie auf eine Zeit hinweggetilgt und zwei unermessliche Phantome: Heuchelei und Atheismus, mit dem gefräßigen ungeheuren Sinnlichkeit, stolziren auf der Erde umher und nennen sie ihr Eigenthum. Am wohlsten befinden sich die Schläfer, für welche die Existenz ein leichter Traum ist.“

Aber wie steht es mit den von Entschlafenen ergriffenen Wachen, die eine Wirklichkeit darin erkennen? Sollten diese sich nicht verbünden, da sogar ein ächtes Gespenst niemals zweien Menschen zu gleicher Zeit sichtbar ist? — In diesem Falle wäre dieses ungeheure Kleiderbuch eigentlich eine ungeheure Pechpfanne, welche unser Teufelsdröckh auf seinem einsamen Wachtthurme angezündet hätte, damit sie weithin durch die Nacht flamme und mancher trostlos umherirrende Geist hierher in die Arme eines Bruders geführt werde! — Wie wir schon früher sagten — wer weiß, was für wahnsinnige Hoffnungen dieser Mann bei all seiner böshaften Gleichgültigkeit hegt!

Mittlerweise muß hier doch eine Thatsache erwähnt werden, welche mit einer solchen Vermuthung nicht übereinstimmt und sogar, wenn Teufelsdröckh geschaffen wäre wie andere Menschen, dieselbe so gut wie gänzlich umstürzen würde. Während nämlich das Leuchtfeuer am hellsten loderte, hatte der Wächter es verlassen, damit kein Vilger ihn fragen könnte: Wächter, wie lange dauert die Nacht noch? Professor Teufelsdröckh ist — wir dürfen dies nicht verschweigen — in Weisnichtswo jetzt nicht mehr sichtbar anwesend, sondern hat sich allem Anscheine nach abermals im weiten Raume verloren. Vor einiger Zeit beliebte es dem Hofrath Heuschrecke, und mit einer zweiten, sehr langen Epistel zu beglücken, worin er viel von seinem Institut zur Abwehr der Uebervölkerung schwatzte, sich wiederholt lobend über die Zettelschadocumente ausdrückte, deren hieroglyphische Natur unser Hofrath immer noch nicht zu ahnen scheint und uns schließlich ein höchst merkwürdiges Ereigniß zum ersten Male in folgenden Worten mittheilt:

„Euer Wohlgeboren werden aus den öffentlichen Blättern ersehen haben, mit welcher theilnehmenden, bis jetzt aber gänzlich fruchtlosen Beizorgniß Weisnichtswo das Verschwinden seines Weisen betrachtet. Möchte doch die vereinte Stimme Deutschlands ihn bewegen, zurückzukehren, ja wären wir auch nur im Stande, zu ermitteln, auf welchem geheimnißvollen Wege er sich entfernt hat! Leider aber ist die alte Liebe Nocturn und vollkommen

ununterrichtet oder stellt sich wenigstens so. In der Wahngasse ist alles stumm, todt und öde und selbst die heilige Inquisition wäre nicht im Stande, hier etwas zu ermitteln.

Man hatte bemerkt, daß, während die große Neuigkeit von den drei Pariser Julitagen in Weisnichtwo von Mund zu Munde ging und an Aller Ohren schlug, Herr Teufelsdröckh sowohl in der ‚Gans‘ als auch anderwärts eine ganze Woche lang kein Wort weiter sprach als folgende drei: ‚Es geht los!‘ Kurz nachher ward, wie Euer Wohlgeboren wissen, die öffentliche Ruhe hier eben so wie in Berlin durch einen Ausfall der Schneider bedroht. Auch schloß es nicht an unzufriedenen oder vielleicht bloß zweifelnden Wühlern, welche behaupteten, das Schlußkapitel des Kleiderbuchs sei Schuld daran. In dieser furchtbaren Krisis war die heitere Ruhe unseres Philosophen unbeschreiblich, ja vielleicht konnte durch ein einziges solches Individuum etwas davon in den Magistrat selbst übergehen und auf diese Weise zur Befreiung des Landes beitragen. Die Schneider sind jetzt wieder vollständig zur Ruhe gebracht. — Keinem dieser beiden Vorfälle kann ich unseren Verlust beimeessen, aber dennoch zeigt sich von Paris und seiner Politik aus der Schatten eines Verdachtes. Als z. B. die Gesellschaft der Saint Simonisten ihre Theorien hier bekannt machte und die ganze ‚Gans‘ ein einziges ungeheures Gegacker von Gelächter, Klagen und Erstaunen war, saß unser Weiser stumm da und sagte am Ende des dritten Abends weiter nichts als: ‚Dies sind auch Menschen, welche nicht ohne Erstaunen entdeckt haben, daß der Mensch immer noch Mensch ist, von welcher hohen, längst vergessenen Wahrheit Ihr sie aber schon eine falsche Anwendung machen sehet.‘

Seitdem wurde, wie durch Abhörung des Postdirectors ermittelt ward, wenigstens ein Brief und die Antwort darauf zwischen den Herren Bazard, Esfantin und unserm Professor gewechselt. Was der Inhalt dieser Briefe war, läßt sich jetzt nur vermuthen. Am darauf folgenden fünften Abende sah man den Professor zum letzten Male!

ist dieser unschätzbare, den meisten der feindlichen Sekten, welche unsere Aera beunruhigen, so anstößige Mann von gewissen ihrer Emisnaire hinweggelockt worden, oder bezog er sich freiwillig in ihr Hauptquartier, um sich mit ihnen zu besprechen und ihnen gegenüberzutreten? Grund haben wir, wenigstens von negativer Art, zu glauben, daß der Verschwundene noch lebe und unser verwittwetes Herz flüstert auch, daß er in nicht allzu-

langer Zeit ein Lebenszeichen von sich geben werde. Außerdem müssen seine Zimmer früher oder später von der Behörde geöffnet werden, in welchen man viele werthvolle Manuscripte zu finden glaubt. Vielleicht befindet sich auch die mehrerwähnte Palingenese darunter.“

So weit der Hofrath, welcher nach seiner Gewohnheit ebenfalls verschwindet, wie ein Irlicht und die Nacht noch finsterner zurückläßt.

Teufelsdröckh's öffentliche Geschichte ist demnach noch nicht zu Ende. ja vielleicht steht der bessere und interessantere Theil derselben erst noch zu erwarten. Wir stehen in einer Region von Ruthmassungen, wo der Körper in Schatten verschmolzen ist und sich nicht mehr von dem andern unterscheiden läßt. Möge die Zeit, welche alle Räthsel löst oder unterdrückt, auch auf dieses ein frohes Licht werfen! Unsere persönliche, fast an Gewissheit streifende Vermuthung ist, daß Teufelsdröckh in stillem, sicherem Dunkel, aber nicht, um immerwährend still zu liegen, sich gegenwärtig in London befindet.

Hier jedoch kann der gegenwärtige Herausgeber mit einer ambrosischen Freude wie von in Schlaf sinkender allzu großer Mattigkeit seine Feder niederlegen. Wohl weiß er, wenn menschliches Zeugniß etwas gilt, daß dies auch für unzählige britische Leser eine befriedigende Vollendung ist, daß unzählige britische Leser ihn während dieser laufenden Monate bloß als eine unbeschagliche Unterbrechung ihres Gedanken- und Verdauungsganges betrachten und dies nicht ohne eine gewisse Erbitterung und sogar ausgesprochene Schmähungen an den Tag legen. Aber muß er nicht, eben so wie für alles Andere, auch dafür den himmlischen Mächten danken? Euch allen, o erbitterte Leser, sagt er daher mit ausgestreckten Armen und offenem Herzen ein freundliches Lebewohl. Haben wir nicht im Laufe der Ewigkeit einige Monate unserer Lebensreise mit einander zurückgelegt? Haben wir nicht zusammen existirt, obgleich im Zustande der Uneinigkeit?

Vorläufige Anzeige.

Der sechste Band von Carlyle's Schriften wird den ersten Band
von dem mit großer Spannung erwarteten Werke:

Friedrich der Große

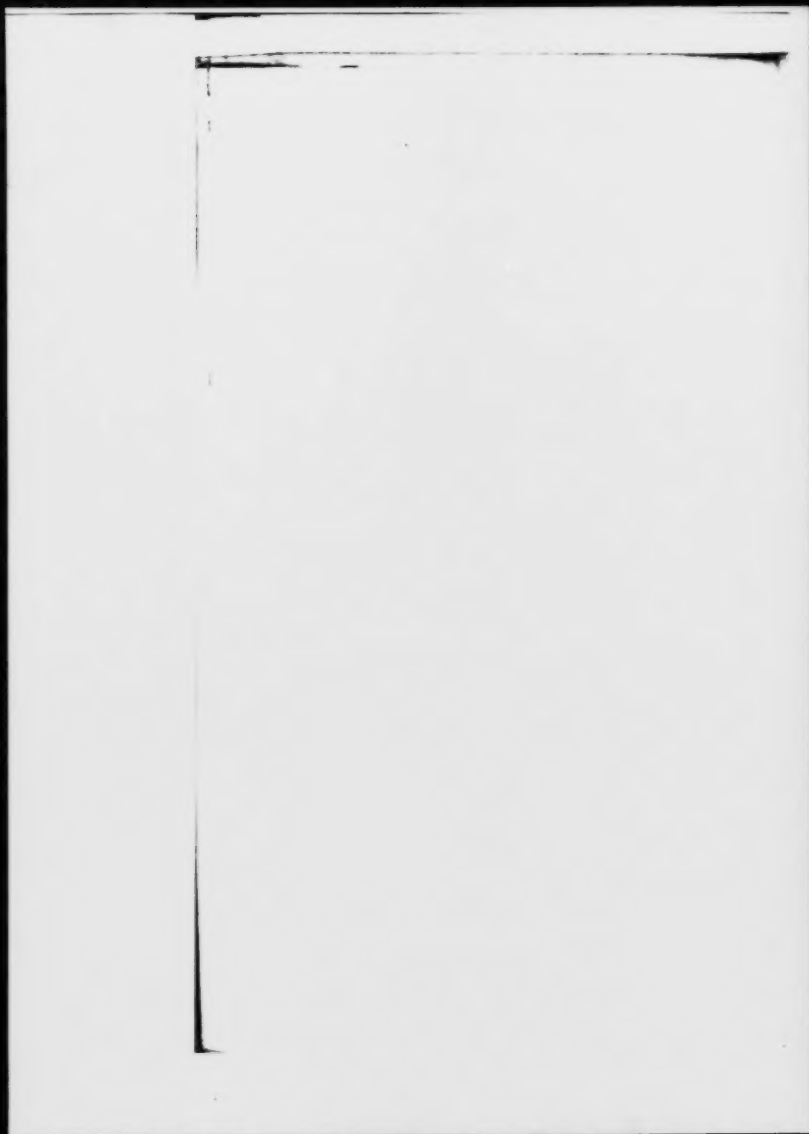
enthalten.

Otto Wigand.

Truck von Otto Wigand in Leipzig.

Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Sechster Band.



Thomas Carlyle's
ausgewählte Schriften.

Deutsch

von

A. Breßmar.

Sechster Band.

Vergangenheit und Gegenwart.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1856.

Lot. 324.



I n h a l t.

Erstes Buch. Einleitung.

	Seite
1. Kap. Midas	1
2. „ Die Ephinx	7
3. „ Die Insurrection zu Manchester	14
4. „ Morrison's Pille	23
5. „ Die Aristokratie des Talentes	27
6. „ Heldenverehrung	33

Zweites Buch. Der Mönch der alten Zeit.

1. Kap. Jocelin von Brakelond	39
2. „ St. Edmundsbury	46
3. „ Der Gutsheerr Edmund	50
4. „ Abt Hugo	56
5. „ Das zwölfte Jahrhundert	61
6. „ Mönch Samson	63
7. „ Die Wahlbesprechungen	72
8. „ Die Wahl	75
9. „ Abt Samson	82
10. „ Regierung	88
11. „ Das Thun und Treiben des Abts	92
12. „ Des Abtes Nützseligkeiten	97
13. „ Im Parlament	102
14. „ Heinrich von Essex	103
15. „ Praktisch-religiös	107
16. „ St. Edmund	114
17. „ Die Anfänge	121

Drittes Buch. Der Arbeiter der Neuzeit.

1. Kap. Phänomene	Seite 129
2. „ Das Evangelium des Rammonismus	137
3. „ Das Evangelium des Dilettantismus	142
4. „ Glücklich	145
5. „ Die Engländer	149
6. „ Zwei Jahrhunderte	157
7. „ Ueberproduction	161
8. „ Die unabhängige Aristokratie	165
9. „ Die thätige Aristokratie	172
10. „ Fluglen von Unterschot	177
11. „ Arbeit	185
12. „ Lohn	189
13. „ Demokratie	197
14. „ Sir Jabez Birkbeck	210
15. „ Merriam noch einmal	213

Viertes Buch. Horoskopy.

1. Kap. Aristokratien	226
2. „ Das Bekchungs-Gemité	239
3. „ Das eine Institut	244
4. „ Hauptleute der Industrie	255
5. „ Dauer	261
6. „ Die Pantherren	266
7. „ Die Begabten	272
8. „ Die Diktatoren	276

Erstes Buch.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Widias.

Die Lage Englands, worüber jetzt so viel geschrieben wird und so viele ungeschriebene bleibende Gedanken in jedem denkenden Kopfe auftauchen, wird mit Recht als eine der ominösesten und zugleich der seltsamsten betrachtet, die man jemals in dieser Welt gesehen. England ist voll von Reichthum, von den mannigfachen Erzeugnissen zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse jeder Art, und dennoch stirbt England an Entkräftung. In unverminderter Fülle blüht und wächst das Land England. Es walt von goldenen Ernten und ist dicht besäet mit Werkstätten, industriellen Werkzeugen und fünfzehn Millionen Arbeitern, welche als die stärksten, geschicktesten und willigsten betrachtet werden, welche die Erde jemals hatte. Diese Menschen sind da; die Arbeit, die sie gefertigt, die Frucht, die sie ins Leben gerufen haben, ist auch da und umgiebt uns in Fülle und Fülle auf allen Seiten. Und dennoch ist ein unheilvoller Nachspruch wie von einem Zauberer ausgegangen, welcher sagt: „Nührt sie nicht an, Ihr Arbeiter, Ihr Arbeitsherrn, Ihr reichen Müßiggänger! Keiner von Euch kann sie anrühren, keinem von Euch wird sie etwas nützen, denn diese Frucht ist bezaubert!“

Die armen Arbeiter trifft ein solcher Nachspruch zuerst mit seiner ganzen Schwere, aber die reichen Arbeitsherrn trifft er auch. Selbst die Müßiggänger können ihm eben so wenig entgehen als irgend einer der reichsten und vornehmsten Staatsangehörigen und alle sind der Gefahr ausgesetzt, dadurch niedergeschmettert und in pekuniärer oder noch weit unheilvollere Beziehung „arm“ gemacht zu werden.

Von diesen willigen, geschickten Arbeitern sehen, wie man jetzt berechnet, ungefähr zwei Millionen in Arbeitshäusern oder Armengefängnissen oder bekommen ein Almosen über die Mauer zugeworfen, weil die Arbeitshaus-Bastille bis zum Bersten voll ist und das harte Armengeies durch ein noch härteres zertrümmert wird. So sehen sie schon seit vielen Monaten da und ihre Hoffnung auf Erlösung ist jetzt noch klein. In Arbeitshäusern sehen sie, die man wahrscheinlich bloß scherzhafterweise so nennt, weil keine Arbeit darin verrichtet werden kann. Zwölfhunderttausend dieser Arbeiter kommen auf England allein. Ihre geschickte rechte Hand ist gelähmt und ruhet müßig in dem bekümmerten Busen; ihre Hoffnungen, ihre Ausichten, ihr Antheil an dieser schönen Welt sind von engen Mauern umschlossen.

So sehen sie hier eingepfercht wie von einem entzücklichen Zauber gefangen und sind froh, gefangen und mit diesem Panne belegt zu sein, damit sie nicht zu verhungern brauchen.

Der malerische Tourist erblickt an einem sonnigen Herbsttage auf seinen Wanderungen durch die schönen lachenden Gefilde Englands das Arbeitshaus einer Gemeinde.

„Als ich an einem schönen Tage des vergangenen Herbstes,“ sagt der malerische Tourist, „an dem Arbeitshause von St. Ives in Huntingdonshire vorüberkam, sah ich auf hölzernen Bänken vor ihrer Bastille und innerhalb deren Ringmauer ein halbes Hundert oder noch mehr von diesen Leuten sitzen. Es waren lange kräftige Gestalten, größtentheils jung oder den mittleren Lebensjahren angehörend, von ehrlichen und größtentheils auch intelligenten Zügen. So saßen sie hier dicht neben einander, aber in eine Art Erstarrung und ganz besonders in ein Schweigen versunken, welches einen eigenthümlichen Eindruck machte. In Schweigen, denn ach, was sollten sie sprechen? Die rings umher liegende Erde rief ihnen zu: Kommt und pflügt mich! Kommt und erntet von mir! — Aber sie saßen hier festgebannt! In den Augen und auf den Stirnen dieser Menschen lag der düsterste Ausdruck, nicht des Jornes, sondern des Kummerd und der Scham und vielfachen unausgesprochenen Grames und Lebensüberdrußes. Sie erwiderten meinen Blick mit einem Blick, welcher zu sagen schien: Sieh und nicht an. Wir sitzen hier festgebannt, wissen aber nicht warum. Die Sonne scheint und die Erde ruft, aber durch die regierende Gewalt und Ohnmacht dieses England ist es uns verwehrt zu gehorchen. Es sei unmöglich, sagt

man und! — In allem diesen lag etwas, was mich an Dante's Hölle erinnerte, und ich setzte meinen Weg rasch weiter fort.*

So viele Hunderttausende sitzen in Armenarbeitshäusern und andere Hunderttausende haben noch nicht einmal Armenhäuser, und sogar in dem betriebihamen Schottland, in den Städten Glasgow oder Edinburgh, in ihren finsternen Gäßchen, nur dem Auge Gottes und der Wohlthätigkeit, seiner Dienerin, sichtbar, giebt es Scenen des Jammers, der Entbehrung und Entblößung, so wie sie die Sonne hoffentlich selbst in den barbarischsten Regionen, wo Menichen gewohnt haben, niemals gesehen.

Glaubwürdige und urtheilssfähige Zeugen, der wackere menschenfreundliche Dr. Alison, welcher sagt, was er weiß, und dessen edle Heilkunst in seinen menschenfreundlichen Händen abermals eine wahrhaft heilige wird, erzählt uns viele Dinge. Dieselben sind nicht von diesem Jahr, auch nicht vom letztvergangenen Jahr und haben keinen Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Hantelsnotdung, in welcher wir uns jetzt befinden, sondern bloß auf den allgemeinen Zustand. Nicht an hitzigen Fieberanfällen, sondern an chronischen Krebsschäden dieser Art leidet Schottland.

Ein Armengeieß und zwar, wie hier bemerkt werden kann, jedes Armengeieß ist bloß eine zweitrweilige Maßregel, ein schmerzstillendes, aber kein heilendes Mittel. Reich und Arm können, wenn einmal die nackten Thatsachen ihres Zustandes in Collision gekommen sind, nicht lange auf der Paß eines bloßen Armengeieies neben einander hinhastiren.

Sehr wahr, und dennoch können menschliche Wesen nicht dem Hungertode überlassen werden! Auch Schottland muß, bis etwas Besseres kommt, ein Armengeieß haben, wenn Schottland nicht unter allen Nationen verachtet dastehen soll. O welch eine Vergeudung von edlen und dreimal edlen Nationaltugenden, welche alles edle Metall Potosi's nicht zurück erkaufen kann und wogegen das Metall Potosi's und Alles was man damit erkaufen kann, nur Staub und Spreu ist!

Warum sollen wir länger bei dieser Seite des Gegenstandes verweilen? Die Sache ist zu unbestreitbar und jetzt Niemandem mehr zweifelhaft. Man steige in die unteren Klassen hinab, wo man will, in der Stadt oder auf dem Lande, und durch welchen Kanal man will, entweder indem man die darüber vorbandenen amtlichen Erhebungen zu Rathe zieht oder indem man selbst die Augen aufthut und sich umschaut, so wird sich immer dasselbe traurige Resultat ergeben. Man wird nämlich zusehen müssen, daß der ar-

beitende Theil dieser reichen englischen Nation in einen Zustand verurtheilt ist oder verfinstert, der, wenn man alle Seiten desselben in Erwägung zieht, buchstäblich noch niemals seines Gleichen gehabt hat.

Vor den Rissen zu Stockport — und auch dies hat seinen Bezug auf den gegenwärtigen Zustand des Handels, sondern gehört einem früheren Datum an — stehen ein Vater und eine Mutter und werden schuldig gefunden, drei ihrer Kinder vergiftet zu haben, um eine Begräbnißkassengesellschaft um drei Pfund acht Schillinge zu betrügen, die ihnen bei dem Tode eines jeden Kindes ausgezahlt werden mußten. Sie werden angeklagt, schuldig gefunden und die amtlichen Behörden, flüstert man, deuten an, daß der Fall vielleicht nicht der einzige ist, und daß man vielleicht besser thut, wenn man dieser Sache nicht weiter nachforscht.

Wir schreiben dies im Herbst 1841, das Verbrechen selbst gehört dem lehtvergangenen Jahre an. „Entmenschte Barbaren, verworfene Irländer,“ murmelt der müßige Zeitungsteiler, ohne weiter lange über diesen Vorfall nachzudenken. Und dennoch ist es ein Vorfall, der wohl des Nachdenkens verlohnt, da die Entmenschtigkeit, die Barbarei und der verworfene Irthum niemals in so helles Licht gestellt worden. In dem britischen Lande hatten menschliche Eltern, von weißer Haut und sich zur christlichen Religion bekennend, dies gethan. Sie waren von ihrem Irthum, von ihrer Noth und Barbarei dazu getrieben worden.

Solche Beispiele gleichen dem höchsten, dem Auge sichtbar verhängnißvollen Gipfel, unter welchem aber noch eine ganze, noch nicht sichtbar gewordene Gebirgsregion liegt. Menschliche Ehegatten hatten zu einander gesagt: Was sollen wir thun, um dem Hungertode zu entgehen? Wir sitzen hier tief in unserem finstern Keller und die Hülfe ist weit. — Ja, in dem Hungerturme Ugolino's geschehen erschütternde Dinge und der geliebte kleine Gaddo sinkt todt auf die Knie seines Vaters! — Das Elternpaar von Stockport denkt: Unser armer kleiner Hungerleider Tom, der den ganzen Tag nach Nahrung schreit, der in dieser Welt nur Böses und nichts Gutes sehen wird, wäre gut aufgehoben, wenn er diesem Elende sofort entrisen würde. Er wäre dann todt und wir Andern würden dadurch vielleicht am Leben erhalten. — Dies wird gedacht und angedeutet und endlich gethan. Und nachdem der kleine Tom umgebracht und aufgezehrt ist, kommt der arme kleine Hungerleider Jack daran und dann der arme kleine Hungerleider Will. Welch ein Comité der Wege und der Mittel!

In ausgehungerten, belagerten Städten, bei dem furchtbaren Strafgericht, welches der Zorn Gottes über das alte Jerusalem ergehen ließ, ward prophezeit und gesagt: „Die Hände der barmherzigen Frauen haben ihre eigenen Kinder gesotten.“ Die düstere hebräische Phantasie konnte sich keinen schwärzeren Abgrund des Glücks denken, es war das Ultimatum des verworfenen, von Gott gestraften Menschen. Und wir hier im modernen England, umringt von Ueberfluß aller Art, von nichts als höchstens einem unsichtbaren Zauber belagert, kommen auch bis dahin! — Wie kommt das? Weshalb geschieht es?

Auch sind die Bewohner der Armenhäuser von St. Ives, der engen Gäßchen von Glasgow und der Keller von Stockport nicht die einzigen Unglücklichen unter uns. Diese erfolgreiche Industrie Englands mit ihrem allzuvollständigen Reichthum, hat bis jetzt noch Niemanden reich gemacht. Es ist ein verzauberter Reichthum, der bis jetzt noch Niemandem gehört. Wir möchten fragen: Wen von uns hat er bereichert? Wir können Tausende verwenden, wo wir einst Hunderte verwendeten, aber wir können nichts Gutes damit erkaufen. In Reich und Arm sehen wir anstatt edler Betriedsamkeit und Hülfe nur müßigen eiteln Luxus mit niedrigem Mangel und Unfähigkeit abwechseln. Wir haben prachtvolle Rahmen für unser Leben, aber wir haben vergessen, darin zu leben. Es ist ein verzauberter Reichthum und keiner von uns kann ihn bis jetzt anrühren. Gibt es eine Menschenklasse, welche fühlt, daß sie wahrhaft dadurch an Wohlbefinden gewonnen hat, so möge sie sich uns nennen!

Viele Menschen essen feinere Speisen und trinken theurere Weine. Mit welchem Nutzen, können sie uns sagen und ihre Aerzte können es auch. Aber inwiefern hat sich, wenn wir von dem theopertischen Wagen abiegen, ihre Existenz wirklich verbessert? Sind sie besser, schöner, härter, widerter? Sind sie auch nur, was sie „glücklicher“ nennen? Betrachten sie mehr Dinge und menschliche Geschlechter auf dieser Gotteerde mit Zufriedenheit? Werden sie von mehr Dingen und menschlichen Geschlechtern mit Zufriedenheit betrachtet? Gewiß nicht. Die menschlichen Geschlechter schauen einander düster und mißtrauisch an. Die Dinge, wenn sie nicht bloß aus Baumwolle und Eisenwaaren bestehen, werden dem Menschen ungebörig. Auf dem Arbeitsberrn liegt gegenwärtig ein Bann eben so wie auf seinem Armenbauarbeiter. Er schreit, und zwar bis jetzt vergebens, nach einer sehr einfachen Gattung Freiheit, nämlich der Freiheit, zu kaufen, wo er es am wohlfeilsten, und zu

verkaufen, wo er es am theuersten findet. Mit Guineen in allen Taschen klimmernd war er um keinen Pfifferling reicher, jetzt aber, wo sogar die Guineen zu verschwinden drohen, fühlt er, daß er in der That arm ist. Armer Arbeitsherr!

Und ist der Herr, welcher nicht arbeiten läßt, nicht in einer noch verhängnißvolleren Lage? Er steht mit entsetztem Blick in seinem Jagdrevier, läßt seine Pächter von Haus und Hof jagen, übt Pestechung und thut mit seinem Eigenthum, was er Lust hat. Sein Mund ist voll von lauten Rich- tigkeiten und Argumenten, um die Vortrefflichkeit seines Korngesetzes zu beweisen, und in seinem Herzen sitzt die schwärzeste Ahnung, ein verzweifelter Halbberufener, daß sein vortreffliches Korngesetz unhaltbar ist, daß seine lauten Argumente dafür von der Art sind, daß die Menichen dadurch all- quchstäblich mit Stummheit geschlagen werden.

Für wen ist demnach dieser Reichtum Englands wirklicher Reichtum? Wer ist es, den er glücklicher, weiser, schöner und auf irgend eine Weise besser macht? Wer hat sich seiner bemächtigt und ihn gezwungen, ihm zu gehorchen gleich einem wahren Diener, nicht wie ein falscher Scheindienst, ihm überhaupt wirkliche Dienste zu leisten? Bis jetzt noch Niemand. Wir besitzen mehr Reichtümer, als irgend eine Nation je zuvor besessen, aber wir haben weniger Gutes davon, als jemals eine Nation davon hatte. Unsere erfolgreiche Industrie ist bis jetzt erfolglos gewesen. Ein seltsamer Erfolg, wenn wir dabei stehen bleiben! Mitten in der überlastigen Fülle verhungert das Volk und trotz goldener Mauern und voller Scheuern fühlt sich doch Niemand sicher oder gesättigt. Arbeiter, Arbeitsherrn, Müßiggänger, alle kommen an einen Punkt, wo sie stehen bleiben und nicht weiter können. Eine unheilvolle Lähmung pflanzt sich von den Extremitäten, von St. Paul's Arbeitshäusern, von Stockport-Kellern, durch alle Glieder fort, nach innen wie nach dem Herzen. Sind wir denn wirklich verzaubert? Lastet auf uns der Fluch eines Gottes?

Midas trug Verlangen nach Gold und beleidigte die Olympier. Er bekam Gold, so daß Alles, was er anrührte, Gold ward, aber bei seinen langen Ohren war ihm doch wenig damit geholfen. Midas hatte die himm- lischen Töne falsch beurtheilt. Midas hatte Apollo und die Götter beleidigt. Die Götter gewährten ihm seinen Wunsch, aber auch ein paar lange Ohren, die ein gutes Anhängsel dazu waren. Welche Wahrheit liegt doch in diesen alten Fabeln!

Zweites Kapitel.

Die Sphinx.

Wie wahr z. B. ist jene andere alte Fabel von der Sphinx, welche an der Heerstraße lag, den Wanderern ihr Räthsel vorlegte und sie zerriß, wenn sie es nicht lösen konnten.

Eine solche Sphinx ist dieses unser Leben für alle Menschen und menschlichen Gesellschaften. Die Natur ist wie die Sphinx himmlisch, lieblich und iart. Sie besitzt das Antlitz und die Brust einer Göttin, endet aber mit den Klauen und dem Leibe einer Löwin. Es liegt in ihr himmlische Schönheit, — die himmlische Ordnung und Weisheit bedeutet, aber es liegt in ihr auch eine schwarze verhängnißvolle Wildheit, welche höllisch ist. Sie ist eine Göttin, aber eine noch nicht aus ihrem Kerker befreite, eine noch halb eingekerkerte, — das Artikulirte, Liebliche, steckt noch in dem Unartikulirten, Chaotischen.

Wie wahr! Und legt sie uns nicht ihre Räthsel vor? Jeden Menschen fragt sie täglich in sanfterm Tone, aber mit furchtbarer Bedeutsamkeit: Kennst Du die Bedeutung des heutigen Tages? Versuchst Du auch weise zu thun, was Du heute thun kannst?

Natur, Universum, Schicksal, Existenz oder wie wir diese große unennbare Thatsache nennen mögen, in deren Mitte wir leben und kämpfen, ist sie gleichsam eine himmlische Braut und Eroberung für den Weisen und Braven, für Den, der ihre Gebote verstehen und befolgen kann, ein vernichtender Dämon dagegen für Die, welche dies nicht können.

Beantworte ihr Räthsel und es geht Dir wohl. Beantworte es nicht, gebe, ohne es zu beachten, vorüber und es wird sich selbst beantworten. Die Lösung geschieht dann mit Zähnen und Klauen, denn die Natur ist eine stumme Löwin, die Dich, taub gegen Deine Bitten, grimmig zerreißt. Du bist nun nicht mehr ihr siegreicher Bräutigam, sondern ihr zermalmendes Schlachtopfer, wie dies mit einem verrätherisch erfundenen Sklaven nothwendig der Fall sein muß.

Mit Nationen ist es wie mit Individuen. Können sie das Räthsel des Schicksals lösen? Wird diese englische Nation die richtige Bedeutung ihres seltsamen neuen Heute ergründen? Ist in unsern vereinigten siebenundzwanzig Millionen Köpfen Verstand genug vorhanden und irgendwie

oder irgendwo entdeckbar? Und beßten unsere vereinten siebenundzwanzig Millionen Herzen Muth genug, um diesem an uns ergehenden Gebot zu gehorchen? Es wird sich zeigen!

Das Geheimniß des Goldmidaß, welches er mit seinen langen Ohren niemals entdecken konnte, war, daß er die höchsten Mächte beleidigt, daß er den ewigen inneren Thatfachen dieses Bestalls untreu geworden und dem vorübergehenden äußeren Scheine gefolgt war. Auf diese Weise war er so weit gekommen. Eigentlich ist dies das Geheimniß aller unglücklichen Menschen und unglücklichen Nationen. Hätten sie die rechte Wahrheit der Natur erkannt, so würde die rechte Wahrheit der Natur sie frei gemacht haben. Sie sind bezaubert worden und taumeln nun an dem Rande ungeheurer Gefahren umher, weil sie nicht weise genug waren. Sie haben das rechte, innere Wahre vergessen und sich dem äußeren Scheinwahren ergeben. Sie beantworten die Frage der Sphinx falsch. Thörichte Menschen können sie nicht richtig beantworten! Thörichte Menschen halten vorübergehenden Schein fälschlich für ewige Thatfache und verirren sich immer mehr und mehr.

Thörichte Menschen glauben, daß, weil die Strafe für eine böse That nicht sogleich erfolgt, es hinieden keine Gerechtigkeit oder höchstens eine zufällige gebe. Die Strafe für eine böse That verzögert sich oft um ein paar Tage oder auch um ein paar Jahrhunderte, aber sie ist so sicher als das Leben, so sicher als der Tod! In dem Mittelpunkte des Weltwirbelswindes wohnt und spricht ein Gott noch so wahrhaft, wie in den ältesten Zeiten. Die große Seele der Welt ist gerecht.

O Bruder, ist es wohl jetzt, nachdem achtzehn Jahrhunderte lang das Christenthum gepredigt worden, noch nöthig, Dich an eine solche Thatfache zu erinnern, welche alle Arten von Muhamedanern, alten heidnischen Römern, Juden, Scythen und heidnischen Griechen, so wie überhaupt mehr oder weniger alle Menschen, die Gott geschaffen, eingegeben haben, ja von der Du selbst eine Ahnung hattest, nämlich daß wirklich hinieden Gerechtigkeit und im Grunde genommen nichts Anderes als Gerechtigkeit herrscht? Vergiß dies und Du hast Alles vergessen. Der Erfolg wird Dich niemals wieder begleiten; und wie könnte er auch? Du hast das ganze Weltall gegen Dich. Es giebt keinen Erfolg mehr, sondern bloßen Scheinerfolg auf einen Tag oder einige Tage, der immer höher und höher steigt nach seinem tarpejischen Fellen.

At, in Deinem sanft schwebenden Wagen von polirtem Leder für das

körperliche Auge, von Auskunftsmitteln, Clubzimmermoralitäten und Parlamentsmajoritäten für das geistige Auge, rollst Du schön einher, aber weißt Du auch wohin? Nach dem Ende der Straße. Altes Herkommen, bestehende Methoden und Gewohnheiten, die einst richtig und weise waren, die edelste Tendenz des Menschen, seine Ausdauer, und die unedelste Tendenz des Menschen, seine Trägheit, Alles, was von edlem und unedlem Conservatismus in Menschen und Nationen liegt und in den stärksten Nationen und Menschen allemal am stärksten ist — alles dies ist gleichsam eine Straße für Dich, die Dich glatt durch den Abgrund hindurchführt, — bis alles dies endet. Bis die bitteren Nothwendigkeiten der Menschheit Dich nicht mehr dulden können, bis die Geduld der Natur mit Dir zu Ende ist und es keinen Weg und keine Straße weiter gibt und der Abgrund unter Dir gähnt!

Das Parlament und die Westminsterhöfe sind mir ehrwürdig, wie ehrwürdig, ergraut von tausend Jahren ehrenvollen Alters! Ueber tausend Jahre lang haben Weisheit und treue Tapferkeit mit großer Thorheit und habgieriger Niedrigkeit kämpfend und nicht ohne beklagenswerthe Verrenkungen im Kampfe sie aufgebaut und sie sind wie wir sie sehen. Tausend Jahre lang hat diese englische Nation sie nützlich oder erträglich gefunden; sie haben den Bedürfnissen dieser englischen Nation gehiebt und sind für sie eine Straße durch den Abgrund der Zeit gewesen. Sie sind ehrwürdig, sie sind groß und stark. Dennoch ist es gut, immer zu bedenken, daß sie weder das Ehrwürdigste, noch das Größte, noch das Stärkste sind! Parlamentsakten sind ehrwürdig, aber wenn sie nicht mit der Schrift auf der „diamantnen Tafel“ übereinstimmen, was sind sie dann? Ihr einziges Element der Ehrwürdigkeit, der Stärke oder Größe ist, daß sie zu allen Zeiten so genau damit übereinstimmen, als sie nach menschlicher Möglichkeit können. Sobald sie auf andere Weise fortbauern, tragen sie den Keim ihrer eigenen Vernichtung in sich.

Ach wie viele Dinge giebt es, die sich in den Höfen von Westminster recht wohl verteidigen und dennoch in dem allgemeinen Gerichtshofe des Weltalls und in der freien Seele des Menschen kein Wort zu sprechen wissen! Die ehrenwerthen Herren werden in Zeiten, wie die unseren, dies einer nähern Erwägung werth finden und in der That, nachdem das Getöse der triumphirenden juristischen Logik und alles Schütteln von Kopshaarperücken und Amtsgewändern beglück zu Ende gegangen ist, werden wir wohlthun,

und trotzdem zu fragen: Was sagt dieser hohe und höchste Gerichtshof zu dem Richterspruche? Denn dieser ist der Gerichtshof aller Gerichtshöfe, wo die allgemeine Seele der Thatfache und jede Wahrheit den Vortritt führt. Und dorthin drängen sich schneller und immer schneller mit einer wirklich furchtbaren Zunahme der Schnelligkeit alle Prozesse, um revidirt und confirmirt oder modificirt zu werden.

Kennst Du diesen Gerichtshof? Hast Du niemals etwas in ihm zu thun gehabt? Was, Du hast ihn niemals betreten, niemals für Dich oder Andere eine gleichsam mit Deinem Herzblut geschriebene Petition bei ihm eingereicht und schweigend den Ausgang abgewartet? Du kennst einen solchen Gerichtshof nicht? Hast bloß auf dem Umwege der Tradition davon wie von einem Gegenstande gehört, welche war oder gewesen ist? Von Dir, glaube ich, werden wir wenig Nutzen haben.

Denn die Amtsgewänder der Gerichtsperionen sind gut, und welcher vernünftige Mensch wird vor Pergamentscripturen, Gerichtsbänken und der armen irdischen Justiz mit oder ohne Kopshaarperücke nicht Respekt haben? Und dennoch siehe, der Mensch, welcher diese Dinge allein als ehrwürdig betrachtet, ist nicht vernünftig, sondern unvernünftig. Ganze Oeeane von Kopshaar, Continente von Pergament und gelehrte Gerichtsberedsamkeit, selbst wenn sie fortgesetzt würde, bis die gelehrte Zunge sich in dem uner-müdlichen, gelehrten Runde bis zu einem winzigen Lappchen abgenutzt hätte, alles dies kann aus dem Unrecht nie Recht machen. Es bleibt immer noch die große Frage übrig: War der Richterspruch gerecht? Ist er ungerecht, so kann er niemals auf die Dauer festen Fuß in diesem Weltall fassen, welches von einem Andern als einem Ungerechten geschaffen worden. Man kräftige ihn durch noch so viel Statuten, drei Lesungen und königliche Zustimmungmen; man blase ihn vermittelst geschmückter Trompeten und Gerölle nach allen vier Winden und versammle dahinter noch so viele Galgen und Henker — er wird sich nicht halten, er kann sich nicht halten. Aus allen Menschen-seelen, aus allen Enden der Natur, von dem Throne Gottes oben, ertönen Stimmen, welche ihm befehlen: Hinweg, hinweg!

Läßt er sich nicht warnen? Bleibt er stehen und pocht auf seine drei Lesungen, auf seine Galgen und Artillerieparks? Um so mehr wehe ihm, um so entgleidlicher wehe. Er wird sich halten, einen Tag, ein Jahr, ein Jahrhundert lang und während dieser ganzen Zeit Unheil anrichten, aber er hat einen Feind, welcher allmächtig ist. Auflösung, Zerklüftung und die

ewigen Gesetze der Natur schritten unaufhaltsam dagegen vor und je tiefer er eingewurzelt ist, je hartnäckiger er sich hält, desto gewaltiger wird auch sein Ruin und Sturz sein.

Glaubst Du, daß in dieser Gotteswelt mit ihren wild wirbelnden Strudeln und tollen Schaumocanen, wo Menschen und Nationen umkommen wie ohne Geiz und das Gericht über die Ungerechten oft lange aufgeschoben wird, deshalb keine Gerechtigkeit walte? Dies ist es, was der Thor in seinem Herzen sagt. Dies ist es, wodurch die Weisen in allen Zeiten weise waren, weil sie es leugneten und wußten, daß es niemals sein könne. Ich sage Dir nochmals, es giebt nichts Anderes als Gerechtigkeit und nur Eins ist stark hinieden — das Gerechte, das Wahre. Mein Freund, wenn die ganze Artillerie von Woolwich hinter Dir herkäme, um eine ungerechte Sache zu verteidigen, und unendliche Freudenfeuer sichtbar vor Dir warteten, um Jahrhunderte lang um Deines Sieges willen zu lodern, so würde ich Dir doch rathen, Halt zu kommandiren, Deinen Feldherrnstab zu Boden zu werfen und zu sagen: In Gottes Namen, nein!

Dein „Sieg?“ Armer Teufel, worin besteht Dein Sieg? Wenn die Sache ungerecht ist, so hast Du nicht gesiegt, und wenn Freudenfeuer vom Norden bis zum Süden flammten und Glocken läuteten und Journalredacteure Leitartikel schrieben und die gerechte Sache vor allen sterblichen Augen wie auf immer beseitigt und vernichtet zu Boden getreten läge. Sieg? In wenigen Jahren bist Du todt und finster, — kalt, starr, augenlos, taub; keine Klammern von Freudenfeuern, kein Läuten von Glocken oder Zeitungsaufartikeln ist Dir fernerhin noch sichtbar oder hörbar. Was ist das für ein Sieg!

Allerdings ist es wahr — alles in dieser Welt geschieht nur annäherungsweise und wir müssen uns mit jeder Annäherung zufrieden geben, wenn sie nicht geradezu unerträglich ist. Es giebt einen edlen Conservatismus sowohl als einen unedlen. Wollte der Himmel um des Conservatismus selbst willen, daß nur der edle da bliebe und der unedle durch eine freundlich strenge Hand erbarmungslos abgehauen und entfernt würde! Denn nur der rechte und edle allein wird in diesem Kampfe den Sieg behaupten. Das übrige ist bloß ein Hinderniß, eine Verzögerung und furchtbare Gefährdung des Sieges.

Einem ewigen Mittelpunkte des Rechtes und des Edlen und nur diesem strebt all diese Verwirrung zu. Wir wissen schon, wohin es strebt,

was den Sieg erkämpfen und was, keinen erringen wird! Das Schwerste erreicht den Mittelpunkt. Das Schwerste hat, indem es durch complicirte, hin und her schwankende Nebel und Strudel sinkt, seine Abweichungen, seine Hindernisse, ja zuweilen seinen Rückfall, wo dann mancher Tummelfog jubelnd ausruft: „Sehet, Euer Schwerstes steigt wieder in die Höhe!“ — Und dennoch bewegt es sich fortwährend dem Mittelpunkte zu und wird endlich nach Gezeiten, die älter sind als die Welt, so alt als des Schöpfers erster Weltplan, endlich dort anlangen.

Wartet den Ausgang ab. In allen Kämpfen hat, wenn Du den Ausgang abwartest, jeder Kämpfer so viel errungen, als ihm seinem Rechte nach zukam. Sein Recht und seine Macht sind am Schlusse der Rechnung eins und dasselbe. Er hat mit all seiner Macht gekämpft und in genauem Verhältniß zu all seinem Rechte sich behauptet. Sogar sein Tod ist kein Sieg über ihn. Er stirbt allerdings, aber sein Werk lebt und lebt in der That und Wahrheit.

Ein heldenmüthiger, auf dem Schaffot geviertheilter Wallace kann nicht verhindern, daß Schottland eines Tages ein Theil von England wird, aber wohl hindert er, daß es unter tyrannischen und unredlichen Bedingungen dies werde; er befiehlt noch wie mit der Stimme eines Gottes aus seiner alten Walhalla und aus dem Tempel der Tapfern, daß eine wirkliche und ächte Verbindung wie zwischen Bruder und Bruder stattfinde, nicht eine falsche und bloß scheinbare wie zwischen Sklaven und Herrn. Wenn die Vereinigung mit England in der That eine der größten Segnungen Schottlands ist, so haben wir es immer noch Wallace zu verdanken, daß es nicht der größte Fluch ist. Schottland ist nicht Irland, nein, denn es standen tapfere Männer auf und sagten: „Sehet, Ihr dürft uns nicht zu Boden treten wie Sklaven und Ihr sollt es nicht und Ihr könnt es nicht!“

Immer kämpfe weiter, Du braves, treues Herz, und schwanke nicht, in bösem Gesicht wie in gutem. Die Sache, für die Du kämpfst, ist so weit als sie wahr ist, nicht weiter, aber genau so weit, des Sieges völlig sicher. Nur das Falsche darin wird besleat und beseitigt werden, wie es auch werden muß. Das Wahre darin aber ist ein Theil der Naturgesetze, wirkt mit den ewigen Tendenzen der Welt zusammen und kann daher auch nicht besleat werden.

Was ist der Staub der Controversen weiter, als das Unwahre und Falsche, welches von allen Arten mit einander kämpfender ächter Kräfte hin-

wegklegt und einen solchen lauten Staubwirbelwind macht, damit auf diese Weise die Wahrheiten allein zurückbleiben und sich in wahrer Siegeskraft brüderlich umarmen!

So ist es stets. Der Kampf barbarischer Heptarchien ist eine Ermittelung, wer das Recht hat, über den Andern zu herrschen, damit aus diesem hin und her streitenden Sachverhalt ein friedlich zusammenwirkendes England erhebe. Durchsuche das ganze Weltall und wenn Du es mit anderen als Gulenaugen triffst, so wirst Du finden, daß darin nichts genährt und nichts am Leben erhalten wird, als das, was ein Recht auf Nahrung und Leben hat. Das Uebrige — betrachte es nur mit anderen als Gulenaugen — lebt nicht, sondern liegt im Sterben und ist schon so gut als todt: Gerechtigkeit war von Anbeginn der Welt an da und wird so lange dauern als die Welt und noch länger.

Hieraus schließe ich, daß die innere Sphäre der Thatfachen in diesem gegenwärtigen England eben so wie anderwärts von der äußern Sphäre und den Sphären des Scheins unendlich weit verschieden ist; daß das Zeitliche, hier eben so wie anderwärts, nur zu leicht einen vorübergehenden Sieg über das Ewige darträgt; daß der, welcher in dem zeitlichen Schein wohnt und nicht in das ewige Wesen eindringt, das Spinnrathsel der Jetztzeit oder irgend einer Zeit nicht lösen wird. Denn das Wesen allein ist wesentlich und das Geisg der Thatfache. Wenn Du dies nicht entdeckst, so wird die Thatfache, die es schon weiß, es Dich allmählig kennen lehren!

Was ist Gerechtigkeit? Dies ist im Ganzen genommen die Frage der Sphinx an uns. Das Geisg der Thatfache ist, daß Gerechtigkeit geschehen muß und wird. Je eher, desto besser, denn die Zeit wird furchtbar drängend. „Was ist Gerechtigkeit?“ fragen Viele, welchen die grausame Thatfache allein im Stande sein wird, eine Antwort zu geben. Es ist wie als der scherzende Pilatus fragte: Was ist Wahrheit? Der scherzende Pilatus hatte nicht die mindeste Aussicht, zu ermitteln, was Wahrheit sei. Er hätte es nicht wissen können, und wenn ein Gott es ihm gezeigt hätte. Dichtes, ruhiges Dunkel, dichter als der schwarze Staat, verschleierte vor der Wahrheit seine lächelnden Augen, die innere Neghaut war gelähmt und todt, er sah die Wahrheit an und erkannte sie nicht.

„Was ist Gerechtigkeit? Die belkete, verkörperte Gerechtigkeit, welche mit Strafen, Pergamenten und Häschern in Westminsterhall sitzt, ist sehr sichtbar. Aber die unverkörperte Gerechtigkeit, wovon jene andere

entweder ein Emblem oder aber eine furchtbare Unbeschreiblichkeit ist, ist nicht so sichtbar! Denn die unverkörpernte Gerechtigkeit ist vom Himmel, ein Geist, eine Gottheit des Himmels, — Allen unsichtbar, nur nicht Denen, deren Seele edel und rein ist. Die Unreinen und Unedlen schauen mit Augen und sie ist nicht da. Sie werden es Dir durch Logik, durch endlose Debatten und durch Ausbrüche parlamentarischer Berechnung beweisen.

Es ist nicht tröstlich anzuschauen! Denn eigentlich, so viele Menschen, als es in einer Nation giebt, welche die unsichtbare Gerechtigkeit des Himmels überhaupt sehen können und wissen, daß sie auch auf Erden allmächtig ist, so viele Menschen giebt es auch, welche zwischen einer Nation und dem Untergange stehen. So viele und nicht mehr. Schwer beladenes England, wie viele hast Du in dieser Stunde? Die himmlische Allmacht sendet neue und immer neue, die wenigstens alle mit Herzen von Fleisch und nicht von Stein geboren sind, — und das schwere Unglück selbst, einst schwer genug, wird sich als Lehrer erweisen!

Drittes Kapitel.

Die Insurrection zu Manchester.

Pramarbasowski, Colacorde und andere Zeitungspropheten der demokratischen Bewegung auf dem Continent haben in ihren Leitartikeln sich geneigt gezeigt, die neulich in Manchester stattgehabte Insurrection zu schmähern, weil die Tumultuanten sich dabei zum Kampfe außerordentlich faumselig gezeigt, ja weil dadurch vielleicht von dem englischen Volke überhaupt ein Mangel an dem gehörigen, in der gegenwärtigen Zeit unumgänglich nöthigen animalischen Muth verrathen worden sei. Eine Million hungriger Arbeiter erhoben sich im äußersten Paroxysmus eines verzweifeltsten Protestes gegen ihr Loos und, fragen Colacorde und Genossen, „wie viele Schüsse wurden abgefeuert? Verhältnismäßig sehr wenige! Einige Hundert dreißigster Soldaten genügten, diese millionköpfige Hydra zu unterdrücken und wieder in ihre unterirdischen Höhlen zurückzuseuchen. Welch eine lammfromme Insurrection in Vergleich zu unsern Revolten in Lyon, in Warschau und

anderwärts, der unvergleichlichen Stadt Paris von sonst oder jetzt zu geschweigen!."

Der gegenwärtige Herausgeber ist nicht da, um mit seinen Lesern den Charakter der Insurrection zu vindiciren, auch kommt uns nichts darauf an, ob Bramarbasowski und Genossen die Engländer für ein muthiges Volk halten oder nicht. Wohl aber wollen wir im Vorbeigehen bemerken, daß nach unserer Ansicht diese Insurrection keine erfolglose war, sondern daß wir, so wie nun Insurrectionen einmal sind, in der letzten Zeit von keiner gehört haben, die einen so guten Erfolg gehabt hätte.

Eine Million hungriger Arbeiter, wie Bramarbasowski sagt, erhoben sich mit einem Male, kamen auf die Straßen heraus und — standen da. Was konnten sie sonst weiter thun? Ihre Leiden und Beschwerden waren bitter und unerträglich, ihr Zorn gegen dieselben gerecht, aber wer sind Die, welche diese Leiden herbeigeführt haben, und wer sind Die, welche sich rechtlich bemühen werden, Abhülfe zu schaffen? Unsere Feinde, sagen sie, sind, wir wissen nicht wer oder was; unsere Freunde sind, wir wissen nicht wo. Wie sollen wir irgend Jemanden angreifen, auf irgend Jemanden schießen oder von irgend Jemandem erschossen werden? O wenn der verwünschte, unsichtbare Alp, der uns und den Unserigen das Leben auspreßt, eine Gestalt annähme und auf uns zukäme, gleich dem byzantinischen Tiger, dem Behemoth des Chaos, dem Erzfeinde selbst — in irgend einer Gestalt, die wir sehen und packen könnten! — Der Mensch kann sich mit freudigem Muth niederstrecken lassen, aber erst muß er deutlich sehen, wofür. Man zeige ihm das göttliche Antlitz der Gerechtigkeit und dann das teuflische Ungeheuer, welches ersteres verdunkelt, und er wird dieses Ungeheuer, wäre es auch noch so teuflisch, an der Gurgel packen, ohne daß Jemand es ihm heißt. Kartätschenfeuer legt alle Straßen rein und macht so und so viele Menschen unsichtbar; wenn aber das Kartätschenfeuer die göttliche Gerechtigkeit verdunkelt und Gottes Glanz selbst durch das Kartätschenfeuer hindurchstrahlt, — dann, ja dann ist die Zeit da zum Kampf und Angriff. Alle Artillerieparks werden ohnmächtig und fliehen, vor dem Donner Gottes verstummt ihr armseliger Donner und die göttliche Gerechtigkeit steigt!

Daß die Insurrection von Manchester auf der Straße Stillstand und sich gegen Feuer und Blutvergießen abgeneigt zeigte, war selbst als Insurrection von ihr sehr weise gehandelt. Revolutionen sind, wenn auch noch so nöthig, doch eine höchst beklagenswerthe Nothwendigkeit, und Herrscher, welche da-

von ihre Belehrung erwarten, gerathen ganz gewiß auf die verhängnißvollen Abwege und erweisen sich als Söhne der Nacht und des Chaos, der blinden Beigebit, nicht der lebenden Tapferkeit! Wie kann in der Revolution irgend ein Heilmittel liegen? Sie ist eine bloße Verkündung der Krankheit, die nun sogar Söhnen der Nacht sichtbar wird. Die Revolution „gewinnt“ in der Regel wenig und verliert dagegen sehr viel! Eine ihrer schlimmsten Verwüsthungen, um der übrigen zu geishweigen, besteht darin, daß sie die Menschen durch Gewaltthätigkeiten aufreizt und gegen einander erbittert. Es ist dann unvermeidlich, daß Ungerechtigkeit geübt werde, denn Gewaltthätigkeit übt selbst Gerechtigkeit auf ungerechte Weise.

Wer kann den Verlust und die Stodung aller Art berechnen, die durch Peterloo allein in der Region Manchester hervorgebracht ward! Einige dreizehn unbewaffnete Männer und Frauen werden niedergebaut. Die Zahl der Erschlagenen und Verstümmelten ist nicht sehr groß, aber der Schlag von Wuth, der seit dieser Zeit verborgen oder sichtbar in aller Herzen brennt und das Streben und Ziel aller Herzen mehr oder weniger verkehrt, ist von unbekanntem Umfange.

„Wie konntet Ihr in Eurer grausamen bewaffneten Blindheit mit geschwungenen Säbeln und bäumenden Rossen unter uns kommen und uns nach Eurer thierischen Belieben niedermegeln, taub, blind gegen alle unsere Ansprüche und Leiden, nur für Eure eigenen Ansprüche mit Augen und Ohren begabt! Da liegen die armen, blassen, arbeitsmüden Weber und beklagen sich jetzt nicht mehr; sogar Frauen sind niedergebaut, heulender Schrecken erfüllt die Lüfte und Ihr reitet stolz, ja siegreich von dannen. Gebt uns auch Säbel und dann kommt wieder heran!“

So steht in aller Herzen, welche diesem Austritt beigewohnt, wie mit feurigen Buchstaben ein leiserliches Conto grimmiger Rache geschrieben, welches leicht einmal auf sehr ungerechte und übertriebene Weise ausgeglichen werden kann, wie dies mit solchen Rechnungen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Solche Dinge sollten vermieden werden, wie die leidbaste Pest! Denn die Herzen der Menschen sollen nicht gegen einander gereizt werden, sondern alle vereint nur gegen das Böse wirken. Die Seelen der Menschen müssen deutlich sehen, nicht geblendet durch Rache, wechselseitigen Abhaß und dergleichen. Eine Revolution, welche die Krankheit bezeichnen und sich dann wieder zurückziehen kann, ohne daß irgendwo ein solches Conto wie das

oben erwähnte eröffnet wird, hat den höchsten Erfolg errungen, der ihr möglich ist.

Und dies war es, was diese armen Arbeiter von Manchester bei all der Finsterniß, die in ihnen war und sie umgab, zu Stande brachten. Sie stellten ihre ungeheure unartikulirte Frage: Was wollt Ihr mit uns thun? auf eine Weise, die jedem denkenden Gemüth in diesem Königreich hörbar war. Sie erregte tiefes Mitleid in allen guten Menschen, innere Theilnahme bei allen und keine Feuersbrunst, kein Ausbruch von Wahnsinn trübte dieses Gefühl irgendwo, sondern überall wirkte es ungetrübt. Ganz England hörte die Frage; es ist die erste praktische Form unseres Spinnrathfels. England wird es beantworten oder England wird untergehen. Das letztere Ergebniß erwartet man jedoch noch nicht.

Daß die Insurrection von Manchester noch keinen Glanz des Himmels auf irgend einer Seite ihres Horizontes erspähen konnte, sondern fürchtete, daß alle bis jetzt angezündete Lichter nur trügerische Abendlämpchen oder Irrwege seien und kein himmlisches Morgenroth — auch deswegen wollen wir die arme Insurrection von Manchester ehren und uns Gutes davon versprechen. Ein tiefer, unausgesprochener Sinn liegt in diesen starken Menschen, — unbedeutend, fast stumpf, wie Alles, was sie davon vorbringen können, ist. Mitten unter aller gewaltsamen Stumpfheit der Sprache wird ein richtiger edler Instinkt Dessen, was thunlich und was nicht thunlich ist, ihnen niemals untreu. Sie sind die starken, gewissermaßen sprachlosen Menschen und Arbeiter, von welchen man sich in allen Schwierigkeiten nur das Beste versprechen kann. Herrscher und herrschende Klassen, welche in gewissem Grade aussprechen können, was das Geieß der Thatfache und Gerechtigkeit ist, mögen berechnen, daß es hier eine beherrschte Klasse giebt, welche Gehör schenken will.

Und in der That, diese erste praktische Form der Spinnfrage, die hier unartikulirt und dennoch so hörbar gestellt worden, ist eine der eindruckvollsten, die man jemals in der Welt gethan hat:

„Sieh uns hier, so viele Tausende und Millionen, die sich in dem Verhältniß von fünfzig jede Stunde vermehren! Wir sind willig und fähig zu arbeiten und auf dem Planeten Erde giebt es vollauf zu thun und Lohn für millionenmal so viel. Wir fragen: ob Ihr gesonnen seid, uns zur Arbeit zu führen, es zu versuchen und zwar auf neuen Wegen, von denen man bis zu dieser neuen unerhörten Zeit noch niemals gehört? Oder ob

Ihr erklärt, daß Ihr uns nicht leiten könnt und erwartet, daß wir ganz ruhig ungeleitet bleiben und gelassen verhungern sollen? Was erwartet Ihr von uns? Was gedenkt Ihr mit uns zu thun?"

Diese Frage, sage ich, ist im Angesicht von ganz Britannien gestellt worden und wird immer und immer wieder gestellt werden, bis eine Antwort darauf erfolgt.

Unglückliche Arbeiter, unglücklichere Müßiggänger, unglückliche Männer und Frauen dieses gegenwärtigen England! Wir sind jetzt noch sehr weit von einer Antwort und es ist keine Existenz für uns möglich, wenn wir keine finden. „Ein redliches Tagelohn für ein redliches Tagewerk“, ist eine so gerechte Forderung, wie regierte Menschen nur jemals an regierende gestellt haben. Es ist das ewige Recht des Menschen. Unbestreitbar wie Evangelien, wie arithmetische Multiplicationstabellen muß, und wird es sich erfüllen, und dennoch, wie ungeheuer ist in dieser unserer Zeit die an Unmöglichkeit streifende Schwierigkeit!

Denn die Zeiten sind in der That seltsam. Dort leben wir eine halb wahnsinnige ungestüme Schnelligkeit und hier todenähnliche Ruhe und Vöhmung. Es ist eine Zeit, die man dahin definiren kann, daß sich in ihr nur zwei Eigenschaften entwickeln, Dilettantismus und Rammonismus. Ja, wenn nicht hinter all diesen verworrenen Labyrinth von gutsherrlichen Interessen, gewerblichen Interessen, Tory- und Whig-Interessen und wer weiß was sonst noch für Interessen, Auskunftsmitteln, bestehendem Besitz, eingestrichelten Dilettantismen, midasohrigen Rammonismen u. s. w. nicht ein prophetischer, deutlich vom Himmel stammender Strahl der Gerechtigkeit zu erkennen wäre, so würde das einem Jeden als eine platte Unmöglichkeit erscheinen, mit welcher kluge Menschen sich fernerhin nicht befassen dürften.

Wenn Du nicht ewige Gerechtigkeit von momentaner Rätlichkeit unterscheiden kannst und in Deinem innersten Herzen verstehst, wie die strahlende wohlthätige Gerechtigkeit als das allstreichende Lichtelement seinem Wesen nach auch dandöthig ein allstreichendes Feuer element ist und alle Arten von Interessen und die härteste eiserne Kanone schmilzt, als wenn sie von weichem Wachs wäre, und am Ende stets regiert und herrscht und nichts Anderes regieren und herrschen läßt, — dann würdest Du auch von Unmöglichkeit sprechen.

Aber es ist bloß schwierig, es ist nicht unmöglich. Möglich? Es ist sogar, wie groß auch die Schwierigkeit sein möge, ganz offenbar unvermeidlich.

Ein redliches Tagelohn für redliches Tagewerk! ruft ein Sarkastiker aus; ach, in welchem Winkel dieses Planeten seit Adams erstem Erwachen auf demselben ward dies jemals realisiert? Der Tagelohn für John Milton's Tagewerk unter dem Namen „Das verlorne Paradies“ und „Milton's Werke“ bekannt, waren zehn Pfund in Terminen zahlbar und ein genaues Entkommen vom Tode am Galgen. Man überlege dies. Es ist keine rhetorische Sentenz, sondern eine authentische, feststehende Thatsache, das Emblem und Document einer ganzen Welt dergleichen, seitdem die Geschichte des Menschengeschlechtes begonnen hat.

Oliver Cromwell verließ sein Landgut, unternahm eine Herculesarbeit und einen lebenslangen Kampf mit jener lernäusischen Hydra, die so groß wie England durch ihre tausend mit Königs- oder Grafenkronen und Schaufelhüten bedeckten Charlatantöpfe zum Himmel emporstiege. Und er rang mit ihr — es war der muthigste und furchtbarste Ringkampf, von dem ich jemals gehört, und er bezwang sie und hieb sie um vieles kürzer, so daß ihr Zischen seitdem verhältnismäßig ein armseliges ist und man verhältnismäßig unbelaßt von ihr einherwandeln kann. Und sein Lohn, wie ich gelesen habe, war ein Begräbniß unter dem Galgen bei Tyburn mit dem Kopfe nach dem Giebel von Westminsterhall und nun zwei Jahrhunderte Blut und Spott von allen Arten von Menschen. Sein Staub liegt gegenwärtig unter der nach Edwareware führenden Straße und sein Andenken ist — doch was kommt auf sein Andenken an? Sein Andenken ist im Grunde das eines Gottes oder wird es noch sein — ein Schrecken und Entsetzen für alle Charlatane und Heuchler — eine ewige Ermuthigung, ein Feldgeschrei und ein Unterpfand des Sieges für alle Praven und Tapferen.

Es ist dies der natürliche Verlauf und die Geschichte des Göttlichen an jedem Orte, zu jeder Zeit. Welcher Gott vermochte jemals bei den Zehnpfund-Wählern, in offener Kirchenversammlung oder bei irgend einem Sanhedrin von einigem Gewicht durchzudringen? Wann ward ein Gott für Jedermann „angenehm“ gefunden? Die gewöhnliche Weise ist, daß die Menschen ihre Götter hängen, morden, kreuzigen und sie ein paar Jahrhunderte lang mit Hügen treten, bis sie plötzlich entdecken, daß es Götter waren, wo sie dann wieder auf sehr langweilige Weise anfangen zu blöken und zu schreien.

So spricht der Sarkastiker, und was er sagt, ist leider traurige Wahrheit.

Tagelohn für Tagewerk? fährt er fort. Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft besteht eben darin, nämlich in der immer besseren Abmessung des Lohns im Verhältniß zur Arbeit. Gebt mir dies und Ihr habt mir alles gegeben. Bezahlt jedem Menschen genau, was es erarbeitet, was er gethan und verdient hat, — diesem große Ländereien und Ehren, jenem einen hohen Galgen oder eine Tretmühle — was habe ich dann mehr zu verlangen? Das Himmelreich, um welches wir täglich beten, ist dann wirklich gekommen und Gottes Wille geschieht auf Erden wie im Himmel!

Dies ist der Glanz der himmlischen Gerechtigkeit, in deren Licht oder Feuer alle Hindernisse, bestehende Interessen und metallene Kanonen mehr und mehr zusammenschmelzen wie Wachs und von den Pfaden der Menschen verschwinden. Unaufhaltsam und unermüdlich strebt sie vorwärts und vervollkommenet sich alle Tage mehr und mehr, um aber dennoch wirklich nicht eher vollkommen zu sein, als bis zum Tage des Gerichts, bis zum letzten aller irdischen Tage.

Dies ist, antworten wir, in Bezug auf „Vollkommenheit“ u. s. w. sehr wahr! Aber dennoch haben wir zu bemerken, daß die unvollkommene menschliche Gesellschaft einfach kraft einer gewissen wirklich in Ausübung gebrachten Annäherung an die Vollkommenheit zusammenhält und unter der Sonne Platz findet.

Wir bemerken ferner, daß es erträgliche Annäherungen giebt und eben so unerträgliche. Bei einiger, ja fast bei jeder erträglichen Annäherung sind die Menschen geneigt, sich trüg und getuldig zu verhalten und zu sagen: Es wird gehen.

So meinen diese armen Handarbeiter von Manchester unter Tagelohn für Tagewerk bloß eine gewisse Anzahl von Geldmünzen, welche hinreichen, sie am Leben zu erhalten. Für ihre Arbeit verlangen sie ein solches Maß von Nahrung, Kleidern und Brennmaterial, welches sie in den Stand setzt, die Arbeit fortzusetzen! Bis jetzt verlangen sie nicht mehr. Das Uebrige kann sich in ihnen noch in gar keine Forderung formen und liegt bloß als ein stummer Wunsch in ihnen, vielleicht, nur noch unartikulirter, als ein stummer, ganz und gar unbewußtes Bedürfniß.

Dies ist die erträgliche Annäherung, mit der sie sich begnügen würden, nämlich daß sie durch ihre Arbeit sich am Leben erhalten, um mehr arbeiten zu können! — Ist dies unerreichbar geworden, so glaube ich, die Annäherung hat dann das unerträgliche Stadium erreicht und kann sich, wie groß

auch die Schwierigkeit, der Widerwillen und das Ersauern sein möge, auf eins von zwei Dingen gefaßt machen — auf Veränderung oder Untergang. Wenn die Millionen nicht mehr im Stande sind zu leben, wie können dann die Einbreiten am Leben bleiben? Es ist zu klar, daß die Nation selbst auf dem Wege zum Selbstmord ist.

Sollen wir demzufolge sagen, die Welt habe in der letzten Zeit in ihrem Talent, den Lohn nach der Arbeit zu bemessen, Rückschritte gemacht? Die Welt hatte stets ein Talent dieser Art, mochte es nun besser oder schlechter sein. Es gab eine Zeit, wo der bloße Handarbeiter nicht nöthig hatte, der Welt seine Ansprüche durch Insurrectionen kundzugeben!

Die Welt ist bei ihren Erörterungen über Reichthum der Nationen, über Angebot und Nachfrage u. dergl. in der letzten Zeit auf diese Arbeit und Lohnfrage sehr unaufmerksam gewesen. Wir wollen nicht sagen, die arme Welt habe eben hierin ein Rückschritt gemacht. Wir wollen vielmehr sagen, die Welt ist mit so großem Eifer, immer mehr Arbeit fertig zu bekommen, vorwärts gestürzt, daß sie keine Zeit gehabt hat, an die Theilung des Lohns zu denken, sondern es den Arbeitern überlassen hat, sich nach dem Gesetz des Stärkern, nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage und anderen dergleichen Gesetzen darum zu balgen.

Und nun wird die Welt ein wenig stehen bleiben und jene andere Seite des Problems in Erwägung ziehen und eine Lösung desselben in vollem Ernste anstreben müssen. Denn die Sache ist dringend geworden. Was nützen Eure geiponnenen Hemden? Sie hängen hier zu Millionen unverkäuflich und hier sind wieder Millionen fleißige nackte Rücken, die sich vergebens darnach sehnen. Hemden sind nützlich, um den menschlichen Rücken zu bedecken, außerdem unnütz und ein unerträglicher Spott. Ihr seid hinter dieser Seite des Problems furchtbar zurückgeblieben! Insurrectionen zu Manchester, französische Revolutionen und tausendfältige große und kleine Phänomene verkünden laut, daß Ihr sie wieder ein wenig vorwärts bringen müßt. Nur erst jetzt — in der Geschichte einer Erde, welche bis zu dieser Stunde überall Getreide wachsen läßt, wenn Ihr sie pflügen wollt, und Hemden liefert, wenn Ihr sie spinnt und webt — hat der bloße zweihändige Arbeiter, — mochte es mit anderen Arbeitern stehen wie es wollte — vergebens nach solchem Lohne geschrien, wie er unter gerechtem, redlichem Lohne versteht, nämlich Nahrung und Kleidung! Das Göttliche konnte und kann nicht bezahlt werden, das Irdische aber konnte es stets. Gurrh, ein

bloßer Schweinehirt und geborener Leibeigener Gedrifs des Sachsen, hütete Schweine im Walde und bekam dafür einige Abfälle von dem Fleische. Ja, der vierfüßige Arbeiter hat bereits Alles, was dieser zweihändige so laut begehrt! Wie oft muß ich Euch daran erinnern? Es giebt in ganz England kein zur Arbeit williges und taugliches Pferd, welches nicht seine gehörige Nahrung und Wohnung hätte und glatt und gestriegelt und in seinem Herzen zufrieden umherginge.

Und Ihr sagt, es sei unmöglich. Brüder, antworte ich, wenn es Euch unmöglich ist, was soll dann aus Euch werden? Es ist und unmöglich, es für unmöglich zu halten. Das menschliche Gehirn sträubt sich, wenn es diese glatten englischen Pferde ansieht, an eine solche Unmöglichkeit für englische Menschen zu glauben. Entfernt Euch rasch, räumt die Wege bald, damit nichts Schlimmeres geschehe. Wir für unsern Theil haben bei voller Erkenntniß der ungeheuern Schwierigkeit, aber auch bei ganzlichem Unglauben an die Unmöglichkeit, den festen Vorsatz, zu streben, so lange noch Leben in uns ist, und mit unsern Söhnen strebend zu sterben, bis wir es erreichen oder alle gestorben sind und geendet haben.

Wäre es mit einer solchen erbärmlichen Welt, in welcher alle arbeitende Pferde gut gefüttert werden und unzählige arbeitende Menschen fast verhungern müssen, nicht am besten, wenn man mit ihr ein Ende machte und sie ein für alle Mal den Jötunen, Schlammriesen, Gidriesen und hastischen Thiergöttern wieder überlieferte? Für die alten anarchischen Thiergötter mag sie ganz gut sein, aber viel zu erbärmlich, als daß die Menschen sie noch länger mit ihrer Gegenwart beehren sollten. Wir bitten Euch, laßt das Wort unmöglich aus Eurem Wörterbuche in dieser Sache verschwinden. Es ist von furchtbarer Vorbedeutung, für alle von uns und für Euch selbst ganz besonders.

Viertes Kapitel.

Morrison's Pille.

Was ist zu thun? was wollt Ihr, daß wir thun sollen? fragt Mancher im Tone der Ungeduld, fast des Vorwurfs, und wenn Ihr dann eins, zwei oder zwanzig Dinge erwähnt, welche gethan werden könnten, so dreht er sich mit satyrischem Lächeln herum und sagt: Also das sind Eure Mittel!

Die durch eine solche Frage und eine solche Antwort sich verrathende Gesinnung ist werth, daß man darüber nachdenke.

Es scheint von diesen fragenden Philosophen als etwas Ausgemachtes betrachtet zu werden, daß es einige Dinge oder eine Handvoll Dinge gebe, welche gethan werden könnten, eine Parlamentsacte oder eine andere Hülfsmaßregel, wodurch die sociale Krankheit bei der Stirn gefaßt, beseitigt und ihr ein Ende gemacht werden könnte, so daß Jeder, der diese abhelfende Maßregel in der Tasche hätte, sich nicht weiter zu ängstigen brauchte. „Ihr nennt uns das Uebel,“ rufen solche Leute, als ob ihnen ein wirkliches Unrecht geschähe, „aber Ihr sagt uns nicht, auf welche Weise es geheilt werden kann!“

Wie es geheilt werden kann? Brüder, es thut mir leid, daß ich keine Morrison'schen Pillen habe, um die Krankheiten der Gesellschaft damit zu heilen. Es wäre unendlich bequemer, wenn wir eine Morrison'sche Pille, eine Parlamentsacte oder ein anderes Heilmittel hätten, welches die Menschen verschlucken könnten, um dann, von allem Elend und Leiden befreit, es wieder auf die alte Weise fortzutreiben! Unglücklicherweise aber haben wir kein solches, unglücklicherweise enthalten selbst die Himmel in ihrer reichen Pharmacopöe kein solches. Es läßt sich nichts thun, was Euch heilen könnte. Es wird eine radicale allgemeine Aenderung Eurer Diät und Lebensweise stattfinden, eine qualvolle Trennung zwischen Euch und Euren Chimären, Luxusgenüssen und Verfehrtheiten, eine höchst mühsame, beinahe unmögliche Rückkehr zur Natur und ihren Wahrheiten, damit die inneren Lebensquellen gleich ewigen Lichtquellen wieder beginnen können, Eure gedunsene, geschwollene, verrottete Existenz zu läutern, die gegenwärtig einem namenlosen Tode entgegengeht! Entweder der Tod oder alles dies wird stattfinden. Man urtheile, ob bei einer solchen Diagnose wohl eine Morrison'sche Pille entdeckbar ist!

Ist aber einmal der Lebensquell in Euch wieder in Fluß gebracht, welche unzählige Dinge, ganze Klassen und Continente von Dingen werden dann Jahr nach Jahr und Decade nach Decade und Jahrhundert nach Jahrhundert, thunlich sein und gethan werden! Nicht Auswanderung, Schulreform, Abichaffung der Korngeßeze, gesundheitspolizeiliche Bestimmungen, Grundsteuertaxe — nicht diese allein und auch nicht bloß tausend Mal mehr. Gütiger Himmel! es wird dann hier und da Licht werden in dem innern Herzen eines Menschen, um zu erkennen, was gerecht, was von Gott dem Allerhöchsten befohlen ist, was geschehen muß, wäre es auch noch so „unmöglich.“ Das eitle Geschwäg zu Gunsten des handgreiflich Ungerechten wird sich dann in bestimmte Grenzen zurückziehen. Das eitle Geschwäg an den Wahlstranken, in Parlamenten oder wo sonst immer, wird in der That sehr eitel werden, wenn hier und da ein Mensch einen Blick für die wirkliche und wesentliche Gotteswahrheit der Dinge hat, über welche geschwagt wird. Wie berediam ist dann das Schweigen eines solchen Mannes zur Antwort auf solches Geschwäg! Es wird vor seinem eigenen hohlen Echo erschreckend eine Zeitlang gewissermaßen fast verschwinden. Die Weisen beantworten es schweigend und selbst die Einfältigen verstehen den Wink und verhöhnen es überall, wo es sich hören läßt. Es wird eine gesegnete Zeit sein und viele „Dinge“ werden thunlich werden, und wenn das Gehirn heraus ist, so wird eine Abgeschmacktheit sterben. Nicht so leicht wieder wird ein Korngeßeze sich zehn Jahre lang verttheidigen und immer noch schwagen und sich verttheidigen, wenn auch unparteiische Leute seufzend sagen müssen, daß sie seit so langer Zeit kein Argument zu seinem Gunsten haben vorbringen hören, als solche, worüber nicht bloß Engel, sondern auch sogar Giel weinen möchten!

Welch eine gesegnete Zeit, wo das Geschwäg zu verschwinden und hier und da eine ächte Rede aufzutauhen beginnt, wenn dem edlen geöffneten Herzen — denn nur einem solchen Herzen ist es möglich — alle edlen Dinge schribar zu werden beginnen, und der Unterschied zwischen Gerecht und Ungerecht, zwischen Wahr und Falsch, zwischen Arbeit und Scheinarbeit, zwischen Rede und Geschwäg wieder das ist, was er für unsere glücklicheren Väter zu sein pflegte, nämlich unendlich, — eben so wie zwischen einem himmlischen Gegenstande und einem höllischen. — Brüder, es ist keine Morison'sche Pille oder ähnliches Heilmittel, was alles dies für uns zuwege bringen wird.

Und dennoch, so lange nicht in einer oder der andern Gestalt dies zu

Stande kommt, bleiben wir sehr buchstäblich ungeheilt; so lange es nicht zu Stande kommt, kann die Heilung nicht beginnen. Denn Natur und Thatfache, nicht Diplomatie und Schein sind bis auf diese Stunde die Paß des menschlichen Lebens, worauf der Mensch und sein Leben und alle seine Interessen früher oder später untrüglich ruhen müssen, um je nach ihrer Uebereinstimmung damit gestützt oder verschlungen zu werden.

Die Frage, die an sie gerichtet wird, ist nicht: Wie stimmt Ihr mit Downing Street und accreditirtem Schein überein? sondern: Wie stimmt Ihr mit Gottes Weltall und der Wirklichkeit der Dinge überein? Dieses Universum hat seine Gesetze. Wenn wir dem Gesetze gemäß wandeln, so wird der Gesetzgeber sich uns freundlich erweisen; wenn nicht, nicht. Ach, durch keine Reformbill, keinen Wahlmodus und keine Constitution wäre man im Stande, das alchymistische Problem zu lösen, aus einer gegebenen Welt voll Schurken und deren vereinter Thätigkeit eine einzige rechtschaffene That zu erzielen. Es ist dies eine ein für alle Mal unmögliche Destillation. Man treibt sie durch einen Destillirkolben nach dem andern, aber immer kommt wieder eine Unehrllichkeit zum Vorschein, wenn auch mit einer neuen Farbe.

Wie kann irgend ein Held kommen, uns zu regieren, so lange wir selbst Knechte bleiben? Wir werden auf sehr untrügliche Weise durch den Scheinhelden regiert, dessen Name Charlatan, dessen Werk und Regierung Plausibilität, Falschheit und Verblendung ist, zu dem die Natur, sobald die Reihe des Sprechens an sie kommt, ewig Nein sagt und sagen muß! Rationen hören auf, den Gesetzgeber zum Freunde zu haben, wenn sie nicht dem Gesetz gemäß wandeln. Die Sphinxfrage bleibt von ihnen ungelöst und wird immer unlöslicher.

Wenn Du daher nach der Morrison'schen Willenstheorie nochmals fragst: Was ist zu thun? so erlaube mir zu antworten: Von Dir vor der Hand fast nichts. Das Einzige, was Du thun kannst, ist, womöglich auszuheilen, eine hohle, klingende Schelle von Hörensagen, Egoismen und kurzschichtigen Dilettantismen zu sein und, wäre es auch nur in unendlich kleinem Maßstabe, ein wirklich forschendes Gemüth zu werden. Du sollst in Deinen innern Menschen hinabsteigen und sehen, ob sich Spuren von einer Seele darin befinden; eher läßt sich nichts thun!

O Bruder, wir müssen womöglich Seele und Gewissen in uns erwecken, unsere Dilettantismen mit redlichen Bestrebungen und unsere todt-

steinernen Herzen mit lebenden Herzen von Fleisch vertauschen. Dann werden wir nicht ein Ding erkennen, sondern in klarerer oder dunklerer Reihenfolge eine ganze endlose Schaar von Dingen, die gethan werden können. Ich tue das erste von diesen, ich tue es, und das zweite wird schon klarer und thunlicher geworden sein; das zweite, dritte und dreitausendste wird dann angefangen haben, für uns möglich zu sein. Nicht nach einer Morri-son'schen Universalpille werden wir dann weder als Verschlucker noch als Käufer überhaupt fragen, sondern nach einer ganz andern Art von Heilmitteln. Charlatane werden dann keine Herrschaft mehr über uns haben, sondern nur ächte Helden und Heiler!

Wird es nicht etwas Hundwerthes sein, und von Charlatanen und Scheinhelden zu befreien und somit auch die ganze Welt immer mehr und mehr von ihnen zu erlösen? Denn sie sind der Fluch der Welt. Ist die Welt einmal von ihnen gesäubert, so hört sie auf, eine Teufelswelt und in allen ihren Fibern elend und verflucht zu sein. Sie beginnt dann eine geeignete Gottswelt zu werden, welche stündlich auf Glückseligkeit hinarbeitet. Du für Deinen Theil wirst nicht wieder für irgend einen Charlatan stimmen oder irgend einer am Rande vergoldeten Kull in Menschengestalt Ehre erzeigen. Die Heuchelei wirst Du schon an ihrem Klange erkennen und ihr mit einem Schauder entfliehen, wie Du ihn niemals zuvor empfunden. Du wirst vor ihr fliehen, wie vor der aufgeschlagenen Litanei des Herenjabbahts, der wahren Teufelsanbetung dieses Zeitalters, die entsetzlicher ist, als irgend eine andere Blasphemie. Es ist furchtbar, sie in ihrem gegenwärtigen vollendeten Zustande zu betrachten!

Und Charlatan und Petrogener — dies dürfen wir niemals vergessen — sind bloß die obere und die untere Seite einer und derselben Substanz, verwandlungsfähige Personen. Man bringe den Petrogenern in das geeignete nährnde Glend, und er selbst kann ein Charlatan werden. Es liegt in ihm jene Unredlichkeit, jene Habgier und jene Abneigung gegen die Wahrheit, woraus auch Charlatane in allen ihren Gattungen gemacht werden.

Ach leider, nicht dem ächten Helden, sondern dem Scheinhelden gehört von Rechtswegen die knechtische Welt. „Was ist zu thun?“ Der Leser steht, ob es in dem Auffuchen und Verschlucken irgend eines „Heilmittels“ bestehen kann.

Fünftes Kapitel.

Die Aristokratie des Talents.

Wenn ein Mensch unglücklich ist, was ziemt ihm dann vor allen Dingen zu thun? Soll er sich über diesen oder jenen Menschen, über dieses oder jenes Ding beklagen? Soll er die Welt und die Straße mit Beschwerden und Klagen erfüllen?

Durchaus nicht, sondern vielmehr das Gegentheil. Alle Morallehrer rathen ihm, sich nicht über irgend eine Person oder irgend einen Gegenstand zu beklagen, sondern bloß über sich selbst. Er muß die Wahrheit erkennen, daß er, wenn er unglücklich ist, ganz gewiß vorher unweise gewesen ist. Wäre er treulich der Natur und ihren Gesetzen gefolgt, so würde die ihren Gesetzen stets treue Natur ihm Frucht und Wachstum und Glückseligkeit gewährt haben. Aber er ist anderen Gesetzen als denen der Natur gefolgt und nun läßt ihn die Natur, da nun ihre Geduld erschöpft ist, hilflos und antwortet ihm mit sehr nachdrücklicher Bedeutsamkeit: Rein. Nicht auf diesem Wege, mein Sohn, sondern auf einem andern sollst Du das Wohlbefinden erreichen; tiefer da ist, wie Du bemerkst, der Weg zum Uebelbefinden. Verlasse diesen!

So rathen alle Moralisten. Der Mensch soll vor allen Dingen reuig zu sich selbst sagen: Siehe, ich war nicht weise genug. Ich verließ die Gesetze der Thatsache, die auch die Gesetze Gottes genannt werden, und hielt mich an die Gesetze des Truges und Scheins, welche des Teufels Gesetze genannt werden. Deshalb bin ich hier!

Auch mit Nationen, welche unglücklich und elend werden, ist es im Grunde genommen nicht anders. Die alten Führer der Nationen, Propheten, Priester oder wie man sie sonst nennen mochte, wußten dies recht wohl und lehrten bis auf die neuere Zeit es auf die eindringlichste Weise, um es so tief als möglich einzuprägen. Die modernen Führer der Nationen, welche ebenfalls eine große Menge Namen führen — Journalisten, Staatsökonomien, Politiker u. s. w. — haben dies gänzlich vergessen und sind bereit, es zu leugnen.

Aber nichtsdestoweniger bleibt es ewig unleugbar, und ebenso ist auch kein Zweifel, daß es uns allen gelehrt werden wird, damit wir es wieder bekennen müssen. Wir werden alle gezeißelt und gezüchtigt werden, bis wir

es lernen, und werden es endlich lernen oder zu Tode gezüchtigt werden, denn es ist unleugbar!

Wenn eine Nation unglücklich ist, so hatte der alte Prophet Recht und nicht Unrecht, wenn er zu ihr sagte: Ihr habt Gott vergessen, Ihr habt die Wege Gottes verlassen, sonst würdet Ihr nicht unglücklich geworden sein. Nicht nach den Gesetzen der Thatsache habt Ihr gelebt und Euch geführt, sondern nach den Gesetzen des Trugs, der Täuschung und vorsätzlicher und unvorsätzlicher Verkennung der Thatsachen. Erbet daher! Das Unwahre ist abgemüht, die lange Geduld der Natur mit Euch ist erschöpft und Ihr seid hier! Ganz gewiß liegt hierin nichts sehr Unbegreifliches, nicht einmal für den Journalisten oder den Staatsökonom oder den Politiker oder irgend ein anderes zweibeiniges, unsicheres Thier! Wenn ein Land sich unglücklich fühlt, so ist es ganz gewiß, daß dieses Land falsch geleitet worden ist. Es ist mit den unglücklich gewordenen siebenundzwanzig Millionen gerade so, wie mit dem unglücklich gewordenen Einzelnen. Jene sind ebenso wie dieser von dem von der Natur und den höheren Mächten vorgeschriebenen Wege abgewichen. Sie sind in Mangel, Unglück und Elend verfallen, und wenn sie still stehen, um sich zu betrachten, so müssen sie klagen und ausrufen: Ach, wir waren nicht weise genug! Wir nahmen vorübergehenden, oberflächlichen Schein für ewige Centralsubstanz; wir sind von den Gesetzen dieses Weltalls abgewichen und siehe, nun ist das gefesselte Chaos bereit, uns zu verschlingen.

„In den letzten Jahrhunderten,“ sagt Sauersteig, „nahm man von der Natur allgemein an, sie sei todt, eine alte, vor vielen tausend Jahren fertiggestellte Wanduhr und noch tickend, aber todt wie Messing, welcher der Fertigster im günstigsten Falle auf entfernte eigenthümliche und in der That unglaubliche Weise zusähe. Jetzt aber bemerke ich mit Freuden, daß sie sich überall als nicht todt und nicht Messing zu erkennen giebt, sondern als lebendig und wunderbar, als himmlisch-höllisch und zwar mit einem Nachdruck, der allmählig auch den dicksten Kopf dieses Planeten durchdringen wird!“

Die Leitung unseres Landes ist, wie für alle Sterblichen jetzt ziemlich unbestreitbar ist, nicht weise genug gewesen. Zu thörichte Menschen sind mit seiner Leitung und Regierung beschäftigt gewesen und haben es so weit gebracht. Wir müssen weitere — viel weitere finden, sonst gehen wir unter!

Bis zu dieser Einsicht ist jetzt ganz England vorgeschritten, leider aber noch nicht weiter. Ganz England steht die Hände ringend da und fragt sich fast mit Verweissung: Was soll nun werden? Die Reformbill erweist sich als ungenügend, der Bentham'sche Radikalismus, das Evangelium des „aufgeklärten Egoismus“ stirbt aus oder schrumpft unter den Thränen und Gehrul der Menschen in Fünf Punkt-Chartismus zusammen. Was sollen wir zunächst hoffen oder versuchen? Fünf Punkt-Chartismus, Freihandel, Erweiterung der Staatskirche, Besteuerungsscala — was in's Himmels Namen sollen wir zunächst versuchen, damit wir nicht in das Chaos versinken und von ihm verschlungen werden?

Der Fall ist ein dringender und einer der complicirtesten in der Welt. Nie erging eine göttliche Botschaft an ein dickhäutigeres Volk und niemals mußte eine göttliche Botschaft durch eine dickere Decke in schwerfälligere Ohren dringen. Es ist die Thatsache, die abermals mit wunderbarer Donnerstimme aus dem Centrum der Welt herausspricht. Wie unbekannt ist ihre Sprache den tauben und thörichten Vielen, wie deutlich unleugbar, schrecklich und doch wohlthätig den hörenden Wenigen: Schauet, Ihr sollt weiter werden, oder Ihr müßt sterben. Ihr sollt der Thatsache der Natur treu bleiben, oder das Chaos wird Euch verschlingen. In Wirbelwinden von Feuer sollt Ihr mit Euren Mammonismen, Dissentismen, Euren mitschmerzigen Philosophien und doppelläufigen Aristokratien verschwinden!

Dies ist die göttliche Botschaft, welche in dieser neuern Zeit abermals an uns ergeht.

Wir müssen mehr Weisheit haben, die uns regiert; wir müssen von den Weisesten regiert werden, wir müssen eine Aristokratie des Talents haben! rufen Viele.

Wahr, sehr wahr, aber wie sollen wir dazu gelangen?

Der nachstehende Auszug aus dem Houndsditch Indicator verdient Aufmerksamkeit und Überlegung:

„In der gegenwärtigen Zeit,“ schreibt unser Freund, „wo überall ein artifizielles oder unartifizielles Geschrei nach einer ‚Aristokratie des Talents‘ erhoben wird, nämlich nach einer regierenden Klasse, welche wirklich regiert, die nicht bloß den Lohn für's Regieren bezieht und dafür uns falsch regiert und den Teufel mit uns spielt, — ist es vielleicht nicht ganz unnütz, einige der Unerfahrenen daran zu erinnern, was für eine furchtbar schwierige Sache die Errichtung einer solchen Aristokratie ist! Erwartet Ihr vielleicht,

meine Freunde, daß Eure unumgänglich nöthige Aristokratie des Talentes so ohne Weiteres, wie man bei einer Rekrutirung zu Werke zu gehen pflegt, aus der allgemeinen Bevölkerung ausgehoben, nach Art eines Regiments organisiert und mit unserer Beherrschung beauftragt werden kann? Daß man sie gleich Weizen aus der Spreu aus den siebenundzwanzig Millionen britischer Unterthanen herausheben kann und daß irgend eine Wahlurne, Reformbill oder andere politische Maschine, selbst wenn die Kraft der öffentlichen Meinung auch noch so sehr darauf einwirkt, den besagten Prozeß des Siebens wirklich durchführen wird? Wollte der Himmel, daß wir ein solches Sieb hätten, ja, daß wir uns nur eine Art Sieb oder andere non plus ultra-Maschinerie denken könnten, welche diese Dienste leistete!

„Aber nichtsdestoweniger muß es geschehen; es soll und wird geschehen. Wir rollen immer schneller auf der Bahn des Verderbens dahin. Jede Stunde bringt uns demselben näher, so lange nicht dieses Rettungsmittel in einem oder dem andern Grade zu Stande kommt. Dieses Zustandekommen ist auch durchaus nicht zweifelhaft, sondern nur die Methode und die Kosten! Ja, ich kann Euch sogar ein untrügliches Siebverfahren angeben, wodurch Der, welcher Fähigkeit besitzt, herausgestellt wird, um über uns zu herrschen, und wodurch jene so sehr herbeigewünschte Aristokratie des Talents in annäherndem Grade allmählig zu Stande kommen kann. Es ist ein untrügliches Siebverfahren, bei welchem jedoch keine Seele ihrem Nachbar helfen kann, sondern wo Jeder mit frommem Geber zum Himmel sich bestreben muß, sich selbst zu helfen. Es besteht, o Freunde, darin, daß wir alle, daß wenigstens viele von uns, den richtigen Blick für das Talent erlangen, woran es gegenwärtig furchtbar mangelt! Der richtige Blick für das Talent setzt aber auch die richtige Ehrerbietung vor denselben voraus, — o Himmel, es fehlt noch so viele andere Dinge voraus.

„Zum Beispiel, Du Bobus Higgins, Bratwurstaabrikant im Großen, der Du über die Aristokratie des Talentes ein so gewaltiges Geschrei erhebst, was ist es wohl, was Du in Deinem Herzen wirklich und wahrhaft verehrst? Ist es das Talent, der innere männliche Werth irgend einer Art, Du unglücklicher Bobus? Hast Du jemals den männlichsten Mann verehrt, den Du in einem zerlumpten Rocke einhergehen sahst? Wußtest Du auch nur, daß er überhaupt ein männlicher Mann war, bis sein Rock besser ward? Talent! Ich verstehe wohl, daß Du im Stande bist, den Ruhm des Talentes, das Ansehen, den klingenden Lohn oder andern Erfolg des Talentes zu

verehren, aber das Talent selbst ist ein Ding, welches Du niemals mit Augen gesehen.

„Ja, worauf bist Du an Dir selbst am stolzesten, was betrachtest Du am liebsten in nachdenklichen Augenblicken? Sprich, ist es wohl der sogar seines Namens und Herkes entblößte und in die Gesellschaft hineingeschleuderte nackte Bobus, den Du bewunderst und für welchen Du dem Himmel dankst? Oder ist es Bobus mit seiner gefüllten Geldkassette und vom Fette triefenden Speisekammer, mit seinen schönen Kleidern und seiner Ponschaise, der von seines Gleichen bewundert wird? Ist Dein eigener Grad von Werth und Talent für Dich von unendlichem Werthe, oder bloß von endlichem und nach dem Betrage von Geld und Lob zu berechnen, den es Dir eingebracht hat?

„Bobus, Du bewegst Dich in einem schlimmen Circle, der runter ist als eine Deiner eignen Praterwürste, und wirst niemals für ein anderes Talent stimmen oder es befördern, als für das Talent oder scheinbare Talent, welches schon für sich selbst bestimmt hat!“

Hier schließen wir mit unserem Auszuge aus dem Indicator, denn die Leser merken nun alle, worauf er abzielt.

Also „mehr Weisheit“; aber wo sollen wir mehr Weisheit finden? Wir haben schon eine Collectiv-Weisheit nach ihrer Art, obgleich die „Gefesgebung der Klassen“ und einige andere Dinge ein wenig darauf einwirken. Im Ganzen genommen, so wie man sagt: Wie das Volk, so der Priester, so können wir auch sagen: Wie das Volk, so der König. Es wird ernannt und gewählt, wer am fähigsten ist, ernannt und gewählt zu werden. Wen können die unbestechlichsten Bobusse wählen, wenn nicht im besten Falle einen Bobissimus, wenn sie nämlich einen solchen finden können?

Oder giebt es vielleicht auch nicht in der ganzen Nation zusammengekommen Weisheit genug, um eine angemessene Collectivweisheit auszumachen? Auch dies ist ein Fall, welcher eintreten kann. Ein ruinirter Mann taumelt ins Verderben hinab, weil nicht Weisheit genug in ihm war, und eben so offenkundig kann dies mit siebenundzwanzig Millionen zusammengekommen geschehen!

Eine der untrüglichen Früchte der Unweisheit in einer Nation ist aber in der That die, daß sie nicht zum Gebrauche der Weisheit gelangen kann, die sie wirklich in sich trägt: daß sie nicht von den Weisesten regiert wird, die sie hat und die allein ein göttliches Recht haben, in allen Nationen

zu regieren, sondern von den scheinbar weisesten oder auch von den offenbar nicht so weissen, wenn sie nur ausserdem die bedenklichsten sind!

Dies ist das untrüglicste Ergebniss der Unweisheit, aber auch das verwerblichste und unermesslichste, — nicht sowohl was wir eine Giftfrucht nennen können, als vielmehr eine allgemeine Todeskrankheit und ein Vergiften des ganzen Baumes. Denn hierdurch werden alle Arten Unweisheit — Giftfrüchte — genährt und zu gigantischer Grösse herausgebildet, bis, wie wir sagen, der Lebensbaum überall zu einem Upasbaum wird und tödtliche Unweisheit alle Dinge überstattet. Dann ist alles gethan, was menschliche Geistesfähigkeit zu thun vermag, um alle Weisheit überall in der Geburt zu erlöchen, unsere arme, von Weisheit entblösste Welt niederzuschmettern und unsere äusserste Collectivweisheit, selbst wenn sie von Rhadamanthus, Anacus und Minos, geschweige denn von betrunkenen Jahnpsundwählern mit ihren Wahlurnen gesammelt und gewählt wäre, zu einem unzulänglichen Collectiv zu machen! Die Weisheit ist jetzt nicht da — wie will man sie „sammeln?“ Eben so gut könnte man nach einer verbesserten Methode den Ithemiesschlamm auswischen, um Gold darin zu finden.

In der That, unerlässlich ist die erste Bedingung, daß Weisheit da sei; die zweite aber ist ihr gleich und eigentlich eins damit. Diese beiden Bedingungen wirken und reagieren durch alle Eibern und gehen unzertrennlich zusammen. Wenn Ihr viel Weisheit in Eurer Nation habt, so werdet Ihr sie treulich gesammelt erhalten, denn die Weissen lieben die Weisheit und suchen darnach wie nach Leben und ewigem Seelenheil. Wenn Ihr wenig Weisheit habt, so bekommt Ihr selbst dieses Wenige schlecht gesammelt, mit Füßen getreten und so nahe als möglich auf nichts reducirt, denn Thoren lieben die Weisheit nicht; sie sind vor allen Dingen thöricht, weil sie niemals die Weisheit geliebt haben, sondern ihre eigenen Gelüste, ihre mit Waffen geschmückten Carossen, ihre schwer nassen Humpen.

Auf diese Weise wird Euer Licht an beiden Enden angezündet und die Vernichtung schreitet immer rascher. So wird erfüllt, was in dem Evangelium steht: Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch genommen, was er hat. Ganz buchstäblich geht auf sehr verderbliche Weise dieser Ausspruch hier in Erfüllung.

Mit unserer „Aristokratie des Talents“ scheint es noch in sehr weitem Felde zu sein; meinst Du nicht auch, o Pubus?

Sechstes Kapitel.

Heldenverehrung.

Dem gegenwärtigen Herausgeber erscheint nicht weniger als dem guten Bobus eine Regierung der Weisesten, oder was Bobus eine Aristokratie des Talenten nennt, noch das einzige Heilmittel zu sein; nur ist er in Bezug auf die Mittel zur Realisirung desselben nicht so sanguinisch wie Bobus. Er glaubt, daß wir nicht bloß verfehlt haben, es zu realisiren, sondern es auch immer dringender und nothwendiger gebrauchen, weil wir uns immer weiter von den inneren ewigen Gesetzen entfernen und uns mit dem zeitweiligen äußeren Schein von Gesetzen begnügen.

Er glaubt, der „aufgeklärte Egoismus“, sei er auch noch so erleuchtet, könne nicht die Regel sein, nach welcher das Leben des Menschen geleitet werden soll. Jene Grundsätze des Laissez faire, von „Angebot und Nachfrage“, „Paarzählung als alleinigem Nexus“, u. s. w. waren und sind nicht ein ausführbares Bundesgesetz für eine Gesellschaft von Menschen, und werden es niemals sein. Reich und Arm, Regierte und Regierende, können nach einem solchen Gesetze nicht lange zusammen leben.

Ah, leider glaubt er, daß der Mensch eine Seele in sich trägt, die von dem Wogen in irgend einem Sinne dieses Wortes ganz verschieden ist, und daß, wenn die genannte Seele asphyxirt und vergessen wird, es mit dem Menschen und seinen Angelegenheiten sehr schlimm stehe. Er glaubt, die genannte Seele müsse aus ihrer Asphyxie wieder erweckt werden, und wenn sie unerweckbar ist, so kann es der Mensch in dieser Welt nicht lange mehr treiben.

Kurz, er glaubt, midasohriger Mammonkernus, doppelläufiger Dilettantismus und ihre tausend Veiläuter und Zubehörungen, seien nicht das Gesetz, nach welchem Gott der Allmächtige dieses sein Weltall in Bewegung gesetzt hat. Er glaubt ein für alle Mal, daß diese nicht das Gesetz sind, und weiter, daß wir zu Dem, was das Gesetz ist, zurückkehren müssen, aber nicht auf weichen Blumenpfaden, sondern über steile, noch unbetretene Klippen, durch tiefe Abgründe und über brauende, stürmische Ozeane, Dank dem Himmel, wenn nicht gar durch das Ob. od. Die Wiedererweckung einer in Asphyxie versunkenen Seele ist kein kurzes oder angenehmes Verfahren, sondern ein langes und suchtbared.

Für den gegenwärtigen Herausgeber bedeutet „Helden- oder Heroenverehrung“, wie er es anderwärts genannt hat, weit mehr als ein gewähltes Parlament oder eine erklärte Aristokratie der Weisesten, denn in seiner Sprache ist es die summarische endliche Essenz und höchste praktische Vollkommenheit jeder Art von wahrer Verehrung und Größe. Ein solches herrliches Parlament und — wäre die Sache einmal zur Vollkommenheit gediehen — eine so herrliche Aristokratie der Weisesten, von Gott und den Menschen geehrt, betrachtet er in immer größerer Vollkommenheit als den obersten praktischen gesegneten Gipfelpunkt einer von falscher Verehrung gereinigten, von Wahrheit und Glück erfüllten ganzen Welt!

Er glaubt, daß die Heldenverehrung, die in jeder verschiedenen Epoche der Welt auf andere Weise geschieht, die Seele aller socialen Verhältnisse unter den Menschen ist, und daß die Art und Weise, wie sie wohl oder übel stattfindet, einen genauen Maßstab für den Grad von Wohl- oder Uebelbefinden abgibt, welcher in den Angelegenheiten der Welt obwaltet. Er glaubt, daß wir unsere Heldenverehrung im Ganzen genommen schlechter besorgen, als irgend eine Nation in dieser Welt seither jemals gethan; daß Burns als Accisebeamter und Byron als literarischer Löwe an und für sich und in Erwägung aller Dinge ein niedrigeres und lügenhaftes Phänomen sind, denn Odin als Gottheit und Muhamed als Prophet Gottes.

Demgemäß ist es des Verfassers auf Ueberzeugung gegründete Meinung, daß wir unsere Heldenverehrung besser verrichten lernen müssen; daß diese immer bessere Verrichtung die Erweckung der Seele einer Nation von ihrer Asphyxie und die Rückkehr des gesegneten Lebens in uns bedeutet, — des gesegneten Lebens des Himmels, nicht des galvanischen Aufwürgigen Lebens des Kammons. Die scheinbar jetzt todtkranken, und wenn nicht Hülfe gebracht wird, im Sterben liegenden Asphyxirten wieder zum Leben zu erwecken — dies und nichts Anderes scheint die Aufgabe zu sein.

„Heldenverehrung“, wenn Ihr wollt, — ja Freunde, vor allen Dingen aber dadurch, daß wir selbst heroischen Gemüths sind. Eine ganze Welt voll Helden, nicht eine Welt voll Thoren, in welcher kein Heldenkönig regieren kann — das ist es, wornach wir trachten! Wir für unsern Theil wollen alle Niedrigkeit und Lügenhaftigkeit von uns abthun; dann können wir hoffen, Edelsinn und Wahrhaftigkeit über uns herrschen zu sehen, eher aber nicht. Mögen Bobus und Genossen höhnisch bemerken: „Das ist also Eure Reform!“ Ja, Bobus, das ist unsere Reform, und ausgenommen hierin

und in dem, was daraus folgen wird, haben wir gar keine Hoffnung. Die Reform, o Bobuß, muß eben so wie die Wohlthätigkeit daheim beginnen. Ist sie einmal richtig daheim, wie wird sie dann auswärts und unaufhaltsam Alles durchdringen, was wir anrühren und betasten, sprechen und thun! Fortwährend wird sie wie durch eine unberechenbare Contagion sich in geometrischem Verhältniß nah und fern ausbreiten, — nur Gutes thugend, wohin sie sich auch verbreiten mag, und nichts Böses.

Durch Reformbills, Antikorngezeßbills und tausend andere Bills und Methoden verlangen wir von unsern Regierern mit Nachdruck und das erste Mal nicht ohne Wirkung, daß sie aufhören, Charlatanerie zu sein, oder sich ihrer Wege scheeren; daß sie uns nicht durch Charlatanerien und Dummheiten zu regieren versuchen, daß sie keine Heucheleien gegen uns aussprechen. Denn jetzt kennen wir Charlatane, wenn wir sie sehen, und Heuchelei, wenn wir sie hören, ist uns schrecklich!

Wir wollen mir dem armen Franzosen an der Schranke des Convents, obgleich in weiserer Art als er und „für den Raum“ nicht „einer Stunde“, sondern einer Lebenszeit sagen: „Je demande l'arrestation des coquins et des lâches.“ Bestimmung der Schurken und Feiglinge — ach, wir wissen, was für eine Arbeit dies ist, wie lange es dauern wird, ehe sie alle, oder doch größtentheils, festgenommen sind; sobald man aber einen weiß, so nehme man ihn in Gottes Namen fest — es ist dann doch einer weniger! Wir wollen auf alle nur thunliche Weise, durch Wort und Schweigen, durch die That und Verweigerung der That diese Bestimmung energisch verlangen, — „je demande cette arrestation-là!“ und wir werden sie allmählig unfehlbar erreichen.

Unfehlbar, denn das Licht breitet sich aus; alle Menschenseelen, seien sie auch noch so sehr in Finsterniß versunken, lieben das Licht; ist das Licht einmal entzündet, so breitet es sich nach allen Seiten aus, bis Alles erleuchtet ist — bis der Ruf: „Nehmt eure Schurken und Feiglinge fest!“ gebieterisch aus Millionen Herzen aufsteigt und von einem Ocean zum andern hallt und herrscht.

Ja, wie viele können wir nicht selbst jetzt schon mit unseren eigenen Händen festnehmen! Leiste Du ihnen deshalb keinen Beistand, sondern wende Dich ab von ihrem übertrübten Stolz, ihren gepriesenen Sophismen, ihrer Schlangenlist, ihrer Heuchelei in Worten und Thaten — wende Dich ab, sagen wir, mit heiliger Scheu, mit einem Apoge Satanas!

Bobus und Genossen und alle Menschen werden sich allmählig und anschließen. Wir verlangen Hestnehmung der Schurken und Feiglinge und beginnen damit, daß wir unsere eigenen armen Personen aus dieser Bruderschaft heraus arretiren. Eine andere Reform ist nicht denkbar. Du und ich, mein Freund, wir können in dieser überaus idörichten Welt ein Jeder von uns einen Nichtthoren, einen Helden machen, wenn wir wollen. Dies wären zwei Hekten zum Anfange. — Ruth! auch das ist am Ende eine ganze Welt voll Helden, oder was wir armen Zwei zur Förderung derselben thun können.

Ja Freunde, Heldenkönige und eine ganze nicht unheroische Welt, — hierin liegt der glückliche Hafen, nach welchem durch alle diese Sturmumbrauften Meere, französische Revolutionen, Chartismen, Insurrectionen von Manchester, die in diesen schlimmen Zeiten das Herz betrüben, die höchsten Mächte und hintreiben. Geseget seien die höchsten Mächte, so streng sie auch sind! Nach diesem Hafen wollen wir, o Freunde; mögen alle wahren Menschen mit der Fähigkeit, die in ihnen liegt, wacker, unaufhörlich, und mit tausendfacher Kraft dahin, dahin streben! Dort oder in den Abgründen des Oceans werden wir endlich ankommen — dies ist mir sehr klar.

Woblan, dies ist allerdings keine Antwort auf die Sphinxfrage, nicht die Antwort, die ein trostloses Publikum, welches sich bei dem Gesundheitscollegium erkundigte, zu hören hoffte! Eine gänzliche Veränderung der Diät, Wechsel der Constitution und Existenz von der innersten Mitte heraus, ein neuer Körper mit widererweckter Seele, — nicht ohne krampfhaftes Geburtswehen, so wie jede Geburt und Wiedergeburt Wehen voraussetzt.

Dies ist eine schlimme Nachricht für ein untörfliches Publikum, welches gehofft hatte, mit einigen Morriion'schen Pillen, einer ägenden Mixtur und vielleicht einer kleinen blasenziehenden Einreibung auf dem Rücken wegzukommen! — Wir sind darauf gefaßt, uns von unseren Korngefehen und verschiedenen anderen Gefegen und Ungefehen zu trennen, aber was soll das heißen?

Auch hat der Verfasser nicht vergessen, wie es den unglückverkündenden Kassandras bei Belagerungen von Troja zu gehen pflegt. Drohender Untergang wird durch warnende Worte gewöhnlich nicht beiseitigt. Das dikaktische Schicksal hat andere Methoden in petto, sonst würden dieie stets fehlschlagen. Aber nichtsdestoweniger müssen solche Worte gesprochen werden, wenn sie einmal wahrhaft in der Seele irgend eines Menschen wohnen.

Worte sind hart und zubringlich, aber wie weit härter sind die zubringlichen Ereignisse, welche sie verkünden! Hier und da hört doch vielleicht eine menschliche Seele den Worten zu, — ja, wer weiß, wie viele menschliche Seelen ihnen zuhören, wodurch die zubringlichen Ereignisse, wenn auch nicht abgewendet und verhindert, doch weniger hart gemacht werden. Das Vorhaben des Verfassers ist daher für ihn selbst ein hoffnungsvolles.

Denn obgleich schwere Mühen, obgleich weite Meere und brüllende Schlünde vor uns liegen, ist es nicht schon etwas, wenn ein Polarstern am ewigen Himmel sich wiederum enthüllt, wenn ein ewiges Licht durch alle Wolkenstürme und brausende Wogen hindurchscheint, der heißersehnte Leuchthurm fern am Rande des Horizontes, nach welchem wir unser ganzes Leben lang unaufhörlich steuern? Ist es nicht etwas; o Himmel, ist es nicht alles? Hier liegt das heroische gelobte Land, unter diesem Himmelslichte, meine Brüder, blühen die glücklichen Inseln, — dort, o dort! dorthin wollen wir, „Da wohnt Achill der Große, den wir kannten.“ *)

Dort wohnen alle Helden und werden dort wohnen; also dorthin, alle Ihr Heroishegehirnten! — Leuchtet der Leitstern des Himmels nur erst deutlich in Euerm Auge, wie wird dann jeder ächte Mann bei seiner Arbeit auf dem Schiffe treulich auskharren, wie wird mit unsterblicher Hoffnung allen Dingen getrogt, wie werden alle beslegt werden! Ja, wenn der Bug des Schiffes einmal dieser Richtung zugewendet ist, ist dann nicht gleichsam alles schon gut? Krankhaftes, sich verzehrendes Elend ist edles, männliches Streben geworden, sobald unserem Auge ein Ziel vorschwebt. „Der würgende Alp würgt uns nicht mehr, denn wir rühren uns unter ihm; der Alp ist schon entflohen.“

Allerdings, könnte der Verfasser den Menschen lehren, wie man Weisheit und Heroismus gleich auf den ersten Anblick erkennt, damit sie nur diese Ehrerbietung erweisen und sie zu Herrschern über sich machen könnten, — ja, dann wäre er die lebende Quintessenz aller Schriftsteller, Lehrer und Propheten, welche jetzt lehren und prophezeien; er wäre ein Apollo-Morrison, ein Trismegistus und eine nicht vergänglich predigende Kassandra! Aber möge kein Schriftsteller so etwas hoffen. Es steht zu erwarten, daß die gegenwärtigen Geister über das Verlagsrecht, der Honorarfrage pro Bogen und andere Umstände ihn vor dieser Gefahr retten werden.

*) Tennyson's Gedichte — Ulysses.

Möge kein Schriftsteller so etwas hoffen — nein, und dennoch mögen alle Schriftsteller nach so etwas streben und sogar nach so etwas allein! Man weiß nicht, was die Bedeutung des Schreibens und Druckens sein soll, wenn es selbst diese nicht ist.

Doch genug, dem gegenwärtigen Verfasser ist es möglich erschienen, daß ein Lichtschimmer für hier und da eine menschliche Seele in diesen ihm anvertrauten verworrenen Papiermassen liegen könne, weshalb er sich vorgenommen hat, dieselben herauszugeben. Aus alten Büchern, neuen Schriften und vielem Nachdenken nicht von gestern wird er sich bemühen, einige Dinge auszuwählen und aus der Vergangenheit auf einem Umwege die Gegenwart und die Zukunft beleuchten. Die Vergangenheit ist eine düstere, ungewisse Thatsache, und die Zukunft ist auch eine, nur düsterer, ja eigentlich ist sie die selbe Thatsache in einem neuen Gewande und in neuer Entwicklung. Denn die Gegenwart enthält sowohl die ganze Vergangenheit, als auch die ganze Zukunft in sich, eben so wie der weithin wehende, vielkönnige Lebensbaum Igdrafil seine Wurzeln tief unten in dem Reiche der Todten unter dem ältesten Staube der Menschen hat und mit seinen Zweigen stets bis über die Sterne hinausreicht und an allen Zeiten und Orten ein und derselbe Lebensbaum ist.

Zweites Buch.

Der Mönch der alten Zeit.

Erstes Kapitel.

Jocelin von Brakelond.

Wir werden uns in diesem zweiten Theile unseres Werkes bemühen, vermittlest gewisser verworrener gedruckter und anderer Papiere in ein etwas fernes Jahrhundert einzudringen und ihm ins Angesicht zu schauen, in der Hoffnung, vielleicht unser eigenes armes Jahrhundert dadurch zu beleuchten.

Es scheint dies ein bedeutender Umweg zu sein, aber nichtsoweniger ist es doch ein Weg. Der Mensch ist nämlich von jeher ein kämpfendes, sich mühendes und trotz der weitverbreiteten Verleumdungen zum Gegentheile ein wahrheitsliebendes Geschöpf gewesen. Auch die Jahrhunderte sind lauter von einander abstammende Kinder und oft wird in dem Bildniß der Vorräter dieser oder jener räthselhafte Zug des jüngsten Enkels zu wechselseitiger Erleuchtung offenbar.

Ueherdies wird in Büchern sowohl als auch überall in der heutigen Welt eine gewisse Breite der Bewegung für den praktischen Mann immer zweckmäßiger. Das Heil liegt gegenwärtig nicht in festen Schnüren, sondern in Bezug auf alle Bereiche des Wissens in etwas ganz Anderem. Leser und die Menschen überhaupt haben sich angewöhnt, alle Personen und Dinge, von armseligen Büchern an bis zu Kirchenbischöfen und Staatspotentaten zu fragen, nicht: Durch welche Ernennung bist Du berufen? — sondern: In welcher Perücke und in welchem schwarzen Triangel wandelst Du einher? Himmels, ich kenne Deine Ernennung und Deinen schwarzen Triangel ganz gut! Aber in Gottes Namen frage ich Dich: Was bist Du? Nicht nichts, sagst Du! Nun denn, wie viel und was — dies ist eben das, was ich wissen möchte und

sogar bald wissen muß! — Welche Wetteranzeigen, — nicht bloß für einen armen Herausgeber von Büchern. Der Herausgeber von Büchern darf bei alle dem nicht vergessen, daß wenn, wie man sagt, „viele Arten erlaubt sind,“ doch eine Art nicht erlaubt ist, „die Art, welche nichts in sich hat, le genre ennuyeux;“ und demgemäß seinen Weg gehen.

Ein gewisser Jocelinus de Brakelonda, ein geborener Engländer, hat uns ein außerordentlich seltsames Buch*) hinterlassen, welches durch die Mühe der Camden Society in den lehtvergangenen Tagen an's Licht gebracht worden ist. Jocelin's Buch, die „Chronik“ Jocelin's, eines gewissen alten Mönches von St. Edmundsbury, jetzt sieben Jahrhunderte alt, wie entfernt ist es von uns, erotisch fremdartig und in jeder Beziehung weit aus der Ferne kommend! Die Sprache dieses Buchs ist nicht bloß ausländisch, sondern auch todt. Mönchslatein liegt nicht über dem brittischen Kanal, sondern über den neunfachen stglichen Sümpfen, dem Lethestrome und man weiß nicht wo! Selbst das römische Latein, welches noch in den elyptischen Gefilden des Gedächtnisses für uns lebt, ist im Vergleich damit etwas Heimisches. Und nun die Ideen, das Lebensgeräth, das ganze Wirken und Thun dieses würdigen Jocelin, welches tiefer als Pompeji mit der Lavaasche und dem unartikulirten Wack von siebenhundert Jahren bedeckt ist!

Jocelin von Brakelond kann nicht ein hervorragender literarischer Charakter genannt werden, ja nur wenige Sterbliche, die ein so sichtbares Werk oder eine Fußspur hinterlassen haben, können obscurer sein. Abermals eine von jenen verschwundenen Existenzen, deren Werk noch nicht verschwunden ist, — fast ein ruhrendes Phänomen, wenn nicht die ganze Welt voll davon wäre! Die Erbauer von Stonehenge zum Beispiel — doch was sprechen wir von Stonehenge und seinen Erbauern? Die Verfasser der Universal Review und von Homer's Iliade, die Pflasterer der Straßen von London, — früher oder später die ganze Nachkommenschaft Adams! Es ist ein

*) Chronica Jocelini de Brakelonda, de rebus gestis Samsonis Abbatis Monasterii Sancti Edmundi: nunc primum typis mandata, curante Johanne Gage Rokewood. (Camden Society, London, 1840.)

rührendes Phänomen, aber ein unabänderliches, ja recht überlegt, ein tröstendes.

Nach dem Dialekte seines Mönchslateins, wie denn überhaupt schon nach seinem Namen, scheint dieser Jocelin ein normännischer Engländer gewesen zu sein. Der Zuname de Brakelonda verräth einen Eingebornen von St. Edmundsbury selbst, denn Brakelond ist der bekannte alte Name einer Straße oder eines Theils dieser ehrwürdigen Stadt. Ferner ist gewiß, daß unser Jocelin als Mönch in dem Kloster von St. Edmundsbury lebte, eine obedientia oder ein untergeordnetes Amt oder vielmehr der Reihe nach einige dergleichen bekleidete und einmal „Kaplan des Lord Abtes war, an dessen Seite er Tag und Nacht sechs Jahre lang verlebte.“

Dieses Letztere ist die Hauptthatfache in Jocelin's Existenz und eigentlich der Ursprung dieses gegenwärtigen Buchs und der hauptsächlichsten Bedeutung, die es jetzt für uns hat. Er war eine Art geborner Boswell, obgleich ein unendlich kleiner, auch fehlte es ihm selbst dort und damals nicht ganz an seinem Johnson. Johnsons sind selten, aber Boswells vielleicht noch seltener, was in beiderlei Hinsicht zu beklagen ist.

Dieser Jocelin war, wie wir deutlich erkennen, ein sinnreicher, freimüthiger, ein gutberziger, unschuldiger, aber dabei doch schlauer, aufmerksamer, mit raschem Witz begabter Mann und hat unter seiner Mönchskapuze hervor diesen schmalen Abschnitt der Welt in wirklich menschlicher Weise betrachtet, nicht auf offne, hunde-, ohsen- oder sonst nicht-menschenartige Weise — betrübend für Alle, welche Menschengefühl besitzen. Der Mann besitzt ein geduldiges, friedliches, liebendes, freundlich lächelndes Wesen und ist offen für Dies und Jenes. Eine weise Einfalt liegt in ihm, viel gesunder Verstand und eine Wahrhaftigkeit, welche tiefer geht, als Worte. — Wahrhaftigkeit ist ja die Basis von Allem und bedeutet, wie Einige behaupten, den Genius selbst, die Hauptquintessenz eines jeden Genius.

Unser Jocelin hat übrigens seine klassischen Manuscripte gelesen, seinen Virgil, seinen Placcus, seinen Ovidius Naso; natürlich auch noch weit mehr, seine Homilien und Previarien und wo nicht die Bibel, doch bedeutende Auszüge aus der Bibel. Dann besitzt er auch einen angenehmen Witz und liebt einen rechtwichtigen Scherz, obgleich auf sanfte, gedämpfte Weise, die sehr liebendwürdig zu sehen ist. Ein gelehrter erwachsener Mann, aber mit dem Herzen wie eines guten Kindes; dessen ganzes Leben überhaupt das eines Kindes gewesen ist. Das Kloster von St. Edmundsbury war für ihn

blos eine größere Art Wiege und seine ganze Pflicht, fromm zu schlafen und seine Mutter treu zu lieben!

Dies ist die Biographie Jocelin's, „eines Mannes von vortrefflicher Religion,“ sagt einer seiner Zeitgenossen und Mitmönche, „eximiae religionis, potens sermone et opere.“

Uebrigens hatte er auch eine Art für die Menschheit noch jetzt lesbares Mönchs- oder Hundelatein gelernt und war zum Glück für uns auf die Idee gekommen, in dieser Sprache niederzuschreiben, was ihm des Niederschreibens werth zu sein schien. Hieraus entstand allmählig eine *Chronica Jocelini*, ein neues Manuscript in dem Liber Albus von St. Edmundsbury. Diese mit kindlicher Durchsichtigkeit, unschuldigem Humor, nicht ohne eine gewisse Beimischung von treffendem, angenehmem Wit und vielen andern Vorzügen geschriebene Chronik lasen natürlich auch andere Leute gern, weshalb es nicht fehlen konnte, daß sie copirt und vervielfältigt und dem Liber Albus einverleibt ward. Auf diese Weise überlebte sie Heinrich VIII., Putney Cromwell, die Auflösung der Klöster und alle Unfälle der Bosheit und Vernachlässigung sechs Jahrhunderte lang, bis sie endlich in die Harley'sche Sammlung kam und nun durch Mr. Rokewood von der Camden Society entziffert und in deutlichen Druck gebracht worden ist, so daß sie jetzt als ein leckerer dünner Quartband vor uns liegt, um auf einige Minuten zu interessieren wenn sie kann.

Einem gerechten Historiker geziemt es, hier dankbar zu erwähnen, daß Mr. Rokewood, Jocelin's Herausgeber, seine Aufgabe als solcher sehr gut gelöst hat. Nicht blos hat er das oft schwer zu lesende Manuscript in deutlichen Druck gebracht, sondern auch, was seine Kollegen auf diesem Felde nicht stets zu thun pflegen, die wichtige Wahrheit im Auge behalten, daß das so entzifferte Manuscript auch einen Sinn für den Leser haben muß. Sich treulich an den Text haltend und selbst die grammatischen oder anderen Fehler mit abdruckend, hat er dennoch Sorge getragen, durch Bemerkungen anzudeuten, daß es Fehler sind und wie die Correctur derselben lautet. Jocelin's Mönchslatein ist größtentheils durchsichtig wie klares leichtes Wasser. Bei jeder Dunkelheit aber, welche vorkommt, und es sind deren einige, haben wir die angenehme Gewißheit, daß die Stelle einen Sinn hat, der sich durch Fleiß ermitteln läßt, ja den der Fleiß des gewissenhaften Herausgebers schon ermittelt hat. Ein ausführliches und zweckdienliches Glossarium ist beigelegt, welches so ziemlich hinreicht, dem Uneingeweihten durchzuhelfen.

Eine Menge größtentheils kurzer Anmerkungen erklären die meisten schwierigen Punkte auf genügende Weise und die letzte zweckmäßige Zugabe ist ein inhaltreiches, sorgfältig ausgearbeitetes Register, woran es keinem solchen Buche fehlen sollte, und welches unglücklicherweise nur sehr wenige besitzen.

So ist mit einem Worte die Chronik Jocelin's von ihren dicken Hüllen befreit und an das gewöhnliche Tageslicht gebracht, so daß Jeder, der ein wenig lateinische Grammatik im Kopfe hat, sie lesen kann.

Wir haben so viel von Mönchen gehört und überall, in der Geschichte sowohl, wie in Romanen, ziehen diese sonderbaren zweibeinigen Thiere mit ihren Rosenkränzen und Gebetsbüchern, mit ihren Tonsuren, bärenen Hemden und Armuthsgelübden so wunderbar durch unsere Phantasie und sind in der That eine so merkwürdige ausgestorbene Gattung der menschlichen Familie, daß ein ächter Mönch von Bury St. Edmunds wohl Aufmerksamkeit verdient, wenn er zufällig sichtbar und hörbar gemacht wird.

Hier steht er und in seiner Hand hält er einen magischen Spiegel, der allerdings sehr verrostet, aber hier und da doch noch klar ist, und worin das wunderbare Bild seiner Existenz sich noch, obgleich flüchtig und gleichsam mit intermittirendem Lichte, spiegelt! Will der Leser nicht mit uns einen Blick in diese seltsame camera lucida werfen, wo ein ausgestorbenes Geschlecht, obgleich nur flüchtig und undeutlich, noch am Leben zu sehen ist.

Ein ausgestorbenes Geschlecht, sagen wir, denn die lebendigen Exemplare, welche noch unter diesem Namen einherwandeln, können zu unerkennbar in ihrer Naturgeschichte nur noch als Bastarde betrachtet werden. Nachdem Richard Arkwright's Evangelium einmal verkündet worden, ist ein Mönch der ächten alten Art in dieser Welt nicht mehr möglich. Aber man denke sich, daß ein tiefbegrabenes Mastodon, ein fossiles Megatherion, ein Ichthyosaurus aus seinem Felsengrabe heraus auf einmal, wäre es auch noch so undeutlich, zu sprechen anfinge. Die ausgestorbenste fossile Gattung von Menschen oder Mönchen kann dieses Wunder thun und thut es, — Dank den Buchstaben des Alphabets, die zu so vielen Dingen gut sind.

Jocelin war, wie wir schon oben andeuteten, eine Art Boßwoll, unglücklicherweise aber ist er von Natur keiner der größten und die Entfernung hat ihn nun in außerordentlichem Grade zusammenschrumpfen lassen. Sein

Licht ist ein sehr schwaches, intermittirendes und verlangt den aufmerksamsten eifrigsten Blick; außerdem zeigt es bloß einen leeren Nebel. Man muß gesehen, der gute Jocelin ist trotz seines schönen kindlichen Charakters doch nur ein ganz unvollkommener „Spiegel“ der Dinge dieser alten Welt! Der gute Mann schaut und so klar und heiter an und in seinen nachbarlichen sanftlächelnden Augen sehen wir unseren eigenen Schatten so gut, daß wir fortwährend den Wunsch empfinden, ihn auszufragen und ihm eine Erklärung vieler Dinge abzupressen.

Aber damit ist es nicht. Jocelin, obschon er mit so klarer Vertraulichkeit wie ein naher Nachbar spricht, beantwortet keine Frage. Dies ist seine Eigenthümlichkeit. Er ist seit sechshundert fünfzig Jahren tot und für uns vollständig taub, obschon immer noch so hörbar! Der gute Mann, er kann nicht dafür und wir auch nicht.

Seltsam und interessant, wenn auch einfach, sind die Betrachtungen, die sich uns aufdrängen, wenn wir uns an der Hand dieses oder irgend eines anderen klaren schlichten Individuums in die Vergangenheit zurückversetzen. Siehe demnach, England vom Jahr 1200 war kein chimärisches, mit Phantasmen bevölkertes Traumland, sondern ein grüner materieller Ort, auf welchem Getreide und verschiedene andere Dinge wuchsen. Die Sonne schien darauf und die Jahreszeiten wechselten wie die menschlichen Geschicke. Tuch ward gewebt und getragen, Gräben wurden aufgeworfen, Acker gepflügt und Häuser gebaut. Tag für Tag standen Menschen und Thiere zur Arbeit auf und kehrten Nacht für Nacht müde heim zu ihren verschiedenen Lagern. In wunderbarem Dualismus lebten damals wie jetzt Nationen, athmeten Menschen, die in jeder Beziehung zwischen Licht und Finsterniß hin und her bewegten, zwischen Freude und Kummer, zwischen Ruhe und Arbeit, — zwischen Hoffnung so hoch wie der Himmel und Furcht so tief wie die Hölle. Löwenherz war nicht ein theatralischer Papagei mit Beinischen und Räuhlernem Helm, sondern ein Mann, der von Nahrungsmitteln lebte, wenn dieselben auch nicht nach Peel's Tarif importirt waren. Löwenherz kam diesem Jocelin in St. Edmundsbury handgreiflich über den Weg und hätte beinahe das heilige goldene Feretrum oder das Grabmal des heiligen Edmund selbst geplündert, um das Lösegeld für seine Befreiung aus dem Donaukerker zu bezahlen.

Diese hellen Augen unseres Nachbarn Jocelin schauten die leibhaftige Gegenwart des Königs Johann, desselben Johann Sansterre oder Ohnland,

welcher später in Runnymede die Magna Charta unterzeichnete. Ohneland verweilte einmal mit einem zahlreichen Gefolge ungefähr vierzehn Tage lang in dem Kloster von St. Edmundsbury, alltäglich vor den Augen unseres Jocelin und greifbar für seine Finger. O Jocelin, was sagte er, was that er? Wie sah er aus? Wie lebte er? — Oder wenigstens, was für einen Rock oder was für Hosen hatte er an?

Jocelin aber bewahrt hierüber ein hartnäckiges Stillschweigen. Jocelin schreibt nieder, was ihn interessiert; für uns ist er gänzlich taub. Mit Jocelin's Augen sehen wir von Johann Ohneland fast gar nichts. Wie durch ein dunkles Glas sehen wir mit unseren eigenen Augen und mit angestrengtem Blick höchstens: Eine polternde, ausschweifende, menschliche Gestalt mit gemein vornehmer Miene, in carmoisinrothem Sammet oder anderem unsicherem Gewebe, von unsicherem Schnitt, mit viel Franzen und Federbüschen unter zahlreichen anderen menschlichen Figuren ähnlicher Art, die mit Falken auf der Faust umherritten, geräuschvollen Unförmigkeiten schwangen und dem Kloster St. Edmundsbury die Eingeweide aufrissen, nämlich seine Speisekammern und Keller plünderten.

Jocelin bemerkt bloß mit ein wenig verhaltener Herbeheit, daß des Königs Majestät, Dominus Rex, als Geschenk für unseren St. Edmunds Schrein einen ziemlich schönen seidenen Mantel zurückließ, — oder vielmehr zurückzulassen vorgab, denn einer von seinem Gefolge borgte ihn von uns und wir bekamen ihn niemals wieder zu Gesicht. Beim Schreiten schenkte Dominus Rex uns „dreizehn sterlingii“ das heißt einen Schilling und einen Penny, um eine Messe für ihn zu lesen und entfernte sich dann, — gleich einem schädigen Ohneland, der er auch wirklich war! „Dreizehn Pence Sterling.“ dies war es, was das Kloster von Ohneland bekam, für alle die Lebensmittel, die er mit den Seinigen aufgezehrt. Wir lasen natürlich unsere Messe für ihn, da wir einmal übereingekommen waren, es zu thun, aber die unparteiische Nachwelt möge beurtheilen, mit welchem Grade von Eifer!

Und auf diese Weise verschwindet König Ohneland, zuckt rasch über unseren seltsamen intermittirenden Zauberspiegel, klumpert mit seinen schädigen dreizehn Pence und reitet mit seinen Falken wieder in ägyptische Nacht hinein.

So macht es Jocelin mit allen Dingen und so machen es alle Menschen und müssen es so machen. Wie intermittirend ist unser guter Jocelin, indem

er ohne alle Rücksicht auf uns niederschreibt, was er interessant findet! Wie viel ist in Jocelin, wie überhaupt in der ganzen Geschichte und in der ganzen Natur gleichzeitig unergründlich und sicher, so düster und dennoch so unzweifelhaft, zu endlosen Betrachtungen anregend. Denn König Obenland war wirklich da und hinterließ diese „tredecim sterlingii,“ wenn nichts mehr, und lebte und schaute auf die eine oder die andere Weise, und eine ganze Welt lebte und schaute mit ihm!

Hierin, sagen wir, liegt eben die große, die unermessliche Eigenthümlichkeit, welche in wirklich unendlichem Grade die armseligste historische Thatsache von aller und jeder Fiction unterscheidet. Was ist überhaupt Fiction, Phantasie, Poesie u. s. w. u. s. w., wenn nicht das Vehikulum für Wahrheit oder Thatsache irgend einer Art, zu deren sicherer Beförderung der Mensch erst verschiedene andere Transportwege versuchen sollte? Kögen diese Frage Andere beantworten!

Doch es wird nun Zeit, daß wir uns in das Kloster von St. Edmundsbury und sieben gute Jahrhunderte zurück verlegen, wenn dies mit Hülfe Jocelin's und irgend welcher menschlichen Kunst möglich ist. Werden uns wohl einige Leser dahin folgen?

Zweites Kapitel.

St. Edmundsbury.

Die Burg, Bury oder „Berry“, wie man sie auch nennt, des heiligen Edmund ist gegenwärtig noch eine blühende betriebame Stadt, die mit ihren freundlichen nettlichen Häusern, ihren alterthümlichen sauberen Straßen und zwanzig oder fünfzehntausend geschäftigen Seelen eine angenehme Abwechselung in die allgemeine graßige Oberfläche von Suffolc bringt. Freundlich schaut die Stadt von ihrem Hügelabhange der aufgehenden Sonne entgegen und an dem östlichen Rande zieht sich jetzt noch lang, schwarz und majestätisch eine Reihe Klosterruinen hin, in deren weite innere Räume der Fremde gegen Erlegung eines Schilling zugelassen wird. Diese inneren Räume sind gegenwärtig in einen botanischen Garten umgewandelt. Hier kann der Fremde oder Einheimische, wenn er gemächlich unter diesen unge-

heuren düstern ehrwürdigen Ruinen umherwandelt, sich überreden, daß eine Abtei von St. Edmundsbury wirklich einmal bestand. Ja, es läßt sich dies sogar durchaus nicht bezweifeln, denn hier steht noch der alterthümliche massige Thorweg, dessen Architektur selbst für das Auge des Dilettanten so ungemein interessant ist, und weiterhin jenes andere alterthümliche Thor, das jetzt dem Einsturz nahe ist, wenn nicht der Dilettantismus im Laufe der nächsten Monate Geld aufreibt, um ein Stützwerk herstellen lassen zu können!

Hier sehen wir ohne Zweifel eine Abtei, schön für das Auge des Dilettantismus. Die Kiezin Bedanterie wird mit ihrem unförmlichen Dugdale und anderen ungeheuren Monastikons unter dem Arm ebenfalls heranschreiten und Dir stolz verkünden, daß dies eine sehr große Abtei war, die Eigenthümerin, ja Schöpferin von St. Edmunds Stadt selbst, die Besitzerin großer Ländereien und Einkünfte, ja daß ihre Ländereien einmal eine Grafschaft für sich allein bildeten, daß König Canut oder Knut sehr gnädig gegen sie war und bei einer Gelegenheit St. Edmund seine eigene goldene Krone vom Kopfe herunter schenkte, und übrigens daß die Mönche von der und der Art und von der und der Zahl waren, daß sie in diesem Jahrhundert so und so viel Morgen Land und in jenem so und so viel hatten und dann weiter, daß der große Glockenthurm unter diesem und der kleinere unter jenem Abt erbaut ward u. s. w. u. s. w. — bis die menschliche Natur es nicht mehr aushalten kann, bis die menschliche Natur sich verzweifelt in Vergessenheit flüchtet und faßt die ganze Sache — Mönche, Kloster, Glockenthürme, Ländereien und alles — geradezu in Abrede stellt!

Ah, welche Berge von todtter Asche, Trümmern und verbrannten Gebeinen gräbt die geschäftige Bedanterie aus der Vergangenheit auf und nennt sie Geschichte und Philosophie der Geschichte, bis, wie wir sagen, die menschliche Seele ermüdet und verworren niedersinkt, bis die vergangene Zeit eine einzige unendliche, unglaubliche graue Leere zu sein scheint, ohne Sonne, Sterne, Heerfeuer oder Kerzenlicht, während widerliche Staubwirbelwinde die allgemeine Natur erfüllen und über unserer historischen Bibliothek als Titanen die Worte angegraben zu haben scheinen: Hier wird trockener Unrath ausgeschüttet!

Und dennoch sind diese düstern alten Mauern kein Dilettantismus und kein zweifelhafter Gegenstand, sondern eine ernste Thatfache. Es war ein sehr wirklicher und ernsther Zweck, für welchen sie erbaut wurden! Ja, es war

eine andere Welt, als diese schwarzen Ruinen, meist in ihrem neuen Mörtel und frischem Weiselwerk, zuerst als Mauern vor langer Zeit die Sonne erblickten. Niß nicht mit Deinem Dilettantencirkel, mit diesem selbstgefälligen Dilettantenschmungeln den himmlischen Wachtthurm unserer Väter, die gefallenen Gotteshäuser, das Golgatha treuer abgeschiedener Seelen!

Ihre Architektur, ihre Glockenthürme und Ländereien? Ja — und dies ist nur ein kleiner Theil der Sache. Ist Dir nie jener andere seltsame Theil eingefallen, daß die Menschen damals eine Seele hatten, — nicht bloß vom Hörensagen und als Redensart, sondern als eine Wahrheit, die sie wußten und im praktischen Leben befolgten! Es war wirklich damals eine andere Welt. Ihre Miffale sind unglaublich, eine pure Abgeschmacktheit geworden, sagst Du? Ja, eine erbärmliche Abgeschmacktheit und sogar, wenn Du willst, eine Abgötterei und Gotteslästerung, wenn irgend Jemand Dich überreden sollte, daran zu glauben oder darnach beten zu wollen.

Aber dennoch ist es schade, daß unsere Seelen verschollen sind. Wir werden sie ganz gewiß wieder aufsuchen müssen, sonst wird uns in jeder Beziehung Schlimmeres zustößen. Ein gewisser Grad von Seele ist, wie Ben Johnson uns erinnert, unumgänglich nöthig, um den Körper vor Zerstörung von der furchtbarsten Art zu bewahren, „uni,“ sagt er, „die Ausgabe für Salz zu ersparen.“ Ben hat Menschen gekannt, welche Seele genug befaßen, um ihren Körper und ihre fünf Sinne vor Fäulniß zu bewahren und Salz zu ersparen — Menschen und auch Nationen. Betrachte die Hungrerrevolten in Manchester und die Getreidegesegdebatten im Unterhause und verschiedene andere Dinge und sage dann, ob es nicht gegenwärtig an Seele oder Salz fehlt!

Es war in der That eine andre Welt und die gegenwärtige arme zerfahrene Welt könnte Nutzen davon haben, wenn sie weise, anstatt thöricht darenin blickte. Mindestens aber, o Freund Dilettant, laß uns stets eingedenk sein, daß es eine Welt war und nicht eine unendliche Leere von grauem Nebel mit darin schwimmenden Phantasmen. Diese alten Mauern von St. Edmundsbury waren, sage ich, nicht mit Phantasmen bevölkert, sondern mit Menschen von Fleisch und Blut, die ebenso geschaffen waren, wie wir. Hätten wir, Du und ich, damals gelebt, wer weiß, ob wir nicht selbst und vor einer bösen Zeit geflüchtet und hier ein Asyl gesucht hätten, um auf die damals mögliche Weise über die Ewigkeit nachzudenken.

Ah, gleicht nicht diese schwarze Ruine einem alten Knochenfragment,

einem zerbrochenen geschwärzten Schienbein der alten todtten Jahrhunderte, welches die Erde noch nicht bedeckt hat und welches verräth, welches einst tiefsie Leben hier begraben liegt! Es ist jetzt todt und stumm, aber einst lebte es und sprach. Zwanzig Generationen hindurch war hier die irdische Arena, wo mühsam lebende Menschen ihren Lebenskampf rangen, während Erde, Himmel und Hölle zusahen. Glocken läuteten zum Gebet und Menschen von verschiedenem Temperament, von mannigfacher Denkweise sangen Psalmen und Metten, und um die kleine Insel ihres Lebens rollte immerdar — eben so wie um die unsere, obgleich wir blind und taub sind — der unbegrenzte Ocean, indem er alle Dinge mit seinen ewigen Farben und Reflexen malte und seltsame prophetische Ruse machte!

Wie schweigsam ist alles jetzt — dahin, verschwunden! Der Welt-dramaturg hat geschrieben: Exeunt. Die gefräßigen Zeitdämonen haben alles verschlungen und an seiner Stelle giebt es entweder nichts oder, was schlimmer ist, widerwärtige allgemeine Staubwolken und graue Verfinsterung der Erde und des Himmels von dem trockenen Urnath, der hier ausge-schüttet wird!

In der That, es ist keine leichte Sache über die mit solchem Material gefüllte Kluft von sieben Jahrhunderten hinwegzukommen. Aber ist hier nicht von allen Gehäusen ein Postweil der willkommenste, wäre es auch nur ein kleiner Postweil? Wahrhaftigkeit, ächte Einfalt des Herzens, wie werthvoll sind diese doch nicht! Der, welcher spricht, was wirklich in ihm ist, wird auch Menschen finden, die ihm zuhören, wären die Hindernisse auch noch so groß. Sogar Gleichwäg, wenn es frei und heiter einem menschlichen Herzen entquillt, ist eine Art Wahrhaftigkeit und Rede, die vor Bedanterie und leerem grauem Nebel den Vorzug verdient! Jocelin ist schwach und gleichwägig, aber er ist menschlich. Durch das dünne wässrige Gleichwäg unseres Jocelin erblicken wir einige Schimmer jener tiefbegrabenen Zeit und erkennen wahrhaft, obgleich auf flüchtige intermittirende Weise jene alterthümlichen Gestalten und ihre Lebensmethode von Angefacht zu Angefacht. Herrlich gehen vor unserem ernstern, liebenden Blick die alten Jahrhunderte aus tiefem Dunkel in einen theilweise hellen, durchsichtigen Zustand über und die leere, schwarze Nacht ist, wie man findet, bloß die Summe unzähliger bevölkerter, leuchtender Tage.

Leiser, welche diese armselige *Chronica Jocelini* mit uns durchmachen, werden wie in Wintertämmerung, unbequem und wie durch einen entlaubten

Hain von Haselbüschen wandern, durch welchen der gespenstliche Wind rauscht und der fortwährend die Aussicht hindert, durch welchen hindurch aber hier und da man doch eine wirkliche menschliche Figur sich bewegen sieht, die wir anrufen könnten, wenn sie antworten wollte. Und wir blicken in ein Paar Augen, so tief wie die unseren, die unsrigen zurückspiegelnd und dennoch von uns nichts ahnend und für welche wir vorübergehend gleichsam Geister und unsichtbar geworden sind.

Drittes Kapitel.

Der Guts Herr Edmund.

Ungefähr dreihundert Jahre waren verfloßen, seitdem Beotric's Worth sich in St. Edmund's Stadt und Kloster umgewandelt hatte, ehe Jocelin selbst als Novize hier eintrat. Es war, sagt er, das Jahr nachdem die Flamländer bei Hornham St. Genevieve geschlagen worden.

Es kommt vieles in Vergessenheit. Dieser glorreiche Sieg über die Flamländer bei Hornham ist gegenwärtig so ziemlich aus der Erinnerung der Menschen verschwunden. Und dennoch war er zu seiner Zeit ein Sieg und eine Schlacht. Irgend ein drimal berühmter Earl von Leicester, nicht von der Linie der De Montfort — wie man in philosophischen und anderen Geschichten lesen kann, wenn das menschliche Gedächtniß überhaupt solche Dinge behalten könnte — hatte sich mit seinem Monarchen, Heinrich II. dieses Namens, veruneinigt. Wahrscheinlich war er unterdrückt und mißhandelt worden und hatte sich genöthigt gesehen, ins Ausland zu fliehen. Hier aber hatte er neue Kräfte gesammelt und kam im Jahre 1173 mit einem rathgierigen Heere Flamländer wieder über die Nordsee zurück. Er landet an der Küste von Suffol, begiebt sich nach Bramlingham Castle, wo er willkommen geheißen wird, und dann weiter westlich nach St. Edmundsbury und Hornham, wo ihm die constituirte Staatsgewalt mit hinreichender Macht entgegentritt und ihn und die Seinigen an dem rechten Ufer des obskuren Flusses Lark — wie noch vorhandene Spuren beweisen — rauch in Stücke haut.

Denn der Fluß Lark, obgleich nicht sehr leicht zu entdecken, fließt oder

flagnirt immer noch in diesem Lande und das Schlachtfeld ist noch da und dient gegenwärtig dem Herzog von Northumberland als Jagdrevier. Man findet noch gegenwärtig hier Kupferpfennige mit dem Bildniß Heinrich's II., die armen erschlagenen Soldaten, welche nicht Zeit hatten, sich Branntwein dafür zu kaufen, aus der Tasche gefault sind. Aus dem Flusse Eark selbst ward vor nicht gar langer Zeit ein antiker goldener Ring aufgefunden, von welchem Geschichtsdilettanten glauben, er sei derselbe Ring gewesen, den die Gräfin Leiceſter auf ihrer Flucht in diesen Fluß Eark warf. Ja, vor wenigen Jahren, als man eine ungeheure alte Fische ausgrub, die sehr umfangreich und überflüssig geworden, aber lange im Boden gestanden hatte und deshalb nicht ohne gewaltige Anstrengung entfernt werden konnte, — fand man unter ihren Wurzeln einen ringförmigen Hügel von wunderbar erhaltenen Skeletten. Sie lagen alle im Kreise, mit den Füßen nach innen und den Gesichtern aufwärts gekehrt. Diese Skelette rührten unverkennbar von einer Schlacht her, denn viele der Köpfe waren gespalten oder von Pfeilen durchbohrt.

Die Schlacht bei Hornham ist daher eine Thatſache, obſchon eine vergessene, nicht weniger obſcur als unleugbar, — wie ſo viele andere Thatſachen.

Wie das Kloſter St. Edmund ſelbſt. Wer kann nach dem, was wir geſagt haben, zweifeln, daß es hier wirklich einmal ein Kloſter gegeben habe? Ohne Zweifel gab es hier ein Kloſter, ohne Zweifel wohnte etwa dreihundert Jahre vor dieſer Schlacht bei Hornham ein Mann, Namens Edmund, König, Gutsherr, Herzog oder wie ſonſt ſein Titel geweſen ſein mag, der öſtlichen Graſſchaften in dieſer Gegend, der ein ſehr eigenthümlicher Mann und Gutsherr geweſen ſein muß.

Denn ſeine Vaſallen beklagten ſich, wie es ſcheint, nicht im mindeſten über ihn; ſeinen Arbeitern ſiel es nicht ein, ihm ſeine Scheuern wegzubrennen oder ihm ſein Wild zu ſtehlen. Es liegen vielmehr die klarſten Beweiſe vor, daß ſie dieſen alten Gutsherrn in einem ganz erſtaunlichen Grade ehrten, liebten und bewunderten und zuletzt ſogar in einem unermeglihen und unausſprechlichen Grade, denn da ſie für ihr Bewußtſein ſeines Werthes keine Grenzen oder ausſprechbare Worte fanden, ſo ſangen ſie an ihn heilig zu ſprechen und anzubeten. Unendliche Bewunderung, lehrt man uns, bedeutet Anbetung.

Sehr eigenthümlich, — könnten wir es nur entdeden! Es wäre ganz

gewiß höchst interessant zu wissen, worin Edmund's spezielle Pflichten bestanden, und vor allen Dingen, auf welche Weise er sie mit solchem Erfolge erfüllte. Sein Leben ist ein poetischer, ja ein religiöser Mythos geworden, obschon es ganz unleugbar einmal eine prosaische Thatfache war, wie unser aller armseliges Leben ist. Dieser Gutsherr Edmund ging in Lederschuhen und Wams einher und mußte sich täglich sein Frühstück verschaffen und sein Thun und Treiben mit nicht wenigen widersprechenden Reden und Thatfachen in Einklang bringen.

Niemand wird im Schlafe ein Heiliger. Edmund zum Beispiel hätte, anstatt sich mit diesen widersprechenden Thatfachen und Worten in Einklang zu bringen und auszuöhnen — wodurch er sie auf menschliche und göttliche Weise bezwang und sich unterthan machte, — bloß neuen unweisen Streit hineinbringen und auf diese Weise von ihnen besiegt werden können, was der weit häufigere Fall ist! In diesem Falle hätte er sich nicht als ein Heiliger oder göttlich blinkender Mensch, sondern als ein bloßer Sünder und unglücklicher tadelnswerther, mehr oder weniger teuflisch blinkender Mensch erwiesen! Kein Gutsherr Edmund wird im Schlafe unendlich bewundernswürdig.

Mit welchem Grade von heiligerer Strenge seine Zinsen eingetrieben wurden, hören wir nicht. Noch weniger wissen wir, auf welche Weise er sein Bild hegte und ob die Rebhühnerjagd ausgezeichnet oder ungenügend war. Auch vermögen wir nicht zu ermitteln, für welche Art von Kornbill oder weisse ausgeschachte Besteuerungsskala er stimmte. Freilich aber gab es damals erst wenig Spinner und der Uebelstand des Spinnens und anderer flaubiger Arbeit war noch kein so greller.

Wie kam nun, möchte man fragen, dieser Edmund in so hohe Gunst, wie ward er in so erstaunlichem Grade ein anerkannter Freund der Landleute? In der That man kann sich nichts anders denken, als daß er in einem noch nie dagewesenen Grade das Rechte that und Menschenliebe übte. Er wandelte, wie man zu sagen pflegt, demüthig und wacker mit Gott. Er bemühte, sich die Erde, so viel in seinen Kräften stand, himmlisch zu machen, anstatt hoffärtig und stolz mit dem Rammon einherzuwandeln und die Erde zur Hölle werden zu lassen, wenn sie Lust hätte. Er wandelte nicht hoffärtig mit dem Rammon? Wie konnte er dann „den Handel befördern,“ so daß Howel und James und viele Weinhändler ihn segnen und das Herz des Schneiders — obschon auf sehr kurzfristige Weise — vor Freuden sang? Vieles ist in dem Leben dieses Edmund ungemein geheimnißvoll.

Daß er je nach Gelegenheit mit dem Seinen thun konnte, was er Lust hatte, ist mittlerweile ziemlich klar. Gewisse heidnische, der physischen Kraft huldigende Ultrachartisten oder „Dänen“, wie man sie damals nannte, fielen mit fünfundzwanzigtausend Lanzen und Streitärten in sein Gebiet ein und wollten Heidenthum, Raub, Plünderung, Feuer und Schwert herrschen lassen. Edmund antwortete, daß er sich einer solchen Barbarei bis aufs Aeußerste widersetzen würde. Die Dänen nahmen ihn gefangen und verlangten nochmals seine Einwilligung in ihre Absichten. Edmund weigerte sich immer noch. „Können wir Dich nicht umbringen?“ riefen sie. — „Kann ich nicht sterben?“ antwortete er. „Mein Leben, glaube ich, ist mein Eigenthum, womit ich machen kann, was ich will!“ Und er starb unter grausamen Martern und weigerte sich bis zum letzten Athemzuge und die Ultrachartisten oder Dänen drangen mit ihren Absichten nicht durch und gingen mit ihrem sämmtlichen Apparat zu ihrem Vater, dem Teufel.

Einige wollen allerdings behaupten, diese Dänen seien nicht Ultrachartisten sondern Ultratorics gewesen, welche verlangt hätten, zu ernten, wo sie nicht gesät, und in dieser Welt zu leben, ohne zu arbeiten, wenn auch die ganze Welt darüber verhungern sollte, was gleichfalls eine mögliche Hypothese zu sein scheint. Doch mochten sie sein, was sie wollten, so gingen sie, wie wir sagen, zum Teufel und da Edmund mit dem Seinigen machte, was er wollte, so ward die Erde von ihnen gesäubert.

Eine andere Version ist, daß Edmund bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten seinem Stande treu blieb, dem ältesten und überhaupt einzigen ächten Adelsstande, der unter den Sternen existirt, dem Stande gerechter Menschen und Söhne Gottes, im Gegensatz zu ungerechten und Belialssöhnen, welcher letztere Stand allerdings der zweite älteste, aber dennoch ein sehr unwürdiger ist.

Dies scheint auch in der That die wahrscheinlichste Hypothese von allen zu sein. Namen und Erscheinungen wechseln in zehn Jahrhunderten gar so seltsam und alles bewegt sich nach Chamäleonart durch einander und nimmt bald diese Farbe an, bald jene.

So viel aber ist ganz gewiß und wechselt die Farbe nicht: Der Gutsherr Edmund hatte, wie alle Menschen haben und fühlten, auf tiefer seiner Lebenspilgerreise wirklich die Rolle eines Menschen würdig durchgeführt und Segnungen und überfließende Liebe und Bewunderung von den Herzen Aller waren sein Theil. Wohlgethan! wohlgethan! riefen die Herzen aller Men-

schen. Sie hoben seinen erschlagenen gemarterten Körper empor, wuschen seine Wunden mit rasch fließenden allgemeinen Thränen, Thränen unendlicher Trauer und dennoch heiliger Siegesfreude. Die schönsten Thränen, — ja vielleicht überhaupt das Schönste, was es giebt, gleich einem Himmel, der von Diamanten und prismatischem Glanze blüht, — weinend und dennoch von der ewigen Sonne beschienen. Und dies ist nicht ein Himmel, sondern eine Seele und ein lebendes Antlitz. Kann man wohl in dieser Welt etwas sehen, was dem Tempel des Allerhöchsten vom wirklichen Glanze desselben erfüllt ähnlicher wäre?

O wenn das ganze Dankeland einem kleinen guten „Schnüßpel“, dem ausgezeichneten Romandichter“ mit lodernden Fackeln, Einladungen zu Banketts und allgemeinem Hurrah nachfolgt und fühlt, daß er, obgleich klein, doch wirklich etwas ist, um wie viel mehr konnte damals ganz Angelland einem Heldennährtyrer und ächten großen Sohne des Himmels nachfolgen! Es ist die innigste Herzensfreude des Menschen, zu bewundern, wo er kann; nichts hebt ihn — wäre es auch nur auf Augenblicke — über alle seine kleinlichen Einschränkungen so hinaus, wie wahre Verwunderung.

Auf diese Weise hat man gesagt: „Alle Menschen, besonders alle Frauen, sind geborene Anbeter“ und beten an, dafern es nur einigermaßen möglich ist. Es ist möglich, ein Etwas, wäre es auch nur ein kleines, anzubeten; aber nicht so möglich ist dies mit einem puren lauträuschenden Nichts! Welcher Anblick ist rührender als der armeliger Menschenmassen, welche sich zusammendrängen, um Königs- oder Vorkamrers-Prozessionen und andere dergleichen vergoldete Pfefferkuchenphänomene zu schauen. Jeder ist so begierig, anzubeten, aber Jeder steht mit einem düsteren verbängnißvollen Gefühl der Täuschung ein, daß er es hier nicht wirklich kann! Sind dies Deine Götter, o Israel? Und dennoch bist Du so geneigt, anzubeten, — armes Israel!

Auf diese Weise hoben die Leute der östlichen Grafschaften die Leiche ihres Gemund in dem Dorfe Horne auf, suchten den vom Rumpfe getrennten Kopf und vereinigten ihn ehrfurchtsvoll wieder mit dem erstern. Sie balsamirten ihn mit Wurzeln und wohlduftenden Spezereien, mit Liebe, Trauer und allen hohen und heiligen Gedanken. Sie weiheten ihn mit einem Sturm von melodischer anbetender Bewunderung und von der Sonne gefärbten Thränenströmen; freudig und dennoch mit Ehrfurcht — wie alle tief sinnige Freude etwas Ehrfurchtsvolles in sich hat — verweigten sie seine

edeln Thaten und seinen göttlichen Wandel, so lange er auf Erden weilte, bis endlich sogar der Papst und die Cardinäle in Rom genöthigt waren, davon zu hören, und diese, nachdem sie den allgemeinen Ausspruch der Menschheit so genau als möglich recapitulirt, erklärten: er habe in der That in dieser Welt das Leben eines Helden geführt, sei nun nach ihrer Meinung zu Gott gegangen und ernte dort seinen Lohn. Dies sei, sagten sie, das beste Urtheil, welches sie in dieser Sache fällen könnten, und ganz gewiß war dies kein schlechtes Urtheil, womit übrigens auch die ganze Menschheit einverstanden war.

Der übrige Theil von St. Edmund's Geschichte, denn wie der Leser sieht, ist er jetzt ein Heiliger geworden, läßt sich leicht denken. Fromme Freigebigkeit verschaffte ihm einen *loculus*, ein *seretrum* oder einen Schrein oder mit andern Worten, man bauete ihm eine hölzerne Kapelle, einen steinernen Tempel, der durch neue fromme Gaben immer größer ward. So findet das überwallende Herz seine Glückseligkeit darin, sich durch Geben zu trösten. St. Edmund's Schrein strahlt jetzt von diamantenen Zierrathen auf einer Platte von getiegem Gold. Die hölzerne Kapelle ist, wie wir schon sagten, ein steinerner Tempel geworden. Stattliches Mauerwerk, langgezogene Bogen und hallende Kreuzgänge stützen ihn und umgeben ihn fern und weit.

Besseregeelte Gesellschaften von Männern, zu welchen auch unser Jocelin gehört, widmen sich in jeder Generation hier dem Nachdenken über menschliche Größe und feiern und zeigen dieselbe, wie sie am besten können, in der Meinung, daß sie es besser hier können, in Gegenwart Gottes des Schöpfers und des von ihm Geschaffenen.

Mit einem Worte, die Leiche des heiligen Edmund hat ein Kloster um sich errichtet. In so weit und auf diese Weise hat sich der Geist der Zeit sichtbar verkörpert und krystallisirt. Neue Geschenke, Häuser, Landgüter gehen fortwährend ein. Von König Knut, den die Wenichen Canut nennen und den die Meeresthuth trotz seines Verbotes doch nah machte — von diesem weisen König mit seiner Krone und seinen Geschenken haben wir schon gehört, von vielen andern aber, Königen, Königinnen, weisen Männern und edlen rechtschaffenen Frauen möge das göttliche Schweigen erzählen. Proctric's Worth ist St. Edmund's Bury oder Burg geworden und steht sichtbar da bis auf diese Stunde. Alles, was Du jetzt siehst und Burg oder Stadt nennst, ist eigentlich das Grabmonument des Heiligen oder Guts-

heren Edmund und von dem gegenwärtigen wohlachtbaren Mayor von Bury kann man sagen, daß er — so wenig er es auch ahnt — gleich einem Bakie seine Wohnung in dem umfangreichen Leichensteine des heiligen Edmund habe. Ja, in der That, in einer der Nischen dieses Leichensteins wohnt der gegenwärtige wohlangesehene Mayor von Bury.

Gewisse Zeiten krystallisiren sich auf prachtvolle Weise, andere dagegen thun es auf ziemlich schäbige! — Aber auch Richard Arkwright wird in tausend Jahren sein Monument haben; ganz Lancashire und Yorkshire und wie viele andere Shires und Länder mit ihren Maschinen und Industrien werden sein Monument sein! Eine ächte Pyramide oder „Flammenberg“ mit Dampffeuern und nützlicher Arbeit über weite Continente bis zu einer gewissen Höhe zu den Sternen emporlobernd, — wie viel großartiger als die albernern Cheops-Pyramiden oder die thönernen von Sakarah! Laßt uns demnach hoffnungsvoll, zufrieden oder gedultig sein.

Viertes Kapitel.

Akt Hugo.

Es ist wahr, alle Dinge haben zwei Seiten, eine helle und eine finstere. Es ist wahr, in drei Jahrhunderten häuft sich viel Unvollkommenheit an. Manches Ideal, sei es nun ein klösterliches oder anderes, geht, so gut es kann, in Praxis über, verwandelt sich in eine seltsame Wirklichkeit, und wir müssen dann mit Erstaunen fragen: Ist dies wirklich Euer Ideal! Denn leider muß das Ideal stets in das Wirkliche übergehen und oft auf sehr kümmerliche Weise Nahrung und Obdach darin suchen. Auch selbst der schönste Dichter ist kein Paradiesvogel, der sich von Wohlgerüchen nährt und mit ausgebreiteten Flügeln im Aether schwebend schläft. Das von Nahrung und Obdach Unabhängige findet man bloß im Drurplane Theater. Dies dürfen wir nicht vergessen, wenn wir uns Täuschungen ersparen wollen.

Nach dem Geiz der Natur haben alle Arten von Idealen auch ihre bestimmten Grenzen, ihre Perioden der Jugend, der Reife oder Vollkommenheit, des Verfalls und endlichen Todes und Verschwindens. Es wird nichts geboren, was nicht auch sterben müßte. Ideale Klöster suchen, sobald sie

einmal wirklich geworden, Nahrung und Obdach in dieser Welt; sie finden dies mit immer größerem Erfolg und werden endlich allzubedacht es zu finden, so daß sie zuletzt an weiter gar nichts denken. Dann sind sie krankhaften, torpulenten, blödsinnig gewordenen Körpern gleich, die bloß essen und schlafen, bereit zur „Auflösung“ durch einen Heinrich VIII. oder einen Andern. Jocelin's St. Edmundsbury ist von diesem letzten Stadium noch weit entfernt, aber auch hier wird der Leser sich darauf gefaßt machen, ein Ideal zu sehen, welches nicht wie ein Paradiesvogel im Aether schläft, sondern auf unvollkommene, unbehagliche, mehr oder weniger verächtliche Weise nistet wie ein gewöhnlicher Waldvogel! —

Abt Hugo war, wie Jocelin, der sofort mitten in die Sache eingeht, und mittheilt, in jenen Tagen schon alt und fast blind geworden; *aliquantum caligaverunt oculi ejus*. Er wohnte sehr viel allein in seinem Talamus oder besonderen Zimmer, gerieth in die Hände von Schmeichlern und Maulrednern, welche sich bemühten, die vorübergehende Stunde ihm leicht zu machen, — ihm leicht und sich selbst nuzbringend, indem sie in der Ferne Gebirge von Verwirrung anhäuften.

Auf diese Weise saß der alte Dominus Hugo unzugänglich, weit im Innern in seine warmen Planelle und Täuschungen gehüllt — unzugänglich für alle Stimmen der Thatfachen, und auf diese Weise ward es immer schlimmer mit ihm. Nicht als ob unser würdiger alter Dominus Abbas seine frommen Pflichten gegen sich oder Andere außer Acht gelassen hätte, wohl aber gerietben die Rechnungsbücher des Klosters in den furchtbarsten Zustand, und Hugo's jährliches Budget enthielt mit jedem Jahre mehr verderbliche Defekte und Schulden.

Seine einzige irdische Sorge war, barees Geld aufzutreiben. Und wie trieb er es auf — von unerfättlichen jüdischen Wucherern! Jeder neue Jude setzte sich wie ein neuer Blutigel an ihm fest und sog ihm sein und unser Leben aus, indem er fortwährend schrie: „Wieh! gieb!“

Man höre ein Beispiel von hunderten.

Unsere Camera war baufällig geworden und Wilhelm der Sacristan erhielt Befehl, sie wieder in Stand setzen zu lassen, strengen Befehl, aber kein Geld. Abt Hugo gab ihm keinen Pfennig dazu und konnte ihn auch

krinen gehen. Die Camera mußte gebaut werden, und da Hugo kein Geld hatte und unzugänglich war, so borgte Willelmus Sacrista vierzig Mark — etwa siebenundzwanzig Pfund — von Benedict, dem Juden, und stückte dafür die Camera wieder zusammen. Aber wie sollte er den Juden wiederbezahlen? Es waren keine Mittel dazu da, kaum konnten Sacrista, Cellerarius oder irgend ein anderer öffentlicher Beamter ihre Function auch nur nach dem dürftigsten Maßstabe versehen, so knapp wurden ihnen die Mittel zugemessen. Das baare Geld war verschwunden.

Benedict's siebenundzwanzig Pfund wuchsen mit Zinseszinsen sehr rasch, und als sie endlich den Betrag von hundert Pfund erreicht, übergiebt er an einem Abrechnungstage das Conto dem Abte Hugo selbst. Hugo war ihm schon für seine Person ebenfalls hundert Pfund schuldig und somit waren es nun zweihundert geworden! Hugo droht in seiner Entrüstung den Sacristan abzuweichen und dies und jenes zu thun, aber wie soll er mittlerweile diesen unerfättlichen Juden beschwichtigen? Hugo giebt ihm für diese zweihundert Pfund einen Schein auf vierhundert, nach Verlauf von vier Jahren zahlbar. Nach Ablauf dieser vier Jahre ist natürlich immer noch kein Geld da und der Jude bekommt nun eine Verschreibung auf achthundert und achtzig Pfund, die in einzelnen Raten mit jährlich achtzig Pfund abbezahlt werden sollen. Das hieß auch Geschäfte gemacht!

Aber damit ist der unerfättliche Jude noch immer nicht befriedigt oder abgefunden. Er hat mehrere Papiere über kleine, vierzehn Jahre alte Schulden von uns in den Händen und seine bescheidene Forderung beläuft sich endlich auf „zwölfhundert Pfund ohne die Zinsen.“ Man muß hoffen, daß er in dieser Welt niemals befriedigt ward; man hofft sogar, daß er einer von jenen belagerten Juden war, die sich kurz darauf im Schlosse Dorf aufhängen, und daß seine Verschreibungen und Quittungen und Plutispapiere summarisch dem Feuer überantwortet wurden! Denn eine annähernde Gerechtigkeit sucht stets zur Geltung zu kommen, wenn nicht auf die eine Weise, dann auf die andere. Juden und auch Christen und Heiden, welche auf diese Weise reich zu werden suchen, wird, obgleich sie mit noch so vielen Vergamenten versehen wären, doch zuweilen nach und nach ein Zahn nach dem andern ausgerissen, bis sie wieder herausgehen, was sie verschlungen haben. Eine traurige Thatsache, welche wohl verdient, daß man darüber nachdenke.

Jocelin ist, wie wir sehen, nicht ganz frei von Weltkinn. Unser Dominus Abbas war aufmerksam genug auf seine göttlichen Pflichten, aber wie

stant es mit seinen Rechnungsbüchern? Sind von den Dingen, welche uns in Jocelin's Chronik, so wie auch in Cadmer's „Anselm“ und andern alten Mönchsbüchern, die doch augenscheinlich von frommen Männern geschrieben worden, am meisten auffallen, ist das, daß darin von persönlicher Religion fast gar keine Rede ist; daß der ganze Kern ihres Denkens die „Privilegien unier's Ordens“, „Strenge Erhebung unserer Gebühren“, „Gottes Ehre“ (worunter die Ehre unier's Heiligen zu verstehen ist) u. s. w. zu sein scheint. Ist dies nicht eigenthümlich? Eine Gesellschaft von Menschen, die sich abgesondert hat, um ihre Seelen zu vervollkommen und zu läutern, scheint sich darum nicht im mindesten zu kümmern. Das „Ideal“ sagt nichts über seine Ideen, wohl aber viel über Obdach und Unterkommen. Wie geht das zu?

Freilich sind Nahrung und Obdach Gegenstände, worüber sich sehr viel sagen läßt. Es ist viel leichter, von diesen zu sprechen, als von Ideen, und für Mönchen sind sie auch weit dringlicher. Ja, ist ferner diese religiöse Zurückhaltung in diesen frommen, guten Seelen nicht vielleicht ein Verdienst und ein Zeichen von Gesundheit? Jocelin, Cadmer und solche fromme Männer wissen noch nichts von „Methodismus“; sie kennen keinen Zweifel, ja nicht einmal den Keim eines Zweifels. Die Religion ist keine krankhafte Selbstbeschränkung, keine marternde Forderung. Ihre Mächte sind ihnen klar und der Weg zum Heil deutlich und unbestreitbar, und sie wandeln auf demselben. Die Religion schwebt über ihnen gleich einem alles umfassenden himmlischen Baldachin, gleich einer Atmosphäre und einem Lebenselement, wovon man nicht spricht, sondern welches in allen Dingen, ohne davon zu sprechen, vorausgesetzt wird. Ist nicht klare oder vollständige Religion der höchste Anblick der menschlichen Natur, eben so wie klare Heuchelei oder vollständige Nichtreligion der niedrigste und erbärmlichste ist? Zwischen diesen beiden spielen alle Arten von ernstern Methodismen, Selbstbeschränkungen, qualende Forderungen, seien sie auch noch so krankhaft, ihre Rolle, und zwar nicht ohne Beifall.

Aber nun denke sich der Leser einen der frommen Brüder im Kloster von St. Edmundsbury unter solchen Umständen. Wie kann ein Lord Abt, an dem eine ganze Menge solcher Blutzigel hängen, der Welt die Stirn bieten? Er verliert immer rascher sein Lebensblut und das Kloster wird werden wie eine von Pharao's mageren Kühen. Alte erfahrene Mönche ziehen ihre Kapuzen tiefer herab und nehmen sich in ihren Worten in Acht, denn

des Mönches erste Pflicht ist Gehorsam. Unser Herr, der König, der von diesen Dingen hört, sendet seinen Almoſenier ab, um Erörterungen anstellen zu laſſen, aber was nützt es? Abt Hugo verſammelt und im Kapitel und ſagt: „Hat Jemand ſich über etwas zu beklagen?“ Keine Seele von uns wagt zu antworten: Ja, über tauſenderlei! ſondern wir ſtehen alle ſchweigend da, und der Prior ſagt ſogar, daß alles ſich in ganz erwünſchtem Zuſtande befindet. Hierauf wendet ſich der alte Abt Hugo zu dem königlichen Boten und ſagt: „Da ſiehſt Du!“ — Und damit iſt die Sache beendet. Ich als ein ſcharfblickender, beobachtender Jüngling und Novize konnte nicht umhin, die älteren und ganz beſonders Magiſter Samſon zu fragen, warum er als ein wohlunterrichteter und verſtändiger Mann ſich nicht ausgeſprochen und die Sache zur Entſcheidung gebracht hätte? Magiſter Samſon war Novizenlehrer und ich ihm ſehr zugethan. „Fili mi,“ antwortete Samſon, „das gebrannte Kind fürchtet ſich vor dem Feuer. Weiſt Du nicht, daß mich unſer Herr, der Abt, ſchon einmal nach Acte in Norſolk in einfame Gaſt bei Waſſer und Brod ſchickte? Die Hingham, Hugo und Robert, ſind eben erſt aus der Verbannung wieder nach Hauſe zurückgekehrt, weil ſie zur Unzeit geſprochen. Dies iſt die Stunde der Finſterniß, die Stunde, wo Schmeichler herrſchen und Glauben finden. Videat Dominus, der Herr möge ſehen und urtheilen.“

Und in der That, was konnte auch der arme alte Abt Hugo thun? Er war ein gebrechlicher alter Mann, und die Philiſter, — das heißt die Hebräer, waren über ihm. Er konnte nichts weiter thun, als ſich ſo weit als möglich in ſeine warmen Hanelle, in ſeine warmen Läuſungen zurückziehen. Zum Glück kam er, ehe es zu ſpät ward, auf den Gedanken, eine Wallfahrt zu dem heiligen Thomas von Canterbury anzutreten. In den Herbſttagen des Jahres 1180 machte er ſich mit einem angemessenen Gefolge auf den Weg. In der Nähe der Stadt Roſeſter warf ihn ſein Maulthier ab. Durch den Sturz beſchädigte er ſich an der Knieſcheibe, es entſtand ein unheilbares Entzündungsſieber und der arme alte Mann erhielt mit einem Male ſeine Entlaſſung aus dem ganzen Nieße, welches ihn gefangen gehalten. St. Thomas à Becket hatte, obſchon auf einem Umwege, wirklich Erlöſung gebracht! Weder jüdiſche Wucherer noch grollende Mönche, noch irgend eine andere zudringliche, verächtliche Gattung von Menſchen oder Schlammelementen peinigte den alten Abt Hugo nun noch länger. Er ließ ſeinen Noſenfranz fallen, ſchloß ſeine Wirthſchaftsbücher zu, ſchloß ſeine alten Augen

und legte sich nieder zum langen Schlafe. Schwerbeladener, ehrwürdiger alter Dominus Hugo, schlaf wohl!

Gins aber können wir nicht ohne gebührenden Schauer des Entsetzens erwähnen, nämlich daß in dem leeren Geldkasten des armen Dominus Hugo auch nicht ein einziger Penny vorgefunden ward, den man hätte unter die Armen austheilen können, damit sie für seine Seele beteten! Wie durch eine himmlische Fügung wurden gerade noch zur rechten Zeit von einem seiner Wächter, dem Firmarius de Palegrava, fünfzig Schillinge fällig oder schienen fällig zu werden, und er bezahlte sie und die Armen bekamen sie, obschon leider auch diese Summe nur fällig zu werden schien und wir sie später wiederbezahlen mußten. Die Zimmer Hugo's wurden von seinen Dienern binnen wenigen Minuten, nachdem er den letzten Athemzug ausgehaucht, bis auf den letzten tragbaren Schemel ausgeplündert. Armer verlassener, alter Hugo, lebe wohl auf ewig!

Fünftes Kapitel.

Das zwölfte Jahrhundert.

Nachdem unser Abt todt war, setzte der Dominus Rex Heinrich II. oder Manulf de Glanville, Justiciarius von England, an seiner Stelle Inspectoren oder Custodiarum über uns. Er verricht durchaus keine athemlose Gile, einen neuen Abt zu ernennen, denn unsere Aerenen fielen mittlerweile in sein eigenes Saccarium oder den königlichen Säckel. Diese Custodiarum gingen mit einiger Strenge zu Werke, nahmen geschriebene Inventarien auf, legten Siegel an, verlangten überall strenges Maß und Gewicht, aber warum soll ein lebender Mönch sich beklagen? Der lebende Mönch hat seine vorgeschriebenen Andachtsübungen durchzumachen, seine bestimmte pitantia oder Portion Lebensmittel zu verzehren und sich in Geduld zu fassen.

Düster wie durch eine lange Kernsicht von sieben Jahrhunderten, düster und sehr seltsam erscheint uns dieses Mönchsleben und der ewig in Erstaunen setzende Umstand ist der, daß es wirklich eine That sache und kein Traum ist, daß wir es hier sehen und ihm unmittelbar in die Augen schauen! Der Rauch steigt täglich aus diesen Küchenhörnsteinen auf; es leben hier

menſchliche Weſen, welche laut plärrend ihre Ketten, Nonen und Veſpern ſingen und Schoß erwecken, nicht für das körperliche Ohr allein. St. Edmund's Schrein, der fortwährend erleuchtet wird, ſtrahlt mit dunkelrothem Glanze durch die Nacht und durch die Nacht der Jahrhunderte zugleich, während die Stadt St. Edmundsbury jährlich vierzig Pfund ausdrücklich zu dieſem Zwecke bezahlt. Glocken läuten, bei großen Gelegenheiten alle Glocken. Wir haben Prozeſſionen, Predigten, Feſte, Weihnachtsſpiele, Waſſerien, die auf dem Kirchhofe aufgeführt werden und wobei die Stadtleute zuweilen Schlägereien anſtiſten. Die Zeit war, die Zeit iſt und die Zeit wird ſein. Es giebt drei Zeiten oder Tempora, aber nur eine Ewigkeit, und was uns betrifft,

„Wir ſind ſolcher Stoff, wie der zu Träumen.“

Unbeſtreitbar, obſchon für den modernen Blick ſehr undeutlich, ruht auf ihrem Hügelabhange dieſelbe Burg oder Stadt des heiligen Edmund, ſchon ein bedeutender Platz, nicht ohne Verkehr, ja ſogar Manufacturen, wenn Jocelin und nur ſagen wollte, was für welche. Jocelin ſcheint dieſe nicht der Mühe werth zu erachten; durch einzelne vorübergehende Leſnungen aber ſehen wir Tuchwaller, Fullones, bei ihrer Arbeit, Weſtüble, Färbelübel und alte Weiber, welche Garn ſpinnen. Wir haben auch Jahrmärkte, Nundinae, und die Londoner machen uns viel Beſchwerde, weil ſie behaupten, daß ſie als Leute aus der Reſtenz keinen Zoll zu bezahlen brauchen. Ueberdies giebt es auch Feldwirthſchaft mit ſchwieriger Ausrechnung der dem Kloſter gebührenden Zinſen. Getreideſeimen ſteigen zur Erntezeit in den Gaſſen der Stadt empor und Zuchtvieh wird ein- und ausgeſtrichen, und ſelbſt der arme Weber hat ſeine Kuh, während die Lüngehaufen ruhig vor den Thüren — ante foras, ſagt Jocelin — liegen, denn die Stadt hat noch keine verbesserte Polizei.

Aber nichtsdeſtoweniger halten wir auf Ordnung oder Wacht und haſen Thore, wie jede Stadt haben muß, denn die Diebe ſind ſo zahlreich und Krieg giebt's ſehr häufig! Unſere Diebe leugnen an der Gerichtſchranke des Abts, verlangen gerichtlichen Zweikampf, kämpfen, werden geſchlagen und dann gehangen. „Ketel, der Dieb“ ſchlug dieſes Verfahren ein, und es half ihm nichts, ſondern brachte bloß uns und auch ihn ſelbſt in neues Ungemach.

Es war in jeder Hinſicht eine ganz ſonderbare Zeit. Welche Mühe machte es z. B. unſerem Cellerarius, den Erntepennig einzutreiben, den

jeder Haushater dem Geiße nach verbunden ist, für das Rähen des Klostergetreides zu bezahlen! Reichere Leute behaupten, daß diese Abgabe längst in eine andere, in diese oder jene verwandelt worden, daß sie mit einem Worte sie nicht bezahlen werden. Unser Cellerarius verzichtet daher darauf, etwas von den Reichen zu bekommen. In den Häusern der Armen, wo er auf gleiche Weise weder Geld noch gute Worte findet, nimmt er ohne weitere Umstände jedes Pfand, dessen er sich bemächtigen kann — einen hölzernen Stuhl, einen Kessel, ja sogar die Hausthür, und alte Weiber — die auf diese Weise dem gefühllosen Blick des Publikums preisgegeben werden, verfolgen ihn mit ihren Spinnroden und dem grimmigsten Geiße — *vetulae exhibant cum colis suis*, sagt Jocelin, *mimautes et exprobrantes*.

Welch ein historisches Gemälde — *vetulae cum colis*! Meine ehrwürdigen, alten, spinnenden Großmütter müssen freischend mit ihren Spinnroden hervorgeführt kommen und weibliche Chartisten werden und den ganzen Abend vor ihren unverschlossenen Häusern schimpfen! — Weisse Achte schafften, als sie von solchen Vorgängen hörten, sobald als möglich den Erntepennig ab oder verwandelten ihn in eine andere Abgabe, und auf diese Weise ward wenigstens ein Uebelstand beseitigt. Aber das Bild dieser mit Recht sich beleidigt fühlenden alten Frauen in ihren alten wollenen Trachten, mit ihren zornigen Gesichtern und hochgeschwungenen Roden und Spindeln lebt für immerdar in dem Andenken der Geschichte. Jerusalem ward von Kreuzfahrern erobert und wieder verloren, und Richard Löwenherz verküßte sein Antlitz, als er daran vorüberkam, aber wie viele andere Dinge geschahen mittlerweile!

So machen uns auch die Male von Lakenheath viel zu schaffen. König Anni nämlich, oder vielmehr seine Gemahlin, welche sich ebenfalls dadurch ehrte, daß sie den heiligen Edmund ehrte, befahl durch ein noch vorhandenes, auf Pergament geschriebenes Decret, daß die Pächter der Stadtfelder jährlich in den Marschbümpeln von Lakenheath vier Tausend Stück Male fangen und abliefern sollten. Sie thaten dies längere Zeit; sie gingen nach den Marschbümpeln, kamen aber nach und nach mit einer immer geringeren Anzahl von Malen zurück. Es lieferte nicht mehr jeder die von ihm eigentlich zu liefernden hundert und zwanzig Stück, sondern es hieß: Hier sind vierzig Stück! Hier sind zwanzig, zehn — zuweilen auch: hier sind gar keine; der Himmel stehe uns bei, wir konnten nicht mehr fangen; sie waren nicht da!

Was soll der Cellerarius in seiner Angst beginnen? Wir sind damit einverstanden, daß jeder Besitzer von so und so vielen Aekern jährlich einen Penny bezahle und die Aale als zu schlüpfzig gehen lasse. Aber leider ist auch dies nicht ausführbar. Die Gelder sind während meiner Zeit unter so viele Hände getheilt worden, daß man sie auch nicht festhalten kann. Ich weiß, daß unser Kellermeister früher siebenundzwanzig Pence bekam, und jetzt ist es viel, wenn er zehn Pence und einen Heller — *vix decem denarios et obolum* — bekommt.

Derner sind sie verpflichtet, ihre Schafe um des Dünkers willen allnächtlich in unsere Hürden zu sperren, was sie aber nicht immer thun, und ebenso bleiben sie mit ihren Wahl- und Marktsteuern und anderen Abgaben fortwährend im Rückstande.

So spinnt und pflügt auf seine unseugbare, aber unklare Weise das alte St. Edmundsbury und hält mühsam seinen Topf im Kochen und das Grabmal des heiligen Edmund erleuchtet, so gut es kann.

Wie viel ist noch in England lebendig, wie vieles ist noch gar nicht zum Leben gekommen! Eine Feudalaristokratie ist noch am Leben, ja sie steht in der Blüthe ihres Lebens, beaufsichtigt den Anbau des Landes und mit geringerem Bewußtsein die Vertheilung der Produkte des Landes und die Schlichtung der Zwistigkeiten des Landes. Ueberall regiert sie das Volk, so daß selbst ein Gurt, der geborene Leibeigene Gedrucks, den ihm gebührenden Antheil von dem Fleisch der Schweine erhält, welche er hütet. Die Aristokratie regiert, aber leider, sie übt auch das Jagtrecht, so daß ein Robert Hood, ein William Scarlet und Andere sich dem freien, gezeigten Walleken in die Arme geworfen haben.

Wie still verhält sich andererseits der ganze Baumwollenhandel und dergleichen; von einer Meerestlüfte bis zur andern ist noch keine einzige Dampfesse zu sehen! Nördlich vom Humber brannte der strenge Wilhelm der Eroberer alle Städte und Dörfer nieder, weil sie sich nicht unbedingt fügen wollten, und stellte auf diese Weise die Ruhe her. Wilde Vögel freisen in diesen alten Gindöden, und die dünne murrische Bevölkerung des Nordens fühlt, daß unter diesen neuen normännischen Herrschern ihre Geschichte wahrscheinlich so gut wie beendet ist. Aber die Menschen im Allgemeinen und die Northumbrier im Besonderen wissen nicht, was zu Ende geht oder was im Anfang begriffen ist! Der Ribble und der Aire wälzen sich jetzt noch unbesiegt von den chemischen Stoffen des Härbers dem Meere

zu; lustige Forellen und Fischottern sind ihre Bewohner und der Sonnenstrahl und der heulende Wind schreiten allein über diese Marfchen hin. Dicht neben einander schlafen die Kohlschichten und die Eisenschichten seit so vielen Jahrhunderten und kein Dampfdrämon ist noch rauchend zum Leben erwacht. St. Wungo herrscht in Glasgow und James Watt schläft noch in der Tiefe der Zeit. Mancunium, Manchester, was wir jetzt Manchester nennen, spinnt keine Baumwolle, sondern höchstens die von dem Rücken der Gebirgsschafe geichorene Wolle. Die Ducht des Mersey gurgelt zweimal alle vierundzwanzig Stunden von der schäumend hereindringenden Meeresfluth und hallt wieder von dem Geschrei der Seevögel und ist ein Lithier Pool oder träger Kumpel, keine ungeheure betriebfame Stadt und kein Seehafen der Welt! Die Jahrhunderte gehen schwanger und die Stunde der Geburt naht heran, ist aber noch nicht da. Tempus serax, tempus edax rerum.

Sechstes Kapitel.

R ö n d S a m j o n.

Im Innern unseres Klosters, unten am Vergebabhang, sind wir ein eigenthümliches Volk, wie man es sich in dem Zeitalter der Spinnmaschinen und Getreidegeße kaum denken kann. Bis jetzt giebt es noch keinen Methodismus unter uns, und wir sprechen viel von Weltlichkeiten. Wir wissen nichts von Methodismus und unsere Religion ist noch nicht ein furchtbarer, rastloser Zweifel und noch weniger eine weit schrecklichere zusammengelegte Heuchelei, sondern eine große himmelhohe Unbestreitbarkeit, welche das ganze Leben umgiebt und durchdringt. So unvollkommen wir auch sein mögen, so sind wir doch mit unseren Litancien, geichorenen Häuptern, Gelübden der Armuth da, um unaufhörlich und unbestreitbar jedem Herzen zu bezeugen, daß dieses irdische Leben und seine Reichthümer und Besitzungen und seine guten und bösen Gesche an und für sich gar keine Wirklichkeit, sondern ein Schatten von ewigen und unendlichen Wirklichkeiten sind; daß diese Zeitwelt als ein Lustbild, furchtbar emblematisch in dem großen stillen Spiegel der Ewigkeit spielt und flackert, und daß das kleine Leben des Menschen.

schen Pflichten hat, welche groß, welche allein groß sind und hinauf bis zum Himmel und hinab bis zur Hölle reichen. Dies bezeugen wir mit unseren armeligen Litaneien und bemühen uns, es zu bezeugen.

Und dies, mag es bezeugt werden oder nicht, mögen alle Menschen dessen eingedenk sein oder mögen alle Menschen es vergessen, bleibt wirklich und wahrhaftig Thatfache, selbst im Zeitalter der Spinnmaschinen! Aber es ist unberechenbar, wenn Litaneien veraltet sind, wenn Zehenten, Naturalleistungen und alle menschlichen Gebühren und Gegenseitigkeiten vollständig in eine einzige große Gebühr der *Paarzahlung* umgewandelt worden sind und die Pflicht des Menschen gegen den Menschen sich darauf reducirt, daß er ihm gewisse metallene Münzen oder einen vereinbarten Geldlohn einhändigt und ihn dann zur Thür hinauschiebt; wo die Pflicht des Menschen gegen Gott eine Heuchelei, ein Zweifel, ein leeres Nichts, eine „Freude an der Tugend“ oder so etwas Aehnliches wird und das, was der Mensch unendlich fürchtet, (die wirkliche Hölle des Menschen) darin besteht, daß er kein Geld verdient und sich nicht emporarbeitet, — es ist, sage ich, unberechenbar, welche eine Veränderung überall in den menschlichen Angelegenheiten stattgefunden hat.

In den menschlichen Angelegenheiten circulirt jetzt kein gesundes Lebensblut, sondern gleichsam eine widerwärtige vitriolhaltige Tinte und alles ist scharf und ägend geworden und drohet Auflösung und das ungeheure tumultuarische Leben der Gesellschaft ist ein galvanisches und nur zu wirklich und wahrhaftig von einem Teufel besessen! Denn mit einem Worte, der *Rammon* ist durchaus kein Gott, sondern ein Teufel und selbst ein sehr verächtlicher Teufel. Folgt nur dem Teufel treulich und Ihr seid dann sicher, zum Teufel zu gehen — wohin könntet Ihr auch sonst gehen? —

In solchen Situationen schauen die Menschen mit einem gewissen Grade wehmüthiger Anerkennung selbst auf arme beschränkte Rönchsgestalten mit ihren armeligen Litaneien zurück und bedenken mit *Ben Jonson*, daß die Seele, oder wenigstens ein gewisser Grad von Seele unumgänglich nöthig ist, wäre es auch nur um die Kosten für Salz zu ersparen!

Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß wir Rönche von *St. Edmundsbury* eine ziemlich beschränkte Klasse von Geschöpfen sind und ein etwas eintöniges Leben zu führen scheinen. Wir sind große Freunde müßigen Geschwäges und haben auch in der That nichts weiter zu thun, wenn wir mit unserm Singen fertig sind. Gedankenloses Geschwätz und gelinde Verleum-

bung ist größtentheils unsere Beschäftigung — die Frucht des Müßigganges, nicht der Hypochondrie. Viele von uns sind geistesarme, sorglose Menschen, bei welchen Beten und Verdauen leben heißt. Wir müssen in unserm Kloster alle Fremden empfangen und gratis beherbergen. Manche fallen den bestehenden Vorschriften gemäß dem Lord Abt und seinen besondern Einkünften zur Last; andere wieder uns und unserem armen Kellermeister, wie knapp unsere Mittel auch sein mögen. Sogar Juden schicken ihre Weiber und Kinder in Kriegszeiten hierher in unsere *Pitanceria*, wo sie sicher aufgehoben sind und — gegen Bezahlung — auch beföstigt werden. Wir haben die besten Gelegenheiten, Neuigkeiten zu erfahren. Einige von uns lesen gern Bücher, andere lieben das Nachdenken und Schweigen, manchmal schreiben wir sogar Bücher. Einige von uns können in englisch-sächsischer, in normännisch-französischer Sprache und sogar in Mönchslatein predigen, andere können dies in keinerlei Sprache oder Kauderwälsch, weil sie dumm sind.

Wenn es an allem anderen Stoff fehlt, so schwagen wir Einer über den Andern. Dies ist eine nie versiegende Hüfsquelle. Wie neigt sich ein bekapuzter Kopf zu dem Ohr des andern und flüstert — *tacenda*. Was treibt zum Beispiel Willelmus Sacrista allnächtlich in seiner Sacristei? Häufige Eaufereien, „*frequentes hibationes et quaedam tacenda*,“ — eheu! eheu!

Wir haben auch „*tempora minutionis*,“ festbestimmte Zeiten, wo uns allen zur Ader gelassen wird, wo dann zugleich eine allgemeine freie Conferenz, ein Sanhedrin von Gepsapper stattfindet.

Ungeachtet unseres Gelübdes der Armuth dürfen wir dem Geseze nach Ersparnisse bis zum Betrage von zwei Schillingen machen, aber diese müssen wir dann unseren bedürftigen Verwandten schenken oder sonst zu Almosen verwenden. Arme Mönche! So pflegte ein gewisser Mönch in Canterbury seiner Mutter, wenn sie ihn alle zwei Monate besuchte, fünf Schillinge „*clanculo* aus seinem Ärmel“ in die Hand schlürfen zu lassen. Einmal ließ er das Geld, als die Mutter Abschied nahm, nicht in ihre Hand, sondern auf den Fußboden fallen und Jemand anders hob es auf, worauf der arme Mönch, als er es erfuhr, einige Tage lang wie verzweifelt umherging, bis Lanfranc, der edle Erzbischof, nachdem er ihm sein Geheimniß abgefragt, ihm großmüthig sieben Schilling schenkte und sagte: Laß es nur gut sein!

Unter diesen plauderlüchtigen Mönchen zeichnet sich jedoch einer von sehr schweigsamer Art aus. Sein Name ist Samson. Es ist derselbe, welcher Jocelin antwortete: „Fili mi, das gebrannte Kind fürchtet das Feuer.“ Man nennt ihn den Barrator oder Fänter von Norfolk, denn sein Ernst und seine Schweigsamkeit machen ihn nicht überall beliebt und er ist mehr als einmal in Streitigkeiten verwickelt gewesen.

Der Leser wird ersucht, diesen Mönch wohl ins Auge zu fassen. Er ist ein stattlicher Mann von siebenundvierzig Jahren, stark gewachsen steht er aufrecht da wie eine Säule und unter den buschigen Brauen strahlen seine Augen auf wirklich seltsame Weise hervor. Das massive ernste Gesicht ist mit einer sehr hervorragenden Nase ausgestattet, sein Kopf fast kahl und das noch übrige dunkelbraune Haar beginnt eben so wie der volle dunkelrothe Bart allmählig zu ergrauen.

Dies ist Bruder Samson, ein Mann, welcher verdient, daß man ihn genau betrachte.

Er ist, wie schon sein Epigname andeutet, aus Norfolk, aus Tottington in Norfolk, und der Sohn armer Eltern. Er hat mir, Jocelin, denn ich liebte ihn sehr, erzählt, daß er einmal in seinem neunten Jahre einen beunruhigenden Traum hatte, wie wir denn überhaupt hier alle der Träumerei ein wenig ergehen sind. Der kleine Samson träumte nämlich, als er in Tottington unruhig in seiner Krippe lag, er sähe den Erzfeind in eigener Person mit ausgebreiteten Fledermausflügeln vor einem großen Gebäude aus der Luft herabsteigen und seine furchtbaren Klauen ausstrecken, um ihn, den kleinen Samson, zu ergreifen und mit ihm davonzufliegen. Der kleine Träumer schrie wiederholt und verzweifelt St. Edmund um Hülfe an und St. Edmund, eine ehrwürdige himmlische Gestalt, kam auch wirklich, — und in der That kam die durch das Geschrei aufgeweckte Mutter des kleinen Samson und der Teufel und der Traum flohen beide ohnmächtig hinweg.

Am nächsten Morgen kam seine Mutter, indem sie über den furchtbaren Traum nachdachte, auf die Idee, daß es vielleicht gut sei, wenn sie ihn hinüber an das Grab des heiligen Edmund führte und mit ihm daselbst betete.

„Sieh,“ sagte der kleine Samson bei dem Anblick der Abtei, „stehe Mutter, dies ist das Gebäude, von welchem ich geträumt habe.“

Seine arme Mutter widmete ihn sogleich dem heiligen Edmund und ließ ihn mit Gebeten und Thränen zurück. Was konnte sie auch Besseres thun?

Die Auslegung des Traumes war, wie Bruder Samson zu sagen pflegte, folgende: Diabolus mit seinen ausgebreiteten Fledermausflügeln bedeutete die Irrenden dieser Welt, voluptates hujus saeculi, welche in Begriff standen, mich zu packen und mit mir davonzustiegen, wenn nicht der heilige Edmund seine Arme um mich geschlungen, das heißt, einen Mönch aus mir gemacht hätte. Und ein Mönch ist demgemäß Bruder Samson geworden und bis auf diesen Tag noch da, wo seine Mutter ihn gelassen. Er ist ein gelehrter Mann, fromm und ernst, hat in Paris studirt, hier in den Stadtschulen gelehrt und noch vieles Andere gethan. Er kann in drei Sprachen predigen und hat, wie Dr. Gajus, in seinem Leben „Verluste“ gehabt. Er ist ein gedankenvoller, charakterfester Mann, sehr geliebt von Einigen, aber nicht von Allen, und seine hellen Augen blitzen einen auf fast störende Weise an.

Abt Hugo hatte, wie wir schon erwähnt haben, mehrfache Schwierigkeiten mit ihm gehabt und ihn sogar einmal einsperren lassen, um ihm zu zeigen, was Autorität sei, und wie er künftig das Feuer zu fürchten habe. Denn Bruder Samson war zur Zeit der Gegenpäpste in Geschäftsdangelegenheiten nach Rom gesendet worden, kam aber, als er nach glücklich verrichteter Sache zurückkehrte, zu spät, weil die betreffende Angelegenheit mittlerweile vollständig geichheitert war!

Da wir Engländer auch jetzt noch häufig Reisen nach Rom machen, so ist es dem Leser vielleicht nicht unlieb, zu erfahren, auf welche Art und Weise man in jenen längst entschwundenen Jahrhunderten dahin reiste. Glücklicherweise besitzen wir einen, wenn auch gedrängten, persönlichen Bericht darüber. Durch die klaren Augen und das Gedächtniß des Bruder Samson schaut man direct in das Herz dieses zwölften Jahrhunderts hinein und findet es ziemlich merkwürdig. Der wirkliche Papa, Vater oder allgemeine Präsident der Christenheit, der damals noch nicht himärisch geworben, saß dort — man bedenke nur dieß! Bruder Samson ging nach Rom als nach dem wahren Lichtquell dieser Welt — wir dagegen —! — Doch hören wir Bruder Samson über seine Reise:

„Du weißt, welche Mühwaltung ich um jener Kirche in Woolpit willen hatte; wie ich zu der Zeit des Schisma zwischen Papst Alexander und Octavian nach Rom geschickt ward und Italien zur Zeit passirte, wo alle Geistlichen, welche Briefe an unsern Herrn, den Papst Alexander, überbrachten, angehalten und entweder eingekerkert oder aufgehängt wurden, während man einige mit abgeschnittenen Nasen und Lippen unserm Herrn, dem Papst,

gusendete, um ihn zu beschimpfen und zu verwirren (in dedecus et confusione ejus). Ich jedoch gab mich für einen Schotten aus, trug die Kleidung eines solchen und wenn mich Jemand verspotten wollte, so schwang ich meinen Stab nach Art eines schottischen Wurfspießes und ließ nach Art der Schotten drohende Worte hören. Denen, welche mir begegneten und mich fragten, wer ich wäre, antwortete ich weiter nichts als: Ride, ride Rome; turne Cantwereberie. Auf diese Weise kam ich unter der Maske eines Schotten mit meiner Bottschaft glücklich nach Rom.

„Nachdem ich endlich von unserm Herrn, dem Papst, einen mit meinen Wünschen übereinstimmenden Brief erhalten, machte ich mich wieder auf den Heimweg. Ich hatte eine gewisse feste Stadt zu passiren und stehe, hier umringten mich die Soldaten, faßten mich und sagten: Dieser Bagabund (iste solivagus), welcher sich für einen Schotten ausgiebt, ist entweder ein Spyon oder hat Briefe von dem falschen Papst Alexander. Und während sie alle meine Kleider und Taschen, meine Kamaschen (caligas), Beinkleider und sogar die alten Schuhe durchsuchten, die ich nach Art der Schotten über der Schulter trug, fuhr ich mit der Hand in die Ledertasche, die ich trug, und worin der Brief unser Herrn, des Papstes, nicht neben einer kleinen Trinktflasche (cillus) lag und mit Hülfe Gottes und des heiligen Edmund nahm ich den Brief und die Flasche zugleich heraus, so daß ich, indem ich den Arm in die Höhe streckte, den Brief zwischen Flasche und Hand verborgen hielt. Auf diese Weise sahen sie die Flasche, aber nicht den Brief. Und so entkam ich im Namen des Herrn aus ihren Händen. Alles Geld, was ich hatte, nahmen sie mir und ich mußte mich nun von Thür zu Thür betteln, ohne irgend welche Bezahlung (sine omni expensa), bis ich wieder nach England kam.

„Als ich aber hörte, daß die Kirche zu Woolpit schon an Geoffrey Midell überlassen sei, ward meine Seele von Kummer erfüllt, weil ich vergebens gearbeitet hatte. Als ich daher nach Hause kam, setzte ich mich still und heimlich in die Kapelle des heiligen Edmund und fürchtete, daß unser Abt mich festnehmen und ins Gefängniß sperren lassen würde, obgleich ich nichts Unrechtes gethan, und kein Mönch durfte mit mir sprechen und kein Laienbruder waagte anders als verstopfen mir Speise und Trank zu bringen.“

Eine solche Ruhe und einen solchen Willkommen fand Bruder Samson mit seinen wundten Fußsohlen und seinem starken Herzen. Er sitzt still und getankenvoll am Fuße von St. Edmunds Schrein. Welchen Freund oder

welche Zuflucht hat er auf der ganzen weiten Erde, außer dem heiligen Edmund? Als der Abt von seiner Ankunft hörte, schickte er den betreffenden Diener, um ihn ins Gefängniß zu führen und ihm Fußfesseln anzulegen. Ein anderer armer Diener brachte ihm verstoßen einen Becher Wein und hieß ihn fröhlich und getrost sein in dem Herrn. Samson läßt keine Klage hören, sondern gehorcht schweigend. „Unser Herr Abt überlegte sich die Sache anders und verbannte mich nach Acre, wo ich lange bleiben mußte.“

Nun versuchte der Abt, Bruder Samson durch Beförderungen auf andere Gestattung zu bringen, machte ihn zum Untersacristan und sodann zum Bibliothekar, welcher Dienst ihm am besten von allen gefiel, denn er war ein leidenschaftlicher Bücherfreund. Samson behielt seine Gedanken für sich und gehorchte abermals schweigend, erfüllte seine Pflichten mit der größten Pünktlichkeit, aber dankte dem Lord Abt mit keinem Worte, sondern schien ihn vielmehr mit seinen klaren Augen zu durchschauen. Hierauf sagte Abt Hugo, *se nunquam vidisse*, so einen Menschen habe er niemals gesehen, einen Menschen, dem keine Härte eine Klage auszupressen und keine Güte ein Rätheln oder einen Dank abzugewinnen vermochte — eine verdächtige Art von Menschen!

Auf diese Weise und nicht ohne viele Beschwerden, aber immer auf gerade, vorwurfsfreie Weise hat Bruder Samson sein sieben und vierzigstes Jahr erreicht und sein dunkelrother Bart wird hier und da ein wenig grau. Er bemüht sich zu jener Zeit, verschiedene halbverfallene Räumschreiten mit neuen Dächern versehen zu lassen, ja vielleicht hofft er das Chor selbst vollendet zu sehen, denn alles Pausfällige ist ihm zuwider. Er hat „große Hausen Kalk und Sand“ zusammengebracht, läßt Maurer und Schieferdecker arbeiten, er und Warrinus, *monachus noster*, welche beide Hüter des heiligen Schreins sind. Sie bezahlen das Arbeitslohn regelmäßig, — von der Unterstützung mildthätiger Bürger von St. Edmundsbury, sagen sie. Mildthätige Bürger von St. Edmundsbury? Wir, Jocelin, scheint es vielmehr, als hätten Samson und Warrinus, der ihm gehorcht, in den letzten Jahren, während Abt Hugo in seiner Unzugänglichkeit verharrte, die Opfergaben von den Besuchern des Schreins heimlich gespart und bemühten sich auf diese kluge Weise den Regen abzubalten!

Unter welchen Verhältnissen hat zuweilen die Weisheit mit Thorheit zu kämpfen und die Thorheit zu überreden, daß sie zugeht, vor dem Regen geschützt zu werden! Denn in der That, wenn das Kind die Amme re-

giert, welsch einer geschickten Handlungsweise bedarf es dann von Seiten der Amme!

Es thut uns abermals leid, daß unter diesen Umständen die Gastodiarren unseres Herrn des Königs sich einmischten und alles Bauen oder Dachdecken aus irgend welchen Mitteln unterfügten. Das Chor wird demzufolge nicht fertig werden und Regen und Zeit haben vor der Hand noch ihren Willen. Willelmus Sacrista mit der rothen Nase, der so häufig trank und Dinge trieb, von welchem sich nicht sprechen läßt, hatte wahrscheinlich bei dem Custodiarren Beschwerde geführt, um Samson einen Streich zu spielen, denn Samson, sein Sub sacristan, mit seinen klaren Augen, konnte unmöglich ein großer Günstling von ihm sein! Samson gehorcht abermals schweigend.

Siebentes Kapitel.

Die Wahlbesprechungen.

Nun aber kommt eine große Neuigkeit nach St. Edmundsbury. Es soll ein Abt gewählt werden; unsere Verdunkelung soll aufhören. Das Kloster St. Edmund soll nicht mehr eine trauernde Wittwe, sondern wieder eine freudige, hoffnungsvolle Braut sein! Oft in unserm Wittwenstande hatten wir zu dem Herrn und St. Edmund gesehet und wöchentlich auf unsern Knien im Chor eine Kleinigkeit von ein und zwanzig Bußpsalmen gebetet, daß uns ein passender Hirt bescheert werden möchte, und, sagt Jocelin, hätte Jemand gewußt, welchen Abt wir bekommen sollten, so wären sie, glaube ich, nicht so fromm gewesen!

Jocelin öffnet seinen Leisern die Schleusen ächten Klostergekläuses und wir horchen wie in einem Dionysiusohr auf das nichtsagendste Geschwätz. Aber auch Geschwätz hat seine Bedeutsamkeit, selbst wenn es siebenhundert Jahr alt wäre. Man höre, wie die Menschen in allen Jahrhunderten einander gleich sind:

Dixit quidam de quodam, ein Gewisser sagte von einem Gewissen: Dieser, jener frater, ist ein guter Mönch, probabilis persona; er kennt den Orden und die Gebräuche der Kirche ganz genau und obgleich er nicht ein so vollkommener Philosoph ist, wie die andern, so würde er doch einen sehr

guten Abt abgeben. Der alte Abt Ording, der unter und noch so berühmt ist, verstand wenig von Wissenschaften. Ueberdies ist es, wie wir in Fabeln lesen, besser, einen Klop zum König zu wählen, als eine noch so kluge Schlange, welche giftig zischt und ihre Unterthanen beißt. — Unmöglich! antwortete der Andere; wie kann ein solcher Mann in dem Kapitel eine Rede halten oder an Festtagen eine Predigt vor dem Volke, wenn er keine Wissenschaft besitzt? Wie kann er binden und loslassen, wenn er die heilige Schrift nicht versteht? Wie —

Und hierauf sagte ein Anderer von einem Anderen, *alius de alio*: dieser *frater* ist ein *homo literatus*, beredt, scharfsinnig, streng in der Disciplin, er liebt das Kloster sehr und hat viel um desselben willen gelitten.

Hier antwortet ein Dritter: Vor allen großen Gelehrten bewahre uns Gott der Herr — vor Jänkern von Norfolk und mürrischen Leuten behüte er uns in Gnaden.

Und hierauf sagte ein anderer *quidam* von einem anderen *quodam*: Dieser *frater* ist ein guter Wirthschafter (*husebondus*); aber man antwortete ihm sofort: Verhüte Gott, daß ein Mensch, der weder lesen noch singen noch das göttliche Amt verrichten kann, ein Ungerechter und Bedrücker der Armen, jemals Abt werde!

Ein Anderer ist in der That klug und weise, aber sehr geneigt, seine Untergebenen mit Geringschätzung zu behandeln, und nimmt sich kaum die Mühe, ihnen zu antworten, wenn das, was sie sagen, ihm nicht gefällt.

Und so schwagt jeder *aliquis* von seinem *aliquo* ganze Seiten lang. Denn, sagt Jocelin, so viel Köpfe, so viel Sinne. Unsere Mönche schwapten zur Zeit des Blutlassens, *tempore minutionis*, wenn sie ihren plaudernden Sanhectrin hielten, auf diese Weise. Bruder Samson sagte, wie ich bemerkte, nie etwas, sondern saß schweigend und zuweilen lächelnd da, doch merkte er sich in der Regel sehr gut, was Andere sagten, und brachte es vielleicht zwanzig Jahr später bei Gelegenheit an. Was mich, Jocelin, betraf, so war ich der Meinung, daß einige dialektische Gewandtheit, um das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, einem Abt nichts schaden könne. Ich sprach als ein vorwitziger Novize jener Zeit einige aufrichtige Worte über einen gewissen Wohlthäter von mir und stehe, einer dieser Belialsköhne lief sogleich hin und hinterbrachte sie ihm, so daß er mich von dieser Zeit an nie wieder mit demselben freundlichen Gesicht anschaute!

So schäumt und gährt und summt der allgemeine Sinn und Unstern und bemüht sich, wie man zu sagen pflegt, sich zu bilden oder zu ermitteln, was er eigentlich will, was in den meisten Fällen nichts Leichtes ist. St. Edmundsbury ist zu dieser Lichtmesszeit des Jahres 1182 ein unruhig bewegter Ort. Sogar die Tuchmacher sitzen nachdenklich in ihren Webstühlen und fragen: Wer wird Abt werden? Die sochemanni oder Fröhner sprechen davon, wenn sie ihre Dsjengespanne ins Feld treiben, die alten Weiber schwagen davon am Spinnrocken und Niemand weiß noch, was die Tage bringen werden.

Der Prior jedoch, als unser einstweiliges Oberhaupt, muß zum Werke schreiten, „zwölf Mönche“ ausrüsten und sich mit ihnen auf den Weg zu seiner Majestät in Waltham machen, wo die Wahl stattfinden soll. Eine Wahl, mag sie nun direkt durch Stimmabgabe an öffentlichen Wahlstranken oder indirekt durch die Kraft der öffentlichen Meinung oder auch durch offene Bierhäuser, Gutsherrnzwang, volksthümliches Hausrecht oder irgend eine andere Wahlmethode stattfinden, ist stets eine interessante Erscheinung. Man sieht einen kreisenden Berg, welcher unter lautem Gedonner Staubwolken emporwirft, aber man weiß noch nicht, welche Raus oder welches Ungeheuer er gebären wird.

Uebrigens ist es ein höchst wichtiger socialer Act, ja im Grunde genommen der einzig wichtige sociale Act. Wenn die Männer, welche ein Volk wählt, gegeben sind, so ist das Volk selbst genau nach seinem Werthe und Unwerthe gegeben. Ein heldenmüthiges Volk wählt Helden und ist glücklich; ein Sklaven- oder Thorenvolk wählt Scheinhelden, was man Charlatane nennt, hält sie für Helden und ist nicht glücklich. Die Hauptsache des geistigen Zustandes eines Menschen ist die Antwort auf die Frage: Welchen Menschen ehrest Du? Welches ist Dein Ideal von einem Menschen, oder was kommt diesem Ideal am nächsten?

So ist es auch mit einem Volke, denn auch ein Volk, jedes Volk, spricht seine Wahl — wäre es auch nur durch stummes Gehorchen und nicht Revoltiren — im Laufe von ungefähr einem Jahrhundert aus. Auch sind Wahlmethoden, Reformbills und dergleichen durchaus nicht unwichtig. Die Wahlmethoden eines Volks sind, wenn es um und um kommt, das ausdrückliche Bild seines Wahltalentes und auf allen Entwicklungsstufen charakteristisch.

Wißbegierige Leser der Neuzeit werden daher nicht abgenigt sein, zu

sehen, wie Mönche im zwölften Jahrhundert ihren Abt wählen, wie der Berg St. Edmundsbury sich zum Gebären anstellt und welche Maud oder welchen Menschen er zu Tage fördert.

Achtes Kapitel.

Die Wahl.

Unser Prior versammelt und demgemäß im Kapitel und ernennt, während wir ihn vor Gott beschwören, recht zu handeln, nicht nach unserer Wahl, aber doch mit unserer Zustimmung zwölf Mönche auf ziemlich genügende Weise. Unter diesen befinden sich Hugo, der dritte Prior, Pruder Denuis, ein ehrwürdiger Mann, Walster der Medicus, Samson Subsacrista und andere geachtete Charaktere, — obichon Wilhelmus Sacrista mit der rothen Nase auch mit daran gekommen ist. Diese sollen sich stracks nach Walsham begeben und hier den Abt wählen, wie sie mögen und können.

Mönche haben Gehorsam geschworen, dürfen nicht zu laut sprechen bei Strafe von Fußfesseln, Gefängniß und Brod und Wasser, aber auch Mönche wünschen zu wissen, wem sie gehorchen. Die Gemeinde von St. Edmundsbury hat keine Wahlstranken, keine Wahlurnen, ja nicht einmal offene Abstimmung, aber dennoch bemühen wir uns, durch verschiedene unbestimmte Manipulationen und Pulsfühlungen zu ermitteln, was das factische Ziel ist.

Dabei aber entsteht die Frage, ob leider ist es nur eine vorläufige Frage: Wird der Dominus Rex uns erlauben frei zu wählen? Es ist zu hoffen! Wohlán, wenn dem so ist, so sind wir dahin einverstanden, daß wir einen aus unserem eigenen Kloster wählen. Wenn nicht, wenn der Dominus Rex uns einen Fremden aufzwingen will, so beischließen wir die Sache hinauszuschieben. Der Prior und seine Zwölf werden zögern. Wir können appelliren, protestiren und Vorstellungen machen. Wir können sogar an den Papst appelliren, hoffen aber, daß es nicht so weit kommen werde.

Dann entsteht aber auch noch die andere, vom Pruder Samson aufgeworfene Frage: Wie, wenn nun die dreizehn selbst sich nicht einigen könnten? Pruder Samson Subsacrista ist, wie man bemerkt, sehr oft mit einer

Frage und einem Vorschlage bei der Hand, worin etwas Kluges steckt. Ob schon ein Diener von Dienern und wenig sprechend, sind seine Worte doch alle treffend, weil Verstand darin ist. Wie es scheint, ist es hauptsächlich sein Licht, mit dessen Hülfe wir durch dieses große Dunkel hindurchsteuern.

Wie, wenn nun die Dreizehn selbst nicht sich zu einigen vermöchten? Sprich, Samion und rathe. — Könnten nicht, schlägt Samion vor, gleich jetzt sechs von unseren ehrwürdigsten Brüdern als eine Art Wahlcomité gewählt werden? Mit der Hand auf dem Evangelium werden sie uns schwören, daß sie es treulich und gewissenhaft thun wollen. Diese mögen im Geheimen und wie vor Gottes Augen sich über Drei einigen, welche sie für die tauglichsten halten, ihre Namen auf einen Zettel schreiben und diesen sofort versiegelt den Dreizehn einhändigen. Auf einen von diesen Dreien muß die Wahl der Dreizehn fallen, wenn es erlaubt ist. Ist es nicht erlaubt, das heißt, wenn der Dominus Rex uns zwingt, die Sache zu verzögern, so wird der Zettel uneröffnet wieder zurückgebracht und öffentlich verbrannt, damit Niemanden sein Geheimniß in Angelegenheiten bringe.

So rath Samion, so handeln wir — klüglich in diesen und anderen Krisen des Geschäfts. Unser Wahlcomité ist bald ernannt und bald vereidet; wir schlagen den fünften Psalm auf: „Verba mea — Herr, höre meine Worte, merke auf meine Rede,“ ziehen singend hinaus und lassen die Sechse bei ihrem Werke in dem Kapitel. Es dauert nicht lange, so melden sie, daß sie mit ihrem Werk fertig sind. Sie haben nach gewissenhaftester Ueberzeugung sich über drei Namen geeinigt und sie auf diesen versiegelten Zettel geschrieben. Samion Subsacrista, der allgemeine Diener der Gesellschaft, möge ihn in seine Verwahrung nehmen. Morgen früh werden unser Prior und seine Zwölf bereit sein, sich auf den Weg zu machen.

Dies also ist die Wahlurne und Sichtmaschine, die man in St. Edmundsbury hat — ein auf das Allerheiligste gerichteter Sinn und ein Gebet zu Gott — die beste und in der That einzig gute Sichtmaschine, — wenn die Menschen nämlich Seelen in sich haben. Gänzlich werthlos aber und sogar entseßlich und giftig ist sie, wenn die Menschen keine Seelen haben, denn wie könnte ohne Seele irgend eine Sichtmaschine bei menschlichen Wahlen etwas nützen? Wir kommen ohne Seele nicht fort, wir bleiben stecken und bieten das traurigste Schauspiel dar, und selbst Salz kann uns nicht mehr retten!

Früh am folgenden Morgen treten unsere Dreizehn demgemäß die Reise an, oder vielmehr unser Prior und Cils, denn Samion hat als allge-

meiner Diener der Gesellschaft noch mancherlei zu besorgen und kann noch nicht gleich mit. Endlich jedoch macht er sich ebenfalls auf den Weg — und den verriegelten Zettel in einer am Hals hängenden Ledertasche tragend und *froccum hazulans in ulnis* — wir danken Dir, geistwähiger Jocelin — die Rockschöße über den Ellbogen geworfen und ein solides Hintertheil zeigend, trabt er wacker entlang. Immer weiter über die Heide, auf welcher jetzt noch nichts von Newmarket und Pferdhandel zu sehen ist, über den Teufelsdamm, der jetzt nicht mehr als Grenze oder Bollwerk gegen die Ostangeln dient, immer weiter nach Waltham und dem dortigen Hause des Bischofs von Winchester, denn in diesem wohnt seine Majestät. Bruder Samson hat als Säckelmeister stets die Rechnung, wenn eine aufgelaufen ist, zu bezahlen. „Verzögerungen sind zahlreich“ und er kommt daher nicht sehr rasch vorwärts.

Aber in der Einsamkeit des Klosters, während das Schicksal so schwanger geht und die Stunde der Geburt herannahet, wach ein Geschwäg, wach ein Blaubern, wach ein Träumen! Das Geheimniß der Drei ist nur den Brüdern vom Wahlcomité bekannt; irgend einen Abt, der uns regiert, werden wir bekommen, aber welchen Abt, o welchen! Ein Mönch erfährt durch eine Vision in der Nacht, daß wir einen Abt aus unserer eigenen Korporation bekommen werden, ohne daß ein Aufschub der Wahl nöthig wird. Ein Prophet erschien ihm in langem weißem Kleide und sagte: Ihr sollt einen von den Guten bekommen und er wird unter Euch wüthen wie ein Wolf, *saeviet ut lupus*. — Wirklich! Aber wer ist es denn von uns?

Nun träumt ein anderer Mönch. Er hat deutlich gesehen, wer es ist. Es ist eine gewisse Gestalt, um einen Kopf länger als die andern beiden, in Alba und Pallium gekleidet und in der Stellung eines Mannes, welcher im Begriff steht zu sechten, — welche lange Gestalt aber ein kluger Herausgeber in dem gegenwärtigen Stadium unserer Erzählung lieber nicht nennen wird. Genug, daß die Vision wahr ist, daß der heilige Edmund selbst bleich und ehrsüchtigbetend mit nackten Füßen aus seinem Grabmale aufzustehen und hörbar zu sagen schien: „Er, ille, soll meine Füße verfüllen;“ welcher Theil der Vision sich ebenfalls als wahr erweist.

So bemüht man sich, durch Rathen und Träumen den Schleier der verhängnißvollen Zukunft zu lüften. Sogar die Tuchmacher, die alten Spinnerinnen, alle Stadtleute sprechen davon und mehr als einmal geht in St. Edmundsbury das Gerücht: Dieser ist erwählt, und dann wieder: Jener ist erwählt. Aber wer weiß es?

Endlich aber steht man am zweiten Sonntage nach Quatagesima, das heißt am zwei und zwanzigsten Februar 1182, dreizehn Mönche von St. Edmundsbury in Procession nach dem Hause des Bischofs von Winchester in Baltham ziehen. Sie erlangen in einem hohen Audienzzimmer und Staatssaale Zutritt zu Heinrich II. in all seiner Herrlichkeit. Welch ein Saal, welch eine Halle, — nicht im mindesten imaginär, sondern durch und durch wirklich und unbestreitbar, obschon für uns so außerordentlich dunkel und in tiefen Fernen der Nacht hinabgesunken. Das Haus des Bischofs von Winchester ist körperlich hinweggehoben, wie ein Traum der alten Nacht, und keine Spur ist mehr davon vorhanden. Haus und Leute, königliche und bischöfliche, Herren und Diener, wo sind sie? Hier sind sie, sage ich, sieben Jahrhunderte entfernt; so tief in die Nacht versunken sind sie dennoch da. Luge durch die Hüllen der alten Nacht und Du wirst leben!

König Heinrich selbst ist hier sichtbar, ein lebhafter, stattlicher Mann mit graueisernen Bart, in glänzender undeutlicher Tracht, und Grafen, Bischöfe und andere Würdenträger in ähnlichem Costüm um ihn herum. Der Saal ist groß und dicht, in seiner Nähe befindet sich eine Kapelle. Wir sehen hier vergoldete Stühle, geschnitzte Tische, bunte Teppiche, kostbare Tapeten und ein ungeheures Holzfeuer im Kamin. Aber es ist auch menschliches Leben darin und ist dieses nicht das größte Wunder, mögen die Tapeten und Kleider sein von welcher Art sie wollen?

Der Dominus Rex empfängt unsere Dreizehn, die sich tief vor ihm verneigen, sehr wohlwollend und erklärt gnädig, er werde sich bemühen, zu Gottes Ehren und zum Besten der Kirche zu handeln. Hierauf befehlt er „durch den Bischof von Winchester und Geoffrey, den Kanzler,“ — Halfridus Cancellarius, der leidhafte Sohn Heinrich's und der schönen Moßmunde, ist hier gegenwärtig! — er befehlt, sagen wir, daß sie, die genannten Dreizehn sich nun entfernen und drei Candidaten aus ihrem eigenen Kloster in Vorschlag bringen.

Dies ist bald geschehen, denn die Drei hängen ja schon fertig an Samson's Hals in seiner lederner Tasche. Wir erblicken das Siegel und finden die Namen — was sagt Ihr dazu, Ihr höheren Würdenträger, Du fauler Prior, Du Wilhelmus Sacrista mit der rothen Säusernaie? — die Namen in dieser Reihenfolge: Samson, Subsacrista, Roger, Cellerarius, Hugo tertius Prior.

Die höheren Würdenträger, welche hier alle ausgelassen sind, werden

„plötzlich feuerroth im Gesicht,“ können aber nichts dagegen sagen. Eine seltsame Thatfache und Frage ist allerdings: Wie es kam, daß Hugo, der dritte Prior, der doch zu dem Wahlcomité gehörte, sich selbst zu einem der drei Candidaten ernannte? Eine seltsame Thatfache, welche Hugo, der dritte Prior, so viel ich weiß, niemals vollständig erklärt hat.

Jedoch, wir kehren in den Audienzsaal zurück und melden dem König unsere drei Namen, wobei wir bloß die Reihenfolge ändern und Samson als den geringsten von allen zuletzt setzen.

Der König hört die drei Namen an und fragt dann: „Wer sind sie? Sind sie in meinem Reiche geboren? Wir sind sie gänzlich unbekannt! Ihr müßt drei Andere nennen.“

Hierauf sagt Willhelmus Sacrista: „Unser Prior muß mit in Vorschlag gebracht werden, quia caput nostrum est, weil er schon unser Oberhaupt ist.“

Und der Prior antwortet: „Willhelmus Sacrista ist ein tauglicher Mann, bonus vir est.“ — trotz seiner rothen Nase. Kigle mich, Hans, und ich werde Dich kigeln.

Auch der ehrwürdige Dennis wird mit in Vorschlag gebracht und Niemand kann seinem Gewissen nach Nein sagen — nun stehen Sechs auf unserer Liste.

„Wohlan,“ sagte der König, „sie sind rasch damit fertig geworden. Deus est cum eis.“ Die Mönche ziehen sich wieder zurück und die Majestät überlegt eine Zeit lang mit ihren Pares und Episcopi, Lords und Seelför gern die Gedanken der königlichen Brust. Die Mönche harren schweigend in einem Vorzimmer.

Nach kurzer Zeit wird ihnen befohlen, noch anderweite drei Namen hinzuzufügen, aber nicht aus ihrem eigenen, sondern aus anderen Klöstern, „zur Ehre meines Königreichs.“ Was ist nun zu thun? Wir werden da nöthig die Sache aufschreiben! Indessen für den Augenblick nennen wir noch drei Namen: den Prior des Klosters zum heiligen Glauben, einen guten Mönch von St. Neot, einen guten Mönch von St. Alban — lauter gute Männer, die später auch sämmtlich Aebte oder andere Würdenträger wurden.

Somit stehen nun neun Namen auf unserer Liste. Wie mag nun der Dominus Rex ferncrweit zu verfahren denken? Der Dominus Rex dankt uns gnädigst und läßt uns sagen, daß wir nun drei der Namen wegstreichen sollen. Sofort werden die drei Fremden ausgestrichen. Willhelmus Sacrista

setzt hinzu, daß er für seine Person ebenfalls verzichten wolle, — eine Anwandlung von Ehrfurcht vor dem Allerbesten, deren selbst ein Willelmus sich nicht erwehren kann!

Der König befiehlt uns hierauf, noch zwei auszustreichen, dann noch einen. Demzufolge muß Hugo, der dritte Prior, weichen und Roger Cellerrarius und der ehrwürdige Mönch Dennis, — und es bleiben auf unserer Liste nur noch zwei: Samson Subsacrista und der Prior.

Aber welcher von diesen Beiden soll nun gewählt werden? Dies ist schwer zu sagen, — namentlich für Mönche, die sich, wenn sie sprechen, der Gefahr aussetzen, ins Gefängniß geworfen und mit Peinigen belastet zu werden! Wir bitten daher gehorsamst, daß der Bischof von Winchester und Geoffroy eintreten und uns entscheiden helfen mögen.

Welchen wollt Ihr haben? fragt der Bischof. Der ehrwürdige Dennis hält eine Rede und empfiehlt den Prior und Samson, kommt aber in der Ecke seines Vortrags, in angulo sui sermonis, immer wieder auf Samson zurück.

„Ich sehe schon,“ sagt der Bischof; „Ihr wollt uns zu verstehen geben, daß Euer Prior etwas faumselig ist und daß Ihr den, welchen Ihr Samson nennt, zu Eurem Abt haben wollt.“

„Beide sind gut,“ sagt der ehrwürdige Dennis fast zitternd, „aber wir möchten gern den Besseren haben, so es Gott gefällig ist.“

„Welchen von Beiden wollt Ihr haben?“ fragt nun der Bischof mit Nachdruck.

„Samson!“ antwortet Dennis und „Samson!“ wiederholten alle Uebrigen, die sprechen oder etwas wiederholen durften, und Samson wird demgemäß dem König als Candidat zur Abtwürde gemeldet. Seine Majestät überlegt sich die Sache einen Augenblick lang und befiehlt dann, daß Samson mit den andern Zwölf eingelassen werde.

Des Königs Majestät schaut uns etwas finster an und sagt dann:

„Ihr schlagt mir Samson vor; ich kenne ihn nicht. Wäre es Euer Prior gewesen, den ich kenne, so würde ich ihn angenommen haben, indessen ich will auch jetzt thun, wie Ihr wünscht. Aber nehmt Euch in Acht. Bei den wahren Augen Gottes, per veros oculos Dei, wenn Ihr Eure Sache schlecht macht, so komme ich über Euch!“

Samson tritt demgemäß vor, küßt dem König die Füße, richtet sich aber schnell wieder empor, wendet sich nach dem Altar herum und stimmt

gemeinschaftlich mit den andern Zwölf mit heller, lauter Stimme den ein- und fünfzigsten Psalm an: „Miserere mei Deus, Gott sei mir gnädig nach Deiner Güte!“ Mit fester Stimme singt er, mit festem Tritt und hoch auferichtetem Haupte schreitet er einher, ohne daß eine Veränderung in seinem Antlitze bemerkbar ist.

„Bei Gottes Augen,“ sagte der König, „dieser Mann wird, glaube ich, die Abtei gut regieren.“

Mit demselben Schwure — den ich Eurer Majestät in Rechnung bringe — bin ich ganz derselben Meinung. Es ist eine ziemlich Weile her, seitdem ich keinem tüchtigeren Manne begegnet bin, als diesem neuen Abt Samson. Er lebe hoch und möge der Herr ihm als Abt gnädig sein nach seiner Güte!

So ist es denn den Mönchen von St. Edmundsbury ohne eigentliche Wahlurne oder andere gute Sichtmaschine gelungen, die wichtigste sociale Leistung zu Stande zu bringen, die einer Corporation von Menschen möglich ist, nämlich den Mann herauszufinden, der sie regieren soll, und in der That sieht man nicht, daß sie es durch Anwendung irgend einer Sichtmaschine besser hätten thun können.

O gütiger Himmel, es giebt in jeder Nation und Corporation einen Tauglichsten, einen Weisesten, Praestigsten, Besten. Könnten wir diesen herausfinden und zum König über uns machen, dann wäre in der That alles gut — so gut als Gott und Natur uns erlaubt hätten, es zu machen! Aber durch welche Kunst sollen wir ihn entdecken? Will der Himmel in seinem Erbarmen uns diese Kunst nicht lehren? Wir bedürfen seiner ja zur höchsten Noth!

Wahlurnen, Reformbills, Sichtmaschinen — alles dieses ist gut oder auch nicht gut — alles dies sind ja leider weiter nichts als unzulängliche, traurig anzusehende Auskunftsmittel. Man mache die Seelen der Menschen unzugänglich für die göttliche hohe und ehrfurchtgebietende Bedeutung des menschlichen Werthes und der menschlichen Wahrheit, und wir werden mit aller Maschinerie Birmingham's doch niemals das Wahre und Würdige entdecken. Es steht geschrieben: Wenn wir selbst Knechte sind, so giebt es keinen Helden für uns. Wir kennen den Helden nicht, wenn wir ihn sehen — wir halten den Charlatan für einen Helden und rufen hörbar durch alle Wahlurnen und andere Maschinen hindurch: Du bist es, sei Du König über uns!

Was nützt es? Sucht nur trügerischen Schein, Geld mit vergoldeten Wägen, Verhöhnung mit Zeitungsartikeln — welchen Namen er auch tragen möge, so werdet Ihr nur trügerischen Schein finden und die göttliche Wirklichkeit wird stets fern von Euch bleiben. Der Charlatan wird Euer legitimer, unvermeidlicher König, und keine irdische Maschinerie ist im Stande, den Charlatan wieder zu verdrängen. Ihr seid dann geborene Sklaven des Charlatans und leidet unter ihm, bis Eure Herzen brechen, und keine französische Revolution oder Insurrection von Manchester, weder theilweise noch universelle vulkanische Explosionen, seien deren auch noch so viele, können mehr thun als die äußere Gestalt Eures Charlatans verändern; sein Wesen dagegen bleibt immer dasselbe.

„Aber wie lange, o Prophet!“ sagen Einige mit wehmüthiger Ironie. Ach, Ihr Nichtseheren, so lange, bis tiefes Elend, wenn nicht Selbsterrettung versagen will, Euch aus Eurer Heuchelei in Eure Aufrichtigkeit hineingerissen hat, und Ihr findet, daß es entweder etwas Göttliches in der Welt giebt, oder Ihr ein unverständlicher Wahnsinn seid; daß es einen Gott giebt ebenso wie einen Hammon und einen Teufel und einen Genius des Luxus, der Heuchelei und des eiligen Trunkes!

Wie lange wird aber noch dauern wird, dies berechnet selbst. Meine unglücklichen Brüder!

Neuntes Kapitel.

Abt Samson.

Es läuten denn alle Glocken von St. Edmundsbury und in Kirche und Kapelle gehen die Orgeln. Kloster und Stadt und die ganze westliche Seite von Suffolk sind in Gala. Ritter, Viscounts, Weber, Spinner, die ganze Bevölkerung, männliche und weibliche, Jung und Alt, sogar die Fröhner mit ihren bauchbäckigen Kindern — alle verlassen heute ihre Wohnungen, um den Lord Abt ankommen zu sehen.

Am Thore werden ihm Strümpfe und Schuhe ausgezogen und er feierlich nach dem Hochaltar und Schrein geleitet. Plötzlich verstummen alle Glocken und Orgeln, während wir in inbrünstigem Gebet hier knien, und

eben so plötzlich fangen alle Glocken und Orgeln wieder an zu töhnen, während die ganze Versammlung ein lautes *Te Deum* anstimmt. Dann hält der erste Vicecum eine Rede und dann folgt der Bruderkuß, und den Schluß des Ganzen bilden volkstümliche Spiele und ein Schmaus, an welchem mehr als tausend Gäste Theil nehmen, *plus quam mille comedentibus in gaudio magno*.

Auf diese Weise kehrt derselbe Samson wieder einmal zu uns zurück und wird bei dieser Gelegenheit willkommen geheißen. Er, der mit den Hockbüßen über den Arm geworfen fortging, kommt hoch zu Ross wieder, denn er ist plötzlich zu einem Würdenträger dieser Welt gemacht worden.

Tausende Leute werden zugeben, daß dies eine ernste Prüfung für einen Menschen war. Gestern noch ein armer Bettelmönch, der nicht über zwei Schillinge Geld besaß und seinen Hund auf dem Wege gehen heißen durfte, sieht sich dieser Mann heute als *hominus abbas*, Pair des Parlaments und Herr von vierhundert Gütern und großen Ländereien, als einen Mann mit „fünfzig Ritters unter sich“ und einer abhängigen, reich gehaltenen Menge von Leuten.

Es ist dies ein Glückswechsel, größer als der Napoleon's, denn er ist gar so plötzlich — gerade als ob ein armer Proletarier eines Morgens beim Erwachen fände, daß er über Nacht ein Herzog geworden!

Möge Samson mit seinen klar blickenden Augen dies wohl erfassen. Wir werden nun einen neuen und weit strengeren Maßstab anlegen, denn wenn ein edler Geist durch Sieg und Glück zehnmal schöner gemacht wird, weil er nun gleichsam strahlend in das ihm eigenthümliche und ihm gebührende Element hineintaucht, so wird ein unedler dadurch zehn- und hundertfach häßlicher und erbärmlicher gemacht. Alle Laster und Schwächen, die der Mensch besaß, zeigt uns der Emporkömmling wie in dem Sonnenmikroskop zu entsetzlicher Verzerrung vergrößert. Ja, wie viele nur keimende Anfänge des Lasters, die bis jetzt alle in heilsamem Schlummer erhalten wurden, sehen wir jetzt vielleicht wie durch Treibhaushitze zu ungeheurer, allgemein sichtbarer Uppigkeit entfaltet!

Jedenfalls ist dies eine eigenthümliche Erscheinung in Bezug auf die damaligen politischen und socialen Capacitäten, ja wir müssen sagen, daß diese barbarischen Zügelalter einen ungemeinen Reichtum an ächter socialer Lebenskraft besaßen, weil der tauglichste Regierer unter dieser Verhüllung angetroffen, erkannt und erfaßt werden konnte. Man entdeckt ihn hier mit

einem Maximum von zwei Schillingen in der Tasche und einer ledernen Nappe am Hals, wie er die Rockschöße über den Arm geworfen auf der Heerstraße einherschreitet. Man glaubt aber nichtsdestoweniger, er sei der rechte Regierer, und es erweist sich, daß er es auch wirklich ist.

Brüder, bedürfen wir nicht auch der Entdeckung wahrer Regierer? Werden unächte und flets genügen? Jenes waren abgelschmactete, aberaläubliche Dummköpfe von Mönchen und wir sind aufgeklärte Bechnpfundwähler ohne Befreuerung der Wissenschaft. Wo, sage ich, sind unsere überlegenen oder auch nur ähnlichen oder überhaupt vergleichbaren Entdeckungen? Wir haben ebenfalls Augen oder sollten dergleichen haben; wir haben Wahl-schranken und Teleskope; wir haben Lichter, Hackellichter und Nachtlichter einer aufgeklärten freien Presse, die überall brennen und tanzen, wie in einem allgemeinen Hackelstanz und einem den Bart verengenden, wenn man die öffentlichen Straßen in Stadt und Land passirt. Große Seelen, ächte Regierer und Herrscher gehen jetzt eben noch so wie damals unter allen Arten von Verfleitungen umher. Solche Teleskope, solche Aufklärung, — und solche Entdeckung? Wie kommt es, frage ich, wie kommt es? Ist es nicht beklagenswerth; ist es nicht in gewissem Sinne erschauernverregent?

Ach, der Mangel ist, wie wir immer und immer wieder hervorheben müssen, weniger ein Mangel an Teleskopen als vielmehr ein Mangel an natürlicher Schärfe des Auges. Jene aberaläublichen Dummköpfe des zwölften Jahrhunderts hatten keine Teleskope, aber doch Augen; sie besaßen keine Wahlurnen, sondern nur Ehrfurcht vor der Würtigkeit und Abscheu vor der Unwürdigkeit. So ist es mit allen Barbaren. Hr. Sale zum Beispiel erzählt mir, daß die alten Araberstämme sich zu einem munteren Freudenfeste versammelten und sangen und Freudenfeuer anzündeten und Aehrenkränze wanden und feierlich den Göttern dankten, daß auch in ihrem Stamme ein Dichter aufgestanden war.

Und wohl hatten sie Grund dazu, denn was Nüßlicheres, ich sage nicht Ecleres und Himmlischeres, konnten die Götter irgend einem Stamme oder irgend einer Nation zu irgend einer Zeit oder unter irgend welchen Umständen senden? Ich sage Dir, mein betrübter, von Charlatanen schwer heimge-suchter Bruder, trotz Deines Erschaunens, es ist sehr beklagenswerth! Wir Engländer finden einen Dichter, einen so wackeren Mann, wie seit hundert Jahren nur irgendwo einer unter der Sonne gefunden worden, und zünden wir Freudenfeuer an oder danken wir den Göttern? Nicht im mindesten.

Wir beauftragen den Mann höchstens, in dem Flecken Dumsfries Bierfässer auszumessen, und bilden uns sehr viel darauf ein, daß wir das Genie auf diese Weise unterstützten.

Genius, Dichter — wissen wir, was diese Worte bedeuten? Eine und gezeichnete begeisterte Seele, unmittelbar aus dem großen Feuerbergen der Natur, um die Wahrheit zu sehen und sie zu sprechen und sie zu thun. Es ist die heilige Stimme der Natur, die sich wieder einmal durch das öde, grenzenlose Element des Hörensagens und des Geschwäges und der Poltronomie hören läßt, in welchem die an den Rand des Verderbens gebrachte Erde sich verirrt hat. Höret wiederum, ihr irrenden, umnachteten Sterblichen, lauscht abermals einer Stimme aus dem innern Lichtmeere und Flammenmeere, aus dem eigenen Herzen der Natur und der Wahrheit; kennt die Thatsache eurer Existenz, welche sie ist; thut ab den Schein, welcher sie nicht ist, und es wird wieder gut mit Euch werden!

Georg der Dritte ist Verteidiger von etwas, was wir in diesen Jahren „den Glauben“ nennen; Georg der Dritte ist oberster Lenker der Geschichte von England, um sie durch den Strudel der französischen Revolutionen und amerikanischen Unabhängigkeitskriege zu leiten, und Robert Burns ist Bierreimeßer in Dumsfries! Es ist eine Miade in einer Rusikaale. Die Physiognomie einer Welt, die ihrer Auflösung entgegengeht und in Krämpfen und Todeszuckungen liegt, malt sich in dieser einen Thatsache, worüber sich Niemand wundert, ausgenommen über mich, weil ich mich darüber wundere.

Abt Samion hatte ein Kloster im Zustande bedeutenden Verfalls gefunden. Der Abt, buchstäblicher sowohl als bildlicher, schlug aus allen Himmelsgegenden durch das Dach herein. Willhelms Sacrista sitzt allnächtlich beim vollen Krüge und treibt allerhand taceuda. Unsere Speisekammern befinden sich im Zustande der größten Dürftigkeit; jüdische Gargoyen und unläubere Geschöpfe sind Vieseranten; in unserm Korbe ist kein Brod. Alte Weiber mit ihren Nocken und Spindeln jagen die unglücklichen Kellermeister von ihren Thüren hinweg. Wir können keinen Fuß aus dem Hause setzen, ohne daß Juden und Christen mit unbezahlten Rechnungen sich auf uns stürzen, Schulden, die eben so grenzenlos zu sein scheinen, wie die englische Nationalschuld. Vier Jahre lang ging unser neuer Lord Abt niemals aus, ohne daß jüdische, christliche und alle Arten von Gläubigern ihn umzingelten und fast zur Verzweiflung trieben. Unser Prior ist nachlässig, un-

ferer Kellermeister und übrigen Beamten sind nachlässig, unsere Mönche sind nachlässig? Diesem allen biete die Stirn, Samion; Du allein bist da, um ihm die Stirn zu bieten; es ist Deine Aufgabe, diesem die Stirn zu bieten und es zu bekämpfen oder selbst umzukommen. Möge der Herr Dir gnädig sein.

Zu dem Interesse, welches wir als Freund des Alterthums an dem armen Jocelin und seinem Kloster nehmen, wo der ganze Anblick der Erbsenz, der ganze Dialekt des Denkens, der Rede, der Thätigkeit so veraltet, seltsam und längst verschwunden ist, gesellt sich jetzt eine sanfte Gluth von menschlichem Interesse für Abt Samion; ein wirkliches Vergnügen bei dem Anblick eines zu verrichteten Menschenwerkes, nämlich des Regierens, des Höchsten, was der Mensch leisten kann.

Abt Samion hatte keine Erfahrung im Regieren; er war nicht zum Handwerk des Regierens angelernt, sondern hatte bloß die harte Lehre des Gehorchens durchgemacht. Er hatte, sagt Jocelin, niemals in irgend einem Gerichtshofe vadium oder plegium gegeben, ja kaum einen Gerichtshof gesehen, als er bestimmt ward, in einem den Vorsitz zu führen. Aber es ist wunderbar, fährt Jocelin fort, wie bald er den Geschäftsgang lernte und in allen Arten von Geschäften erfahrener ward als Andere.

Von den vielen Personen, welche ihm ihre Dienste anboten, behielt er bloß einen einzigen, in Bezug auf vadia und plegia geschickten Ritter und besaß innerhalb eines Jahres diese Geschicklichkeit ebenfalls. Ja, es dauerte nicht lange, so ernennt ihn der Papst zum Schiedsrichter in gewissen Streitfachen und ein hoher Beamter sagt von ihm: „Dieser Abt ist ein feiner Kopf, disputator est; wenn er es so fortmacht, wie er angefangen hat, so wird er uns Juristen bald in den Schatten stellen!“

Warum nicht? Was soll diesen Samion am Regieren hindern? Es liegt in ihm etwas, was weit höher steht, als alle Unterweisung; es liegt in ihm selbst ein Muster des Regierens! Es liegt in ihm ein kö niglicher Abscheu vor Allem, was unzusammenhängend, kleinmüthig, unwahrhaft, das heißt chaotisch, unregiert ist, was von dem Teufel und nicht von Gott stammt.

Ein Mann dieser Art kann nicht anders als regieren, er trägt das lebendige Ideal eines Regierers in sich, so wie die unaufhörliche Nothwendigkeit, dieses Ideal aus sich zu entsalten. Nicht dem Teufel oder dem Chaos will er um irgend einen Preis dienen; nein, dieser Mann ist der geborene Diener eines anderen Wesens.

Hatte aber dieser Samson nicht nach seiner Art eine wirkliche Lehrzeit in der Regierungskunst bestanden, nämlich die härteste Sklavenlehrzeit des Gehorsams? Wankte in dieser Welt ohne einen andern Freund als Gott und den heiligen Edmund, und Du wirst entweder in den Graben fallen oder Vieles lernen. Gehorchen lernen ist das Fundament aller Regierungskunst. Wie viel würde mancher durchlauchtige Prinz gelernt haben, wenn er mit Wasserflasche und leerem Reisefack seine omni expensas die Welt durchwandert und nach seiner siegreichen Rückkehr sich nicht zu Zeitungsaufsätzen und Illuminationen, sondern am Fuße des Heiligenscheins zu Fesseln und Brod und Wasser niedergesetzt hätte!

Der, welcher nicht der Diener vieler sein kann, wird auch niemals Herr und ächter Führer und Befreier vieler sein; — das ist die Bedeutung ächter Meisterschaft. Schloß nicht das Mönchsleben außerordentliche „politische Capacitäten“ in sich, die wir, wenn wir sie nicht nachahmen können, doch beneiden müssen? O Himmel, hätte so ein Herzog, der jetzt in glänzender Equipage nach dem Oberhause fährt, einmal für ein Wochenlohn von sieben Schilling und sechs Pence den Pflug geführt, — welch ein durch Logik, Statistik und Arithmetik niemals zu verlöschendes Licht würde er dadurch über eine Menge von Dingen erhalten haben!

Auf alle Fälle stimmen wir daher mit der innreichen Mistress Glas übercin, welche sagt: Erst hascht Guern Hasen!

Erst verschafft Euch Guern Mann; dann habt Ihr schon alles gewonnen. Er kann alles lernen — Stiefel verfertigen, Rechtsprüche fällen, Staaten regieren, und wird dies alles thun, wie man es von einem Manne erwarten kann. Erhascht dagegen einen Nichtmann und Ihr habt den fürchterlichsten Tartaren von der Welt gefangen, der vielleicht um so schrecklicher ist, je ruhiger und sanfter er aussieht. Das Unheil, welches ein einziger Dummkopf, welches jeder Dummkopf in einer von endlosen Resultaten so wimmelnden Welt wie die unsere anrichtet, läßt sich durch Zahlen gar nicht darstellen. Ein unächter, sein Handwerk nicht verstehender Schuster richtet schon bedeutendes Unheil an, wie Hühneraugenoperateure und verzweifelte, auf Silizische reduirte Menschen bezugen können. Nun bedenke man erst den unächten Priester, den unächten König! Warum eilen nicht alle gerechten Bürger wie halb wahnsinnig herbei, um ihm Einhalt zu thun gleich einer Feuerbrunst? Ganz gewiß wird ein gerechter Bürger von Gott und seiner eigenen Seele von allen stummen und artikulirten Stimmen dieses

Weltalls erwähnt, zur Befreiung dieses armen Dummkopfes und einer Welt, die unter ihm leidet, zu thun, was an ihm ist. Gilt schnell, befreit ihn, — könnte es auch nicht anders geschehen, als dadurch, daß Ihr ihn auslöscht! Denn alle Dinge sind so alt, so zundertrocken, so brennbar geworden, und er ist verderblicher als eine Feuerbrunst. Bannt ihn wenigstens in enge Grenzen, beschränkt ihn auf den eignen Heerd. Er wird dann aufhören, eine Feuerbrunst zu sein, und sich als Küchenfeuer mehr oder weniger nützlich machen. Das Feuer ist der beste Diener, aber welch ein Herr! Auch dieser arme Dummkopf ist zu einem gewissen Nutzen geboren; warum wollt Ihr, indem Ihr ihn zur Herrschaft erhebt, einen Land- oder Weltfluch auf ihm machen?

Zehntes Kapitel.

Regierung.

Wie Abt Samion, nachdem er seinen neuen Unterthanen in dem Kapitelsaule von St. Edmundsbury nach der Reihe den Kuß der Vaterschaft gegeben, mit vorsichtiger Energie begann, ihre in Unordnung gerathene Lebensweise zu formiren, wie er mit seinen fünfzig rohen Milites (Feudalrittern), mit seinen faulen Väthern, nachlässigen, widerspenstigen Mönchen, mit päpstlichen Legaten, Vidcounts, Bischöfen und Königen zurechtkam; wie er nach allen Seiten sich wehrte wie ein Mann und überall den Sattel auf das rechte Pferd legte und sich unaufhörlich bemühte, aus trüg gährenden Trümmern organische Methode zu entwickeln, — alles dies kann der Leser nicht ohne wahres Interesse in diesem Buche Jocelin's lesen.

In alterthümlichem, sonderbarem Kostüm, nicht bloß der Kleider, sondern auch der Gedanken, Worte und Thaten zeigt sich die majestätische Gestalt eines Mannes mit hervorragender Nase, buschigen Brauen und heilighen Augen und dessen dunkelrother Bart täglich grauer wird, mit der ächten Regierung von Menschen beschäftigt. Es ist schön, zu sehen, wie die entpuppte Herrscherseele ihre staubige Kerkerhülle abwerfend als eine ächte königliche Seele beschwingt emporsteigt.

Unser neuer Abt fühlt ohne Ueberschätzung, aber auch ohne Furcht,

was er ist und was andere sind — Muth, um den Stolzeſten zu dämpfen, und ehrliches Mitleid, um den Bescheidenſten zu ermutigen. Dabei beſitzt dieſer Lord Abt eine etle Zurückhaltung; er hört vielen eiteln Unverſtand und läßt ihn hingehen, ohne weiter darauf zu antworten. Er iſt nicht hier, um Verſtand und Edelmuth von Anderen zu erwarten, er iſt vielmehr hier, um ihnen von ſeinem eigenen Verſtand und Edelmuth zu geben. Iſt er nicht ihr Diener, wie wir ſchon vorhin ſagten, der von ihnen und für ſie dulden kann, der die Laſt trägt, unter welcher ihre armen Spindelbeine taumeln und ſchwanken, und der kraft deſſen regiert und ſie aus Schwäche zur Kraſt, von der Nickerlage zum Siege führt!

Eine der erſten beruflichen Arbeiten, welche Abt Samſon unternahm, oder vielmehr die allererſte, war eine genaue Reviſion und radikale Reform ſeines Finanzweſens. Es iſt dieſe die erſte Arbeit eines jeden Regenten, vom Paterfamilias biß zum Dominus Rex. Das Daß regendicht machen, iſt die Einleitung zu Allem, was man ferner zu thun gedenkt. Das Budget des alten Abtes Hugo enthielt, wie wir geſehen haben, nichts als Deficit und Blind. Seine Rechnungsbücher in Ordnung gebracht zu ſehen und von dieſen gierigen Schwärmen jüdiſcher und chriſtlicher Gläubiger, die überall, wo er ſich blicken ließ, gleich Horppen auf ihn loßhürzten, befreit zu werden, war für Abt Samſon unbedingte Nothwendigkeit.

Am Morgen nach ſeiner Einſetzung bringt er eine ganze Ladung Schulverſchreibungen, alle gehörig geſtampelt und mit dieſem oder jenem Kloſterſiegel verſehen, herein, denn die Finanzen des Kloſters ſind in ſurchtbarer, faſt grenzenloſer Verwirrung. Da liegen die Schulverſchreibungen, — aber es ſind doch wenigſtens alle und keine weiter zu erwarten. Unſer Lord Abt verlangt, daß alle unter uns im Gebrauche befindlichen amtlichen Siegel zur Stelle gebracht und ihm ausgehändigt werden. Dreiunddreißig Siegel kommen zum Vorſchein, werden ſofort zerbrochen und ſollen von nun an nicht mehr ſiegeln. Nur der Abt und wer von ihm dazu autoriſirt worden, wird künftig eine Verſchreibung beſiegeln.

Es giebt nur zwei Wege, Schulden zu bezahlen: Vermehrter Fleiß zur Steigerung des Einkommens und beſſere Anwendung deſſelben. Mit eiſerner Energie und langſamer, unabläßiger Ausdauer beginnt Abt Samſon nach beiden Richtungen hin zu arbeiten. Seine Bedrängniſſe ſind mannigfaltiger Art — hinterliſtige milites, ungerechte Voigte, faule Bröhner und ſeine Unerfahrenheit als Abt. Die ſaulen Mönche haben nicht übel Luſt,

sich in Rasse zu empören, aber fortgesetzte Wachsamkeit, strenge Reue, mit einem Worte das, was wir „das Auge des Herrn“ nennen, wirkt Wunder. Der klarstrahlende Blick des strengen, alles durchschauenden Abt Samson ist wie ein Fiat lux in diesem unorganischen, wüsten Strudel, bringt allmählig in alle Winkel ein und macht aus dem Chaos einen Kosmos oder eine geordnete Welt.

Er ordnet überall, bemüht sich, unermüdet zu ordnen und die „Angelegenheiten und Pflichten, res ac redditus“ seiner Herrschaft auf einen vorständlichen Fuß zu bringen. Die Aale von Lakenheath hören auf, Zwistigkeiten zwischen menschlichen Wesen hervorzurufen, und der Erntepennig veranlaßt keine Weiberaufläufe in den Gassen von St. Edmundsbury.

Aber es geschehen auch noch unzählige größere Dinge. Die Unordnung mag sich, wo sie auch stehen oder liegen möge, nur in Acht nehmen, denn hier ist der Mann, der ihr den Krieg erklärt hat, der niemals Frieden mit ihr machen wird. Der Mensch ist der Missionair der Ordnung; er ist der Diener nicht des Teufels und des Chaos, sondern Gottes und des Weltalls! Mögen alle Faulenzen und Feiglinge, nachlässige, ungerechte und sonst wie teuflische Menschen sich in Acht nehmen, denn dieser Mann ist gefährlich für sie! Er hat ein mildes, ernstes Gesicht, aber es liegt auch ein furchtbar zorniger Blitz in seinem Auge; faule Mönche haben oft Veranlassung zu murmeln: „Saevit ut lupus, er raßt wie ein Wolf; war unter Traum nicht wahr!“ — „Er war fortwährend sorgfältig darauf bedacht, seinen plötzlichen Zorn zu unterdrücken und zu dämpfen“, und es gelang ihm auch. Recht, Samson, damit dieser Zorn in Dir ein edles, fruchtbares, starkes, wohlthätiges Centralfeuer werde und nicht wie ein verderblicher Vulkan lodere und verzehre.

„Erst müssen wir kriechen und allmählig laufen lernen,“ hatte Abt Samson beim Beginne von sich selbst gesagt. In vier Jahren ist er ein tüchtiger Fußgänger geworden, der rüstig einherschreitet und viel vor sich her treibt. In weniger als vier Jahren, sagt Jocelin, waren die Klosterschulden alle bezahlt und die jüdischen Harppen nicht bloß abgefunden, sondern auch mit Sach und Pack über die Bannaleuca (Banlieue, Weichbild) von St. Edmundsbury verbannt, wozu des Königs Majestät auf gemachte Vorstellung ihre Einwilligung gegeben hat. Lebt wohl, lebt wohl und laßt und in keinem Falle wieder bei Euch Hülfe suchen! Mit Bewaffneten werden sie über die Grenze gebracht und unter Androhung schwerer Strafen entlassen, wäh-

rend zugleich die Excommunication gegen Alle ausgesprochen wird, die sich hier unterfangen, sie jemals wieder zu beherbergen. Es wurden bei ihrem Weggange nicht viel Thränen vergossen.

Überall dringt neues Leben ein und steigt wohlthätig empor, sobald der Alp der Schuld einmal hinweggewälzt ist. Samson überrilt sich nicht, aber er steht auch nicht still, um zu rasten. Dieses Finanzgeschäfft ist für ihn ein lebenslanges, und Jocelin's Anekdoten sind voll davon bis zur Ermüdung. Allerdings aber war es auch für Jocelin von höherem Interesse, als fast jedes andere.

Mit lebhafter Genugthuung aber müssen wir auch erwähnen, daß geistiger Unrath in Samson's Kloster eben so wenig gebuldet wird, als materieller. Mit gebührender Strenge wird Willelmus Sacrista und seinen Sauserrien und tacendis bei der ersten Gelegenheit auf sanfte, aber unwiderrufliche Weise ein Ende gemacht. Sogar das Gebäude, wo diese Excesse stattzufinden geistigt, wird von dem Boden von St. Edmundsbury hinweggrast und „an seiner Stelle wachsen Reihen von Bohnen.“ Willelmus selbst zieht sich, seines Amtes als Sacristan und aller übrigen Ämter entsezt, ins Dunkel und in absolutes, bis zu dieser Stunde nicht unterbrochenes Schweigen zurück. Bekam der arme Willelmus nicht vielleicht immer noch auf geheimem Wege dann und wann eine kleine Anfechtung von wein- oder alkoholhaltiger Flüssigkeit, die dem armen Manne sehr gewissermaßen unentbehrlich geworden war? Jocelin sagt nichts davon, und man weiß in der That nicht, was man hoffen soll, aber wenn er etwas bekam, so geschah es schweigend und geheim und mit dem steti gegenwärtigen Gefühl, daß sein Beruf ihm eigentlich die strengste Enthalttsamkeit zur Pflicht mache. Be- trunkene, ausschweifende Mönche sind eine Menschenklasse, welche wohl daran thut, wenn sie Abt Samson nicht in den Weg kommt. „Saevit ut lupus; ist der Traum nicht in Erfüllung gegangen,“ murmelte mancher Mönch. Ja, der Oberjusticiar Ranulf de Glanville ward mißtrauisch gegen ihn, als er diese strenge Verfahrensweise sah, und überwachte ihn genau, erkannte aber allmählig, daß es sich hier um nichts Unrechtes, sondern vielmehr um das Gegentheil vom Unrecht handelte.

Elftes Kapitel.

Das Thun und Treiben des Abts.

Abt Samfon erwies den Mönchen, welche früher seine Freunde und Kameraden gewesen, keine außerordentliche Gunft und beförderte fie nicht zu Aemtern, — nisi essent idonei, wenn fie nicht dazu tüchtig waren! Dies war die Veranlassung zu großer Unzufriedenheit unter denen, welche dazu beigetragen, ihn zum Abt zu machen, und offen und insgeheim warf man ihm vor, er sei „undankbar, hartberzig, ungesellig, ein barrator und palternerius.“ In der That bewies, außer denen, welche idonei oder tüchtige Leute waren, Abt Samfon Niemandem große Gunft. Er liebte seine Mitmenschen und zeigte sich als Freund des armen Theiles derselben; mit dem reichen Theile, der in der vergangenen Zeit nichts von ihm hatte wissen wollen, weigerte er sich entschieden, etwas zu thun zu haben. Aber selbst die ersten beförderte er nicht zu Aemtern, wenn er sie nicht idonei fand. „Einige, welche er für passend erachtete, stellte er in seinem eigenen Haushalte an oder machte sie zu Verwaltern seiner Landgüter. Beitrugen sie sich nicht gut, so entlich er sie ohne Hoffnung auf Wiederanstellung.“ In seinen Beförderungen, ja fast in seinen Wohlthaten lag, so zu sagen, eine gewisse Unparteilichkeit. „Der Beamte, welcher ihm bei seiner Rückkehr aus Italien auf Abt Hugo's Befehl die Fesseln angelegt hatte, erhielt jetzt auf Abt Samfon's Kosten Nahrung und Kleidung bis an das Ende seiner Tage.“

Dabei zeigte er sich stets geneigt, seiner Freunde eingedenk zu sein, wenn es geschehen konnte. Man höre folgende Beispiele:

Einem gewissen Kaplan, der ihn auf der hohen Schule in Paris durch den Verkauf von Weihwasser, quaestu aquas benedictae, unterstützt hatte, verlieh er einen Posten, auf welchem er bebaglich leben konnte.

Als der Sohn eines gewissen Elias, des Mundschenken des alten Abts Hugo, sich einsand, um ihm im Namen der Ländereien seines Vaters die gebührende Huldigung darzubringen, sagte unser Lord Abt zu ihm in voller Versammlung: „Ich habe seit sieben Jahren es aufgeschoben, die Huldigung für das Land anzunehmen, welches Abt Hugo Deinem Vater gab, weil dieses Geschenk zum Schaden von Gindwell und ein zweifelhaftes war. Heute jedoch muß ich mich überwunden bekennen, eingedenk der Güte, welche Dein Vater mir erzeigte, als ich in Panden schwächete, denn er sendete mir

einen Becher von demselben Weine, den sein Herr getrunken, und ermahnte mich, getrost den Muthes zu sein und auf Gott zu vertrauen."

Dem Magister Walter, Sohn des Magisters William de Dice, welcher die Vicarei von Cherington beehrte, antwortete er: „Dein Vater war Meister der Schulen, und als ich noch ein armer clericus war, verflattete er mir frei und unentgeltlich den Zutritt in seine Schule und Gelegenheit zum Lernen, weshalb ich jetzt um Gottes willen Dir gewähre, was Du begehrt.“

Zuletzt höre man noch ein Beispiel, welches zugleich für jene längst entschwundenen Zeiten sehr charakteristisch ist:

Als zwei Mithes von Nisby, William und Norrman, von dem Gerichtshofe zu der für damalige Zeit sehr bedeutenden Geldstrafe von zwanzig Schilling verurtheilt worden waren und nun der Gnade des Abtes, in misericordiam ejus, anheim gegeben wurden, redete er sie sofort öffentlich folgendermaßen an: „Als ich noch Klostermönch war, ward ich einmal in Angelegenheiten unserer Kirche nach Durham geschickt, und als ich auf dem Rückwege war, überraschte mich die dunkle Nacht in Nisby und ich mußte um ein Obdach bitten. Ich ging zu Dominus Norrman, und er wies mich schüchtern ab. Hierauf ging ich zu Dominus William, bat ihn um seine Gastfreundschaft und ward von ihm ehrenvoll aufgenommen. Aus diesem Grunde verlange ich, daß Dominus Norrman die zwanzig Schillinge unweigerlich bezahle, während ich dagegen dem Dominus William die genannte Summe mit Dank und vollständig erlasse.“

Die Menschen wissen nicht immer, wenn sie ein Obdach verweigern, und haben zuweilen, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.

Es ist klar, Abt Samson besaß Talent. Er hatte besser urtheilen gelernt als Juristen und verstand sich auf die Bewirthschaftung der Güter besser als gelehrte Voigte. Sein Talent war unleugbar, man mochte ihn beirathen, von welcher Seite man wollte.

„Ein bereiteter Mann war er,“ sagt Jocelin, „sowohl in französischer als in lateinischer Sprache, aber mehr bedacht auf den Inhalt und die Methode dessen, was zu sagen war, als auf die zierliche Art und Weise des Ausdrucks. Englische Manuscripte las er sehr geläufig, elegantissime. Auch pflegte er zu dem Volke in englischer Sprache zu predigen, obgleich in Gemäßheit des Dialects von Norfolk, wo er erzogen worden, weshalb er auch in unserer Kirche eine Kanzel errichten ließ, sowohl zur Zierde als auch zum Nutzen für seine Zuhörer.“

Hier predigte er nach dem Dialekt von Norfolk, ein Mann, den es sich wohl der Mühe verlohnte zu hören.

Daß er ein gerechter, in seinem Herzen klarer Mann war, dies wird als die Paßß jedes ächten Talentes vorausgesetzt. Wie kann ein Mensch, wenn er nicht vor allen Dingen einen klaren Blick in seinem Herzen hat, einen klaren Blick im Kopfe haben? Es ist unmöglich! Abi Samson war einer der gerechtesten Richter, untersuchte den Fall aufs Gründlichste und entschied dann rasch ohne Gunst oder Feinds.

Aus diesem Grunde hatte ihn auch der Dominus Rex, der solche Männer suchte wie verborgene Schätze und durch sie Ordnung in sein verworrenes Reich zu bringen suchte, zu einem der neuen reisenden Richter gemacht, so wie wir sie noch bis auf den heutigen Tag haben.

„Verwünscht wäre der Gerichtshof dieses Abtes!“ hörte man einen Kläger ausrufen, „maledicta sit curia istius Abbatis: weiter mit Gold noch mit Silber ist hier etwas durchzuweisen!“

Beredtsamkeit in drei Sprachen ist gut, aber sie ist nicht das Beste. Uns ist, wie wir schon angedeutet haben, die Beredsamkeit des Abtes weniger bewundernswürdig, als seine Nichtberedsamkeit, sein großes unerschöpfbares Talent des Schweigens.

„Deus, deus,“ sagte der Lord Abt einmal zu mir, als er hörte, daß das Kloster über eine seiner Verfügungen murre, „ich werde oft an jenen Traum erinnert, den sie von mir hatten, daß ich nämlich unter ihnen rasen würde wie ein Wolf. Mehr als alles andere fürchte ich, daß sie mich noch dazu treiben werden. Wie viel übersehe ich, in meinem Herzen rasend und schauernd, ohne mir etwas davon merken zu lassen!“

Zu andern Zeiten rühmte er sich gegen mich: „Dies oder das habe ich gesehen, dies oder das habe ich gehört und dennoch geduldig hingenommen.“ Dabei hatte er auch eine Gewohnheit, welche ich niemals an irgend einem andern Menschen bemerkt, nämlich die, daß er vielen Personen geneigt war, denen er doch niemals oder doch nur selten einen Beweis davon gab. Einmal, als ich mir herausnahm, ihm hierüber Vorstellungen zu machen, erinnerte er mich an Salomo: „Ich habe viele Söhne und es taugt daher nicht, daß ich sie anlächle.“ Er duldete Fehler und Schanden von seinen Dienern und wußte, was er duldete, und sprach nicht davon. Ich glaube aber, der Grund hiervon war, daß er die passende Zeit abwartete, um dar-

über zu sprechen und der Sache auf eine kluge Weise abzuwehren. Er schärfte öffentlich im Kapitel und allen ein, daß er von Habscherey und Angeberey durchaus nichts wissen wolle. „Wäge Keiner,“ sagte er, „zu mir kommen und heimlich einen Andern anklagen, wenn er sich nicht öffentlich zu der Anklage bekennen will. Kommt er auf andere Weise, so werde ich seinen Namen öffentlich nennen. Auch wünsche ich, daß jeder Mönch freien Zutritt zu mir habe, um mir sein Anliegen vorzutragen.“

Die Arten von Menschen, welche Abt Samson am wenigsten liebte, waren die drei: „Mendaces, ebriosi, verbosi, Lügner, Trunkenbolde und Wortmacher.“ Eben so hegte er auch gerechtes Mißtrauen gegen „Leute, welche die Gewohnheit haben, beim Essen oder Trinken zu murren, besonders gegen Mönche von dieser Art.“ Wir bemerken gleich von Anfang an seinen strengen Befehl an seine Diener, auf richtige Ausübung der Gastfreundschaft zu sehen und sich vor allen Dingen zu hüten, daß es mit dem Essen und Trinken zu farg zugehe. „Man vermeide alle niedrige Knauferei, in novitate mea, im Anfange meiner Regierung;“ und bis zuletzt hält er einen gebührenden Reichthum des Tisches und der Bewirthung für Andere aufrecht, während er selbst gegen alle dergleichen Dinge im höchsten Grade gleichgültig ist.

„Süße Milch, Honig und andere von Natur süße Lebensmittel genoß er vorzugsweise gern, aber dabei besaß er,“ sagt Jocelin, „die Tugend, daß er niemals die Schüssel (serculum), die man ihm vorsetzte, wechselte, mochte es sein, was es wollte. Einmal, als ich noch als Novize die Tafel in dem Refectorium bediente, fiel es mir (Schalk, der ich war!) ein, zu versuchen, ob dies wahr wäre, und ich setzte ihm daher ein serculum vor, welches jedem Andern mißfallen hätte, denn das Geschirr war ganz schwarz und zerbrochen. Er aber, obgleich er es bemerkte, that, als sähe er es nicht, und als kurz darauf eine kleine Pause entstand, rührte mich mein Gewissen, daß ich so etwas gethan. Indem ich daher den Teller (discus) rasch wieder wegnahm, vertraute ich sowohl diesen als seinen Inhalt mit einem bessern. Der Abt aber ward darüber zornig und gab mir einen Verweis deswegen,“ — der floische Klostermann!

Während der ersten sieben Jahre hatte er gewöhnlich vier Arten von Gerichten auf seinem Tische; später bloß drei, ausgenommen wenn es Geschenke waren, oder Wiltpret aus seinen eigenen Parks oder Fische aus seinen Teichen. Und wenn er zu irgend einer Zeit Gäste hatte, die auf den

Wunsch irgend einer vornehmen Person oder eines Freundes in seinem Hause wohnen, oder wenn er öffentliche Voten oder Harfner (citharaedos) oder dergleichen zu bewirthen hatte, so benutzte er die erste Gelegenheit, sich auf eine andere seiner Besitzungen zu begeben und sich auf diese Weise solcher überflüssigen Leute zu entledigen,“ — woran er nach meiner Meinung sehr klug that.

Was seine Parks betraf, so hatte er deren mehrere mit Wildpret besetzen lassen und hielt einen besondern Jäger und eine Anzahl Hunde. Wenn nun ein vornehmer Gast da war, so pflegte sich unser Lord Abt mit seinen Mönchen in eine Oeffnung des Waldes zu setzen und der Jagd zuzusehen, ohne jedoch selbst thätigen Antheil daran zu nehmen.

„In eine Oeffnung des Waldes,“ — denn das Land war zu jener Zeit noch von dunklen Wäldern bedeckt und Schottland selbst rauschte zottig und laubreich wie ein feuchter, schwarzer, amerikanischer Urwald, mit geklärten Plätzen und Stellen hier und da. Man hat verschiedene abgeschmackte Hypothesen über das unmerkliche, aber fast gänzliche Verschwinden dieser Wälder aufgestellt, deren dichte Trümmer jetzt als Torf, zuweilen mit ungeheuren Eichenstümpfen darin, auf so mancher Höhe und in so manchem Thale liegen. Der einfachste Grund ist ohne Zweifel, daß die Ausbreitung der Landwirtschaft eine Vermehrung des Zuchviehs und folglich auch eine Vermehrung des Hungers nach grünem Frühlingesfutter herbeiführte. Auf diese Weise wurden die neuen Schößlinge alljährlich im April abgefressen und die alten Bäume, die bloß eine gewisse Lebensdauer besitzen, starben allmählig ab, ohne daß Jemand darauf achtete, und verwandelten sich in Torf oder Braunkohle.

Eine beklagenswerthe Verwüstung schönen Holzes und Schattens! Ja, — aber eine sehr gewöhnliche; der Lauf der meisten Dinge in dieser Welt. Das Mönchtum selbst, einst so reich und fruchtbar, ist jetzt zu Torf zusammengefault, liegt glatt und begraben und ein sehr schwaches Sumpfgras des Dilettantismus ist die ganze Ernte, die wir davon haben! Auch dies war eine furchtbare Vergeudung, vielleicht eine der beklagenswerthesten, die unser England jemals gesehen. Warum zerstören die Menschen stätliche Wälder, selbst wenn dieselben zum Theil ein Uebelstand sind, auf so rücksichtslose Weise, indem sie vierfüßige Thiere und Heinrichs der Achte hineinlassen! Der fünfte Theil unseres englischen Bodens war damals „geistigen Zwecken“ gewidmet und feierlich vorbehalten, geistiges Wachsthum und Kultur der

Seele durch die damals bekannten Methoden zu nähren, und jetzt nährt er wie die übrigen vier Hünfel — was denn? Lieber Schäfer, sag' mir's doch!

Zwölftes Kapitel.

Des Abtes Müheligkeiten.

Die Müheligkeiten des Abtes Samson, während er diesen enthaltenen, strengen Weg wandelte, waren mehr als die menschliche Zunge erzählen kann. So wie die Abmitra auf sein Haupt gesetzt war, kannte er keine Ruhe mehr. Doppelte, doppelte Arbeit und Mühe, dies ist das Leben aller Regenten, welche wirklich regieren; nicht die Beute des Sieges, sondern nur die ruhmreiche Arbeit der Schlacht kann ihr Theil sein. Abt Samson fand alle Menschen mehr oder weniger hartköpfig, unvernünftig, zur Unordnung geneigt und fortwährend drohend, sich zuletzt als ganz unlenksam zu erweisen.

Seine faulen Mönche machten ihm die meiste Mühe. „Mein Herz kennt keine Ruhe,“ sagte er, „cor meum cruciatum est, so lange wir nicht aus unsern Schulden heraus sind.“ Dein Herz allerdings, aber unseres durchaus nicht! Durch keine ersinnbare Methode, auch nicht durch drei oder vier, die er erfannt, konnte Abt Samson diese seine Mönche bewegen, ihre Rechnungen in Ordnung zu erhalten. Er mochte thun, was er wollte, so wußte der Cellerarius am Ende eines Termins weder aus noch ein und drängte wieder zum Schuldenmachen und zu den Juden hin. Der Vord Abt erklärte endlich in strengem Tone, daß er auch unsere Rechnungen selbst führen, daß er einen Beamten ernennen werde, der Aufsicht über das Rechnungswesen des Cellerarius führe. Es erhebt sich ein Murren unter und. Hat man wohl jemals so etwas gehört? Unser Cellerarius soll eine Null werden? Sogar die Leute in der Stadt wissen es — *subsannatio et derisio sumus*, wir sind zum Geispöit vor den Leuten geworden. Dieser norfolksche *barrator* und *paltenerius*!

Und nun bedenke man, wenn der Abt in dem bloßen ökonomischen Departement auf solche Schwierigkeiten stieß, wie weit mehr mußte dies in

7

complicirteren und geistigen der Fall sein. Er zeigt ein strenges, ruhiges Gesicht, aber oft in seinem innersten Herzen fremdens und freudens, rasend und zähneknirschend. Trotzdem aber lebt in ihm eine edle Ausdauer, eine Kraft gezähmter Wuth, die geeignet ist, Vieles zu zähmen, und am Ende weiß er doch seinen Zweck zu erreichen.

Mittlerweile kann es nicht ausbleiben, daß die Mönche murren; dieses Murren wird immer gewaltiger und der Groll immer erbitterter. Einmal brechen sie auf eine geringfügige Ursache hin — denn es ist stets nur ein Tropfen, welcher den Becher überfließen macht — in offene Meuterei aus. Der Kellermeister will nicht gehorchen; er will lieber bei Wasser und Brod im Gefängniß sitzen, als gehorchen. Hierauf stellen die Mönche die Arbeit ein und weigern sich, die bestimmten Horen abzusingen — wenigstens weigern sich der jüngere Theil mit lautem Geschrei und Aufruhr. Abt Samion hat sich in eine andre Residenz zurückgezogen und handelt bloß durch Boten. In ganz St. Edmundsbury verbreitet sich das entsetzliche Gerücht, daß der Abt in Gefahr schwebt, von seinen Mönchen mit ihren Messern ermordet zu werden! Wie willst Du diesen Aufruhr beizuwichtigen, Abt Samion? Kehre zurück, denn das Kloster scheint nahe daran, in hellen Flammen auszulodern!

Abt Samion kehrt zurück, sitzt in seinem Thalamus oder inneren Gemach und schleudert einige Bannflüche. Siehe, schon sitzt ein ungehorhamer Mönch excommunicirt und gefesselt im Gefängniß, und bald folgen ihm noch drei andere nach, welche der Abt ebenfalls einsperren läßt, um den übrigen Furcht einzujagen. Mögen die andern sich ja besinnen, mit wem sie zu thun haben. Sie besinnen sich und Furcht bemächtigt sich ihrer.

„Am nächsten Morgen früh beischließen wir uns durch Wort und Gebärde vor dem Abt zu demüthigen, um seinen Zorn zu besänftigen. Und so geschah es. Er antwortete mit großer Bescheidenheit, behauptete aber, gerecht gehandelt zu haben, und legte die Schuld uns zur Last. Als er aber sah, daß wir besetzt waren, ward auch er besetzt und in Thränen ausbrechend, persusus lachrymis, schwur er, es habe ihn noch niemals etwas so viel Kummer bereitet wie dies, erstens um seinerwillen und zweitens und hauptsächlich wegen des überall verbreiteten Gerüchts, daß die Mönche von St. Edmund ihren Abt umbringen wollten. Und als er erzählt hatte, daß er mit Heiß fortgegangen sei, um seinen Zorn abkühlen zu lassen, wobei er das Wort des Philosophen wiederholte: Ich würde mich an Dir gerächt haben, wenn

ich nicht zornig gewesen wäre, stand er weinend auf und umarmte uns alle mit dem Kuß des Friedens. Er weinte, wir alle weinten.*

Welch eine Scene! Betragt Euch besser, Ihr störrigen Mönche und dankt dem Himmel für einen solchen Abt oder wisset wenigstens, daß Ihr ihm gehorchen müßt und werdet.

Auf diese Weise behelligt, unter unaufhörlichen Mühen und Beschwerden, hatte Abt Samson ein saures Leben und sein Haar und Bart ward täglich grauer. Jene Juden hatten ihn in den ersten vier Jahren „sichtbar abgemagert“; Zeit, Juden und Regierungssorgen lassen den Bart frühzeitig ergrauen! „In zwölf Jahren,“ sagt Jocelin, „war unser Lord Abt ganz weiß geworden wie Schnee, totus efficitur albus sicut nix.“ Oben weiß wie das Granitzgebirg — aber seine hellen Augen bliden noch streng und klar in Kummer und Mitleid, das Herz in ihm ist noch unbefleckt.

Ja, zuweilen zeigt sich sogar ein Schimmer von Heiterkeit; selbst einem Negenten ist dann und wann eine kleine Erholung vergönnt. „Einmal,“ erzählt Jocelin, „als ich mit dem Abt auf der Rückreise von London durch den Wald kam, fragte ich ein altes Weib, welchem wir begegneten, wem dieser Wald und zu welchem Gute er gehöre, wer der Herr und wer der Pächter sei. Ich wußte dies natürlich alles ebenso wie mein Lord Abt im Voraus, aber das alte Weib antwortete, der Wald gehöre dem neuen Abt von St. Edmunds und zu der Herrschaft Harlow und der Pächter sei ein gewisser Arnald. Ich fragte weiter, wie dieser sich gegen die Unterthanen der Herrschaft benähme?

„Sie antwortete: Früher war er ein eingefleischter Teufel, daemon vivus, ein Feind Gottes und Bauernschinder; jetzt aber fürchtet er den neuen Abt, denn er kennt ihn als einen weisen und scharfen Mann und behandelt daher das Volk vernünftig, tractat homines pacifice.“ Worauf der Lord Abt factus est hilaris, triumphirend vor sich hin lacht und beschließt, diese Herrschaft Harlow noch eine Weile ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Ein braver Mann, welcher wacker kämpft, erfreut sich dann und wann eines kleinen Triumphes, der ihm wieder Muth macht.

Ueb-rall bemühen wir uns wenigstens dem Gegner die Spitze zu bieten und versetzen mit rascher Kraft oder langsamer schlauer List diesen oder jenen Solöcismus, so daß dann ein Solöcismus weniger in Gottes Schöpfung vorhanden ist, und dringen so ohne zu erschaffen oder nachzulassen mit unserm Kampfe immer weiter vor. Die fünfzig Milites oder Mi-

ter zum Beispiel waren ungerecht und habgierig und betrogen und am In-
stillationsstage um zehn Rittergebühren, aber sie wissen nun, ob ihnen dies
etwas genügt hat, und ich, Jocelin, weiß es auch; unser Lord Abt mußte es
sich für den Augenblick gefallen lassen und sagte nichts, aber er wartete seine
Zeit ab.

Man sehe auch, wie Mylord Clare, der mit Baronen und großem Ap-
parat in dem Gerichtshof zu Witbam erschien, um eine ihm nicht gebüh-
rende Schuld in Anspruch zu nehmen, seinen Mann an ihm findet. Jocelin
soll selbst erzählen:

„Der Carl, umringt (constipatus) von vielen Baronen und Bewaff-
neten, während Carl Albaric und Andere neben ihm standen, sagte, seine
Voigte hätten ihm mitgetheilt, sie hätten zeitber von dem Hundert von
Nisibridge und den Voigten desselben alljährlich eine Summe von fünf
Schilling erhalten, welche Summe jetzt ungerechterweise verweigert werde,
und er führte ferner an, daß seine Vorgänger bei der Eroberung mit
den Ländereien Alfrie's, Wisgar's Sohn, welcher Herr dieses Hundert
sei, belehnt worden wären, wie Jedermann in dem großen Lehnbusche
lesen könne.“

Der Abt dachte einen Augenblick lang nach, ohne sich von seinem
Platze zu rühren, und antwortete:

„Eine wunderfame Differenz, Mylord Carl, die Du da erwähnst.
König Edward schenkte dem heiligen Edmund dieses ganze Hundert und
bestätigte es mit seinem Freibriefe, auch wird darin nichts von diesen fünf
Schillingen erwähnt. Es wird Dir geziemen zu sagen, für welchen Dienst
oder aus welchem Grunde Du diese fünf Schillinge verlangst.“

Hierauf berieth sich der Carl mit seinen Begleitern und antwortete,
er habe in Kriegzeiten das Banner des heiligen Edmund getragen und für
diese Pflicht gebühret ihm die fünf Schillinge.

Hierauf entgegnete der Abt:

„In der That, es scheint mir unruhmslich, wenn ein so vornehmer
Mann wie der Carl von Clare für einen solchen Dienst eine so kleine Ver-
gütung erhält. Für den Abt von St. Edmund ist es keine unerträgliche
Last, fünf Schilling zu bezahlen. Nun aber behauptet Roger Carl Vizot,
er besseide das Amt eines Bannerträgers des heiligen Edmund, und er trug
dieses Banner auch wirklich, als der Carl von Leicester und seine Flamländer
bei Hornham geschlagen wurden. Berner sagt Thomas Gwentham, dieses

Recht gebühre ihm. Wenn Ihr mit einander ausgemacht habt, daß dieses Recht Dein ist, dann komme und beanpruche die fünf Schilling und ich werde sie Dir sofort bezahlen.“

Hierauf sagte der Carl, er wolle mit Carl Roger, seinem Verwandten, sprechen und somit die Sache „cepit dilationem,“ und liegt noch unentschieden bis auf den heutigen Tag.

Auf dieses oder ähnliche künftige Weise antwortet Abt Samson, wenn er das Recht auf seiner Seite hat, unzähligen Personen, päpstlichen Legaten, Biscounts, Erzbischöfen von Canterbury, Kellermeistern, Trödnern und bringt auf diese Weise so manchen Solöciömus in Wegfall.

Im Ganzen jedoch ist und bleibt es eine saure Arbeit.

„Einmal,“ erzählt Jocelin, „während ich Kaplan war, wagte ich zu ihm zu sagen: Domine, ich hörte Dich heute Nacht nach der Metten wachend und tief seufzend, valde suspirantem, ganz gegen Deine Gewohnheit. — Er antwortete: Das ist kein Wunder. Du, John Jocelin, nimmst Theil an meinen Genüssen, an Speise und Trank, an Reiten und Vergleichen, aber Du denkst wenig an die Bewirthschaftung und Züchtung des Hauses, an die verschiedenen und schwierigen Geschäfte meines Seelsorgeramts, welche mich beunruhigen und mir Scufzer auspressen. Hierauf hob ich meine Hände gen Himmel und rief: Vor dieser Unruhe behüte mich der allmächtige barmherzige Gott! — Ich habe den Abt sagen hören, wenn er wieder werden könnte, was er war, ehe er Mönch ward, und fünf oder sechs Mark jährlich Einkommen hätte, wovon er sich in den Schulen ernähren könnte, so sollte es ihm nicht wieder einfallen, Mönch oder Abt zu werden. Ein andermal sagte er mit einem Gite, wenn er gewußt hätte, was für eine Aufgabe es sei, die Abtei zu regieren, so wäre er lieber Almosenier oder Nichtunabführer geworden, als Abt und Herr. Quis talia crederet,“ schließt Jocelin, „wer möchte so etwas glauben?“

Fünf bis sechs Mark und ein der Literatur gewidmetes Leben, besonders der ruhigen Literatur ohne Honorar oder Weltberühmtheit von literarischen Zeitungen, — ja, Du wackerer Abt Samson, für Dich wäre es besser, bequemer, vielleicht auch edler gewesen. Für Deine ungehorhamen Mönche aber, für Deine ungerechten bakgerigen Carls, für die von menschlichen und anderen Solöciömen wimmelnde Herrschaft St. Edmund wäre es nicht so gut gewesen. Ja, auch hätte Deine Literatur, wäre sie auch noch so ruhig gewesen, niemals leicht und bequem sein können. Die Literatur ist,

wenn sie edel ist, nicht leicht, sondern bloß wenn sie unedel ist. Auch die Literatur ist ein Krieg und ein Kampf auf Leben und Tod mit der ganzen Welt der Finsterniß, die in und außer uns liegt — zuweilen ein sehr harter Kampf, selbst wenn die fünf bis sechs Mark sicher sind. Kämpfe und ringe daher, wo Du einmal stehst, freudig bis ans Ende und murre nicht!

Dreizehntes Kapitel.

Im Parlament.

Von Abt Samson's öffentlicher Thätigkeit sagen wir wenig, obgleich auch diese groß war. Er hatte als wandernder Richter Recht zu sprechen, schwierige und wichtige Fälle zu entscheiden, seine Milites auszurüsten und sie in Kriegszeiten gebührend dem König zu stellen und mit einem Worte in jeder Hinsicht bedacht zu sein, daß das gemeine Wohl in seinem Bereiche keinen Schaden leide.

Einmal in der verworrenen Zeit von Ohneland's Usurpation, während Löwenherz abwesend war, setzte unser wackerer Abt selbst den Helm auf, nachdem er vorher Alle excommunicirt, welche Ohneland begünstigen würden, und führte seine Leute in eigener Person zur Belagerung von Windleshora, was wir jetzt Windsor nennen, wo Ohneland sich verschanzt hatte. Hier war der Mittelpunkt unendlicher Verwirrung und eine Reformbill eben so wie jetzt höchlich von Nöthen. Hier schlug Abt Samson die Schlacht der Reform, — hoffentlich mit anderer Munition als „ungeheurem Beifall“ und dergleichen! Deswegen ward er der „hochberzigte Abt“ genannt.

Eben so verfiel er auch gebührend seinen Pflichten im Parlament der arduis regni, besonders im arduissimo als „die Nachricht nach London kam, daß König Richard in Deutschland gefangen sei“. Während hier alle Barone beisammen saßen und viele nicht wußten, was sie sagen sollten, trat der Abt auf, prosiliit coram omnibus, und sagte, er sei bereit zu gehen und seinen Herrn den König zu suchen, entweder heimlich, in tapinagio, oder auf irgend eine andere Weise, bis er ihn fände oder gewisse Nachricht über ihn verlangte.“ „Durch dieses Wort,“ sagt Jocelin, „erlangte er großs Lob.“

Durch dieses Wort, aber auch durch diese That, denn der Abt reiste

wirklich „mit reichen Geschenken zu dem König in Deutschland,“ nachdem der Usurpator Ohneland vorher von Windsor vertrieben worden und der Frieden einigermaßen hergestellt war.

In Bezug auf diese „reichen Geschenke“ haben wir jedoch noch etwas zu bemerken. In ganz England gab es, wie die Gesamtweisheit meinte, vielleicht nicht Kostbarkeiten genug, um König Richard auszulösen, und gewisse Lords der Schatzkammer, Justiciarii ad Scaccarium, erwähnten, daß der mit einer dicken Goldschicht bedeckte Schrein des heiligen Edmund noch unberührt sei. Konnte er in dieser Bedrängniß nicht wenigstens zum Theil abgeschält werden, natürlich unter der Bedingung, daß der Schaden wieder gutgemacht würde, sobald die Zeiten sich besserten. Der Abt aber antwortete, so erigeus, indem er sich aufrichtete: „Ich erkläre hiermit, daß ich dieses auf keinen Fall thun werde; auch giebt es hier Niemanden, der mich zwingen könnte, darein zu willigen. Ich will die Thüren der Kirche öffnen und möge hineinkommen, wer es wagt!“

Nachdrückliche Worte, welche um den Wollfack herum eine bedeutende Senfation hervorriefen. Denn die Justiciarii ad Scaccarium antworteten einer nach dem andern: Ich für meine Person mag nicht hingehen! Es ist bekannt, wie furchtbar der heilige Edmund selbst die Entfernten und Abwesenden gestraft hat, die ihn einmal beleidigten. Wie viel mehr würde er es an Denen thun, welche ihm zu nahe kommen und ihm mit gewaltthätiger Hand seinen goldenen Rock ausziehen wollen!

So sagte man und der Schrein blieb unangetastet, denn selbst Herren der Schatzkammer haben zu allen Zeiten ihre unüberschreitbaren Grenzen, sei es nun in Folge der Macht der öffentlichen Meinung oder irgend etwas Anderen, und in jenen Tagen überschattete eine himmlische Scheu alles irdische Thun und Treiben, wie das auch jetzt noch der Fall sein soll und muß.

Vierzehntes Kapitel.

Heinrich von Gisez.

Hatte man von der furchtbaren Rache des heiligen Edmund nicht das merkwürdigste Beispiel noch vor Augen? Wer nach dem Kloster Reading ging, fand dort, jetzt zu einem traurigen büßenden Mönch gehören, den

einst so stolzen Heinrich Grafen von Essex und erkannte, wie furchtbar, aber dennoch barmherzig der heilige Edmund straft!

Diese Erzählung ist als ein Document der damaligen Zeit zu bedenkend, als daß wir sie hier auslassen dürften. Unser Lord Abt hörte, als er einmal in Reading einen Besuch abstattete, die nähern Umstände aus Heinrich's eigenem Munde und beauftragte hierauf einen seiner Mönche, die Geschichte niederzuschreiben, wie demgemäß der Mönch in ehrgeizigem rhetorischem Latein auch that und sein Opus als Episode unter Jocelin's geschwäpige Blätter einschaltete. Man lese sie hier, mit antiken und doch modernen Augen.

Heinrich Graf von Essex, Bannerträger Englands, bejaß hohe Würden und Einkünfte und einen stolzen Sinn, jedoch mit verschiedenen Makeln oder vielmehr mit einem vielverzweigten Makel und Sprung, der sich durch das ganze Gewebe binzog. Behandelte er nicht zum Beispiel Gilbert auf die empörendste Weise? Er warf Gilbert in das Gefängniß, belastete ihn mit Ketten und quälte ihn langsam zu Tode. Und Gilbert's Verbrechen war, wie man allgemein wußte, bloß das des unschuldigen Joseph, denn Lady Essex war eine Frau Votiphar und hatte den armen Gilbert auf ungerechte Weise beschuldigt!

Wir könnten auch noch auf andere Sprünge und Verzweigungen dieses weitverbreiteten Makels in dem Gemüth des Bannerträgers aufmerksam machen, doch ist der Hauptstamm und die Wurzel von allem nur zu sichtbar darin, daß er keine rechte Ehrfurcht vor dem Himmlischen im Menschen befaß, — daß er, weit entfernt, dem heiligen Edmund gebührende Ehrfurcht zu erweisen, ihm nicht einmal gewöhnliche Gerechtigkeit erwies.

Während Andere in den östlichen Grafschaften den Ruheplatz des heiligen Edmund, der ein Zufluchtsort für viele Dinge geworden, mit reichen Gaben beschenkten und schmückten, betrog ihn dieser Graf von Essex durch Gewalt oder Rechtsverdrrehung alljährlich um fünf Schilling und verwentete die genannte Summe in seinen eigenen verwerflichen Nutzen!

Ja, in einem andern Rechtsstreite behauptet der ungerechte Bannerträger, daß der Fall gar nicht vor St. Edmund's Gerichtshof, sondern vor den seinen in Rayland Hundred gehöre, „wodurch er und zu reisen nöthigte, in unzählige Kosten verwickelte und die Diener des heiligen Edmund lange Zeit benutzte.“

Mit einem Worte, er besaß keine Ehrfurcht vor dem Himmlischen, die-

ser Bannerträger; er achtet bloß das Irdische, das Geldgemünzte, und sein ganzes Gewerbe besteht einen höchst krankhaften, beklagenswerthen Makel. Es kann zu nichts Gutem kommen.

DemgemäÙ dauert es auch nicht lange, so offenbart sich derselbe Makel auf eine andere Weise. Im Jahre 1157 ging er, um König Heinrich, unsern geeigneten Monarchen (den wir später in Waltham sahen), in seinem Kriege mit den Wallisern mit seinem Banner zu begleiten. Es ist dies ein ziemlich unheilvoller Krieg, in welchem, während König Heinrich und sein Heer sich zurückziehen suchen und entlose Völken erbitterter Walliser sie von allen Seiten bedrängten und wir jetzt zu dem schwierigen Pässe von Coleshill und damit gleichsam an den Rand der Vernichtung gekommen waren, — Heinrich Graf von Essex — ohne Zweifel von seinem innern Makel oder „bösen Genius“, wie Einige es nennen, geblendet — plötzlich schreit, König Heinrich sei getödtet und Alles verloren. Mit diesen Worten wirft er sein Banner weg, möge daraus werden, was da wolle.

Und allerdings, es wäre auch wirklich Alles verloren gewesen, wenn alle Streiter gewesen wären wie er, wenn nicht tapfere Männer mit bligenden Schwertern und Piken herbeigegeist wären und versichert hätten, daß noch nichts verloren sei, daß Alles wiedergewonnen werden müsse.

Auf diese Weise bewirkten König Heinrich und sein Heer ihren Rückzug aus dem Pässe von Coleshill und dem Walliser Kriege. Dabeim wieder angelangt, erhebt sich Carl Robert de Montfort, ein Verwandter dieses Bannerträgers, in Gegenwart des Königs, um öffentlich zu erklären, daß ein solcher Mann unwürdig sei, ein englisches Banner zu tragen, denn er sei in der That entweder ein besonderer Verräther oder etwas fast noch Schlimmeres, nämlich ein *Trisling*, und *allgemeiner Verräther*.

Der König bestimmt demzufolge, daß ein feierlicher Zweikampf oder ein sogenanntes Gottesgericht statfinde und zwar „auf einer gewissen Insel des Themsestroms bei Reading, apud Readingas, nicht weit von der dortigen Abtei.“ Könige, Pairs und eine unacheure Masse Menschen haben sich auf Gerüsten und Höhen versammelt, um zu sehen, welchen Ausgang die Sache nehmen wird.

Die Sache nimmt einen schlechten Ausgang, wie wir mit den eigenen Worten unseres Königs hier treulich mittheilen.

„Und es geschah, daß während Robert de Montfort mit harten und häufigen Streichen männlich auf ihn loskonnerte (*viriliter intonasset*) und

ein tapferer Anführer die Frucht des Sieges versprach, Heinrich von Esser schon etwas zurückweichend sich nach allen Seiten umblckte. Und siehe, an dem Rande des Horizonts, an der Grenze des Flusses und des Landes erblickte er den ruhmreichen König und Martyrer in glänzender Rüstung und wie in der Luft schwebend, der mit strenger Miene auf ihn schaute und eine zornige Geberde machend mit dem Kopfe nickte. Zur Rechten des heiligen Edmund stand ein zweiter Ritter, Gilbert de Cereville, dessen Rüstung nicht so glänzend, dessen Gestalt weniger riesig war und der nachsichtige Blick auf ihn warf. Als Heinrich von Esser dies mit seinen eigenen Augen sah, bedachte er, daß alte Verbrechen neue Schande bringen. Und nun gänzlich verzweifeln und Vorsicht mit Heftigkeit vertauschend ging er von geschickter Verteidigung zu blindem Angriff über. Seine grimmigen Hiebe aber wurden durch noch grimmigere erwidert und es dauerte nicht lange, so sank er besiegt nieder und man glaubte, er sei erschlagen. Als er so für tot dalag, hatten seine Verwandten, Magnaten von England, den König, daß den Mönchen von Reading erlaubt werde, ihn zu begraben. Er war aber, wie sich ergab, nicht tot, sondern ward im Kloster wieder hergestellt. Nach wieder erlangter Gesundheit nahm er das Mönchsgewand an und bemühte sich, den Flecken seines frühern Lebens abzuwaschen, die lange Woche seiner schmachvollen Geschichte wenigstens durch einen läuternden Sabbath zu reinigen und von der Uebung der Tugend Früchte der ewigen Glückseligkeit zu ernten.²⁰

So drängt das Gewissen des Menschen sich durch alle Kenntniß, Phantasie, Fähigkeit oder natürliche Anlage, die er in sich trägt, und malt wie Licht durch gefärbtes Glas seltsame Bilder an „den Rand des Horizontes“ und anderwärts. In der That, dieses selbe Bewußtsein des unendlichen Wesens der Pflicht ist für uns der Centralpunkt von Allem, gleichsam ein Strahl der Ewigkeit in der dunklen vielfarbigen Zeit. Das gefärbte Glas verändert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert und wird in gewissen Jahrhunderten, das Jagdrecht bewahrenden Jahrhunderten so furchtbar dunkel! Nicht ein Himmel mit Cherubim umgiebt Euch dann, sondern eine Art leere, bleifarbene Hölle. Eines Tages wird es wieder aufhören dunkel zu sein, dieses gefärbte Glas. Ja, kann es nicht vielleicht mit einem Male durchsichtig und farblos werden? So daß es uns keine Bilder mehr malt, sondern nur den ewigen Ahr selbst schauen läßt? Das wird eine wirklich glorreiche Vollendung sein!

Der heilige Edmund drohet am Rande des Horizonts in glänzender Rüstung dem Uebelthäter in der Stunde seiner äußersten Verdrängniß. Es ist schön, es ist groß und wahr. So alt und doch so neu, noch wahr für einen Jeden von uns, eben so wie für Heinrich, den Grafen und Mönch! Es ist ein Blick in die Tiefe der menschlichen Bestimmung, welche in allen Zeiten und Jahrhunderten dieselbe ist. Ja, Heinrich, mein Bruder, hier in Deiner äußersten Verdrängniß ist Deine Seele gelähmt und siehe, Du kannst nicht einmal mehr sechten! Denn Gerechtigkeit und Ehrfurcht sind das ewige Centralgeiz dieses Weltalls und diese zu vergessen und das ganze Weltall gegen sich, Gott und das eigene Ich zu Feinden und nur den Teufel und die Trachen der Hölle zu Freunden zu haben — ist dies nicht eine „Lähmung“ wie es nur wenige giebt? Daß ein glänzender, gerüsteter, heiliger Edmund drohend an Deinem Horizonte schwebt oder daß er jetzt nicht daran schwebt, — dies ändert die ewige Thatsache nicht im mindesten. Ich sage, Deine Seele ist gelähmt und der Gott und alles Göttliche darin verdunkelt; sie neigt sich dem verderblichen ewigen Tode zu, magst Du es nun wissen oder nicht. Ja, hättest Du es niemals gewußt, so wäre dies sicherlich das Schlimmste von Allem gewesen!

So rettet durch die himmlische Gabe, welche alle irdischen Dinge überschattet, Abt Samson den Schrein des heiligen Edmund und unzählige noch kostbarere Dinge.

Fünfzehntes Kapitel.

Praktisch-religiös.

Hier ist vielleicht, wenn auch bloß um des Gegensatzes willen, der rechte Ort, um zu erwähnen, daß nach König Richard's Rückkehr allen kampffähigen Männern von England auf eine gewisse Zeit Turnierfreiheit gegeben ward; daß man demzufolge auch in dem Gebiete des Abtes „zwischen Iwerfort und St. Edmundsbury“ ein Turnier proklamirt, daß es von unserm Lord Abt öffentlich untersagt, aber dennoch ihm zum Troß abgehalten ward.“

Ja, nächstes Jahr fanden sich auf demselben Plage vierundzwanzig junge Leute, Söhne von Gelleuten, zu einem abermaligen Waffenspiele ein

und ritten, nachdem sie damit fertig waren, sammt und sonders nach St. Edmundskury hinein, um hier zu übernachten. Welche Frechheit! Als unser Lord Abt hiervon in Kenntniß gesetzt ward, gab er Befehl, die Thore zu schließen und die ganze Gesellschaft sah sich eingesperrt. Der nächstfolgende Tag war das Fest der Apostel Peter und Paul, wo die Thore allemal geschlossen blieben. Nachdem die vierundzwanzig jungen Stelleute ihr Versprechen gegeben, nicht ohne Erlaubniß fortzugehen, speisten sie (manducaverunt) diesen ganzen Tag bei dem Lord Abt und warteten auf den nächsten Tag.

„Nach Tische aber,“ — höre es wohl, Nachwelt! — „nachdem der Lord Abt sich in seinen Thalamus zurückgezogen, sprangen sie alle auf und begannen zu jubeln und zu singen (*carolare et cantare*); schickten in die Stadt nach Wein und brachten zehend und dann heulend (*ululantes*) den Abt und das Kloster um ihr Nachmittagsschläfchen. Alles dies thaten sie, um den Lord Abt zu verhöhnen, und verbrachten auf diese Weise den ganzen Tag bis zum Abend; auch ließen sie selbst auf Befehl des Abts nicht von ihrem Unfuge ab! Als die Nacht hereingebrochen war, sprengten sie die Thüre der Stadthore und erzwangen den Ausgang mit Gewalt!“

Hat man jemals so etwas gehört? Diese übermüthigen jungen Sauewinde lärmen, heulen und hören den Lord Abt im Schlafe nach ihrem sündhaften ritterlichen Hahnenkampfe! Auch sie sind ein Kennzueg ferner Jahrhunderte eben so wie näher. Unser Lord Abt that die meisten davon in den Bann, und allmählig krochen sie einer nach dem andern zu Kreuze.

Der Kirchenbann ist die Hauptwaffe unseres Lord Abtes. Als zum Beispiel die Stadtleute und die Klosterdiener einmal bei den Weihnachtsmysterien auf dem St. Edmundskirchhofe in Wortwechsel gerietben und es von Worten zu Schlägen und Blutvergießen kam, excommunicirte unser Lord Abt mit Glocke, Buch und Kerze (*accensis candelis*) sechzig der Tumultuanten auf einmal. Und alle kamen bittend, ja fast nackt, „nichts an als ihre Hüften (*omnino nudi praeter femoralia*) und warfen sich an der Kirchthür zur Erde nieder.“ Man mache sich eine Vorstellung davon!

In der That wird es jetzt fast überall klar, daß dieser Abt ein Mann ist, der durch Bann oder Ueberredung, durch ungestümes Trängen oder geschicktes Reiten in den meisten Fällen zuletzt die Oberhand behält. Er richtet seine Medizin nach der Krankheit ein, bald heiß, bald kalt; flug, obgleich energisch, ist er ein ausgezeichnet praktischer Mann. Ja, zuweilen kommen

in seiner gewandten Praxis schnelle Wendungen von fast überraschender Art vor!

Einmal zum Beispiel traf es sich, daß Geoffrey Riddell, Bischof von Ely, ein unserm Abt etwas lästiger Prälat, ihn um Baubolz aus seinen Wäldern für gewisse zu Glensford in der Errichtung begriffene Gebäude anging. Dem Abt, der selbst ein großer Freund vom Bauen war, kam dieses Verlangen sehr unangelegen, doch konnte er es nicht geradezu abschlagen. Als er daher nicht lange nachher sich in seinem Herrenhause zu Welford aufhielt, kam einer von des Bischofs Leuten oder Mönchen zu ihm und meldete, daß der Bischof nun um die Erlaubniß bäre, die erforderlichen Bäume in dem Walde von Glenswell schlagen zu lassen. — So sagte der Mönch — Glenswell, wo es keine Bäume, sondern bloß einige verkrüppelte Sträucher giebt, anstatt Elmset, unser hoch emporragender Eichenwald hier in der Herrschaft Welford! — Glenswell? Der Lord Abt erkundigt sich überrascht insgeheim bei Richard, seinem Förster, und Richard antwortet, daß der Bischof von Ely schon seine *carpentarii* in Elmset herumgeschickt hat und daß diese die besten Bäume im ganzen Bereiche dieses Waldes aufgesucht und gezeichnet haben. — Abt Samien antwortet hierauf dem Mönch: „Glenswell? Ja wohl, es sei, wie der Bischof wünscht.“ Der Mönch eilt am nächsten Morgen früh sehr eifrig zurück nach Ely; aber am nächsten Morgen früh „gleich nach der Messe“ war auch Abt Samien thätig! Der arme Mönch wart, als er in Ely ankommt, müdlich ausgeschulten und sofort wieder zurückgeschickt, um zu sagen, daß Elmset der Platz sei, den man gemeint habe. Aber leider, als er in Elmset ankommt, findet er die Bäume des Bischofs „und noch hundert mehr“ alle bereits gefällt und mit dem aufgebrannten Stempel von St. Edmundsabtci bezeichnet, denn sie sollen zum Tacke des großen Thurms verwendet werden! Guet zutrinklicher Bischof muß Holz zu den Gebäuden in Glensford in einem andern *nomine* suchen, als in diesem. Ein praktischer Abt!

Wir haben schon gesagt, daß nicht mit ihm zu überzogen war und ein Beweis hiervon ist seine Anrede an den alten Herbert, den Decan, der auf etwas zu industriöse Weise auf seinem Klosterland in Hawerton eine Windmühle gebaut hatte. Am Morgen nach der Messe besicht unser Lord Abt dem Cellerarius, seine Zimmerleute abzuschicken, das genannte Bauwerk *brevis manu* demoliren zu lassen und das Holz in seinen Gewahrsam zu nehmen. Der alte Decan Herbert kommt, als er hört, was geschehen soll, hier-

hergewankt, um demüthig für sich und seine Mühle zu bitten. Der Abt antwortet: „Ich bin Dir verbunden, als ob Du mir beide Füße abgehauen hättest! Bei Gottes Antlitz, per os Dei, ich will nicht eher Brod essen, bis diese Mühle in Stücken geschlagen ist. Du bist ein alter Mann und hättest wissen sollen, daß weder der König noch sein Justitiar wagen darf, ohne Einwilligung des Abtes und Klosters etwas in dem Bereiche desselben zu ändern, und Du hast Dir so etwas erdreistet? Ich sage Dir, es ist nicht ohne Schaden für meine Mühlen gewesen, denn die Stadtleute gehen in Deine Mühle und mahlen ihr Korn (*bladum suum*) nach ihrem Belieben und ich kann sie nicht daran hindern, denn sie sind freie Leute. Ich gestatte keine neuen Mühlen nach solchen Grundsätzen. Fort, fort; ehe Du nach Hause kommst, wirst Du sehen, was aus Deiner Mühle geworden ist!“ — Der ehrwürdige alte Decan wankt in aller Eile wieder nach Hause, reißt die Mühle durch seine eigenen *carpentarii* in Stücken, um wenigstens das Holz zu retten, und Abt Samson's Arbeiter finden, als sie hinkommen, den Platz schon kahl.

Leicht ist es, arme alte Decane ins Boddshorn zu jagen und ihre Windmühlen hinwegzublasen; wer aber ist der Mann, welcher waagt, König Richard's Jorn zu tragen, dem Löwen in den Weg zu treten und ihn am Parte zu zupfen! Auch dieser Mann ist Abt Samson mit der Gerechtigkeit auf seiner Seite. Der Fall war dieser.

Adam von Gokesheld, einer der vornehmsten Lehnsträger von St. Edmund und ein angesehenener Mann in den östlichen Grafschaften, starb mit Hinterlassung großer Besitzthümer und einer drei Monate alten Tochter als Erbin, die, wie Jedermann weiß, nach dem Befehle Abt Samson's Mündel ward und welche dieser demgemäß der Person, welche er für die tauglichste dazu erachtete, in Obhut und Pflege gab. Nun aber hat König Richard eine andere Person im Auge, welcher die kleine Mündel und ihre großen Besitzungen sehr zuzagen würden. Er verlangt daher brieflich, daß Amt Samson die Güte haben möge, seine Mündel zu jener Person zu bringen. Abt Samson antwortet in tieffter Unterthänigkeit, daß sie bereits untergebracht sei. Es kommen fernerweite Briefe von König Richard in strengerem Tone, die durch neue unterthänige Versicherungen, Geschenke und Bitten, aber kein Versprechen von Gehorsam beantwortet werden. Nun wird König Richard zornig und es kommen Boten in St. Edmundsbury an mit dem nachdrücklichen Befehle des Königs an den Abt: er solle gehorchen oder

zittern! Abt Samson übergeht klüglich die Drohungen des Königs mit Stillschweigen und antwortet: Der König kann, wenn er will, herschicken, und meine Mündel entführen lassen. Gewalt und Macht hat er, seinen Willen zu thun und die ganze Abtei zu zertrümmern. Ich für meinen Theil aber kann niemals bewogen werden, gutzubeißen, was er verlangt, auch wird es von mir niemals gethan werden, denn es ist Gefahr vorhanden, daß man sich später zum Nachtheile meiner Nachfolger auf solche Vorgänge berufe. Videat Altissimus, möge der Allerhöchste auf uns herabblicken. Was auch geschehen möge, so werde ich es geduldig ertragen.“

So lautete der ruhige Bescheid des Abtes Samson. Warum nicht? Löwenherz ist sehr furchtbar, aber nicht der furchtbarste. Videat Altissimus. Ich verehere Löwenherz bis in das Mark meiner Knochen und will in allen rechten Dingen homo suus sein, aber es geschieht durchaus nicht mit Angst oder Furcht. Habe ich nicht vielleicht siebenundvierzig Jahr lang den Satan mit ausgebreiteten Flügeln und dem Höllenseuer ins Antlig geschaut, ohne vor Angst zu beben? So groß war die Güte des Herrn gegen mich. Und Löwenherz!

Richard suchte ich immer als unsere Armeen in Flandern, sich an diesem stolzen Priester zu rächen. Allmählig aber entdeckte er, daß der Priester Recht hatte, und vergab ihm und liebte ihn sogar. „Bald darauf schrieb König Richard an Abt Samson, er wünsche einige von den St. Edmundsbury-Hunden zu haben, von welchen er gehört, daß sie sehr gut seien.“ Abt Samson schickte ihm Hunde von den besten und Richard antwortete durch das Geschenk eines Ringes, welchen Papst Innocenz der Dritte ihm gegeben. Du wackerer Richard, Du wackerer Samson! Auch Richard, glaube ich, liebte einen Mann,“ und erkannte ihn, wenn er ihn sah.

Niemand wird unsern Lord Abt beschuldigen, daß es ihm an weltlicher Weisheit und an gebührendem Interesse für weltliche Dinge fehle. Er ist ein gewandter Mann, umsichtsvoll und ichlau, der immer den Weg zu seinem Ziele sieht, sei es nun ein Umweg oder ein kurzer Duerweg, und ihn fleißig wandelt. Ja, es könnte nach Jocelin's Erzählung scheinen, als ob er sein Auge ganz ausschließlich auf irdische Gegenstände gelenkt hätte und für einen frommen Mann viel zu weltlich gewesen wäre.

Aber auch dies war, wenn wir der Sache auf den Grund gehen, ganz richtig. Denn in der Welt hat der Mensch, mag er fromm sein oder nicht, sein Leben zu führen und sein Werk zu thun. Die Papiß von Abt Samson's

Werk war doch nur die Religion. Von seiner mühevollen Pilgerfahrt heimkehrend und als ihm der uns bereits bekannte Empfang zu Theil ward, setzte er sich am Fuße des St. Edmundslehreines nieder. Es war dies keine schwagende Theorie; nein, eine stumme Praxis: Du heiliger Edmund mit dem, was in Dir liegt, Du mußt mir jetzt helfen oder Niemand wird es!

Eine bedeutsame Thatfache ist ferner auch das eifrige Interesse, welches unser Abt an den Kreuzzügen nahm. Welches irdische Unternehmen konnte wohl für alle edle christliche Herzen jener Zeit erhabener sein als dieses? „Als Heinrich II., nachdem er das Kreuz genommen, nach St. Edmundsbury kam, um vor der Abreise seine Andacht zu verrichten, machte sich der Abt heimlich ein Kreuz aus Leinwand, nahm dieses in die eine Hand und eine eingefädelte Nadel in die andere und bat den König um die Erlaubniß, es sich anbesten zu dürfen.“ Der König konnte Samson nicht entbehren und ihn folglich nicht aus England ziehen lassen; — auch der König selbst trat die Reise niemals an. Das Auge des Abtes aber war fortwährend dem heiligen Grabe als dem Orte auf dieser Erde zugewendet, wo die wahre Saade des Himmels sich entschiede. „Nach der Wiedereroberung von Jerusalem durch die Heiden legte Abt Samson ein härenes Hemd an und trug von nun an fortwährend Unterleider von Haartuch; auch entbielt er sich von Fleisch und Fleischgerichten (*carne et carnis*) hinfert bis ans Ende seines Lebens.“ Gleich einer düstern, die Hoffnungen der Christenheit verdunkelnden Wolke warfen diese Nachrichten ihren Schatten auch über St. Edmundsbury. Kann Samson Abbas wohl Freude empfinden, während das Grab Christi in den Händen der Ungläubigen ist? Samson will durch Körperkmerzen täglich daran erinnert und täglich aufgefordert werden, darüber zu trauern.

Das große antike Herz — wie gleicht es dem eines Kindes in seiner Einfalt, wie männlich ist es in seiner ernsten Feierlichkeit und Tiefe! Der Himmel schwebt über ihm, wo er auf Erden gehen oder stehen mag, und macht die ganze Erde zu einem mystischen Tempel für ihn und das Ihn und Treiben der Erde zu Anbetung und Gottesdienst. Glänzende Gestalten durchzucken das gewöhnliche Sonnenlicht, Engel schweben noch und führen Gottes Befehle unter den Menschen aus; Regenbogen ward durch die Hand Gottes unter den Wolken aufgerichtet! Der umgeben den Menschen von allen Seiten; er lebt in einem Element des Winters; der Glanz des Himmels über seinem Haupte, die Nacht der Hölle unter seinen Füßen.

Ein großes Gesetz der Pflicht, hoch wie diese beiden Unendlichkeiten, vor welchem Alles andere in Nichts zusammenschrumpft, welches dem König Richard so klein macht wie den Landmann Samson, ja kleiner, wenn es sein muß! — Die „Bähigkeiten der Phantasie?“ „rohes poetisches Zeitalter?“ das „ursprüngliche poetische Element?“ Ich bitte Dich um Gottes willen, lieber Leser, sprich nicht mehr von so etwas! Dieses Thun und Treiben des Abt Samson war kein Dilettantismus. Es war eine Wirklichkeit und ist noch eine. Nur ihr Gewand ist todt, ihr Wesen dagegen lebt durch alle Zeit und alle Ewigkeit.

Und ist in der That nicht, wie wir schon oben sagten, gerade dieses verhältnismäßige Schweißen des Abtes Samson in Bezug auf seine Religion das gesündeste Zeichen von ihm und von dieser Religion? „Das Unbewusste ist das allein Vollendete.“ Abt Samson war ein eifrig thätiger Mensch, wie alle Menschen sein sollen; seine Religion, sein Gottesdienst war ihm wie das tägliche Brod, wovon er sich nicht die Mühe nahm, viel zu sprechen; welches er bloß zu festbestimmten Fristen aß und wovon er lebte und seine Arbeit verrichtete! Dies ist Abt Samson's Katholicismus des zwölften Jahrhunderts; — gleich dem „Jesus“ aller ächten Menschen in allen ächten Jahrhunderten, glaube ich! Ach, was ist er im Vergleich mit irgend einem der Jesu'n, welche in unserer armeligen Zeit an der Tagesordnung sind! Im Vergleich mit dem respectabelsten frankhaften, sich mühevollen Methodismus, sei er auch noch so ernst; mit dem respectabelsten geipenstlichen, todten oder galvanisirten Dilettantismus, sei er auch noch so krampfhaft!

Der Methodismus, der sein Auge fortwährend auf seinen eigenen Nabel geheftet hält und sich mit der qualenden Angst der Hoffnung und Furcht fragt: Bin ich auf dem rechten oder auf dem unrechten Wege? Werde ich selig, werde ich nicht verdammt werden? was ist dies im Grunde genommen weiter als eine neue, in das Unendliche hinausgestreckte Plaze des Egoismus, die um ihrer Unendlichkeit willen nicht immer um so himmlischer ist! Bruder, sobald als möglich sei bemüht, Dich über alles dies zu erheben. „Du bist auf dem unrechten Wege; Du wirst wahrscheinlich verdammt werden.“ Betrachte dich als Ixathiade, gewöhne Dich an diesen Gedanken, wenn Du ein Mann bist. Dann erst ist das verschlingende Weltall unter Dir bezwungen, und aus dem schwarzen Pfuhl der Winternacht und aus dem Lärm des uralten Achéron taucht die Dämmerung eines ewigen Morgens empor,

der hoch über alle Hoffnung und alle Furcht Deinen steilen Pfad erleuchtet und in Deinem Herzen himmlische Memnonismuskeln erweckt.

Aber von unseren Dilettantismen und galvanisirten Dilettantismen, vom Buseyismus — o Himmel, was sollen wir vom Buseyismus sagen im Vergleich zu dem Katholicismus des zwölften Jahrhunderts? Wenig oder nichts, denn es ist in der That eine Sache, vor welcher man verstummen muß. Daß gewisse menschliche Seelen, die auf dieser praktischen Erde leben, sich und eine ruinirte Welt durch geräuschvolle, theoretische Demonstration und Lobeserhebungen der Kirche, anstatt einer stillen, unbewußten, aber praktischen, gänzlichen, mit Herz und Seele geführten Demonstration einer Kirche zu retten vermeinen — dies war in dem Kreise der sich drehenden Jahrhunderte ebenfalls etwas, was wir sehen sollten. Ist es vielleicht ein Vorläufer der letzten Dinge und eines seltsamen Endes? Wenn es keine Atmosphäre mehr giebt, was kann es dann dem Menschen nützen, wenn man ihm die Vortrefflichkeit der Lunge demonstirt? Wie viel profitabler ist es, wenn man gleich dem Abt Samson athmen und seinen Weg gehen kann!

Sechzehntes Kapitel.

St. Edmund.

Abt Samson baute viele nützliche, viele fromme Gebäude, menschliche Wohnungen, Kirchen, Kirchtürme, Scheuern, — die jetzt alle zusammengefallen und verschwunden sind, aber nützlich waren, so lange sie standen. Er baute und dotirte „das Hospital von Babwell“ und „passende Häuser für die Schulen von St. Edmundsbury.“ Zahlreich sind die Dächer, die früher „mit Rohr und Schilf gedeckt“ waren und die er nun mit Ziegeln, oder wenn es Kirchen waren, wahrscheinlich mit Blei decken ließ. Denn alle verfallene, unvollständige Dinge, Gebäude sowohl als andere, waren ihm ein Dorn im Auge. Wir haben schon seinen „großen Thurm von St. Edmundsbury“ oder wenigstens die Dachsparren desselben, welche gefällt und gestempelt im Walde von Elmset lagen. Welch ein Genuß für Samson, brennbare verfaulende Schilfdächer in Ziegel oder Blei zu verwandeln und

materielle, noch mehr aber moralische Trümmer in regendichten Stand zu setzen.

Eins von den Dingen, welches er durchaus nicht umhin konnte, neu zu bauen, war der große Altar, auf welchem der Schrein selbst stand, der große Altar, der durch Feuer und durch das nachlässige Gebahren zweier schläfrigen Mönche in einer Nacht beschädigt worden, so daß der Schrein nur wie durch ein Wunder unversehrt blieb! Abt Samson ließ bei dieser Gelegenheit seinen Mönchen den Text sehr nachdrücklich.

„Es hat,“ sagte er, „einem von uns geträumt, daß er den heiligen Edmund nackt und in beklagenswerthem Zustand sähe. Kennt Ihr die Auslegung dieses Traums? Der heilige Edmund erscheint nackt, weil Ihr die nackten Armen Eurer alten Kleider beraubt und mit Witterstreben gebt, was Ihr ihnen an Speise und Trank zu geben verbunden seid. Ueberdies ist die Trägheit und Nachlässigkeit des Sacristans und seiner Leute durch das kürzlich stattgehabte Schadenfeuer hinreichend bewiesen worden. Wohl mochte unser heiliger Märtyrer aus seinem Schrein ausgestoßen zu liegen scheinen und stöhnend sagen, daß er seiner Kleider entblößt und von Hunger und Durst dem Tode nahe gebracht sei!“

Dies ist Abt Samson's Auslegung des Traums — gerade das Gegentheil von der, welche die Mönche selbst geben, die kein Bedenken tragen, insgeheim zu sagen: „Wir sind die nackten und verhungerten Glieder des Märtyrers; wir, denen der Abt alle Vorrechte abschneidet, indem er seinen eigenen Beamten hat, der sogar unsern Kellermeister controlirt! Abt Samson setzt hinzu, daß dieses Gottesgericht durch Feuer sie getroffen habe, weil sie über Speise und Trank gemurrt.“

Indessen, möge nun das Feuer bedeuten, was es wolle, so ist klar, daß der Altar wieder gebaut werden muß. Abt Samson baut ihn demgemäß wieder auf, maist er von polirtem Marmor und schmückt mit dem Höchsten, was Kunst und Pracht zu bieten vermögen, den Schrein, welchem der Altar als Postament dient. Ja, er, der Sünder, genießt, wie er in seinem Gebet so oft ersücht, bei dieser Gelegenheit den Anblick der Leiche des ruhmrreichen Märtyrers, nachdem der Loculus oder heilige Sarg feierlich zu diesem Zwecke geöffnet worden. Es ist der Culminationpunkt in Abt Samson's Leben. Jocelin selbst läßt sich bei dieser Gelegenheit zu einer gewissen Begeisterung hinreichend und selbst der trägste Mönch „weint“ heiße Thränen, während das Te Deum gesungen wird.

Sehr seltsam! Wie ganz anders als in unserer frivolen Zeit! Der Patriot Hampden, der heiligstgesprochene Mann, den wir haben, hatte auf gleiche Weise in seiner engen Wohnung gelegen, als gewisse unserer Würdenträger und zwölf Todtengräber mit Fläschenzügen ihn in der Stille der Nacht ebenfalls in die Höhe zogen, ihm mit Federmessern den Arm abschnitten, die Kopfhaut abzogen und unsern Helden und Heiligen außerdem noch auf die sonderbarste Weise verehrten! Möge das Auge der Neuzeit ernst jene alte Stunde der Mitternacht in der Kirche von St. Edmundsbury betrachten, deren dunkelrother Schein durch die Tiefen von siebenhundert Jahren bis zu uns dringt, und wehmüthig erwagen, was unsere Heldenverehrung einst war und was sie jetzt ist!

Wir übersehen so treu als möglich:

„Das Fest des heiligen Edmund naht nun heran, die Marmorblöcke sind polirt und alles ist bereit, um den Schrein auf seinen neuen Platz zu heben. Die ganzen Bewohner hielten ein dreitägiges Fasten, dessen Ursache und Bedeutung ihnen öffentlich auseinandergesetzt ward. Der Abt kündet dem Kloster an, daß alle sich auf die Translocation des Schreins vorbereiten sollen, und bestimmt Zeit und Mittel zu dem Werke. Als wir deshalb diese Nacht zu den Ketten kamen, fanden wir den großen Schrein (*feretrum magnum*) auf den Altar gehoben, aber leer. Bedeckt war er mit weißem Wilsleder, welches mit silbernen Nägeln an dem Holze befestigt war. Das eine Feld des Schreins war jedoch noch unten, und darauf ruhend, neben der alten Kirchensäule, stand der Loculus mit der heiligen Leiche, noch wo er von jeher zu stehen pflegte. Nachdem der der Lobgesang vorüber war, schritten wir alle zum Beginn unserer Disciplinen (*ad disciplinas suscipiendas*). Als diese beendet waren, erschien der Abt mit einigen Begleitern in ihren Messgewändern; sie näherten sich ehrerbietig und begannen den Loculus zu enthüllen. Zuerst kam eine äußere Umhüllung von Leinwand, die auf der obern Seite mit Schnuren festgebunden war. Dann kam eine Umhüllung von Seide und dann ein zweites Leinentuch und dann ein drittes. So ward endlich der Loculus enthüllt und man sah nun, daß er auf einer kleinen hölzernen Nische ruhte, damit nicht der untere Theil durch den Stein beschädigt werden möchte. Ueber der Brust des Märtyrers war an der Oberfläche des Loculus ein goldener Engel, ungefähr von der Länge eines menschlichen Fußes, angebracht, der in der einen Hand ein goldenes Schwert und in der andern eine Fahne hielt. Darunter befand sich ein Loch in dem

Deckel des Loculus, worauf die früheren Diener des Märtyrers die Hände zu legen gepflegt, um den heiligen Körper zu berühren. Ueber der Figur des Engels stand der Vers geschrieben:

„Martiris ecce roma servat Michaelis agalma“ *).

Am Kopfe und am Fuße des Loculus waren eiserne Ringe angebracht, um ihn in die Höhe heben zu können.

„Indem man also den Loculus und die Leiche emporhob, trug man beides nach dem Altar, und auch ich legte meine sündhafte Hand mit an, um tragen zu helfen, obgleich der Abt befohlen hatte, daß Niemand sich nahen solle, der nicht gerufen worden sei. Und der Loculus ward in den Schrein gesetzt und das hölzerne Feld, auf dem es gestanden, und der Schrein vor der Hand geschlossen. Wir alle glaubten, der Abt werde den Loculus dem Volke zeigen und den heiligen Leichnam zu einer gewissen Periode des Festes wieder enthüllen. Aber hierin irrten wir uns kläglich, wie die Folge zeigen wird.

„Denn am vierten Tage des Festes, während das Kloster das Completorium sang, sprach unser dort Abt insgeheim mit dem Sacristan und Walter, dem Medicus, und es ward Befehl gegeben, daß zwölf der Brüder auf Mitternacht bestellt werden sollten, welche stark genug wären, die Preter des Schreins zu tragen, und dieselben auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen verständen. Der Abt sagte hierauf, es sei einer seiner sehnlichsten Wünsche, die Leiche seines Schutzheiligen zu schauen, und er wünsche, daß der Sacristan und Walter, der Medicus, mit zugegen seien. Die zwölf erwählten Brüder waren folgende: die beiden Kaplane des Abts, die beiden Hüter des Schreins, die beiden Meister der Sacristei und dann noch sechs, nämlich der Sacristan Hugo, Walter, der Medicus, Augustin, William von Dice, Robert und Richard. Ich war leider nicht unter der Zahl.

„Als daher im Kloster alles schlief, versammelten sich diese Zwölf mit dem Abt an dem Altar. Nachdem sie ein Feld des Schreins geöffnet, nahmen sie den Loculus heraus, stellten ihn auf einen Tisch und schickten sich an, den Deckel zu öffnen, welcher mit sechzehn sehr langen Nägeln auf dem Loculus befestigt war. Als dies mit einiger Schwierigkeit bewirkt worden, erhielten alle, mit Ausnahme der beiden vorgenannten Begleiter, Befehl,

*) Dies ist die Hülle des Märtyrers, welche das Bild des Engels Michael bewacht.

sich zu entfernen. Der Abt und diese Beiden genossen allein das Vorrecht, hineinzuschauen. Der *Loculus* ward von der heiligen Leiche so ausgefüllt, daß man kaum eine Nadel zwischen den Kopf und das Holz und zwischen die Füße und das Holz bringen konnte. Der Kopf lag dicht an dem Körper, ein wenig erhaben auf einem kleinen Pfühl. Als der Abt genauer hinsah, fand er nun, daß ein seidenes Tuch und dann ein Leinentuch von wunderbarer Weiße den ganzen Körper umhüllte, und auf dem Kopfe lag ein kleines Leinentuch und dann ein zweites kleines, sehr feines Seidentuch, wie der Schleier einer Nonne. Nachdem diese Hüllen entfernt waren, fand man den heiligen Leichnam ganz in Leinen eingewickelt, und nun kamen endlich die Umriffe zum Vorschein.

„Aber hier hielt der Abt inne und sagte, er dürfe nicht weiter gehen oder das heilige Fleisch in seiner Nacktheit sehen. Er nahm den Kopf zwischen seine Hände und sprach leuchtend: ‚Glorreicher Märtyrer, heiliger Edmund, gesegnet sei die Stunde, wo Du geboren wurdest. Ruhmreicher Märtyrer, lenke es nicht zu meinem Verderben, daß ich elender, sündhafter Mensch mich unterfangen habe, Dich zu berühren. Du kennst meine innige Liebe und die Absicht meines Herzens.‘ — Und nun berührte er die Augen und die Nase, welche sehr stark und hervorragend war (*valde grossum et valde eminentem*), und dann berührte er die Brust und die Arme, und indem er den linken Arm in die Höhe hob, berührte er die Finger und legte seine eigenen Finger zwischen die heiligen Finger. Er fand, daß die Füße fleisch und gerade waren, wie die Füße eines erst gestern Gestorbenen, und er berührte die Fehen und zählte sie (*tangendo numeravit*).

„Und nun ward bewilligt, daß die anderen Brüder herbeigerufen würden, um die Wunder zu sehen, und demgemäß traten nun jene zehn vor und mit ihnen sechs andere, welche sich ohne Einwilligung des Abtes mit hineingeschoben hatten, nämlich Walter von Saint Alban, Hugh, der Krankenwärter, Gilbert, Bruder des Prior, Richard von Genham, Jocellus, unser Kellermeister, und Turkan der Kleine. Und alle diese sahen den heiligen Leichnam, aber Turkan allein streckte seine Hand aus und berührte die Knie und Füße des Heiligen. Und damit es nicht an Zeugen fehle, sah einer unserer Brüder, John von Dice, der mit den Dienern der Sacristei auf dem Dache der Kirche saß und hindurchschaute, alle diese Dinge deutlich mit an.“

Welch ein Auftritt! Glänzend und strahlend leuchtet er wie die Lampen des heiligen Edmund durch die dunkle Nacht. John von Dice klettert

mit den Dienern der Sacristei auf das Dach, um hindurchzuschauen! Das ganze Kloster schläft und die Erde schläft, und seitdem sind sieben Jahrhunderte Zeit größtentheils schlafen gegangen! Ja, hier liegt die Märtyrereiche Edmund's, Herrn der östlichen Grafschaften, welcher, weil er mit seinem Eigenthum auf edle Weise that, was er wollte, vor dreihundert Jahren erschlagen ward, und eine edle Scheu umgiebt sein Andenken, Symbol und Beförderer vieler anderen rechten und edlen Dinge.

Aber sind wir jetzt nicht zu seltsamen neuen Stadien der Heldenverehrung vorgeschritten, jetzt in der kleinen Kirche zu Hampden, mit gezogenen Federmessern und zwölf Todtengräbern mit Flaschenzügen? Die Art und Weise, wie die Menschen ihre Helden verehren, ist wirklich und wahrhaftig die innerste Thatsache ihrer Christenz und bestimmt alles Uebrige, — an den öffentlichen Wahlstranken, im Gesellschaftsalon, in der Kirche, auf dem Markte und überall. Hege wahre Verehrung und — was freilich davon unzertrennlich ist — verehere den rechten Mann, dann ist Alles gut. Oder hege scheinbare Verehrung und — was ebenfalls nothwendig daraus folgt — begrüße damit den unrechten Mann, dann ist Alles übel und es ist nichts gut.

Die seidenen und leinenen Umbüllungen des Loculus werden ehrerbietig wieder um denselben herumgewickelt, der Deckel wieder mit seinen sechs- zehn Nägeln befestigt und in eine neue kostbare seidene Decke, ein Geschenk von Hubert, Erzbischof von Canterbury, gehüllt, und durch die Dachöffnung steht John von Dice ihn auf seinen Platz in dem Schrein hinaufheben, dessen Bretter wieder befestigt werden, nachdem geeignete Pergamentdocumente hineingelegt worden. Und nun können John und seine Sacristeidienner von dem Dache herabklettern, denn Alles ist vorüber und das Kloster erwacht vollständig zur Frühmesse.

„Als wir uns versammelten, um die Ketten zu singen,“ erzählt Jocelin, „und hörten, was geschehen, da bemächtigte sich Trauer und Kummer Aller, die diese Dinge nicht gesehen, und Jeder sagte bei sich selbst: ‚Ach, ich habe mich getäuscht.‘ Nachdem die Ketten vorüber waren, versammelte der Abt das Kloster an dem großen Altar, erzählte kurz den Vorgang und sagte, es habe nicht in seiner Macht gestanden, auch sei es nicht erlaubt oder thunsich gewesen, uns alle zu dem Anblick solcher Dinge einzuladen. Als wir dies hörten, weinten wir alle und sangen mit Thränen ‚Te Deum laudamus‘ und bereiteten uns, die sämmtlichen Glocken zu läuten.“

Alberne Dummköpfe, den Leichnam ihres heiligen Edmund auf diese Weise zu verehren! Ja, Bruder, und dennoch, wer versteht im Grunde genommen, wie der Leib eines Menschen zu verehren ist? Es ist die verehrungswürdigste Erscheinung unter dieser Sonne, denn der höchste Gott wohnt sichtbar in dieser geheimnißvollen, unergründlichen Sichtbarkeit, welche sich auf Erden Ich nennt. „Das Bücken vor Menschen,“ sagt Rosalind, „ist eine Fuldigung dieser Offenbarung im Fleisch. Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet.“ Und nun der Leib eines Todten — ein Tempel, wo die Heldenseele einst war und jetzt nicht mehr ist, o alles Geheimniß, alle stumme Scheu, das Uebernatürliche, ein Einblick in die Ewigkeit und die Nacht der Hölle und die Regionen des Lichts — Alles vereinigt sich hier oder existirt nirgends!

Auf diesem Culminationpunkte seiner Existenz verschwindet Abt Samson mit seiner Lebenscenerie fast nothgedrungen aus den Augen der modernen Welt. Er mußte nach Frankreich eilen, um sich dort mit König Richard wegen der Kriegsdienste seiner Ritter von St. Edmundsbury zu einigen, was ihm mit vieler Mühe auch gelang. Er hatte nicht ohne Mühe den Uebergreifen des Bischofs von Ely, so wie denen des Abts von Cluny zu steuern. Sein Leben ist nichts als Arbeit, Streit und Mühe, bis die stille Nacht einbricht. Er wird wieder über das Meer hinübergerufen, um sich mit König Richard über gewisse Pairs von England zu berathen, welche zwar das Kreuz genommen hatten, ihm aber niemals nach Palästina gefolgt waren, und nach welchen der Papst schon mehrmals gefragt hat. Der Abt trifft Anstalten zur Abreise, reist ab und — — und Jocelin's Erzählung wird plötzlich vom der Scheere des Schicksals durchschnitten und ist zu Ende. Es stehen keine Worte mehr da, sondern wir sehen nur noch einen schwarzen Strich und einige Blätter unbeschriebenes Papier. Unwiederbringlich; — die wunderbare Hand, welche all diese Theatermaschinerie hielt, läßt plötzlich los; undurchdringliche Zeitvorhänge rauschen herab; in dem Auge des Geistes ist Alles wieder leer und finstern. Mit lautem Getöse in dem geistigen Ohr stürzt unsere Phantasmagorie von St. Edmundsbury wieder in den Schooß des zwölften Jahrhunderts hinab und Alles ist vorüber. Mönche, Abt, Heldenverehrung, Regierung, Gehorsam, Löwenherz und St. Edmund's Schrein verschwinden wie Mirza's Traumbild und es bleibt nichts übrig, als eine verstümmelte schwarze Ruine unter grünen botanischen Flächen, und Dschien, Schafe und Kunst- und Alterthumsfreunde weiden an ihrer Stelle.

Siebzehntes Kapitel.

Die Anfänge.

Welch eine eigenthümliche Gestalt von einem Menschen und von einer Zeit haben wir in diesem Abt Samson und seiner Geschichte! Wie seltsam modificiren Glaubensbekenntnisse, Formelwesen und die Zeit und der Ort der Geburt eines Menschen seine ganze Erziehung! Auch Formeln, wie wir sie nennen, haben im menschlichen Leben eine Wirklichkeit. Sie sind wirklich als die eigentliche Haut und das Muskelgewebe des Menschenlebens und etwas Herrliches und Unentbehrliches, so lange sie überhaupt Lebenskraft besäßen und ihm eine lebende Haut und ein lebendes Gewebe sind! Kein Mensch oder kein Menschenleben kann ohne Haut und Gewebe hinausgehen und Geschäfte in der Welt verrichten. Rein; vor allen Dingen müssen diese erst sich selbst formen, wie sie auch in der That freiwillig und unvermeidlich thun. Sogar Schaum — und dieser Umstand verdient, daß man darüber nachdenke — kann sich zu Austerschalen verhärten; alle lebenden Gegenstände bilden sich nothwendigerweise eine Haut.

Aber wie dann, wenn die Formeln eines Menschen todt werden, wie dies mit allen Formeln im Fortgange des lebenden Wachsthums nothwendig der Fall sein muß! Wenn die Hülle des armen Menschen, nicht mehr von innen genährt, todtte Haut, bloßes erborgtes Leder und Fuf ist, der immer dicker und dicker, häßlicher und häßlicher wird, bis man kein Herz mehr hindurchschlagen fühlt und Alles über und über eine verkalkte Austerschale, oder wäre es auch polirte Perlmutter, geworden ist, die fast bis in das innerste Herz des armen Menschen hineinreicht — ja, dann kannst Du sagen, daß seine Nützlichkeit abermals vollständig gehemmt ist; abermals kann er nicht hinausgehen und Geschäfte in der Welt verrichten, sondern es ist Zeit, daß er sich zu Bett lege und sich auf sein Abscheiden gefaßt mache, welches nun nicht mehr lange auf sich warten lassen kann.

Ubi homines sunt, modi sunt. Die Gewohnheit ist das mächtigste Gesetz der menschlichen Natur. Sie ist unsere erhabenste Stärke, wenn auch unter gewissen Umständen unsere erbärmlichste Schwäche. — Zwischen Stole und Stowe liegt jetzt noch ein Feld, ganz pfadlos und unbetreten. Von Stole, wo ich wohne, bis nach Stowe, wo ich meine Einkäufe zu machen,

meine Geschäfte zu besorgen, meine himmlischen Orakel zu befragen habe, führt noch keinerlei Pfad oder menschliche Fußspur, und ich, von den eben genannten Nothwendigkeiten getrieben, muß nichtsdessenoweniger die Reise unternehmen. Ich gehe. Ich erforsche meinen Weg mit Vorsicht und Behutsamkeit; ich komme glücklich an und meine Fußstapfen sind für mich eine Einladung, das zweite Mal denselben Weg einzuschlagen. Er ist leichter als irgend ein anderer Weg. Der Fleiß des Forschens ist schon nutzbringend für mich darin angelegt, ich kann diesmal die Reise mit weit weniger Mühsal machen. Ja, welche Ermutigung liegt schon für mich und gewissermaßen für alle meine Menschenbrüder in dem Anblick meiner Fußspuren!

Die Fußspuren werden betreten und wieder betreten; der Pfad wird immer breiter und ebener, bis endlich eine breite Heerstraße daraus wird, auf welcher sogar Wagen fahren können, und Viele reisen diese Straße — bis — bis die Stadt Stowe aus dieser Gegend verschwindet — wie mit manchen Städten wirklich schon der Fall gewesen — oder bis keine Einkäufe, kein himmlisches Orakel oder kein wirkliches Geschäft hier mehr existiren. Warum soll dann noch Jemand diese Straße reisen? — Die Gewohnheit ist unser erstes, unser Grundgesetz. Gewohnheit und Nachahmung — es giebt in uns nichts Dauernderes als diese zwei. Sie sind die Quelle alles Wirkens und alles Lernens, aller Praxis und aller Theorie in dieser Welt.

Ja, auch der weiße Mann spricht und handelt in Formeln; alle Menschen thun es. Und im Allgemeinen, je vollständiger ein Mensch in Formeln eingehüllt ist, desto sicherer, desto glücklicher ist es für ihn. Der Du in einem Al von verfaulten Formeln fast nackt dazustehen scheinst, weil Du die veralteten Lumpen und Formelverhärtungen entrüstet abgeschüttelt hast, erwäge wohl, wie auch Du immer noch befehldest bist! Diese englische Nationalität, Alles, was seit ungezählten Jahrhunderten ächt und unter Deinem Volke in seinem Reden und Thun eine Thatsache ist — hat nicht alles dies für Dich eine Haut oder zweite Haut gemacht, die Dir eben so fest anklebt, wie Deine natürliche? Diese hast Du nicht abgestreift, diese wirfst Du niemals abstreifen, und die Natur, die Du von Deiner Mutter geerbt, muß durch diese Haut hindurch zum Vorschein kommen. Ein gewöhnlicher oder auch vielleicht ein ungewöhnlicher Engländer bist Du, aber gütiger Himmel, wärest ein Araber, Chinese, Irödeljude, Türke, Hindu oder Afrikaner wärest Du wohl mit diesen von Deiner Mutter ererbten Eigenschaften geworden!

Im höchsten Grade interessant für mich ist stets der Anblick einer langen Reihe von Gesichtern, so wie wir sie in einer gefüllten Kirche, in einem Gerichtshofe, in einem großen öffentlichen Lokale oder überhaupt bei einer zahlreichen, gemischten Versammlung von Menschen sehen. Vor noch zwanzig oder vierzig Jahren waren alle diese Menschen noch kleine baubäckige Kinder, und jedes von ihnen fähig, in irgend eine gesellige Form geknetet und gebacken zu werden. Und sieh, wie sie jetzt zu Handwerkern, Künstlern, Theologen, gelehrten Juristen, ungelehrten Stugern verhärtet sind und hinfort nichts Anderes werden können und werden sollen.

Sieh diese durch allzureichlichen Portwein und Fleischspeisen hervorgerachene Farbe dieser Nase, mit welcher die hohe Cravatte mit der prahlenden Nussnadel und der starre und gleichsam drohende Blick der Augen in entsprechender Uebereinstimmung stehen. Dies ist ein „Grischäftsmann“, ein gedeihlicher Fabrikant, Baumeister, Ingenieur oder Advocat. Sein Auge, seine Nase, seine Cravatte haben bei dieser Thätigkeit diesen Charakter angenommen. Versage ihm nicht Dein Lob, Dein Mitleid. Demitleide auch seinen Nachbar mit den harten Händen, der knochigen Stirn, dem schlicht und flüchtig gekämmten Haar, dessen Auge gleichsam verlegen und ungewiß um sich blickt. Hast Du etwas Rührenderes gesehen, als die so verkümmerte und doch energische, unbezwingliche, ächte, wenn auch raube Intelligenz, welche aus diesem groben Gesicht herauschaut? Und ach, sein armes Weib wusch ihm mit ihren eigenen Händen dieses baumwollene Halsstuch und dieses grobe Hemd und pugte ihn so anständig, als möglich heraus. In solcher Gefangenschaft lebt er für seinen Theil; kein Mensch kann ihn nun daraus erlösen, denn das rothbäckige bittsamer Kind ist einmal so gebacken und geformt worden.

Und alle diese Menschen waren, wie wir sagen, vor wenigen Jahren noch Kinder von demselben bildsamen Stoff und sind nun unabänderlich geformt und geknetet, wie wir sie sehen! Formeln? Es giebt keinen Sterblichen, der nicht mit Formeln überzogen und bedeckt wäre und durch seine Formeln gleichsam vor dem Delirium und Nichts bewahrt würde. Sie sind im Grunde genommen die wohlthätigsten und unentbehrlichsten aller menschlichen Werkzeuge. Gesehnet ist Der, welcher eine Haut und Gewebe hat, dafern es nur eine lebendige ist und der Herzpuls überall hindurch erkennbar ist. Königthum, Feudalismus, mit einem wirklichen König Planta-

genet, mit wirklichen Aebten Samson und ihren anderen lebenden Wirklichkeiten, wie gesegnet!

Nicht ohne wehmüthiges Interesse haben wir dieses authentische Bild einer nun gänzlich entchwundenen Zeit betrachtet. Wehmüthige und dennoch auch zugleich tröstliche Gedanken drängen sich uns dabei auf. Wie viele wackere Männer haben vor Agamemnon gelebt! Hier sehen wir einen wackeren Regenten Samson, einen Mann, welcher Gott fürchtet und sonst nichts weiter, auf den wir so stolz sein könnten, wenn er erster Lord der Schatzkammer, oder König, oder Journalist, oder Hoherpriester gewesen wäre, und dessen nichtsdestoweniger die Gama gänzlich vergessen hat, Erwähnung zu thun. Sein mattes, in dieser Stunde wieder ins Leben gerufene Bild finden wir in dem Geschwäh eines einzigen armen Mönches und sonst in der ganzen Natur nirgends weiter. Die Vergessenheit hätte ihn beinahe ganz und gar verschlungen, und wir wüßten nicht, daß er auch nur jemals existirt. Welche Regimenter und Schaaren und Generationen solcher Männer hat die Vergessenheit schon wirklich verschlungen! Ihr zerbröckelter Staub bildet den Boden, auf welchem unsere Lebensfucht weiter wächst. Sagte ich nicht, wie meine alten nordischen Väter mich lehrten, der Lebensbaum Idraßil, der Dich in dieser Stunde umweht, wovon Du in dieser Stunde ein Theil bist, hat seine Wurzeln tief unten in den ältesten Todtenreichen und wächst, während die drei Nornen oder Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ihn aus dem heiligen Brunnen begießen!

Zum Beispiel, wer lehrte Dich sprechen? Von dem Tage an, wo zwei haarig nackte oder feigenblättrige menschliche Gestalten Erhniucht empfanden, nicht mehr stumm zu sein, sondern sich einander mitzutheilen und sich kuschend und mit allerhand Geberden mit peiniglichen Pantomimen und Interjectionen auf sehr erfolglose Weise bemühten, — bis zu dem Schreiben dieses vorliegenden Buches, welches ebenfalls keinen großen Erfolg haben wird. Zwischen jenem Tage und diesem, sage ich, liegt ein ziemlicher Zeitraum und eine bedeutende Arbeit, die irgend Jemand verrichtet hat. Glaubst Du, es habe bis auf Dan Chaucer keine Dichter gegeben — kein Herz, das von einem Gedanken geblüht, den es nicht unterdrücken konnte und für den es gleichwohl kein Wort hatte, weshalb es ein Wort dafür schaffen und formen mußte, was Du eine Metapher, Trope oder Vergleichung nennst? Für jedes Wort, welches wir haben, gab es einen solchen Mann und Dichter. Das kälteste Wort war einst eine glühende neue Metapher und

kühne Originalität. Man denke sich diesen Act des Geistes, dessen Alle sich bewußt waren, den noch Keiner genannt hatte, — als dieser neue „Dichter“ sich zuerst gedrängt fühlte, ihn zu nennen! Seine zweifelbaste Originalität und neue glühende Metapher ward annehmbar und verständlich gefunden und ist unser Name dafür bis auf den heutigen Tag.

Man betrachte die Literatur und man betrachte die St. Pauls Kathedrale und ihre Gräber, Westminster Hall und seiner Verückten zu geschweigen! Die Menschen hatten anfänglich nicht einmal einen Hammer, sie hatten nicht eine einzige artikulierte Sylbe — sie mußten alles erst machen und sie haben es gemacht.

Wie viel tausend und aber tausend artikulierte, halbartikulierte, innig gestammelte Gebete mußten aus Hütte und Zelle in vielen Ländern, in vielen Jahrhunderten aus den Seelen unzähliger Menschen zum Himmel aufsteigen, ehe auch nur die allervollständigste Liturgie zusammengestellt werden konnte.

So ist es mit allen menschlichen Dingen. Der erste Mensch, welcher mit geöffneter Seele diesen erhabenen Himmel und die Erde, dieses Schöne und Furchtbare, betrachtete, was wir Natur, Weltall und dergleichen nennen und dessen Wesen immerdar unnenubar bleibt, der Mensch, sagen wir, der zuerst, indem er dies sah, ehrfurchtsvoll und höchst wahrscheinlich schweigend auf seine Kniee niedersank, er hatte, von innerer Nothwendigkeit getrieben, als „kühnes Original“ etwas gethan, wovon alle nachdentlichen Herzen sofort einsahen, daß es etwas Ausdrucksvolles und Nachahmenswerthes war! Und von dieser Zeit an betete man mit gebeugtem Knie. Dieses stumme Gebet ist älter als alle gesprochenen Gebete, Litaneien oder Liturgien, der Beginn aller Anbetung, die nur einen Beginn bedurfte, so vernünftig war sie. Welch ein Dichter war dieser erste Anbetende! Ja, dieses kühne Original war auch ein erfolgreiches, und gleichsam der in vorweltlichen Finsternissen und Entfernungen verborgene Urquell, von welchem wie aus einer Nilquelle alle Formen der Anbetung ausfließen.

Auf diese Weise, sage ich, entstehen die Dinge. Die Iliade, so wie überhaupt die meisten anderen poetischen, besonders epischen, Dinge sind eben so entstanden, wie die Liturgie. Die große Iliade in Griechenland und die kleine Robin Hood's Garland in England sind jedes, wie ich es verstehe, die gut zusammengestellten, ausgewählten Schönheiten eines unermesslichen Chaos von heroischen Gedichten in ihren beziehungsweise Jahrhun-

betten und Ländern. Man bedenke, wie die siebenfaltige heroische Leier geschlagen, wie die weniger heroische Darmsaitenflöte gequält, wie das Hirn des Dichters gemartert werden mußte, ehe der Jörn eines göttlichen Achilles und die Kühnheit eines Will Scarlet auf angemessene Weise besungen werden konnte! Ehre Euch, Ihr Namenlosen, Großen und Größesten, Ihr längstvergesenen Tapfern!

Ebenso wurden Gesetze und was darum und daran hängt, auch nicht ohne menschliche Arbeit zusammengestellt, die jetzt größtentheils vergessen ist! Von der Zeit an, wo Kain seinen Bruder Abel durch einen einzigen Streich auf den Kopf tödtete, bis auf die Gegenwart, wo man seinen Gegner durch langwierige Prozesse zollweise mordet, liegt auch ein ungeheurer Zwischenraum! Die ehrwürdige Gerechtigkeit selbst begann mit barbarischer Gerechtigkeit, und alles Gesetz und Recht ist gleichsam ein langsam geklärtes und urbar gemachtes Land, auf welchem früher der ungeheure Urwald des Faustrechts stand. Die tapfere thätige Weisheit pflügt und legt trocken, begleitet von der eulenzügigen Pedanterie und vielen andern Formen der Thorheit. Der wackere Aldermann pflügt emsig, während der blinde gierige Feind nur allzuheißrig Unkraut unter den Weizen säet!

Eben weil in der ehrwürdigen Gerechtigkeit unter solchen Gebirgen von Thorheit und Narrheit noch wirklich einige Weisheit steckt, haben die Menschen sie noch nicht in den Fluß geworfen. Eben deshalb sitzt sie noch da, wie Dryden's Haupt in der „Bücherschlacht“, — ein ungeheurer Helm, ein ungeheurer Berg von beschmierem Pergament, der anfangs einen gewaltigen Eindruck auf das Auge macht. Im innersten Winkel aber, und nicht größer als eine Haselnuß, findet sich ein wirklicher Bruchtheil von göttlicher Gerechtigkeit, der vielleicht für Einige nicht unerreichbar, ganz gewiß aber für Alle unentbehrlich ist, — und die Menschen wissen nicht, was sie mit ihr thun sollen! Die Juristen waren nicht stets Pedanten und habgierige Geier; es gab unter ihnen auch Voeten und Selten, sonst wäre ihr Recht und Gesetz schon längst verschwunden. Ihre Pedanterie und Habgier wird allmählig in unglaublichem Umfange verschwinden und nur ihr Heroismus übrig bleiben, so daß der Helm dann hoffentlich auf die Größe des Hauptes reducirt wird!

Es ist alles Arbeit und vergessene Arbeit, diese bevölkerte, besiedelte, artikulirt sprechende, hochgethürmte Welt. Die Hände vergessener wackerer Menschen haben sie zu einer Welt für uns gemacht, trotz der Faulen und

Beigen. Dieses englische Land, hier und jetzt, ist der Gesamteinhalt Dessen, was in allen Generationen englischer Menschen weise und edel und mit Gottes Wahrheit übereinstimmend gefunden ward. Unsere englische Sprache ist sprechbar, weil es Dichterhelden von unserem Blut und unserer Abstammung gab, sprechbar im Verhältniß zu der Zahl dieser. Dieses Land England hat seine Eroberer und Befrager, welche von Epoche zu Epoche, von Tag zu Tage wechseln; seine wirklichen Eroberer, Schöpfer und ewigen Eigenthümer aber sind die folgenden und ihre Repräsentanten, wenn Du sie finden kannst, nämlich alle heroischen Seelen, die jemals in England waren, alle nach ihrem Grade — alle Menschen, die jemals eine Distel abhieben, einen englischen Sumpf trocken legten, einen weisen Plan in England aussannen und in England etwas Wahres oder Bäckeres thaten oder sagten. Ich sage Dir, sie hatten nicht einen Hammer zum Anfange, und dennoch baute Wren die St. Pauls-Kathedrale; nicht eine artikulierte Sylbe, und dennoch haben wir englische Literatur, elisabethanische Literaturen und andere. Arachne begann mit Zeigefinger und Daumen und hatte nicht einmal einen Kocken, und dennoch flecht Du jetzt Manchester und Kattun, welcher nackte Rücken deckt, zu zwei Pence die Elle!

Die ungeheure Masse gethaner und vergessener Arbeit, welche in dieser Welt stumm unter meinen Füßen liegt und mich bekleidet und nützt und am Leben erhält, wo ich auch gehen oder stehen, was ich auch denken oder thun mag, giebt Stoff zu vielen Betrachtungen! Reicht sie nicht auf jeden Fall hin, um das Ding, welches man Berühmtheit nennt, für einen weisen Mann mit gänzlicher Stummheit zu schlagen? Für Thoren und gedankenlose Menschen ist sie sehr geräuschvoll und wird es sein, diese Berühmtheit, denn sie spricht von ihren „Unsterblichen“ u. s. w.; aber, wenn Du es recht betrachtest, was ist sie? Abt Samson war nicht nichts, weil Niemand etwas von ihm sagte. Oder glaubst Du, der sehr ehrenwerthe Sir Jabez Windbeutel könne durch Parlamentsmajoritäten und Leitartikel zu etwas gemacht werden? Die „Unsterblichen!“ Kaum zweihundert Jahre zurück reicht die artikulierte Erinnerung der Rama, dann flammelt sie bloß. Sie erinnert sich allenfalls eines Shakespeares und schnattert ungefähr wie eine Gans über ihn — und weiter zurück bis zu der Geburt eines Teuth, bis zu Hengist's Einfall, und dem Schooße der Ewigkeit war alles wüste und leer und die respectablen teutonischen Sprachen, teutonischen Sitten und Gebräuche und Existenzen — alles kam von selbst, so wie das Gras sprießt, wie die

Bäume wachsen: — es bedurfte hier keines Wortes, keines Werkes aus dem begeisterten Herzen eines Menschen und die Yama weiß kein artikultes Wort darüber zu sprechen.

Oder man frage sie, was sie mit aller nur erdenklichen Hülfe und Mnemonik, einschließlich der Apotheose und Menschenopfer in Bezug auf einen Wodan oder auch einen Moses oder andern dergleichen Namen, im Kopfe trägt? Sie beginnt damit, daß sie ungewiß in Bezug auf Das ist, was sie waren, ob Geister oder Menschen mit Fleisch und Bein, ob Götter oder Charlatane; ja, zuweilen vermutet sie, es seien bloß Symbole und Ideen, vielleicht Nichtexistenzen und Buchstaben des Alphabets gewesen! Sie ist das lärmendste, unsinnigst schnatternde, zischende, freischende, thörichtste, unnußkaltigste von allen Geflügeln und bedarf nach meiner Ansicht keiner „Vosaune“, als ihres eigenen ungeheuren Gänsefchnabels, der, so zu sagen, mehrere Grade himmlischer Breite mißt. Ihre „Schwingen“ sind in diesen Tagen weit schneller geworden als sie jemals waren, aber ihr Gänsefchnabel scheint bis jetzt bloß größer, lauter und thörichter als je. Sie ist flüchtig und vergesslich. Und dennoch, wenn sie nicht flüchtig wäre, was sollte dann aus uns werden! Es ist ein Haupttrost, daß sie uns alle vergißt, alle, bis sogar auf die Wodans, und uns endlich als wahrscheinliche Nichtexistenzen und Buchstaben des Alphabets betrachtet.

Ja, ein edler Abt Samson ergiebt sich ebenfalls in Vergessenheit und betrachtet diese als kein Uebel, sondern als einen Trost, als einen stillen Ruheplatz, als eine Zuflucht vor den Bedrängnissen, welche in den Nachtstunden seinem starken Herzen oft Seufzer ausdrückten.

Mein Freund, alles Reden und aller Ruf hat nur ein kurzes Leben und ist thöricht und unwahr. Die ächte That allein, was Du treulich wirkst, nur dies ist ewig wie der allmächtige Gründer und Welterschöpfer selbst. Daran halte fest und laß die Yama und ihres Gleichen schwagen, was sie will.

„Doch rufen von trüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Verkümmert nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.“

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lobnen!
Wir heißen euch hoffen.“

Drittes Buch.

Der Arbeiter der Neuzeit.

Erstes Kapitel.

Phänomene.

Aber, wie wir schon gesagt haben, unsere Religion ist entwirren. Wir glauben nicht mehr an St. Edmund; wir sehen nicht mehr seine Gestalt „am Rande des Horizontes“ drohend oder ermutigend! Gottes absolute, von einem ewigen Himmel und einer ewigen Hölle functionirte Befehle sind Moralphilosophien geworden, sanctionirt durch geschickte Gewinn- und Verlustberechnungen, durch matte Erwägungen der Tugendfreunden und des Moralsch-Grhabenen.

Es ist wirklich so. Wir haben, um in dem alterthümlichen Dialekt zu sprechen, „Gott vergessen“; oder — in dem modernsten Dialekt und der eigentlichen Wahrheit des Gegenstandes — wir haben das Factum dieses Weltalls aufgefaßt, wie es nicht ist. Wir haben dem ewigen Kern der Dinge ruhig unsere Augen verschlossen und sie bloß dem Schein der Dinge geöffnet. Wir glauben ruhig, dieses Weltall sei seinem innern Wesen nach ein großes unverständliches Vielleicht. Seinem äußeren Wesen nach ist es unverkennbar genug ein großer umfangreicher Viehstall und ein Arbeitshaus, mit einer ungeheuern Küche und langen Spelsetafeln, und nur Der ist weise, der einen Platz an diesen finden kann! Alle Wahrheit dieses Weltalls ist ungewiß; nur der Gewinn und Verlust davon, der Pudding und das Lob davon, sind und bleiben dem praktischen Manne sehr sichtbar.

Es giebt keinen Gott mehr für uns! Gottes Gesetze sind ein Prinzip, ein parlamentarisches Auskunftsmittel. Der Himmel überwölbt uns nur noch als ein astronomisches Uhrwerk, ein Ziel für herideltische Teleskope, um wissenschaftliche oder sentimentale Prokessschüsse darnach zu thun — mit einem Worte, der Mensch hat, wie wir und der alte Johnson sagen, die Seele verloren und beginnt nun ihren Mangel zu fühlen!

Dies ist der eigentliche Sitz des Uebels; der Mittelpunkt des allgemeinen socialen Richtschadens, der alle modernen Dinge mit furchtbarem Tode bedroht. Für Den, der die Sache recht betrachtet, ist hier der Stamm mit seinen Wurzeln, mit seinen weithingestreckten Abspazirwegen und Gistauschweigungen, unter welchen die Welt in Atrophie und Agonie sich krümmend liegt. Du berührst den Brennpunkt aller unserer Krankheit, unserer furchtbaren Neurologie von Krankheiten, wenn Du Deine Hand hierauf legst. Es giebt keine Religion; es giebt keinen Gott; der Mensch hat seine Seele verloren und sucht vergebens der Hölle widerstehendes Salz. Vergebens; Hinrichtung von Königen, Reformbills, französische Revolutionen, Manchester-Insurrectionen — alles dies ist kein Heilmittel. Die widerliche, eine Stunde lang beschwichtigte Hautkrankheit kommt nächste Stunde mit neuer verzweifelter Kraft wieder zum Vorschein.

Denn dies ist in der That nicht die wirkliche Thatsache der Welt; die Welt ist nicht so gemacht, sondern anders. Jede Gesellschaft, die von dieser Nicht-Gott-Hypothese ausgeht, muß zu bemerkenswerthen Resultaten gelangen. Die Trugbilder, Phantasmen und Blendwerke, welche am hellen Tage auf der Erde umherwandeln, müssen nothwendig sehr zahlreich sein. Wenn das Weltall seinem innern Wesen nach ein Willehül oder am Ende gar eine unendliche Täuschung ist, warum sollen uns dann kleinere Täuschungen in Erstaunen setzen? Es ist Alles dem Gange der Natur gemäß und Phantasmen, die mit ungeheurem Getöse von einem Ende unserer Existenz bis zum andern auf dem Straßen hinalgelassen, setzen Niemanden in Erstaunen.

Die papistische Religion florirt, wie man uns erzählt, in der gegenwärtigen Zeit außerordentlich und besüßt von allen Religionen das lebhafteste Ansehen. „*Elle a trois cents ans dans le ventre,*“ sagt Joubert; „*c'est pourquoi je la respecte!*“ — Der alte Papst von Rom, der es sehr anstrengend findet, so lange zu knien, während man ihn durch die Straßen

fährt, um am Trohnleichenamstage das Volk zu segnen, beklagt sich über Rheumatismus. Seine Kardinäle berathen sich hierüber mit einander und verfertigen ihm nach einigem Nachdenken eine ausgestopfte, mit einem Mantel versehene Figur von Eisen und Holz, und bringen dieselbe in eine knieende Stellung. Diesem ausgestopften Manne oder Kumpf von einem Manne leiht der Papst, bequem etwas tiefer sitzend, mit Hülfe von Mänteln und Draperien seinen lebendigen Kopf und seine ausgebreiteten Hände. Der Kumpf mit seinen Mänteln kniet. Der Papst schaut und hält seine Hände ausgebreitet, und so segnen die beider vereint am Trohnleichenamstage das römische Volk so gut sie können.

Ich habe diesen amphibischen Papst mit dem Holz- und Eisentrüden, mit dem Fleischkopfe und Händen betrachtet und mich bemüht, sein Horoskop zu berechnen. Ich halte ihn für den merkwürdigsten Papst, der seit mehreren tauſend Jahren Gottes Tageslicht verfinstert oder sich auf der menschlichen Hergbaue abgebildet hat. Ja, welche seltsamere Produkt der zusammenwirkenden Natur und Kunst hat es gegeben, seitdem das Chaos zuerst schauerte und, wie die Araber sagen, nicht, als der erste Sonnenstrahl hindurchdrang? Hier haben wir einen Oberpriester, welcher glaubt, daß Gott sei — was um Gottes willen glaubt er, daß Gott sei? — und doch nicht, daß alle Anbetung Gottes eine theatralische Phantasmagorie von Wachelichtern, Orgeltönen, gregorianischen Lobgesängen, ruzurnen Konſignori und künstlich geputzten Puppen von Holz und Eisen ist — um die Unwissenden von etwas noch Schlimmerem zu retten.

O Leser, ich sage nicht, wer Belſal's Auserwählte sind. Auch dieser arme amphibische Papst theilt Brod unter die Armen aus und es schlummert in ihm mehr Gutes, als er selbst weiß. Seine armen Jesuiten waren während der letzten italienischen Cholera nebst einigen deutschen Ärzten die einzigen Heilköpfe, welche der fize Schrecken nicht wahnſinnig gemacht hatte. Sie stiegen furchtlos in alle Hütten und Höhlen hinab, wachten an dem Fußel der Sterbenden, mit Hülfe, mit Rath und Hoffnung, und glänzten wie leuchtende Hirnerne, als alles Andere in chaotische Nacht versunken war. Ehre ihnen!

Dieser arme Papst. — wer weiß, was Gutes in ihm ist? In einer Zeit, die nur allzugeneigt ist, zu vergessen, bewahrt er das traurigste geistliche Andenken an das Höchste und Heiligste, welches einst war und was in neuen passenden Formen wieder theilweise werden muß. Ist er nicht gleichsam

ein fortwährender Totenkopf mit seinem Resurgens auf dem Grabe eines allgemeinen Heroismus, — auf dem Grabe des Christenthums? Solche mit dem besten Herzblut der Welt erkaufte Erbakenheiten dürfen nicht verloren gehen; wir brauchen sie zu nothwendig, gleichviel in welcher Verwirrung sie sein mögen. Für uns alle wird der Tag kommen, und für einige wenige ist er schon gekommen, wo kein Sterblicher, der sich mit seinem Herzen nach „göttlicher Demuth“ oder nach einer anderen „höchsten Form des Heldenthums“ sehnt, sie in Totenköpfen zu suchen brauchen, sondern sie hier und da in einem schönen lebenden Haupte sehen wird.

Uebrigens liegt in diesem armen Papst und in seiner Praxis der theatralischen Anbetungstheorie eine Offenheit, die ich nicht umhin kann zu ehren. Nicht halb und halb, sondern mit ungetheiltem Herzen beginnt er mit Theatermaschinerie anzubeten, als ob es in der Natur keine andere gäbe oder geben könnte. Er wird Dich fragen: Wie soll ich's sonst machen? Unter diesem meinen gregorianischen Lobgesang und der schönen von Wachserkerzen beleuchteten Phantasmagorie liegt wohlthätig für Euch verborgen ein Abgrund schwarzen Zweifels, ja Sankelottischen Jakobinismus — ein Orkus, der keinen Boden hat. Das bedenke wohl! Die bodenlose Tiefe des Scepticismus, Atheismus und Jakobinismus ist durch sinnreich geordnete Theaterhülfsmittel überdeckt und guter Verweisung verborgen. Dieser ausgestopfte Kumpf schützt mich nicht bloß gegen Rheumatismus, sondern auch Euch gegen so und so viele andere Dämonen. Auf dieser guten Lebensreise, von der Ihr nicht wißt, wohin sie Euch führt, begleitet Euch schöne Marschmusik und gregorianischer Lobgesang und die hohle Nacht des Orkus ist verborgen.

Ja, in der That, nur wenig Menschen, welche mittelst des sich drehenden Kürbisses der Kalmücken anbeten, thun es auf halb so große, offene oder wirkliche Weise. Drurylane, sagt man, und dies ist viel gesagt, könnte, was Kostümrung und Zusammenstellung von Licht und Schatten betrifft, von dem Papst lernen. Er ist der größte Schauspieler, der gegenwärtig in dieser Welt Gage bezieht. Der arme Papst! Und wie ich höre, geht er dennoch mit schnellen Schritten seinem Bankrott entgegen und wird binnen einer nicht allzulangen Reihe von Jahren — dreihundert werden es gewiß nicht — keinen Pfennig mehr haben, um seinen Kopf ans Feuer setzen zu können! Sein alter rheumatischer Rücken wird dann zur Ruhe kommen und er selbst mit seinen Theatereffekten auf ewig im Chaos schlafen.

Und doch, warum gehen wir nach Rom, wenn wir Geysenfler sehen wollen, die am hellen lichten Tage auf der Straße umherwandeln? Phantasmen und Geysenfler halten in dieser Ritterschiffstunde ihr Jubelfest und freischen, und die Frage wäre vielmehr: Welche hohe Wirklichkeit noch irgendwo wach ist? Die Aristokratie ist eine Phantasmen-Aristokratie geworden, die nicht mehr im Stande ist, ihr Werk auch wirklich zu verrichten, ja die sich nicht einmal im mindesten bewußt ist, daß sie noch wirklich ein Werk zu thun hat. Sie ist einzig und allein darauf bedacht, den Lohn für diese ungethane Arbeit in Anspruch zu nehmen, — ja, einen höheren und handgreiflich übertriebenen Lohn und Kornzeige und Erhöhung der Bodenzinsen, weil der alte Lohnsatz jetzt nicht mehr angemessen erscheint! Die Riesin *Maschinoskratie*, wie man sie nennen kann, eine wirkliche Riesin, obgleich bis jetzt eine blinde und nur halbwach, ringt und kämpft und will sich nicht in den Vogelnegen der Phantasmen-Aristokratie erwürgen lassen, welche sich ebenfalls noch eine Riesin zu sein einbildet. Sie kämpft wie im Schlafe und vom Alp gedrückt, bis sie wirklich erwacht, und leucht und kämpft tausendfach, können wir sagen, in wahrhaft reinlicher Weise durch alle Fibern unserer englischen Existenz in diesen Stunden und Jahren! Wird unsere arme englische Existenz ganz und gar ein drückender Alp und von nichts als Phantasmen erfüllt?

Der Kämpfe von England reitet, nachdem er „mit geringem Beistande in den Sattel gehoben worden“ in Eisen oder Blech gehüllt bei der Königskrönung nach Westminsterhall hinein und fragt hier, ob in einem der fünf Welttheile, so weit der Himmel reicht, es einen Menschen oder Dämon giebt, welcher das Recht dieses Königs zu bestreiten wagt? So weit der Himmel reicht, giebt kein Mensch eine verständliche Antwort, wie doch von mehreren schon hätte gegeben sollen. Kennt nicht auch dieser Kämpfe die Welt und daß sie ein ungeheurer Betrug und ein bodenloses mit buntem Tuch und anderen prächtigen Geweben überdecktes Nichts ist? Lassen wir ihn hier und möge er alle Menschen und Dämonen befragen, so lange er Luß hat.

Ihn haben wir seinem Schicksal überlassen, aber wen haben wir sonst gefunden? Wie vielen völlig erwachten Wirklichkeiten sind wir von diesem, dem höchsten Gipfelpunkte der Dinge durch alle Schichten und Breiten begegnet? Ah leider, im Gegentheile, welchen Schaaren und Bevölkerungen von Phantasmen, nicht Gottwahrheiten, sondern Teufelselügen, bis herab

zur allertiefsten Schicht! Man kann auf keiner öffentlichen Heerstraße und selbst nicht auf dem abgelegensten Nebenwege der englischen Gristenz wandeln, ohne einem Menschen oder einem menschlichen Interesse zu begegnen, welches die Hoffnung auf das Ewige und Wahre aufgegeben und seine Hoffnung auf das Zeitweilige, halb oder gänzlich Falsche gesetzt hat. Das ehrenwerthe Parlamentsmitglied beklagt sich, daß die Tuchmacher in Norfolk ihre Waare verfälschen. Mein Himmel, sogar das Papier, auf welchem ich schreibe, ist, wie es scheint, zum Theil aus ant gesättetem Kalk verfertigt und hindert mich beim Schreiben! Es ist ein Glück, wenn man jetzt wirklich gutes Papier — irgend eine wirklich gut verrichtete Arbeit bekommen kann, man suche wo man wolle, vom höchsten Phantasmengirsel an bis herab zur niedrigsten bezauberten Pflanz.

Man betrachte zum Beispiel den großen fleben Fuß hohen Hut, welcher jetzt die Straßen von London durchwandelt und den mein Freund Sauerrieg mit Recht als eine unserer englischen Notabilitäten betrachte. „Wollte Gott,“ sagte er, „es wäre der Culminationepunkt, welchen die englische Charlatanerie erreicht hat und von welchem sie wieder umkehren müßte!“ — Der Hutmacher am Strand in London setzt, anstatt bessere Filzhüte zu machen, einen ungeheuren fleben Fuß hohen von Pappe verfertigten Hut auf Mäker, läßt ihn von einem Kanne durch die Straßen fahren und hofft dadurch sein Heil zu finden. Er hat nicht versucht, bessere Hüte zu machen, wie das Weltall von ihm verlangte und wie er bei seinem Scharfsinn sehr wahrscheinlich hätte thun können, sondern sein ganzer Fleiß wird darauf verwandt, und zu überreden, daß er bessere Hüte gemacht habe! Auch er weiß, daß der Charlatan Gott geworden ist. Lache nicht über ihn, o Leser, oder lache nicht bloß. Er hat aufgehört, komisch zu sein; er wird mit schnellen Schritten tragisch. Wir klingen all dieses betäubende Trompetengeklammer der Charlatanerie und der in Dürftigkeit und Mangel gerathenen Lüge wie eine Besaune des jüngsten Gerichts. Ich muß mir sagen: „Nicht Gottes Zeugen steht auf allem diesem geschrieben, sondern sein Fluch, wenn nicht vielleicht das Universum wirklich eine Chimäre ist — eine alte, gänzlich in Unordnung gekommene Wankuhr, todt wie Meißing, mit welcher der Verfertiger, wenn es jemals einen gegeben, schon längst aufgegeben hat, sich zu befassen.“ — Für meinen Freund Sauerrieg war dieser arme flebenfüßige Hutmacher als der Orenstein der englischen Charlatanerie sehr merkwürdig.

Nach, daß wir Einheimischen so wenig auf ihn achten, daß wir ihn als etwas betrachten, was sich von selbst versteht, dies ist eben die Grundursache des Elends. Wir und selbst die Strengsten unter uns betrachten es als etwas ganz Natürliches, daß alle Menschen, die irgend etwas gemacht haben, das Recht besitzen, es so laut als möglich zu verkünden und das Publikum aufzufordern, sie dafür zu belohnen. Jeder ist sein eigener Trompeter, dies ist bis zu einem wirklich beunruhigenden Grade die angenommene Regel. Proclamire Deinen Hut so laut als möglich. Halte Dich zuerst an eine wahrhafte Proclamation, wenn diese den Zweck erfüllt; erfüllt sie ihn nicht, so greife zur lügenhaften Proclamation, — in so weit lügenhaft, als es Deinem Zweck förderlich ist, nicht so lügenhaft, daß sie unglauhaft wird.

Die Natur verlangt von keinem Menschen, daß er sein Wirken und Thun und seine Hutfabrikation proclamire, ja die Natur verbietet allen Menschen dies zu thun. Es giebt in der ganzen Welt keinen Menschen oder Hutmacher, der nicht fühlte oder gefühlt hätte, daß er sich herabwürdigt, wenn er von seinen Vorzügen und von seiner Ueberlegenheit in seinem Handwerk spricht. Sein innerstes Herz sagt zu ihm: „Ueberlasse es Deinen Feinden oder Deinen Freunden, davon zu sprechen!“ Er fühlt, daß er schon ein armer Brähler ist, welcher der Unwahrheit und Lüge mit schnellen Schritten entgegen geht.

Die Gesetze der Natur sind, ich muß dies wiederholen, ewig, und ihre leise aus unserm innersten Herzen sprechende Stimme darf bei furchtbarer Strafe nicht unberücksichtigt bleiben. Kein einzelner Mensch kann sich ohne Schaden für sich selbst von der Wahrheit entfernen; eben so wenig ist dies mit einer Million oder mit siebenundzwanzig Millionen Menschen der Fall. Man zeige mir eine Nation, die überall in ein solches Gebahren verfallen ist, so daß Jeder es erwartet und es Andern und sich gestattet, und ich zeige Euch eine Nation, die einmüthig auf dem breiten Wege wandelt, der zum Verderben führt — auf dem breiten Wege, wie viele Banken von England, Baumwollspinnereien und Herzogspaläste sie auch besitzen möge. Nicht in glückliche eisernen Gefilde und zu ewigen durch schweigenden Heldennuth errungenen Siegeskronen wird diese Nation gelangen, sondern zu Abgründen und verschlingenden Strudeln, wenn sie sich nicht Einhalt thut. Die Natur hat glückliche Gefilde und Lorbeerkronen bestimmt, aber nur für die Wackeren und Wahren; die Unnatur, was wir das Chaos nennen, enthält dagegen nichts als leere Räume und verschlingende Strudel. Was sind

siebenundzwanzig Millionen und ihre Einmüthigkeit? Glaubt ihnen nicht; die Welten und die Zeitalter, Gott und die Natur und alle Menschen sprechen anders.

Dies alles wären Rednerfloskeln? Nein, mein Bruder; es ist alles Thatfache und keine Arithmetik ist richtiger. In der Neuzeit vergessen, ist sie doch so alt wie das Fundament des Weltalls und wird dauern, bis das Weltall selbst aufhört. Sie ist jetzt vergessen, und ihre erste Erwähnung veranlaßt Dich, Dein süßes Antlig zu einem höhnischen Lächeln zu verziehen, aber sie wird wieder in die Erinnerung zurückgerufen werden, — es wäre denn, daß das Gesetz der Schwerkraft aufgehoben würde und die Menschen fänden, daß sie wirklich auf einem leeren Raume wandeln können.

Einmüthigkeit der siebenundzwanzig Millionen thut nichts — gehe nicht mit ihnen, sondern stehe vor ihnen, wie vor dem Tode. Siebenundzwanzig Millionen, die solche Wege wandeln, gehen mit Gold in allen Tälchen kimmernd und mit himmelhohen Vivats unaufhörlich dem Ende des Bestandes entgegen, dem Ende der Treue, Wahrhaftigkeit und des wirklichen Werthes, den ihr Leben hatte. Ihre edlen Vorräther haben ihnen einen Lebensweg gebahnt und zwar in tausendfachem Sinne. Jedes alte weise Sprichwort auf ihrer Zunge, jedes rechtschaffene Prinzip, welches ihrem Herzen eingeprägt worden, jede wahre Methode, irgend ein Menschenwerk zu thun, hilft ihnen noch vorwärts. Das Leben ist ihnen noch möglich, weil noch nicht Alles Charlatanerie, Unwahrheit, Rammoneverehrung und Unnatur, weil noch etwas treue Wahrhaftigkeit und wirklicher Werth ist. Mit einer gewissen sehr bedeutenden endlichen Quantität von Unwahrhaftigkeit und Phantasmen ist das sociale Leben noch möglich, aber nicht mit einer unendlichen Quantität. Man überschreite diese gewisse Quantität, den siebenfüßigen Stuhl, und Alles, bis hinauf zu dem in Blech gepanzerten Kämpfen, beginnt zu taumeln und zu schwanken, denn das Gesetz der Schwerkraft verzieht nicht thätig zu sein. Ihr schreitet unaufhörlich dem Ende des Bestandes zu, Schritt für Schritt, siebenundzwanzig Millionen, die nichts davon ahnen, bis Ihr wirklich am Ende des Bestandes steht, bis nicht Wahrhaftigkeit genug mehr unter Euch ist, und der nächste Schritt hebt sie jetzt nicht über Land, sondern in die Luft empor, über Meerestiefen und brüllende Abgründe, wenn nicht vielleicht das Gesetz der Schwerkraft vergessen hat thätig zu sein.

D, es ist furchtbar, wenn eine ganze Nation, wie unsere Väter zu

sagen pflegten, „Gott vergessen“ hat und nur des Mammons eingedenk ist und Dessen, wozu der Mammon führt. Wenn der sich selbst ausposaunende Gutmacher das Emblem fast Aller ist, welche irgend etwas machen, von epischen Gedichten und Parlamentsacten an bis herab zu Hüten und Stiefelwische, und jeder einzelne Freund der Unwahrheit unberechenbares Unheil anrichtet, wie viel Unheil werden dann in einigen Generationen siebenundzwanzig Millionen Freunde der Unwahrheit anrichten! Die Summe dieses Unheils, die in jeder Straße auf jedem Markte, in jedem Senats-hause, in jeder Lebibibliothek, in jeder Kathedrale, in jeder Baumwollenspinnerei und in jedem Arbeitshause sichtbar ist, erfüllt eben nicht mit er-muthigenden Gefühlen!

Zweites Kapitel.

Das Evangelium des Mammonismus.

Leier, sogar christlicher Leser, wie Du Dich nennst, hast Du einen Begriff von Himmel und Hölle? Ich fürchte beinahe, Du hast keinen. So oft auch diese Worte auf unserer Zunge schweben, so haben sie doch für die Meisten von uns einen fabelhaften oder halb fabelhaften Charakter angenommen, gleichsam wie ein vorübergehendes Gleichniß, wie ein Schall, der wenig bedeutet.

Und dennoch verlohnt es für uns der Mühe, ein für allemal zu wissen, daß sie kein Gleichniß, keine Fabel oder Halbfabel, sondern eine ewige höchste Thatsache sind! „Kein See von scilichem oder anderem Schwefel brennt jetzt irgendwo in unserer Zeit,“ sagst Du? Wohlan, und wenn nun keiner brennte! Glaube es nicht oder glaube es, wenn Du willst, ja halte daran fest als an einem wirklichen Gewinn, einem Emporksteigen zu höheren Stationen, zu weiteren Horizonten und Reichen. Alles dies ist verschwunden oder ist nicht verschwunden; glaube in Bezug auf alles dies, was Du willst. Daß aber ein Unentliches von praktischer Wichtigkeit, mit strenger arithmetischer Genauigkeit gesprochen, ein Unentliches, verschwunden ist oder aus dem Leben irgend eines Menschen verschwinden kann, dies sollst Du nicht glauben! O Bruter, hat das Unentliche der Furcht, der Hoffnung, des

Mitleids sich Dir nicht in irgend einem Augenblicke unzweifelhaft und unnenubar enthüllt? Kam es niemals wie der Schimmer über natürlicher, ewiger Oeane, wie die Stimme alter Ewigkeiten, ferntönend durch Dein innerstes Herz? Niemals? Ach leider, dann war es nicht Dein Liberalismus, sondern Dein Animalismus! Das Unendliche ist sicherer als irgend eine andere Thatsache. Aber bloß Menschen können es unterscheiden; bloß bauende Viber, spinnende Arachnen und die Raubthiergattungen der Greier und Füchse unterscheiden es nicht! —

„Das Wort Hölle,“ sagt Sauerweig, „ist unter dem englischen Volke noch in häufigem Gebrauch, aber ich konnte nicht ohne Mühe ermitteln, was man damit meinte. Hölle bedeutet gewöhnlich die unendliche Furcht, das Ding, vor welchem der Mensch sich unendlich fürchtet und zurückbautert, indem er sich mit seiner ganzen Seele bemüht, ihm zu entgehen. Es giebt daher eine Hölle, wenn man die Sache recht überlegt, welche den Menschen auf allen Stufen seiner Geistes- und religiösen oder anderen Entwicklung begleitet, aber die Höllen der Menschen und der Völker sind von einander sehr verschieden.

Bei den Christen ist es die unendliche Furcht, vor dem gerechten Richter schuldig erfunen zu werden. Bei den alten Römern war es, wie ich mir denke, die Furcht, nicht vor Pluto, aus welchem sie sich wahrscheinlich sehr wenig machten, sondern die Furcht, unwürdig, untugendhaft, oder, der Grundbedeutung ihres Ausdruckes nach, unmännlich zu handeln. Was aber, wenn man der Sache auf den Grund geht, was aber fürchtet die moderne englische Seele in der That und Wahrheit unendlich? Was betrachtet sie mit gänzlicher Verwerfung? Was ist ihre Hölle? Mit Zögern und mit Erstaunen spreche ich es auch: Ihre Hölle ist die Furcht vor Mangel an Erfolg; die Furcht, daß es ihr nicht gelingen werde, Geld, Ruhm oder irgend eine andere Ziffer in der Welt — hauptsächlich aber Geld — zu erwerben! Ist dies nicht eine etwas eigenthümliche Hölle?“

Ja, o Sauerweig, es ist sehr eigenthümlich. Wenn wir keinen „Erfolg“ haben, was nützen wir dann? Es wäre dann besser, wir wären niemals geboren worden. „Zittert in Eurem Innern,“ wie unser Freund der Kaiser von China sagt; hierin liegt der schwarze Abgrund der Furcht, was Sauerweig die „Hölle der Engländer“ nennt!

In der That aber gehört diese Hölle ganz natürlich dem Evangelium des Kammonismus an, der auch seinen entsprechenden Himmel hat. Denn

es giebt in der That eine Wirklichkeit unter so vielen Phantasmen; mit einer Sache wenigstens meinen wir es wirklich ernst — mit dem Geld-erwerb. Der arbeitende Rammonismus theilt sich mit dem faulen, sein aristokratisches Jagdrecht ausübenden Disertantismus in die Welt; — dem Himmel sei Dank, daß es wenigstens einen Rammonismus, oder irgend etwas giebt, womit wir es ernst meinen. Müßiggang ist das Schlimmste, Müßiggang allein ist ohne Hoffnung — arbeite ernstlich an irgend etwas und Du wirst allmählig an beinahe allen Dingen arbeiten lernen. Es liegt eine unendliche Hoffnung im Arbeiten, wäre es auch im Arbeiten um des Gelderwerbs willen.

In der That, man muß gestehen, daß wir gegenwärtig mit unserem Rammonis-Geangelium zu seltsamen Schlüssen gekommen sind. Wir nennen es eine Gesellschaft und bekennen uns doch offen zu der vollständigsten Trennung und Isolirung. Unser Leben ist nicht eine wechselseitige Hülfe, sondern vielmehr unter dem Mantel angemessener Kriegsgefege, die man „freie Concurrenz“ u. s. w. nennt, eine wechselseitige Feindseligkeit. Wir haben durch und durch und überall vergessen, daß *V a r z a h l u n g* nicht die einzige Wechselbeziehung menschlicher Wesen ist, und wir sind der festen Ueberzeugung, daß d a m i t alle Verbindlichkeiten des Menschen abgemacht und erledigt werden. „Meine hungernden Arbeiter?“ antwortet der reiche Fabrikant. „Habe ich sie nicht ehrlich auf dem Markte gemietet? Bezahlt ich ich ihnen nicht bis auf den letzten Heller die bedungene Summe? Was habe ich weiter mit ihnen zu thun?“

In der That, die Anbetung des Rammons ist eine traurige Religion. Als Kain um seines eigenen Nutzens willen Abel erschlagen hatte und gefragt ward: „Wo ist Dein Bruder?“ antwortete er auch: „Soll ich meines Bruders Hüter sein? Habe ich meinem Bruder nicht seinen Lohn, daß, was er von mir verdient hatte, bezahlt?“

O sprachliebender Kaufmannsfürst, durchlauchtiger das Jagdrecht ausübender Herzog, giebt es denn keine andere Art und Weise, Deinen Bruder umzubringen als Kain's rohe Methode! „Ein guter Mensch verspricht es schon durch sein Aussehen, durch seine Gegenwart als Reisegefährte auf der Wallfahrt dieses Lebens.“ Wehe ihm, wenn er alle solche Versprechungen vergißt, wenn er niemals weiß, daß sie gegeben wurden! Für ein erstorbeneß Gemüth, welches nur von dem stummen Gögendienst der Sinne erfüllt ist, für welches Hölle und Geldmangel gleiche Bedeutung haben, sind alle Ver-

sprechungen und moralischen Pflichten, deren Verletzung nicht gerichtlich anhängig gemacht werden kann, so gut wie nicht vorhanden. Man kann ihm befehlen, daß er Geld bezahle, aber weiter nichts. Ich habe in der ganzen Geschichte der Vergangenheit von keiner Gesellschaft irgendwo unter Gottes Himmel gehört, die sich auf eine solche Philosophie gestützt hätte, und hoffe auch in der Geschichte aller Zukunft nichts davon zu hören. Das Weltall ist nicht so geschaffen; es ist anders geschaffen. Der Mensch, oder die Nation von Menschen, welche glaubt, es sei so geschaffen, wandelt arglos Schritt um Schritt immer weiter — wir wissen aber wohl, wohin. In den letztvergangenen zwei Jahrhunderten atheisistischer Regierung — es sind jetzt beinahe zweihundert Jahr seit der gesegneten Wiedereinsetzung seiner geheiligten Majestät und Vertheidigers des Glaubens, Karls II. — haben wir nach meiner Ansicht den festen Boden, auf dem wir noch wandeln konnten, so ziemlich erschöpft, und stehen nun schauernd und taumelnd und — wir wollen hoffen, zurückgehend — am Rande des Abgrunds! —

Denn aus Dem, was wir Atheismus nennen, kommen so viele andere Tömen und Irrthümer, von welchen jedem sein Glend auf dem Fuße folgt! — Eine Seele ist nicht wie in einer Kapsel enthaltener Wind (spiritus oder Hauch). Der allmächtige Schöpfer ist nicht wie ein Uhrmacher, der, nachdem er einmal in alten undenklichen Zeiten seine Uhr von einem Weltall gemacht, seit dieser Zeit davorsteht und ihr zusieht, wie sie geht! Durchaus nicht. Daher kommt der Atheismus, daher kommen, wie wir sagen, viele andere Tömen, und als die Summe von Allem, der Knechtsismus, das Gegenstück von Heroismus, die traurige Wurzel von allen Leiden, wüßten sie Namen haben, wie sie wollen.

Denn in der That, eben so wie kein Mensch jemals das obengenannte Windelement in seiner Kapsel eingeschlossen sah, und es im Grunde genommen mehr leugbar als begreiflich findet, so findet er auch in dem allmächtigen Uhrmacher einen sehr zweifelhaften, leugbaren Gegenstand, und leugnet ihn demgemäß und mit ihm zugleich noch so vieles Andere. Ach, leider weiß man nicht, was und wie vieles Andere! Denn der Glaube an ein Unsichtbares, Unnennbares und Göttliches, welches in Allem gegenwärtig ist, was wir sehen und wirken und leiden, ist die Quintessenz alles Glaubens, möge er heißen wie er wolle, und wird dieser einmal geleugnet, oder, noch schlimmer, bloß mit den Lippen und aus gebundenen Gebetbüchern bekannt, was bleibt dann noch überhaupt glaubbar?

Eine der Irtiachen, welche Dr. Allison in seinem Werke über die Armenpflege in Schottland anführt, hat tiefen Eindruck auf uns gemacht. Eine arme irische Wittve, deren Mann in einem der Gäßchen von Edinburgh gestorben war, verließ von allen Hülfsmitteln entblößt, mit ihren drei Kindern ihre Wohnung, um die mildthätigen Institute dieser Stadt um Hülfe anzugehen. Von diesen Instituten ward sie von einem zum andern geschickt, ohne daß sie irgendwo Hülfe fand, bis endlich ihre Kräfte schwanden. Sie erkrankte am Typhusfieber, starb und steckte das ganze Gäßchen, in welchem sie gewohnt, mit ihrer Krankheit an, so daß noch sebzehn andere Personen daran starben. Der menschenfreundliche Arzt fragt hierauf, gleichsam als ob ihm das Herz zu voll wäre, um sich ordentlich auszusprechen: „Hätte man dieser armen Wittve nicht wenigstens schon aus Sparsamkeitsgründen helfen sollen?“ Sie bekam das Typhusfieber und tödtete sebzehn von Euch! — Sehr seltsam. Die verlassene irische Wittve wendet sich an ihre Mitmenschen, als ob sie sagen wollte: „Sehet, ich sinke aus Mangel an Hülfe zu Boden; Ihr müßt mir helfen! Ich bin Eure Schwester, Bein von Eurem Bein, ein Gott hat uns geschaffen — Ihr müßt mir helfen!“ Sie antworten: „Nein, unmöglich; Du bist keine Schwester von uns.“ Aber sie beweist ihre Schwesterchaft; ihr Typhusfieber tödtet jene. Sie waren wirklich ihre Brüder, obgleich sie es leugneten! Mußte wohl je ein menschliches Geschöpf tiefer nach einem Beweise hinabsteigen?

Denn, wie allerdings auch in einem solchen Falle ganz natürlich war, die Regierung der Armen durch die Reichen ist schon längst der Theorie von Angebot und Nachfrage, von *laissez faire* und dergleichen anheim gegeben und allgemein für „unmöglich“ erklärt worden. „Du bist keine Schwester von uns; wo wäre der Schatten eines Beweises dafür? Hier sind unsere Pergamente, unsere Vorleseschlöffer, welche unbestreitbar beweisen, daß unsere Geldkasten unser sind und Du nichts damit zu schaffen hast. Geh deiner Wege! Es ist unmöglich!“ — „Nun, was sollen wir denn eigentlich thun?“ höre ich mehrere entrüstete Leier ausrufen. Nichts, meine Freunde, so lange Ihr nicht wieder eine Seele für Euch selbst gewonnen habt. Bis dahin sind alle Dinge „unmöglich.“ Bis dahin kann ich Euch nicht einmal auffordern, für zwei Pfennige Pulver und Blei zu kaufen, wie die alten Spartaner gethan haben würden, und diese arme irische Wittve ohne Weiteres todzuschießen. Selbst dies ist für Euch „unmöglich.“ Es

bleibt nichts übrig, als daß sie ihre Schwesterlichkeit dadurch beweist, daß sie stirbt und Euch mit dem Typhus ansteckt. Siebzehn von Euch, welche tot daliegen, werden nicht mehr leugnen, daß sie wirklich Fleisch von Eurem Fleische war, und vielleicht nehmen es sich einige der Lebenden zu Herzen.

„Unmöglich.“ Von einem gewissen zweibeinigen, geflügelten Thier sagt man, daß es, wenn man einen deutlichen Ring mit Kreide um dasselbe zieht, eingekerkert und wie von dem eisernen Girkel des Schicksals umschlossen daßigt und stirbt, obgleich im Angesicht von Lebensmitteln oder sich zu Tode mästen läßt. Der Name dieses armen zweibeinigen Thieres ist — Gane, und wenn sie gut gemästet ist, so macht man aus ihr *Pâté de foie gras*, t. von Manchen sehr hochgeschätzt wird.

Drittes Kapitel.

Das Evangelium des Dilettantismus.

Im Grunde genommen aber ist das Evangelium des Dilettantismus, welches eine regierende Klasse hervorrufst, die nicht regiert und auch nicht im mindesten versteht, daß sie verbunden ist zu regieren, oder daß man es von ihr erwartet, noch trauriger als das des Rammonismus. Der Rammonismus arbeitet wenigstens, wie wir schon oben bemerkten; der Dilettantismus dagegen geht müßig. Der Rammonismus hat einen Theil von dem Auftrage erfaßt, den die Natur dem Menschen gegeben, und nachdem er diesen erfaßt und verfolgt, wird er immer mehr und mehr von dem Auftrage der Natur erfassen und sich zu eigen machen; der Dilettantismus aber hat die Natur gänzlich verfehlt. Geldmachen heißt im Grunde genommen *arbeiten*, um Geld zu machen. Aber was kann es heißen, wenn man in einem aristokratischen Stadttheile Londons müßig geht? Eine müßige, ihr Jagdrecht ausübende und an dem Korngeetz festhaltende Aristokratie in einem solchen England wie das unsere — hat wohl die Welt, wenn wir es recht überlegen, jemals ein solches Phänomen gesehen? Kann sie wohl lange fortfahren, ein solches zu sehen?

DemgemäÙ ist die ohnmächtige unverschämte Nichtsthuerei im Handeln und die Nichtsjagerei im Reden, deren Zeugen wir auf dieser Seite unserer

Angelegenheiten sind, ganz erstaunlich. Ein Korngeizig demonstriert sich öffentlich über zehn Jahr lang mit „Argumenten,“ über welche die Engel und noch einige andere Klassen von Geschöpfen weinen möchten! Denn die Menschen schämen sich nicht, im Parlament und anderwärts aufzustehen und die Dinge zu sprechen, welche sie nicht denken. Man spricht von „Märchlichkeit,“ „Parteiforderungen“ u. s. w. u. s. w. Man weiß nicht, daß die Zunge des Menschen ein heiliges Organ ist; daß der Mensch selbst in der Philosophie als ein „verkörpertes Wort“ definiert werden kann. Ist das Wort nicht da, so ist auch der Mensch nicht da, sondern an seiner Stelle ein Phantasma! Auf diese Weise können Abgeschwächtheiten ziemlich lange leben und umherwandeln und schwagen, Jahre und Dekaden, nachdem das Gehirn heraus ist!

„Kein Mensch in diesem Euren fashionablen London,“ pflegte Freund Sauerzig zu sagen, „spricht ein schlichtes Wort mit mir. Ein jeder glaubt sich verbunden, etwas mehr als schlicht zu sein; er will sich zierlich, witzig und vifant ausdrücken. Sein armer Verstand von Verstand muß epigrammatisch zugespitzt werden, damit er mich damit stehen kann. Vielleicht — und dies ist der häufigste Fall — stellt er seinen Verstand auf den Kopf und läßt ihn so stehen, damit ich mir ihn um so besser merke. Eine solche grinsende Leere ist für die Seele des Menschen sehr betrübend. Menschliche Gesichter sollen einen nicht angrinsen wie Larven, sondern einen ansehen wie Gesichter! Ich liebe ein ehrliches Gelächter, wie ich das Sonnenlicht liebe, aber nicht ein unehrliches. Ich liebe auch den Tanz, aber den St. Vitstanz durchaus nicht! Wenn man mich fragt, welche Gesellschaft für mich die erheiterndere ist, ob die eines fashionablen Wiggings oder die eines Totenkopfes, so antworte ich, daß ich der des letztern den Vorzug gebe!“

Unrethliche Worte sind in der That das hauptsächlichste Material des unrethlichen Handelns. Das Handeln schwebt gleichsam in Worten aufgelöst, in Gedanken, von welchen das Wort der Schatten ist, und schlägt sich daraus nieder. Die Art und Weise, wie ein Mensch spricht, verräth die Art und Weise seines Handelns. Unsere Rede ist in der neueren Zeit eine ganz erstaunliche geworden. Johnson schon beklagte sich: „Niemand spricht im Ernste, Sir; es giebt keine ernste Unterhaltung.“ Für uns ist alle ernste Rede der Menschen wie die der Puritaner im siebzehnten Jahrhundert, der Katholiken im zwölften Jahrhundert, deutscher Dichter im gegenwärtigen Jahrhundert, ein mehr oder weniger inhaltsloses Kauderwälsch gewor-

den. Cromwell war wahnsinnig und ein Charlatan; Anselm. Doctri.
Götze ditto ditto.

Vielleicht sind wenig Erzählungen in der Geschichte oder Mythologie bedeutender, als jene moslemitische von Moses und den Anwohnern am todtten Meere. Ein gewisser Stamm Menschen wohnte an den Küsten dieses Aëphaltisees und da sie — wie wir alle nur allzusehr geneigt sind zu thun — die innern Thatfachen der Natur vergessen und sich bloß an die Trügllichkeiten und den äußern Schein derselben gewöhnt hatten, so waren sie in einen traurigen Zustand gerathen, der an den Rand eines gewissen welt tieferen Sees grenzte. Hierauf gefiel es dem gütigen Himmel, ihnen den Propheten Moses mit einem lehrreichen Wort der Warnung zu senden, woraus nicht wenig abhelfende Maßregeln hätten hervorgehen können. Aber nein; die Menschen am todtten Meere entdeckten, wie es einem menschlichen Geschlecht mit Helden und Propheten fast immer geht, an Moses nichts Gewinnendes. Sie hörten ihn daher nur mit Widerwillen oder mit grinsendem Spott und Hohn an, gähnten sogar und gaben zu verstehen, daß sie ihn für einen Aufschneider, ja sogar für einen langweiligen Schwärmer hielten. Die aufrichtige Theorie, welche diese Menschen vom Aëphaltisee sich von Moses machten, war daher die, daß er wahrscheinlich ein Schwindler, ganz gewiß aber ein langweiliger Schwärmer sei.

Moses zog sich zurück, aber die Natur und ihre strengen Wahrheiten zogen sich nicht zurück. Die Menschen am todtten Meere hatten sich, als er das nächste Mal sie zu besuchen ging „alle in Affen verwandelt.“*) Sie saßen hier auf den Bäumen, grinsten jetzt auf die allernatürlichste Weise, plapperten den ächtesten Unsinn und fanden in dem ganzen Weltall nun ein ganz unbestrittenes Blendwerk! Das Weltall war wirklich ein Blendwerk für diese Affen geworden, die es für eins hielten. So sitzen sie und plappern noch bis auf diesen Tag und nur jeden Sabbath, glaube ich, erwacht in ihnen eine verworrene halbbewußte Erinnerung, und sie schauen aus ihren blöden Augen heraus in die wunderbarste, verworrenste Dämmerung der Dinge und lassen als Bemerkung darüber dann und wann ein nichtsnutzendes Schnattern oder Miauen hören — das ächteste und tragischste Blendwerk, welches der Sinn eines Menschen oder Affen zu fassen vermag! Sie machten keinen Gebrauch von ihren Seelen und haben sie daher verloren.

*) Sale's Koran (Einleitung.)

Ihre Anbetung am Sabbath besteht nun darin, mit mißthönendem Gekreisch hier auf den Bäumen zu sitzen und sich halb zu entsinnen, daß sie Seelen hatten.

Bißt Du, o Wanderer, niemals auf Gruppen dieser Geschöpfe gestoßen? Wie mir scheint, sind sie in unserer Zeit etwas zahlreich geworden.

Viertes Kapitel.

Glücklich.

Alle Arbeit, sogar Baumwolle spinnen, ist edel; nur Arbeit ist edel, dies sei hier abermals gesagt und versichert. Und auf dieselbe Weise ist auch alle Würde mühevoll; ein Leben der Ruhe und Bequemlichkeit ist weder für irgend einen Menschen, noch für irgend einen Gott vorhanden. Das Leben aller Götter stellt sich uns als eine erhabene Wehmuth dar, — als der Eifer eines unendlichen Kampfes gegen unendliche Mühe. Unsere höchste Religion heißt die „Anbetung des Leidens.“ Für des Menschen Sohn giebt es keine wohl getragene oder auch sogar bel getragene edle Krone, die nicht eine Dornenkrone wäre.

Diese Dinge waren einst in gesprochenen Worten, oder, noch besser, in gefühlt, in jedem Herzen lebenden Instinkten sehr wohl bekannt.

Zeigt sich nicht das ganze Gend, der ganze A t h e i s m u s, wie ich es nenne, des menschlichen Thun und Treibens der gegenwärtigen Generation in jener unaussprechlichen Lebensphilosophie — dem Anspruche, zu sein, was der Mensch „glücklich“ nennt. Der erbärmlichste Wicht, der in einer Menschenhaut umherwandelt, ist von dem Gedanken erfüllt, daß er nach allen menschlichen und göttlichen Gesetzen ein Recht darauf habe, „glücklich“ zu sein. Seine Wünsche, die Wünsche des erbärmlichsten Wichtes, sollen ihm erfüllt werden. Seine Tage, die Tage des erbärmlichsten Wichtes, sollen in stets sanfter Strömung des Genusses dahinstreen, der selbst für die Götter unmöglich ist. Die Propheten predigen uns: Du sollst glücklich sein; Du sollst angenehme Dinge lieben und sie finden. Nun schreit das Volk: Warum haben wir nicht angenehme Dinge gefunden?

Wir bauen unsere Theorie der menschlichen Pflichten nicht auf irgend ein Prinzip der größten Veredelung, sei es auch noch so irrig, sondern auf

ein Prinzip des größten Glückes. Das Wort *Seele* scheint bei uns, wie in einigen slavischen Sprachen, synonym mit *Nagen* zu sein. Wir *deklamiren* und *sprechen* in unseren Parlamenten und anderwärts nicht wie aus der Seele, sondern wie aus dem Magen, weshalb auch unser Reden so wenig nützt. Wir ergreifen das Wort nicht für Gottes Gerechtigkeit, sondern wir schämen uns nicht, für unsere eigenen „Interessen“, unsere Einnahmequellen und unsern Handelsgewinn aufzutreten. Wir sagen: „Dies sind die ‚Interessen‘ so vieler; es lebt in uns ein so inniger Wunsch darnach!“ Wir verlangen mit lautem Geschrei und aus gerechter Menschenliebe Freihandel, damit die ärmeren Klassen, welche gegenwärtig schauderhaft übel daran sind, wohlfeileren amerikanischen Speck bekommen. Bei den Versammlungen der Freihandelsfreunde wird die Frage aufgeworfen: „Wie kann der unbezähmbare Ruth der Engländer ohne einen reichlichen Vorrath an Speck aufrecht erhalten werden?“ Wir müßten zu einer ruinirten Nation herabsinken!

Alerdings, meine Freunde, ein reichlicher Vorrath an Speck ist gut und unerläßlich; ich fürchte aber, daß Ihr niemals auch nur Speck bekommen werdet, wenn Ihr blos nach diesem trachtet. Ihr seid Menschen, aber nicht gut oder schlecht behandelte Raubthiere! Euer Prinzip vom größten Glück scheint mir immer mehr ein sehr unglückliches zu werden. — Wie wäre es, wenn wir einmal aufhörten, vom „Glück“ zu schwagen, und es auf seiner eigenen Fasse ruhen ließen, wie es früher zu thun pflegte.

Ein talentvoller Byron erhebt sich in seinem Zorn und da er nur zu innig fühlt, daß er für seinen Theil nicht „glücklich“ ist, so erklärt er dies in sehr heftiger Sprache als eine Neuigkeit, die vielleicht Interesse erregt. Offenbar hat sie ihn sehr überrascht. Man fühlt sich angewidert, einen Menschen und einen Dichter so weit reducirt zu sehen, daß er dergleichen Dinge auf den Straßen verkündet; im Ganzen genommen aber, und so wie die Sache nun einmal steht, ist dies nicht das widerlichste. Byron spricht in dieser Sache die Wahrheit und seine zahlreiche Zuhörerschaft beweist, wie durchdrungen man von dieser Wahrheit ist.

„Glücklich,“ mein Bruder? Vor allen Dingen frage ich, was für ein Unterschied liegt darin, ob Du glücklich bist oder nicht? Das Heute wird so schnell Gestern, alle Morgen werden Gestern und dann ist gar keine Frage von dem „Glück,“ sondern eine ganz andere Frage. Ja, es bleibt Dir wenigstens für Dich selbst ein so heiliges Mitleid übrig, daß sogar Deine Schmerzen, sobald sie einmal in das Gestern übergegangen sind, Freuden für

Dich werden. Ueberdies weißt Du nicht, welcher himmlische Segen und welche unerläßliche heilende Kraft in ihnen lag. Du wirst es erst nach vielen Tagen erfahren, wenn Du weiser geworden bist!

Ein menschenfreundlicher alter Arzt saß einst in unserer Gesellschaft mit einem Patienten, der durch Ueberfüllung des Magens und Nüchternheit krank geworden und den er so eben, nach dem Urtheile des Patienten, nicht ausführlich genug über seinen Zustand befragt hatte. Der thörichte Patient fuhr dann und wann immer noch fort, uns in unserm Gespräch zu unterbrechen, welches eine philosophische Wendung zu nehmen versprach. „Aber ich habe den Appetit verloren,“ sagte er in gereiztem pathetischem Tone; „ich habe keinen Appetit; ich kann nicht essen!“ — „Mein lieber Freund,“ antwortete der Arzt im sanftesten Tone, „darauf kommt ja durchaus nichts an,“ — und fuhr in seiner philosophischen Unterhaltung mit uns weiter fort.

Oder kennt der Leser nicht die Geschichte von jenem schottischen eisernen Misanthropen? Die Bewohner eines Hauses in einer Stadt jener nördlichen Gegenden wurden durch unzweifelhafte Symptome, daß ein Geist das nächste Haus oder vielleicht sogar die Scheidemauer bewohne, in den fürchterlichsten Schrecken versetzt. Zu einer gewissen Stunde an jedem Tage begann mit unheimlichem Quietschen, Knarren und Kreischen in einer entsetzlichen, halb-artikulirten geistlichen Stimme der Gesang: „Einst war ich glück — glücklich — glücklich, aber jetzt bin ich e — e — elend! Quietsch — quietsch — quietsch, knarr — knarr — knarr! Quietsch — quietsch — quietsch! Einst war ich glück — glück — glücklich, jetzt aber bin ich e — e — elend!“ — Ruhe, Ruhe, Du unruhiger Geist, — oder wie der gute alte Arzt sagte: „Mein lieber Freund, es kommt ja durchaus nichts darauf an!“ Aber nein, der unruhige Geist konnte nicht ruhen, und für die erschreckten, geängsteten oder wenigstens unausgesöhnt gelangweilten Nachbarn kam so viel darauf an, daß sie das geistliche Gemach untersuchen mußten. Als sie in dieses eindrangen, erkannten sie in dem spukenden Geiste einen unglücklichen — Nachahmer Byron's? Nein, einen unglücklichen rothigen Bratpfeiß, der seine musikalische Lebensphilosophie absang, so gut es ihm seine Fähigkeiten erlaubten!

In der That, ich glaube Derjenige, welcher in Getrübten oder auf sonst eine geräuschvolle Weise so nach seinem Glücke schreit, ist nicht der Mann, der uns unsere „Schurken und Heiglinge festzuhehnen“ helfen wird. Im Gegentheile ist er auf dem besten Wege, die Zahl derselben wenigstens um

seine Version zu vermehren. Uebrigens bemerke man auch, daß dies eine durchaus moderne Angelegenheit ist und nicht den alten heroischen Zeiten, sondern den feigherzigen neuen Zeiten angehört. Das Glück, in welchem man das Ziel unseres Seins sucht, und diese ganze, sehr unedle Kleinliche Theorie ist im Grunde genommen, wenn wir richtig zählen wollen, noch nicht zweihundert Jahre in der Welt alt.

Das einzige Glück, nach welchem ein Mensch jemals viel fragte, war der Grad von Glück, welcher ihm verstattete, seine Arbeit zu verrichten. Nicht „ich kann nicht essen!“ sondern „ich kann nicht arbeiten!“ war der Refrain aller weise Klagenden unter den Menschen. Im Grunde genommen ist es auch das einzige Unglück eines Menschen, daß er nicht arbeiten, daß er seine Bestimmung als Mensch nicht erfüllen kann. Sehet, der Tag geht schnell vorüber, unser Leben geht schnell vorüber und die Nacht kommt, in welcher Niemand wirken kann.

Ist die Nacht einmal gekommen, so ist unser Glück und unser Unglück rund und rein verschwunden, ein Ding, auf welches durchaus nichts ankommt, mögen wir nun glücklich gewesen sein, wie ein eueptischer Curtid, wie das fetteste Schwein des Epikurus, oder unglücklich wie Hiob mit seinen Scherben, wie der wohlthönende Byron mit Glausurs und Herzenssentimentalitäten, oder wie der mißthönende, verrostete Bratpieß!

Unser Werk aber, — siehe, dies ist nicht verschwunden; unsere Arbeit bleibt oder der Mangel daran bleibt, — für endlose Zeiten und Ewigkeiten, und dies ist nun für uns die einzige Frage. Der kurze geräuschvolle Tag mit seinen lärmenden Phantasmen, seinen armseligen Glittergold- und Papierkronen, ist entschwunden und die göttliche ewige Nacht mit ihren Sternendiademem, mit ihrem Schweigen und ihrer Wahrheit ist hereingebrochen! Was hast Du gethan, und wie hast Du es gethan? Glück, Unglück — alles dies war nur der Lohn, den Du bekamst. Diesen hast Du vollständig angewendet, um Dich bis hierher zu erhalten, nicht einen Heller davon hast Du mehr übrig — es ist alles verthan und ausgezehrt, und nun Dein Werk, wo ist Dein Werk? Schnell, heraus damit, laß uns Dein Werk sehen.

In der That, wenn der Mensch nicht ein armer hungriger Feigling wäre und dabei auch ein großer Dummkopf, so würde er aufhören, seine Lebensmittel in solchem Grade zu kritisiren. Er würde vielmehr sich selbst kritisiren, und was er mit seinen Lebensmitteln macht.

Fünftes Kapitel.

Die Engländer.

Und dennoch, trotz aller Deiner theoretischen Blathetten, welsch eine Tiefe praktischen Verstandes liegt in Dir, großes England! Eine Tiefe von Verstand, von Gerechtigkeit und Muth, in welcher trotz aller Verwirrung, in der wir jetzt leben, noch Hoffnung und Sicherheit liegt!

Die Engländer sind ein stummes Volk. Sie können große Thaten thun, aber nicht sie beschreiben. Wie bei den alten Römern und einigen wenigen anderen Völkern, steht ihr Epos auf der Fläche der Erde geschrieben. Man beklagt sich, daß sie keine Künstler haben. Einen Shakespeare allerdings, statt eines Raphael aber bloß einen Reynolds, statt eines Mozart bloß einen Mr. Bishop — nicht ein Gemälde, nicht ein Lied.

Und dennoch erzeugten sie einen Shakespeare. Man erwäge, wie das Element Shakespeare'scher Melodie wirklich in ihrer Natur verborgen liegt und genöthigt ist, sich in Baumwollspinnereien, constitutionellen Regierungen und dergleichen zu entfalten. Es wird dann um so interessanter, wenn es endlich doch sichtbar wird, wie ihm das selbst in solchen unerwarteten Formen gelingt! Göthe sprach von dem Ros, wie ergreifend und fast rührend es sei, daß ein Thier von solchen Fähigkeiten so beschränkt dasteht. Seine Sprache ist nichts als ein unartikulirtes Wiehern, seine Beweglichkeit bloße Hufigkeit, die Finger alle zusammengebunden und die Fingernägel zu bloßem, mit Haaren beschlagenem Hufe coagulirt. Um desto bedeutamer, glaubt er, sind jene Augenblicke des edlen Vierfüßlers, sein Bäumen, das Biegen des Nackens und der donnernde Hufschlag.

Ein unterrichteter Hund kann sich frei ausdrücken, das Kriegseros aber ist fast stumm und weit entfernt, frei zu sein! Es ist einmal so. In der That, unsere freiesten Aeußerungen sind keineswegs immer die besten; sie sind vielmehr die schlimmsten, die mattesten und trivialsten; ihr Sinn ist treffend, aber unerheblich und erbhemer. Ich liebe mir die schweigenden Engländer, die schweigenden Römer. Ja, auch die schweigenden Russen sind, wie ich glaube, etwas werth. Treiffen sie nicht eben jetzt unter vielen Verleumdungen eine unermessliche, halb barbarische Welt von Sibirien bis Kamtschatka zu Ordnung, Subordination und Civilisation, — auf wahrhaft altrömische Weise, ohne ein Wort darüber zu sprechen, und ruhig anhörend,

was tadelnde Journalisten sagen! Und was schaffen mittlerweile zum Beispiel die ewig schwappenden, ewig gestikulirenden Franzosen? Ja, von allen Thieren ist das Geschlecht *Simia* das, welches die Fähigkeit hat, sich am freiesten auszusprechen. „Geht in die indischen Wälder,“ sagen alle Reisenden, „und seht, was für eine lebendige, gewandte, nimmertrübende Affenbevölkerung darin lebt!“

Das gesprochene Wort, das geschriebene Gedicht, ist, wie man sagt, eine Quintessenz des Menschen; wie viel mehr ist es die gethane Arbeit. Alle Moralität und Intelligenz, alle Geduld, Ausdauer, Aethlichkeit, Methode, Einsicht, Genialität, Energie — mit einem Worte alle Kraft, welche der Mensch hat, steht in dem Werke geschrieben, welches er verrichtet. Arbeiten heißt sich gegen die Natur und ihre ewigen untrüglichen Gesetze versuchen; diese werden in Bezug auf den Menschen einen richtigen Wahrpruch fällen. So viel Tugend und Fähigkeit fanden wir in ihm, so viel und nicht mehr! So viel Fähigkeit besaß er, sich mit mir und meinen unabänderlichen, ewig wahren Gesetzen in Uebereinstimmung zu bringen, zu arbeiten und mitzuwirken, wie ich es ihm befahl, — und es ist ihm gelungen, oder es ist ihm nicht gelungen, wie Ihr sehet! —

Thätigkeit in Gemäßheit mit den Forderungen der großen Natur — bedeutet dies nicht Tugend in jeder Beziehung? Baumwolle kann gesponnen und verkauft werden; man kann Arbeiter bekommen, die sie spinnen, und endlich hat man die gewebten Stoffe und verkauft sie, indem man den Vorschriften der Natur in dieser Sache folgt. Folgt man den Vorschriften der Natur nicht, so hat man auch die Stoffe nicht. Man hat sie nicht, es ist kein Baumwollengewebe zum Verkauf da; die Natur klagt Dich an, Deine Kraft ist nicht Kraft, sondern Erfolglosigkeit! Ehre die Fähigkeit so weit als sie Ehre ist. Ein Mann, dem sein Arbeiten gelingt, ist für mich immer ein Mann.

Wie gern steht man die stämmige Gestalt des vielleicht mürrischen, fast beschränkten Mannes des Braxis dem gewandten Manne der Theorie gegenüber, der mit klarer Logik gerüstet überall im Stande ist, Deinem Weshalb ein Warum entgegenzusetzen! Du meinst, der gewandte Mann der Theorie, der in seinen Bewegungen so behend ist, sich so deutlich auszusprechen weiß, dessen Vogen stets gespannt und dessen Köcher mit den scharfen Pfeilen seiner Argumente gefüllt ist, werde das Wild erlegen, überall das Herz der Sache durchbohren und überall triumphiren, weil er beweist, daß er dies

thun wird und muß. Zu Deinem Ersäunen findet oft das Gegentheil statt. Der düstere, beschränkte Praktiker, der sich nicht logisch auszudrücken weiß und bloß dann und wann ein leises Grunzen oder Grollen hören läßt, trägt etwas in sich, was höher ist als alle Logik — die Uebereinstimmung mit dem Unausgesprochenen.

Der rauhe, schroffe Brindley ist karg mit Worten. Der rauhe, schroffe Brindley zieht sich, wenn Schwierigkeiten um ihn her aufsteigen, schweigend „gewöhnlich in sein Bett“ zurück. Zuweilen bleibt er drei Tage hintereinander darin, um vollkommen ungestört zu sein und sich in seinem rauhen Kopfe zu überlegen, wie die Schwierigkeiten überwunden werden können. Und siehe, der wortkarg Brindley hat wirklich Meere an einander gestellt. Seine Schiffe schwimmen sichtbar über Ebäler, unsichtbar durch die Herzen von Gebirgen. Der Meisev und die Ibemse, der Gumber und der Severn haben sich die Hände gereicht und die Natur antwortet deutlich hörbar: Ja!

Der Mann der Theorie schnell seinen gespannten Bogen, die Thatfache der Natur soll getroffen niederstürzen, aber sie stürzt nicht. Sein logischer Pfeil prallt von ihr ab, wie von einem scharpigen Trachen, und die hartnäckige Thatfache geht ihren Gang weiter. Wie eigenthümlich! Im Grunde genommen aber mußt Du nur dem Drachen näher zu Leibe gehen; Du mußt ihn durch wirkliche Fähigkeit, nicht durch scheinbare, bezwingen; Du mußt versuchen, ob Du stärker bist oder ob er stärker ist. Packe ihn und ringe mit ihm. Hartnäckige Muskelhähigkeit, aber noch weit mehr, was wir Herzenshähigkeit nennen, nämlich hoffnungsvolle und selbst verzweifelte Ausdauer, unüberwindliche Geduld, Klarheit des Geistes — alles dies ist „Kraft“, wenn Du mit Deinem Drachen ringst. Die wirkliche Kraft des ganzen Mannes liegt in dieser Arbeit, und wir lernen ihn darnach bemessen.

Von allen Nationen in der Welt sind gegenwärtig die Engländer die dümmste im Acten, die weiseste im Handeln. Sie sind so gut wie eine „Numme“ Nation, sage ich, welche nicht sprechen kann und noch niemals gesprochen hat, trotz der Shakespeares und Miltons, welche uns zeigen, welche Möglichkeiten in dieser Beziehung vorhanden sind! — O Mr. Pull, ich betrachte Dein mürrisches Gesicht mit einem Gemisch von Mitleid und Gelächter, aber auch mit Bewunderung und Verehrung. Du beklagst Dich nicht, mein berühmter Freund, und dennoch glaube ich, Dein Herz ist voll von Kummer, von unausgesprochener Wehmuth, denn tiefe Melancholie ist, wie Einige gesagt haben, die Rasse Deines Wesens. Unbewußt, denn Du

spricht von nichts, ist dieses große Weltall Dir groß. Nicht leicht von den Bluthen getragen, sondern sie mit ausdauernder Kraft durchschwimmend, wirfst Du Dir Deinen Weg bahnen. Die Schicksalsgöttinnen singen von Dir, daß man Dich viele Mal für einen Esel und einen Däsen halten wird, und daß Du es mit göttlicher Gleichgültigkeit glauben wirst. Mein Freund, dies alles ist nicht wahr, und nie gab es im Punkte der Thatfache etwas Unrichtigeres. Du gehörst zu jenen Großen, deren Größe der kleine Vorübergehende nicht erkennt. Eben Deine Dummheit ist weiser, als ihre Weisheit. Eine große *vis inertiae* liegt in Dir, wie viele große Eigenschaften, die kleinen Menschen unbekannt sind! Die Natur allein kennt Dich und erkennt Deine Größe und Stärke. Dein Heldengedicht, in Worten ungesungen, steht mit ungeheuren Buchstaben auf dem Antlitz dieses Planeten geschrieben, — Hafendämme, Baumwollenhandel, Eisenbahnen, Flotten und Städte, indische Reiche, Amerika, Neuhollands — lesbar so weit das Sonnensystem reicht!

Auch die stummen Russen dreistren, wie ich schon sagte, das wilde Asien und das wilde Europa militärisch in Reich und Glied — ein furchtbares und doch bis jetzt gedeihendes Unternehmen, und dennoch sind sie noch stummer als die Engländer. Die alten Römer konnten viele Jahrhunderte lang ebenfalls nicht sprechen — erst als sie die Welt erobert hatten und so viele sprechende Griechenthümer — nachdem diese ihre logischen Pfeile alle verschossen — absterbt und vernichtet worden waren. Wie prallten die logischen Pfeile machtlos von hartnäckigen, dickhäutigen Thatfachen, Thatiaden, die nur durch die wirkliche Kraft römischer Muskeln niedergeworfen werden konnten!

Was mich betrifft, so ehre ich in diesen Tagen des lauten Geschwäges das Schweigende um so mehr. Ein großartiges Schweigen das der Römer, — ja das großartigste von allen, denn ist es nicht das der Götter! Sogar die Trivialität und Bornirtheit, welche sich ruhig und schweigend verhalten kann, gewinnt ein verhältnißmäßig respektables Ansehen!

Das „Talent des Schweigens“ ist unser Grundtalent. Ehre ihm, dessen Heldengedicht eine melodische Iliade in Hexametern ist, nicht eine klumpende Scheniliade, in welcher nichts wahr ist, als die Hexameter und Formen. Aber noch größere Ehre, wenn sein Heldengedicht ein mächtiges, langsam zusammengebautes Reich ist, eine mächtige Reihe von heroischen Thaten, — ein mächtiger Sieg über das Chaos. Thaten sind größer als

Worte. Thaten haben ein stummes, aber unleugbares Leben und wachsen wie lebendige Bäume und Frucht bäume. Sie bevölkern den leeren Raum der Zeit und machen ihn grün und wertvoll. Warum soll die Eiche logisch beweisen, daß sie wachsen mußte und wachsen wird? Man pflanze sie, man versuche sie, und die Fähigkeiten fleißiger Assimilation und Absonderung des Wachstums und des Widerstands werden sich dann schon entwickeln.

Frage Bull um seine ausgesprochene Meinung über irgend eine Sache und oft wird die Abgeschmacktheit kaum weiter gehen können. Du stehst stumm und unglaublich da, wie vor einem Gemeinplage, der an das Unendliche grenzt. Die kirchlichen Wirren dieses Mannes, seine Dissidentien, Puseyien, Penthamiden, gelehrten Philosophien und fashionablen Literaturen haben in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen. Die Prophezelung des Schicksals geht in Erfüllung, und Du nennst John Bull einen Ochsen und einen Esel. Aber stelle ihn an die Arbeit und Du wirst sehen, welch ein respektabler Mann er ist. Sein gesprochener Sinn ist fast so viel als nichts, Neunzehntel davon sind handgreiflicher Unsinn. Aber sein unausgesprochener Sinn, sein inneres stummes Gefühl von dem, was wahr ist, was mit der That sache übereinstimmt, was thutlich und was nicht thutlich ist, — dies sucht in der Welt seines Gleichen. Ein furchtbarer Arbeiter ist er, unaufhaltsam gegen Sünde, Verge, Schludern, Verwirrung und Incivilisation, besetzt er überall die Verwirrung und läßt Methode und Ordnung zurück. Er „zieht sich drei Tage lang in sein Bett zurück“ und überlegt!

So hornirt aber auch unser lieber John Bull ist, so kommt er doch stets nach unendlichen Purzelbäumen und unzähligen von Viertonnen und Parlamentssäben herab ausgesprochenen Gemeinplätzen so ziemlich zu dem richtigen Schlusse. Man kann gewiß sein, daß all seine Purzelbäume und Postyrünge nach Jahren oder Jahrhunderten mit dem beständigen Gleichgewichte enden. Mit dem beständigen Gleichgewichte, sage ich, nämlich dem, wo der Schwerpunkt am tiefsten liegt, nicht dem unbeständigen, wo der Schwerpunkt auch zugleich der höchste Punkt ist, wie ich es bei viel wiziägen Leuten gesehen habe. Denn in der That, wirf Dich und springe nur hinreichend umher; dann vermeidest Du jenen schlimmsten Fehler, den Schwerpunkt nach oben zu verlegen; Dein Schwerpunkt wird gewiß der tiefste und bleibt da.

Wenn Langsamkeit, was wir in unserer Ungetuld „Vornirtheit“ nennen, der Sieg des beständigen Gleichgewichts über das unbeständige ist, sollen wir dann über ein wenig Langsamkeit murren? Nicht die am wenigsten

bewundernswürdige Eigenschaft Pull's ist im Grunde genommen die, daß er gegen die Logik unempfindlich ist und sich lange Zeit, oft zehn Jahre und darüber, wie zum Beispiel bei Gelegenheit der Kornpreise, dagegen hemmt, nachdem alle Argumente und Schalen von Argumenten von ihm hinweggeschwunden sind, bis sogar die Faden auf der Waage sich bei den Argumenten, die er vorbringt, des Ladens nicht enthalten können. Die Logik, *λογική*, die „Kunst der Worte“, spricht allerdings so und so und deutlich genug, aber nichtsehrweniger schüttelt Pull noch den Kopf und will sehen, ob nicht vielleicht noch etwas Unlogisches, noch nicht Ausgesprochenes, noch nicht Ausdrucksbares dahintersteckt, wie ja so oft der Fall ist. — Mein fester Glaube ist, daß er, da er sich jetzt an Händen und Füßen gefesselt, in Armengeißelschellen und anderwärts eingesperret steht, sich drei Tage in sein Bett zurückziehen und endlich in der That zu einem Schluß gelangen wird.

Pull ist ein geborener Conservativer. Auch deswegen ehre ich ihn unansprechlich. Alle großen Völker sind conservativ. Sie sind langsam im Glauben an Neuheiten, ertragen geduldig vieles Fehlerhafte in dem einmal Beschriebenen, sind überzeugt von der Größe, welche in dem Geiste, in der einmal friedlich festbegründeten und nun seit langer Zeit als gerecht und endlich anerkannten Gewohnheit liegt.

Du hast sehr recht, o Rationalreformer, es giebt keine Gewohnheit, die im eigentlichen Sinne des Wortes endlich sein kann, keine. Und dennoch heißt Du Gewohnheiten — welche in allen civilisirten Ländern als endlich, ja unter dem altgriechischen Namen der *Mores* als *Moralität*, Tugend, ja sogar als göttliches Gesetz betrachtet werden. Dies ist, wie ich Dir versichere, mir nicht wenigen und war einst beinahe mir allen der Fall. Und doch achte ich den ersten Charakter — einen Dummkopf wirst Du sagen, ja, aber einen für die Welt sehr nützlichen Dummkopf, — der alle „einemal friedlich anerkannten Gewohnheiten“ als endlich göttlich und die Nichtsahnur betrachtet, nach welcher der Mensch wandeln soll, ohne zu zweifeln, ohne weiter zu forschen. Welch eine Zeit hätten wir, wenn das ganze Leben und Treiben der Menschen noch in allen seinen Theilen ein Problem und eine hypothetische Untersuchung wäre, die durch peinliche Logik und philosophische Inductionen gelöst werden müßte! Der Comptabilist kann nicht seine Zeit darauf verwenden, seinen Rechennecht zu prüfen. Er muß ihn als richtig und unfehlbar gelten lassen, sonst kommt er mit seiner Endführung nicht vorwärts. „Wo ist das Hauptbuch?“ fragt der Chef am Abend. — „Sir,“

antwortete der Andere, „ich habe meinen Rechennecht nachgerechnet und einige Fehler darin gefunden. Das Hauptbuch ist —!“ — Man denke sich so etwas!

Allerdings trete sich alles darum, daß der Rechennecht so leichtlich richtig und nicht unerträglich unrichtig sei. Wäre er das letztere, so muß und wird er, wie dringend auch die Geschäfte sein mögen, ein wenig berichtigt werden. Man kann nicht länger damit arbeiten. Das so conservative englishe Volk, das richthäufigste und gekultigste aller Völker, wird durch seine Negiz ebenso wie durch seine Unlogik, durch geiprochene Dinge und durch noch nicht geiprochene, sondern bloß gefühlte und sehr unerträgliche Dinge dazu getrieben, ein durch und durch reformirtes Volk zu sein. Sein Leben, wie es ist, hat aufgehört, für dieses Volk länger möglich zu sein.

Man reizt nicht dieses edle, schweigende Volk; man weckt nicht die Fortschrittswuth, die in ihm liegt! Kennst Du seine Cromwells und Hampdens, seine Pems und Bradshaws? Sehr friedliche Männer, aber Männer, die sehr furchtbar werden können! Männer, welche, wie ihre alten kentonijschen Vorräther in Arrippa's Zeit, „eine Seele haben, welche den Tod verachtet;“ welchen der Tod im Vergleich zu Länge und Ungezogenheit leicht ist, — in welchen eine Wuth schlummert, welche selbst die unsterblichen Götter nicht zu überwinden vermögen!“

Schon in frühern Zeiten hat das englische Volk sehr übernatürlich aussehende Geispenster beim Parie gefaßt und muthig gesagt: „Und wenn Du nun wirklich übernatürlich wärest? wenn nun Deine sogenannten göttlichen Rechte ein teuflisches Unrecht geworden wären? Wir, wenn Du nun verdienst, geköpft und ganz und gar aufgerollert zu werden?“ Ja, gerade so göttlich, als die Gekult dieses Volkes war, eben so göttlich muß und wird seine Ungekult sein. Hinweg, Ihr anhöflichen, prästlichen Solécismen, Ihr Rinter des Hürken der Finsterniß! Ihr habt uns soll das Herz gekrochen, wir können und wollen Euch nicht länger dulden. Aufseht Euch, sagen wir, und geht, so lange der Weg noch offen ist! Bei dem höchsten Gott, dessen Söhne und gebotene Entklinge ächte Menschen sind, Ihr sollt nicht hinstreiken! Wir können nicht länger in einem Hause beisammensitzen. Entweder Ihr müßt gehen oder wir. Trübt Euch vielleicht Euer Ehrgeiz, zu versuchen, wer es sein wird?

O meine conservativen Freunde, die Ihr Euch noch mühet, Euch als Conservative zu beweisen, wollte Gott, ich könnte Euch von der Thatfache

überreden, die so alt ist, wie die Welt, und so sicher, wie das Schicksal, nämlich daß nur Wahrheit und Gerechtigkeit allein sãhig sind, „conservirt“ zu werden! Wollt Ihr in einem Weltall Gottes versuchen, etwas zu conserviren, was nicht mit Gottes Gesetz übereinstimmt? Es ist so alt, sagt Ihr. Ja, und um so mehr sollte Euch und allen Andern daran liegen, es nicht noch älter werden zu lassen! Wenn nur das leiseste Klüßern in Euren Herzen Euch sagt, daß es nicht recht ist, — dann eilt um des Conservatismus selbst willen, es suring zu untersuchen, und wenn es unrecht ist, auf immer und ewig auszurotten. Wie wollt oder könnt Ihr etwas bewahren, was nicht recht ist? Und Ihr nennt Euch Conservative und Aristokraten — solltet nicht Ehre und Gießinn, wenn sie überall anderwärts von der Erde verschwunden wãren, ihre letzte Zuflucht bei Euch finden? Ihr Unglücklichen!

Der Ast, welcher todt ist, muß abgehauen werden und zwar um des Baumes selbst willen. Er ist alt? Ja, er ist zu alt. Manchen langen traurigen Winter hat er hier geschwankt und geknarrt und mit seinem todtten Holze die organische Substanz und noch lebende Aẽber dieses guten Baumes belãstigt. Manchen langen Sommer hat sein häßliches nacktes Braun das schöne grüne Laub eirstellt; jeden Tag hat er Schaden und nur Schaden angerichtet. Herunter damit um des Baumes willen. Mõge der Conservatismus, der ihn erhalten möchte, ihn abbauen. Hat kein Sachverständiger Euch gesagt, daß ein todtter Zweig mit seiner todtten Wurzel gleichsam ein todtter, eisernter, verrosteter, in die lebende Substanz hineingetriebener Nagelstieß ist? Ja, er ist noch etwas weit Schlimmeres, denn bei jedem Sturme („Gantelstieß“ oder dergleichen) knarrt und kreischt er und schleudert hin und her und kann nicht ruhig liegen, wie das todtte Giesn ihn würde.

Wenn ich die conservative Partei von England wãre (was abermals eine kühne Aekensart ist), so möchte ich nicht für hunderttausent Pfund die Stunde diese Kornpreise fort dauern lassen. Potosh und Welconda zusammen genommen wãren nicht im Stande, meine Zustimmung dazu zu erkaufen. Berechnet Ihr wohl, welchen Schoß bitterer Entrüstung sie für Euch in jedem gerechtigkeitsliebenden englischen Herzen ansammeln? Wißt Ihr, welche Fragen nicht bloß in Bezug auf Kornpreise und Besteuerungsskala sie jeden nachdenkenden Engländer zwingen, sich vorzulagen? Unlösliche, oder doch bis jetzt ungelöste Fragen, tiefer als irgend eine unserer sozialen Senfflie bis jetzt reicht, Fragen, von welchen es besser wãre, wenn wir sie

nicht einmal in Gedanken nennen! Ihr aber zwingt uns, daran zu denken und das Aussprechen derselben zu beginnen. Dieses Aussprechen hat begonnen, und wo wird es enden, denke Ihr? Wenn zwei Millionen Menschen in Arbeitshäusern sitzen, und fünf Millionen, wie man insolenterweise gesagt hat, „in Kartoffeln schwelgen“, so giebt es verschiedene Dinge, die begonnen werden müssen, mögen sie enden, wo sie können.

Sechstes Kapitel.

Drei Jahrhunderte.

Die Entscheidung, welche durch unser „heilendes Parlament“ im Jahre der Gnade 1660 bewirkt ward, war, obgleich sie unter allgemeinem Beifallruf aus allen Gegenden des britischen Reiches zu Stande kam, doch, wie sich später ergab, eine der traurigsten, die jemals in diesem unjeren Lande stattgefunden. Sie nannte und glaubte sich eine Entscheidung der schönsten Hoffnung und Erfüllung, so hell wie die Flamme unzähliger Leertonnen und Breutensfeuer sie machen konnte, und nun finden wir, wenn wir mit der Einsicht, welche die Erfahrung gewährt, darauf zurückblicken, in ihr gleichsam eine Entscheidung der Verzeißlung. Richtig betrachtet, war es eine Entscheidung, hinfort ohne Gott zu regieren, bloß mit einem anständigen Schein göttlicher Mitwirkung.

Eine Regierung nach dem christlichen Geiße Gottes war, wie man gesungen, eine Sache des Kampfes und der Verwirrung, eine unendlich schwierige Sache; deshalb wollen wir sie nun aufgeben und bloß nach so viel von Gottes christlichem Geiße regieren, wie — wie für uns räthlich und bequem erscheint. Was ist der Zweck des Regierens? Die Menschen auf den Weg zu leiten, den sie wandeln sollen zu ihrem wahren Wohl in diesem Leben, und nach dem Ginzang zum unendlichen Wohl in einem künftigen Leben? Die Menschen und uns selbst auf einen solchen Weg zu leiten, wie der Schöpfer der Menschen, dessen Auge auf uns gerichtet ist, an dem großen Tage heiligen wird? — Oder vielleicht giebt es im Grunde gar keinen großen Tag, keine sichere Aussicht auf ein künftiges Leben, sondern bloß dieses arme Leben und die Steuern, Genüsse, Neß Gwpaß und Belustigungen, die

wir hier aufreiben und ermöglichen können. In diesem Falle wird der Zweck des Regierens bloß einfach sein, allen Lärm und alle Störung, möge sie nun durch puritanische Prediger oder durch Diebe und Mörder veranlaßt werden, zu unterdrücken und darauf zu sehen, daß die Steuern richtig eingehen!

Ein sehr merkwürdiger Schluß, wenn wir ihn recht überlegen, und nicht ohne Grund für uns. Oliver Cromwell's Leiche wird am Galgen aufgehängt, zum Zeichen, daß man den Puritanismus zwecklos, unausführbar, verabscheuungswürdig gefunden habe, — ja dieser Galgen ist ein Weg, weiter in ein wirklich sehr wunderbares Land geworden. Möge der ernste Puritanismus sterben; möge der anständige Formalismus, was für Heuchelei er auch sei oder werde, leben! Wir haben in dieser Richtung eine angenehme Reise gehabt und gelangen endlich in unsere Herberge, nicht wahr?

Die vier Ansprüche der Krone aufrecht zu erhalten und den Eingang der Steuern zu sichern — ist, in traurigem Ernste, dies nicht seitdem, selbst in den besten Zeiten, fast das einzige Ziel der Regierung gewesen? Religion, christliche Kirche, moralische Pflicht, die Thatsache, daß der Mensch eine Seele hat, daß in dem Leben des Menschen überhaupt eine ewige Wahrheit oder Gerechtigkeit lebt, — alles dies hat man ganz ruhig und fast vollständig aus den Augen gelassen.

Wenn wir England und seine Bestrebungen in diesen beiden Jahrhunderten betrachten und fragen, in wie weit sie mit dem Gesetz der Natur übereinstimmen, und in wie weit sie von dem Könige der Natur wirklich gefördert und für wahr erklärt worden, — wo bleibt dann unsere Antwort? Sowohl die „Kirche“ von Hurd und Warburton als auch die Antikirche von Hume und Baine, ebenso wie der Spiritualismus von England unter irgend einer Gestalt — alles dies sieht man schon für Thas an, was es ist, oder beginnt es so anzusehen, nämlich für etwas, was die Natur nicht anerkennt. Auf der einen Seite steht öde Heuchelei mit einer Erinnerung an etliche und göttliche Dinge; auf der andern nur herbe Aufrichtigkeit mit einer Prophezeiung von brutalen höllischen Dingen. Hurd und Warburton sind verwest und veraltet, und keine bedeutende Anzahl richtig blickender Menschen erwartet die Heilung von Dosther. Die atheistische Theorie eines Baine und Hume mit ihren Begriffen von Freiheit, Gleichheit und dergleichen erklärt sich gegenwärtig ebenfalls für nichtig, und ist nicht im Stande, die Welt vor Selbstentzündung zu bewahren.

Die Theorien und Hypothesen dieser beiden Parteien, so wie auch aller dazwischen liegenden Parteien und Personen, erweisen sich als Dinge, mit welchen sich die ewige Wahrhaftigkeit nicht einverstanden erklärt — als oberflächliche ephemere Dinge, welche schon die nächste Nachwelt, sie todt und verwest findend, im Begriff steht, zu unterdrücken und zu vergessen. Der Spiritualismus Englands ist während dieser ganzen, ohne Gott verlebten Jahre nur von der Art gewesen, daß er verdient, vergessen zu werden. Viel ist geschrieben worden, aber die ewig dauernden heiligen Schriften der Menschheit haben wenig Zuwachs dadurch erhalten. Unsere melodistischen Sänger haben gleichsam nur von der Asche heraus gesungen; aus dem innern Herzen des Menschen, aus dem großen Herzen der Natur ist kein Ton getrunken. Die Orakel sind stumm gewesen — kurz, das gesprochene Wort Englands ist nicht wahr gewesen. Das gesprochene Wort Englands war, wie sich nun ergeben hat, trivial, von kurzer Dauer und hatte als Wort keinen Werth, als höchstens für den vorübergehenden Tag. Es ist mit vorübergehendem Schein übereinstimmend gewesen, aber nicht mit der ewigen Thatsache. Es ist unglücklicherweise nicht ein Wort gewesen, sondern eine Heuchelei; eine hülflose, unfreiwillige Heuchelei, ja nur zu oft eine hinterlistige, vorsätzliche — in jeder Beziehung eine sehr traurige Heuchelei; die Stimme, nicht der Natur und der Thatsache, sondern von etwas Anderem als diesem.

Mit all seinen beklagenswerthen Niederlagen, mit seinen Kriegen, seinen Controversen, seinen Handelskrisen und Hungernoth-Insurrectionen ist es bloß die praktische materielle Thätigkeit, welche England für sich aufzuzeigen hat! Dies und bis jetzt fast nichts weiter, aber dies wirklich. Die dünnere, unartikulirte Wahrhaftigkeit des englischen Volkes, welches nicht fähig ist, seine Meinung in Worten auszusprechen, hat sich schweigend den Dingen zugewendet und die küssen Mächte der materiellen Natur haben geantwortet: „Ja, dies wenigstens ist wahr, dies ist nicht falsch!“

So antwortet die Natur. „Unnütze Wüstensträucher der tropischen Sümpfe sind Baumwollenbäume geworden und haben sich unter meiner Bewußtseins in gewebte Hemden verwandelt, die unverkauft und unvertauscht dahängen, aber vertheilt werden und den bloßen Rücken meiner Menschenkinder decken können. Verge, so alt als die Schöpfung, habe ich durchbohren lassen. Brennholzvorräthe, die Trümmer von Wäldern, die vor einer Million Jahren grün waren, habe ich ihnen in meinen geheimen Helsenkammern geöffnet und sie sind Quer, Ihr Engländer. Gute ungeheuren Flotten und

Dampfschiffe segeln auf dem Meere; ungeheure Indien gehorchen Euch; aus ungeheuren Neuenglands und antipodischen Australien kommt Gewinn und Verkehr in dieses mein Altengland!“ So antwortet die Natur. Die praktische Arbeit Englands ist nicht eine chimärische Trivialität; sie ist eine von allen Welten anerkannte Thatfache, welche kein Mensch und kein Dämon widerlegen wird. Sie ist sehr hörbar, obgleich bis jetzt noch sehr unartikuliert, die einzige Gottesstimme, die wir in diesen beiden atheistischen Jahrhundertern gehört haben.

Und wenn man nun beobachtet, mit welchen Vertunkelungen und Hindernissen alles dies jetzt noch durcheinander gewirrt und keinem Menschen verständlich ist! Wie wir mit unserem groben Atheismus darin nicht die Stimme Gottes hören, die an uns ergeht, sondern sie bloß als eine Stimme irdischen Gewinns und Verlusts betrachten. Und wir haben in England eine Hölle, die Hölle, in welcher Ieter zu schmachten wähnt, der nicht genug Geld erwirkt. Und wir sehen mit kaltem Blute die alles erobernden tapferen Söhne der Arbeit zu Tausenden wie verzaubert in ihrer Armenbaskille sitzen, als ob dies das Gezeig der Natur wäre, und schwagen bei und selbst allerhand verworrenes Zeug von *Laissez faire*, Angebot und Nachfrage, Paarzählung als dem einzigen Nexus der Menschen unter einander, Treibandes, Concurrenz, und der Teufel hole den Legten — das letzte Evangelium, welches bis jetzt gepredigt worden!

Als ob in Wahrheit es keinen Gott der Arbeit gäbe; als ob göttliche Arbeit und thierischer Mammonismus Ausdrücke wären, die man mit einander verwechseln könnte. Es ist sehr traurig, aber es liegt auch zugleich darin eine unentliche Hoffnung. Der Miese Arbeit, das ächteste Emblem Gottes, des Weltenerklers, Demiurgus und ewigen Schöpfers, die erhabene Arbeit, welche noch der König dieser Erde werden und auf dem höchsten Throne sitzen soll, taumelt bis jetzt noch umher wie ein blinder, unvernünftiger Miese, dem man kaum gestattet, seinen gewöhnlichen Platz auf dem Straßenpflaster einzunehmen, während der müßige Pilettantismus gleich jenen Affen am toten Meere ausruft: „Nieder mit ihm, er ist gefährlich!“

Die Arbeit muß wieder ein sehender, vernünftiger Miese werden mit einer Seele im Körper, und ihren Platz auf dem Throne der Dinge einnehmen, während ihr Mammonismus und verschiedne andere Beiläufer auf den unteren Stufen des genannten Thrones zurückbleiben.

Siebentes Kapitel.

Ueberproduction.

Aber was werden denkende Leser von einer regierenden Klasse wie die unsere sagen, die ihren Arbeitern den Vorwurf der „Ueberproduction“ macht! Ueberproduction — lautet das Wort nicht so? „Ihr plebejischen, fabricirenden Individuen, Ihr habt zu viel producirt! Wir beschuldigen Euch, daß Ihr über zweihunderttausend Hemden für die bloßen Rüden der Menschheit gefertigt habt. Auch Eure Beinkleider, die Ihr von Tuch, von Cassemir, von Barchent, von Nanking und anderen wollenen Stoffen gefertigt habt, sind sie nicht mannigfaltig? Hierzu kommen noch Hüte für den menschlichen Kopf, Schuhe für den menschlichen Fuß, Stühle, um darauf zu sitzen, Löffel, um damit zu essen — doch was reden wir von Hüten oder Schuhen? Ihr producirt auch goldene Uhren, Schmuckfachen, silberne Gabeln, Kommoden, Chiffonnieren, gepolsterte Sophas — ach Himmel! die Bazars und Verkaufsgewölbe vermögen Eure Produkte nicht alle zu fassen. Ihr habt producirt und producirt, und wer Eure Anlage sucht, der braucht sich nur umzusehen. Millionen von Hemden und leeren Hosen hängen da und sprechen Euch das Urtheil. Wir klagen Euch der Ueberproduction an. Ihr habt Euch der Production von Hemden, Hosen, Hüten, Schuhen und anderen Waaren in furchtbarer Ueberfülle schuldig gemacht. Und nun ist ein allzu große Anhäufung vorhanden und Eure Arbeiter haben kein Brod!“

Gewiß ist gegen einen fleißig arbeitenden Rammonismus durch den sein Jagdrecht übenden aristokratischen Dilettantismus niemals, seit diese Welt begann, eine seltsamere Anlage vorgebracht worden. Ihr, Mylords und Gentlemen, Ihr seid ja eben durch die Thatiache und durch die Theorie Eurer Stellung auf Erden dazu auserkoren, „Gerste zu machen und zu hantabieren“, — das heißt, in einer Welt wie die unsere dergleichen „Ueberfüllungen“ zu verhüten und es nicht dazu kommen zu lassen, daß ehrliche Arbeiter, welche ihre Arbeit verrichten, kein Brod haben!

Ich sage, Ihr seid auserkoren, die Vertheilung und Bemessung des Arbeitslohnes zu überwachen und darauf zu sehen, daß kein Arbeiter ohne seinen Lohn bleibe, bestche derselbe nun in Geldmünzen oder in hänsenen Salgenstricken. Diese Function war Euer und ist es seit undenklichen Zeiten gewesen — Euer und bis jetzt noch keines Andern.

Diese armen Hemdenspinner haben viel vergessen, was sie nach dem factischen, ungeschriebenen Gesetz ihrer Stellung hätten merken sollen; was aber hätten sie wohl vergessen, was nach einem geschriebenen, anerkannten Gesetz ihrer Stellung ihre Pflicht wäre! Sie wurden dazu bestimmt, Hemden zu machen. Die Staatsgemeinde befahl es ihnen mit allen ihren Stimmen, indem sie sagte: „Macht Hemden,“ — und da sind die Hemden! Es sind zu viel Hemden? Das ist in der That etwas Neues auf dieser unmäßigen Erde mit ihren neunhundert Millionen nackter Rücken! Aber die Staatsgemeinde befahl auch Euch und sagte: „Sehet zu, daß die Hemden richtig vertheilt werden, daß unsere menschlichen Gesetze ein Emblem von Gottes Gesetzen seien,“ — und wo ist die angemessene Vertheilung? Zwei Millionen hemdenlose oder schlechtbehemdete Arbeiter sitzen verzaubert in Armenhausbastillen, anderweite fünf Millionen in Ugolino-Hungerkellern, und anstatt dem Uebel abzuhelfen, sagt Ihr — was sagt Ihr? — „Erhöhet unsere Einkünfte!“ In meinem Leben habe ich keine feltiamere Rede gehört, nicht einmal an den Küßen des todten Meeres. Ihr redet diese armen Hemdenspinner und Ueberproducenten auf wirklich allzutriumphirende Weise folgendermaßen an:

„Wollt Ihr vielleicht die Beschuldigung zurückgeben und uns der Ueberproduction anklagen? Wir rufen Himmel und Erde zum Zeugen an, daß wir gar nichts producirt haben. Nicht von uns geht dieser furchtbare Ueberfluß von Hemden aus. In den weiten Gebieten der geschaffenen Natur circulirt kein Hemd oder sonst etwas, was wir producirt hätten. Gewisse, an unseren Stallthüren angenagelte Fuchsschwänze, die Frucht unserer Kühnheit — diese sind Alles, was wir producirt haben, und sie sind öffentlich hier angenagelt. Wer uns des Producirens beschuldigt, der möge vortreten und sagen, was und wenn wir producirt haben. Wir sind unschuldig am Produciren. Ihr Undankbaren, welche Berge von Dingen haben wir nicht im Gegentheil zu „consumiren“ und aus dem Wege zu schaffen gehabt! Sind nicht ganze Berge dieser Eurer aufgehäuften Produkte, mochten sie nun essbar oder tragbar sein, vor uns verschwunden, als ob wir das Talent von Straußen oder Geiern und eine Art göttlicher Fähigkeit zum Verzehren besäßen? Ihr Undankbaren! — Und seid Ihr nicht unter dem Schatten unserer Flügel herangewachsen? Sind nicht Eure schmutzigen Fabriken auf diesen unsern Feldern erbaut, auf diesem Boden von England, welcher gehört — wem glaubt Ihr wohl? Und wir sollen Euch unseren Weizen nicht

zu dem Preise verkaufen, der uns beliebt, sondern zu dem, welcher theilweise Euch beliebt? Eine niedliche Idee! Was würde wohl aus Euch werden, wenn wir plötzlich einmal beschlössen, gar keinen Weizen mehr zu bauen?"

Ja in der That, hier haben wir die letzte Kettenkassette aller Getreidegeister, worauf sie unter der Fluth der Beweisführungen und Argumente so sicher ruhen, als sie können: Was würde aus Euch werden, wenn wir eines Tages beschlössen, gar keinen Weizen mehr zu bauen? Wenn wir hinfort bloß Rebbühner zögen und eine kleine Quantität Weizen für unseren eigenen Gebrauch? Können wir nicht mit unierem Eigenthum machen, was wir wollen? — Ja in der That! Ich für meinen Theil, wenn ich Gneisfelsens schmeltzen und ein Gesetz der Schwerkraft schaffen, wenn ich an einem schönen Morgen an die Doggerbank hinausstreiten, meinen Dreißack hier in die Schlammschichten schlagen und sagen könnte: Seid Land, seid Felder, Wiesen, Berge und frischrollende Ströme! beim Himmel, dann würde ich große Lust haben, dieses Land in meinem fortwährenden Besitz zu behalten und den darauf gebauten Weizen zu verkaufen oder zu verbrennen, je nachdem es mir beliebt! Meine Korngelehrten, Ihr erschreckt mich.

Der sogenannten „Fabrikantokratie“, der arbeitenden Aristokratie, die zu tief in unetlichen Ammonien verfunken ist und ihre erte Bestimmung noch nicht ahnt, gleich einem unvernünftigen oder halbvernünftigen Riesen, welcher sich bemüht, eine Seele in sich zu erwecken, — dieser wird die Welt Vieles zum Vorwurf, zum Tadel und zur Ermahnung zu sagen haben. Was aber wird die Welt zu der müßigen Aristokratie zu sagen haben? Peinliche und durchaus nicht angenehme Dinge!

Dem Manne, welcher arbeitet, welcher, sei es auch auf noch so rohe Weise, sich bemüht, mit irgend einer Arbeit vorwärts zu kommen, wirst Du mit Hülfe und Ermutigung entgegensteilen und zu ihm sagen: „Willkommen; Du bist unser; unsere Sorge soll Dir gewidmet sein.“ Dem Müßiggänger dagegen, ginge er auch auf noch so graziose Weise müßig und läme er auch mit noch so viel Pergamenten herangerückt, wirst Du nicht entgegensteilen. Du wirst still sitzen und nicht Lust haben, aufzustehen. Du wirst zu ihm sagen: „Nicht willkommen, o complicirte Anomalie. Wollte der Himmel, Du wärest draußen geblieben, denn wer von allen Sterblichen weiß, was er mit Dir anfangen soll? Deine Pergamente, ja, sie sind alt und ehrwürdig gelb, und auch wir ehren Pergament, altbegründete Institute und ehrwürdigen Gebrauch und Herkommen. Alte Pergamente in der That und Wahr-

heit und doch beim Lichte stehen, wenn Du darauf achten willst, jung gegen die Granitfelsen und den Grundriß von Gottes Weltall! Wir raten Dir, Deine Pergamente zusammenzupacken, nach Hause zu gehen und durchaus keinen unnützen Lärm machen.

Unseres Herzens Wunsch ist, Dich zu retten; aber so lange Du weiter nichts bist, als eine unglückliche Anomalie, und nichts hast, als Deine gelben Pergamente, Deinen geräuschvollen, nichtigen Lärm, Deine Jagdtaschen und Fuchschwänze, so lange kann auch kein Gott und kein Mensch das drohende Schicksal von Dir abwenden. Laß Dir raten und siehe zu, ob es für Dich auf Gottes weiter Erde gar nichts zu thun giebt, ob Dir gar keine Pflicht weiter geboten ist, als auf graziose Weise müßig zu gehen? Frage und forsche ernstlich und mit halb wahnsinnigem Eifer, denn die Antwort bedeutet für Dich sein oder nicht sein. Wir machen Dich auf die Thatfache aufmerksam, die so alt ist als die Welt, und in der jetzigen Zeit wieder einmal auf ernste Weise an's Licht tritt, nämlich daß Der, welcher in diesem Weltall nicht arbeiten kann, auch keine Existenz darin hat. Und hätte er so viel Pergamente, daß er das ganze Ansehn der Welt damit bedecken könnte, so können diese brennbaren, trüglichen Gelschäute ihm doch nichts helfen. Geh nach Hause, Du Unglücklicher, und belästige und wenigstens nicht durch Dein Geräusch!"

Es wäre recht gut, wenn die unglückliche, müßige Aristokratie, ebenso wie die unglückliche, arbeitende gethan hat, sich einmal „drei Tage lang in ihr Bett zurückzöge“, und überlegte, wie viel es geschlagen hat!

Wie sehr müssen wir bedauern, daß die Menschen nicht bloß „keine Religion“, sondern auch beinahe keine Ueberlegung haben und den Kopf mit fremdartigem Geräusch gefüllt und mit weit geöffneten und dennoch nicht sehenden Augen nach Art der Sonnambulen umherwandeln.

Achtes Kapitel.

Die unthätige Aristokratie.

Man hat mit Recht gesagt: „Das Land, der Boden ist die richtige Basis einer Aristokratie.“ Wer das Land besitzt, der ist emphatischer als irgend ein Anderer der Gouverneur, der Vicetönig des Volkes, welches auf dem Boden wohnt. Es ist in unsern Tagen eben so wie in den Tagen Heinrichs Plantagenet und des Altes Samson, wie es zu allen Zeiten sein wird. Das Land, der Boden, die Erde ist die Mutter unser aller; sie nährt, erfreut und bereichert uns alle. Auf wie mannigfaltige Weise schließt sie uns von unserm ersten Erwachen an bis zu unserm letzten Schlafe in ihrem Mutterchooße in ihre Arme!

Wer kann mich von dem Hügel trennen, über welchem ich zuerst die Sonne aufgehen sah, als die Sonne und ich und alle Dinge noch in ihrer Morgenstunde lebten? Geheimnißvoll und tief wie der Mittelpunkt der Welt sind die Wurzeln, die ich in meinen heimischen Boden geschlagen; kein Baum, welcher wächst, ist so gewurzelt. Vom edelsten Patriotismus an bis zum bescheidensten industriellen Handwerkerthum, vom höchsten Tode für das Vaterland bis zum niedrigsten Steinbrechen und Kohlenbohren für dasselbe, hängt das Leben einer Nation von ihrem Boden ab. Wiederholt müssen wir erklären: Es kann keine wahre Aristokratie geben, wenn sie nicht das Land besitzt.

Man hört oft von Land verkaufen sprechen. Das Land muß allerdings, wie gewisse Gedichte und sogar noch höhere Dinge, auf dem Markte Das vertreten, was es einbringt, und wird in dieser Beziehung, wie wir sagen, „verkauft.“ Die Idee aber, daß man für eine gewisse Anzahl Metallstückchen die *Iliade* Homers und wie viel mehr das Land des Weltenschöpfers verkaufen könne, ist eine lächerliche Unmöglichkeit! Wir kaufen, was davon verkäuflich ist; weiter war nichts jemals käuflich. Wer kann oder könnte es uns verkaufen? Im Grunde genommen gehört das Land Zweien: dem allmächtigen Gott und allen seinen Menschenkindern, die jemals gut darauf gearbeitet haben oder jemals gut darauf arbeiten werden. Keine Generation von Menschen kann oder könnte unter noch so vielen Freislichkeiten Land nach einem andern Princip verkaufen. Es ist nicht das Eigenthum einer Generation, sagen wir, sondern aller früheren Generatio-

nen, die darauf gearbeitet haben, und aller künftigen, die darauf arbeiten werden.

Ferner hören wir sagen: Der Boden Englands oder irgend eines Landes ist eigentlich nichts werth, sondern nur „die darauf verwendete Arbeit.“ Auch dies ist nicht richtig. Der rauheste, England an Umfang gleiche Landstrich würde, wenn eine ganze englische Nation mit allen ihren Gewohnheiten, Einrichtungen, Fertigkeiten, überhaupt mit Allem, was sie in ihrer Haut trägt und dessen sie nicht beraubt werden kann, plötzlich sich darauf niederlassen könnte, etwas sehr Bedeutendes werth sein. Binnen Jahr und Tag würde diese englische Nation mit ihren vielfachen Talenten zum Pflügen, Spinnen, Hämmern, Graben, Straßenbauen und Handeltreiben aus einer solchen Landfläche einen schönen Werth herauszuschlagen.

Andererseits denke man sich, was eine englische in der Luft schwebende Nation mit sich hätte anfangen sollen, wenn einfach kein Boden, nicht einmal ein unpfugbarer vorhanden gewesen wäre, auf den sie sich hätte niederlassen können? Vergebens werden alle ihre Talente zum Pflügen, Hämmern und sonst etwas. Es ist kein Erdraum da für diese Nation mit ihren Talenten. Es bleibt ihr nichts weiter übrig, als zwischen Himmel und Erde hin und her zu flattern, flüchtig zu kreischen, Stückweise umzukommen und sich bis auf den letzten Mann in dem weiten bodenlosen Meere zu begraben. Ja, ja, der Boden ist mit oder ohne Pflügen die Gabe Gottes. Der Boden aller Länder gehört immerdar in einem sehr bedeutenden Grade dem allmächtigen Schöpfer! Der letzte daran gewendete Schlag Arbeit begründet nicht seinen Werth, sondern vermehrt denselben bloß.

Es ist seltsam, bis zu welchem Grade diese ewig wahren Erfahrungssätze in unserer Zeit vergessen werden, wie wir in dem ewig wirbelnden Chaos der Formeln ganz ruhig eine Thatsache übersehen haben, deren Vernachlässigung so viele Gefahren mit sich bringt — eine Thatsache, die, wenn wir sie nicht sehen, sich uns allmählig fühlbar machen wird! — Aus vielen lauten Controversen und Korngesetzbatten erhebt sich laut, obschon unartikulirt, jetzt wiederum unter andern die Frage: Wer machte das Land England? Wer machte es, dieses respectable englische Land mit seinen Weizenfeldern und Erz- und Kohlenschächten — wer machte es? — „Wir!“ antwortet die viel consumirende Aristokratie, „wir haben es gemacht; wir sind die Erben, Bevollmächtigten und Repräsentanten Deter, die es gemacht haben!“

Meine Brüder, Ihr? Dann ewige Ebre Euch und Korngeſetze ſo viel als Ihr wollt, bis Eure eigenen tiefen Ragen „Genug!“ ſchreien oder eine Stimme menſchlichen Mitleids mit unſerm Hunger Euch Halt gebietet! Ihr ſeid wie Götter, welche Boden ſchaffen können. Bodenschaſſenden Göttern kann man nicht widerſtehen. Sie haben die Macht, Weizen zu irgend einem beliebigen Preiſe zu verkaufen, und das Recht, und verhungern zu laſſen, wenn ſie hölliſche Götter ſind! Himmlische Götter, glaube ich, würden uns nicht zu dem Hungernothpreiſe treiben, aber keinem hölliſchen oder irgend einem andern Gott kann man Halt gebieten! — — Verblendete Sterbliche, zu welchen Tragen treibt Ihr jeden denkenden Menſchen in England?

Ich ſage, Ihr habt den Boden Englands nicht gemacht, da Ihr ihn aber beſitzt, ſo ſeid Ihr verbunden, England zu leiten und zu regieren! Dieſe iſt das Geſetz Eurer Stellung auf dieſer Gotteſerde, eine ewige Acte des himmliſchen Parlaments, die weder in St. Stephens noch ſonſt wo widerrufen werden kann! Rechte Regierung und Leitung erwartet man von Euch, keine Nichtregierung und Laissez faire, wie viel weniger Mißregierung und Korngeſetz! Aus dieſen Paſtillen ſchaut kein eingekerkelter Arbeiter heraus, der nicht gegen Euch und mich und Jeden, der nicht eingekerkert iſt, ſehr hörbar an den oberſten Gerichtshof des Himmels appellirte: Warum bin ich hier? Sein Ruf wird im Himmel gehört und wird auch auf Erden hörbar werden, wenn er hier unbeachtet bleibt. Sein Ruf gilt vor allen Dingen Euch. Ihr ſteht in der vorderſten Reihe der Angeklagten, Ihr habt eben in Folge des Blases, den Ihr einnehmt, am erſten von allen ihm und dem Himmel zu antworten!

Waß von dieſen wahnsinnigen und erbärmlichen Korngeſetzen am wahnsinnigſten und erbärmlichſten ausſieht, iſt von ihrem Einfluß auf die Arbeitslöhne, von ihrem Einfluß auf die „Vermehrung des Handels,“ oder von irgend einem andern ſolchen Einfluß gänzlich unabhängig. Es iſt dieſes vielmehr der ſtandwährende zum Wahnsinn reizende Beweis, den ſie allen Menſchen in das Geſicht werfen, daß unſere regierende Klaſſe, die von Gott und der Natur und dem unbrüglamen Geſetz der Thatſache aufgefordert wird, entweder gut zu regieren oder zu ſterben und zu verſchwinden, noch nicht einmal gelernt hat, wenigſtens ſill zu ſagen und keinen Schaden anzurichten! Denn kein Antikorngeſetzverein verlangt: Thut etwas; ſondern: Hört auf mit Eurem verderblichen Mißthun — thut gar nichts!

Das Geheiß der Natur wird ſich Gehorſam zu verſchaffen wiſſen und

das Geheiß des bloßen Freihandels des Antiforgesevereins und des *Laissez faire* wird dann geringen Gehorsams bedürfen! — Ihr Narren, im Namen des Himmels arbeitet, arbeitet an der Arche der Erlösung für Euch und uns, so lange Euch noch Stunden gewährt sind! Nein, anstatt an der Arche zu arbeiten, sagen sie: „Wir müssen uns die Hände warm zu erhalten suchen,“ und sitzen hartnäckig da und verbrennen die Bretter. Es ist das wahnsinnigste Schauspiel, welches sich gegenwärtig unter dieser Sonne darbietet.

Die arbeitende Aristokratie, Spinnereibesitzer, Fabrikanten und Besitzhaber arbeitender Menschen, ach, gegen diese läßt sich ebenfalls eine schwere Anklage erheben und der freieste Getreidehandel, gänzliche Aufhebung der Zölle und die äußerste „Vermehrung der Fabriken“ und das größte „Gedreihen des Verkehrs,“ wird auf die Dauer kein Jota ändern. Die arbeitende Aristokratie muß einen neuen Weg einschlagen; sie muß begreifen lernen, daß Geld allein nicht der Repräsentant des menschlichen Erfolgs oder der Pflichten der Menschen gegen einander ist, und ihr eigenes Ich durch und durch reformiren, wenn sie England reformirt zu sehen wünscht. England wird unreformirt nicht lange mehr bewohnbar sein.

Die arbeitende Aristokratie — ja, aber an der Schwelle von allem diesem muß immer und immer wieder gefragt werden: Wie steht es mit der müßigen Aristokratie? Was sollen wir von der müßigen Aristokratie sagen, den Besitzern des Bodens von England, deren anerkannte Function darin besteht, den Ertrag Englands zu consumiren, die Rebhühner Englands zu schiessen und zur angenehmen Belustigung — wenn das Kaufgeld und andere Erfordernisse hinreichen — im Parlament für England zu dilettiren? Wir gestehen im Angesicht des Himmels und der Erde, daß wir wie betäubt sind und nicht wissen, was wir sagen sollen! Daß eine Klasse Menschen, welche verschwenderisch von dem Markt der Erde lebt, die Erlaubniß hat, ja gebeten und zwar bis jetzt vergeblich gebeten wird, dafür gar nichts zu thun, dics hat man bis jetzt auf diesem Planeten noch niemals gesehen. Eine solche Klasse ist vorübergehend und exceptionell und kann, wenn nicht die Gesetze der Natur aufhören, nicht fort dauern. Allerdings hat sie jetzt schon eine ziemliche Zeit gedauert und sich seit den letzten fünfzig Jahren immer raider dem Zustande ihrer Vollkommenheit genähert. Sie wird aber ihre Pflichten finden und verrichten müssen, oder aber aufhören, auf der Bläthe

dieses Planeten gesehen zu werden, der ein arbeitender, aber nicht ein müßiger ist.

Ah, gewiß wird die arbeitende Aristokratie, durch Handelsvereine, Chartistenunruhen und vor allen Dingen durch ihren eigenen, in fortwährendem Verkehr mit der Thatfache der Dinge erhaltenen schlaun Sinn gemahnt, sich ganz gewiß reformiren und eine wirkende Welt wird noch möglich sein. Das Schicksal der müßigen Aristokratie aber, wie man ihr Horoskop bis jetzt in Korngeizen und verglichen liest, ist ein Abgrund, der einen mit Verzweiflung erfüllt. Ja, meine lustigen suchsjagenden Brüder, ein fürchtbarer hippokratischer Blick offenbart sich, Gott weiß es, nicht zu meiner Freude, durch Eure frischemuntere Gesichtsfarbe hindurch. Durch Eure Korngeizmajoritäten, Besteuerungsfikalen, Schutzzölle und Wahlbestechungen hindurch erkennt ein denkendes Auge entzehlliche Bilder des Ruins, die zu entzehllich sind, um mit Worten beschrieben zu werden, eine Schrift wie *Re n e m e n e t e k e l*. Menschen und Brüder, auf Eurer Besteuerungsfikala scheint Ihr selbst tiefer herabzugleiten und schon geglitten zu sein. — Ihr ahnt nicht wohin! — Guter Gott! erklärte nicht eine französische nichtsthuende Aristokratie vor kaum einem halben Jahrhundert in ähnlicher Weise und glaubte sie in ihrem Federkopfe nicht auch: Wir können von dem gerechten Ertrage des französischen Bodens nicht mehr existiren und nicht fortfahren zu paradiiren und uns zu puden, sondern wir müssen noch eine anderweite Bezahlung heben, als Bodenzins, wir müssen auch von Structen befreit werden, — wir müssen ein Korngeiz haben, um unsere Rente zu vermehren? Dies geschah im Jahre 1789 und vier Jahre darauf — habt Ihr in die Verberieren von Neuton hineingeseht und gesehen, wie die so lange Nackten sich Hoi von Menschenhaut machten! Wäge der barmherzige Himmel das Omen nicht in Erfüllung gehen lassen; mögen wir weiser sein, damit wir weniger unglücklich werden!

Eine vornehme Klasse, die keine Pflichten zu erfüllen hat, gleicht einem an Abgründen gepflanzten Baume, von dessen Wurzeln alle Erde hinweggebrockelt ist. Die Natur erkennt keinen Menschen als den ihren an, der nicht in irgend einer Beziehung ein Märtyrer ist. Giebt es wirklich einen Menschen, welcher üppig lebt, geschützt gegen alle Arbeit, gegen Mangel, Gefahr und Mühe, deren Befiegung wir eben Arbeit nennen, so daß er sich auf weichen Polstern streckt und all seine Arbeiten und Kämpfe von Anderen verrichten läßt? Und ein solcher Mann nennt sich einen Edelmann?

Seine Väter arbeiteten für ihn, sagt er, oder spielten glücklich für ihn, und er sitzt nun da und bekennt, nicht mit Kummer, sondern mit Stolz, daß er und die Seinigen seit undenklichen Zeiten keine Arbeit verrichtet haben. Es ist Gesetz des Landes, und man glaubt, es sei Gesetz des Weltalls, daß ihm allein von allen Menschen keine andere Aufgabe gestellt werde als die, seine gekochten Lebensmittel zu essen und nicht zum Fenster hinauszuspringen.

Ich erkläre noch einmal, nie hat es unter der Sonne ein seltsameres Schauspiel gegeben. Es ist eine wirkliche und wahrhafte Thatsache in unserem England des neunzehnten Jahrhunderts. Seine Nahrungsmittel ißt er, was aber den Sturz aus dem Fenster betrifft, so haben seine Freunde, wie ich, alle Hände voll zu thun, um ihn davon abzuhalten. In der That, wenn man seine Korngesetze, Jagdgesetze, Wahlbestechungen und vieles Andere ansieht, so schaudert man vor den Kreuz- und Quersprüngen, die er macht, während er an den Hockschößen zurückgehalten wird und nur eine dünne Scheidewand von Fensterglas ihn von den gräßlichen eisernen Spizen unten auf der Straße trennt! Mein armer, kranker Bruder, Du träumst, wie Hospitalfranke zu thun pflegen, von Paradiesen und Eldorado, die fern von Dir sind. „Kann ich mit meinem Eigenthum nicht thun, was ich Lust habe?“ Gütiger Himmel, mein Bruder, bleib, was Du mit Deinen kranken Augen siehst, ist kein festes Eldorado und Korngesetzparadies für Nichtthuer, sondern ein Traum Deines fieberhaften Gehirns. Es ist ein Glasfenster, sage ich Dir, so und so viele Stockwerk hoch über der Straße, wo eiserne Stacheln und das Gesetz der Schwerkraft Deiner harren.

Was hat Adel eigentlich zu bedeuten, wenn dies „edel“ ist? Darin, daß man wacker für Andere leidet, liegt der Adel, nicht aber darin, daß man trüg für sich Andere leiden läßt. Der Anführer der Menschen ist Der, welcher vor der vordersten Reihe der Menschen steht, der Gefahr trotzt, vor welcher alle Anderen zurückschrecken, und welche, wenn sie nicht besiegt wird, die Anderen verschlingt. Jede edle Krone ist eine Dornenkrone und wird es auf Erden stets sein. Warum galt der heidnische Herkules für einen Helden? Weil er nemäische Löwen erlegt, die Ställe des Augias gereinigt und zwölf Arbeiten verrichtet hatte, die nur für einen Gott nicht zu schwer waren.

In der modernen sowohl wie in der alten und jeder andern Gesellschaft haben die Aristokraten oder Die, welche sich die Funktionen einer Aristokratie anmaßen — mögen sie dieselben erfüllen oder nicht — den

Ehrenposten eingenommen, welcher auch zugleich der Posten der Schwierigkeit, der Posten der Gefahr, — ja des Todes ist, wenn die Schwierigkeit nicht überwunden wird. Il faut payer de sa vie. Warum ward uns unser Leben gegeben, wenn nicht, daß wir es muthig und männlich wieder hingeben sollen? Steig herab, o aufgeblasener Rüßiggang; verlaß Deine weichen Kissen; lerne, was Unglückliche fühlen und wie demselben abzuhelpen ist! Der Czar von Rußland ward ein bestäubter fleißiger Schiffszimmermann, arbeitete mit seiner Art auf den Werften von Saardam und sein Ziel war klein gegen das Deine. Steige auch Du herab: befreunde Dich mit diesem entseßlichen „lebendigen Chaos von Unwissenheit und Hunger,“ welches sich zu Deinen Füßen wälzt, sage: „Ich will Dich heilen oder zuerst darin sterben.“

Dies ist das eigentliche und wahrhafte Gesetz. Ueberall und stets muß der Mensch „mit seinem Leben bezahlen,“ er muß, wie der Soldat, sein Werk auf Kosten seines Lebens verrichten.

Vergamente? Vergamente sind verehrungswürdig, aber sie müssen stets soviel als möglich die Schrift der diamantnen Tafel repräsentiren; außerdem sind sie nicht so ehrwürdig. Benedict, der Jude, schützte vergebens Vergamente vor; seiner Wuchthaten waren zu viele. Der König sagte: „Geh, geh; trotz all Deiner Vergamente sollst Du doch gerechte Schuld bezahlen; weg mit diesem Zeuge oder sich hier diese Zahnzange!“ Die Natur, ein weit gerechterer Monarch, hat eine weit schrecklichere Zange. Aristokratien, wirkliche sowohl als eingebildete, erreichen eine Zeit, wo alles Geltendmachen von Vergamenten ihnen nichts mehr nützt. „Geh, geh; trotz all Deiner Vergamente sollst Du gerechte Schuld bezahlen!“ schreit das Weltall auf nachtrüßliche Weise ihnen zu. Sie weigern sich zu bezahlen und schüzen vertrauensvoll ihr Vergament vor, und siehe, ihr bester Schneidezahn wird unter furchtbaren Schmerzen ihnen aus der Kinnlade gerissen. Willst Du nun bezahlen? Ein zweiter Zahn wird wieder unter furchtbaren Schmerzen ausgerissen, ein dritter und ein vierter, und wenn es sein muß, sämtliche Zähne und das Leben dazu!

Reformbill, Aufhebung der Getreidegesetze u. s. w. u. s. w. — ein Zahn nach dem andern — Mylords und Gentlemen, es wäre besser für sie, wenn sie aufstünden und anfangen ihr Werk zu errichten, anstatt dazujstehen und sich auf Vergamente zu berufen.

Wir schreiben hier kein Kapitel über die Korngesetze. Die Korngesetze sind zu wahnsinnig, als daß man ihnen ein Kapitel widmen sollte. Es liegt,

wenn nicht die Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, eine gewisse Immoralität darin, über abgethane Dinge zu sprechen und das schon Erschlagene und Geviertstelte noch in kleine Stückchen zu hacken. Wenn das Gehirn einmal heraus ist, warum stirbt dann nicht ein Solocismus! Wenn er sich weigert, zu sterben, so geschieht es auf seine eigene Gefahr; er sollte vielmehr alle nur erdenkliche Eile anwenden, um zu sterben und sich begraben zu lassen! Das Handwerk eines Redners gegen die Korngeetze ist in der gegenwärtigen Zeit noch ein unerlässliches, aber auch ein höchst tragisches.

Die Korngeetze werden fallen und auch bald fallen. Wollte der Himmel, daß wir des tausendjährigen Reiches eben so sicher wären, als die Korngeetze ihres Falles. Daß die Aristokratie sie aufrecht zu erhalten sucht, gereicht ihr noch weit mehr als sonst Jemandem zum Schaden und zur Gefahr, zu einem Schaden, der nach unserer obigen Berechnung wenigstens hunderttausend Pfund die Stunde beträgt! Die Korngeetze erhalten die ganze Luft heiß, und durch ihre Fieberwärme genährt, erwacht Vieles, was übel, aber auch Vieles, was gut und unerlässlich ist, immer rascher zu Leben und Thätigkeit!

Neuntes Kapitel.

Die thätige Aristokratie.

Ein armer thätiger Rammonismus, der sich „in den Rebhühnerneugen eines unthätigen Dislettantismus würgt,“ und fürchterlich ächzt und schon schwarz im Gesicht ist, gewährt sicherlich ein sehr widerliches Schauspiel! Was aber kann man man Besseres von einem midasohrigen Rammonismus erwarten, was doch im Grunde genommen alle reinen Rammonismen sind? Etwas Besseres nicht; — wenn nicht dies, dann etwas Anderes eben so Widerliches, wenn nicht noch Widerlicheres. Die ekelhaft gewordenen Rammonismen müssen wieder menschlich und vernünftig werden. Sie müssen im Grunde genommen aufhören, Rammonismen zu sein, wäre es auch gezwungenerweise und erst wenn sie den Haß am Hals fühlen. — Meine Freunde von der thätigen Aristokratie, es giebt jetzt eine Menge Dinge, die auch Ihr in Eurer äußersten Noth in Erwägung zu ziehen haben werdet.

Die Bewohner des Continents machen sich „unsere Maschinen zu Nutzen, beginnen für sich selbst Baumwolle zu spinnen und zu weben und uns auf diese Weise erst von diesem und dann von jenem Markte zu verdrängen!“ Allerdings eine schlimme Neuigkeit, aber unabwendbar und keineswegs die schlimmste. Die schlimmste Neuigkeit ist, daß unsere nationale Existenz, wie ich zuweilen sagen höre, davon abhängt, daß wir die fabricirte Baumwolle um einen Heller pro Elle billiger verkaufen, als irgend eine andere Nation. Ein sehr schmaler Standpunkt, wenn derselbe einer großen Nation zur Basis dienen soll — ein Standpunkt, der nach meiner Ansicht unmöglich von langer Dauer sein kann.

Meine Freunde, wie wäre es, wenn wir diesen Standpunkt verließen; wie wäre es, wenn wir ganz ehrlich davon herabstiegen und sagten: „Dies ist unser Minimum der Kattunpreise. Es liegt uns vor der Hand nichts daran, den Kattun noch wohlfeiler zu machen. Macht Ihr ihn wohlfeiler, wenn nach Eurer Meinung ein so hoher Segen darin liegt. Füllt Eure Lungen mit Baumwollensaub, Eure Herzen mit Vitriolwasserdämpfen, mit Wuth und Neuterei; werdet Ihr die allgemeinen Gnomen Europas, Sklaven der Lampe!“

Ich bewundere eine Nation, welche glaubt, sterben zu müssen, wenn sie nicht bis ans Ende der Welt billiger verkauft, als alle anderen Nationen. Brüder, wir wollen aufhören, billiger zu verkaufen. Wir wollen uns damit begnügen, zu demselben Preise zu verkaufen! Ich sehe nicht ein, was es nützen kann, billiger zu verkaufen. Der Kattun kostet schon zwei Pence die Elle oder noch weniger und dennoch waren nackte Rücken unter uns niemals zahlreicher. Mögen erfindungsreiche Menschen aufhören, ihr Leben darauf zu verwenden, um unaufhörlich Mittel auszufinnen, mit deren Hülfe der Kattun wohlfeiler gemacht werden kann. Mögen sie sich lieber bemühen, ein wenig zu erfinden, wie der Kattun bei seiner gegenwärtigen Wohlfeilheit etwas gerechter unter uns vertheilt werden könnte. Mögen erfinderische Köpfe erwägen, ob das Geheimniß dieses Weltalls und des menschlichen Lebens, wie wir uns voreiligerweise einbilden, darin besteht, Geld zu machen? Es giebt einen einzigen, gerechten, erhabenen und allmächtigen Gott, aber ist Mammon wohl sein Name? — Mit einer Hölle, welche „Mangel an Gelderwerb“ bedeutet, glaube ich nicht, daß ein Himmel möglich ist, der einem zusagen würde, oder auch nur eine Erde, welche lange bewohnbar wäre!

Mit einem Worte, all dieses Mammon-evangelium von Angebot und

Nachfrage, Concurrenz, Laissez faire und der Teufel hole den Letzten, beginnt eins der schätzigsten Evangelien zu werden, die jemals gepredigt worden, oder geradezu das allerschätzigste.

„Aber was soll mit unserer in Fabriken arbeitenden Bevölkerung, mit unserer ackerbautreibenden, mit unserer stets wachsenden Bevölkerung werden?“ rufen Viele. O, mit dieser läßt sich Vielerlei anfangen. Hunderterlei und Tausenderlei, hätten wir nur erst eine Seele und begönnen wir es zu versuchen. Wohlfeiler zu verkaufen als alle anderen Völker, und die Taschen zu füllen, und alle Sorge für irgend eine Bevölkerung von uns zu weissen, ist offenbar nicht der rechte Weg. Die Elle soll noch einen Heller billiger hergestellt werden? Keine große Nation kann auf der Spitze einer solchen Pyramide stehen und sich immer höher und höher schrauben und auf der großen Zehe balanciren!

Kann England denn nicht substituiren, ohne alle Völker im Arbeiten zu übertreffen? Niemals hat England so etwas beabsichtigt. Wenn England besser arbeitet, als alle anderen Völker, so ist es gut. England wird wie ein reitlicher Arbeiter so gut arbeiten als es kann und hoffen, daß die Götter ihm erlauben werden, auf dieser Basis zu leben. Wenn Laissez faire und vieles Andere erst einmal todt ist, wie viele Unmöglichkeiten werden dann möglich werden! Sie sind eben so unmöglich, wie Rattun zu zwei Pence die Elle war — bis die Menschen anfangen, ihn zu machen. Der erfinderische Genius des großen England wird nicht fortwährend mit nichts als Rädern, Treibriemen und Spindeln im Kopfe dasitzen. Der Erfindungsgeist Englands ist nicht der Genius eines Iblers oder einer Spinne, sondern es ist, hoffe ich, der Genius eines Menschen, über welchem ein Gott waltet!

Laissez faire, Angebot und Nachfrage, — alles dessen beginnt man sehr müde zu werden. Man überlasse dies alles dem Egoismus, der unersättlichen Begier nach Geld, nach Vergnügen, nach Beifall — es ist das Evangelium der Verzweiflung! Der Mensch ist also wirklich eine Verdauungsmaschine. Man gebe ihm bloß freien Handel, freien Raum zum Verdauen und Jeder von uns wird verdauen, was er erreichen kann, und das Uebrige dem Schicksal überlassen! Meine unglücklichen Brüder vom arbeitenden Rammonismus, meine unglücklicheren Brüder vom müßigen Dilettantismus, auf diese Weise ward eine Welt niemals lange zusammengehalten. Eine Welt von bloßen Verdauungsmaschinen wird bald nichts mehr zu

verdauen haben. Eine solche Welt endet nach dem Naturgesetz nothwendig mit „Uebervölkerung,“ mit heulender allgemeiner Hungersnoth, „Unmöglichkeit,“ und selbstmörderischem Wahnsinn. Angebot und Nachfrage werden das Ihre thun und der Freihandel wird frei sein wie die Luft, ohne daß die Aristokratie es hindern kann. Aber selbst dann, wenn auch der Handel frei ist und Angebot und Nachfrage in voller Thätigkeit sind, dürfen wir nicht vergessen, daß wir noch nichts gethan, sondern der Thätigkeit nur erst freien Spielraum verschafft haben.

Ja, und wenn die Kornpreise morgen ein Ende nehmen, so ist doch noch nichts beendet, sondern erst Raum für den Anfang einer Menge Dinge gewonnen. Sind die Kornpreise abgeschafft und der Handel freigemacht, so ist es so gut als gewiß, daß diese Lähmung der Industrie vorübergehen wird. Wir werden wieder eine Periode commercieller Unternehmungen, des Sieges und des Gedeihens haben, während welcher wahrscheinlich wieder viel Geld erworben werden wird, so daß die Menschen nach den bestehenden Methoden noch einen gewissen Zeitraum am Leben erhalten und physisch ernährt werden können. Die würgende Fessel der Hungersnoth wird von unserem Hals gelöst werden, wir werden wieder Raum haben zu athmen, und Zeit uns zu besinnen, zu bereuen und zu überlegen.

Ein kostbarer und dreimal kostbarer Raum von Jahren, in welchem wir uns aus allen Kräften bemühen müssen, unsere verwerflichen Gebräuche zu reformiren, unser Volk zu unterrichten und auf den rechten Weg zu leiten und darauf zu sehen, daß ihm auch geistige Nahrung mitgetheilt werde! Es wird eine unschätzbare Zeit sein. Denn unsere neue Periode oder unser neuer Paroxismus des commerciellen Wohlstandes wird und kann nach den alten Methoden von „Concurrenz und der Teufel hole den Letzten,“ sich nur als ein Paroxismus erweisen, als ein neuer Paroxismus, der, wenn wir ihn nicht besser benutzen, auch höchst wahrscheinlich unser Letzter ist. Hierin liegt an und für sich keine Rettung. Wenn unser Handel in zwanzig Jahren, „blühend“ wie niemals ein Handel geblüht, sich verdoppeln könnte, so würde dann nach der alten Laissez faire-Methode auch unsere Bevölkerung verdoppelt sein. Wir werden dann sein, wie wir sind, nur unser zwei Mal so Viele und zwei und zehn Mal schwerer zu regieren!

Können wir daher nicht all dieses entriegelte Elend, von welchem wir uns jetzt umringt sehen, als eine Stimme aus dem stummen Schooße der Natur betrachten, welche zu uns sagt: „Sehet! Angebot und Nachfrage ist

nicht das einzige Naturgesetz; Baarzahlung ist nicht der einzige *Merkmal* der Menschen unter einander. Tief, weit tiefer als Angebot und Nachfrage liegenden Gesetze und Verbindlichkeiten, so heilig wie das Menschenleben selbst. Auch diese werdet Ihr, wenn Ihr fortfahrt zu wirken, kennen und ihnen gehorchen lernen. Wer sie kennen und ihnen gehorchen lernt, wird die Natur auf seiner Seite haben. Er wird arbeiten und hoher Lohn wird sein Theil sein. Wer sie dagegen nicht kennen lernt, der hat die Natur gegen sich und er wird nicht im Stande sein, im Reiche der Natur zu wirken. Empörung, Streit, Haß, Vereinsamung und Verwünschung werden fortwährend seinen Tritten folgen, bis alle Menschen erkennen, daß Das, was er erreicht, wie golden es auch aussehen oder sein mag, doch nicht Erfolg, sondern Mangel an Erfolg ist. "

Angebot und Nachfrage, — ach! Nach welchem edlen Werke war wohl je in diesem ärmlichen Sinne eine hörbare Nachfrage? Der Mann von Macdonien, der im Traume zu einem Apostel Paulus sprach: „Komm herüber und hilf uns,“ sagte nicht speziell, welchen Lohn er geben wollte! Oder ward die christliche Religion selbst durch Preisaufgaben, Bridgewater-Vermächtnisse und ein „Minimum von viertausend fünfshundert jährlich“ zu Stande gebracht? Es geschah damals keine Nachfrage, die auf irgend einem Arbeitsmarkte, in einer Handelskammer oder anderem verglichen Emporium und Institut hörbar gewesen wäre. Auch nicht ein Gelehrter von einer solchen Nachfrage war zu vernehmen und eben so unmöglich wäre das Angebot gewesen, selbst wenn die Nachfrage durch Donner und Erdbeben erfolgt wäre und goldene Eldorado's und muhamedanische Paradiese als Belohnung in Aussicht gestellt hätte.

Ah, in welche wüste Eindöden haben wir gleich abenteuernden Einducks und verirrt, wo die Menschen wie galvanisirte Leichen mit stierenden nichtsagenden Augen umhergehen und keine Seele haben, sondern bloß Vibriertalent und einen Magen! Die hohlhängige Verzweiflung der Arbeiter in den Fabriken, in den Kohlenwerken und bei der Landwirtschaft gewährt gegenwärtig einen peinlichen Anblick, der aber für den innern Sinn noch lange nicht so peinlich und widerlich ist, als jene thierische, gottvergessene Gewinn- und Verlust-Philosophie und Lebenstheorie, welche wir in Senathäusern, auf Kanzeln und in Zeitartikeln überall als das endgültige Evangelium predigen hören.

Aufgeklärte Philosophien werden wie Molière's Neryze Euch sagen.

„Enthusiasmus, Aufopferung, Himmel, Hölle und dergleichen — ja alles dies war für die alten dummen Zeiten ganz wahr, wir aber haben alles dies anders gemacht, nous avons changé tout cela!“ Wohlan, wenn das Herz jetzt auf die rechte Seite und die Leber auf die linke verlegt worden ist, wenn der Mensch keinen tiefern Heroismus in sich trägt als den Wunsch, zu essen, und in seiner Seele keine unendliche Hoffnung und Ehrfurcht wohnt und kein göttliches Schweigen gebieterisch werden kann, weil es kein Sinai-Donner ist und keine Fessel mehr bindet, wenn es nicht ein Galgenseil ist, — dann habt Ihr in der That alles dies anders gemacht und Abgrund und namenlose Vernichtung sind bereit für Euch und für mich. Ein so skandalös bettelhaftes Weltall verdient auch in der That nichts anderes, und ich möchte es nicht vor der Vernichtung retten, auch wenn ich könnte.

Zehntes Kapitel.

Platon von Unterihor.

Gut weiß ich: Niemals ward auf dieser Erde die Beziehung der Menschen untereinander durch Baarzahlung allein lange aufrecht erhalten. Wenn zu irgend einer Zeit eine Philosophie von Laissez faire, Concurrenz und Angebot und Nachfrage sich zum Exponenten menschlicher Beziehungen aufwirft, so könnt Ihr erwarten, daß sie nicht lange dauern wird.

Allerdings entstehen dergleichen Philosophien, denn die Philosophien des Menschen sind gewöhnlich die „Ergänzung seiner Praxis,“ ein glänzendes logisches Firniß, eine äußere Haut der artikulirten Intelligenz, womit er sich bemüht, sein stummes instinktmäßiges Thun zu rechtfertigen. Solche Philosophien entstehen, sie werden als Maimon-Evangelien, als das letzte Evangelium der Welt gepredigt, mit einem sogenannten Glauben und einer in ihrer Art aufrichtigen, obgleich leichten Genugthuung für wahr angenommen, — aber dennoch sind sie ominöse Evangelien! Sie sind die sicheren und sogar raschen Vorläufer großer Veränderungen. Man kann stets erwarten, daß das alte System der Gesellschaft in seinem Verfall begriffen und kindisch geworden ist, wenn es auf diese Weise zu rufen beginnt. Mit den meisten Systemen, deren Tod ich seit den letztvergangenen dreitausend

Jahren beobachtet habe, ist es gerade so gewesen. Wenn das Ideal, das Wahre und Edle, welches in den Menschen lag, entschwunden ist und nichts weiter übrig bleibt, als nackter Egoismus und Habgier, so können sie nicht leben und die ältesten Gesetze, die Mütter des Weltalls, verurtheilen sie unerbittlich zum Tode. Seltsamerweise erfinden sie dann für sich irgend eine leichte und behagliche Gß- und Trinkphilosophie und sagen während der Stunden des Räuens und Wiederräuens, welche sie Stunden des Nachdenkens nennen: „Seele, sei gutes Muthes, es ist ganz gut, daß Du eine Geistesseele bist,“ und sehr oft, ehe sie es sich versehen, werden sie von den Schmerzen der Auflösung gepackt!

Paarzählung war niemals das Vereinigungsband der Menschen oder konnte es nur auf einige Jahre sein. Baars Geld hat noch nie einem Menschen völlig seine Verdienste um einen andern bezahlt und wird es auch, und kann es auch niemals, weder jetzt noch künftig bis an's Ende der Welt.

Ich fordere seine Gnaden den Herzog von Casile Nactren auf, darüber nachzudenken. Glaubt er vielleicht, daß eine Landaristokratie, wenn sie sich in Landauktionatoren verwandelt, noch lange zu leben hat? Oder daß Besteuerungsfallen ihre Lebenskraft vermehren werden? Auch den unzählbaren Plugson von der geachteten Firma Plugson, Hunk und Comp. in St. Tolly Undershot fordern wir auf, hierüber nachzudenken; auch für ihn wird es neu, vielleicht sogar noch neuer sein. Die doppelte Buchhaltung ist bewundernswürdig und verzeichnet die verschiedenartigsten Dinge auf die genaueste Weise. Aber die Muttergesetze führen auch ihre Tabellen, in der Kanzlei des Himmels wird auch Buch und Rechnung geführt und die Dinge werden, wie meine Freunde, die Koslim, sagen, „auf das eiserne Blatt geschrieben.“

Der Herzog und Plugson gehen wahrscheinlich dann und wann zur Kirche. Habt Ihr niemals in müßigen Augenblicken, wenn Euch vielleicht ein langweiliger Prediger die Ohren vollplärte, einen Blick in Euer neues Testament und auf das in den vier Evangelien gleichsam viermal enthaltene Cassaconto geworfen? Nach meiner Ansicht ist dies ein alle Beachtung verdienendes Cassaconto über gethane Arbeit und ausgezahlten Lohn. Vergleichen Bilanzen werden, obgleich nach geringerem Maßstabe, alle Augenblicke unter dieser Sonne gezogen und das Resultat in den Contobüchern der Firma Plugson und in den Rechnungen der himmlischen Kanzlei bieten eine schreiende Differenz, woraus sich der unbezähmbare praktische Verstand

eines Plugion von Undershot sowohl, als noch weit mehr der unangreifbare ungesunde Menschenverstand eines Herzogs von Norfolk eine Lehre hätte abnehmen können!

Mit einem Worte, wir werden das Cassa-Evangelium streng an seinen Ort gestellt sein lassen müssen. Wir müssen gleich von vorn herein eingedenk sein, daß es entweder ein unendlich tieferes Evangelium giebt, welches das Cassa-Evangelium ergänzt, erklärt und täglich und stündlich berichtigt, oder aber, daß das Cassa-Evangelium selbst und alle anderen sehr rasch den Weg alles Fleisches gehen!

Denn alle menschlichen Dinge wollen durchaus ein Ideal in sich haben, eine Seele, wie wir sagten; geschehe es auch bloß, um den Körper von Fäulniß zu bewahren. Und wunderbar ist es zu sehen, wie das Ideal oder die Seele, man bringe sie in den häßlichsten Körper, den es giebt, diesen Körper von ihrem eigenen Adel erstrahlen läßt, den genannten häßlichsten Körper allmählig unaufhörlich modificirt und umformt und ihn endlich schön und bis zu einem gewissen Grade göttlich macht! — O, wenn Ihr nur diesen Thiergott Rammon entthronen und einen Geistgott an seine Stelle setzen könntet! Auf eine oder die andere Weise muß und wird er entthront werden.

Kämpfen zum Beispiel, wie ich oft zu mir selbst sage, Kämpfen mit stählernen Wortwerkzeugen ist sicherlich eine weit häßlichere Operation als Arbeiten, man nehme es wie man wolle, und dennoch sehe man, welds ein Deusaliemus in den Zeiten des frommen Abtes Samien selbst aus dem Kämpfen hervorgegangen war, — ein „glorreiches Ritterthum,“ welches bis auf den heutigen Tag vielfach bejungen worden. War dies nicht eins der „unmöglichsten“ Dinge? Es giebt unter dem Himmel kein häßlicheres Schauspiel, als zwei Menschen, die mit knirschenden Zähnen und teuflisch funkelnden Augen einander ins Fleisch hacken und kostbare lebende Körper und unbezahlbare lebende Seelen in namenlose verwesende Massen verwandeln, die nur zum Dünger eines Rübenfeldes taugen. Wie konnte jemals daraus ein Ritterthum, wie konnte daraus etwas Anderes als etwas Schreckliches, Widerliches und Teuflisches hervorgehen? Es ist dies eine Frage, die volle Erwägung verdient.

Ich bemerke vor der Hand nur zwei Dinge. Erstens, daß das Kämpfen selbst nicht, wie wir voreiligerweise voraussetzen, ein Kämpfen ohne Ursache, sondern mehr oder weniger mit Ursache war. Der Mensch ist geboren, um zu kämpfen, und man definiert ihn vielleicht am besten als einen

geborenen Krieger, und sein Leben als „eine Schlacht und einen Marich“ unter dem rechten Feldherrn. Der Mensch hat fortwährend zu kämpfen, bald mit Nothwendigkeit, mit Unfruchtbarkeit, mit Mangel, mit Sumpfen, mit unweglichen Wäldern, mit ungekämmter Baumwolle, — bald auch mit den Verblendungen seiner armen Mitmenschen. Früherische Visionen steigen in dem Kopfe meines armen Mitmenschen auf und veranlassen ihn, Rechte über mich zu beanspruchen, die ihm nicht gebühren. Aller Kampf ist, wie wir schon vor langer Zeit einmal bemerkt, das Ringen von Kräften, von welchen jede sich für die Stärkste, oder, mit anderen Worten, für die gerechteste hält, — von Mächten, welche, wenn es um und um kommt, wie dies in diesem gerechten Weltall stets der Fall sein wird, Rechte bedeuten. Im Kampfe liegt der vergängliche Theil derselben, nachdem er hinreichend geschlagen worden, in Staub empor, und wenn dieser Prozeß vorüber ist, kommt das Unvergängliche, das Wahre und Richtige zum Vorschein.

Und nun wollen wir ein Zweites bemerken, nämlich wie bei diesen verhängnißvollen Vorgängen ein edler frommherziger Cavalier und wie ein unedler, gottvergessener Buccanier und Choctaw-Indianer sich zeigt. Sieg ist das Ziel beider, aber tief in dem Herzen des edlen Mannes steht deutlich geschrieben, daß, ebenso wie ein unsichtbarer, gerechter Gott ihn geschaffen, so auch Gottes Gerechtigkeit, und diese bloß, wäre sie noch so unsichtbar, endlich bei allen Unternehmungen und Kämpfen den Sieg davontragen wird und muß.

Welch ein Einfluß, stets gegenwärtig, — wie eine Seele in dem rohesten Kaliban von einem Körper, gleich einem Strahl vom Himmel und einem erleuchtenden, schaffenden Fiat Lux in dem wüsten irdischen Chaos! Gesegneter göttlicher Einfluß, selbst in dem Gräuel der Schlachtfelder und in Blut getauchter Gewänder erkennbar — wie adelt er selbst das Schlachtfeld, und macht es statt eines Indianergemegels zu einem Feld der Ehre!

Auch ein Schlachtfeld ist groß. Recht betrachtet, ist es eine Art Quintessenz von Arbeit, von Arbeit in ihrer äußersten Concentration, die Bedeutung von Jahren in eine einzige Stunde zusammengedrängt. Auch hier mußt Du stark sein und nicht bloß von Muskeln, wenn Du den Sieg erringen willst. Hier mußt Du auch stark sein von Herzen und edel von Seele; Du darfst weder Schmerz noch Tod fürchten, Du darfst nicht Ruhe oder Leben lieben; im Zorne sollst Du des Erbarmens und der Gerechtigkeit eingedenk sein; — Du sollst ein Ritter und nicht ein Choctaw-Indianer sein,

wenn Du den Sieg erringen willst! Dies ist das Gesetz aller Kämpfe, gegen verblendete Mimenschen sowohl wie gegen ungekämmte Baumwolle, oder was für Kämpfe es immer sein mögen, die ein Mensch in dieser Welt zu bestehen hat.

Howel Davies färbt die westindischen Meere mit Blut, belästet das Deck seiner Schiffe mit Beute, erweist sich als der erfahrenste Seemann und als der kühnste Seekämpfer; aber er erringt keinen dauernden Sieg, ein dauernder Sieg ist nicht möglich für ihn, und wenn er auf seinen Klibustierzügen mehr Schiffe befehligte, als die gesammte britische Flotte zählt. Er kann ein- für allemal in seinem Duell nicht gewinnen. Er schlägt seinen Gegner zu Boden; ja, aber seinem Gegner oder dem Repräsentanten seines Gegners fällt es nicht ein, so liegen zu bleiben, und wenn er zehnmal zu Boden geschlagen worden wäre, — auch fällt es dem Weltall nicht ein, ihn so liegen zu lassen! Im Gegentheile haben das Weltall und er fortwährend eine Menge von Beweggründen, wieder aufzuspringen und den Kampf verzweifelt fortzuführen. Guer Napoleon wird endlich nach St. Helena geschleudert, und sein Ende ist die strenge Vergeltung seines Anfangs. Der Buccanier schlägt einen Menschen oder hundert oder eine Million Menschen nieder, aber was nützt es? Er hat einen Feind, der niemals erschlagen werden kann, ja zwei Feinde — die Menschheit und den Schöpfer der Menschen. Im großen Maßstabe wie im kleinen, im Kampfe mit Menschen oder im Kampfe mit Schwierigkeiten mag ich mich nicht auf Howel Davies' Seite stellen, denn es ist nicht der Buccanier, sondern nur der Held, welcher den Sieg gewinnen, welcher mehr thun kann, als zu liegen schein en.

Diese Dinge verdienen Nachdenken, denn sie erleiden Anwendung auf jeden Kampf und auf alle Mühen und Bestrebungen in diesem Kampf des Lebens. Es ist ein armseliges Evangelium, möge es nun Cassa's Evangelium oder sonst wie heißen, welches nicht mit klarem Tone, unwiderleglich und alle Herzen überzeugend die Menschen fortwährend an diese Dinge erinnert.

Unglücklicherweise hat mein unbezähmbarer Freund Mugson von Unsterblichkeit in hohem Grade vergessen, wie dies leider mit aller Welt, ja sogar mit unseren Herzögen und Seelsorgern der Fall ist, deren specieller Beruf es war, ihrer eingedenk zu sein. Daher diese Thränen. — Mugson, welcher unbezähmbar Baumwolle gesponnen hat, bloß um Tausende von Pfunden zu verdienen, muß ich immer noch einen Buccanier und Spectaw nennen, bis etwas Besseres, etwas noch Unbezähmbareres von ihm kommt.

Seine hundert Tausendpfundnoten sind für mich gleichsam die hundert Skalps in einem Choctaw Wigwam. Der blinde Plugion! Er war ein Feltberr der Industrie, ein geborenes Mitglied der septen ächten Aristokratie dieses Weltalls, wenn es nur gewußt hätte! Die tausend Mann, welche um ihn herum spannen und arbeiteten, waren ein Regiment, welches er Mann für Mann angeworben, um einen sehr ächten Feind zu bekämpfen, nämlich die Nacktheit des Rückens und die ungehorfame Baumwollenfaser, welche, wenn sie nicht dazu gezwungen wird, sich weigert, nackte Rücken zu bedecken. Dies ist ein wirklicher und wahrhafter Feind, über welchen alle Geschöpfe ihm Sieg wünschen werden. Er warb seine tausend Mann an und sagte zu ihnen: Kommt, Brüder, und laßt uns einmal der Baumwolle zu Leibe rücken! Sie folgen ihm mit heiterem Rufe und erringen einen Sieg über die Baumwolle, den die Erde händeklatichend bewundern muß, leider aber ist er nur von der Buccanier- oder Klibustier-Art, — so gut als kein Sieg! Thörichter Plugion von St. Dolly Undershot! Hoffst er vielleicht berühmt zu werden, wenn er die Skalps in seinem Wigwam aufhängt, die hundert Tausende bei seinem Vanquier und sagt: Sehet da meine Skalps? — Schau doch um Dich, Plugion — siehst Du nicht, daß Dein eigenes Heer sich zu empören beginnt! Die Baumwolle ist beslegt, aber die „nackten Rücken“ sind schlechter bedeckt als je! Unbezähmbarer Plugion, Du mußt aufhören, ein Choctaw zu sein, Du und Andere, Du selbst, wenn auch kein Anderer!

Ging wohl Wilhelm, der normännische Bastard, oder irgend einer seiner Tailssefers — Eisenschneider — auf diese Weise zu Werke? Eisenschneider schickte am Ende des Feltzuges seine tausend Kämpfer nicht fort, sondern sagte zu ihnen: „Edle Kämpfer, dies ist das Land, welches wir erobert haben; sei ich Herr oder Lord darin, — was wir Law-ward, Aufrechthalter und Bewahrer der himmlischen Gesetze, nennen wollen — sei ich Law-ward, oder, kürzer geschrieben, Lord darin, und seid Ihr meine treu ergebene Vasallen darin, und wir wollen zu einander stehen, wie Krieger zu ihrem Hauptmann stehen, denn wir werden einander wieder brauchen!“

Plugion dagegen sagt nach Buccanier-Art zu ihnen: „Edle Spinner, dies ist das Hunderttausend, welches wir erworben haben und worin ich zu wohnen und Weinberge zu pflanzen gedenke. Das Hunderttausend ist nicht, die drei Schillinge und sechs Pence täglich waren Guer. Lebt wohl, edle Spinner; trinkt meine Gesundheit für diesen Groschen, den ich einem jeden über seinen verdienten Lohn gebe!“

So spricht der durch und durch ungerechte Hauptmann der Industrie, sage ich; kein Ritter, sondern ein Buccanier! Das „Handelsgesetz“ spricht ihn allerdings frei und fragt mit großen Augen: Was verlangt Ihr sonst? So fragt auch Howell Davies: Habe ich nicht der strengsten Buccanier-Sitte gemäß gehandelt? Bin ich nur um ein Jota von den Gesetzen der Buccanier abgewichen?

Das Geld ist, wie man zu sagen pflegt, etwas Wunderbares. Plugsom wollte siegen, wie Ritter und Buccanier und alle Menschen es wünschen. Er fand, daß die ganze Welt einstimmig das Geld als das wahre Symbol und richtige Aequivalent des Sieges betrachtete, und nun kommt er als ein düsterer, unbezähmbarer Buccanier mit einem Siege nach Hause, den die Welt aber immer weniger mit Handelsflätschen begrüßt. Die Welt beginnt nämlich einzusehen, daß ein solcher Sieg nur ein halber Sieg ist, und daß wir nun, wenn es den himmlischen Mächten gefällt, auch die andere Hälfte haben müssen.

Geld ist etwas Wunderbares. Welche wunderbaren Erleichterungen hat es uns gewährt und wird es uns gewähren, aber auch welche nie geahnten Verwirrungen und Verdunkelungen der Begriffe hat es herbeigeführt, fast bis zur gänzlichen Ausrottung des moralischen Gefühls in großen Massen der Menschheit. „Schutz des Eigenthums“, dessen, was „mein“ ist, bedeutet bei den meisten Menschen Schutz des Geldes, — des Dinges, welches, und wenn ich es mit tausend Schlössern verwahren könnte, am wenigsten von allen mein, und gewissermaßen kaum werth ist, daß ich es mein nenne! Das Symbol wird heilig gehalten und überall durch Büttel, Stricke und Galgen verteidigt, der eigentliche Gegenstand des Symbols dagegen ganz gelassen vor die Hunde geworfen. Ein menschliches Wesen, welches mit anderen menschlichen Wesen gearbeitet, macht seine Rechnung mit denselben ab und entledigt sich durch Bezahlung gewisser Schillinge und Pfunde seiner Verbindlichkeiten mit triumphirender Vollständigkeit. Ist dies nicht der Lohn, den ich Euch versprochen habe? Hier ist er bis auf den letzten Sirpence, — den Gesetzen der Buccanier gemäß! — Ja, in der That und zu solchen Zeiten wird es gebieterisch nothwendig, alle Menschen, Buccanier sowohl als andre, zu fragen, ob diese selben respectablen Geirge der Buccanier in Gottes ewigem Himmel, in dem innern Herzen des Menschen geschrieben stehen, oder bloß in dem Logbuch der Buccanier zum Gebrauch und Nutzen des Freibeuterhandwerks? — Welch eine Frage! — Westminster

Hall schaudert darüber bis in sein trockenstes Pergament hinein, und auf den todtten Perücken der Richter steht jedes einzelne Hosshaar zu Berge.

Die Gesetze des *Laissez faire*, o Westminster, die Gesetze des industriellen Hauptmanns und industriellen Soldaten, noch vielmehr aber die des müßigen Hauptmanns und industriellen Soldaten bedürfen einer Umwandlung und Berichtigung nach tausenderlei Seiten hin. Wenn zwei Millionen industrieller Soldaten schon in Bastillen sitzen und fünf Millionen sich nur noch von Kartoffeln nähren, so kann Westminster nach meiner Ansicht nicht zu früh anfangen! — Der Mensch hat in Gottes Welt andere Aufgaben zu erfüllen, als die Bezahlung von barem Gelde. Auch diese muß Westminster, wenn es fortfahren will, zu existiren und seinen Lohn zu bekommen, in Anschlag zu bringen suchen. Durch Westminster oder irgend ein anderes Institut müssen und werden sie in Anschlag gebracht und, wie groß auch die Schwierigkeit sein möge, formulirt und bis zu einem gewissen annähernden Grade in die Praxis übergetragen werden. Und wie ich sage, es kann dies nicht zu bald geschehen! Denn der sich selbst überlassene Rammontismus ist mitadobrig geworden und schwebt bei all seinen Goldbergen in Gefahr, aus Mangel an Brod zu verhungern, und der Dilettantismus mit seinen Rebhühnerehen spielt in diesem unseren außerordentlich ernststen Weltall ein etwas zu hohes Spiel.

Ach, welch eine Aufgabe ist es, die unsere schon seit langer Zeit ziemlich abgeschmactt daran herumtastenden Freunde auf dem Continent „Organisation der Arbeit“ nennen, — eine Aufgabe, welche den Händen abgeschmactter, fahelhafter Menschen entnommen und weisen, arbeitsamen, beschriebenen und wackeren Menschen in die Hände gegeben werden muß, damit dieselben unverweilt damit beginnen und erfolgreich damit durchdringen, wenn Europa, oder auf jeden Fall England, noch länger bewohnbar bleiben soll. Wenn man die Korngeiz-*Herzöge* oder praktischen *Duces*, die wir haben, so wie die hochwürdigen *Seelforger*, die christlichen geistlichen *Duces*, mit einem Minimum von Viertausend fünfhundert* betrachtet, so wird freilich die Hoffnung ein wenig abgekühlt. Aber darum nur den Muth nicht verlieren, denn es giebt noch viele wackere Männer in England! Mein unzählbarer *Plugion*, — berechtigst nicht sogar Du zu einiger Hoffnung? Du bist bis jetzt ein *Puccanier* gewesen, wie dies die böse Welt Dir vorgeschrieben; liegen aber in diesem unbezählbaren Herzen, welches die Baumwolle besiegen konnte, nicht auch vielleicht noch andere zehnmal edlere Siege?

Elftes Kapitel.

Arbeit.

Denn es liegt ein dauernder Adel und selbst etwas Heiliges in der Arbeit. Wäre der Mensch auch noch so wenig seines hohen Berufes eingedenk, so berechtigt er doch immer noch zu Hoffnungen, so lange er wirklich und ernstlich arbeitet — nur im Müßiggange liegt ewige Verzweiflung. Arbeit steht, sei sie auch noch so niedrig und mammonisch, stets im Zusammenhang mit der Natur. Schon der Wunsch, Arbeit zu verrichten, leitet immer mehr und mehr zur Wahrheit und zu den Gesetzen und Vorschriften der Natur, welche Wahrheit sind.

Das letzte Evangelium in dieser Welt ist: Kenne Deine Arbeit und thue sie. „Kenne Dich selbst“, — lange genug hat dieses Dein armes „Selbst“ Dich gequält, und Du wirst, wie ich glaube, es niemals kennen lernen. Halte es nicht für Deine Aufgabe, Dich kennen zu lernen, denn Du bist ein Individuum, welches Du niemals kennen lernen wirst. Wisse vielmehr, woran Du arbeiten kannst, und arbeite daran wie ein Herkules! Das ist jedenfalls ein besseres System.

Es steht geschrieben: „Eine unendliche Bedeutung liegt in der Arbeit,“ der Mensch vervollkommenet sich durch das Arbeiten. Wildes Gerdörcht und Unkraut wird hinweggeräumt, schöne Saatsfelder steigen statt dessen empor und stattliche Städte, und dabei hört der Mensch selbst erst auf, ein Acker voll Unkraut oder eine unfruchtbare, ungesunde Wüste zu sein. Man bedenke, wie selbst bei den niedrigsten Gattungen der Arbeit die ganze Seele des Menschen von dem Augenblicke an, wo er sich an die Arbeit macht, in einen gewissen Grad von wirklicher Harmonie versetzt wird. Zweifel, Pessimismus, Kummer, Reue, Enttäuschung, selbst Verzweiflung — alle diese umlagern wie Höllenhunde die Seele des armen Tagelohners ebenso wie jedes anderen Menschen. Aber er widmet sich mit freier Tapferkeit seiner Aufgabe und alle verstummen und kriechen murrend in ihre Höhlen zurück. Der Mensch ist nun ein Mensch. Die heilige Gluth der Arbeit gleicht einem läuternden Feuer, worin jedes Gift verbannt wird, und wo selbst aus dem sauren Rauche eine helle heilige Flamme emporsteigt!

Das Schicksal hat im Grunde genommen kein anderes Mittel, uns zu kultiviren. Ein formloses Chaos wird, sobald es einmal in Umrührung ver-

sezt worden, rund und immer runder, und ordnet sich durch die bloße Schwerkraft in sphärische Schichten. Es ist nicht mehr ein Chaos, sondern eine runde compacte Welt. Was würde aus der Erde werden, wenn sie aufhörte, sich zu drehen. Auf der armen alten Erde zerstreuen sich, so lange sie sich dreht, alle Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten — alle Unregelmäßigkeiten werden unaufhörlich regelmäßig.

Hast Du einmal der Drehscheibe des Töpfers zugehört, einem der ehrwürdigen Gegenstände, so alt als der Prophet Ezechiel und noch viel älter? Wie spinnen sich unförmliche Thonklumpen durch das bloße rasche Umdrehen zu schönen kreisrunden Schüsseln empor. Und nun denke man sich den fleißigsten Töpfer, aber ohne seine Scheibe, in die Nothwendigkeit versetzt, seine Schüsseln oder vielmehr seine gestaltloien Pfuschwerke durch bloßes Kneten und Baden herzustellen! Ein solcher Töpfer wäre auch das Schicksal einer menschlichen Seele gegenüber, welche ruhen und bequem liegen und nicht arbeiten und sich drehen will. Aus einem trägen, sich nicht drehenden Menschen kann das freundlichste Schicksal, gleich dem fleißigsten Töpfer, ohne Rad nichts anderes baden und kneten, als ein Pfuschwerk. Möge sie noch so viel kostspielige Malerei und Vergoldung an ihn verschwenden, so bleibt er doch nur ein Pfuschwerk. Es wird keine Schüssel aus ihm, sondern nur ein wackeliges, geknetetes, krummes, schiefeckiges, gestaltloses Pfuschwerk, — ein gemaltes und vergoldetes Gefäß der Unehre! Mögen die Trägen dies bedenken.

Gesegnet ist, wer seine Arbeit gefunden hat; möge er keinen andern Segen verlangen. Er hat eine Arbeit, einen Lebenszweck; er hat ihn gefunden und wird ihm folgen. Gleich einem frei fließenden, mit edler Kraft durch den sauren Sumpf des Menschendaseins gezogenen Kanal, gleich einem sich immer tiefer wachsenden Strome führt er nach und nach selbst von der Wurzel des fernsten Grabhalmes das saure, eiternde Wasser mit sich fort und verwandelt den pestilenzialischen Sumpf in eine grüne, fruchtbare Wiese mit ihrem klar fließenden Strome. Wie wohlthätig für die Wiese selbst, möge der Strom und dessen Werth groß oder klein sein.

Arbeit ist Leben. Aus dem innersten Herzen des Arbeiters steigt seine gottgegebene Kraft, die heilige himmlische Lebensessenz, die ihm durch den allmächtigen Gott eingehaucht worden. Aus seinem innersten Herzen erwacht er zu allem Edelstinn, — zu aller Kenntniß, „Selbstkenntniß“ und vielem Anderen, sobald als die Arbeit richtig beginnt. Kenntniß? Halte

Dich fest an die Kenntniß, die sich beim Arbeiten bewährt, denn die Natur selbst bestärkt diese und sagt Ja dazu. Eigentlich hast Du gar keine andere Kenntniß, als die, welche Du durch das Arbeiten erworben; das übrige ist alles nur eine Hypothese des Wissens; eine Sache, worüber man in Schulen streitet, eine Sache, die in den Wolken schwebt und sich in endlosen logischen Strudeln dreht, bis wir sie erproben und festhalten. „Dem Zweifel, sei er von welcher Art er wolle, kann nur durch die Thätigkeit ein Ende gemacht werden.“

Und kennst Du ferner den Werth der Geduld, des Muthes, der Ausdauer, der Bereitwilligkeit, Deinen Irrthum einzugestehen und es das nächste Mal besser zu machen? Alle diese Tugenden wirst Du nirgends als in dem Kampfe mit den rohen Mächten der Thatfache lernen. Man setze einen wackeren Sir Christopher in die Mitte von schwarzen, verfallenen Steinhäusern, thörichten, der Architektur abholden Bischöfen, pedantischen Beamten und trägen Nell Gwyn-Verteidigern des Glaubens, und sehet, ob er aus allen diesen jemals eine St. Pauls-Kathedrale emporsteigen lassen wird oder nicht! Roh, plump und widerspenstig sind alle Dinge und Individuen von den meuterischen Maurern und irischen Handlangern an bis zu den trägen Nell Gwyn-Verteidigern, den pedantischen Beamten, den thörichten, der Architektur abholden Bischöfen. Alle diese Dinge und Personen sind nicht um Christopher's und seiner Kathedrale, sondern hauptsächlich um ihrer selbst willen da! Christopher muß alle diese besiegen und überwinden, wenn er es im Stande ist. Alle diese sind gegen ihn. Die stets gerechte Natur selbst, welche ihre Mathematik und Architektur nicht auf dem Anstich, sondern tief in dem verborgenen Herzen trägt, — die Natur selbst ist nur theilweise für ihn und wird gänzlich gegen ihn sein, wenn er sie nicht zwingt! Sogar sein Geld, wo soll es herkommen? Die fromme Freigebigkeit Englands liegt weit zerstreut, fern, nicht im Stande, zu sprechen und zu sagen: „Ich bin hier,“ — sie muß angesprochen werden, ehe sie wieder sprechen kann. Fromme Freigebigkeit und alle Hülfe ist so still und unsichtbar wie die Götter, und Hindernisse und mannigfache Widersprüche sind so laut und nahe. O wackerer Sir Christopher, vertraue Du trotzdem auf jene und biete tiefen allen Trost. Besiege und bezwinde sie durch Mühe, Geduld, Einsicht, Ausdauer und Kraft, und füge endlich triumphirend den letzten Schlussstein in die Kuppel der St. Pauls-Kathedrale ein, Deines Monumentes für gewisse Jahrhunderte!

Ja, alle Art von Hülfe und frommer Antwort von Menschen oder Natur ist stumm, was wir stumm nennen und kann nicht sprechen oder an's Licht kommen, bis sie gesehen, bis sie angesprochen ist. Jedes edle Werk ist anfangs „unmöglich.“ In der That und Wahrheit liegen auch für jedes edle Werk die Möglichkeiten in der ganzen Unermesslichkeit zerstreut, unartikulirt und nur durch den Glauben entdeckbar. Gleich Gideon sollst Du Dein Vlies an der Thür Deines Zeltes ausbreiten und sehen, ob unter dem weiten Bögen des Himmels noch ein wohlthätiger Thau vorhanden ist oder nicht. Dein Herz und Lebenszweck soll sein, wie ein wunderbares Vlies Gideon's, welches mit stummem Flehen zum Himmel ausgebreitet worden, und aus der weiten Unermesslichkeit wird — was den Gemeinden in Stadt und Land niemals möglich gewesen wäre — ein gesegneter, Dir genügender Thau herabfallen!

Alle Menschenarbeit ist wie die des Schwimmers. Ein ungeheurer Ocean droht ihn zu verschlingen, und wenn er ihm nicht muthig die Stirn bietet, so wird derselbe sein Wort halten. Aber er bietet ihm unaufhörlich und weise Trost, kämpft muthig dagegen, und sehet, wie gehorsam das Meer ihn trägt und als seinen Sieger zum Ziele führt. „Es ist,“ sagt Göthe, „mit allen Dingen so, welche der Mensch in dieser Welt unternimmt.“

Wackerer Seekapitain, nordischer Seekönig, — Columbus, mein Held, königlicher Seekönig von allen! Es ist keine freundliche Umgebung, die Du hier hast auf den ungeheuren tiefen Fluthen. Um Dich herum meuterische, muthlose Seelen, hinter Dir Schande und Verderben, vor Dir der noch undurchdrungene Schleier der Nacht. Bruder, diese wilden Wasserberge, die von ihren meilentiefen Fundamenten emporspringen, sind nicht bloß Feindeswegen da. Wie mir scheint, haben sie noch mehr zu thun, als Dich vorwärts zu tragen, und die brausenden Winde, die durch die Reiche des Chaos und der Unermesslichkeit ihren Riesenwalzer tanzen, fragen wenig darnach, ob sie die kleinen Segel Deines Aufsucherschiffes recht oder nicht recht füllen. Du bist nicht unter artikulirt sprechenden Freunden, mein Bruder, sondern unter unermesslichen Stummen, wild und heulend durcheinander stürzenden Ungeheuern. Verborgnen, fern, unsichtbar für alle Herzen, außer dem Deinen, liegt Hülfe in ihnen; fleh, wie Du dazu gelangst. Geduldig wirst Du warten, bis der tolle Südweststurm verbraust und Dich durch gewandte Wissenschaft der Vertheidigung retten, und muthig mit raicher Entschlossenheit wirst Du darcin fahren, wenn der günstige Ost, das Mögliche,

sich erhebt. Meuterei der Mannschafft wirst Du streng im Zaume halten; Schwäche und Verzagtheit wirst Du heiter erimuthigen; Klagen, Unvernunft, Nützigkeit, Schwäche von Andern und Dir selbst lässest Du ruhig an Dir vorübergehen. Es soll, es wird eine Tiefe des Schweigens in Dir sein, tiefer als dieses Meer, welches nur zwei Meilen tief ist — ein unergründliches Schweigen, welches nur Gott bekannt ist. Du wirst ein großer Mann sein. Ja, mein Weltkrieger, Du von dem Marinedienst der Welt, Du wirst größer sein müssen, als diese lärmende, unermessliche Welt hier rund um Dich herum ist. Du wirst sie mit Deiner starken Seele wie mit den Armen eines Ringers umfassen und sie zwingen, Dich weiterzutragen, — nach neuen Amerikas oder wohin Gott sonst will!

Zwölftes Kapitel.

Lohn.

„Religion,“ sagte ich, denn im Grunde genommen ist alle ächte Arbeit Religion, und jede Religion, die nicht Arbeit ist, kann gehen und unter den Brahminen, Antinomien, tanzenden Dervischen, oder wo sie will, wohnen; bei mir findet sie keine Herberge. Bewundernswürdig war jener Ausdruck der alten Mönche: *Laborare est orare*, Arbeiten heißt Beten.

Älter als alle gepredigten Evangelien war dieses ungepredigte, unartikulierte, aber unausrottbare und ewig dauernde Evangelium: *Arbeite und finde darin Dein Wohlergehen*. Wenich, Sohn der Erde und des Himmels, liegt hier nicht in Deinem innersten Herzen ein Geist ruhiger Methode, eine Kraft zur Arbeit, und brennt wie ein mühsam glimmendes Feuer und läßt Dir keine Ruhe, bis Du es entfaltest und in wohlthätigen Thaten um Dich her niederstreichst! Was unmethodisch und müßig ist, wirst Du methodisch und urbar, Dir gehorsam und fruchttragend machen. Ueberall, wo Du Unordnung findest, da ist Dein ewiger Feind. Greif ihn rasch an und bezwinde ihn; mache Ordnung daraus, die nicht dem Chaos, sondern der Intelligenz, der Gottheit und Dir unterthan ist! Die Distel, welche auf Deinem Wege wächst, grabe aus, damit statt derselben ein Palm nützlichen Grades, ein Tropfen nährenden Milsch wachsen möge. Du siehst den zeitlich un-

benutzten Baumwollenstrauch; sammle seinen weißen Daun, spinne ihn und webe ihn, damit anstatt werthloser Streu nuzbare Gewebe daraus entstehen und die nackte Haut des Mensch damit bedeckt werde.

Vor allen Dingen aber, wo Du Unwissenheit, Dummheit und Aohheit findest, da greife sie unermüdet an und ruhe nicht, so lange Du lebst, sondern schlage im Namen Gottes unverdrossen darauf zu. Der höchste Gott befiehlt Dir dies auf hörbare Weise, dafern Du nur Ohren hast zu hören. Aber auch mit seiner unausgesprochenen Stimme befiehlt er es, die ehrfurchtgebietender ist als der Donner des Sinai oder das Brausen des Wirbelwindes, denn spricht zu Dir nicht auch das Schweigen tiefer Ewigkeiten, der Welten jenseits der Morgensterne? Die noch ungeborenen Jahrhunderte, die alten Gräber mit ihrem verweisenden Staube, ja die längst vertrockneten Thränen, die ihn benetzten, — sprechen diese nicht zu Dir, was noch kein Ohr gehört hat? Die tiefen Reiche des Todes, die Sterne in ihren nimmer ruhenden Bahnen, aller Raum und alle Zeit verkünden es Dir in fortwährend stummer Mahnung. Auch Du sollst wie jeder andere Mensch wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann.

Alle wahre Arbeit ist heilig; in jeder wahren Arbeit, wäre es auch nur wahre Handarbeit, liegt etwas Göttliches. Die Arbeit, so breit wie die Erde, hat ihren Gipfel im Himmel. Schweiß der Stirn und von diesem an bis zum Schweiß des Gehirns, bis zum Schweiß des Herzens, worin alle Berechnungen eines Kepler, alle Betrachtungen eines Newton, alle Wissenschaften, alle gesprochenen Heltengedichte, alle vollführten Heroismen, alle Märtyrerverleiden eingeschlossen sind bis zu jenem „blutigen Schweiß der Todesangst“, den alle Menschen göttlich genannt haben! O Bruder, wenn dies nicht „Anbetung“ ist, dann ist die Anbetung zu beklagen, denn dies ist das Erhabenste, was bis jetzt unter Gottes Himmel entdeckt worden.

Wer bist Du, daß Du Dich über Dein arbeit- und müherreiches Leben beklagst? Beklage Dich nicht. Blicke auf, mein müder Bruder. Siehe dort in Gottes Ewigkeit Deine Mitarbeiter. Sie leben noch, sie allein leben noch, die heilige Schaar der Unsterblichen, die himmlische Leibwache des Reiches der Menschheit. Selbst in dem schwachen menschlichen Gedächtniß leben sie so lange als Heilige, als Helden, als Götter. Sie allein überleben, sie allein bevölkern die unermesslichen Eindrücke der Zeit! Der Himmel ist, ob schon streng, doch nicht ungütig gegen Dich. Der Himmel ist

gütig, wie eine edle Mutter, wie jene spartanische Mutter, die, während sie ihrem Sohn seinen Schild gab, sagte: „Mit ihm, mein Sohn, oder auf ihm!“ Auch Du sollst in Ehren heimkehren; auch Du wirst — bezweifle es nicht — mit Ehren in Deiner fernen Heimath erscheinen, wenn Du in der Schlacht Deinen Schild bewahrst! Du bist in den Ewigkeiten und tiefften Reichen des Todes nicht ein Fremdling, sondern überall ein Bürger! Beklag' Dich nicht; sogar die Spartaner beklagten sich nicht.

Und wer bist Du, daß Du Dich Deines Lebens des Müßigganges rühmst und wohlgefällig Deine glänzenden goldenen Equipagen mit ihren weichen Polstern zeigst, auf welchen Du die Hände zum Schlaf faltest? Blicke auf, blicke nieder, um, hinter oder vor Dich, siehst Du wohl irgend einen müßigen Helden, Heiligen, Gott oder auch Teufel? Nicht die Spur von einem. Im Himmel, auf der Erde, in den Wassern, unter der Erde ist Niemand, der Dir gleicht. Du bist ein Original in dieser Schöpfung und gehörst nur diesem außerordentlichen Jahrhundert oder halbem Jahrhundert an! Es giebt auf dieser Welt nur ein einziges Ungeheuer und dieses ist der Müßiggänger. Was ist seine „Religion?“ Daß die Natur ein Phantasma ist, wo listige Bethelei oder Lüge zuweilen gute Nahrung findet; daß Gott eine Lüge ist, und daß der Mensch und sein Leben eine Lüge sind. — Ach wer von uns kann nur sagen, ich habe gearbeitet? Die Treuesten von uns sind unnütze Knechte, die Treuesten von uns wissen das am besten. Die Treuesten von uns können mit dem betrübten, wahrheitsliebenden alten Samuel sagen: „Viel von meinem Leben ist vergeudet worden!“

Der aber, welcher, ausgenommen „bei öffentlichen Gelegenheiten,“ weiter keine Function hat, als auf graziose oder ungraziose Weise müßig zu gehen und Söhne zu zeugen, die ebenfalls müßig gehen, und Spinner und Gräber, welche doch wenigstens spinnen und graben, mit den Worten anzureden: „Ihr widerwärtigen Menschen, die Ihr zu viel producirt,“ — was soll wohl der von sich sagen, wenn er der Wahrheit die Ehre geben will!

Was den Lohn für die Arbeit betrifft, so liegen sich unzählige Dinge darüber sagen, und es wird und muß noch unendlich viel darüber gesprochen, ermittelt und geschrieben werden. „Ein rechtlicher Tageslohn für ein rechtliches Tagewerk“ ist die allerbilligste Forderung! Ein Weltlohn, „welcher ausreicht, um den Arbeiter am Leben zu erhalten, damit er mehr arbeite,“ so viel ist, wenn man ihn nicht stracks aus dieser Welt verbannen will,

für den edelsten Arbeiter eben so unumgänglich notwendig, wie für den geringsten!

Nur eins will ich hier bemerken in besonderer Beziehung auf die erstere Klasse, die edele und edelste, die aber Licht auf alle übrigen Klassen und deren Schlichtung dieser schwierigen Angelegenheit wirft: Der Lohn für jedes edle Werk wird im Himmel oder sonst nirgend geipentet. Nicht in der Bank von England, auch nicht in Owen's Arbeitsbank oder irgend einem andern Bank- und Wechselinstitute brauchst Du, heroische Seele, Dein Conto zu präsentiren. Menschliche Banken und Arbeitsbanken kennen Dich nicht, oder sie lernen Dich erst kennen, nachdem Generationen und Jahrhunderte vorüber sind und Du für ihre Belohnungen nicht mehr erreichbar bist.

Aber brauchst Du wohl im Grunde genommen irgend eine Belohnung? War es Dein Ziel und Lebenszweck, für Deinen Heroismus Dir den Bauch mit guten Bissen zu füllen, ein Leben des Pomps und der Bequemlichkeit zu führen und in dieser Welt oder irgend einer andern Welt zu sein, was die Menschen „glücklich“ nennen? Ich antworte für Dich mit Bestimmtheit: Nein. Das ganze geistige Geheimniß der neuen Epoche liegt darin, daß Du mit der ganzen Klarheit Deines Kopfes und Herzens für Dich selbst mit Bestimmtheit Nein! antworten kannst.

Mein Bruder, der brave Mensch muß sein Leben veredeln. Verschenke es, rathe ich Dir, denn Du erwartest doch nicht, Dein Leben auf angemessene Weise zu verkaufen? Welcher Preis würde Dich zum Beispiel zufriedenstellen? Gottes ganze Schöpfung, das ganze Universum des Raums, die ganze Ewigkeit der Zeit und was sie enthalten, dies wäre der Preis, der Dich zufrieden stellen würde — dieser und kein anderer, wie Du selbst zugeben wirst, wenn Du aufrichtig sein willst. Dein Leben ist Dein Alles und Du würdest dafür auch Alles haben wollen. Du bist ein unvernünftiger Sterblicher, oder vielmehr, Du bist ein armer und lichter Sterblicher, der Du in Deinem engen Gefängniß hier so unvernünftig schenst. Du wirst niemals Dein Leben oder irgend einen Theil Deines Lebens auf genügende Weise verkaufen. Verschenke es wie ein königliches Herz; laß den Preis Nichts sein. Du hast dann in gewissem Sinne Alles dafür bekommen! Der heldenmüthige Mensch — und ist nicht, Gott sei Dank, jeder Mensch ein ichsammernder Held? — muß zu allen Zeiten und unter allen Umständen dies thun. In dem heldenmüthigsten Zeitalter wie in dem unheldenmüthigsten muß er sagen, wie Burns von seinen kleinen schottischen

Lietern, kleinen Thau:ropfen, einer himmlischen Melodie in einer Zeit, wo so Vieles unmelodisch war. Stolz und demüthig sagte: „Beim Himmel, entweder sind sie unschätzbar oder von gar keinem Werthe; ich brauche Eure Guineen nicht dafür!“ Es ist ein Element, welches auf alle Regulirung des Arbeitslohnes hienieden bedeutenden Einfluß äußern muß.

Im Grunde genommen stimmen wir vollständig mit jenen alten Römern überein, *Laborare est Orare*. In tausend Beziehungen, und von einem Ende bis zum andern, ist wahre Arbeit in der That Anbetung. Der, welcher arbeitet, verkörpert, möge seine Arbeit bestehen, worin sie wolle, die Form ungeschriebener Dinge und jeder Arbeiter ist ein kleiner Dichter. Die Idee und wäre es nur die Idee zu seinem armseligen schönern Teller, um wie viel mehr zu seinem epischen Gedicht, wird bis jetzt erst von ihm selbst geleschen und zwar nur halb geleschen. Für alle Anderen ist sie etwas Unsichtbares und Unmögliches; für die Natur selbst ist sie etwas Ungesehenes, ein Ding, welches bis jetzt noch niemals war — sehr „unmöglich,“ denn es ist bis jetzt ein Nichts! Die unsichtbaren Mächte hatten Veranlassung, einen solchen Mann zu behüten, denn er wirkt in dem Ungesehenen und für dasselbe. Ach, wenn er sein Augenmerk bloß auf die sichtbaren Mächte lenkt, dann kann er eben so gut seiner Aufgabe entsagen. Sein Nichts wird niemals richtig als etwas herauskommen, sondern als eine Täuschung und als etwas Scheinbar.s, was besser unterbleibt.

Dein Nichts von einem beabsichtigten Gedicht, o Dichter, der Du nichts im Auge gehabt hast, als Recensenten, Honorare, Buchhändler und Popularitäten, siehe, es ist noch nicht Etwas geworden, denn die Wahrheit ist nicht darin! Obgleich gedruckt, geglättet, recensirt, gelobt, bis zur zwanzigsten Auflage verkauft — was ist das alles weiter? Das Ding ist, in philosophischer, nicht commerzieller Sprache, immer noch ein Nichts, meistens Schein und Täuschung des Auges; die gütige Vergessenheit nagt unaufhörlich daran und ruhet nicht eher, als bis das Chaos, dem es angehört, es wieder verschlucken hat.

Von Dem, der sich nicht mit dem Unsichtbaren und dem Schweigenden befreundet, wird niemals wirkliche Sichtbarkeit und Rede kommen. Du mußt hinabsteigen zu den Wütern, zu den Manen, und wie Herkules hier lange kulturen und dich mühen, wenn Du siegreich wieder in das Sonnenlicht hinaustrreten willst. Wie in Kampf und Schlacht, — denn ist es nicht wirklich ein Kampf? — sollst Du weder Schmerz noch Tod fürchten; die

Stimme jubelnder Schlaraffenländer, das Getöse des gierigen Achéron muß, eins wie das andere, unter Deinen siegreichen Füßen verstummen. Dein Werk muß wie Dante's Werk Dich „mager machen auf viele Jahre.“ Die Welt und ihr Lohn, ihre Urtheile, Rathschläge, Unterstüzungen, Hinterrisse, müssen sein wie eine wüste Meeresthuth, das Chaos, durch welches Du schwimmen und segeln mußt. Nicht die wüsten Wogen und ihre mit Seegras bedeckten Golißströme sollst Du zur Richtschnur nehmen, sondern Deinen Stern allein. — „Se tu segui tua stella!“ Deinem Stern allein, der bald hell über dem Chaos strahlt, bald auch vorübergehend verlischt oder unheilvoll verdunkelt wird, diesem allein sollst Du Dich bemühen zu folgen. O, es ist eine Aufgabe, denke ich mir, Dir so Deinen Weg durch das Chaos und die Finsterniß der Hölle zu bahnen! Gründulige Drachen belauern Dich, dreiköpfige Cerberusse, — nicht ohne Sympathie von ihrer Art! „Eccovi l'uom ch'è stato all' Inferno.“ Denn im Grunde genommen, wie Poet Dryden sagt, Du gehst wirklich den ganzen Weg Hand in Hand mit purem Wahnsinn, der keineswegs ein angenehmer Begleiter ist! Du schauest starr in den Wahnsinn hinein und in sein unentdecktes, grenzenloses, bodenloses, von finsterner Nacht erfülltes Reich, damit Du ihm neue Weisheit abringest, wie Gurgice dem Tartarus. Je höher die Weisheit, desto enger war ihre Nähe und Verwandtschaft mit purem Wahnsinn. Es ist dieses buchstäblich so und Du wirst mit sprachlosem Erstaunen und Schrecken bemerken, wie die höchste Weisheit, die sich in diese Welt heraufkämpft, oft solche ihr noch anklebende Färbungen und Anhängsel des Wahnsinns mit herausgebracht hat.

Alle Werke, jedes nach seiner Art, sind ein Umwandeln des Wahnsinns in Sinn; — ganz gewiß eine religiöse Verrichtung, die sich ohne Religion nicht ausführen läßt. Auf andere Weise hast Du kein Werk, sondern Augendienst, gieriges Haichen nach Lohn, schnelles und immer schnelleres Fabriziren von Scheindingen, um Lohn dafür zu bekommen. Anstatt besserer Filzhüte, womit Du Dein Haupt bedecken könntest, hast Du bloß größere aus Holz und Gyps verfertigte Hüte, die man auf Rädern in den Straßen umherschfährt. Anstatt himmlischer und irdischer Leitung für die Seelen der Menschen hast Du Controversen über schwarze oder weiße Ehorhemden, ausgestopfte Päpste von Haaren und Leder; — irdische Gesezhüter, Lords und Gesezbringer, welche gegenwärtig die „Arbeit organisiren,“ indem sie Korn-geseze beschließen. Ach, von allen diesen ist diese geplagte Erde jetzt erfüllt,

beinahe zum Verstehen. Scheindinge sind es, sehr glatt für Gefühl und Auge, aber nichtsdestoweniger fluchwürdig für Leib und Seele — Scheindinge, bestehen sie nun aus schlechtgewerktem Luche oder Dilettantengesetzgebung, die nicht wirkliche Wille oder Substanz sind, sondern nichtiger Staub, verflucht von Gott und Menschen! Kein Menich hat jemals anders gewirkt oder kann jemals anders wirken als religiös, nicht einmal der arme Tagelöhner, der Weber Deines Rockes, der Näher Deiner Schuhe. Alle Menschen, wenn sie nicht arbeiten wie vor den Augen eines großen Aufsehers, arbeiten falich und zum Unglück für sich selbst und für Dich.

Die industrielle Arbeit, die noch in der Sklaverei des Mammons schmachtet, weil ihre rationelle Seele noch nicht erweckt ist, gewährt ein tragisches Schauspiel. Menschen in der raschesten Bewegung und Selbstbewegung, rastlos und krampfhaft wie vom Galvanismus getrieben, wie von einem Teufel besessen, reißen Berge auseinander. — ohne Zweck, denn der Mammonismus ist stets nutzlosbetrügend! Dies ist traurig, wenn man es oberflächlich betrachtet. Aber dennoch Muth gefaßt; die wohlthätigen Schicksalsgötter, die selbst in ihrer Strenge gütig sind, lehren uns, daß dies nicht fortdauern kann. Die Arbeit ist kein Teufel, wenn sie auch im Panzer des Mammonismus steckt; die Arbeit ist stets ein gefangener Gott, der sich be-
 rußt oder unbewußt mühet, aus dem Mammonismus herauszukommen! Flugion von Unterthet will siegen, eben so gut wie Taillefer von der Normandie, und selbst Flugion wird sich um so mehr freuen, wenn er einen ritterlichen Sieg haben kann, anstatt eines nach Indianerart. Die aller-
 seiten entbehrende Häßlichkeit ist die eines trägen Volkes. Man zeige mir ein energisch thätiges Volk, welches sich mühet, kämpft und alle Schultern an das Rad stemmt, dessen Herzen und Muskeln von männlicher Energie und Thatkraft schwellen, und ich zeige Dir ein Volk, von welchem schon viel Gutes zu sagen ist, von dem alles Gute noch zu erwarten steht, wenn seine Energie aushält. Eben durchs Arbeiten lernt es; es steht gleich dem Antäus mit seinen Füßen auf der Mutter Thetische — wie kann es daher anders als lernen?

Der ordinärste Flugion von einem Arbeitsherrn, der Arbeiter befehligen und Arbeit von ihnen bekommen kann, ist schon ein bedeutender Mann. Geizhete und dreimal geseignete Symptome erkenne ich in Arbeitsherrn, die keine gemeinen Menschen sind, die Edelleute sind und zu fühlen begi-
 nen, daß sie als solche handeln müssen. Heil und Gedeihen ihnen, denn sie

sind gegenwärtig Englands Hoffnung! Aber wie viel liegt dennoch auch in diesem Plugson, der sich fast gar keines Adels bewußt ist! Diese rauhe Gestalt, dieser unentwickelte Menich besitzt gleichwohl Fähigkeit, Einsicht, Muth und zähe Willenskraft. Seine Worte sind nicht die klügsten, aber seine Handlungen können nicht ganz und gar thöricht sein. Denke, wie wäre es, wenn Du plötzlich in seinen Schuhen stündest! Er hat tausend Mann zu commandiren. Und dies ist kein eingebildetes Commandiren, nein, es ist wirklich und unaufhörlich praktisch. Die schlimmen Leidenschaften so vieler Menichen — in welchen der Teufel wohnt wie in und allen — hat er zu überwinden, durch mannichfache Kraft der Rede und des Schweigens zu unterdrücken und zu umgehen. Welch eine Kraft des Schweigens, abgesehen von den andern Kräften, liegt in Plugson! Für diese seine tausend Mann hat er Rohmaterial, Maschinenrie, Anordnung, Hausraum und am Ende jeder Woche baaren Lohn zu schaffen. Er hat keine Civilliste und kein Budget, an welches er sich wegen Bezahlung seines Regiments halten könnte; er muß seine Mittel von dieser verworrenen Fläche der ganzen Erde und zeitgenössischen Geschichte durch seine Gewandtheit allein auflesen. Und es wäre nicht gut, wenn er es zu thun versuchte! — Gegenwärtig ruft er, schwarz im Gesicht und fast erwürgt durch die Dilettantengehegung: „Geht mir Raum für Brust und Arme und ich werde nicht unterliegen! Nein, ich werde spinnen und fliegen, wie ein Riese. Welche Sehnen des Krieges liegen in mir, ungezählte Hülfsmittel zur Eroberung dieses Planeten, wenn ihr, anstatt mich aufzuhängen, sie weislich nützt und mich unterstützt!“ Mein unbezähmbarer Freund, es ist wahr; und Du sollst und mußt Unterstützung finden.

Dies ist nicht ein Mann, den ich durch Korngeße morden und erwürgen würde, selbst wenn ich könnte! Nein, ich würde meine Korngeße und Schrotbeutel zum Teufel werfen und mich bemühen, diesem Mann zu helfen. Ich würde ihn durch edle Vorschrift und Gesetzesvorschrift, am meisten von allem durch edles Beispiel lehren, daß der Rammonismus nicht das Grundwesen seiner oder meiner Stellung in Gottes Weltall ist, sondern bloß ein fremdartiger Ausbruch, die grobe, irdische, ungöttliche Verkörperung, die mehr oder weniger eine göttliche werden muß. Durch edle wirkliche Gehegung, durch wahres Edelmannswerk, durch unermüdlische, tapfere, und wären sie auch unbelohnte, Bestrebungen in meinem Parlament und in meinem Kirchspiel würde ich ihn ermuthigen und ihm beistehen, diese wohl-

thätige Veränderung mehr oder weniger zu bewirken. Ich würde wissen, daß sie zu bewirken wäre; daß, wenn sie nicht auf irgend eine Weise und in gewissem Grade bewirkt würde, er und ich und wir alle, ich aber zuerst und am schnellsten von allen, dem Untergange preisgegeben wären! -- Und bewirkt wird sie werden, es müßte denn ein Dämon dieses Weltall geschaffen haben, was ich für meinen Theil keinen Augenblick und unter keiner Gestalt auch nur im mindesten glaube.

Ja, Ihr Majestäten, Durchlauchten und Vortschaffen, das eigentliche Heldengeticht dieser Welt heißt jetzt nicht „Waffen und der Mensch,“ und noch viel weniger „Femdkrausen und der Mensch;“ nein, es heißt jetzt „Werkzeuge und der Mensch.“ Dies ist hinfort unser Heldengeticht und Ihr wäret vor allen Anderen klug, wenn Ihr Notiz davon nähmet.

Dreizehntes Kapitel.

Demokratie.

Wenn die Majestäten und Durchlauchten keine Notiz davon nehmen, so wird, wie ich bemerke, die Sache von sich selbst Notiz nehmen! Die Zeit der Blätterhaftigkeit, der Heuchelei und eiteln Geschwägers und Komödienspiels aller Art ist vorüber; es ist eine ernste, schwere Zeit. Alte, lange hin und her geworfene Fragen, die noch nicht in logischen Worten oder parlamentarischen Gesetzen gelöst worden, lösen sich jetzt immer rascher in Thatfachen auf, die etwas unheimlich anzuschauen sind! Diese größte aller Fragen von Arbeit und Lohn, die, wenn wir auf die Stimme des Himmels geachtet hätten, schon vor zwei oder noch mehr Generationen hätte beginnen sollen, kann nicht länger aufgeschoben werden, ohne die Stimme der Erde zu hören. Die Arbeit wird in der That ein wenig „organisiert“ werden müssen, wie man sagt, — Gott weiß mit welcher Schwierigkeit. Der Mensch wird wirklich seine Forderungen und Verdienste von dem Menschen ein wenig besser bezahlt bekommen müssen. Dies ist, mögen Parlamente davon sprechen oder darüber schweigen, sein ewiger Anspruch an den Menschen, der ihm nicht ohne Strafe, und auf die Länge nicht ohne Todesstrafe, vorenthalten werden

kann. Wie viel sollte unter und sofort aufhören; wie viel sollte sofort beginnen, so lange die Stunden noch unser Aind!

In der That, es sind seltsame Ergebnisse, zu welchen diese Herrschaft des Geldes, dieses stille Verschließen des Tempels Gottes und allmähliges immer weiteres Definieren des Mammonstempels, dieses „Laissez faire“ und „Jeder für sich selbst“ und in diesen Tagen geführt haben! Wir haben obere, sprechende Klassen, welche in der That „sprechen“, wie noch nie zuvor ein Mensch gesprochen, und deren Rede in ihrer verwelteten Mattigkeit und ungöttlichen Niedrigkeit und Unfruchtbarkeit schon von selbst verrathen könnte, was für Thaten und welche praktische Regierung darunter geschehen! Die Rede ist das gäufige Element, aus welchem die meisten Gattungen des Thuns und Leistens, ganz besonders aber alle Arten moralischer Leistungen, sich contentiren und Form gewinnen; so wie das Eine ist, so wird auch das Andere sein. Wenn wir demgemäß in die stumme Klasse, in ihre Stockport-Keller und Armengeseg-Bastillen hinabsteigen, müssen wir dann nicht bekennen, daß auch sie bis jetzt in der Geschichte von Adams Nachkommenchaft ohne Beispiel dastehen?

Das Leben war für die Menschen niemals ein Maitentanz. Zu allen Zeiten ward das Loos der zu harter Arbeit geborenen stummen Millionen durch mannigfache Leiden, Ungerechtigkeiten, schwere Lasten, vermeidliche und unvermeidliche, enstellt. Es war durchaus kein Spiel, sondern harte Arbeit, welche die Muskeln und das Herz wund machte. Als Leibeigene, villani, bordarii, sochemanni, ja sogar als Herzöge, Grafen und Könige wurden die Menschen oft ihres Lebens überdrüssig gemacht und mußten im Schweiß ihrer Stirn und ihrer Seele sagen: „Sehet, es ist kein Spiel, es ist grimmiger Grnß und unser Rücken kann es nicht mehr ertragen!“ Wer weiß nicht, welche zermalmenden, lang fortgezogenen barbarischen und unerträglichen Ungerechtigkeiten verübt wurden, bis die Herzen zum Wahninn getrieben ausriefen: „Eu Sachsen, nimith euer sachsen, Ihr Sachsen, greift zu den Messern! Ihr Sachsen, eine Niedermegelnng der Schurken und Feiglinge ist unumgänglich nöthig geworden!“ — Wie viel dergleichen Vorfälle erzählt die trodene Geschichte.

Und dennoch wage ich zu glauben, daß zu keiner Zeit seit den Anfängen der Gesellschaft das Loos dieser selben stummen Millionen von Arbeitern so ganz unerträglich war, wie es in den Tagen ist, die jetzt über uns dahingehen. Es ist nicht das Sterben, ja nicht einmal das vor Hunger

Sterben, was den Menschen elend macht. Viele Menschen sind gestorben; alle Menschen müssen sterben; — unser aller letzter Abgang geschieht in einem Feuerwagen des Schmerzes. Aber elend ist es, erbärmlich leben zu müssen, ohne zu wissen weshalb; hart zu arbeiten und doch nichts zu verdienen; an Herz und Seele müde und matt und doch vereinzelt und von einem kalten allgemeinen *Laisser faire* umgürtet zu sein; das ganze Leben hindurch langsam sterben zu müssen, eingekerkert in eine taube, tote, unendliche Gerechtigkeit, wie in dem verfluchten eisernen Bauche eines Phalaris-Stiers! Dies ist und bleibt stets unerträglich für alle Menschen, welche Gott geschaffen. Wundern wir uns noch über französische Revolutionen, Chartismen, dreitägige Revolten? Die Zeiten, wenn wir sie recht betrachten, sind wirklich beispellos.

Noch nie zuvor hörte ich von einer irischen Wittve, die sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hätte, „ihre Schwesterschaft dadurch zu beweisen, daß sie am Typhusfieber starb und noch sechzehn Personen ansteckte,“ — wodurch sie auf so unwiderlegliche Weise sagte: „Nun sehet Ihr doch, daß ich Eure Schwester war!“ Schwesterschaft, Brüderschaft wurden oft vergessen, aber erst nach dem Entstehen dieser letzten Rammion- und Schrotbeutel-Granaten sah ich sie jemals auf so ausdrückliche Weise verleugnet. Wenn auch kein frommer Lord oder Law-ward (Geiseshüter) ihrer eingedenk war, so war doch immer eine fromme Lady (Halt-dig, Wohltäterin, Loaf-giveress — Brodgeberin — nennt man sie, — gesegnet sei ihr schönes Herz!) mit sanfter Mutterstimme und mildreicher Hand da, um ihrer eingedenk zu sein. Ein frommer denkender Aeltester, was wir jetzt einen Priester (Presbyter) nennen, war da, um alle Menschen daran zu erinnern, im Namen des Gottes, der alle geschaffen.

Selbst nicht in der schwarzen Taboney ward die allgemeine Brüderschaft der Menschen jemals so weit vergessen, glaube ich, wie in jenem Typhusfieberfalle. Runge Park war kraftlos niedergeunken unter dem Baume des Negerboskes, ein entseßlicher weißer Gegenstand in den Augen Aller. In dem armen schwarzen Weibe aber und ihrer Tochter, die entsetzt vor ihm standen und deren ganzer irdischer Reichtum und angelegtes Kapital aus einer einzigen kleinen Kürbisflasche voll Reis bestand, lebte ein Herz reicher als *Laissez faire*. Mit königlicher Freigebigkeit kochten sie ihm ihren Reis, sangen, während sie fleißig an ihren Baumwollenrocken spinnend und er sich zum Schlafe niederlegte, die ganze Nacht ihm vor: „Laßt und bemitleiden

den armen weißen Mann; keine Mutter hat er, die ihm Milch holt, keine Schwester, die ihm Reis mahlt!“ Du armes schwarzes edles Weib, — auch Du eine Lady; hat nicht Gott auch Dich geschaffen; lag nicht auch in Dir etwas Göttliches!

Gurth, der geborene Leibeigene Gedric's des Sachsen, ist von Pedanten und Andern sehr bemitleidet worden. Gurth mit dem metallenen Halsbande und Gedric's Schweine auf den Waldwiesen hütend, ist allerdings nicht Das, was ich ein Muster menschlicher Glückseligkeit nennen würde. Aber dennoch scheint mir Gurth, der den Himmel über sich, die freie Luft und das schattige Gebüsch um sich und in sich wenigstens die Gewißheit eines Abendbrodes und einer geselligen Wohnung hat, wenn er nach Hause kommt, Gurth, sage ich, scheint mir glücklich im Vergleich mit manch einem Arbeiter von Lancashire und Buckinghamshire in unserer Zeit, der nicht der geborene Sklave irgend Jemandes ist! Gurth's metallenes Halsband kränkte ihn keineswegs, denn Gedric verdiente sein Herr zu sein. Die Schweine gehörten Gedric, aber auch Gurth bekam seinen kleinen Antheil davon. Gurth genoß die unaussprechliche Befriedigung, sich, wenn auch auf rohe Halsbandmanier, doch auf unauflöbliche Weise an seine Mitnerblichen auf dieser Erde gefesselt zu fühlen. Er hatte Vorgesetzte, Untergeordnete und seines Gleichen. — Gurth ist jetzt schon längst „emancipirt;“ er besitzt, was wir „Freiheit“ nennen, die Freiheit, sagt man mir, sei etwas Göttliches. Aber die Freiheit, wenn sie die „Freiheit zu verhungern“ wird, ist gerade nicht sehr göttlich.

Freiheit? Die wahre Freiheit eines Menschen, würdest Du sagen, bestehe darin, daß er den rechten Weg finde, oder gezwungen werde, ihn zu finden und darauf zu wandeln; zu lernen oder gelehrt zu werden, zu welcher Arbeit er wirklich taugte, und dann durch Erlaubniß, Ueberredung und sogar Zwang an diese Arbeit gestellt zu werden. Dies ist seine wahre Glückseligkeit, Ehre, „Freiheit“ und das Maximum seines Wohlbefindens, und wenn dies keine Freiheit ist, so frage ich für meinen Theil nicht viel weiter nach Freiheit. Du gestattest einem offenbar Wahnsinnigen nicht, über Abgründe hinwegzuspringen. Du verlegst seine Freiheit, Du, der Du klug bist, und hältst ihn, wäre es selbst in einer Zwangsjacke, von den Abgründen fern. Jeder dumme, jeder feige und thörichte Mensch ist nur ein weniger offenkundiger Wahnsinniger und seine wahre Freiheit wäre, daß jeder weisere und klügere Mensch durch metallene Halsbänder oder auf irgend welche sanftere oder härtere Art ihn, wenn er salbisch geht, fassen und zwingen könnte, ein wenig

richtiger zu gehen. O, wenn Du wirklich mein Senior, Seigneur, mein Ältester, Predhyter oder Priester, wenn Du in der That mein Weiser bist, dann möge ein wohlthätiger Instinkt Dich leiten und antreiben, mich zu „erobern“, mir zu befehlen! Wenn Du besser weißt als ich, was gut und recht ist, so beschwere ich Dich im Namen Gottes, zwinge mich, es zu thun, und mügest Du noch so viel metallene Halsbänder, Peitschen und Handschellen in Anwendung bringen; laß mich nicht über Abgründe wandeln! Daß ich von allen Zeitungen ein „freier Mann“ genannt worden bin, wird mir wenig helfen, wenn meine Pilgrimschaft in Tod und Jammer geendet hat. O daß doch die Zeitungen mich einen Sklaven, einen Feigling, einen Narren, oder was es ihnen sonst beliebte, genannt hätten und mir nicht der Tod, sondern das Leben zu Theil geworden wäre! — Die Freiheit verlangt neue Definitionen.

Ein selbstbewußter Abscheu und Widerwille gegen Märrheit, Niedrigkeit, Dummheit, Feigheit und diese ganze Brut von Dingen wohnt tief in einigen Menschen; noch tiefer in anderen ein unbewußter Abscheu und Widerwille, der überdies durch die wohlthätigen höheren Mächte in Das gekleidet ist, wofür tapfere Gelüste, Energien und sogenannte Egoismen taugen. Diese Leptern sind, was man Eroberer nennt, Römer, Normannen, Russen, Indo-Engländer, Gründer von dem, was wir Aristokratien nennen. Diese zu gründen, haben sie in der That das „göttlichste Recht“, denn sie sind selbst in der That und Wahrheit *Agostos*, die Tapfersten, die Besten, und besiegen in der Regel ein verworrenes Gefindel von Schlechtesten, oder wenigstens, was ziemlich klar ist, von Schlechteren. Ich glaube, ihr göttliches Recht, was mit bestätigendem Verdict in dem größten mir bekannten Gerichtshofe erprobt worden, war ein gutes! Sie sind eine Klasse von Menschen, über welche der Vedant zuweilen ein furchtbares Geschrei erhob, deren aber nichtdestoweniger die wohlthätige Natur oft bedurft hat und deren sie leider wieder bedürfen kann.

Wenn Du durch die hundertfachen armenlichen Skepticismen, Trivialismen und Hirnspinnste der Vedanten hindurch einen Wilhelm den Eroberer, ein Tancred von Hauteville oder einen ähnlichen Mann erblickst, — suchst Du dann nicht wirklich und wahrhaftig einen rohen Umriß von einem ächten, gottgesalbten König, den nicht der Herold von England in seinem Plachbarnisch, sondern die ganze Natur und das Universum auf den Thron riefen? Es ist absolut notwendig, daß er darauf gelange. Die Natur

will nicht, daß ihre armen sächsischen Kinder an Aufgedunsenheit, Stumpfsinn oder irgend einer andern Krankheit umkommen. Deshalb wird ein strenger Herrscher und ein ganzes Geschlecht solcher Herrscher herbeigerufen. Die Natur selbst ruft einen strengen, aber höchst wohlthätigen immerwährenden Hausarzt herbei und selbst die angemessenen Gebühren werden ihm verschafft! Der Bekant schwagt in kläglichem Tone über Bereward und die Marischländer; über das Schicksal des Carl von Walthroef, über das in Aische gelegte Yorksbire und den verwüsteten Norden, was alles unzweifelhaft sehr beklagenswerth ist. Aber selbst der trockene Historiker unterrichtet mich von einer wichtigen Thatfache: „Ein Kind hätte unter der Regierung dieses Wilhelm einen Beutel Gold von einem Ende Englands nach dem andern tragen können.“ Mein gelehrter Freund, dies ist eine Thatfache, welche tausent andere aufwiegt! Kege sie hinweg, Leine in Deinem Organismus begründeten sentimental und anderen Spinnengewebe; schaue Auge ins Auge, wenn Du noch ein Auge hast, in das Anslip dieses starken, stämmigen Bastards Wilhelm. Du siehst hier einen Mann von bligendem Scharfblick, von starkem Löwenherzen, — in welchen, gleichsam in einen Rahmen von Eichenholz und Eien, die Götter die Seele eines „Mannes von Genie“ gepflanzt haben. Nennst Du das nichts? Ich nenne es etwas Unermeßliches! — Wuth genug lag in diesem Willelmus Conquestor, Wuth genug für seine Gelegenheiten; — und dennoch ist das weientliche Element dieses Mannes, wie aller solcher Männer, nicht verzengendes Feuer, sondern glänzendes, erhellendes Licht. Feuer und Licht sind auf seltsame Weise zu verwechseln, ja im Grunde genommen habe ich gefunden, daß sie verschiedene Formen einer und derselben überaus götlichen „Elementarabflanz“ in unierer Welt sind — ein Umstand, der wohl verdient, daß man ihn in der jezigen Zeit zur Sprache bringt. Das weientliche Element dieses Conquestor ist vor allen Dingen die sonnenklarste Erkenntniß Dessen, was auf dieser Gotteserde wirklich etwas ist; was, wie Du finden wirst, im Grunde genommen „Gerechtigkeit“ und nicht wenige „Tugenden“ bedeutet — Ueber einstimung mit Dem, was der Schöpfer für gut gefunden hat zu schaffen. Dies, sollte ich meinen, bedeutet wohl Gerechtigkeit und einige Tugenden?

Glaubst Du, Willelmus Conquestor würde sich zehn Jahre oder auch nur eine einzige Stunde lang etwas haben vorshawen lassen über die Angemeßtheit, Baumwollennmanufacturen durch Nebbhüner- und Korngeirge umzubringen? Ich glaube, er war nicht der Mann, der sich durch geräusch-

volle Tollhäuserreden aus seiner Nachtruhe hören ließ! „Hilf und noch besser die Rebhühner hegen, und erwürge Pluglon, welcher die Hemden spinnt?“ — „Par la splendeur de Dieu!“ — — Glaubst Du, Wilhelmus Conquestor würde in dieser neuen Zeit mit Dampfmaschinen, Geldherren der Industrie, auf der einen, und Joe Manton, Geldherren des Müßiggangs, auf der andern Seite, gezweifelt haben, was wirklich das Beste sei; was erwürgt zu werden verdiente, und was nicht?

Ich hege eine gewisse unzerstörbare Achtung vor diesem Wilhelmus Conquestor. Ein immerwährender Hausarzt, von der Natur für ihr geliebtestes englisches Volk beschafft, und sogar, wie ich schon sagte, mit den nöthigen Gebühren versehen, denn er war keineswegs der Ansicht, daß er das Werk der Natur verrichte, dieser Wilhelmus, sondern ausschließlich sein eigenes Werk! Und sein eigenes Werk war es auch wirklich, erleuchtet „par la splendeur de Dieu.“ — Ich sage, es ist nothwendig, das Werk aus einem solchen Manne herauszubekommen, wie ichreiff es auch sein möge! Wenn eine noch nicht zum Tode verurtheilte Welt in immer tiefere Verworfenheit und Verwirrung hinabstürzt, dann ist es eine traurige Nothwendigkeit der Natur, ihre Aristokratien, ihre Vessien, wäre es auch durch gewaltsame Mittel, herbeizuschaffen. Wenn die Nachkommen oder Repräsentanten derselben gänzlich aufhören, die Vessien zu sein, dann stürzt die arme Welt der Natur sehr bald wieder in Verworfenheit hinab, und es wird eine traurige Nothwendigkeit der Natur, sie auszustossen. Daher kommen französische Revolutionen, Chartismen, Demokratien und ein trauriges Regißer von ähnlichen Dingen in diesen unseren betrübten Zeiten.

Welchen Umfang die Demokratie jetzt erreicht hat, wie sie unwiderstehlich mit unheilverkündender, stets wachsender Schnelligkeit vorrückt, dies kann Jeder sehen, der irgend ein Bereich der menschlichen Angelegenheiten mit offenen Augen betrachtet. Die Demokratie ist überall die unerbitliche Fortsetzung unseres Zeitalters, die in rascher Erfüllung geht. Von dem Denker der Schlachten Napoleon's an bis auf das Geplapper der Kirchenältestenberathung in St. Mary Ate verkündet Alles Demokratie. Ein ausgezeichnete Mann, den einige meiner Leser mit Vergnügen wieder hören werden, schreibt mir, was er in der jetzigen Zeit von der Wabngasse in Weispnichtswo aus beobachtet, wo unter Londoner Thun und Treiben in vollem Schwange zu gehen scheint. Hören wir daher noch einmal Herrn Teufelsdröck, wäre es auch nur ein ganz kleines Wort!

„Die Demokratie, das heißt die Verzweiflung, Helden, die zur Regierung der Menschen taugen, zu finden, und die zufriedene Hügsamkeit in dem Mangel daran, — ach auch Du, mein Lieber, stehst wohl, wie nahe diese Demokratie mit Atheismus und anderen traurigen Ideen verwandt ist, denn wie soll Der, der keinen Gott entdeckt, im Stande sein, Helden zu entdecken, die sichtbaren Tempel Gottes? — Und dennoch ist es seltsam, zu bemerken, wie leichtsinnig hier in unserem streng conservativen Lande die Menschen mit vollem Geschrei in die Demokratie hineinstürzen. Ohne Zweifel sieht seine Excellenz, der Ritter Kauderwälsch von Pferdefuß-Duadsalber, unser ausgezeichnetester conservativer Premierminister, eben so wie seine ganze Partei, mit Auschluss der ganz Dickköpfigen, daß die Demokratie so unvermeidlich ist wie der Tod, ja er verzweifelt sogar daran, sie wesentlich aufhalten zu können!

„Man kann nicht auf den Straßen einhergehen, ohne die Demokratie sich ankünden zu sehen. Sogar der Schneider ist, wenn auch nicht gerade Sansculotte, was gegen sein eigenes Interesse wäre, doch ein Schneider geworden, der, ohne es zu wissen, mit seiner Scheere die Herrschaft der Gleichheit symbolisirt und prophezeit. Was ist jetzt unser Moderoth? Vielleicht ein Ding vom superfeinsten Gewebe und tief durchdachtem Schnitte, mit Aufschlägen von Regelmäßiger Spitze und mit Gold gestickt, so daß ein Mann ohne Beschwerte ein ganzes Rittergut auf seinem Rücken tragen kann? Keineswegs! die Luxusgeisehe sind in einen Verfall gerathen, wie man ihn noch nie zuvor gesehen. Unser modischer Rock ist ein Amphibium zwischen Kornrock und Fuhrmannsstittel. Das Tuch dazu ist gesucht grob; die Farbe ein geiprenkeltes Ruspischwarz oder rostiges Graubraun, fast ganz sowie man es bei den Bauern sieht. Und was die Form betrifft, so muß man diese sehen! Das letzte Reisterwerk des laufenden Jahres läßt sich als eine Zusammensetzung von drei Säcken beschreiben — einem weiten Sack für den Leib und zwei kleinen Säcken für die Arme; die Stelle des Tragens vertritt ein Saum! Der erste antike Überwerker, der aus Filztruch oder Pärenhaut mittelst Fischgräten oder metallenen Nadeln sich einen Rock zu machen begann, ehe noch die Schneider aus dem Nichts erweckt worden, machte er es nicht eben so? Ein weiter Sack für den Leib mit zwei Löchern zum Herausstecken der Arme — dies war sein ursprünglicher Rock, und es zeigte sich bald, daß zwei leicht angehängte kleine Säcke oder Ärmel eine Verbesserung sein würden.

„So hat die Schneiderkunst sich so zu sagen überschlagen, wie die meisten anderen Dinge. Sie hat ihren Schwerpunkt gewechselt und ist plötzlich vom Zenith zum Nadir herabgestürzt. Guet Stolz schlägt ein ungeheures Rad von seinem hohen Lacentische hinab bis in die Tiefen des Barbarenthums der Vorzeit — und reißt dabei Vieles mit sich hinab! Ich möchte Dich nämlich auffordern, zu bedenken, daß der Schneider als oberster und letzter Schaum der menschlichen Gesellschaft in der That schnell vorübergehend, verschwindend, schlüpfrig zu entziffern ist, aber dennoch Vieles, ja beinahe Alles bedeutet. Als oberster vergänglicher Schaum ist er von den tiefsten Hefen und aus allen Zwischenregionen der Flüssigkeit heraufgebuttert. Er ist das allgemeine dem Auge sichtbare Bild Dessen, was die Menschen zu thun trachteten und genöthigt und im Stande waren zu thun, in diesem einen öffentlichen Departement sich durch Bedeckung ihrer Blöße gegen einander zu symbolisiren. Ein Extract des ganzen menschlichen Lebens liegt in dem Schneider; von den wilden Kämpfen des Lebens nach Schönheit, Würde, Freiheit, Sieg, und wie es, gehemmt durch Ignoranz, Stumpfheit, Begierden und andere naurige Nothwendigkeiten und Naturgesetze, es nicht weiter gebracht hat als bis zu einem grauen Barbarenkostüm, bestehend aus drei Säcken mit einer Naht!

„Ist es aber nicht ein böses Zeichen, wenn sogar der Schneider sich dem Sansculottismus zuneigt? Die letzte Gottheit des armen Menschengeschlechts entthront sich selbst und senkt ihre Fackel mit der Flamme abwärts, gleich dem Genius des Schlafes oder des Todes, um zu verkünden, daß auch die Schneiderzeit vorüber ist! — Denn so wenig als man in der gegenwärtigen Zeit Luxus und Kleidergesetze anrathen könnte, so ist doch nichts klarer, als daß da, wo wirkliche Rangstufen bestehen, auch eine strenge Trennung der Costüme erzwungen werden wird; daß, wenn wir jemals eine neue Hierarchie und Aristokratie bekommen, die wirklich als solche anerkannt sind und für welche ich täglich zum Himmel bete, dann auch der Schneider wieder erwachen und, freiwillig oder gezwungen, bewußt und unbewußt, eine Schutzwaße dieser neuen Zustände sein wird.“

Gewisse weitere Bemerkungen aus derselben unschätzbaren Feder über unsere nimmer endenden Veränderungen der Mode, unser „fortwährendes nomatisches und sogar affenähnliches Gelüst nach Veränderung und bloßer Veränderung“ in allen Gestalten unseres Daseins und den dadurch an den Tag gelegten „verhängnißvollen revolutionairen Charakter“ unterdrücken wir

vor der Hand. Es kann zugegeben werden, daß die Demokratie in allen Bedeutungen des Wortes in vollem Ganze ist, unaufhaltsam durch irgend einen Ritter Rautenwälsch oder andern Adamssohn. Die „Freiheit“ ist ein Ding, welches die Menschen sich einmal vorgenommen haben zu besitzen.

Aber in der That, wie ich mittlerweile zu bemerken habe, „die Freiheit, nicht durch seinen Mitmenschen bedrückt zu werden,“ ist ein unerlässlicher, und dennoch einer der unbedeutendsten Bruchtheile der menschlichen Freiheit. Niemand bedrückt Dich. Niemand kann, ohne einen Grund anzuführen, Dich apportiren und kommen oder gehen heißen. Sehr wahr; von allen Menschen bist Du emancipirt; bist Du es aber auch von Dir selbst und von dem Teufel? Kein Mensch, sei er klüger oder dümmer, kann Dich kommen oder gehen heißen; aber wie steht es mit Deinen eigenen Neigungen und Deinen unordentlichen Gelüsten nach Geld, Ueppigkeit und dergleichen? Kein Mensch bedrückt Dich, o freier, unabhängiger Wahlbürger; aber bedrückt Dich nicht dieser dumme Bierkrug? Kein Adamssohn kann Dich kommen oder gehen heißen, aber dieser abgeschmackte Krug kann und thut es! Du bist der Leibeigene, nicht Getrieb' des Sackens, sondern Deiner eigenen rohen Gelüste und dieser blankgeputzten Kanne. Und Du schwärzest von Deiner „Freiheit“? O Du überschwenglicher Dummkopf!

Hier und Branntwein, ach dies sind nicht die einzigen Gattungen der Knechtschaft. Du, der Du in eitlem Dünkel einherwandelst, naiverümpfend und stolz auf alles Leben und allen Tod herabschauest und gekenbacht einherwandelst und gleichsam unter Gottes Himmel ein „bezauberter Affe“ bist, während Du doch hättest ein Mann sein können, wenn Dir die geeigneten Schulmeister und Eroberer und Constabler mit neunschwänzigen Ragen vergönnt gewesen wären, nennst Du das „Freiheit?“ Oder Du nimmerruhender Mammonverehrer, der, wie von Galvanismen, durch Teufel und fixe Ideen gehebt wird, der früh aufsteht und lange wach bleibt und nach dem Unmöglichen jagt; der jede Fähigkeit anstrengt, um sich „mit dem Ostwinde zu füllen,“ — wie gut wäre es, könntest Du durch sanfte Ueberredung oder durch die härteste sogenannte Tyrannei ihn auf seinem wahnsinnigen Pfade aufhalten und auf einen weiseren lenken! Alle peinliche Tyrannei wäre auch in diesem Falle bloß eine gelinde wundärztliche Operation und der Schmerz derselben wohlfeil, denn Gesundheit und Leben anstatt Galvanismus und fixen Ideen sind um jeden Preis wohlfeil.

Ganz gewiß giebt es von allen Wegen, die ein Mensch einschlagen

kann, in jedem gegebenen Augenblick einen besten Weg für jeden Menschen, etwas, was hier und jetzt von allen Dingen für ihn zu thun das Klügste wäre. Könnte er veranlaßt oder genöthigt werden, dies wirklich zu thun, so wäre er dann, wie wir es nennen, ein ganzer Mann; alle Menschen und Götter würden mit ihm übereinstimmen und das ganze Weltall ihm ein factisches Wohlgehoß! zurufen. Sein Erfolg wäre in diesem Falle vollständig; seine Glückseligkeit ein Maximum. Diesen Weg zu finden und darauf zu wandeln, ist das Eine, was ihm noth ist. Alles, was ihn auf diesem Wege vorwärts bringt, ist selbst wenn es sich ihm in der Gestalt von Schlägen und Sporenstichen offenbart, ist Freiheit. Alles dagegen, was ihn daran hindert, wären es auch Wahlstricken, donnernder Peitschenspruch und Ströme von herausweisendem Getränk, ist Sklaverei.

Die Idee, daß die Freiheit eines Menschen darin besteht, daß er an den Wahlstricken seine Stimme abgibt und sagt: „Scher, jetzt habe auch ich meinen zwanzigtausendsten Antheil an einem Schwäger in unserem Nationalplapperment; werden nicht alle Götter mir gütig sein?“ — ist eine der ergößlichsten. Nichtsdestoweniger ist die Natur gegenwärtig sehr gütig und sagt es Vielen, ja beinahe Allen, in den Kory. Ganz besonders die Freiheit, welche sich durch gefällige Isolirung, oder, mit andern Worten, dadurch erkaufen muß, daß jeder Mann getrennt von dem andern steht und weiter „kein Geschäft mit ihm“ hat, als ein Cassaconto — dies ist eine Freiheit, wie die Erde sie nur selten giebt, wie die Erde sich nicht lange gefallen lassen wird, empfehle man sie, wie man wolle. Diese Freiheit erweist sich, ehe sie noch lange in Thätigkeit gewesen und während noch alle Menschen jubelnd die Nüßen emporwerfen, für die arbeitenden Millionen als die Freiheit, aus Mangel an Nahrung zu sterben, und für die müßigen Tausende und Einheiten als eine noch verhängnißvollere Freiheit, trotz des Mangels an Arbeit zu leben und keine ernste Pflicht mehr in dieser Gotteswelt zu erfüllen zu haben. Was aber wird aus dem Menschen in einer solchen Lage? Die Geieße der Erde sind stumm und die des Himmels sprechen mit einer Stimme, die nicht gehört wird. Keine Arbeit und das unausrottbare Bedürfniß nach Thätigkeit ruft neue, sehr wunderbare Lebensphilosophien, neue, sehr wunderbare Lebensgewohnheiten hervor! Dislettantismus, Pococurantiemus, Beau Brummeliemus, mit vielleicht dann und wann einem halb wahn sinnigen protestirenden Ausbruch von Byronismus, treten zu Tage und nach Verlauf einer gewissen Periode findet, wenn Du

nach dem „todten Meere“ zurückkehrt, wie unsere Moslemitischen Freunde sagen, dort ein sehr seltsamer „Sabbath“ statt! — Lieben Brüder, wir wissen nach Jahrhunderten constitutioneller Regierung immer nur erst sehr unvollkommen, was Freiheit und Sklaverei sind.

Die Demokratie, die Jaß der Freiheit in dieser Richtung, wird ihren Gang gehen, ohne sich von einem Hitter von Pferdefuß-Quackalber oder irgend einer seiner Creaturen hemmen zu lassen. Die arbeitenden Millionen der Menschheit werden in ihrer äußersten Bedrängniß und in ihrem leidenschaftlichen angeborenen Wunsche nach Leitung die falsche Leitung von sich schleutern und eine Stunde lang hoffen, daß sie überhaupt gar keiner Leitung bedürfen; aber dies kann nur eine Stunde lang dauern. Das kleinste Beispiel menschlicher Sklaverei ist die Unterdrückung des Menichen durch seine vermeinten Vorgesetzten. Es ist dies die handgreiflichste Sklaverei, aber ich sage im Grunde genommen die kleinste. Möge er diesen Druck abschütteln und ihn entrüßtet unter die Füße treten; ich tadle ihn deswegen nicht, sondern ich bemitleide und lobe ihn. Ist aber der Druck Derer, die angeblich über der großen Masse stehen, auch abgeschüttelt, so bleibt doch immer noch die eigentliche große Aufgabe zu lösen, nämlich die, die wirklich über der großen Masse Stehenden zur Regierung zu berufen! Ach, wie sollen wir umnachtete, verworrene, naserümpfende, hohulächelnde, gottvergessende Unglückliche, die wir sind, jemals die Lösung dieser Aufgabe lernen? Es ist ein Werk für Jahrhunderte, in welchem wir durch Anfechtungen, Verwirrungen, Infurrectionen, wer weiß ob nicht zuletzt noch durch einen allgemeinen Weltbrand und Verzeißlung unterrichtet werden. Es ist eine Lehre, welche alle andern Lehren in sich schließt und zu lernen die schwerste von allen.

Eins weiß ich. Jene Affen, die am todten Meere auf den Zweigen sitzen und mit einander schwagen, haben es niemals gelernt, schwagen aber noch bis auf den heutigen Tag. Für sie braucht kein Moses zum zweiten Mal zu kommen. Tausend Moïesse wären für sie bloß eben so viele gemalte Phantasmen, interessante Mirasen von neuem seltsamen Aussehen, die sie „zu Fische einladen“ und sich freuen würden, ihnen in Soiréen mit anderen Lions zu begegnen. Für sie ist die Stimme des Prophetenthums, der himmlischen Wahnung, vollständig zu Ende. Sie schwagen hier, während ihnen der ganze Himmel verschlossen ist, bis ans Ende der Welt. Die Unglücklichen! O was ist im Vergleich damit der Hungertod, während Du chrliche Werkzeuge in der Hand hältst, einen männlichen Willen in Deinem

Herzen trägtst und wie wirkliche Arbeit fertig um Dich her liegt? Du legst redlich Dein Handwerkzeug nieder; verlässest einen schmutzigen Wirtswart von harter Arbeit, kurzen Rationen, Leiden, Entmuthigungen und Widersprüchen, nachdem Du alles ehrlich ertragen, und erwartest, nicht ganz verzweifelt, was die höhern Mächte und das Schweigen und die Ewigkeiten Dir zu sagen haben mögen.

Ich weiß auch noch Eins. Diese Lehre wird gelernt werden müssen, — bei harter Strafe! England wird sie entweder lernen oder auch England wird aufhören, unter den Nationen zu existiren. England wird entweder lernen, seine Helden zu verehren und sie von seinen Scheinhelden und gasbeleuchteten Histrionen zu unterscheiden und sie unter allem ungereimten Geschwätz und vorübergehendem Marktgeschrei als die hörbare Gottesstimme hochzuhalten und mit aufrichtiger Ergebenheit zu ihnen zu sagen: „Seid Ihr König und Priester und Evangelium und Leitung für uns;“ oder aber England wird fortfahren, neue und immer neue Formen der Charlatanerie zu verehren und so, es kommt wenig darauf an, mit welchem wiederholten Rückprall, hinabsinken zu dem Vater aller Charlatane und Lügen! Kann ich solche Dinge von England fürchten? Unglückliche, kurzschichtige, engherzige Sterbliche, warum wollt Ihr Lügen und „ausgestopfte von Neunzehntel-menschen geschaffene Kleider“ anbeten! Es sind nicht Eure Börsen, welche leiden; es sind nicht Eure Pachtzinsen, Euer Handel, Eure Einkünfte von Fabriken und Manufacturen; nein, es sind nicht diese allein, sondern etwas weit Tieferes als diese. Eure Seelen sind es, welche todt und zermalmt liegen unter verächtlichen Alpen, Atheismen und Hirnspinnst, und gar keine Seelen mehr sind, sondern bloße Ersatzmittel für Salz, um Eure Körper und Eure Geliße vor Fäulniß zu bewahren! Euer baumwollspinnender und dreimal wunderbarer Mechanismus, was ist auch dieser an und für sich weiter, als eine größere Gattung von Animalismus? Spinnen können, Wiber können bauen und haben sich darin Vortheile zu eigen gemacht; die Ameise spart aufgehäuften Kapitalien, und besitzt, so viel ich weiß, eine Bank von Ameisenland. Wenn die Seele des Menschen nicht weiter reicht als alles dies, ja wenn es ihr gelänge, auf den Wolken zu segeln und den Sand des Meeres zu spinnen, dann sage ich, der Mensch ist weiter nichts als ein Thier, wenn auch von etwas klügerer Art. Er besitzt keine Seele, sondern bloß ein Ersatzmittel für Salz. Sieht er nun wirklich selbst ein, daß er den Thieren angehört, welche untergehen, so ist es

eigentlich auch seine Pflicht, sich stracks allgemein umzubringen und so wenigstens auf eines Menschen würdige Weise zu enden und diesen thierischen Welten sein würdevolles Lebenswohl zuzuwinken!

Vierzehntes Kapitel.

Sir Jaberth Windbeutel.

Oliver Cromwell, dessen ihrer Gruft entriffene Leiche man unter dem Galgen zu Tyburn verscharrte, weil er die christliche Religion in unserem Lande unausführbar gefunden, bleibt mir bei weitem der merkwürdigste Regierer, den wir seit ungefähr den letzten fünf Jahrhunderten gehabt haben. Seit den letzten fünf Jahrhunderten hat es unter uns keinen Regierer von nur annähernd ähnlichem Talent, und seit den letzten zwei Jahrhunderten keinen Regierer, können wir sagen, mit der Möglichkeit eines ähnlichen Talents gegeben, — das heißt mit einer Idee im Herzen, die fähig gewesen wäre, ähnliches Talent einzustößen, oder fähig, daneben zu existiren. Wenn man erwägt, daß Oliver an einen Gott glaubte, so wird der Unterschied zwischen Oliver's Stellung und der irgend eines späteren Regierers dieses Landes, je mehr man darüber nachdenkt, um so unermesslicher!

Oliver, der nicht freiwillig das öffentliche Leben wählte, sondern gleich einem mit strikter Ordre versehenen Soldaten in das öffentliche Leben eintritt, gehabte sich hier wie ein Mann, der sein Leben in seiner Hand hat; wie ein Mann, welcher weiß, daß das Auge seines großen Commandanten stets auf ihn gerichtet ist. Und dies bleibt nicht ohne wichtige Ergebnisse. Oliver, schon bejahrt, findet jetzt durch das Schicksal und sein eigenes Verdienst oder, wie er selbst es besser ausgedrückt hat, durch wunderbare auf einander folgende „Geburten der Vorsehung“, die Regierung von England in seine Hände gegeben. Im Senathause und auf dem Schlachtfelde, im Rath wie in der That, im Privatleben wie im öffentlichen hat dieser Mann sich als ein Mann erwiesen. England und die Stimme Gottes sprechen durch furchtbare Stürme und Umgebungen zu seinem großen Herzen und fordern ihn auf, förmlich und als feierliche öffentliche Thatsache und als einen neuen Bestandtheil des englischen Gesetzes zu behaupten, was, abgesehen von der Form, nach dem ewigen Gesetz der Natur seiner Behauptung bedurfte, nämlich daß

er, Oliver, der fähigste Mann von England, der König von England sei; daß er, Oliver, es unternehmen wolle, England zu regieren. Seine Art und Weise, wie er diese „Behauptung“ machte, das einzige Mittel, welches ihm dabei zu Gebote stand, hat unermesslichen Ladel hervorgerufen, aber ist die Behauptung, auf welche Weise sie auch immer gemacht worden, nicht etwas Heierliches, etwas Erschütterndes und Erhabenes!

Und nun vergleiche man diesen Oliver mit meinem sehr ehrenwerthen Freund Sir Jakob Windbeutel, Dr. Zweischler, Viscount Honigmaul, Carl von Windelstroh, oder welchen anderen Cagliostro, Cagliostro, Cagliostro der Lauf des Glücks und parlamentarischer Majoritäten der Constitution gemäß irgend einmal während dieser letzten kummervollen hundert und fünfzig Jahre zu dieser Würde geführt hat. Windbeutel, schwach im Glauben an einen Gott, an den er bloß Sonntags in der Kirche und auch da nicht allemal glaubt; der bloß stark ist in dem Glauben, daß Paragraphen und Plausibilitäten Stimmen bringen; daß die Macht der öffentlichen Meinung, wie er es nennt, die Urothwendigkeit der Dinge und der höchste Gott ist, den wir haben — Windbeutel, wenn wir ihn recht betrachten, hat eine Aufgabe, die in die Klasse des Unmöglichen gestellt werden kann. Er ist ein Columbus, welcher gesonnen ist, nach dem undeutlichen Lande Nirgend, nach dem undeutlichen Lande Wohin durch die Freundschaft derselben tosenden Wasserberge und heulenden Stürme zu segeln; nicht durch Beflegung und trotz derselben, sondern durch ihre Freundschaft, wenn es ihn einmal gelegen sein wird! Er ist der originellste Columbus, den ich jemals gesehen. Ja, sein Problem ist kein unmögliches. Er wird unfehlbar in diesem selben Lande Nirgend anlangen; sein undeutliches Wohin wird ein Dahin werden. In den Abgründen des Oceans wird er nebst seiner Schiffsmannschaft und all seiner Ladung endlich sicheres Unterkommen finden.

Oliver wußte, daß sein Amerika dort lag, westwärts ho!; — und nicht einzig und allein durch die Freundschaft der Wasserberge und schäumenden wahnfinnigen Schaumocane gedachte er dahin zu gehen! Demgemäß segelte er; hatte Compaß und Navigationsregeln, — älter und größer als diese Schaumocane, so alt als der ewige Gott! Und nun überlege man es sich recht. Windbeutel muß in diesen seinen wahrscheinlichen fünf Amtsjahren sich emporarbeiten und Paragraphen erlangen. Die Paragraphen dieser fünf Jahre müssen seine Rettung sein oder er ist verloren; nirgend in den Welten oder in den Zeiten ist eine Erlösung für ihn zu finden. Auch

Oliver möchte seine Paragraphen haben; Erfolge und Popularitäten sind ihm in diesen fünf Jahren nicht unerwünscht. Aber bemerke wohl, sage ich, diesen ungeheuern Umstand: nach dem diese fünf Jahre vorüber und um sind, kommt für Oliver eine Ewigkeit! Oliver muß vor dem allerhöchsten Richter erscheinen. Die höchste Fluth von Paragraphen, die tiefste Ebbe derselben ist jetzt, streng berechnet, in der That gar kein Gegenstand; ihr wirklicher Werth ist Null, es ist eine vollständig gestrichene Rechnung! Es ist etwas Ungeheures, was der Mensch in unserer Zeit sich kaum ohne Anstrengung denken kann! Oliver's Paragraphen sind alle fertig; seine Schlachten, Abstimmungslisten und Erfolge alle summiert, und nun entsteht in jenem furchtbaren, niemals irrenden Revisionshofe die wirkliche Frage, ob er überhaupt gestezt hat, ob er nicht auf erbärmliche Weise und für immer geschlagen worden ist? Laßt ihn kommen mit weltweiten Jubelgesängen — sie helfen ihm nichts. Laßt ihn kommen, bedeckt mit den Verwünschungen der Welt, zersezt von schimpflichen Todeswunden, den Strick des Galgens noch um den Hals — was thut's? Das Wort heißt: Gehe ein, Du Frommer und Getreuer; das Wort heißt: Hebe Dich hinweg, Du Falscher und Verfluchter!

O Windbeutel, mein sehr ehrenwerther Freund, in der That und Wahrheit ich bemitleide Dich. Ich sage, diese Paragraphen und leisen oder lauten Stimmen Deiner armen Nidummköpfe von Menschen werden Dich niemals bei irgend einem Unternehmen leiten. Du willst unter solcher Leitung ein Land regieren? Du kannst ja, wenn Du diese Grundzüge zur Richtschnur nimmst, nicht einmal ein Paar Schuhe machen, oder für einen Pfennig Bindfaden verkaufen. Deine Schuhe sind dann bloß darauf berechnet, den Markt zu täuschen. Sieh, das Leder sieht bloß gegerbt zu sein; Deine Schuhe schmelzen unter mir zu werthlosem Brei zusammen und sind keine wirklichen, dem Roth tropende Schuhe, sondern plausiblen verkäufliche Scheinbilder von Schuhen; — Du Unglücklicher und ich! O mein sehr ehrenwerther Freund, als die Paragraphen herbeigeströmt kamen, wer war damals Sir Zabeß gleich? Auf der schwellenden Fluth stieg er, höher, höher, triumphirend, himmelhoch. Aber die Paragraphen flutheten wieder zurück, wie dies mit unklugen Paragraphen nicht anders sein kann. Sir Zabeß liegt auf dem Strande und sinkt immer tiefer in schimpflichen Schlaum hinein. Die Schlangennymphen und immer tiefer werdende bodenlose Vergessenheit sind sein Theil in alle Ewigkeit. „Die Nachwelt?“ Du appellirst an die Nachwelt, Du? Nein sehr ehrenwerther Freund, was

wird die Nachwelt für Dich thun? Das Stimmen der Nachwelt, selbst wenn es Jahrhunderte lang zu Deinen Gunsten fortgesetzt würde, wird vollkommen unhörbar, extrasorennlich und ohne irgend welche Wirkung sein. Die Nachwelt kann einfach nichts für den Menschen thun; ja sie kann nicht einmal viel zu thun scheinen, wenn der Mann nicht hirnkrank ist. Uebrigens ist, um Dir die Wahrheit zu sagen, tausend gegen eins zu wetten, daß die Nachwelt nichts von Dir hören wird, mein sehr ehrenwerther Freund! Die Nachwelt hat, wie ich gefunden, gewöhnlich ihre eigenen Windbeutel hinreichend auf allen Marktplätzen auszutrompeten und keine Zeit, auf die unsrer zu achten. Die Nachwelt, welche aus dem nordischen Odin eine Fabel und aus dem normännischen Wilhelm ein rohes Ungeheuer gemacht hat, was wird oder kann diese aus einem englischen Labeiß machen? O Himmel, die „Nachwelt!“ —

„Diese armen verfolgten schottischen Covenanten“, sagte ich zu meinem forschenden Franzosen in so dürftigem Französisch, als mir zu Gebote stand, „ils s'en appellent à“ — „A la Posterité,“ unterbrach er mich, um mir einzuhelfen. — „Ah, Monsieur, non, mille fois non! Sie appelliren an den ewigen Gott; an die Nachwelt durchaus nicht! C'était différent.“

Fünfzehntes Kapitel.

Morrison noch einmal.

Nichtdestoweniger, o vorgeschrittener Liberaler, kann man Dir eine Zeitlang keine „neue Religion“ versprechen. Ich glaube, die Wahrheit zu gestehen, nicht, daß wir die entfernteste Aussicht auf eine solche haben! Will der geneigte Leser zum Schlusse dieses dritten Buches einige wenige nützliche Bemerkungen über diesen Gegenstand anhören?

Die geneigten Leser haben so leicht Niemanden kennen gelernt, dem es weniger als mir in den Sinn käme, mich in ihre neun und dreißig oder anderen Kirchenartikel zu mischen, womit sie wahrscheinlich auf sehr hilflose Weise sich bemüht haben, sich für sich selbst eine nicht undenkbare Hypothese über dieses Weltall und ihre eigene Existenz darin zu bilden. Aberglaube, mein Freund, ist fern von mir; Kanatismus für irgend ein Fanum, von welchem zu erwarten steht, daß es bald auf dieser Erde emporsteigen möge,

ist eben so fern. Die Kirchenartikel des Menschen sind ganz gewiß werthvolle Artikel für ihn und in unsern Zeiten muß man tolerant sein gegen viele seltsame „Artikel“ und viele noch seltsamere „Nichtartikel“, die sich wie toll überall ankleben, so daß man zuweilen durch die zahlreichen langen Placatfängen und zweifelhaften gebrechlichen Kreistertöpfe auf seinem friedlichen Wege behindert wird.

Denke Dir, lieber Leser, überdies einen Menschen, der seinen Mitmenschen empfiehlt, an Gott zu glauben, damit der Chartistismus in's Hintertreffen komme und die Arbeiter in Manchester ruhig bei ihren Spinnmaschinen bleiben! Diese Idee ist toller, als irgend eine Placatfänge, die man bis jetzt auf einer öffentlichen Straße, wo Menschen wandeln, gesehen! Mein Freund, wenn Du jemals dazu gelangst, an Gott zu glauben, so wirst Du finden, daß aller Chartistismus, Manchester-Excesse, parlamentarische Incompetenz, Windbeutel-Ministerien, die wildesten socialen Auflösungen und das Verbrennen dieses ganzen Planeten, im Vergleich damit eine ungeheure Kleinigkeit sind. Bruder, unser Planet ist nur ein unbedeutendes Sandkorn auf den Continenten des Seins. Die armen zeitlichen Interessen dieses Planeten, Deine Interessen und meine Interessen schwinden, wenn ich dieses ewige Lichtmeer und Flammenmeer mit seinen ewigen Interessen betrachte, buchstäblich in Nichts zusammen. Meine Rede davon ist — Schweigen vor der Hand. Eben so gut würde ich es mir einfallen lassen, Wilschstraßen und Sonnensysteme zu schaffen, damit kleine Haringsschiffe sich darnach richten, als die Religion deshalb zu predigen, damit der Gonflabler möglich bleibe. O mein vorgeschrittener liberaler Freund, dieser neue zweite Fortschritt eines Verfahrens, „um Gott zu erfinden“, ist ein sehr seltsamer! Der zum Saint Simonismus entfaltete Jacobinismus verkündet unzählige geeignete Dinge; das Ding selbst aber könnte einem Stoiker Thränen entlocken! — Was mich betrifft, so habe ich, da in einem Zeitraum von sechs Kalendermonaten einige zwölf oder dreizehn neue Religionen, schwere Pakete und die meisten davon unfrankirt aus verschiedenen Theilen der Welt angekommen sind, meinen unschätzbaren Freund, den Priesträger, instruiert, mir keine mehr zu bringen, wenn das Porto mehr als einen Penny beträgt.

Heinrich von Ofter, der sich auf jener Themseinsel „nicht weit von Reading Abtei“ im Zweikampfe schlug, hatte eine Religion. Aber geschah es kraft des Umstandes, daß er bewaffnete Phantasmen des ihn drohend anschauenden heiligen Edmund „am Rande des Horizontes“ sah? Hatte dies

an und für sich irgend etwas mit seiner Religion überhaupt zu thun? Heinrich von Esser' Religion war das innere Licht oder moralische Gewissen seiner eigenen Seele, so wie es noch jetzt allen Menschenseelen gewährt wird, und dieses innere Licht schien hier „durch die vorhandenen intellectuellen und anderen Media“ und erzeugte „Phantasmen,“ kirchliche sichtbare Gespenster, je nach den Umständen! So ist es mit allen Menschen. Je klarer mein inneres Licht scheint und durch je weniger trübe Media, desto weniger Phantasmen wird es hervorbringen und desto mehr werde ich mich darüber freuen! Hast Du bedacht, o ernster Leser, vorgeschrittener Liberaler oder sonst etwas, daß der einzige Zweck, das einzige Wesen und der einzige Nutzen aller vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Religionen bloß der ist: Jenes unser moralisches Gewissen oder inneres Licht lebendig und hell zu erhalten, wozu es freilich der „Phantasmen“ und der „trüben Media“ nicht bedarf! Alle Religion ist dagewesen, um uns mehr oder weniger gut an Das zu erinnern, was wir schon mehr oder weniger gut wissen, nämlich an den ganz unendlichen Unterschied, welcher zwischen einem guten Menschen und einem schlechten besteht; uns den einen unendlich lieben, den andern unendlich verabscheuen und meiden zu heißen, und uns aufzufordern, daß wir uns unendlich bemühen, der eine zu sein und der andere nicht zu sein. „Alle Religion führt zu gebührender praktischer Heldenverehrung.“ Der, welcher eine nicht asphyxirte Seele hat, wird niemals eine Religion brauchen, und Der, welcher eine asphyxirte, zu einem Ermittelmittel für Salz reducirte Seele hat, wird niemals eine Religion finden, selbst wenn Du von dem Todten aufstündest, um ihm eine zu predigen.

In der That aber, wenn Menschen und Reformatoren „eine Religion“ verlangen, so ist dies eben so, als wenn sie fragten: „Was wollt Ihr, daß wir thun sollen?“ oder dergleichen. Sie meinen, daß auch ihre Religion eine Art Morriison'scher Pille sein soll, die sie bloß einmal zu verschlingen brauchen und worauf dann Alles gut sein wird. Hast Du einmal eingeschlossen Deine Religion, Deine Morriison'sche Pille, hinuntergeschluckt, so ist Alles überstanden. Du kannst Deinen Geschäften und Deinen Nichtiggeschäften nachgehen, auf Geld oder Vergnügen Jagd machen und Dich gebärden und schwagen wie ein Affe am todten Meere — Dein Morriison wird Deine Aufgabe schon an Deiner Statt erfüllen.

Die Menschen haben doch seltsame Begriffe! — Bruder, ich sage, in dem ganzen weiten Kreise der Natur giebt es keine Pille oder Religion von

dieser Art, hat es keine gegeben und wird es nie eine geben. Der Mensch kann Dir keine solche gewähren, ja sogar für die Götter ist es unmöglich. Ich rathe Dir daher, Morrison zu entlagen und die Hoffnung auf die Universalpille ein für allemal aufzugeben. Für den Körper ist eben so wenig als für die Seele, für das Individuum eben so wenig als für die Gesellschaft jemals ein solcher Artikel gefertigt worden. Non exstat. In der geschaffenen Natur ist er nicht, war er nicht und wird er nicht sein. Nur in dem leeren Wirrwarr des Chaos und in den Bereichen der Tollhändler schwebt ein Schatten davon, um die armen Bewohner derselben zu verwirren und zu höhnen.

Rituale, Liturgien, Glaubensbekenntnisse, Hierarchien — alles dies ist nicht Religion; alles dies und wäre es so todt wie der Odn- oder Fetischdienst, tödtet die Religion durchaus nicht! Die Dummheit allein, besäße sie auch noch so viel Rituale, ist es, was die Religion tödtet. Ist dies nicht noch eine Welt? Mag der Mensch unter Arkwright und Adam Smith Baumwolle spinnen, an Juturna's Quelle, oder am Janiculum Städte gründen, oder unter dem Propheten Samuel und unter dem Vialmisten David das Land Canaan pflügen, immer bleibt er Mensch, der Abgesandte unsichtbarer Mächte, und groß und fleischlich, so lange er seiner Mission treu bleibt; niedrig, elend, getäuscht und endlich vernichtet und aus den Augen und der Erinnerung hinweggetilgt, wenn er sich als falsch erweist. Bruder, Du bist ein Mensch, glaube ich; Du bist nicht ein bloßer bauender Biber oder ein zweibeiniger Baumwollenspinner; Du trägst wirklich eine Seele in Dir, sei sie nun aiphyrirt oder sonst wie! Das räucherige Manchester, — auch dieses ist auf den unendlichen Abgründen erbaut; überspannt von dem Firmament des Himmels, und es herrscht darin Geburt und Tod; — und es ist in jeder Beziehung eben so unheimlich und undenkbar, wie das älteste Saelm oder die prophetische Stadt. Gehe oder stehe, in welcher Zeit, an welchem Orte Du willst, überall giebt es Unermesslichkeiten, Ewigkeiten über uns, um uns, in uns:

„Und schwer und schwerer
hängt eine Hülle
Mit Giefurcht. Stille
Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber.“

Zwischen diesen zwei großen Gattungen des Schwelgens bewegt sich das Geöze aller unserer Spinnmaschinen, Handelsgesellschaften, Antifornge-
setz-

vereine und Carltonclubs. Die Dummheit selbst sollte hier ein wenig Halt machen und dies erwägen. Ich sage Dir, durch all Deine Cassabücher, Philo-
sophien über Angebot und Nachfrage und die modernsten traurigen Ge-
schäfte und lauterwälschen Redensarten hindurch glänzt die Gegenwart eines
Ursprünglichen, eines Unausprechlichen, und Du wärest weise, wenn Du es,
nicht bloß mit den Lippen, anerkenntest.

Die Gesetze des Schöpfers, mögen sie nun im Donner des Sinai, dem
Ohr oder der Phantastie, oder auf ganz andere Weise verkündet werden, sind
die Gesetze Gottes, überschwenglich, ewig und gebieterisch Gehorsam erhei-
schend von allen Menschen. Dies kannst Du ohne irgend welchen Donner,
oder mit noch so viel Donner, wenn noch ein Grad von Seele in Dir übrig
ist, als Wahrheit erkennen. Das Universum, sage ich, ist nach einem Gesetz
geschaffen; die große Seele der Welt ist gerecht und nicht ungerecht. Schau,
wenn Du Augen oder Seele hast, in dieses große küssenlose Reich des Unbe-
greiflichen hinein, in das Herz seiner tobenden Erscheinungen, Verwirrun-
gen und tollen Zeitstrudel. Liegt darin nicht dennoch schweigend und ewig
ein Allgerechtes, ein Allschönes, die einzige Wirklichkeit und endliche beherr-
schende Macht des Ganzen? Es ist dies keine Aderfigur, sondern eine That-
sache. Die allen Thieren bekannte Thatsache der Schwerkraft ist nicht sche-
rer, als diese innere Thatsache, welche allen Menschen bekannt sein kann.
Dem, der dies weiß, wird es schweigend, ehrfurchtgebietend, unaussprechlich
ins Herz sinken. Er wird mit Raust sagen: „Wer darf ihn nennen?“
die weißen Rituale oder „Nennungen“, auf die er gegenwärtig stößt, sind
höchst wahrscheinlich „Nennungen Dessen, was ungenannt bleiben soll.“
In Schweigen, in dem Tempel der Ewigkeit laßt ihn anbeten, wenn es kein
passendes Wort dafür giebt. Diese Kenntniß, die Krone seines ganzen gei-
stigen Seins, das Leben seines Lebens, möge er bewahren und heilig dar-
nach wandeln. Er hat eine Religion. Stünlisch und räthlich, für ihn selbst
und die ganze Welt steigt ein gläubiges, unausgesprochenes, aber nicht un-
wirksames Gebet empor: „Dein Wille geschehe.“ Sein ganzes Wirken
auf Erden ist ein emblematisches, gesprochenes oder gehandeltes Gebet:
Gottes Wille geschehe auf Erden. — nicht des Teufels Wille oder der Wille
eines seiner Diener! Er besitzt eine Religion, dieser Mann; einen ewigen
Leitstern, der am Himmel um so heller strahlt, je dunkler hier auf Erden
die Nacht um ihn herum wird. Wenn Du aber dies nicht weißt, was sind
dann alle Rituale, Liturgien, Mythologien, Messgesänge und Drehungen des

Kürbis? Sie sind wie nichts; ja in vielen Beziehungen sind sie weniger. Getrennt von Diesem, halb getrennt von Jenem, sind sie ein Ding, welches mit einer Art Schauer, mit einer heiligen, unaussprechlichen Theilnahme und Furcht erfüllt. Es ist das tragischste Ding, was ein menschliches Auge sehen kann. Zu dem Propheten ward gesagt: „Siehe, ich will Dir schlimmere Dinge zeigen als diese — Weiber, welche vor dem Ihammuz weinen.“ Dies war der Gipfelpunkt der Vision des Propheten, — damals wie jetzt.

Rituale, Liturgien, Gebete, Sinai-Donner — ich kenne mehr oder weniger die Geschichte dieser, ihre Entstehung, ihren Fortschritt, ihren Verfall und Untergang. Kann Donner aus allen zweunddreißig Azimuthen, Jahrhunderte lang täglich wiederholt, Gottes Geizege mir göttlicher machen? Bruder, nein. Vielleicht bin ich jetzt zu einem Manne herangewachsen und brauche den Donner und den Schrecken nicht mehr! Vielleicht bin ich darüber hinweg, mir Schrecken einjagen zu lassen; vielleicht ist es nicht die Furcht, sondern bloß Ehrerbietung, was mich von nun an leiten soll! — Offenbarungen, Inspirationen? Ja; und Deine eigene gottgeschaffene Seele, nennst Du diese nicht eine „Offenbarung?“ Wer schuf Dich? Wo kamst Du her? Die Stimme der Ewigkeit, wenn Du nicht ein Lasterer und armer asphyxirter Stummer bist, spricht mit dieser Deiner Zunge! Du bist die letzte Geburt der Natur; es ist „die Begeisterte des Allmächtigen“, was Dir Verstand giebt! Mein Bruder, mein Bruder!

Unter verderblichen Atheisten, Rammonisten und Disentantisten mit ihren dazu gehörigen Heuchelsprachen und Idolismen und allem Unrauh, der die Seele des Menschen verdunkelt und beinahe auslöscht, — lebt jetzt die Religion. Ihre Gesetze aber stehen, wenn auch nicht auf Steinernen Tafeln, doch auf dem Azur der Unendlichkeit geschrieben, in dem innern Herzen von Gottes Schöpfung, sicher wie das Leben, sicher wie der Tod! Ich sage, die Gesetze sind da und Du sollst ihnen nicht ungehorsam sein. Es ist Dein eigener Nutzen, wenn Du es nicht bist. Besser ein hundertfacher Tod als solcher Ungehorsam. Furchtbare Strafen, wenn Du noch Strafen brauchst, sind auf den Ungehorsam gesetzt. Bemerkst Du, o pedantischer Voltinier, jenes feurige, höllische Phänomen, welches die Menschen französische Revolution nennen, unerwartet, ungeheißt durch das leere Gebiet Deiner Protokolle hindurchziehen — weitbin sichtbar, mit einem Glanze, der nicht dem Himmel entstammt? Zehn Jahrhunderte werden ihn sehen. In Neudon gab es Gerbereien für Menschenhäute. Und die Hölle, die wirk-

liche, wahrhafte Hölle, hatte eine Zeit lang Macht über Gottes Oberwelt. Es ist dies die furchtbare Erscheinung, die seit den letzten Jahrhunderten in den geschaffenen Raum emporgestiegen. Laßt uns sie begrüßen, mit von Ehrfurcht erfüllten, reuigen Herzen, als die Stimme eines Gottes, obschon eines zürnenden. Geseget sei Gottes Stimme, denn sie ist wahr und Lügen müssen vor ihr verstummen! Ohne diese selbe übernatürliche, gleichsam höllische Erscheinung würde man gar nicht wissen, was man gegenwärtig aus dieser erbärmlichen Welt überhaupt machen sollte. Die beklagenswerthe von Charlatanerie und jetzt auch von Hunger gepeinigten, zu Boden getretenen Verächtlichkeit, ein Flehile Ludibrium von pedantischen Protokollen, Drehtürbissen und Armengießbasillen — wer könnte glauben, daß ein solcher Zustand bestimmt sei, fortzudauern?

Strafen genug, mein Bruder! Gmischlich aller anderen auch die: ewiger Tod für Dein eigenes unglückliches Ich, wenn Du keine andere achtest. Ewiger Tod, sage ich, — unter vielen alten und neuen Bedeutungen, von welchen uns diese einzige hier genügen möge: Die ewige Unmöglichkeit, für Dich etwas anders zu sein als eine Chimäre, ein schnell verschwindendes, trügerisches Phantasma in Gottes Schöpfung; — schnell verschwindend, um niemals wieder zum Vorschein zu kommen. Warum sollte es auch wieder zum Vorschein kommen? Eine Probezeit war Dir gegeben; nie wirst Du eine zweite haben. Ewigkeiten werden dahintrollen, aber Dir wird keine zweite Probezeit vergönnt sein. Kann die thörichtste, artikulirt sprechende Seele, die es jetzt giebt, nicht bei sich selbst sagen: „Eine ganze Ewigkeit wartete ich darauf, geboren zu werden, und nun habe ich eine ganze Ewigkeit, zu warten, um zu leben, was ich thun werde, wenn ich geboren bin! Dies ist nicht Theologie, sondern es ist Arithmetik. Und Du erkennst dies nur halb? Du glaubst es nur halb? Ach, an den Küsten des todtten Meeres findet am Sabbath ein Trauerspiel statt!

Doch, wir brechen nun ab von diesem Gespräch über „Religion“, über welche, um die Wahrheit zu sagen, es in unseren unaussprechlichen Zeiten wohl am gerathensten ist, Schweigen zu bewahren. Du bedarfst keine „neue Religion“, auch ist es nicht wahrscheinlich, daß Du eine bekommen werdest. Du besitzest schon mehr „Religion“, als Du anwendest. Heute kennst Du zehn ansehnliche Pflichten, stehst in Deinem Geiste zehn Dinge, die gethan werden sollten, für eins, welches Du thust! Thue doch eins davon; dies wird Dir von selbst zehn andere zeigen, die gethan werden

können und sollen. „Aber mein künftiges Schicksal?“ Ah so, Dein künftiges Schicksal! Dein künftiges Schicksal scheint mir, während Du es zur Hauptfrage machst — im höchsten Grade fraglich! Ich glaube nicht, daß es gut sein kann. Lehrete uns nicht der Nordländer Odin vor undenklichen Jahrhunderten in der Morgendämmerung der Zeiten, obgleich er ein armer Heide war, daß es für den Feigling kein gutes Schicksal gebe und geben könne, keinen Hafen irgendwo, außer unten bei Hela, in dem Pfüble der Nacht! Feiglinge und Vuben sind aber Die, welche nach Vergnügen gelüftet, die vor dem Schmerz zittern. Für diese Welt und für die nächste sind Feiglinge eine Klasse von Geschöpfen, die geschaffen sind, um „festgenommen“ zu werden. Sie taugen zu nichts Anderem, sie können nichts Anderes erwarten. Ein größerer als Odin ist hier gewesen. Ein größerer als Odin hat uns gelehrt — nicht größere Feigheit, hoffe ich. Mein Bruder, Du mußt um eine Seele beten; mit einer Energie wie auf Leben und Tod kämpfen, Deine Seele wieder zu gewinnen! Wisse, daß „Religion“ keine Morisson'sche Pille von außen ist, sondern ein Wiedererwecken Deines eigenen Ich von innen, — und vor allen Dingen verschone mich mit Deinen „Religionen“ und „neuen Religionen“ hier und anderwärts! Ich bin überdrüssig dieses krankhaften Gefräßes nach einer Morisson'schen Pillen-Religion, nach aller und jeder. Ich brauche keine solche und erkenne, daß eine jede solche unmöglich ist. Die Wiedererweckung alter abgestorbener Liturgien, und noch viel mehr die Fabrikation neuer Liturgien, die niemals lebendig werden — wie hoffnungslos! Stylitiden, Einsiedler-Kanarismen und Fakirismen, frampfhafte agonistische Posturenmacherei und engherziges, krankhaftes, wenn auch edles Ringen — alles dies ist mir nichts Wünschenswerthes. Es ist etwas, was die Welt einmal gethan hat, — als Ihr Vart noch nicht so lang gewachsen war, wie jetzt!

Und dennoch giebt es im schlimmsten Falle wenigstens eine Liturgie, welche stets untadelhaft bleibt — die des Betens (wie die alten Mönche eigentlich thaten) durch Arbeiten. Und in der That, das Gebet, welches in bestimmten Kapellen zu bestimmten Stunden verrichtet ward und nicht mit einem Manne ging, der von all seiner Arbeit und Thätigkeit aufsteht und zu allen Zeiten dieselbe heiligt, wozu war es wohl je gut? „Arbeiten heißt Beten“; ja, in einem höchst bedeutenden Sinne, den aber bei dem gegenwärtigen Zustande alles Betens und aller Verehrung Niemand entwickeln kann. Wer ihn aber richtig versteht, der versteht die Prophe-

zeiung der ganzen Zukunft; das letzte Evangelium, welches alle anderen in sich schließt. Seine Kathedrale ist der Dom der Unermesslichkeit — hast Du ihn gesehen? Sein Dach ist die Milchstraße, sein Fußboden die grüne Mosaisk des Landes und des Meeres, und sein Altar der Sternenthron des Ewigen! Seine Vitane und Psalmen sind die edlen Thaten, das heldenmüthige Wirken und Leiden, und die aufrichtige Herzenssprache aller tapferen Menschenkinder. Seine Chormusik sind die alten Winde und Ozeane und die tiefstönenden, unartikulirten, aber bereckten Stimmen des Schicksals und der Geschichte. Zwischen einem zwiefachen großen Schweigen

„Stille

Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber,“

rollen, wie wir schon gesagt, alle menschlichen Getöse in den natürlichsten Zeiten auf die übernatürlichste Weise.

Ich will hier einschalten, was mein Freund Sauerteig auf weniger pathetische Weise hierüber sagt. „Anbetung?“ sagt er. „Ohe jener wirre Tumult von Hörensagen die Köpfe der Menschen erfüllte, als die Welt noch schweigend dalag und das Herz treu und offen war, da waren viele Dinge Anbetung! Das Gute, was dem Armenischen widerfuhr, kam ihm — wie dies in der That auch so ist — unmittelbar von Gott; jede Pflicht, die sichtbar vor ihm stand, hatte ein höchster Gott vorgeschrieben. Noch bis auf die gegenwärtige Stunde frage ich Dich: Wer anders soll sie vorgeschrieben haben? Für den Armenischen, in welchem Nachdenken wohnte, war dieses Weltall ein einziger großer Tempel, das Leben überall eine Anbetung.“

„Welche Anbetung liegt zum Beispiel im bloßen Waschen!“ Es ist dies vielleicht eins der moralischsten Dinge, welche der Mensch in gewöhnlichen Fällen in seiner Macht hat zu thun. Entkleide Dich, gehe in das Bad, oder wäre es in den durchsichtigen Teich und fließenden Bach, und wasche Dich hier und sei rein. Du wirst als ein reinerer und besserer Mensch wieder heraussteigen. Dies Bewußtsein vollkommener äußerer Reinheit, daß Deiner Haut jetzt kein fremdartiger Flecken der Unvollkommenheit anklebt, wie strahlt es mit zarten symbolischen Einflüssen bis in Deine Seele hinein! Du fühlst eine erhöhte Neigung zu allen guten Dingen. Die ältesten Weisen des Morgenlandes hatten mit Freuden und heiliger Dankbarkeit dies gefühlt, — und daß es des Schöpfers Geschenk und Wille war. Wessen Geschenk und Wille wäre es sonst? Es bleibt eine religiöse Pflicht von den

ältesten Zeiten im Osten an. — Auch konnte Herr Professor Strauß, als ich ihm die Frage vorlegte, nicht leugnen, daß es auch gegenwärtig noch hier im Westen eine religiöse Pflicht ist! Was ist die erste Pflicht, die ich dem verräucherten, geschwärzten Arbeiter, der aus seiner Aufsmühle kommt, vorschreiben und erfüllen helfen soll? Daß er seine Haut säubere. Kann er nach irgend einer bestimmten Methode beten? Man weiß es nicht ganz, — aber mit Seife und einer genügenden Menge Wasser kann er waschen. Selbst die stumfsinnigen Engländer fühlen etwas davon. Sie haben ein Sprichwort: „Reinlichkeit ist nahe verwandt mit Göttlichkeit“ — und dennoch sah ich niemals in irgend einem Lande die Arbeiter schlechter gewaschen, und in einem mit dem weichsten Regenwasser überschwemmten Klima einen solchen Mangel an Bädern!

Ah, Freund Sauerteig, unseren Arbeitern fehlt es gegenwärtig sogar an Kartoffeln — welche „Pflicht“ kannst Du ihnen vorschreiben!

Oder werfen wir einen Blick auf China. Unser neuer Freund, der dortige Kaiser, ist Pontifex über dreihundert Millionen Menschen, welche alle seit so vielen Jahrhunderten leben und arbeiten, vom Himmel authentischerweise so weit beschützt werden und deshalb irgend eine „Religion“ haben müssen. Dieser Pontifex-Kaiser hegt in der That einen religiösen Glauben an gewisse Gesetze des Himmels, beobachtet mit religiöser Strenge seine „dreitausend Vorschriften“, die von einsichtsvollen Männern vor einigen sechzig Generationen als eine lesbare — und, wie der Himmel zu sagen scheint, nicht ganz incorrigible — Umschreibung dieser Religion aufgestellt worden sind. Er hat kein großes Ritual, dieser Pontifex-Kaiser, und glaubt wahrscheinlich mit den alten Mönchen: Beten sei Arbeiten. Seine öffentliche gottesdienstliche Verrichtung besteht, wie wir hören, darin, daß er feierlich an einem gewissen Tage in den grünen Schooß unserer Mutter Erde, wenn der Himmel nach dem todtten schwarzen Winter sie wieder mit Frühlingsglanz erweckt hat, mit dem Pfluge eine deutliche rothe Furche zieht und damit das Zeichen giebt, daß alle Pflüge Chinas anfangen sollen, zu pflügen und zu beten! Es ist dies sehr merkwürdig. Im Angesicht der sichtbaren und unsichtbaren Mächte giebt er hier seine deutliche rothe Furche und sagt und betet in stummem Symbolismus so viele höchst berechtigte Dinge.

Wenn Du diesen Pontifex fragst, wer ihn geschaffen und was aus ihm und uns werden solle, so bewahrt er eine würdevolle Zurückhaltung und deutet mit seiner Hand und seinen Pontifexaugen auf die unergründliche

Tiefe des Himmels, den „Isten“, das azurne Reich der Unendlichkeit, als ob er fragen wollte: „Ist es wohl zweifelhaft, ob wir gut geschaffen sind? Kann daher wohl etwas Schlimmes aus uns werden?“ — Er und seine dreihundert Millionen — dies ist die wichtigste Vorschrift, die ihre Religion ihnen macht — besuchen jährlich die Gräber ihrer Väter, ein Jeder das Grab seines Vaters und seiner Mutter. Hier, schweigend, mit Anbetung, oder welche andere Gedanken in ihm leben mögen, bleibt feierlich ein Jeder stehen. Der Himmel Gottes wölbt sich schweigend über ihm; die göttlichen Gräber und dieses göttlichste Grab liegen schweigend unter ihm; das Pulsiren seiner Seele, wenn er eine Seele hat, ist allein hörbar. In der That mag es eine Art Anbetung sein! Fürwahr, wenn der Mensch, der durch dieses Portal schaut, keinen Schimmer von der Ewigkeit erblickt — durch welches andere Portal braucht er es dann zu versuchen?

Unser Freund, der Pontifex-Kaiser, gestattet heiter, obschon mit Verachtung, allen Arten von Buddhisten, Bonzen, Talaboinen und dergleichen nach Belieben Tempel von Backsteinen zu bauen und ganz nach Lust und Belieben mit Gesang, Papierlaternen und lautem Geschrei anzubeten und die Nacht gräßlich zu machen, da es ihnen Trost gewährt, dies zu thun. Heiter erlaubt er es ihnen, obschon mit Verachtung. Er ist ein weiserer Pontifex als viele Leute glauben! Er ist bis jetzt der einzige Potentat oder Priester auf dieser Erde, der einen deutlichen systematischen Verriuch mit Dem gemacht, was wir das endliche Ergebniß aller Religion nennen, nämlich mit der „praktischen Heroenverehrung.“ Er durchsucht und sichtet, wie es scheint, unaufhörlich und so gut als er kann, seine ganze ungeheure Bevölkerung nach den Weisesten, die darunter geboren sind, durch welche Weiseste, wie durch geborene Könige, diese dreihundert Millionen Menschen regiert werden. Der Himmel scheint ihn auch wirklich bis zu einem gewissen Grade zu begünstigen. Diese dreihundert Millionen machen Porzellan, bauen Thee, verrichten unzählige andere Dinge und kämpfen unter der Fahne des Himmels gegen den Mangel. Dabei haben sie weniger siebenjährige Kriege, dreißigjährige Kriege, französische Revolutionskriege und höllische Kämpfe mit einander selbst, als gewisse Millionen anderwärts haben!

Ja, haben sich in unserem armen, zerfahrenen Europa selbst nicht in diesen neuesten Zeiten religiöse Stimmen erhoben und eine neue Religion verkündet, die dennoch die älteste und für alle Herzen der Menschen gänzlich unbestreitbar ist? Einige davon kenne ich. Sie waren weit entfernt, sich

„Propheten“ zu nennen, oder für solche zu halten, aber dennoch waren sie in der That und Wahrheit melodische Stimmen, die sich wieder einmal aus dem ewigen Herzen der Natur vernehmen ließen, Seelen, die sich ehrwürdig sein müssen für Alle, die eine Seele haben. Eine französische Revolution ist ein Phänomen; als Vollendung und geistiger Exponent derselben ist ein Dichter Göthe und eine deutsche Literatur für mich ein zweites. Haben wir, nachdem die alte irdische oder praktische Welt, so zu sagen, in Feuer aufgegangen ist, nicht hier die Prophezeiung und das Aufstämmern einer neuen geistigen Welt, der Mutter weit edlerer, größerer, neuer, praktischer Welten? Ein Leben antiker Frömmigkeit, antiker Wahrhaftigkeit und antiken Selbenthums ist wieder möglich geworden und für den modernsten Menschen wieder in Wirklichkeit zu sehen. Ein Phänomen, so ruhig es auch ist, doch an Größe mit keinem andern vergleichbar! „Das größte Ereigniß für die Welt ist jetzt wie immer die Ankunft eines neuen Weisen in ihr.“ Leise Anklänge einer neuen Sphärenmelodie sind, dem Himmel sei ewig dafür gedankt, vorhanden; sie sind wiederum hörbar in den unendlichen kauderwälschen Mißklängen und dem armseligen schnarrenden Gespfeife des Dinges, welches man Literatur nennt, aber selbst hier unschätzbar, als die Stimme neuer himmlischer Psalmen. Die Literatur enthält, wie die alten Gebetsammlungen der ersten Jahrhunderte, wenn eine gute Auswahl daraus getroffen und das Uebrige verbrannt würde, kostbare Dinge. Die Literatur mit all ihren Druckpressen, Aufschneidereien und grenzenlosen Trivialitäten ist und bleibt dennoch „der Gedanke denkender Seelen.“ Eine heilige „Religion“, wenn dieser Name Dir einmal gefällt, lebt wirklich in dem Herzen dieses seltsamen Schaumoceans, nicht ganz Schaum, den wir die Literatur nennen, und wird mehr und mehr sich daraus erschließen; — jetzt nicht mehr als sengendes Feuer, denn das rothe, rauchige, sengende Feuer hat sich zu weißem, sonnigem Licht geläutert. Ist Licht nicht erhabener als Feuer? Es ist dasselbe Element im Zustande der Reinheit.

Meine sinnreichen Leser, wir wollen aus diesem dritten Buche mit einem rhytmischen Wort Göthe's auf unsern Lippen hinausziehen, einem Wort, welches sich vielleicht in dunkeln und in hellen Stunden durch manches Herz hindurchgesungen hat. Wir, der ich es anständig, aber völlig glaubwürdig und wahrhaft, erfüllt von Frömmigkeit und doch frei von Heuchelei finde; mir, der ich freudig viel darin finde und freudig so viel darin vermiße, klingt dieses kleine Lied von dem größten deutschen Manne wie eine

Stanze des erhabenen Marschgesanges unserer großen teutonischen Stammverwandten, die tapfer und siegreich durch die unentdeckten Tiefen der Zeit hindurchzogen! Er nennt es *Maurerloge*, nicht *Psalm* oder *Hymne*:

„Des Maurers Mantel
Es gleicht dem Leben
Und sein Bestreben,
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft droht
Schmerzen und Glücke,
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschreckt,
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Ruin der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Weiser,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.“

Viertes Buch.

Horoskop.

Erstes Kapitel.

Aristokratien.

Die Zukunft vorherzusagen, die Gegenwart zu lenken, würde nicht so unmöglich sein, wenn die Gegenwart nicht auf so frevelhafte Weise geleitet, verwirrt und, was noch schlimmer ist, entstellt worden wäre. Die Vergangenheit kann nicht gesehen werden; die durch das Medium der „philosophischen Geschichte“ in unserer Zeit betrachtete Vergangenheit kann nicht einmal nicht gesehen werden. Sie wird falsch gesehen, denn man behauptet, daß sie existirt habe und gleichwohl eine gottlose Unmöglichkeit gewesen sei. Die normännischen Eroberer, ächte königliche Seelen, gekrönte Könige als solche, waren geisthafte, unsinnige Tyrannen; Becket war ein lärmender Egoist und Heuchler, der den Fußboden der Kathedrale zu Canterbury mit seinem Gehirn bespritzte, um seine Absicht durchzusetzen, — obgleich man nicht recht weiß wie! „Politik, Fanatismus“, oder wir wollen sagen „Enthusiasmus“, ja sogar „ehrlicher Enthusiasmus“, ah, ja wohl:

„Der Hund, nur für sich selbst besorgt,
Ward toll und biß den Mann!“ —

Denn in der That, das Auge sieht in allen Dingen Das, „zu dessen Wahrnehmung es die Mittel mitbringt“. Ein gottloses Jahrhundert bringt, wenn es auf Jahrhunderte zurückschaut, welche gottselig waren, Schilderungen hervor, die wunderbarer sind als sonst eine. Alles war chaotischer Zwiespalt in der Vergangenheit; die rohe Kraft herrschte überall; Dummheit; barbarische Unvernunft, besser taugend für ein Irrenhaus, als für eine menschliche

Welt! Darnach wird es allerdings sehr erklärlich, daß die gleichen Eigenschaften, wenn auch in einem neuen, glätteren Gewande, in unserer Zeit fortfahren zu herrschen. Millionen sitzen in der Pustille des Armenhauses; irische Wittwen beweisen ihre Verwandtschaft durch das Typhusfieber — was will man mehr? Es war immer so oder schlimmer. Was war die Geschichte der Menschen jemals anderes als das Zurücken und Verhelfen beiderseitiger Tümmelinge durch glückliche Charlatane, der mit verbotenen Waffen geführte Kampf geistlicher Charlatane und Tyrannen gegen geistliche Tyrannen und Charlatane? Kein Gott lebte in der Vergangenheit, nichts als Mechanismen und chaotische Thiergötter: — wie soll der arme Geschichtsphilosoph, dem sein eigenes Jahrhundert durch und durch gottlos erscheint, einen Gott in anderen Jahrhunderten sehen?

Die Menschen glauben an Bibeln und glauben auch nicht daran. Von allen Bibeln aber giebt es keine, an welche der Unglaube furchtbarer wäre, als diese „Bibel der Universalgeschichte“. Dies ist die ewige Bibel und das Gottesbuch, „welches jeder geborene Mensch“, bis einsel Seele und Augensicht in ihm erlöschen sind, „mit seinen eigenen Augen von Gottes Finger schreiben sehen kann und muß“. Dies nicht zu glauben, ist eine Irreligiosität, wie es keine zweite giebt. Eine solche Irreligiosität würdest Du, wenn auch nicht mit dem Scheiterhaufen, der in unserer Zeit nicht so leicht herzustellen, doch durch den ausdrücklichen Befehl strafen, daß sie den Mund halte, bis sie etwas Klügeres zu sagen wisse. Warum sollte das heilige Schweigen durch ein Geräusch unterbrochen werden, welches bloß den Zweck hat, dergleichen Dinge mitzutheilen? Wenn die Vergangenheit keine Gottesvernunft, sondern nur Teufelsvernunft in sich trägt, dann lasse man die Vergangenheit ewig vergessen sein. Erwähnen wir sie nicht mehr. Warum sollen wir, deren Verfahren alle gebängt wurden, von Stricken retten?

Es ist mit einem Worte nicht wahr, daß die Menschen, seitdem sie diesen Planeten bewohnen, durch Delirium, Heuchelei, Ungerichtigkeit oder irgend eine Form der Unvernunft lebten. Es ist nicht wahr, daß sie jemals durch etwas Anderes lebten oder leben werden, als gerade durch das Gegenheil davon. Die Menschen werden dies wieder gelehrt werden; ihre thätige Geschichte wird dann wieder ein Heroismus, ihre geschriebene Geschichte, was sie sonst war, ein Epos sein. Ja, eins von beiden ist sie stets; oder sie ist faktisch — nichts. Wäre sie selbst in tausend Bänden geschrieben, so eilt doch das Unheroische solcher Bände unaufhörlich der Vergessenheit entgegen.

Der Nettoinhalt einer Alexandrinischen Bibliothek unheroischer Thatfachen ist Null und wird sich zuletzt so erweitern. Welcher Mensch hätte ein Interesse daran, sich dieses Inhalts zu erinnern? Haben nicht vielmehr alle Menschen zu allen Zeiten das lebhafteste Interesse, es zu vergessen? — „Offenbarungen“, wo nicht himmlische, dann höllische, werden uns lehren, daß Gott ist; wir werden dann, da nöthig, ohne Mühe erkennen, daß er stets gewesen ist! Die trocknen Philoioiphiemen und aufgeklärten Skepticismen des achtzehnten Jahrhunderts, historische sowohl als andere, werden eine Weile als ein merkwürdiger, von Mydrüden begleiteter Traum für die Physiologen leben. Diese ganze unheimliche Epoche mit ihren entsetzlichen Lehren und Totenkopf-Philosophien, die „durch Beispiel“ oder sonst wie lehren, werden eines Tages geworden sein, was für unsere modernistischen Freunde ihre gottlosen Zeitalter sind, „die Periode der Unwissenheit“.

Wenn die kranpshafsten Kämpfe des letzten halben Jahrhunderts das arme kämpfende, von Zukungen gefolterte Europa irgend eine Wahrheit gelehrt haben, so ist es vielleicht diese, als die Quintessenz unzähliger anderen: Daß Europa eine wirkliche Aristokratie, einen wirklichen Priesterstand verlangt; sonst kann es nicht fortfabren zu existiren. Ungeheure französische Revolutionen, Napoleontismen, dann Bourbonismen mit ihrem dreißigigen Corollarium und mit sehr unentlichen Ludwig-Philippismen endend — alles dies sollte doch wohl ein wenig didaktisch sein! Alles dies lehrt uns, daß falsche Aristokratien unerträglich, daß Nichtaristokratien, Freiheit und Gleichheiten unmöglich, daß wahre Aristokratien gleichzeitig unumgänglich nöthig, aber nicht leicht zu erreichen sind.

Aristokratie und Priesterchaft, eine regierende Klasse und eine lehrende Klasse — diese beiden, zuweilen getrennt und bestrebt, sich zu harmonistren, zuweilen in eins verschmolzen mit dem König als Pontifexkönig — nie gab es eine Gesellschaft ohne diese beiden Lebenselemente, nie wird es eine geben. Es liegt dies in der innersten Natur des Menschen. Selbst in dem entlegensten Dorfe des republikanistischen Landes der Welt wird man faktisch diese beiden Gewalten in Thätigkeit finden. Der Mensch ist, so wenig er es vielleicht auch selbst glaubt, gezwungen, Denen, die ihm überlegen sind, zu gehorchen. Kraft dieses Zwanges ist er ein geselliges Wesen; ja er könnte sonst gar nicht gesellig sein. Er gehorcht Denen, welche er achtet und die er für klüger und wackerer hält. Diesen wird er stets gehorchen und stets bereit und erfreut sein, es zu thun.

Die Klügeren und Wackerern, diese, überall und zu allen Zeiten eine faktische Aristokratie, entwickeln in allen Gesellschaften, die irgend eine artikulirte Form erreichen, sich zu einer herrschenden Klasse, einer anerkannten Aristokratie mit festbestimmten Vorurtheilen des Thuns, die man Geize, zuweilen auch Privatgeize oder Privilegien u. s. w. nennt und die eine sehr wichtige Erscheinung in dieser Welt sind. Die Klügeren und Wackerern sind auch eigentlich nur eine Klasse. Es gibt keinen klugen oder weisen Mann, der nicht vor allen Dingen auch ein wackerer oder tapferer Mann sein mußte, sonst wäre er niemals weise geworden. Der edle Priester war stets ein edler Aristos zum Anfange und etwas mehr am Ende. Wären ein Luther, ein Kner, ein Anselm, ein Bede, ein Abt Samson, ein Samuel Johnson nicht wacker und tapfer genug gewesen, durch welche Möglichkeit hätten sie jemals weise und klug werden können? — Wenn aus Zufall oder mit Vorbedacht diese wirklich vorhandene Aristokratie in zwei Klassen unterschieden worden ist, so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Priesterklasse die würdevollere ist und eben so hoch über der andern steht, wie der regierende Kopf über der ausführenden Hand. Und dennoch wird man in der Praxis finden, daß sehr häufig die Ordnung eine umgekehrte ist — ein Zeichen, daß die Ordnung schon verletzt ist, daß ein Riß darin herbeigeführt worden, der immer breiter und breiter werden wird, bis das Ganze auseinanderfällt.

In England, überhaupt in ganz Europa, können wir sagen, haben sich diese beiden faktischen Zustände auf die erhabenste und schönste Weise entwickelt, die irgend eine Region der Welt jemals gesehen. Eine geistige Führung, eine praktische Leitung, die Frucht der großen selbstbewußten Bestrebungen oder vielmehr der unermesslichen unbewußten Triebe und Bedürfnisse der Menschen, haben sich fest begründet und gewähren einen sehr seltsamen Anblick. Ueberall, während so Vieles vergessen worden, findet man des Königs Palast und des Vicekönigs Schloß, den Edelhof, das Herrenhaus, so daß es von Meer zu Meer nicht einen Zoll Boden giebt, der nicht seinen König und Vicekönig hätte und überdies noch seinen Zaire, Graf, Herzog oder welchen Titel er sonst führen möge, dem die Bewohner das Land gegeben haben, damit er sie darin regiere.

Noch rührender ist es, daß es nichts ein einziges, von wenn auch nur wenigen armen Bauern bewohntes Dörfchen giebt, wo nicht auf eine oder die andere Weise ein Kirchenapparat zusammengebracht worden wäre, — ein statliches Haus mit Einkünften und Glockenthürmen, Kanzel, Lesepult, mit

Büchern und Methoden, kurz Möglichkeit und strenger Vorchrift, daß hier ein Mann aufstehe und zu Menschen von geistigen Dingen rede. Es ist schön. Selbst in seiner großen Verdunkelung und seinem Verfall ist dies eins der schönsten und rührendsten Dinge, die man auf der Erde sieht. Dieser sprechende Mann hat sich allerdings im Laufe der Zeit furchtbar weit von dem richtigen Punkte entfernt, er hat leider gleichsam den Punkt gänzlich aus den Augen verloren — und dennoch, wen haben wir im Grunde genommen, den wir mit ihm vergleichen könnten? Von allen öffentlichen Beamten, die von der Industrie des modernen Europa Wohnung und Kost genießen, ist er unbedingt der würdigste. Ein Mensch, der auch nur vorajbt und sich, wenn auch noch so träge, bemüht, die Seelen der Menschen zu retten — man vergleiche doch diesen mit einem andern, der eingestandenermaßen wenig weiter zu thun hat oder thut, als daß er die Aebhühner der Menschen schießt! Ich wollte, er könnte den Punkt wieder finden, dieser Sprecher, und sich hartnäckig und mit tödtlicher Energie daran halten denn wir bedürfen seiner noch! Das Amt des Sprechers, das Amt der Wahrheit, die mit lebendiger Stimme, ja in lebendiger Gestalt und als ein concretes, praktisches Exemplar zu uns kommt — dieses Amt hat neben allen unjeren Aemtern des Schreibens und Druckens einen dauernden Platz. Könnte er nur den Punkt wiederfinden, die alte Brille von der Nase nehmen und aufblickend, fast in Verübung mit sich entdecken, was der wirkliche Satanas, der seelenverschlingende, weltverschlingende Teufel, jetzt ist! Die Verbündete und Vergleichen sind schlimm genug, daran zweifle ich nicht; destillirter Brannwein aber, finstere Unwissenheit, Dummheit, finstere Korngesetze, Pastille und Compagnie, was sind diese! Wird er wirklich unjern neuen wirklichen Satan entdecken, den er zu bekämpfen hat, oder fortfahren, durch seine alte Naivenbrille über alte erlöschene Satane zu greinen, und niemals den wirklichen sehen, bis er ihn an seiner eigenen Aehle und der unrigen füh't? Das ist eine Frage für die Welt. Wir wollen uns hier weiter nicht damit befassen.

So traurig und geipenstlich auch diese doppelte Aristokratie von Leh-
rern und Regierern jetzt aussieht, so verlohnt es doch für alle Menschen zu wissen, daß der Zweck derselben ein edler und wirklicher ist und bleibt. Der trockene Historiker, der bloß die Oberfläche ins Auge faßt, irrt sich in Bezug auf jene Könige des Alterthums gewaltig. Wilhelm der Eroberer, Wilhelm Rufus oder Rothbart, Stephan Curthofe, noch viel mehr Heinrich Beauchere

und unser braver Heinrich Plantagenet — das Leben dieser Männer war nicht ein geisthaftes Kämpfen; es war ein tapferes Regieren, welchem sich dann und wann das Kämpfen als ein zufälliges, unangenehmes, hinderndes Anhängsel beigesellte, wie es dies leider auch noch jetzt thut, obschon weit seltener. Das Kämpfen war auch unumgänglich nöthig, um zu ermitteln, wer die Macht und das Recht über den Andern hätte. Durch vielen und hitzigen Kampf, wie wir schon früher einmal sagten, „flogen die zu Staub geschlagenen Unwirklichkeiten allmählig hinweg“ und ließen die schlichte Wirklichkeit und Thatsache: „Du bist stärker als ich, Du bist klüger als ich, Du bist König und ich Unterthan“, in etwas klarerem Zustande zurück.

In der That können wir nicht genug bewundern, wie man in jenen Zeiten eines Abt Samson und eines Wilhelms des Eroberers die regierenden Klassen zu ordnen gewußt hatte. Höchst interessant ist es zu bemerken, wie die aufrichtige Erkenntniß ihrerseits die Erkenntniß, was als erstes Bedürfniß zu Stande gebracht werden mußte, sie auf den richtigen Weg geführt hatte, es im Laufe der Zeit wirklich zu Stande zu bringen! Eine eingebil-dete Aristokratie konnte ihnen nichts nützen und demgemäß erstreckten sie eine wirkliche. Die tapfersten Männer, die, es kann nicht oft genug wiederholt werden, im Ganzen genommen auch die weisesten, Stärksten, in jeder Hinsicht die besten sind, waren hier mit einem aner kennenswerthen Grade von Genauigkeit gewählt worden und jeder saß auf seinem Stück Gebiet, welches ihm geliehen und dann allmählig geschenkt worden, damit er es regiere. Diese Vicekönige, jeder auf seinem Theil des gemeinsamen Bodens mit einem Oberkönig über Allen, waren in einem wirklich überragenden Umfange eine zu einer Wirklichkeit vervollkommnete Thätigkeit.

Denn jene Jahrhunderte waren die Zeit der rohen Kraft, voll von Ernst und ungezinkter Guteswahrheit — ja auf jeden Fall war ihr Vanzel unaussprechlich dünner als der unsere. Die Thatsachen machten sich ihnen schnell fühlbar, wenn sie auch wirklich einmal sich Phantasmen hätten hingeben wollen! „Die Buben und Feiglinge“ mußten auf irgend eine Weise „festgenommen“ werden, oder die Welt würde beinahe innerhalb Jahr und Tag gesunden haben, daß sie nicht leben konnte. Demgemäß wurden die Buben und Feiglinge festgenommen. Sogar auf dem Throne mußten Feiglinge festgenommen und von dem Throne entfernt werden, unter Anwendung von Mitteln, wie sie gerade zur Hand waren, selbst unter Anwendung der rauesten Mittel, wenn es zufällig kein gelinderes gab!

Allerdings war die Operation zuweilen eine ziemlich grausame, wie denn überhaupt Regierungen und Chirurgen oft etwas grausam zu Werke gehen. Gurth, der Leibeigene Gedric's, bekam höchst wahrscheinlich eben so oft Stiebe als Schweinsabfälle, wenn er sich ungebührlich betrug. Aber Gurth gehörte doch zu Gedric. Es lief damals kein menschliches Wesen umher, ohne Jemandem anzugehören. Niemand war der Nothwendigkeit preisgegeben, ins Armenhaus zu gehen oder seine Verwandtschaft mit andern Menschen durch Sterben am Typhusfieber zu beweisen! — Es kommen allerdings Tage, wo es keinen König in Israel giebt. Aber dann ist ein Jeder sein eigener König, welcher thut, was in seinen eignen Augen recht ist, und Thronen werden angezündet zu Ehren der „Freiheit“, des „Zehnpfundwahlrechtes“ und dergleichen, wovon eine beträchtliche Wirkung sich auf verschiedene Weise kund giebt!

Jene Feudalaristokratie, sage ich, war durchaus keine eingebillete. Ihre Lords, was wir jetzt Earls nennen, waren in bedeutendem Grade der That sowohl als dem Worte nach starke Männer, ihre Herzöge Anführer, ihre Lords Law-wards oder Gesetzeshüter. Sie besorgten das ganze Kriegs- und Polizeiwesen des Landes, alle richterlichen und gesetzgeberischen Functionen, sogar die Ausbreitung der Kirche — Alles, was in Bezug auf Regierung, Führung und Schutz gethan werden konnte. Es war eine Landaristokratie; sie besorgte die Regierung des englischen Volkes und genoss dafür die Ernte von dem Boden Englands. Es ist in vielen Beziehungen das Geieß der Natur, dieses selbe Geieß des Feudalismus, und es giebt keine ächte Aristokratie außer einer Landaristokratie! Die Wißbegierigen unserer Zeit mögen wohl darüber nachdenken. Kriegs-, Polizei- und Gerichtsweisen, Ausbreitung der Kirche, ja wirkliche Regierung und Führung, alles dies ward von den Inhabern des Bodens als Gegenleistung für dieses Besitzthum wirklich gethan. Wie viel davon wird aber wohl jetzt noch von ihnen oder überhaupt von irgend Jemandem gethan? Gütiger Himmel, „Laissez faire“, thut nichts, verzehrt Euer Lohn und schläft!“ lautet überall das leidenschaftliche, halbkluge Geschrei dieser Zeit und man will nicht einmal nichts thun, sondern noch obendrein Streichgesetze machen! Wir treiben von der allgemeinen Masse zweiundfünfzig Millionen auf, um unsere Regierungsgeschäfte besorgen zu lassen, oder leider vielmehr, um uns überreden zu lassen, daß sie besorgt werden, und der Ertrag des Bodens bezahlt nicht dies alles, sondern, wie ich höre, bloß den vierundzwanzigsten Theil davon.

Unser erstes Chartisten-Parlament, oder Oliver Redivivus würde man sagen, wird wissen, worauf es die neuen Steuern Englands zu legen hätte! — Steuern? Wenn wir die Inhaber des Bodens noch jezt jeden Schilling der Kosten für Regierung des Landes bezahlen ließen, was wäre dies weiter? Das Land kann nicht durch bloße gemietete Regierer regiert werden. Man kann nicht Menschen mieten, damit sie ein Land regieren. Nicht in Folge einer an der Börse contrahirten, sondern in ihren eigenen Herzen als vom Himmel stammend gefühlten Mission können die Menschen ein Land regieren. Die Mission einer Landaristokratie ist eine heilige, in beiden Bedeutungen dieses alten Wortes. Die Pflast, auf welcher sie jezt steht, könnte zu ganz andern Gedanken Anlaß geben, als an Kornpreise!

Es wohnte in der That ein „Glanz Gottes“, bei welchem Wilhelm der Eroberer zu schwören pflegte, in jenen alten, rauhen, wahrhaften Zeiten und durchdrang immer mehr und mehr mit himmlischem Adel alle Zweige ihres Thuns und Lebens. Phantasmen konnten noch nicht in bloß von dem Schneider gefertigten Kleidern einherwandeln. Es waren wenigstens Phantasmen „am Rande des Horizontes“, dort von einem ewigen Lichtstrahl des Innern gemalt. Eine höchst „praktische“ Heroenverehrung, unbewußt oder halb-bewußt, war überall im Gange. Ein Mönch Samson konnte mit einem Maximum von zwei Schillingen in seiner Tasche ohne Ballotage zum Vizekönig gemacht werden, weil man sah, daß er dessen würdig war. Man fühlte noch, daß der Unterschied zwischen einem guten Menschen und einem schlechten Menschen das war, was er in alle Ewigkeit ist, nämlich ein unermesslicher. Ich denke es waren verhältnißmäßig glückliche Zeiten damals, nach ihrer Art. Aber, sagt man, es herrschte damals Gewaltthätigkeit, Krieg, Unordnung. Wehlan, was ist Krieg und sogar Tod gegen ein solches fortwährendes Scheinleben wie jezt, gegen einen Frieden, wo es keinen geben kann! Wenn nicht eine gewisse Heroenverehrung in neuer angemessener Gestalt wiederkehrt, so kann diese Welt nicht lange mehr sehr bewohnbar bleiben.

Der alte Anselm, verbannter Erzbischof von Canterbury, ein Mann „von Genius und reinem Herzen“, war auf der Reise nach Rom, um sich über König Rufus zu beschweren, einen Mann von rauher Art und Weise, in welchem der „innere Lichtstrahl“ nur sehr unklar leuchtete. Es ist schön, in dem Buche des Mönches Gaimar zu lesen, wie die Bevölkerungen des Continents diesen Anselm bewillkommneten und verehrten, wie keine franzö-

fische Bevölkerung jetzt einen Jean Jacques oder einen Miesentödter Voltaire, ja wie nicht einmal eine amerikanische Bevölkerung einen Schnüßpel, den ausgezeichneten Novellisten, verehrt! Sie hatten durch Phantase und ächte Einsicht die innigste Ueberzeugung gewonnen, daß ein Gottes Segen in diesem Anselm wohnte, wie dies auch meine Ueberzeugung ist. Sie drängten sich um ihn mit gebogenen Knien und entzündeten Herzen, um seinen Segen zu empfangen, seine Stimme zu hören, das Licht seines Antlitzes zu sehen. Mein Segen über sie und über ihn! — Der Merkwürdigste darunter aber war ein gewisser dürftiger oder habgieriger Herzog von Burgund — in knappen Umständen, wollen wir hoffen, — welcher bedachte, daß dieser englische Erzbischof, welcher nach Rom reiste, um Beschwerden zu führen, aller Wahrscheinlichkeit nach einen tüchtigen Geldsack mitgenommen haben müsse, um die Cardinäle zu bestechen. Deshalb beschloß der von Burgund für seinen Theil sich auf die Mauer zu legen und den Erzbischof auszulündern. An einer offenen Stelle des Waldes — eines Waldes, wie er vor acht Jahrhunderten im burgundischen Lande grünte und wuchs — sprengt dieser grimmige Herzog mit grimmigen gepanzerten Reitern, zottig und wild wie der russische Für, heraus auf den schwachen, alten Anselm los, der auf seinem kleinen ruhig gehenden Pferdchen einherreitet, bloß von Gdmer und einem anderen armen Mönch begleitet und ohne ein einziges Goldstück in seinem Besitz zu haben, sondern bloß mit einigen wenigen Zehrpennigen versehen. Der stahlgepanzerter russische Für bricht mit funkelnden Augen aus dem Dickicht hervor. Der alte weißbärtige Mann erschrickt nicht, sondern reitet gelassen weiter und schaut ihn an mit den hellen, alten, innigen Augen, mit dem ehrwürdigen, bekümmerten, runzligen Gesicht, vor welchem kein Mensch oder Ding sich zu fürchten braucht und welches sich ebenfalls vor keinem geschaffenen Menschen oder Dinge fürchtet. Die Feuer Augen seiner burgundischen Durchlaucht begegnen diesen klaren ruhigen Blicken, die ihm rasch ins Herz dringen. Er bemerkt sich, daß diese schwache furchtlose Greisen-gestalt wahrscheinlich etwas von dem allerhöchsten Gotte in sich trägt, daß er wahrscheinlich verdammt werden wird, wenn er ihr etwas zu Leide thut, daß er mit einem Worte wohl thun wird, wenn er es unterläßt. Und der rohe Barbar stürzt von seinem Streitroß auf die Kniee nieder, umarmt die Füße des alten Anselm und bittet um seinen Segen. Dann befiehlt er seinen Leuten, ihn zu begleiten und vor Raubfällen und anderen Gefahren zu schützen. Per os Dei! wie seine Majestät auszurufen pflegte!

Auch dieser Zwist zwischen Rufus und Anselm, zwischen Heinrich und Becket, ist lehrreich für uns. Es war im Grunde genommen ein erster Zwist. Denn zugegeben, daß Anselm von göttlichem Segen erfüllt war, so schloß er doch keineswegs alle Formen des göttlichen Segens in sich. Es gab daneben noch ganz andere Formen, von welchen er nichts ahnte und Wilhelm Rothbart war unbewußt der Repräsentant und das Organ derselben. In der That, hätten der göttliche Anselm und der göttliche Papst Gregor ihren Willen durchsetzen können, so wären die Ergebnisse sehr bemerkenswerth gewesen. Unsere westliche Welt wäre ein europäisches Tibet geworden mit einem einzigen Großen Lama in Rom, und unsere einzige ehrenvolle Arbeit wäre gewesen, Tag und Nacht zu beten und zu singen. Das würde aber nicht im mindesten für uns getaugt haben! Die höchsten Mächte wollten es nicht.

Es war als ob König Rothbart unbewußt zu Anselm, Becket und den Andern gesagt hätte: „Ehrwürdiger Herr, Eure Theorie vom Weltall läßt sich weder durch Mensch noch durch Teufel bestreiten. Bis in das innerste Mark unseres Herzens hinein fühlen wir, daß dieses göttliche Ding, welches Ihr die Mutterkirche nennt, die ganze bis jetzt bekannte Welt ausfüllt und all unser Heil und all unser Wunsch ist und sein soll. Und dennoch — und dennoch — siehe, obichon es ein ungeheures Geheimniß ist, die Welt ist weiter als irgend einer von uns denkt, ehrwürdiger Herr! Sehet, es giebt noch andere unermessliche Heiligtümer in dem, was Ihr Heidenthum, Weltlichkeit nennt! Mit einem Worte, ich fühle in dunkler, obichon festgewurzelter Weise, daß ich nicht mit Euch übereinstimmen kann. Ein westliches Tibet und Tag und Nacht beten und singen, — nein! Ich gebe, so zu sagen, schwanger, womit, weiß ich selbst nicht, — aber sicherlich mit etwas, was hiervon ganz verchieden ist! Ich habe — per os Dei — ich habe Manchester Baumwollenhandel, Birminghamer Eisenhandel, amerikanische Republikan, indische Reiche, Dampfmaschinen und Schasipare'sche Träumen in meinem Haupte, und kann nicht thun, was Ihr wollt, ehrwürdiger Herr!“ — Und so war es demgemäß entschieden und der Sache Becket vergaß sein Lebenskruz in der Kathedrale zu Canterbury wie der Schotte Wallace das seine auf Tower Hill, und wie gewöhnlich ein edler Mensch und Märtyrer thun muß, — nicht umsonst, nein, sondern für ein göttliches Etwas, für etwas Anderes als er im Ganzen genommen berechnet hatte.

Wir verlassen nun diese harten, organischen, aber beschränkten feudalen

Zeitalter und werfen einen schwüternen Blick in die unermesslichen industriellen Zeitalter, die jetzt noch ganz unorganisch und in einem, so zu sagen, dreierartigen Zustande sind, dem es verzweifelt noth thut, daß er sich zu einem Organismus verhärte!

Da unser Epöe jetzt den Titel „die Werkzeuge und der Mensch“ führt, so ist es mehr als gewöhnlich unmöglich, die Zukunft zu prophezeien. Die grenzenlose Zukunft liegt hier, vorherbestimmt, ja schon vorhanden, obgleich ungesehen. Sie deckt in ihren Wüsten von Noth „Schmerzen und Glück“, aber selbst die höchste Intelligenz des Menschen kann nicht viel davon vorausgestalten. Die vereinte Intelligenz und das vereinte Bestreben aller Menschen in allen kommenden Generationen, dies allein wird sie allmählig vorausgestalten und in eine geordnete Thatsache formen! Strengen wir auch unsere Augen noch so sehr an, so verbreitet die äußerste Mühe der Intelligenz doch nur einen Dämmerungsschimmer, der nur wenig in die dunkeln ungeheuern Tiefen hinabreicht. Nur unacheure Umrisse tauchen unsicher empor und der Strahl der Prophezeiung verlicht in kurzer Ferne. Aber können wir nicht hier wie allwärts sagen: Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe! Die ganze Zukunft zu formen ist nicht unsere Aufgabe, sondern nur, treulich und in Uebereinstimmung mit schon bekannten Regeln einen kleinen Theil davon zu formen. Es ist vielleicht für Jeden von uns, der mit gebührendem Ernste forschen will, möglich, klar zu ermitteln, was er für seinen Theil zu thun hat. Dies möge er mit wahren Herzen thun und fortfahren zu thun. Der allgemeine Ausgang hängt, wie dies von jeher der Fall gewesen, von einer höheren Intelligenz ab als der unseren.

Einige Umrisse sind denkende Leser vielleicht schon in dem jetzigen Stadium der Sache im Stande sich im Voraus zu gestalten und einige Fingerzeige daraus zu entnehmen. Eine Voraussagung, oder auch vielleicht zwei, sind schon möglich. Denn der Lebensbaum Iydrasil ist in allen seinen neuen Entwicklungen derselbe weltensalte Lebensbaum. Da er hier ein Element oder Elemente gesunken und von seinen Wurzeln in Hela's Reichen, in den Trümmern Nimer's und der drei Nornen oder Zeiten bis zu dieser gegenwärtigen Stunde in unseren eigenen Herzen emporwächst, so schließen wir daraus, daß dies auch so fortbauern werde. Der Mensch trägt in seiner eigenen Seele ein Ewiges. Er kann etwas von dem Ewigen darin sein,

wenn er hineinschauen will. Er weiß schon, was fort dauern wird und was auf keinerlei Weise der Fortdauer theilhaftig gemacht werden kann!

Ein weiter und weiterer „Umriß“ sollte eigentlich in jeder Beziehung und klar sein, nämlich der, daß ein „Glanz Gottes“ in einer oder der andern Form sich aus dem Herzen auch dieses unierers industriellen Zeitalters entwickeln muß. Geschicht dies nicht, so wird es niemals „organisiert“ werden, sondern chaotisch, zerfallen und zerfahren bleiben und in wahnsinniger, selbstmörderischer Auflösung umkommen müssen. Ein zweiter „Umriß“ oder Bspbezirung enger, aber immer noch weit genug, scheint nicht weniger gewiß, nämlich daß wirklich wieder einmal ein König in Israel sein wird, ein System der Ordnung und Regierung, wo Jeder in gewissem Grade sich gezwungen sehen wird, zu thun, was in des Königs Augen recht ist. Auch dies können wir ein sicheres Element der Zukunft nennen, denn auch dies ist vom Ewigen — auch dies ist von der Gegenwart, obgleich den Reissen verborgen, und ohne dasselbe war nie auch nur eine Fäber der Vergangenheit. Eine wirkliche neue Souverainetät, industrielle Aristokratie, eine wirkliche, nicht eingeblendete Aristokratie ist für uns unerläßlich und unzweifelhaft.

Aber was für eine Aristokratie, unter welchen neuen, weit complicirter und schlaure ausgearbeiteten Bedingungen als jene alte schlagfertige Rentalaristokratie! Denn wir müssen bedenken, daß unser Groß nicht „die Waffen und der Mensch“, sondern „die Werkzeuge und der Mensch“ heißt und ein unendlich umfassenderes Groß ist. Ferner müssen wir auch bedenken, daß die Menschen jetzt nicht mehr durch metallene Halsbänder an die Menschen gefesselt werden können und daß diese Halsbandmethode in allen ihren Gestaltungen für immer aus Europa verschwunden ist! Die ungeblachte Demokratie hat zu viel behauptet und will von Entgegnungen nichts wissen. Es läßt sich einmal nicht leugnen, der Mensch ist in der That stets der „geborene Reibeiogene“ gewisser Menschen, der geborene Herr gewisser anderer Menschen und der geborene Gleiche gewisser noch anderer, möge er nun diese Thatsache anerkennen oder nicht. Es ist ein Unglück für ihn, wenn er diese Thatsache nicht anerkennen kann. Er befindet sich in dem chaotischen Zustande und schwebt in Gefahr unterzugehen, bis er die Thatsache wirklich anerkennt. Kein Mensch aber ist, oder kann hinfort sein, der Halsband-Reibeiogene irgend eines Menschen, sondern man wird ihn durch andere, weit edlere oder schlaure Methoden binden müssen. Ein für alle Mal, des Halsbandes ist er ledig, um einen Spielraum zu haben, so weit als seine Fähig-

keiten jetzt reichen, und wird er nicht in diesem neuen Zustande Dir um so nützlicher sein? Laß ihn als einen zuverlässigen Diener, als einen freien Mann hinausgehen und am Abend mit reichem Verdienst zu Dir nach Hause zurückkehren! Gurth konnte bloß Schweine hüten; dieser aber wird Städte bauen und müßte Welten erobern. — Wie in Verbindung mit der unvermeidlichen Demokratie die unvermeidliche Souverainetät bestehen soll, ist sicherlich die ungeheuerste Frage, die jemals bis jetzt der Menschheit gestellt worden! Ihre Lösung ist die Aufgabe langer Jahre und Jahrhunderte. Langer Jahre und Jahrhunderte, man weiß nicht von welcher Härzung und ob sie gesegnet oder ungesegnet sein werden, je nachdem sie mit ernstem tapferem Streben darin Fortschritt machen, oder in träger Lügenhaftigkeit und Dilettantismus nur vom Fortschritt schwagen. Denn entweder Fortschritt hierin oder rascher Fortschritt zur Auflösung ist hinfort eine Nothwendigkeit.

Es ist von Wichtigkeit, daß diese großartige Reformation begonnen, daß Debatten über Korngeetze und anderes Geschwätz, welches in einer solchen Zeit fast an Wahnsinn streift, weit hinweggeschoben sei und uns Platz zum Anfang gelassen habe. Denn das Uebel ist praktisch und außerordentlich erschütterlich geworden. Wird es nicht gesehen und Fürsorge dafür getroffen, so wird der blindeste Narr über lang oder kurz fühlen müssen. Es giebt Vieles, was warten kann, aber es giebt auch Einiges, was nicht warten kann. Bei Millionen nach Arbeit begieriger Menschen, die in „Unmöglichkeit“ und Armeengesetz-Asylen gefangen sitzen, ist es Zeit, daß man einige Mittel, mit ihnen fertig zu werden, „möglich“ zu machen suche! Von der Regierung von England, von allen artikuliert sprechenden Beamten, von wirklichen und eingebildeten Aristokratien, von mir und von Dir, wird es gebieterisch verlangt. „Was gedenkt Ihr mit diesen Leuten anzufangen? Wo sollen sie eine erträgliche Existenz finden? Was soll aus ihnen werden, — und aus Euch?“

Zweites Kapitel.

Das Bestechungs-Comité.

In Sachen des vormaligen Bestechungs-Comités schienen die gesündesten praktischen Köpfe zu dem Schlusse gekommen zu sein, daß die Bestechung sich nicht abschaffen ließe, daß reine Wahl ein Ding sei, welches niemals weiter ins Leben gerufen werden könne, und ohne welches wir uns so gut als möglich behelfen müßten. Ein nicht wenig beunruhigender Schluß, mit welchem ein praktischer Kopf sich kaum sofort einverstanden erklären kann. Es scheint daher, daß wir hinfert uns zu constituirten Gespächern machen, nicht in Gemäßheit des Verdienstes, welches wir vielleicht haben, oder auch nur des Verdienstes, welches wir zu haben scheinen, sondern in Gemäßheit der Länge unserer Pörie und unserer Unverschämtheit und Gewandtheit bei Verwendung des Inhalts dieser Pörie. Unsere in allen Büchern und Gesetzbüchern geschriebene und von allen Viertonnen gewetigte Theorie ist vollkommene Reinheit des Zehnpfundwahlrechts, unbefangene Aufrichtigkeit der gestellten Fragen und gegebenen Antworten; — und unsere Praxis ist unheilbare und unstrafbare Bestechung, deren Bestrafungsverfüge mehr schaden als nützen! Ich sage noch einmal, es ist ein sehr beunruhigender Schluß, der, was auch die gesündesten praktischen Köpfe im Parlament davon denken mögen, alle kritischen Männer zu Betrachtungen von verschiedener Art auffordert.

Ein Parlament, möchte man sagen, welches laut erklärt, daß es durch Bestechung erwählt worden und wählbar ist, erzählt der Nation, die dadurch regiert wird, eine ganz besondere Neuigkeit. Bestechung — haben wir bedacht, was Bestechung ist? Bestechung bedeutet nicht bloß Länge des Peutels, die weiter die Befähigung, gute Gesetze zu geben, noch das Gegentheil davon ist, sondern sie bedeutet auch Unredlichkeit und sogar unverschämte Unredlichkeit, — eiserne Unempfindlichkeit gegen die Lüge und gegen die Verführung Anderer zur Lüge; gänzliches Vergessen und augenblickliches Ueberbordwerfen alles Wirklichen, was man Wahrhaftigkeit und Moralität nennen kann, und geschicktes Anlegen der abgelegten Kleider jenes wirklichen Dinges und Herumschleudern in denselben! Welche Gesegnung kann man von einem Raume in dieser verhängnisvollen Lage erwarten? Keine, die viel nützen wird, sollte man denken. Ein Geseggeber, der seine Wahrhaftigkeit trausen an

der Thür liegen gelassen, sollte hinausgeschickt werden, um sie wiederzufinden.

Himmel, welch ein Fortschritt, wenn einmal in Downingstreet gleich unverhohlen ein Wahlbureau mit einem Tarif der Wahlkosten eröffnet würde! Die und die Bevölkerung, oder so und so viel Betrag an Grundsteuer, Bodenzins und Handelsumsatz wählt zwei Mitglieder oder wählt ein Mitglied für so und so viel bares Geld — Ipswich für so und so viel tausend, Nottingham für so und so viel, je nachdem sie eins nach dem andern in diese neue Downingstreet-Schedul A eingetragen würden. Es wäre dies im Verhältniß ein unerschöpflichbarer Fortschritt, denn dann hätte man wenigstens die Sache richtig nach der Länge des Geldbeutels und ließe die Unehrlichkeit, die Unverschämtheit, die Unwahrhaftigkeit alle schon beiseite. Länge des Beutels und Wunsch, Gesetzgeber zu sein, sollten den Menschen ins Parlament bringen, nicht mit, sondern womöglich ohne die Unwahrhaftigkeit, die Unverschämtheit und die Unredlichkeit! Länge des Beutels und Wunsch sind als innere Befähigung richtig genommen gleich Null, aber sie sind doch nicht weniger als Null, wozu der kleinste Zusatz von der letztern Art sie machen wird.

Und so weit ist es also gekommen? Unser ehrwürdiges Parlament sagt selbst, daß es auf diese Weise gewählt worden und wählbar sei? In der That ein solches Parlament stellt sich ein seltsames Horoskop. Was soll aus einem Parlament werden, welches auf diese Weise erwählt worden oder wählbar ist? Wenn nicht Pelial und Peelgebirg von dem Thron dieses Weltalls Besitz genommen haben, so bereitet sich ein solches Parlament auf neue Reformbills vor. Wir werden es durch Chartismus oder irgend einen andern denkbaren Jemus zu erproben haben, ehe wir uns dies gefallen lassen! Es ist in England noch „Religion“ genug, um sechshundert und achtundfünfzig beratende Männer zusammenzubringen, die ihre Arbeit nicht mit einer Lüge in ihrem Munde beginnen. Unser armes altes Parlament, tausente von Jahren alt, ist immer noch gut zu etwas, zu mehreren Dingen, obgleich Viele in unserer Zeit mit unheilverkündender Angst zu fragen beginnen: Wozu? — Wozu aber auch immer das Parlament gut sein möge, so muß es jedenfalls mit etwas Anderem beginnen, als mit einer Lüge im Munde! Mit einem Worte, ein Parlament, welches mit einer Lüge im Munde arbeitet, kann sich nicht halten. Keinem Parlament oder anderem Dinge, von welchem man jemals gehört, hat dieses Weltall unter solchen

Verhältnissen ein langes Nihil gewährt. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht rückt irgend ein Chartismus, irgend ein bewaffneter Cromwell heran, um einem solchen Parlament zu sagen: „Ihr seid kein Parlament. Ich bitte Euch in Gottes Namen, — gehet!“

Noch einmal wiederholen wir die traurige Wahrheit: Wie ist doch unsere ganze Existenz in der gegenwärtigen Zeit auf Kaudermälsch, Schein, Falschheit und Dilettantismus gebaut, mit einer einzigen ernststen Wahrschaffigkeit, dem Rammonismus! Grabe, wo Du willst, durch den Fußboden des Parlaments oder sonst wo, unfehlbar kommst Du in Spatentiefe unter der Oberfläche auf die allgemeine Lüge n felsensticht. Vieles Andere dient zur Fierde und ist wahr auf Viertonnen, auf der Kanzel, an den Wahlisbranten, auf den Bänken des Parlaments, wahr aber und am wahrsten bleibt sich: „Geld bringt Geldeswerth, darum fülle Trinenbeutel mit Geld.“ Hier, wenn nirgends sonst, meint es die menschliche Seele noch durch und durch ernsthaft und aufrichtig wie ein Prophet, denn „die Hölle der Engländer,“ sagt Sauerteig, „ist die unendliche Angst, nicht vorwärts zu kommen, ganz besonders, kein Geld zu erwerben.“ Wir sehen die Ergebnisse!

Für viele Leute ist das Horoskopy des Parlaments interessanter als für mich, ganz gewiß aber müssen alle Menschen mit Seelen zugehen, daß es ein nichtswürdiger Solocismus ist, durch Pestechung Mitglieder ins Parlament zu senden, eine durch und durch unmoralische Handlung, mit welcher kein Mensch mehr oder weniger zu thun haben kann, ohne sich mehr oder weniger die Finger zu beschmugen. Kein Carlton-Club, kein Reform-Club, noch irgend eine Art von Clubs oder Gesellschaften, oder von beglaubigten Meinungen oder Gebräuchen kann aus der Lüge eine Wahrheit, aus der Pestechung etwas Schickliches machen. Das Parlament sollte in der That die Pestechung entweder strafen oder abschaffen oder durch ein Bureau in Downingstreet legalisiren. So wie ich die Apokalypie verstehe, ist ein Parlament, welches keine von diesen Dingen thun kann, auf keinem guten Wege. — Und doch, was sind die Parlamente und ihre Wahlen eigentlich? Die Parlamentswahlen sind weiter nichts, als das letzte Gntreultat eines Wählens, welches in allen Stunden, an allen Orten, bei jeder Zusammenkunft von zwei oder mehreren Menschen vor sich geht. Wir sind es, die falsch stimmen und die armen verirrten Wahlbürger der Nation falsch abstimmen lehren. Wir erweisen Achtung denen, die keiner Achtung würdig sind.

Ist nicht Pandarus Dogdraught ein Mitglied auserwählter Clubs, und hat er nicht Zutritt in den Gesellschaftssälen der Kenichen? Allen Menschen sichtbar ist er der Auswurf der Schöpfung, aber er trägt Geld in seiner Börse, gehörigen Firniß auf seinem Hundgesichte, und man glaubt, er werde keine Löffel stehlen. Das Menschengeschlecht weigert sich nicht einmüthig, wie der hebräische Psalmist, mit Dogdraught zusammenzusetzen, sie weigert sich nicht, mit Dogdraught zu speisen, sondern Männer, die man Ehrenmänner nennt, sind vollkommen bereit, sich mit ihm zu Tische zu setzen, denn seine Unterhaltung ist lebendig und sein Champagner vortrefflich. Wir sagen zu uns selbst: „Der Mann bewegt sich in guter Gesellschaft,“ — Andere haben schon für ihn gestimmt, warum sollte ich nicht auch für ihn stimmen? Wir vergessen das unveräußerliche Eigenthumsrecht, welches der Satan auf Dogdraught hat. — Wir fürchten nicht in der Nähe von Dogdraught zu sein! Wir sind es, die falsch stimmen, wir sind es, die nicht mehr den Unterschied zwischen menschlichem Werth und menschlichem Unwerth kennen, oder fühlen, daß der eine bewundernswürdig und allein bewundernswürdig, der andere dagegen verabscheuungswürdig und verdamulich ist! Wie sollen wir einen Helden und Vicetönig Samson mit einem Maximum von zwei Schillingen in seiner Tasche erkennen? Wir haben keine Aussicht, so etwas zu thun. Wir sind aus den Zeitaltern des Heroismus heraus und tief in das Zeitalter der Charlatanerie hineingerathen und müssen umkehren oder sterben. Welche eine edle Zahl von Sterblichen sind wir, die, weil es keinen heiligen Edmund mehr giebt, der uns am Rande des Horizontes drohete, nicht fürchten, Alles zu sein, was für den Tag und die Stunde das Bequemste für uns ist!

Und in der That warum sollte ein dürftiger kluger Wahlbürger seine Stimme ohne Beschränkung geben? Ehren wir vielmehr den armen Mann, daß er klar erkennt, worin für ihn der wahre Kern der Sache liegt. Was schlägt es dem armen zerlumpten Wahlbürger, ob Aristides Rignarole, Esquire, von der destructiven, oder der ehrenwerthe Alcides Doslittle von der conservativen Partei ins Parlament geschickt werden, und noch mehr, ob der zweitausendste Theil von ihnen geschickt wird, denn dies ist das Quantum seines Wahlrechts hierbei? Destructiv oder conservativ, was wird einer oder der andere destruiren oder conserviren, was für diesen Wahlbürger von lebenswichtiger Bedeutung wäre? Hat er gefunden, daß einer von ihnen im Grunde genommen sich nur im mindesten um ihn oder seine Interessen küm-

merit, oder um die seiner Klasse, oder seiner Sache, oder irgend einer andern Klasse oder Sache, die für Gott oder für Menschen von hohem Werthe ist? Rigmarole und Dolittle haben bis jetzt bloß für sich selbst und für ihre eigene Clique und dunkelhaften Grillen gesorgt, aber nicht für irgend ein anderes Interesse. Weder Rigmarole noch Dolittle werden etwas Besseres oder Schlimmeres für diesen zerlumpten Wahlbürger thun, als wenn sie ihm eine Fünfspundnote geben, oder sich weigern, ihm eine zu geben. Es wird stets am bequemsten sein, je nach dem empfangenen Werthe zu stimmen. Das ist die wahrhafte Thatsache, und der Tüftlige handelt demgemäöh gleich Andern, die nicht dürftig sind.

In der That, Keier, wenn man Dich oder mich fragte, für welche Seite wir zu stimmen geträchten? wäre dann nicht unsere wahrscheinlichste Antwort: Für keine Seite! Ich als Zehnpfundwahlmann werde keine Verpflichtung annehmen, aber ich will auch nicht für einen von diesen beiden Männern stimmen. Weder Rigmarole noch Dolittle sollen durch meine Mitwirkung gehen und Weiche für dieses Land machen. Ich will einer solchen Mission nicht die Hand im Spiele haben. Wie könnte ich auch! Wenn nicht andere Männer in England aufzutreiben sind, eine ganz andere Art von Männern, von diesen verschieden wie Licht von Finsterniß, wie Sternenglanz von Straßenkoth, was nützen dann alle Abstimmungen, was nützen dann alle Parlamente in England? England muß sich dann darein ergeben; es giebt keine Hoffnung oder Möglichkeit für England. Wenn England seine Buben und Schurken nicht in gewissem Grade „festnehmen“, sondern bloß „wählen“ lassen kann, was soll dann aus England werden?

Ich schließe in dem festen Vertrauen, daß England den Verpflichtungen seinen Wahlstranken und anderwärts, möge es kosten, was es wolle, ein Ende wird machen müssen, und ebenso, daß wir, Wähler und Wahlbare, sammt und sonders, zu unserem eigenen und zu unseres Landes Rug und Frommen, möge es kosten, was es wolle, nicht früh genug anfangen können, den Bestechlichkeiten in uns selbst ein Ende zu machen. Der auf diese Weise durch reinigende Abwaidungen von Außen, und durch Anfachung der Lebenskraft und Reinheit im Innern angegriffene tödtliche Ausfall wird abnehmlich etwas nachlassen. Außerdem hat er keine Aussicht, nachzulassen.

Drittes Kapitel.

Das eine Institut.

Was unsere Regierung in diesem großen Problem hinsichtlich der arbeitenden Klassen von England thun kann? Ja, gesetzt die unnützen Korn-gesetze wären gänzlich abgeschafft, alles Gerede darüber zu Ende, und wir hätten demzufolge „zehn bis zwanzig Jahre neue Möglichkeit, zu leben und Arbeitslohn zu finden“ — was würde die englische Regierung erwartetermaßen zu Stande bringen oder versuchen, um die Existenz unserer arbeitenden Millionen in den Jahren, welche auf diese „zehn oder zwanzig“ folgen, etwas weniger anomal, etwas weniger unmöglich zu machen?

Es ist dies die bedeutungsvollste Frage. Denn all diese Abschaffung der Getreidegesetze und was daraus folgen kann, ist nur wie der Schatten an König Hefesias Sonnenuhr. Der Schatten ist zwanzig Jahre zurückgegangen, wird aber trotz Freihandels und aller Abschaffungen wieder seinen alten bestimmten Weg vorwärts gehen. Mit unserm gegenwärtigen System des individuellen Nammmonismus und der Regierung durch Laissez faire kann diese Nation nicht leben. Und wenn in der unschätzbaren Zwischenzeit nicht einiges neue Leben und Heilung gefunden wird, so ist dann nicht auf eine weite Frist zu zählen. Der Schatten an der Sonnenuhr rückt von nun an fort, ohne still zu stehen. Was die Regierung thun kann? Das, was man „Organisation der Arbeit“ nennt, ist, richtig verstanden, das Problem der ganzen Zukunft, für Alle, die in der Zukunft Anspruch darauf machen, die Menschen zu regieren. Unser erstes vorläufiges Stadium dieser Frage aber: Was ist mit den gegenwärtigen Millionen Arbeitern Englands anzufangen? Dies ist das achtieterisch drängende Problem der Gegenwart. Keine Regierung kann es länger vernachlässigen, und wir fragen noch einmal: Was kann unsere Regierung darin thun?

Regierungen haben sehr verschiedene Grade der Thätigkeit. Einige, ganz träge Regierungen, in „freien Ländern“, wie man sie nennt, scheinen in der gegenwärtigen Zeit einseitigstermaßen, wo nicht nichts, doch man weiß anfangs nicht was, zu thun. In ihre Aufgabe nicht, im Parlament zu debattiren und Majoritäten zu erringen, zu ermitteln, wer, mit einer Arbeit, die kaum der des Irren nachsteht, der Hauptverbrecher und Rebehalter ist, und das Irren-Haus, wenn auch nicht vorwärts, doch rund um zu drehen?

Keineswegs, denn Vieles ist für das erfahrene Auge nicht, was es scheint. Das Kanzleigericht und gewisse andere Gerichtshöfe scheinen nichts zu sein, und dennoch sind sie, selbst in ihrer schlimmsten Gestalt, etwas, nämlich Schornsteine, aus welchen die Teufel und Streitsucht der Menschen entweicht; — ein sehr bedeutendes Etwas! Auch das Parlament hat seine Aufgaben, wenn Du genau hinschauen willst, Aufgaben, welche die Lebenskräfte der zähsten Männer aufheben. Die berühmten Ragen von Kilkenny, die durch ihren tumultuarischen Congreß das Ohr der Nacht zerrissen, konnte man von diesen wohl sagen, daß sie nichts thaten? Wärest Du eine von ihnen gewesen, so würdest Du es wohl gesehen haben! Das Ragenherz arbeitete, wie mit angespanntem Dampf bis zum Verßen, und todesmuthige Energie kahlte jeden Muskel. Sie hatten ein Werk hier und verrichteten es! Am Morgen fand man noch zwei Schwänze und friedliche Vernichtung — eine von Verzweiflung befreite Nachbarschaft.

Berner, sind nicht tanzenbe Perwiße ein bereites Emblem von hoher Bedeutung? Hast Du ihn gesehen, diesen Türken mit dem feierlichen Gesicht und den geschlossenen Augen, während ein dunkler wollener Mantel kreisförmig seine Gestalt umhüllt, glockenförmig, gleich einer dunkelfarbenen Glocke, die man auf ihrem Klöppel in kreisende Bewegung versetzt? Durch die Centrifugalkraft hebt sich der wollene Mantel und breitet sich immer mehr und mehr aus, gleich einer umgetrehten Obertasse, die sich zu einer umgestürzten Untertasse verbreitert. So dreht er sich zum Breite Allahs und Nutzen der Menschheit, schnell und immer schneller, bis er erschöpft, ja zuweilen todt niedersürzt!

Eine Regierung wie die unsre, die aus sieben bis achthundert Parlamentsmitgliedern mit ihrer Escorte von gewandten Acteuren und öffentlicher Meinung besteht, und deren Haupt gewisse Lords und Diener der Schatzkammer und Chef-Secretaire und Andere bilden, die in sich gleichzeitig Chefs und Nichtchefs leben und oft mehr commandirt werden, als selbst commandiren, — ist ohne Zweifel eine höchst complicirte Weisheit und, was die Förderung von Geschäften betrifft, nicht die geschwindeste. Allerdings, wenn die Chefs nicht Selbstbewegungen sind, und was wir Männer nennen, sondern bloße geduldige Gliedermannen ohne selbstbewegendes Prinzip, dann wird sich die Regierung nirgends hin bewegen, sondern bloß unglücklich hin- und herirren und sich um ihre eigene Are drehen, wie wir sie seit vielen Jahren haben thun sehen. — Und dennoch wird ein sich selbst bewegender

Mann, der kein Gliedermann ist, setzt man ihn in das Herz irgend einer Befestigung, welcher man wolle, dieselbe mehr oder weniger in Bewegung setzen. Das Ungereimteste in der Natur wird er etwas weniger ungeräumt machen. Das unlenksamste wird er beweglich machen; — das ist der Nutzen seiner Existenz hier. Er wird wenigstens den Ruch haben, eintretendenfalls sich davon zu trennen und zu sagen: „ich kann mich nicht in Dir bewegen und ein Mensch sein. Ich mag nicht gleich einem erbärmlichen in menschliche Kleider gehüllten Scheit-Holz mich zwecklos auf der Mutter todter Hunde herumwickeln lassen — leb wohl!“

Denn im Grunde genommen ist dies das Loos der Ober- oder Oberhäupter überall. Nie hat es ein Oberhaupt in dem despotischsten Lande gegeben, welches nicht zugleich ein Diener gewesen wäre — gleichzeitig abso- luter commandirender General und ein armer Sergeant, dem sogar die Gemeinen befehlen, und welcher genöthigt ist, noch dazu ihre Stimmen in irgend einer artikulirten oder inartikulirten Form zu sammeln und reiflich zu erwägen. Der eigentliche Name aller Könige ist Minister oder Diener. Ein Gliedermann kann unter keiner denkbaren Regierung vorwärts kommen! Dieser Arbeiter hat es sicherlich mehr als jeder Andere nöthig, „sein Glendon's-Bleed auszubreiten“ und die Wahnungen der Unermesslichkeit zu sammeln. Ein Premierminister, selbst hier in England, welcher wagt, an die himmlischen Zeichen zu glauben und sich wie ein Mann und Held an das große stumm kämpfende Herz Englands zu wenden und an seiner Stelle die Gottesgerechtigkeit, die es äußern möchte und deren Mangel sein Untergang zu werden droht, auszusprechen und zu betheiligen, — ja, auch er wird in leidenschaftlicher, glühender, Allem trogender Loyalität das Herz Englands erwachen sehen und eine „Unterstützung“ finden, wie keine Abstimmungsliste oder Parlamentsmajorität jemals einem Menschen gewährt hat! Hier wie dort, jetzt wie damals, sind Dem, welcher den himmlischen Unermesslichkeiten vertrauen kann und darf, alle irdischen Endlichkeiten unterworfen. Wir wollen beten für solch einen Mann und Ersten Lord. Ja, noch besser, wir wollen uns bemühen und unaufhörlich bereit machen, jeder von uns würdig zu sein, einem solchen Ersten Lord zu dienen und beizustehen! Dann sind wir seiner Ankunft so gut wie sicher; ja, wir sind vieler Dinge sicher, möge er ankommen oder nicht.

Wer, der an einer Soldatenwache vorübergeht oder einem Rothbrod auf der Gasse begegnet, könnte an Regierungen verzweifeln! Daß eine An-

zahl Menschen zusammengebracht werden konnte, um auf Geheiß andere Menschen umzubringen, scheint dies nicht a priori eins der unmöglichsten Dinge zu sein? Und doch schauet, selbst unter der trüglichen aller Regierungen ist diese Unmöglichkeit verwirklicht. Man sehe sie hier mit Lederriemen und rothen Hößen angethan, als Schildwachen vor Wachhäusern hin und her marichiren und in Kasernen weiße Hosen büßten — eine unbestreitbare handgreifliche Thatfache, die aus dem grauen Alterthum durch alle Finanz-schwierigkeiten und Wechselfälle des Zufalls und der Zeit bis auf die gegenwärtige geizquete Stunde und auf uns gelangt ist.

Oft wenn man in unseren peinlich hinfälligen und peinlich gebärenden Zeiten mit ihren Beträngnissen und „Unmöglichkeiten“ einem langen Leibgardisten in seinen schneeweißen Beinleidern begegnet, oder jene beiden bildsäulenähnlichen Garde-Cavalleristen in ihren dräuenden Bärmützen und gethonten Lederhosen auf ihren koblichwarzen, glatt feurigen Vierfüßlern vor dem Kriegsministerium Schildwacht reiten sieht, wird man von einem gewissen wehmüthigen Erstaunen erfüllt, daß in so allgemeinem Verfall fast aller alten Institutionen dieses älteste kämpfende Institut noch so jung ist! Munter und frisch mit starken Gliedern und sechs Fuß nach dem Landesmaß groß, ist dieser Kämpfer wirklich aufgetrieben worden, und kann kämpfen. Und so vieles Andere hat noch nicht ins Leben gerufen werden können! Und so vieles Andere entfernt sich allmählig daraus und ist ein leerer Schein geworden, und selbst die Mäntel der Könige, unter denen so lange eitle Hirnspinnste paradiert, werden für das Auge des ernsten Beschauers unansehnlich, fast anstößig, gleich einer kostbaren Art von Vogelscheuchenhülle.

Der Mann mit der Kopfbhaarperücke tritt vor und verspricht, daß er mir Gerechtigkeit verschaffen wolle. Er führt mich in Kanzleigerichtsböfe, in Decaden und halbe Jahrhunderte von wahnwitzigem Kauderwälsch hinein und bringt mir — Täuschung, fast Verzweiflung, so daß mir nur eine einzige Zuflucht übrig bleibt, nämlich die, ihn und seine „Gerechtigkeit“ ganz und gar aus meinem Kopfe zu verbannen. Denn ich habe Arbeit zu verrichten. Ich kann meine Decaden nicht darauf verwenden, mich mit andern Menschen über den genauen Betrag des Lohns für meine Arbeit herumz streiten. Lieber will ich ohne irgend welchen Lohn arbeiten, als mit einem zehnjährigen Krebs oder Kanzleigerichtsbosprozeß in meinem Herzen! Der Mann in der Kopfbhaarperücke ist ein verfehltes Ding, kein wirklicher Gegen-

Hand, sondern ein Hirngespinnst der Phantasie. Und dann ferner der Mann im Schaufelhute, welcher vortritt und vorgiebt, meine Seele retten zu wollen — o ihr Ewigkeiten, über diesen wollen wir hier unbedingtes Schweigen brobachten! — der Mann in dem rothen Rocke aber, sage ich, ist etwas Welungenes und nichts Verfehltes! Wenn es ihm befohlen wird, so zieht er seinen langen Säbel heraus und bringt mich um. Daran ist nicht zu zweifeln. Er ist eine Thatfache und kein Schatten. Er lebt in diesem Jahre Drelundvierzig und ist willig und geschickt, sein Werk zu thun. In nebeligen alten Jahrhunderten, mit Wilhelm Rufus, oder noch weit früher, begann er und ist so weit wohlbehalten bis auf uns gekommen. Der Mauerbrecher hat der Kanone Platz gemacht, die Lanze der Muskete, das eiserne Panzerhemd dem Rock von rothem Tuche, die Salpeterlunte dem Zündhütchen. Rüststücke, Umstände haben sich verändert und wieder verändert, aber die menschliche Schlachtenmaschine, die in allen diesen Rüststücken steckt, steht immer noch, sechs Fuß nach dem Landesmaße hoch, kampfbereit da. Es giebt Zahlämter, Zeughäuser, Kriegsministerien, überredende Sergeanten, die unter Trommelwirbel in Markstädten und Dörfern Rekruten anwerben und hier, sage ich, steht der wirkliche exercirte Kämpfer, und hier stehen wirkliche neunzigtausend dergleichen, bereit, in irgend ein Land der Welt zu gehen und zu kämpfen.

Seltfam interessant und dennoch höchst wehmüthig ist es, dies zu bedenken. War denn also von allen Dingen, wozu die Menschheit einiges Talent beiaß, das, dessen Erlernung und Vervollkommenung am wichtigsten war, dieses, auf erfolgreiche Weise einander um's Leben zu bringen? In der That, Ihr habt es gut gelernt und das Geschäft zu hoher Vollkommenheit gebracht. Es ist unberechenbar, was Ihr durch Arrangiren, Commandiren und Regimentiren aus den Menschen machen könnt. Diese tausend fest und in gerader Linie dastehenden Individuen, welche das Gewehr schultern, welche marschiren, schwenken, avanciren, retiriren, und zu Eurem Zwecke eine mit feurigem Tod geladene Maschine im vollkommensten Zustande mächtiger Wirkung sind, was waren sie noch vor wenigen Monaten, ehe der überredende Sergeant kam? Zerlumpete Taugnickvie, verlaufene Lehrlinge, verhungerte Weber, diebische Kafaien — eine vollständig herabgekommene Bevölkerung, die sich mit raschen Schritten der Irrenmühle näherte. Aber der überredende Sergeant kam, ward unter Trommelwirbel sie an, schulte und drehrte sie, und auf diese Weise wurden sie, was sie sind. Niemand ver-

zweifelte an Regierungen, der tiefe beiden Schildwachen vor dem Gebäude des Kriegsministeriums und unsere Militärcubs steht.

Arme Regierungen jedoch haben sich, eben so wie Individuen von beschränkten Mitteln, mit dem physisch Unerlässlichen begnügt und dies realisiert, und weiter nichts. Der Soldat ist vielleicht eins der schwierigsten Dinge zu realisiren, die Regierungen aber hätten, wenn sie ihn nicht realisiert, nicht existiren können. Demgemäß ist er da. O Himmel, wenn wir eine Armee von neunzigtausend Mann, völlig ausgerüstet, in fortwährendem wirklichen Kampfe gegen menschlichen Hunger, gegen das Chaos, gegen Nothwendigkeit, Dummheit und unsere wirklichen „natürlichen Feinde“ sähen, was für eine Aufgabe wäre es! Wie schön wäre es, nicht die Franzosen zu bekämpfen, die ja für sich selbst genug zu thun haben und keiner fernerweiten Belästigung von uns bedürfen, sondern Lüge, Unwissenheit, Täuschung, Unordnung und den Teufel und seine Engel unaufhörlich zu bekämpfen, niederzustechen und zu vernichten! Du selbst, cultivirter Leser, hast etwas in diesem allein ächten Kriege gethan, aber leider, unter welchen Umständen geschah es? Kein wohlthätiger Instructionscorporal stellte Dich in Reih und Glied neben Deine Kameraden, schulte Dich als ächter Lehrer durch seine Erfahrung, ermutigte Dich, wenn Du es recht, strafe Dich, wenn Du es falsch machtest, und hieß Dich mit weisem Commandowort, Dich nach dieser oder jener Seite bewegen. Ach nein, Du mußtest Dein Exercitium lernen, wo und wie Du konntest, und allen Sterblichen außer Dir war es gleichgültig, ob Du es jemals lernen würdest. Und wie stand es mit der Verpflegung und dem Sold? Warst Du vielleicht auch genöthigt, wie so mancher wahre Jean Paul, während er sein Exercitium lernte, von „Wasser ohne Brod“ zu leben.

Es war gut, alles dies, das wissen wir, und dennoch war es nicht gut. Vierzig Soldaten, sagt man mir, zerstreuen den größten Auflauf von Epitaphischen Weibern. Vierzig gegen zehntausend, dies ist das Verhältniß zwischen Dreißigern und Nichtdreißigern. Es giebt Vieles, was in dieser Welt noch nicht organisiert werden kann, aber auch Einiges, was organisiert werden kann und muß. Wenn man zum Beispiel bedenkt, was die Bücher für uns geworden sind und noch werden, was aus einem arbeitenden Lancashire geworden ist, was ein vierter Stand und unzählige, noch nicht in Wirklichkeit übergegangene Casualitäten geworden sind und noch werden, so steht

man Organismen genug in der nebeligen ungeheuern Zukunft, die sich bemühen, geboren zu werden.

Ueber die Zeitbill, die Fabrikbill und andere dergleichen Bills ist der Verfasser nicht ermächtigt zu sprechen. Er weiß nicht, — denn es ist an Andern als ihm, es zu wissen — auf welche spezifische Weise es für die Gesetzgebung thunlich sein wird, zwischen den Arbeitern und den Arbeitsherrn zu interveniren. Er weiß bloß und sieht, was alle Menschen anfangen zu sehen, nämlich daß eine legislative Intervention oder vielmehr sehr viele Interventionen unumgänglich nöthig sind, daß dieser Bereich der Dinge nicht als eine geistlose Anarchie sich selbst überlassen bleiben kann. Ja, diese Intervention hat schon begonnen. Es giebt schon Fabrikinspektoren, die keinen Mangel an Arbeit zu haben scheinen. Vielleicht sollte es auch Kohlengruben-Inspetoren und Farrowfeld-Inspetoren geben, die uns sagen, wie eine menschliche Familie von sieben Schilling und sechs Pence die Woche leben kann! Die Intervention hat begonnen. Sie muß fort dauern und in ausgedehntem Grade breiter, tiefer und schärfer werden. Solche Dinge können nicht länger träg in Dunkel gehüllt bleiben und ungeschehen dahingehen. Der Himmel steht sie und der Fluch, nicht der Segen, des Himmels ruhet auf einer Erde, welche sich weigert, sie zu sehen.

Sind ferner nicht auch geiundheitspolizeiliche Vorschriften für eine Legislatur möglich? Die alten Römer hatten ihre Aetilen, welche, glaube ich, manche Kellerwohnung in unseren finsternen, verpesteten Gäßchen ohne Weiteres hätten ausfüllen und vernichten lassen und in strengem Tone gesagt haben würden: „Soll hier ein römischer Mann wohnen?“ Die Legislatur würde, was auch für Consequenzen daraus hervorgegangen sein möchten, haben sagen müssen: „Gott verbüte das!“ — Die Legislatur könnte, selbst schon wie sie jetzt ist, allen verräucherten Fabrikstätten befehlen, von ihrem Ruß und ihrer Finsterniß sich loszusagen, das wohlthätige Sonnenlicht, das Blau des Himmels einzulassen und sauber und reinlich zu werden, nämlich ihren Kohlenrauch zu verbrennen und Klammen daraus zu machen. Päder, freie Luft, eine gesunde Temperatur, Zimmer von zwanzig Fuß Höhe, könnten durch Parlamentsacte in allen als Fabriken concessionirten Etablissemens vorzeichnet werden. Es bestehen schon dergleichen Fabriken, — Obre sei ihren Erbauern; die Legislatur kann zu Andern sagen: „Geht hin und thut desselben gleichen.“

Sollte nicht jedes fleißige Noncheter, nachdem es seinen Rauch und

Auß alle verbrannt, unter so vielen weltweiten Eroberungen hundert Acker freies grünes Feld mit Bäumen darauf für sich erobert haben, damit seine kleinen Kinder einen Tummelplatz hätten und die Alles erwerbenden Arbeiter in der Abenddämmerung frische Luft schöpfen könnten? Der Menschenfreund würde es sagen. Eine Legislatur, die den guten Willen hätte, könnte es mit Wirkung sagen. Eine Legislatur, die den guten Willen hätte, könnte sehr Vieles sagen. Und wenn irgend ein „Kapitalinteresse“ oder dergleichen aufstünde und sagte: „Dann verliere ich an Gewinn,“ — dann würde die Legislatur, die den guten Willen hätte, sagen: „Ja, aber meine Söhne und Töchter werden Gesundheit und Leben und eine Seele gewinnen.“ — „Was soll aus unserm Baumwollenhandel werden?“ riefen gewisse Spinner, als die Fabrikbill beantragt ward; „was soll aus unserem unschätzbaren Baumwollenhandel werden?“ Die Humanität von England antwortete standhaft: „Rettet mir diese armen verkümmerten Kinderseelen und Euer Baumwollenhandel mag sehn, was aus ihm wird. Gott selbst besieht das Eine, aber nicht speziell das Andere. Wir dürfen nicht einen gedeihlichen Baumwollenhandel unter der Bedingung haben, daß der Teufel Geschäftstheilhaber sei!“

Bills genug, wäre die Korngesetz-Abichaffungsbill erst einmal durchgegangen und hätte dann die Legislatur den guten Willen. Ja, die eine Bill, die jetzt noch nicht zur Verathung gekommen, eine richtige Schul- und Erziehungsbill, ist diese nicht schon an und für sich die sichere Quelle unzähliger weisen Bills, — weiser Vorschriften, praktischer Methoden und Vorschläge, die allmählig zu dem Zustande von Bills heranreifen? Durch Intelligenz, das heißt durch Ordnung, Methode und Segen, das Chaotische, Unintelligente erleuchten, wie könnte dies anders zu Stande gebracht werden, als durch Erziehung? Damit Nachdenken, artikulirte Rede und Verstand in diesen Millionen Köpfen erweckt werde, welche die Atome Eures Chaos sind, giebt es kein anderes Mittel als dieses Chaos zu erleuchten.

Wenn das englische Volk nicht während dieser „zwanzigjährigen Frist“ wenigstens eine Schulmeistererziehung erhält, so wird eine furchtbare Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen auf einer gewissen Stelle lasten. Wie kann irgend Jemand, ganz besonders Jemand, der sich einen Diener Gottes nennt, in einem Parlament oder sonst wo unter irgend einem Vorwand auftreten und auf einen Tag oder eine Stunde Gottes Licht verbieten, daß es in die Welt komme und daß die Finsterniß des Teufels nur noch eine

Stunde länger darin dauere! Denn alles Licht und alle Wissenschaft in jedem Grade von Vollkommenheit ist von Gott; alle Hinderniß und Unwissenheit ist der Feind Gottes.

Warum sollte nicht ferner ein wirksames Auswanderungssystem mit einem Minister, Fonds, Schiffen und allem übrigen Zubehör bestehen, damit endlich, ehe unsere zwanzigjährige Frist abläuft, jeder ehrliche willige Arbeiter, welcher England zu eng und die „Organisation der Arbeit“ nicht hinreichend vorgeschritten findet, eine Brücke habe, die ihn in neue westliche Länder trägt, damit er dort mit mehr Raum einige Arbeit für sich selbst organisire? Dort kann er ein wirklicher Segen sein, neues Getreide für uns bauen, neue Gewebe und Beile von uns kaufen, und uns wenigstens in Frieden lassen, anstatt hier zu bleiben und ein sich und Anderen zum Uniegeu gereicher, der rohen physischen Kraft kultigender Ebarist zu sein. Ist es nicht empörend, wenn man bedenkt, daß ein Premierminister in einem Jahre, wie ich selbst erlebt habe, hundert und zwanzig Millionen Pfund Sterling aufnehmen konnte, um die Franzosen todzuschießen, während es uns an dem hundertsten Theil dieser Summe fehlt, um die Engländer am Leben zu erhalten?

Eine freie Brücke für Auswanderer — dann stünden wir auf gleichem Fuße mit Amerika selbst, dem begünstigsten aller Länder, die keine Regierung haben, und wir hätten außerdem noch so viele Sagen und Erinnerungen von unschätzbaren Dingen, welche Amerika weggeworfen hat. Wir könnten ruhig und besonnen anfangen, die „Arbeit zu organisiren“, ohne daß wir verurtheilt wären, unterzugehen, wenn wir es nicht binnen Jahr und Tag bewirkten, denn jeder willige Arbeiter, der sich als überflüssig erwiese, fände eine Brücke, die für ihn bereit wäre. Dies wird auch wirklich geschehen müssen, denn die Zeit geht damit schwanger. Unsere kleine Insel ist zu eng für uns geworden, aber die Welt ist noch groß genug für abermals sechs-tausend Jahre. Englands sichere Märkte werden unter neuen Colonien von Engländern in allen Theilen des Erdballs sein. Alle Menschen treiben Handel mit allen Menschen, wenn es ihnen wechselseitig zusaat, und der Schöpfer der Menschen hat es ihnen sogar zur Pflicht gemacht. Unsere Freunde, die Chinesen, welche sich verbrecherischerweise weigerten Handel zu treiben, mußten wir endlich durch Kanonenschüsse von dieser ihrer Pflicht überzeugen! „Feindselige Zolltarife“ werden sich erheben, um uns den Zutritt zu wehren, und dann wieder fallen, um uns einzulassen, die

Söhne Englands aber, die Sprecher der englischen Sprache, wären sie auch weiter nichts, werden stets den unverfügbaren Gang haben, mit England Handel zu treiben. Mykene war das Pan Ionien, der Sammelplatz aller Stämme von Ien für das alte Griechenland. Warum sollte nicht London noch lange die All-Sachsenheimath bleiben, der Sammelplatz aller „Kinder des Harisfeliens“, die in ausgewählten Exemplaren von den Antipoden und anderwärts, mit Dampf und sonst wie zur „Saison“ hierherkämen! — Welch eine Zukunft, weit wie die Welt, wenn wir das Herz und den Heroismus dazu haben, — den wir mit des Himmels Segen haben werden.

„Bleibe nicht am Boden festen,
Kriech gewagt und frisch hinaus,
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Überall sind sie zu Haus:
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorgen los:
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.“*)

Vor vierzehnhundert Jahren langten wir selbst in Folge eines großartigen Auswanderungsstiegs auf tiefer werthwürdigen Insel an und gerieten unter andern auch in unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten!

Allerdings ist die englische Legislatur, eben so wie das englische Volk, von langsamem Art und ihrem Wesen nach conservativ. In unseren aufgeregtesten Reformperioden, sogar in dem Langen Parlament, bemerkt man stets den unüberwindlichen Instinkt, am Alten festzuhalten, vom Neuen nur das Minimum zuzulassen und womöglich irgend eine alte Gewohnheit oder Methode, sofern man sie schon fruchtbar gefunden, zu neuem Wachsthum für das neue Bedürfniß zu entfalten. Es ist ein Instinkt, der aller Ehren würdig und mit aller Kraft und Weisheit verwandt ist. Die Zukunft wird dadurch nicht von der Vergangenheit losgerissen, sondern dauern darauf basirt. Sie wächst mit aller Lebenskraft der Vergangenheit und wurzelt tief in unsern Anfängen. Der englischen Legislatur widerstrebt es gänzlich, an „neue Epochen“ zu glauben. Die englische Legislatur beschäftigt sich nicht mit Epochen; sie hat überhaupt mehr zu thun, als nach der Zeit

*) Göthe, Wilhelm Meisters Wanderjahre.

tenuhr zu schauen und sie ticken zu hören. Nichtsdestoweniger kommen doch wirklich neue Epochen und mit ihnen neue gebieterische peremptorische Nothwendigkeiten, so daß selbst eine englische Legislatur ausbliden und, obschon mit Widerstreben, zugucken muß, daß die Stunde geschlagen hat. Wir dürfen nicht sagen, es sei unmöglich, daß die Stunde geschlagen habe; es muß möglich sein. „Den Gewohnheiten des Parlaments, den Gewohnheiten der Regierung entgegen?“ Ja, aber ist wohl schon ein Parlament oder eine Regierung in einem Jahr Dreiundvierzig thätig gewesen? Es ist dies eins der originellsten beispellosesten Jahre, eine Epoche, die in mehreren wichtigen Beziehungen von jeder andern gänzlich verschieden ist! Denn die Zeit, die hungrige, gefräßige Zeit, rollt unaufhaltsam weiter und die nach hundert Jahren hungrig erwachenden Siebenschläfer finden, daß es jetzt nicht mehr ihre alten Ammen sind, von denen sie gesäugt werden können.

Uebri gens möge kein Parlament, keine Aristokratie, keine Fabrikantokratie und kein Mitglied der regierenden Klasse mit vielem Triumph dieses kleine Proböhen von „Heilmitteln“ verkümmern oder in zornigem Tone den Autor fragen: Was ist zu thun? Wie soll dieses drohende Problem hinsichtlich der arbeitenden Klassen gelöst werden? Autoren sind nicht da, um eher als alle andere Menschen zu sagen wie. Ein gewisser Autor dankt den Göttern, daß ihm Niemand dreihunderttausend Pfund jährlich, zweihunderttausend, zwanzigtausend oder irgend eine ähnliche Summe an barem Gelde bezahlt, damit er sage wie; daß sein Lohn ein ganz anderer und seine Arbeit eine für ihn passendere ist. Die bedungene Aufgabe eines Autors ist, D i c h in Kenntniß zu setzen, daß es gethan werden muß. Die Art und Weise, es zu thun, heißt es versuchen, denn Du weißt, daß Du sterben mußt, wenn es nicht gethan wird. Hier ist der bloße Rücken, hier ist das Luch; Du sollst mir einen Rock schneiden, um den nackten Rücken zu bedecken, Du, dessen Handwerk es ist. „Unmöglich? Unglückliche Fraction, siehst Du dort das Schicksal, sich bald in dem Dunkel der Zukunft entschleiernd, mit seinen Galgenstricken, seinen Stahlpfeilschen und seiner authentischen Schneiderhölle, während es wartet zu sehen, ob es „möglich“ ist? Heraus mit Deiner Schere und schneide dieses Luch oder Dir selbst die Kehle ab!“

Viertes Kapitel.

Hauptleute der Industrie.

Wenn ich glaube, daß der Mammonismus mit seinen Zubehörungen hinfort das eine ernste Prinzip unserer Existenz bleibe, so würde ich es für überflüssig erachten, irgend eine Regierung um Heilmittel anzugehen, denn die Krankheit ist für jedes Heilmittel unzugänglich. Die Regierung kann viel thun, aber sie kann keineswegs Alles thun. Die Regierung ist als der hervorragendste Gegenstand in der Gesellschaft berufen, anzudeuten, was gethan werden soll, und dieses Thun in vielen Beziehungen zu überwachen, zu fördern und zu befehligen. Die Regierung aber kann bei all ihrem Bezeichnen und Befehlen nicht thun, was die Gesellschaft radical abgeneigt ist zu thun. Auf die Länge in jede Regierung das genaue Symbol ihres Volkes, mit ihrer Weisheit und Unweisheit. Wir müssen sagen: Wie Volk, so Regierung. —

Die Hauptsache dieses unermüßlichen Problems der Organisation der Arbeit und zuerst von allem der Leitung der arbeitenden Klassen, wird, wie sehr klar ist, von denen gelöst werden müssen, welche praktisch in der Mitte dieses Problems stehen, von denen, welche selbst arbeiten und Aufsicht über Arbeit führen. Von Allem, was durch irgend ein Parlament in Bezug hierauf beschlossen werden kann, müssen die Reine schon in den zwei Klassen vorhanden liegen, welche solchen Beschlüssen gehorchen sollen. Ein menschliches Chaos, in welchem kein Licht ist, wirft Du vergebens durch darauf geworfenes Licht zu erhellen suchen. Es wird sich hier niemals eine Ordnung entwickeln.

Meine feste Ueberzeugung aber ist, daß die „Hölle von England“ aufgehört wird, die des „Mangels an Geldgewinn“ zu sein; daß wir eine edlere Hölle und einen edleren Himmel bekommen werden. Ich sehe schon Licht in dem menschlichen Chaos. Es schimmert und glänzt immer mehr und mehr und mit dem Äußeren vereint, wird es wirklich und wahrhaftig scheinen. Wenn der Mammon nicht mehr unsere Gottheit ist, o Himmel, dann wird Jeder bei sich selbst sagen: „Wozu diese tödtliche Eile, um Geld zu verdienen? Ich werde nicht in die Hölle kommen, auch wenn ich kein Geld verdiene. Es giebt noch eine andere Hölle, hat man mir gesagt.“ Die mit Eisenbahnenhaft sich überstürzende Concurrenz in allen Zweigen des

Handels und der Arbeit wird dann nachlassen. Gute Filzhüte für den Kopf wird man dann sehen, anstatt sieben Fuß hoher Holz- und Gypshüte auf Mädem. Seifenblasenperioden mit ihren panischen Schrecknissen und Handelskrisen werden wieder selten werden. Die ernste beidseitige Industrie wird an die Stelle von Hazardspielen gleichenden Speculationen treten. Ein edler Herr unter edlen Arbeitern wird wieder bei Einigen der erste Ehrgeiz, ein reicher Herr zu werden, nur der zweite sein. Wie wird der Erfindungsgeist Englands, nachdem er das Schwirren und Klappern der Spindeln und Mäder etwas in den Hintergrund des Gehirns geschoben, nicht bloß auf wohlfeilere Production sinnen, sondern auf eine angemessenere Vertheilung des Products bei seiner gegenwärtigen Wohlfeilheit! Allmählig werden wir wieder eine Gesellschaft mit einem gewissen Grad von Heroismus, mit einem gewissen Grad von himmlischem Segen haben. Wir werden wieder, wie mein deutscher Freund versichert, „anstatt des Mammont-Neutalismus mit unverkauften Rattunhemden und Ausübung des Jagdrechts einen ersten gerechten Industrialismus und eine Regierung durch die Weisesten haben!“ In der Hoffnung, hier und da einen britischen Mann zur Erkenntniß seiner selbst und seiner göttlichen Seele zu erwecken, richten wir noch einige Worte der Ermahnung an Alle, welchen die himmlischen Mächte irgend einen einflußreichen Standpunkt in diesem Lande angewiesen haben. Und somit gelten unsere Worte zuerst jenen arbeitssamen Herren und Anführern der Industrie, welche am nächsten und in der That am mächtigsten, obgleich nicht am hervorragendsten dastehen, weil sie noch in zu vielen Beziehungen mehr etwas Faktisches als etwas wirklich Anerkanntes sind.

Die Anführer der Industrie, wenn die Industrie jemals anggeführt werden kann, sind faktisch die Hauptleute oder Heerführer der Welt. Wenn kein Adel in ihnen ist, so wird es niemals wieder eine Aristokratie geben. Die Hauptleute der Industrie mögen es aber wohl erwägen, daß sie aus anderem Stoffe geschaffen sind, als die alten Hauptleute des blutigen Gemengels. Hauptleute der Industrie sind die wahren Kämpfer und hinfür nur als die einzigen wahren erkennbar. Kämpfer gegen das Chaos, gegen die Nothwendigkeit und gegen die Teufel und Nötinnen führen sie die Menschheit in jenem großen und allein wahren und allgemeinen Krieg. Die Sterne in ihren Fahnen kämpfen für sie und der ganze Himmel und die ganze Erde sagen hörbar: „Nicht so!“ Mögen die Hauptleute der Industrie

sich in ihre eigenen Herzen zurückziehen und feierlich fragen, ob es darin nichts giebt, als geierartigen Hunger nach seinen Weinen und vergoldeten Equipagen? Von Herzen, die der allmächtige Gott geschaffen, mag ich so etwas nicht glauben. Tief verborgen unter dem erbärmlichsten gottvergessenen Aukerwälsch und Epikurismus, vergessen wie unter dem fettesten Letheschlamm und Unkraut, schlummert noch in allen in dieser Gottswelt geborenen Seelen ein Funke des Göttlichen. Erwachet, ihr alpbetrückten Schläfer, erwachet, siehet auf oder bleibt liegen für immerdar! Es ist dies keine Theaterposse, sondern nüchterne Thatsache. Unser England, unsere Welt kann nicht leben wie sie ist. Sie wird sich wieder mit einem Gott verbinden oder unter namenlosen Zuckungen und vom Feuer verzehrt hinabstürzen zu den Teufeln. Du, der Du etwas von so Göttlichem in Dir sich rühren fühlst, wäre es auch nur die leiseste Andeutung wie in schwerbeladenen Träumen, folge ihm, ich beschwöre Dich. Steh auf, rette Dich selbst und sei einer von Denen, welche Dein Vaterland retten. *

Buccanier, Obectaw-Indianer, deren höchstes Ziel beim Kampfe ist, daß sie die Scalps und das Geld bekommen, daß sie Scalps und Geld aufhäufen, aus solchen hat sich kein Ritterthum entwickelt und wird sich niemals eins entwickeln! Aus solchen kamen nur Blut und Trümmer, tödtliche Wuth und Glend und Verzweiflung, die nur durch Vernichtung erlischt. Siehe, ich fordre Dich auf, schau hin und erwäge! Was ist es weiter, wenn Du hundert Tausendpfundnoten in Deinem eisernen Geldkasten eingeschlossen, wenn Du hundert Scalps in Deinem Wigwam aufzuhängt hast? Ich schätze weder sie noch Dich. Deine Scalps und Deine Tausendpfundnoten sind noch nichts, wenn kein Adel von innen sie erhält, wenn keine Mitterlichkeit in Thätigkeit oder ein der Geburt oder der Thätigkeit entgegenstrebender Embryo darin vorhanden ist.

Die Liebe der Menschen kann nicht durch Barzahlung erkaufte werden und ohne Liebe können die Menschen nicht lange beisammenbleiben. Du kannst nicht eine kämpfende Welt aufbauen, ohne sie ritterlich gemacht zu haben. Alle Menschen darin, die höchsten zuerst und die niedrigsten zuletzt, erkennen selbstbewußt oder durch einen edeln Instinkt diese Nothwendigkeit und kannst Du wohl eine arbeitende Welt in anarchischem Zustande aufbauen? Ich antwortete und Himmel und Erde antworten mit mir: Nein! die Sache wird nicht in einem Tage unmöglich, wohl aber in zwei Generationen. Ja, wenn Väter und Mütter in Stockport-Hungerkellern ihre Kinder

zu verzeihen beginnen und irische Wittwen ihre Verwandtschaft dadurch beweisen müssen, daß sie am Typhusfieber sterben und mitten unter den regierenden „Corporationen der Pesten und der Praxen, die nur auf Erhaltung ihres Wildstandes bedacht sind,“ schwarze Millionen von Gottes menschlichen Geschöpfen sich in wahnsinnigen Chartisten und Manchester-Insurrectionen erheben — während eine faktische industrielle Aristokratie erst halb zum Leben erwacht und unter Geldsäcken und Contobüchern wie verzaubert ist, und eine anerkannte müßige Aristokratie in Täuschungen und Todtenischlaf befangen zu sein scheint — in einer solchen Zeit wird es nach einigen Generationen selbst für den ungebildeten und schlichten Geist ganz handgreiflich unmöglich. Eine arbeitende Welt kann eben so wenig als eine kämpfende Welt ohne eine edle Ritterlichkeit des Thuns und entsprechende Gesetze und Regeln angeführt werden. Als anachitische Menage und bloß von Angebot und Nachfrage abhängig, schrumpfen wir unvermeidlich in gräßliche selbstmörderische Zukung und für die Phantasie entseßliche Selbstvernichtung, mit einem Worte zu Choctaw-Arbeitern zusammen. Dann giebt es nur Wigwams und Scalps, Paläste und Tausendpfundnoten, Barbarei, Entvölkerung, chaotische Trostlosigkeit! Gütiger Himmel, genügt uns denn nicht eine französische Revolution und Schreckensregierung? Müßten wir deren zwei haben? Es werden auch zwei kommen, wenn sie nöthig sind; es werden zwanzig kommen, wenn es nöthig ist; es werden gerade so viel kommen, als nöthig sind. Die Gesetze der Natur werden sich erfüllen. Das ist für mich Gewißheit.

Gute tapferen Schlachtenheere und Arbeiterheere müssen wie die anderen auf rechtmäßige Weise die Guren, sie müssen durch einen gerechten Antheil an der Eroberung unter Euch systematisch festgehalten und durch ganz andere und festere Bande als die eines zeitweiligen Tagelohns zu Guern wirklichen Brüdern und Söhnen gemacht werden. Wie würden auch nur rothbrückige Regimenter, geschweige denn Ritter, für Dich kämpfen, wenn Du sie am Abend der Schlacht gegen Bezahlung der stipulirten Schillinge ablohnst könntenst und es ihnen freistünde, am Morgen mit Dir dasselbe zu thun! Chelsea-Hospitälern, Pensionen, Beförderungen, ein strenger dauernder Vertrag auf der einen Seite wie auf der andern, sind selbst für einen gemiethten Bedienten unumgänglich nothwendig. Um wie viel weniger konnte der Feudalbaron mit bloßen zeitweiligen Söldnern zu sechs Pence den Tag existiren, die bereit gewesen wären, auf die andere Seite hinüberzuziehen.

daß man ihnen sieben Pence geboten hätte? Er hätte nicht existiren können und sein edler Instinkt erriethe ihm die Nothwendigkeit, es auch nur zu versuchen! Der Feudalbaron trug eine männliche Seele in sich, welcher Anarchie, Meuterei und die andern Früchte zeitweiliger Lehnthener unenträglich waren. Außerdem wäre er auch niemals ein Baron gewesen, sondern ein Ghottar und Buccanier geblieben. Er fühlte es und endlich ward es Gewohnheit und seine fruchtbar erweiterte Grille; schloß es als eine Nothwendigkeit in sich. Menschen um sich zu haben, die ihn in ihrem Herzen lichten, deren Leben er mit Strenge und doch mit Liebe überwachte, die bereit waren, ihr Leben für ihn zu lassen, wenn es sein mußte. Es war schön, es war menschlich! Der Mensch lebt nicht anders und kann auf andere Weise niemals und nützlich zuwischen leben. Vereinsamung ist für den Menschen der Inbegriff alles Elendes. Es ist die fürchterlichste Bestrafung, so recht ein Werk des Bösen, weder Vergeltung, noch Untergehung, noch seines Gleichen zu haben, ohne Vater, ohne Kind, ohne Bruder zu sein. Ein traurigeres Schicksal kennt der Mensch nicht. „Wie ist“, ruft Jean Paul aus, „doch Jeder von uns so einsam in dem weiten Schooße des All!“ Jeder steht gleichsam in seinem turmähnlichen Gipspalast. Unser Bruder ist uns sichtbar in dem feinen. Er macht uns Zeichen und gestikulirt zu uns herüber. Er ist uns sichtbar, aber niemals erreichbar; an seiner Brust werden wir niemals ruhen, eben so wenig als er an der unseren. Es war nicht ein Gott, der dies that; nein!

Erwacht, Ihr edeln Arbeiter, Kämpfer in dem einen wahren Kriege. Alles dies muß anders werden. Ihr, die Ihr schon halb zum Leben erwacht seid, Euch will ich im ganzen Leben willkommen heißen, Euch will ich in Gottes Namen beschwören, Euren bezauberten Schlaf abzuwünschen und ganz zu leben. Hört auf, Eulens und Goldhörnen zu zählen; nicht in diesen liegt Euer oder unser Heil. Erhöht diese, wenn Ihr bloß sie zählt, werden Euch nicht lange bleiben. Laßt das Buccanierwesen fern von Euch sein und schafft schnell alle Geige der Buccanier ab, wenn Ihr einen dauernden Sieg gewinnen wollt. Laßt Gottes Gerechtigkeit, laßt Mitleid, Edelmann und männlichen Werth, mit mehr Goldhörnen oder mit wenigeren, sich in diesem Euren kurzen Lebensübergang zu allen Gwigkeiten, Göttern und Schreien kund geben. Euch rufe ich zu, denn Ihr seid nicht todt, Ihr seid vielmehr schon halb zum Leben erwacht. Es liegt in Euch eine schlaflose, unerstickene Energie, die prima materia alles Edelmanns im Men-

ischen. Ehre Euch in Eurer Art. Euch rufe ich zu. Ihr wißt wenigstens so viel: Der Befehl Gottes an sein Geicköpf den Menschen ist: Arbeite! Das künftige Gvop der Welt besingt nicht Die, welche beinahe todt sind, sondern Die, welche lebendig sind, und Die, welche zum Leben erwachen.

Schauet um Euch. Eure Weltenheere sind der Meuterei, der Verwirrung, der Entblößung verfallen und stehen am Vorabend verzehrenden Unheils und Wahnsinns. Sie wollen nicht weiter für Euch marschiren, für sechs Pence täglich und nach dem Princip von Angebot und Nachfrage. Sie wollen nicht, auch brauchen sie es nicht und können es auch nicht. Ihr wollt sie zur Ordnung zurückführen, zu gerechter Subordination, zu edelsinniger Treue für edelsinnige Führung. Ihre Seelen sind dem Wahnsinne nahe; laßt die Euren gesund und immer gesünder sein. Nicht als ein verworrener verwirrender Haufen, sondern als eine festgegliederte Masse mit wirklichen Hauptleuten über sich wollen diese Männer fernerhin marschiren. Alle menschlichen Interessen, vereinten menschlichen Bestrebungen und socialen Gestaltungen in dieser Welt haben in einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung der Organisation bedurft, und jetzt bedarf ihrer die Arbeit, das großartigste aller menschlichen Interessen.

Gott weiß es, die Aufgabe wird eine schwere sein, aber keine erhabene Aufgabe war jemals leicht. Diese Aufgabe wird Dein Leben und das Leben Deiner Söhne und Enkel in Anspruch nehmen, aber zu welchem Zwecke, wenn nicht zu solchen Aufgaben wäre das Leben den Menschen gegeben? Ihr werdet aufhören, Eure Tausendpfund-Scalps zu zählen, wenigstens die Edlen von Euch werden aufhören, es zu thun! Ja, sogar die Scalps, sage ich, werden nicht lange übrig bleiben, wenn Ihr blos diese zählt. Ihr sollt gänzlich aufhören, kanniballische geierbaste Choctaws zu sein, und edle europäische Menschen des neunzehnten Jahrhunderts werden. Ihr sollt wissen, daß der Kammen, selbst wenn er sich noch so sehr blähet, nicht der einzige Gott, daß er an und für sich nur ein Teufel und sogar ein thierischer Gott ist.

Schwierig? Ja, es wird schwierig sein. Die kurzhaarige Baumwolle, diese war ebenfalls schwierig. Den Baumwollenstrauch, so lange unbenutzt und ungehorsam wie die Distel am Wege, — habt Ihr nicht auch diesen erobert und daraus schöne, weiße, oder in bunten Farben leuchtende, lustige Gewebe gemacht, in welchen Götinnen einherschweben? Ihr habt Perge in Stüde geschlagen und das harte Eisen geschmeidig gemacht, wie weichen Kitt, die Waldriesen, die Sumpf-Vögel tragen Garben goldenen

Getreide; Agir, der Meeresdämon selbst, streckt seinen Rücken zu einer glatten Heerstraße für Euch, und auf Feuerrossen und Windrossen braust Ihr einher. Ihr seid sehr stark. Der rothbärtige Thor mit seinen blauen Sonnenaugen, mit seinem heiter-muthigen Herzen und gewaltigen Donnerhammer, er und Ihr habt die Oberhand gewonnen. Ihr seid sehr stark, Ihr Söhne des eisigen Nordens, des fernen Ostens, — fern herziehend aus Euren rauhen Wildnissen des Ostens, herwärts von der grauen Dämmerung der Zeit! Ihr seid Söhne des Jötunlandes, des Landes der überwundenen Schwierigkeiten. Schwierig? Ihr müßt es versuchen. Versucht es in der Voraussetzung, daß es geschehen wird und muß. Versucht es, wie Ihr das geringfügigere Ding, das Geldmachen, versucht! Ich wette, Ihr erringet den Sieg gegen alle Jötuns, Schneidergötter, der Jagd obliegende Lawwards und alle Bewohner des Chaos.

Fünftes Kapitel.

Dauer.

Stehend auf der Schwelle, ja noch vor der Schwelle eines „Mitternachts der Arbeit“ und einer unermesslichen Zukunft, die sie mit Fruchtbarkeit und grünendem Schatten erfüllen soll, wo so Vieles noch nicht einmal bis zum rohen Zustande getrieben ist und jeder positive Ausdruck gewagt wäre von Denen, welche diese Sache nur nach dem Augenschein kennen, — wollen wir hier bloß einfach ein einziges weitestest Universalprinzip andeuten, als die Basis, von welcher alle Organisation bis jetzt unter den Menschen ausgegangen ist und auch künftighin ausgehen muß: das Prinzip des dauernden Contractes, anstatt des zeitweiligen.

Dauernd, nicht zeitweilig. Du dingest den bloßen rothbrüdügen Kämpfer nicht auf einen Tag, sondern auf so und so viel Jahre! Dauer, Beharrlichkeit ist die erste Bedingung aller Fruchtbarkeit in dem Thun und Treiben der Menschen. Die „Tendenz, auszuharren“, trotz aller Hindernisse, Entmutigungen und „Unmöglichkeit“, — dies ist es, was in allen Dingen die starke Seele von der schwachen unterscheidet, den civilisirten Bürger von dem wilden Nomaden, — die Species Mensch von dem Genus Affe! Der Nomade hat sogar ein Haus, welches auf Rädern steht. Der Nomade, und

in noch höherem Grade der Affe, sind durch und durch für „Freiheit“; das Vorrecht, fortwährend hin und her zu flattern, ist ihnen unerlässlich nothwendig. Ach, auf wie vielfältige Weise zeigt auch unser Sinn in dieser rauch rollenden, sich selbst vernichtenden Zeit sich nomadisch und affenähnlich; traurig genug schon für Den, der ihn bloß mit den Augen betrachtet! Dieser Sinn muß sich ändern. Es ist das erste Element aller Fruchtbarkeit in menschlichen Dingen, daß eine solche „Freiheit“ von Affen und Nomaden freiwillig oder gezwungenermaßen aufhöre, um einer besseren Platz zu machen. Der civilisirte Mensch lebt nicht in Naderhäusern. Er baut steinerne Schlösser, bepflanzt Aecker, schließt Heirathsbündnisse auf Lebenszeit, hat hundertsache, aus langer Zeit sich herschreibende Besitzungen, die auf dem Geldmarkte nicht taxirt werden können; er besitzt Stammbäume, Bibliotheken, Geisbücher; er hat selbst für die Erde Erinnerungen und Hoffnungen, die über Tausende von Jahren hinausreichen. Lebenslängliche Heirathsbündnisse! Wie weit vorzüglicher wären jährliche oder monatliche — für den Nomaden oder Affen!

Monatliche Contrakte gefallen mir wenig in irgend einem Bereich, wo möglicherweise Bürgschaft für eine längere Dauer gefunden werden kann. Monatliche Contrakte entsprechen selbst mit unseren Hausdienern dem Zwecke nicht recht. Die Freiheit auf beiden Seiten, jeden Monat zu wechseln, wird sehr affenähnlich und nomadenhaft und ich höre Philosophen voraussagen, daß die Sache sich ändern wird oder daß seltsame Ergebnisse zum Vorschein kommen werden, so daß kluge Leute, beladen von Nomaden, fortwährend wechselnden Spionen und Feinden anstatt Freunden und Dienern, allmählig den Kern gegen den Schein abwägend, mit Entrüstung alle dergleichen Personen fast bis herab zu dem Schuttrümpel entlassen und sagen werden: „Nach daß Du fortkommst; lieber will ich mich selbst bedienen und Frieden haben!“ Gurrth war auf Lebenszeit an Gedric verdingen und Gedric an Gurrth. O Antislavery-Convent, laut tönendes langgebriges Greter Hall — doch auch in Dir liegt ein gewisser Trieb nach Gerechtigkeit und ich will mich über nichts beklagen. Wenn der schwarze Neger jenseits des Oceans einmal hinreichend versorgt ist, wirst Du aber doch vielleicht immer noch nicht Deine stumpfen, trägen Augen öffnen für die „sechzigtausend Lakaien in London allein, die alljährlich auf das Straßenpflaster gesetzt werden, um zu sein, was sie können, sobald die Saison zu Ende geht“; — oder für die halbverhungerten, bleichen, gelbfarbigen „freien Arbeiter“ in Lancashire.

Norfolkire, Puddinghamschire und allen andern Shires! Diese Gelbfarbigen nehmen vor der Hand meine ganze Sympathie in Anspruch, und wenn ich zwanzig Millionen hätte, so würde ich sie diesen zuwenden. Der Neger besitzt schon Kleidung und Lebensmittel; der Neger stirbt nicht an solcher Verzweiflung wie die des gelbfarbigen bleichen Mannes. Der Neger — dies läßt sich nicht leugnen — ist bis jetzt eine Art Dummkopf. Der Herzog von Marmelade auf Haiti, der nun beinahe ein halbes Jahrhundert lang gebildet worden, scheint immer noch fast gar keinen Verstand im Kopfe zu haben. In einem dieser verhungerten Weber von Lancashire steckt mehr Gedanke und Herz, eine größere arithmetische Summe von Jammer und Verzweiflung, als in ganzen Negerhaaren. Es läßt sich nicht leugnen, Deine Augen sind sehr kurzichtig und mit Deinen Emanzipationen, Deinen zwanzig Millionen und Deinem langobrigen Geschrei drohest Du, wie Robespierre mit seinem rappenen *Être Suprême*, und sehr langweilig zu werden *Avec ton Être Suprême tu commences à m'embêter!* —

In einer Druckschrift des fleißigen, viel geschmäheten und doch so wahrhaft nützlichen Mr. Chadwick, welche Fragen und Antworten von fern und nah in Bezug auf das große Thema enthält: „Welche Wirkung äußert die Bildung auf Arbeiter in Bezug auf ihren Werth als bloße Arbeiter?“ liest der Verfasser mit unaussprechlichem Interesse die nachfolgende zufällige Randbemerkung von einem praktischen industriellen Quäker, den wir, weil er sich nicht genannt hat, Freund Klugheit nennen wollen. Klugheit hält tausend Arbeiter, hat sich auf alle Weise bemüht, sie an sich zu fesseln, unterhaltende Abendgesellschaften veranstaltet, den jüngeren Spielplätze und Musikanten zur Verfügung gestellt und ist sogar „so weit gegangen, ihnen eine Trommel zu kaufen.“ All dieser Aufwand hat sich als ganz vortreflich angelegt erwiesen. Ein gewisser anderer Mann, der hier durch einen schwarzen Strich bezeichnet wird und den wir Plank nennen wollen, hat seine Fabrik gerade gegenüber. Er unterhält ungefähr ebenfalls tausend Arbeiter, hat aber nichts von dergleichen Dingen oder überhaupt irgend etwas für sie gethan, als ihnen einen angemessenen, nach Angebot und Nachfrage geregelten Arbeitslohn bezahlt. Plank's Arbeiter führen fortwährend Meuterei und ähnliche Anschläge im Schilde. Alle sechs Monate findet bei Plank eine Arbeitseinstellung statt und jeden Monat, jeden Tag und jede Stunde schaden sie dem kurzichtigen Arbeitsherrn, befehlen ihn und vergeuden die ihm verdungene Zeit. „Ich möchte,“ sagt Freund Klugheit, „meine Arbeit

ter nicht gegen die seinen vertauschen, selbst wenn er mir hunderttausend Pfund in den Kauf geben wollte."

Recht, o ehrenwerther Klugheit; Du hast vollkommen Recht: Siebentausend Pfund auch nur als Sache des Gewinns für diese Welt, ja für den bloßen Geldmarkt dieser Welt! Und als Sache des Gewinns nicht bloß für diese Welt, sondern für die andere Welt und alle Welten, wiegt es die Bank von England auf! — Erkennt hierin der scharfsichtige Leser gleichsam den äußersten unbedeutenden Felsenrand einer allgemeiner Felsengrundlage, wiederum tief wie das Centrum der Welt, in der Erfahrung dieses guten Quäkers hervorragend durch stöhlische Schlammstrudel und die allgemeine Mutter todter Hunde, worauf gegenwärtig Alles unsicher hin und her schaukelt, wie im Begriffe, verklungen zu werden?

Einige Dauer des Contractes ist schon beinahe möglich. Das Prinzip der Dauer kann sich Jahr um Jahr, sobald es besser verstanden und ausgebildet wird, erweitern und allmählig nach allen Seiten hin zu einem System entwickeln. Wäre dieses einmal gesichert, so wäre auch die Paß zu allen guten Ergebnissen gewonnen. Ist die Sache einmal dauernd, so erzüngst Du Dich nicht gleich über die erste Schwierigkeit, die Dir auf Deinem Wege begegnet. Du bedenkst, daß Du diesen Weg nicht ohne Weiteres verlassen kannst, sondern die Schwierigkeit überwinden mußt. Ihr thörichten vermählten Zwei, die Ihr Euch veruneinigt habt, zwischen welchen der böse Geist vorübergehenden Zwist und Groll geschürt hat, so daß eine „Unvereinbarkeit" fast nahe zu sein scheint, Ihr seid nichtsdessenweniger die Zwei, welche durch lange Gewohnheit, wäre es auch durch nichts Anderes, am besten von allen Anderen für einander passen. Es ist räthlich für Euer eigenes thörichtes beiderseitiges Ich, abgesehen von den Kindern, Stammbäumen und dem großen Publikum, daß Ihr Euch wieder verständigt, daß Ihr den bösen Geist verschreucht und klüglich auf beiden Seiten nach der Leitung eines guten Geistes strebt.

Sogar das Pferd, welches sich im dauernden Besitz befindet, ist gegen seinen Reiter viel williger und freundlicher, als das nach irgend einem bis jetzt bekannten Miethprinzip zeitweilig gedungene! Ich bin für die Dauer in allen Dingen, von dem frühest möglichen Augenblick bis zu dem spätest möglichen. Geseget ist Der, welcher bleibt, wo er ist. Hier laßt uns ruben und Saatsfelder anlegen. Hier laßt uns wohnen lernen. Hier, auch hier werden die Obstkärten, die wir pflanzen, uns Früchte schenken; die

Giseln werden Wald und kühler Schatten, wenn wir warten. Wie viel wächst überall, wenn wir nur warten! Durch die Sümpfe führen wir Heerstraßen und reinigende Entwässerungskanäle. Wir lernen die felsigen Unzugänglichkeiten verfolgen und gebahnte Gleise, durch das bloße Wandeln menschlicher Füße geglättet, bilden sich. Es giebt keine Schwierigkeit, die sich nicht in einen Sieg umgestalten, ja nicht einmal eine Deformität, die, wenn unsere eigene Seele ihr einen Werth aufgebracht hat, uns nicht theuer werden könnte. Die sonnigen Ebenen und der tiefblaue, durchsichtige Himmel Italiens sind dem großen, frankten Herzen eines Sir Walter Scott völlig gleichgültig. Auf dem Rücken der Appeninen aber, im rauen Frühlingswetter treten ihm beim Anblick kahler schottischer Tannen und mit Schnee bedeckter öder Strecken die Thränen in die Augen.*)

O unweise Sterbliche, die fortwährend verändern und wechseln und sagen: Dort, nicht hier! Ein Reichthum, der größer ist als beide Indien, liegt überall für den Menschen da, wenn er nur ausharren will. Nicht bloß seine Gärten und seine Obstbäume, sondern auch sein Herz wurzelt überall fest, wo er dauernd weilt; — es wurzelt fest und zieht Nahrung aus den tiefen Quellen des universellen Seins! Vagabundirende Sam Slicks, die auf der ganzen Erde umherschweifen und Handelsgeschäfte machen, was für Reichthum besitzen sie? Wagenladungen, Schiffeladungen, weißen oder gelben Metalls, was sind diese im Grunde genommen? Slick ruhet nirgend, er ist heimatlos. Er kann steinerne oder marmorne Häuser bauen, aber darin wohnen zu bleiben ist ihm versagt. Der Reichthum eines Menschen besteht in der Zahl von Dingen, welche er liebt und segnet und von welchen er geliebt und gesegnet wird! Der Hirt in seiner armenlichen Lehmhütte, wo sogar seine Kuh und sein Hund ihm Freunde sind, für den jeder Giebach Erinnerungen hat und dem jeder Berggipfel wie ein alter Bekannter zunickt — ist sein Leben, welches gleichsam wie von Mutterarmen umfungen ist, armenlicher als Slick mit den Eiseladungen gelben Metalls auf seinem Rücken? Unglücklicher Slick!

Es entsteht hier die Frage: Ob in einem ferneren, vielleicht nicht sehr weit entfernten Stadium dieses „Nitterthums der Arbeit“ der Arbeitsherr es nicht möglich und nothwendig finden wird, seinen Arbeitern ein dauerndes Interesse an seinem Unternehmen und dem ibrigen zu geben, so daß es im

*) Kochart's Lebensgeschichte Scott's.

praktischen Ergebniß das werde, was es in der That und Wahrheit stets ist, nämlich ein gemeinschaftliches Unternehmen, bei welchem Alle, von dem obersten Herrn an bis herab zu dem letzten Aufseher und Arbeiter, sowohl ein ökonomisches als ein lokales Interesse haben? — Ich beantworte diese Frage nicht. Die Antwort, nahe oder auch fern, ist vielleicht Ja, — und dennoch kennt man die Schwierigkeiten. Der Despotismus ist bei den meisten Unternehmungen wesentlich, und wie man mir erzählt, wird an Bord eines Kriegsschiffes „Freiheit der Debatte“ nicht geduldet. Republikanische Senate und plebiscite würden in Baumwollenspinnereien nicht am rechten Orte sein. Und dennoch bemerke man auch hier: Freiheit, nicht Nomaden- oder Affen-Freiheit, sondern Menschen-Freiheit, diese ist unbedingt nothwendig. Wir müssen sie haben und wir werden sie haben. Den Despotismus mit der Freiheit auslöschen, — nun, ist dies ein so großes Geheimniß? Kennt Ihr nicht schon das Mittel? Es besteht darin, daß man den Despotismus gerecht macht. Gerecht wie das Schicksal, aber auch gerecht wie das Schicksal und seine Gehege. Die Gehege Gottes — alle Menschen gehorchen diesen und besitzen durchaus keine „Freiheit“, als indem sie ihnen gehorchen. Der Weg ist schon bekannt, wenigstens ein Theil des Weges, und Muth und einige andere Eigenschaften sind nöthig, um darauf zu wandeln!

Sechstes Kapitel.

Die Landherren.

Ein Mann mit fünfzig, mit fünfhundert, ja mit tausend Pfund täglich, die ihm frei und ohne irgend eine Bedingung — oder, wie die Sache jetzt steht, unter der Bedingung gegeben werden, daß er mit den Händen in den Taschen dasthet und kein Unheil anrichtet, keine Korngehege oder dergleichen durchgehen läßt, — auch er, möchte man sagen, ist ein ziemlich starker Arbeiter oder könnte einer sein! Er ist ein Arbeiter mit Werkzeugen, wie sie noch nie zuvor ein Mensch in dieser Welt hatte. In der Praxis aber erweist er sich — wie sehr wunderbar und ominös anzusehen ist — nicht als starker Arbeiter. Man ist nur zu glücklich, wenn er sich als ein Nichtarbeiter erweist, nichts thut und nicht salische Arbeit macht.

Du fragst ihn, wenn das Jahr um ist: „Wo sind Deine dreihundert-

tausend Pfund; was hast Du uns damit realisiert?" Mit Verwunderung und Entrüstung antwortet er: „Was ich damit gemacht habe? Wer bist Du, daß Du fragst? Ich habe sie gegessen; ich und meine Schmaroger und meine zweifüßigen und vierfüßigen Sklaven auf ganz stattliche Weise, und demzufolge lebe ich noch; ich bin für Dich dadurch realisiert worden!“ — Es ist dies, wie wir oft gesagt haben, eine Antwort, wie sie nie zuvor unter dieser Sonne gegeben worden, eine Antwort, die mich mit schlimmen Ahnungen, mit den Vorboten der Verzweiflung erfüllt. O träger Schlendrian eines atheïstischen Halbjahrhunderts, o Ignavia, Schneidergotttheit, geißtödtendes Kauderwälsch, wohin bringst Du uns! — Aus dem lautheulenden Wirbelwind, hörbar für Jeden, der Ohren hat, verkündet der höchste Gott wieder in diesen Tagen: „Wüßganga soll nicht sein.“ Gott hat es gesagt, der Mensch kann nicht widersprechen.

O wie gut wäre es, wenn er, dieser aristokratische Arbeiter, auf dieselbe Weise se in Werk sehen und es thun wollte! Es ist furchtbares Aufsuchen eines Andern, der es für ihn thut. Guillotinen, Gerbereien zu Meudon und eine halbe Million Grischoffene sind schon für dieses Weichäst aufgewendet worden, und noch ist es weit entfernt, zu Stande gebracht zu sein. Auch dieser Mann ist etwas, ja er ist etwas Großes. Schau' ihn an. Er ist ein Mann von männlichem Ansehen und etwas von der „Heiterkeit des Stolzes“ weilt noch in ihm. Eine ungezwungene Miene von liebenswürdigem Stoicismus, von schweigender Würde steht ihm wohl an. In seinem Herzen, könnten wir dazu gelangen, liegen Elemente der Großmuth, der sich selbst opfernden Gerechtigkeit und wahren menschlichen Werthes. Warum soll er bei solchen Eigenschaften der Gegenwart zur Last fallen und unheilvoll aus der Zukunft verschwinden! Aus keinem Abschnitt der Zukunft möchten wir diese edlen, unaristokratischen und doch Alles beherrschenden Aristokraten, diese würdevolle Zurückhaltung, diese königliche Einfachheit oder irgend etwas verlieren, wovon die fruchtbare Vergangenheit uns noch eine Erinnerung in diesem Manne gewährt. Können wir ihn nicht retten, kann er nicht uns ihn retten helfen? Auch er wäre ein wackerer Mann, hätte nicht ungöttliche Ignavia, Hörenjagen, Rede ohne Sinn, — hätte nicht Kauderwälsch, tausendfaches Kauderwälsch in ihm und um ihn herum ihn einhüllend, gleich einer dichten ägyptischen Finsterniß, seine Seele in Aegypten verlegt und gleichsam ausgelöscht, so daß er nicht sieht, nicht hört und Moises und alle Propheten vergehend zu ihm sprechen.

Wird er erwachen, wieder lebendig werden und eine Seele haben, oder ist diese Todesanwandlung wirklicher Tod? Es ist dies eine Frage aller Fragen für ihn selbst und für uns alle! Ach giebt es denn nicht auch Arbeit für diesen Mann? Hat er nicht dickköpfige, unwissende Bauern, faule, geknechtete Pächter und Acker voll Unkraut? Acker! Hat er nicht müde, schwerbeladene Pflüger von Aekern, unsterbliche Seelen von Menschen, mit bloßem Rücken, leerem Magen und fast verzweifltem Herzen, während unter dem ganzen Himmel Niemand da ist, der ihnen aufhelfen könnte, als er? Findet er mit seinen dreihunderttausend Pfund nicht einen in den Straßen niedergetretenen edlen Gegenstand, welchem es göttlich wäre aufzuhelfen? Kann er für seinen Burnß weiter nichts thun, als einen Accisebeamten aus ihm machen, ihn eine thörichte Weile lang fetiren und dann der Verzweiflung und dem bittern Tode überantworten? — Auch sein Werk ist schwierig in unseren modernen, weit aus den Fugen gerissenen Zeiten. Aber es kann gethan werden, es kann versucht werden; — es muß gethan werden.

Ein moderner Herzog von Weimar, der auch nicht gerade ein Gott, sondern ein menschlicher Herzog war, erhob, wie ich berechne, an Zinsen und Steuern und allen übrigen Einkünften weniger, als mehrere unierer englischen Herzoge an Pachtzinsen allein. Mit diesen Einkünften hatte der Herzog von Weimar sein Herzogthum zu regieren, zu richten, zu verteidigen und in jeder Hinsicht zu verwalten. Er that alles dies, wie es wenig Andere thaten, und außerdem verbessert er die Landwirtschaft, führt Flußbauten aus, erhält nicht bloß Soldaten, sondern auch Universitäten und Institute und an seinem Hofe lebten die vier Männer: Wieland, Herder, Schiller, Goethe. Nicht als Schmaroher, was unmöglich war; nicht als witzige Tischgenossen und poetische Liebediener, sondern als edle, geistige Männer, die unter einem edlen, praktischen Manne arbeiteten, geschützt durch ihn vor vielen Mängeln, vielleicht vor vielen Unzulänglichkeiten und verderblichen Verirrungen. Der Himmel hatte abermals himmlisches Licht in die Welt gesendet, und dieser Mann setzte seine Ehre darein, es willkommen zu heißen. Ich glaube, daß dieser eine Herzog von Weimar für die Cultur seiner Nation mehr that, als alle englischen Herzöge und Dukes, die jetzt leben oder gelebt haben, seitdem ihnen Heinrich VIII. die Kirchenländereien schenkte, für die ibrige gethan haben! — Ich schäme mich meiner englischen Herzöge — was soll ich sagen?

Wenn unsere anerkannte Aristokratie, die sogenannten Besten und Brauesten, weise sein wollte, welsch ein unaussprechliches Glück wäre es für uns! Ist sie es nicht, dann ist die Stimme Gottes aus dem Wirbelwind mir sehr hörbar. Ja, ich will dem großen Gott danken, daß er, auf wie furchtbare Weise auch und in gerechtem Zorne, gegen uns gesagt hat: „Müßiggang soll nicht mehr sein!“ Müßiggang? Die erwachte Seele des Menschen wendet sich davon ab als von etwas, was schlimmer ist als der Tod. Es ist der lebendige Tod des Dichters Coleridge. Jene Rabel von den Affen am todtten Meere hört auf, eine Rabel zu sein. Der arme halbverhungerte Arbeiter ist nicht das traurigste aller Schauspiele. Er liegt hier, todt auf seinem Schild, niedergesunken in den Schooß seiner alten Mutter. Mit abgekehrtem, bleichem, bekümmertem, aber jetzt von göttlichem Frieden erfülltem Antlitz beruht er sich schweigend auf den ewigen Gott und das ganze Weltall, — der Stummste und dennoch beredteste aller Menschen.

Ausnahmen, — ja, Dank sei dem Himmel, wir wissen, daß es Ausnahmen giebt. Es stünde auch zu schlimm mit uns, wenn es nicht Ausnahmen gäbe, und theilweise Ausnahmen nicht wenige, welche wir kennen und welche wir nicht kennen. Ehre dem Namen Absterben — Ehre diesem und dem anderen tapfern Abdiel, die noch treu erfunkten worden und die gern durch Wort und That ihren Stand ermahnen möchten, sich nicht ins Verderben zu stürzen. Dies sind die, welche, wenn auch nicht ihren Stand retten, doch wenigstens den Untergang desselben hinausschieben werden; durch welche unter dem Segen der höhern Mächte „eine sich über Generationen erstreckende stille Gethanamäsa, anstatt eines in Jahre concentrirten schnellen Materiotodes“ herbeigeführt werden kann. Diesen alle Ehre und allen Erfolg. Der edle Mann kann immer noch edel kämpfen, um seinen Stand zu retten und ihm zu dienen. Im mindesten Falle kann er sich der Vorschrift des Propheten erinnern: „Komme aus ihr, mein Volk; komme aus ihr!“

Müßig hoch oben zu sitzen, gleich lebenden Pilsäulen, gleich abgeschwachten Epikurus-Göttern, in weidlicher Vereinsamung, ausgekleidet von dem glorreichen verhängnißvollen Schlachtfeld dieser Welt — es ist ein armseliges Leben für einen Menschen, während alle Lazepierer und französischen Köche dafür ihr Neuestes gethan haben, — ja welsch eine hohle Täuschung ist die, in welche wir alle verfallen sind, nämlich daß irgend ein Mensch sich von andern Menschen absondelt halten und kein Geschäft als ein Cassacontogeschäft mit ihnen haben solle oder könne! Es ist das

einfaltigste Märchen, welches eine verzweifelte Generation sich jemals einfallen ließ, einander zu erzählen. Die Menschen können nicht vereinzelt leben. Wir sind alle aneinander gefesselt, zum wechselseitigen Wohl oder Wehe, wie die lebenden Nerven in einem und demselben Körper. Selbst der höchste Mann kann sich nicht losrennen von dem niedrigsten. Man überlege es. Der arme Werther, der durch einen Schuß seinem unglücklichen Dasein ein Ende macht, weil Lotchen es nicht in ihre Obhut nehmen will, dies ist keine eigenthümliche Phäse, sondern es ist einfach der höchste Ausdruck einer Phäse, die überall da verfolgbar ist, wo ein menschliches Geschöpf dem andern begegnet. Laßt den gemeinsten buckeligen Iherites den stolzeſten Agamemnon lehren, daß er ihn wirklich nicht verehrt, und die Augen des stolzeſten Agamemnon werden Feuer sprühen. Ein wirklicher Schmerz und theilweiser Wahnſinn hat sich Agamemnon's bemächtigt. Seltsam, ein kluger Ulyſſes wird durch einen Schurken und Dummkopf in Bewegung gesetzt und spielt auf die Verübung desselben Melodien, wie eine Drehorgel, muß nämlich seinen Scepterknüttel aufraffen und den Dummkopf tüchtig durchbläuen! Möge ein Anführer der Menschen wohl hierüber nachdenken. Nicht darin, daß wir „kein Geschäft“ mit den Menschen haben, sondern daß wir kein ungerechtes und dagegen jede Art von wahren und gerechtem Geschäft mit ihnen haben, kann sein und ihr Wohl möglich gefunden und diese wüste Welt für beide Parteien eine Heimath und ein bevölkerter Garten werden.

Die Menschen verehren die Menschen wirklich. Die Menschen verehren in diesem „einzigen Tempel der Welt“, wie Novalis ihn nennt, die Gegenwart eines Menschen! Heroenverehrung, wahre und gesegnete, oder auch mißgeſtandene, falsche und ſchandwürdige ist überall und stets im Gange. In dieser Welt giebt es ein Göttliches, das innerſte Wesen von Allem, was es jemals Göttliches in dieser Welt gegeben hat oder geben wird — die Verehrung, welche dem menschlichen Werth durch die Herzen der Menschen erwiesen wird. Heroenverehrung, in den Seelen der Heroischen, der Klaren und Weisen ist die immerwährende Gegenwart des Himmels auf unserer armen Erde. Ist sie nicht da, so ist der Himmel uns verschleiert und Alles ist unter des Himmels Pann und Interdict, und es giebt keine Verehrung und keinen Werth und kein Heil irgend mehr auf Erden!

Unabhängigkeit, „Herr vom Löwenherzen und Adlerauge“, — ach ja, er ist Einer, den wir in diesen letzten Zeiten kennen gelernt haben, ein sehr Unentbehrlicher, um unzählige vom Schneider gemachte Scheinherren mit ge-

bührender Energie hinwegzukeuchen. Ehre sei ihm. Vollständiger Erfolg werde ihm. Und vollständiger Erfolg ist ihm sicher. Aber er darf bei diesem kleinen Erfolg nicht stehen bleiben mit seinem Adlerauge. Er hat nun einen zweiten, weit größeren Erfolg zu erringen, nämlich seine wirklichen Herren aufzusuchen, welche nicht der Schneider, sondern der allmächtige Gott über ihn gesetzt hat, und ein wenig zusehen, was er mit diesen machen wird. Wird er sich auch gegen diese empören? Wird er mit drohendem Adlerblick, mit ruhig schneufendem Spott, oder auch ohne irgend welchen Spott oder Schnaufen an ihnen vorüber gehen, wenn sie erscheinen? Der Löwenherzige wird sich niemals so etwas träumen lassen. Fern sei dies von ihm auf immer. Sein drohender Adlerblick wird sich mit der Sanftmuth der Taube umschleiern — sein Löwenherz wird das eines Lammes, all seine gerechte Entrüstung verwandelt sich in gerechte Ehrerbietung und löst sich auf in wohlthätige Bluthen oder demüthiger Liebe, die viel himmlischer ist, als irgendwelcher Stolz, ja, wenn Ihr wollt, viel stolzer! Ich kenne ihn, dieses Löwenherz, dieses Adlerauge. Ich bin ihm begegnet, als er mit „entbloßter Brust“ und fliegender Mähne vorüberstürzte, denn die Zeiten waren schlimm, und ich kann sagen und bei meinem Leben verbürgen, daß in ihm keine Rebellion steckt, sondern das Gegentheil der Rebellion, die nothwendige Vorbereitung auf Gehoriam. Denn wenn Ihr gesonnen seid, von Gott geschaffenen Herren zu gehorchen, so ist Euer erster Schritt, die vom Schneider gemachten hinwegzusetzen, ihnen bei Strafe zu befehlen, daß sie verschwinden, daß sie sich fertig machen zum Verschwinden!

Ja, was von Allem das Beste ist, er kann sich nicht empören, selbst wenn er wollte. Herren, welche Gott für uns gemacht hat, können wir nicht befehlen, sich zu entfernen. Selbst kein Großtürke, der dickste wattirte vom Schneider geschaffene Bruder der Sonne und des Mondes kann es thun, denn ein arabischer Mann mit schwarzen flammenden Augen, mit einem glühenden Herrscherbergen direct aus dem Centrum des Weltalls und einer kufasienförmigen, schnellenten Hornesader auf der Stirn, — er steigt empor und sagt autoritatisch: „Dickste wattirter Großtürke, vom Schneider geschaffener Bruder der Sonne und des Mondes, nein — ich weiche nicht zurück; Du sollst mir gehorchen oder zurückweichen!“ Und so ist es demgemäßen, die dickste wattirten Großtürken und all ihre Nachkommenschaft gehorchen bis auf diese Stunde diesem Manne auf die merkwürdigste Weise und ziehen es vor, nicht zurückzuweichen.

O Bruder, es ist ein unendlicher Trost für mich, in dieser zerrütteten, noch von so viel Charlatanerie erfüllten Welt zu finden, daß Ungehorsamkeit gegen den Himmel, wenn er irgend einen Boten sendet, unmöglich ist und bleibt. Es kann nicht geschehen. Kein Türke, sei er groß oder klein, kann es thun. „Zeige dem Stumpfsinnigsten Tölpel,“ sagt mein unschätzbarer deutscher Freund, „zeige dem hochmüthigsten Federkopfe, daß eine Seele, höher als er, hier ist — und wären seine Kniee fleisch geworden wie Erz, so muß er doch niederfallen und anbeten.“

Siebentes Kapitel.

Die Begabten.

Ja, in welcher tumultuariſchen, ungeheuren Anarchie auch ein edles menschliches Prinzip wohnen und streben mag, so ist dieser Tumult doch auf dem Wege, beruhigt und in eine fruchtbare Herrschaft umgewandelt zu werden. Er ist unvermeidlich. Kein Chaos kann chaotisch bleiben, sobald es eine Seele in sich trägt. Verwandelte sich nicht, von erstem menschlichem Geseß befehlt, Gemüth, Gewaltthätigkeit und feuerprühende Wuth allmählig in ein Ritterthum, in eine gesegnete Treue zwischen Regierer und Regierten? Und in der Arbeit, die schon an und für sich edel und der einzige wahre Kampf ist, soll keine solche Möglichkeit liegen? Glaube es nicht; es ist unglaublich; das ganze Weltall widerspricht ihm. Auch hier wird das Choctaw-Prinzip untergeordnet und das menschliche Prinzip allmählig vorherrschend werden und zuletzt die Oberherrschaft erlangen.

Ich kenne den Wampon auch, Vanten von England, Creditssysteme, weltweite Möglichkeiten der Arbeit und des Verkehrs, und schenke ihnen Beifall und Bewunderung. Der Wampon ist wie das Feuer — der nützlichste aller Diener, wenn auch der furchtbarste aller Herren. Die Clifffords, Sigatelmis und Kämpfer des Ritterthums wünschten den Sieg zu erlangen, das läßt sich nicht bezweifeln. Der Sieg aber war, wenn er nicht in einem gewissen Geiste errungen ward, kein Sieg, und die in einem gewissen Geiste erlittene Niederlage war im Grunde genommen Sieg. Ich sage wiederholt, hätten sie bloß die Skalps gezählt, so wären sie Choctaws geblieben und von einem Ritterthum oder dauernden Siege wäre nie die Rede gewesen.

Und in industriellen Kämpfen und Heerführern soll kein Edelstann zu entdecken sein? Für sie allein von allen Menschen soll es immerdar keine andere Glückseligkeit geben, als gefüllte Kassen? Schönheit, Ordnung, Dankbarkeit, treue Menschenherzen um sich zu sehen, soll von keiner Bedeutung, und Verfrüppelung, Neuterei, Haß und Verweisung in Gesellschaft von einer halben Million Guineen zu sehen, soll besser sein? Ist der Gluch der Hölle und eine halbe Million Metallstückchen wohl ein Ersatz für des Himmels Segen? Liegt kein Nutzen in der Ausbreitung himmlischen Segens, sondern bloß im Goldgewinnen? Wenn dem so ist, so verkünde ich dem Fabrikbesitzer und Millionär, daß auch er sich darauf gefaßt machen muß, zu verschwinden; daß auch er nicht geboren ist, um einer der Herren dieser Welt zu sein; daß auch er auf irgend eine furchtbare Weise niedergetreten, gefesselt und, mit seinem messingenen Halsband versehen, den geborenen Sklaven dieser Welt eingereiht werden muß! Wir können keine Chotaw's brauchen, die sich nicht allmählig zu Mittern veredeln. Unser edler Planet will von ihnen nichts wissen und duldet sie zuletzt gar nicht mehr!

Denn der in seiner Güte unermüdliche Himmel sendet noch andere Seelen in diese Welt, für welche noch ebenso wie ihren Vorläufern in alt-römischen, alt-hebräischen und allen edlen Zeiten die allmächtige Guinee im Ganzen genommen eine ohnmächtige Guinee ist. Hat Euer halbtochter, hab-süchtiger Korngefeß-Vord, hat Euer halblebender, hab-süchtiger Baumwollengefeß-Vord niemals eine solche gesehen? Und deren giebt es nicht eine, sondern mehrere; es giebt deren und wird deren geben, wenn nicht die Götter diese Welt zu raschem, entseßlichem Verderben verurtheilt haben. Dies sind sie, die Auserwählten der Welt, die geborenen Vorkämpfer, starke Männer und befreiende Simsons dieser armen Welt, welchen die arme Delila-Welt nicht allemal ihre Kraft und ihr Augenlicht rauben, und sie zwingen wird, in schwarzer Nacht ihr armieliges Rad zu drehen! Solche Seelen werden in unseren Tagen mit der Welt ziemlich unzufrieden. Sogar ein Phron wird endlich zum Wahnsinn getrieben und weigert sich platterding, der Welt zu gehorchen. Die Welt mit ihren Ungerechtigkeiten, ihren goldenen Brutaltäten und langweiligen gelben Guineen ist ein Ofel für solche Seelen. Der Strahl des Himmels, der in ihnen wohnt, ist die Ursache, daß sie sich hier wenigstens sehr elend fühlen. Ja, und dennoch ist alles Elend falsch geleitete Fähigkeit — eine Kraft, die noch nicht ihren Weg gefunden hat. Der schwarze Wirbelwind ist der Erzeuger des Fluges. Es giebt keinen Rauch

in irgend einem Sinne, der nicht Flamme und Glanz werden könnte! Eine solche Seele geht, nachdem sie einmal an der strengen Universalität des Himmels graduirt worden, erhaben über Gure Guineer hervor.

Wisse, o prächtlichender Getreide-Lord, Baumwollen-Lord, o viel gekochte Welt, — dieser Mann ist nicht Dein Sklave! Von Deinen Beförderungen ist keine für ihn nothwendig. Sein Plaz ist bei den Sternen des Himmels. Dir kann es wichtig, Dir kann es wie eine Frage über Leben und Tod erscheinen, aber ihm ist es ganz gleichgültig, ob Du ihm, so lange er hier auf Erden lebt, seinen Plaz in der niedrigsten Hütte oder vierzig Fuß höher auf dem Gipfel Deines für Dich ungeheuer hohen Thurmes anweist. Die Freuden der Erde, welche kostbar sind, hängen nicht von Dir und Deinen Beförderungen ab. Nahrung und Kleidung, und um einen geselligen Heerd Seelen, die ihn lieben und die er liebt, diese sind schon sein. Er fürchtet keine Deiner Belohnungen; suche auch, er fürchtet keine Deiner Strafen. Nicht einmal dadurch, daß Du ihn tödest, kannst Du etwas aufrichten. Den Fall des Anaxarchus kannst Du tödten, das Ich des Anaxarchus aber, das Wort oder die That des Anaxarchus, kannst Du in keiner Weise tödten. Für diesen Mann ist der Tod nicht ein Popanz; für diesen Mann ist das Leben schon so ernst und ehrfurchtgebietend, so schön und so schrecklich, wie der Tod.

Kein Paternanz ist das Leben dieses Mannes, sondern ein Kampf und ein Marsch, ein Krieg gegen Fürstenthümer und Mächte. Es ist kein müßiger Spaziergang durch duftige Orangenbaine und grüne blumige Wiesen in Begleitung der singenden Nusen und der roßigen Horen, sondern eine ernste Pilgerfahrt durch glühende Sandwüsten, durch Reizenen von Schnee und Eis. Er wandelt unter den Menschen; er liebt die Menschen mit unaussprechlichem, sanftem Mitleid, wie sie ihn nicht lieben können, aber seine Seele wohnt in Einsamkeit, in fernen Theilen der Schöpfung. Auf grünen Oasen neben Palmbaum und Quelle ruht er eine Weile, aber bald muß er wieder weiter, geleitet von Schrecken und Glanz, von Erzämonen und Erzengeln. Der ganze Himmel, das ganze Pandämonium ist seine Begleitung. Die hellfunkelnden Sterne senden ihm Festschäften aus den Unermesslichkeiten; die Gräber, stumm mit ihren Todten, aus den Ewigkeiten. Tiefe ruft für ihn der Tiefe zu.

Und Du, o Welt, wie willst Du Dich gegen diesen Mann sichern? — Du kannst ihn nicht durch Deine Guineen mirthen, und ebenso wenig durch

Deine Galgen und Criminalgeheißbücher ihn zügeln. Er entwischt Dir wie ein Geist. Du kannst ihn nicht vorwärts bringen, Du kannst ihn nicht hemmen. Deine peinlichen Strafen, Deine Armuth, Deine Vernachlässigung, Deine Verachtung — siehe, alles dies ist gut für ihn. Komme zu ihm als Feind, wende Dich unfreundlich von ihm ab, nur thue nicht das Eine: Stecke ihn nicht an mit Deiner eigenen Verblendung. Der gütige Genius wird ihn davor schützen und wäre es durch den Tod. — Was willst Du mit ihm thun? Er steht über Dir wie ein Gott. Du in Deinen erstaunlichen drei Zoll hohen Schuhen stehst unter ihm. Er ist Dein geborener König, Dein Sieger und oberster Gesetzgeber und alle Guineen und Kanonen, alle Schurzelle und Brieferröcke unter dem Himmel sind nicht im Stande, Dich vor ihm zu retten. Die verfluchteste, dickhäutigste Mammonwelt und der ungehobelterste Kaliban werden ihm gehorchen. O wenn in diesem Manne, aus dessen Augen der Nis des Himmels zuckt, nicht als das Grundwesen seines Seins Gottes Gerechtigkeit, menschlicher Edelmann, Wahrhaftigkeit und Milde wohnten, — dann würde ich für die Welt zittern. Seine Kraft aber — freuen wir uns, dies zu hören — besteht in der Summe von Gerechtigkeit, Tapferkeit und Erbarmen, die in ihm lebt. Heuchlern und vom Schneider herausgeflachten hochstehenden Charlatanen gegenüber sprühen seine Augen Nis; aber sie schmelzen in theuigem Erbarmen, milder als die einer Mutter beim Anblick der Unterdrückten und Mißhandelten. Sein Herz, seine Gedanken sind ein Heiligtum für alle Unglücklichen. Der Fortschritt der Welt ist auf immer gesichert.

Hast Du aber auch einen Begriff, was ein Mann von Genius ist? Genius ist „die begeisterte Gabe Gottes.“ Es ist das klarere Dasein des allerhöchsten Gottes in einem Menschen. Mehr oder weniger umschleiert in allen anderen Menschen, ist er in diesem Menschen klar und anerkannt geworden. So sagt John Milton, der doch wohl etwas davon verstehen mußte; so antworten ihm die Stimmen aller Zeiten und aller Welten. Wöchstest Du mit einem solchen verkehren? Sei dann wirklich seines Gleichen. Liegt dies in Dir? Lerne Dich selbst und Deinen wirklichen und Deinen scheinbaren Platz, und lerne ihn und seinen wirklich n und seinen scheinbaren Platz kennen, und handle in etler Uebereinstimmung mit allem diesem. Wie! das Sternfeuer des Firmaments soll sich vertunkeln und magische Laternen erleuchten, um große Kinder zu ergötzen? Er, der Gottbegeisterte, soll Dir mit Harfen und Pfeifen aufspielen, um Deine überfüllte Seele

durch Visionen von neuen, noch weiteren Eldorado's, Houri-Paradiesen und reicheren Schlaraffenländern in Schlaf zu lullen? Bruder, das ist er nicht; dieser klimpernde, pfeifende, eitle Mensch ist nachgemacht und unächt. Du wirst wohlthun, mit dem kranken Saul auszurufen: „Sie taugt nichts, diese Harnfretz!“ — und in plötzlicher Wuth Deinen Speer zu ergreifen und zu versuchen, ob Du einen solchen Menschen an die Wand speichen kannst. König Saul irrte sich in seinem Manne, aber Du irrst Dich in dem Deinen nicht. So gebührt es einem solchen — nagele ihn an die Wand und laß ihn da. So müssen kupferne Schillinge auf Lacentische und kupferne Geniüsse an Wände genagelt werden, damit sie zur Warnung und zum Merkzeichen dienen.

Ich bin der Meinung, daß aus den Schriftstellern ebenfalls ein „Mitterthum“, ein anerkanntes, anstatt eines faktischen Priesterthums mit unermesslichen Ergebnissen werden kann, — sobald der dazu erforderliche Edelstern in ihnen vorhanden ist. Aber aber nicht! Aus Canaille vermögen ganze Parlamente keine Helden zu machen. Sei die Canaille noch so sehr mit Gold, Wappen, Diplomen bedeckt, werde sie noch höher gerufen und noch heller mit Gas beleuchtet — sie bleibt Canaille und muß das Schicksal einer solchen über sich ergehen lassen.

Achtes Kapitel.

Die Didaktischen.

Sicherlich wäre es eine egoistische Täuschung, zu erwarten, daß irgend welches Predigen von meiner Seite den Rammonismus abschaffen, daß Bobus von Poundekitch seine Guineen weniger, oder seine arme Seele mehr lieben werde, möge ich predigen, was ich wolle! Aber einen Prediger giebt es, der mit Wirkung predigt und allmählig alle Personen überzeugt. Sein Name ist Schicksal, göttliche Vorsehung und seine Predigt der unbeugsame Lauf der Dinge. Die Erfahrung nimmt allerdings ein furchtbar hohes Schulgeld, aber sie unterrichtet auch wie kein anderer Lehrer.

Ich komme wieder auf Freund Klugheit, den guten Quäker und seine Weigerung eines Tausches mit „siebentaufend Pfund in den Kauf“ zu spre-

Gen. Freund Klugheit's praktischer Schluß wird allmählig der aller rationalen praktischen Menschen überhaupt werden. Nach dem gegenwärtigen System und Prinzip kann die Arbeit nicht fortauern, Arbeitseinstellungen, Arbeiterverbrüderungen, Chartismen, Meuterei, Wuth und verzweifelte, immer verzweifelter werdende Empörung werden ihren Gang gehen. So wie das finstere Glend sich auf und herabsenkt und unsere Lügenzuchtchen eine nach der andern in Stücken fallen, werden die nun endlich ernstlichen Herzen der Menschen den Zuchtchen der Wahrheit sich zuwenden. Die ewigen Sterne kommen wieder zum Vorschein, sobald es finstern genug ist.

Petrobt von verzweifelten Arbeiterverbrüderungen und anarthischer Meuterei wird man manchen industriellen Law-ward, welcher versäumt hat, Gesetze zu machen und sie zu halten, mit der Zeit zu sich sagen hören: „Warum habe ich fünfhunderttausend Pfund realisiert? Ich stand früh auf und legte mich spät nieder. Ich arbeitete und mühte mich im Schweiß meines Angesichts und meiner Seele, dieses Geld zu verdienen, damit ich mich hervorthäte und einige Ehre genösse unter meinen Mitmenschen. Ich wollte, daß sie mich ehren, daß sie mich lieben sollten. Das Geld ist da, erworben mit meinem besten Lebensblut, aber die Ehre? Ich bin umringt von Glend, von Hunger, von Wuth und düsterer Verzweiflung. Man ehrt mich nicht, ja man beneidet mich kaum, höchstens Narren und Gecken thun das letztere. Ich habe mich hervorgethan, bin aber dadurch nur die Zielscheibe für Flüche und Steinwürfe geworden. Was nützt mir nun alles? Meine fünfhundert Skalps hängen hier in meinem Wägwam. Wollte der Himmel, ich hätte etwas Anderes gesucht, als die Skalps. Wollte der Himmel, ich wäre ein christlicher Kämpfer und nicht ein Choctaw gewesen! Nicht im Geiste des Kammens, sondern im göttlichen Geiste geherrscht und gekämpft zu haben; zu fühlen, daß die Herzen der Menschen mich als einen echten Führer und Hauptmann meiner Leute segneten, daß auch mein eigenes Herz und daß Gott oben anstatt des Kammens unten mich segnete, — dies wäre etwas gewesen. Aus meinen Augen, ihr kettelhastigen fünfhundert Skalps von Vanquiers-Laufenden. Ich will etwas Anderes versuchen oder mein Leben als ein tragisches Nichts betrachten!“

Freund Klugheit's „Helsenant“, wie wir ihn nannten, wird sich allmählig manchem Menschen, allen Menschen enthüllen. Allmählig, von unten und von oben angegriffen, wird die stürzende Schlammunfluth von Laissez faire, Angebot und Nachfrage, Paarzählung die einzige Pflicht auf allen

Seiten fallen, und die ewigen Bergesgipfel und sicheren Felsenfontamente, welche bis in den Mittelpunkt der Welt hinabreichen und auf dem Ich der Natur ruhen, werden wieder hervortreten, damit man wieder darauf gründen und bauen könne. Wenn die Rammonanketer hier und da Gottanketer zu werden beginnen und zweibeinige Raubthiere Menschen werden und in dem ungeheuren Pulse des riesig mechanischen Animalismus dieser Erde abermals eine Seele fühlbar macht, dann wird wieder eine gesegnete Erde sein.

„Die Menschen hören auf, das Geld zu schätzen?“ ruft Robus von Hundsdich; „wornach streben denn sonst alle Menschen? Sogar der Bischof theilt mir mit, daß das Christenthum nicht bestehen kann, wenn er nicht wenigstens viertausend fünfhundert Pfund jährlich in seine Tasche bekommt. Die Menschen sollen aufhören, das Geld zu achten? Das wird nicht eher geschehen, als am jüngsten Tage Nachmittags!“ — O Robus, meine Meinung ist etwas anders. Meine Meinung ist, daß die Mächte droben noch nicht beschloffen haben, diese Welt hierunter zu vernichten. Eine achtbare, sich stets mehrende Minderheit, welche wirklich nach etwas Höherem strebt als Geld, erwarte ich mit Zuversicht. Sie wird stets wachsen, bis sie als das Salz der Erde wiederum über alle Welttheile ausgebreitet ist. Das Christenthum, welches ohne ein Minimum von viertausend fünfhundert Pfund nicht bestehen kann, wird etwas Besseren Platz machen, was diese Summe nicht braucht. Du willst Dich unserer kleinen Minorität nicht anschließen? Nicht eher, als bis am jüngsten Tage Nachmittags? Wohlan; dann wenigstens wirß Tu Dich ihr anschließen, Tu und die Majorität in Masse!

In der That, es ist schön zu sehen, wie die rohe Herrschaft des Rammon überall wankend wird und sichere Verheißung seines Todes oder seiner Umgestaltung giebt. Eine seltsame, frostige, fast unheimliche Morgendämmerung bricht selbst im Dankelande an und meine transcendentalen Freunde verkünden auf deutliche, obßhon etwas ungraziöse Weise, daß der Demiurgus Dollar entthront ist; daß neue, bis jetzt unerhörte Priesterschaften, Aristokratien, Wachstbümer und Vernichtungen in dem Morgenrauh der kommenden Zeit schon sichtbar sind. Chronos ist durch Jupiter entthront, Dein durch St. Olaf; der Dollar kann nicht ewig im Himmel regieren. Nein, ich glaube es auch nicht. Socinianische Pretiger verlassen ihre Kanzeln im Dankeland und sagen: „Freunde, es thut uns leid, sagen zu müssen, daß sich dies alles in bunte Spinnweben verwandelt hat!“ Und damit ziehen

sie sich zurück in die Felder, um Zwiebelbeete zu bauen und frugal von Gemüsen zu leben. Es ist sehr merkwürdig. Der alte göttliche Calvinismus erklärt, daß sein alter Körper in Fetzen zerfallen und vernichtet ist, und sein trauriger entkörperter und neue Verkörperung suchender Geist pfeift wieder in den Winden; jetzt noch Geist und Geipensiß, aber dennoch neue Geisterwelten verkündend und bessere Dynastien, als die Dollardynastie.

Ja, hier wie dort kommt Licht in die Welt. Die Menschen lieben nicht Finsterniß, sondern sie lieben Licht. Ein tiefes Gefühl der ewigen Natur, der Gerechtigkeit, schaut überall unter und heraus, — selbst durch die stumpfen Augen von Greter Hall. Eine unaussprechliche Religiosität ist bemüht, sich auf die hübschste Weise in Puseyismen und dergleichen auszusprechen. Von unserer unbedingt verdammlichen Ebarlatanerie ist dennoch ein großer Theil nicht ohne Mitleid, wir hätten beinahe gesagt, ohne Achtung, verdammlich. Der in artikulirte Werth und die in artikulirte Wahrheit, welche in England vorhanden sind, reichen immer noch bis auf die Grundvesten hinab.

Ein gewisses „Ritterthum der Arbeit“, eine gewisse edle Humanität und praktische Götlichkeit der Arbeit wird noch auf dieser Erde realisirt werden. Oder warum wird? warum beten wir zum Himmel, ohne die eigene Schulter an das Rad zu setzen? Die Gegenwart muß selbst anfangen, wenn sie will, daß die Zukunft vollende. Du, der Du prophezeiest, der Du glaubest, beginne Du auch zu erfüllen. Hier oder nirgends, jetzt ebenso wie zu irgend einer Zeit. Jenes ausgestoßene hülfbedürftige Geschöpf, welches unter den Füßen oder Hufen des großen Haufens niedergetreten wird, für welches keine Hülfe „möglich“ ist, auf dessen Rettung man keinen Preis setzt, — kannst Du es denn nicht ohne Preis retten? Strecke Deine Hand aus in Gottes Namen; wisse, daß das Wort unmöglich da, wo Wahrheit und Erbarmen und die ewige Stimme der Natur befehlen, in dem Wörterbuche des braven Mannes keinen Platz hat; daß, wenn alle Menschen „unmöglich“ gesagt haben und geräuschvoll anderwärts hin getaumelt sind und Du allein noch übrig bist, dann erst Deine Zeit und Möglichkeit gekommen sind. Nun bist Du an der Reihe. Thue es und frage keinen Menschen um seinen Rath, sondern bloß Dich und Gott. Bruder, es liegt in Dir die Möglichkeit zu Vielem — die Möglichkeit, die Geschichte eines heroischen Lebens auf den ewigen Himmel zu schreiben. Jene edle verkrüppelte oder noch

ungeborene „Unmöglichkeit“ kannst Du wieder entwickeln und durch das Kreisen Deiner Seele in klares Dasein rufen.

Nicht auf Ilion's oder Latium's Ebenen, sondern auf ganz anderen Ebenen und Plätzen können etliche Thaten hinfort gethan werden. Nicht auf Ilion's Ebenen, wie viel weniger in den Salons von Paris! Nicht im Siege über arme Brüder, Franzosen oder Phrygier, sondern im Siege über Groß-Istunß, Sumpfriesen, über Dämonen der Uneinigkeit, des Müßiggangs, der Ungerechtigkeit, der Unvernunft und des wiedererstandenen Chaos. Keins der alten Heltengedichte ist jetzt noch möglich. Das Epos der Franzosen und Phrygier war verhältnißmäßig ein kleines Epos, aber das von Kofetten und Hasenfüßen, was ist das? Ein Ding, welches verschwindet, sobald der Hahn krähet, — welches schon die Morgenluft zu wittern beginnt. Die ihr Wild hegenden Aristokratien können, wenn sie sich auch noch so gut auf ihr Handwerk verstehen, doch endlich dem Jäger selbst nicht entgehen. Die Jagtsaison wird vortreflich sein und dann wieder unerheblich, und allmählig werden sie gar nicht sein. Das letzte Rebhuhn Englands, eines England, wo Millionen Menschen kein Getreide zu essen bekommen können, wird geschossen werden und ein Ende nehmen. Aristokratien, denen der Bart gewachsen ist, werden andere Arbeit finden, als sich mit Reisenpiel die Zeit zu vertreiben.

Euch aber, Ihr Arbeiter, die Ihr schon arbeitet, und seid wie erwachsene Männer, edel und ehrenwerth, Euch ruft die Welt zu neuer Arbeit und neuem Adel. Bezwingt Neuterei, Zwiespalt, weit verbreitete Verzweiflung durch Männlichkeit, Gerechtigkeit, Milde und Weisheit. Das Chaos ist finster und tief, wie die Hölle; laßt Licht werden, und wir sehen statt der Hölle eine grüne blumige Welt. Es ist groß und es giebt keine andere Größe, als irgend einen Winkel von Gottes Schöpfung ein wenig fruchtbarer, besser und Gottes würdiger, einige Menschenherzen ein wenig weiser, männlicher, glücklicher und geeigneter zu machen. Es ist dies eine Aufgabe eines Gottes würdig. Die ruhige Hölle der Neuterei, Barbarei und Verzweiflung kann durch die Energie des Menschen zu einer Art Himmel umgeschaffen, von ihrem Ruße, ihrer Neuterei und ihrem Bedürfniß nach Neuterei gereinigt werden. Der ewige Fogen des himmlischen Azur überspannt auch sie und ihre schlauen Maschinerien und hohen Schornsteinkürme als eine Geburt des Himmels, und Gott und alle Menschen schauen zufrieden darauf herab.

Unbefleckt durch verderbliche Auswüchse, durch vergendete Thränen und Herzblut, wird die edle fruchtbare Arbeit immer edler werdend hervortreten, — das erhabene einzige Wunder des Menschen, wodurch der Mensch sich von den niedrigen Plätzen dieser Erde kühnlich in den göttlichen Himmel emporgehoben hat. Pflüger, Spinner, Baumeister; Propheten, Dichter, Könige; Brinkler und Göthes, Odins und Artwrights — alle Helden und edle Menschen und Götter gehören einer einzigen großen unermüdblichen Heerschaar an, die seit den Anfängen der Welt unaufhaltbar immer weiter vorrückt. Ein ungeheures, alles eroberndes flammengekröntes Heer, in welchem jeder Krieger edel und geheiligt ist. Möge Der, welcher nicht dazu gehört, sich verbergen, möge er für sich zittern. Sterne auf jedem Knospe können ihn nicht adeln, und ganze Garben von Hosenbandorden oder Scherfeln von Georgskreuzen ihm nichts helfen. Es bleibt ihm nichts übrig, als muthig in dieses Heer zu treten und in den Reihen desselben tapfer mit weiterzumarschiren. O Himmel, wird er sich nicht besinnen, er, dessen das Heer auch so nothwendig bedarf? Es wäre so herrlich, dreimal herrlich für ihn und für uns alle! In Hoffnung auf das letzte Rebhuhn und einen Herzog von Weimar unter unseren englischen Herzögen, wollen wir uns noch eine Weile getulden.

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschreckt,
Dringen wir vorwärts.“

Zur Notiz.

Am Schluß des fünften Bandes hatte ich angezeigt, daß Band VI. u. ff. „Friedrich der Große“ enthalten würde. Besondere Umstände haben das Erscheinen desselben im Original verzögert und mich veranlaßt, in dem sechsten Band die vermischten Aufsätze fortzusetzen

Otto Wigand.